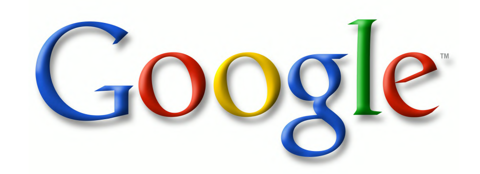
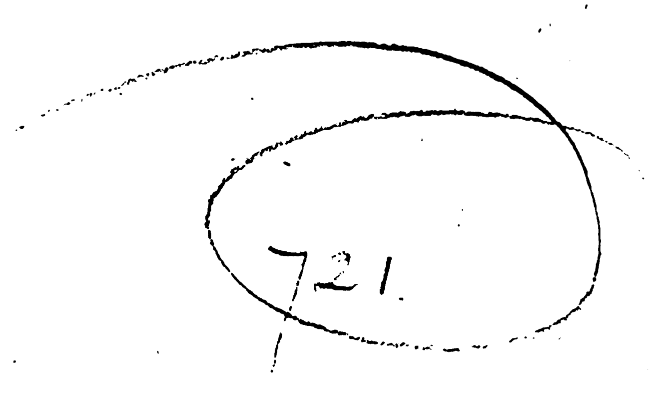





721.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1811.

ACHTER JAHRGANG.

DRITTER BAND.



JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1811.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1811.

THEOLOGIE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Liturgie, was sie seyn soll, unter Hinblick* (mit Hinsicht) *auf das, was sie im Christenthume ist, oder Theorie der öffentlichen Gottesverehrung, vermischt mit Empyrie* (Empirie), von *Vitus Anton Winter*, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität und Stadtpfarrer bey St. Jodoch zu Landshut. 1809. VI u. 271 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Schrift gehört unter die erfreulichen und merkwürdigen Erscheinungen der Zeit. Die Protestanten haben noch keine Theorie der Liturgik, und vergebens erging vor einigen Jahren eine Auffoderung dazu in einem theologischen Journale an einige ausgezeichnete Männer dieses Fachs. Hier wird ein nicht übelgerathener Versuch dieser Art von einem Lehrer der katholischen Kirche gemacht. Mit seltener Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe theilt er seinen Glaubensgenossen die Ideen mit, die er aus den Schriften protestantischer Gelehrten, eines *Kant*, *Mnioch*, *Oemler*, *Veillodter*, *Jenisch*, *Schlez*, und *Wagnitzens* liturgischem Journale sammelte, und schlägt Verbesserungen vor, die, wenn sie Eingang fänden, durch gegenseitige Annäherung die Scheidewand zwischen katholischer und protestantischer Kirche bald vollends niederreissen würden. In der Voraussetzung, dass die Glaubensgenossen des Vfs. seinen Lehren um so williger Gehör geben werden, als hier ein *Mann aus ihrer Mitte* die frommen Wünsche und Bedürfnisse der christlichen Kirche in Anregung bringt, fühlt man sich gegen den würdigen Vf. zu noch grösserem Dank verpflichtet, und aus Rücksicht auf die guten Wirkungen, die seine Schrift für die katholische Kirche haben wird, wenn sie mehr in Umlauf kommt, halten wir uns zu einer ausführlicheren Anzeige derselben für verbunden. Den Protestanten sind zwar seine Ideen gar nicht neu, aber von einem Katholiken für Katholiken mit solcher Wärme und Unparteylichkeit ausgesprochen, allerdings eine wichtige, und auch für Protestanten interessante Erscheinung. Dieser Gesichtspunct soll die Kritik bey der Anzeige seines Werks leiten.

Wir übergeben, was der Vf. in den 5 ersten Abschnitten über Religion überhaupt, über äussere Religion, über die erhabenen Zwecke der öffentlichen Gottesverehrung, über die Pflicht der Theilnahme an ihr, über das gesunkene Ansehen derselben von S. 13 bis 154 sagt (in einer tiefer geschöpften Theorie sind diese Abschnitte ein *hors d'oeuvre* und hier nur für die Glaubensbrüder des Vfs. nicht zu weitläuftig abgehandelt), und lassen im 6 Abschnitt über die Grundsätze der öffentlichen Gottesverehrung den Geist des Werks durch ausgezogene Kraftstellen grösstentheils sich selbst aussprechen. Diese Grundsätze sind theils negativ, theils positiv. Jene sagen aus, was der öffentliche Gottesdienst nicht seyn darf, diese, was er seyn soll; jene bezwecken Beseitigung der Hindernisse, diese Auffindung und Anpassung der Mittel. In *negativer* Hinsicht soll der Gottesdienst 1) nicht den Unglauben fördern und alle Fabeln zurückweisen. „Die Zeit ist vorbey, wo man es wagen dürfte, die gute Sache mit schlechten Gründen zu unterstützen, die Erfüllung der Pflichten mit falschen Vorspiegelungen zu fördern, und in das Gewebe der Religion Fabeln einzutragen. Von dieser Seite ist nichts mehr zu gewinnen, aber alles zu verlieren. Der öffentliche Gottesdienst ist eine viel zu heilige Stätte, als dass man es wagen dürfte, Falsches unter das Wahre zu mengen, oder gar diesem durch jenes mehr Ansehen und Glauben verschaffen zu wollen. *Trug* ist immer schändlich, im Religionssache desto schändlicher, weil man gleichsam im Namen Gottes, dessen Schild man überall aushängt, *lügt*. — Gerade wenn man mündlich oder durch Symbole zum Volke redet: so heischt die Wahl der Vorstellungen und des Ausdrucks eine desto grössere Vorsicht, je eher jene Menschenclasse, der es an tieferer Einsicht gebricht, um das Wahre von dem Falschen zu sondern, bey Entdeckung des Letzteren auch das Erstere wegwirft. O das beherzige der Lehrer des Volks im bildlichen, wie im mündlichen Unterrichte, und Alles, was im Kreise des äusseren Gottesdienstes Aufnahme findet, *sey dem Genius der Wahrheit geweiht!* Scharf verdient geahndet zu werden, dass man auch in unserer Periode, wo überall ein reger Geist der Prüfung erwacht ist, wo das Licht der Kritik auch auf unser Feld (ihre) seine wohlthätigen Strahlen ausgiesst, weniger bemüht ist, dieses Übel zu entwurzeln, und die entehrenden Flecken aus dem äusseren Gottesdienste wegzuwischen — dass der Schleyer, den man uns über den Kopf geworfen hat, von den Kirchenvorstehern noch nicht weggenommen wird — dass Einige davon unbeweglich und unbekümmert zusehen, bis denselben zahlreiche Stände selbst von sich werfen, und mit ihm alle Religiosität. Man muss es laut sagen, und kann es nie laut genug sagen, dass der Grund, warum Tausende die Fahne des Unglaubens aufstecken, darin liegt, dass sie das Unzuverlässige,

Zwecklose und Schädliche *dessen* erkennen, und dass sie eben deswegen mit den Einschiebseln und Anhängseln die Sache selbst wegwerfen." — 2) Den Aberglauben nicht fördern. „Dieser Götz hat leider selbst im Christenthume, selbst in unseren Kirchen seinen Thron aufgeschlagen, und an Wänden und auf den Altären sehr viel Fremdartiges aufgehäuft, das vom reinen Lebenswandel abzieht, und auf Bigottismus, Pietismus und Monachismus hinleitet. Dieses Unkraut klebt dann den dahin eilenden Gläubigen an, ohne dass sie es oft selbst wissen. Bonifaz entwarf eine Liste von 30 crassen Gattungen desselben, auf deren Ausrottung die Bischöfe unermüdet hinarbeiten sollten. Ich huldige der Weisung des Kirchenraths von Trient in Hinsicht auf Verehrung der Heiligen und deren Bilder im Innersten meiner Seele; eben deswegen aber kann ich den von jener Vorschrift abweichenden und überspannten Heiligendienst nicht billigen. Wir sollen nach der Weisung jener Synode *Gott* in den Heiligen verehren, und bey der täglichen Praxis unserer Christen nimmt die Verehrung Gottes in eben dem Masse ab, in welchem jene seiner Diener zunimmt. So oft ein Gut errungen, oder ein Übel abgewendet werden soll, läuft der Katholik zu den Heiligen. Heisst diess Gott ehren, oder vielmehr entehren, wenn wir uns ihn als einen Beherrscher vorstellen, der die Bitten seiner Kinder blos durch Advocaten und Procuratoren annehmen will, und dem man sich nur von ferne, nur durch seine Heiligen nähern darf?" Weiterhin erklärt sich der Vf. nachdrücklich gegen die „abenteuerlichen und widersinnigen" Statuen und Gemälde in den Kirchen. — 3) Dem Mechanism keine Nahrung geben. „Er entsteht, wenn der Zögling gleich beym Eintritt in das ethische Reich, anstatt sich der Gottheit mit reinen Gesinnungen zu nähern, angewiesen wird, mit den Händen oder Lippen einige auf Religion hinweisende Bewegungen zu machen, ohne dass ihm der Sinn davon aufgeschlossen wird, oder wenn ihm zwar verständliche Lehren mitgetheilt werden, diese aber die Tendenz haben, ihn zu einer passiven Frömmeley zu lenken, und es Gott zu überlassen, aus ihm einen guten Menschen zu machen, wenn endlich die Anfangs mit Absicht und Hinblick auf den Zweck unternommenen Handlungen durch ihr ewiges Wiederkehren in eine leere geistlose Bewegung ausarten." S. 173. „Die Elemente des Kindes beginnen mit dem Kreuzmachen, d. h. es muss mit seinen Fingerchen das erste Manoeuvre auf der Stirn, das zweyte auf dem Mund, das dritte auf der Brust vornehmen, und zu gleicher Zeit Worte sprechen, deren Sinn ihm so fremd ist, als jener des Kreuzzeichens. Muss sich den Kleinen dann nicht der Schluss aufdringen, die Religion bestehe blos in äusseren Bewegungen?" — „Dieser Mechanismus geht von dem Knaben auf den Jüngling und Mann über. Sitzt nicht das Volk in unseren Kirchen dumpfbrütend da, wie die Jugend, oder schläft, oder wenn es wacht, bewegt es nicht die Lippen und die an den Fingern hangenden Ringelchen meistens ohne zu denken und zu fühlen? Wird es nicht selbst von denen, die es auf Spiritualism hinleiten sollten, im Mechanism bestärkt? Muss es nicht befremden, dass man uns den Sinn vieler Dinge durch eine *fremde Sprache* verhehlet, dass uns das Ritual gleich in der Periode unseres Werdens *lateinisch* begrüsst, und durch die ganze Lebensbahn lateinisch zuredet, und endlich am Ziele unserer Wanderschaft wieder mit etlich lateinischen Sprüchelchen in die Ewigkeit fortschickt?" — S. 177. „Welcher Priester (dieses Wortes hätte sich der Vf. überall nur *abusive* bedienen sollen) würde nicht mit Vergnügen das Brevier ergreifen, wenn er sich schmeicheln dürfte, täglich etwas Neues zu lesen, täglich seinem Geiste neue Nahrung zu verschaffen, täglich sich mit neuem Muthe zur Gottheit emporschwingen zu können, während dass er es nun mit einem halb glücklichen Gedächtniss, und selbst wider seinen Willen, in Kurzem dahin bringt, dass er einen grossen Theil der Psalmen auswendig weiss, und eben desswegen ohne neue Belehrung und Rührung hersagen muss? Hält uns nicht das Ritual bey Ausspendung der Sacramente immer das Nämliche vor? Werden also nicht Brevier und Ritual durch die tägliche Wiederkehr dem Priester so geläufig, dass ihm die Worte unvermerkt über seine Zunge wegrollen, und das Ganze in den crassesten Mechanism übergeht?" — S. 180. „Die Formel, die der Büssende, und jene, welche der Priester sprechen, und überhaupt der äussere Gottesdienst wirken nicht als *magische Mittel* ohne unser Hinzuthun, ohne unsere thätige Theilnahme. Rechnen wir hier auf eine Zauberkraft: so täuschen wir uns, aber nicht Gott, vor dessen allsehendem Auge die Falten unseres Herzens offen daliegen." — 4) Er verdränge den Eigennutz. „Wenn dem Glückseligkeitsprincip als höchster Regel der Sittlichkeit gehuldigt wird, was heisst diess anders, als der Vernunft und Tugend ihren Werth absprechen, die Vernunft zur Magd der Sinnlichkeit herabwürdigen? Viele Predigten sind so geeigenschaftet, dass sie uns bis ans Ende in Zweifel lassen, ob man Juden oder Christen bilden will; mit ihnen gehen unsere Gebetbücher einen harmonischen Gang." 5) Er beleidige die guten Sitten nicht. Diess geschieht einmal, wenn der Gottesdienst zu eben nicht sehr erbaulichen Zusammenkünften Gelegenheit giebt, z. B. bey Morgen- und Abend-Andachten, Processionen, Wallfahrten; zweytens, wenn der Gottesdienst den Stein des Anstosses in sich selbst trägt: er rechnet hieher die vielen aus dem Hohenliede entlehnten Stellen, Gemälde und Statuen, die selbst an jedem profanen Orte das feinere Gefühl des Wohlstandes und der Sittlichkeit beleidigen würden, „die eitle Kirchenmusik, wenn dieselbe hüpfende Tänze nachahmt." 6) Beleidige er nicht den guten Geschmack. Der Vf. ergreift diese Gelegenheit, gegen eine Menge von Missbräuchen und Verunzierungen sein Missfallen zu äussern. 7) Er verschmähe alle Überladung. „Durch Aufhäufung der Ceremonieen wird eine Menge fremder, dunkler, oft durchaus nicht verketteter Ideen erzeugt, eine Menge ganz heterogener Empfindun-

gen und Gefühle aufgeregt, und muss nicht ein solches Chaos im Geiste und Herzen des Menschen eine totale Verwirrung herbeyführen, in welcher er gar nichts denkt oder fühlt, oder wenigstens das nicht, was er jetzt denken sollte? Die überladene und übersättigte Seele empfindet Missbehagen, weil sie das aus so ungleichartigen Theilen bestehende Aggregat nicht zur Einheit bringen kann. Werden nicht gehäufte Äusserlichkeiten, statt den Menschen für das Übersinnliche zu gewinnen, ihn an das Sinnliche heften? wird ihm nicht über das viele Äusserliche das Innere entfliehen?" etc. „Es ist leichter, sich mit Lappen und Lumpen zu behängen, als die unordentlichen Leidenschaften zu bezähmen, leichter, sich in eine Bruderschaft einschreiben zu lassen, als dem Bruder das Böse mit Gutem zu vergelten." — „Christus und die Apostel nahmen in den Gottesdienst nur wenige Ceremonieen auf, ein Wink, welcher auch ihren Nachkömmlingen Sparsamkeit und Nüchternheit empfahl. Aber mit jedem Papste, jedem Mönchsorden, beynahe mit jedem Jahrzehnte schuf man neue Ritus, ihre Anzahl stieg zu dem Puncte, dass sie als ein sicheres Zerstreuungsmittel, und nicht selten als eine Quelle des sittlichen Verderbens angesehen werden müssen." — 8) Er verschmähe zu grosse Länge.

In *positiver* Hinsicht sind die Grundbedingungen der öffentlichen Gottesverehrung 1) *Bedeutung*. „Jede äussere religiöse Handlung ist unnütz, wenn sie nicht aus innerer Religion kommt oder dazu führt; das Herz kann an dem, was der Verstand nicht aufgefasst hat, unmöglich Interesse finden." — „Wer dürfte es leugnen, dass auch in unserem heutigen Gottesdienst der wahrhafte Kern meistens in eine für das Volk undurchdringliche Schale gehüllt ist? dass Mangel der Erklärung und Einfassung in die lateinische Sprache nur eine ungeniessbare Kost liefern? dass der gemeine Mann unter hundert religiösen Bildern, welche als belehrende und belebende Muster in unseren Kirchen stehen, oft nicht sechs kennt? dass die lateinischen Vespern ihrer Unzugänglichkeit wegen den deutschen Gemeinden nicht frommen können, und doch noch in vielen katholischen Ländern im vollen Gange sind? dass selbst die Messe in ihrer Wirkung gelähmt wird, weil die dort aufgehäuften Ceremonieen, der Erklärung beraubt, weder belehren noch erbauen können? Will man zweifeln: so lasse man sich mit eifrigen Katholiken darüber in eine Unterredung ein, und man wird sich leicht überzeugen, dass der Hundertste, ja der Tausendste den Sinn der Ceremonieen der Messe nicht kennt, *ja dass unter zehn Geistlichen oft nicht Einer im Stande ist, dieselben zu deuten*." Mit Recht sagt er über diesen Punct, so wie an mehreren anderen Stellen, auch den Protestanten, was ihnen zu sagen ist, und was sie wohl beherzigen dürften. „Unverständliche Töne, fährt er fort, so feyerlich sie durch die Kirche hallen, so viel Schönes sie in sich schliessen mögen, werden doch nie den Weg zum Verstande, nie den Weg zum Herzen finden; wohl aber den ohnehin zum Aberglauben geneigten Menschen auf den Wahn führen, die unverständlichen Ausdrücke als Zauberformeln anzusehen, die uns ohne unser Zuthun, ohne thätiges Mitwirken, von oben herab Seligkeit zuführen." — 2) *Popularität*. Sie bezieht sich auf die mitzutheilenden *Lehren* und *Gefühle* — auf ihre *Bezeichnung* — auf die *Beyspiele*. Über letztere äussert er sich so: „Einem Kinde wird ein anderes gutes Kind, dem Bürger ein Bürger, dem Soldaten ein Soldat zur Nachahmung vorgestellt. Also Beyspiele, die mit dem, den sie zur Nachahmung reizen sollen, volle Ähnlichkeit haben, sind an ihrem Platze. Giebt es unter hundert aufgestellten Bildern in den Kirchen oft auch nur zehn, die dieser Anfoderung entsprechen? Sind es nicht beynahe immer Heilige, die in ihrem Leben von den übrigen Sterblichen eine Ausnahme machten? und werden nicht gerade Handlungen, welche ausser unserer Sphäre liegen, am meisten emporgehoben?" 3) *Zweckmässigkeit*. „Den Wunsch kann ich nicht unterdrücken, dass dogmatische Meinungen aus den Gebeten und Gesängen weggelassen, und dagegen eine reine praktische Idee zur Besserung des Menschen durch das Ganze durchgeführt werden möchte. Wer dürfte uns Christen des 19 Jahrhunderts das Recht bestreiten, Gott als Vater, frey von allen dogmatischen Zwisten und Ansichten, die unserem Herzen oft so fremd sind, im Geiste und in der Wahrheit anzubeten? u. s. w. Kaum trat ein Arius, ein Macedonius auf, als nicht nur gegen sie gelehrt, sondern auch gegen sie gebetet wurde. Das Wort *consubstantialis* wurde gegen Ersteren in die Gebete an den Sohn, gegen Letzteren in jene an den heiligen Geist überall aufgenommen. Aber werden wir in das Gebet, das uns der Gottheit und den Mitmenschen annähern soll, noch lange fremdartige Dinge aufnehmen, die uns von beiden entfernen?" 4) *Gründlichkeit*. „Im Namen des Volks, das gewöhnlich an Verstand und Willen unmündig ist, und sich blindlings der fremden Führung seiner Lehrer überlässt, fodert die Vernunft alle Schöpfer des mündlichen und bildlichen Gottesdienstes auf, nichts in denselben aufzunehmen, was der Lehrling in der Folge, durch eigenes Nachdenken oder fremde Belehrung geweckt, als unzureichend, oder gar als Trug und Täuschung von sich wirft. Was ihm als Sitten- und Religions-Wahrheit angeboten wird, muss auch bey wiederholten Untersuchungen als solche bestehen, wie die Gottheit, von der sie ausfliesst, und deren Firma sie trägt; es sey unmöglich, sie als Täuschung zu erklären, ohne zugleich auf die Vernunft Verzicht zu thun. Nicht nur das offenbar Falsche, sondern auch alles Unerweisliche, bey dem die historische, philosophische oder theologische Kritik den Kopf schüttelt, werde aus unseren religiösen Vorträgen, und auch aus dem bestehenden Cultus weggeschafft, und finde im gereinigten nie wieder Eingang!" 5) *Ästhetische Kraft*. „Wir müssen den äusseren Gottesdienst so modeln, dass die durch die schönen Formen geweckten Gefühle mit der Erkenntniss der Wahrheit gleichen Schritt halten, und dem Menschen für das Höhere, Übersinnliche und Göttliche Interesse abge-

winnen.“ Die einzelnen Vorschläge, die er hierüber macht, wird man auch in anderen Schriften nicht besser vorgetragen finden. 6) *Mannichfaltigkeit.* „Was ist mehr geeignet, unseren Geist in ernsthafte Betrachtungen, und unser Herz in fromme religiöse Gefühle zu versenken, als die *Abendmahlsfeyer*, welche uns an jenen entscheidenden Abend erinnert, an dem der Stifter unserer Religion seine Freunde um sich her versammelte, die letzten Worte zu ihnen sprach, Worte, die sich tief in ihr Herz gruben — an dem er mit ihnen, und durch sie mit uns allen den Bund schloss, für die Wahrheit und die Tugend zu leben und zu sterben, nach welchem er muthig hinging, und auf Golgatha das grosse Werk vollendete. Wenn wir uns zum Andenken seiner letzten thatenreichen Tage um den Altar herum versammeln, ihn im Geiste dulden, kämpfen, bluten und sterben sehen, welches Feuer sollte nicht in unserem Innersten auflodern? welcher Muth sollte uns nicht beseelen, für Wahrheit und Tugend jeden Kampf zu bestehen, um uns so der Aufnahme in das Reich der schleyerlosen Wahrheit, der fleckenlosen Tugend fähig zu machen? Aber warum ist diese Anstalt weder für den Priester, noch für den Layen, das Erbauungs- und Tugendbeförderungs-Mittel, welches es seyn könnte und sollte? Gewiss liegt nebst anderen auch darin viel Grund, dass der Kanon der Messe täglich der nämliche ist, dass täglich beynahe immer die nämlichen Gebete wiederkehren, dass dem Layen, abgerechnet, dass er die Gesänge oder Gebete nicht versteht, täglich die nämlichen Ceremonieen vorgeführt werden.“ — „Wir stossen in unseren liturgischen Büchern immer und überall auf das schon Bekannte und Gewohnte, vorzüglich in unseren Ritualien, welche für jeden Religionsact nur *ein* Formular enthalten, während dass die Agenden der Protestanten bey jeder religiösen Handlung mehrere derselben darbieten. Das volle Jahr hindurch läuft die Reihe unserer Religionsacte an einem Faden ab, der mechanische Priester, wie der mechanische Zuhörer, mögen bey ihrer gemeinschaftlichen Geistesträgheit daran ihr Behagen, beide mögen Nahrung ihres Mechanism, aber nicht ihres Geistes finden; allein wer wird es dem nur halb Gebildeten verargen, wenn er sich an diesem ewigen Einerley bald satt hört, bald satt betet?“ Doch übersieht er nicht, dass auch der *immerwährende Wechsel* ein Extrem ist, vor dem man sich hüten soll. „Wenn es nur dieser Wechsel, wenn es nur die nie gesehenen schönen Formen, die nie gehörten, reizenden Töne sind, welche unsere geleerten Kirchen füllen sollen: so fürchte ich sehr, dass unsere Tempel noch lange leer stehen möchten, weil ja das Bedürfniss des Schönheitssinnes, der einzige Grund der zu hoffenden Wiederkehr, bey aller Umbildung, oder besser Verbildung der öffentlichen Gottesverehrung anderswo immer einen grösseren Spielraum, mehr Wechsel, mehr Neuheit finden würde.“ — 7) *Einheit.* Hier legt der Vf. seinen Mitbrüdern Horazens Worte ans Herz: *demum sit simplex duntaxat, et unum.* „Zwischen dem Worte aus dem Munde des Lehrers, und dem, was von den Lippen der Gemeinde kommt, zwischen Predigt und Gesang sey Einklang, ein unverfälschter Geist des Christenthums wehe nicht bloss in dem, was in einer religiösen Versammlung gelehrt, gebetet und gesungen, sondern auch in dem, was gesehen wird. Soll die Andacht, diese höhere Begeisterung, herabsteigen in die Seele des Menschen und da festen Boden gewinnen: so muss alles in ihm und ausser ihm einstimmen, diese Tochter des Himmels zu empfangen: denn wie leicht entflieht sie, wenn sie der Christ nicht mit Herz und Geist festhält, wenn er durch etwas Fremdartiges in seinen geistigen Anschauungen gehemmt wird, wenn er auch nur einen Moment den Blick vom Übersinnlichen abzieht, und ihn auf die Erde sinken läfst!“ Noch einen angenehmeren Eindruck würde das Werk auf den Leser machen, wenn der Stil hie und da edler und von Provincialismen freyer, und der Verlagshandlung nicht der Vorwurf zu machen wäre, dass so viele unverzeihliche Druckfehler stehen geblieben sind.

A + X.

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigten am grünen Donnerstage und am ersten und zweyten Osterfage im Jahr* 1809 gehalten von D. *Franz Volkmar Reinhard.* 85 S. gr. 8. (8 gr.) Diese Predigten unseres *Reinhards*, nach der Zeit, wo sie gehalten, und nach ihrem gemeinschaftlichen Inhalte schicklich in Eins verbunden, athmen, wie alle seine Kanzelreden, den belebenden Geist des Evangeliums. Die erste, am grünen Donnerstag, beweiset die Wahrheit: dass die würdige Feyer des Abendmahls Jesu die zweckmäfsigste Erinnerung an unseren Tod sey. Meisterhaft wird durch die einzelnen Momente der Disposition die Rede fortgeführt, so dass am Schlusse klar und als selbsterworbenes Eigenthum vor der Seele steht, diese Erinnerung an unseren Tod beym Abendmahle sey die natürlichste, die lehrreichste für unseren Verstand, die beruhigendste für unser Herz, die fruchtbarste für unser Leben und die erfreulichste für unsere Hoffnungen. Die zweyte Predigt über Luc. XXIV, 1 — 10 hat das Thema: Was wir beym Lichte der Auferstehung Jesu von dem Zustande unserer Verstorbenen zu glauben haben. Hier werden denn folgende Sätze erörtert und erwiesen: Es giebt eine Welt, die von den Sinnen des Körpers nicht erreicht werden kann, erwiesen aus dem Ausrufe des sterbenden Erlösers: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; in diese Welt geht der Geist unserer Verstorbenen über, aus eben jenem Ausrufe geschlossen; und zwar mit dem Bewusstseyn seiner bisherigen Verhältnisse, aus dem Verhalten Jesu nach seiner Auferstehung; auch mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, aus der Fortdauer der ausserordentlichen Vorzüge Jesu; doch können sie auf die sichtbare Welt nicht weiter wirken, denn nur unser Herr hatte die eigene Bestimmung, seine irdischen Geschäfte nach seinem Tode noch eine Zeitlang fortzusetzen; sie müssen vielmehr sogleich in die neue Verfassung eintreten, die der Ausspruch des Richters ihnen anweiset. Die dritte Predigt über Joh. XX, 24 — 31, eine Beantwortung der Frage: Was wir in Absicht auf unsere Verstorbenen zu thun haben, wenn weder ihnen noch uns Unrecht geschehen soll, — schliesst sich als praktischer Theil an die zweyte, und hinterläfst einen sehr wohlthätigen Eindruck.

Bn.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS 1811.

JURISPRUDENZ.

Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Beyträge zur Charakteristik und Kritik des Code Napoléon* von Dr. *Anton Bauer*, ord. Prof. des Rechts und Beysitzer der Juristenfacultät zu Marburg. 1810. Erste Abtheilung. VI und 232 S. 8. (20 Gr.)

Es ist uns bey Durchlesung dieser Schrift wohl geworden. Sie zeugt von *sichtbarem* Fortschreiten des deutschen Gelehrten in der Kunde und gerechten Würdigung des neuen Civilgesetzbuchs. Der Vf. will, wie er in der Vorrede sagt, „den *C. N.* von allen Seiten treu charakterisiren, und durch parteylose Darstellung der Prämissen den Leser in den Stand setzen, ein richtiges Urtheil zu fällen; er will mit männlicher Freymüthigkeit, von niedriger Schmeicheley und parteyischer Tadelsucht entfernt, die Licht- und Schatten-Seiten gleich wahr und einfach zu zeichnen suchen; er will in einer Reihe einzelner, diesem Zweck gewidmeter Beyträge vorzüglich denjenigen Lesern nützen, welchen es an Gelegenheit und Mitteln zu einer gründlichen Selbstbelehrung fehlt." — Diese Zusage wird in der vorliegenden ersten Abtheilung redlich erfüllt. Neue, tiefgedachte Ansichten, originelle Zusammenstellungen suche man nicht. Aber Freymüthigkeit, Wahrheitsliebe, gute wissenschaftliche Diction, Sichtung des Wahren vom Falschen, Bekanntschaft mit demjenigen, was in Frankreich und Deutschland über die Mängel und Vorzüge des *C. N.* mit *Sachkunde* gesagt worden ist, charakterisiren die gehaltvolle Schrift. Mitunter findet man manche dem Vf. eigenthümliche sehr richtige Bemerkung. Es werden in fünf Abschnitten kritische Ansichten über die *allgemeine Grundlage* der Gesetzgebung des *C. N.*, über die *Gegenstände* derselben, über den *Charakter der Discussion* und *Redaction*, und endlich über die *Ordnung* des *C. N.* geliefert. — Gleich im *ersten* Abschnitt trägt der Vf. S. 26 kein Bedenken, das in seinem Lehrbuch des napoleonischen Civilrechts S. 11 niedergelegte Glaubensbekenntniss an die *Vereinbarkeit des C. N. mit allen Arten von Staatsverfassungen und Regierungsformen* stillschweigend, durch die Behauptung des Gegentheils, als Irrthum zu widerrufen. Er versichert sogar in der Note, dass er der Darstellung des *C. N.* in seinen Beziehungen auf die Verfassung und Verwaltung des (französischen) Staats eigene Vorlesungen widme. Er hält diese Beziehungen für so einflussreich, dass er — was noch kürzlich ein berühmtes kritisches Journal für zweifelhaft hielt — ein gründliches Studium des napoleonischen Civilrechts, ohne *genaue* Kenntniss seiner organischen, administrativen und gerichtlichen Umgebungen, für *unmöglich* erklärt. Er sieht ein, dass aus diesen nämlichen Beziehungen die *grossen*, mit der Aufnahme des *C. N.* in Deutschland verknüpften Schwierigkeiten hervorgehen. — Im *zweyten* Abschnitt ist die *Aufzählung* und *Beschreibung* der dem *C. N. eigenthümlichen*, mit dem römischen und deutschen Recht *gemeinschaftlichen*, und der von ihm ausdrücklich oder stillschweigend *verworfenen* Institute eben so anziehend als für den Geschäftsmann belehrend. Die Lehre *von der Nothwendigkeit eines glaubwürdigen Datums bey Privaturkunden* wird S. 89 in ihren Folgesätzen trefflich entwickelt, und dadurch das Eingreifen des *Enregistrements* in das Civilrecht lichtvoll aus einander gesetzt. Es wird dadurch ein im Lehrbuch des Vfs. S. 83 eingeschlichener bedeutender Irrthum ebenfalls berichtigt. Indem er S. 50 die väterliche Familienmagistratur gegen das französische Vormundsrecht mit Wärme vertheidigt, bringt er eine für die Menschheit höchst wichtige Angelegenheit zur Sprache, und nimmt abermals stillschweigend die in seinem Lehrbuch S. 177 geäusserte entgegengesetzte Meinung zurück. Im *dritten* und *vierten* Abschnitt werden die bey der *Discussion* und *Redaction* des *C. N.* begangenen Fehler mit einer Selbstständigkeit gerügt, welche der ehrenvollsten Auszeichnung würdig ist. Wer könnte bey der Betrachtung, dass so manches bey der Discussion mit Umblick, Weisheit und Humanität zur Sprache Gebrachte von der Stimmenmehrheit — ohne dass man ihre Gründe kennt — dennoch keiner Rücksicht gewürdigt, und dass so manches Beschlossene dennoch bey der Redaction — ebenfalls ohne bekannte Gründe — übersehen wurde, den Wunsch unterdrücken, dass der definitiven Verpflanzung des *C. N.* auf deutschen Boden eine neue Discussion und Redaction vorangehen möge? — Die im *fünften* Abschnitt vorgetragenen Einwürfe des Vfs. gegen die Ordnung des *C. N.* hält Rec. für minder wichtig. Die Materie des positiven Rechts gehört der Legislation, seine Form gehört der Doctrin an. Das Gesetz ist mehr oder weniger ein Aggregat historischer, d. h. *gegebener* Sätze, in welche erst die philosophische Reflexion Causalität und Zweckbestimmung, den eigentlichen Pragmatismus, hineinträgt. Rec. möchte desshalb die paradox scheinende Behauptung aufstellen, dass ein zu sorgfältig geordnetes Gesetzbuch kei-

nen Beyfall verdiene, weil es die Natur eines Lehrbuchs annimmt, der Wiffenfchaft vorarbeitet, und den Kreis ihres freyen Wirkens verengt. — Überhaupt beforgt Rec., dafs der Vf., durch einen in feiner Quelle höchft achtungswürdigen Amtseifer verleitet, am *C. N.* manche Schattenfeite herausgehoben hat, welche wirklich nicht daran zu finden ift. Dahin rechnet er S. 7 den Vorwurf, dafs im *C. N.* manche *Definitionen mangelten, deren Aufnahme zur Beförderung einer richtigen Einficht in die Natur pofitiver Inftitute nothwendig gewefen wäre.* Definitionen müffen aus dem Gefetz abftrahirt werden können, gehören aber nicht in das Gefetz. Sie find fo zu fagen das *Wörterbuch* der Gefetzgebung. Der Gefetzgeber darf vom Interpreten fodern, dafs er feine Sprache verftehe. Ift die mit der ganzen Gefetzgebung verglichene Definition falfch: fo liegt der Fehler entweder an dem, der das Gefetz erlaffen hat, oder an demjenigen, der es erklärt; entweder hat jener nicht richtig gedacht und gefprochen, oder diefer nicht richtig verftanden. Rec. ift daher fo weit entfernt, dem *C. N.* den Mangel an Definitionen zum Fehler anzurechnen, dafs er vielmehr wünfcht, es möchten gar keine Definitionen darin vorkommen. Auch rechtfertigen die von Hn. *B.* herausgehobenen Beyfpiele den Vorwurf nicht. Eine Definition der *Civilrechte* würde man im *C. N.* gar nicht vermiffen, man würde unbedenklich *Privatrechte*, Rechte der Einzelnen gegen Einzelne, darunter verftehen, wenn nicht der 11 Artikel — fo klar und beftimmt in feinen Worten, fcheinbar fo dunkel in feiner Bedeutung — die gefunde Vernunft und die Billigkeit durch die Frage in Verlegenheit fetzte, ob denn der Fremde, aufserhalb dem Schutz völkerrechtlicher Verträge, fich in Frankreich gar keiner Privatrechte zu erfreuen habe, oder — was dann gleichbedeutend wäre — ob er rechtlos fey? — Erklärt man aber den Artikel aus der *Conftitution*, aus dem Unterfchied zwifchen *legislativer* und *regierender* Gewalt — wie es Rec. bey der Anzeige des *Laffaulx*'fchen Commentars in diefer Allg. Lit. Zeit. verfucht hat —: fo wird Alles verftändlich, und man überzeugt fich bald, dafs es einer Definition der *droits civils* nicht bedurfte. Man entbehrt fie eben fo wenig bey der *Adoption*, der *tutèlle officieuse* und dem *conseil*, welche der Vf. ferner als Beyfpiel anführt. Rec. kann wenigftens nicht einfehn, was diefe Inftitute, von deren Natur jeder Sachkundige fich fehr deutliche Begriffe bilden kann, durch eine Legaldefinition würden gewonnen haben. Dafs der *Tuteur für* den Pflegbefohlenen, der *Conseil* dagegen *mit* dem Emancipirten und erklärten Verfchwender handelt, jener als *Vertreter*, diefer als *Beyftand*, zeigt der Geift des Gefetzes, wenn es fchon der Buchftabe nicht fagt. — Was der Vf. S. 65 und 148 gegen den Grundfatz: *la recherche de la paternité est interdite*, einwendet, macht feiner Humanität Ehre. Allein *blofse* Achtung für öffentlichen Anftand und Eleganz der Form ift doch wohl die Grundlage des 340 Artikels nicht. Er fteht mit der franzöfifchen Inteftaterbfolgeordnung in einer unfichtbaren, aber fehr feften Verbindung. Diefe legt — nachdem das Gefetz überhaupt den Schandfleck der unehelichen Geburt gänzlich vertilgt hat — dem *anerkannten* unehelichen Kinde bedeutende Succeffionsrechte bey. Träte das Verbot des 340 Artikels nicht kräftig in die Mitte: fo würde die Ausficht auf eine reiche Erbfchaft auf weibliche Schamlofigkeit und Ränkefucht in der ärmeren Claffe in der That zu mächtig wirken. Dennoch billigt Rec. den Artikel nicht. Es könnte fehr leicht ein Auskunftsmittel getroffen, und der *erzwungene* Vater zu blofsen Alimenten angehalten werden, indefs nur *freywillige* Anerkennung dem Kinde Erbfolgerechte beylegen dürfte. Die Behauptung S. 135, dafs die eheliche Gütergemeinfchaft des deutfchen Privatrechts auf einen *allgemeinen* Grundfatz, die des franzöfifchen dagegen auf mannichfaltige *einzelne* Beftimmungen gegründet fey, dafs es mithin der letzteren an einem oberften Princip fehle, fieht beynah wie eine Befchuldigung aus, ift aber wirklich eben fo grundlos, als die weitere Behauptung des Vfs., dafs die franzöfifche und deutfche eheliche Gütergemeinfchaft kaum mit einander verglichen werden könnte. Die *allgemeine* eheliche Gütergemeinfchaft des deutfchen Privatrechts (*communio bonorum univerfalis*) beruht auf einem durch die Ehe erzeugten *Gefammteigenthum*, und ift freylich dem *C. N.*, wenn fie nicht ausdrücklich verabredet worden ift, fremd. Die befondere dagegen (*communio bonorum particularis*) beruht im deutfchen wie im franzöfifchen Recht auf einem, nach gefetzlicher Präfumtion zwifchen den Verehlichten abgefchloffenen *Gefellfchaftsvertrag*. Der *C. N.* führt diefes Grundprincip — geleitet durch die ehemaligen *Coutumes* der Stadt Paris — mit der gröfsten Feinheit und Confequenz durch. Er beftimmt die in den Fonds der ehelichen Gefellfchaft eingeworfenen, und die davon ausgefchloffenen Gegenftände, die Adminiftration deffelben, und die Theilungsprincipien nach getrennter Ehe. Das nämliche oberfte Princip herrfcht in der ehelichen Gütergemeinfchaft des mainzifchen, trierfchen und folmfifchen Landrechts, der frankfurter Reformation, der naffau-katzenellenbogifchen Landesordnung und anderer deutfcher Statuten. Mit den drey zuletzt genannten hat der *C. N.* nicht blofs die Beftimmung der *Gegenftände* des Gefellfchaftsfonds, fondern mit der Gütergemeinfchaft der naffau-katzenellenbogifchen Landesordnung fogar die *Anomalie* gemein, dafs die Ehefrau, nach getrennter Ehe, auf die Gütergemeinfchaft *verzicht leiften*, ihre Einlage *unverkürzt* zurücknehmen, und fich von der Theilnahme an der *Verrungenfchaft befreyen* kann. Es wird hienach vom Gefetz eine Art von *focietas leonina* fanctionirt. Das folmfifche Landrecht läfst etwas Ähnliches zu, führt aber einen billigen Unterfchied zwifchen den auf der Societät haftenden Schulden ein, welche *vor* und *während* der Ehe contrahirt worden find. Zwifchen der ehelichen Gütergemeinfchaft der katzenellenbogifchen Landesordnung und der des *C. N* bleibt, nach forgfältiger Zufammenftellung, nur ein *einziger* wefentli-

cher Unterschied übrig. Jene verwebt, gleich der frankfurter Reformation und anderen deutschen Statuten, in die Vermögensverhältnisse der Verehlichten ein zahllose Missbräuche erzeugendes *statutarisches Erbrecht* auf *Mobiliarnachlass* und *Usufruct* — (Beysitz, Leibzucht) —, indess der *C. N.* in den Schranken eines reinen Societätsverhältnisses stehen bleibt, und sich dadurch sehr vortheilhaft vor der deutschen particularen Gütergemeinschaft auszeichnet. — Anderen Parthieen des Gesetzbuchs legt der Vf., nach Rec. Urtheil, zu grofsen Werth bey. So überschätzt er S. 60 die Wohlthaten des französischen hypothekarischen Systems. Die doppelte Grundlage desselben — *Publicität* und *Specialität* — ist vortrefflich. Bey der Durchführung hat sich indessen der Gesetzgeber in Inconsequenzen verwickelt. Doch diess ist der geringste Fehler. Einen weit gröfseren hat die Kritik noch nie öffentlich zur Sprache gebracht. Eben den Credit, welchen das hypothekarische System auf der einen Seite schützen soll, stürzt es auf der anderen rettungslos in Gefahren. Dieses geschieht durch die so genannte *hypothèque judiciaire*. Jedes Urtheil — nicht blofs das definitive, auch das provisorische, präparatorische und interlocutorische, enthält eine auf dem ganzen unbeweglichen Vermögen des Beklagten haftende Generalhypothek (Art. 2123). Sie wird, wie jede andere, durch die Inscription wirksam. Man kann also durch eine noch so zweifelhafte und gefährdevolle Foderung, sobald sie klagbar geworden ist, seinen Credit verlieren; er hängt, da die Inscription einseitig von einem blofs präsumtiven Gläubiger erwirkt wird, vom bösen Willen jedes muthwilligen Chicaneurs ab. Man verbinde den trägen deutschen, durch ganze Menschengenerationen sich hindurchschleppenden Procefs mit dem französischen Hypothekensystem, und dann erscheint dieses als die ärgste Geifsel des Zutrauens und des freyen Verkehrs. — Rec. hat noch sehr viele ähnliche Bemerkungen auf dem Herzen, deren Mittheilung der Raum nicht verstattet. Kleine Flecken schaden indessen dem Ganzen nicht, und Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er die Fortsetzung dieser Beyträge für ein öffentliches Bedürfniss in literarischer und praktischer Hinsicht erklärt.

S. H.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Processus judiciarius civilis in regno Westphaliae*, in usum praelectionum descriptus ab *Ernesto Spangenberg*, J. U. D. et Assess. Trib. prim. instant. district. Goettingens. 1809. X u. 325 S. 8. (20 Gr.)

Der Vf., ein Sohn des berühmten göttingischen Professors, bestimmt vorliegendes Buch zum Handbuch bey Vorlesungen und praktischen Geschäften, und allerdings können es angehende Rechtsgelehrte im Fache des neuen processualischen Verfahrens, welche sich hierin orientiren wollen, ehe sie die Quelle selbst angehen, mit Nutzen gebrauchen, wenn man gleich nach genauerem Studium der Procefsordnung Manches richtiger, bestimmter und vollständiger gesagt wünschen möchte. Die Noten enthalten manche brauchbare exegetische Bemerkungen und Nachweisungen der in die Materie einschlagenden Artikel des französischen *Code de procédure*, und das Buch ist um so verdienstlicher, als das Feld der compendiarischen Abhandlungen des westphälischen Processes so ziemlich unbebaut ist.

Voraus gehen *notio, divisio, fontes, subsidia processus Westphalici*. Im §. 12 führt der Vf. richtig an, dass die Materien sich gegenseitig erläutern. So erhält die Frage, wer für eine Gemeinde den Eid leiste, ihre Bestimmung aus dem Art. 271, und der Municipalrath muss den Schwörenden ernennen. Hienächst beginnt der Vf. mit einem allgemeinen Theil, worin *fundamenta scopusque processus, subjectum* und *modus procedendi* dargestellt werden. Der Zweck des Processes ist Anerkennung des Rechts durch ein richterliches Erkenntnifs und Vollstreckung desselben; es trifft daher nur einen Nebenzweck, wenn der Vf. §. VI sagt: „*Scopus, quem adsequi tendit processus Westphalicus, in eo consistit, ut lites, quantum possit, studeat evitare, vel si fiant, saltim modum eas decidendi abbreviare.*" Im §. 19 stellt der Vf. den westphälischen Procefs in die Mitte zwischen das preussische Inquisitionsverfahren und die Verhandlungsmaxime des gemeinen Rechts. Nach Rec. Meinung ist das, worin der Richter *ex officio* handelt, so unbedeutend, dass man füglich die entgegengesetzte Maxime als herrschend annehmen kann. Bey der Lehre von den Subjecten kommen unter anderen die Materien von der Perhorrescenz der Richter, der Syndicatsklage und der Competenz vor. Dem §. 55 lit. f. rücksichtlich der Competenz der Friedensgerichte in Streitigkeiten über *locationes operis* widersprechen das Decret vom 27 Januar 1808 §. 47, und der *C. N.* Art. 1779. Dort wird nur von Dienstboten und Arbeitsleuten geredet, denen hier die Werkmeister ausdrücklich entgegengesetzt werden. Unter der Rubrik *modus procedendi* kommen die Lehren von Klagen, Einreden und der Verfahrungsart vor. Die Klage-Verjährungen, welche §. 102 und 103 No. III — V incl. aufgeführt sind, beschränken nach dem *C. N.* Art. 2275 nur die Beweismittel auf die Eidesdelation, sind daher nicht als eigentliche Verjährungen anzuführen. Die Äufserung des Vfs. §. 110 in f. über die Unzulässigkeit der Cumulation der Klagen muss, damit sie mit dem *C. N.* Art. 1345 übereinstimme, näher bestimmt werden. Vor der Behauptung des Vfs. §. 211, dass *in contumaciam lis pro affirmative contestata* gehalten werde, möchte die Meinung, welche *litem pro negative contestata* annimmt, nach der Pr. Ordn. Art. 104 den Vorzug verdienen. Zu den Fällen der Zulässigkeit der Opposition rechnet der Vf. §. 214 auch, *si citatio contumaci haud fuerat insinuata*. Allein die Pr. O. Art. 113, wenn sie zu den Oppositionsfällen auch „*le défaut de remise de l'assignation en parlant à sa personne*" zählt, unterstellt den Fall nicht, wo die Insinuation unterblieb oder etwas an ihren Förmlichkeiten fehlt, hier

würde eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen das Erkenntniss Statt finden, sondern wo Dienstboten und Andere, an welche bey der Abwesenheit des zu Citirenden die Insinuation, dem Art. 18 gemäss, geschah, ihm die Citation nicht eingehändigt haben. Den beiden Fällen des §. 217, in welchen die Opposition wegfällt, sind noch das Contumacialbekenntniss nach erlassenem Bindungs-Urtheil (Art. 105) und das Erkenntniss auf einseitige Beybringung der Beweisstücke (Art. 70) hinzuzufügen.

Der besondere Theil fängt mit dem ordentlichen Process an, und führt hier zuerst die *actus principales in instruenda lite, in probanda lite, in sententia exequenda, in opponendis adversus sententiam remediis*, überall mit Rücksicht auf das Verfahren vor den Tribunälen, und dann das vor den Friedensgerichten auf. Bey der Lehre vom Beweis finden sich die Beweismittel nach den Vorschriften des *C. N.* abgehandelt. Dass, wie der Vf. §. 279 behauptet, der Zeuge auch über seine Ältern zu befragen sey, findet Rec. nicht vorgeschrieben. Die Execution geschieht durch Arrestation der Mobilien, wozu auch die Arrestation der Früchte auf dem Halm (*saisie-brandon*) gerechnet wird, Beschlaganlegung auf die Immobilien und persönliche Verhaftung. Die Rechtsmittel gegen ein Erkenntniss sind theils ordentliche, als Opposition, wovon schon im allgemeinen Theil gehandelt wurde, und Appellation, theils ausserordentliche, als die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (*requête civile*), Opposition eines Dritten und Cassation. Wenn der Vf. §. 379 sagt: „*Appellationem haud habere locum — si summa appellabilis deest, nisi ob incompetentiam*": so möchte die Ausnahme theils nach dem Zusammenhange des Art. 352 mit den vorhergehenden, theils damit sie nicht dem königl. Decret v. 20 May 1809, Art. 8. No. 1 widerstreite, einer genaueren Bestimmung bedürfen. Als *actus minus principales* werden aufgeführt, in Beziehung auf das Verfahren der Instruction und des Beweises, Recusation des Richters, Streit über die Competenz, Intervention, Bestellung eines neuen Anwalds, Missbilligung (*désaveu*), Litisdenunciation, im §. 404 zu kurz abgehandelt, Abstand vom Processe und Reassumtion des Streits; in Beziehung auf die Execution, Streitigkeiten über die Annahme eines Bürgens, Liquidation des Schadens, der herauszugebenden Früchte, Rechnungsablage, Liquidation der Kosten, Concurrenz mehrerer Gläubiger, welche auf verschiedene Grundstücke des Schuldners Beschlag legen; in Beziehung auf das Rechtsmittel der Cassation, die Intervention, der Angriff einer öffentlichen Urkunde als falsch, die Missbilligung und Bestellung eines neuen Sachwalters. Das zweyte Buch, welches vom ausserordentlichen Process handelt, liefert zuerst den summarischen Process, welchen der Vf. richtig in den *summarium in specie* (*matière sommaire*) und den *summariissimum* (*référé*) absondert, sodann aber den „*processus in diversis causis obvius*", namentlich mit Hinsicht auf Handlungen unter Lebenden die *obsignatio judicialis*, die Arreste, welche auf Sachen der Pächter wegen der Pacht und auf Sachen der ausserhalb des Districts Wohnenden oder der Flucht Verdächtigen gelegt werden, Arrestation der Sachen wegen eines behaupteten Eigenthums daran, Adjudication bey der freywilligen Subhastation, Edition der Urkunden, Verbesserung der Urkunden des Personenstandes, Einweisung in den Besitz der Güter des Abwesenden, Autorisation der Ehefrauen, Trennung des Vermögens, Trennung von Tisch und Bett, Gutachten des Familienraths, Interdiction, Güterabtretung, Ehescheidung, und rücksichtlich eines Todesfalls Versiegelung, Opposition dagegen, Entsiegelung, Inventur, Verkauf des beweglichen und unbeweglichen Nachlasses, Erbschaftstheilung, Rechtswohlthat des Inventars, Curatel einer vacanten Erbschaft. Den Beschluss macht die Lehre von schiedsrichterlichen Aussprüchen.

Rec. kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass man den Process mehr in Verbindung mit dem ganzen Rechtssystem abhandeln, mithin die Verjährung der Klagen, die Priorität der Gläubiger vom eigentlichen Process, oder dem Verfahren, um ein rechtskräftiges Erkenntniss zu erhalten, und wieder von diesem die Execution und die verschiedenen nicht zur *jurisdictio contentiosa* gehörigen Handlungen trennen möge. So würde z. B., was beym Contumacialerkenntniss von seiner Vollstreckung gesagt ist, füglicher seinen Platz bey der Lehre von der Execution erhalten haben. Von den Veränderungen, welche das vierte, fünfte, sechste und siebente Buch der Pr. Ordn., welche von den ausserordentlichen Rechtsmitteln, der Execution, dem Verfahren in einigen besonderen Fällen, und dem bey Eröffnung einer Erbschaft handeln, durch das Gesetz vom 12 März 1810 erhalten haben, konnte der Vf. keinen Gebrauch machen, und es bleibt daher auch in dieser Hinsicht für eine neue Ausgabe eine Nachlese übrig.

=.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Hitzig: *Die Frau des Falkensteins*. Ein Roman in zwey Bändchen, von der *Verfasserin des Roderich*. 1810. Erstes Bdchn. 167 S. Zweytes Bdchn. 182 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Kleine Romanen-Bibliothek von und für Damen*. 1ste Lieferung.)

Ein interessantes Liebes- und Lebens-Gemälde in den passenden Rahmen alter Sage reizend gefasst. In schöner Mannichfaltigkeit sprechen sich die Gesinnungen der Frauen aus, unter denen Luise als Hauptcharakter am meisten und bestimmtesten hervorragt. Die Männer sind flüchtiger und mit minder sicherer Hand angedeutet. Im Ganzen erscheint bey ungemeiner Anmuth des Vortrags eine, weiblichen Autoren selten verliehene Energie und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, und eine immer rege Kraft, den Gegenstand poetisch aufzunehmen und darzustellen. Die eingeflossenen Verse empfiehlt beides, Wohlklang und Gehalt.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1811.

JURISPRUDENZ.

Jena, b. Croeker: *Principia juris Romani privati novissimi* in usum academicum scrips. D. *C. A. Günther*, antehac Professor juris in acad. Julia Carolina, nunc Principi Elect. (Regi) Saxoniae in supremo provocationum senatu a consiliis. Tom. I praecognita et partem generalem continens. 1805. VI u. 286 S. Tom. II partem specialem complectens. 1809. VIII u. 1092 S. 8. (4 Rthlr.)

Der Vf. liefert uns hier ein sehr brauchbares Compendium zu ausführlichem Unterrichte über den Theil des in Deutschland bisher als gemeines Recht eingeführten Privatrechts, welcher hauptsächlich römischen Ursprungs ist, d. i. zu den sogenannten Pandektenvorträgen.

Der erste Band enthält in den ersten 79 §§. *Praecognita* über Recht und Gesetze im Allgemeinen und über das römische Recht besonders; in folgenden 300 §§. eine *pars generalis, cap.* 1 *de personis, cap.* 2 *de rebus, cap.* 3 *de factis, cap.* 4 *de juribus.* Dann folgen im 2 Bande zwey Bücher, das erste bis §. 1143 handelt die Rechtssätze an sich, das zweyte bis §. 1270 die Art, Rechte zu verfolgen, ab. Das erste Buch zerfällt in die beiden Haupttheile *jus personarum, jus rerum,* dieses in *jus in rem* und *jus obligationum.* Das zweyte Buch handelt zunächst von aussergerichtlicher, dann von gerichtlicher Rechtsverfolgung, und hier erst von den dabey vorkommenden Personen, dann von den verschiedenen Mitteln, sein Recht zu verfolgen (Klagen, Einreden, Interdicten, Wiedereinsetzungen in den vorigen Stand), endlich von den einzelnen Handlungen, woraus der Process besteht. — Diese, im Ganzen den justinianischen Institutionen nachgebildete, sehr einfache und natürliche Ordnung, die gleich weit von der Unordnung der sogenannten legalen Pandektencompendien, und den überkünstelten, dem römischen Geiste fremden Lehrgebäuden mancher Neueren absteht, gewährt dem Buche einen grossen Vorzug vor den meisten der bisher gangbaren Compendien, indem die Lernenden, welche aus einem Institutionencursus einen allgemeinen Überblick über das römische Recht erhalten haben, das ihnen in einer gleichen Ordnung vorzutragende Genauere so viel leichter fassen, und auch in dem allgemeinen einmal gefassten Überblicke durch das ganz hineinpassende Einzelne von Neuem bekräftigt werden. Von dem Allen erfolgt bey beiden entgegenstehenden Extremen gerade das Gegentheil.

Der in diese Ordnung gebrachte Inhalt schliesst alle die Theile des Privatrechts aus, welche nicht hauptsächlich römischen Ursprungs sind, und passt dadurch zu dem bisher auf deutschen Universitäten gebräuchlichen Lehrplane, der in *dieser* Rücksicht weit mehr für als gegen sich haben möchte, besser als z. B. das *hofackersche* und *dabelowsche* Compendium, welche auch auf den Theil des in Deutschland geltenden Privatrechts gehen, der wesentlich deutschen Ursprungs ist. Hie und da findet man indessen bey unserem Vf. im Gegentheile zu wenige Rücksicht auf die durch neuere Rechtstheile begründete Abänderung des römischen Rechts, z. B. beym Eherechte, wo eine nicht geringe Zahl von Ehehindernissen, die erst dem kanonischen Rechte ihren Ursprung verdankt, ganz übergangen ist. vgl. §. 383 ff. Ein wichtiger Punct bey jedem Compendium ist, *wie viel* über die im Allgemeinen hinein gehörigen Gegenstände beyzubringen sey. Auch darin hat der Vf. im Ganzen einen sehr guten Weg eingeschlagen, und dabey namentlich auf die Wichtigkeit der verschiedenen Sätze an sich und das Verhältniss zu anderen Theilen des Rechtsstudiums gehörig geachtet. So sind in den *Praecognitis* die, eigentlich in die Encyklopädie der Rechtswissenschaft gehörigen, allgemeinen Begriffe von Recht, Verbindlichkeit u. dgl. weit kürzer abgehandelt, als gewöhnlich geschieht, das Naturrecht nur oben berührt, die unnütze und verwirrende Abtheilung der Gerechtigkeit in *expletrix* und *distributrix* ganz weggelassen, der eigentliche Process, welchem auf den meisten deutschen Universitäten besondere Lehrvorträge gewidmet sind und gewidmet seyn müssen, nur summarisch behandelt u. s. w. Der Regel nach ist jeder wichtige, zu den abgehandelten Disciplinen gehörige Satz berührt, aber auch nur kurz angegeben, so dass weder durch zu grosse Weitläuftigkeit der so nothwendige allgemeine Überblick erschwert, noch dem Lehrer der Stoff zu mündlichen Vorträgen übermäsig beengt ist, wie diess z. B. bey dem *thibautschen,* in manchen Beziehungen schätzenswerthen Lehrbuche der Fall ist. Doch ist der Vf. auch nicht ganz selten in Fehler dagegen verfallen. So ist z. B. in den *Praecognitis* die wichtige und bestrittene Frage, wie der Widerstreit mehrerer Stellen derselben Sammlung zu entscheiden sey, gar nicht berührt, auch bey der Lehre von den *speciebus juris* nicht darauf hingewiesen, ob und wie die Grundsätze über Gültigkeit von Rescripten noch jetzt angewandt werden können. Im allgemeinen Theile ist bey den Zinsen die Lehre vom Interusurium

(die auch bey *Hofacker* fehlt), bey der Infamie die Lehre von den Wirkungen derselben; im speciellen bey der väterlichen Gewalt die von *Donellus*, und nach ihm von *Thibaut* sehr zweckmäſsig besonders abgehandelte Wiederherstellung der einmal erloschenen Gewalt, bey den Entstehungsarten der dinglichen Servituten die legalen Servituten des Wasserlaufs, gehöriger Entfernung der Gebäude, die auch unter keiner anderen Rubrik vorkommen, bey der *actio ad exhibendum* die Art derselben, welche als Hauptklage zu betrachten ist, bey der väterlichen Gewalt oder den Klagen sogar die ganze Lehre von der *actio tributoria* und *de peculio* gänzlich übergangen. Auch fehlt die Lehre von den Erbverträgen, wiewohl auch römische Grundsätze darüber eintreten, die zu wissen selbst für die Anwendung nicht unwichtig ist. Hingegen ist die Theorie des Handgeldes doppelt geliefert, einmal bey den Verträgen überhaupt und dann noch beym Kaufvertrage, §. 941. 958; die an sich freylich sehr nützliche historische Einleitung zu der Lehre von der Verjährung §. 288 ff. verhältniſsmäſsig wohl zu weitläuftig gerathen; die Lehre von der *operis novi nunciatio*, dem *interdictum quod vi aut clam*, der *condictio indebiti* so ausführlich abgehandelt, als etwa nur der mündliche Vortrag seyn dürfte.

Die Meinungen und Ansichten über jede Lehre sind im Ganzen dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft angemessen. Neue, dem Vf. eigenthümliche Erörterungen und Ansichten würde man vergebens suchen — (bloſs die Benennung *personae fictae* für das sonst gebräuchliche *personae morales s. mysticae* §. 81 war wenigstens Rec. neu, verdient aber schwerlich Vorzug vor der von Anderen vorgeschlagenen Abänderung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs in *personae juridicae*, da auch diese Personen nicht nur angenommen sind, sondern wirklich existiren) —; aber der Mangel neuer Ideen schadet dem Werthe eines Compendiums durchaus nicht. Im Gegentheile sind Compendien gerade die unbequemsten Ablager für einzelne eigenthümliche Ideen, indem man sie hier unter einer Menge längst bekannter Sätze zu suchen hat, auf deren Darstellung der, welcher zu eigenen Untersuchungen geschickt ist, seine Zeit und Kräfte oft ohne allen Gewinn für die Wissenschaft verschwendet. Denn ganz verschiedene, selten in einer Person vereinigte Anlagen gehören zu zweckmäſsiger Darstellung des Ganzen einer Wissenschaft, und zu eignen gehaltreichen Untersuchungen einzelner Theile derselben. — Unser Vf. zeigt gute Bekanntschaft mit der älteren und neueren Literatur seines Fachs, wählt aus den von den besten Schriftstellern vorgetragenen Theorieen gewöhnlich die richtigste für den Text, und erwähnt in den Noten kurz die wichtigsten abweichenden Ansichten. Ein fernerer Inhalt der Noten besteht natürlich in Citaten und Beweisstellen aus den Gesetzbüchern, die zum Theil mit abgedruckt sind. Schon darin liegt einige Gewähr für die Richtigkeit der Citate, welche überhaupt, so viel wir prüften, in hohem Grade erreicht ist. Auſserdem loben wir diesen Zusatz auch deſswegen, weil er Gelegenheit giebt, so viel die Zeit erlaubt, die Zuhörer im Interpretiren von Gesetzen zu üben. Bloſs die allerneueste Literatur scheint dem Vf. nicht ganz so bekannt und geläufig gewesen zu seyn, als man wünschen möchte. So fanden wir z. B. keine Spur, daſs *B. IV. Pfeiffer* vermischte Aufsätze (1803), *Schöman* Civilrecht (1805. 6), *Schrader de divisione fructuum dotis* (1805) benutzt worden. Daſs sich auch in Beziehung auf das Ältere einige Mängel und Unrichtigkeiten eingeschlichen haben, ist nicht wohl anders möglich. Einiges von dem, was uns in dieser Beziehung aufgefallen ist, zeichnen wir aus, ohne jedoch bey dieser Aufzählung darauf besonderes Gewicht zu legen, was bloſs verschiedene Ansichten streitiger Puncte betrifft. §. 5. Not. b wird *Leyser sp.* 1 (soll heiſsen 7) *med.* 8 für die Meinung angeführt, daſs ein Gesetz der Regel nach gleich nach der Promulgation gelte, da er doch eine Frist von zwey Monaten annimmt. — Bey der in den *Praecognitis* gegebenen Literarnotiz war *Seidenstücker notitia literaria corporis juris civilis* (in seiner Chrestomathie), und *Hofacker literatura generalis juris Rom. Germ.* in seinen *principiis* zu erwähnen und zu benutzen. — Bey der Lehre vom Besitze §. 252 ff. hätte *Savigny* nicht auch darin nachgeahmt werden sollen, daſs er den Besitz hauptsächlich nur in seiner Beziehung auf körperliche Sachen betrachtet, da für eine dogmatische, in das ganze Rechtssystem eingreifende Darstellung besser gleich von Anfang, mit *Thibaut*, auch der allgemeine Begriff hingestellt wird, den besonders deutsche Gesetze an die Hand geben. §. 403. Not. h sind *Schott* und *Hofacker* unrichtig citirt, indem jener nichts von der Frage des Vfs., dieser das Gegentheil sagt. Im §. 461 war die Erklärung des *peculii profectitii* nach *Thibaut* §. 360, der das in Rücksicht auf den Vater Gegebene nicht mit hieher zählt, wo nicht abzuändern, doch wenigstens Rücksicht darauf zu nehmen. Derselbe Wunsch tritt bey §. 509 ein, in Beziehung auf *Voets*, wie uns scheint, richtige Ansicht vom *protutor* und *falsus tutor*, die auch *Thibaut* §. 534 giebt. §. 534. Not. b. Der hier citirte *Püttmann* hat nichts von der Sache, wofür er citirt ist. In §. 537 finden sich zwey Ungenauigkeiten. *Ubi tutor suo nomine*, heiſst es, *pecuniam pupilli mutuam dedit aut eodem emit, electio sit pupilli, utrum ad rem vindicandam an ad pecuniam mutuam exigendam utiliter agere malit*, da doch in dem Falle des Kaufs *nur* die Vindication, in dem des Darlehns *nur* die Darlehnsklage paſst. Der Vf. wollte sagen, der Mündel habe die Wahl, ob er entweder das Geschäft anerkennen und daraus klagen, oder den Vormund in Anspruch nehmen wolle, weil er Mündelgut in seinen Nutzen verwandt. Offenbar unrichtig ist ferner, daſs, wenn der Vormund in gutem Glauben für den Mündel ein Geschäft besorgt habe, der Dritte gegen den Pupillen nur in so weit klagen könne, als *versio in rem* Statt finde. — Emphyteuse und Superficies sieht der Vf. §. 552 nach der älteren Theorie, nicht als besondere dingliche Rechte, sondern nur als Modificationen des Ei-

genthums an, wobey er sie auch Anhangsweise abhandelt, und erkennt doch kein *dominium utile* an — welches schwerlich möchte in Übereinstimmung gebracht werden können. §. 644. I, findet sich die Übereilung, als ob der Nieſsbräucher von allen Accessionen bloſs das Eigenthum nicht erwerbe, da doch an denen, welche sich von der Hauptsache unterscheiden lassen, auch nicht einmal der Nieſsbrauch Statt findet. — §. 657. No. IV wird von allen sich auf Servitute beziehenden Interdicten behauptet, daſs guter Glauben von Seiten dessen, der sie anstellen wolle, nöthig sey, da dieses doch nur als besondere Ausnahme von einem einzigen gilt, l. 1. §. 19 *D. d. aqua quotidiana* (43, 20), *Savigny* S. 431. — §. 684, 2 führt einen Vertrag als gültig auf, der §. 636 nach der *weberschen* Theorie über die *l. Commissoria* als ungültig verworfen wird. Besser möchte es seyn, das Letzte als das Erste zu ändern, da *Webers* Theorie hier wohl zu strenge ist. — §. 767. III. Von der dem Fideicommissar zu bestellenden Caution ist nicht, wie unser Vf. mit *Berger* behauptet, das Kind des ersten Grades frey, welches seinen Kindern restituiren soll, sondern jeder Hausvater, welcher seinem Hauskinde zu restituiren hat. L. 7. *D. ut legatorum seu fideic. causa caveatur* (36, 3), *Voet* l. 36. t. 3. §. 6. — §. 763. Die Nov. 159 wird mit Unrecht als ein nur im Zweifel anzuwendendes, nicht verbietendes, Gesetz gedeutet. — §. 801. IV. 3 und V. 5 widersprechen einander in Beziehung auf die Wirkung der Codicillarclausel bey einem rumpirten Testamente gänzlich. — §. 1014 enthält beym Darlehen einen den allgemeinen Grundsätzen von Zahlung durchaus widersprechenden Satz, daſs nicht vor dem verabredeten Termine gezahlt werden dürfe. — Diese Beyspiele von Mängeln und Unrichtigkeiten stehen hier mehr, um des Vfs. Aufmerksamkeit bey einer neuen Auflage des Werks darauf zu lenken, und bey unseren Lesern uns wegen der Genauigkeit zu rechtfertigen, mit der wir das Buch durchgegangen sind, und so unseren allgemeinen Urtheilen gröſseres Zutrauen zu verschaffen, als um zu tadeln.

Fast noch wichtiger, als die Anlage des Ganzen, ist bey Lehrbüchern die bis ins kleinste Detail durchgeführte natürliche, lichtvolle und, so viel möglich, systematische Stellung der kleineren Abtheilungen und Unterabtheilungen, ja der einzelnen Sätze selbst. Leider können wir in dieser Rücksicht die vorliegende Arbeit nicht ganz billigen. Hie und da kommen zwar recht gute Stellungen und Anordnungen vor: aber im Ganzen ist mehr zu tadeln als zu loben, so daſs es fast den Anschein gewinnt, als ob der Vf. diese Rücksicht selbst für nicht sehr wichtig gehalten habe. Die meisten der in dieser Beziehung vorkommenden Unvollkommenheiten hätten schon dadurch gänzlich vermieden werden können, wenn der Vf., vor Ausarbeitung jedes Abschnitts, einen bis ins Einzelne gehenden Plan entworfen hätte, wovon der gröſste Theil, etwa bis mit auf den Inhalt jedes einzelnen Paragraphen, auch hätte gedruckt werden mögen. Der vom Vf. mitgetheilte *Conspectus* bleibt auch für den Gebrauch seiner Leser viel zu sehr beym Einzelnen stehn. Beyspiele zu dem Angeführten lassen sich aus jedem Abschnitte des Buchs geben. Gleich im ersten Cap. der *Praecognita* ist die Lehre von Interpretation und Anwendung der Gesetze in störender Mischung und Unordnung vorgetragen, so daſs man z. B. die Hauptinterpretationsregeln im §. 14 unter der Überschrift *modi legem scriptam applicandi* suchen muſs. — Das 2 Cap. war vielmehr *de fontibus juris in hoc libro tradendi speciatim*, als *de jure Romano privato*, zu überschreiben, indem hier sehr zweckmäſsig auch Notizen vom kanonischen Rechte vorkommen. Dieses Cap. zerfällt in 4 Abschnitte: 1) *historia juris Romani;* 2) *librorum juris Justinianei brevis descriptio usus que forensis demonstratio.* A. die Beschreibung, B. Gültigkeit in unseren Gerichten, dabey von ihrer Collision mit dem kanonischen Gesetzbuche, C. Streit unter den einzelnen Theilen des *Corpus juris civilis;* 3) *specierum s. fontium juris Justinianei distributio;* 4) *Notitia literaria fontium juris Justinianei.* Hier wäre die erste und zweyte Section offenbar besser mit einander verschmolzen, da es eine unnütze Wiederholung und Zerreiſsung zusammengehöriger Sätze ist, wenn Einiges über die einzelnen Theile des Gesetzbuchs im ersten, Anderes im zweyten Abschnitte gesagt wird. Noch weniger ist es gut, daſs im zweyten Abschnitte die Literatur der einzelnen Theile, im vierten des ganzen *Corpus juris* vorkommt. Der 4 Abschnitt wäre besser unter dem Titel *Notitia optimorum librorum ad illustrandum jus civile* als drittes Cap. aufgeführt, indem nicht bloſs Schriften zur Erläuterung des Gesetzbuchs, sondern auch andere allgemeine Bücher hier genannt sind und genannt werden muſsten. — Der Nutzen eines allgemeinen Theils, den man bey den älteren Schriftstellern fast ganz vermiſst, ist anerkannt. Aber er wird nur dann völlig erreicht, wenn man solche Sätze, die mehreren einzelnen Abschnitten des speciellen Theils gemeinschaftlich sind, und für sich verstanden werden können, in den allgemeinen Theil aufnimmt. Ein zu weitläuftiger allgemeiner Theil, in welchem etwa alles das vorkommen soll, worauf in Abschnitten des speciellen nur einmal Bezug genommen wird, ist durchaus nicht einem guten Plane angemessen, indem dieser Grundsatz, mit voller Consequenz durchgeführt, sogar dahin führen würde, bloſs einen generellen und gar keinen speciellen Theil zu geben. Unsers Vfs. allgemeinem Theile ist nun bey weitem nicht so sehr der eben angegebene Fehler vorzuwerfen, als z. B. dem *thibautschen* Pandektenrechte. Doch ist er auch nicht ganz davon frey. Namentlich ist zu viel aus dem Personenrechte in denselben aufgenommen; z. B. die ganze Lehre von den moralischen Personen (welche übrigens mit groſser Vollständigkeit und Klarheit ausgeführt ist) und der Infamie, die um desto mehr für den speciellen Theil aufbewahrt werden konnte, da das Personenrecht im speciellen Theile zunächst abgehandelt wird, so daſs kaum eine Beziehung auf diese Lehre denkbar ist, ehe sie in ihrer Ordnung an die Reihe kommt. Hingegen giebt es andere Abschnitte des allgemeinen Theils, die etwas reichlicher hätten

ausgestattet werden mögen, besonders die Lehre von den Rechten, indem manche Erwerbungsarten derselben, die man gewöhnlich beym Eigenthum abhandelt, sich eben so gut, als die vom Vf. mit Recht in den allgemeinen Theil gezogene Lehre von der Verjährung, auf mehrere Rechte beziehen. Man denke nur an die Tradition mit ihrer Abart, der Quasitradition. — §. 206 ff. werden beym Irrthume, der Gewaltthätigkeit und den Bedingungen nur die Begriffe erörtert, und die Wirkungen erst bey den einzelnen Geschäften abgehandelt, da doch auch hierin viel Gemeinschaftliches Statt findet, und beym Betruge, der Zweckbestimmung, Ursache und Bezeichnung auch die Wirkungen, wenigstens zum Theil, erörtert sind. — Die Ehehindernisse §. 385 ff. hätten weit zweckmäfsiger nach dem Vorgange der Schriftsteller über das kanonische Recht in 1) *dirimentia*, a) *publica* b) *privata*, 2) *impedientia tantum* abgetheilt werden können, als, wie hier geschehen, in A. *absoluta prohibitio* 1) *ob aetatem*, 2) *ob impotentiam* (welche bekanntlich auch relativ seyn kann, und daher theils zu B gehört), 3) *ob votum*; B. *respectiva* 1) *ob consanguinitatem*, 2) *affinitatem*, 3) *honestatem*, 4) *utilitatem publicam*, 5) *crimen*. Besonders sind die, freylich verjährten, Rubriken 3) 4) theils an sich wenig durchgreifend, theils hier, da schon so specielle als 1) 2) vorausgehen, nicht einmal logisch richtig. Denn fast bey allen einzelnen Eheverboten, namentlich auch bey denen, die sich auf Verwandtschaft beziehen, ist *honestas* und *utilitas publica* beachtet. Einiges, was man zu der *honestas* zu rechnen pflegt, gehört auch zu der Affinität im weiteren Sinne; das Übrige, zu diesen beiden Classen gewöhnlich Gezählte, kann man leicht unter andere specielle Rubriken bringen, die zu den übrigen passen, als *ob statum libertatis*, *religionem*, *officia publica*. — §. 435 handelt von den Nebenpräftationen bey Rückgabe der Dos, 436 von der Zeit, wann sie geschehen muss. Die umgekehrte Ordnung wäre viel lichtvoller, indem die Nebenpräftationen sich gerade nach der Zeit richten. — Im §. 421. 474 wird bey der Wirkung einer bestehenden Ehe von Alimentation der ehelichen Kinder; als Anhang zum Eherechte von Alimentation der unehelichen gehandelt: beides unpafslich, besonders das Erste, indem jene Verbindlichkeit auch nach aufgehobener Ehe fortdauert. Viel pafslicher wäre bey der sogenannten älterlichen Gewalt davon geredet, oder noch besser, ein allgemeines Verwandtschaftsrecht vorausgeschickt, worin hievon gehandelt würde. — Bey der Vormundschaft vermissen wir ungern allgemeine Sätze in Beziehung auf Tutel *und* Curatel. Dadurch, dafs man Vieles blofs bey der Tutel abzuhandeln pflegt, fehlen bey der Curatel manche Untersuchungen, indem die allgemeinen Bemerkungen, dafs diefs oder jenes bey der Curatel eben so wie bey der Tutel sey, bey der an sich Statt findenden grofsen Verschiedenheit beider Verhältnisse, die es oft zweifelhaft macht, mit welchen Modificationen ein gewisser Satz anzuwenden sey, nicht hinreichen. Schon das römische Gesetzbuch geht bey einigen Abschnitten mit einem guten Beyspiele voraus, als bey dem Abschnitte *qui petant tutores et curatores*. §. 512. 13 theilt der Vf. mit *Thibaut* die Entschuldigungsgründe unpafslich in *excusationes a tutela suscepta* und *suscipienda* ab, da beide Glieder zu oft in einander eingreifen, indem derselbe Entschuldigungsgrund bald zu der einen, bald zu der anderen Classe gehört. — Bey den Servituten fehlt wieder ein allgemeiner Abschnitt, der Grundsätze angäbe, welche den Real- und Personal-Servituten gemeinschaftlich sind. Dahin gehört besonders die Lehre von Erwerbung und Verlust derselben, welche bey beiden Arten sehr viel Übereinstimmendes hat. — Die Lehre vom Pfandrechte wird, wie gewöhnlich, an zwey Stellen abgehandelt, theils bey den dinglichen Rechten, theils bey den Contracten. Die Übersicht würde sehr gewinnen, wenn beides mit einander verbunden würde, was um desto eher angeht, da der Pfandcontract, als solcher, gerade keine besonderen Eigenheiten hat. Sollte aber einmal getrennt werden: so war die Grenzlinie genauer abzustecken, als hier geschehen ist, und bestimmt alle persönlichen Verhältnisse, also auch die Lehre von der Antichresis, die hier beym Pfandrechte steht, beym Pfandcontracte abzuhandeln.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Quedlinburg*, b. Ernst in Commission: *Sammlung vorzüglicher Sinngedichte, Aphorismen und Maximen*. 1810. 138 S. kl. 8. (8 gr.) Man sieht sich bey dieser neuen Epigrammenlese vergebens nach einer Vorrede um, und erfährt nicht, welches die *Absicht* und der *Plan* des Herausgebers gewesen sey. Aber bey Schriften dieser Art, die sich auf so vielerley Weise machen lassen, können Käufer und Leser mit Recht nach *dem Plane* fragen. Freylich scheint dieser Sammler überall keinen gehabt zu haben; er schrieb aus einigen neueren *Musenalmanachen*, aus *Beckers Taschenbüchern* und *Erholungen* etc. ab, was er für epigrammatisch hielt und fand, bunt unter einander, und als es ein Heftchen war, liefs er es drucken. Von den *älteren* und berühmten deutschen Sinndichtern findet man hier wenig oder nichts, und was von den neuesten Producten dieser Art gesammelt ist, verdiente nicht immer die Aufnahme; z. B. folgendes, einem *Fr. Rothler* zugeschriebenes Distichon, S. 8:

Die Erbschaft.

Ich erbe, denk' einmal, von meiner lieben Base
Das Silber ihres Haars, das Kupfer von der Nase.

Durch Mittheilung solcher Sächelchen beweist ein Sammler seinen richtigen Geschmack eben nicht, und eben so wenig, wenn er Epigramme von *Haug* u. A. *ohne Namen* wieder giebt. Hätte der Herausgeber, wie sichs gebührt, *aus den Quellen* geschöpft: so würde er dem Leser die gehörige Auskunft leicht haben geben können. — Der angehängten, sogenannten *Aphorismen* und *Maximen* ist nur eine kleine Zahl; es sind Sentenzen, Gleichnifsreden etc. aus prosaischen und poetischen Büchern zusammengestoppelt, und was man hier erwartet, tiefer Sinn, Rundung und Witz der Diction, zeichnet wenige oder keine aus. Manche sind gar läppisch, z. B.:

Der Übel *Altar* ist das hohe *Alter*,
Man sieht sie alle zu ihm fliehn. S. 138.

Dem Büchlein ist der Titel mit der Jahrzahl 1810 (da es doch auf die Michaelmesse 1809 gebracht ist) auf einem *einzelnen Blatt* und besserem Papier, als das Übrige, beygelegt, welches den Verdacht erregt, dafs ein *neuer* Titel ein *alterndes* Buch verkaufen helfen soll.

V—n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JULIUS, 1811.

JURISPRUDENZ.

Jena, b. Croeker: *Principia juris Romani privati novissimi* in usum academicum scripsit D. *C. A. Günther* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Cap. von der Erbfolge, bekanntlich ein auch in Rücksicht auf Anordnung besonders schwieriger Rechtstheil, ist im Ganzen sehr glücklich geordnet. Es zerfällt in zwey Abschnitte, 1) *de successione universali* — 2) *singulari*, denen noch ein Anhang *de ultimarum voluntatum interpretatione* hinzugefügt ist. Der erste Abschnitt theilt sich in drey Glieder, *delatio, acquisitio vel omissio hereditatis, remedia juris quae hereditatis causa competunt.* Doch giebt es auch hier der Ausstellungen manche. Dahin gehört, was die ganze Anlage betrifft, dass die Lehre von Universal- und Singular-Fideicommissen ganz von einander getrennt ist, da doch beide Viel (z. B. in Beziehung auf das abzuziehende Viertel) mit einander gemein haben. Diesem liesse sich schon dadurch abhelfen, dass der erste Abschnitt *de successione universali immediata*, der andere *de mediata et singulari* überschrieben würde. Dann gehört auch Mehreres in einen, beiden Haupttheilen gemeinschaftlichen Abschnitt, als was *pro non scripto* angesehen, wegen Unwürdigkeit entrissen wird u. s. w. Unlogisch ist, wenn der Vf. in einer Unterabtheilung, worin von der äusseren Form der Codicille gehandelt wird, §. 729 *Codicillorum argumenta* erörtert. Die besonderen Feyerlichkeiten bey dem Testamente eines Blinden gehören nicht sowohl zu der *certitudo voluntatis*, wohin sie §. 730 stellt, als zu den privilegirten Testamenten. Es sind nämlich diese Feyerlichkeiten als ein *privilegium onerosum* zu betrachten. Den Beweis beym Testamente handelt §. 731 bey der Delation der Erbschaft ohne bestimmte Beziehung ab, da seine eigentliche Stelle bey der Erbschaftsklage gewesen wäre. §. 736 ff. erörtern die Lehre vom Pflichttheile, §. 741 ff. von Notherben in getrennten Unterabtheilungen, da doch Beides ganz zusammengehört, und durch Verschmelzung die gegenseitige Beziehung sehr gewonnen haben würde. Besonders verwirret die Darstellung, dass die Quantität des Pflichttheils eher erörtert wird, als die dazu berechtigten Personen (die Notherben) genannt sind. §. 746 zählt die Enterbungsursachen schon etwas geordneter auf, als gewöhnlich geschieht, indem sie nach dem Umstande getheilt sind, ob sie bey beiden oder nur bey einem Geschlechte Statt finden können. Indessen ist doch die Masse der zu der ersten Classe gehörigen Ursachen noch zu gross, um sie bequem übersehen und behalten zu können. Gut wäre daher, sie noch ferner abzutheilen, je nachdem sie eigentliche Beleidigungen des Enterbenden oder andere Vergehen enthalten. §. 802 ff. handeln *de aperiendis tabulis et executione ultimarum voluntatum* bey der Delation der Erbschaft, da dieses passlicher zu der Lehre von Erwerbung der Erbschaft gestellt würde. — §. 833. Die Transmission stände besser nach der Deliberation, da eine Transmissionsart sich auf die Deliberation bezieht. Dadurch wäre eine im §. 836 vorkommende Recapitulation erspart. In eben diesem §. 833 ist auch das sonst sehr gut beobachtete Verhältniss zwischen Text und Noten verfehlt, indem die Namen der Transmissionsarten, welche man hauptsächlich zu wissen hat, in den Noten stehen. — Bey der Lehre von Theilung der Erbschaft §. 841 ff. vermissen wir ungern die Vorausschickung eines allgemeinen Satzes über das Verhältniss der Miterben vor der Theilung. Die nachfolgende Erörterung würde dadurch sehr an Deutlichkeit gewonnen haben. Diese ist übrigens sehr zweckmässig unabhängig von der *actio familiae erciscundae* durchgegangen — indem ja das ganze Theilungsgeschäft ohne Klage vorgenommen werden kann —, und dabey der Anfang mit der Collation gemacht, die auf alles Folgende Einfluss hat. — Bey der *successio mortis causa singularis* sind Legate und Singular-Fideicommisse unnöthigerweise in zwey verschiedenen Unterabtheilungen abgehandelt, da doch jetzt kein wesentlicher Unterschied mehr unter ihnen Statt findet. Vortheilhafter für die Darstellung würde es seyn, wenn Beides zusammengefasst und von der Bemerkung ausgegangen würde, dass beide Arten vormals verschieden gewesen, in der Folge aber auf die Art verschmolzen seyen, dass in jedem Falle die Grundsätze angenommen wurden, bey welchen das Vermächtniss am ersten erhalten werden konnte. Diese Bemerkung könnte zugleich zur Erläuterung mancher folgenden einzelnen Bestimmungen, ja auch zur Entscheidung von Streitfragen dienen, namentlich bey dem Legat einer Sache, die nur für Einige nicht im Verkehr ist. — Beym Obligationenrechte hat das *beneficium competentiae*, welches offenbar zu der Lehre von den Zahlungen gehört, einen sehr unpasslichen Platz unter den allgemeinen Grundsätzen §. 920 erhalten. Die Entstehungsgründe der Obligationen sind nicht ganz logisch richtig abgetheilt in *A) Facta licita, B) Facta illicita, C) Aequitas legibus agnita*, da

auch zu der dritten Classe, wohin der Vf. unter anderen die Quasicontracte rechnet, viele Fälle gehören, da erlaubte Handlungen einer Verbindlichkeit zum Grunde liegen, z. B. die Geschäftsführung eines *negotiorum gestor*. Die römische Art zu theilen, dass man aus einer Menge verschiedenartiger Fälle einige der wichtigsten herausnimmt (*Conventiones, delicta*), und die übrigen ungetheilt lässt (*variae causarum figurae*), möchte hier den Vorzug verdienen. — Von dem gewöhnlichen Fehler, die Lehre von der Eviction, dem ädilitischen Edicte, der Rescission wegen enormer Läsion, Cession und dgl. beym Kaufcontracte abzuhandeln, macht sich auch der Vf. nicht los, da sie doch bey mehreren Contracten vorkommen können, und daher als etwas Gemeinschaftliches vielmehr den einzelnen Verträgen entweder vorauszuschicken oder nachzutragen wären. — Die Lehre von den Innominatcontracten würde an Deutlichkeit gewinnen, wenn erst die allgemeinen Formen angegeben, und dann diejenigen einzelnen Arten, von welchen etwas zu bemerken ist, durchgegangen würden, statt dass der Vf. §. 1041 — 44 die Ordnung umkehrt.

Ein grosses Lob, welches dem Vf. noch ertheilt werden muss, geht darauf, dass er sich sehr leicht deutlich und richtig in der guten Latinität der classischen Juristen ausdrückt. So geschriebene lateinische Compendien des römischen Rechts sind, weil sie den Anfänger in der ächten Latinität üben, worin die wichtigsten Gesetze geschrieben sind, deutschen Lehrbüchern weit vorzuziehen; dahingegen, wenn man die Wahl zwischen der Latinität eines *Hellfeld*, zum Theil selbst eines *Hofackers*, und einem guten Deutsch hat, diesem der Vorzug gegeben werden muss. Leider findet sich aber eine nicht geringe Zahl zum Theil nicht angezeigter Sinn entstellender Druckfehler und kleiner Versehen. Z. B. §. 677, Z. 6 *legandorum* l. *legatorum*. Z. 4 v. unten *affectu* l. *effectu*. Letzte Z. steht *non* zu viel. §. 681 letzte Z. *cum usuris* l. *cum fructibus*. §. 692 Z. 10 v. unten *debitorem* l. *creditorem*. §. 767 Z. 3 *ICto* l. *SCto*. Z. 4 *Tertullianum* l. *Trebellianum*. S — n.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Gignet u. Michaud: *Quelle influence ont les diverses espèces d'impôts sur la moralité, l'activité, et l'industrie des peuples?* Par M. *de Monthion*, ancien conseiller d'état. 1808. 380 S. 8.

Die Frage, deren Erörterung diese Schrift gewidmet ist, gehört gewiss unter die interessantesten Aufgaben der Politik, und in dieser Beziehung verdient der Vf. auf jeden Fall für seine hier gelieferte Arbeit den Dank des Publicums. Freylich berühren die Untersuchungen des Vfs. im Ganzen genommen nur die Oberfläche, ohne tiefes, Alles erschöpfendes Eindringen in das Innere der Sache. Seine Erörterungen zeigen bloss, was durch ein nicht ganz zweckmässig angelegtes Abgabesystem in Beziehung auf Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Betriebsamkeit der Völker gewirkt worden ist, keinesweges aber, *wie* diess bewirkt wurde, und *warum*. Wir möchten sagen, es fehlt seiner Darstellung der Pragmatismus: er hat die Erscheinungen gegeben, wie sie sind; keinesweges aber die Ursachen enthüllt, welche sie herbeyführten, und den wesentlichen und nothwendigen Gang ihrer Wirksamkeit. Uns scheint gerade diese Enthüllung der Hauptpunct zu seyn, der bey solchen Untersuchungen ins Auge gefasst werden muss, wenn diese vollkommen befriedigend, ganz überzeugend und wahrhaft von Nutzen seyn sollen. Denn nur durch diese Enthüllung mag der Finanzpolitik die nöthige Planmässigkeit und Consequenz verschafft, und der Willkührlichkeit in Meinungen und Anordnungen begegnet werden, die in diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung leider überall so herrschend ist, und beynahe zur Maxime geworden zu seyn scheint, so sehr sie auch dem wahren Wohlstande der Völker abhold ist. Jedes Finanzsystem kann nicht anders als höchst nachtheilig hierauf wirken, wenn dabey die unabänderlichen Grundgesetze der menschlichen Betriebsamkeit nicht auf das Strengste befolgt sind. Schwebten diese Grundgesetze unseren Gouvernements immer mit voller Klarheit vor Augen: gewiss das Finanzwesen unserer bey weitem meisten Staaten würde ganz anders gestaltet seyn, als wir es wirklich gestaltet sehen; unsere Gouvernements würden so Manches theils nicht thun, was sie thun, theils zurücknehmen, was sie gethan haben, wenn sie die nachtheiligen Folgen, welche diese oder jene Finanzmassregel begleiten mag, nicht für ein Werk des Zufalls, sondern für ein Werk der unvermeidlichen Nothwendigkeit hielten, so wie sie dem erscheint, der jene unabänderlichen Gesetze zu durchschauen vermag. Es ist ein sehr erhabener Gedanke, der sich in dem Wunsche des Vfs. (S. 7) ausspricht, ein Finanzsystem zu construiren, das ein Mittel werden möge, zur Beförderung der Gerechtigkeit, der Sittlichkeit, der Wohlthätigkeit, und der möglichsten Entwickelung der menschlichen Kräfte. Aber lässt sich die Realisirung dieses Gedankens je hoffen: so ist es gewiss nur dann, wenn unsere Gouvernements bey allen ihren Anordnungen im Finanzwesen der bisher hier bemerkbaren Willkührlichkeit entsagen; nur dann, wenn sie jenen unabänderlichen Gesetzen mit möglichster Genauigkeit und mit der grössten Sorgfalt zu huldigen suchen, bloss befolgend den von der Natur vorgezeichneten Gang der Dinge, mit Resignation auf alle die Künsteleyen, welche die Natur in ihrer regelmässigen Wirksamkeit stören, und daher nie zum Ziele führen können, weil die Natur ihre Gesetze beynahe nirgends strenger beobachtet wissen will, als bey Anstalten zur Leitung der menschlichen Betriebsamkeit.

Den Gang, welchen der Vf. bey seinen Untersuchungen genommen hat, finden wir so ziemlich zweckmässig, und sein Vortrag empfiehlt sich durch Deutlichkeit, und eine den hier behandelten Gegenständen angemessene Haltung. Die Untersuchungen selbst zerfallen in zwey Abschnitte. Zuerst fragt der

Vf.: *Par quels caractères les impôts sont-ils favorables ou contraires à la moralité, à l'activité, et à l'industrie?* und dann handelt er *des caractères des divers genres d'impôts et des effets, qu'ils ont produits;* und zwar in Beziehung 1) auf directe Abgaben; 2) auf indirecte Abgaben; 3) die Vertheilung der Auflagen, und 4) ihre Hebungsweise, worauf 5) einige allgemeine Betrachtungen über die Bedingungen eines zweckmäſsigen Abgabesystems und seiner Durchführung folgen, welche jedoch nach unserer Ansicht eigentlich im ersten Abschnitte ihre Stelle hätten erhalten sollen, und uns nicht ganz zweckmäſsig ans Ende verwiesen zu seyn scheinen. — Übrigens hat der Vf. bey seinen Untersuchungen zunächst immer das französische Abgabesystem, und zwar *so wie es vor der Revolution in Frankreich bestand,* im Auge. „*Nous choisissons*" — sagt er (S. 7) zur Rechtfertigung dieses Verfahrens — „*la finance de cet état et de cette époque, parcequ'elle offre le spectacle de presque tous les genres d'impôts, et parceque, lorsqu'il y aura à censurer, nous ne sommes pas arrêtés par des égards dûs à des institutions actuellement protégées par la sanction d'un gouvernement:* — Gründe, welche sich sehr wohl hören lassen. Nur hätte der Vf. dabey stehen bleiben sollen. Denn nicht ganz Recht mag er haben, wenn er zur weiteren Rechtfertigung dieses Verfahrens noch den Grund hinzufügt, bey aller Tadelhaftigkeit des französischen Abgabesystems in einer Menge seiner einzelnen Institutionen, sey es doch „*un des plus estimables, qui fût alors admis en Europe* Zu dieser Behauptung konnte ihn bloſs die natürliche Vorliebe für seine Nation und das, was dieser angehört, verleiten; denn ausreichend rechtfertigen läſst sich diese Behauptung wohl auf keine Weise.

Was die Bearbeitung des gewählten Themas betrifft, hat uns der zweyte Abschnitt bey weitem besser gefallen als der erste. Der Vf. geht dort die in Frankreich vor der Revolution üblichen Abgabesorten mit vieler Sachkenntniſs und groſser Genauigkeit durch, und macht mit geziemender Freymüthigkeit sowohl auf ihre guten Seiten aufmerksam, als auf ihre schlechten. Daſs hier die Arbeit des Vfs. mehr genügt, als im ersten Abschnitte, hat seinen Grund in seinem oben gerügten Stehenbleiben bey dem Äusseren. Wo, wie im zweyten Abschnitte, historische und statistische Notizen genügen, da scheint er in seiner eigentlichen Sphäre zu seyn. Aber solche historische und statistische Notizen waren nicht ausreichend für die Bearbeitung der im ersten Abschnitte aufgestellten allgemeinen Grundsätze; es muſsten hier die Argumentationen aus dem Innern der menschlichen Betriebsamkeit geschöpft werden, und mit diesem Innern ist der Vf. nicht so ganz vertraut, wie er es seyn sollte. Wäre er dieſs: so würde er wohl schwerlich bey seinen Untersuchungen über den Nutzen der Abgaben, als Mittel, die Güterbenutzung und die Genuſsluſt des Volks zu regeln, alles so dargestellt haben, wie er es wirklich dargestellt hat. Die von ihm aufgestellten Grundsätze können leicht der Betriebsamkeit sehr bedeutenden Eintrag thun: denn gewiſs, diese stört nichts mehr, als wenn man die Benutzungsweise der Güter und die Genuſsluſt des Volks auf eine widernatürliche Weise, durch höhere Besteuerung solcher Güterbesitzer, welche ihr Vermögen nicht angemessen zu benutzen scheinen, zu regeln sucht. Während man auf diese Weise Einen Thoren zur Ordnung bringen zu können wähnt, schadet man vielleicht Hunderten, welchen jener Thor durch seine minder zweckmäſsige Benutzung seiner Güter Brod und Nahrung gab. Und auf keinen Fall läſst es sich rechtfertigen, wenn der Vf. S. 30 und S. 226 folg., beym Verfolg seiner Grundsätze, auch *Abgaben auf ausgehende Urproducte,* welche Dinge der ersten Nothwendigkeit sind, oder im Lande verarbeitet werden können, und Abgaben *auf eingehende fremde Fabricate,* unter der Kategorie der nützlichen Abgaben um deſswillen aufgenommen wissen will, „weil dadurch der inländische Consument und Fabricant begünstiget werde." Im ersten Augenblicke mag der inländische Consument und Fabricant zwar von solchen Institutionen Vortheile ziehen können; aber dauerhaft und bleibend ist dieser Gewinn gewiſs nie. Da er auf Kosten des Producenten gemacht wird: so kann er nicht lange bestehen. Der belastete Producent zieht sich, sobald er nur immer kann, von solchen Zweigen der Betriebsamkeit zurück, und das endliche Resultat ist nichts anderes, als *Verlust für beide,* für *den Consumenten,* wie für *den Producenten,* und Verminderung des Nationalwohlstandes in jeder Beziehung. Daſs der Vf. in der Folge, und überall, wo er Gelegenheit dazu hat, gegen die Überlastung des Volks mit Abgaben eifert, und die daraus entspringenden Nachtheile mit starken Farben schildert, hat unseren ganzen Beyfall: denn gegen dieses immer mehr um sich greifende Übel mag nie stark genug gesprochen werden. Aber doch glauben wir uns die Bemerkung erlauben zu dürfen, daſs manches Übel, welches er auf die Rechnung einer zu starken Belastung schreibt, genau betrachtet, nichts weiter sey, als eine Folge einer Nichtachtung der Grundgesetze der menschlichen Betriebsamkeit bey der Regulirung des Abgabewesens. Hohe und viele Abgaben hemmen immer den Nationalwohlstand in seinem Fortschreiten; aber sind nur dabey die Foderungen der Naturgesetze für die menschliche Betriebsamkeit mit Umsicht befolgt: so sind sie noch immer erträglich. Sind sie dieſs nicht, und begleiten sie die vom Vf. (S. 32 folg.) geschilderten Erscheinungen: so kann man immer vermuthen, daſs sie jenen Foderungen nicht entsprechen. Ein Hauptgebrechen unserer Abgabesysteme ist, daſs man bey weitem nicht mit voller Strenge, Planmäſsigkeit und Consequenz darauf ausgeht, alle Abgaben nur vom Einkommen, und nur von *diesem* in *seiner wahren und eigentlichen Gestalt,* zu erheben, und daſs man nächst dem so wenig darauf sieht, wie die Abgaben ihrer Natur nach auf den Preis aller Waaren wirken. Nur eine Abgabe erhoben vom Einkommen mag ohne Nachtheil für die Betriebsamkeit erhoben werden, und ohne Folgen

seyn in Bezug auf den Preis der Waaren. Denn nur eine solche Abgabe fliesst aus einer Quelle, die als unabhängig von der Betriebsamkeit und ohne Einfluss darauf betrachtet werden kann; sie stört also die Betriebsamkeit in ihrem natürlichen Gange nicht, und der Contribuent kann sie zahlen, ohne sie im Preise der Erzeugnisse seines Fleisses dem Consumenten zur Last schreiben zu müssen, — was er immer zu thun genöthigt ist, wenn er die Abgabe aus den Fonds bestreiten muss, welche er zu seiner Gewerbsamkeit und zur Übung seiner productiven Kraft braucht. Diese Bedingungen eines zweckmässigen, und den Naturgesetzen der menschlichen Betriebsamkeit angemessenen Abgabesystems vorausgesetzt, zweifeln wir sehr, ob die indirecten Abgaben nicht mehr verwerflich seyn mögen, als sie der Vf. darzustellen sucht. Der von ihm (S. 124) angeführte Grund, dass solche Abgaben um desswillen zweckmässig und gerecht seyen, weil ohne sie in manchen Staaten die öffentlichen Bedürfnisse nicht zu befriedigen seyn möchten, ist wenigstens für uns keinesweges genugthuend. Sollche Abgaben treffen, wie selbst der Vf. bemerkt, bey weitem öfter den Bedarf, als den Genuss, welchen man dabey in Anspruch nimmt, und wegen ihres, in dieser Beziehung unvermeidlichen Einflusses auf den Preis der Waaren, und folglich auf die allgemeine Betriebsamkeit, beeinträchtigen sie den allgemeinen Wohlstand bey weitem mehr, als selbst die stärkste directe Abgabe gehoben vom wirklichen Einkommen, welche, wie jede Abgabe aus dieser Quelle, übrigens noch den Vortheil gewährt, dass bey ihr das Streben der Contribuenten, die Abgabe auf Andere zu wälzen, nach der Natur der Sache bey weitem nicht den ausgedehnten Spielraum haben kann, wie bey jeder indirecten Abgabe, weil sie so sehr auf den Preis der Waaren wirkt. Nach des Vfs. eigenen Bemerkungen war es in Frankreich schon eine sehr hohe Abgabe für den gemeinen Arbeiter, wenn er in der *taille personelle* den Betrag eines doppelten Tagelohns an den Staat zahlen musste, und doch betrug (S. 136) die Consumtionsabgabe eines solchen Menschen vom einzigen Artikel *Salz* an *zwölfmal* so viel als jene Abgabe. Und wenn die *taille réelle* nach dem Vf. (S. 88) in Frankreich drückend für die Unterthanen war: so lag diess, nach seinen eigenen Erläuterungen, nicht sowohl in dieser Abgabe selbst, als in ihrer falschen Quotisationsweise, indem man bey der Bestimmung der vom Steuerpflichtigen zu entrichtenden Abgabenquote nicht auf das Einkommen sah, welches das zu besteuernde Grundstück gewährte, sondern blofs auf den Preis, um welchen es in die Hände seines Besitzers gekommen war, wobey denn freylich die Steuer oft das Einkommen des abgabepflichtigen Fonds nicht blofs verschlungen, sondern vielleicht sogar noch aus anderen Einkommensfonds Zuschüsse erfodert haben mag. Richtige Ansichten von den Elementen des Nationalreichthums, und von den Quellen, aus welchen alles menschliche Einkommen fliesst, scheinen uns überhaupt die Basis jedes haltbaren Finanzsystems zu seyn, und da das französische nicht auf dieser Basis ruhte: so war es wohl nicht anders möglich, als dass es am Ende alle die traurigen Folgen herbeyführen musste, welche der Vf. hier schildert. Wenn wir auch seine Arbeit keinesweges für ganz befriedigend anerkennen: so müssen wir sie doch, um dieser Schilderung willen, jedem Finanzier empfehlen, als einen Spiegel, worin er die Folgen mancher Finanzspeculationen, die er vielleicht zu realisiren im Begriffe steht, im Voraus überschauen mag. Das Sehen in diesen Spiegel wird ihn vor manchem Missgriff bewahren, den er sich ausserdem vielleicht erlauben könnte. Vorzüglich beherzigenswerth ist, was der Vf. (S. 134 fg.) über die traurigen Folgen der Auflage auf *Salz* sagt; ingleichen (S. 167) über *Einregistrirungsgebühren*, und (S. 170) über *Gerichtssporteln*, so wie über die zu hohen *Briefposttaxen* (S. 180), und auf *Bücher* und *Schriften* (S. 181); dann (S. 214) über *Abgaben bey Veränderungen des Grundeigenthums*, und (S. 296 folg.) über die *Beytreibung der öffentlichen Gefälle*, deren Härte und Rücksichtslosigkeit den Druck des ehemaligen französischen Abgabesystems vollendete. Nur mit Bedächtlichkeit hingegen mag das zu gebrauchen seyn, was (S. 335 folg.) über die *limites de la masse des impôts* gesagt wird; die für eine solche Grenzbestimmung (S. 344) aufgestellten Regeln können wir wenigstens auf keinen Fall für vollkommen richtig anerkennen. Wer sie mit Aufmerksamkeit prüft, wird gerade hierin das im Eingange von uns über den Vf. und den Werth seiner Arbeit gefällte Urtheil am besten bestätigt finden. Z.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Darmstadt*, b. Leske: *Clios Blumenkörbchen* von *August von Kotzebue*. 1811. 394 S. 8. (1 Rthlr. 18 Gr.)

„Der Käufer findet hier einzelne Züge aus der Geschichte, oder Skizzen oder interessante Bruchstücke aus grösseren Werken, aus vergessenen Schriften, lauter Dinge, welche eine gewisse Classe von vernünftigen Lesern wohl angenehm unterhalten können." Und diese Versicherung der Vorrede muss Rec. bestätigen. Hr. *v. K.* kennt den Sinn und Geschmack des Publicums, und weiss so auszuwählen und darzustellen, dass es den Lesern zusagt, wobey er diessmal jedoch auf gebildete, und nicht auf gewöhnliche Romanenleser rechnet. Freylich darf man nicht glauben, dass die Geschichte, besonders in so gemischten Aufsätzen, wo man am liebsten auffallende Sachen und Widersprüche heraushebt, dazu geeignet sey, in gewöhnlichen Köpfen die Begriffe und Vorstellungen über menschliche Natur und über den Gang der Vorsehung zu berichtigen und aufzuklären, da im Gegentheil die Verwirrung dadurch erst recht gross wird. Man thut am besten, dabey an eine blosse Unterhaltung, die in dem dunkeln Gefühle der Veränderung sich endigt, und an keine Belehrung und Philosophie zu denken. Auch würde man solche Wegweiser hier vergebens suchen. Einen Vorwurf verdient der Vf. darüber, dass er manche Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten enthüllt und nackt hingestellt hat, die das Gefühl der Leserinnen, die er doch auch wohl zu seinem Publicum rechnete, beleidigen und empören müssen. Zu den interessantesten Aufsätzen gehören besonders des Grafen Potozki Reise und Bruchstücke aus den Memoiren der *Madame de Motteville*.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JULIUS, 1811.

MEDICIN.

1) Leipzig, b. Salfeld: *Die Krankheiten der Weiber*, nosologisch und therapeutisch bearbeitet von *L. F. C. Mende*, adjungirtem Lehrer der praktischen Medicin auf der Universität zu Greifswald. I Theil. 1810. 309 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Varrentrapp und Sohn: *Handbuch zur Erkenntniss und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten*, von Dr. *Elias v. Siebold*, ord. Prof. der Medicin und Entbindungskunde auf der Universität zu Würzburg. I Band. 1811. XXIV u. 594 S. 8.

Der Vf. von No. 1 tadelt es, dass man in den Lehrbüchern der Ärzte als Weiberkrankheiten diejenigen angegeben findet, deren Möglichkeit durch die weiblichen Geschlechtsorgane und ihre Verrichtungen durchaus bedingt wird, und die desshalb den Weibern ausschliesslich eigen sind. Man hat hiebey nicht darauf Rücksicht genommen, ob bloss die Krankheitserscheinung von den abweichenden Geschlechtsverrichtungen herrührte, oder ob auch die Ursache derselben in ihnen lag, wohl gar ohne hier Unordnungen zu erregen, ferner dass, ausser den von dem Daseyn der weiblichen Geschlechtsorgane schlechthin abhängigen Krankheiten, alle Krankheiten, von welchen Weiber befallen werden, einen besonderen Geschlechtscharakter haben, oder in ihrer Form und in ihrem Verlauf wenigstens durch die Weiblichkeit modificirt sind. Sämmtliche Krankheiten der Weiber, in Beziehung auf ihre, durch die weibliche Grundstimmung erzeugte, besondere Form und Charakter sind als Geschlechtskrankheiten des Weibes im Allgemeinen zu betrachten; nimmt man aber nur diejenigen Krankheiten, die nach ihrer Ursache oder ihren Erscheinungen in die Geschlechtsverrichtungen fallen: so hat man nur einen Theil der Weiberkrankheiten, den man überdiess noch von einem anderen Gesichtspunct übersieht, und daher mit Unrecht als eigentliche Weiberkrankheit aufführt. Diese Formen des Übelseyns heissen rechtmässig bloss Krankheiten in den weiblichen Geschlechtsverrichtungen. Die Geschlechtskrankheiten des Weibes sind nie im Gegensatz der männlichen bearbeitet worden, sondern stets untermischt mit ihnen, ja man hat selbst bey der Krankheitsbeobachtung hierauf nicht die gehörige Rücksicht genommen. Zur Ausfüllung dieser Lücken wünscht der Vf. seinen Beytrag zu liefern.

Zuvörderst giebt er die Eigenthümlichkeiten des Weibes an. Im Manne sind alle Functionen, selbst die der Geschlechtsorgane, nur auf die Selbsterhaltung gerichtet, mit einer gleichmässigen Entfaltung aller Kräfte. Im Weibe hingegen findet sich ein System von Organen und Verrichtungen derselben, die nur mittelbar und secundär auf die Erhaltung des weiblichen Organismus hingehen, zunächst und unmittelbar aber etwas bezwecken, das nicht zu dem eigenen Kreise des individuellen Daseyns des Weibes gehört. Es entspringen in ihnen Erzeugnisse, die dem Weibe gar nicht angehören, und die es aus sich herausstösst. Zur Entstehung dieser Erzeugnisse sind die Geschlechtsverrichtungen nicht hinreichend, sondern es muss in dem Inneren des Weibes eine Productivität liegen, die nicht bloss auf die Erhaltung des Weibes als Individuum, sondern hauptsächlich auf jene Production gerichtet ist. Mit dieser Productivität muss nothwendig eine gleichmässige Receptivität verbunden seyn (wie dieses nothwendig aus der sehr erhöhten Productivität folgen soll, sieht Rec. nicht ein: der Vf. hätte ihre Nothwendigkeit nachweisen müssen; das unmittelbar darauf Folgende befriedigt nicht), die bloss in Beziehung auf die individuelle Körperform und Wirksamkeit verhältnissmässig zu gross seyn würde, deren Resultat aber durch jene Productivität immer wieder aufgezehrt wird. Der Vf. untersucht nun, wie die Krankheiten durch die wirklichen Eigenthümlichkeiten bestimmt und modificirt werden. Jede Krankheit des Weibes, die längere Zeit andauert, wird complicirt, und zwar desshalb, weil sie mit einer Äusserung der Geschlechtsfunction in Beziehung treten muss. Die Art dieser Verwickelung ist verschieden nach Verschiedenheit des Geschlechtsactes, in welchem die Kranke gerade begriffen ist. Die meisten Verwickelungen erzeugt die Menstruation. — Die eigenthümliche Grundstimmung des Weibes äussert ihren Einfluss, auch ohne eigentliche Verwickelung, auf alle Zeiträume der Krankheit. Die Krankheitsentstehung wird bey Weibern wegen ihrer grösseren Reizbarkeit mehr begünstigt als bey Männern. Diese überwiegende Receptivität im weiblichen Körper setzt und erhält eine grössere Blutmenge als im Manne. Es entstehen daher leicht Zufälle einer Plethorie, Congestionen nach einzelnen Organen. Im Verlaufe der Krankheit bedingt eine höhere Empfindlichkeit sogleich eine grössere Verbreitung der Krankheitszufälle über alle Systeme von Organen, sie erzeugt mehr consensuelle Zufälle, und giebt dadurch derselben Krankheit mannichfaltige Gestalten. In Hinsicht des Ausgangs entscheiden sich die Krankheiten der Weiber

oft nicht so vollständig wie bey Männern, und zwar deſshalb, weil in jeder bedeutenden Krankheit das Verhältniſs beider Sphären gegen einander verrückt ist, indem die Richtung der organischen Wirksamkeit auf die Geschlechtsverrichtungen für die individuelle Erhaltung aufgewendet wird. — Den Beschluſs dieser lesenswerthen Einleitung machen einige gute Bemerkungen über die Rücksichten, die man in der Krankheitsbehandlung auf die Eigenthümlichkeit des Weibes zu nehmen hat.

I Abschnitt. *Von den Abweichungen des Monatsflusses und den ihnen zum Grunde liegenden krankhaften Zuständen.* 1 Cap. *Von dem zu frühen Eintreten des periodischen Blutflusses.* Die Ursachen dieses Übels liegen in einer ungleichmäsigen Entwickelung des kindlichen Körpers; die Geschlechtssphäre wird aufgeregt, ehe die Individualität ausgebildet und vollkommen befestigt ist. Die Cur ist entweder symptomatisch, man will die hervorstechenden Zufälle mindern, oder radical, man will die Krankheit heilen. Will man letzteres: so müssen diejenigen Schädlichkeiten entfernt werden, welche die Entstehung des Übels begünstigten und zu seiner Unterhaltung fortwirken. Ferner um der Präpotenz in der Geschlechtssphäre das Gleichgewicht zu halten, muſs die individuelle Entwickelung und Fortbildung möglichst unterstützt und erhoben werden. Die nächste Aufmerksamkeit erfodert der Unterleib. Ist dieser gereinigt: so bleibt der Ausfluſs bisweilen schon allein aus. Die äuſserliche Anwendung der Kälte verwirft der Vf., so wie die Einspritzungen in die Geschlechtstheile. 2 Cap. *Von den Vorboten beym ersten Erscheinen und jedesmaligen Eintreten des monatlichen Blutflusses.* Den Grund des Übelbefindens bey dem ersten normalen Eintritt des Monatsflusses setzt der Vf. darein, daſs die irritable und productive Thätigkeit jetzt aus der individuellen Sphäre den Übergang auf die Geschlechtssphäre macht, wodurch so lange, bis sich zur vollkommenen Entwickelung beide Sphären wieder in das Gleichgewicht gesetzt haben, eine Negation dieser organischen Thätigkeitsäuſserungen, mithin der Anschein von Schwäche in der ersteren entsteht. Die örtlichen Zufälle haben gerade die entgegengesetzte Ursache, nämlich erhöhte Irritabilitäts- und Productivitäts-Äuſserungen in den Geschlechtstheilen, mit consensueller Afficirung der benachbarten. 3 Cap. *Von dem schwierigen Monatsflusse.* Nach der Verschiedenheit der Ursachen ist der Charakter und die Äuſserungsweise dieses Übels verschieden. Es giebt besonders 3 verschiedene Ursachen: 1) die Geschlechtsverrichtung geschieht auf Kosten und mit Beeinträchtigung der Individualität; 2) das Absonderungsgeschäft der Gebärmutter entspricht dem Grade der individuellen productiven Thätigkeit und ihrem Producte nicht; 3) örtliche Krankheitsbeschaffenheit der Gebärmutter. 4 Cap. *Von den Unordnungen und den krankhaften Zufällen bey dem Monatsflusse.* Der Vf. untersucht hier zuvörderst den Grund des regelmäsigen Eintritts des Monatsflusses. Jeder individuelle gesunde Organismus vollendet nach der Regel seines bestimmten Daseyns den Kreislauf seiner organischen Bildungsacte, in einer bestimmten Ordnung und Folgereihe. Sobald dieser Kreislauf für das Individuelle bey dem Weibe mit bestimmter Beziehung auf die Geschlechtsäuſserungen vollendet ist, tritt die Productivität in der Geschlechtssphäre als eine der eigentlichen Geschlechtsverrichtungen hervor, deren Zweck zum Theil auſser der individuellen Sphäre fällt. Für das Individuelle ist der Kreislauf der Bildungsacte regelmäſsig und vollkommen erfüllt, wenn nicht bloſs so viel erzeugt ist, als der gegenwärtige Lebensmoment verzehrt, sondern auch dasjenige, welches wir als Vorwurf der Wirksamkeit in der Geschlechtssphäre annehmen müssen. Dieſs muſs zum Theil durch den Monatsfluſs erschöpft werden, theils als Gegenstand einer nothwendigen Handlung, deren Resultat nicht wieder in das Innere zurückkehrt, und theils, weil ohne die Aufzehrung keine Fortbildung nach derselben Regel denkbar ist. Ganz soll und wird dieser Überschuſs nicht aufgezehrt werden, so lange das Zeugungsvermögen noch da ist, weil durch ihn eben die Möglichkeit gegeben ist, zu jeder Zeit zu empfangen; daher kann auch der Blutfluſs nicht unaufhörlich fortdauern. Nur wenn das Product der früheren Bildung die Fortbildung hindern würde, ist eine Ausleerung nothwendig. Zu dieser ist der Fruchtträger nach der in ihm liegenden Regel durch langsame Entwickelung und Ausbildung fähig gemacht, während welcher er, durch die in ihm vorgehende Veränderung, das Blut in sich aufnimmt und festhält, das sonst schneller durch ihn hineilte. Seine Thätigkeit wendet er eben, nicht bloſs wie vorher in sich selbst zurück, sondern nach auſsen, nach der offenen Gebärmutterhöhle, und so treibt er durch einen wahren Absonderungs- oder Erzeugungs-Act durch jene Mündungen das schwärzliche Blut hervor. Der Monatsfluſs ist also das Resultat des nothwendigen Zusammentreffens eines bestimmten Bildungsmoments in der individuellen Sphäre mit einer diesem entsprechenden Thätigkeit des Fruchthalters. — (Wir verkennen in dieser Darstellung keinesweges den Scharfsinn und die Consequenz des Vfs., zweifeln aber doch sehr, daſs dieser schwierige Gegenstand dadurch mehr als bisher aufgeklärt worden ist.) Die verschiedenen Innormalitäten, denen der Monatsfluſs unterworfen ist, sind folgende: 1) Zu frühe Rückkehr des Monatsflusses. Die Ursache besteht in der früheren Wirksamkeit der Absonderungsthätigkeit des Uterus, ehe das Individuelle auf den ihr entsprechenden Bildungsmoment gekommen ist, und die Cur in der Entfernung aller Schädlichkeiten, Beseitigung der eingetretenen Schwäche und in der nöthigen Rücksicht auf die Complicationen. (Wenn krampfhafte Zufälle vorhanden sind: empfiehlt der Vf., auſser dem Baldrian und dem Bilsenkraut, die Belladonna und die Cicuta. In wiefern diese Mittel hier nützlich seyn können, oder durch die krampfhaften Zufälle angezeigt seyn sollen, sieht Rec. nicht ein.) — 2) Zu selten erscheinender Monatsfluſs. Die Ursache liegt entweder in der ge-

störten Ernährung, oder die Productivität ist zu sehr in der individuellen Sphäre aufgerufen, um zur gehörigen Zeit regelmäfsig auf die Geschlechtssphäre übertreten zu können, oder wenn der eben im Ausscheidungsmoment begriffene Fruchthalter zu anderen Geschlechtshandlungen gezwungen wird. 3) Zu starker Monatsflufs. Nicht die Menge des abgehenden Bluts entscheidet, ob der Blutflufs zu stark sey, sondern das Verhältnifs der Menge zu dem gesammten Ernährungsgeschäft. Was der Vf. über die Ursachen und die Behandlung dieses Übels sagt, ist durchdacht und lesenswerth. — 4) Zu sparsam fliefsende Reinigung. Die Productivität ist zu sehr in dem Individuellen befangen, um in der Geschlechtssphäre mit gehöriger Kraft hervortreten zu können; sie ist hinreichend wirksam, nur nicht in der gehörigen Richtung, oder die Beschaffenheit der Geschlechtsorgane hindert diese durch sie zu bewirkende Aussonderung. — Dieses Capitel enthält eine Reihe guter Bemerkungen und brauchbarer Vorschriften.. — 5) Von der krankhaft veränderten Beschaffenheit und Farbe des monatlich ausfliefsenden Blutes. — Die krankhaften Abweichungen erstrecken sich theils auf die Farbe, theils auf den Grad der Flüssigkeit und des nachherigen Gerinnens. Jede Veränderung hierin ist immer Zufall einer anderen Krankheit, die die Säftebeschaffenheit überhaupt, oder nur das Abscheidungsvermögen, oder beide in ihrer wechselseitigen Beziehung zu einander bestimmt. — 5 Cap. *Von dem Ausbleiben des monatlichen Blutabgangs und den dabey vorkommenden Unordnungen.* Nach der Zeit, in welcher diese Unordnungen eintreten, trägt der Vf. sie unter folgenden Abtheilungen vor: 1) Der Monatsflufs tritt nicht ein, wenn er eintreten sollte. 2) In der regelmäfsigen Periode und während des Flusses hörte der normale Blutgang plötzlich auf. 3) Der Blutgang, der wegen des höheren Alters ausbleiben sollte, dauert krankhaft fort. 4) Mit dem Eintritt des Greisenalters hört der monatliche Blutflufs auf, statt desselben aber erscheinen allerhand krankhafte Zufälle, Blutungen aus anderen Theilen u. s. w. Nach den Ursachen dieser verschiedenen Zustände ordnet der Vf. die Behandlung an, welche rational und für angehende Ärzte sehr unterrichtend ist. — 6 Cap. *Von den ungewöhnlichen Wegen, auf denen der Monatsflufs erscheint.* Es giebt fast kein Organ, aus dem man ihn nicht erfolgen gesehen hat. — Die Ursachen dieser Abweichungen sind doppelt, aber häufig mit einander vereinigt. a) Dem Blute mufs auf dem gewöhnlichen Wege der Ausgang verschlossen seyn. b) Er mufs durch einen besonderen Umstand nach einem bestimmten Theile hingedrängt werden. Hülfe wird nur dann erfodert, wenn der Blutflufs so stark ist, dafs er, wo er auch immer erscheint, Erschöpfung droht, wenn das Organ, in dem er hervorbricht, dadurch gefährdet wird, wenn durch seine falsche Richtung der Geschlechtsthätigkeit Beschränkung bevorsteht. Gegen das therapeutische Verfahren läfst sich wenig erinnern. Ob es unter allen Umständen gerathen sey, wenn das Blut aus den Lungen kommt, die Kranke eine reine sauerstoffige Luft einathmen zu lassen, möchte Rec. bezweifeln. Leidet das kranke Subject, und besonders das Respirationsorgan, an erhöhter Reizbarkeit: so könnte dieses Verfahren sehr nachtheilig werden.

II Abschnitt. *Von den krankhaften Ausflüssen aus den Geschlechtstheilen.* Krankhafte Ausflüsse aus den Geschlechtstheilen nennt der Vf. diejenigen, denen keine nothwendige Verrichtung dieser Organe, oder ein an sich nothwendiger Zustand derselben zum Grunde liegt. 1 Cap. *Von dem Gebärmutterblutflufs überhaupt, und insbesondere von dem durch eine krankhafte Absonderung entstandenen.* Definition des Mutterblutflusses — Vorboten — begleitende Zufälle — Ursachen. 1) Eine wahre Blutausscheidung liegt dem Abgange zum Grunde. Die Handlung ist an sich der Wirkungsart des Uterus angemessen, nur tritt sie zur unrechten Zeit ein, und wird durch krankhafte Bedingungen hervorgerufen. Die Schädlichkeiten treffen den Fruchthalter entweder unmittelbar oder nur mittelbar. 2) Lähmung der Gebärmuttergefäfse, besonders ihrer Mündungen. 3) Zerreifsung der Gefäfse, der Gebärmutter oder ihrer Mündungen nach Verwundungen. Die Behandlung gründet sich auf den ursächlichen Charakter des Übels. (Bey der angegebenen Behandlung des entzündlichen Blutflusses mufs es sehr auffallen, innerlich eine kühlende Emulsion mit Salpeter und *Kirschlorbeerwasser* aufgeführt zu finden, ohne dafs sich der Vf. auch nur im Geringsten über die Gründe, aus welchen er dieses heroische Mittel empfiehlt, oder über seine Ideen von der Wirkungsart desselben überhaupt erklärt. Ohne die bestimmteste Indication wird er doch gewifs ein solches Mittel nicht anwenden; welches diese aber hier seyn könne, begreift Rec. nicht.) 2 Cap. *Mutterblutflufs wegen Lähmung und Zerstörung der Gebärmuttergefäfse.* Die Erscheinung des gehobenen Widerstandes in den Gefäfsmündungen heifst Lähmung. — Die dringendste Anzeige fodert die Stillung des Bluts. Ist der Blutflufs blofs Erscheinung des Gesammtleidens: so mufs die Behandlung zuerst sich auf das allgemeine Unterdrücktseyn aller Kräfte richten. Je mehr die Lähmung sich örtlich äufsert, um so mehr und schneller bedarf es der örtlichen Mittel. 3 Cap. *Von den Blutungen aus der Scheide und den äufserlichen Geburtstheilen.* 4 Cap. *Von dem Schleimflusse aus den Geschlechtstheilen überhaupt, und besonders von dem eigentlichen Schleimflusse durch die schleimabsondernden Werkzeuge.* 1) Von der krankhaften Schleimabsonderung durch die eigentlichen Werkzeuge für dieselben in den Geschlechtstheilen. — Die örtlichen Ursachen wirken auf dreyerley Art: 1) mechanisch, 2) chemisch. 3) Es giebt eine Flüssigkeit, die ohne offenbare Schärfe die schleimabsondernden Organe der Scheide und Harnröhre doch in einen entzündlichen Zustand versetzt, die Absonderung nachher vermehrt, und so bestimmt, dafs dieselbe eigenthümliche Flüssigkeit wieder dadurch erzeugt wird. Man könnte diese (meint der Vf.), zum Unterschiede von dem chemischen, einen vitalscharfen Stoff nennen;

sonst heisst sie das Trippergift, und der davon entstandene Schleimfluss, der bösartige, lustseuchige. Zu den mechanischen Schädlichkeiten gehören Würmer, fremde Körper in der Scheide u. s. w. Chemische Schädlichkeiten sind nicht bloss das Lustseuchengift und der Tripperstoff, sondern auch andere Feuchtigkeiten, die in dem Umfange der Harnröhre und der Eichel des männlichen Gliedes abgesondert werden. — *Lustseuchenschleimfluss.* — Der Vf. nimmt 4 Stadien an. 1) Ansteckungszeit. 2) Zeitraum der Entzündung. 3) Zeitraum der Schleimabsonderung (diese Benennung ist nicht passend, da die damit angedeutete Erscheinung auch schon während der Entzündung Statt findet, mithin dieses Stadium dadurch nicht charakterisirt wird). Hier muss man durch örtliche Mittel die Thätigkeit der Blutadern und Saugadern erhöhen, und mit der Wirkung der Schlagadern in das Gleichgewicht zu setzen suchen. Sind Zeichen der Syphilis vorhanden: so dient Mercur äusserlich und innerlich. 4) Nachtripper. Den reinen heben zusammenziehende Mittel. Bey dem unreinen muss die Ursache sorgfältig aufgesucht, und der venerische mit Quecksilber behandelt werden. 5 Cap. *Von dem Blutschleimfluss.* Seine Quelle ist mit der der monatlichen Reinigung dieselbe. Seinen Namen hat er daher, weil er aus den für den Abgang von Blut bestimmten Wegen hervorquillt, oft mit Blut vermischt ist, statt dessen fliesst, oder im Flusse damit wechselt. Krankhaft ist er nur dann, wenn der Schleimfluss nach dem Aufhören des monatlichen Blutflusses fortdauert, und ihn am Ende gar verdrängt, wenn dabey die Geschlechtswerkzeuge ihre zweckmässige Thätigkeit einbüssen, und mit der Ernährung auch die Kräfte sinken. Was der Vf. über den *Schleimfluss wegen unzweckmässiger Richtung des zu stark aufgeregten Zeugungsvermögens*, und über den *Schleimfluss wegen zu schwacher Äusserung des Zeugungsvermögens in den Geschlechtstheilen*, über seine Ursachen und Behandlung sagt, verdient ganz nachgelesen zu werden.

III Abschnitt. *Von den die Fortpflanzungsfähigkeit beschränkenden oder gänzlich störenden Krankheiten, die mit Unordnungen im Monatsflusse verbunden sind.* 1) *Von der Bleichsucht.* A. *Ursprüngliche.* Die Geschlechtsentwickelung tritt ein, ehe die Selbsterhaltung die hinreichende Festigkeit bekommen hat. Der Grund hievon ist doppelt: 1) wegen Krankheiten und schlechter Nahrung; 2) zu früher Reizungen der Geschlechtstheile. — Die hauptsächlichste Heilanzeige besteht darin, die Selbsterhaltung zu befestigen, und sodann das Zeugungsvermögen für beide Sphären gleichmässig aufzurufen. B. *Bleichsucht der Erwachsenen.* Die eigentliche und ursprüngliche Bleichsucht kann bey Erwachsenen nicht mehr entstehen; dessenungeachtet aber kann durch sehr verschiedene Umstände ein Missverhältniss des Zeugungsvermögens zur Bestreitung der Selbsterhaltung und der Geschlechtsverrichtungen gesetzt werden, wodurch in beiden Richtungen der lebendigen Wirksamkeit Unordnungen entstehen, die mit der Bleichsucht nicht entfernt liegende Ähnlichkeit haben. Das Hauptaugenmerk des Arztes muss, wenn keine besonderen Ursachen oder fortdauernden Krankheiten zu berücksichtigen sind, stets auf die Ernährung überhaupt und auf die Selbsterhaltung gerichtet seyn. — 2) *Von dem krankhaften Geschlechtstriebe, der rasenden Geilheit oder Mutterwuth.* — Man hat mit Unrecht diese Übel für gleichnamig gehalten. Eine krankhafte Geilheit ist zugegen, wenn der Geschlechtstrieb über die Möglichkeit des Zeugens mit einer Störung der Selbsterhaltung hinausgeht. Der Leser findet hier eine gute Darstellung des Entstehens und der allmählichen Ausbildung dieses Übels bis zum unheilbaren Wahnsinn. Der Vf. nimmt drey Zeiträume an, in welchen das Übel verläuft: a) der Zeitraum der Lüsternheit; b) der Geilheit; c) der Tollheit. Die Symptome, welche jeden dieser Zeiträume charakterisiren, sind mit grosser Bestimmtheit angegeben. Auch die Ideen zu ihrer Behandlung sind sehr zweckmässig. — 3) *Von der in Zwischenräumen wiederkehrenden oder aussetzenden rasenden Geilheit.* — *Von der Mutterkrankheit im Allgemeinen.* Sie besteht in einer Missstimmung einzelner Abtheilungen des Knotengeflechtes unter sich, nämlich der Nerven der Baucheingeweide und der Geschlechtstheile, und einer daraus hervorgehenden unverhältnissmässigen Erregung derselben zu derjenigen der Fadennerven. — *Von der ursprünglichen Mutterkrankheit und ihren Arten.* Es sind deren zwey: a) Krankhaft erhöhte Erregung in den Geschlechtstheilen. b) Krankhaft erhöhte Erregung der Knotennerven der Baucheingeweide. — Den Beschluss macht das Capitel von den Folgearten der Mutterkrankheit, welche weder in ihren Ursachen noch Erscheinungen etwas Eigenthümliches haben, sondern nur ein nothwendiger Übergang vieler Krankheitsbeschaffenheiten entweder zu einem höheren Leiden, oder von diesem in die Gesundheit sind. Der Schein von Besonderheit, den das Übel annimmt, kommt nicht von seiner Eigenthümlichkeit, sondern von der Weiblichkeit überhaupt her, durch die alle Einwirkungen eine doppelte Beziehung haben, und alle Zustände eine doppelte, mitunter entgegengesetzte Äusserung. Eine besondere Behandlung lässt sich demnach für diese Reihe von Zufällen nicht angeben.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Barth: *Erzählungen des Interessantesten und Nützlichsten aus der Geschichte der Deutschen.* Für die Jugend, und besonders für die Lehrer in Bürger- und Landschulen, von *Friedrich M.* 5s Bdchen. 1811. XXX u. 368 S. 8. (22 gr.) (S. Rec. des 1 Bdchens. Jahrg. 1806. No. 246.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS, 1811.

MEDICIN.

Frankfurt am Main, b. Varrentrapp und Sohn: *Handbuch zur Erkenntniss der Frauenzimmerkrankheiten*, von *Elias von Siebold*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem vor uns liegenden ersten Bande von No. 2 handelt Hr. *von Siebold* die Krankheiten der Frauenzimmer, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette, ab; im zweyten sollen die der Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen folgen. Die Einleitung enthält die Ansicht von der physischen und psychischen Individualität des Weibes, das *Savoir-faire* des Frauenzimmerarztes, nebst allgemeinen und besonderen Bestimmungen für die Prüfung und Erforschung der Frauenzimmerkrankheiten. In sofern eine gründliche Erkenntniss der eigenthümlichen Krankheiten des Weibes und ihrer Heilung nur durch eine richtige und umfassende Ansicht seiner physischen und psychischen Natur möglich ist, verdient der Vf. alles Lob, dass er seine Ideen hierüber dem Übrigen vorausgeschickt hat. Doch hätte der Vf. das Fanatische füglich bey jedem seiner Leser voraussetzen können. Interessanter, und nicht ohne eigenthümliche Bemerkungen finden wir seine Ansichten des Weibes von der dynamischen Seite. Im 2 Abschnitt, über die psychische Individualität des Weibes, sagt der Vf.: „Die Gesammtmasse aller psychischen Erscheinungen läfst sich auf die des Erkenntniss- und des Begehrungs-Vermögens zurückführen, auf intellectuelle und moralische Phänomene." Warum übergeht er eins der wichtigsten Vermögen des menschlichen Gemüths, das Gefühlsvermögen? Eine Menge der wichtigsten Zustände, das ganze Heer der Affecten, die im weiblichen Organismus eine so grosse Rolle spielen, sind allein in diesem Vermögen gegründet. Was den Vf. berechtigt, alle Äusserungen des Begehrungsvermögens *moralische* Phänomene zu nennen, ist ebenfalls nicht einzusehen. Nach dem allgemeinen Sinne, in welchem Philosophen und Ärzte das Wort *Moral*, *moralisch* nehmen, möchte schwerlich Neugierde, Hass, Neid, Rache, Eifersucht u. s. w. zu den moralischen Äusserungen des menschlichen Gemüths gerechnet werden können. Rec. muss gestehn, dass er in diesem Capitel neben so manchen treffenden Bemerkungen eine grosse Verwirrung der Begriffe angetroffen hat. — Im 3 Abschnitt, über das *Savoir-faire* des Frauenzimmerarztes, hat der Vf. nicht die Absicht, den Frauenzimmerarzt in eine falsche Politik einzuweihen, um sich Praxis bey diesem Geschlecht zu erschleichen, sondern ihm die erlaubten Wege, die seinen Stand und hohen Beruf durchaus nicht herabwürdigende Methode zu zeigen, durch welche er sein Benehmen am Krankenbette des Frauenzimmers einleiten, richten und bestimmen soll, um seinen Zweck als Kliniker und Praktiker weit leichter und sicherer zu erreichen. Der Vf. sucht damit dem Wunsche des Hn. *Vogel* zu begegnen, das *Savoir-faire* des Arztes für einzelne Stände bearbeitet zu sehen. Dieses Cap. ist so reich an guten und nützlichen Vorschriften, dass es nicht nur von angehenden, sondern auch von älteren Ärzten gelesen und beherzigt zu werden verdient. Nun geht der Vf. im 2 und 3 Cap. zu der Anleitung, den Krankheitszustand des Frauenzimmers zu erforschen, über, und beschliesst die lesenswerthe Einleitung mit einer reichhaltigen Literatur.

I Theil. Die Krankheiten der Frauenzimmer, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. I Abschnitt. *Von der Anomalie der monatlichen Reinigung.* — Der Vf. bringt die Anomalieen der monatlichen Reinigung nach ihren äusserlichen Erscheinungen unter folgende Rubriken. 1) *Die zu früh erscheinende monatliche Reinigung in Beziehung auf das Alter.* Die nächste Ursache liegt meistens in einer allgemeinen Schwäche des Körpers, und einer besonderen des Genitalsystems. Dadurch wird nun (§. 192) die Heilanzeige bestimmt, nämlich Vermeidung aller jenen Zustand befördernden Schädlichkeiten und Hebung der allgemeinen Schwäche des Körpers und des Genitalsystems insbesondere. Die letztere Indication erfüllt man durch Anwendung derjenigen stärkenden Arzneyen, welche zunächst die Irritabilität in der Reproduction hervorrufen, also *Hb. trifol. fibr.*, *Quassia, calam. arom.*, *Cort. Aur. Peruv.*, und das Eisen, womit zweckmässige äusserliche Mittel verbunden werden. Früher aber, als selbst von der stärkenden Heilmethode Anwendung gemacht werden kann, verdient öfters diejenige Schwäche Aufmerksamkeit, bey welcher vorzüglich die Sensibilität erhöht ist. Hier finden diejenigen Arzneyen ihre Stelle, welche die Irritabilität im Nervensysteme hervorrufen, die sogenannten flüchtig reizenden, antispasmatischen Mittel. Haben die Anfälle nachgelassen, die in der erhöhten Sensibilität der Nerven ihren Grund haben: so können die

cohärenteren, stärkenden Arzneyen, im Anfange mit den antispasmatischen in Verbindung, und dann allein, gereicht werden. — Gegen dieses Verfahren läst sich zwar nichts einwenden. Rec. wünschte jedoch, dass der Vf. dabey den Zustand des Unterleibs mehr berücksichtigt hätte, welcher wohl eben so häufig eine Ursache der zu frühen Erscheinung der monatlichen Reinigung abgeben möchte, als die vom Vf. erwähnten Momente. Anhäufung von Unreinigkeiten in den Gedärmen, und Stockungen in den Gefässen des Unterleibs, besonders der Leber, bewirken sympathische Congestionen zum Uterus, und bringen gewiss sehr häufig diesen Zufall hervor. Daher beseitigen ihn oft auflösende und abführende Mittel allein. — Ferner sind wir durch tiefere naturphilosophische Ansichten des Vfs. überrascht worden. Er spricht von dem Hervorrufen der Irritabilität in der Reproduction, der Irritabilität in dem Nervensystem, ohne von dem physiologischen Standpuncte, auf den er sich stellt, auch nur im Geringsten benachrichtigt worden zu seyn, wozu sich doch in der weitläuftigen Einleitung, wo er das Weib von der dynamischen Seite darstellt, die beste Gelegenheit zeigte. 2) Das *Nichterscheinen der monatlichen Reinigung zur Zeit der Geschlechtsreife.* Die Ursachen liegen entweder in mechanischen oder dynamischen Hindernissen. Diese sind entweder eine allzugrosse Erhöhung der Lebensthätigkeit und des Wirkungsvermögens, oder ein zu geringer Grad von Lebensthätigkeit mit sehr erniedrigtem Wirkungsvermögen. Im ersteren Falle ist Contraction, vorzüglich in dem arteriösen Systeme und in den Secretionsorganen, gesetzt. Es sind daher schwächende, reizentziehende Mittel angezeigt. (Folgt der Vf. einmal der neueren naturphilosophischen Ansicht: so sollte er auch, um consequent zu bleiben, die Heilanzeigen und die Wirkungsart der Mittel nach diesen Principien bestimmen. Er sollte daher nicht bloss von einer schwächenden Methode und schwächenden Mitteln reden, sondern das Verfahren dahin bestimmen, dass die relative Cohäsion wiederhergestellt, die absolute beschränkt, und die Expansion hervorgerufen werde. Die Mittel dazu sind also die weniger cohärenten, wodurch die Starrheit verhindert, die Flüssigkeit aber befördert wird. — Das specielle, vom Vf. angegebene Heilverfahren läst nichts zu wünschen übrig.) — 3) *Das zu häufige Erscheinen der monatlichen Reinigung.* Wir können dem Vf. nicht beystimmen, wenn er (§ 269) sagt: „Die monatliche Reinigung ist nach ihrer secundären Wirkung jederzeit als eine schwächende Schädlichkeit vorzüglich für die Irritabilität des reproductiven Systems anzusehen, in sofern Säfte entzogen werden." Dann müste jede andere normale Excretion auch Schwäche zur Folge haben, indem durch jede dem Organismus Säfte entzogen werden. — 4) *Die zu sparsame monatliche Reinigung.* Als Ursache dieses Zufalls bemerkt der Vf. solche Potenzen, welche eine Verminderung der Localthätigkeit im weiblichen Organismus, vorzüglich aber in der reproductiven Sphäre, zur Folge haben, und vorherrschende Verminderung der Irritabilität im Geschlechtssysteme überhaupt, und in der Gebärmutter insbesondere. Es kann aber auch nur die Irritabilität im Genitalsystem gesunken, und dadurch die Gebärmutter in dem normalen Absonderungsgeschäfte gestört seyn, ungeachtet der Ernährungsprocess, zufolge einer ausgezeichneten reproductiven irritabeln Constitution, bey einem sonst gesunden, vollblütigen, starken Individuum, mit vieler Energie vor sich geht. Hier empfiehlt der Vf. eine solche Diät, welche die Thätigkeit in der reproductiven Sphäre beschränkt, und mit Vorsicht angestellte Aderlässe. (Rec. vermisst hier das richtige Causalverhältniss zwischen dem Heilverfahren und dem vorhandenen Krankheitszustande. Wenn der Grund des zu sparsamen Blutflusses in der gesunkenen Irritabilität des Genitalsystems liegt: so ist nicht einzusehen, wie diese durch Verminderung der allgemeinen Saftmasse gehoben und der Blutfluss dadurch hergestellt werden soll. Ein Anderes ist es, wenn der Grund der gesunkenen Irritabilität des Uterus in der innormal erhöhten Irritabilität und Reproduction der für die individuelle Erhaltung bestimmten Organe liegt. Hier würde ein antagonistisches Verhältniss zwischen der Geschlechtssphäre und der individuellen vorausgesetzt, und dann liesse sich allerdings durch Herabstimmung der einen Sphäre die Thätigkeit in der anderen hervorrufen, und so der in dieser gegründete Krankheitszustand beseitigen. Wir finden aber diesen Antagonismus bey dem Vf. auch nicht im Mindesten angedeutet.) 5) *Die Unterdrückung der monatlichen Reinigung.* — 6) *Die mit Beschwerden und Schmerzen erscheinende mon. R.* — 7) *Die Verirrungen der mon. R. in Betreff des Ortes ihrer Erscheinung.* — 8) *Die Störungen bey dem Aufhören der mon. R. in den Jahren der Decrepitität.* — Die Reichhaltigkeit der in diesen Capiteln abbgehandelten Gegenstände gestattet keinen Auszug. —

II Abschnitt. 1 *Cap. Von der Bleichsucht.* Die Abhandlung dieser Krankheit wird mit einem treffenden Bilde ihrer äusseren Form eröffnet, worauf nicht minder vollständig die Folgen dieses Übels entwickelt werden. Bey der Angabe ihrer nächsten Ursache fasst sich der Vf. sehr kurz. Die Bleichsucht ist eine Krankheit der Reproduction, und ihre nächste Ursache liegt in der sehr gesunkenen Thätigkeit ihrer einen Seite der Productivität. Durch diese allgemeinen Bestimmungen erhalten wir aber über das eigenthümliche Wesen dieser Krankheitsform nicht viel Aufklärung. Die Heilanzeige besteht in der Erhöhung der geschwächten Vitalität des Organismus überhaupt, und des Uterinsystems insbesondere. Es ist aber für die Indication höchst wichtig, nicht nur auf den Grad der Schwäche, sondern auch darauf zu achten, ob diese mit erhöhter oder verminderter Receptivität verbunden ist. Im letzteren Falle finden diejenigen Anzeigen ihre Stelle, welche die Irritabilität theils im reproductiven, theils im Nerven-Systeme hervorrufen. — 2 *Cap. Von der Mutterwuth.* Sie besteht in einem krankhaft erhöhten Drange zur Be-

friedigung des Geschlechtstriebes. Der Vf. nimmt drey Grade derselben an. (Aber verdient der erste Grad denn schon den Namen der Mutterwuth? Unserer Meinung nach gebührt dieses Prädicat nur dem letzten Grade.) Die Ursachen der Mutterwuth können verschieden seyn. Eine der vorzüglichsten ist eine zu sehr erhöhte Vitalität und Irritabilität im Uterinsystem (diesen unbestimmten Ausdruck: „erhöhte Vitalität und Irritabilität" finden wir an mehreren Stellen. Ist die Vitalität erhöht: so ist natürlich auch die Irritabilität, als einer ihrer Factoren, erhöht. Oder betrachtet der Vf. die Irritabilität als etwas von der Vitalität Verschiedenes: so hätte er sich darüber erklären sollen), vermöge welcher die organische Gemeinschaft mit dem übrigen Organismus gestört wird, indem als Folge eines zu hohen Grades von Productivität mehr erzeugt wird, als zu seiner Selbstreproduction und zu den nothwendigen Geschlechtsfunctionen erfodert wird. Nicht minder kann eine sehr erhöhte Sensibilität des Organismus überhaupt und des Uterinsystems insbesondere diesen Zustand herbeyführen. — 3 *Cap. Von der Hysterie.* Nachdem der Vf. die Eigenthümlichkeiten der Hysterie und ihre Erscheinungen vollständig angegeben hat, bemerkt er noch die charakteristischen Zeichen, wodurch sich der hysterische Anfall von dem epileptischen, dem Schlagflusse; von der Starrsucht und der Ohnmacht unterscheidet, da Unkundige leicht diese Zufälle mit einander verwechseln können. Sehr lehrreich für den angehenden Arzt ist das Cap. von dem Benehmen des Arztes bey Hysterischen, und alles, was der Vf. von ihrer Behandlung spricht. — 4 *Cap. Von der Unfruchtbarkeit.* Unter Unfruchtbarkeit versteht der Vf. das physische Unvermögen eines Weibes, zu empfangen, oder schwanger zu werden. Die Ursachen der Unfruchtbarkeit liegen entweder in dem Weibe oder in dem Manne. Merkwürdig ist die vom Vf. angeführte Beobachtung, dass eine Frau, deren Scheide beynah ganz destruirt war, schwanger wurde. Der Mann hatte sich des Mastdarms bedient, mit welchem, als Folge der vorhergegangenen Verletzung, der Muttermund in Verbindung stand. Um die Entbindung möglich zu machen, musste der Mastdarm durchschnitten werden. —

III Abschnitt. Von den Krankheiten der Brüste. 1 Cap. Von einigen Fehlern und Krankheiten der Brüste in den Jahren der Geschlechtsreife. — 1) Die zu grosse Empfindlichkeit der Brüste. 2) Von dem Prickeln und Stechen in den Brüsten. 3) Von der gehinderten Ausbildung der Brüste. 4) Von der abnormen Ansammlung des Fettes in den Brüsten. 5) Von den Knoten der Brüste in den Jahren der Geschlechtsreife. 6) Von den Sommer- und Leber-Flecken der Brüste. 7) Von den Mitessern der Brüste. 8) Von den blutenden Brustwarzen zur Zeit der Geschlechtsreife. — 2 *Cap. Vom Scirrhus und Krebs der Brust.* 1) Vom Scirrhus. 2) Von dem verborgenen Krebse. 3) Von dem offenen Krebse. 4) Von der Behandlungsart des unheilbaren Krebses. — 3 *Cap. Von den nicht scirrhösen Geschwülsten der Brust.* 1) Von den scrophulösen Verhärtungen der Brüste. 2) Venerische Verhärtungen. 3) Balggeschwülste in den Brüsten. 4) Blutgeschwülste. 5) Lymphatische Geschwülste. — Wir haben bloss die Inhaltsanzeige hergesetzt, um den Leser auf den Reichthum der Gegenstände aufmerksam zu machen, die er in diesem Abschnitt abgehandelt findet. Einen Auszug gestattet derselbe nicht. Es ist kein wichtiges auf die Erkenntniss und die Behandlung dieser Krankheitsform sich beziehendes Moment übergangen. Reiche Erfahrung, eine umfassende Bekanntschaft mit den Fortschritten der Kunst und die Gabe eines bestimmten und lichtvollen Vortrags zeichnen diesen Abschnitt aus.

IV Abschnitt. Von den Krankheiten der Geburtstheile. 1 Cap. Von der Entzündung der Gebärmutter. Die Zeichen, woran man erkennen kann, welche Gegend der Gebärmutter entzündet ist, sind gut angegeben. — Als ein sehr wirksames Mittel bey der Entzündung der Gebärmutter empfiehlt der Vf. den *Spirit. Minder.* mit schleimigen Decocten gemischt, im Anfange, nach der nothwendigen Blutentleerung, abwechselnd in Verbindung mit dem Nitrum, oder, wo beide nicht indicirt sind, allein gegeben, besonders wenn die Entzündung Folge einer Erkältung ist. Die vermehrte Transpiration, welche er bewirkt, hat einen sehr wohlthätigen Einfluss auf die Heilung der Krankheit, und es ist desshalb nothwendig, diese bis zum siebenten Tage zu erhalten. (Dass diese Indication begründet sey, kann Rec. nicht begreifen. Der *Spirit. Minder.* gehört zu den die Erregung erhöhenden Mitteln, und als solches möchte er schon in den ächt entzündlichen Zuständen nicht angezeigt seyn. Nun wendet ihn der Vf. nach der nothwendigen Blutentleerung in Verbindung mit *Nitrum* an, oder wo beide (Aderlass u. Nitr.) nicht indicirt sind. Soll er nach der Blutentleerung in Verbindung mit Nitrum angezeigt seyn: so setzt dieses einen inflammatorischen Zustand voraus. Nun soll er aber auch indicirt seyn, wo Aderlass und Nitrum nicht mehr angezeigt sind, also wo kein inflammatorischer Zustand vorhanden ist. Diese Ansicht schliesst alle Rücksicht auf den inflammatorischen Zustand bey seiner Anwendung aus, welches von sehr nachtheiligen Folgen seyn muss, selbst da, wo die Entzündung nach einer vorhergegangenen Erkältung entstanden ist; denn die Hauptrücksicht erfodert doch immer die Entzündung als solche.) — 2 *Cap. Von der Wassersucht der Gebärmutter.* Der Vf. giebt mit grosser Bestimmtheit die Zeichen der Gebärmutterwassersucht an, und wodurch sie von der Schwangerschaft und Bauchwassersucht, mit welchen Zuständen man sie leicht verwechseln kann, unterschieden werden kann. Er führt eine Ursache der gehinderten Einsaugung an, die viel zu wenig von den Pathologen berücksichtigt wird, nämlich eine solche Veränderung in der Qualität der abgesonderten Feuchtigkeit, dass sie die lymphatischen Gefässe nicht einsaugen können. Gewöhnlich findet man nur verminderte Thätigkeit der lymphatischen Gefässe, Kräm-

pfe oder (nach *Wrisberg*) einen Druck der Hauptäste angeführt. 3 *Cap. Von dem Blutflusse aus der Gebärmutter.* Das Therapeutische ist sehr zweckmäsig abgehandelt. Auch fehlt es nicht an guten eigenen Bemerkungen des Vfs. — Dasselbe Lob gebührt auch *Cap.* 4: *Vom weissen Flusse*, welches angehenden Ärzten eine vollständige Anleitung zur Behandlung dieser immer häufiger erscheinenden Krankheitsform giebt. — 5 *Cap. Vom Scirrhus und Krebs der Gebärmutter.* Der Vf. versteht unter Scirrhus der Gebärmutter eine normwidrige harte Geschwulst dieses Organs, welche in den Krebs übergeht, den Mutterkegel verzehrt, und dann mit häufigen Blutungen, Schmerzen, und einem Ausflusse von einer häßlich riechenden und corrodirenden Jauche begleitet ist. (Diese Definition ist nicht genügend. Der scirrhöse Theil ist nicht immer geschwollen, sondern zuweilen kleiner und zusammengeschrumpft; auch zuweilen gar nicht sehr hart, da es andere zuweilen in einem sehr hohen Grade sind. Die Anlage zum Krebs ist ferner nicht eher zn erkennen, als bis sie sich entwickelt hat. Sie entwickelt sich auch nicht immer, und da es auch andere Geschwülste werden können: so kann diese Anlage nicht als ein Zeichen des Scirrhus angesehen werden.) §. 719 sagt der Vf.: „Die nächste Ursache des Scirrhus der Gebärmutter ist Entzündung. Diese geht immer voraus, ehe sich der Scirrhus bildet, zu welchem die Gebärmutter als ein sehr venöses, lymphatisches Gebilde ohnediess sehr geneigt ist." (Auch mit dieser Behauptung ist Rec. nicht einverstanden, da Verhärtungen ohne vorhergegangene Entzündung entstehen können, und auch sehr oft entstehen. Wie häufig wird ein Scirrhus der Gebärmutter nicht durch anhaltende traurige Gemüthsaffecte erzeugt? Personen, welche melancholischen Temperaments sind, eine stillsitzende Lebensart und ein misvergnügtes Leben führen, bekommen häufig dieses Übel. Überhaupt disponirt Schwäche und Verdickung der Säfte besonders zu solchen Verhärtungen, und es würden gewiss weit weniger Menschen an diesem Übel leiden, wenn Entzündung die ausschliessende Bedingung seiner Entstehung wäre. Sie ist allerdings oft die Ursache des Scirrhus, in vielen Fällen aber kommt sie erst später hinzu, und bewirkt den Übergang des Scirrhus in Krebs.) Was der Vf. über die Exstirpation des Gebärmutterkrebses sagt, unterschreibt Rec. mit vollkommener Überzeugung. — Das 6 *Cap.: Von den Polypen in der Gebärmutter und der Mutterscheide*, enthält in zweckmäsiger Kürze und in einem lichtvollen Vortrage Alles, was sich auf die Erkenntniss und Behandlung des Gebärmutter- und Scheide-Polypen bezieht. Besonders gut gerathen ist die Abhandlung der verschiedenen Methoden, den Gebärmutterpolypen zu unterbinden. — 7 *Cap. Von dem Sarcom, Steatom, den knochen- und steinartigen Concretionen der Gebärmutter.* — 8 *Cap. Von der Vor- und Rückwärts-Bewegung der Gebärmutter.* — 9 *Cap. Von dem Vorfalle der Gebärmutter.* — 10 *Cap. Von dem Vorfalle der Mntterscheide.* — 11 *Cap. Von dem Mutterscheidenbruche.* — 12 *Cap. Von dem Mittelfleischbruche.* — 13 *Cap. Von den Krankheiten der Eyerstöcke.* — Alle diese Capitel verdienen ganz gelesen zu werden, und Rec. ist bey der Prüfung derselben nichts Erhebliches aufgestossen, das gerügt werden könnte. Überall erblickt man den denkenden, erfahrenen Arzt, der Altes und Neues kennt, und das Gute, wo er es findet, nicht bloss aufnimmt, sondern mit seinen Ideen so amalgamirt, dass das Product gar nicht das Ansehen hat, als sey es fremdem Boden entsprossen. Besonders verdient die Klarheit, welche der Vf. seiner Darstellung zu geben weiss, die lichtvolle Ordnung der einzelnen Gegenstände, und eine gewisse Ökonomie im Ausdruck grosses Lob, und in dieser Hinsicht hat dieses Werk von Hr. *Mendes* schätzbarem Buch wesentliche Vorzüge. Hr. *v. S.* besitzt offenbar einen ungleich grösseren Reichthum eigener Erfahrungen, und wir finden in ihm gerade die ächte Mischung von Theorie und Erfahrung, die sich in allen seinen Äusserungen durch einen hohen Grad von Klarheit und Besonnenheit ausspricht. Wir wollen dadurch Hn. *Mendes* Schrift keineswegs herabsetzen. Auch sie hat Werth, und zeigt von einem löblichen Streben ihres Vfs. Grössere Vorzüge würde sie noch haben, wenn die besonderen Erscheinungen mehr auf die Grundfunctionen des Organismus zurückgeführt, daraus erklärt, und dann gezeigt worden wäre, wie diese Erscheinungen durch die weibliche Individualität modificirt werden, und dadurch ihre bestimmte weibliche Form erhalten.

I. M. PF.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Barth: *Johann Friedrich Niemanns*, königl. westphäl. Medicinal - Raths zu Halberstadt, *Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzney - Vorräthe, sowie der chirurgischen Apparate, welche medicinische Polizey - Aufsicht fodern, in Bezug auf die Pharmacopoea Borussica et Batava.* 2te vermehrte und verbesserte Aufl. 1810. VIII und 209 S. 8. (14 Gr.) (S. die Recension der ersten Aufl. Jahrgang 1807. No. 208.)

Quedlinburg, b. Ernst: *Kurzgefasste italiänische Grammatik oder Kern der italiänischen Sprache aus verschiedenen berühmten und neuesten Schriftstellern zur gründlichen und leichten Erlernung dieser Sprache sorgfältig gezogen.* Neue Auflage. 1811. 127 S. 8. nebst 2 Tabellen in Folio. (10 Gr.)

Berlin, b. Maurer: *Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten, die Baukunst betreffend.* Für angehende Baumeister und Freunde der Architektur. Herausgegeben von mehreren Mitgliedern des königlich preussischen Ober - Bau-Departements. Erster Jahrgang 1797. Erster Band. Zweyte verbesserte Auflage. Mit Kupfern. 1811. 150 S. 4. (2 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS, 1811.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Grundriss der allgemeinen Religionslehre*, von *C. A. H. Clodius*, Lehrer der Weltweisheit zu Leipzig. 1808. XXXVIII u. 440 S. 8. (2 Rthlr.)

Dieses gehaltreiche Werk verdient wegen seiner Tiefe, wegen seines Scharfsinns, wegen seiner gelehrten Erörterungen, und wegen der vielen Beziehungen auf die neuesten Ideen seines Gegenstandes ein eigenes Studium; weil aber eine ausführliche kritische Anzeige desselben uns hier viel zu weit führen würde: so glauben wir unserem Publicum einen grösseren Dienst dadurch zu erweisen, wenn wir mehr auszugsweise die Hauptpuncte dieses Lehrbuchs angeben. Wir halten dieses um so nöthiger, weil der Vf. wirklich durch das Viele, das er lehrt, besonders durch die Menge der eingeschobenen Anmerkungen, das Studium etwas erschwert. Denn sein System selbst konnte viel kürzer gefasst werden. Der Vf. scheint dieses auch gefühlt zu haben, indem er eine Übersicht mit einer ausführlichen Inhaltsanzeige vorausgehen läst. Hier giebt er sogleich seine Tendenz zu erkennen. Was der Mensch weder in seinem Ich, noch in der Welt finden kann, was er weder im Leben noch im Tode zu suchen hat, das giebt ihm die Religion, indem sie zu ihm tritt, und sagt: „Suche fernhin nicht weiter; nicht mehr für wahr sollst du hinnehmen, was Sinne und Sprache dir sagen, denn du weisst mehr als sie." Die Religion nämlich führt den Menschen zu dem eigentlichen Selbst. Sie läst ihn zum wahren Bewusstseyn kommen, sie versetzt ihn in seine Heimath. In diesem höheren Bewusstseyn findet der Mensch Gott und seine wahre Menschheit. Die Religion ist sein eigentliches, sein innerstes Leben. In ihr entschliesst er sich zum vernünftigen Seyn. Er wird sich Gottes bewusst, und zwar als desjenigen Wesens, von welchem alles andere Seyn abhängig ist. Sein Wille erkennt sich dem Willen Gottes des Heiligen unterworfen, sein Wissen der Wahrheit des Allwissenden, sein Gefühl ist ein Glaube an den Gott des Lebens, an die ewige Liebe, welche sich in seinem Leben verherrlichen will. Seine wahre Persönlichkeit findet er nur in dem Urwesen, in der Urvollkommenheit Gottes. So schliesst ihm die Religion das Räthsel seines Daseyns auf. Die Absicht unseres Vfs. ist keine geringere, als mit möglichster Umsicht zu zeigen, dass nimmermehr Religion aus Philosophie komme, sondern alle wahre Philosophie nur aus Religion, die Religion also das Erste und Tiefste der Menschheit sey, und dass eine Religionslehre auf ganz anderem Wege entstehen müsse, als dem bisherigen.

Wenn gleich vorn herein seine Lehre pantheistisch erscheint: so vernichtet sie doch diesen Schein dadurch, dass sie, wir möchten sagen, gleichsam unbewusst von dem moralischen Standpuncte ausgeht, aber auch auf das Bestimmteste sich gegen den Pantheismus, und namentlich für den Moralismus erklärt. Auch tritt sie mit allen Systemen seit Cartesius in irgend einen Gegensatz, am meisten mit Cartesius selbst. Diesen klagt der Vf. an (S. 82 fg.) als den Vater der neuen Philosophie, aus dessen Schule Spinoza und die grössten Denker hervorgingen, und der die Philosophie für Jahrhunderte auf die Bahn des Irrthums gebracht. Aber er klagt ihn an, wie man einen solchen Philosophen anklagen muss, nämlich mit der Entschuldigung, dass er dieses mit dem besten Willen gethan, und dass sein Fehler nicht etwa ein Irrthum in Ansehung der *reellen* Wahrheit gewesen sey, sondern ein Fehler in der Methode, *peccatum in forma*. Cartesius habe sich falsch ausgedrückt. Statt zu sagen: Gottes Seyn ist für das reine Bewusstseyn unmittelbar evident, ist für den religiösen Menschen Axiom: habe er fälschlich gesagt: *Gottes Daseyn* läst sich aus unmittelbaren Axiomen beweisen; statt Gott als das Princip alles Wissens etc. zu machen, habe er das denkende Ich zum Realgrund aller Existenz gemacht. Er hätte nicht sagen sollen: *cogito, ergo sum, ergo est deus*, sondern: *est deus, ergo sum, ergo cogito*. Er hätte das Daseyn Gottes aus seinem Bewusstseyn nicht *be*weisen, sondern *nach*weisen sollen. Auch fiel er sogar aus dem ontologischen in den kosmologischen Beweis, wodurch er seinen Cirkel vollendete. „Denn nachdem er in *prop.* 14 das Daseyn, die Wahrheit, Realität Gottes aus dem Daseyn der Idee in uns schloss: so schliesst er in *prop.* 17 und 18 umgekehrt aus dem Daseyn der Realität und Wahrheit Gottes auf die Wahrheit der Idee, und befestigt hier die Idee erst durch Gott, dessen Daseyn er zuvor durch die Idee befestigte." Wirklich ist es für unsere Theologen von der grössten Wichtigkeit, dass allgemeiner erkannt werde, was der Vf. von dieser Abirrung sagt. Denn was bey Cartesius als hohe Wahrheit zum Grunde lag, dass wir in unserem vollkommensten Bewusstseyn uns Gottes unmittelbar bewusst werden, das wurde nun durch jenen Fehlgriff, durch jenes Beweisenwollen verdorben, und von daher schreibt sich auch das Sin-

ken der Idee Gottes in der modernen Theologie. Indem unser Vf. sehr nachdrücklich gegen die sogenannten Beweise für das Daseyn Gottes spricht, hat er auch die älteren Theologen vollkommen auf seiner Seite, welche bekanntlich die Einführung der Philosophie (nämlich solcher) nie gerne sahen. Wir empfehlen nachdrücklich, dieses alles im Buche selbst nachzusehen. Was der Vf. in den Worterklärungen über Religion sagt, und was er weiter von der sinnlichen Wahrnehmung, Erkenntniss und Wissenschaft des Menschen überhaupt philosophirt, führt zu tieferen Einsichten, ohne sich in metaphysische Trockenheit zu verlieren. Durch die öfteren Blicke auf das, was *Leibnitz*, *Spinoza* und andere Hauptphilosophen der neueren Zeit gesagt haben, bekommen seine Betrachtungen noch ein lebhafteres Interesse. Dieses flösste dem Rec. den Wunsch ein, den Vf. eben so über die Hauptlehren der Scholastiker zu hören. Das Resultat dieses *ersten* Abschnitts ist: Die Religionslehre bekommt keinen Stoff des Wissens anderwärts her, sondern sie ist eine Lehre von dem höchsten Bewusstseyn, worin nur das nothwendige Verhältniss des Menschen zu Gott erörtert wird. Nicht das absolut nothwendige Wesen selbst kann der Mensch begreifen, denn sonst würde er dieses Wesen seyn, sondern nur das Verhältniss zu demselben, wodurch er selbst nothwendig wird, begreift der Mensch. Dieses Verhältniss aber ist als Axiom in dem Bewusstseyn vorhanden.

Dieses führt zu dem *zweyten* Abschnitt vom Bewusstseyn als der Grundlage alles Wahrnehmens, Erkennens und Wissens. Dieses wird auf folgende Weise erörtert: Vorläufig wird das Wort Bewusstseyn erklärt, mit einigen correlaten Begriffen. Dann werden die Grade des Bewusstseyns angegeben, mit Bemerkungen gegen den Materialismus; diese sind Vegetationsgefühl, animalisches Selbstgefühl, Selbsterkenntniss der Person, das beym Wollen rege Gewissen, Gewissheit des Verstandes auf Gewissenhaftigkeit gegründet, Glauben an die Übereinstimmung der Erscheinungen mit dem Grunde alles Wollens, endlich der siebente Grad, Bewusstseyn Gottes, der als beharrlicher, identischer Grund alles Seyns von der Vernunft vernommen wird. Alles dieses wird mit einem Reichthum von mancherley Nebenbemerkungen ausgeführt, wobey selbst Stellen aus *Shakespeare* betrachtet werden. Das Resultat ist: Das religiöse Bewusstseyn ist das volleste Bewusstseyn; es befasst aber Gewissen, Gewissheit und Glauben zunächst in sich.

Der *dritte* Abschnitt beweist nun, dass dieses höchste Bewusstseyn völlig einerley ist mit der Überzeugung, welche jeder wahre Religionsbekenner hat. Dieses wird in mehreren Axiomen aus einander gesetzt. Das Grundaxiom ist: Das religiöse Bewusstseyn ist eine unmittelbare Überzeugung von dem Urseyn, von Gott, nach welchem sich das Ich bestimmen muss. Nach den vier sogenannten Hauptvermögen der Seele, als den vier unterscheidbaren Formen, unter welchen sich das Bewusstseyn äussert, giebt es nun vier untergeordnete Ausdrücke jenes Axioms: der erste für den Willen: Gott ist als höchster Wille der Bestimmungsgrund für jedes empirische Ich, er bestimmt das Ich nach Gründen zu einem künftigen Zustande des Bewusstseyns; das zweyte Axiom ist: Gott ist der Urgrund aller Gewissheit für das Denken, indem er als das höchste Wissen alles Wissen in der höchsten Einheit enthält; das dritte Axiom ist das für das Vorstellen: Gott ist der ewige Urgrund von jedem Zustande in dem Leben, dieses ist das Axiom des gläubigen Lebens; das vierte endlich ist das Axiom des religiösen Selbstbewusstseyns für die Vernunft: Gott ist das höchste Selbst, dem das menschliche Ich nur als ein Zustand angehört. Aus jedem dieser Axiome werden drey Folgesätze nach dem Inhalt, nach der Form und nach dem Grund, mit vielen Bemerkungen über die moralische und intellectuelle Beschaffenheit des Menschen, gezogen.

Hiemit ist der *erste* Haupttheil, als der analytische, beschlossen. Ein *zweyter* stellt systematisch alle Religionslehren auf, die aus jener Grundüberzeugung folgen. Es sind hienach vier Hauptabschnitte: Willenslehre, Wissenslehre, Glaubenslehre, Bewusstseyns- oder Vernunft-Lehre; jeder zerfällt nach obigem Typus in drey Unterabschnitte.

Die Willenslehre zerfällt in Thelematologie (Moral oder Willenslehre überhaupt), Teleologie (Zwecklehre) und Ethik (Sittenlehre). Hienach wird zuerst gesprochen von der Beschaffenheit des menschlichen Willens in Beziehung auf den göttlichen, oder da alles von Gott abgeleitet wird, von Gottes Alleinherrschaft, Heiligkeit und Gerechtigkeit im Verhältniss zum menschlichen Willen. Es wird beides gezeigt, dass Gott einen Willen habe, und zwar für wollende Zeitwesen, und dass es kein sittliches Wollen giebt, ohne Gott. Der Wille Gottes ist der ewige, nothwendige, einige Bestimmungsgrund eines jeden Willens; auch weiset er einem jeden Ich die Richtung an, seinen Willen auf den göttlichen zu beziehen: „jene Urform wird also für den menschlichen Willen *Tugendgesetz*, und er erkennt nun die *Verbindlichkeit* an, jeden künftigen Zustand des Bewusstseyns danach zu bestimmen, in wiefern er ein Werkzeug des göttlichen Willens werden und zum Bewusstseyn Gottes kommen soll." Hiebey wird also von dem Imperatif, der nothwendig auch einen Inhalt haben muss, wenn er verpflichtend seyn soll, von dem Gefühl der Achtung u. s. w. gesprochen, und jener Imperatif wird gesetzt in die ursprüngliche Richtung aller Wesen, zum Bewusstseyn zu kommen, und sich nach der Form des Urseyns unmittelbar ausschliesslich zu bestimmen. Auch die Gerechtigkeit Gottes wird hieraus deducirt, und zwar so, dass der menschliche Wille nie gerechtfertigt werden kann. Die religiöse Teleologie betrachtet das Reich Gottes als das höchste Gut, und giebt die Zwecke und den Endzweck für den Willen an. Der Endzweck ist nämlich, jedes Ich zur Modification des göttlichen Willens zu machen; und was der Mensch nur immer will, soll er wollen um des Reiches Gottes Willen. Die religiöse Moral handelt von dem beharrlichen Verfahren (der Sitte) des religiösen menschlichen Willens beym Handeln. Hier

werden die Begriffe Sittlichkeit und Pflicht nach dieser Ansicht bestimmt, und die Pflichten nach ihren Gegenständen auf die gewöhnliche Weise eingetheilt. Die Pflichten gegen Gott z. B. sind vier: 1) Ergebung, 2) Anerkennung Gottes, 3) Liebe gegen Gott, 4) Pflicht, Gott als höchstem Selbst alle unsere religiösen Zustände anzueignen. Jenes obige Vierfache liegt auch hier zum Grunde, und so werden ebenfalls vier Hauptpflichten gegen uns selbst, und vier gegen unsere Nebenmenschen angenommen, wobey denn auch die Kirche auf eine eigene sinnreiche Weise (die wir indessen nicht für die tiefste halten) abgeleitet wird.

Der *zweyte* Hauptabschnitt enthält die religiöse Wissenslehre, und zerfällt in die religiöse Transcendentalphilosophie, in die religiöse Ontologie und in die religiöse Kritik. Wir übergehen diesen ganzen Abschnitt, der voll der feinsten metaphysischen Erörterungen ist, und über unsere Erkenntniss Gottes durch die Welt ein eigenes Licht verbreitet, um uns noch etwas bey den folgenden Abschnitten zu verweilen. Der *dritte* handelt von der religiösen Glaubens- und Vorstellungs-Lehre, und enthält die religiöse Metaphysik, die religiöse Ästhetik oder Symbolik und die religiöse Ascetik. Glaube und vernünftiges Leben ist gleichbedeutend. Gott ist das unendliche Lebensprincip; ein jeder Moment des wahren Glaubens in uns ist ein Moment des allesdurchdringenden göttlichen Lebens selbst, dessen wir uns bewusst werden; daher nennt der Religionsbekenner Gott seinen Schöpfer. Diese übersinnliche Vorstellungsart giebt eine Metaphysik des Glaubens. Hierin wird Gott erkannt als der Schöpfer aus Liebe. Die Form, unter welcher sich die göttliche Liebe offenbart, ist die Urschönheit oder göttliche Herrlichkeit, die Harmonie des göttlichen Lebens; daher das ästhetische Gesetz: Erhebe deine Vorstellungen zu Idealen, zu Gefühlen unbegreiflicher Zweckmässigkeit; und: Idealisire dein Leben, stelle darin einen Widerschein dar von der göttlichen Herrlichkeit. In Beziehung auf das Vorstellungsvermögen ist die göttliche Herrlichkeit Güte und Gnade. Auch entwickelt der Vf. die Ideale des Glaubens, jedes nach vier Haupteigenschaften, und spricht dabey von der Schönheit der Welt und der religiösen Weltgeschichte. In der Ascetik redet der Vf. von dem seligen Leben in Gott, welches in Liebe, in Begeisterung, in Andacht und im Glauben besteht; dabey über Mysticismus, Künstler-Enthusiasmus, über die Vereinigung von Gewissenhaftigkeit und Glauben zum freyen und ewigen Seyn in Gott. Weder Gewissenhaftigkeit allein, noch Glauben allein machen das Wesen der Religion aus, sondern ihre Verbindung ist das einzige Mittel, uns Gottes bewusst zu werden, und das erst ist die Religion.

Der *vierte* oder letzte Hauptabschnitt enthält die religiöse Vernunft- und Bewusstseyns-Lehre, welche ebenfalls drey Unterabschnitte hat, die Theologie, die Kosmotheologie und die Psychotheologie oder Pneumatologie. Gott ist das einzige Selbst, die alleinige, alles besitzende Persönlichkeit. Wenn Gott als Person im Bewusstseyn lebendig wird, wenn das endliche Wesen von seinen Verhältnissen zum lebendigen Gott als Person ganz durchdrungen ist: so wird sich das endliche Wesen des ewigen Seyns bewusst, an dem sein einzelner Zustand Theil hat. Die religiöse Theologie ist hier die Lehre von der Selbstheit Gottes. Es wird hiebey gezeigt, wie das göttliche alleinige Selbstbewusstseyn, innerhalb dessen der religiöse Mensch lebt und webt, indem er von Gott auf Gott gerichtet, und durch Gottes Selbstthätigkeit auch bey seinem Bewusstwerden emporgehoben wird, die ewige Klippe ist für diejenige Speculation, welche der Religion ermangelt. Es wird von Gottes Urvollkommenheit, Freyheit und dreyfacher Persönlichkeit gehandelt, wobey denn auch Betrachtungen vorkommen über das Übel und Böse, über die sogenannten metaphysischen Eigenschaften Gottes, über den *concursus divinus* u. s. w. Die Kosmotheologie zeigt die Welt als eine Gotteswelt. Die religiöse Psychologie handelt davon, wie die Persönlichkeit Gottes in dem Menschen bey seinem Bewusstwerden thätig wird, und von dem freyen ewigen Seyn aller Menschen in Gott. Der Vf. nimmt eine Unsterblichkeit an, wobey Bewusstseyn in empirischer Bedeutung des Worts, Wiedersehen und Wiedererkennen Statt findet. Denn dieses ist uns ebenfalls durch den Glauben verkündigt, und beruht darauf, dass die göttliche Liebe Alles vereinigt; Gott ist die ewige Heimath.

Dieser Abschnitt enthält zugleich manche interessante kritische Beleuchtung. Wichtig ist besonders des Vfs. Ansicht der göttlichen Eigenschaften. Er will sie nämlich nicht als Anthropomorphismen gelten lassen, d. h. nicht als Abstractionen, die von unseren Eigenschaften hergenommen sind, sondern er sieht die göttlichen als die nothwendige Grundlage der unserigen an, und die Begriffe derselben als Grenzbegriffe, welche wahre Verhältnisse bezeichnen, als die nothwendigen allgemeinen Richtungen, welche Gott allem endlichen Bewusstseyn giebt. Doch wir müssen alles dieses dem Leser selbst nachzusehen überlassen. Unter dem Vielen, was wir nicht einmal angedeutet haben, sind auch manche feine etymologische Bemerkungen, welche in das Gemüth der Sprache führen. So z. B. wie Cicero *fides* von *fieri* herleitet: so weiss der Vf. dieses auf das Religiöse anzuwenden; so die Worte Richten, Tugend, Seligkeit u. s. w. Zwar nicht immer nach einer unbekannten Etymologie, aber doch in origineller Beziehung.

Wenn gleich das Buch auf den ersten Anblick die vielen Notizen und Gedanken nur auszuschütten scheint, wie aus einem Füllhorn: so findet man doch bald eine bestimmte architektonische Anordnung. Mit Bescheidenheit betrachtet auch der Vf. sein Buch, indem er immer von einer künftigen Wissenschaft seines Gegenstandes redet. Wir können zwar nicht in seiner Behandlung der Sache ein strenges System erkennen, und wir können nicht in Allem mit ihm übereinstimmen; wir glauben auch, dass er sich nicht überall genug gegen Missdeutungen gesichert hat: aber wir finden doch in diesem Werke

die Religionslehre aus ihrem tiefsten Grunde mit einer Wissenschaftlichkeit behandelt, welche dem Theologen, aus welcher philosophischen Schule er auch seyn möge, die erfreulichsten Ansichten eröffnet. Zwar möchte eine neue Ketzermacherey die Worte Mysticismus, Pantheismus, auch hier nicht sparen; aber das könnte den Vf. nur aufmuntern, seine Lehre, so wie er sie für den religiösen Menschen begründet hat, in noch grösserer Bestimmtheit und Einfachheit vorzutragen. Denn seine gemüthliche Sprache und rednerische Fülle steht doch diesem manchmal im Wege. Wenn er z. B. sagt: „Der Glaube ist das wundervolle Gefühl von der unbedingt und unbegreiflich zweckmäsig aus dem Centro des Urseyns sich organisirenden Erscheinungswelt, das selige Gefühl des höchsten Lebens, in dem wir im allgegenwärtigen Heiligthume der ewigen Liebe, im Herzen Gottes wohnen:" so giebt diess freylich für manchen Leser eine gewisse Anschaulichkeit, aber es schadet doch der Deutlichkeit. Die Hauptidee des Buchs, so wie die Art der Ausführung, kann übrigens auch dem strengen Logiker nicht anstössig seyn, so wenig als irgend eine philosophische Behandlung, welche von dem Glauben als Axiom ausgeht. — ρ —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Gera*, in Commiss. b. Heinsius: *Die Grösse Gottes im Lebensanfange jedes Menschgebornen.* Eine religiöse Betrachtung in Bezug auf die Geburt des jungen *Königs von Rom Napoleon* und in Verbindung mit der desshalb im Reussenlande angeordneten kirchlichen Feyer am Sonntage Jubilate 1811 in der Kirche zu Gera vorgetragen von *Joh. Zacharias Herrmann Hahn*, Superintend. und erstem Consist. Assessor in Gera. 1811. 40 S. 8. (4 gr.) Da die Landesherrschaften der jüngeren Linie Reuss nicht bloss die Geburtsfeyer des Königs von Rom mittelst eines *Te Deum* in ihren Kirchen anbefohlen, sondern auch die Abfassung eines besonderen Gebets, das bey dieser Feyer von den Kanzeln verlesen werden sollte, dem geraischen Consistorium aufgetragen hatten: so war es ein eben so natürlicher als billigungswerther Gedanke, die an diesem Sonntage zu haltende Predigt selbst mit dem Gebet und der ganzen Feyer in Übereinstimmung zu bringen. Die Ausführung dieses Gedankens hatte gewiss eigenthümliche Schwierigkeiten. Mit religiösem Ernst und deutschem Wahrheitssinn, würdevoll mit Lauterkeit, theilnehmend ohne Schmeicheley, hoffend mit Vertrauen auf die Gegenwart, glückwünschend mit Berücksichtigung der Vergangenheit, musste der Redner, wenn er wirken wollte, vor einer Gemeinde auftreten, welche jetzt das Ferne wie nah und heimisch betrachten, und dasselbe wie eine Nationalangelegenheit mit freudiger Erhebung des Gemüths sich aneignen sollte. Die vorliegende Predigt erfüllt jene Foderungen auf eine ausgezeichnete Weise; sie ist würdig der Veranlassung, würdig des Redners, den wir ausser seinen *politischen Predigten* schon aus anderen (nur einzeln gedruckten, leider noch nicht gesammelten) Predigten kannten und schätzten; und schon jene, in ihrer Art einzige Veranlassung wird die Ausnahme rechtfertigen, welche hier durch Anzeige einer *einzelnen* Predigt von der bey diesem Institut bestehenden Regel gemacht wird.

Aus den Textesworten des Evangeliums (Joh. XVI, 21), welche einen für diese Feyerlichkeit sehr fruchtbaren Stoff darboten, leitete Hr. *H.* die auf dem Titel angegebene Betrachtung her; und nachdem er gezeigt hat, wiefern Gottes Grösse aus dem Lebensanfange jedes Menschgebornen hervorleuchte: so macht er von dieser Betrachtung den Übergang zu den frommen Erhebungen, durch welche Reussenland seine Theilnahme an der Geburt des neugebornen Napoleon zu erkennen giebt. Wenn der erste Theil dieser Rede, weil er nicht gemeine Betrachtungen mit philosophischem Scharfsinn vorträgt, schon gebildetere Zuhörer verlangt; wenn er, wiewohl nicht arm an wirklich oratorischen Stellen, doch im Ganzen mehr *Betrachtung*, als Rede, ist, und auch Anfangs nicht in dieser Ausführlichkeit den Hörern mitgetheilt wurde, in welcher er jetzt für die Leser erscheint: so wird das Rednerische, das den zweyten Theil belebt, jedes empfängliche Gemüth ergreifen, rühren, erwärmen. Mit welcher Feinheit der Vf. in dem ersten allgemeinen Theile mehrere Gedanken vorbereitet oder auch entwickelt hat, deren Beziehung und Anwendung auf den zweyten besonderen Theil dem verständigen Leser sich von selbst ergiebt, darauf können wir hier nur aufmerksam machen, da die Aushebung solcher Stellen, die Interpretation einzelner sinnreicher Wendungen u. s. w. diese Anzeige über die Grenzen ausdehnen würde. — Wir wünschten wohl zu erfahren, welchen Eindruck diese Rede, übergetragen in die Sprache der Nation, welche Anlass und Stoff derselben zunächst angeht, und in ein weiteres Publicum gebracht, auf diese Nation machen würde: dass sie eine solche Übertragung verdiene, dürfen wir dreist behaupten, wiewohl wir die grossen Schwierigkeiten nicht verkennen, welche durch das Kraftvolle, Gedrungene, Bestimmte der deutschen Diction auch für den Meister in der Übersetzungskunst herbeygeführt wird.

Das angehängte, von demselben Verfasser verfertigte Gebet ist kurz, eindringlich, und, wenn wir ein oft gemissbrauchtes Wort in einem edeln Sinne brauchen dürfen, wahrhaft salbungsvoll. HF.

1) *Gmünd*, b. Ritter: *Die Leidens- und Auferstehungs-Geschichte Jesu.* In acht Predigten vorgetragen in der Stadtpfarrkirche zu Gmünd von *Johann Thomas Vogt*, Cooperator und königl. wirtemberg. Bücher-Fiscal. Dem Christenvolke zur Betrachtung gewidmet. 1810. IV u. 158 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendas.: *Gebetbuch für katholische Christen*, von *Johann Thomas Vogt*. 1810. IV u. 280 S. 8. (20 gr.)

Hr. *V.* gehört unter die vorzüglicheren ascetischen Schriftsteller seiner Kirche, und seinen beiden Erbauungsbüchern, die wir hier anzeigen, ist ein grosses Publicum zu wünschen, weil sie reines, praktisches Christenthum mit Eifer und Wärme vortragen. Predigten im eigentlichen Sinne sind in No. 1 nicht enthalten, sondern Paränesen über biblische Texte aus der Passions- und Auferstehungs-Geschichte. Die Sätze, welche in den vier Betrachtungen über die Leidensgeschichte abgehandelt werden, sind: Jesus am Ölberge; Jesus vor dem hohen Rathe der Juden; Jesus wird verspottet, von den niedrigsten Menschen misshandelt; Jesus wird vor Pilatus und Herodes angeklagt und verhöhnet; Jesus wird einem Mörder nachgesetzt; Jesus wird zum Tode verurtheilt; Jesus geht zum Tode und wird gekreuziget; Jesus hängt am Kreuze und stirbt. In den vier Betrachtungen (oder Predigten) über die Auferstehungsgeschichte ist das Schema dieses: I. Jesus lebt, also ruhet unser Glaube auf festem Grunde. II. Jesus lebt, also wird unsere Hoffnung nicht getäuscht. III. Jesus lebt, also können und sollen wir vertrauensvoll zu ihm beten. IV. Jesus lebt, also werden auch wir vom (aus dem) Grabe erstehen.

In No. 2 herrscht ein kräftiger und freudiger Geist des Gebetes. Dass manche Gebete zu lang sind, dürfte, auch nach der Entschuldigung des Vfs. in der Vorrede, am meisten zu tadeln seyn. Das Äussere des Buchs zeichnet sich, vor vielen anderen, zu seinem Vortheil aus. — ft —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JULIUS 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, in der Expedition des Cameral-Corresp ond.: *Vollständiges Handbuch der Staatswirthschafts- und Finanz-Wissenschaft, ihrer Hülfsquellen und Geschichte*, mit vorzüglicher Rücksicht sowohl auf die älteste als auch auf die neueste Gesetzgebung und Literatur, von Dr. *Johann Paul Harl.* I und II Theil. 1811. Ausser der für beide Theile gemeinschaftlichen Vorrede und Inhaltsanzeige, und einem ziemlich weitläuftigen Pränumeranten-Verzeichnisse von L S. zusammen, 520 S. Th. I und 311 S. Th. II, nebst dem Register. 8. (3 Rthlr. 21 gr.)

Die Hauptfragen, welche sich bey der Würdigung eines Werks, wie das hier angezeigte ist, aufdringen, mögen wohl diese seyn: 1) Was hat der Vf. durch seine Arbeit der *Wissenschaft* geleistet? Hat er diese mit neuen Wahrheiten bereichert? oder hat er ihr Nutzen geschafft durch bessere Begründung und klärere und deutlichere Entwickelung bisher als richtig anerkannter Theoreme? oder durch eine bessere Construction des Systems? — Und 2) was hat er gethan für die *Anwendung* der als richtig anerkannten Theorie der von ihm behandelten Lehre? Hat er dem Geschäftsmanne durch seine Darstellung und Entwickelung dieser Theorie einen leichteren, kürzeren und zweckmäfsigeren Weg gezeigt, wie er die Lehrsätze der Schule in das wirkliche Leben einführen, und den Resultaten der Speculation praktische Realität verschaffen soll? Oder läfst sich von seiner Arbeit so etwas nicht behaupten? — Diese Fragen glauben auch wir zum Gegenstande unserer Untersuchungen über den Werth der vor uns liegenden Schrift machen zu müssen, wenn die Würdigung gehörig geschehen soll.

Angenehm würde es uns seyn, wenn wir unseren Lesern die Versicherung ertheilen könnten, der Inhalt dieses *Handbuchs* befriedige die Erwartungen, welche der Titel rege machen mag. Doch diese Freude müssen wir uns versagen. Wir wollen nicht darüber mit dem Vf. rechten, ob die Lehre, welche *er* hier *Staatswirthschaft* nennt, mit Recht so genannt werden kann; und ob es nicht zweckmäfsiger sey, dasjenige, was er im ersten Theile seines Werks als *Staatswirthschaftslehre* gegeben hat, lieber *Nationalwirthschaftslehre* zu nennen, indem uns wenigstens diese Benennung bey weitem richtiger zu seyn scheint, als die von ihm gewählte; wir wollen auch nicht fragen, ob die von ihm so genannte *Staatswirthschafts*- und *Finanz-Wissenschaft*, nach dem Standpuncte, auf welchem beide Scienzen dermalen noch stehen, sich *als Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Worts* ansehen lassen: was wir gleichfalls bezweifeln müssen, und mit uns wohl Jeder, der mit der dermaligen Lage dieser angeblichen Wissenschaft bekannt ist. Aber das können wir nicht unbemerkt lassen, dafs dasjenige, was er (S. 15—18) über das Wesen und den Umfang der Staatswirthschaft sagt, auf keinen Fall befriedigt. Dadurch, dafs er der Staatswirthschaft hier „alle Bestandtheile des Staatsvermögens und Nationalreichthums, oder alle *Güter* und *Kräfte* im Staate" als Object zugetheilt hat, dadurch hat er den Kreis ihres Gebietes offenbar zu weit gesteckt. Mit *Gütern* und *Kräften* hat die Staatswirthschaft sich zwar allerdings zu beschäftigen; nur aber nicht so allgemein, wie der Vf. hier angiebt. Die *Kräfte* gehören ihr nicht in jeder Beziehung, sondern nur in so weit an, als sie der Gewinnung oder Erzeugung, oder dem Gebrauche von Gütern gewidmet sind. Alle Kräfte, welche anderen Zwecken gewidmet sind, als den angegebenen, liegen offenbar ausserhalb des Gebiets dieses Zweiges unserer politischen Wissenschaften. Auch ist es bey weitem nicht bestimmt genug, wenn der Vf. die Staatswirthschaftswissenschaft (S. 19) diejenige Wissenschaft nennt, „welche diejenigen Regeln lehrt, nach welchen der Staat für das ganze Nationalvermögen zu sorgen, und dasselbe zu leiten hat". Denn mit der Sorge für das Nationalvermögen haben es beynahe alle Zweige der Staatswissenschaften zu thun, besonders aber die Rechtswissenschaft, wiewohl in ganz anderer Beziehung und auf eine ganz andere Weise, als die Staatswirthschaftslehre; und diese verschiedenen Beziehungen sind in dem, was der Vf. (S. 55 folg.) über das Verhältnifs der Staatswirthschaft zur Polizey und Rechtswissenschaft sagt, bey weitem nicht befriedigend genug herausgehoben. Dafs er überhaupt keine ganz richtige Ansicht vom Wesen der Staatswirthschaft habe, geht insbesondere auch noch daraus hervor, dafs er (S. 21) die Bereicherung der Staatscassen als den *mittelbaren* Zweck der *Theorie* der Staatswirthschaft aufstellt. In der *Wirklichkeit* mag dieser Zweck vielleicht sehr oft der Hauptzweck mancher öffentlichen Anstalt zur Beförderung des Nationalwohlstandes seyn; allein wie der Vf. auf den Einfall kommen konnte, einen solchen Zweck auch für die Theorie anzuerkennen und aufzustellen, das können wir auf keinen Fall begreifen.

Der Vf. scheint dabey durchaus nicht bedacht zu haben, dass ein solcher Zweck das ganze Gebäude zerstören muss, welches er hier herzustellen sucht, indem leider der Wirksamkeit aller öffentlichen Anstalten zur Beförderung des Nationalwohlstandes nichts mehr entgegenwirkt, als die dabey immer im Hintergrunde sehr sichtbar erscheinenden Finanzzwecke.

Mit dem Plane, nach welchem der Vf. sein System der Staatswirthschaftslehre hier construirt hat, mag man so ziemlich zufrieden seyn. Zuerst handelt er *von der Entstehung des Nationalreichthums*, oder von den Elementen und Quellen des Einkommens einer Nation; dann von der *Vermehrung des Nationalreichthums*, oder von der Beförderung der Production und des Wohlstandes; hierauf *von der angemessenen Vertheilung jener Gütermasse unter die Glieder der Nationalgesammtheit*, oder von dem Umlaufe der Waaren und des Geldes; und endlich *von der Verzehrung des Nationaleinkommens*. — Und in seiner *Finanzwissenschaft* ist zuerst die Rede von den *Staatsausgaben*, dann von den *Staatseinkünften*, und hierauf *von der Verwaltung des Staatsvermögens*. Aber fragt man uns, wie hat der Vf. die einzelnen in diesen oder jenen Abschnitt gehörigen Materien behandelt? so müssen wir offenherzig gestehen, nur wenige Capitel haben uns befriediget; wie z. B. die Lehre von der Industrie, ihrer Wichtigkeit und ihren Beförderungsmitteln (S. 300—350), was unstreitig das beste Stück der ganzen Arbeit des Vfs. ist. Richtige Begriffe sind eine höchst seltene Erscheinung im ganzen Buche; und hat auch hie und da der Vf. zufälliger Weise den richtigen Begriff angegeben: so weiss er ihn höchst selten gehörig festzuhalten, und mit Consequenz zu verfolgen. Der Hauptgrund aber, warum er diess nicht zu thun vermag, liegt in der fehlerhaften Behandlungsform der einzelnen Gegenstände; in der Menge von Auszügen und Einschiebseln aus Schriften aller Art, und von allem Werth, in der seine eigenen Gedanken, gleichsam wie in einer weiten See, zu schwimmen scheinen: wenn man anders das, was der Vf. hier als eigene Gedanken von sich hingestellt hat, überhaupt als Product seiner Arbeit und seines eigenen Denkens anerkennen kann. Dieses dürfte aber freylich so oft nicht der Fall seyn, wiewohl wir ihm diess auch nicht zum Tadel anrechnen wollen, da ein Werk der Art, wie das vorliegende seyn soll, seiner Bestimmung nach schon genug leistet, wenn sein Vf. die Vorarbeiten seiner Vorgänger mit Kritik und Auswahl gehörig benutzt hat: — was sich indessen vom Vf. nicht sagen lässt.

Das Princip, welches der Vf. (S. 82) als den obersten Grundsatz der Staatswirthschaftslehre, oder richtiger, als den Endpunct aller Unternehmungen und Anstalten der Gouvernements zur Beförderung des Nationalwohlstandes, aufstellt: *die Gewinnung der günstigsten Wirthschaftsbilanz durch Vermehrung und bessere Verwendung der productiven Kräfte*, verdient zwar mit Recht die Stelle, welche er ihm angewiesen hat. Aber wir müssen sehr zweifeln, ob dieser Endpunct je zu erreichen, oder auch nur mit Festigkeit und Consequenz zu verfolgen seyn werde, wenn man sich nicht besser und gründlicher, als diess der Vf. gethan zu haben scheint, über die hier so äusserst wichtigen Fragen verständiget: Wie entstehen Güter sowohl überhaupt, als insbesondere *als solche?* Wovon hängt der Werth der Erzeugnisse der productiven Kraft des menschlichen Geistes und der Natur ab? Worin besteht der eigenthümliche Charakter der Begriffe von Gut und Werth? Welche Güter und Dinge von Werth mögen in den menschlichen Tauschverkehr eingeführt werden? Wovon hängt ihre Einführung ab? Wonach regulirt sich der *Preis* der in den menschlichen Tauschverkehr kommenden Gütermassen? Wodurch ist die Preisfähigkeit eines Gutes überhaupt bedingt? und wonach bestimmt sich der Preis, welchen ein gegebenes Gut beym menschlichen Tauschverkehre wirklich haben mag? Worauf beruhen die Schwankungen dieses Preises? Nach welchen Regeln bestimmt sich der Gang dieser Schwankungen? Was befördert das Zusammentreffen des wirklichen und des angemessenen Preises der in den Tauschverkehr kommenden Gütermassen? Und wodurch wird dieser angemessene Preis selbst bestimmt? — Fragen, in welchen sich die Elemente der Staatswirthschaftslehre aussprechen, und ohne deren richtige Beantwortung weder eine befriedigende Theorie für diesen Zweig der Staatswissenschaften möglich ist, noch ausreichende Regeln für ihre Anwendung. — Gerade diese Elementarlehren aber hat der Vf. am allerwenigsten befriedigend bearbeitet. Über die allerwichtigste von den hier aufgeworfenen Fragen: *Wie entstehen Güter*, oder vielmehr Dinge, welche Güter werden können, *überhaupt?* erfährt man weiter nichts, als was bereits schon mehrere seiner Vorgänger gesagt haben: (S. 167) *Natur* und *Arbeit* seyen die nächsten Quellen alles Einkommens und alles Reichthums; was allerdings auch einiger Berichtigung bedarf, ehe es für ganz wahr angenommen werden kann. In der Erklärung, die *Arbeit* sey eine Quelle von Gütern, liegt unverkennbar eine Verwechselung der eigentlich Güter schaffenden Kraft mit der Form ihrer Wirksamkeit, denn nichts weiter als die Form, unter welcher sich die hier wirksame Kraft, der wir die Güter verdanken, die productive Kraft des menschlichen Geistes, äussert, ist die *Arbeit*. Aber auch abgesehen von dieser Bemerkung über die bey der Aufnahme der *Arbeit* unter die Güterquellen zum Grunde liegende Verwechselung, lässt es sich unmöglich mit dem Vf. (S. 167) sagen: „Bloss Grund und Boden besitzen ächtes Productionsvermögen"; und weiter (S. 168): „Nur der Werth aller von der Erde hervorgebrachten materiellen Güter ist als *ursprüngliches* oder *absolutes* Nationaleinkommen zu betrachten; der Werth der rohen Producte (*Urproducte*) ist ursprünglicher Werth, durch welchen alle übrigen, von der Nation hervorgebrachten, Werthe erst möglich geworden sind; der nicht materielle Werth aller an die materiellen Güter durch gegenseitige Dienste gewandten Arbeit

muſs als abgeleitetes Nationaleinkommen betrachtet werden; das urſprüngliche Nationaleinkommen verhält ſich zu dem relativen wie die Urſache zur Wirkung oder der Grund zur Folge". Dieſer hier aufgeſtellte Grundſatz enthält wirklich beynahe eben ſo viel Unrichtigkeiten, als er Worte enthält; und ganz klar zeigt er insbeſondere, daſs der Vf. mit ſich ſelbſt durchaus noch nicht im Reinen ſey. Man ſieht ohne unſer Erinnern, daſs er hier die Elemente der phyſiokratiſchen Theorie und des ſmithiſchen Syſtems zu amalgamiren ſucht; aber in ſeinem Amalgama erſcheint kein nach richtigen, durchdachten Principien zuſammengeſtelltes Ganzes, ſondern weiter nichts, als ein planloſes Untereinanderwerfen der Hauptgrundſätze beider Theorieen, womit der Wiſſenſchaft nur geſchadet wird. Es iſt durchaus falſch, daſs bloſs der *Werth* aller von der Erde hervorgebrachten materiellen Güter als urſprüngliches, oder abſolutes Nationaleinkommen zu betrachten ſey, der Werth der Erzeugniſſe der induſtriellen Betriebſamkeit aber bloſs als abgeleitetes; — wenigſtens läſst ſich ſo etwas keinesweges in dem Sinne behaupten, wie es hier vom Vf. behauptet wird. Wenn ſich, wie der Vf. (S. 163) ſelbſt angiebt, der *Werth* einer Sache in dem *Grade ihrer Güte* ausſprechen ſoll, oder „in der Gröſse ihrer Nützlichkeit, ſowohl nach der Zahl der Bedürfniſſe, welche ſie befriedigen kann, als nach den Graden, wie ſie dieſelben befriedigen kann"; wenn dieſs der Fall iſt: ſo muſs ſich das Einkommen einer Nation durch die Maſſe aller Güter von *Werth* conſtituiren, welche ſie auf dieſe oder jene Weiſe gewonnen oder hervorgebracht haben mag, und zwar, vorausgeſetzt, daſs jene Producte wirklich Güter von Werth ſind, ohne Unterſchied, ſie mögen ihr Daſeyn verdanken der ſchaffenden Kraft der Natur, oder der productiven Kraft des menſchlichen Geiſtes. Die Quelle, aus der ſie gefloſſen ſind, mag in dieſer Beziehung auf keinen Fall in Betrachtung gezogen werden. Die Tauglichkeit für menſchliche Zwecke giebt und begründet den Werth der Producte, nicht die Quelle, aus der ſie entſprungen ſind. Es kann hier zwar von einem *gröſseren* oder *minderen* Werth die Rede ſeyn, aber nicht von einem *urſprünglichen* und *abgeleiteten*. Alles, was Werth hat, hat ſeinen Werth *an ſich*, der ſich nach ſeiner Tauglichkeit als Mittel für menſchliche Zwecke beſtimmt, und nach nichts Anderm. Daſs der Werth der Urproducte den Werth der Erzeugniſſe der induſtriellen Betriebſamkeit erzeuge, dieſs iſt durchaus unwahr. Nur ſo viel mag ſich etwa, *in Bezug auf materielle Producte*, behaupten laſſen; daſs *hier* induſtrielle Producte ohne Urproducte nicht möglich ſind, und daſs das Daſeyn der erſteren bedingt ſey durch das Daſeyn der letzteren. Aber *Daſeyn* und *Werth* ſind ganz verſchiedene Dinge, und von einander ganz unabhängig. Die Bedingungen des Daſeyns einer Sache ſind nicht auch, an ſich betrachtet, die Bedingungen ihres Werths; und wenn auch das Daſeyn der materiellen Erzeugniſſe der menſchlichen induſtriellen Betriebſamkeit bedingt ſeyn mag durch das Daſeyn von Urproducten: ſo läſst ſich dennoch das Einkommen, welches der *Werth* jener conſtituirt, keineswegs anſehen, als ein *abgeleitetes* Einkommen aus dem Werthe dieſer. Man ſieht deutlich, daſs ſich der Vf. bey der Aufſtellung ſolcher Behauptungen, wie die oben gewürdigten ſind, habe irre leiten laſſen durch die Maximen, welche zu befolgen ſeyn mögen, wenn von der Herſtellung eines feſten und dauerhaften Nationalwohlſtandes die Rede iſt, wo allerdings der Urproduction vor der induſtriellen Production der Vorzug gebührt, theils weil ohne Urproducte, wie wir eben bemerkt haben, wenigſtens in Bezug auf materielle Güter (denn immaterielle Güter kann der menſchliche Geiſt ohne rohe Stoffe liefern) keine Production möglich iſt, theils auch weil nach der Natur der Sache die Urproduction der induſtriellen nothwendig vorangehen muſs, indem ſo lange der Urproducent keine Vorräthe an den der Erde abzugewinnenden erſten und weitern Lebensbedürfniſſen gewonnen hat, welche der induſtrielle Producent bey ſeiner Production ge- oder verbrauchen kann, dieſem letzteren alle Subſiſtenz und alle Übung ſeiner productiven Kraft durchaus unmöglich iſt. Aber dieſe Puncte gehören nicht in den Kreis der Betrachtungen, wenn vom Entſtehen der Güter, und vom Nationaleinkommen überhaupt die Rede iſt, und zwar in Bezug auf den *Werth* der Dinge. Hätte er bey ſeinen Erörterungen den *Preis* der Erzeugniſſe der Urproduction und der induſtriellen menſchlichen Betriebſamkeit ins Auge gefaſst: ſo möchte ſich ſeine Darſtellung bey weitem eher haben rechtfertigen laſſen. Denn in Bezug auf den *Preis* der Dinge mag man ſehr wohl mit den Phyſiokraten ſagen können, das Einkommen, welches die induſtrielle Betriebſamkeit eines Volkes gewährt, ſey ein von dem Betrag der Urproduction abgeleitetes, weil ſich durch das Eine das Andere conſtituirt, und beide im Tauſchverkehre gedacht, jedes als eine Gröſse erſcheint, deren Preis das Andere iſt. Doch um die Sache von dieſer Seite betrachten zu können, bedurfte es bey weitem gründlicherer und tieferer Unterſuchungen über das Weſen des Preiſes, als diejenigen ſind, auf welche ſich der Vf. beſchränkt hat. Wenn man den Vf. (S. 242) ſagen hört: „Der Preis *im weiten Sinne* iſt das Verhältniſs des Werths eines Gutes zum anderen, und drückt die Quantität derjenigen Sachen aus, welche wir für diejenigen, welche wir weggeben, erhalten", und der Preis in *engerer Bedeutung* iſt „die durch Geld beſtimmte Gröſse des Tauſchwerths eines Dinges, und man verſteht darunter eine ſolche Quantität Geldes, welche dem Werthe der dafür zu erhaltenden Sache gleichgeſchätzt wird;" — wenn man dieſs hört: ſo möchte man vielleicht ſchon fragen können, was der Vf. wolle. Denn das Verhältniſs des Werths eines Gutes zum anderen, und die Quantität Waaren, welche man für eine im Tauſche weggegebene Sache erhält — worin ſich eigentlich das Weſen des Preiſes ausſpricht — ſind doch gewiſs nicht eines und daſſelbe; und wenn der Vf. zur Erläuterung des Geſagten noch in der Note hinzuſetzt: „den

Preis einer Sache kann man also nur dadurch bestimmen, dass man sie mit einer anderen vergleicht": so ist dadurch das Gesagte nicht nur nicht erläutert, sondern vielmehr nur noch mehr verdunkelt. Aber nicht bloss fragen mag man, was der Vf. will, sondern wirklich bedauern muss man ihn wegen seiner Verworrenheit der Begriffe, wenn man (S. 243) ihn die Behauptung aufstellen sieht, „derjenige Preis, welcher mit den auf die Erzeugung einer Sache angewandten productiven Kräften (!!) im genauen Verhältnisse steht (?)", sey der natürliche Preis, und „wenn eine Sache für ihren natürlichen Preis verkauft werde: so werde sie im eigentlichen Sinne *für das verkauft, was sie werth ist*, d. h. für ihre Gewinnungs- oder Hervorbringungs-Kosten." Der Vf. scheint wirklich den oben gewürdigten Begriff vom *Werthe* der Dinge hier ganz vergessen zu haben. Sollte ihm wohl nie der Fall vorgekommen seyn, mit einem bedeutenden Aufwande von Gewinnungs- oder Hervorbringungs-Kosten etwas zu Tage gefördert zu haben, das keinen Werth hatte, weil es als Mittel für menschliche Zwecke nicht tauglich war? *Werth* und *Preis* sind Dinge, die von einander ganz unabhängig betrachtet werden müssen, wenn man über das Eine und das Andere sich richtige Ansichten verschaffen will, und gerade darin, dass diess der Vf. hier nicht gethan hat, liegt der Hauptgrund der Unzulänglichkeit und der Verworrenheit seiner Darstellung. Sie würde gewiss bey weitem klärer und bey weitem befriedigender ausgefallen seyn, hätte er sich darüber gehörig verständiget, wie sich der wirkliche und der angemessene (natürliche) Preis der Waaren herstellt, und dass diese Herstellung geschehe unabhängig vom Werthe der Dinge, durch welche sich zwar ihre *Preisfähigkeit* constituirt, aber nicht der Preis selbst, der höchstens gegen den Werth nur zu gravitiren pflegt, ohne jedoch dadurch von diesem so bestimmt zu werden, wie der Vf. es darstellt. Doch scheint er gar nicht geahnet zu haben, dass *Werth* und *Preis* nicht identische Begriffe sind; diess zeigen insbesondere seine Bemerkungen über die Möglichkeit, das Getreide als allgemeinen Massstab des Werths (oder eigentlich des *Preises*) der Dinge gebrauchen zu können, wo unter anderen (S. 239) die Behauptung vorkommt, „das Getreide habe, *selbst wenn es von geringerer Sorte ist*, im Jahre des Misswachses in der Regel einen höheren *Werth*, als nach reichen Ärndten." Vom *Preise* mag diess richtig seyn, aber nicht vom *Werthe*; vielmehr zeigt die Erfahrung, dass das Getreide in Missjahren immer bey weitem *schlechter*, also *weniger werth* ist, als in guten Jahren.

Hoffentlich werden diese Bemerkungen unsere Leser überzeugt haben, dass das Urtheil, welches wir oben über den Werth dieses Werks ausgesprochen haben, nicht zu streng sey, und dass der Vf. wirklich mit seiner Arbeit der Wissenschaft durchaus keinen Dienst geleistet habe, so gut auch nach den in der Vorrede enthaltenen Versicherungen sein Wille gewesen seyn mag. Für ein *selbstständiges, gemeinfassliches, und durch alle Gegenstände der Privat- und Staats-Ökonomie consequent durchgeführtes System*, — was nach seiner Versicherung (S. XXXVI) sein Handbuch seyn soll — können wir es wenigstens auf keinen Fall erklären. Aber nicht bloss für die Wissenschaft ist durch die Arbeit des Vfs. nichts gewonnen; auch für die Anwendung lässt sich von Hn. *H's.* Werke kein Gewinn erwarten, da man in demselben beynahe überall richtige Begriffe und treffende Ansichten von den hier behandelten Gegenständen vermisst. Wir müssen daher, statt diese Arbeit Geschäftsleuten zu empfehlen, sie vielmehr vor deren Gebrauch warnen, oder, wollen sie solche gebrauchen, sie sehr bitten, es mit möglichster Vorsicht zu thun, damit sie nicht irre geleitet werden. Mit literarischen Notizen hat übrigens der Vf. seine Arbeit reichlich ausgestattet; auch fehlt es nicht an einer Menge Auszügen aus alten und neuen Gesetzen mehrerer Staaten, welche auf die Beförderung des Nationalwohlstandes abzwecken. Aber leider sind diese Zugaben ohne alle Kritik zusammengestoppelt, und daher beynahe nicht brauchbar. Nicht um Büchertitel ist es zu thun, sondern um eine Nachweisung, wo über die behandelten Gegenstände bestimmte und zuverlässige richtige Auskunft zu erhalten sey; und in Bezug auf Gesetze mag es oft besser seyn, sie nicht zur allgemeinen Kenntniss durch Aufnahme in solche Werke zu bringen, als diese auf solche Weise zu befördern: denn nur äusserst wenige Gesetze giebt es, in welchen sich ein wahrer ächt nationalwirthschaftlicher Geist ausspricht, und welche aus diesem Grunde zur Nachahmung empfohlen werden können. Der grössere Theil enthält bey weitem mehr, was nicht verordnet werden sollte, als dessen, was verordnet werden mag; und verdient daher Vergessenheit, statt Bekanntmachung.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Paris: Doutes et Conjectures sur la Déesse Nehalénnia; par Charles Pougens.* 1810. 43 S. 8.

Diese, in des Vfs. eigener Officin gedruckte Schrift, eine Vorlesung im Institut de France, ist durch eine Reise nach Holland veranlasst worden, und das Resultat grosser Belesenheit. In Holland nämlich befinden sich viele Inscriptionen, welche von einer Dea Nehalennia sprechen; auch findet sich ihr Bildniss auf einigen Denkmälern. Mehrere Gelehrte haben den Namen dieser Göttin zu entziffern, und ihre Functionen zu bestimmen gesucht. Alle diese werden von dem Vf. angeführt, ihre Meinungen untersucht, ihre Gründe geprüft. Das Resultat dieser kritischen Untersuchung ist: Die Dea Nehalennia war eine in Holland einheimische Göttin, und wurde besonders von den Bewohnern der Küste Seelands verehrt, und zwar desswegen, weil sie für eine Beschützerin des Seehandels und der Schiffahrt galt. Die Inschriften rühren aus jenem Zeitpuncte her, in welchem diess Land eine römische Provinz war.

L. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1811.

PHYSIK.

1) Halle, b. Renger: *Annalen der Physik.* Herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Gilbert*, Prof. der Physik und Chemie in Halle. Erster bis zehnter Jahrgang. 1799 bis 1808, oder erster bis dreyssigster Band, mit 127 Kupfertafeln. 8. (Jeder Jahrgang besteht aus 12 Stücken, und kostet 6 Rthlr. 16 gr.)

2) Leipzig, b. Barth: *Annalen der Physik.* Neue Folge. Herausgegeben von *L. W. Gilbert.* Jahrgang 1809. 1—12 St. 1420 S. Mit 15 Kupfertafeln. Jahrg. 1810. 1—12 St. 1492 S. Mit 13 Kupfertafeln. 8. (Jeder Jahrgang 6 Rthlr. 16 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Seit *Baco's* und *Newton's* Zeiten verliess die Physik den Weg mystischer Träumereyen, und befolgte den der strengeren mathematischen Schule. Die häufige Anwendung der Mathematik auf Gegenstände der Naturlehre gewöhnte die Naturforscher an mathematische Präcision und Klarheit im Denken und Reden. Diejenigen Capitel der Naturlehre, welche die häufigste Anwendung der Mathematik foderten, wurden am frühesten und mit dem meisten Erfolg cultivirt. Sie waren die einfachsten und zugleich die leichtesten, weil die Rechnung den Naturforscher von allen Seiten unterstützte. Daher wurde z. B. die Mechanik, die Optik und die Astronomie so frühe mit Glück bearbeitet, weil man auf alle Erfahrungen Rechnung anwenden, und sie auf diese Weise prüfen konnte. Andere Capitel der Naturlehre erlaubten nicht diese allgemeine Anwendung des Calculs, weil die Erscheinungen das Resultat mehrerer zusammenwirkender Ursachen waren, deren einfache Elemente sich schwerer entwickeln liessen. So ist z. B. die Meteorologie immer noch in ihrer Kindheit, und es ist leichter, die Entfernung des Mondes zu bestimmen, als die eines Gewitters. Aber der Gang der ruhigen Untersuchung, der sorgfältigen Vergleichung der Erfahrungen, des Aufsteigens vom Besonderen zum Allgemeinen, und dann wieder des Herabsteigens von allgemeinen Gesetzen zu besonderen — dieses war, nebst einer präcisen Sprache, die allgemeine Tendenz der Naturforscher der *newtonschen* Schule, die sich in allen ihren Untersuchungen zeigte, und auch in denen, wo sie nicht durch die Rechnung unterstützt wurden. *Newton* hatte in seinem unsterblichen Werke den Naturforschern ein solches Muster gegeben, wie *Euklides* den Geometern; und kein Jahrhundert kann diese Muster hinter sich zurücklassen. Denn ob schon die Sprache altert, so altert doch nie das Geniale, und über die grossen Ansichten der Natur, welche *Seneca*, *Copernicus*, *Galiläi*, *Newton*, *Franklin*, *Lavoisier*, *Lichtenberg* hatten, bildet sich kein Zeitalter hinüber.

Die vor uns liegende, vielgelesene Zeitschrift ist in dem Geiste dieser Schule geschrieben. Da es bey der Anzeige derselben nicht unsere Absicht seyn kann, mit dem ganzen Inhalte des Werkes bekannt zu machen, oder die Aufmerksamkeit der Freunde der Naturkunde erst zu erwecken: so werden wir uns, wenige allgemeine Bemerkungen abgerechnet, theils darauf einschränken, einige Abhandlungen, deren Gegenstände gemeinnützige Entdeckungen und Vorschläge sind, und die daher auch für die Nichtphysiker Interesse haben, anzuführen, theils bey einigen der wichtigsten Abhandlungen von bloss wissenschaftlichem Interesse zu verweilen. Vor allem aber scheint es uns Pflicht, die Sorgfalt zu rühmen, mit welcher Hr. *G.* noch immer die Redaction besorgt, und welche bezeugt, dass sein weiter strebender Geist immer tiefer in alle Theile des weitläuftigen Studiums der Physik eindringt, und frey von jener mystischen Physik, welche in dunkeln Worten dasjenige verkündet, was sie nicht weiss, und die als ein modernes Kind des Zeitalters mit ihm zu Grabe gehen wird, immer klarer das ganze System und die einzelnen Lehren dieser Wissenschaft durchschauet. Freylich sind der eigenen Abhandlungen des Herausgebers nur wenige; aber man bemerkt fast überall, dass die eingesandten Abhandlungen der Mitarbeiter nicht auf guten Glauben eingerückt werden, man findet erläuternde Anmerkungen, Zurückweisung auf ähnliche Entdeckungen u. s. w. Die aus den ausländischen Zeitschriften übersetzten Abhandlungen bieten noch mehrere Proben eines sorgfältigen Fleisses dar. Die meisten dieser, nicht bloss übersetzten, sondern meistens ihrem Geiste nach frey übertragenen Abhandlungen sind von dem Herausgeber selbst bearbeitet, und zeigen nie die flüchtige Feder mittelmässiger Übersetzer, sondern den prüfenden achtsamen Blick, dem keine Undeutlichkeit in der Darstellung, kein Punct, der einer Erläuterung bedurfte, entgeht; und so erlangen sie oftmals Vorzüge vor den Originalen selbst. Auch die Auswahl der Abhandlungen hat uns immer recht zweckmässig geschienen, und nur selten kommt ein Aufsatz vor, der seiner Stelle nicht ganz werth ist. Zwar findet man wohl, dass eine Zeitlang gewisse Untersuchungen vorherrschen, weil sie gerade damals viele Physiker beschäftigten; und dieses mag einzel-

nen Lesern, welche gerade hieran weniger Interesse finden, langweilig vorkommen; aber diess liegt in der Natur einer Zeitschrift, welche jeden Fortschritt in irgend einer Lehre der Physik mitzutheilen wünscht, und daher die Bemühungen jedes Einzelnen in denselben Untersuchungen bekannt zu machen bestimmt ist. Ein besonderes Verdienst aber erwirbt sich der Herausgeber dadurch, dass er den Abhandlungen kurze Einleitungen und Übersichten des Inhalts vorausschickt. Es ist angenehm, hier gleichsam einen Wegweiser zu finden, welcher uns zwischen dem zerstreuenden Detail der Untersuchung aufmerksam auf ihre Hauptpuncte erhält. Ja für manche Leser, welche diese und jene, vielleicht mit mathematischen Rechnungen angefüllte Abhandlung nicht lesen mögen, ist es fast ein Bedürfniss, wenigstens in diesen Einleitungen den Gang der Untersuchung und ihre wichtigsten Resultate dargestellt zu finden. Es wäre daher zu wünschen, dass Hr. *G.*, zumal bey sehr weitläuftigen Abhandlungen, deren Plan nicht leicht zu übersehen ist, seine Leser noch öfter mit solchen Einleitungen beschenken möchte. Wir müssen endlich, um alles zusammen zu fassen, was die Bemühungen des Redacteurs betrifft, noch des sehr vollständigen, und das Nachschlagen erleichternden Registers gedenken, welches jeden 6 Bänden am Schlusse des letzten Bandes beygefügt wird.

Die ersten Bände von No. 1 fallen in die Periode, in welcher die *voltaische* Säule die Aufmerksamkeit aller Physiker von Europa auf sich zog. Sie enthalten daher eine vollständige Sammlung aller Arbeiten über diesen Gegenstand, zu welcher der Herausgeber eine treffliche Übersicht in den Zusätzen zum 12 Bande geliefert hat. Ausser den eigentlichen Abhandlungen enthalten diese Bände eine grosse Menge Briefe an den Herausgeber über diesen Gegenstand, wovon viele wieder Abhandlungen sind, z. B. die von *Volta*, *Ritter* u. A.

Überhaupt sorgt der Herausg. dadurch sehr angenehm für die Unterhaltung seiner Leser, dass er immer mehrere Aufsätze über denselben Gegenstand zusammenstellt, wodurch ein angenehmes Verweilen des Gemüths auf einem Puncte möglich wird. Dieses ist freylich gegen die von den meisten Herausgebern von Zeitschriften beliebte Mannichfaltigkeit, welche unwillkührlich an die Definition erinnert, die der blonde Friederich in Meisters Lehrjahren von der guten Gesellschaft gab. — So enthält der 7 Band drey Aufsätze über Wasserhosen von *Michaud*, *Wild* und *Baussard;* dann eine Menge galvanischer Aufsätze von *Ritter*, *Pfaff*, *Bökmann*, *Cruikshank* u. s. w., und *Herschels* Entdeckungen über die nicht leuchtenden Wärmestrahlen der Sonne. Als Bagatelle mag in diesem Bande ein Aufsatz von *Brandes* bemerkt werden, in dem er die Meinung des Hn. *Voigt* näher beleuchtet, dass die Umdrehung der Erde durch den Stoss der Sonnenstrahlen erfolge. — Die merkwürdigen Versuche von *Treviranus* in Bremen über den Einfluss, den die galvanische Materie auf die Erzeugung und das Wachsthum der Kryptogamen hat, scheinen die Aufmerksamkeit der Physiker nicht in dem Grade auf sich gezogen zu haben, als sie verdienen. — Wir kennen nur eine Art, wie Organisation entsteht, die durch Samen. Aber giebt es für einfache Pflanzen und für sehr einfach gebaute Thiere nicht noch eine andere Art, wie sie entstehen können? und wie entstanden die ersten?

Im 8 Bande ist ein Aufsatz des Hn. *Acher v. Arnim* unter dem Titel: Ideen zu einer Theorie des Magneten, Rec. vorzüglich aufgefallen, da er, indem er ihn artistisch betrachtete, und von aller Subjectivität entkleidete, in ihm die Objectivität der mystischen Schule klar und rein dargestellt fand. Hr. *v. Arnim* macht hier die Bemerkung, dass, ob schon die Anziehung von Sonne und Mond die Schwere auf der Oberfläche der Erde ändere, man doch keinen Unterschied in den Fallräumen bey den Beobachtungen finde. Er schliesst hieraus auf eine chemische Schwereänderung, und sagt darüber Manches, in dem eben nicht viel Zusammenhang ist. Da die Sünde, nach dem Ausspruche dieser Schule, der grösste Reiz für die Gottheit ist: so ist auch vielleicht die Unwissenheit etwas Gottwohlgefälliges; man muss diess wenigstens aus einigen Äusserungen derselben schliessen. Die Nützlichkeit der Unwissenheit wird nicht allein theoretisch in Schutz genommen, sondern auch praktisch, und Hr. *v. A.* hätte ohne sie diesen ganzen Aufsatz nicht wohl schreiben können. Um den eben angeführten Perioden zu schreiben, dazu gehörte wesentlich, dass der Vf. weder die Entfernung der Sonne und des Mondes, noch ihre Masse kannte, noch eine richtige Idee von Genauigkeit und Präcision in Versuchen hatte. Denn es ist, wie eine leichte Rechnung zeigt, eben so leicht, mit einem Fernrohr das Gras im Monde zu sehen, als mit einer Tertienuhr die Unterschiede in den Fallräumen zu finden, die von dem Stande des Mondes herrühren. — Als eine andere physikalische Merkwürdigkeit aus der mystischen Schule steht S. 490 in diesem Bande die vom Hofr. *Jung* angekündigte Auferstehung der Todten ums Jahr 1830. Diese gründet sich auf *Bengels* Cyklus, der auf der Zahl 666 beruht, und der nach Hn. *Jungs* Meinung nicht allein die ganze Astronomie enthält, sondern auch sehr viel zu der grossen Vollendung beygetragen, die diese Wissenschaft in neueren Zeiten erhalten hat. So viel sich indess Rec. erinnert, hat er in der *Méchanique céleste* von *La Place* weder die Zahl 666, noch den *bengelschen* Cyklus gefunden.

Der 9 Band enthält, ausser einer grossen Menge galvanischer Aufsätze, einen schätzbaren Aufsatz vom Herausgeber über die Instrumente, welche bestimmt sind, kleine Grade von Elektricität zu messen. Interessant sind auch in diesem die Beobachtungen von *Roebuck*, welche derselbe in der verdichteten Luft des Windgewölbes der devoner Hochöfen machte. In diesem Bande ist auch die Beschreibung eines sehr einfachen Reisebarometers in einem Stocke. Das Barometer ist heberförmig, und beide Schenkel liegen dicht auf einander. An jedem sind 4 Zoll flach geschliffen, und auf diese ist die Scale mit den Däm-

pfen der Flusspathsäure geätzt. Der Zoll ist in 10 Linien, und die Linie wieder in 10 Theile getheilt. Die Hälfte und ein Drittel läfst sich noch gut mit dem Mikroskop unterscheiden. — Rec., der aus Erfahrung weifs, wie schwer es hält, sich vollkommene Reisebarometer zu verschaffen, und der sich selbst in Paris deswegen vergeblich bemühte, kann diese Barometer, die jetzt von Hn. *Loos* in Budingen bey Frankfurt in einer grofsen Vollkommenheit gemacht werden, nicht genug empfehlen. Keine Scalen geben die Genauigkeit wie die geätzten. Rec. besitzt ein solches, mit dem er in der Barometerhöhe immer auf 3 bis 5 Hunderttheile der Linie sicher ist, weil hier keine Parallaxe und kein Übertragen auf eine andere Scale Statt findet. — Ein Heberbarometer, das durch zehnmaliges Durchkochen vollkommen luftrein geworden ist, kostet 4 Carolin. Hiebey ist noch ein Thermometer mit elfenbeinerner Scale. Der Stock ist kaum 1 Zoll dick und mit englischer Eleganz bearbeitet. Ein Gefäfsbarometer, von demselben Künstler und mit derselben Eleganz bearbeitet, kostet $2\frac{1}{4}$ Carol. Als Rec. beide Barometer erhielt, war das Gefäfsbarometer so genau nach dem Heberbarometer abgeglichen, dafs sie in der Länge der Quecksilbersäule nie mehr als um $\frac{1}{1000}$ eines Zolls abwichen. Das Gefäfs ist von Glas, und hat inwendig einen elfenbeinernen Stift, der den Nullpunct enthält, wodurch es möglich wird, diese Barometer so zum Höhenmessen zu gebrauchen, wie Heberbarometer.

Der 10 Band enthält wieder gröfstentheils Aufsätze, die galvanische Materie betreffend. Unter den nichtgalvanischen sind die interessantesten *Herschels* fortgesetzte Untersuchungen über die Wärmestrahlen der Sonne, *Parrots* meteorologische Ideen (wozu auch die gehört, der Atmosphäre die Gewitter zur gehörigen Zeit zu inoculiren, damit der Hagel keinen Schaden thue. Die Inoculation geschieht mit einer in die Höhe geschossenen Bombe, die in der Region des Gewitters platzt und da die Processe einleitet, denen wir die Entstehung des Hagels verdanken); ferner *Bikers* Versuche über die Expansivkraft der Wasserdämpfe bey höheren Temperaturen. In diesem Bande sind auch mehrere Nachrichten über galvanische Curen an Taubstummen, die sich nachher leider nicht bestätigt haben.

Der 11 Band eröffnet eine wichtige Untersuchung von *Wollaston*, wie durch Strahlenbrechung doppelte Bilder entstehen können. Dieser Aufsatz ist vom Herausgeber aufs neue bearbeitet und erweitert. — Ferner enthält er einen Auffatz über Nebensonnen und Ringe um Sonne und Mond, von *Brandes;* dann eine besondere Spiegelung, die von Prof. *Wrede* an den Ringmauern von Berlin beobachtet wurde, und *Bonapartes* grofsen Preis von 60,000 Fr. auf eine Entdeckung in der Lehre der Elektricität, die der von *Volta* und *Galvani* gleich wäre.

Der 12 Band wird wieder durch ein paar interessante Auffätze eröffnet, welche die Strahlenbrechung betreffen, und von dem Herausg. überarbeitet worden. Sie enthalten eine Beschreibung der Fata Morgana im Meerbusen von Reggio. — Ferner *Coulombs* wichtige Versuche über die Einwirkung starker Magnete auf kleine Nadeln von Holz und Metallen, die man für eisenfrey hält. Vorzüglich aber ist dieser Band wichtig durch das treffliche Register über alle Erscheinungen des Galvanismus, welches der Herausg. selbst mit kritischem Fleisse ausgearbeitet hat. Zu den Bagatellen in diesem Bande gehört ein Aufsatz von *Edwards* über Metallspiegel, und S. 493 eine Nachricht über die hermetische Gesellschaft. So verschlossen und geheim die Gesellschaft im *Reichsanzeiger* auftrat: so lernt man doch hier zwey ihrer Mitglieder kennen. Der eine heisst *Kortum*, der andere *Bährens*, beide in Westphalen.

Den 13 Band eröffnet eine Beschreibung von der Verbesserung der *atwoodschen* Fallmaschine, von Hn. *Fischer*. Diese Verbesserung ist so überflüssig, wie die ganze Maschine, da man, seit es gute Tertienuhren mit Centrifugalpendeln giebt, lieber die Fallversuche direct anstellt, als sie den Schülern der Physik auf Umwegen begreiflich macht. Dann folgt ein Aufsatz von Dr. *Olbers* über die aus dem Mond gefallenen Steine, und einer von Dr. *Benzenberg* über die Frage: Sind die Sternschnuppen kosmischen oder tellurischen Ursprungs? Ferner die Resultate der im Michaelisthurm in Hamburg angestellten Fallversuche im Grofsen, und ein Aufsatz vom Herausg. über *Daltons* Versuche über die Ausdehnung der Dämpfe durch Wärme. Im letzten Hefte ist eine interessante Zusammenstellung mehrerer Abhandlungen über Braunkohlen und Torflager, vorzüglich über die berühmten Palmen-Lager bey Cölln.

Im 14 Bande sind *Piktets* Versuche über die Zurückwerfung der dunkelen Wärmestrahlen aufgeführt. Im 3 Hefte hat der Herausg. wieder mehrere interessante Abhandlungen über aus der Luft gefallene Steine zusammengestellt. Bey den verschiedenen Meinungen über die Entstehung der aus der Luft gefallenen Steine, scheint Rec. die Annahme, dafs sie aus dem Monde sind, noch die wenigsten Schwierigkeiten zu haben. Dr. *Olbers* bemerkte zwar, dafs wegen der Tangentialbewegung des Mondes diese Steine, wenn sie auch über den Punct herübergeworfen würden, wo die Anziehungskräfte des Mondes und der Erde sich das Gleichgewicht halten, doch noch nicht auf die Erde fielen, sondern nur diese Ellipsen beschrieben, die nur in wenigen Fällen die Erde träfen. Allein dieses zugegeben: so ist es doch, wenn man den Mond mit einem guten Fernrohre sieht, und auf seiner Oberfläche Crater an Crater bemerkt, gar nicht unwahrscheinlich, dafs diese einige hunderttausend Fuder Steine mit einer Geschwindigkeit in die Höhe geworfen haben, die sie über jene Grenze hinübertrieb, weil sie keinen Widerstand in der Atmosphäre des Mondes zu überwinden hatten. Die andere Erklärung, dafs sie vielleicht chemische Producte unserer Atmosphäre wären, hat *Lampadius* sehr schön auseinandergesetzt. Aber uns scheint hiebey die gröfste Schwierigkeit in der geringen Dichtigkeit der Luft auf Höhen von 10 bis 20 Meilen zu

seyn: denn bey allen chemischen Processen bleibt das Ponderable der Materie doch dasselbe. Wir sehen Hagelsteine und Eisklumpen in der Atmosphäre entstehen, die 1 Pfund wiegen und darüber. Aber dieses geschieht dicht an der Oberfläche der Erde, wo eine Cub. Meile Luft 10,000 Mill. Centner wiegt (der Cub. Fuss zu $2\frac{7}{8}$ Loth gerechnet). Allein 12 Meilen von der Erde wiegt die Cub. Meile nur noch 500 Centner; bey 20 Meilen nur noch 1 Pfund, und bey 25 Meilen nur noch $\frac{1}{30}$ Loth. Rec. begreift nicht, wo auf den Höhen, auf welchen wir Feuerkugeln und Sternschnuppen beobachten, die Stoffe herkommen sollen, aus denen sie sich bilden könnten. *Lichtenberg* sagte zwar einmal, er glaube, dass es eine Zeit gewesen sey, wo es Boraciten und Granaten geregnet habe, so wie jetzt Hagel. Aber wenn dieses war: so war auch gewiss unsere Atmosphäre dichter, und da, wo diese entstanden, stand der Barometer höher als auf $\frac{1}{150}$ Linie. Dieses ist seine Höhe bey 8 Meilen nach dem mariottischen Gesetze. Zu den Bagatellen dieses Bandes gehört S. 382 die Entdeckung der Plagiate in *Fischers* Geschichte der Physik, welche sich durch die columnenweise neben einander gedruckten Stellen aus *Gehlers* bekanntem Werke deutlich ergeben.

Den 15 Band eröffnet eine wichtige Abhandlung von *Dalton* über die Expansivkraft der Dämpfe, sowohl in der Luft als im luftleeren Raume. Diese ist von dem Herausg. mit lehrreichen Zusätzen bereichert, in denen er *Daltons* Versuche mit denen von *Schmidt* und *van Marum* zusammengestellt hat. Auch enthält dieser Band Vieles über die vom Himmel gefallenen Steine, und unter anderen ein chronologisches Verzeichniss hierüber von *Chladni*. Zu den Bagatellen dieses Bandes gehört S. 169 die Geschichte des Entfernungsgesetzes der Planeten von der Sonne. — *Titius* scheint der erste zu seyn, der ein Verhältniss zwischen den Abständen der Planeten aufgesucht hat, welches nachher durch Hn. *Bode* bekannter geworden ist, nachdem im J. 1785 Hr. *von Zach* Elemente des latirenden Planeten *n* berechnete, und solche bey Hn. *Bode* versiegelt niederlegte. Vergeblich machte Hr. *von Zach* die Astronomen anderer Nationen auf dieses Gesetz aufmerksam; sie nahmen es mit Kälte auf, und bloss in deutschen Lehrbüchern geschieht desselben Erwähnung. Bey Gelegenheit, dass die Ceres entdeckt wurde, fragte daher Hr. *von Zach*: „Sollte wirklich der Geist des grossen *Kepplers* noch auf den Deutschen ruhen?" — *Herschel* suchte *den fehlenden Planeten* zwischen Mars und Jupiter *mit seinem vortrefflichen Teleskope*, und fand, zwar nicht diesen, aber doch den Uranus, den er gleich an seinem stillen Planetenlichte erkannte.

Der 16 Band enthält Nachrichten von den Luftfahrten der Hnn. *Robertson* und *Garnerin*, vom Herausg. zusammengestellt; ferner Ideen über Feuerkugeln und Meteorsteine von *Ritter*, und eine Abhandlung über das Gesetz der Cohäsion, in der gezeigt wird, dass es wahrscheinlich dasselbe der Attraction ist, und dass sich die kleinen Theile der Materie ebenfalls im directen Verhältniss ihrer Massen und der Quadraten ihrer Nähen ziehen. — Von den interessanten Cohäsionsversuchen, die sich hierüber bey hohen und tiefen Temperaturen machen lassen, scheinen bis jetzt noch keine angestellt zu seyn. In diesem Bande ist auch eine Beschreibung des Centrifugalpendels, welches der Uhrmacher *Pfassius* (*Psossius*) in Wesel wieder bekannter gemacht, und mit vielem Erfolg auf die Tertienuhren angewandt hat.

Im 17 Bande ist das Wichtigste unter den deutschen Arbeiten *Brandes* Beobachtungen über die terrestrische Strahlenbrechung, welche uns endlich einiges Licht in dieser so schwierigen und dunklen Lehre zu geben versprechen. Das Windbüchsenlicht kommt in diesem Bande ebenfalls zur Sprache. (Bekanntlich hat man seit der Zeit kleine Feuerzeuge in Paris gemacht, in denen der Zunder durch zusammengedrückte Luft entzündet wird.) Ferner *Rumfords* Versuche über die strahlende Wärme, und eine Abhandlung von *Castberg* über Refraction und die Fata Morgana.

Im ersten Hefte des 18 Bandes stehen 7 Aufsätze hinter einander über die Höfe um Sonne und Mond, und ähnliche Erscheinungen von Beugung und Brechung des Lichts. Im zweyten Hefte sind 14 über Steinregen vom Herausg. überarbeitet und zusammengestellt. Dieser Band enthält auch eine Abhandlung von *Biot* über die Fortpflanzung des Schalls mit Erläuterungen von *Brandes*. Zu den Bagatellen gehört eine Nachricht von einem Ballon, der in 12 Stunden von Gröningen bis Halle flog (56 deutsche Meilen).

Im 19 Bande ist ein zweytes Beyspiel von der grossen Geschwindigkeit der Luftballons angeführt; es ist der von *Garnerin*, der die 300 Lieues von Paris bis Rom in 22 Stunden flog. Auch steht hier ein Aufsatz über eine mechanische Merkwürdigkeit unserer Tage, den hydraulischen Wasserstösser, von Prof. *Wrede*.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Alphabetisches Sachregister zu der königl. westphälischen Process-Ordnung, wie auch zu der Verfahrungsart in Ehescheidungs-, Corrections-, Conscriptions-, Forst-, Post-, Jagd-, Berg- und Hütten-, den verschiedenartigen Defraudations-Sachen, und in Cassations- und Recurs-Sachen vor dem Staatsrathe.* Ausgearbeitet von *Karl Pielsticker*, Assessor beym Tribunale erster Instanz zu Osnabrück. Zweyte, nach der neuen Process-Ordnung revidirte Aufl. 1811. 95 S. 8. (9 gr.) (S. die Rec. der ersten Aufl. Jahrg 1810. No. 278.)

Glückstadt, b. Vf., u. *Altona*, b. Hammerich in Commission: *Leitfaden zum Unterricht in der christlichen Religion, zunächst für Bürger- und Land-Schulen.* Von Dr. *J. W. Olshausen*. Zweyte Auflage. 1811. 36 S. 8. (2 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JULIUS, 1811.

PHYSIK.

Fortsetzung der Recension
von
Gilberts Annalen der Physik.

Den 21sten Band eröffnet ein Bericht von *Biot*, über seine aerostatische Reise den 24 Aug. 1804. Dem folgt eine von *Gay Lussac* über denselben Gegenstand. Dieses sind die ersten, von Physikern unternommenen Luftreisen, und diese Berichte sind abgestattet, wie sich von Physikern erwarten läst. *Blanchard*, *Garnerin*, *Robertson* gehören zu der Classe, die das Barometer nach Graden beobachten, und das Thermometer nach Linien. — *Lichtenberg* schlug einmal vor, das Wort Physiker so wie Musiker zu decliniren, und einen Beygfall anzunehmen, der dem Musikanten analog sey, bloss des leichteren Unterscheidens wegen. — In diesem Bande ist auch ein Bericht von dem englischen Chemiker *Chénevix* über die sogenannte neuere Physik in Deutschland, der früher in den *Annales des Chimie*, und in den *Transactionen* stand. Man wird in Frankreich und England Mühe gehabt haben zu glauben, dass solche Stellen, wie *Chénevix* anführt, diesseits der Thüre des Tollhauses könnten geschrieben werden. Z. B. „die Symbole aller Operationen der Natur sind in den Kegelschnitten zu suchen; der Kreis ist das Symbol des Seyns. Die Ellipse das Symbol des Werdens. Es ist daher gewiss, dass Gott zugleich sphärisch und elliptisch ist u. s. w." Rec. erinnert sich ähnlichen Unsinn in *Nicolaus von Cusa docta ignorantia* gelesen zu haben, die vor 300 Jahren erschien. Als Beweis, dass keine neuen Tollheiten unter der Sonne geschehen, setzt er folgende Stelle hieher. „Gott ist die unendliche Gleichheit, und desswegen ist er der Mittelpunct der Erde und der Welt. Die Pole der Sphäre fallen mit dem Mittelpunct zusammen, welcher Gott ist. Die Figur der Erde ist nicht sphärisch, obschon sie sich dahin neigt, aber Gott ist des Kreises Umfang und Mittelpunct u. s. w." Auf eine ähnliche Weise dienen vielleicht über 300 Jahre die Tollheiten unserer Tage zur Entschuldigung für die künftigen. — Auch in den Tollheiten herrscht Ähnlichkeit, man braucht nur die Denkkraftperiode von 30 Jahren zu vergleichen, und *Lichtenbergs* Bittschrift für die celtner Irren, als sie die Regierung in Hannover um eine Bibliothek baten. Diese waren auch im Stande, die Baukunst für gefrorne Musik, und die Götter der Mythologie für geistige Krystallisationen zu halten.

Der 21ste Band enthält fast gar keine galvanischen Aufsätze mehr. Der Galvanismus scheint damals schon angefangen zu haben, bey den Physikern die Mode zu passiren.

Aus den folgenden Bänden führen wir zuerst einige Abhandlungen auf, welche auch für das grössere Publicum Interesse haben: Zuvörderst die Aufsätze über Thermolampen (im 22 und 30 Bande). Die Bestimmung der Thermolampe ist eigentlich, diejenigen elastischen Flüssigkeiten, welche beym Brennen oder bey der zerstörenden Destillation vegetabilischer Körper entweichen, zur Erleuchtung zu benutzen. Wiewohl nun bey gut eingerichteten Öfen diese elastischen Flüssigkeiten selbst mit verbrennen, ehe sie aus dem Brennmaterial entweichen, und also da ihre Benutzung zur Erleuchtung nicht anwendbar, oder wenigstens nicht vortheilhaft wäre: so giebt es doch Fälle, wo man diese Gaslichter füglich anwenden, oder die brennbaren Luftarten an solche Stellen leiten kann, wo sie angezündet nützliche Dienste leisten. Insonderheit findet dieses dann Statt, wenn man das Brennmaterial bloss verkohlen, und die Kohlen zu anderem Gebrauche aufbehalten will. Die *Annalen* theilen Nachrichten von zwey Fabriken mit, wo diese Holzdestillation im Grossen betrieben wird, und wo man die Producte dieser Destillation zu gewinnen und nützlich zu gebrauchen weiss. Die eine dieser Fabriken ist die Cattunfabrik des Hn. *v. Fries*, in der Nähe von Wien; die zweyte aber, welche noch vollständiger hierauf eingerichtet zu seyn scheint, die von *Mollerat*, im Departement *Côte d'or* in Frankreich. In der letzteren gewinnt man: 1) Theer, der zwar nicht ganz vorzüglich ist, aber doch durch Zusatz von etwas Pech sehr brauchbar wird; 2) Essig, der sehr scharf, zwar weniger angenehm schmeckend als Weinessig, aber wasserhell und durchaus nicht der Fäulniss ausgesetzt ist; ferner durch Verbindung mit anderen Körpern 3) kohlensaures Natron, essigsaure Salze, Zinkoxyd und kohlensauren Zink, Bleyweiss u. s. w., und ausserdem Kohlen von vorzüglich guter Beschaffenheit. Hier ist denn freylich der Gebrauch der Luftarten zum Leuchten allenfalls nur Nebensache; für den, der gerade vorzüglich hierauf seine Aufmerksamkeit richten will, giebt *Henry's* Abhandlung (im 22 Bande) belehrende Aufschlüsse.

Über eine wichtige Verbesserung beym Sprengen mit Pulver findet man im 22, 23 und 24 Bande sehr interessante Aufsätze. Diese durch *Jessop* zuerst bekannt gemachte Verbesserung besteht darin,

dass man das Bohrloch, nachdem es zu gewöhnlicher Tiefe in den Stein eingetrieben ist, mit eben so vielem (ja allenfalls noch mit wenigerem) Pulver als gewöhnlich ladet, und auf dieses lose eingestreute Pulver losen Sand streuet; das Pulver wird dann mittelst eines durch den Sand heraufreichenden Zundröhrchens angezündet, und der Stein zerspringt eben so gut, als wenn man, nach gewöhnlicher Art, die Bedeckung des Pulvers fest aufgestampft hätte. Diese durch viele, an mehreren Orten wiederholte Versuche bestätigte Erfahrung gewährt den grossen Nutzen, dass man nicht das gefährliche, leicht zu einer zu frühen Entzündung veranlassende Einstampfen von Sand und Steinmehl nöthig hat. Über den Grund dieser auffallenden Erscheinung, da man von losem Sande keine so starke Reaction erwartete, waren die Meinungen verschieden; uns scheint die von *Prechtl* (im 23 Bande) die richtigste, obgleich sich in seine Auseinandersetzung Irrthümer eingeschlichen haben. Diese Erklärung kömmt auf Folgendes hinaus. Stellt man sich die an einander liegenden Sandkörnchen als eine Reihe von Körpern vor, die sich den vom Pulver erhaltenen Stoss einander mittheilen: so wird die Geschwindigkeit des zweyten Körnchens geringer als die des ersten, welches dem Pulver zunächst liegt, die des dritten noch geringer, und bey einer sehr langen Reihe von Sandkörnchen kann die Bewegung des letzten unmerklich werden. Diese Idee scheint uns im Ganzen sehr richtig; aber wir können uns nicht überzeugen, dass die Abnahme der Geschwindigkeit so gross sey, wie Hr. *P.* angiebt, und es scheint, als nehme Hr. *P.* nicht darauf Rücksicht, dass das dritte Körnchen von der vereinigten Masse der beiden ersten, das vierte von der vereinigten Masse der drey ersten u. s. w. gestossen wird. Dieses aber ist doch wenigstens bey unelastischen Körpern gewiss der Fall, und bey elastischen Körpern würde die Abnahme der mitgetheilten Geschwindigkeit aus anderen Gründen geringer seyn. Zieht man diess in Erwägung: so scheint diese Erklärung doch noch nicht ganz zu genügen, und insbesondere würde die angebliche Erfahrung, dass eine Flinte schon dann springt, wenn nur in der Mündung Schnee oder Sand ist, noch immer unerklärt bleiben; gleichwohl hat diese Erklärung Vorzüge vor allen anderen. Die Erinnerungen, welche Hr. *Busse* gegen die Formeln des Hn. *P.* macht, sind zum Theil ungegründet. Was er S. 353 des 24 Bandes sagt, dass die Formel nicht in sich homogen sey, ist nur ein scheinbarer Vorwurf, da ja $\log. \frac{a}{b} C - \log. C = \log. \frac{a}{b}$ ist; das Folgende S. 354 ist wichtiger, und die dort gerügten Irrthümer verdienten wirklich diese Rüge. Übrigens hätten wir gewünscht, dass uns Hr. *Busse* mit den versprochenen näheren Erörterungen hierüber beschenkt hätte.

Sehr lesenswerth sind auch (im 23 Bande) die Bemerkungen des Hn. *Morveau* und *Chaptal* über Manufacturen, welche einen unangenehmen Geruch verbreiten. Nach der Meinung dieser Physiker sollte man das Flachsrösten, die Gerbereyen und alle Anstalten, wo man thierische und vegetabilische Theile in ansehnlichen Quantitäten in Fäulniss übergehen lässt, von den Wohnungen der Menschen entfernen. — *Van Marums* Versuche, da er mit wenigem Wasser ein Feuer von bedeutender Grösse löschte, verdienen zwar alle Aufmerksamkeit; aber auch das, was hier (Bd. 23) von *Descroisilles* mitgetheilt wird, und einige Zweifel gegen jene Versuche erregt, muss nicht übersehen werden, und verdient nähere Untersuchung.

Endlich wollen wir hier noch die Mittel, Hagelschauer zu vertreiben, anführen, deren man sich nach Hn. *Leschevins* Erzählung (im 24 Bande) in *Mâconnais*, einem Theile von *Bourgogne*, mit Vortheil bedient. Dieses sind nämlich Kanonen-Schüsse, die beym Zusammenziehen von Gewittern nach und nach, zumal auf Anhöhen, veranstaltet werden. Ist der Nutzen, welchen man dort hievon gezogen zu haben versichert, wirklich gegründet, und die wichtige Frage, auf die auch Hr. *Gilbert* hiebey aufmerksam macht, beantwortet, ob dieses keinen anderen Schaden herbeyführt: so verdiente dieses Mittel Nachahmung.

Unter diesen auch für das grössere Publicum interessanten Aufsätzen (wohin auch noch die zahlreichen Vorschläge zu Verbesserungen an Maschinen und viele interessante Kleinigkeiten gehören, z. B. Band 25, S. 114. B. 26, S. 361. B. 26, S. 241), müssen wir hier noch einer Reihe von Abhandlungen erwähnen, die auch besonders abgedruckt und unter dem Titel: *Kritische Aufsätze über die in München erneuerten Versuche mit Schwefelkies-Pendeln, Wünschelruthen* u. s. w. — zusammengefasst sind. Freylich gehört diese Untersuchung eben gar nicht zu dem Gemeinnützigen, sondern streift eher an die Grenze des Gemeinschädlichen; freylich gehört sie weniger zur wahren Naturforschung, als zu der von *Lichtenberg* mit Recht so genannten übernatürlichen Physik: aber dennoch gehört sie hieher, da ihre Urheber sie für physikalisch und gemeinnützig hielten. Diese münchner Pendelversuche hatten keinen geringeren Zweck, als die alte Wünschelruthe wieder zu Ehren zu bringen, und darzuthun, dass es eine unbegreifliche Wirkung der Metalle gebe, durch welche man sie in der Ferne vermittelst der Oscillationen eines zwischen den Fingern gehaltenen Pendels gewahr werden könne. Dieses Pendel bestand aus einem Stücke Metall, das an einem langen Faden hing, und wo der Faden zwischen den Fingern in freyer Hand gehalten ward. Man wollte bemerkt haben, dass die Schwingungen dieses Pendels verschieden wären, je nachdem die Körper es waren, über denen es sich befand. Hr. *Gilbert* tadelt mit Recht die Art, wie man bey diesen Versuchen und ihrer Bekanntmachung verfuhr. Man versäumte nämlich, die Sache durch wiederholte, hinlänglich abgeänderte Versuche zu prüfen; man versäumte, den Täuschungen, welche hier etwa Statt finden könnten, nachzuspüren; man versäumte, dem Publicum durch detaillirte Beschreibung der Versuche und durch strenge Beweise

eine gründliche und sichere Überzeugung zu verschaffen. Dagegen liess man es sich sehr angelegen seyn, in einem lauten, anspruchvollen Tone die Entdeckungen zu verkündigen, welche man gemacht zu haben glaubte; man fügte diesen, aus flüchtigen Versuchen aufgegriffenen Thatsachen phantastische Hoffnungen auf fernere Entdeckungen hinzu, die man schon ganz in der Nähe zu sehen glaubte; und suchte durch kühne Ideen und schwärmerische Verheissungen den Leser von der Frage abzulenken, ob auch der Grund des Gebäudes recht fest, und ob nicht der ganze hoch aufgeführte Bau nur ein Luftschloss sey. — Von den umständlichen Berichten über die Versuche und die unendlich mannichfaltigen Resultate, die man in gedrängter Folge zu entdecken glaubte, wollen wir hier nur etwas Weniges erwähnen. Man glaubte an jenem frey gehaltenen Pendel zu bemerken, dass es ohne mechanischen Antrieb sich bald in geradlinigen, bald in kreisförmigen, bald in elliptischen Schwingungen bewege, dass diese Schwingungen bald von der Linken zur Rechten, bald von der Rechten zur Linken gehen, und dass alles dieses fest bestimmt werde durch die Körper, in deren Nähe das Pendel sich befindet. Wie diese vermeinten Entdeckungen nun weiter zur Ehrenrettung der Wünschelruthe dienten, müssen wir ganz übergehen, und ebenso die interessanten und in dieser Zusammenstellung noch bedeutungsvolleren Nachrichten von älteren Charlatanerieen der Art, welche Jeder gewiss mit Vergnügen (in 26 und 27 Bande) lesen wird. Dagegen wollen wir noch einen Augenblick bey dem verweilen, was über den wahren Werth dieser Versuche mehr Licht verbreitete. Nach der Anleitung, welche Hr. *Ritter* und andere Vertheidiger derselben angaben, sollte der Faden bloss in freyer Hand gehalten werden, wo man offenbar vor unwillkührlichen Zitterungen der Hand nicht sicher war. *Winterl* fand auch, dass die Versuche misslangen, wenn man den Faden in einer Glasröhre befestigte, und bloss mit der Hand den Aufhängepunct berührte, und diess diente zum Beweise, dass nicht eine aus der Hand ausströmende elektrische Kraft, sondern ein leises Zittern der Hand es sey, was die Schwingungen bewirkt. *Marechaux* bezeugte, dass sogar der eigentliche Held dieser Versuche, *Campetti*, nur dann mit Glück die Versuche anstellte, wenn er sie mit offenen Augen anstellte, und dass sie allemal schwankend ausfielen, wenn ihm die Augen verbunden waren; und ebenso deuten Prof. *Heinrich* und *Jungius* an, dass das Vorurtheil *für* den Erfolg diesen selbst bestimme. Wie es hiemit eigentlich zugehe, zeigen die von Hn. *Pfaff* und *Zimmermann* mitgetheilten Versuche. Diese fanden nämlich, dass das Auge und die Einbildungskraft fast gänzlich die Richtung der Schwingungen bestimmten, dass z. B. die Schwingungen geradlinig und der Richtung der Holzfasern parallel werden, wenn man mit dem Auge der Richtung der Holzfasern folgt; dass die Schwingungen kreisförmig sind, wenn man mit dem Auge ein kreisförmiges Gefäss gleichsam umläuft, ja, dass selbst die Vorstellung einer Form schon auf eine unmerkliche Weise die Hand zu Bewirkung jener Bewegungen disponirte. — — — So löste sich also das so wundervoll angekündigte Geheimniss, und man sah, dass alles Täuschung und Wirkung einer gespannten Phantasie sey, und dass diese die leisen Schwankungen der Hand bestimme.

Wir gehen jetzt zur Anzeige einiger Abhandlungen von mehr wissenschaftlichem Interesse über, und werden, ohne die Titel der einzelnen Abhandlungen herzusetzen, diejenigen, welche verwandten Inhalts sind, zusammenfassen, um einige der wichtigsten Bemerkungen daraus mitzutheilen und sie mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

Über die Adhäsion oder Flächen-Anziehung, über Verwandtschaft u. s. w. im 24, 25, 26 und 30 Bande. Die hier zusammengestellten Versuche *Carradori's*, *Prevost's* und *Links* über die Bewegung, in welche einige Flüssigkeiten bey der Berührung mit anderen gerathen, erschöpfen zwar diese Materie noch nicht, geben aber doch schon interessante Resultate. Dass *Carradori's* Meinung einen Vorzug vor der von *Prevost* hat, ist einleuchtend; gleichwohl finden auch bey seiner Erklärung noch Schwierigkeiten Statt. Vertreibt nämlich der Weingeist die dünne Wasserschicht von dem Boden des Gefäses desswegen, weil er nähere Verwandtschaft als das Wasser zu der Materie des Gefässes, wir wollen annehmen des *Glases*, hat: so müsste, sollte man denken, auch in gläsernen Haarröhrchen der Weingeist höher steigen, als das Wasser, welches doch bekanntlich nicht der Fall ist. Indess glaubt Rec. behaupten zu dürfen, dass diese Phänomene mit unter diejenigen gehören, welche sich durch die Haarröhrchen-Kraft erklären lassen. Hn. *Links* Hypothese über Festigkeit und Flüssigkeit (im 25 B.) ist unstreitig sehr scharfsinnig, auch die Erklärung der Auflösung auf nassem Wege ist recht passend: aber was S. 143 vom Schmelzen vorkömmt, ist weniger klar. Vielleicht würde man, im Geiste dieser Hypothese, die Ursache des Schmelzens eher darin finden, dass die dünnen Blättchen, durch die Wärme ausgedehnt, in Rücksicht der Dicke so anschwellen, dass sie einander innig berühren; — eben diese innige Berührung würde Gleichheit der Attraction, und mithin Flüssigkeit bewirken. — Was Hr. *Link* gelegentlich über die Ursache der Fluth äussert, muss bey einem sonst so scharfsinnigen Physiker unstreitig auffallen, und es war sehr nöthig, dass Hr. *Gilbert* die Berichtigung beyfügte, die freylich dem mathematischen Physiker nicht fremd seyn kann. *Wuttig's* Theorie der Anziehung (im 23 Bande) scheint uns wenig Aufmerksamkeit zu verdienen.

Über die Theorie der barometrischen Höhenmessungen finden sich wichtige Abhandlungen von *Laplace*, *Biot* und *Gilbert* im 26 Bande, und berichtigende Bemerkungen von *Tralles* im 27 Bande. — Das barometrische Nivellement des Harzes (im 28 Bd.) von Hn. *de Villefosse* ist eine sehr schätzbare Arbeit; aber schwerlich war der Vf. berechtigt, den Coefficienten $\frac{1}{212}$ in $\frac{1}{192}$ zu verändern, und das um so weniger, da der Mangel an Übereinstimmung zwischen seinem Barometer und dem des göttingischen physikalischen Cabinets es nur allzuwahrscheinlich

machte, dafs eher ein Fehler des Instruments, als eine befondere Conftitution der Atmofphäre, Schuld daran war, dafs die Formel von *de Luc* keine richtigen Refultate gab. Es ift fehr zu bedauern, dafs der Vf. dem Grunde diefer Verfchiedenheit nicht mehr nachfpürte, da doch nur eine fehr forgfältige Nachforfchung über alles, was einen Irrthum hätte veranlaffen können, ihn berechtigen konnte, jene durch fonft nichts begründete Änderung in der Formel vorzunehmen.

Über Daltons Hypothefe von der Befchaffenheit gemifchter Gas-Arten, und von der Abforption der Luft durch Waffer. Nach *Daltons* Anficht wirken die Theilchen irgend einer Luft-Art nur auf die Theilchen derfelben Gas-Art, und find gegen die übrigen ganz indifferent; jede Luft-Art breitet fich daher in dem mit einer anderen Luft erfüllten Raume fo aus, als ob diefe gar nicht da wäre. Auch die Abforption der Luft durch Waffer glaubte *Dalton* aus feiner Hypothefe erklären zu können, und darüber finden wir hier (im 23 Bande) eine andere wichtige Abhandlung. *Dalton* beftimmt hier das Volumen von Luft, welches von reinem Waffer abforbirt wird, und fetzt als Regel, die durch Verfuche erwiefen fey, feft, dafs von einerley Luft-Art immer ein gleiches Volumen abforbirt wird, dafs nämlich der ftärkere Druck der doppelt fo dichten Luft auch doppelt fo viele Lufttheilchen dem Waffer beymifche, als der fchwächere Druck der dünneren Luft. Er behauptet, das vom Waffer abforbirte Luft-Volumen fey entweder dem Volumen des Waffers gleich; oder $\frac{1}{8}$ $\left(=\frac{1}{2^3}\right)$ oder $\frac{1}{27}$ $\left(=\frac{1}{3^3}\right)$ oder $\frac{1}{64}$ $\left(=\frac{1}{4^3}\right)$ diefes Volumens, und aus diefer Regel, die er als an vielen Luftarten bewährt nachweifet, erklärt er nicht ganz unglücklich das, was Hr. *v. Humboldt* bey feinen Verfuchen gefunden hatte. Wirklich erhellt hieraus, warum die aus dem Waffer, wenn diefes der atmofphärifchen Luft ausgefetzt gewefen war, gewonnene Luft mehr Sauerftoffgas als die atmofphärifche Luft enthielt u. f. w.; aber dennoch mufs er felbft einräumen, dafs der Grund jener ungleichen Abforption nach feiner mechanifchen Hypothefe noch nicht ganz zu erklären fey. Es ift fehr zu bedauern, dafs *Dalton* nicht die Verfuche genau befchreibt, deren Refultate er hier allerdings recht fchön zufammenftellt; er würde uns dann in Stand gefetzt haben, zu beurtheilen, ob die Ausfagen der Verfuche wirklich fo klar und entfcheidend waren, als man nach diefer Darftellung glauben mufs. Die *humboldt*fchen Verfuche laffen fich, fo fchätzbar fie find, nicht ganz mit diefer Hypothefe vergleichen, weil *Humboldt* kein von Luft gereinigtes Waffer anwandte, und überhaupt nicht alle die Fragen berückfichtigte, worauf *Daltons* Hypothefe leitet. — Aber wichtigere Einwürfe fcheinen die hier (im 28 Bande) mitgetheilten Verfuche von *de Marty* darzubieten. Diefer fand nämlich, dafs die Abforption von Gas, wenn fie auch für jetzt, alles Schüttelns ungeachtet, geendigt fcheint, doch in verfchloffenen Gefäfsen, bey lange dauernder Ruhe, oder wenn man nach mehreren Tagen das Umfchütteln wiederholt, noch langfam fortgeht, fo dafs die gefammte Menge, welche abforbirt werden kann, fchwer zu beftimmen ift. Auch in anderen Umftänden ftimmen diefe Verfuche nicht mit denen von *Dalton* überein, und es wäre defshalb gar nicht überflüffig, diefe wichtigen Verfuche noch einmal mit Rückficht auf Alles, was bisher hierin gefchehen ift, zu wiederholen, und befonders auch zu unterfuchen, ob etwa *Dalton* fich durch Vorliebe fur feine Hypothefe habe beftechen laffen.

Die Abhandlungen von *Dalton* (im 27 Bande) find von geringerer Wichtigkeit. Hn. *Tralles* Einwendungen gegen ihn find gewifs nicht unbedeutend, aber dennoch wird *Dalton* durch die in No. 5 diefer Abhandlung enthaltenen Bemerkungen fich nicht widerlegt glauben, weil er die Zertheilung bis zu einzelnen Partikeln allerdings anzunehmen fcheint, und alfo durch hydrodynamifche Schlüffe nicht zu widerlegen ift. Was man indefs auch von *Daltons* Hypothefe denken mag (und Rec. gefteht, dafs er fehr weit entfernt ift, fie für ficher begründet anzuerkennen): fo ift doch das wahr, dafs nach jeder anderen Anficht die Exiftenz des Wafferdampfs in der Luft fchwer zu begreifen ift. Wafferdampf von einer nur fehr geringen Elafticität, welcher fonft bey jedem Drucke, der feine elaftifche Kraft nur wenig übertrifft, feine elaftifche Geftalt verliert, erträgt hier den fehr viel ftärkeren Druck der umgebenden Luft, ohne dadurch in feiner Natur eine Änderung zu leiden. Und diefe Erfcheinung erklärt *Dalton* unftreitig fehr genügend; aber das *allein* ift freylich nicht genug, und unter anderen Einwürfen wird auch der, welchen *Tralles* hier S. 438 entwickelt, felbft in *Dalton's* Augen Gewicht haben. Hr. *T.* zeigt nämlich, dafs nach diefer Hypothefe die Luft in grofsen Höhen viel weniger Sauerftoffgas enthalten müfste, als nahe an der Erde, welches der Erfahrung doch nicht gemäfs ift.

Verfuche von *Prechtl über den Widerftand der Luft* geben diefen auffallend viel gröfser, als man ihn fonft anzunehmen gewohnt war; indefs läfst fich in Beobachtung und Rechnung kein Fehler nachweifen. Was der Vf. anführt, um diefen ftarken Widerftand aus der Natur der Luft zu erklären, ift aber ungenügend (23 Band).

Young's Abhandlungen *über Schall und Licht* (im 22 Bande) enthält zwar fchätzbare Data, verbreitet fich aber auch über manche Gegenftände, ohne uns eben etwas Wichtiges darüber mitzutheilen. Von gediegenem Werthe dagegen ift *Biot's* und *Arago's* Unterfuchung *über die Verwandtfchaft der Körper zum Lichte* (im 25 und 26 Bande). Hn. *Gilberts* Anmerkung (B. 26, S. 109) fcheint uns noch immer Aufmerkfamkeit zu verdienen, obgleich *Tralles* fie (B. 27, S. 411) zu entkräften glaubt, da die räthfelhafte Natur des in der Luft exiftirenden Wafferdampfs durch alle diefe Unterfuchungen noch gar nicht aufgehellt ift.

(*Der Befchlufs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1811.

PHYSIK.

Beschluss der Recension
von
Gilberts Annalen der Physik.

Bemerkungen *über die Wärme* von *Wünsch*. Die Erklärung des Versuchs, woraus *Pictet* folgerte, die Wärmematerie besitze eine *tendance anti-grave*, ist zwar gar nicht übel ausgedacht, indess wird doch wohl nicht leicht Jemand diese Erklärung überzeugend finden, da die Wirkung der Gravitation schwerlich gegen die übrigen Kräfte in einige Betrachtung kömmt. Was von den Oscillationen gesagt wird, hat uns nicht einleuchten wollen, so wenig als die Bestimmung der Schnelligkeit, mit welcher die Wärme sich fortpflanzen soll.

Unter den Abhandlungen über *die galvanischen und elektrischen Erscheinungen* verdienen *Erman's* Arbeiten ganz vorzüglich erwähnt zu werden. Selbst diejenigen, deren Resultate nur negativ waren, oder nur dazu dienten, Irrthümer aus dem Wege zu räumen, können nicht anders als für sehr verdienstlich gehalten werden; aber auch wirkliche Erweiterungen unserer Kenntnisse verdanken wir den hier vorkommenden Aufsätzen. Abhandlungen der erstern Art sind (im 25 und 26 Bande) die über Periodicität des Galvanismus, und über elektrisch-geographische Polarität. Man hatte geglaubt, an der so genannten trockenen Säule, wo man nämlich die zwischen die Metalle gelegten Pappscheiben nicht befeuchtete, Wechsel der elektrischen Kraft vermittelst sehr zarter Elektrometer zu bemerken, und meinte in diesem Wechsel etwas Regelmässiges und Periodisches zu finden. Hr. *Erman* zeigt nun, dass die trockne Säule zu sehr von den leisesten Änderungen im hygrometrischen Zustande der Luft afficirt wird, und dass die Langsamkeit, mit welcher sie die elektrische Ladung durch sich fortpflanzt, zu sehr zu Fehlschlüssen Anlass geben kann, als dass man auf den Wechsel der Wirksamkeit dieser Säule etwas Sicheres, um eine für jede Säule gleiche Periodicität zu beweisen, gründen könnte. Auch das Elektrometer, auf dessen Angabe sich jene Behauptung gründete, ist Ungleichheiten ausgesetzt, die zu weit bedeutenderen Fehlern Anlass geben können, als nöthig sind, um die Variationen in der Attraction, welche kaum einige Tausendtheile des Zolles betragen, zu erklären, und Hr. *E.* hatte gewiss nicht Unrecht, wenn er in einem Briefe an *Marechaux* warnte, sich durch dieses feine Instrument nicht zu Irrthümern verleiten zu lassen; denn dieses ist nur allzu leicht möglich, wenn man zu viel Vertrauen auf die anscheinende Gleichheit der Umstände setzt, wo ein so feines Instrument schon durch Ungleichheit, die man nicht achtet, und an die man nicht denkt, afficirt wird. — Auch die Untersuchungen über geographische Polarität der Elektricität lehrten deutlich, dass hieran nicht zu denken sey, und insbesondere zeigte sich, dass Hn. *Ritters* Behauptung, eine aus Zink und Silber zusammengesetzte Nadel stelle sich immer in den magnetischen Meridian, und verhalte sich gegen den Magnet so, als ob der Zinkpol ein Nordpol, der Silberpol ein Südpol sey, — auf blossen Täuschungen beruhe. Von den übrigen in diesen Abhandlungen vorkommenden Untersuchungen erlaubt der Raum uns nicht, hier etwas zu erwähnen: doch wird Jeder mit uns bedauern, dass die Bemühungen, chemische Wirkungen des Magnets zu entdecken, unbelohnt blieben, und dass auch die neuen und kühnen Gedanken, die *Erman* hier äussert, doch bis jetzt keinen Weg zu diesem Ziele zeigten. Dagegen dürfen wir eine andere Abhandlung *Ermans* (im 22 Bande), welche wichtige Entdeckungen in dieser Lehre enthält, nicht mit Stillschweigen übergehen. Sie betrifft das ganz verschiedenartige Leitungsvermögen, welches verschiedene Körper in Hinsicht auf die galvanischen Erscheinungen äussern. Sonst glaubte man alle Körper als vollkommene Nichtleiter, oder als mehr oder minder vollkommene Leiter ansehen zu dürfen, und nahm keine weitere Verschiedenheit an. Dagegen aber weist Hr. *Erman* hier eine fünffache specifische Verschiedenheit nach, und zeigt, dass es Körper giebt, welche, indem man sie an beide Pole der Säule anlegt, entweder den positiven oder den negativen Effect vollkommen isoliren, und nur für den entgegengesetzten sich als leitend zeigen. Um von diesem bisher unbekannten Leitungsvermögen nur den Lesern einen Begriff zu geben, und zugleich die Wichtigkeit der Sache zu zeigen, mag hier ein einziges Beyspiel stehn. Nimmt man völlig trockene Seife, und berührt damit, indem man sie frey in der Hand hält, irgend einen Pol der gut isolirten galvanischen Säule: so zeigt die trockene Seife sich als vollkommenen Leiter für jeden der beiden einzeln berührten Pole. Wendet man hingegen eben die Seife an, um den Kreis zwischen den Polardräthen der Säule zu schliessen: so zeigt die Seife sich als isolirend; und wenn man nun die Seife in ableitende

Verbindung mit dem Boden bringt: so sieht man, dass nur am negativen Pole eine Ableitung eintritt, und die positive hingegen isolirt ist; die Seife zeigt sich also im Conflicte als bloss den negativen Effect leitend, und gehört zu der Classe der unipolar-negativen Leiter. Eben so giebt es nun unipolar-positive Leiter, und beide unterscheiden sich von den bipolaren Leitern, deren Wirkungsart schon früher bekannt war. — Etwas Ähnliches glaubt *Tremery* in Rücksicht der atmosphärischen Luft an der gewöhnlichen Elektricität bemerkt zu haben (im 23 Bande S. 426); aber seine, einzeln da stehende Erfahrung ist freylich unbedeutend gegen jene Untersuchungen, und giebt erst durch die Vergleichungen mit jenen eine Ansicht, die vielleicht, weiter verfolgt, fruchtbar werden könnte, aber auch unstreitig erst noch nähere Prüfung erfodert, wie denn auch *Nicholson* schon Zweifel dagegen erhoben hat (23 Bd. S. 425).

Von den zahlreichen Abhandlungen, welche einzelne Gegenstände aus dem weiten Felde der elektrischen Erscheinungen betreffen, können wir nur einige wenige erwähnen; dagegen werden wir ein wenig länger bey denen verweilen, welche eine zusammenhängende Reihe von Untersuchungen bilden. — Sehr merkwürdig sind die Resultate der Versuche *Simon's* (im 28 Bande) über das elektrische Abstossen, welche zeigen, dass die abstossende Kraft im umgekehrten einfachen Verhältnisse der Entfernungen steht. *Coulomb* hatte geglaubt, sie stehe im umgekehrten verdoppelten Verhältnisse der Entfernung; und obgleich diese neuen, mit grosser Sorgfalt angestellten Versuche keinen Zweifel über die Richtigkeit des von *Simon* aufgefundenen Resultates zuzulassen scheinen: so möchte man doch wünschen, dass durch Wiederholung der Versuche nach *Coulombs* Methode aufgefunden würde, was diesen irre leiten konnte.

Behrens trockne galvanische Säule (im 23 Bande), welche als weit weniger hygrometrisch den Vorzug vor der von *Marechaux* verdienen würde, scheint wenig Nachahmung gefunden zu haben, obgleich sie doch wohl, wenn sie sich bewährte, einige Aufmerksamkeit verdienen möchte. — Unter den (überhaupt ziemlich paradox aussehenden) Versuchen eines Ungenannten (im 24 Bande S. 310) scheint besonders der mit leitenden Glasröhren einer Prüfung werth. Aber obgleich *van Mons* diesen Versuch selbst gesehen hat (S. 329): so kann man sich doch nicht ganz aller Zweifel entschlagen. Die Erklärung, welche *van Mons* giebt, die elektrische Metrik ströme durch die Zwischenräume der Lufttheilchen, — ist sehr ungenügend.

Eine längere Reihe von Abhandlungen betrifft die von *Pacchiani* behauptete *Entstehung von Salzsäure und Natron aus ganz reinem Wasser durch die Wirkung der voltaischen Säule.* Mehrere Beobachter, vorzüglich *Brugnatelli*, glaubten wirklich diese Meinung durch Versuche, die vorsichtig angestellt waren, bestätigt zu haben, während Andere, z. B. *Gruner*, die Entwickelung von Säure und Alkalien bloss der Zwischenkunft thierischer oder vegetabilischer Substanzen Schuld gaben. Die Sache ward durch mehrere einander oft widerstreitende Untersuchungen und Zeugnisse nicht sonderlich aufgehellt, bis es endlich *Davy* gelang, über diese und viele andere Erscheinungen ein helleres Licht zu verbreiten. Seine Abhandlung (im 28 Bande) gehört zu den trefflichsten, die man lesen kann. Diese sorgfältig geordnete Reihe von Versuchen, ganz geeignet, um jeden einzelnen Punct völlig aufzuhellen, und jeden Zweifel zu entfernen, muss gewiss Jeden überzeugen. *Davy* fand nun, dass die Salzsäure und das Natron theils von kleinen Resten fremder Theile, die beym Destilliren des Wassers mit übergegangen waren, herrührten, theils den Glasgefässen angehörten, in welchen der Versuch vorgenommen ward. Er zeigte ferner, dass aus den Materien, welche Säure und Alkali oder Erde in bedeutender Menge enthalten, sich diese Materien allemal absondern, indem die Säure sich um den positiven Drath ansammelt, und das Alkali um den negativen. Diese Ansammlung fand noch dann Statt, wenn man feste Körper, die nur äusserst wenig dieser Materien enthielten, der Wirkung der galvanischen Säule aussetzte; ja sie zeigte sich sogar noch dann, wenn der eine Drath sich von dem Körper oder der Auflösung, aus welcher jene Materien sich entwickelten, entfernt befand. Füllte man nämlich ein Gefäss von dichtem Gyps und eines von Achat mit destillirtem Wasser, verband beide durch Asbest, und setzte jenes mit dem positiven Pole, dieses mit dem negativen in Verbindung: so fand sich gleichwohl im Achatgefässe eine starke Auflösung von Kalk, welcher von jenem Gefässe hieher hinüber geführt war. Andere Versuche zeigten dieses Hinüberführen der Bestandtheile einiger Körper noch deutlicher, liessen aber zugleich auffallende Erscheinungen hiebey bemerken, die wir hier übergehen müssen. Im Ganzen verhält sich alles so, als ob Wasserstoff, die alkalischen Substanzen, die Metalle, und gewisse Metalloxyde von den negativ elektrisirten Metallflächen angezogen und von den positiv elektrisirten zurückgestossen würden, und als ob bey dem Sauerstoffe und den Säuren das Entgegengesetzte Statt finde; und daraus erklärt sich dann auch die getrennte Entwickelung der Bestandtheile des Wassers. — Bey der unmittelbaren Berührung einer Metallplatte mit einem alkalischen Körper nimmt der letztere die elektrische Materie vom Metalle an, statt dass Säuren sie an das Metall abgeben, wie der Vf.. durch unmittelbare Versuche zeigt, und zugleich angiebt, in welcher Verbindung diese Erscheinung mit den vorigen steht. Er reihet hieran mehrere hypothetische Gedanken über chemische Verbindungen, über Wahlverwandtschaft u. s. w., und zeigt, wie vielleicht alle chemischen Erscheinungen nur von dieser elektrischen Einwirkung abhängen. Bey der voltaischen Säule schreibt *Davy* einen Theil des Effectes der chemischen Einwirkung der feuchten Schichten zu, obgleich er mit *Volta* einerley Meinung ist, dass die erste Erregung in der nicht weiter erklärlichen Entwickelung der Elektricität bey der Berührung ihren Grund hat. — Doch es ist unmöglich, auch nur

oberflächlich die Resultate zusammenzustellen, die sich hier so zahlreich von selbst darbieten. Über die Andeutungen, wie diese Untersuchungen auch zu merkwürdigen Aufschlüssen in der Geologie führen könnten, verdient auch *Guyton's* Abhandlung (28 B. S. 299) gelesen zu werden.

Diese scharfsinnigen Untersuchungen führten *Davy* zu einer — wie es fast scheint, von ihm voraus gehofften — wichtigen Entdeckung, zur Zersetzung der feuerbeständigen Alkalien. Bringt man nämlich diese Körper in den galvanischen Kreis einer mächtig wirkenden voltaischen Säule: so sieht man an dem Drathe, welcher die Alkalien sonst anzieht, metallähnliche Kügelchen entstehen, welche nach *Davy's* Meinung das seines Oxygens beraubte Kali oder Natron sind, nach einigen französischen Chemikern hingegen von Einigen für Verbindungen dieser Stoffe mit Wasserstoff gehalten werden. Die letzten 4 Bände der Annalen sind voll von Nachrichten über die Bemühungen der Gelehrten, die Natur dieser Metalloide näher zu erforschen, sie auch auf anderen Wegen zu gewinnen u. s. w. Auch die übrgen alkalischen Körper, Ammonium, Kalk, Baryt, Strontian verhielten sich, wie besonders *Trommsdorff* angiebt, auf ähnliche Weise. Mit Hülfe des Kali-Metalloids gelang es *Gay-Lussac* und *Thenard*, die Boraxsäure zu zersetzen, und ihr bis dahin unbekanntes Radical, einen ganz neuen Körper, darzustellen.

Um diese Recension nicht über Gebühr auszudehnen, sind wir genöthigt, die Abhandlungen, welche der *Chemie* angehören, nur obenhin zu erwähnen. Dahin gehören: *Proust* über die Schwefelmetalle (im 25 Band). — *Gay-Lussac* über Zersetzung der schwefelsauern Verbindungen durch Wärme (im 27 B.). Über die Einwirkung von Kohle und Schwefel auf einander, und über den flüssigen Schwefel von *Berthollet* und *Vauquelin* (im 28 B.). Über die Bestandtheile des Alkohols und Schwefeläthers von *Saussure* (im 29 Bande) und andere.

Zur Lehre vom *Magnet* findet sich (im 27, 29 und 30 Bande) eine Sammlung von Beobachtungen der Abweichung und Neigung, von welcher zu wünschen wäre, dass sie zu Prüfung und Verbesserung der Abweichungs- und Neigungs-Charten angewandt würden. Obgleich einige dieser Beobachtungen, z. B. die von *Cassini* in Paris angestellten, schon früher bekannt sind, und so fern also nicht ganz Anspruch hatten, in den *Annalen* dieser späteren Jahre zu erscheinen: so giebt doch die Zusammenstellung ihnen ein besonderes Interesse, und sie verdienten ihre Stelle hier um so mehr, da sie vielleicht nicht allgemein genug bekannt geworden waren. Hieher gehören auch *Humboldts* und *Gay-Lussac's* Beobachtungen über die Stärke und Neigung der magnetischen Kräfte. Sie fanden, dass in der Stärke der magnetischen Kraft keine bemerkbaren täglichen Variationen Statt finden, ferner dass die Alpen keinen sonderlichen Einfluss auf die Stärke und Neigung der magnetischen Kraft haben, und dass auch der Vesuv keinen sicher anzugebenden Einfluss zeigte. Die Stärke der magnetischen Kraft scheint abzunehmen, je mehr man sich dem magnetischen Äquator nähert; die Neigung nimmt zugleich mit dem Abstande vom magnetischen Äquator ab, aber die Neigungen, die man nach *Biots* Formel berechnete, stimmten nicht mit der Beobachtung überein. —

Neben diesen interessanten Beobachtungen verdienen auch die theoretischen Untersuchungen von Hn. *Mollweide* (im 29 B.) eine nähere Erwähnung, und das um so mehr, da es Manchem vielleicht als ein zu gewagtes Unternehmen erscheinen mag, die Abweichung und Neigung der Magnetnadel durch algebraische Formeln bestimmen zu wollen. Für diese, der Mathematik weniger kundigen Leser der Annalen würde eine populäre Einleitung, um den Gang und die Gründe der Untersuchung übersehen zu lassen, sehr an ihrer Stelle gewesen seyn. So wenig wir nämlich auch über die Quelle und Natur der magnetischen Kräfte wissen: so scheint es doch, dass die Erscheinungen der Declinationen und Inclinationen sich ziemlich so verhalten, als wenn im Inneren der Erde ein grosser Magnet, dessen einer Pol anziehend, der andere abstossend auf unsere kleinen Magnetnadeln wirkt, vorhanden sey. Diese Hypothese zu prüfen, dienen die mathematischen Formeln, welche hier aus eben dieser Voraussetzung hergeleitet werden, indem die Beobachtungen nun ergeben müssen, ob irgend eine Lage jenes hypothetisch angenommenen Magnets, und ob irgend ein Gesetz für die Abhängigkeit seiner Wirkung von der Entfernung gefunden werden kann, welches allen Beobachtungen Genüge leistete. Wäre so für irgend einen Zeitpunct die magnetische Axe der Erde genau gefunden, und könnte man dann im Fortgange der Zeit bestimmen, wie diese Axe ihre Lage ändert (denn das müsste wahrscheinlich die Ursache der Variationen in der Richtung der an einerley Ort beobachteten Magnetnadel seyn): so liessen sich darauf vielleicht Schlüsse bauen, zu denen die grosse Menge von Beobachtungen nie führen können, so lange es nicht gelingt, diese grosse Zahl von Beobachtungen unter einen bestimmten Gesichtspunct zu vereinigen. Hn. *Mollweide's* Theorie hat vor denen von *Euler* und Anderen den Vorzug grösserer Allgemeinheit; dafür sind denn aber auch die Formeln verwickelter. Den schwierigsten Theil der Aufgabe hat Hr. *M.* hier noch nicht gelöst, nämlich: aus gegebenen Beobachtungen die unbekannte Lage der magnetischen Axe zu bestimmen. Wir wünschten sehr, dass er diese Bestimmung uns bald geben, und dann die Übereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung an den zahlreichen Beobachtungen, in deren Besitze wir doch schon sind (und unter denen sich immer eine ziemliche Anzahl beynahe gleichzeitiger auffinden liesse), prüfen möge. Indess wird es immer noch vielen Scharfsinn erfodern, um aus gut gewählten Beobachtungen ohne gar zu mühsame Rechnungen jene Resultate herzuleiten.

Unter den Abhandlungen, welche die *Meteoro-*

logie betreffen, sind *von Hauck's* Nachrichten über die Wintergewitter besonders interessant (29 Band). Von ziemlich untergeordnetem Werthe scheinen uns dagegen die Bemerkungen von *Varley* (29 Band), und *Lamark* (27 Band). Auch *Behrens* Hypothese über das Nordlicht (im 23 Bande), entworfen nach einer einzigen Ansicht eines noch dazu sehr unvollkommenen Nordlichts, scheint uns wenig Gewinn für diese Lehre zu geben. Von mehrerem Werthe ist unstreitig *Erman's* Hypothese (Band 26, S. 9); aber es würde bey derselben doch wohl schwer zu begreifen seyn, warum diese fast unaufhörlich wirkende Ursache uns doch nur so selten das Polarlicht sehen läßt.

Die gesammelten Nachrichten von merkwürdigen *Orcanen* würden, wenn es möglich wäre, ihnen mehr Vollständigkeit zu geben, sehr interessant seyn, und Rec. benutzt daher hier die Gelegenheit, Hn. *Gilberts* Bitte, dass andere Physiker (da es ihm selbst an Zeit fehle) ihm solche gesammelte Nachrichten mittheilen möchten, zu unterstützen. Recht nützlich würden freylich solche Nachrichten nur dann werden, wenn man sich nicht mit den oft allzu wenig genauen und detaillirten, und immer nur einzeln dastehenden Zeitungsnachrichten begnügte, sondern durch Nachfragen in mehreren Gegenden, welche der Sturm traf, sich eine zusammenhängende Darstellung seines ganzen Laufes verschaffen könnte. — Eben so scheint es uns, dass die Beobachtungen der Witterung eines ganzen Jahres, deren sich hier einige (für *Carlisle* vom Jahr 1805 und für *Apulien* vom Jahr 1790) finden, von sehr viel vermehrtem Interesse seyn würden, wenn man Vergleichungen zwischen den Beobachtungen mehrerer Örter anstellen könnte.

Auch diese Bände der *Annalen* liefern wieder viele Nachrichten von *Meteorsteinen*, welche immer mehr zeigen, dass diese Steine selbst sich unter einander sehr ähnlich sind, und dass auch das Phänomen ihres Niederfallens in den Hauptumständen immer beynahe einerley ist. Hn. *Gilberts* Meinung, das leuchtende Meteor entstehe durch die Compression der Luft, welche der schnell bewegte Stein bewirkt (24 B. S. 375), scheint uns nicht genügend, da wenigstens unzählige derjenigen Feuerkugeln und Sternschnuppen, die nicht auf die Erde fallen, schon in Gegenden, wo es noch keine Luft von angeblicher Dichtigkeit geben kann, leuchtend werden. — Wiefern übrigens *Proust's* Meinung (24 Band, S. 290), dass diese Steine aus den Polargegenden der Erde herkommen möchten, glaublich sey, können wir nicht entscheiden. Sehr merkwürdig ist allemal die Behauptung — und diese stützt sich auf bedeutende Gründe —, dass die Meteorsteine nicht im Feuer gebildet seyn können, sondern nur von einer schnellen und kurzdauernden Hitze an der Oberfläche verändert sind, und dass die Meteorsteine vor dieser Katastrophe nicht an feuchten Orten, also überhaupt nicht in den bekannten Klimaten unserer Erde sich konnten befunden haben, weil die Feuchtigkeit so schnelle Veränderungen an ihnen hervorbringt.

Wir schliessen diese Anzeige, welche wir künftig in Bezug auf No. 2 fortsetzen werden, anjetzt mit dem Wunsche, dass Hr. *G.* mit immer gleichem Muth und Eifer diese *Annalen* herausgeben, dass die deutschen Physiker ihn reichlich mit wichtigen Beyträgen unterstützen, und dass Friede und glücklichere Zeiten dazu beytragen mögen, den Fortgang dieser Zeitschrift zu sichern. e * e * e et B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Greifswalde*, b. Mauritius: *Gedanken über die Mittel, die innerliche und äussere Religion unter den Menschen in der jetzigen Zeit zu beleben*, von D. *Gottlieb Schlegel*, Generalsuperintendenten, Procanzler und erstem Professor der Theologie zu Greifswalde. 1810. 52 S. 8. (4 Gr.)

Das wichtige Thema, das der Vf. auszuführen übernommen hat, kann unmöglich, wenn es auch nur für das kleine Land, in welchem er der Vorsteher der Geistlichkeit war, zweckmäsig behandelt werden sollte, auf so wenigen Blättern, als hier dazu bestimmt sind, allseitig betrachtet werden. Man wird daher hier nichts weiter erwarten, als einige der wichtigsten Rathschläge für Prediger in Schwedisch-Pommern, um den grossen Zweck zu erreichen, ohne welchen sie in ihrem Amte gar nicht wirksam und nützlich werden können. Aber auch darin sieht man sich wenigstens in sofern getäuscht, als auf Localumstände gar keine besondere Rücksicht genommen ist. Dafür findet man einige nicht allgemein bemerkte und doch im protestantischen Deutschland ziemlich allgemein wirkende Ursachen des gewiss nicht ganz geringen Verfalls der äusseren Religiösität, vielleicht der christlichen Religiösität überhaupt, nebst dem Urtheile des Vfs. über einige wirklich gemachte Vorschläge, deren Ausführung die wahre Religiösität beleben sollte, z. B. mehrerer Ceremonieen, einer einzuführenden Kirchenzucht u.s.w. Da jedoch der Vf. über Alles zu schnell hinhüpft: so werden die Andersdenkenden durch das hier Gesagte schwerlich sich von ihrer Meinung abbringen lassen. Gern ergreift Rec. diese Gelegenheit, auch *seine* Gedanken über diese wichtige Aufgabe zu sagen: aber eingedenk dessen, dass die Anzeige einer kleinen Schrift nicht lang werden darf, will er nur zwey Mittel empfehlen, oder vielmehr allen Urtheilsfähigen nur eine Frage zur Beherzigung vorlegen: Würde nicht die äussere und innere Religiösität der Christen wieder sehr belebt werden, wenn die Religionslehrer, wie ehemals immer geschah, und jetzt so wenig geschieht, auf Glauben an Christum, d. i. auf *die* feste Überzeugung, dass Jesus der von Gott verordnete höchste Weltheiland sey, dringen oder hinarbeiten wollten: eine Überzeugung, die sich noch nicht auf eigene Erfahrung des Glücks, was er geben soll, auch nicht auf Einsicht der Vernunft, dass es durch ihn kommen müsse, sondern auf Annahme der Thatsachen, durch welche er sich als solchen, auch ausser unseren eigenen Erfahrungen, schon legitimirt hat, gründet, und dazu führt, dass man thun will, was Christus fodert, wenn man auch noch nicht erfährt oder einsieht, wie oder wozu es nützlich sey; und dann, wenn sie ihre Gemeindeglieder fleissig besuchten? Diese beiden einfachen Mittel haben sonst so viel gewirkt, warum sollten sie, wenn sie wieder recht gebraucht würden, nicht auch jetzt noch vielen Nutzen stiften? An keins von beiden hat der Vf. gedacht. Dsr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JULIUS, 1811.

BOTANIK.

Würzburg, b. Stahel: *Flora Wirceburgensis, sive plantarum in magno ducatu Wirceburgensi indigenarum enumeratio systematica etc.* autore *Francisc. Xav. Heller*, Med. et Chir. Dr. Botan. in Univers. magno ducali Wirceburg. Prof. publ. ord. etc. Pars I. 1810. XLVIII u. 586 S. nebst 36 S. Regist. Pars II. 1811. VI, 450 und 31 S. Regist. gr. 8.

Hier erscheint die schon längst erwartete Flora des Grossherzogthums Würzburg, und zwar von einem Manne, der in diesem Kreise aufgewachsen war, und die Vorliebe für das Studium der Botanik von seinem Vater ererbt hatte. In der den ersten Theil beginnenden Vorrede vertheidigt der Vf. gegen *Rhode* seine vaterländische Flora, die von diesem, im Verhältniss zu den benachbarten, der schweinfurter und wertheimischen nämlich, für arm erklärt worden war. Die Reichhaltigkeit dieser beiden Bände widerlegt diess sattsam, und *Rhode* hat auch wahrscheinlich nur den nächsten Umkreis der Stadt dabey verstanden; überdiess fällt die erstere auch in den weiten Kreis dieser Flora.

Dieser Vorrede folgt eine 38 S. füllende botanische Geographie des Grossherzogthums, die sich jedoch vorzüglich nur mit den einzelnen, dem Floristen interessanten Hauptörtern beschäftigt, und desshalb für den in dieser Gegend herbarisirenden Botaniker als Wegweiser wichtig ist.

Dann folgt die Aufzählung der Gattungen und Arten, die sich in dem ersten Bande auf die ersten 13, in dem zweyten von der 14 bis zur 22 Classe Linné's erstreckt. Es ist dieses System in seiner ursprünglichen Form, bis auf die eingezogene 23 Classe, zum Grunde gelegt; auch sind in jeder Classe die einzelnen Gattungen mit ihren Charakteren, der Reihe nach (nicht synoptisch), voran aufgeführt, und bey jeder derselben hat der Vf. sich auf *Linné, Necker, Borkhausen* bezogen. Bey den einzelnen Arten folgen den Trivialnamen die specifischen Differenzen, hie und da durch den Vf. verbessert; dann die Synonymik mit lobenswerther Kürze; ferner die Angabe der Dauer, der Blüthezeit und der Wohnörter; endlich die Beschreibung der Art, welcher öfters noch kritische Bemerkungen angehängt sind.

Unter den selteneren in diesen beiden Bänden vorkommenden Pflanzen, nicht allein dieser Flora, sondern auch Deutschlands, zeichnen wir folgende aus:

Circaea alpina, Veronica spuria, Gratiola officinalis, Utricularia minor, Lycopus exaltatus, Schoenus nigricans, Scirpus caespitosus, Leersia oryzoides, Phleum asperum, Stipa pennata, Poa distans, P. sudetica, Bromus erectus Sm., Globularia vulgaris, Trapa natans, Lithospermum purpureo-coeruleum, Asperugo procumbens, Androsace septemtrionalis, A. elongata, Primula farinosa, Lysimachia thyrsiflora, Campanula cervicaria, Phyteuma orbiculare, Viola persicaefolia, Gentiana Pneumonanthe, Astrantia major, Tordylium maximum, Peucedanum officinale, Pimpinella dioica, Allium angulosum, Tulipa sylvestris, Scilla bifolia, Acer monspessulanum, Pyrola uniflora, Sedum villosum, Sempervivum globiferum, Mespilus Cotoneaster, Potentilla recta u. *alba, Helianthemum album* [*apenninum?*], *Aconitum neomontanum, Thalictrum angustifolium, Th. aquilegifolium, Ranunculus aconitifolius* u. *hederaceus, Trollius europaeus, Teucrium supinum, Mentha gratissima, M. citrata, M. viridis, M. sativa, Dracocephalum Ruyschiana, Scutellaria hastifolia* u. *minor, Myagrum perenne, Sisymbrium tenuifolium* u. *multisiliquosum* (*Eckartsbergense Willd.*), *Erysimum repandum, E. hieracifolium, E. odoratum, Lathyrus Aphaca* u. *hirsutus, Vicia pisiformis* u. *sylvatica, Coronilla coronata, Trifolium ochroleucum, Tragopogon majus, Scorzonera humilis, Leontodon lividus, Carduus cyanoides, Cnicus intermedius, Carlina acaulis* u. *caulescens, Chrysocoma Linosyris, Senecio aquaticus, paludosus* u. *Doria, Cineraria integrifolia, Doronicum Pardalianches, Achillea nobilis, Buphthalmum salicifolium, Centaurea phrygia, nigra* u. *montana, Orchis hircina, Ophrys apifera, aranifera, arachnites, Limodorum Epigogium, Carex dioica* u. *cyperoides, Najas major, Salix depressa* u. *mollissima, Empetrum nigrum etc.*

Die Beschreibungen scheinen, mit anderen verglichen, meistens vom Vf. selbst herzurühren; sie sind von der Natur entnommen und treffend. Zu bemerken ist, dass *Callitriche minima Hoppe* nicht eigene Art, sondern ein durch Versiegen des Wassers verkümmertes Herkommen der *C. verna* ist, wie Rec. durch viele Beobachtungen erfahren hat. *Syntherisma glabrum*, das hier fehlt, fand Rec. vor 15 Jahren in der Gegend von Heidingsfeld im Sande. *Aira aquatica L.* gehört mit Recht zur *Poa*, welche Stelle ihr *Köhler* angewiesen, indem sie sogar leicht mit der *P. distans* verwechselt wird, wenn sie an vertrockneten Stellen vorkommt. Es ragen nicht allein ihre Blümchen über den Kelchspelzen hinaus, wie bey *Poa*, da sie bey *Aira* beynahe ganz durch sie gedeckt werden; sondern auch in der Textur ihrer gesammten Spelzen, die undurchscheinend und nur am Rande stroh-licht sind, stimmt sie zu dem Gattungscharakter der *Poa*. Statt des *Bromus erectus* hätte die ältere *schranksche* Benennung *angustifolius*, die zugleich auszeichnender ist, gewählt werden sollen, so wie bey *Avena tenuis* die ältere *leerssche, dubia*, die sich auf die abweichende Bildung der Blüthe bezieht; daher sie auch von *Pollich* für *Bromus triflorus Linn.* gehalten ward. Unsere Botaniker, bey welchen die

Garten-Nelke oder Grasblume; Dyanthus caryophyllus hortensis etc. genannt; nebst Vorschlägen zu einem verbesserten Systeme und zweckmässigeren Benennungen. Als Vorläufer einer Zeitschrift, unter dem Titel: *Florens Correspondenz von Deutschlands Blumisten.* Entworfen von *Sirisa.* 1804. 86 S. 8. *Erster Heft.* In grünem Umschlage, mit dem nämlichen Titel, nur dass sich hier der Rector *Hübner* in Namslau als Herausgeber nennt. (16 gr.) Bereits in vorhergehender Schrift ist die Ankündigung einer neuen Zeitschrift gemacht worden, zu der der gegenwärtige erste Heft als Vorläufer dienen soll. Dieser Heft ist bloss der Charakteristik der Nelke gewidmet. Wie es scheint, ist Hr. *Hübner* bey diesem Unternehmen die Haupttriebfeder, und da zu allen Dingen, die mit Ernst betrieben werden sollen, Enthusiasmus gehört: so darf man hoffen, dass er seinen Zweck nicht verfehlen, und durch eine Vereinigung vieler Blumisten das System der Nelke vervollkommnen wird. Aber nicht bloss die Nelke soll der Gegenstand dieser neuen Zeitschrift seyn, sondern alle Blumen, besonders die Aurikel, die Hyacinthe, die Tulpe, die Rose u. s. w. sollen darin aufgenommen werden. Es sollen auch Zeichnungen, gemalte Blätter vorzüglicher Nelken von Zeit zu Zeit erscheinen, für deren Mangel seine aus mehr als 800 Sorten bestehende Nelkensammlung bürge, die er mit schweren Kosten aus ganz Deutschland gezogen, so wie auch die Sammlungen auswärtiger Blumisten. O göttlicher Zeitpunct, ruft Hr. *Hübner* am Ende seiner Vorrede mit voller Begeisterung aus, komm doch bald heran! und so wollen wir ihm denn von Herzen wünschen, dass sich in seinem Sprachsaale, wir meinen seine neue Zeitschrift, recht viel Blumisten versammeln mögen. Was das neue Nelkensystem von *Sirisa* betrifft, das er den Nelkenisten in diesem Vorläufer zur Prüfung vorlegt: so ist selbiges zwar sehr sinnreich, aber wegen der vielen Abtheilungen gar zu verwickelt, als dass es bey allen Blumisten Beyfall finden könnte. Er charakterisirt die Garten-Nelke nach Hauptarten, Classen, Ordnungen, Gattungen, Abtheilungen, Abschnitten, Formen und Sorten. Schon die vielen sonderbaren Benennungen der Rubriken erfodern ein Gedächtniss! wodurch die Liebhaberey (denn Studium der Natur kann man eine Sammlung von 1000 Missgeburten und Spielarten einer einzigen Pflanzenart doch nicht nennen!) nicht erleichtert, sondern erschwert wird. Hatten wir denn Mangel an guten Nelkensystemen? war das *rudolphische*, selbst unseres Herausgebers eigenes System, dessen wir bey der Anzeige der vorhergehenden Schrift gedachten, nicht schon hinreichend? Freylich, wenn der Vf. dieses neuen Systems jede Nelke, die sich durch eine etwas veränderte Zeichnung von den übrigen unterscheidet, in eine eigene Abtheilung bringen will; so kann er sein System noch unendlich erweitern. Aber wessen Gedächtniss ist wohl so getreu, dass er eine jede Nelke auf den ersten Blick in ein solches System sollte ordnen können? oder wie lange wird er suchen müssen, ehe er darin die Abtheilung findet, worein die Nelke gehört? — Um unseren Lesern einen Begriff von dem neuen Systeme zu geben, welches wenigstens einen Beweis liefert, wie weit der Enthusiasmus getrieben werden kann, heben wir die Classification der 2. *Hauptart* aus, welche die *Zeichnungsblumen* enthält. Diese Hauptart besteht aus 2 *Classen:* I. Reine, scharfe, deutliche, strichartige Zeichnung, oder Strichblumen; II. getuschte, geflossen gestrichte undeutliche Zeichnung, oder Tuschblumen. Die *erste* dieser *Classen*, die *Strichblumen*, haben 2 *Ordnungen:* a) schmalgestrichte oder Haarstrich-Nelken; b) breitgestreifte oder Bandstrich-Nelken. Die *Haarstrich-Nelken* haben nun 2 *Gattungen*, als: 1) einfarbige Picotten, und 2) mehrfarbige Picott-Bisarden. Jede dieser 2 Gattungen hat wieder 2 *Abtheilungen:* α) Randzeichnung, *Germanier;* β) Mitten- und Rand-Zeichnung, *West-Europäer.* Die *erste Abtheilung*, die *Germanier*, hat wieder 2 *Abschnitte:* 1) blosse Randzeichnung, *deutsche;* 2) Rand- und Haken-Zeichnung, *hochdeutsche.* Jene, die *deutsch*, werden wieder in 3 *Formen* getheilt: 1) bloss gesäumter Rand, *uraltdeutsch;* 2) kurze Randstriche, *altdeutsch;* 3) breite Randstriche bis in die Mitte, *neudeutsch.* Der *zweyte Abschnitt*, oder die *Hochdeutschen*, werden in 4 *Formen* getheilt: 1) mit 1 paar Haken, *österreichisch;* 2) mit 2 paar Haken, *sächsisch;* 3) mit 3 paar Haken, *schlesisch;* 4) mit Linien eingefasste Haken, *brandenburgisch* oder *preussisch;* und jede dieser 4 Formen zerfällt wiederum in 2 *Sorten*, a) in *zart* oder *alt;* und b) in *voll* oder *neu*, so dass man *alt-österreichische, neu-österreichische, alt-sächsische, neu-sächsische, alt-schlesische, neu-schlesische, alt-preussische, neu-preussische* Sorten zu benennen hat, und alle diese Sorten heissen *hochdeutsche.* — Die *zweyte Abtheilung*, die *West-Europäer*, haben auch 2 *Abschnitte:* 1) blosse Pyramidenzeichnung, *Ost-Alliirte;* 2) Pyramiden- und Haken-Zeichnung, *West-Alliirte.* Jene, die *Ost-Alliirten*, werden in 3 *Formen* getheilt: 1) Pyramide ohne Rand, *Pyramidal* oder *Schweizer;* 2) Pyramide schmaler Rand, *holländisch;* 3) Pyramide breiter Rand, *römisch* oder *italiänisch;* und jede dieser 3 Formen zerfällt abermals in 2 *Sorten*, a) in *zart* oder *alt*, und b) in *voll* oder *neu*, so dass es von den *Ost-Alliirten alt-schweizerische, neu-schweizerische, alt-holländische, neu-holländische, alt-römische, neu-römische* Sorten giebt. Die *West-Alliirten* werden auch in 3 *Formen* getheilt: 1) Pyramide mit 1 paar Haken, *portugiesisch* oder *belgisch;* 2) Pyramide mit 2 paar Haken, *französisch;* 3) Pyramide mit 3 paar Haken, *spanisch;* und jede dieser 3 Formen zerfällt ebenfalls in 2 *Sorten*, a) in *zart* oder *alt;* b) in *voll* oder *neu*, so dass es von den *West-Alliirten alt-portugiesische, neu-portugiesische, alt-französische, neu-französische, alt-spanische, neu-spanische* Sorten giebt. — Es ist noch die 2 Ordnung, die *Bandstrich-Nelken* (die der Vf. mit den Schiffsflaggen vergleicht, daher selbige *Europas Seemächte* vorstellen) übrig, um die erste Classe der zweyten Hauptart zu vollenden: allein wir glauben, diess werde für Kenner genug seyn, um über das künstliche System des Vfs. urtheilen zu können. Man findet darin die Namen der meisten europäischen Land- und See-Mächte. Sollten fernerhin (und wer zweifelt daran!) neue Arten unter den Nelken entstehen, die noch mehr Eintheilungen nöthig machen: so wird man die Namen dazu aus anderen Welttheilen holen müssen. Dann bekommen wir auf unseren Nelken-Theatern vielleicht noch Calmucken, Tataren, Chinesen zu sehen. Der Schöpfer dieses Systems ist so billig, es Niemanden aufzudringen; vielmehr giebt er selbst denjenigen, die ein kürzeres System wünschen, den Rath, von unten herauf davon wegzustreichen, d. h. die Sorten, Formen, Abschnitte und Abtheilungen zu tilgen, wo alsdann das ganze System, das auf einem beygefügten Folio-Bogen in tabellarischer Form besser zu übersehen ist, bloss auf Hauptarten, Classen, Ordnungen und Gattungen reducirt werden würde. Beyläufig sey Rec. noch die Mittheilung eines Gedankens erlaubt. Die Bestimmung der Farben hat immer dem Blumisten sowohl als dem Botaniker grosse Schwierigkeiten verursacht. Daher nennt der Eine die eine Farbe so, der Andere wieder anders. Farben-Tabellen, wie sie *Etler* für die Blumisten, *Willdenow* für die Botaniker lieferte, leisten etwas; aber sind alle in die Hände der Liebhaber kommenden Exemplare der Tabelle mit gleicher Genauigkeit illuminirt? bleiben auch diese Wasserfarben beständig, und verschiessen sie nicht nach einigen Jahren? wie soll man nun die mancherley Nüancen in den Farben der Nelke, die sanften Übergänge genau bestimmen, da so manche Farben nur schwer von einander zu unterscheiden sind? In dem beschriebenen System werden 15 Sorten Roth und 14 Sorten graugründige Nelken genannt! Nun, den Maler möchten wir sehen, der alle diese Farben treffen, oder auf den ersten Blick in der Nelke benennen kann! Da nun so viel Unbestimmtes in der Benennung der Farben herrscht, und da es sowohl in der Botanik als in der Blumistik nothwendig ist, dass einerley Sprache darüber geführt werde: warum wählt man nicht lieber die Vergleichung mit den so beständigen Farben gemeiner Blumen, die wir in unseren Gärten, auf dem Felde, auf Wiesen, blühen sehen, und die allen Menschen bekannt sind? Benennten wir auf diese Weise eine Farbe, z. B. lilienweiss, feuerlilienroth, rosenroth, napellenblau, ochsenzungenblau, lychnisroth, fingerhutroth, gänseblumengelb, kuhblumengelb, fliederroth, sammtblumengelb, seifenkrautfarbe, granatblüthroth, lupinengelb u. s. w.: sollte nicht Jedermann uns verstehen? Übrigens scheint der pseudonymische Name *Sirisa* die Mitglieder der blumistischen Gesellschaft mit ihren Anfangsbuchstaben zu enthalten.

Ahx.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JULIUS, 1811.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Historische, statistische, geographische und topographische Beschreibung der königlich und herzoglich sächsischen Häuser und Lande überhaupt und des sachsen-coburg-meiningischen Hauses und dessen Lande insonderheit,* neu und erweitert herausgegeben von *Ernst Julius Walch,* der lateinischen Gesellschaft zu Jena Ehrenmitgliede und Superintendenten zu Salzungen. 1811. XVIII und 460 S. 8.

Wer in diesem Buche eine vollständige Beschreibung der königl. und herzogl. sächsischen Lande zu finden glaubt, der irrt sich sehr. Von dem Königreiche Sachsen und von den Fürstenthümern Weimar, Gotha, Hildburghausen und Coburg-Saalfeld werden nur ganz allgemeine Nachrichten mitgetheilt, die auf einige ältere und neuere staatsrechtliche Verhältnisse Bezug haben, aber auf nichts weniger, als auf den Titel einer historisch-, statistisch-, geographisch- und topographischen Beschreibung Anspruch machen können. Hätte der Vf. diese unvollkommene Arbeit, die ohnehin nur 54 Seiten ausmacht, als Einleitung in die Geschichte und Verfassung der königl. und herzogl. sächs. Lande bezeichnet: so würde er die Erwartung seiner Leser weniger getäuscht haben. Sein Augenmerk war auch eigentlich blofs auf eine ausführliche Beschreibung des Fürstenthums *Meiningen* gerichtet, und diess war schon an sich ein eben so verdienstliches als dankenswerthes Unternehmen, welches keines Aushängeschildes bedurfte. Das Werk selbst ist dem minderjährigen Herzog *Bernhard Erich Freund* zu S. Meiningen zugeeignet, und zerfällt in zwey Theile. Der *erste* handelt *von den sächs. Häusern und Landen überhaupt*, und beginnt mit der bekannten Theilung vom J. 1485, welche der ernestinischen und albertinischen Linie ihren Ursprung gab. Da es nicht in dem Plane des Vfs. lag, sich auf die vielerley Regenten-Abwechselungen, Länderverteilungen und andere historische Merkwürdigkeiten einzulassen: so verweiset er den Leser auf die versinnlichten Darstellungen der fünf Charten, die 1796 in Weimar erschienen sind, gleichsam als ob man daraus auch die Grundzüge der sächs. Geschichte kennen lernte! Hierauf geht Hr. *W.* ohne Weiteres auf die neueste Periode über, wo (1806) der Beytritt der Kur- und herzogl. Häuser zu Sachsen zum rheinischen Bund erfolgte, und dem Kurfürst *Friedrich August*, neben der Königswürde, nach dem Frieden zu Tilsit (1807), auch das neu constituirte Herzogthum Warschau zu Theil wurde. Die Ausdehnung des letzteren wird (S. 6), mit Inbegriff des durch den Frieden zu Schönbrunn (1809) erhaltenen Zuwachses, auf 2778 (?) Quadratmeilen und 3,724,262 Seelen angegeben; der Flächenraum der gesammten königl. sächs. Lande hingegen soll 736 Q. Meilen und 2,200,000 Seelen in sich fassen. Bey den herzogl. Häusern ernestinischer Linie bemerkt der Vf. die Zahl der Contingentstruppen, die sie, vermöge der Rheinbundsacte, zu stellen haben, und dann erst verbreitet er sich über ihre früheren staatsrechtlichen Verhältnisse, welche, so viel besonders die sachs. gothaischen Speciallinien betrifft, aus den älteren und neueren Recessen kürzlich vorgetragen werden. Dahin gehören: das Reichs- und Kreis-Votum, die Einführung des Erstgeburtsrechts (im herzogl. Hause S. Meiningen wurde dasselbe zuerst im J. 1801 zum Hausgesetz gemacht), die Volljährigkeit der sächs. Prinzen, die Ausstattung der sächs. Prinzessinnen, das im ernestinischen Hause vormals Statt gefundene Seniorat, die böhmische Lehnsherrlichkeit über die Herrschaft Saalfeld, die würzburgische Lehnschaft über Stadt und Amt Meiningen (beide Lehnsverhältnisse sind durch die Bundesacte Art. 34 aufgelöset), und die gemeinschaftlichen Rechte, welche in Ansehung der Universität und des Hofgerichts zu Jena, des Gymnasiums zu Schleusingen und der Bergwerke zu Ilmenau Statt gefunden haben. — Die *sachs. weimar-eisenachischen* und die *sachs. gothaischen* Lande werden in zwey besonderen Sectionen beschrieben; die erstere besteht aber nur aus 2 Seiten, woraus sich die Dürftigkeit der mitgetheilten Nachrichten von selbst ergiebt. Etwas umständlicher handelt zwar die zweyte Section (S. 30—47) von den sachs. gothaischen Landen, und von den durch die Erbverträge von 1680 und 1681 entstandenen 7 Speciallinien, von welchen nur noch die herzogl. Häuser Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Coburg-Saalfeld übrig sind; man findet aber auch hier weiter nichts, als einen Auszug aus dem bekannten, in *Arndts* sächs. Archiv Tit. 1 befindlichen *v. rexischen* Auffatze, der sich über jenes Theilungsgeschäft, und besonders über die coburg-, eisenberg- und römhildischen Successionsstreitigkeiten ausführlich verbreitet. Nebenher giebt sich der Vf. die Mühe, seine Leser mit der, in den damaligen Verhandlungen vorkommenden Terminologie, z. B. *Portionsbücher, Portionsanschläge, Nachschussgelder, accessorische Theilungsstücke* etc. bekannt zu

machen. Die hierüber gegebenen Erläuterungen mögen auch für den Nichtkenner genügend feyn; doch find jene Benennungen gröfstentheils in *Röders fächf. Reichstagsftimmen* S. 154 f. ungleich gründlicher erklärt. Ganz irrig wird (S. 34) behauptet, dafs die Trankfteuer, weil fie in den fächfifchen Portionsanfchlägen nicht vorkommt, zur Zeit der Fertigung derfelben (1572) *noch nicht* herkömmlich gewefen. Diefe Confumtionsabgabe wurde ja fchon im J. 1438 erlegt, und im J. 1496 auf dem Landtage zu Leipzig zu Abtragung der durch den Huffiten- und Bruder-Krieg entftandenen Landfchulden auf 6 Jahre verwilligt. (*Weks Befchr. von Dresden* S. 440. *Müllers fächf. Annalen* S. 39.) Auch exiftirt noch eine gedruckte Trankfteuerordnung d. d. Weimar am Tage Egidi 1570, welche auf dem dafigen Landtage fanctionirt wurde, und fich auf den faalfelder Landtagsbefchlufs vom J. 1557 gründete. Die Trankfteuer war alfo über 100 Jahr vor der Fertigung der Portionsbücher herkömmlich, gehörte aber, als landfchaftl. Verwilligung, nicht zu den Kammereinkünften des Fürften, fondern dem Staate; fie hatte folglich eben fo wenig, wie die Ordinär- und Extra-Steuern, die Eigenfchaft eines *zu vertheilenden Erbguts*, und konnte aus diefem ftaatsrechtl. Grunde nicht mit in die Portionsbücher aufgenommen werden. Gleichwohl zählt der Vf. (S. 42) zu den fogenannten *accefforifchen Theilungsftücken*, als folchen, die in den Portionsanfchlägen nicht mit berechnet find, unter anderen auch die Extra-, Ordinär- und Trank-Steuern, die Accisgefälle, milde Stiftungen u. dgl. m. Ob diefe Angabe auf einem, im fachf. gothaifchen Gefammthaufe *einftimmig* angenommenen Grundfatze beruhe, darüber hat uns Hr. *W.* in Ungewifsheit gelaffen. Er ift überhaupt nicht gewohnt, die Quellen anzugeben, woraus er feine Nachrichten gefchöpft hat. Aber blofs auf fein Wort können wir ihm um fo weniger glauben, weil das neuefte, über die coburg-eifenberg- und römhildifchen Succeffionsirrungen (1804) erfchienene Impreffum (Beylage 61) ausdrücklich bemerkt, dafs die fürftl. fächf. Häufer darüber, was eigentlich zu den *accefforifchen Dividenden* gerechnet werde, *noch nicht einig* find. — Der übrige Theil diefer Section enthält blofs ein fummarifches, für Gefchichte und Statiftik höchft unintereffantes Verzeichnifs der Ämter und Befitzungen, welche jedem der vier fächfifchen Häufer gothaifcher Linie zugehören. Der Vf. war aber auch hier nicht einmal mit den neueften Veränderungen bekannt, um durch deren Anzeige diefem Theile feines Buchs wenigftens einiges Intereffe zu geben. So rechnet er z. B. zu den f. gothaifchen Befitzungen (S 43) noch die im Herzogthum Coburg gelegenen Chatullgüter *Rofenau* und *Schweikhof*, welche doch fchon im J. 1805 von S. Gotha für eine beftimmte Kauffumme dem herzogl. Haufe Coburg abgetreten wurden. Auf der nämlichen Seite heifst es, S. Gotha habe das Gut *Lauterburg* dem Herzog zu Coburg für 36,000 fl. *Proceſskoften* (?) überlaffen. Rec. glaubt verbunden zu feyn, diefe Angabe dahin zu berichtigen, dafs S. Gotha das feit dem J. 1743 im Streit befangen gewefene Rittergut Lauterburg, gegen ein Averfional-Quantum von 20,000 Rthlr. in 24 fl. Fufs, für die dazu gehörigen Allodialftücke, die theils von Herzog *Ernft Ludwig* zu S. Meiningen dazu gekauft worden waren, theils fchon zur Zeit des Abfterbens der v. fchaumbergifchen Familie dahin gehört hatten, im J. 1804 an S. Coburg abgetreten, und zugleich die darauf haftenden 7416 Rthlr. Schulden übernommen habe. Was es mit diefem mannlehnbaren, nach dem Tode Herzog *Karl Friedrichs* zu S. Meiningen (1743) dem Haufe Coburg, als apart, heimgefallenen Rittergute, welches damals von S. Gotha, zufolge einer Difpofition Herzog *Ernft Ludwigs* zu S. Meiningen (1721) occupirt wurde, für eine Bewandnifs habe, fcheint dem Vf. ganz unbekannt gewefen zu feyn. Aber ungleich auffallender ift es, wenn er S. 47 noch in der irrigen Meinung fteht, „dafs die f. coburgifche Herrfchaft Saalfeld, dem Erbvergleichungs-Recefs vom 24 Febr. 1680 gemäfs, noch jetzo im fogenannten *nexu Gothano* ftehe, und dafs S. Gotha darüber gewiffe Hoheitsrechte ausübe." Hr. *W.* wufste alfo noch nicht, dafs diefer Nexus bereits vor 6 Jahren durch einen Recefs vom 4 May 1805 ganz aufgehoben wurde? Auch befteht die Herrfchaft Saalfeld nicht, wie es S. 47 heifst, in 3, fondern in 2 Ämtern, nämlich Saalfeld und Gräfenthal; das ehemalige Amt Probftzelle ift fchon vor mehreren Jahren mit Gräfenthal vereinigt worden. Auf eben diefer Seite wird das Gericht Rodach, welches dermalen ein eigenes Amt ausmacht, irrig zum Amte Coburg gerechnet — Als Anhang zum erften Theil liefert der Vf. Auszüge aus dem, zwifchen allen 4 Herzogen zu Sachfen des gothaifchen Gefammthaufes, am 28 July 1791 zu Römhild gefchloffenen Succeffionsrecefs; dem Freunde der fächf. Gefchichte würde aber ein vollftändiger Abdruck deffelben angenehmer gewefen feyn.

Der *zweyte Theil*, welcher in 2 Abfchnitte zerfällt, hat die Auffchrift: *Von dem Haufe und den Landen der Herzoge von Sachfen-Coburg-Meiningen infonderheit.* Da es uns, fo viel befonders die meiningifchen Unterlande betrifft, noch ganz an einer Befchreibung diefes, von manchen Seiten merkwürdigen Fürftenthums fehlt: fo hat fich Hr. *W.* durch diefe Arbeit allerdings ein grofses Verdienft um Erweiterung der Vaterlandskunde erworben. Man kann ihn freylich nicht unter die Claffe der gründlichen Gefchichtsforfcher rechnen; denn es war feine Sache nicht, über den Zuftand diefer Länder im Mittelalter neue Aufklärungen für die Gefchichte zu verbreiten: aber defto dankenswerther find die ftatiftifchen und topographifchen Nachrichten, die er, wie man leicht bemerkt, zum Theil aus ächten Quellen mitgetheilt hat. Der 1 Abfchnitt liefert eine *kurze Gefchichte des f. meiningifchen Haufes* vom J. 1681 bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Diefs follte wohl eigentlich Regenten-Gefchichte feyn; fie ift aber äufserft mager. Denn von den Regierungshandlungen der f. meiningifchen Herzoge, in Beziehung auf das Wohl und Wehe ihrer Lande, hat der Vf.,

ob es ihm gleich nicht an Stoff gemangelt haben kann, gar nichts gesagt. Nur bey dem letzt verstorbenen Herzog *Georg* werden die Verdienste, die sich derselbe um seine Lande erwarb, im Allgemeinen bemerkt, auch des Zuwachses erwähnt, den S. Meiningen theils durch Ankauf, theils durch Lehnsheimfall nach und nach erhalten hatte. Für die neueste Geschichte dieses herzogl. Hauses sind die S. 66 angeführten Staatsverträge mit S. Weimar und dem Grossherzogthum Würzburg, wodurch die wechselseitigen Lande purificirt und manche alte Streitigkeiten beygelegt wurden, allerdings von Wichtigkeit, und wir hätten gewünscht, dass Hr. *W.* die hieher gehörigen Urkunden seinem Werke beygefügt haben möchte. Den Beschluss dieses Abschnitts macht die Genealogie des s. meiningischen Hauses. Im 2 Abschnitt werden die s. meiningischen sogenannten *Ober-* und *Unter-Lande*, in Hinsicht ihrer Lage, natürlichen Beschaffenheit, Producte, Manufacturen, Bevölkerung etc., in zwey besonderen Abtheilungen, ausführlich beschrieben. Der Flächengehalt des Unterlandes soll 15, und der des Oberlandes 4—5 Q. Meilen betragen; und nach der neuesten Zählung belief sich die Volksmenge in beiden Landen, mit Inbegriff des gemeinschaftlichen Amtes Römhild, auf 56,269 Seelen. Das *Unterland*, welches grösstentheils die Besitzungen der ehemaligen Grafschaft Henneberg in sich fasst, besteht aus 8 Ämtern und 4 Städten, deren topographische Beschreibungen den grössten Theil des Buchs einnehmen. Mit der Topographie der Stadt Meiningen verbindet der Vf. (S. 115) eine umständliche Nachricht von sämmtlichen Landständen des s. meiningischen Unterlandes, von ihren Gütern, Zusammenkünften und landstandschaftlichen Rechten. Diesen Artikel würden wir nicht hier, sondern unter der Rubrik: *Verfassung der s. meiningischen Lande* (S. 435), gesucht haben. — Bey der Beschreibung der Ämter hat Rec. Manches vermisst, was zur Erweiterung der Vaterlandskunde gehört hätte. So ist z. B. des Recesses vom J. 1749 nicht erwähnt, der zwischen Herzog *Anton Ulrichen* und dem Fürsten von Turn und Taxis über die Anlegung drey neuer Poststationen zu Salzungen, Wernshausen und Leutersdorf abgeschlossen wurde. Das s. meiningische Postwesen und die deshalbigen Verhältnisse mit den übrigen sächsischen Häusern hat überhaupt der Vf. ganz mit Stillschweigen übergangen. — Dass S. Meiningen schon in der Vorzeit zu *Walldorf* Hoheitsrechte besessen, und in den Jahren 1684 und 1686 mit dem Stifte Würzburg über die Episkopalrechte und Criminaljurisdiction Verträge errichtet habe, scheint dem Vf. unbekannt gewesen zu seyn. — Von *Dreyssigaker* heisst es (S. 160): dass S. Gotha das dasige herzogl. Gut, nebst der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, im J. 1785 an S. Meiningen *wieder* zurückgegeben habe; wann und wie aber dieses meininger Dorf an S. Gotha gekommen, und warum es zurückgegeben worden, hierüber giebt Hr. *W.* keinen Aufschluss. Zur Vorkenntniss hätte billig aus den vorhandenen Urkunden bemerkt werden sollen, dass Herzog *Bernhard* das Dorf Dreyssigaker im J. 1700 seinem ältesten Prinzen, *Ernst Ludwig*, um 6245 Rthlr., mit Vorbehalt der Reluition, verkauft, — dass Herzog *Anton Ulrich* (1709) diesem Wiederkaufsrechte entsagt, und seinem Bruder gedachtes Dorf zur freyen Disposition überlassen — und dass endlich *Ernst Ludewigs* einzige Prinzessin, *Luisa Dorothea*, als Patrimonialerbin, dieses Gut im J. 1729 ihrem Gemahl, dem damaligen Erbprinzen und nachherigen Herzog *Friedrich III* zu S. Gotha, als Heirathsgut zugebracht habe. Den angeführten Recess von 1785 mag wohl Hr. *W.* nicht vor sich gehabt haben; sonst würde ihm doch wenigstens die Bemerkung nicht entgangen seyn, dass diese gothaische Patrimonialbesitzung dem Hause S. Meiningen zur Vergütung der auf 26,300 meissn. Gülden verglichenen eisenbergischen Land- und Trank-Steuer und anderer Ausgleichungsfoderungen abgetreten wurde. Auf mittlere und neuere Geschichte hat der Vf. sich überhaupt selten eingelassen, oder sie nur sehr oberflächlich behandelt. Doch muss man ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er den Bevölkerungs- und Nahrungs-Zustand eines jeden Orts sorgfältig beschrieben, auch von anderen merkwürdigen Gegenständen, z. B. von der herzogl. Bibliothek zu Meiningen (sie besteht in 24,000 Bänden), von den dasigen Schul- und Armen-Anstalten, vom zillbacher Recessholz, vom Damenstifte zu Wasungen, vom Salzwerke zu Salzungen (jährlich werden bey 40,000 Butten Salz gewonnen), vom Gesundbrunnen zu Liebenstein, von der unweit Altenstein entdeckten unterirdischen Höhle u. dgl. m. ausführliche Nachrichten mitgetheilt hat. — Wenn S. 232 das Vorgeben von einer heftigen Bewegung des grossen Sees zu Salzungen, die am 2 Nov. 1755, als am Tage des Erdbebens zu Lissabon, bemerkt worden, geradehin für fabelhafte Erzählungen der Unwissenheit und des Aberglaubens erklärt wird: so macht der Vf. seinen Amtsvorfahren eben kein Compliment; denn bekanntlich wurde auf Veranlassung der salzunger Geistlichkeit wegen jener Naturbegebenheit vom Herzog *Anton Ulrich* zu Meiningen ein ausserordentlicher Busstag angeordnet (*Acta hist. eccl.* T. XX. p. 274). — Die s. meiningischen *Oberlande*, welche S. 350—435 in einer besonderen Abtheilung beschrieben werden, bestehen in einem kleinen Theil der alten Pflege Coburg, und begreifen das Amt Schalkau mit dem Gerichte Rauenstein, die Ämter Sonneberg und Neuhaus, und die im Herzogthum Coburg-Saalfeld gelegenen Kammergüter Calenberg und Gauerstadt. Der Flächengehalt beläuft sich auf 5 Q. Meilen, auf welchen (1808) 15,626 Menschen (2,500 mehr als 1780) lebten. Zu Sonneberg befinden sich 29 Handelshäuser, deren Handel sich in alle Theile Europens, bis nach Ost- und West-Indien und nach Amerika erstreckt, und jährl. an 200,000 fl. rhein. betragen soll. Eben so beträchtlich sind die Porcellanfabriken zu Rauenstein und Limbach, wovon jene an 90,000 fl., und diese an 60,000 fl. jährlich ins Land bringt. Als Anhang giebt Hr. *W.* (S. 435) noch einige Nachrichten von der Verfassung der s. meiningi-

schen Lande in Hinsicht der vorhandenen drey Landescollegien, als: Regierung, Consistorium und Kammer, deren jedes nach seinem Geschäftskreise beschrieben wird. Auch giebt es hier eine besondere Ökonomie-Commission, welche 1792 organisirt wurde, und sich mit Verbesserung der Landescultur nach allen ihren Zweigen beschäftigt.

Obgleich diess Werk, welches eigentlich eine umgearbeitete und sehr stark vermehrte Ausgabe der im J. 1792 herausgegebenen Beschreibung der meiningischen Lande ausmacht, für die sächsische Geschichte und Länderkunde keine grosse Ausbeute gewährt: so verdient doch, besonders was den topographischen Theil betrifft, der unverkennbare Fleiss des Vfs. um so mehr den aufrichtigsten Dank des in- und ausländischen Publicums, da Jedermann die Schwierigkeiten kennt, mit welchen der Topograph bey Erlangung der dahin gehörigen Nachrichten zu kämpfen hat. Aber missbilligen müssen wir die unterlassene Angabe der Quellen, aus welchen der Vf. die historischen Nachrichten geschöpft hat. Nur hin und wieder hat er, nicht in Noten, sondern im Texte, sich im Allgemeinen auf die neuesten Schriften bezogen; aber bey Thatsachen, die sich auf Urkunden gründen, war es ihm nie gefällig, die Schriften anzuzeigen, worin sie abgedruckt sind. Der Stil ist etwas weitschweifig und durch zu lange Perioden ungemein ermüdend. Auch ist auf die nöthigen Ruhepuncte gar keine Rücksicht genommen: denn mehrere, an sich ganz verschiedene Gegenstände werden, in vielen Seiten nach einander, ohne Absatz vorgetragen, ohne dem Leser eine Erholung zu gönnen, oder ihn durch den Absatz auf den Schluss des erzählten Gegenstandes aufmerksam zu machen.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *München*, b. Lindauer: *Betrachtungen über den XVIII Band Monum. boic.* — Gelesen in der historischen Sitzung den 10 September 1808 von *Lorenz Westenrieder*, königl. wirkl. geistl. Rath und Kanonicus. 1808. 54 S. 4. (6 gr.) Ob die *Monumenta Boica*, eine Sammlung, welche 18 dickleibige Quartanten umfasst, wiewohl sie bis zur Stunde sich einzig an die Herausgabe der Kloster- und Kirchen-Diplome gehalten, und von den Städten nichts aufgenommen hat, eine für das Publicum, oder auch nur für das baierische Publicum zweckmässige Gestalt erhalten haben, ist eine Frage, welche gewiss vielmehr verneinend als bejahend von dem unparteyischen Beobachter beantwortet werden muss. Er wird nicht leugnen, dass aus diesen Documenten eine Menge von Angaben und Beweisen zur näheren Kenntniss und Beurtheilung der Anordnungen des Mittelalters hervorgehen; aber schwerlich wird er billigen können, dass man ohne strenge Auswahl das ganze Chaos sammt und sonders abdruckte, und dadurch selbst den Forscher vor dem tödtenden Studium zurückschreckte. Mit 18 Bänden sind die Acta noch lange nicht geschlossen; wenn nun das ganze Deutschland auf ähnliche Art verfahren, und die sämmtliche Last seiner Urkunden dem Historiker auf den Hals werfen wollte, welcher ehrliche Mann könnte es weiter aushalten, Historiker auch nur für Deutschland zu seyn! Unter dem Drucke müsste selbst der rüstigste Kämpfer erliegen. Von wissenschaftlicher Hand die wichtigeren Urkunden gesichtet an den Untersucher dahin gegeben, wäre zugleich Wohlthat für den fleissigen und denkenden Gelehrten, und Gewinn für das gründliche Studium; freylich würden durch diese Ansicht die 18 Bände auf ungefähr vier zusammenschmelzen. Diess scheint nun die Meinung des Vfs. nicht zu seyn; er tritt auf als Advocat dieser Sammlung, und wie wir gerne zugestehen, als äusserst geschickter Advocat, indem er durch Concentrirung aus diesem letzten Bande zeigt, was ihm für die ganze Sitte des Mittelalters, und insbesondere für die baierische Geschichte, Brauchbares zu entlocken sey. Alle in dem achten Bande gelieferten Urkunden sind aus dem Nonnenkloster der Clarisserinnen am Anger zu München; von diesem Kloster stellt daher Hr. *W.* eine kurze Geschichte an die Spitze der Abhandlung, welche seiner hellen Denkungsart Ehre macht. Die Mitglieder des Klosters trugen ursprünglich keine klösterliche Uniform, sondern weltliche Kleider von aschgrauer Farbe, verdienten ihren Unterhalt durch Arbeit, besorgten Kranke in der Stadt, konnten ihr Kloster wieder verlassen und sogar heirathen. Diess fand Herzog *Ernst* im J. 1480 unschicklich, und, so sehr sie widerstrebten, unterwarf er sie der strengsten Clausur, so wie dem ewigen Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit; eine Verfügung, welche bis zu der vor wenig Jahren erfolgten Aufhebung des Klosters bleibend war, und alle die traurigen Folgen der schief geleiteten Menschlichkeit und Weiblichkeit, wie in anderen Klöstern, hervorbrachte. Es lohnt der Mühe, die eingestreuten, richtige Kenntniss des menschlichen Herzens verrathenden Bemerkungen des Vfs. zu durchdenken. — Aus den gelieferten Urkunden dieses Klosters zieht er nun allgemeine Sätze zum Beweise für einzelne dunkle Puncte der Landesgeschichte, vorzüglich der Verhältnisse zwischen *Ludwig* dem Baiern, welcher in der Folge Kaiser wurde, und seinem ihm abgeneigten älteren Bruder *Rudolph*. Die Diplome sollen Aufschluss über die Perioden geben, in welchen sie einseitig, und in welchen sie gemeinschaftlich handelten. Sie reichen aber zum vollen Beweise bey weitem nicht hin, da die in Gemeinschaft herrschenden Fürsten über einzelne Gegenstände oft einseitige Privilegia ertheilten, ohne dass desswegen der Schluss auf eine Uneinigkeit gilt. Bündiger ist der von S. 25 an geführte Beweis, dass die niedere Gerichtsbarkeit des Adels in Baiern nicht erst aus der bekannten Handfeste des Herzogs *Otto* von Niederbaiern am Ende des 13 Jahrh. hervorging; der Vf. hätte seinen Satz durch die in der Ausgleichung zwis[illegible] Herzog *Ludwig* und *Otto* vom J. 1293 enthaltenen deutlichen Worte verstärken können (bey *Oefele*, T. II. S. 519): „doch sullen den Gotzheusern, Graven, Freyen und Dienstmannen ire Recht beleiben an ir Dorf-Gerichten, und wer die ze recht hat *von allter Gewonhait.*" Auch dass schon im 13 Jahrh. ein Landrecht in Baiern vorhanden war, leitet Hr. *W.* S. 28 sehr richtig aus mehreren Urkunden her. Weniger möchte Rec. die S. 53 fg. gelieferte Auseinandersetzung über den Ursprung des Land- und Stadt-Adels oder der in Baiern häufig vorkommenden Patricier unterschreiben; und gewiss wird Hr. *W.* selbst den S. 39 aus einem angeblichen Diplome vom J. 1180 gelieferten Ausdruck *„nobilis vir, Norlert de Sentlingen,"* einer nochmaligen strengen Untersuchung unterwerfen: *Nobilis* war ein Titel, welcher damals und in noch viel späterer Zeit ausschliessend dem hohen Adel zugetheilt wurde. Andere aus den Urkunden hergeleitete Bemerkungen, z. B. S. 49, dass Baiern im 14 Jahrh. stärker als in unseren Tagen bevölkert war, können wir einer näheren Untersuchung nicht unterwerfen, wissen auch nicht, wem der kräftige am Ende der Abhandlung angebrachte Ausfall gelte, „dass man in ein paar Jahren ein Geschichtsmann werden, als öffentlicher Lehrer auftreten, und mit der naseweisesten Eilfertigkeit und Anmassung Vaterlandsgeschichten schreiben könne, über welche — der Kenner erröthen und das Vaterland trauern muss." Wenn gleich Rec. hierüber ganz gleichstimmig mit dem Vf. denkt: so erregt es ihm doch ein unangenehmes Gefühl, dass baierische Schriftsteller nicht leicht eine Gelegenheit zu gegenseitigen Ausfällen unbenutzt lassen. — Der Gedanke des Vfs. S. 54, dass man über die *Monumenta Boica* auf Universitäten Vorlesungen halten möge, kann wohl schwerlich sein voller Ernst seyn,

Vd. Hg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Gräff: *Historisch-geographisch-politischer Versuch über Ostindien nebst der Schilderung von dessen Handel.* Nach *Le Goux le Flaix.* Mit Noten, Anmerkungen und einer Vorrede von *E. A. W. von Z(immermann).* 1810. I Band mit (einem) Kupfer. 444 S. II Band. 436 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

So schätzbar auch die Nachrichten über Ostindien von *Fra Paolino, Tiefthaler, Chardin, Bernier, Blunt, Colebrooke, Mahory, Richardson, Hunter, Joinville, Kok, M'Kenzie, Moor*, dem anonymen Vf. der *Lettre sull' Indie Orientali, Perrin, Rennel* u. A., in Beziehung auf Geographie, Staatskunde und Geschichte des ganzen Landes oder einzelner Theile und Gegenstände seyn mögen: so fehlt es doch immer noch an einem Werke, das ein vollständiges Gemälde des ganzen Handels in seinen Ex- und Importen, der Arten von Waaren, der Fabrication und Fabricate, des Verkaufs und Ankaufs und aller dabey vorkommenden Geschäfte treu und wahr, und so belehrend darstellte, dass es als Leitfaden bey abzuschliessenden Geschäften, und zugleich als Unterricht im Handel dienen könnte. Dennoch haben schon seit fast drey Jahrhunderten die berühmtesten, betriebsamsten und aufgeklärtesten Nationen von Europa Handelsverhältnisse mit Hindostan unterhalten, und ihre Schriftsteller haben immer gewetteifert, sich unter einander den Ruhm der Aufklärung über wissenswürdige Gegenstände streitig zu machen. Rec. erklärt sich diese seltene Erscheinung, theils aus der durch das Mercantilsystem genährten Eifersucht und Geheimnisskrämerey, theils aus dem Mangel an zugänglichen und sicheren Quellen, theils aber auch aus der Masse von beobachtungswürdigen Gegenständen dieses herrlichen Landes, welche die Aufmerksamkeit nach verschiedenen divergirenden Puncten ablenken musste — und wie manche Reisebeschreiber dieses Landes liessen sich nicht von dem Köder, den seine Schätze darboten, auf Kosten einer liberalen Mittheilung, versuchen! So sagt selbst *Le Goux le Flaix* oder sein Übersetzer S. 181, dass *Chardin* und *Bernier* mit Recht den Vorwurf verdienen, sich lieber mit kostbaren Edelsteinen bereichert zu haben, als auf die Merkwürdigkeiten von Agra aufmerksam zu seyn.

Le Goux le Flaix war in dem Lande, das er beschreibt, geboren; sein Grossvater (S. 321) Gouverneur von Pondicherie, und sein Vater, wie er, mit den meisten dortigen Völkern, Sprachen und Sitten bekannt. Er hatte in Frankreich seine Bildung erhalten, und ward anfänglich zum Ingenieur, nachher aber mehr zum diplomatischen Agenten bey Hyder Ali bestimmt. Drey Jahre besorgte er in Auftrag dieses eben so gewandten, als um sein Vaterland durch den gerechten Hass gegen England verdienten Mannes die wichtigsten Angelegenheiten bey mehreren indischen Fürsten. Zwanzig Jahre, und grösstentheils in der blühendsten Epoche der französischen Handels-Compagnie, beschäftigte er sich mit allen den Gegenständen des Handels, wodurch Ostindien für Europa so hohen Werth hat; und so entstand dieses Werk, das sich nicht nur durch Gründlichkeit von *Fra Paolino, Perrin* und *Tiefthaler*, sondern durch praktischen Gebrauch für den Handel von allen Reisebeschreibern unterscheidet.

Der Vf. hat nicht bloss die vorzüglichsten Handelsartikel, sie mögen Natur oder Kunstproducte Ostindiens seyn, nach ihren Arten, ihrem Orte, ihrer Güte, ihrer Behandlung, Versendung, den bey dem Einkauf vorkommenden Geschäften und ihren Preisen aufgezählt, sondern auch diejenigen besonders ausgezeichnet, die sich auf französischen Boden verpflanzen lassen. Nicht zufrieden damit, im Allgemeinen zu sagen, was Frankreich nicht hätte thun sollen, geht er in das kleinste Detail von dem ein, was es gethan hat, und was es noch thun kann, um nicht eine untergeordnete Rolle in Ostindien zu spielen. Dadurch ist er zwar zunächst nur für Frankreich brauchbar: aber die Principien, die er dabey zum Grunde legt, die Erfahrungen, worauf er dieses stützt, die Erörterungen, die er seinen Ideen giebt, und die würdigen Begriffe, die er vom Handel hat, dergestalt, dass er die Franzosen ohne diesen Handel für ein unglückliches Volk erklärt, sind mit dem Allgemeinen an sich schon verwandt, und die Lichtfunken von diesem fallen auch auf die anderen europäischen Handelsstaaten und die besonderen Handelsverbindungen zurück. So ist die Nachricht von den Strömen in Indien, z. B. dem *Sind*, der nicht, wie die meisten Geographen annehmen, in Gross-Tibet entspringt; sondern in Klein-Tibet, der nicht in Hindostan durch Nord-Ost, sondern durch die Gebirgskette Hindouki, welche von Nord-West nach Nord-Ost Tibet von Hindostan trennt, eindringt; — die Nachricht, dass er 7 grosse Flüsse, 12 von geringerer Stärke, 437 kleinere aufnimmt, für alle Handelsstaaten und Reisebeschreiber wichtig. Auch hat

der Vf. bey aller Abneigung gegen England doch so viel liberalen Sinn, dass er das Glück seines Vaterlandes nicht auf Kosten anderer Nationen will; und diesen liberalen Sinn kündigt er nicht bloss in Worten, sondern auch in der That durch eine Fülle von Mittheilungen an, die sich nach allen Seiten verbreiten. So muss man die vortreffliche Auseinandersetzung der berühmten Ghauts und des grossen Kettengebirgs (Hindoukoi) — des Zweiges des Taurus (Parapamisus der Griechen), so die Nachrichten von den prachtvollen Monumenten der Kunst, z. B. dem Tempel von Jagremot, dem Pallaste zu Lahor u. s. w., so die Mittheilung eines Naturproducts aus dem Saamen der Baumwolle, die Eröffnung neuer Aussichten für den Reis und Indigo und für viele andere Gegenstände ansehen. Endlich ist selbst die Übersetzung indischer Ausdrücke nicht für den Sprachgelehrten allein, sondern auch für den Geschichtskenner, sehr schätzbar. Aber bey allen diesen Vorzügen können wir die mancherley Fehler und Gebrechen dieses Werks nicht verkennen. Zu den geringsten rechnen wir die Weitschweifigkeit, die sich in den oft überflüssigen Noten, am meisten aber in den Wiederholungen ausspricht. So trägt er (vielleicht aus Schmerzgefühl) die Geschichte des Verfalls des französischen Handels dreymal, fast mit den nämlichen Worten, vor. Dass sein Vortrag hie und da in das Pretiöse und Affectirte fällt, dass er Dinge in seine Sphäre zieht, die dahin gar nicht gehören, dass in seinem Plane wenig Ordnung herrscht, dass er sich Sprünge und Digressionen aller Art erlaubt, und Sachen verbindet, die er trennen, dagegen trennt, die er verbinden sollte, wollen wir nicht erwähnen. Allein bey der Dürftigkeit seiner Naturkenntnisse, die sein vortrefflicher Übersetzer berichtigt und ergänzt, hätte er nicht absprechend, und in geographischer Hinsicht gegen den meisterhaften *Rennel* weniger hart seyn sollen, besonders da er selbst oft nichts Besseres geben konnte, und die Vorzüge desselben anzuerkennen nothgedrungen ist. Dieser Widerspruch mit sich selbst, und die Verwirrung, die in manchen seiner Begriffe vorkommt, macht den Ehrgeiz noch fühlbarer, der in den mächtigen Epitheten liegt, die sich in sich selbst und in Beziehung auf andere Stellen erschöpfen. Denn Ausdrücke, wie: *der schönste, herrlichste, prächtigste Pallast*, *Ort* u. s. w. *der Welt*, so sehr man auch in ihnen die Mechanik der Hyperbolen, die der französischen Sprache eigen sind, erkennt, dürfen doch nicht auf einerley Gegenstand angewandt werden; auch setzen sie voraus, das der Vf. die ganze Welt gesehen und verglichen haben will, und dass er, was noch ärger ist, die Welt in Ostindien und Ostindien bloss in den Provinzen gefunden habe, die er gesehen hat. Aus der Vorliebe, die er für Ostindien, sein Geburtsland, trägt, verbunden mit seiner unreifen historischen Kenntniss, lässt es sich erklären, warum er ganz dreiste ohne Belege, wie *Holwel* und *le Gentil*, die Mythologie der Ägyptier, Griechen, Römer von den Hindus ableitet, und dass er fast alle Götter dieser Völker bis auf Herkules, Castor und Pollux, ja sogar, (II B. S. 34) den Krieg der Titanen unter den Hindus findet, und dass er endlich die bedeutendsten Erfindungen, z. B. des copernikanischen Systems, der Boussole, des Pulvers u. s. w. ihnen aneignet. — Mit seiner Vorsicht in anderen Behauptungen, und mit dem ihm in manchen Stellen eigenen leisen Auftreten contrastiren historische Übertreibungen auf eine seltene Art, z. B. der Tempel Jagremots habe 2500 Jahre zu seiner Erbauung erfodert; Mahmud, den *Herbelot* den grössten Fürsten nennt, habe über 20 Millionen Menschen in einem halben Jahre umgebracht, (macht auf den Tag hundert eilftausend ein hundert eilf); Dupleix habe mit 1000 Franzosen eine Armee von 50,000 Mann unter Anführung Nazerzing (Sohns des Nizam el Mouleck, Soubas von Decan) gänzlich geschlagen.

Dem Werke hat es geglückt, in die Hände eines Übersetzers zu fallen, der seines Originals vollkommen mächtig war, und den vielen Gebrechen, besonders in naturhistorischer und geographischer Hinsicht, durch Noten, Anmerkungen, Berichtigungen abhelfen konnte, und wirklich abgeholfen hat. Zu bedauern ist es, dass er damit so sparsam gewesen ist, und dass er sie nur auf den ersten Theil eingeschränkt hat. Auch hätte der Übersetzer die Charte, worauf so viele Beziehungen vorkommen, gesetzt auch, dass sie sehr mangelhaft ist, nicht fehlen lassen sollen. Und warum hat er den Plan des Ganzen nicht umgearbeitet, oder wenn er dieses nicht wollte, wenigstens die Wiederholungen vermieden, da er doch, wie der Titel sagt, nicht *Goux le Flaix*, sondern nach *Goux Le Flaix* übersetzen wollte? Rec. hat zwar das Original nicht vergleichen können, aber der Name des Übersetzers bürgt für die Treue. Einige Härten im Ausdrucke, z. B. Erstreckung, unbillige Leidenschaften, vielwissende Angaben, der häufige Gebrauch von *hübsch*, *hübscher*, *hübschester*, verdienen wenig Rüge; aber ungern bemerkt Rec. mehrere französische Constructionen, z. B. 1 Th. S. 185: Deli, durch die Vereinigung von 7 Dörfern gebildet, die *indem sie sich ausgedehnt*, in ein Ganzes zusammengeschmolzen sind; S. 260; Reisebeschreiber, welche das Holz des Cokusbaums für hart, und für *eine Menge häuslichen Gebrauchs* passend angeben.

Der *erste Theil* hat einige Hauptrubriken, die wir, da das Inhaltsverzeichniss fehlt, zur Erleichterung der Übersicht erst hersetzen müssen. 1) *Topographie*, 2) *Beschreibung der kaiserlichen Städte*, 3) *innerer Handel*, *Gewichte*, *Masse*, *Münzen*. 4) *Über die noch zu benutzenden Producte*. 5) *Politische Blicke auf die europäischen Etablissements in Hindostan*. 6) *Einfuhr*. Ohne unsere Erinnerung erkennt man hieran schon die Planlosigkeit des Originals, die in dem Detail noch grösser ist. Sollte man bey No. 4 wohl glauben, dass der Vf. damit die Verpflanzung verschiedener Producte nach Frankreich oder den auswärtigen französischen Besitzungen gemeint habe?

In der *Topographie*, worein Geschichte, Staatsverfassung und alte und neue Staatsverwaltung, Ge-

wichte - Maſs und Münzen - Kunde, der er doch unter No. 3 wieder eine eigene Rubrik beſtimmt, und endlich Monumentenkunde mit verwebt ſind, verbreitet er ſich über die Grenzen Hindoſtans, die Eintheilung in politiſcher, hiſtoriſch-politiſcher, geographiſcher und zum Theil phyſiſcher Hinſicht, über die Gebirgskette Hindoukoi und die berühmten Ghauts (Gates), welche die Halbinſel N. und S. theilen, und über die Haupt- und Neben-Flüſſe. Oſtindien hebt nach ihm bey dem Vorgebirge Comorin 7° 57' an, und erſtreckt ſich bis zu den Mondsgebirgen 36° N. B.; in W. iſt es von Perſien durch den Hindoukoi begränzt; N. W. und O. dienen die Gebirge von Groſstibet bis zum Königreich Boutant (Butan) zur Scheidung; von hier bis S. O. iſt es von den Königreichen Tapna, Aſſam und Arakan eingeſchloſſen. Seine wahre Grenze O. iſt der Ganges (eigentlich Potda) und der Brouma paatre (engliſch Buronpooter). Von den Mündungen dieſer Flüſſe bis zum Cap Coumbourin (Comorin-Horn), und von dort bis zur Mündung des Hindu (Sind), wo Diedelée (überſetzt Herzensgeſtalt) die Grenze macht, zieht der Ocean einen ungeheuren Gürtel, der nach O. den bengaliſchen Meerbuſen, nach W. den perſiſchen, und gegen S. die kleine Meerenge von Manare bildet. Das Meer umfaſst alſo den ganzen Theil der Halbinſel dieſſeits des Ganges (von indiſchen Geographen der untere oder ſüdliche Theil genannt) in der Geſtalt eines ungeheuren Dreyecks, wovon Cap Comorin die Spitze macht. Nach neueren Geographen theilt ſich die Halbinſel in fünf Küſten, zwey gegen O. an dem Golf von Bengalen, zwey gegen W. an dem von Perſien, und eine S. an der Meerenge Manare. Die Küſte von Orixa (indiſch Oreiſſa) befindet ſich ſüdlich von der Mündung des Ganges; ſie erſtreckt ſich von N. O. nach S. W. bis zum Kichena in einem Laufe von 5 Graden. Maſſulipatnam macht die Grenze von der Küſte Coromandel und von Orixa. Die Küſte von Decan hebt der Vf. bis an die Grenzen der Provinz Deli wegen der Schönheit der Frauenzimmer vorzüglich aus, und letzteres verleitet ihn S. 74, von ſeinem ernſten Gegenſtand weit abzuſchweifen. — Die *politiſchen Theilungen*, zu willkührlich und vielfach, als daſs ſie alle angegeben werden könnten, ſind in allen, den mongoliſchen Geſetzen unterworfenen Ländern von dem Kaiſer (*Scha*) nach gröſseren und kleineren Staaten, wovon jene *Soubahis* und *Nabahis*, dieſe *Amaldris* heiſsen, angenommen. Der Souba (Vicekönig) hatte anfänglich die Obergewalt über die Nabads (Nabods, Gouverneure), wie dieſe über die Amaldris. Aber ſeit dem Einfalle von Tamas Koulikhan ſind ſie nicht mehr hierarchiſch vertheilt, und ſeit der Suba von Decan, Nizam el Mouloux ſich 1732, und nach ihm die Nabads unabhängig machten, ſind die Amaldris (jetzt General-Einnehmer eines kleineren oder gröſseren Cantons) unter der Gewalt der Soubas oder Nabads geblieben. — Auſser dieſer Eintheilung giebt es in Anſehung der indiſchen unabhängig gebliebenen Fürſten im N. und auf der Halbinſel, wo man gar keine Polizeygeſetze, wie in den mongoliſchen Ländern, hat, eine andere, die in *Rajepoutes* und *Sataras*. Letztere, wörtlich überſetzt 7 Fürſten (Heptarchie), bilden eine Republik von ſieben vereinigten Königen, die ihren Oberchef, Peſchevar (Peiſchwah, d. h. Befehlender), erkennen; und die Länder theilen ſich in Serears, Paraganas und Zemindaris ein. Die Eintheilung nach den verſchiedenen *Provinzen* können wir aus Mangel der Charte nicht angeben. — Den *Hindoukoi* nennt er mit Abweichung von der durch *Rennel* beſtimmten Grenze, und dem von *Arrosmidt* angegebenen Breitengrad, *Montagnes de la Lune*; er iſt ein Zweig des Taurus, von den Griechen Parapamiſus genannt. Unter 10°7' Br. und 75°89' der Ö. L. von Paris bilden die *Ghauts* eine Gabelung, von welchem Puncte an ſie ſich auseinanderlaufend bis zum Gengaha erſtrecken, wo der Oberarm ganz verſchwindet. Der andere umfaſst die Küſte von Malabar und Decan, und theilt ſich im N. von Hindoſtan in drey Arme. Der Weſt-Arm vereinigt ſich mit den Mondsbergen, und nachdem er die Berge Imaus umſchlungen hat, mit der Kette des Taurus gegen O., und mit der des Caucaſus gegen W., um das groſse Plateau der Tartarey zu bilden, wohin *Bailly* und *Zimmermann*, letzterer nur fragend auf der Charte zu ſeiner geographiſchen Zoologie, die Wiege und erſte Wohnung der Menſchen verlegt hatten. Intereſſant iſt die Bemerkung, daſs die Traditionen und Bücher der Hindus hiemit übereinſtimmen. Der Theil zwiſchen den Armen der Ghauts von 10 — 20° beſteht jeder aus 8 bis 9 Reihen Bergen und Thälern, wovon jene meiſtens von bedeutender Höhe ſind, einige beynahe 2200 Toiſen über die Meeresfläche reichen. Der Vf. will ſie durch meteorologiſche Beobachtungen an 17 verſchiedenen Orten gemeſſen haben. Unter den *Flüſſen* zeichnet er im O. der Ghauts den *Godaveri* und den *Kichena* (Kiſtna) aus. Im W. entſpringt der oben erwähnte *Sind* (Hindu). Unter den 437 kleineren Flüſſen, welche er aufnimmt, von den Hindus Bäche genannt, ſind einige, wie der Vf. verſichert, ſo groſs wie die Seine. Unter den 7 groſsen entſpringen drey auſserhalb Hindoſtan: 1) Der *Nil Abe* (blaue Fluſs). 2) Der *Chine Abe* (kleine Fluſs), der Hydaspis der Griechen. 3) *Satel jouge*, der bedeutendſte, von verſchiedenen Geographen fälſchlich für den Hindu gehalten. Im O. entſpringt der *Ganges* in den Bergen von Serenagar, tritt durch einen hohen Felſen (Koelpailée, der Kuhkopf) in Hindoſtan, flieſst durch den ganzen N. Theil des Vicekönigreichs Lahor (Penje Abe — Fünffluſs) in die Provinz Deli, in den vielfachſten Krümmungen, und ergieſst ſich in Bengalen ins Meer. Die Hindus ſehen ihn als den Schutzgott und den Weg zur Glückſeligkeit an, und vergleichen die vielen Flüſſe und Bäche, die er aufnimmt, mit den Sternen am Himmel. Der Vf. erwähnt die vorzüglichſten, ſie ſind aber nicht begreiflich wegen mangelnder Charte. Die *Remgdnga* (abgekürzt Gangaha), eben ſo bedeutend, als der Ganges und Hindu, entſpringt in der Zemindari Benares am Fuſse eines ſehr hohen Berges, unfern von Faroukabad, der Hauptſtadt einer den Rajepouten gehörigen Pro-

vinz. Er durchläuft 15 L. Grade Hindostan, und ergiesst sich S. von Pipli, der ersten Stadt von Bengalen, ins Meer. Sein Wasser fliesst auf einem glatten Sande, der von zerriebenen Muschelschalen herrührt. Wir übergehen die Nachrichten vom Broumapoutra, und die von den Etablissements, z. B. von *Calcutta* (Umfang 7 Lieues, Bevölkerung 1,200,000), und von *Bankibazar*, einem alten Comptoir der ostindischen Compagnie. Bemerken müssen wir noch für die Naturbeschreibung, dass er auf der Halbinsel nur einen einzigen Ausbruch des Vulcans annimmt, wodurch die Meerenge Manare gebildet sey. Er folgert dieses daher, dass ihre Busen aus blauem oder rothem Granit bestehen, dass es keine Kalksteine, Kiesel noch Piriten giebt (wogegen Hr. Z. doch mit Recht hier Silex und Stalaktiten annimmt), dass sie zusammen mit dem Horizonte parallel laufen, die Erde in den Ebenen eine vegetabilische Decke von wenigstens 10 — 12 Fuss hat, und das Meerwasser nirgends durchgesickert ist. — Die Arealfläche von ganz Ostindien schlägt er zu 245,000 Quadratlieues oder 8800 geographische Quadratmeilen, und die Bevölkerung auf 184 Millionen an, wovon auf Decan, und die von uns so genannte Halbinsel 95, auf den oberen Theil (das mongolische Reich) 89 Millionen kommen. Die Bevölkerung verdient daher das Beywort *ungeheuer* nicht, da eine Quadratmeile nur 2166 Individuen begreift.

Unter den vielen Monumenten heben wir einige aus, die wegen ihrer Seltenheit und Pracht näher, als bisher, gekannt zu werden verdienen: 1) der Tempel von *Jagremot*, wozu das beyliegende Kupfer gehört. Dieser Tempel (wovon Rec. die erste vollständigste Nachricht in den Berichten der Jesuiten *Tachard* von 1711, und *Boucher* von 1719 findet, und dessen Abbildung er sich erinnert mehrmals gesehen zu haben, ohne dass er so vollständig beschrieben wäre, wie hier), an der Küste Orixa gelegen (die Jesuiten schreiben ihn Schachrenat und Schärenat), von schönen Granitsteinen, die zu 10 bis 12,000 Cubikfuss über 68 Meilen vom Fusse des Monuments entfernt liegen. Er hat 360 Cadjes ($1\frac{3}{4}$ Cadjes sind gleich einer pariser Elle) Länge, 240 B.; die Form seiner Einfassung ist ein regelmässiges Parallelogramm; die Einfassung auf einem ungeheuren Granitblock ruhend, 9 pariser Fuss abgetragen, die Ringmauer von 15 Fuss Höhe; die Breite der Mauer von 38 Fuss; die darauf laufende doppelte Gallerie von 14 Fuss; alle vier Seiten sind auf eine doppelte Reihe von Pilastern gestützt, auf welchen sich ein einfaches elegantes Gesims befindet. Die vier Seiten bilden eine Folge von 276 Arkaden, Die Pyramide, die den Haupteingang des Tempels krönt, beträgt 374 Fuss. Auf den Seiten ist sie mit Bildhauerarbeit überladen. Das Ganze, das sich der dorischen Architektur nähert, ist dem Roudre (d. h. dem obersten Anordner) geweiht. Es ist der erste Tempel des Landes, wie der Rams (wovon in mehrern ostindischen Reisebeschreibern die Rede ist) der zweyte, und Zouna La Mouki der dritte. 2) Die *Pagode von Chalembrom*, angeblich 5000 Jahre nach dem Tempel von Jagremot und nach dem nämlichen Plane ausgeführt, in einem länglichen Vierecke von 380 Toisen. 3) Der kaiserliche Pallast *Ferokschir* zu Lahor, von rothem Granit, den Fluss beherrschend, von persischer Bauart in einem reinen Stil, von 384 Fuss L. 92 F. B., ein Parallelogramm in allen Theilen regelmässig, von schöner Proportion und eleganter Anordnung, mit einem 5 F. hohen untern Stockwerke, bis zur Terrasse des Dachs 56 F. hoch; die terrassenmässigen bezaubernden Gärten auf dem Dache mit den schönsten Blumen; das Innere köstlich, aber die Decoration unübertreffbar. Alles erinnert hier an das Mährchen Tausend und eine Nacht, Spiegel von Bergkrystall, die so künstlich in einander gefasst sind, dass sie von einem Guss zu seyn scheinen, eine Traille, so gross als die Gallerie, an den Wänden hinziehend und die ganze Decke schmückend. Sie ist von Filigranarbeit, geht von 9 an den beiden Seiten angebrachten massiven Weinstöcken aus, woran die Weintrauben aus einer unendlichen Menge (!!) Agathen, Smaragden, Rubinen, Saphire gemacht sind, und worauf, von anderen feinen Steinen gebildet, Fliegen, Bienen und andere Insecten sitzen. Man schätzt die Zierrathen auf mehr als 1500 Millionen Franken. Die Moschee des Kaisers ist ein zirkelrundes Gebäude von 68 Fuss im Durchmesser, auf Arkaden ruhend. Auch hier ist die Pracht unbeschreiblich. — Aus der genauen Beschreibung dieser Monumente kann man sich überzeugen, dass der Vf. an Ort und Stelle gesehen hat, und seiner Betäubung von der Pracht und Grösse ist es zu Gute zu halten, wenn er S. 134 ein so hohes Alter der Cultur annimmt, dass ihm hierin fast kein Schriftsteller beykömmt. Den grössten Theil dieser Monumente müssen wir, weil hiezu kein Raum ist, übergehen. — Was über die *Regierung des Landes*, *die Steuern*, *Justizverfassung* gesagt wird, ist unzureichend. Wir lassen es dahin gestellt seyn, ob es wahr sey, dass in allen von mogolischen Tartarn eroberten Theilen von Hindostan alle Länder allein den Fürsten gehörten, und dieser nach Willkühr grössere oder kleinere Antheile an seine Lehnträger abgiebt, woraus diese ihre Einnahme ziehen. Diese Geschenke (*Jairs*) beschränken den Landbauern nicht das Verkaufungsrecht; sie sind bloss verbunden, die Muthungsrechte zu erfüllen, und einen jährlichen Kanon an den Lehnsherrn zu entrichten. Die beständigen *Jairs* werden auch den Erben übergeben. Bey dem Tode eines zeitlichen *Jairdars* werden alle unbeweglichen Güter zum Vortheil des Fürsten eingezogen. Der mogolische Fürst ist hier nicht der Pascha der Griechen; der Hindu schützt sich durch seine Demuth gegen seinen Despotismus. — *Gewichte, Masse, Münzen*, sehr interessant. Man kennt nur den *Candi* von 500 Pf. Markgewicht, den *Bar* von 480, die Unterabtheilungen *Serre* = 36 Unzen, und *Palon* = $2\frac{1}{2}$ Unze, Pia und Kali der Chinesen, sind nicht bekannt.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Gräff: *Historisch-geographisch-politischer Versuch über Ostindien* u. s. w. Nach *Le Goux le Flaix.* Mit Noten, Anmerkungen u. einer Vorrede von *E. A. W. v. Z(immermann)* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die *kaiserlichen Städte*, die den mogolischen Kaisern seit der Eroberung von Hindostan zur Residenz dienten, sind 1) *Lahor* (Loulone) unter 31° 14' 47" N. B., 71° 13' 44" O. L. von Paris, 780 Toisen in ihrem kleinsten, und 1400 Toisen in dem grössten Durchmesser; die Häuser in zwey Amphitheatern auf dem Abhange zweyer Hügel am Flusse Sonnalabe gebauet; die schönen Strassen sind mit zwey Alleen Bäumen besetzt, die mit den Bäumen auf den Dächern eine vortreffliche Wirkung machen; die Kaiserstrasse nach Deli und Agra, 120 Meilen lang, hat eine Allee von 200jährigen Platanen; die Befestigung ohne bedeckten Weg, ohne Glacis und Mauern; die Citadelle ist wegen des schon beschriebenen kaiserlichen Pallastes berühmt. Die Provinz, sonst bewohnt von ruhigen und gebildeten Nachkommen des Brouma, ist jetzt der Aufenthalt dummer und wilder Patanen und Tartarn; Diebe machen ihn unsicher. 2) *Sirinagar* mit dem grossen Sommerpallast. 3) *Agra* am Jamnah im N. von Hindostan, weit ausführlicher als von *Bernier* und *Chardin* beschrieben. Sie ist 3 franz. Meilen lang, 480 Toisen breit, und von 800,000 Menschen bewohnt; mit einem äusserst schönen Pallaste im schönen Geschmack; mit einem Hafen, wimmelnd von Schiffen mit den kostbarsten Waaren; als Kriegsplatz unbedeutend. Die Moschee, die drey Triumphbögen zwischen dem herrlichen Marktplatz und dem Pallaste, der Saal des Divan zur Audienz, ein Viereck von 120 Fuss auf jeder Seite, entsprechen dem Übrigen. 4) *Deli*, 5 Meilen lang, 2 Meilen breit, mit engen Strassen, unansehnlichen Häusern, von 1,700,000 Menschen bewohnt, wozu 100,000 zu- und abgehende Reisende nicht gerechnet sind (???); mit einer Menge Moscheen, worunter die von Sacandara und Houmayoum; mit einer ungeheuren Menge Buzars; mit einem Arsenal (Topekana), dessen schwerfälliger Bau noch durch die schwerfälligen Kanonen erhöht wird, wovon eine Kugeln von 17 Zoll im Durchmesser schiesst; mit einer kleinen Jesuiterkirche im europäischen Stile, und einer Sternwarte in sphärischer Form, auf den Seiten kurze grosse Rundungen, jede mit 70 Fenstern; in der einen ist ein Meridian und die Ekliptik gezogen, in der anderen ein Cylinder von 10 Fuss im Diameter und in 60 Theile getheilt. Der kaiserliche Pallast hat 84,378 Toisen Oberfläche, 7 Hauptgebäude und 3 grosse Gärten. Die Ställe der Garden können 10,000 Pferde fassen. In den Vorstädten sind noch 3 Palläste. Der Vf. vergleicht den dritten (Godaje Cotelar) mit klein Trianon. Hier befindet sich auch der von Nadir Schah aus Lahor gebrachte Thron, der oval gestaltet unter einem goldenen Palmbaum steht. Ein goldener Pfau, auf dem Baum sitzend, breitet seine Flügel aus; der Schweif des Pfaus und die Flügel prangen mit den schönsten Smaragden. Die Früchte sind von den schönsten Diamanten aus Galconda. Man schätzt diesen Thron auf 700 Mill. Frank. 5) *Benares*, die Hauptstadt des Königreichs *Caschi* (das Erste in der Sanskritsprache), oder des Königreichs des indischen Paradieses. Die Stadt ist mehr durch die Universität, als den Handel, bevölkert, von 380,000 Individuen, meistens Gelehrten (!), bewohnt; 60,000 Toisen in Umfang; merkwürdig durch den Kay, der wie aus einem Stücke gegossen scheint; durch die Sternwarte, in deren Beschreibung er von *Barker* abgeht, und eine Messe, worauf der Umsatz sich auf 2000 Millionen beläuft.

Der *Handel* mit Arabien, Persien, China ist nach den Objecten und dem Überschuss angegeben — Angaben, die uns sehr willkührlich scheinen, nicht bloss, weil sie auf runde Summen hinauslaufen, sondern, weil sie ohne Detail angenommen sind. Der Handel auf dem *rothen Meere* mit Kaffee, Korallen, Räucherwerk (im Object 3,400,000 Liv.) giebt einen Überschuss von 1,600,000; *Bassora* sendet Datteln, Rosinen, Salmiak, gelben Ambra gegen Mousseline, Opium, Salpeter (Object 1,500,000) im Überschuss für Hindostan 280,000; nach *Ormus* gehen alle Arten von Seidenzeugen gegen Elephantenzähne, Salmiak, Datteln, mit einem Überschuss von 2,200,000 (hier liegt zuverlässig ein Schreibfehler zum Grunde, da das Object nur für 700,000 angegeben ist). Mit *China* war der Handel schon vor Vasco de Gama unterhalten; denn in Naour, einer Stadt des Königreichs Tranjaour, unfern von Negapatnam, bestand ein chinesisches Comptoir. Interessant sind die Nachrichten von der Versteigerung der Perlen in Losen an der Meerenge Menare (man kauft hier die Hoffnung des Fangs). — Der Vf. behauptet, dass das Wechselgeschäft (*Onde gui cate*) schon seit den ältesten Zeiten bekannt war. Das grösste Banquierhaus ist das der Gebrüder Check in Bengalen, deren Vermögen er über 400 Mill. Franken angiebt. Sein Credit geht

von China bis in die Türkey; es rüstet jährlich 60—80 Schiffe aus. Check liefs dem Orangzeb bey der Belagerung von Doltabad, als er hier speiste, einen goldenen Sessel von 32 Mill. Liv. hinstellen, und machte ihm diesen zum Geschenk. — Sehr wahr scheint uns die Bemerkung, dass die Entdeckung der Mine von Potosi das Gleichgewicht des Handels zwischen dem Orient und Occident wieder herstellte, da Hindostan auf dem Puncte stand, sich zu erschöpfen; eben so wahr ist es, dass hier das baare Geld nach und nach entzogen wird, seit China durch europäische Schiffe mit indischen Waaren versehen wird. Die Darstellung *der Gewichte, Masse, Münzen*, und der Goldmünzen übergehen wir, da sie nur zum Theil Wiederholung des Vorigen ist.

Die *Producte*, die nach Europa, besonders nach Frankreich, zum Theil in seine auswärtigen Besitzungen verpflanzt werden können, werden nach dem Pflanzen- und Thier-Reiche aufgezählt. Unter jene rechnet der Vf. den weissen, gelben Baumwollenbaum, den Anil, das Korn von Nagpour und Cachemire, den wohlriechenden Reis von Bengalen, die Früchte der Provinz Baar (Apricosen, eine Art Pflaumen, die kernlose Granate, Traube), die Ananas von Patna, die Äpfelbaumart (*Pandanus farinosa*, nach Forster *Arthrodactylis spinosa*), die weisse Mohne von Baar, woraus das Opium gezogen wird, den Penzouin von Siam und Avan, eine Art Tikbaum von Pegur, Seifenkraut, Rosenholz (*Excoecaria agallocha Lin.*), den Parasolmandelbaum, den Sternanis, die Babela aus dem Mimosengeschlechte, den *Bombex pentandrum Lin.*, drey Arten Turnips, den *Artocarpus incisa*, mehrere Bohnenarten, den Cocusbaum, wovon er 7 Arten angiebt, und wobey er *Thumberg, Reed, Rumpf* widerlegt, die das Holz desselben hart nennen, den Arakabaum (*Catechu Lin.*), dessen Anbau er ebenfalls sehr empfiehlt, und wobey er mehrere Irrthümer widerlegt. — Den Titan Cote, mit dessen Samen die Hindus in wenig Minuten das trübste Wasser klar machen, weiss sich der Vf. und auch der Übersetzer nicht zu erklären; letzterer hat ihn wenigstens unerklärt gelassen. Der jüngere *Linné* beschrieb diesen Baum in *Suppl. plant.* als *Brydenos potatorum; Rezius* in seinen *Observat.* als *Brydenos Titan Cotte*, und neuerdings *Aubert du Petit Thouars* als *Caneram Titan-Cotte.* Zu den zu verpflanzenden Thieren rechnet er Hühner von Chatigaou, Kameele, Schafe und Hammel von Caschemire, die Bisamziege von Bontant und Tibet, Hammel von Bontam und Tibet, die Gazelle von Ceylon, den kleinen Elephanten, den Siaigoste (*felis Caracal*), den der Vf. zur Familie der Füchse rechnet, ohne ihm die fleischfressende Eigenschaft zu gestatten (Rec. glaubt ihn zu Paris gesehen zu haben); Ochsen von Marava (*bos indicus*), einige Fische und Vögel.

Die *politischen Blicke auf die europäischen Etablissements* in Hindostan (S. 318) sind sowohl für die Geschichte, als für die Statistik und Staatswissenschaft wichtig. In Beziehung auf die Geschichte erzählt er die Entstehung, vorzüglich der französischen Etablissements, und entwickelt die Ursachen ihres Verfalls und die Mittel zu ihrer Wiedererhebung. Ein unbekanntes Factum ist es, dass der Graf Lally 1761 Pondichery übergeben habe, ohne eine Capitulation eingehen zu wollen, die ihm der englische General Coote anbot. In Beziehung auf Statistik interessirt besonders die genaue Aufzählung der verschiedenen französischen Etablissements. Flüchtiger sind die Angaben von den holländischen, grossbritannischen, dänischen, österreichischen, portugiesischen. In Beziehung auf Statistik und Staatswissenschaft heben wir nur einige Bemerkungen aus: „Grossbritannien ist (S. 370), sey es nun Glück oder Wirkung der Weisheit einer vorsichtigen activen Administration, die einzige unter allen Seemächten, die, statt herunter zu kommen, sich dort erhalten, und eine Macht gebildet hat, die für die Zukunft unangreifbar und unzerstörbar zu seyn scheint." S. 383: „Dänemarks weise und von aller Art Ehrgeiz freye Politik, ein billiges Betragen gegen seine Administratoren und die indischen Agenten, welche die Compagnie gebraucht, um ihr in ihren Handelsverhältnissen zu helfen, haben ihr stets die Achtung des Hindus erhalten, und die Wirkung gehabt, dass alle ihre Handelsunternehmungen glückten." — S. 386: „Die österreichische ostindische Compagnie legte Comptoirs an, ohne die Kosten berechnet zu haben, und den Zustand ihrer Casse zu kennen. Sie erschöpfte alle durch Actien aufgebrachte Fonds. Die Rückfrachten geschahen nur auf Credit, welche einige indische Kaufleute ihr geben wollten."

Die *Einfuhr* der nach Hindostan bestimmten Schiffsladungen besteht $\frac{1}{3}$ in Eisen, Kupfer, Bley, $\frac{1}{3}$ in Bourdeaux- und etwas Madera-Wein, das Übrige in leichten Tüchern. Der jährliche Verbrauch an Eisen, das wenig und sehr weich in Hindostan hervorgebracht wird, beträgt 500,000 Franken, der Centner zu 35—36 Fr.; der Stahl, der Centner zu 48—50 Fr., 300,000 Fr.; Kupfer (rothes, denn das weisse und verzinnte Blech wird nur von den dortigen Europäern geachtet), 125 Fr. der Cent., 7,400,000; das verzinnte Eisen und Blech 9,850; kleine Theebreter von Email, mit Grazie emaillirte Bouteillen 4,000,000; Sammt 3,800,000; leichte und schöngefärbte Tücher und Tressen 400,000; Goldfäden 3,800,000; Korallen 3,800,000; Weine in Bouteillen, unbestimmt, S. Julien, Lafitte, Medoc, wovon die Kiste zu 60 Bouteillen 180—200 Franken kostet, Champagner die Bouteille zu 10—14 Fr. (er wird in Salz eingepackt); Brantwein 4,700,000; Olivenöle, Käse von Gruyeres, westphälische und englische Schinken, feine Liqueure, eingemachte Früchte 1,300,000, schöne Pistolen, Doppelflinten mit bronzenen Läufen 2,200,000; Schaluppenhaken 1,250,000. Diese von Schiffen der französischen, englischen, holländischen, dänischen Compagnie hieher gebrachten Waaren, die im Ganzen auf 146,000,000 Fr. angeschlagen werden, betrugen für Frankreich in der Periode von 1734—1760 auf 68,000,000. Seit 1760—1765 wenig, seit 1765—1769 lebte der Handel wieder auf; aber 1769 liess sich Necker zu einem der Directoren erwählen, und da er den Handel unerfahrenen Speculanten von Marseille,

Bourdeaux, Rochelle, Nantes, L'orient überliefs: so sank er von 22 auf 5 bis 6 Millionen herab; seit 1785 bis 1788 nahm er wieder bis auf 12 Mill. zu. Calonnes kleinere Compagnie hatte ein zu geringes Capital.

Im *zweyten Theil*, der eigentlich recht praktisch ist, sucht der Vf. nicht nur den Speculanten alle Mittel zu verschaffen, die indischen Waaren zu kennen, und den Umtausch im Umfang zu entwickeln, sondern auch sie in Stand zu setzen, Rückfrachten zu erhalten, und die Processe zu erörtern, welche die Hindus bey Verfertigung dieser Waaren in Anwendung bringen. Der ganze Theil ist also auf die Ausfuhre beschränkt. Die hier angegebenen Waaren sind: 1) die *Guinées* (Kinde — übersetzt langes Stück), von 72 Gadjes an Länge und 1⅞ Breite; 1 Gadje = 17¾ par. Zoll. Die feinsten übertreffen unsere Batiste. Auf der Küste Coromandel kennt man sie unter den Namen Guinées des Norden, im Lande der Telingas fabricirt, und von Seilon (Süden). Von jenen giebt es sechs Arten, die von der Menge Conjons (120 Fäden), woraus sie bestehen, benennt sind. 2) *Perkales*, der wichtigste Artikel des Handels, von 32, 38, 46 Conjons; jede hält nur 4 Gadjes an L., 2 in der Breite. 3) *Salempouris*, in dem Lande von Seilon verfertigt, ein leichtes, feines, biegsames Zeug, dessen Fäden halbgedreht und nicht so gleichförmig sind, als die der Perkale. Sie zählt 40 Gadjes L., 1¾ G. B. Die berühmtesten Manufacturen sind zu Seilon. 4) *Tücher von Mazulipatnam* in der Provinz Candavir. Es giebt 2 Sorten Schnupftücher, eine von Velepaleom, die andere von Sacergaon (Salferganti). 5) *Tücher von Paliacate*, weit mannichfaltiger, als die No. 4. Denn es giebt 7 Sorten von 23, 26, 28, 32, 36, 40, 43 Conjons; alle haben ⅞ ins Gevierte, und jedes Stück 10 Tücher, wodurch sie von anderen, z. B. auf der Küste von Coromandel verfertigten, unterschieden werden. 6) *Chites* (eigentlich *Kite*, Blatt, da sich das Stück in 3 Blätter theilt). Zitse und gemalte indische Zeuge, die wir Perses nennen. Die *Chite Matabi* haben goldene und silberne Blätter statt des Golds, bestehen aber, wie die gewöhnlichen, nur aus drey Stücken. 7) *Tücher mit Vignetten*, gemaltes Zeug, wie die Chites, in den Fabriken zu Mazulipatnam, Madras, S. Thomas verfertigt. Auf der Küste Coromandel kennt man zwey Arten, *grand Carré*, auf Perkale gemalt, *petit Carré*, auf Salampouris. Hieher gehören auch die *Housse de lit*, 4 pariser Ellen breit, 3½ lang. Sie haben eine einzige Breite, und die Dessins stellen Bäume, Gesträuche, Thiere vor. 8) *Doreas*, gestreifter Mousselin; *Betille* ist der wahre Name, Doreas ist dieser ähnlich; die Doreas mit doppelten glatten Streifen heissen *Carasari*. Sie dienen zu langen Mannskleidern und Frauenschleyern. Die *Parahari*, eine zweyte Art, hat zwey breite Streifen, in deren Mitte man einen von ungefähr 5 bis 6 Fäden findet, der höchstens den vierten Theil so breit ist, als die beiden grossen. Die dritte Art, *Dimisse*, hat auf jeder ihrer beiden Seiten zwey schmale Streifen, und in deren Mitte einen doppelt so breiten als die schmalen. 9) *Organdis*, die sich von der der europäischen vielfach unterscheidet. 10) *Damedari*, Art broschirter Organdis mit farbigen und weissen Blumen. 11) *Bassins*, die ein weicheres, einfacheres Netz als die europäischen haben. In der Sprache der Kaufleute heissen sie Zeuge mit voller Hand (*à pleine main*), so weich und seidenartig sind sie. Es giebt 2 Arten: Dimiti Telingana, die schönere, und Dimiti Tamoulana. 12) *Vierdräthige Zeuge*, eine Art Bassin, dessen Netz nicht geköpert ist. 13) *Guingans* und *Marchays*, von der französischen dadurch unterschieden, dass der indische meistens vierdräthig ist. 14) *Pinasse*, mehr der Gegenstand der Beylast, als des Handels, ein baumwollenes Zeug, dessen Netz geköpert ist, und das in der Kette blaue, im Einschlag weisse Fäden hat. 15) *Blaue Demi-guinées* sind weisse Guinées von der Küste von Orixa, von der Sorte 23 und 19 Conjon. Sie werden der Hälfte nach durchschnitten und mit Indigo blau gefärbt. 16) *Der Indigo* mit seinen verschiedenen Arten und den Mitteln, die Gährung zu bewirken. 17) *Cochenille*. Verdienste der Engländer um ihren Anbau seit Andersons Entdeckung 1787, Verbreitung derselben auf der Küste Coromandel. 18) *Rothes Färbeholz*, Sapanholz, so gut als das aus Brasilien. 19) *Baumwolle*, mit 7 Varietäten in Bengalen, die nur nach einem schweren Studium zu unterscheiden sind; Cultur derselben weitläuftig beschrieben; eine Fläche Land von der Grösse eines Morgens trägt jährlich in den beiden Ärndten ungefähr 9 Centner Baumwolle = 780 Fr.; der beste mit Reis besäete Acker giebt 35 Centner = 120 Rupien oder 312 Liv. 20) *Sandalholz*, sowohl das weisslich citronfarbige, als das rothfarbige. 21) *Pfeffer*, der wichtigste Artikel. Die Masse des von allen Nationen ausgeführten Gewürzes wird auf 212,000 Centner angeschlagen. 22) *Kardamoum*, mehr eine Sache der Phantasie, als ein Handelsartikel; die einzige Pflanze, die nur eine Ärndte und so wenig Einnahme giebt. 23) *Zimmt*. *Thunberg* hat in Ceylon 7 Varietäten wahrgenommen. 24) *Flossfedern der Hayfische*; das stärkende Gericht, das man in China daraus zubereitet, ist die einzige Ursache des Fangs. 24) *Reis*. Es giebt hier 2, 3, 4 Ärndten; Cultur; Arten, zwey, wovon der feine 4 Varietäten, und der grobe zwey hat; die Manipulation hat *Goussier*, *Cossigni*, *Commerson* beschrieben; die Hindus machen daraus ein Brod Apé, das mit Wein, Liqueur oder Kocusnüssen als Teig in die Höhe getrieben wird. — *Surate*, sonst der Vereinigungspunct der ersthandelnden Völker, ist jetzt ein gemeiner Ort. England bezieht noch daher, um die französischen Waaren nicht zu begünstigen: 1) *Kinkubes*. Man versteht darunter einen kleinen, leichten, mit Goldfaden, Lahn und Seide broschirten Atlas, der so schön ist, dass China ihn kauft. 2) *Massirous*, ein Taft so dünn, wie die oberste Schale einer Zwiebel. 3) *Goulbanis* und *Matabis*, Arten von Gazen, von zarter und weisser Farbe, mit Gold und Silberlahn gewebt; jene heissen Stücke mit Gold, diese mit Silberlahn. 4) *Röthliche Baumwolle* aus der Provinz Guzurate, die in China in Nankin verwandelt wird. 5) *Nilsarli*, blaues Zeug, mit mehr oder minder grossen runden Flecken getüpfelt, die entweder Streifen in Rücken

oder eine Art vielſeitiges, ſechs- oder fünfeckiges Schachbret bilden. 6) *Tabak*, *Nicotiana latifolia* (was heiſst das?), wird viel gebauet, die *ruſtica* iſt kein Gegenſtand der Cultur. 7) *Schales von Cachemire.* Sie ſind nicht, wie man glaubt, aus Ziegenhaaren oder der Wolle der Lämmer, die man aus dem Leibe der Schafmutter geſchnitten hat; denn die Ziegen haben eben ſo wenig Wolle, als die Schafe Haare, und die ungeborenen Lämmer haben viel zu kurze Wolle, und wie leicht würden dann die Raçen vertilgt werden? Die feinſten ſind von Kameelen mit einem Höcker; ſie iſt ſchwerer als die vigogne Wolle. Das Stück koſtet faſt 100 Fr. Alle von Kameelhaaren gewebten Schales heiſsen *Kache*, die weiſsen von Schafwolle *Seaumi*, die übrigen *Pachari*. Die cachemiriſchen Tücher (Caſimirs) halten über 60 pariſer Ellen an Länge. Der Vf. räth, die Schafe durch cachemiriſche zu veredeln, gleich *Laſteyrie*, der Spanien jährlich 25 Mill. Liv. durch Einführung der Merinos entzogen hat. — Die Induſtrieproducte der ſchönen Provinz *Bengalen* haben ſich ſehr vermehrt. Die Mouſſeline ſind die wichtigſten, und die Nenſouque machen die gröſsten Schiffsladungen aus. 1) *Nenſouque* iſt ein baumwollenes, aus einem auſserordentlich feinen Faden gewebtes Zeug von 3 verſchiedenen Arten von 4000, 3500 und 3000 Fäden. Eine Maſſe von mehreren Millionen Menſchen beſchäftigt ſich von einer Generation zur anderen ſeit vielen Jahrhunderten damit. Sie wurden bloſs in mit Waſſer gefüllten Kellern verfertigt, um den Faden feucht zu erhalten. Das Zeug iſt ſo fein, daſs, wenn es ſechsfach über einander gelegt wird, die Farbe der Haut noch zu ſehen iſt. Man verſteht die zerriſſenen ſo auszubeſſern, daſs man nicht eine Spur davon wahrnimmt. 2) *Mallemoles*, weicher und biegſamer als die Nenſouquen. 3) *Caſſen*, die ſich durch den platten Faden von den Nenſouquen unterſcheiden. 4) *Amames* (wörtlich: Badewanne, weil die Hindus Hemder daraus zu dieſem Zwecke verfertigen). Sie unterſcheiden ſich von der Perkale dadurch, daſs dieſe ein dichteres, nicht ſo biegſames und markiges Netz hat. Die dazu nöthige Wolle iſt eine eigene Art. Sie hat eine Blüthenglocke, die aus 8 roſenfarbenen, ein wenig gelblichen Blumenblättern beſteht, und Faden von beynahe 18 Linien. 5) *Buffetas*, wenigſtens 18,000 Ballen, jeder zu 200 Stück, gehen aus. Sie dienen zu Leibwäſche, Bett- und Tiſch-Tüchern, Roben u. ſ. w. 6) *Garats*, das gewöhnlichſte und gemeinſte Zeug, worein die Ballen der ſchönen Waaren gepackt werden. Sie dienen gemeinen Leuten zu Kleidern; die Ausfuhr beträgt auf 4 Millionen Stücke. 7) *Doreas*, die Ähnlichkeit mit der Mallemole und der Organdi hat. Es giebt 3 Arten, die von Bengalen und der Küſte, und die Doreas Maqueli, welche letztere die Engländer Muſslinet nennen. 8) *Sirſakas*, *Siſtreſays* und *Canadaris*, mit Baumwolle und Seide gewebt. Von allen drey giebt es zwey Sorten, die der beſten Qualität heiſsen *Pachali*, die anderen *Seomali*. Die Streifen der zwey erſten ſind gewöhnlich gelb, weiſs und violet, die der Canadaris weiſs und roth, weiſs und blau, weiſs und violet oder dreyfarbig und kaum ¼ Linie breit. 9) *Burgos Tücher*, von einem franzöſiſchen Agenten Burgos ſo genannt, der am Ganges blaue nach den in Palicale verfertigten rothen Tüchern machen lieſs, und damit Beyfall fand. Es giebt davon zwey Sorten, unter der Benennung des groſsen und kleinen Carreau. 10) *Steinkerkes*, Tücher, welche in Anſehung der Biegſamkeit mit den Mallemolen, und der Qualität der Baumwolle Ähnlichkeit mit den Doreas haben. Es giebt ebenfalls zwey Sorten: *Boumale* hat ein dichtes, *Cherté* ein lockeres Gewebe. 12) *Seide.* Die Inſel Caſſembasar erzeugt wenigſtens jährlich 2000 Centner. Der Maulbeerſtrauch iſt von dem unſerigen durch die Länge, Breite und Zartheit der Blätter allein verſchieden. 13) *Salpeter*, der bedeutendſte Exportenartikel zum Ballaſt der Ladungen. In dem Diſtricte von Patna gewinnt man jährlich 180,000 Mans, jeden zu 75 Pfund Salpetergewinnung; ſelbſt die unſalpeterhaltige Erde wird durch Begieſsen mit Seewaſſer geſchwängert. 14) *Opium*, im Orient als Reiz- und Schlaf-Mittel gebraucht; das der Provinz Baar iſt das reinſte; das wirkſamſte das von Patna, aus dem Kopfe der weiſsen Mohne gezogen. 15) *Patnaiſche Fuſsteppiche.* Sie übertreffen die europäiſchen nicht an Glanz, aber an Feſtigkeit, einige haben 120 Fuſs Länge; zu Deli iſt einer von 207 Fuſs Länge und 140 Fuſs Breite. 16) *Mouſtiquaires* zu Bettumhängen, eine aus der Mogue-Seide verfertigte Art Gaze, gröber als die Seide von europäiſchen Seidenwürmern. Sie ſind das, was die Alten den gewebten Wind, Wolken von Leinen und Luftkleider nannten. 17) *Borax*, nach unverbürgten Nachrichten durch die Ausdünſtung aus dem Waſſer eines in Tibet befindlichen Sees gewonnen. Man braucht ihn als Medicament, um die im Magen und Eingeweiden ſich anſetzenden Schwämme zu vertilgen (?). Bey Zähnen hat der Vf. groſse Wirkung davon geſehen. 18) *Zucker*, von alten Zeiten der Gegenſtand eines reichen Handels zwiſchen Hindoſtan und Perſien, zumal mit Arabien; man kannte keinen anderen mehrere Jahrhunderte vor der Entdeckung von Amerika. Das Zuckerrohr iſt ſo mannichfaltig, als der Weinſtock. Die vorzüglichſten und frühzeitigſten ſind Kari, Karembou und Horcelli. Die Nachrichten über die Cultur und Kryſtalliſation ſind ſehr wichtig. Wie viele Schriften wurden darüber nicht in London veranlaſst! Auch das bereits ausgepreſste Rohr muſs wieder durch die Mühle gehen, und man erhält daraus ein Sechſtel Zucker. In Frankreichs Kolonieen wirft man das Rohr weg.

In dieſem Auszuge nach den wichtigſten Momenten hat Rec. den Vf. meiſtens ſelbſt ſprechen laſſen, und ſolche Stellen, wo er mit ihm nicht harmonirt, theils durch Bemerkungen, theils durch Fragen ausgezeichnet. Unleugbar hat das Werk für den Geographen, Statiſtiker, Staatsmann und den gebildeten Kaufmann das groſse Verdienſt, die unbekannteſten und zugleich bedeutenden Gegenſtände der Cultur und Induſtrie zuerſt unter uns und für praktiſche Brauchbarkeit erörtert und aufgehellt zu haben.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JULIUS, 1811.

ENCYKLOPÄDIE.

Jena, in der akad. Buchhandlung: *Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften.* Von *Carl Christian Erhard Schmid*, herzogl. sachs. gothaischem Kirchenrathe, Doct. und Prof. der Theol. und Philos. zu Jena, auch Doct. der Medicin. 1810. IV und 239 S. 4. (1 Rthlr. 16 gr.)

Drey Puncte sind es hauptsächlich, worauf es bey Beurtheilung eines Werkes, wie das vorliegende, ankommt: 1) Welche Idee von der *Wissenschaft überhaupt* leitete den Vf.? 2) Wie liess er aus dieser Idee die *einzelnen Wissenschaften*, als abgesonderte Theile der Erkenntniss, hervorgehn? 3) Wie verfuhr er in der *encyklopädischen Darstellung* dieser einzelnen Wissenschaften?

Über den *ersten* Punct belehrt uns der scharfsinnige Vf. in einer vorausgeschickten *generellen Encyklopädie und Methodologie* (S. 15—78). Er unterscheidet hier zuvörderst die *reine Theorie der Wissenschaft* von der *angewandten Theorie der menschlichen Wissenschaft*. Jene hat es mit der *absoluten* Wissenschaft, oder mit der Wissenschaft als *Ideal* zu thun. Der Vf. giebt von derselben S. 18 folgende Erklärung: „Die *absolute Wissenschaft* ist die absolut vollkommenste Erkenntniss, das ist, die absolut vollkommenste Erkenntnissart des absolut vollkommenen Objects, oder die absolute Einheit aller Erkenntniss" — eine Erklärung, die ihrer Triplicität ungeachtet schwerlich befriedigen möchte, da sie das zu Erklärende eigentlich nur wiederholt. Auch dürfte es nicht ganz richtig seyn, von einer *absolut vollkommensten* Erkenntniss zu reden, da das *absolut Vollkommene* keine Steigerung weiter zulässt. Von dieser absoluten Wissenschaft sagt der Vf. weiter, dass sie als nothwendige Bedingung ihrer Möglichkeit ein nicht bloss formales und analytisches, sondern auch materiales und synthetisches Urprincip, folglich eine *absolute, schlechthin a priori bloss anschauende Intelligenz* postulire; dass sie daher nichts anderes als Gottes *Allwissenheit* selbst sey, mithin für den Menschen zwar keine objective Bedeutung, aber doch einen wichtigen regulativen Gebrauch habe; dass also auch in Ansehung ihrer *kein Studium* und *keine Methodenlehre* Statt finde, indem sie nicht werde und entstehe, sondern wie durch Einen Schlag sey. Die *angewandte Wissenschaftstheorie* aber hat es mit der *menschlichen Wissenschaft* zu thun, welche nach S. 24 „das Ideal der höchsten Vollkommenheit der Erkenntniss, deren der Mensch als beschränkte und sinnliche Intelligenz theilhaftig werden kann, oder das Product des vollkommensten Gebrauchs menschlicher Erkenntnisskraft ist." Wenn aber nach dem Vorigen die reine Theorie der Wissenschaft es mit dem *Ideal* der Wissenschaft, die angewandte Theorie hingegen es mit der *menschlichen* Wissenschaft zu thun hat: so kann diese wohl nicht wieder für ein *Ideal der höchsten Vollkommenheit der Erkenntniss* erklärt werden, ungeachtet der beygefügten Beschränkung, die jedoch im Grunde das Idealische wieder aufhebt. Auch ist die menschliche Wissenschaft nicht schlechtweg als solche ein Ideal der Erkenntniss, weil sie sonst in jedem menschlichen Subjecte so vorkommen müsste; sie kann nur idealisch gedacht werden, und wird auch so von Jedem gedacht, dem es ein rechter Ernst mit dem Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniss ist. Übrigens bemerkt der achtungswerthe Vf. sehr richtig, dass alle menschliche Wissenschaft von der *Erfahrung* ausgehe, und theils daraus entwickelt, theils durch dieselbe begründet werde (nur hätte zur Vermeidung von Missverständnissen noch hinzugefügt werden sollen, dass die menschliche Wissenschaft dessen ungeachtet nicht einzig und allein durch Erfahrung bestimmt werde, weil sonst nicht späterhin (S. 27) von dem Unterschiede des *a priori* und *a posteriori* in der Erkenntniss die Rede seyn könnte); ferner dass die menschliche Wissenschaft sich nur durch allmähliches Fortschreiten vom Dunkeln und Klaren, Einzelnen und Besonderen, von einer Mischung des Wahren und Irrigen, von dem Veränderlichen, Unzusammenhängenden, zufällig Geordneten und Ungewissen, zu der Vollständigkeit, reinen Wahrheit, apodiktischen Gewissheit und systematischen Einheit, dem Ideal, wie es der menschliche Erkenntnisstrieb in seiner vollen Wirksamkeit fodere, annähere, und dass daher das *Studiren*, oder die stufenweise Entwickelung und Übung des Erkenntnissvermögens, durch äusserlich gegebene Gegenstände geweckt und durch freye Reflexion in verschiedenen Graden zweckmässig geleitet, die *Bedingung der Möglichkeit menschlicher Wissenschaft* sey, eben desswegen aber dieses Studiren *methodisch* eingerichtet seyn müsse, wenn es zum Ziel führen solle. Dasjenige aber, was der Vf. S. 20 und 21 über *Spinoza's*, *Wolf's*, *Kant's*, *Reinhold's*, *Fichte's* und *Schelling's* Bemühungen, das Ideal der Wissenschaft philosophisch zu construiren, gesagt hat, scheint dem Rec. mindestens überflüssig,

da der Vf. sein Werk zu encyklopädisch-methodologischen Vorlesungen für angehende Studirende bestimmt hat, die erst durch solche Vorlesungen zum Studium der Wissenschaften, also auch der Philosophie, vorbereitet werden sollen, mithin das hier Gesagte, selbst mit Hülfe der mündlichen Erörterungen bey Anhörung der Vorlesungen, unmöglich gehörig fassen und beurtheilen können. . . .

Um *zweytens* zu zeigen, wie aus der Wissenschaft überhaupt *mehrere von einander verschiedene Wissenschaften* hervorgehn; betrachtet der Vf. in der *speciellen Encyklopädie* und *Methodologie* (S. 79 — 235) zuvörderst die allgemeine menschliche Wissenschaft aus einem dreyfachen Gesichtspuncte, einem *rein objectiven*, einem *rein subjectiven* und einem *objectiv-subjectiven*. In *objectiver* Hinsicht bezieht sich die menschliche Wissenschaft entweder auf das *Seyn* (*Naturlehre* im weitesten Sinne) oder auf das *Sollen* (*Zwecklehre* im weitesten Sinne) oder auf die *Einheit* des *Seyns* und des *Sollens* (*Teleologie* in objectiver Bedeutung). Aus der ersten entspringt die *Physik* in objectiver Bedeutung in Beziehung auf das *bedingte Seyn*, und die *Metaphysik* in objectiver Bedeutung in Beziehung auf das *unbedingte Seyn*. Aus der zweyten entspringt die *Geschicklichkeits- und Klugheits-Lehre* in Beziehung auf das *bedingte Sollen*, und die *Moral* in Beziehung auf das *unbedingte Sollen*. Aus der dritten endlich entspringen a) die *pragmatischen Wissenschaften* (z. B. Ökonomie, Technologie, praktische Medicin) durch Beziehung des *bedingten Seyns* auf das *bedingte Sollen*, b) die *angewandte Moral* durch Beziehung des *bedingten Seyns* auf das *unbedin te Sollen*, c) die *Teleologie der Natur* und die *Geschichte* durch Beziehung des *unbedingten Seyns* auf das *bedingte Sollen*, und d) die *Theologie* durch Beziehung des *unbedingten Seyns* auf das *unbedingte Sollen*. Rec. verkennt gewiss den Scharfsinn nicht, mit welchem diese objective Eintheilung der Wissenschaften gemacht ist; aber er vermisst auf der anderen Seite die bey einer solchen Eintheilung nöthige Umsicht. Denn es fehlt hier einer der wichtigsten Theile der menschlichen Erkenntniss ganz, die *Mathematik*, die der Vf. doch wohl nicht zur *Physik* zählen wird; ein anderer nicht minder wichtiger Theil derselben, die *Philosophie*, ist so zersplittert, dass man ihn unter verschiedenen Titeln zusammensuchen muss, und dabey doch nicht alles dahin Gehörige, wie die *Logik*, auffinden kann. Eben so vergebens sucht man in dieser objectiven Eintheilung die *Philologie*, wenn sie nicht etwa nach einer späteren Bemerkung des Vfs. (S. 85. Note * unter dem Texte) unter der *Geschichte* verborgen seyn soll, wohin sie doch nach dem hier von der Geschichte aufgestellten Begriffe schwerlich gerechnet werden kann. Auch ist es auffallend, dass der Vf. die *Geschichte* mit der *Teleologie der Natur* unter Einer Rubrik zusammenstellt und beide durch Beziehung des unbedingten Seyns auf das bedingte Sollen entstehen lässt. Oder soll der von ihm gewählte Ausdruck: „*Teleologie der Natur und Geschichte*" gar die Bedeutung haben, dass das Wort Teleologie sich sowohl auf die Geschichte als auf die Natur bezieht, mithin der Vf. in seiner objectiven Eintheilung der Wissenschaften zwar eine *Teleologie der Geschichte*, aber keine *Geschichte* schlechtweg annimmt? Mit welchem Rechte endlich die *Zwecklehre im weitesten Sinne* von der *Teleologie in objectiver Bedeutung* dergestalt unterschieden wird, dass diese jener nicht subordinirt, sondern coordinirt wird, vermag Rec. nicht einzusehn. — Nach dem zweyten Gesichtspuncte, dem *rein objectiven*, unterscheidet der Vf. zuvörderst die Art und Weise, wie das Object dem Erkenntnissvermögen *gegeben* ist, von der, wie das Gegebene durch das Erkenntnissvermögen *bestimmt* und *bearbeitet* wird. In Ansehung der *Art des Gegebenseyns* giebt es *rationale* und *empirische* Wissenschaften. Die rationalen sind entweder bloss *formal*, wie die *reine Mathematik* und die *reine Logik* — die also erst hier in der subjectiven Eintheilung zum Vorschein kommen — oder *material*, wie die *Metaphysik* der *Natur*, der *Sitten* und des *All*, die der Vf. mit dem Titel der *reinen Philosophie* oder der *Metaphysik in subjectiver Bedeutung* bezeichnet, wiewohl sich kein Grund einsehen läst, warum die reine Philosophie bloss Metaphysik in subjectiver Bedeutung seyn soll. Die empirischen Wissenschaften aber werden weiter zerlegt in *historisch-empirische*, wohin der Vf. sowohl die *beschreibenden* Wissenschaften, *Naturbeschreibung* und *Menschenbeschreibung*, als auch die *erzählenden*, *Naturgeschichte* und *Menschengeschichte* mit Einschluss der *Sprachenkunde*, rechnet, und in *systematisch-empirische*, d. i. solche, welche das Gegebene rationell bearbeiten, wiewohl diess auch die eben genannten Wissenschaften thun, besonders die Naturbeschreibung, die wegen ihrer durchgängigen systematischen Classification der Naturerzeugnisse offenbar zu den systematisch-empirischen Wissenschaften gehört. Diese letzteren nun werden, weil das Gegebene, welches eine empirische Wissenschaft auf rationelle Weise bearbeite, entweder durch *Natur*, mit dem Bewusstseyn der *Nothwendigkeit*, oder durch *Freyheit*, mit dem Bewusstseyn der *Zufälligkeit*, gegeben seyn könne, wieder in *empirische Naturwissenschaften* und *positive Wissenschaften* eingetheilt. Zu jenen rechnet der Vf., wiefern sie *theoretisch* sind, die *empirische Physik*, die *Physiologie*, die *Psychologie*, die *Anthropologie* und die *allgemeine Sprachlehre*, so wie auch die *physisch angewandte Mathematik*, wiefern sie aber *praktisch* oder *pragmatisch* sind, die *Ökonomie*, die *Technologie*, die *Heilkunde*, die *Politik* und die *Pädagogik*, worin ihm schwerlich Jedermann beystimmen wird. Zu diesen endlich, den *positiven* Wissenschaften, rechnet der Vf. die *wissenschaftliche Philologie*, selbst mit Einschluss der *schönen Redekünste*, die doch in eine Classification der Wissenschaften gar nicht gehören, die *positive Jurisprudenz* und die positive *Theologie*. Wahrscheinlich ist der Vf. der Erste, der die *philologischen* Wissenschaften zu den *positiven* gerech-

net hat, ungeachtet jene weder von einer bürgerlichen Autorität, wie die positive Jurisprudenz, noch von einer (angeblich oder wirklich) göttlichen Autorität, wie die positive Theologie, abhängen, mithin nichts mit dem wesentlichen Charakter der positiven Wissenschaften gemein haben; man müsste denn annehmen, dass wenigstens die Ursprache des Menschengeschlechts durch unmittelbare göttliche Belehrung entstanden, und in sofern auch alle Sprachen und Sprachwissenschaften von göttlicher Autorität abhängig seyen. Dann hätte aber der Vf. auch consequent verfahren, und sowohl die *Sprachenkunde*, die er S. 85 zu den historisch - empirischen Wissenschaften rechnet, als auch die *allgemeine Sprachlehre*, die er S. 86 zu den theoretischen Naturwissenschaften zählt, hieher verweisen sollen, um das Feld der Philologie oder der Sprachwissenschaften mit einem Blick zu überschauen. Rec. scheint indessen eben darin der Hauptfehler der von dem Vf. angenommenen Classification der Wissenschaften zu liegen, dass er genau verwandte Wissenschaften zu weit von einander trennt und unter ganz heterogene Rubriken vertheilt, wodurch eben der durch das encyklopädische Studium zu erleichternde Überblick des ganzen Gebiets der menschlichen Erkenntniss erschwert wird, besonders für den angehenden Studirenden, dem es wegen Mangels an einem geübten und umfassenden Blick ohnehin so schwer ist, sich auf diesem weitläuftigen Gebiete zurecht zu finden.

Nach diesen Bemerkungen wird es nicht nöthig seyn, noch die S. 89 befindliche *allgemeine Tafel menschlicher Wissenschaften nach subjectiv - objectivem Plan* hinzuzufügen und zu beurtheilen. Denn sie gründet sich lediglich auf die bisher dargestellte Eintheilung der Wissenschaften nach dem objectiven und dem subjectiven Gesichtspuncte. Doch ist der subjective darin offenbar vorherrschend. Nur Eine Bemerkung sey dem Rec. noch erlaubt, um sie dem einsichtsvollen Vf. zur Prüfung vorzulegen. Der Vf. wirft nämlich S. 83 die Frage auf: „Darf bey einer subjectiven Eintheilung eine eigene Classe der *gemischten* Erkenntnisse auftreten?" — Der Vf. scheint diese Frage stillschweigend zu verneinen, da er auch in der allgemeinen Tafel S. 89 keine besondere Hauptclasse von Wissenschaften aufstellt, in welchen das Empirische und das Rationelle gemischt ist, sondern bloss die beiden Titel: *Vernunftwissenschaft* und *empirische Wissenschaft*, die zwey Hauptclassen der Eintheilung bilden lässt. Da aber der Vf. selbst sich genöthigt sieht, die *systematisch - empirischen* Wissenschaften, welche das Gegebene rationell bearbeiten, von den *historisch - empirischen*, die das Gegebene als solches und wie es gegeben ist, darstellen, zu unterscheiden: so bejaht er im Grunde doch jene Frage, und die Differenz zwischen ihm und anderen Encyklopädisten besteht bloss darin, dass er aus demjenigen eine Unterclasse macht, woraus diese eine Hauptclasse machen. Die obige Frage läuft also eigentlich darauf hinaus, oder sollte vielmehr so ausgedrückt seyn: Sollen die Wissenschaften, nach dem Unterschiede zwischen *rationellen und empirischen Erkenntnissen*, auch nur dichotomisch in *rationelle* und *empirische* oder trichotomisch in *rationelle*, *empirische* und *gemischte* Wissenschaften eingetheilt werden? Da es nun unleugbar, und selbst nach dem eigenen Geständnisse des Vfs., *Wissenschaften* giebt, in denen rationelle und empirische Erkenntnisse gemischt sind: so scheint die trichotomische Eintheilung *jener* richtiger, wenn gleich *diese* nur dichotomisch einzutheilen sind. Der Vf. scheint aber den Unterschied zwischen einzelnen Erkenntnissen und Wissenschaften als Inbegriffen von mehreren Erkenntnissen nicht genug beachtet zu haben. Im Übrigen aber darf auch nicht vergessen werden, dass in der menschlichen Erkenntniss immer das ganze Erkenntnissvermögen (also Sinn, Verstand und Vernunft gemeinschaftlich) beschäftigt ist, mithin alle Unterscheidung des Rationellen und des Empirischen in unserer Erkenntniss auf blosser Abstraction und Reflexion zum Behufe der wissenschaftlichen Darstellung beruht.

Was endlich den *dritten* der oben angegebenen Puncte, die *encyklopädische Darstellung* der einzelnen Wissenschaften, betrifft: so hat sich der Vf. selbst in der Einleitung §. 2, wo er die *Geschäfte des Encyklopädisten und Methodologen* im Allgemeinen bezeichnet, auf eine grösstentheils befriedigende Art darüber erklärt. Jene Geschäfte bestehen nämlich nach dem Vf. darin, dass von den Wissenschaften 1) ihr *Begriff*, sowohl empirisch als idealisch, 2) ihr *Geist* und *Wesen*, 3) ihr *Inhalt*, 4) ihr *Umfang* und ihre *Grenze*, 5) die *Bedingungen ihrer Möglichkeit*, materielle und formelle, nothwendige und zufällige, 6) ihre *Stelle* im Ganzen der menschlichen Erkenntniss, folglich auch ihr Zusammenhang mit und Verhältniss zu anderen Wissenschaften, 7) ihr *Interesse*, absolutes und relatives, formelles und materielles, 8) ihr *gegenwärtiger Zustand* in Beziehung auf ein Ideal, und 9) die *Methode ihres zweckmässigen Studiums*, sowohl für den Anfang, als für den nach Vollendung strebenden Fortgang, angegeben werde. Nur vermisst Rec. hiebey die *Angabe der literarischen Hülfsmittel zum Studium der Wissenschaften*; denn ohne diese Angabe ist keine Encyklopädie der Wissenschaften für vollständig zu achten. Auch hat der Vf. selbst diese Foderung factisch anerkannt; denn er hat in der That literarische Hülfsmittel angegeben. Wahrscheinlich aber hat er diese Angabe nicht für so nothwendig gehalten, als die übrigen Geschäfte des Encyklopädisten und Methodologisten. Man muss diess daraus schliessen, dass er theils jene Foderung nicht ausdrücklich erwähnt, theils den literarischen Theil seines Werks mit einer gewissen Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit bearbeitet hat. Denn viele literarische Hülfsmittel von vorzüglichem Werthe fehlen gänzlich, andere sind nicht mit der gehörigen Genauigkeit angeführt, und überhaupt sind die angeführten Büchertitel nicht nach einer fest bestimmten Regel geordnet. So findet man gleich vorn in der Einleitung ausser den allgemeinen Encyklopädieen die Specialencyklopädieen der Arzneywissenschaft, der

Staatswissenschaften, der Cameral- und ökonomischen Wissenschaften: die Specialencyklopädieen der Theologie, Jurisprudenz u. s. w. aber werden erst hinten am Ende des Werks angeführt; und während in Beziehung auf Arzneywissenschaft sehr viele, zum Theil jetzt nicht einmal mehr brauchbare, encyklopädische und methodologische Werke angegeben werden, müssen sich die übrigen Wissenschaften mit einigen wenigen begnügen. Eine solche Vorliebe für einzelne Fächer der Gelehrsamkeit darf der Encyklopädist nicht blicken lassen, sondern er muss alle mit Unparteylichkeit nach einem möglichst gleichen Masstabe behandeln. Im Übrigen scheint Recens. die encyklopädische Darstellung der einzelnen Wissenschaften meistentheils den obigen Foderungen des Vfs. zu entsprechen; und wenn diess nicht überall der Fall seyn sollte: so muss man billiger Weise auch bedenken, dass man von Einem Manne nicht eine gleich gut gelungene Darstellung aller wissenschaftlichen Fächer verlangen kann. Auch die am Ende der Schrift angehängten vier Studienplane für Theologen, Juristen, Mediciner und Cameralisten sind im Allgemeinen brauchbar, wenn gleich locale und temporale Umstände natürlicher Weise für einzelne Studirende mancherley Abänderungen nothwendig machen werden.

Us.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Bruder: *Le Patriote.* Par *Paul Hesse*, Pasteur protestant à Hohenwerbig, au Cercle de Wittenberg. 1810. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Ob Hr. *H.* sich deutsch zu schreiben schämt, oder ob er seine Muttersprache nicht versteht, kann Rec. aus Mangel an näherer Bekanntschaft nicht angeben. Genug, er hat französisch schreiben wollen, und spielt nun vor uns den Schulknaben. Es fehlt ihm nichts, als der Genius der Sprache, Kenntniss des Stils und der Grammatik. Mit grosser Mühe hat sich Rec. bis in den dritten Bogen des Buchs eingelesen; aber er muss aufhören, weil das Rauderwelsch ihm Augen und Ohren peinigt. Oben darein muss man sich mit unaufhörlichen Schreib- und Druck-Fehlern quälen, so dass dem Frömmsten die Geduld vergeht. In der Vorrede und Zueignungsschrift (an Hn. O. H. P. *Reinhard*) findet man Perioden, die ganze Seiten wegnehmen, und wo die Vocabeln so wunderbar zusammengeheftet sind, dass man den Sinn gar nicht finden kann. Wären sie nicht so lang: so würde Rec. einen solchen Perioden hieher zu tragen versuchen. Doch wird man wohl an einigen kürzern sich begnügen, die aber bey weitem nicht so bezeichnend sind. S. 37: *Je les avais seulement appercus, me voilà environné de plusieurs hommes à cheval, faisant semblant de prendre mes bottes. Sur le champs je les haranguais d'autant qu'il fit à mon pouvoir, pour faire connaître qu'il serait bien cruel de débotter sur le grand chemin un homme dont la froide vieillesse commence à glacer le sang. Au déclundu même jour voiant faire une fosse dans le gardin de mon voisin, je demandais: à quoi ce soit? Ce n'est que pour enterrer des prommes de terre, reprit le laboureur. Il-y-avoit trois jours d'après lors qu'il me revint qu'on eut et déterré et vuidé un coffre.* Auch französische Verse macht Hr. *H.* Man bemerkt daraus seine schöne Aussprache und Scansion. S. 51.

Et quel est des mortels le plus considérable?
C'est le plus vertueux, c'est le moins foible (mo-eng fo-abel).

Was übrigens der auf dem Titelblatte befindliche Patriot für ein Mann sey, und was sonst für Wissenswürdigkeiten in dem Buche stehen, kann Rec. nach den angeführten Umständen nicht berichten. Ein abscheulich geschriebenes französisches Buch wird kein Leser haben wollen; sollte es aber auch im Deutschen vorhanden seyn: so wird wohl ein anderer Recensent den Inhalt mit der Zeit bekannt machen.

Dvl.

Riga, b. Hartmann: *Pandora* (,) ein Lebensgemälde, Von *Vetter*. 1810. 188 S. 8. (18 Gr.)

Schwerlich ist der Vf. mit seinem Rec. zufrieden; nicht einmal zum Leser hat er ihn wahrscheinlich gewollt. Denn „er schreibt nicht für kluge Menschen," diese Ehre könnte sich Rec. allenfalls verbitten, sondern „für Menschen, die es tief empfinden, dass nur die Stimme der Vernunft, wenn sie Empfindung heisst, des Lebens rauheren Ton wie einen mildern Geist vorüberführe." Möglich wär' es, dass sich Rec. als einen solchen legitimiren könnte; bis jetzt ist es ihm freylich nicht gelungen, aus jenen Worten, nach irgend einer Regel einer gesunden Hermeneutik, einen Sinn herzudeuten, nach welchem er dem Begehren des Vfs. entsprechen würde. Es muss daher fürs Erste noch ungewiss bleiben; besonders, da man nicht entscheiden kann, ob Hr. *V.*, oder ein gewisser Eduard, der in dem ganzen Buche sich als die schreibende Person aufstellt, und seine eigenen Begebenheiten erzählt, der ekle Wähler seiner Leser ist. Dieser Eduard ist ein milzsüchtiger, überspannter, wüthender Mensch, der nach Petersburg reiset, die Klöster, Kirchen, Stiftungen, Paläste, und einige Umgebungen der grossen Stadt betrachtet, von Kunst und Natur, Leben und Tod durch einander schwatzt, eine Adelhaide findet, die Braut seines Freundes Albert, an welchen er alle die Briefe schreibt, welche den Stoff des Buchs ausmachen, sich in sie verliebt, sie schwächt, am Ende heirathet, und kurz darauf sterben sieht. Ein so widriger, leidenschaftlicher Thor gewinnt uns nicht die mindeste Theilnahme ab; wir haben weder Mitleid mit seinem selbstverschuldeten Unglücke, nach Achtung für seine Bemerkungen. Diese sind theils trivial, theils schwülstig geäussert. Er möchte gern Shakspeare und Jean Paul vor den Karren seines Unsinns spannen. Man wird Beweise von uns fodern; man sey aber mit wenigen zufrieden. Nach S. 39 wird er in einer Gasse in Petersburg „umtost von einem chaotischen Freudengewühl, in dem man den eigentlichen Holzschnitt des Lebens, eben so zweckwidrig als mühsam, zu illuminiren sich bestrebt." S. 113 sagt er: Was ist des Menschen Leben? Ein Schatten des Traumes von Nichtseyn ist es." Und S. 131: „Das Leben ist ein schöner Traum, aber dieser Traum ist Täuschung, und es ist ein Unglück, dass nur die Täuschung desselben Wirklichkeit ist." Seine Erzählungsart ist originell, z. B. S. 85. „Schon haben mich die eigennützigen Miethpferde — der Eigennutz geht aber, wie sich von selbst versteht, auf die Miethe, und die Miethe auf die antreibenden, — denn was geht nicht überall so in der Welt? — immer zuhauenden Menschen derselben — ab und davon getragen." In der Geschichte hat er sich fein umgesehen, nach S. 89. „Von dem unsterblichen Suvarow geht man an den Stadien der Erinnerung bis zu dem Zeitpunct zurück, wo Russland es war, welches den einstürmenden Turkestanen den Besitz des ganzen Europa entriss." Wie hat sich nur Hr. *V.* mit diesem Wicht einlassen, seinen Briefträger abgeben, und solch Gesudel mit dem Namen *Pandora* belegen mögen?

Wst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Jena u. Leipzig, b. Frommann: *Theodor Arnolds englische Grammatik.* Mit vielen Übungsstücken. Zwölfte Auflage, ganz umgearbeitet und sehr vermehrt von Dr. *Joh. Anton Fahrenkrüger*, Herausgeber des *baileyschen* Wörterbuchs. 1809. VIII u. 486 S. 8. (1 Rthlr.)

Wären wir nicht schon durch so manche Erscheinung der nämlichen Art daran gewöhnt worden, zu sehen, dass das Mittelmässige, um nicht zu sagen das Schlechte, bey der Mehrheit meistens den Vorzug erhält: so müsste es uns in Erstaunen setzen, dass die *arnoldsche* Grammatik, die nach des neuen Herausgebers Bemerkung schon im Jahr 1718 englisch, und 1736 unter dem Titel: *Grammatica Anglicana concentrata*, deutsch herauskam, in ihrer ehemaligen Gestalt eilf Ausgaben hat erleben können. Jetzt finden wir sie in Ansehung der Orthoepie ganz umgestaltet, und in Hinsicht der übrigen Theile der Grammatik sehr verändert. Unwillkührlich drängte sich dabey dem Rec. die Erinnerung an eine von einem Engländer ererbte Kutsche auf, die dieser zum ewigen Andenken des Erblassers sich erhalten wollte. Im Laufe der Zeit musste er nun erst das Gestell, nachher den Kasten neu machen lassen, und behauptete doch noch immer, im Besitz der ererbten Kutsche zu seyn.

Über die getroffenen Veränderungen scheint es am zuträglichsten, den Herausgeber selbst Rechenschaft geben zu lassen. „*Arnold*, sagt er S. IV der Vorrede, oder einer seiner späteren Verbesserer, hatte den ersten Theil seiner Grammatik in fünf Capitel getheilt, deren erstem die Pronunciation, dem zweyten die Prosodie, und dem fünften die Orthographie zugewiesen war.“ — Diese Eintheilung, bemerkt er darauf, sey seltsam, indem die Prosodie, die nach *Arnold* nichts als die Lehre vom Accent sey, mit der Lehre von der Aussprache verschmelzt werden müsse, und sich von der Orthographie des Englischen wenig in sich Bestehendes, wenig Systematisches sagen lasse. — „Ich habe deswegen, heisst es dann weiter, *Arnolds* erstes, zweytes und fünftes Capitel in mein erstes zusammengedrängt, und demselben die englische Orthoepie und Orthographie zum Inhalte gegeben, wobey die Lehre vom Accent, als unmittelbar mit jener verbunden, vorkömmt. *Wagners* Anweisung habe ich, wie auch S. 2 angezeigt worden, mehr dabey brauchen müssen, als mir selber lieb war. Ich bin ihm aber immer mit spähender Kritik gefolgt; dass ich ihn oft wörtlich habe abschreiben müssen, davon liegt die Ursache an ihm, nicht an mir. Warum hat er ein so vortreffliches Buch geschrieben, dass selbst mein Egoismus daran scheitern musste? Einige Vorbegriffe von der englischen Metrik kommen in meinem vierten Capitel vor: es ist ganz von mir. Mehr Ausdehnung durfte ich ihnen hier nicht geben, Anfänger bekümmern sich um solche Dinge nicht. Im zweyten Capitel habe ich die Etymologie nach meiner Art behandelt. — Das vierte Capitel von der Syntaxis ist nicht ganz neu, hat aber viele Zusätze und Verbesserungen erhalten. Ein Anfänger wird darin so viel finden, als er zu seinem Zwecke braucht. Wer darüber hinausgekommen ist, muss sich in einer Grammatik für Geübte, die das Sprachstudium zu ihrem Hauptaugenmerk machen, weiter Raths erholen. Die beste derer, die ich kenne, ist die vollständige Sprachlehre für die Deutschen vom Hn. Pr. *K. F. Ch. Wagner*, Braunschweig 1802.“

So weit Hr. *F.*, dem es zur Ehre gereicht, dass er die Quelle nicht verschwiegen hat, aus welcher die vorzüglichsten Verbesserungen, wodurch diese neue Ausgabe sich auszeichnet, geflossen sind. Da die Umarbeitung vorzüglich den Theil betrifft, worin über die Aussprache des Englischen Aufschluss gegeben wird: so muss dieser nothwendig am meisten unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Hier möchte es nun wieder Hauptpflicht scheinen, die Puncte näher zu beleuchten, worin Hr. *F.* von den in *Wagners* Anweisung aufgestellten Regeln abgewichen ist; um indess Weitläuftigkeit zu vermeiden, wollen wir im Ganzen gleich Alles so nehmen, wie es ist, und zeigen, dass Manches der Berichtigung bedarf, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob die Kritik Hn. *F.* allein, oder seinen Vorgänger *Wagner* mit trifft: nur hie und da behalten wir uns vor, einen Wink darüber zu geben, ob aus jenen Abweichungen eine Verbesserung oder ein Fehler entsprungen ist. Die Autorität, worauf sich Rec. jedesmal stützt, ist *Walker's Pronouncing Dictionary*, jedoch nur nach der ersten Ausgabe, da er der auch für die Literatur verderblichen Zeitumstände wegen der neuesten nicht hat habhaft werden können.

Überraschend war es für Rec., zu finden (S. 6), dass Hr. *F.* noch von einem *Acutus* und *Gravis* redet, durch welche Zersplitterung des Accentes die Vorstellung von dem Wesen desselben durchaus verwirrt und unrichtig werden muss. Es giebt im Englischen, wie in jeder anderen Sprache, nur Einen Accent (s. *Wagners* Lehre vom Accent der griechischen Spra-

che); daſs die Dehnung oder Schärfung des Vocals aber nicht unmittelbar vom Accent abhange, erhellet schon daraus, daſs die Dehnung sogar in einer accentlosen Sylbe zuweilen Statt findet, wie in *ídea, ídentity, supíne, hydrómeter* (welches über die analoge Erscheinung im Griechischen viel Licht verbreiten kann, worauf *Wagner* in dem erwähnten Werke aufmerksam zu machen versäumt hat). — Zu S. 6. Z. 7 macht Hr. *F.* den Zusatz: „das *u* will fich auch hier nicht fügen"; dem widersprechen aber z. B. *study, ducat, punish.* — S. 7. A. 1 *Vary* gehört nicht hieher; es lautet das *a* in diesem Worte des nachfolgenden *r* wegen wie *äh.* — Unter a) fehlt *adept;* und in *blazon* lautet das *a* nach *Walker* wie *eh.* — Statt *tabit*, welcher Druckfehler *Wagnern* nachgeschrieben worden ist, l. *tabid.* — Zu S. 8, 2, c) gehören, auch nach *Walker* und *Narer*, noch *gape* und *agape*, in denen das *a* wie in *far* lautet. — S. 8, 2, c) ist auch die tonlose Endsylbe *ace* zu rechnen, worin nach *Walker* das *a* beynahe den geschärften Laut des *u* hat; auch hätte nicht unbemerkt bleiben dürfen, daſs die Endung *ate* in den Verbis einen gedehnteren Laut hat, als in den Substantivis und Adjectivis. — S. 8, 7 fehlt *patriarch*, worin das *a* der ersten Sylbe nach *Walker* gedehnt wird (wie auch S. 10, 2, b) bemerkt worden ist). Es können indeſs die hier aufgestellten Ausnahmen meistens unter a) gebracht, und dieser Regel selbst kann mehr Faſslichkeit gegeben werden, wenn man sie so aufstellt, daſs das betonte *a*, welches eine Sylbe schlieſst, vor den Endungen gedehnt werde, in welchen *ia, io* oder *eou* vorkömmt; ja es kann diese Regel sogar zu einer allgemeinen, für alle Vocale, das *i* allein ausgenommen, geltenden erhoben werden, von denen sich nur wenige Ausnahmen finden, und zwar in Hinsicht des *a* nur *batalion.* — S. 12. *ae.* In *aetites* und *phaenomenon* bezeichnet *Walker* nach Gründen der Analogie den Laut des *ae* mit *ih.* — S. 13, *au*, 1. Das *au* in *maundy* und *maunder* wie das *a* in *call* auszusprechen, tadelt *Walker.* — Wie *oh* lautet es auch in *roquelaure.* — S. 15, 4. Hier hat Hr. *F.* mit Recht verschiedene von *Wagner* aufgeführte, nicht hieher gehörige Wörter weggelassen; aber warum auch *deviate?* Und wie kömmt *tester* hieher? — In diesem *tester*, so wie auch in *yert*, lautet das *e* nicht, wie S. 16. c) behauptet wird, wie *ih*, sondern nach *Walker* wie das geschärfte *e.* — Die Regel S. 15, 3 kann weit kürzer gefaſst, und eine groſse Anzahl der unter 4 einzeln aufgestellten Wörter mit unter dieselbe gebracht werden, wenn die schon oben angeführte Bemerkung benutzt wird, daſs das *e* seinen gedehnten Laut vor den Endungen hat, in denen *ia, io* oder *eou* vorkömmt. Die einzige Ausnahme macht hier *discretion.* — Sehr richtig ist die S. 17 unter 1, d) aufgestellte Bemerkung in Hinsicht der aus dem Griechischen entlehnten Wörter auf *ele*, die bey *Wagner* fehlt. — S. 19. *Quean* gehört nach *Walker* nicht zu den Ausnahmen, sondern das *ea* hat in diesem Worte den Laut *ih.* — Ebendaselbst fehlen unter den mit *already* anhebenden, einzeln aufgestellten Wörtern mehrere, die *Wagner* in seiner Sprachlehre S. 15 schon nachgetragen hat.

Doch genug, um zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit Rec. diesen Theil der umgearbeiteten *arnoldschen* Sprachlehre durchgegangen ist. Aus dem, was darüber beygebracht worden, erhellet, daſs Hr. *F.* einige von *Wagnern* aufgestellte Regeln berichtigt hat; es finden sich dagegen aber auch Abweichungen (denn unter den gerügten Puncten sind mehrere, die dahin gehören), welche nicht Statt finden können. Manche Regel erwartet noch die bessernde Hand. Weiter als *Wagner* ist Hr. *F.* überhaupt nicht gegangen, welches schon aus dem Umstande erhellet, daſs hier, so wie in allen übrigen englischen Sprachlehren, durchaus nichts von dem Einflusse gesagt worden ist, welchen der Nebenaccent auf die Aussprache hat, ungeachtet dieser Punct schon verschiedene Male von Rec. in Anregung gebracht worden ist.

Den übrigen Theil der Sprachlehre sichten zu wollen, wäre unbillig. Hr. *F.* hat verändert und gebessert, so viel verändert und gebessert werden konnte, ohne das Ganze umzuschmelzen. Indeſs ist es doch noch eine Frage, ob dieses nicht bey einzelnen Theilen zweckmäſsiger gewesen wäre. Gewiſs würden wir dann nicht S. 171 das *Gerundium* noch erwähnt finden, welches, auch so genommen, wie es hier geschehen ist, die Lehrlinge nothwendig verwirren muſs. Wie konnte Hr. *F.* aber ebendaselbst noch die Regel aufstellen, daſs *to avoid, forbear, attempt* u. s. w. die Wörter seyen, nach denen statt des Infinitivs das Particip gebraucht werde, da es ihm nicht unbekannt seyn kann, was *Wagner* in seiner Sprachlehre S. 245 über diesen Punct gesagt hat? Auch ist es nicht zur Bequemlichkeit des Sprechens, wie S. 172 behauptet wird, daſs manche Participien auf *ing* eine passive Bedeutung annehmen, sondern es liegt der Grund davon durchaus in dem Genius der englischen Sprache, welches *Lowth* übersehen, Rec. aber an einem anderen Orte ausführlich gezeigt hat.

Der Aufmerksamkeit des Hn. *F.* ist gleichfalls der praktische Theil der *arnoldschen* Sprachlehre nicht entgangen. Das Vocabularium hat er beybehalten, weil in mancher Schule daraus memorirt wird. (Ist aber ein *solches* Memoriren wohl zweckmäſsig?) Weggestrichen und zugesetzt hat er nicht viel. Der kurzen Redensarten und Formeln sind bey ihm weniger, als in den älteren Ausgaben; sie sind lediglich für den Anfänger. Die Anzahl der Anglicismen hat er vergröſsert. Die Gespräche und Dialogen der vorigen Ausgaben sind wegen der veralteten Ideen und Wendungen mit zweckmäſsigeren vertauscht worden. Diesen folgen Scenen aus englischen Lustspielen. Auf die beybehaltenen Sprichwörter und Anekdoten kommen Proben englischen Stils in musterhaften Aufsätzen; und das Ganze beschlieſsen Übungen zum Übersetzen ins Englische, so daſs auf 30 Bogen so viel zusammgedrängt worden ist, als möglicher Weise geschehen konnte. Schade nur, daſs die Unvollständigkeit des syntaktischen Theils, und der völlige Mangel einer philosophischen Ansicht und

Überſicht des Ganzen, welches aber, wie ſchon bemerkt worden iſt, dem gegenwärtigen Herausgeber nicht zur Laſt gelegt werden darf, Urſache iſt, daſs für gute Köpfe dieſe Sprachlehre doch immer untauglich bleibt! Rw.

Berlin u. Leipzig, b. Salfeld: *Novelle morali di Franceſco Soave C. R. S.* Ad uſo de giovani ſtudioſi della lingua Italiana arrichite di ſottopoſte note Tedeſche ſpieganti i paſſi, le parole difficili e le regole grammaticali, e d'accenti indicanti la pronuncia di tutte le parole dubbie, da *C. A. Frittellieri*, Maeſtro di lingua Italiana e Franceſe. Parte prima. 1810. XII und 318 S. 8. (21 gr.)

Die Novellen des Pater *Soave*, deren dieſer erſte Band 19 enthält, haben von der Akademie der Wiſſenſchaften in Padua den Preis erhalten, und ſind in Italien ſehr beliebt und in den Schulen häufig gebraucht. Auch in Deutſchland, wo man der Kinderſchriften ſo unendlich viel mehr hat, als dort, würden ſie unter dieſen eine der erſten Stellen einnehmen. Der Inhalt iſt nicht aus dem Kinderleben ſelbſt genommen, ſondern bezieht ſich auf ſpätere Verhältniſſe, beſonders des Jünglingsalters, für die er richtige Anſichten und Regeln frühzeitig einzuprägen ſucht, was ſich mehr lohnt und zugleich anziehender für Kinder iſt. Die Novellen ſind zum Theil aus dem wirklichen Leben, theils aus der Geſchichte geſchöpft, theils mit etwas Wunderbarem verſetzt, durch Local und Perſonagen ſehr abwechſelnd, und das Intereſſante iſt darin mit dem Lehrzweck im Ganzen glücklich verknüpft. Die Sprache iſt die gebildetſte italiäniſche, dem Gegenſtand angepaſst, leicht, aber gewählt, reich, anmuthig und ausdrucksvoll, zierlich und ungeſucht, anziehender, als ſich die unſerige für ſolchen Stoff behandeln lieſse. Der Vf., obwohl Kloſtergeiſtlicher, gehört zu den beſſeren Schriftſtellern Italiens in Verſen und Proſa. Der Herausgeber hat alſo für die Italiäniſch lernende Jugend durch dieſe Ausgabe des Werkchens, die mit ſeltner Correctheit gedruckt iſt, ſehr wohl geſorgt. Die Accente hätten bey einem groſsen Theil der Worte, wo ſie ſich nicht verfehlen oder aus leichten Regeln herleiten laſſen, geſpart werden können, und eben ſo gut die deutſchen Wörter und Phraſen unter dem Text. Denn das Wörterbuch machen ſie durchaus nicht entbehrlich, und mehr als jedes Wörterbuch geben ſie nicht. Das Lernen müſste ſehr läſſig und ſonderbar betrieben werden, für welches dieſe in vielen ähnlichen Büchern angebrachte Art von Noten von Werth ſeyn ſollte. W.

Dresden, b. Arnold, u. Paris u. Strasburg, b. Treuttel u. Würtz: *Franzöſiſch-deutſches und deutſch-franzöſiſches Handwörterbuch aller Kunſtausdrücke in der Kriegswiſſenſchaft* u. ſ. w., ein Taſchenbuch für Officiere, von *J. G. Hoyer*, königl. ſächſiſch. Pontonnier-Hauptmann. 1808. 200 S. 8. (1 Rthlr.) Auch unter dem Titel: *Dictionnaire portatif françois-allemand et allemand-françois, contenant tous les termes techniques de l'art militaire etc.*

Zu unſeren Zeiten war ein Wörterbuch dieſer Art ſo höchſt unentbehrlich, daſs man ſich wundern muſs, wie es ſo lange daran gefehlt haben kann. Bey der Anweſenheit ſo vieler franzöſiſcher Truppen in Deutſchland, und der Verbindung der beiderſeitigen Kriegsheere, war es mehrere Jahre lang ſchon nöthig, daſs ſich die Officiere beider Nationen in wiſſenſchaftlicher Hinſicht einander verſtanden, um gemeinſchaftlich agiren, und jeden Miſsverſtand hemmen zu können. Nur ein Mann vom Fache konnte hier zu Hülfe kommen, und Hr. *H.* verdient den Dank aller Kriegsbeamten, daſs er dieſe Lücke ausgefüllt hat. Seine Sammlung iſt reichhaltig und ausführlich genug für einen Mann von Geſchäft, der in einer von beiden Sprachen nicht allein die Ausdrücke hinreichend kennt, ſondern auch ihre Anwendung zu beſtimmen weiſs. Denn dieſes Buch ſoll nur ein Hülfsmittel für das Bedürfniſs des Augenblicks ſeyn. Wo noch Unwiſſenheit über dieſe Gegenſtände herrſcht, da verweiſet Hr. *H.* in der Vorrede auf einige Schriften, wo ſich Erläuterungen darüber finden. Das franz. Alphabet nimmt 108, das deutſche 92 Seiten ein. Da die Kriegswiſſenſchaft mehrere andere zu Hülfe nimmt; ſo hat der Vf. bey ſcientiven Wörtern die Wiſſenſchaft mit abbreviirten Zeichen beygefügt, woraus ſie entlehnt ſind; als Art. (Artillerie), Fort. (Fortification), Tact. (Taktik) u. ſ. w. So kommt das deutſche Wort *Abſchied* in der Taktik vor, und wird durch *Dimission* überſetzt. In der franzöſiſch-deutſchen Abtheilung findet ſich *Dimission* nicht, wohl aber *Congé*, durch *Abſchied* gegeben. Immer alſo correſpondiren beide Abtheilungen nicht; bey einer neuen Auflage wird dieſs zu verbeſſern ſeyn. Fühlbaren Mangel an gebräuchlichen Wörtern ſollte auch ein kleines Handlexikon nicht haben. Rec. hat *Cadre*, *cerner*, *tirailler*, vergeblich darin aufgeſucht. *Cadre* aus der Bergbaukunde, als Brunnenrahmen, iſt zwar da; wenn man aber in den Zeitungen oft von dem *Cadre* einer Armee lieſt: ſo wünſcht man dieſs doch auch durch ein deutſches Wort erklärt. Dvl.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Wien, b. Beck u. Schalbacher: Ἑρμῆς ὁ λόγιος, ἢ Φιλολογικαὶ Ἀγγελιαί. Ἰανουάριος. 1811. (Ἡ τιμὴ τούτου ἐστὶ 7½ Γρόσια τῆς Κωνσταντινουπόλεως διὰ ἓν Ἑξάμηνον, 15 Γρόσια, διὰ ἕνα ὁλόκληρον Χρόνον.) Dieſs iſt der Umſchlag. Auf dem Titel ſteht: Ἑρ. ὁ λ. ἢ Φ. Αγ. ὑπὸ Ἀνθίμου Γαζῆ ἐκδιδόμεναι. Περίοδος Α. Ἐν Βιέννῃ τῆς Ἀουστρίας, ἐκ τῆς τυπογραφίας τοῦ Ἰω. Βαρθολ. Βεκίου πρώην Βενδωτοῦ. 1811.

Der Anfang eines wichtigen Unternehmens zur Aufklärung der griechiſchen Nation, von dem unermüdeten patriotiſchen Archimandriten *Anthimus Gaza*. Eine Monatsſchrift, wovon jedes Stück aus 2 Bogen beſtehen ſoll. Sie verdankt ihre Entſtehung gro-

ssentheils der gelehrten Gesellschaft zu Bucharest, mit dem dasigen Lyceum verbunden, von welchem hernach wieder die Rede seyn wird. Ihr Zweck ist, Notizen über alle Theile der Wissenschaften zu geben, Bemerkungen über die griechische Sprache, ihre Übereinstimmung im Ausdrucke mit der alten und ihre Eigenheiten, so wie Vorschläge zur Reinigung der neueren, mitzutheilen. Es sollen Nachrichten von neuen griechischen und ausländischen Schriften, welche auf griechische Literatur sich beziehen, ingleichen von neuen Erfindungen in Wissenschaften und Künsten, endlich Bemerkungen über Archäologie, Geographie, Geschichte, Chronologie, Ökonomie u. s. w. gegeben werden. Am Ende der Ankündigung folgt ein Aufruf des Herausgebers an seine Landsleute, ihn mit Beyträgen und mit Bemerkungen über Geographie, Astronomie, Naturgeschichte, Archäologie, über alte im Lande übrig gebliebene Inschriften, Münzen, Handschriften, über die Lage der alten Städte u. s. w. zu unterstützen. Wenn sein billiger Wunsch erfüllt wird: so wird diese Zeitschrift auch den deutschen Philologen erspriessliche Dienste leisten, und gewiss auch von dieser Seite Unterstützung finden. An ein Unternehmen, welches unter solchen Umständen beginnt, darf man im Anfange keine grossen Ansprüche und Foderungen machen, weil alles Gedeihen von der Vereinigung mehrerer Theilnehmer abhängt. Aber selbst diese 2 ersten Bogen haben gewiss in manchen Artikeln für den Beobachter des allgemeinen Gangs der Cultur in Europa ein grosses Interesse. Das erste Blatt hebt mit einer Nachricht aus Bucharest vom 29 Jul. 1810 von dem dortigen Lyceum an. Der von der heiligen Synode zu Petersburg im May desselben Jahrs dahin versetzte Metropolit *Ignatius*, vorher Metropolit zu Arta, hat das dortige Lyceum aus den Ruinen wieder hergestellt, Lehrer in den verschiedenen Lehrgegenständen angestellt. Es befanden sich im Julius über 250 Schüler daselbst. Diese sucht er durch gewählte Bücherprämien, so wie die Lehrer durch andere Geschenke, z. B. von Uhren, zu ermuntern. Zugleich hat er einen Verein der gelehrtesten Männer aus allen Ständen zum Besten der Wissenschaften und zur Verbesserung der Muttersprache gestiftet. Er hielt am 22 Julius v. J. seine erste Sitzung, und wählte zu seinem Präses den edeln Wlachen *Gregorius Bragkobanos*, bekannt durch eine Übersetzung der Geschichte der Philosophie, auf eigene Kosten gedruckt. Die Anrede, welche der würdige Metropolit bey Eröffnung des Lyceums hielt, steht hier dem wesentlichen Inhalte nach abgedruckt.

Dann folgen Nachrichten von einem 1804 zu Constantinopel gestifteten Gymnasium; von einem anderen zu Κυδωνιαὶ in Kleinasien, den Hundert-Inseln (jetzt Μοσχόνησοι genannt) gegenüber; von einem dritten zu Chios. Auch sollen jetzt dergleichen Lehranstalten zu Smyrna und Thessalonich eingerichtet werden. Das vor längerer Zeit zu Joannina errichtete Gymnasium haben jetzt die Gebrüder Ζωσιμάδαι hinlänglich dotirt. Beym Unterrichte werden theils geschriebene Lehrbücher, theils gedruckte gebraucht. Bey dieser Gelegenheit giebt der Herausgeber ein Verzeichniss aller der aus verschiedenen Sprachen ins Neugriechische übersetzten Lehrbücher von S. 10—13. Hierauf folgt unter der Aufschrift: Ἀρχαιολογία, ein Aufsatz über die älteste Geschichte der Griechen, welcher im zweyten Blatte fortgesetzt wird. Dieses hebt mit dem Lobe des Hn. *Ad. Coray* in Paris an, und zählt alle seine Schriften und seine Verdienste um die Aufklärung der griechischen Nation auf. Seine Theilnahme an der französischen Ausgabe des Strabo wird hier nicht erwähnt. Dann eine Notiz, wie sie in Constantinopel von einem Neugriechen in einem gedruckten Blatte gegeben worden ist, von einer griechischen Paraphrase des Homer, welche man in den Überbleibseln der Bibliothek des gelehrten *Alex. Maurokordatus* in einer alten Handschrift aus dem 12 Jahrhunderte gefunden hat, und herauszugeben gesonnen ist. Hier steht S. 20 eine Probe aus den ersten 7 Versen des fünften Buchs der Iliade eingerückt. Hr. *A. Gazes* widerräth den Druck, und verbreitet sich bey Gelegenheit über andere noch ungedruckte Paraphrasen des Homer, deren Nutzen er sehr herabsetzt; S. 25 ein eifernder Aufsatz und Recension eines zu Moskaw 1808 gedruckten griechischen Wörterbuchs, dessen Unwerth deutlich dargethan wird. Der letzte Artikel Περίεργα enthält die Nachricht von einer in Paris auf dem Palais-royal aufgestellten Kanone, welche, durch einen Brennspiegel gezündet, mit einem Schusse den Mittag verkündiget.

Möchte doch der Eifer des Herausgebers sich allen Mitgliedern der griechischen Nation mittheilen! Dann würden die Früchte desselben nicht allein der Nation selbst heilsam und ehrenvoll seyn, sondern auch gewiss aller Gelehrten in Europa Aufmerksamkeit und Dank verdienen. Die Musen werden freudig in ihr altes Vaterland zurückkehren, und ihre Verehrer mit geistigem Segen überschütten, und bald vor allen ihren Nachbarn auszeichnen.

S. P. F.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig u. *Elberfeld*, b. Büschler: *Ist es rathsam, die niederen Volksclassen aufzuklären? und: wie muss diese Aufklärung seyn?* von *Johann Ludwig Ewald*. Vermehrte Auflage. 1811. XVI u. 287 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (Die erste Auflage ist laut der Vorrede bereits 1799 erschienen.)

Leipzig, b. Cnobloch: *Wörterbuch zu Jean Pauls Levana oder Erziehungslehre*. Ein nothwendiges Hülfsbuch für alle, welche diese Schrift mit Nutzen lesen wollen, von *Karl Reinhold*. Neue wohlfeile Ausgabe. 1811. XII u. 159 S. 8. (S. d. Rec. Jahrg. 1809. No. 176.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JULIUS, 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Reclam: *Predigten* von *Johann Schulze* (Prof. am Gymnasium zu Weimar). 1810. XXVIII und 400 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Dem Vf. ist (laut der Vorrede S. VIII) eine gute vollendete Predigt das Schönste und Höchste, was ein Mensch erringen kann. Dass dieses ernstlich gemeint sey, und dass er mit edler Anstrengung nach einem solchen Ziele strebte, wird die weitere Betrachtung lehren. Er macht es uns dadurch zur Pflicht, an diese Predigten einen höheren Massstab zu legen, als an andere gelegt werden kann und darf. Wir wünschen, dass man in diesem Sinne die nachfolgenden Bemerkungen betrachte.

Daher, ohne jetzt mit ihm zu streiten über das, was er von dem Verhältniss des Redners zu seiner Rede sagt, und dass nur, wer das Leben des ersteren mit seiner Eigenthümlichkeit kenne, zu einer klaren Anschauung der letzteren gelangen könne, über das, was er, ziemlich dunkel, über das Besondere und Allgemeine bey einer Rede sagt (S. X. XII), kommen wir geradezu auf den Grundsatz des Redners, *dass jede Rede christlich seyn müsse* (S. XII). Da aber ein solcher Grundsatz in unseren Tagen in verschiedenartigem Sinne genommen werden kann: so müssen wir zu den Predigten selbst gehen, um zu einem sicheren Urtheil zu gelangen. Wir heben eine Stelle aus der 7 Predigt aus. „Seiner (Christi), den Geist verherrlichenden und das Gemüth verklärenden Lehre, heisst es dort S. 280, verdankt die Menschheit ihre Auferstehung aus dem nächtlichen Grabe und die süsse Zuversicht, dass ein guter Vater, ein Gott des Friedens und der Liebe, welcher die Menschen, seine Kinder, gnadenvoll trägt und erhält, *dem Weltall einwohnt*, dass die Menschheit, *da der Sohn des Ewigen in ihrer Gestalt* als Bote einer unzerstörbaren Freude *auf unserer Erde erschienen*, und eine *Erlösung* für alle Zeiten gefunden, hinfort nicht sterben, sondern, ihr innerstes Leben immer kräftiger erfassend und darstellend, sich dem Urbilde nähern, dass endlich jeder einzelne *durch den Sohn zum Vater gelangen*, jeden unglücklichen Streit zwischen dem *Zeitlichen und Ewigen*, zwischen der *Erscheinung und dem Wesen* aufheben, seine ursprüngliche Natur wieder erringen, und an dem Urquell alles Lebens und Seyns kosten werde die namenlose Seligkeit derer, welche, versöhnt mit sich und der Welt, die Gottheit anbeten im Geist und in der Wahrheit." — Schwerlich wird Jemand verkennen, in welchem Geiste diese Worte gesprochen sind. Die Philosophie, wie sie in unseren Tagen dargestellt ist, tritt hier, eingekleidet in das Gewand des Christenthums, auf; sie hat sich nicht einmal von ihren eigenthümlichen Ausdrücken losmachen können. Diess Urtheil zu bestätigen, braucht es nur eines Blickes auf jede Predigt, ja auf jedes Blatt. Es wird gesprochen, wie wenn wir in den Zeiten lebten, in welchen jedermann das Evangelium mit dem festesten Kinderglauben aufnahm. Dazwischen Ausdrücke, die an die Schule erinnern, ja geradezu uns in dieselbe hineinführen.

Nehmen wir hiezu den Inhalt der letzten Predigt, über die Natur des Protestantismus: so sind wir ganz im Klaren, wie der Vf. das Christenthum behandelt. Mit dieser Weise aber kann nicht jener alte Glauben an Christus bestehen. Denn der Glaube ist beschränkend, und so gelangt er nur zu seiner ersten Eigenschaft, zur Festigkeit. Es entsteht nunmehr die Frage: Ist denn die Zeit des Glaubens an Christus vorüber? — Und, wäre dieses der Fall, ist es heilsam, zu predigen, wie wenn der Glaube noch da wäre? — Verstehen wir unter dem Glauben an Christus den Glauben an den Sohn Gottes, der, vor der Welt existirend, da die Zeit erfüllet war, von einer Jungfrau auf Erden geboren ward, in welchem sich göttliche und menschliche Natur vereinigte, der auf Erden lehrte und wunderthätig heilte, der für die Sünden der Menschen sich zum Opfer gab, der starb, und nach dreyen Tagen auferstand und gen Himmel fuhr, dessen Leib und Blut wir noch heute im Brod und Wein des Abendmahls geniessen: so behaupten wir kühn: die Zeit dieses Glaubens ist vorüber für die, die durch den Geist der Zeit gebildet sind, vorüber bey der bey weitem grösseren Zahl der Protestanten, und was noch von ihm übrig seyn mag, erscheint diesen wie eine Reliquie aus ferner Zeit. Und was auch philosophirende Gottesgelehrte einwenden mögen, auch sie, bey ernstlicher Prüfung ihrer Gedanken, werden sich sagen müssen, was dort der wunderbare Mann, den sein Wissensdrang zu dem Höchsten und Tiefsten führte, da der festliche Klang der Orgel und die frommen Gesänge der Gemeinde ihn rührend an das Fest des Auferstandenen erinnerten:

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Oder ist das Glaube an Christus, dass man sich ihn als einen Menschen denke, der es zu einer hohen Vollkommenheit gebracht, der gute, moralische Leh-

ren gegeben habe unter manchem Unverständlichen der Schwärmerey? Oder dass, dass man in den Dogmen des Christenthums ewig wahre Ideen findet, in dem Geschichtlichen desselben eine heilige Poësie, in der jene Gedanken als in einer schönen, dem Geiste gefälligen Hülle erscheinen? — Dann sind wir auch Griechen und Indier, oder nur mehr Christen als Griechen und Indier; denn wer auf solches ausgeht, findet auch in dem Glauben jener Völker, was er sucht. — Wo die Vernunft sich nur an die Idee hält, und nicht gefangen wird durch das Wirkliche, das die Idee ausdrücken soll auf Erden, da ist kein Glaube an Christus, kein Christenthum.

Demnach: ist es gut, dass der Prediger, in dem jener alte Glaube nicht mehr ist, predige, als lebe er noch in ihm, als sey er noch heimisch in seiner Gemeinde? — Denn also wird gepredigt, und auch in dem Buche, das hier beurtheilt wird, gepredigt vor einer Gemeinde von Protestanten, die grösstentheils aus Gebildeten bestand. Sey es vergönnt, hier vorläufig einen anderen Punct zu berühren, der aber auch zu Beantwortung der aufgeworfenen Frage führen wird. — Betrachten wir die bedeutendsten Reden aus alter oder neuer Zeit: so werden wir, wie sie auch sonst sich unterscheiden mögen, in ihnen allen einen Kampf mit der Sprache wahrnehmen, der stärker ist, je kühner, je eigenthümlicher die Gedanken des Redners sind. Dieser Kampf ist natürlich. Der Gedanke, seiner Natur nach geistig, unbegrenzt, sucht einen Körper, ein fassliches Wort, das ihn darstelle; der Redner will sein Innerstes aufthun, damit es Anderen offenbar werde; das Unmöglichscheinende soll durch ein Mittel, aber ein irdisches Mittel, möglich gemacht werden. Daher die mannichfaltigen Weisen, das Unsichtbare, Geistige, sichtbar zu machen, die Darstellung durch Bilder und Symbole, das Schaffen neuer Wörter und ihre kühne Verbindung. Und das ist das Gute hierin: fühlt sich der Redende auch nicht befriedigt, findet er auch nie den ganz erschöpfenden Ausdruck seines Inneren — wo Kampf und Streit ist, da ist auch Leben, Leben, das sich mittheilt, und Leben erweckt. Im Kampf der Elemente ahnen wir auch die schöpferische Kraft und das unerforschliche Gesetz der Natur. Dürften wir als ausgemacht annehmen, dass dieses Ringen mit der Sprache (welches keinesweges zu formloser Hervorbringung zu führen braucht) ein Merkmal einer wahren Rede, die das Hohe, Übersinnliche zum Gegenstande hat, einer Mittheilung von Gedanken sey: so würde einer Rede, die sich ausschliessend, oder grösstentheils der Mittel bedient, zu der der wahre Redner nur im Drange seiner Kraft seine Zuflucht nimmt, des Bildes, des Symbols und anderer, manches zur Lebendigkeit Wesentliche abgehn. Freylich, leicht ist es, den Kampf vermeidend, sich in einer gegebenen Form zu bewegen; aber die eigentlich schaffende Kraft ist nicht da, und ohne diese ist kein Leben. — Hat nun schon die Rede, wenn sie ganz, oder grossentheils aus Elementen besteht, wie die genannten, nicht die wahre Kraft: um so mehr wird sie dieser entbehren, wenn sie Darstellungsmittel wählt, die nicht mehr allgemein verständlich sind, die der Redende in seinem Sinne nimmt, in einem anderen der Hörende. Wir sind hier auf den eigentlichen Punct gekommen.

Der Glaube an die christlichen Dogmen, wie wir sahen, ist bey den Meisten hin; sie sind der Philosophie anheim gefallen, und wo diese Dogmen erweckt, ist es nicht zum Leben. Was aber wird der Hörer in den Dogmen finden, die der Prediger vorträgt, der in ihnen seine Philosophie ausgedrückt findet, der an ihre Wirklichkeit nicht glaubt? — Der in dem oben angenommenen Sinne des Wortes Aufgeklärte, der Gedankenlose, versteht sie nicht, und lacht ihrer; sie haben nicht die Kraft, mit treffender, eigenthümlicher Gewalt Gedanken zu erwecken und zu beleben. Dem Denkenden sind sie nicht fruchtbar; er will, was er denkt, oder ahnet, nicht in Hüllen; ihm ist's nur erfreulich, wenn durch einen Anderen die Wahrheit in neuer, eigenthümlicher Gestalt ihm vor die Seele tritt. Der fromme Christ, der mit Treue und festem Glauben an der Religion seiner Väter hängt, ist der Betrogene. Nicht das Herz seines Hirten thut sich ihm auf; er würde die Kirche verlassen, wenn er ahnte, was es ist, das ihm von heiliger Stätte geboten wird.

Scheint dieses Letztere zu hart und strenge gesprochen: der Wahrheitsliebende, wenn er selbst auch in jenem Sinne gepredigt hat, wird die Wahrheit desselben erkennen. Setze er sich nur in eine Lage, wo er angeregt ist, aus der Fülle der Seele seine Religion zu verkünden und in Liebe zu sprechen, wie ihm's im Herzen ist: er wird seine Wahrheiten nicht in erborgte Gewänder hüllen; und sollte er nur stottern und stammeln — er wird muthig und ehrlich nach dem wahren Worte streben, das seine Gedanken zu erkennen giebt. Ist es vergönnt, wieder an jenen wunderbaren Mann zu erinnern, von dem oben die Rede war: er kannte auch jenen Glauben und die Deutung seiner Lehren. Aber da die Liebe zu ihm spricht: glaubst du an Gott? und: du hast kein Christenthum: da wird seine innerste Seele lebendig, und wir erkennen in seinen Worten die Wahrheit, obgleich er ihr keinen Namen zu geben weiss.

Und wird nicht, bey der genannten Weise, der Redner oft in den Fall kommen, inconsequent zu seyn als Christ, wenn er consequent ist nach seiner Philosophie? — Unsere Predigten geben uns manches Beyspiel. — Was denkt sich der gläubige fromme Christ bey der Erhörung des Gebets in Christi Namen? — Und wird er dem Prediger beystimmen, der Sätze aufstellt, die diesem Glauben nicht anpassen? —

Und so dürfen wir wohl, auch vor Beurtheilung der einzelnen vor uns liegenden Predigten, im Ganzen von ihnen behaupten, dass sie die volle Wirksamkeit auf eine Gemeinde nicht werden üben können. — Es ist aber noch auf Eines Rücksicht zu nehmen, das ist die Darstellungsweise solcher Gegenstände, die nicht unmittelbar in das Gebiet der christlichen

Dogmatik gehören. Auch hier finden wir statt einer Anschauung oft eine Ansicht, statt der lebendigen, in ihrer Wahrheit kräftigen und herrlichen Sache, glänzende, tönende Deutungen, die den Hörer leicht ergötzen und bestechen, aber nicht wahrhaft beleben. Es giebt viele Menschen, die lieber in Ahnungen leben als in der Klarheit. Sie ahnen, dass es etwas Höheres giebt als die Wirklichkeit, in der man nicht den Geist und das Leben erkennt; aber zu der Einsicht gelangt der Mensch schwerer, dass das Höhere sich allein durch die Wirklichkeit offenbart hat, und dass wir diese nicht zerstören, sondern in ihrer Wahrheit verstehen sollen, um jenes zu finden und anzuschauen.

Gehen wir zu einer einzelnen Predigt über, um das Gesagte deutlicher zu machen und in nähere Anwendung zu bringen; es sey die siebente, die überschrieben ist: *Das Weihnachtsfest ermuntert zur Kindschaft mit Gott* (S. 249).

Das Verhältniss, in welchem der Mensch sich zu seinem Schöpfer empfindet, wenn er, in Stunden der Andacht, seiner Kraft und seiner Beschränkung zugleich, seiner Abhängigkeit und seiner Freyheit sich bewusst wird, findet wohl keinen passenderen Namen als den der Kindschaft mit Gott; er wäre würdig, ein Hauptstück der Religion zu bezeichnen, auch wenn er nicht durch heilige Schriften und durch den Gebrauch vieler Zeiten und Völker geweihet wäre. Er benennt ein Gefühl, das der ganzen Menschheit gehört: denn der Schwächere empfindet in ihm jeglichen Trost, jegliche Hülfe, deren er bedarf; was liegt nicht alles in dem Namen Vater! — Und auch der Stärkere, wenn er gleich fest und muthig, seiner eigenen Kraft vertrauend, dasteht, wird inne, dass es Gottes Kraft ist, die ihn beseelt, und der Moment des höchsten, stolzesten Selbstbewusstseyns ist auch der der tiefsten Demuth; und was für schöne Tugenden den Menschen auf Erden leiten und beglücken, Glaube und Vertrauen und Hoffnung und Freude — sie alle sind im Geleite des schönen Verhältnisses der Kindschaft mit Gott.

In gutem Sinne hat daher Hr. *S.* die Kindschaft mit Gott zum Gegenstand seiner Betrachtung gewählt an einem Feste, das mehr als irgend eines durch seine Natur zur Freude stimmt. In einer solchen Stimmung wird es erst recht gefühlt, was es heisst, dass wir Gottes Kinder sind. Der Redner hat den Satz in seinem Werthe erkannt. Zum Beweis dafür heben wir eine Stelle aus. „Wer diesen Grad der Vollendung erreicht, heisst es S. 270 f., den treibt die heilige Glut der Liebe, die eigenthümliche Art, wie er die Gottheit erkannt hat und in seinem Inneren trägt, auch äusserlich durch sein Leben darzustellen, und in seinen Handlungen zu beurkunden, dass ihn der Geist Gottes beseelt, und dass er jeden persönlichen Willen der Creatur bezähmt und gebändigt. Denn wer sich der Kindschaft erfreut, der hat einsehen gelernt, dass die Beschlüsse des Einzelnen nur in dem Grade gut und heilig sind, als sie in Einklang stehen mit dem Willen des Ewigen. Weit entfernt von dem Geist der Finsterniss, welcher eigensüchtig nach Unabhängigkeit ringt, weil ihm das Gefühl der wahren Freyheit fehlt, setzt sich vielmehr der kindlich Gesinnte in die mannichfaltigsten Berührungen mit der Aussenwelt, bringt mit demüthiger Hingebung seine ganze Persönlichkeit zum Opfer, und knüpft immer neue, festere, schönere Bande, weil die Liebe nach Einigung mit dem Geliebten strebt; und weil er weiss, dass man die Gottheit nur in ihren Geschöpfen lieben und nur durch diese sich mit jener auch äusserlich einigen kann." Und so geht diese Schilderung tiefer in's Einzelne, und vollendet ein schönes Bild von dem, der zur Kindschaft mit Gott gelangt ist.

Diess ist der Hauptgedanke in der Predigt: und wer zweifelt, dass diese, so durchgeführt, wahrhaft erbaulich seyn werde? Wir haben aber noch die Form zu prüfen, in der sich dieser Gedanke kund thut.

Den Anfang der Predigt macht ein Gebet an den, „der seines eingebornen Sohnes nicht verschont, sondern ihn für uns Alle dahin gegeben hat." (S. 249). Wir sind hiemit zu der christlichen Anschauungsweise geführt und genöthigt. Der Redner setzt auch voraus, „wir gehören zu den Tausenden, welche ihren Hunger sättigen durch Christi nahrungsreiches Brod, und ihren Durst stillen durch seinen stärkenden Lebenswein" (S. 250). — Zu der Abhandlung werden wir dann durch eine Schilderung der Ehe geführt, die der Redner eine Verbindung von heiliger, geheimnissvoller Natur nennt (S. 251), wodurch zwey Menschen, um einen Ausdruck aus einer anderen Predigt zu entlehnen (S. 373), sich weihen zu Priestern der Natur, vor der der Mensch von unbestimmter, sich in die Unendlichkeit verlierender Sehnsucht bald hier, bald dorthin getrieben ward, nach deren Schliessung aber sich das Daseyn beschliesst, und beide Theile, durch und mit einander lebend und webend, in unzertrennlicher Verbindung voll süsser Eintracht und Liebe, Eine vollendete Menschengestalt bilden; aus der sich Kinder erzeugen, unschuldige, prophetische Wesen (S. 255), die als schöne Vermittler und stille Friedensstifter zwischen den ewig sich durchkreuzenden Leidenschaften der Menschen stehn.

Wie? durch eine solche Darstellung sollen die Menschen, die bis dahin die Bedeutung der Ehe nicht ahnten, reinere Gedanken von ihr fassen? — Und statt einer lebendigen Darstellung der Verbindung, von der vor allem das Glück der Sterblichen ausgeht, die zu segensreich ist, als dass sie der Mensch nicht unter die frühesten Stiftungen der Gottheit selbst hätte setzen sollen; statt des schönen, wahren Bildes von dem Manne, der in seiner Kraft dasteht, begierig zu wirken und zu schaffen; und sich eine Gehülfin wählt, die die sanfteren Gefühle seines Herzens mit ihm empfinde, und entschlossen ist, als treue Gefährtin mit ihm den Weg durch das Leben zu gehn, die ihm Kinder gebäre, die des Vaters Werk fortsetzen, dass ein glückliches Haus auf Erden sey, von dem Glück und Segen ausgehe für Viele — statt dessen soll der bedürftige Zuhörer nur Priester der Natur

erblicken und prophetische Wesen! — Wie arm, bey dem scheinbaren Glanze, wie unerquicklich und todt! — Und das wäre ein Bild, wie der Redner es nennt, das sich aus der ewigen Natur der Sache nothwendig erzeugt! — Und wozu hier diese lange Tirade über die Ehe, wo von der Kindschaft mit Gott die Rede seyn soll? — Freylich, wenn das Fest der Kindschaft mit dem prächtigen Nimbus umgeben werden sollte, in dem es nachher erscheint: dann mussten wohl Hebel angelegt werden, um die Zuhörer in die Regionen des Redners zu versetzen.

Wie rührend wirken nach einem solchen Eingange die Worte des Evangeliums von der Geburt Christi! Konnte denn, in der unmittelbar folgenden Erläuterung (S. 260), von einem lichtumstrahlten, heiligen Haupte des göttlichen Kindes die Rede seyn, in welchem die Hirten den Aufgang des längstersehnten Morgensterns ahnten? —

Der Redner geht nun, nach Aufstellung des Thema's, zu einer Schilderung des Verhältnisses zwischen Kind und Vater über. Wer zuviel sagt, sagt oft nichts; und so möchte der Wahrheit geschadet seyn, wenn es von dem Kinde heisst (S. 265) „dass sein Auge den Ältern, als dem Mittelpuncte seines Lebens, zugewandt bleibt, in Liebe und der festen Überzeugung, dass es nur durch unaufhörliches Merken auf das Wollen und Handeln derselben in den innigen von ihnen bestimmten Zusammenhang des schönen Ganzen tiefer eindringen, und dass es einst nur in dem Masse anderen Pflichten genügen, und sich auf dem grossen Schauplatz der Welt mit Lust und Freudigkeit bewegen kann, als es sich in dem Kreise der Familie in der Abhängigkeit frey und glücklich fühlte." Sollte wohl der Heiland solches bey den Kindern gedacht haben, da er segnend seine Hand auf sie legte? —

So soll der Mensch in Verbindung stehen mit der Gottheit. — Und was ist diese Gottheit, dass der Mensch, auf Erden lebend, doch in Verbindung stehen kann mit ihr? — Der Redner fühlt die Schwierigkeit einer Antwort auf diese Frage, und dieses Gefühl drückt sich aus in dem Streben nach einem entsprechenden Ausdruck. Er hat Recht; durch diese Ausdrücke wird einer Gemeinde der Sinn nicht aufgethan. Sie setzen zum Theil eine vertraute Bekanntschaft mit Ideen voraus, die nur der kleineren Zahl offen stehen. Wohl dem, so stimmen wir gern mit ihm ein, der die Natur der Gottheit in seinem Inniginnersten selbstthätig ahnen und fühlen lernt! — Da aber hätte er das Inniginnerste des Menschen aufschliessen sollen (es giebt Zauberworte, die es vermögen), dass dieser es angeschaut, und erkannt hätte den Funken der Gottheit, durch den er ihr ewig nahe und verwandt ist. Hier wäre der rechte Ort dazu gewesen.

Der erste Theil der Predigt zerfällt in zwey Abtheilungen. Die Kindschaft mit Gott äussert sich im Glauben und in der Liebe. Bey der ersten müssen wir den Redner einer Verwirrung zeihen. Es heisst (S. 268 — 270): „Um zur Kindschaft mit Gott zu gelangen, müssen wir an ihn glauben; dann, die Kindschaft sey es, die den Glauben erzeugt. Von der zweyten Abtheilung ist schon geredet worden, sie ist gewiss das schönste Stück der Predigt, und legt deutlich dar, dass der Redner seine Idee mit Begeisterung und Kraft gefasst hatte. — Der andere Theil zeigt, dass das Weihnachtsfest zur Kindschaft mit Gott ermuntere: weil es ein Fest der Freude und ein Fest der Kinder ist. Gewiss ein eben so wahres und schönes Gefühl hat den Redner bey dieser Anordnung geleitet, als bey der Aufstellung des Themas für die Predigt. Wer, der sich selbst noch freuen und Freude über Kinder empfinden kann, wird es verkennen? —

Aber unangenehme Empfindungen erregt es, wenn wir, in der Schilderung der Freude des Weihnachtsfestes, lesen: Weil Christus zu einer Zeit vom Himmel herab kam, wo ein harter, rauher Winter die entartete Menschheit unter der Schnee- und Eis-Rinde der Sünde traurig begraben hielt, darum feyern wir das Fest seiner Geburt in den winterlichen Tagen, wo die in Trauerkleider gehüllte Natur des neuen Lenzes harrt; — dass Christus ein leuchtender Stern war in der Finsterniss, das deuten wir an durch brennende Kerzen, durch die kleinen Gaben, womit wir den Vorabend des Festes schmücken; — die unbesiegbare Hoffnung aber, dass der Baum der Menschheit durch den Glauben an den Erlöser ewig voll Blüthen prangen werde, das werde durch die immergrüne Tanne bezeichnet, mit deren reichbehangenen Zweigen wir unsere Lieben erfreuen (S. 282. 283).

Wird die wahre Freude, die den Redner doch auch beleben und beseelen sollte zu seiner Rede, sich also äussern? — Und ist hier die Wahrheit, die allein zu der Seele spricht und sie aufschliesst? Und wen wird es nicht schmerzen, zu sehen, wie das Wahre und Schöne in dem Hauptgedanken der Predigt also durch den Prunk der Sprache, durch glänzende Deutungen wie erstickt und erdrückt ist? — Sollte der Redner das nicht mit uns fühlen, wie wir das Schöne seiner Rede mit ihm empfanden?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Handbuch zur Erklärung des Neuen Testamentes für Ungelehrte.* Erster Theil. Erste Abtheilung. Auch unter dem besonderen Titel: *Der Evangelist Matthäus erklärt für Ungelehrte.* Vom Verfasser des exegetischen Handbuchs des neuen Testaments. Zweyte von Neuem bearbeitete Ausgabe. 1811. XIV u. 326 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Leipzig, b. Vogel: *Christian Joseph Jagemanns italiänische Sprachlehre zum Gebrauch derer, welche die italiänische Sprache gründlich erlernen wollen.* Aufs Neue durchgesehen von *Philipp Jakob Flathe.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1811. XVI und 552 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Reclam: *Predigten von Johann Schulze u. s. w.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Von anderer Art ist die Predigt über die Engel. Der Redner trägt eine Ansicht über diese vor, in seinen Gedanken entstanden und entwickelt, nur angeknüpft an eine Stelle der heil. Schrift, wo von Engeln die Rede ist. Freylich konnte hier nicht ein System des Christenthums über diesen Gegenstand gegeben werden, da es keines giebt. Die heil. Schrift setzt voraus, dass es Engel gebe, Diener Gottes, auch zum Beystand der Menschen; und dabey haben es die Bildner der christlichen Dogmatik gelassen. „Von ihnen zu reden, sagt der Redner (S. 311), wäre ein thörichtes Beginnen, wenn nicht ausser dem Verstande, welcher begreift, denkt und schliesst, noch ein Höheres uns einwohnte, das uns über die Grenzen unseres Daseyns erhebt. Dieses Vermögen führt uns zu dem Glauben an Engel." — Und wer sind diese Engel? — „Wenn wir, so wird geantwortet (S. 313 f.), die Stufenfolge der Geschöpfe vom Wurm im Staube bis zum Menschen verfolgen, dann uns zu Betrachtung des gestirnten Himmels erheben: was ist natürlicher, als dass wir die sinnvolle Kette nicht mit dem Menschen abreissen, dass wir vielmehr glauben, sie erstrecke sich von Gestirn zu Gestirn, bis in die Unendlichkeit? — Wir bevölkern so die zahllosen Welten mit denkenden Geistern, die vollkommener als wir das Heilige lieben. Unter dieser zahllosen Menge von Gestirnen nun findet eine kleinere oder grössere Verwandtschaft Statt, und wir *ahnen* besonders Eine Welt, die mit unserem Weltkörper in grösserer Wechselwirkung steht, als die übrigen, die das ist, was die Erde zu werden strebt, und alles in vollendeten Bildern darstellt, was die Erde nur in schwachen Zügen darzustellen vermag. Wir *ahnen* auf dieser unsichtbaren Welt dem Menschen verwandte Wesen, selige Geister, und nennen sie gute Engel, Gesandte der Gottheit. Engel sind *also* die ewigen Vorbilder der Erde, selige, dem Menschen verwandte Bürger einer besseren Welt, deren Herrlichkeit der Weltengeist den Menschen als Muster und Ziel des Strebens aufstellt." — So ist es geschrieben, und die Ahnungen und das Streben in eine unsichtbare Welt haben dieses *also* erzeugt.

Wir wollen wahrlich nicht dem frommen Gefühle widersprechen, das den Menschen zu dem Glauben an Engel, an höhere, auch ihm nahe Geister führt. Aber um solcher Erzeugnisse willen, wie die aus der Predigt genannten, musste so geheimnissvoll von der Kraft gesprochen werden, die über dem Verstande ist? die ja als Vernunft jeder gebildete Mensch in sich erkennt? Gewisseres soll die Ausbeute nicht seyn, wenn wir, den irdischen Führer verlassend, kühn in den Abgrund des menschlichen Gemüthes fahren? — Und wenn, wie der Redner spricht, Menschen uns nicht genügen, und Geselligkeit und Freundschaft und Ehe und Vaterland unsere Hoffnung täuschen, und alle Länder nicht geben, wonach unsere Seele verlangt, wenn die Wissenschaft unsere Sehnsucht nicht stillt, und auch die Kunst uns das unbekannte Etwas nicht giebt, nach dem unsere ganze Seele trachtet — dann soll es dieser Glaube seyn, der uns Trost bringt? — Und so wird alles, was den Menschen Kraft und Freude und Trost giebt, woran das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden sich gestärkt hat, was einen Himmel auf der Erde schafft, wie hingeopfert dem Bilde einer Welt, die wir nur ahnen? Und statt den Sterblichen hinzuweisen auf die göttliche Kraft, die in seinem eigenen tiefsten Innersten liegt, durch die er triumphiren kann über die Welt, wenn die ewige Wahrheit es verlangt, und zu der Gottheit sich erheben — statt dieser wird er auf fremde Mächte gewiesen, die in Ahnung ihn umschweben, und am Ende seiner Tage ihm Friedenslieder singen? — Das heisst den Menschen zu Schwärmereyen führen, zu Welten, in denen er keinen Raum des Wirkens, noch des Denkens findet.

Prüfe sich nun der Hörer, oder Leser solcher Predigten, wie die angeführten, nachdem der erste Eindruck vorüber war; war er auch anfänglich ergriffen von ihnen, frage er sich nach dem wahren, dauernden Gehalte, den er sich erworben, nach der Nahrung, die seiner innig innersten Natur zusagt, und sie stärkt und erhebt. Er wird sich seine Täuschung eingestehen müssen. Denn wahrhafte Erhebung ist nur durch die Wahrheit; diese ward getrübt, und die Erbauung will nicht gestört seyn.

Indem wir nun so zwey der Predigten näher betrachtet, haben wir das gefunden, was in der vor uns liegenden Sammlung der Wirksamkeit einer guten Predigt zu widerstreben scheint: das Haften an fast erstorbenen Dogmen, der Prunk der Ansichten von den einfachsten Gegenständen, die hochtönende und doch oft nicht kräftige Sprache. Es ist wahr, mehr oder minder trifft dieser Vorwurf alle Predig-

ten; wie kann es anders seyn, da er sich auf die Grundsätze des Predigers, auf seine ihm eigen hümliche Art zu predigen bezieht? Wir brauchen in dieser Hinsicht nicht noch zu den übrigen prüfend zu gehen; wir haben die für unsere Absicht fruchtbarsten ausgehoben.

Und dennoch — wie viel Ansprechendes, wie viel Beyfallswürdiges, der Nachahmung Werthes, findet sich in diesen Predigten! Unter dem Haufen der Geistlichen, deren Predigten nur ein seichtes Auseinanderziehen moralischer, dem dürftigsten Verstande fasslicher Sätze ist, steht der Vf. da; es sind Gedanken, die alle seine Reden erzeugten, umfassend, in die Tiefen der menschlichen Natur eingehend, oft wahre Grundpfeiler der Religion. Wo der Redner, jene Abwege vermeidend, sich an die Gedanken selbst hält, die ihn erfüllen, da ist er klar und kräftig. Seine Sprache ist dann nicht selten einfach, kraftvoll, zum Herzen dringend und erbaulich. Wir brauchen nur auf die vierte Predigt: Wie der Christ aus gewohnten Kreisen und Verhältnissen scheidet; auf die sechste, welche die deutschen Vorfahren den Enkeln als Muster vorhält, hinzuweisen. Hier war der Gegenstand nicht von der Art, dass er häufig jene Verirrungen erzeugen konnte. Und wie einfach und schön, wenn der Redner den Christen vorstellt, wie er, nach seines Meisters Beyspiel, mit Ruhe den gewohnten Kreis verläſst! Wie überzeugend, wenn er von der Hoffnung spricht, die diesen beseelt! Wie erhebend, wenn er uns das Bild unserer Väter vorhält! Wie ermunternd der Aufruf, ihnen zu folgen, ihnen treu zu seyn!

Gern verweilten wir noch besonders bey der Predigt über die Natur des Protestantismus, wäre nicht die Grenze einer Recension durch das Gesagte fast überschritten. Wir sind der Meinung, sie gehöre, so wie sie ist, nicht auf die Kanzel, vor eine gemischte Gemeinde. Schwerlich wird sie von Vielen verstanden werden; sie könnte in einer protestantischen Kirche, zum Nachtheil für die Gemeinde, den bloſsen Philosophen in dem Prediger ahnen lassen. Aber sie enthält tiefe, neue Gedanken über das Wesen der beiden christlichen Religionsparteyen, und die Anwendung auf unsere Zeit ist in hohem Grade wichtig.

Worin bey Darstellung der Gedanken gefehlt worden, ist gesagt. Diesen Predigten sollen mehrere folgen; vielleicht, ja wahrscheinlich, dass der Gedanke, als das Stärkere, die ihn beschränkende Hülle durchbrechen und eine bessere Form gewinnen wird.

Und wonach soll der Redner der Religion in unserer Zeit trachten? — Unendlich merkwürdig ist diese Zeit. Alles bewegt sich; und eine solche Revolution in Allem, was den Menschen berührt, ist ohne Beyspiel in der Geschichte. Die alten Formen zerfallen; sey es, dass eine gewaltige Hand sie zertrümmert, oder dass der Gedanke über sie kömmt, sie erklärt und eben dadurch für das wirkliche Daseyn vernichtet. Das Streben nach Philosophie ist allgemein verbreitet, und nie war das Wort eines Meisters, wie sehr es auch so scheinen mag, weniger gebietend als jetzt. Die Philosophen selbst scheinen zu schaudern bey der Vernichtung dessen, was bisher bestand; sie fangen an, an die Wirklichkeit zu mahnen und in sie einzuführen, in einen beschränkten Zustand, der, wenn auch neu, an Festigkeit und Gediegenheit dem alten gleiche. Die Einsichtsvollen in allen Ständen arbeiten dahin, und sehen danach mit erwartungsvoller Sehnsucht. — Das ist aber das Eine, wonach die Besseren unserer Zeit trachten (denn nach den Besseren sollte man doch billig den *Geist* der Zeit bestimmen), die Wahrheit, frey von der Form, in der sie sich in früheren Zeiten offenbaret hat. Den Weisen ist die Wahrheit das letzte Wort, und einem Dichter unserer Zeit ist es gelungen, in unsterblichen Werken sie darzulegen, wie der Schöpfer in seiner Welt sie ausspricht, ehe der Mensch mit seinen Erfindungen sie verhüllt und gestaltet.

Ob eine Zeit kommen wird, wo diese Wahrheit in einer neuen Form eine neue sichtbare Kirche hervorbringen werde — wer vermag das vorauszusehen? — Genug, dass der Weg zu der Wahrheit uns aufgethan, und ihr Anschauen uns erleichtert ist. So sey es einem Jeden, der sie erkannt hat, und sich berufen fühlt, Andere zu ihr hinzuführen durch lebendiges Wort, Herzensangelegenheit, Worte zu finden und kräftige Rede, durch die sie ohne Hülle sich den Sterblichen kund thue in ihrer Klarheit. Er bestrebe sich, durch Forschen in seinem eigenen Geist, durch Betrachtung der Geschichte, die unwandelbaren festen Gedanken und Grundsätze aufzufinden, die das Leben und Bestehen der sittlichen Welt, das Mark des flüchtig enteilenden Lebens, das Einzige sind, was den wechselnden Geschlechtern Verbindung, Freude und Dauer verleiht. Diese strebe er dem gegenwärtigen schwankenden Geschlechte einzuprägen. Wo soll es einen Halt gewinnen, wenn nicht also auf der Erde?

Jene christlichen Dogmen sind hoch erhaben, ehrwürdig und von groſser Tiefe. Aber wo ist das Höchste und Tiefste? — Im Geist des Menschen. Des Geistes Kraft und Wunder schlieſse der Redner auf durch kräftiges, zwingendes Wort, jeder seiner Gemeinde in ihrer Art, nach ihrem Maſs. Und weil der Mensch sich am besten verstehen lernt in Anderen, und weil die Meisten eines lebendigen Vorbildes bedürfen, eines Zieles, worauf ihre Herzen und Gedanken gerichtet sind: so führe er die, die seines Wortes, seiner Lehre bedürfen, in die heiligen Schriften ein, vor allem in die historischen. Sie sind eine unerschöpfliche Fundgrube für jene Lebensweisheit, sie enthüllen der Menschen Geschick und ihre Gesinnung, es ist kein groſser Gedanke, der die Menschheit nährt und erquickt, der nicht in herrlicher Würde in ihnen enthalten wäre. Sie schildern uns die Führung des Menschengeschlechts durch Menschen und durch Gott; sie müssen das Buch des Volkes seyn und bleiben. Und vor allem halte er ihnen Jesum vor als ein Vorbild der Menschheit. Nennt er ihn auch nicht den von der Jungfrau gebornen *Sohn Got-*

tes — er ist doch der Göttliche. Denn was ist göttlich, als der Mensch, der auf der höchsten Stufe der Geschöpfe des Höchsten steht, in ursprünglicher Reinheit geboren, siegreich dieselbe behauptend? — Spricht er auch nicht von dem Wort, das, vor der Welt existirend; Fleisch ward — er ist doch ein unvergängliches Zeugniss, dass die Welt und die Geschichte eine Offenbarung der Gottheit ist für den Verständigen. — Nennt er ihn auch nicht den Versöhner der Menschen — wer hebt den Menschen herrlicher und lebendiger zu der Wahrheit, zur Tugend, und lehrt ihn durch die That, dass das Göttliche nicht von der Erde verschwunden sey, als der, der in Armuth und Niedrigkeit, in Schmerz und Verachtung, dennoch pflegend, heilend, lehrend auf Erden wandelte und, die Welt überwindend, an seinem Kreuze über der traurigen Erde schwebte, und in den Ängsten des Todes noch Worte des Lebens sprach? — Wer fühlt sich, wenn ein solches Bild vor seiner Seele steht, nicht frey von den Banden der Welt? — Und ist das nicht Versöhnung, wenn wir so die Wahrheit schauen und uns berufen und begeistert fühlen zu ihr und zu der Tugend? —

Und für diese Wahrheit sind Worte da; und wie die Dichtkunst das Höchste, Vollkommenste, darzustellen vermag (unsere Tage haben uns wieder überzeugend daran erinnert): so vermag es auch die Kunst der Rede. Es giebt eine Kraft, wodurch sich die Seele, durchdrungen von der Wahrheit, kund thut. Die Kunst unterstützt sie; aber sie verschwindet in ihr; der Geist offenbaret sich, und also wird Herz zu Herzen und Seele zu Seele geschaffen.

Das hat der Vf. der hier beurtheilten Predigten wohl geahnet, da er eine vollkommene Predigt das Höchste nannte. Wir waren nicht eins mit ihm über die Mittel, durch die er sein hohes Ziel zu erreichen trachtete; aber die Mittel lassen sich vertauschen; die Kraft, die sie in Bewegung setzt, ist das Erste und Nothwendigste. Von dieser hat er Proben gegeben. Jede Kraft strebt immer fort in das Unendliche, und so lange sie sich äussert, ist Hoffnung, sie werde die Wahrheit finden. Alle Persönlichkeit (Vorr. S. X) wird dann verschwinden, und er wird ein ächter Priester der Wahrheit seyn.

F. i. n. k.

HAMBURG, b. Bohn: *Religionsvorträge*, gehalten von *Diederich Leberecht Höpfner*, Hauptprediger zu Uetersen. 1810. VIII u. 280 S. 8. (20 Gr.)

Es ist nicht mehr als billig, dass die ersten öffentlichen Versuche eines angehenden geistvollen Predigers in diesem Fache, wenn sie sich mit so vieler Bescheidenheit ankündigen, und so viel inneren Gehalt haben, wie die vorliegenden, von Rec. wie von der Lesewelt freundlich aufgenommen werden. Der Vf. hat in seinem Vortrage zwar nicht das Lebhafte, Feurige, oft Überströmende des Gefühls, das gern Alle mit sich zu gleichem Grade der Empfindung hinreissen möchte, welches den meisten talentvollen Köpfen bey ihren ersten Versuchen eigen zu seyn pflegt; er spricht mehr in dem ruhigen Tone der Betrachtung und der Überzeugung aus Gründen, welche sich zunächst an den Verstand wendet, um das Herz zu interessiren: dafür hat aber seine Sprache etwas Gesetztes, Männliches und Würdevolles. Indessen wäre allerdings zu wünschen, dass er sich zuweilen nach Massgabe der Materien, in ein etwas lebhafteres Gefühl versetzen könnte; nicht nur, weil dieses, unter Zeiten und Umständen, wo neben den Belehrungen des Verstandes auch das religiöse Gefühl in Bewegung gesetzt werden soll, stärker ans Herz spricht, sondern weil auch die ununterbrochene Ruhe der Betrachtung, wenn man sich ihr in jugendlichen Jahren ganz hingiebt, leicht im späteren Alter in zu grosse Kälte und Trockenheit ausartet. Das hie und da noch etwas Gedehnte, zu weit Ausholende in der Darstellung und Schreibart, wird sich bey mehrerer Übung schon von selbst concentriren.

Der Vf. scheint noch die zwiefachen Eingänge zu lieben, einen allgemeinen, und nach Verlesung des Textes einen besonderen, welcher die Materie mit dem Texte in Verbindung setzt. Diess hat er allerdings mit Mehreren gemein. Nach Rec. Überzeugung raubt sich indessen der Prediger durch dieses wirklich Überflüssige die Zeit, welche er besser zur Ausführung der Materie anwenden könnte: eine Sparsamkeit, auf welche unsere Kanzelredner immer mehr bedacht seyn sollten, da die Zuhörer sich nicht gern mehr Vorträge von einer ganzen oder anderthalb Stunden, wie zu unserer Vorfahren Zeiten, gefallen lassen, sondern am liebsten nach einer halben oder drey Viertel-Stunden die Predigt geschlossen sehn. Der Prediger weicht diesem unzweckmässigen zwiefachen Eingange am füglichsten dadurch aus, wenn er sogleich nach dem Gebete seinen Text verliest, und nach ganz kurzen, etwa nöthig gefundenen Erläuterungen desselben, oder allgemeinen, der Materie Interesse erweckenden Bemerkungen, sogleich zur Hauptsache fortschreitet. Denn die eigentliche Bestimmung des Einganges bleibt doch nur eine gedrängte Einleitung in den abzuhandelnden Satz; und die Aufmerksamkeit der mehresten Zuhörer wird erst dann recht fest gehalten, wenn dieser vorgetragen ist. Nur einzelne feyerliche Gelegenheiten erlauben auch dem Eingange grössere Ausdehnung und ein gewisses Pathos. — — Der hier gelieferten Predigten sind zwölf. In der ersten, der Antrittsrede, über Matth. 10, 26. 31, welche den Satz abhandelt, „dass es bey allen Bedenklichkeiten und Besorgnissen doch noch immer Freudigkeit und Muht [*Muth*] sey, womit ein christlicher Religionslehrer sein Amt antreten könne", muss es Rec. loben, dass der Vf. nicht zu viel von sich selbst spricht, sondern nur das Nöthige, was die Localität und Materie erfoderte, beybringt. Übrigens kann sich Rec. in Hinsicht der Elocution dieses Thema's der Bemerkung nicht erwehren, die ihn bey mehreren dieser Predigten aufgestossen ist, dass denselben die nöthige Kürze und Bündigkeit abgehe, welche den Hauptsatz auch Zuhörern von schwachem Gedächtnisse behaltbarer macht. Kürzer ward es ausgedrückt:

„Über den freudigen Muth eines (oder, Gründe des freudigen Muthes für einen) antretenden Religionslehrers, bey allen Bedenklichkeiten seiner Amtsführung". Der Vf. hat zwar grosse Beyspiele von Männern für sich, die auch häufig mit so allgemeinen Sätzen „*dass es*" u. s. w. auftreten, und dadurch ihr Thema sehr ausdehnen: allein zum Empfehlungswerthen gehört es doch keinesweges. — Die übrigen Predigten sind sämmtlich über die evangelischen Perikopen gehalten. Die schleswig-holsteinische Agende hat sonst schon längst, in drey verschiedenen Jahrgängen, andere biblische Abschnitte zu Texten vorgeschrieben. Ob denn die Gemeine des Vfs. (wie das freylich bey manchen Gemeinen in Holstein der Fall war) — seit so langen Jahren sich noch nicht in die neue Ordnung der Dinge hat fügen wollen? Ist dass der Fall: soverräth es allerdings Pastoralklugheit eines jungen antretenden Predigers, wenigstens in den ersten Jahren dem Volksvorurtheile nachzugeben. Die Materien sind übrigens sehr praktisch und fruchtbar, z. B. warum die guten Eindrücke der Erziehung so oft verloren gehen; — über die Klage, dass unsere Lebenszeit in so unruhige Zeiten gefallen sey; — über die nöthige Aufmerksamkeit bey der Kindererziehung (ob diese Materie überall vor einem gemischten Auditorio auf die Kanzel gehöre, darüber sind wohl die Acten noch nicht geschlossen); ein Leben voll Arbeit ist keine Last, sondern eine Wohlthat; — über die schuldige Achtung gegen Verstorbene; — über die Ruhe, die wir unter den Stürmen der Zeit genossen haben (dieses Thema hat fünf Abtheilungen, welche sich vielleicht hätten mehr zusammendrängen lassen); — Regeln zur religiösen Betrachtung des Winters; — die Geburtsfeyer Jesu lässt uns mit heiterem Ernst auf Neugeborne blicken; — Regeln für die, welche sich beklagen, in so unruhigen Zeiten Hausväter und Hausmütter geworden zu seyn; — über den Glauben an Gott und Vorsehung bey den befremdenden Ereignissen der Zeit. — — Wie diese Angabe der Materien schon eine besondere Berücksichtigung auf Zeiten und Umstände verräth: so kann man dem Vf. eben so wenig das Zeugniss versagen, dass er in der Ausführung die Bedürfnisse seiner Gemeine sehr genau ins Auge gefasst habe. Das Lesen dieser Predigten wird daher in dem Kreise des Vfs. besonders viel Gutes wirken, wie er auch bey dem grösseren Theil des Publicums Beyfall und Aufmunterung zum ferneren Fortarbeiten verdient.

WRth.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Neustrelitz*, b. Albanus: *Antrittspredigt in Neustrelitz über Joh. 4, 24, am ersten Pfingsttage* 1809 in der dasigen Hofkirche gehalten von D. *Andreas Friedr. Gottlob Glaser*, herzogl. mecklenburg-strelitzischem Superintendenten, auch Consistorialrathe und Hofprediger. Zum Besten der Armen. 1809. 31 S. 8. (4 Gr.)

Königsberg, b. Nicolovius: *Antrittspredigt den 8ten Juli* 1810 *in der löbenichtschen Kirche der Haupt- und Residenz-Stadt Königsberg*, gehalten von *Johann Friedrich Krause*, wirklichem Consistorialrath der ostpreussischen Regierung, ord. Prof. der Theologie, Superintendent und Pfarrer an der löbenichtschen Kirche. 24 S. gr. 8. (4 Gr.)

Hr. *Gl.* beantwortet die Frage: „*Wie können wir dem Christenthum seine ursprüngliche Wirksamkeit wieder geben?*" Wenn wir die Mittel treu gebrauchen, welche Gott selbst in die Natur des Menschen und der Religion gelegt hat. Hr. *Kr.* bringt mit dem Evangelium Luc. XV, 1 — 10, freylich nicht auf die ungezwungenste Weise, den Satz in Verbindung: *Das wunderbare Reich der Geister ist des Menschen Heimath*, und zeigt, nachdem er die Wahrheit erwiesen, wie wichtig dieselbe für die Verbindung sey, in die er jetzt mit seinen Zuhörern eingehe. Beide behandeln ihren Gegenstand mit eben so viel Würde, als zarter Gemüthlichkeit, und wissen ihn der Absicht des Tages geschickt anzupassen. Besonders ist es wohlgefällig, wie fein und fromm Hr. *K.* auf seine individuellen Verhältnisse seinen Hauptsatz anwendet, und sich seinem Amte und Berufe hingiebt. „Je gewisser ich also überzeugt bin, sagt er S. 19, dass mich Gott in eine Stadt geführt hat, in welcher schon seit Jahrhunderten und auch in den neuesten Zeiten mit vorzüglichem Fleiss an ächter Menschenbildung gearbeitet worden ist: desto zuversichtlicher hoffe ich, dass ich auch in Königsberg, wenn gleich den meisten Bewohnern dieser Stadt noch unbekannt und fremd, dennoch Menschen finden werde, die gern das Evangelium von ihrer höheren Heimath, von ihrem unsichtbaren Vaterlande hören, die gern an ihr Bürgerrecht in demselben sich erinnern lassen, die gern mit mir über die Bedingungen nachdenken werden, unter welchen wir allein diess Bürgerrecht behaupten können." Die Ausführung und Anwendung der ersteren Predigt hält sich mehr im Allgemeinen, ist aber dabey keinesweges kalt und trocken. In beiden findet man eine sehr gebildete Sprache, und bey Hn. *G.* noch besonders viel Wohltönendes im Periodenbau.

Cab.

Göttingen, b. Dieterich: *Über den Werth der öffentlichen Gottesverehrungen.* Eine Predigt, bey der Eröffnung des protestantischen Gottesdienstes in der St. Servatius-Kirche zu Duderstadt am 4 September 1808, gehalten von D. *Christian Gotthilf Herrmann*, Consistorial-Rath und Generalsuperintendenten zu Heiligenstadt. 31 S. 8. (4 Gr.)

Der Begriff des Trivialen ist nirgends so relativ, als wenn von dem Thema einer Predigt die Rede ist. Oft ist hier das ausgesuchteste Thema trivial, oder wird es durch die ungeschickte Behandlung. Bey der vorliegenden Predigt wird das gewählte Thema überdiess noch durch die besondere Veranlassung vollkommen gerechtfertigt. Durch ein Decret des Königs von Westphalen wurde der sehr zahlreichen protestantischen Gemeine zu Duderstadt, welche bisher, selbst unter der preussischen Regierung, in *ecclesia pressa* gelebt hatte, die den Katholiken zugehörige Servatius-Kirche zu ihrem Gebrauche eingeräumt. Diese erfreuliche, die Regierung so sehr ehrende Veranlassung, benutzt der geschätzte Vf. sehr zweckmässig, um zuerst im allgemeinen den Werth der öffentlichen Gottesverehrungen zu bestimmen, und sodann die Anwendung auf die Einweihungs-Feyer zu machen. Die ganze Predigt verdient als ein gedankenreicher und ächt-religiöser Vortrag empfohlen zu werden.

mcr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JULIUS, 1811.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZERBST, b. Füchsel: *Artilleriewissenschaft, zum Gebrauche jedes Officiers, der sich mit dieser Waffe bekannt zu machen wünscht.* Von dem königl. preuss. Artilleriegeneral *von Tempelhoff.* Herausgegeben vom Capitain *von Gaugreben*, Prof. der Mathematik, Zeichen- und Befestigungs-Kunst bey der neuen Militär-Akademie zu Cassel. Mit 15 Kupfertaf. 1808. 216 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Bey allen anerkannten Verdiensten des verstorbenen Vfs. hat doch seit der Zeit, in welcher er schrieb, die Geschützkunst so bedeutende Veränderungen durch die mannichfachen Erfahrungen eines langwierigen Kriegs erlitten, dass sich nach den Arbeiten einiger neuerer Schriftsteller wenig Gewinn für die Kunst von dem vorliegenden Werke erwarten lässt.

Den Anfang macht eine *Einleitung in die Kriegskunst*, welche dem Werke selbst fremdartig zu seyn scheint, denn sie giebt bloss eine Erklärung der in jene gehörenden Begriffe, und eine Übersicht der verschiedenen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt. Hier heisst es: „Um einen Operationsplan zu entwerfen, muss man suchen: A. sich eine militärische Kenntniss des Kriegsschauplatzes zu verschaffen;" wo sodann in 10 Numern die besonderen dahin gehörenden Gegenstände angeführt werden. Hierauf folgen: B. Vorbereitungen und Anstalten zum Kriege. C. Bestimmung des Sammelplatzes der Armee. D. Läger, Stellungen und Posten. E. Die Bewegung der Armee überhaupt, oder von den Märschen. F. Bewegung der Armee zu bestimmten Absichten. G. Schlachten und andere Gefechte. H. Von den Überfällen überhaupt. I. Von dem Hinterhalt oder Embuscaden. K. Zufuhren und Transporte. L. Übergang der (über die) Flüsse. M. Fouragirungen. N. Berennung und Belagerung einer Festung. Endlich kommen: O. Kantonnirungs- und Winter-Quartiere; und P. Winter-Feldzüge. Man sieht leicht, dass diess der erste Entwurf zu Vorlesungen oder zu einer Abhandlung über die Kriegskunst ist.

Die *Geschichte der Artillerie* im 1 Abschnitt enthält bloss die allgemein bekannte Sage von der Erfindung des Pulvers durch den schwarzen *Barthel*, einen deutschen *Mönch*. Ihre Berichtigung würde hier überflüssig seyn, da sich dieser Gegenstand in *Hoyers Geschichte der Kriegskunst* schon genau untersucht und hinreichend auseinandergesetzt findet. Dasselbe gilt auch von den übrigen historischen Angaben, die theils zu unbestimmt, theils unrichtig sind; z. B. dass Funfzig-Pfünder das kleinste Geschütz im 15 Jahrhundert gewesen, da doch *Karl VIII* auf seinem Kriegszuge nach Italien achtpfündige Kanonen bey sich hatte. Die *Bestimmung der Artillerie* wird im 2 Abschnitt in 27 Zeilen sehr kurz abgefertigt, und hierauf im 3 Abschnitt die *Theorie des Schiessens* gegeben, wo sich zugleich S. 43 die Schussweiten der sogenannten preussischen zwölfpfündigen Brummer von 6 bis 5 Grad finden. Im 4 Abschnitt redet der General *v. T.* von der *Wirkung der Artillerie*, wo man jedoch die *scharnhorstischen* späteren Bemerkungen und Erfahrungen vermisst. Mit Haubitzen soll man nur alsdann feuern, „wenn man die feindliche Linie völlig enfiliret, oder sie doch wenigstens sehr schräge bestreicht, weil es rathsamer sey, mit ihnen lieber gar nicht zu werfen, als die Granaten ohne Hoffnung einer zweckmässigen Wirkung zu verschwenden, und sich dadurch in Verlegenheit zu setzen, gerade zu der Zeit, wenn man sie mit Nutzen anbringen kann, entweder keine oder doch nur sehr wenige zu haben." Diess sollte überhaupt bey der Artillerie nie der Fall seyn, da Kaltblütigkeit und Besonnenheit die unerlässlichen Eigenschaften jedes Artilleristen seyn müssen. Die Haubitzen insbesondere wie Kanonen zu gebrauchen, und auf das Treffen der Granaten zu rechnen, ist ganz zweckwidrig. Ihre wahre Anwendung ist, durch das Springen vieler Granaten auf solchen Puncten, wo die feindlichen Colonnen aufmarschiren müssen, oder wo man die feindliche Linie durchbrechen will, den Aufmarsch zu stören oder Unordnung zu verursachen. Hieraus folgt, dass man mit den Haubitzen nie zu nahe heran gehen darf, damit die Granaten beym ersten oder zweyten Aufschlag liegen bleiben; noch vortheilhafter ist es, sich nach Verschiedenheit der Entfernungen auch verschiedener Ladungen zu bedienen. Der 5 Abschnitt: *Von den Bewegungen der Artillerie*, handelt eigentlich von der Stellung des Geschützes, wobey die Gegenden von Steglitz, unweit Berlin, und von Charlottenburg zum Beyspiel gegeben werden, auch die Stellung Friedrichs II bey Bunzelwitz in Hinsicht der Vertheilung der Artillerie beschrieben wird. Der 6 Abschnitt: *Über die Märsche der Artillerie*, enthält gute Bemerkungen über diesen Gegenstand, die sich auch zum Theil schon in des Vfs. bekannter Geschichte des siebenjährigen Krieges finden. Im 7 Abschnitt werden die *Auf- und Abmärsche der Artillerie in Beziehung auf die Evolutionen der Truppen* beschrieben. Man findet hier Alles, was sich nur

über diesen Gegenstand sagen läſst. S. 106 steht hier durch einen Druckfehler: die Züge auf einander *schiessen* für *schliessen*. Mit Recht dringt Hr. *v. T.* darauf, den Aufmarsch vorzuziehen, bey dem die Mündung des Geschützes von dem Feinde abwärts gekehrt ist, so daſs nach dem Abprotzen die Geschütze umgedreht werden müssen: der dazu nöthige, unbedeutende Zeitaufwand wird hinreichend dadurch aufgewogen, daſs es hier keines so groſsen Umschweifes bedarf, die Geschütze auf den bestimmten Platz zu bringen. Der 8 Abschnitt giebt die Grundsätze an, nach welchen die *Belagerungsartillerie einer Festung* zu bestimmen, wo gegen jede Kanone auf den Façen der angegriffenen Hauptwerke zwey Kanonen, auf zwey Kanonen der Nebenwerke aber drey im Artilleriepark der Belagerer gerechnet werden. Auf diesen Bestimmungen beruht denn auch die dazu erfoderliche Munition für eine dreyſsigtägige Belagerung, auf jede Kanone zum Demontiren 1500, und zum Brescheschiessen 1000 Schuſs, auf jede Haubitze und Mörser aber 2100 Würfe gerechnet. Der Vf. setzt dabey den vier und zwanzigpfündigen Stückschuſs zu 12 Pfund, und den zwölfpfündigen zu 6 Pfund Pulver an; offenbar zu viel, weil bey diesen starken Ladungen die Geschützröhre und Zündlöcher zu viel leiden, und eine Ladung von Ein Drittheil Kugelschwere völlig hinreichend ist. In diesem Abschnitt wird zugleich die auf jenen Bestimmungen beruhende Anzahl der nöthigen Faschinen, des Schanzzeuges und der Arbeiter, sowohl von der Artillerie als Infanterie zu dem Batteriebau, wie nicht minder zu den Arbeiten im Laboratorio, angegeben. Wir heben hier folgende Erfahrungssätze aus, die bey ähnlichen Arbeiten zum Leitfaden dienen können: Bey zehnstündiger Arbeit in Einem Tage, reiben 3 Mann ½ Centn. Mehlpulver (das jedoch besser auf den Pulvermühlen verfertigt und in Fässern mitgeführt wird); 10 Mann machen 2000 Schlagröhren fertig; 10 Mann machen 250 Zündlichter; 4 Mann machen 2000 Fuſs Zündschnure; 10 Mann gieſsen 800 siebenpfündige, 700 zehnpfündige, 600 fünf und zwanzigpfündige und 500 funfzigpfündige Bomben und Granaten mit Pech aus, 8 Mann schlagen die Brandröhren, 10 Mann füllen die Bomben und Granaten, und setzen die Brandröhren ein, die endlich von 8 Mann mit Kappen versehen werden; 10 Mann schneiden 1000 Patronensäcke zu, die von 20 Mann genähet und von eben so vielen gefüllt und zugebunden werden. — Der 9 Abschnitt hat mit einigen Abänderungen genau den Inhalt des achten. Hier werden jedoch nur 76 Kanonen gegen Eine angegriffene Festungsfronte gerechnet, statt daſs im vorhergehenden Abschnitt 96 verlangt wurden. Eben so sollen nach dem 9 Abschn. zwölfpfündige, nach dem 8 aber sechspfündige Kanonen zu dem Ricoschettiren des bedeckten Weges angewendet werden. Es ist Rec. unbegreiflich, wie es dem Herausgeber entgehen konnte, daſs in diesen beiden Abschnitten ein und eben derselbe Gegenstand abgehandelt ist. Da beide in allen ihren Bestimmungen bedeutend von einander abweichen (8 setzt auf 3 bis 4 Geschütze Eine Vorrathslaffete, und wenigstens auf 2 Mörser 1 vorräthigen Schemmel; 9 hingegen bestimmt auf 2 Kanonen oder Haubitzen Eine vorräthige Laffete, und auf 3 Mörser Einen vorräthigen Schemmel): so hätte billig diese Verschiedenheit bemerkt, oder vielmehr Einer dieser beiden Abschnitte ganz weggelassen, und in Hinsicht der darin angegebenen Belagerungsbedürfnisse durch den anderen ergänzt werden sollen. Wir enthalten uns des näheren Details, weil in allen späteren Artilleriewerken dergleichen Entwürfe sich finden, und ihre Bestimmung sich durchaus nicht im Allgemeinen festsetzen läſst, sondern von einer Menge Nebenumstände abhängt, durch die sie mancherley Modificationen erleidet.

In dem *Anhange* wird zuerst die Frage untersucht, ob man die reitende Artillerie wohl an die Stelle der Fuſs-Artillerie setzen werde. Dieſs scheint keiner weitläuftigen Beantwortung zu bedürfen, weil schon der bey weitem gröſsere Aufwand der reitenden Artillerie ihm entgegen steht, und die gewöhnliche Artillerie in sehr vielen Fällen der Absicht völlig entspricht, so daſs eine allgemeine Umformung in reitende Artillerie offenbar nutzlos seyn würde. Hieraus folgt aber keineswegs, daſs die reitende Artillerie ganz entbehrlich sey. Denn nur sie *allein* kann den Endzweck einer Reserve-Artillerie im ganzen Sinne des Worts erfüllen. Sehr oft treten Fälle ein, wo vielleicht gerade im wichtigsten Augenblick eine Batterie in der Linie demontirt wird, oder wo man durch Verdoppelung, ja wohl Vervierfachung derselben, eine entscheidende Wirkung erhalten kann. Hier kommt es nun nicht allein darauf an, die Geschütze durch stärkere Bespannung schnell genug an den bestimmten Punct zu bringen: sondern die Artilleristen müssen ihnen auch folgen können; sie müssen bey ihrer Ankunft im Stande seyn, die Arbeiten der Chargirung zu verrichten. Dieſs können sie aber nur, wenn sie beritten, und daher nach einer mit der gröſsten Geschwindigkeit zurückgelegten Strecke nicht auſser Athem sind. Hieraus folgt, daſs die Reserve durchaus in berittener Artillerie bestehen, und daſs jede Division der Armee eine bis zwey Batterieen bey sich haben muſs.

Die zweyte Abhandlung beschäftigt sich nach *Bülow* mit der *Stellung des Geschützes* im Verhältniſs zu der Wirkung der Kartätschen und mit Betrachtungen über das Bataillonsgeschütz. *L'Espinasse*, dem wir übrigens seine Verdienste nicht absprechen wollen, stellte den sonderbaren Grundsatz auf: *Napoleon* hat seine Siege in Italien ohne Bataillonskanonen erfochten, folglich sind sie überflüssig und unnütz. Allein die neuesten Ereignisse haben die Unrichtigkeit dieser Behauptung mehr als hinreichend erwiesen, und der groſse Feldherr, mit dem wahren Gebrauch der verschiedenen Waffen vertraut, hat bekanntlich seit dem letzteren Kriege mit Österreich wieder die Herstellung der Bataillonskanonen verordnet. Wenn er in den stürmischen Zeiten des Revolutionskrieges theils durch die Lage der Dinge, theils durch den beschwerlichen Transport über die Alpen gehindert

ward, viel Geschütz mit nach Italien zu führen: so war der Mangel desselben in dem so sehr coupirten Terrain dieses Landes weniger fühlbar, während die schlechten Masregeln der Österreicher seine schnellen Fortschritte begünstigten. Es ist aber kein Zweifel, dass eine grössere Geschützmenge die Siege bey Jena, Eylau und Friedland gar sehr erleichtert, und den Verlust der Franzosen bedeutend verringert haben würde.

Mit Recht wird in No. III, *über den Angriff in Colonne und die Wirkung des Geschützes gegen denselben*, diese Stellungsart als nachtheilig verworfen, und der Gebrauch des Kugelschusses anstatt der Kartätschen gegen sie empfohlen. Der Übergang über die Brücke bey Lodi wird zugleich als Beyspiel aufgestellt, wo jedoch der Vf. keine näheren Umstände angiebt, die Rec. daher, so weit sie ihm durch die Erzählung eines Augenzeugen bekannt worden sind, hier anführen will. Jenseits der Brücke lag die Stadt Lodi, und diesseits derselben — etwa 200 bis 300 Schritt davon — waren die 30 österreichischen Kanonen aufgefahren. Diese feuerten bloss mit Kartätschen, und zogen sich nach einigen Schüssen, mit Hinterlassung der Kanonen, zurück. Man sieht leicht, dass die Wirkung des Feuers unmöglich so gross gewesen seyn kann, als es nach *Posselts* Erzählung scheint, weil ausserdem die Franzosen gar nicht herüber gekommen wären, oder sehr leicht hätten durch einen Angriff der Österreicher zurückgeworfen werden können. N. M. M.

Jena, b. Cröker: *Ausführliche Beschreibung einer neuen Methode, Gegenden zum militärischen Gebrauch aufzunehmen und zu zeichnen*, mit zwey Abhandlungen vermehrt von *J. L. T. v. Gerstenbergk*, der WW. Doctor und Professor zu Jena, der gesammten herzogl. sächs. weimarischen Lande verpflichtetem Geometer, Feld- und Güter-Taxator, Strom- und Mühlen-Baumeister u. s. w. Mit 6 Kupfern. 1809. 433 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die *Einleitung* handelt von den verschiedenen Arten der Mappirungen und ihrem militärischen Gebrauch, wo denn zuerst die Gegenstände überhaupt angezeigt werden, auf welche bey dem Aufnehmen und Zeichnen der militärischen Risse besonders Rücksicht zu nehmen ist, und wo S. 27 mit Recht bemerkt wird, dass bey den Städten und Dörfern die Zahl der Häuser bemerkt werden müsse. Rec. vermisst diese, dem Militär durchaus unentbehrliche Notiz selbst bey den besten topographischen Charten, und hat sie zuerst auf der roziersschen Charte von Hessen gefunden. Es wäre vielmehr nützlich, bey Aufnahme einer Recognoscirungscharte auch die Zahl des in dem Orte befindlichen Zugviehes zu bemerken, das zu Bestimmung der Vorspannfuhren so nothwendig ist. Die bey Aufnahme eines Terrains — besonders in feindlichen Ländern — noch aufzusuchenden Notizen sind übrigens in dieser Einleitung weitläuftig und gut auseinandergesetzt. — S. 93 folgen einige allgemeine Bemerkungen über die besonderen Eigenschaften und den Gebrauch der verschiedenen Messinstrumente, wo, mit Recht, der Scheibe und Mensel der Vorzug zugestanden wird. Das Astrolabium erfodert beym Gebrauch eine so grosse Genauigkeit, dass es zu militärischen Absichten überhaupt nicht anwendbar, und dass es in Hinsicht der eigenthümlichen Unvollkommenheit aller mechanischen Instrumente schon an sich bedeutenden Unrichtigkeiten unterworfen ist. — S. 122 wird eine sehr bequeme Messscheibe beschrieben, die aus einer 6 Zoll grossen, mit Papier bezogenen Tafel besteht, auf den dazu eingerichteten Knopf eines Stocks geschraubt, und auf welcher mittelst eines 9 Zoll langen Lineals und zweyer gezeichneter concentrischer Kreise die Puncte der correspondirenden Visirlinien bestimmt werden. Die Orientirung wird durch eine 3 Zoll lange Magnetnadel erhalten, und dadurch das Zurückvisiren entbehrlich gemacht. Nachdem der Vf. das Verfahren mit diesem Instrumente angegeben, geht er S. 147 zu dem *militärischen Aufnehmen im Felde* selbst über, und beschreibt im 1 Capitel die dazu nöthigen Instrumente und Geräthschaften, die vorzüglich in einem Messtisch und in einem Winkelkreuz, nach der von ihm verbesserten Einrichtung, bestehen, und deren Gebrauch im 2 Capitel gelehrt wird. S. 181 geht hierauf der Vf. zu den topographischen Landesvermessungen über, und handelt hier zuerst von dem Astrolabio, dann von der Boussole, der Scheibe und dem Messtisch, wo sich sehr zweckmässige Bemerkungen über die Einrichtung dieser Instrumente finden, die durchaus von dem praktischen und erfahrnen Feldmesser zeugen. Interessant ist die Nachricht, dass der nun längst verstorbene holländische Commandant des Vorgebirges der guten Hoffnung, *Gordon*, das Innere von Afrika, bis über 20 Grad der Breite hinauf, aufgenommen und eine genaue Charte davon verfertigt habe. Diese Charte, nebst den sich auf die Einwohner, die Production, Cultur etc. beziehenden Denkschriften, sind nachher von den in französische Dienste getretenen Söhnen des Verstorbenen an die französische Regierung abgegeben worden. Zu Befestigung des Scheibenblatts, um es auf die bekannte Weise abschieben zu können, wird anstatt des Mundleims eine Mischung aus gleichen Theilen Baumwachs und weissem Wachs empfohlen, aus welchem man ganz dünne Blättchen schneidet, und mittelst derselben das Scheibenblatt aufklebt. Als ein Beytrag zur Geschichte der mathematischen Instrumente dient die Nachricht, dass Hr. *v. G.* in Holzhausen eine 1593 gefertigte Flurcharte gefunden hat, in deren Mitte ein Scheibenblatt aufgeklebt war; folglich ist schon damals die Scheibe völlig im Gebrauch gewesen. — S. 296 wendet sich der Vf. zu der Anordnung einer topographischen Landesvermessung selbst, nach Verschiedenheit des Zwecks, den man dabey vor Augen hat. Sehr gut werden dabey die vorläufigen Veranstaltungen sowohl, als die verschiedenen Arbeiten des Aufnehmens, das *Pointiren*, das *Trianguliren*, und endlich das *Eintragen* des *Details* durchgegangen und das Wichtigste dabey gezeigt. Mit Recht verlangt der Vf. möglichst lange Standlinien

und nicht zu stumpfe Visirwinkel, damit die Gegenstände sich bestimmter schneiden. — S. 379 wird endlich Anweisung zu dem *isolirten Aufnehmen* gegeben, wo man weder vielerley Messgeräthschaften, noch auch eingeübte Gehülfen hat, und sich grösstentheils auf sein richtiges Augenmass verlassen muss. Hr. *v. G.* beschreibt dabey ein sehr einfaches und bequemes Instrument, das die Stelle einer Scheibe, mit der Boussole verbunden, vertritt, und sich zugleich sehr gut fortbringen lässt. Es werden zugleich die vornehmsten Handgriffe, sowohl bey dem Aufnehmen der Dreyecke als bey dem Abschieben derselben gezeigt, so dass jeder Officier, der nur einige Begriffe von der Geometrie hat, leicht danach verfahren kann. S. 414 fg. finden sich Vorschriften zu einer, mit der Aufnahme des Terrains verbundenen Recognoscirung zu einem bestimmten Zweck, d. h. um einen feindlichen Geschütz- und Munitions-Transport anzugreifen, oder ein anderes Unternehmen gegen die feindliche Armee auszuführen.

Die beiden Abhandlungen *über die topographischen Landesvermessungen* und *von den isolirten Aufnahmen* sind auch besonders gedruckt, unter dem Titel:

Über die topographischen Landesvermessungen überhaupt, und in militärischer Hinsicht insbesondere, nebst einer Anweisung zum isolirten Aufnehmen, durch taktische Beyspiele erläutert von *J. L. T. v. Gerstenbergk*, der WW. Dr. und Prof. zu Jena etc. Mit 3 Kupfern. 1809. 257 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es würde an diesem nützlichen Werke nichts zu wünschen übrig bleiben, wenn der Stil weniger sonderbar wäre. Zum Belege die erste beste Stelle, S. 26. „Jetzt aber entwickelt sich eine ganz andere Scene, und der Ingenieur tritt in einem ganz anderen Lichte hervor. Bisher war er mehr Messkünstler, der diesen Gegenständen Bestimmtheit und Gestalt gab; jetzt aber tritt sein Kriegsauge über selbige, und wägt Zeit, Raum und Kräfte, welche vereinigt mittelst dieser localen Gegenstände denen angenommenen Umständen entsprechende kriegerische Wirkungen hervorbringen. Dieses ist es, was eine Mappirung in militärischer Hinsicht brauchbar macht u. s. w." Dahin gehören auch Worte, wie S. 232 *Schnäubichen*, S. 110 und an mehreren Orten *Militäristen;* unrichtig aber ist S. 7 *Routine* für *Route* gesetzt, welches bekanntlich keineswegs gleichbedeutend ist.

N. M. M.

Leipzig, in der v. Kleefeldschen Buchhandlung: *Katechismus für Soldaten. Als ein Leitfaden für Officiere bey dem Unterrichte des gemeinen Mannes.* Von einem königl. sächsischen Officier. 1809. 124 S. 8. (10 gr.)

Schon längst war bey der sächsischen Cavallerie durch den verstorbenen General *Bellegarde* unter dem Namen der *Unterhaltungsstunden* die Einrichtung gemacht worden, die Unterofficiers und Gemeinen in den verschiedenen Zweigen des Dienstes durch Fragen und Antworten zu unterrichten. Dass diese Einrichtung sehr wesentlichen Nutzen gewähre, bedarf keines Beweises; es wird daher hier zu diesem Unterricht eine Anleitung gegeben, der man im Allgemeinen Brauchbarkeit nicht absprechen kann, obgleich sie noch sehr Vieles zu wünschen übrig lässt. Gleich in der ersten Unterhaltung folgt auf die Frage: Was ist die Bestimmung des Soldaten? die eigentlich bloss für Bürgergarden passende Antwort: „Das Land, dem er dient, gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen, auch die Ruhe und Ordnung im Innern des Landes zu sichern." Aus dieser Antwort würde hervorgehen, dass der Soldat sich nicht ausserhalb des Landes zum Angriff anderer Staaten gebrauchen lassen dürfe; sie sollte daher vielmehr so gestellt seyn: „Der Soldat soll nicht nur den Staat gegen die Angriffe auswärtiger Feinde vertheidigen, sondern er muss auch diese selbst auf Erfodern angreifen, und den Bundesgenossen seines Fürsten beystehen, und zugleich die Ruhe und Ordnung im Frieden erhalten."

Der Musquetier hat diesen Namen nicht von Mousqueton, wie S. 36 unrichtig steht, sondern von der Muskete, einem im 15 Jahrhundert aufgekommenen langen Luntenrohre, das 4 Loth Bley schoss. Mousqueton ist der französische Name des Carabiners der Cavallerie. Die dritte Unterhaltung beschäftigt sich mit verschiedenen, zum Dienst im Lande gehörigen Gegenständen; die vierte mit dem Verhalten auf Märschen; die fünfte mit dem Dienst im Felde. Hier ist es nicht hinreichend, wenn die Vedetten des Nachts ankommenden Detaschements das Feldgeschrey selbst abnehmen; sie müssen vielmehr, sobald mehr als zwey Mann auf sie loskommen, die Wacht ins Gewehr rufen und das Detaschement mittlerweile halten lassen. Der militärische Anstand und das Verhalten ausser Dienst ist der Gegenstand der sechsten Unterhaltung. Den Beschluss machen verschiedene Beyspiele von Entschlossenheit und Menschenliebe, die gut gewählt sind, und sich leicht mit einer Menge anderer vermehren lassen.

N. M. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Nördlingen*, b. Beck: *Über die Nothwendigkeit der gegenseitigen Achtung zwischen jüngeren und älteren Personen.* Eine Gelegenheitsschrift von *Georg Philipp Moll*, des nördlingischen Lyceums Rector. 1810. 8 S. 4. (2 gr.) Der Vf. findet eine der vorzüglichsten Ursachen des herrschenden Muthwillens, der Ausgelassenheit und der alles verschlingenden Sinnlichkeit der jungen Leute in der gesunkenen Achtung zwischen jüngeren und älteren Personen. So viel es der kleine Raum einer Gelegenheitsschrift verstattete, ist das Thema gut und praktisch ausgeführt. Und zur Erhaltung der nöthigen und wohlthätigen Achtung der jüngeren Personen gegen die älteren, werde, meint der Vf., am meisten wirken, wenn man die jungen Leute immer in einer gewissen Entfernung von sich halte, um dieselben fühlen zu lassen, dass sie erst noch würdig werden müssen, mit Erwachsenen umzugehen. Dass er vom blossen Lehren und Ermahnen nichts für die Beförderung der Achtung erwartet, ist ein Beweis seiner besseren Einsichten ins menschliche Leben, und seines unbefangenen Urtheils über die menschlichen Erziehungsmittel.

— n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1811.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Aachen, b. Schwarzenberg: *Neue Art die Handlungsbücher zu führen*, aus den bisher bekannten Systemen zusammengesetzt, ganz nach den Grundsätzen des neuen französischen Handels-Gesetzbuches eingerichtet, jedem kaufmännischen Geschäfte angemessen und bey der grössten Einfachheit in ihrem Gange so zuverlässig, dass kein Fehler unentdeckt einschleichen kann. *Von einem praktischen Kaufmanne.* 36½ Bogen Queerfolio, zwey Hefte mit fortlaufenden Seitenzahlen. Ohne Jahreszahl auf dem Titelblatte. (Die Einleitung ist vom December 1809 datirt.)

Hr. *Kuhnen* (so nennt sich der Vf. dieser Schrift unter der Einleitung) gehört zu der kleinen Anzahl der kaufmännischen Schriftsteller, welche sich helle Begriffe über ihr Fach verschafft haben, durch eigenes Nachdenken zu interessanten Ansichten gelangt sind, und sie in einer gebildeten Sprache auf eine fassliche Weise gemeinnützig zu machen verstehen. Er fand, wie er in der Einleitung sagt, an allen ihm bekannt gewordenen Systemen der Buchhaltung etwas auszusetzen (wir müssen ihm darin aus eigener Überzeugung beystimmen), und entschloss sich daher, eine neue Art, Buch zu führen, aus den bisher bekannten Systemen zusammenzusetzen, solche nach den Grundsätzen des neuen französischen Handelsgesetzbuches einzurichten, sie jedem kaufmännischen Geschäfte anzupassen, und endlich den grossen Zweck zu erreichen, dass sie bey der grössten Einfachheit auch die grösste Zuverlässigkeit gewähre, und dass kein Fehler unentdeckt einschleichen könne. Obgleich der Vf. das grosse Ziel, welches er sich steckte, keinesweges erreicht hat: so verkennen wir doch das Gute und Vorzügliche dieses neuen Systems nicht, werden uns aber durch das harte Wort, welches er (bey der übrigens sehr achtungswerthen Bescheidenheit, womit er von seiner Arbeit urtheilt,) über die beissenden Federn der Kritik fallen lässt, nicht abhalten lassen, die Mängel desselben offenherzig zu rügen.

Um die neue Erfindung des Vfs. desto anschaulicher darzustellen, müssen wir erst mit wenigen Worten die Eigenthümlichkeiten und Hauptunterschiede der drey Systeme, von denen der Vf. spricht, skizziren. Die *einfache Buchhaltung* lehrt, dass jedes Geschäft nach der Zeitfolge in ein Buch (*Memorial* oder *Journal* genannt) eingetragen, und dass von diesem Buche wieder jeder einzelne Posten in ein anderes Buch (*Haupt-Buch* genannt) auf das ihm eigene Personen-Conto getragen werde. Über den Einkauf und Verkauf der Waaren wird ein besonderes Register geführt. — Geschieht dieses nun ganz *ohne Fehler*: so muss man bey dieser einfachen Buchhaltung genau wissen können, wie man mit jedem einzelnen Handelsfreunde, und wie man mit sich selbst stehe, das heisst, man muss daraus seine Ausstände, seine Schulden, seine vorräthigen Waaren, und die Summe, um welche das Handlungs-Capital sich vermehrt oder vermindert habe, genau angeben können. Da es aber nicht wahrscheinlich ist, dass ein Buchhalter, im Verlaufe eines Jahres, oder überhaupt von einem Abschlusse der Bücher bis zum anderen, durchaus nicht Einen Fehler machen sollte: so giebt diese Art von Buchhaltung keine vollkommene Überzeugung von ihrer Richtigkeit, und bloss eine oft wiederholte Untersuchung und Controlirung der Bücher kann eine *hohe Wahrscheinlichkeit* der Richtigkeit bewirken. Der Hauptfehler dieses Systems ist also, dass durch keine Vorrichtung dafür gesorgt ist, den eingeschlichenen Fehlern auf die Spur zu kommen, und dass der Gewinn oder Verlust nur in Pausch und Bogen zum Vorschein kommt. — Die *doppelte Buchhaltung* braucht mehrere Bücher, als die einfache; in ihrem Hauptbuche sind Folien für Personen- und für Hülfs-Rechnungen. Sie schreibt ausdrücklich vor, dass die Bücher mit *Gleichungen* angefangen und fortgeführt werden, so dass auch beym Schlusse der Bücher die Summe der sämmtlichen Debitoren gleich sey der Summe der sämmtlichen Creditoren. Findet sich diese Gleichung nicht: so sind gewiss Fehler eingeschlichen. Die Einrichtung der Bücher führt also von selbst auf die Entdeckung der vorhandenen Fehler, und erleichtert ihre Auffindung. Auch geben die nach diesem Systeme geführten Bücher genau an, was an jedem einzelnen Geschäfte gewonnen oder verloren worden ist. Diess sind grosse Vorzüge vor der einfachen Buchhaltung. Dagegen ist diess System auch viel weitläuftiger, mühsamer, und für jeden Uneingeweiheten höchst dunkel. — Das *englische System*, welches *Jones* 1796 bekannt gemacht hat, sollte die guten Eigenschaften der einfachen und der doppelten Methode in sich vereinigen. Er verwirft, wie die einfache Buchhaltung, die Hülfs-Conten, und fodert nicht für jeden Debitor einen gleich grossen Creditor, wodurch also die Controle verloren geht, welche die doppelte Methode durch diese *Gleichung* bewirkt. Er bringt aber durch eine künstli-

che Stellung der Posten, durch drey Geld-Columnen im Journale, eine für Debitoren, eine für Creditoren, und eine für Debet- und Credit-Summen, durch die Addition derselben und durch ihre Übertragung von einer Seite auf die andere, sowohl im Journale als im Hauptbuche, eine andere Controle hervor, nämlich diese, dass am Schlusse der Bücher das Journal ohne alle weitere Vorrichtung (als Inventur der Waaren-Vorräthe) bloss durch den Schluss selbst die Summe aller Creditoren und aller wirklichen Debitoren genau angiebt, dass eben diess beym Hauptbuche zutrifft, und dass die Differenz dieser Summen den Gewinn angiebt, wenn sie auf der Seite des Debet, und den Verlust, wenn sie auf der Seite des Credit Statt findet. Die genannten guten Eigenschaften sind diesem Systeme nicht abzustreiten; es hat aber sehr grosse Mängel, wodurch jene grossentheils aufgehoben werden. So einfach es aussieht; so schwierig und weitläuftig ist es; und so prahlerisch es auch *Jones* ausposaunt hat: so wenig ist es wegen der ungeheuer grossen Bücher, die es erfodert, und die nach jedem Abschlusse ganz erneuert werden müssen, und wegen der äusserst lästigen fortlaufenden Additionen in einer Handlung, die über die Grenzen der kleinen Krämerey hinausgeht, anzuwenden. Auch nach dieser Methode wird der Gewinn oder Verlust nur in Pausch und Bogen angegeben.

Ungeachtet der Unanwendbarkeit des englischen Systems hat es doch durch die einzige neue Idee, ohne die Gleichung des Debet und Credit eine Controle der richtigen Eintragung der Posten durch die Art der Eintragung selbst hervorzubringen, auf die guten Köpfe unter den Buchhaltern vortheilhaft gewirkt, und sie auf neue Ideen geführt. Auch Hr. *K.* gelangte dadurch zu seinen neuen Ansichten. Seine Methode lehrt zwar auch, wie die doppelte, das Journal mit Gleichungen zu führen: er gestattet aber nicht, dass zwey Hülfs-Conten oder zwey Personen-Conten diese Gleichung bilden. Jeder Posten im Journal, wo eine Person Debitor ist, muss ein Hülfs-Conto zum Creditor, und jeder Posten im Journal, wo eine Person als Creditor erscheint, muss ein Hülfs-Conto zum Debitor haben. Das Journal ist danach eingerichtet, dass die Hülfs-Conten in eine besondere Rubrik linker Hand [Controle überschrieben] Platz finden. Die Haupt-Columne, in der Mitte des Blattes, nimmt den Namen der Person und die kurze Beschreibung des Geschäftes auf. Die zwey Geld-Columnen rechter Hand sind zur Eintragung der Summen, und zwar die erste zu Debet-Posten, und die zweyte zu Credit-Posten der Personen bestimmt. In die Controlen-Rubrik wird ausser dem Namen des Hülfs-Conto auch die Summe eingetragen, das Hülfs-Conto mag dafür debitirt oder creditirt seyn. (Hr. *K.* bezeichnet den Debitor mit *per*, und den Creditor mit *A*, als: *Per* Wechsel-Conto *A* Schweiger, und glaubt durch diese Abkürzung viele Vortheile zu erreichen; wir können dieses aber nicht billigen, besonders in einem Systeme, wo Alles auf leichte Übersicht und Verständlichkeit berechnet ist. Unserer Meinung nach sollte man sagen: *Wechsel-Conto debet an Schweiger*, oder: *Schweiger credit per* [oder *durch*] *Wechsel-Conto*, welches jeder Mensch verstehen kann. Will man durchaus abkürzen: so setze man statt *debet an*, bloss *d. a.*, und statt *credit per* bloss *c. p.*; nur gebrauche man keine Worte ohne richtige Bedeutung.) Die natürliche Folge hievon ist, dass, wenn alle drey Geld-Columnen der Journal-Seiten addirt werden, die Summe der Controle gleich seyn muss der Summe der beiden anderen zusammen genommen, wodurch schon das Einschleichen der Fehler sehr erschwert wird. Auch wird durch diese Einrichtung derselbe Zweck erreicht, den *Jones* durch seine besondere *Columne für Debitoren und Creditoren* zu erreichen strebt. Die angegebenen Hülfs-Conten aber gewähren die Vortheile der doppelten Buchhaltung, die man bey *Jones* so ungern vermisst. Die Summen der drey Journal-Columnen werden von Seite auf Seite bis zu Ende eines Monats übertragen, am Schlusse desselben zusammen addirt, und bey jedem Monat die Schluss-Summen der vorhergehenden Monate dazu addirt: so dass am Ende jedes Monats alle Summen, die aus allen vorhergehenden Geschäften herauskommen, in Eine Summe zusammengezogen erscheinen.

Mit dem Jornale stehen zwey Bücher, das Haupt-Buch und das Controlen-Buch (und dann das Inventarium, welches nach dem *Code Napoléon* geführt werden muss, sonst aber, des Systemes wegen, nicht nothwendig ist), in genauester Verbindung. — Wenn die Bücher angefangen werden: so wird das Inventarien-Conto des Hauptbuches (dieses Hülfs-Conto ist ebenfalls kein Bedürfniss des Systems, sondern eine Folge des durch die Gesetze bestimmten Inventarii) für alle Activa creditirt und für alle Passiva debitirt. Dem Credit werden Debitoren und dem Debet Creditoren in der Controle entgegengesetzt. Bey Waaren, liegenden Gründen u. s. w. ist diess sehr einfach, bey Personen aber und bey personificirten Conten [dazu gehören Cassa-Conto und Capital-Conto, die auch *Jones* unter die Personen-Conten aufgenommen hat] wird es etwas verwickelter, weil das personificirte Inventarien-Conto durchaus einem Hülfs-Conto entgegen stehen muss. Der Vf. hat also ein neues Hülfs-Conto erfunden, das er Bilanz-Conto nennt, und ins Controlen-Buch verweiset. Auf dieses Conto werden *ad interim* alle Posten verwiesen, die keinen wirklichen Controlen-Posten gegen sich haben, als hier der baare Geld-Vorrath und die Schulden oder Ausstände bey Personen. Hierauf wird das Bilanz-Conto wieder durch Personen-Contos ausgeglichen. — Durch diese Einrichtung, dass nämlich das Hauptbuch bloss Personen-Contos, das Controlen-Buch hingegen bloss Hülfs-Contos enthält, entsteht der Vortheil, dass auch ein des Buchhaltens wenig kundiger Revisor aus dem Hauptbuche den Stand des Kaufmanns gegen seine persönlichen Gläubiger und Schuldner mit geringer Mühe erkennen kann, da aus einem, nach doppelter Manier geführten Hauptbuche, besonders wegen der darin vorkommenden vie-

len Hülfs-Conten, nur ein Meister in der Kunst sich Einsicht zu verschaffen vermag. Das Controlen-Buch enthält bloss das Verhältniss der Handlung gegen den Eigenthümer.

Beide Bücher haben übrigens gleiche Einrichtung, und unterscheiden sich von den Hauptbüchern nach doppelter Art bloss dadurch, dass sie eine Geld-Columne mehr, sowohl im Debet als im Credit, haben. In diese zweyte Columne wird monatlich die Summe von dem Betrage des ganzen Monats ausgeworfen, am Schlusse jedes Folii addirt, und auf das folgende Folium übertragen, so dass auf das letzte Folium des Hauptbuches die Summen aller Debitoren an der einen und die Summen aller Creditoren an der anderen Seite in einer Haupt-Summe erscheinen und sich gleichen. Dasselbe findet auch beym Controlen-Buche Statt, dessen Schluss-Hauptsummen denen des Hauptbuches gleich seyn müssen. Da eine gleiche Fortführung der Summen auch im Journale Statt findet: so müssen auch die Debet- und Credit-Summen in demselben sich völlig gleichen, und eben so den von dem Haupt- und dem Controlen-Buche angegebenen Summen gleich seyn. Diese Einrichtung verschafft der *kuhnen*'schen Methode einen grossen Vorzug vor der italiänischen und der englischen, indem bey der letzteren dieser Zweck auf eine viel weitläuftigere und mühsamere Art erreicht wird, die erstere aber eine solche Controle gar nicht kennt.

Sollen die Bücher abgeschlossen werden: so kann diess auf zweyerley Weise geschehen, erstens, um bloss den Gewinn oder Verlust der Handlung überhaupt und eines jeden einzelnen Gegenstandes derselben *bis zu einer beliebigen Zeit* zu bestimmen, zweytens um eine Schluss-Bilanz zu ziehen, und ausser dem Obigen auch den genauen Stand der Handlung mit einem jeden Creditor und Debitor zu untersuchen und genau zu bestimmen. Im ersten Falle schliesst man bloss das Controlen-Buch ab, bringt auf jedes Conto desselben den darauf Statt findenden Gewinn oder Verlust, wofür Capital-Conto creditirt oder debitirt wird, und setzt dann den darauf befindlichen Saldo in den Debet oder Credit des Inventarien-Conto. Um so viel nun das Capital-Conto im Credit grösser geworden ist, als es beym Anfange der Bücher war, um so hoch ist der Gewinn, und um so viel das Capital-Conto im Credit abgenommen hat, um so hoch ist der Verlust anzuschlagen. Im zweyten Falle verfährt man Anfangs eben so, alsdann aber schliesst man noch das Hauptbuch folgendermasen ab: 1) Man debitirt Inventarien-Conto und creditirt Bilanz-Conto für alle Debet-Saldos des Hauptbuches; 2) man creditirt Inventarien-Conto und debitirt Bilanz-Conto für alle Credit-Saldos des Hauptbuches; 3) man debitirt wieder Bilanz-Conto für die selbige Summe, wofür es unter No. 1 creditirt worden ist, und creditirt dagegen die Personen-Contos des Hauptbuches, jedes besonders, für die einzelnen Saldos, um die Contos damit abzuschliessen; 4) man creditirt endlich Bilanz-Conto für dieselbige Summe, wofür es unter No. 2 debitirt worden ist, und debitirt dagegen die Personen-Contos des Hauptbuches, jede besonders, für die einzelnen Saldos, um die Contos damit abzuschliessen. Auf diese Weise wird das Bilanz-Conto mit sich selbst, und das Inventarien-Conto mit den Personen-Conten völlig ausgeglichen, und man erhält einen vollkommen richtigen, und alles, was man nur zu wissen verlangen kann, genau angebenden Abschluss der Bücher.

So angenehm es uns war, die Vorzüge dieses neuen Systems, welches wir das *eklektische* nennen möchten, anzuerkennen, und so gerne wir ihm einräumen, dass es die Vortheile der doppelten und der englischen Methode in sich vereinigt: so wenig dürfen wir jedoch verhehlen, dass es auch einen grossen Theil der Fehler dieser beiden Systeme, und noch ausserdem ihm allein eigenthümliche Fehler besitze. Um nicht zu weitläuftig zu werden, wollen wir nur Einiges anführen. Da in die Controle des Journals nur Hülfs-Conten, und gar keine Personen-Conten gebracht werden dürfen: so entsteht daraus sehr oft die Nothwendigkeit, die Posten doppelt einzutragen, sie *ad interim* auf ein fingirtes Conto zu verweisen, und dann erst von diesem auf das rechte Conto zu bringen. Z. B. S. 24 des Journals kommt das Geschäft vor: Schweiger in Frankfurt soll auf Debée in Paris L. 15,000 trassiren. Nach der doppelten Methode würde der Satz sehr einfach und allgemein verständlich lauten: Schweiger debet an Debée L. 15,000. Hr. *K.* muss zwey Posten daraus machen: Schweiger debet an Wechsel-Conto, und wieder: Wechsel-Conto debet an Debée. Diese Annotation ist weitläuftiger, unverständlicher, und enthält eine offenbare Unrichtigkeit, da Wechsel-Conto nichts empfangen hat, ihm nichts gegeben, und doch debitirt und creditirt wird. Ferner wird diese Stellung einem Jeden, der kein vollkommener Buchhalter ist, Falsa zu enthalten scheinen, indem Schweiger für trassirte L. 15,000 mit 15,166 Fr. 71 Cent. belastet, und Wechsel-Conto für dieselbe Summe creditirt wird; dagegen aber Debée für dieselben L. 15,000 nur mit 14,814 Fr., 81 Cent. creditirt, und Wechsel-Conto ebenfalls nur mit 14,814 Fr. 81 Ct. belastet wird. Das Wechsel-Conto, das hier nur als ein Ausgleichungs-Conto auftritt, enthält also (statt 15,000 L. im Debet und Credit zu haben) im Debet Fr. 14,814. 81 Ct., und im Credit Fr. 15,166. 71 Ct. Es gleicht sich daher nicht aus, sondern enthält einen Überschuss von Fr. 351. 90 Ct. im Credit, die beym Abschluss der Bücher als Gewinn erscheinen, da der Gewinn doch auf Schweigers Conto gemacht worden ist, weil dieser zu einem vortheilhafteren Cours als 23 Fr., 70 Cent. für 6½ Rthlr. trassirt hat.

So wie in die Controle keine Personen-Conten gebracht werden dürfen: eben so dürfen in die Hauptrubrik auch keine Hülfs-Conten gebracht werden, welches wiederum zu sehr unangenehmen Weitläuftigkeiten und Dunkelheiten führt. Der Vf. bemerkt daher auch selbst (Anmerk. 1, S. 84),

dass bey seiner Art, die Bücher zu führen, „wo die Hülfs-Contos, vom Geschäfte getrennt, ihren besonderen Gang gehen, aber doch am Ende des Monats in ihren Summationen das nämliche Product (soll heissen: bey ihrer Addition die nämlichen Summen) liefern müssen, wie die Summationen (Additionen) der ächten Debitoren und Creditoren, dieser Übertrag ohne Störung des Ganzen unmöglich sey, in sofern der Posten nicht auch zwischen den Colonnen gegengeschrieben wird — diess Geschäft nun übernimmt das diverse Debitoren - et Creditoren - Conto — es ist zwischen den Colonnen das, was in der Controle das Bilanz-Conto ist, ein fingirter Debitor gegen das hergebende, ein fingirter Creditor gegen das übernehmende Hülfs-Conto der Controle, und stellt auf diese Art das Gleichgewicht in den beiderseitigen Summationen (Additionen) wieder her, deren Product (Summe) widrigenfalls in der Controle grösser als zwischen den Colonnen seyn würde.“ Wir geben ihm die Nothwendigkeit dieser Hülfs-Conten nach seinem Systeme sehr gern zu; er wird uns aber auch zugeben müssen, dass sie ein nothwendiges Übel sind, welches aus seiner Methode entspringt, und in den übrigen Systemen nicht angetroffen wird. Besser würde der Vf. gethan haben, wenn er alle diese Hülfs-Conten, die bloss den Übergang von den Personen- und den Hülfs-Conten befördern sollen, als Bilanz-Conto, diverse Debit.- und Credit.-Conto, Wechsel-Conto (in sofern diese nicht dem wirklichen Wechsel-Geschäfte bestimmt ist), in Eins gezogen, und ein Hülfs-Conto im Controlen-Buche, und ein anderes im Haupt-Buche angenommen, und solche *allgemeine Hülfs-Conten*, oder *Übertragungs-Conten*, oder *Interims-Conten* genannt hätte. — Hr. *K.* versichert, dass bey seiner Methode *kein* Fehler unentdeckt einschleichen könne. Versteht er darunter bloss solche Fehler, welche auf die Addition und auf das Gleichgewicht Einfluss haben: so hat er zwar Recht; diesen Vorzug hat aber das doppelte und das englische System ebenfalls. Versteht er aber mehr darunter: so ist er offenbar in Irrthum, und wir glauben nicht dass irgend ein System erfunden werden könne, (wenn seine Theorie auch noch so vollkommen wäre), welches jeden praktischen Fehler unmöglich mache. — Übrigens erfodert diese Methode meist alle Hülfsbücher, welche die doppelte vorschreibt, und ausserdem noch zwey Hauptbücher, da jene nur Ein Hauptbuch gestattet. Wie lästig es aber sey, in zwey Hauptbücher einzutragen, kann nur ein praktischer Buchhalter beurtheilen. Auch würde die Form des Journals nach dieser Methode sehr ungestaltet ausfallen. Es gehören 4 Geld-Columnen, 2 Seiten-Columnen, und 2 grosse Flächen zur Eintragung der Posten auf jede Seite desselben. In dem Schema des Vfs. stehen in der Controle die Summen unter den Überschriften: diess würde aber in der Praxis durchaus nicht angehen, indem die Addition dadurch ungemein erschwert würde. Ausserdem wäre aber auch noch ein Platz zu einer vierten Geld-Columne *ante linea* nöthig, um mehrere Posten eines Creditor oder Debitor unter einander stellen und summiren zu können.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Handlungswissenschaften. *Braunschweig*, b. Vieweg: *Comptoir-Tafel für Banquiers, Kaufleute, Manufacturisten und Fabricanten*, von *Joh. Phil. Schellenberg.* 1804. 1 Bogen. (8 Gr.)

In 10 Columnen beschreibt der Vf. die Rechnungs-Münzen, den Münzfuss, das Uso, die Respect-Tage, das Handelsgewicht, das Längenmass, das Getreidemass, das Weinmass, die Banken, die Messen und die Jahrmärkte von 67 der vornehmsten europäischen Handelsstädte, welche in der 11 Columne alphabetisch auf einander folgen. Wäre der Titel nicht so weitläuftig gedruckt — er nimmt gerade den vierten Theil des Bogens ein —: so hätten wohl noch mehrere bedeutende Städte, die wir ungern vermissen, ihren Platz finden können. Grosser Geistes-Aufwand und besondere Kenntnisse werden zur Verfertigung einer solchen Tabelle nicht erfodert. Sie läst sich mit leichter Mühe aus einem *Contoristen* oder aus *Nelkenbrecher* u. a. m. ausschreiben. Indessen hat Rec. doch keine Unrichtigkeiten darin bemerkt, und als Comptoir-Tafel mag sie auch wohl zuweilen zu gebrauchen seyn, wenn man zum Nachschlagen gerade kein vollständiges Werk zur Hand hat.

Φ.

Geschichte. *Leipzig*, b. Dyk: *Notitzen* (Notizen) *zur V* (*v*) *aterländischen Geschichte.* Für den Kinder-Unterricht in Chur-Sachsen. Nebst einer kurzen Geschichte der Kirchen-Verbesserung im 16 Jahrhundert, und dem Glaubensbekenntnisse der Confirmanden in Leipzig seit 1803 (?) mit den erfoderlichen Beweiss(s)stellen und einigen Erläuterungen begleitet. 1806. 78 S. 8. (4 Gr.)

Wie wir aus einer angehängten Nachricht ersehen, ist der Verleger, Hr. *Dyk*, selbst Vf. dieser Notizen, welche nichts anderes, als ein Auszug aus seinem früher erschienenen, und bereits von einem anderen Mitarbeiter in unseren Blättern beurtheilten *Lehrbuche der kursächsischen Geschichte* sind, welches Hr. *Gedike*, Dir. der Bürgerschule in Leipzig, für Volksschulen zu ausführlich fand. Schon der Titel, und noch mehr die Seitenzahlen (denn die sächsische Geschichte geht nur bis S. 18) lassen vermuthen, dass hier bloss die merkwürdigsten Begebenheiten mit einigen Worten und der dazu gehörigen Jahrzahl angedeutet seyn können. Bey Erwähnung des dresdner Katechismus fehlt das Jahr der Einführung 1688. Doch diese und ähnliche Lücken wird der mit der sächsischen Geschichte bekannte Lehrer leicht selbst ausfüllen können. Zum deutlichen Verständnisse der bey Erwähnung des Glaubensbekenntnisses der Confirmanden in Leipzig stehenden Jahrzahl 1803 wäre wohl eine kleine Erläuterung nicht überflüssig gewesen, weil man sonst leicht auf den Gedanken kommen könnte, als hätten die Confirmanden in Leipzig vor dem Jahre 1803 gar keinen, oder einen anderen, als den in jenem Bekenntnisse ausgedrückten, Glauben bekannt. Doch, wie sich nicht nur dieses Glaubensbekenntniss, sondern auch alles Andere, was der Titel erwähnt, und was noch ausserdem hier zu finden ist, als Umgangsregeln und ein Lied, in diese Geschichtsnotizen verirren konnten, wird ausser dem Vf. schwerlich Jemand zu begreifen im Stande seyn. (?)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JULIUS, 1811.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Aachen, b. Schwarzenberg: *Neue Art die Handlungsbücher zu führen* u. s. w. *Von einem praktischen Kaufmanne.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Behauptung des Vfs., dass über Bücher, die nach seiner Methode geführt werden, nicht bloss eine Bücher-, sondern auch eine Schluss-Bilanz gezogen werden könne, „ohne dass man nöthig habe, einen einzigen Saldo der Hauptbuchs-Rechnungen auszuziehen," ist ganz gegründet; aber der Vf. hätte doch hinzufügen sollen, dass er sein Hauptbuch in zwey Theile getrennt habe, und dass das eine Buch, welches er Controlen-Buch nennt, allerdings abgeschlossen und die Saldos desselben ausgezogen werden müssen, welches seiner Behauptung vieles von ihrem Glanze würde benommen haben. Wir wollen die doppelte Methode nicht gegen den Vf. in Schutz nehmen, müssen aber doch bemerken, dass er ihr häufig sehr zu nahe tritt, und dass besonders das Factum, welches er uns S. 8 erzählt, und womit er ganz den Stab über diese Methode brechen will, gerade das Gegentheil von dem beweist, was es beweisen soll. Denn gäbe die italiänische Buchhaltung den Betrügern so vielen Vorschub, und bedeckte sie ihre Schurkereyen mit einem so dichten Schleyer, als der Vf. behauptet: so hätte der betrügerische Buchhalter nicht nöthig gehabt, sich zu erschiessen, als er einem Kenner seine Bücher vorlegen musste. Nur der Nichtkenner kann durch diese Methode hintergangen werden, und in der That mehr als nach der neuen Methode des Vfs. Ein Nichtkenner muss aber überhaupt sich gar nicht auf Bücheruntersuchungen einlassen.

Der Vf. macht vier Hauptfoderungen an jede zweckmässige Buchhaltung: 1) dass sie einen so einfachen Gang gehe, dass Jeder, auch ein *Ungelehrter* (soll wohl heissen: wer auch kein Buchhalter von Profession ist), sich von der Richtigkeit der eingeschriebenen Posten überzeugen könne; 2) dass sie dabey so zuverlässig sey, dass kein Fehler, weder mit noch ohne den Willen des Buchhalters, entstehen könne, der sich nicht von selbst, wenigstens beym Abschliessen der Bücher, entwickele; 3) dass der Eigner einer Handlung, wenn er seine Bilanz zieht, nicht allein genau einsehen könne, wie viel er im Ganzen, sondern auch auf welchen Gegenständen, und wie viel auf jedem er gewonnen (oder verloren) habe; 4) dass bey jedem unvorhergesehenen Zufalle es selbst einem Fremden nicht schwer falle, in einem ganz kurzen Zeitraume sich durch blosses Übersehen der Bücher von dem eigentlichen Gange des Geschäfts den richtigsten Begriff zu machen. So gerne wir zugestehen, dass diese neue Methode obige Foderungen in jedem Betrachte so gut, und in manchem noch besser erfülle, als die übrigen drey Systeme: so zweifeln wir doch, dass je ein System erfunden werden könne, welches allen Betrug praktisch unmöglich mache. Man darf nie die Theorie mit der Praxis verwechseln. Die Theorie schreibt vor, was man thun soll: wer diese bey den übrigen drey Methoden pünctlich befolgt, kann auch nicht irren und nicht betrügen. Der Betrüger handelt aber nicht nach der Vorschrift. Es wird daher häufig vom Zufalle abhängen, ob der Untersucher den absichtlichen Fehlern auf die Spur komme oder nicht, da ihm in der Regel nichts als ein empirisches Suchen derselben übrig bleibt, wenn der Betrüger seine absichtlichen Fehler nur künstlich genug zu verstecken versteht. Auch wider den Willen des Buchhalters können sich nach allen Systemen Fehler einschleichen, die lange, und oft ganz unentdeckt bleiben, wenn nämlich zwey Fehler in Ansehung der Summen im Debet und Credit sich ausgleichen, oder wenn unrichtige Namen bey richtigen Summen niedergeschrieben werden.

Einige Provincialismen, Sprach- und Rechtschreibungs-Fehler, die vielleicht bloss dem Corrector zur Last fallen, wollen wir nicht rügen; den schönen Druck und das schöne Papier müssen wir aber um so mehr loben, je seltener sie jetzt werden. Möchte übrigens Hr. *K.* bey dieser Arbeit nicht stehen bleiben, sondern solche noch mehr zu vervollkommnen suchen! Wir sind von seinem buchhalterischen Talente überzeugt, dass er sein neues System noch von mancher Unbequemlichkeit befreyen, und ihm noch manchen Vorzug werde zu verschaffen wissen. Auch sind wir ihm besonderen Dank dafür schuldig, dass er sein Schema ganz nach Vorschrift des französischen Handels-Gesetzbuchs eingerichtet und eine umständliche Beschreibung hinzugefügt hat, wie das Inventarium eingerichtet und eingetragen werden muss. So viel wir wissen, ist er unter den deutschen Schriftstellern der erste, der hierauf Rücksicht genommen hat.

φ.

Leipzig u. Ronneburg, im Verlags-Bureau: *Vollständige Handelsgeographie und allgemeines Geschäfts-Adressenbuch von Franken.* Erster Band. Zweyte gänzlich umgearbeitete und stark ver-

mehrte Auflage. Auch unter dem Titel: *Das gewerbfleissige Deutschland*, oder *Versuch einer ausführlichen Handels-Erdbeschreibung und eines richtigen Geschäfts-Adressenbuch aller deutschen Provinzen.* Von *August Schumann.* Zweyten Theils erste Abtheilung, enthaltend den ersten Band von Franken. Zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage. 1807. XVI u. 510 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die erste Auflage des zweyten Theils des *gewerbfleissigen Deutschlands* erschien im Jahre 1801; der Vf., ermuntert durch die günstige Aufnahme, hat bey der Umarbeitung die Grenzen seines ursprünglichen Plans erweitert, und gesucht, seiner Arbeit insonderheit durch reichere statistische Notizen die möglichste Vollständigkeit zu geben. So umfaſst nun der gegenwärtige Theil bloſs den nürnberger Handelsplatz, und in Rücksicht auf die Wichtigkeit desselben wird man dem Vf. diese ausführlichere Bearbeitung sicher Dank wissen. Nach einer vorausgeschickten reichen Literatur, beschreibt der Vf. die Fabriken und Manufacturen, die Handlung, die Handelsanstalten und Hülfsgeschäfte des Handels, und die Münze, Maſse, Gewichte, Rechnungs- und Zahl-Arten. Allenthalben kommen für Kunst- und Handels-Geschichte sehr interessante detaillirte Nachrichten vor, die dieses Werk noch neben *Roth's* trefflicher Geschichte des nürnberger Handels sehr empfehlungswerth machen, insonderheit zum praktischen Gebrauch. Sehr zweckmäſsig ist auch in dieser Rücksicht die Mittheilung der erneuerten und erläuterten nürnberger Wechselordnung vom Jahre 1722, der neurevidirten Bankordnung vom 26 Aug. 1721, und der Ordnung des Handelsgerichts vom 7 Jan. 1804. Die letztere verdient durch Zweckmäſsigkeit, Bestimmtheit und Vollständigkeit die volle Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, und dürfte zu den gelungensten Arbeiten dieser Art zu rechnen seyn. R.

1) Augsburg, b. Stage: *Geographie für Kaufleute, Manufacturisten und Fabrikanten*, von *Ph. J. Karrer.* In zwey Theilen. *Deutschlands Erster Theil.* 1799. 342 S. *Zweyter Theil.* 1800. 240 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst: *Versuch einer Handlungsgeschichte für Kaufleute, Manufacturisten und Fabrikanten. Erster Band.* Ohne Jahrzahl. 664 S. 8. Mit 1 Kupf. *Zweyter und letzter Band*, mit des Vfs. Bildniſs. 867 S. 8. (Dieses Werk auch unter dem Titel: *Historische Geographie für Kaufleute, Manufacturisten und Fabrikanten. Erster Band.* Oder: *Der Geographie für Kaufleute III* u. *IV Theil.*)

Ausführliche Nachrichten über den neuesten Zustand des Handels, der Manufacturen und Fabriken, bestimmte Angaben der vorzüglichsten Handelserzeugnisse, der Handelsstraſsen u. s. w., müssen in einem Werke, wie das gegenwärtige, die Hauptrubriken ausfüllen. Leider aber findet man das hier nicht, und kann es nicht finden, da, nach der mageren Bücheranzeige in den Vorreden der beiden Abtheilungen des ersten Bandes, dem Vf. viele Hülfsmittel fehlten, die mit vorsichtiger Auswahl hätten benutzt werden müssen.

Bey den europäischen Gewässern werden unter den Flüssen nicht einmal alle schiffbaren Flüsse bemerkt; die Verbindungen derselben unter sich und durch Canäle zur Erleichterung des Transports findet man nirgends. Was für Gattungen von Schiffen auf den Flüssen gebaut werden, ihre Ladung, die Schiffahrts-Rechte und Freyheiten sind mit keinem Worte berührt. In einer Geographie für Handelsleute müſste doch §. 8 unter den verschiedenen Rubriken des Worts: *Handlung*, auch des wichtigen Schleichhandels so vieler europäischer Handelsnationen mit fremden Colonieen, und des Sclavenhandels mit einem Worte gedacht werden. Unter den *Hülfsmitteln* des Handels sind die Posten und die Assecuranzen vergessen. Bey den Producten heiſst es S. 23: „Der niederrheinische Kreis liefert den besten Wein. Unter dem Rheinwein ist ein sehr groſser Unterschied; die besten von demselben sind: die bacheracher, hambacher, pfeddersheimer, hochheimer, riedeberger und rheingauer, absonderlich aber der rüdesheimer bey Bingen, welche alle in groſser Menge den Rhein hinab nach Hamburg, Holland und anderen Orten verführt werden, absonderlich von Köln aus, wo sich die stärkste Niederlage jederzeit befindet; aber im letzten Kriege von den Franzosen sehr ruinirt wurde: derjenige Rheinwein, den man den gänsefuſser nennt, wird für den gesündesten geachtet. Unter den Frankenweinen sind der klingenberger am Mayn und würzburger Steinwein die besten; auch sind die markgräfler und Neckar-Weine beliebt, noch ist dabey der Seewein zu merken." Auſser dem hochheimer und rüdesheimer, sind unter den genannten Rheinweinen alle übrigen weniger als mittelmäſsig, oder gar keine Rheinweine. Dagegen sagt der Vf. kein Wort von dem berühmten johannisberger, markebrunner, den oberen Rheinweinen, als dem laubenheimer, bodenheimer und nierensteiner. Ungeachtet viele Weine damals nach den Niederlanden, und noch mehrere nach England (besonders alte und schwere Rheinweine) gingen: so war doch der Hauptabsatz derselben nach den sächsischen und preussischen Ländern, und die Hauptniederlage in Maynz, vorzüglich bey den Weinhändlern Matheo und Herchen. — Der klingenberger Wein ist im Grunde kein Frankenwein; aber unter den Frankenweinen hat der Vf. hier den kostbarsten, nämlich den Leistenwein, anzuführen vergessen. So wird auch der Moselweine nicht gedacht. S. 24 findet man unter den europäischen Producten den Demant und Chrysolitstein oder Goldstein, letzteren besonders in Böhmen. S. 26 wird von den wichtigsten Manufacturen und Fabriken nur oberflächlich geredet, aber bey der Bleyweiſsfabrik wird die in Deutschland übliche Zubereitung mit angeführt u. s. w. Mehr Ordnung und Richtigkeit herrscht in der Geographie der einzelnen Länder; nur sollte der eigentliche Handelsmann genauer unterrichtet werden.

Einen ganz anderen Plan und Ordnung finden wir in den zwey folgenden Bänden, welche auch den Titel: *Versuch einer Handlungsgeschichte u. s. w.*, führen. Hr. *K.* wünscht zwar in der Vorrede, dass diese Theile eben so gut, und mehr als Geographie, statt Geschichte, angesehen werden möchten; allein er selbst muss den Unterschied deutlich fühlen. In den zwey Abtheilungen des ersten Bandes liefert er die Geographie von Deutschland, und doch sagt er in der Vorrede zum letzten Bande: „Im dritten Theile habe ich zwar wohl versprochen, die Geschichte der Handlung der Deutschen zu liefern; allein theils der Mangel an Raum in diesem Bande, theils an hinlänglichem bisherigen Vorrathe von Materialien, weil erst einige Handelsstädte die Geschichte ihrer Handlung liefern, und die Archive benutzen lassen müssen, wozu sich so wenige verstehen, macht die Sache bis jetzt noch unausführbar." — Auch den zwey letzten Theilen dieses Werks fehlt das eigentliche wahre Interesse für den Handelsmann und Fabricanten.

Die allgemeine Einleitung zur Handlungsgeschichte enthält, mit etwas mehr Ausführung, aber auch mit den nämlichen Fehlern, das, was im 1 Bande *über Handlung*, in der Einleitung gesagt wurde: S. 32. *Kurze allgemeine Geschichte der Handlung.* S. 42. *Kurze allgemeine Geschichte der Schiffahrt.* S. 75. *Geld.* S. 82. *Geschichte selbsten der Völker, und zwar der älteren.* S. 175. *Handlungsgeschichte der Völker, und zwar der neueren. Russen.* Ihre Handelsgeschichte nimmt über 8 Bogen weg. *Hüppel, Meyer, Gatterer, Storch, Pallas* hat der Vf. nicht benutzt, sonst würde man noch bestimmtere und neuere Handelsnachrichten finden. S. 307. *Spanien*, nebst einem Abhang über die Producte und den Handel Japans. S. 445. *Grossbritannien und Irland.* II Theil. S. 1. *Italien.* S. 159. *Das Königreich Ungarn, mit Inbegriff von Slavonien und dem temeswarer Banat.* S. 175. *Gallizien und Lodomirien.* S. 192. *Das osmannische Reich in Europa.* S. 211. *Portugal.* S. 251. *Frankreich.* S. 416. *Schweiz.* S. 563. *Die ehemaligen österreichischen Niederlande, nun durch den lüneviller Frieden der Republik Frankreich einverleibt.* S. 618. *Holland oder die batavische Republik insbesondere.* S. 703. *Dännemark*, und S. 759 *Norwegen.* S. 722. *Schweden.*

Den grossen Handelsmann interessiren vorzüglich die Handelsverbindungen der Völker. In dieser Hinsicht muss er die Handelsverträge kennen, die hier überall übergangen sind. *Du Mont, Martens, Nau* hätten von dem Vf. benutzt werden sollen. Bh.

HAMBURG, b. Schröder (auf Kosten des Vfs.): *Sammlung einiger bey der Schiffahrt und dem Assecuranzgeschäfte vorkommenden Fälle*, durch Fleiss und aus der Erfahrung zusammengetragen von *Conrad Glashoff* (Assuradeur und Schiffsmakler in Hamburg). 2 Auflage. 1803. 1 Heft. VIII u. 159 S. 2 Heft. VI u. 192 S. 3 Heft. II u. 144 S. 4 Heft. 468 S. und 10 S. Reg. und Übersicht aller 4 Hefte. 8.

Diese 4 Hefte enthalten eine Menge der interessantesten und merkwürdigsten, auf Assecuranzgeschäfte u. s. w. Bezug habenden Vorfälle bey der Schiffahrt, in denen der Vf., zu Rathe gezogen, entschieden hat: Im ersten Hefte setzt er sehr bestimmt und richtig die Frage: 1) was ist unter dem Orte der Ladung eines Schiffs eigentlich zu verstehen? dadurch aus einander, dass er folgenden, ihm zur Entscheidung vorgelegten Fall anführt: Ein petersburger Handlungshaus schickt auf einem Schiffe am 12 Sept. eine Ladung Korn nach Amsterdam, und schreibt mit der am 19 nach Hamburg abgehenden Post an seinen dortigen Commissionär, das Schiff mit 4000 Mark Banco versichern zu lassen. Am 21 Sept. erhält das petersburger Haus die Nachricht, das Schiff sey am 18 Sept. auf der schwedischen Küste gestrandet und gänzlich verloren gegangen. Die hamburger Assecuranz-Compagnie will nun die versicherte Summe nicht bezahlen. Es entsteht daher die Frage: Müssen die Hamburger die 4000 Mk. Banco bezahlen oder nicht? Hr. *G.* sagt Ja, und beweist seine Behauptung mit sehr richtigen und tief durchdachten Gründen, die sich auf die genaue Bestimmung des Ausdrucks *Ladungsort* gründen, und setzt den Begriff dieses Worts nun durch Beyspiele trefflich aus einander. S. 16 führt der Vf. einen Fall an, der die Ausdrücke und die bey Versicherungen gewöhnlichen Clauseln: Frey von Beschädigung, ausser im Strandungsfalle und *Havarie grosse*, sehr genau bestimmt, und zugleich die Umstände angiebt, unter welchen ein Assecuradeur bey Beschädigung der Waare nicht kann gezwungen werden, zu bezahlen. Die Frage (S. 39): Hat der Assecuradeur, der auf *die Ladung und das Casco* eines Schiffes, oder der, welcher auf *Bodmerey* gezeichnet hat, auf das Gut, das im Strandungsfalle von der Ladung eines Schiffes, und vom Schiffe selbst geborgen wird, im Strandungsfalle, oder wenn es nicht an seinen bestimmten Löschplatz gelangt, das nächste und grösste Recht? wurde bisher, und wird noch, in verschiedenen Gerichten nur immer mit sehr vieler Schwierigkeit entschieden. Hr. *G.* setzt sie durch sein in dieser Rücksicht gegebenes Gutachten, nach Rec. Meinung, so deutlich aus einander, dass gewiss nur sehr wenige Fälle eintreten können, wo man dieses nicht in Anwendung bringen könnte. Eben so gründlich entscheidet der Vf., unter welchen Umständen die Beschädigung und der Bedarb (das Verderben) der Waaren zur *Havarie grosse* gehöre, und führt einen sehr merkwürdigen Fall dieser Art an, der eine beträchtliche Leckage an Wein betrifft. Dann geht er zu einer genauen Bestimmung der Wörter *Leichterlohn* und *Bergelohn* über. Die Begriffe dieser Ausdrücke sind sehr verschieden, und haben oft zu langwierigen Processen Anlass gegeben; der Leser wird sie in diesem Werke S. 60 bis 85 sehr richtig und bestimmt erklärt finden. S. 98 bis 110 giebt der Vf. verschiedene Vorschriften, wie Kaufleute und Schiffer gegen ihre Assuradeurs sich zu betragen haben, wenn ein Schiff bereits ganz zugeladen (beladen) ist, und dann durch Kriegsumstände unfrey wird. Wem, und wie der Schaden zu berechnen sey, wenn ein von einem Schiffer mit Waaren beladenes Leichter-

fahrzeug mit den Waaren verunglückt; wie Waaren, die der Schiffer in der See treibend findet, zu vertheilen, und wie der einem Schiffe durch das Auspumpen eines Theils der Ladung, im Falle von Leck und Noth, erwachsende Schaden zu berechnen sey, davon wird von S. 125 bis 144 gehandelt. Dann folgt: Eine bestimmte Verhandlung (Verhaltungsregeln) für Bodmereygeber, im Fall der Schiffscapitain seinen Bodmereybrief nicht einlösen will. Mit dem Verhältnisse der Assuranz zu den verschiedenen Holzarten, wovon die Schiffe gebaut sind, und einer genauen Bestimmung, was unter dem Ausdrucke *Havarie grosse* zu verstehen sey, und in wiefern sie mit der Clausul: Frey von Beschädigung, ausser im Strandungsfalle und Havarie grosse, in Verbindung stehe, schliesst das 1 Heft. Das 2 Heft ist zum Theil polemischen Inhalts. Die Widerlegung eines Gegners, der gegen den Vf. aufgetreten, führt ihn aber auf manchen wichtigen Gegenstand und zur Erläuterung und Erklärung manches schwierigen Puncts. S. 26 z. B. bestimmt er, was unter der Strandung eines Schiffs zu verstehen sey, und erklärt dabey manche Schifferausdrücke, als: *das Schiff ist auf dem Strand geholt*, *das Schiff sitzt hoch auf dem Strand* etc. S. 28 wird bestimmt, welche Beschädigung der Waaren bey einem Strandungsfalle die *Havarie grosse* oder Havarieparticularien bestimmt, welches durch Beyspiele sehr gut erläutert wird. Übrigens gesteht Rec., dass er die Einwürfe des Gegners nicht gelesen hat; da aber doch Hr. *G.* dieselben wohl so geliefert, wie jener sie in dem öffentlichen Blatte bekannt machte: so fällt Rec. das Urtheil, dass es unbegreiflich sey, wie jemand so seichte Gründe in einer so groben, unter gebildeten Leuten ganz unstatthaften Sprache gegen den Vf. habe aufstellen können. Assuranzgeschäfte ordentlich und pünctlich zu besorgen, sich in denselben den Ruf zu erwerben, den Hr. *G.* sich darin erworben hat, setzt wahrlich nicht geringe Kenntnisse voraus. Will man also einen solchen Veteran des Assuranzfaches, als Hr. *G.* ist, widerlegen: so muss man schon scharfe Waffen in den Händen haben, oder man hat das Schicksal, *ad absurdum* reducirt zu werden. Das 3 Heft fängt an mit Bemerkungen über eine Abhandlung unter dem Titel: Bestimmung des Begriffs Strandung nach allgemeinem Sprachgebrauche, hamburgischem Rechte und Abweichung davon in der Praxis. Diese Bemerkungen charakterisiren den Vf. als einen Mann von vielen Handlungs- und manchen juristischen Kenntnissen, sie sind durchgehends gründlich und fasslich geschrieben, nur nicht zum besten geordnet. Rec. glaubt, dass sie füglicher, statt einen eigenen Abschnitt auszumachen, in die Abschnitte, wo sie am passendsten sind, hätten verwebt werden können, und dann auch mehr Nutzen schaffen würden. Bey dieser neuen Auflage hätte sich dieses ja sehr leicht bewerkstelligen lassen; übrigens sind die Bemerkungen von grossem Werthe. Was der Vf. darin von dem Risico des Assuradeurs, von der Strandung und Borgung der gestrandeten Güter sagt, und mit sehr passenden Beyspielen beweist, ist alles sehr evident. S. 40 wird ein Fall angeführt, der ziemlich bestimmt die Regeln angiebt, nach welchen die Assuradeurs Leckage an Wein, Öl und flüssigen Waaren zu bezahlen schuldig sind. Die S. 57 angeführten Ursachen des Unbestimmten und Schwankenden in den Assecuranzgeschäften und Vorschläge, sie zu heben, möchten wohl zu den minder wichtigen und interessanten Gegenständen dieser Blätter gehören; dagegen ist (S. 58) die Bemerkung über den bisherigen Gang der Assecuranzprocesse von sehr vielem Gehalte, und die ferner von Hn. *G.* mitgetheilten Vorschläge zur Einführung einer neuen Assecuranzordnung, so wie deren erste Grundlinien, sind von der grössten Wichtigkeit und sehr gut berechnet. Ein Auszug aus einem bey dem hamburger Admiralitätsgerichte anhängig gewesenen Assecuranzprocesse, und ein vom Vf. ertheiltes Gutachten über ein Schiff nebst Ladung, das aufgebracht und als gute Prise erklärt ist, machen den Beschluss. Im 4 Hefte verdienen vorzüglich die 4 letzten Abschnitte bemerkt zu werden, da sie Verhaltungsregeln für Schiffscapitaine in verschiedenen Verhältnissen während ihrer Reise enthalten. Im ganzen Werke herrscht durchgehends ein guter kaufmännischer Stil, der sich über den gewöhnlichen Comptoirstil sehr erhebt. Nur vermisst Rec. ungern eine gute und zweckmässige Ordnung der Materien. Das Inhaltsverzeichniss ist bey weitem nicht vollständig genug; der Vf. hat sehr wichtige Puncte darin gar nicht erwähnt. Im Allgemeinen verdient das Werk gewiss ein classisches genannt zu werden, und Rec. wünscht daher um so mehr, dass die Bearbeitung einer künftigen Auflage einem Manne aufgetragen werden möge, der ausser kaufmännischen auch gute Rechts-Kenntnisse besitzt. Das Ganze würde dadurch sehr gewinnen, da auch der Vf. zeigt, dass er ein Mann von praktischer Erfahrung, im Fache der kaufmännischen Literatur bewandert, und also einer von den seltenen Kaufleuten ist, die eine vieljährige Praxis mit einer richtigen Theorie verbinden. Schon jetzt empfiehlt daher Rec. dieses Werk, dessen neue Auflage, auf die vorhin gesagte Art veranstaltet, unendlich gewinnen muss, nicht nur jedem Schiffer, sondern auch jedem Kaufmann und Juristen, der mit der Schiffahrt zu thun hat. Niemand wird es unbefriedigt aus den Händen legen. — Druckfehler darin sind wenig, Papier und Druck sehr gut.

δ.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Elementarbuch für den Schulunterricht in der Geographie*, aus dem allgemeinen Lesebuche von *Dr. H. E. G. Paulus* besonders abgedruckt. Zweyte, nach den neuesten im October 1810 eingetretenen politischen Bestimmungen umgearbeitete Aufl. 1811. VIII u. 152 S. nebst Register. 8. (4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin b. Sander: *Wenzel Falk und seine Familie*, von *August Lafontaine*. 1810. I Th. 347 S. II Th. 315 S III Th. 389 S. 8. (5 Rthlr. 8 Gr.)

Die Manier dieses fruchtbaren Romandichters ist bekannt und beliebt. Bey Fertigung seiner Liebesgeschichten ist es ihm weder um Aufstellung des eigentlichen Romans im höheren Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten — und diesen Zweck erreicht er fast immer, da er sich das Beste von *Hermes*, *Müller*, *Kotzebue*, Frau von *Genlis* und Anderen angewöhnt hat, und zwischen diesen allen eine recht angenehme, oft sogar blumenreiche, Mittelstrasse zu halten weiss. Seine Phantasie ist lebhaft, seine Darstellungsart beweist viel Geschick, Plan und Ausführung sind flüchtig, aber meistens gut, der Stil ist diesem allen angemessen, und die eingewebte Moral läfst auf ein reines Herz des Vfs. schliessen. — So ist denn auch der Held des gegenwärtigen Romans, Major *Wenzel von Falk*, ein ritterliches Bild, zu welchem gesessen haben *Siegfried von Lindenberg*, Oberst *Waldheim*, Herr *Cornelius Puff van Vlieten* (letzterer nur ein wenig zu oft — was er freylich an sich gar wohl verdiente!) und mehrere solcher wackeren Männer, nebst noch vielen anderen aus Hn. *L's.* eigenen schon bekannten Romanen. Und dennoch ist dieser Held, wenn man ihn mit dem oben angegebenen Zwecke zusammenhält, ganz gut gerathen. Er ist weniger dumm, als *Siegfried*, flucht nicht so oft als *Waldheim*, predigt nicht so lange wie Hr. *Puff* — kurz, der Mensch handelt recht anständig, und fast alle zunächst um ihn her handelnden Nebenpersonen verhalten sich eben so — ausgenommen die Oberkammerherrin, welche überhaupt ins Unnatürliche fällt, und dadurch den Leser oft beleidigt, wobey aber dieser durch die Vortrefflichkeit der übrigen Personen immer gar bald wieder versöhnt wird.

Für *gebildete* Leser bleibt freylich Vieles zu wünschen übrig. Denn erstens sieht man es Hn. *L's.* sämmtlichen Charakteren allzusehr an, dass sie nicht existirten, sondern gleichsam mit Händen selbst gemacht wurden. Diess läfst sich nur beym Lesen seiner Bücher fühlen, aber nicht erläutern. (Vielleicht liegt die Ursache darin, dass er seine Personen zu gut oder zu böse macht. Hier, bey Romanhelden, wäre das Mittelmäfsige gerade am rechten Ort.) Dass ein Siebenkäs — dass die Gebrüder Vult und Walt — dass ein paar verzogene Kinder, wie Wilhelm Meister und Eduard — (doch, wir wollen uns nicht einmal in solche erhabene Regionen versteigen! Also:) dass ein Siegfried und Puff wirklich gelebt haben, darüber hegen wir beym Betrachten ihrer Gemälde nicht den mindesten Zweifel. Dass aber Leute wie Flamming, Iglu, Wenzel Falk u. s. w. gelebt haben sollen — das will uns nicht recht zu Kopfe, und wir halten es mit Lächeln für einen blossen unglaublichen Spass, den wir nicht lange beachten mögen. — Zweytens: Charaktere, wie der Kammerherr von Schlenz, das alte Fräulein Tante Renate und der alte Reifenberg (dessen Geschichte noch dazu fürchterliche Langweile macht) gehören nicht nur einem vergangenen Jahrhunderte an, sondern thun auch an sich dem Gefühle des Gebildeten nicht wohl. Wir werden zwar ewig böse Kammerherrn, Tanten und Geizhälse sehen; aber ihre äussere Form ist in diesen Zeiten ganz anders geworden, als Hr. *L.* sie noch jetzt zu geben versucht. Selbst ein lebender Marinelli könnte sich ja heut zu Tage nicht füglich mehr in der *lessing*'schen, sondern nur etwa in der Form von *Jean Pauls* Kammerjunker Mathieu sehen lassen, wenn er nicht bloss ausgelacht seyn, sondern auch übrigens interessiren und Geschäfte machen wollte. — Drittens aber ist besonders der in diesem neuen Romane abermals mühsam ausgegrabene Abgrund von Edelmuth — vor dessen kostspieliger Tiefe auch der edelste und langmüthigste Leser erschrecken muss — ganz wider den guten Ton, und fast noch langweiliger anzusehen, als oben bemerkte abgetragene Charaktergarderobe. In dieser Rücksicht hält sich der Vf. offenbar zu nahe an *Kotzebue*, welchem einst ein Dichter zuzurufen genöthigt war:

> Was sag' ich erst vom edeln Geldvertrödeln,
> Vom edeln Schimpfen, Tabackspfeifenbrechen!
> Ja Deine Feinde selber müssen sprechen,
> Dass edel auch bey Dir die Hunde wedeln!

So arg macht es nun zwar Hr. *L.* nicht; aber sein Aufwand an Edelmuth ist doch so gross, dass die vielen trefflichen Thaten gegen das Ende seiner meisten Bücher jeden Leser erkalten lassen, ja den gebildeten ärgern und den poetischen anekeln werden. Und, er thut sich selbst hierin nicht einmal genug, sondern rechnet es z. B. seinem Falk (I Th. S. 78) sogar zur Edelthat an, dass er, indem man ihn um Aufschlüsse über die Art des militärischen Recognoscirens bittet, hiebey nichts „*von sich selbst*" und seinen Feldzügen spricht. Das versteht sich ja in einer guten Gesellschaft ohnehin, weshalb aber auch der

Erzähler es nicht als eine Denkwürdigkeit ausdrücklich anführen darf! — Er zeichne doch lieber seinen edeln Helden in einer *edeln Gestalt* hin, bewahre ihn so viel als möglich vor dem Gemeinen und Unwürdigen, lasse aber bey Erzählung seiner Begebenheiten nur einmal getrost allen Edelmuth aus dem Spiele — und so wird er gewiss die Vaterfreude erleben, dass ein *solcher* Held, gleichsam von selbst und ohne des Dichters Zuthun, auch nebenher dennoch gar manchen edeln Streich verüben wird — und dann gewisslich stets am rechten Ort und vermöge jener schönen Gewohnheit, die aus dem Inneren seines Charakters selbst nothwendig entspringt.

Übrigens rechnen wir dieses Buch zu Hn. *L's.* besten Producten, empfehlen es dem grossen Publicum, und finden auch das Äussere desselben lobenswerth. y.

Rostock und Leipzig, in Comm. b. Stiller: *Probe eines neuen Commentars über Miltons verlornes Paradies.* Erklärung des ersten Gesanges. Von *J. F. Pries* (Prof. in Rostock). 1810. VI und 144 S. 8.

Schon im Jahr 1807 beschenkte Hr. *Pries* uns mit einer sehr gelungenen Übersetzung vom ersten Gesang *des verlorenen Paradieses*, deren in unserer A. L. Z. 1808. No. 94 mit gebührendem Lobe gedacht ist. Die der Erscheinung des ganzen Werks ungünstige Zeit hatte indess keinen Einfluss auf des wackeren Übersetzers unermüdlichen Eifer; mit warmer Neigung für das Begonnene strebte er vorwärts, besserte, erweiterte, vollendete, und gab uns endlich, durch Amtspflicht zu einer literarischen Arbeit aufgefodert, die oben bezeichnete Probe eines Commentars zu seinem Lieblingsdichter. So wenig wir den Unfug, den die Engländer unter dem Namen der Kritik mit ihren classischen Dichtern seit mehr als hundert Jahren zu treiben gewohnt sind, gut zu heissen gesonnen sind: so sehr stimmen wir mit Hn. *Pries* überein, wenn er die Musterwerke der Neueren mit eben der gewissenhaften Sorgfalt behandelt wünscht, die bey Bearbeitung der Denkmale aus dem Alterthum einstimmig gefodert wird, und bis jetzt nur erst wenigen Dichtern Italiens und Spaniens zu Theil wurde. Die Schwierigkeiten, die sich ganz besonders dem Verständniss eines so gelehrten, mit den spitzfindigen Religionsstreitigkeiten seiner Zeitgenossen so durchaus vertrauten Schriftstellers, wie *Milton*, entgegen stellen, machen einen zweckmässig ausgearbeiteten Commentar doppelt wünschenswerth, ja nothwendig, und wir müssen es Hn. *Pries* Dank wissen, dass er sich der uns nicht sehr süss dünkenden Mühe unterziehen wollte: ob er gleich gegen sich selbst ungerecht wird, wenn er seine Verdeutschung nur als Vehikel für die Anmerkungen zu betrachten geneigt ist, und nicht vielmehr umgekehrt. Denn wo läge das Band, der Mittelpunct, an den sich eine solche Masse unter sich gänzlich zusammenhangsloser Notizen nach irgend einem Plan und zu irgend einem Zweck anreihen könnte, wenn das Kunstwerk nicht allen diesen zerstreuten Elementen Einheit, Haltung und organisches Leben ertheilte? Da man bey einem Dichter neuerer Zeit den Vortheil hat, aller niederen Kritik des Textes, aller grammatischen und sonstigen Sprachbemerkungen in der Regel überhoben zu seyn: so gewinnt die Auslegungskunst ein desto freyeres und unabhängigeres Feld zu leichterer und rascherer Bewegung, wobey wieder für den Leser eine zweckmässige, seine Hauptthätigkeit minder störende Kürze erreicht, und verhütet wird, was bey den trefflichsten Commentaren über die Classiker des Alterthums oft genug eintritt, dass man über den Noten des Textes vergisst. Dass Hr. *Pries* eben diese Wahrnehmung von seinem Commentar zum *Milton*, wie er vor uns liegt, wird abwenden können, bezweifeln wir, und wohl schon das Verhältniss der Seitenzahl möchte eine Art von Beweis für unsere Behauptung führen. Eines Theils scheint er uns zu gewissenhaft gegen sich selbst, anderen Theils zu wenig vertrauend der Bildung und Einsicht seiner Leser, drittens gegen seinen Dichter zuweilen ungerecht gewesen zu seyn. Die erste Ausstellung beziehen wir auf die reichlich angezogenen Beweisstellen für Dinge, über die des Erklärers eigene Autorität genügende Kraft gehabt hätte; die zweyte auf die weitschichtige Beleuchtung von Gegenständen, z. B. biblischen, mythologischen, geographischen, physischen, die als Gemeingut aller Poesie denen nicht fremd seyn dürfen, und nicht fremd seyn werden, die irgend Sinn haben für *Miltons* ernste Muse; die dritte endlich auf die zahllosen Parallelstellen aus hebräischen, griechischen, lateinischen, italiänischen Schriftstellern, zum Theil ganze Seiten füllend, die ganz zwecklos wären, wenn Hr. *Pries* sie nicht in unmittelbare Beziehung auf seinen Dichter gestellt hätte: aber wer möchte sich dazu bequemen, wirkliche Anspielungen *Miltons* auf alle jene Stellen anzunehmen, und was würde bey einer solchen Annahme gewonnen? Übrigens verkennen wir nicht, dass die engl. Ausleger selbst auf diesen Irrweg geführt haben, obgleich der deutsche Gelehrte sie an Belesenheit weit überflügelt. Unseres Bedünkens müsste die Erklärung vorzüglich gerichtet seyn auf alles dem *Milton* Eigenthümliche, also auf seine dogmatischen Ideen: das hat Hr. *Pries* selbst richtig gefühlt, und wir wüssten nichts von ihm Übergangenes, wohl aber manches trefflich Ausgeführte nachzuweisen; aber diess verliert sich unter so vielem Fremdartigen, allgemein Poetischen, dass dem Höheres fodernden Leser zuweilen die Lust des Nachlesens verleidet werden könnte. So sehr wir also die Erscheinung der ganzen Arbeit als eine wahre Bereicherung unserer Literatur wünschen: eben so sehr wünschen wir auch die bezeichnete Verkürzung der Noten. Denn freylich kann der Kundige überschlagen, was ihm bekannt ist, und wir selbst müssen übermässige Ausführlichkeit übermässiger Kürze vorziehn; aber wir fürchten, dass eine grössere Extension der Verbreitung und Anerkennung der verdienstlichen Arbeit hinderlich werden könnte.

P.

WIEN, b. Degen: *Gedichte von Gabriele Batsányi*, geb. *Baumberg*. Mit einer Abhandlung über die Dichtkunst von *F. W. M.* 1805. LXXII und 152 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die sehr gedankenreiche und geistvolle Abhandlung, die diesen Gedichten voransteht, beschäftigt sich nicht nur damit, das Wesen der Poesie zu ergründen und darzustellen, sondern ihr zugleich eine Lobrede zu halten, indem darin gezeigt wird, wie der ideale Geist, der die Poesie hervorbringt, uns bey allen unseren Handlungen ins Leben begleitet, und uns bey einer freyeren Wirksamkeit zu den gröfsten und schönsten Thaten antreibt. Es ist Schade, dafs die Überfülle der Gedanken und das zwiefache Streben, philosophisch und rednerisch zugleich zu seyn, den hochgestimmten Vf. verleitet hat, eine Sprache zu führen, die weder dem ernsten Philosophen genügen, noch dem gewöhnlichen Leser verständlich seyn kann. Denn *jener* wird durch Eintheilungen und Definitionen in die Erwartung gesetzt, den Gegenstand von einem Puncte aus bis zu den letzten Bestandtheilen entwickelt zu sehen, und wird dafür, statt immer weiter und weiter zu schreiten, durch Nebenbetrachtungen aufgehalten, die, so wichtig sie an und für sich sind, doch nicht zum Ziele fördern. Der *andere*, der sich mehr gehorchend hingiebt, kann sich durch das Feuer der Beredsamkeit defshalb nicht begeistern lassen, weil er durch eine kathedralische Umständlichkeit und Strenge beständig angespannt und abgekältet wird. Bey einem so zwiefachen Streben müssen beide mit dem Stil des Vfs. unzufrieden seyn. Er drückt sich z. B. bey der Frage, ob die Dichtkunst blofs ein Gegenstand des Vergnügens sey, darüber also aus: „Was ist Vergnügen? . . . Des Geistes freyer Beyfall für das, was ihm das Bessere, Angemessnere scheint. Nicht das Vergnügen, sondern dafs er in dessen Objecten *sich verkennt* (!), ist das Unglück. Ist denn nicht Vergnügen das offene Thor, durch welches das Üble und Gute in die Menschheit eingeht? Und ist nicht der, der mit *freundlicher Hand* das Wahre und Edle hier einführt, das Falsche und Edle *wegschliefst* (!), des Menschen heiligster Schutzgeist?" Wie ungewöhnlich sind hier die gewöhnlichen Gedanken ausgedrückt! — In Absicht des Inhalts ist zwar zu loben, dafs er die Dichtkunst nicht blofs subjectiv als ein Werk des angebornen Ideals, sondern auch zugleich als die Darstellung des äufseren Lebens selbst betrachtet; aber aus beiden bildet er doch noch zu sehr geschlossene Gegensätze, indem er z. B. die Phantasie einen *Ergänzungstrieb* nennt, der den Anschauungen das *Fehlende* aus eigenem inneren *Vorrathe beyfügte*, als ob die Phantasie zu den Dingen etwas hinzuthäte, und ihre Kraft nicht vielmehr in dem tieferen Auffassen und dem unmittelbaren Durchdringen der Wesen bestände. Zwar spricht der Vf. an einer anderen Stelle auch von dem Werth und der Nothwendigkeit der äufseren Erkenntnifs; aber diese dient ihm mehr als Mittel zur Handhabung (z. B. bey Beschreibungen) und zur Anregung der Phantasie, als zu dem wirklichen Gegenstande und zu dem unmittelbaren Inhalte der idealen Poesie selbst. Hier fehlt immer noch das Dritte, welches das Subject und Object erst vereinigen mufs, nämlich die Voraussetzung der Harmonie von beiden, und die Foderung, dafs in den Dingen das, was wir sehen und ergreifen, wirklich vorhanden sey, sonst ist das Feld zu allen möglichen Irrthümern und Phantastereyen der blossen Willkühr frey und offen gegeben. Über diesen Punct hat sich der achtungswerthe Vf. nicht erklärt.

Die *Gedichte* bilden zu der Abhandlung in Absicht des Tons ein wahres Gegenstück, so leicht, so einfach, so natürlich fliefsen sie dahin. Lehrreich ohne Ansprüche, gefühlvoll ohne aufbrausenden Affect, rein und zart ohne Schimmer und Glanz, offen und aufrichtig, und doch nicht redselig, hell und nüchtern, selbst bis zur klaren Prosa hinab, schildern sie den eigenen Zustand der dichtenden Seele, und die innere Erfahrung der Gefühle mit so treuen Farben und mit einer so liebenswürdigen Unbefangenheit, dafs es dem Leser kein geringes Vergnügen gewährt, die unbescholtene Dichterin bey ihrer Selbstbeschauung zu belauschen, und ihren Selbstbetrachtungen leise zuzuhören. Weder sich anzupreisen, noch uns zu rühren, ist sie bemüht; immer sehen wir sie nur mit sich selbst beschäftigt. Auch wenn sie mit einer Lehre und verständigen Weisung hervortritt, hören wir nur ihre eigene Erfahrung, und ein Bekenntnifs aus ihrem eigenen Herzen, auf das sie halb leidend halb lächelnd zurückblickt. Überall sehen wir ein sanftes Hinneigen zum Geliebten, dem sie mit ihren Blicken, auch wohl mit ihrem Zurufe folgt. Zuweilen bricht das Gefühl zwar lebhafter hervor, und ihre Phantasie bewaffnet sich mit den Wogen und Stürmen des Meers; aber ihre Miene bleibt dabey so sanft, so gutmüthig, dafs wir ihr ansehen, sie könne kein Wasser trüben. Als das treuherzige, gefühlvolle Mädchen kennen wir sie schon aus dem Liede: *Jüngling, wenn ich dich von fern erblicke*, das zum Volksliede geworden ist. Oft gesungen, hat es an Reiz verloren, aber es bleibt doch darin immer bemerkenswerth, wie treu und wahr sie den Zustand eines liebenden, zwischen Scham und Verlangen kämpfenden Mädchenherzens geschildert hat. Eben so liebevoll besorgt erscheint sie in der *Abendphantasie*, wo sie den Mond in einen Spiegel verwandelt zu sehen wünscht:

O, strahl' uns beiden Trost hernieder,
Nimm seine Blicke willig auf,
Und zeig ihm dann die meinen wieder
Auf seinem fernen Pilgerlauf!

Doch wenn er je bey muntern Tänzen
Vergifst, dafs ich die Seine bin:
Dann mag dein Licht ihm nicht mehr glänzen!
Dann mögen Wolken dich umziehn!

Und wird dabey sein Auge trübe,
Und sehnt er sich zurück nach mir:
So sag' ihm, dafs ich ihn noch liebe!
Und blick' ihn freundlich an dafür!

Doch, siehst du ihn bey einer Schönen,

Die mir ihn raubte: o, so zeig'
Ihm keine dieser bangen Thränen,
Bedaure mein Geschick, und schweig'!

Das höchste Entzücken strömt sie in der *Schwärmerey* nach einem Balle aus, wo sie eben so aufrichtig als wahr der Liebe Pein und Seligkeit gesteht. Gleich aber läſst sie wieder in der Person der Mutter eine *Warnung* an das Mädchen ergehn:

Füll' ebenvoll ein Glas, und lass es ruhig stehn:
Noch lange wird's im Gleichgewichte zittern.
Giess einen Tropfen dran, — schnell wird es sich erschüttern,
Und schnell von allen Seiten übergehn.

So, Mädchen! ist ein Kuss des Jünglings, den du liebst,
Ein Tropfen deinem übervollen Herzen. —
Drum, willst du, sorgenlos, nicht Glück und Ruh verscherzen,
So fürchte jeden Kuss, eh du ihn nimmst und giebst.

Indem sich ihr so die Bilder, als die natürliche Sprache der Phantasie, von selbst darbieten, führt sie uns durch die Scenen ihres Lebens, wie durch eine Gallerie, und zeigt sich uns auf jedem Gemälde in oft veränderter Gestalt, und doch sich selber immer treu und ähnlich. In ihrem einfachen, zwischen der Erzählung und der Gesangweise schwebenden Ton, worin der ruhige Verstand mit den aufwallenden Gefühlen um die Herrschaft streitet, offenbart sich oft eine Annäherung zum Epigrammatischen, das sich aus ihrem Zustande eben so leicht erklärt, als es sich zum Ausdruck der schwankenden Liebe, die gern dem Wellenspiel der Worte sich überläſst, wohl schickt. Doch geht dieſs nicht bey ihr bis zur wohltönenden Anmuth der sich selbst hingegebenen Schwärmerey, eben, weil sie ihre Gefühle mit zu viel Ruhe des Verstandes bewacht, und sie, wie aus einem sichern Asyl, fernher betrachtet. Dafür weiſs sie auch ihre Klagen im Unglück zu mildern, und ob sie gleich mit der Neigung *Hölty's* gern die Bilder des Lebens und des Glücks mit der Trauer der Verlassenheit zusammenstellt: so sammelt sie sich doch bald wieder zur genügsamen Ruhe, wie dieſs besonders in dem Gedichte: *die Leidende*, sichtbar ist, das sie mit einiger Vorliebe behandelt zu haben scheint. Wir heben davon folgende Verse aus:

Mädchen eilen über Thal und Hügel,
Leicht verhüllt ins flatternde Gewand,
Freyer athmend, auf der Liebe Flügel
Mit dem trauten Jüngling Hand in Hand.

Dort, wo zartes Grün den Boden schmücket,
Sitzt, verloren im Gefühl der Lust,
Stumm die junge Mutter da, und drücket
Lächelnd ihren Säugling an die Brust.

Zitternd langt der Greis nach seinem Stabe,
Wankt hinaus auf's neubeblümte Feld,
Weilt mit ernstem Blick am nahen Grabe,
Und mit einem Lächeln an der Welt.

Selbst der Bettler freut sich, an der Krücke,
Seines Lebens; freut sich und vergisst,
Wenn vielleicht auch nur auf Augenblicke,
Dass er arm, und lahm und nackend ist.

Alles freuet sich, nur *sie* trauert verlassen, und glaubt ihre Freundin beneiden zu müssen. *Fremdling ist in ihrem eignen Hause meine Seele*, sagt sie von sich selbst, *aber* — fährt sie fort:

Aber ist's auch billig, dass ich klage?
Dass ich meiner Schwermuth grelles Bild
Auf den zarten Grund jetzt übertrage,
Den so schön der Frühling dir enthüllt?

Hat sie diesem Unmuth auch das folgende Gedicht: *An Freund Hein*, zum Opfer gebracht, das ihr nicht verziehen werden kann: so überrascht sie uns dafür am Ende des Buchs mit einem Gedichte, das *die Glückliche* überschrieben ist. Sie ist es selbst, diese Glückliche, denn sie rühmt sich, einen edlen *Freund*, einen treuen *Bruder*, einen weisen *Lehrer* und einen zärtlichen *Geliebten* zu haben. Wir fragen uns: woher dieſs alles auf einmal? Da löst sie uns dieſs Räthsel im letzten Verse, indem sie zu den Töchtern des Landes spricht:

Bewahret euer Herz! denn wisst:
Mein *Bruder*, *Lehrer*, *Freund*,
Und mein *Geliebter* — alles ist
In meinem *Mann* vereint.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Berlin*, b. Dunker und Humblot: *Versuch einer verbesserten Lesemethode; oder die Kunst, das Lesen ohne das Buchstabiren zu erlernen.* Eine Anleitung zum Gebrauch der Fibel oder ersten Vorübung zum Lesen und Denken von *Johann Friedrich Michaelis*, Parochial-Bürger-Schullehrer und Vorsteher des königl. Seminars für Lehrer der Volksschulen in Städten. 1809. 30 S. 8. (3 Gr.)

Der Vf. sucht sich mit seiner Methode mehr an die gewöhnliche Buchstabir-Methode anzuschliessen, um die Ältern leichter für das Einführen und Aufnehmen derselben zu gewinnen. Die hier gegebene Anleitung für diejenigen, welche nicht durch das Buchstabiren zum Lesen führen wollen, verräth eben so wohl eine genaue Aufmerksamkeit auf die kindliche Natur, als eine gründliche Einsicht in das Wesen des Leseunterrichts. Indessen wird man doch, um Gebrauch von derselben machen zu können, etwas mehr als ein gemeiner Schulmeister seyn müssen.

Ab.

Frankfurt a. Mayn, b. Wilmans: *Lina's erstes Lesebuch.* Ein elementarisches Lesebuch zunächst für Mädchen, von *Jakob Glatz*. 1810. 161 S. kl. 8. (10 Gr.)

Hr. Wilmans bemüht sich seinem Verlage immer ein recht gefälliges Aeusseres zu geben. Hier sind seine Bemühungen auch gut angewendet. Denn auch Hr. *G.* hat an seinem Theile alles gethan, was ein solches Buch den weiblichen Anfängern im Lesen lieb und werth machen kann. Die aufgenommenen Stücke sind nicht bloss alle verständlich, sondern auch anlockend. Der Anfang besteht aus kurzen Sätzen, die aus lauter einsylbigen Wörtern zusammengesetzt sind. Dann kommen mehrsylbige Wörter und längere Aufsätze, meistens Erzählungen, welche zu verstehen dem Kinde wenig Mühe machen wird. Auch die gereimten Fabeln und Erzählungen, die gegen das Ende vorkommen, sind so gewählt, dass nur an wenig Stellen die Nachhülfe des Lehrers zum Verstehen erfoderlich ist. Über den Gebrauch des Buchs ist das Nöthige in der Vorrede gesagt.

— am.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JULIUS, 1811.

CHEMIE.

Genf, b. Manget: *Traité théorique et pratique sur l'art de faire et d'appliquer les Vernis; sur les différens genres de peinture par impression et en décoration, ainsi que sur les couleurs simples et composées:* accompagné de nouvelles observations sur le Copal; de notes historiques sur la nature des matières et sur les procédés mis en usage par les compositeurs de couleurs et de vernis, et par les Peintres vernisseurs et décorateurs etc. avec gravures. Dedié à la société établie à Genève pour l'encouragement des Arts, de l'Agriculture et du Commerce, Par *P. F. Tingry*. T. I et II. An XI. 48 u. 326 S. 8.

Die zur Erweiterung der Künste, des Ackerbaues und Handels zu Genf errichtete Gesellschaft hatte dem chemischen Comité aufgetragen, den Theil der Künste unmittelbar zu untersuchen, welcher bisher der Aufmerksamkeit der Akademie der Wissenschaften zu Paris entgangen war. Die Firnisskunst gehörte namentlich zu diesen Künsten. Hr. *Tingry*, überzeugt von dem Einflusse der Chemie auf dieselbe, unternahm diese Arbeit, und so entstand dieses Werk, das er als eine Einleitung der im Jahre 1772 bekannt gewordenen *watinschen* Erfahrungen ansieht, und das aus zwey Theilen besteht, von welchen wir den ersten vor uns haben.

Der Inhalt ergiebt sich deutlich aus dem Titel. Die Einleitung enthält eine oberflächliche Geschichte der Firnisskunst, der Ölmalerey, der Enkaustik, der Wachsmalerey. So wie verheerende Kriege und Barbarismus auf alle Zweige der Wissenschaften und Künste einen nachtheiligen Einfluss hatten: so auch auf diese. Die Arbeiten, und ihr Bestreben, einen unverbrennlichen Firniss zu erlangen, zog eine neue Kunst an das Tageslicht. Man lackirte allerley Gefäse, Tabatieren u. s. w. Die Kunst zu vergolden wurde bekannt. Diese, so wie die Malerkunst, betrachtet der Vf. gewissermaßen als Zweige der Firnisskunst.

Der Zweck dieses Werks ist, alle Materien zu umfassen, die dem Künstler zur Kenntniss seiner Kunst nothwendig sind, und den Liebhaber derselben gleichsam in der Werkstätte herumzuführen, um ihn mit den Arbeiten des ersteren mehr bekannt zu machen. Theorie und Praktik sollen sich einander die Hand bieten; um dem ersteren die Erscheinungen zu erklären, den letzten mit der Ausführung selbst etwas bekannter zu machen. Nur das zu grosse Detail der Artisten, z. B. derer, die sich mit Decoration der Kutschen u. s. w. beschäftigen, sucht der Vf. zu vermeiden.

Die Malerey mit Wasserfarben ging der Ölmalerey voran, und diese scheint wieder kurze Zeit vor der Erfindung der Anwendung der Firnisse bekannt gewesen zu seyn. Alle drey Fächer greifen in einander ein; aber ein jedes hat seine besonderen Regeln; sie sind zu reich an Gegenständen, um nicht die Anwendung einer Eintheilung bey ihrer näheren Untersuchung zu rechtfertigen. Diess bestimmt Hn. *T.*, diese Abhandlung in zwey Theile zu theilen. Der erste begreift die trockenen und flüssigen Substanzen, welche zur Mischung der Firnisse erfoderlich sind, und lehrt sie nach ihren Hauptcharakteren kennen. Die alphabetische Ordnung schien ihm die zweckmäsigste zu seyn. Dann folgt die allgemeine Betrachtung der Firnisse. Sie sind in zwey Hauptabtheilungen (*Classes*) gebracht, deren erste, welche er besonders betrachtet, in fünf Unterabtheilungen (*genres*) zerfällt; jede Gattung enthält wieder ihre Arten (*espèces*). Die Natur, Consistenz und Eigenschaften der Mischungstheile der Firnisse bestimmen allein die Annahme dieser Gattungen. Dieser Eintheilung, welche sehr geeignet ist, die Kenntniss zu erleichtern, folgt eine Prüfung der vorzüglichen Regeln, nach welchen die Firnisse im Grossen zusammengesetzt werden. Den Beschluss macht das Verfahren, dessen sich Hr. *T.* bedient, um den Copal in Terpentinöl u. s. w. aufzulösen. — Der zweyte Theil enthält eine Untersuchung der Pigmente und der verschiedenen Arten von Eindruckmalerey (*peinture par impression*). Die ersteren sind in dieselben Ordnungen, welche bey den Firnissen befolgt wurde, gebracht. Dann geht Hr. *T.* zur näheren Betrachtung der Farben, ihres Ursprungs, und besonders der Proceduren über, welche dem Firnisseur eine grosse Anzahl von Substanzen, die die Natur nicht immer in dem Zustande darbietet, in welchem der Künstler sie anwendet, verschaffen. Hierauf werden einige Resultate mitgetheilt, nach welchen der Nutzen gewisser Firnisse für die Zukunft noch mehrere Ausdehnung erhalten wird.

In der Auseinandersetzung dieser verschiedenen Materien, welche in 11 Capitel zertheilt sind, wird der Künstler und Liebhaber von dem Einfachen auf das mehr Zusammengesetzte geführt u. s. f. Es ist nicht hinreichend, sich die Farben oder Firnisse zu verschaffen, welche man auf irgend einen Körper anbringen will; man muss auch Gebrauch davon zu machen verstehen, und folglich die Regeln studiren, nach welchen die Farben zur Wasser-, Öl- und Fir-

nifs-Malerey anzuwenden sind. Mit vollem Grunde missbilligt daher der Vf., dass einige Künste noch bloss mechanisch und handwerksmässig betrieben werden, der Lehrmeister seinen Schüler nur als ein Mittel betrachtet, sein Tagewerk zu vollenden, und in ihm stets einen künftigen Nebenbuhler befürchtend, ihm selbst den Unterricht, der zur Erklärung dessen, was er betrieb, und was folglich zur Erklärung seiner Profession erfoderlich ist, versagt. Hr. *T.* verdient daher Dank für sein Bestreben, auch die Lackirerkunst zu erweitern, sie auf wissenschaftliche Principien zu erheben, die Nomenclatur, der heutigen Kenntnifs der Dinge angemessen, zweckmäsig zu verändern, und so gleichsam den Faden mehr auszuspinnen, den *Watin* so glücklich begann.

Cap. 1. *Exposition historique sur la nature et les propriétés des substances, qui font la base des Vernis, et sur les qualités extérieures qui doivent en éclairer le choix.* Hieher gehören: Asphalt, das Benzoeharz, der Campher, Caoutchouc, Hausenblase, Copal, Tragant, arabisches Gummi, Schellack, Mastix, Anime, Elemi, Gutta, Sandarac, Drachenblut, Bernstein, Terpentinarten, Terpentinöl, Colophonium, Galipot, Harze, Theer. Nicht überflüssig würde es gewesen seyn, wenn Hr. *T.* bey der Beschreibung der Eigenschaften dieser Substanzen mehr auf eine genaue chemische Kenntnifs der Mischung dieser Stoffe Rücksicht genommen, ihre Geburtsörter, Abstammung u. f. w. angeführt hätte. Von mehreren derselben besitzen wir bereits sehr treffliche Analysen, und von dem Asphalt sogleich eine aus *Klaproths* Meisterhand. Nach ihnen ist die Güte dieser Körper oft vorzüglich zu bestimmen. Die Angabe des Vaterlandes jener Producte ist besonders dem Firnisseur im Grosen sehr nützlich und nothwendig. — Das Asphalt soll ausser Asien auch aus Semenova in Russland, Carraraeh und Albanien in England, vielleicht der Schweiz selbst, Sachsen u. f. w. erhalten werden. Die Anzahl der Pflanzen, welche das Caoutchouc liefern, ist sehr gros. *Iatropha elastica*, *Ficus religiosa*, *Artocarpum integrifolium*, *Urceola elastica*, *Sapio Aucoparium*, *Siphonia Cahuchu* u. f. w. gehören dahin. Die Auflösbarkeit desselben in dem Äther, die, wie der Vf. S. 12 bemerkt, nicht Allen gelingen will, hängt von der Beschaffenheit des letzteren ab. Im reinen von allen beygemischten Theilen befreyeten Äther erfolgt diese sehr leicht, und den erhält man durch sorgfältiges Waschen mit Wasser und Lauge und vorsichtige Rectification über salzsaure Kalkerde. — S. 13. Die beste Hausenblase bereitet man in Russland aus mehreren Gattungen des Acipenser, z. B. dem Stoer (*Ac. Hurio*), der Hausen (*A. Huso*), dem Sterlet (*A. Ruthenus*), der Seewinge (*A. Stellatus*), dem Wels (*Silurus Glanis*). Man verschickt sie nicht allein in kleinen handgrifförmigen Rollen, sondern auch eine sehr vorzügliche Art in grosen unaufgerollten Platten oder Streifen. — Bey den Arbeiten im Grosen ist die Auflösung dieser Substanz in Wasser allerdings die beste und vortheilhafteste; im Kleinen hingegen gelingt sie in etwas mit Weingeist vermischtem Wasser weit leichter. Die auf einen höchst geringen Rückstand der membranigen Substanz erfolgende Auflösbarkeit der Hausenblase in dieser Flüssigkeit, schon bey einem niedrigen Temperaturgrade, und die damit verbundene Durchsichtigkeit kann als ein Kennzeichen der Güte zugleich angesehen werden. — Den Camphor, S. 8, hat der Vf. vorzüglich aus dem Grunde hier aufgenommen, weil er die Auflösbarkeit des Copals, wenn man ihn in dem gehörigen Verhältnisse hinzufügt, vermehrt, indem er selbst seine Flüchtigkeit zum Theil verliert. — Copal, S. 15. Der in dem nördlichen Amerika einheimische Copalbaum heisst *Rhus Copalinum*, welches zu ergänzen ist. Mit Recht hält Hr. *T.* den Copal für eine Substanz eigener Art, die gleichsam zwischen dem Bernstein und den Harzen mitten inne steht. Ob aber, wie weiterhin Hr. *T.* bemerkt, der Copal, wie die Gummiharze, aus zwey verschiedenen Substanzen bestehe, wollen wir zwar nicht absolut bestreiten, allein wir können seiner Meinung noch weniger beypflichten; denn die Substanz, welche sich nach der Auflösung des Copals aus der Auflösung nach einiger Zeit oft absondert, scheint ein durch noch nicht hinlänglich bekannte Ursachen modificirter Copal zu seyn, der sich erst bey der Auflösung bildet. Der helle, durchsichtige und reine Copal scheint aus einem einzigen näheren Pflanzentheile zu bestehen. Indess verdient diese Untersuchung sehr, fortgesetzt zu werden. — Mit Unrecht aber bestreitet Hr. *T.* die Annahme des Vfs. des „*Parfait Vernisseur*", der den reinen Alkohol als ein Auflösungsmittel des Copals betrachtet, da sich nach seinen Versuchen nur eine sehr geringe Menge desselben in dem Weingeiste auflöset. — Alles hängt hier von der Beschaffenheit des Copals und dem Grade seiner Trockenheit ab. Nach dem von Hn. *v. Mons* (in seinem *Journ.* No. 8. Brum. XI. S. 219) uns mitgetheilten Verfahren des holländischen Künstlers *Demmenie* wird die Auflösung des Copals in Weingeist und auch in Terpentinöl sehr leicht bewirkt, wenn man ein Stückchen Copal an einem Faden in einem mit dem Helme versehenen Kolben aufhängt und die Flüssigkeit erhitzt. Die Dämpfe des siedenden Alkohols erweichen den Copal, er fällt in Tropfen herab und löset sich auf. Diese Operation wird so lange fortgesetzt, als noch von der herabfliessenden Flüssigkeit etwas aufgelöset wird. S. 24. Der Mastix, welcher von der *Pistacea Lentiscus* kömmt, kann nicht als ein ganz reines Harz betrachtet werden, denn er giebt bey der Destillation etwas ätherisches Öl. S. 27. Auch das Elemi enthält ätherisches Öl, von dem der Geruch desselben abhängt. S. 29. Der Sandarac ist nicht, wie Hr. *T.* anführt, ein reines Harz, sondern er besteht ausserdem noch aus einer eigenthümlichen, dem Caoutchouc sich am meisten nähernden Substanz, die bey der Bereitung der Weingeistfirnisse als unauflöslich zurückbleibt. S. 31. Das Drachenblut, welches der Vf., wie viele Chemiker, für ein Harz hält, von dem der *Pterocarpus Draco* und *Calamus Draco* die besten Sorten geben, ist eine noch nicht

hinlänglich untersuchte Farbensubstanz. Hr. *Proust* fand zuerst, dass sie sich sowohl im Wasser als im Weingeist auflöse. Der Gerbestoff macht wahrscheinlich einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus, denn die Auflösungen haben einen adstringirenden Geschmack und fällen die thierische Gallerte. Es wäre sehr zu wünschen, dass ein geschickter Chemiker einst eine Analyse davon lieferte. S. 32. In dem Abschnitte vom Bernstein geht der Vf. die verschiedenen herrschenden Meinungen über den Ursprung desselben durch, und schliesst mit der nun wohl nicht mehr zu widerlegenden Wahrheit, dass der Bernstein vegetabilischen Ursprungs sey, wie der Copal. Gewagt möchte es übrigens wohl seyn, mit ihm aus der Ähnlichkeit der Bestandtheile des Bernsteins und einiger Harze, wie des Benzoeharzes, anzunehmen, dass der Baum, der das Bernstein lieferte, zum Geschlechte der Terminalia gehöre, der das Benzoeharz darbietet; und dass der Bernstein ein durch mineralische Dünste und die durch unterirdische Bewegung aus diesen verschütteten Vegetabilien entwickelten Gasarten modificirtes Harz sey. Wir finden in dem Copal einen zweyten Pflanzensaft, welcher sich sehr von den Harzen unterscheidet, und dennoch verdankt diese Substanz ihre Bildung keiner solchen Einwirkung anderer Körper. — Als Fundort des Bernsteins hätte den angeführten besonders Grönland noch hinzugefügt zu werden verdient, wo er bekanntlich in grösseren oder kleineren Körnern und Stücken in der sehr merkwürdigen dort häufigen Braunkohle vorkömmt. Auch in der Gegend von Ekatharinenburg in Sibirien ist er von dem Hn. *von Herrmann* im Thone auf Lagen von bituminösem Holze gefunden worden, wovon Hr. *John* Exemplare nach Deutschland gebracht hat. Übrigens findet sich der Bernstein noch an vielen anderen Orten. S. 44. Von dem Terpentin unterscheidet Hr. *T.* vier Arten: den Terpentin von Chio, den venetianischen, den strassburger und gemeinen. Auch hier hätten die Bäume genauer angegeben werden müssen, die diese Arten liefern. Der erste kömmt, wie bekannt, von *Pinus balsamea* und *Canadensis*; der zweyte von *Pinus Larix*; der letzte von *P. sylvestris*. Den Beschluss dieses Capitels machen die verschiedenen Becharten, der Theer, die Bereitungsarten derselben im Grossen, und der Kienruss aus.

Cap. 2. *Des fluides, qui servent d'excipient ou de véhicule aux vernis, et que les Peintres désignent sous le nom impropre de dissolvans.* Der Weingeist, der Äther, Terpentinöl, Spicköl, Lavendelöl und einige fette Öle, gehören hieher. In der Einleitung, welche von diesen Körpern im Allgemeinen handelt, tadelt der Vf. sehr richtig die falsche Ansicht vieler Chemiker und aller Artisten, nach welcher sie nur die Flüssigkeiten als das Auflösungsmittel betrachten, während man sich die feste Substanz als mehr passiv dabey denkt. Ungeachtet jetzt wohl ein jeder Chemiker von der gleichzeitigen Einwirkung zweyer oder mehrerer Substanzen, die eine Auflösung constituiren sollen, überzeugt ist: so haben wir doch noch keine deutliche und befriedigende Definition einer solchen. — Was ist sie eigentlich? S. 68 heisst es: *Le mouvement de la fermentation qui s'établit spontanément dans le suc des raisins ou des corps fermentescibles, modifie tellement les principes du corps doux et sucré, qui s'y trouve, qu'il en résulte une liqueur composée d'hydrogène et d'un peu de carbone etc.* Nicht einen geringen Antheil Kohle enthält der Alkohol, sondern diese macht den grossen Bestandtheil desselben aus. Die treffliche Analyse des Alkohols, mit der uns Hr. *T. v. Saussure* nach der Herausgabe dieses Werks beschenkt hat (*Journ. de phys.* T. LXIV. Avrl. 1807. p. 318—359), zeigt, dass auch der Stickstoff einen Mischungstheil desselben ausmacht. — Zur Entwässerung des Weingeistes empfiehlt Hr. *T.* die *bauméſche* Methode, die in einer wiederholten Destillation des stets zuerst übergehenden Destillats besteht. Ein so bereiteter Alkohol ist zur Anfertigung der Firnisse in den meisten Fällen auch wohl vollkommen gut; dass aber auf diese Weise keine vollkommene Entwässerung möglich sey, ist bekannt. Es bedarf dazu einer Destillation über salzsaure Kalkerde (nach Hn. *Richter*), oder Behandlung mit Kali und darauf folgender Destillation (nach Hn. *Lowitz*). Ein solcher absoluter Alkohol dürfte in vielen Fällen zur Bereitung der Firnisse wohl jenem vorzuziehen seyn. Ob übrigens ein auf diese Weise bereiteter Alkohol chemisch rein zu nennen sey, oder ob er mit dem Verluste seines wässerigen Antheils nicht auch eine kleine Veränderung seiner Mischung erlitten habe, diese Untersuchung würde uns hier zu weit führen. S. 75. Äther. Noch immer gehört die Bildung dieses Fluidum, der trefflichen Abhandlungen, die in neueren Zeiten darüber erschienen sind, ungeachtet, zu den Phänomenen, deren Erklärung Schwierigkeiten verursacht. Der Vf., welcher Anfangs von der Bereitung des Schwefeläthers spricht, sagt unter anderen: „*Pendant l'opération, l'alcohol se dépouille d'une petite quantité de carbone (charbon) et de beaucoup d'eau, qu'il échange contre une nouvelle admission d'oxigène, qui lui communique des caractères, qui le rapprochent de la nature des huiles essentielles les plus légères.*" Auch aus den von Hn. *v. Saussure* (in dem *Journal de phys.* T. 64. Avril. 1807) mitgetheilten Erfahrungen geht hervor, dass der Verlust, welchen der Äther an Wasser- und Sauer-Stoff erleidet, verhältnissmässig grösser sey als der an Kohlenstoff. Nach diesem Gelehrten besteht der Alkohol aus 58,2 Kohle, 22,19 Wasserstoff und 19,66 Sauerstoff, und wahrscheinlich auch einem geringen Antheil Stickstoff. Hr. *T.* empfiehlt den Schwefeläther zur Bereitung des Caoutchouc- und Copal-Firnisses. S. 78—82. Nicht ganz zu billigen ist der Unterschied, den der Vf. zwischen Terpentinessenz und ätherischer Terpentinessenz macht, denn sie kann dem Anfänger leicht zu Irrungen Anlass geben. Unter dem ersteren versteht er das gemeine, käufliche (oft mit fetten Ölen, Alkohol oder Wasser verfälschte); unter dem letzten das rectificirte Terpentinöl. Auch das käufliche Terpentinöl ist ein wahres ätherisches

Öl, und ursprünglich, falls es nicht bey einer unvorsichtigen Bereitung mit anderen Stoffen, als aufgelöstem Harz, verbunden ist, frey von aller Beymischung. Wesentlicher aber ist der Unterschied, den er zwischen Lavendel- und Spic-Öl macht, welche man in Deutschland häufig für eine und dieselbe Substanz hält. Das erstere ist ein Product der Destillation der gemeinen in den Gärten häufig wachsenden Lavendelblumen (*Lavandula Spica*); das zweyte kömmt von einer anderen Species, welche sich hauptsächlich durch breitere Blätter von der ersteren unterscheidet, und in der Languedoc häufig wild wächst. Den Beschluss dieses Capitels machen die fetten Öle, und einige sehr schöne Vorschriften, sie austrocknend zu machen.

Cap. 3. *Observations générales sur les Vernis suivies de leur distribution en cinq genres déterminés par leur nature et par leur état de consistance.* Hr. *T.* nimmt das Wort Firniss in einem sehr weit umfassenden Sinn, und versteht darunter jede flüssige und trockene Substanz, welche auf der Oberfläche fester Körper einen gewissen Glanz, als Folge der Reflexion und Refraction des Lichts, verursachen. Streng genommen, ist diese Definition nicht anwendbar; auch die Metalle besitzen — und zwar in einem ganz vorzüglichen Grade — die Eigenschaft, auf Körper jene Wirkung hervorzubringen. Die Wirkung des Quecksilbers z. B. ist Jedermann bekannt. Einen mit Metall überzogenen Körper aber gefirnisst zu nennen, möchte Rec. nicht rathen. Es müssen daher die Metalle von jenen Körpern ausgenommen werden. Zwar ist es wahr, dass man hiebey die Art, wie sie sich auf die Oberfläche anlegen, berücksichtigen könnte; allein dabey stösst man auf Schwieriggkeiten. Manche Metalle gehen bey ihrer Vermetallung mit dem angewandten Metalle eine chemische Verbindung ein, während andere nur wie gewöhnlich die Firnisse wirken, und sich nach den Gesetzen einer mechanischen Attraction u. s. w. auf die Oberfläche der Körper anlegen. Indess dürften auch bey letzteren Ausnahmen Statt finden. — In diesem Cap. betrachtet Hr. *T.* die Zusammensetzung, die Anwendung und Politur der Firnisse. Die Firnisse selbst bringt er in zwey Classen: 1) diejenigen, welche vorzüglich zum naturhistorischen Gebrauche dienen, als die Leim- und Gummi-Auflösung; 2) solche, die harzige Substanzen aufgelöst enthalten. Ihre wesentliche Beschaffenheit, der Zustand ihrer Consistenz und der Grad ihrer Austrocknungsfähigkeit bestimmt ihn, die letztere in 5 Gattungen zu bringen: 1) Weingeistfirnisse; 2) solche, welche sich von der ersteren durch eine von beygemischten, schwer trocknenden harzigen Substanzen herrührende längere Beständigkeit an der Luft, d. i. durch einen geringeren Grad von Austrocknungsfähigkeit, unterscheiden. Sie enthält ihre Arten wieder. 3) Firnisse, die zwar auch aus harzigen Dingen bestehen, bey welchen aber das Terpentinöl an die Stelle des Alkohols tritt. 4) Die ätherisch-ölichten und Äther-Firnisse. Dahin gehören: Copaläther, Copalfirniss, manche Firnisse mit Terpentinöl bereitet, mit jenem und Lavendelöl, Copalfirniss mit anderen Harzen verbunden u. s. w. 5) Fettig-ölichte Firnisse. Dahin gehört der Copal-, Bernstein- und Caoutchouc-Firniss. Dieser fünften Gattung könnte sehr gut noch die sechste hinzugefügt werden, nämlich die Auflösung des Caoutchouc in Schwefeläther, eine Verbindung, von der sich sehr häufig Anwendung machen lässt, und die der Vf. nur oberflächlich berührt. Dieser Abschnitt enthält sehr schätzbare Massregeln bey der Anfertigung der Firnisse, und diese, so wie die Vorschriften selbst — wenn gleich sie nicht alle neu sind — können das gewünschte Ziel nicht verfehlen. Hr. *T.* fand durch die Erfahrung bewährt, dass der Zusatz von gesiebtem reinem Sande, in der gehörigen Menge den gepulverten Ingredienzien hinzugemengt, grosse Bequemlichkeiten bey Anfertigung der Firnisse gestatte. Die Substanzen bleiben dadurch mehr zertheilt, sie können sich nicht in allen Puncten so sehr berühren, und vermöge der grösseren Schwere des Sandes nicht an dem Boden der Gefässe kleben, wodurch die Wirksamkeit des Alkohols u. s. w. sehr vermehrt wird. Hierauf folgt eine Beschreibung nebst Zeichnung eines zweckmässigen Ofens, in welchem die Schmelzung und Vorbereitung des Copals (und späterhin auch des Bernsteins) zum Behufe der Firnisse am besten im Grossen unternommen werden kann. — Die Untersuchung des Copals macht einen eigenen Abschnitt aus. Hr. *T.* fand, dass so wenig reiner Alkohol, als gewöhnliches Terpentinöl mit dem Copal einen brauchbaren Firniss geben könne, und dass diese Art von Firnissen nur dann anwendbar sey, wenn man andere Harze damit verbinde. Er wandte jedoch stets nur die unmittelbare Verbindung des gepulverten Copals mit Weingeist, nie aber die Einwirkung der Dämpfe auf denselben an. Aus seinen Versuchen ergiebt sich ferner, dass die äusseren Kennzeichen des Copals nicht hinreichten, um seine Güte zu diesem Behufe zu bestimmen, dass oft der klare, wenig gefärbte Copal besser sey, als der von dunkeler Farbe, dass es sich oft aber auch umgekehrt verhalte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

FORTSETZUNGEN.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Theoretisch-praktisches Handbuch für deutsche Schullehrer und Erzieher.* Herausgegeben von *Philipp Jakob Völter*, Schullehrer in Heidenheim an der Brenz. 4ten Bandes 1s Stück. 1811. 165 S. 8. (8 gr.) (S. die Recension der ersten Bände 1810. No. 215.)

Halle, b. Kümmel: *Journal für Prediger.* 57ten Bandes 1tes und 2tes Stück. Auch unter dem Titel: *Neues Journal für Prediger.* 37ten Bandes 1tes und 2tes Stück. 1811. 240 S. 8. Der Band besteht aus 4 Stücken. (1 Rthlr. 8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 JULIUS, 1811.

CHEMIE.

Genf, b. Manget: *Traité théorique et pratique sur l'art de faire et d'appliquer les Vernis; sur les différens genres de peinture par impression et de décoration, ainsi que sur les couleurs simples et composées.* Par *P. F. Tingry* cet.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 4. *Observations et Réceptes généraux sur la préparation des Vernis en grand. Description d'un alambic à bain marie, dont l'usage met à l'abri des accidens, qui accompagnent souvent la fabrication des Vernis.* Zuerst spricht Hr. *T.* von den Materialien der Firnisse überhaupt, dann folgt die Reduction der Formel. Er giebt Hoffnung, eine Tabelle zu entwerfen, vermöge welcher der Firnisseur, wenn er sich mit der Natur der Ingredienzien bekannt gemacht hat, sogleich die Quantitäten, die zur Zusammensetzung eines verlangten Firnisses nothwendig sind, bestimmen könne. Hierauf werden allgemeine Regeln bey der Auswahl der Materien, die Verhältnisse der trockenen und liquiden Substanzen bey der Bereitung der Firnisse, die Nothwendigkeit, die aufzulösenden Substanzen zertheilt zu erhalten, die Anwendung des gestossenen Glases, Klärung, Filtration durch Wolle u. s. w. auseinander gesetzt. Endlich folgt die Beschreibung einer Blasengeräthschaft, welche sich durch ihren Nutzen bey der Verfertigung der Firnisse im Grossen empfiehlt. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von einer gewöhnlichen Blase mit dem Wasserbade. Damit aber die Flüssigkeit nach Willkühr in den Cylinder, welcher die harzigen Substanzen enthält, gebracht werden könne, und die Auflösbarkeit befördert, so wie das Ansetzen derselben an den Boden verhindert werde, sind zwey Öffnungen in dem Obertheile des Helmes angebracht. In der etwas zur Seite gelegenen Öffnung befindet sich ein kleines kurzes Rohr, worein die Flüssigkeit gegossen wird, wenn der Helm schon an den Cylinder gekittet ist; in der Mittelöffnung der Helmspitze ist eine eiserne Stange angebracht, welche bis an den Boden des Wasserbades reicht, hier mit einem eisernen, nach oben zu ausgezackten Kreuze, und oben, wo sie aus dem Helm ragt, mit einer Handhabe u. s. w. versehen ist. Sie dient zum Umrühren des Satzes.

Cap. 5. *Observations sur l'influence de la lumière solaire, pour rendre l'essence de Térébenthine propre à la solution du Copal, de manière à en faire un Vernis solide et sans couleur.* Ungeachtet der grösste Theil der Versuche dieses Capitels schon im Jahre 1788 von Hn. *T.* bekannt gemacht worden ist: so finden sie doch auch hier einen schicklichen Platz, und sind sowohl für den praktischen Firnisseur, als den, der diese Kunst wissenschaftlich betreibt, sehr merkwürdig und schätzbar. Nur ist zu bedauern, dass Hr. *T.* sie nicht weiter fortgesetzt hat, um mehrere Zweifel, die sowohl bey der Veränderung, welche das rectificirte Terpentinöl durch die Einwirkung des Lichts in verschlossenen Gefässen erleidet, als bey der Mischung des Copals obwalten, völlig zu heben. Sollte die Krystallisation, die Verdichtung und damit verbundene Zunahme des specifischen Gewichtes, welche das rectificirte Terpentinöl, wenn es verschlossen dem Sonnenlichte ausgesetzt wird, erleidet, nicht auch dem käuflichen eigenthümlich seyn? Sollte wirklich die absorbirte Lichtmaterie diese Veränderung bewirken, und die krystallinische ölige Säure, von der in dem reinen Terpentinöl kein Atom aufzufinden ist, absondern? Es würde interessant und merkwürdig seyn zu beobachten, ob in den verschiedenen Jahreszeiten dieselbe Veränderung erfolge. Vielleicht spielt die elektrische Materie dabey eine Rolle? — Nach des Vfs. Ansicht sind zwey Fälle möglich, die diese Veränderung zur Folge haben: entweder, was ihm das wahrscheinlichste ist, die Absorption der Lichtmaterie, oder die des Sauerstoffs, der dann aber auf eine unerklärbare Weise durch die dichtesten Korkstöpsel, durch welche auch in Jahren keine Verdunstung möglich ist, hindurchdringen müsste. Welche ungeheure Menge Lichtmaterie wäre im ersten Falle nicht erfoderlich, um eine so auffallende Zunahme des specifischen Gewichts, als sie der Vf. in der hinzugefügten Tabelle angiebt, zu erwecken! — Uns scheint es noch immer wahrscheinlich, dass in einer durch das Licht, und vielleicht auch durch die Elektricität bewirkten wechselseitigen Entmischung und Bildung neuer Stoffe der Grund dieses Phänomens zu suchen sey.

(*Die Recension des zweyten Theils folgt künftig.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gräff: *Allgemeines Repertorium der sechs ersten Bände von Bragur*, nebst einem Versuch einer vollständigen Literatur u. s. w., ausgearbeitet von *Karl Teutholdt Heinze.* 1805. IV und 392 S. ohne das Inhaltsverzeichniss. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Auch unter dem dreyfachen Titel: *Bragur* — — von *Gräter.* Erster Anhang, welcher das allgemeine Repertorium — — enthält; und: *Braga und Hermode* — — — Erster Anhang.

Der Fleiss des Hn. *Heinze*, und sein thätiger Eifer für die Wissenschaft, der das vorliegende Journal gewidmet ist, sind bekannt genug, und verdienen das ihnen zukommende Lob. Diese gewiss nicht reizvolle und erheiternde Arbeit, zu den 6 Bänden der Bragur das so nützliche und nothwendige Register anzulegen, ist ein neuer Beweis, der auf unseren Dank gerechten Anspruch macht. Das Werk enthält: I. *Ein wissenschaftliches Hauptregister über die 6 ersten Bände der Bragur*, nach Sprach-, Kunst-, Sitten-Alterthümern und Literatur und Bücherkunde. Eine Eintheilung, die nun freylich nicht ganz systematisch seyn dürfte, und auch das Feld nicht vollständig ordnet. Die Sittenalterthümer sind in der allerweitläuftigsten Bedeutung genommen, und Regierungsform, Religions- und Gesetz-Alterthümer darunter begriffen. Doch der Vf. verdient Entschuldigung; für das letzte Fach ist ja, wie für das erste, in der *Bragur* so unvollständig gesorgt, dass die wenigen darüber sich verbreitenden Aufsätze keine besondere Abtheilung verlangen konnten. Es ist allerdings mühvoller und schwerer, von den Gesetzen unserer Vorfahren zu sprechen, und ihre Bearbeitung verlangt mehr Kenntnisse und mehr Geist, als erfodert wird, die Fabeln des Nords auf Deutschland zu deuten, halb Europa als vaterländischen Boden einfassend, die Gebräuche und Meinungen vieler Völker als das Eigenthum der *Germanen* darzustellen, und die reichen uns preisgegebenen Vorarbeiten bloss nach unseren Ansichten zu benutzen und zu modeln: mühsamer ist es, die wenigen Goldkörner herauszuwaschen; leichter wird's zu glauben, als zu prüfen! II. *Verzeichniss der Vf. nach dem Alphabet.* Hier ist Einiges zuzusetzen: *Anton* (S. 45) ist auch Senator in Görlitz; *Gottschalk* (47) Hofmarschallamtsassessor zu Ballenstädt; *Kosegarten* führt, wie Rec. dünkt, einen höheren Titel; bey *Sieyes* hätte wenigstens sein jetziger Posten angegeben werden sollen. Kleinigkeiten freylich, aber zur Vollständigkeit darum nichts desto weniger unentbehrlich. III. *Sachregister nach dem Alphabet.* IV. *Wörterbuch.* Hier hätten billig die Stellen in der Bragur nachgewiesen seyn sollen; bisweilen scheint der Vf. Zusätze gemacht zu haben. So weit betrifft die verdienstliche Arbeit die Bragur, nun kommt ein Anhang: V. *Versuch einer vollständigen Literatur aller in den 6 letzten Jahren des 18 Jahrhunderts über das vaterländische Alterthum erschienenen Schriften und einzelnen Aufsätze.* So sehr auch die Idee gefällt: so gering dürfte doch der Beyfall über ihre Ausführung seyn. Es gab mehrere Wege, dieses Material zu ordnen, der eines Realkatalogs möchte wohl der vorzüglichste gewesen seyn. Etwas Ähnliches scheint der Vf. auch beabsichtigt zu haben, aber wie ist's ausgeführt? Er theilt die ganze Masse I) *in vermischte Sammlungen;* II) *in Schriften und Aufsätze über einzelne Fächer;* III) *in Schrift- und Sprach-Kunde* (ist das kein einzelnes Fach des Deutschen Alterthums?); IV) *in vermischte Nachträge.* Die aus den Werken der ersten Abtheilung in dieses Verzeichniss gehörenden Artikel mussten in der zweyten Abtheilung an ihrer Stelle aufgeführt werden; wo es dann Zeit genug war, mit der Sammlung bekannt zu machen. Mehrere Werke findet man hier, die nur einen oder ein paar zu dem deutschen Alterthum zu rechnende Beyträge liefern, z. B. *Baczko's* kleine Schriften, *Beusi's* Aufsätze; andere, die man in einem solchen Fach suchen würde, trifft man nicht, z. B. *Ernesti's* Miscellaneen. Wollte der Vf. einmal die Anzeige solcher oft vorkommenden Werke an die Spitze stellen, um darauf in der Folge bloss hinzuweisen (was, wie die ganze Einrichtung, mit weit mehr Ökonomie hätte geschehen können, worüber aber der Vf. nicht viel nachgedacht zu haben scheint): so musste er hier auch in eine nähere Würdigung derselben, in Bezug auf die deutschen Alterthümer, eingehen; aber das ist unterblieben, und doch hat die Notiz, dass diese oder jene Sammlung existirt, nur einen geringen Werth. Dass die *acta societ. sc. Upsalensis*, dass das *skandinavisk museum* vorhanden sey, brauchen vielleicht Wenige aus diesem Verzeichniss zu lernen; aber was das Auszeichnende dieser Sammlungen sey, was man darin zu erwarten habe, wie die Mischung und der Geist des Inhalts, das war es, was wir von dem Vf. zu erfahren wünschten. In der zweyten Abtheilung geht es etwas kraus durch einander. Sie ist abgetheilt A) in Dicht- und Schriftsteller-Kunst, B) in Alterthümer, und zwar a) im Ganzen (darunter gerechnet ist: *Helfrecht* Ruinen des Fichtelberges; *the history* — — — *of Staffordshire*), b) im Einzelnen. Die letzteren wieder 1) in Erdbeschreibung, 2) Geschichte (d. h. des Vaterlands, nicht der Alterthümer), 3) Staatsverfassung und Rechte, 4) Sitten und Gebräuche, 5) Kunst und Erfindung, 6) Religion, 7) Allerley. Aber, so wie in diesen Fächern selbst die Ordnung nicht einer alles leitenden Regel, sondern dem Zufall gefolgt zu seyn scheint: so sind auch die selbstgesteckten Schranken nicht beobachtet, und das Ganze ist in eine solche Vermischung gerathen, dass oft kein Oedipus die Ursache der Stelle eines Werkes enträthseln mag. Eine solche Sonderung ist schlimmer, als gar keine. Man sehe nur, wie die auf *Ossian* Bezug habenden Artikel vertheilt sind. Die Briefe des Herzogs Friedrich von Altenburg an seinen Bruder Johann Wilhelm finden sich unter der Dicht- und Schriftsteller-Kunst traulich neben der Supplik des Scharfrichters in Leutenberg von 1691 (S. 306), und bald folgt ihnen ein Schreiben einer Prinzessin von Cleve; haben diese Personen durch diese Briefe und Suppliken sich in der Schriftstellerkunst Ruhm erworben? In der Unterabtheilung der Geschichte findet sich auch *Tellers* Geschichte der Kirchengesänge; eine Geschichte ist's freylich, aber desshalb war in diesem Fache ihr Platz nicht. Doch diess ist nicht des Verzeichnisses einziger Fehler. Die grosse Ausdehnung, die der Vf. den Alterthümern

des Vaterlandes in mehr als einer Hinsicht gegeben hat, dürfte ein zweyter seyn. Im weitesten Sinne kann man freylich die Alterthümer (ein sehr unbestimmtes und weitschichtiges Wort, das man wohl vielleicht mit einem bezeichnendern vertauschen könnte) bey einer Nation auf den Zustand der ganzen Vergangenheit beziehen, kann Alles, was in Hinsicht der Cultur, Einrichtungen, Gewohnheiten, Meinungen war (und wohl auch die ersten Spuren dessen, was aus grauer, ferner Vorzeit uns geblieben ist), hineinziehen, ohne durch irgend eine Linie der Zeit seinen Forschungen und Darstellungen Schranken setzen zu lassen. Aber eine vernünftige Trennung, die Auswahl eines schmäleren aber für diese Wissenschaft vorzüglich passenden und angemessenen Antheils des Feldes wird sicher grösseren Nutzen gewähren, diese kleinere Flur besser anzubauen gestatten (weil uns auch die Kräfte, Alles zu bestreiten, mangeln), und daher reichere und vorzüglichere Ärndten gewähren, als wenn man leichtsinnig, und nur den ungeleiteten Begierden folgend, einen seine Kräfte übersteigenden, und seiner natürlichen Beschaffenheit nach ungemässeren Bezirk an sich reisst. Man muss daher eine feste Grenze ziehen, jenseit welcher Sitten, Gebräuche und Meinungen eines Volkes nicht mehr Gegenstand der Alterthümer sind. Das hat Hr. *Heinze* nicht gethan, der bis zur Grenze des 18 Jahrhunderts, wie wir schon gesehen haben, sein Gebiet ausdehnen will. Die Alterthümer dürfen auch nichts enthalten, was noch besteht, am wenigsten geltende Gesetze: welch ein Umfang würde sonst diesem Theile des Wissens unnatürlicher Weise gegeben? Auch dagegen ist gefehlt, z. B. (S. 338) *Starks* Ausgabe des cöllner Reichsabschiedes von 1512, (S. 376) zwey brandenburgische Patente von 1682 und 1691, welche allen drey christlichen Confessionen gleiche Rechte an Waisen-, Gast- und Armen-Häusern im Clevischen zugestehen: sind die Alterthum geworden? (S. 384) Die kursächsische Landtags-Ordnung. Ferner müssen die Alterthümer, wenn man sich nicht in die abenteuerlichste Verwirrung stürzen will, die scheidenden Grenzen des Volkes oder Landes genau beobachten, über welches sie sich verbreiten. Aber was ist hier geschehen? — Da Deutschland von mehreren einander nicht befreundeten Nationen bewohnt wurde und wird: so müssen zwar aller dieser Völker Alterthümer in einer Literatur ihren Platz finden; aber die vornehmste Rücksicht wird man gern auf den Hauptstamm, auf die Germanen, zu nehmen gestatten, und nur in sofern die Alterthümer Deutschland angehen, wird man die der anderen Nationen, die zum Theil in fremde Welttheile sich verbreiten, aufnehmen können. Dass der Norden und seine Alterthümer zu den vaterländischen gerechnet sind, kann am ersten auf eine billige Verzeihung Anspruch machen; denn nicht Allen ist es gegeben, gewohnte Meinungen gegen neuere und bessere zu vertauschen, und die klarsten, aber von den ihrigen merklich verschiedenen Ideen gleich sich zu eigen zu machen: sonst dürfte auch diese unrechtmässige Einmischung nicht ferner zu rügen seyn. Aber wie kann Schottlands Alterthum, wie das der Hebriden, wie Ossian unter das Deutsche gemischt werden? Wenn eine so entfernte Völkerverwandtschaft, als die zwischen Kaledoniern und Germanen etwa seyn mag, uns berechtigen soll, ihre Literatur zu der unsrigen zu schlagen: wo würde die Grenze unserer Arbeit seyn? Was geht uns jener Barde an (dass er zu der Zunft der *Barden* gehört haben soll, die sammt den Druiden Deutschland aufgedrungen werden, doch wohl nicht?), was der berühmte Streit über die Ächtheit der mit seinem Namen umherlaufenden Gesänge? (Man erlaube dem Rec., da so viele die Natur dieses Streits zu verkennen scheinen, zu bemerken, dass er nicht mehr darüber geführt wird, ob Macpherson auch *den Stoff* derselben *ganz* aus sich nahm, denn das wollen wir gern leugnen, obgleich dann die geschichtliche Benutzung Ossians bis zur Erscheinung der Originale suspendirt bleiben muss; sondern ob die alten ersischen Gesänge, wie sie sich auch gegen Macphersons Bearbeitung verhalten mögen, aus der Zeit Kaiser Caracalla's — oder den nächst folgenden Jahrhunderten, — oder ob sie Gedichte brittischer Troubadours weit späterer Zeiten sind. Das Erstere dürfte auch durch die vielbesprochene Bekanntmachung der ersischen Originale schwerlich erwiesen werden können, und wenn sie noch so stolz und prächtig einherträte!) Warum reihen wir die Alterthümer und die Barden Englands und des schottischen Hochlands an die unsrigen? Auch die Völker, die einst aus Deutschland wanderten, dürfen wir nach ihrer Absonderung nicht mehr zu uns ziehen, ihre Sitten und Gebräuche sind nicht mehr unsere. Die Alterthümer, wenn ihr Stoff gleich Gegenstand der Geschichte ist, und der Geschichtschreiber sich oft auf sie stützen muss, dürfen deswegen kein Vergeltungsrecht ausüben, und die Geschichte zu sich hinüberziehen, das ganz abgesonderte Feld einer verwandten Wissenschaft mit dem ihrigen vermischen wollen. Diess ist jedoch hier ebenfalls vielfach versucht. Eine grosse Menge deutscher Geschichtswerke und bloss geschichtlicher Materialien sind hier aufgenommen, die in eine Literatur der Alterthümer keinesweges gehören. (*Rösler chron. med. aev.; Krause's* Lambert von Aschaffenburg; mehrere Urkunden-Sammlungen, diplomatische Lehrbücher, der Fürstentag zu Naumburg.) Wir würden einer solchen Aufnahme billigenden Beyfall geben müssen, wenn der Vf. auf diejenigen Geschichtswerke sich beschränkt hätte, in welchen zugleich Materien des deutschen Alterthums besser und richtiger dargestellt, wo ihnen neue Ansichten abgewonnen sind; diese müssen in einer solchen Literatur, und zwar mit Bemerkung dieser Ideen, aufgenommen werden, während alle diejenigen von Rechtswegen übergangen werden, welche nur die gewöhnliche Meinung ohne Veränderung nachlallen, die schon hundert und aber hundert Mal,

uns zum Ekel, dem Gehalt nach aber so unwahr und unkritisch behandelt, der Form nach so wenig angenehm, wir könnten widerlich sagen, aufgetischt sind. Und doch ist das mit dem grössten Theil der hier aufgeführten historischen Werke der Fall! Viele derselben berühren, ihrem Plane nach, die Alterthümer nur vorübergehend. Wie viel trifft man z. B. in *Wiarda's* ostfriesischer Geschichte, und wozu wurde das ganze Werk angeführt? (Dass solches aus 7, statt 9 Theilen bestehe, ist wohl nur ein Druckfehler?) Mussten nicht vielmehr die hiehergehörenden Stellen der ersten Theile nachgewiesen werden? Darauf hat sich der Vf. gar nicht eingelassen, der nur Titel liefert. Schon oben ist angedeutet, wie weit Hr. *H.* das deutsche Vaterland ausdehnt; aber wundern wird man sich doch noch immer, dass auch *Spittlers* Geschichte der dänischen Revolution, dass *Christiani's* Untersuchung über den Ehescheidungsstreit zwischen Philipp August von Frankreich und der Ingeborg von Dännemark, dass das Werk: *Stockholm, Merkels* Vorzeit Lieflands, zum vaterländischen Alterthum gerechnet sind. Auch *Beckers* Geschichte der Hochmeister in Preussen dürfte hier ihren Platz unrechtmässiger Weise inne haben. Nun sind auch in dem geschichtlichen Fach Werke aufgestellt worden, die nothwendig in ein anderes gehörten, wenn sie überhaupt hier berücksichtigt werden durften. Ganz vollständig ist diese Literatur nicht, obgleich so wenig die *dittersdorf*sche Musik zum Mädchen von Cola, als *Goethes* Kolma von *Zumsteeg* vergessen sind; allein es dürfte hier wohl an Platz fehlen, Nachträge zu liefern. Bey den mehrsten Werken sind die in der Allg. Deut. Bibl. und der Allg. Lit. Zeit. erfolgten Recensionen nachgewiesen (ist das aber hinlänglich?), andere Blätter dagegen nicht benutzt worden, die, wie z. B. die göttinger Anzeigen, zur Vergleichung sehr nützlich seyn möchten. Freylich sind in den letzteren (z. B. bey der hier auch aufgeführten Geschichte der Baiern von *Lipowsky*) solche Grundsätze aufgestellt worden, die vor Hn. *H's.* Augen keine Gnade finden! Rechnet man noch hinzu, dass der Vf. mehrere Bände der Bragur hier, wir können keinen Grund dieses Verfahrens entdecken, noch einmal eingetragen, und das schon Abgedruckte noch einmal unter die Presse gebracht hat: so wird man sein Urtheil über diesen Versuch einer Literatur vollständig zu geben im Stande seyn. Rec. fügt nur noch ein paar Worte über die, der Vorrede Hn. Prof. *Gräters* nach, oft belehrenden Winke hinzu, welche diese Literatur begleiten. Es sind der Winke herzlich wenig, sie sind höchst allgemein, und desshalb unbedeutend, sie zeugen, so weit Rec. sie vergleichen konnte, von einer gewissen Einseitigkeit, die sich auch in dem zu öfteren Lobe gleichgestimmter Freunde kennbar macht, und von Anhänglichkeit an eine gewisse Idee, die das Urtheil parteyisch aussprechen lässt. Rec. verweist auf *Ramdohr* (306), *Mund* (319), *Mannert* (340), *Rühs* (350), vor allem *Adelung* (352); während man da, wo Bemerkungen und Warnungen stehen sollten, (*Wagner* 313) solche vergebens sucht.

H. St. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. 1) *Darmstadt* und *Giessen*, b. Heyer: *Remarques sur le Participe Passé* par *F. C. Gladbach*, Conseiller de légation au service de son A. R. Msgr. le Grand Duc de Hesse. 1810. 32 S. 8. (4 Gr.)

2) *Darmstadt*, b. Leske: *Remarques sur l'Article* par *F. C. Gladbach* u. s. w. 1810. 78 S. 8. (8 Gr.)

Eine deutliche Belehrung über den richtigen Gebrauch des *Participii Praeteriti* im Französischen ist jetzt um so weniger überflüssig, da selbst von französischen Schriftstellern neuerer Zeit in diesem Punct häufig gefehlt wird. Manchmal scheint es sogar, als wenn die Autoren in Frankreich die Declinabilität dieses Participiums ganz aufgeben wollen, da sie manchen Schwierigkeiten unterliegt, zur grösseren Verständlichkeit oft wenig beyträgt, und zu unnützen Subtilitäten Anlass giebt. Diess mag vorzüglich Ursache seyn, warum sich Hr. *G.* nur an die alten Schriftsteller, und besonders an seinen Liebling Racine, gehalten hat. Rec. stimmt den von ihm gegebenen Regeln bey; sie sind in gehöriger Ordnung vorgetragen und consequent. Über die Anwendung mancher Vorschriften liesse sich freylich noch streiten. So wird z. B. nicht Jeder dem Vf. S. 14 nachschreiben: *Madame dessine bien, je l'ai vue dessiner*, sondern das einfache *vu* vorziehen, weil es hier nicht so sehr darauf ankomme, dass Jemand die Frau, als darauf, dass er das Zeichnen gesehen hat. Der Fall ist analog mit dem S. 24 vorkommenden: *Voilà une belle contredanse, je l'ai vu danser*, wo Hr. *G.* das *vu* richtig vorzieht, ob er gleich während des Tanzens den Tanz (*la danse*) sah, und also *vue* hätte schreiben müssen. Er setzt zwar hinzu, dass er den Tanz nicht tanzen (*active*) gesehen habe; aber diess ist gerade eine der Sublititäten, worüber die Vorstellung verschieden bleibt. Eine ähnliche steht S. 27, wo der Vf. vorschreibt zu setzen: *Je l'ai laissée* (nicht *laissé*) *tomber* (*la montre*.) Schade, dass die zwey Bogen durch so viele Druckfehler verunstaltet sind. — In seinen Bemerkungen über den französischen *Artikel* und dessen Anwendung ist der Vf. nicht so belehrend. Er weckt den Scharfsinn seines Lesers hier weniger, sondern trägt bloss die in allen vollständigen Lehrbüchern enthaltenen Regeln vor, mit seltener Angabe der inneren Ursachen zu vielen Ausnahmen. Er führt meistens nur den Gebrauch an, ohne seiner Veranlassung tiefer nachzuspüren. So giebt er S. 23 die Regel, vor den Namen der Flüsse nicht die Bezeichnungen, *rivière* oder *fleuve*, hergehen zu lassen. Man müsse nicht sagen: *la rivière du Rhin, le fleuve du Rhone*, sondern schlechtweg: *le Rhin, le Rhone*. Zuweilen erlaube indessen der Gebrauch das allgemeine Wort *fleuve* mit dem Artikel und der Präposition: *le fleuve du Missisippi, le fleuve de St. Laurent*; bald auch wieder ohne Artikel und Präposition: *le fleuve Don, le fleuve Simoïs*. Dass Hr. *G.* uns diesen Gebrauch anzeigt, ist recht; aber wir können ihm nicht eher dafür danken, als bis er uns die Gründe dieses Verfahrens einleuchtend gemacht haben wird. Die Regel S. 40, dass man den Artikel anwenden solle, wann die Worte: Dichter und Maler, verschwiegen werden, ist missverstanden. Man sagt zwar richtig: *le Tasse, le Corrège*; aber nicht, wie Hr. *G.* meint, weil es so viel bedeutet als *le poëte Tasse, le peintre Corrège*. Sonst müsste man auch *le Voltaire, le David* sagen, welches ganz falsch ist. Man hat bey jenen ihren ursprünglichen italiänischen Namen *il Tasso, il Correggio*, nachgeahmt; eine andere Ursache giebt es nicht. Man braucht, nach dem Vf., den Artikel auch, wenn man von einem Frauenzimmer schimpflich (*injurieusement*) redet: *Je ne veux plus voir la Topinard*. Nicht eben schimpflich, nur ohne ein Respectswort, *Madame* u. dgl., davor zu setzen; wie von Schauspielerinnen u. dgl. *la Georges, la Schröder*. Die Menge Druckfehler auch in diesen fünf Bogen ist unverzeihlich.

Jt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JULIUS 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

München, in Commiss. b. Lindauer; *Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern.* Ein Versuch von *Sebastian Günthner*, correspondirendem Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in München, und ehemaligem Capitular des Benedictinerstiftes Tegernsee. I Band, welcher den ersten und zweyten Theil, oder die Geschichte seit dem Einwandern der Bojer bis zum 14 Jahrhundert enthält. XXIV u. 399 S. II Band, enthält den dritten Theil oder die Geschichte vom 15 Jahrhunderte bis zum Tode Kurfürst Maximilians III. XX u. 315 S. 1810. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieses Werk war für Rec. eine sehr angenehme Erscheinung, und die Freunde der Literatur, besonders die der baierischen, werden dem Vf. für die rastlose Mühe, mit welcher er Tausende der Documente und Monumente sammelte, und die darin niedergelegten Nachrichten in die Geschichte verwebte, ausserordentlichen Dank wissen.

Das Werk zerfällt in drey Theile. Der *erste* giebt uns die Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern von den ältesten Zeiten bis zum 14 Jahrhunderte. Den 1 Abschnitt, in welchem der Vf. diese Geschichte bis zum J. 955 fortführt, beginnt er mit der Ausbreitung des Christenthums, weil die Aufnahme desselben in ein Land immer der erste Schritt zur Cultur war. — Da Hr. *G.* auf die Pflanzung des Christenthums in Baiern nur im Vorbeygehn zu sprechen kommt: so will Rec. ihm nicht zum Vorwurfe machen, dass er in Hinsicht dieses Gegenstandes mehrere falsche oder schwankende Angaben als gewiss ausspricht. So behauptet er S. 5: „dass die Franken die ersten waren, welche das Christenthum annahmen, indem man schon mit dem Anfange des 5 Jahrhund. Nachrichten von Bisthümern zu Trier, Cölln, Worms u. s. w. findet; dann leitet er das Glaubenslicht von Westen nach Baiern. Allein erwähnt nicht schon Irenäus, Bischof von Lyon, im 2 Jahrh. christlicher Gemeinden in Gallien und am Rheine? Und zeigt uns nicht das Leben Severins, auf welches der Vf. selbst hinweist, das Christenthum in Noricum und in Vindelicien schon im 5 Jahrh. im schönsten Flore, die öffentliche Gottesverehrung in der heutigen Form, und zu Künzen, einem römischen Castell, gegenwärtig einem Dorfe bey Osterhofen in Baiern, eine ganze Klerisey? Hat nicht schon der Papst Symmachus dem Erzbischofe von Lorch, Theodor, das Pallium *nach Art seiner Vorfahrer* verliehen, mit dem Auftrage, dasselbe *nach Art seiner Vorfahrer* (der Erzbischöfe von Lorch) zu tragen? Jenes gereifte Christenthum, und dieses fortgerückte hierarchische System versetzen die Gründung des Christenthums in die vorhergehenden Jahrhunderte zurück. (S. *Winters* Vorarbeiten zur baierischen und österreichischen Kirchengeschichte, I Bd. I Abth.) Auch kam das erste Licht aus Osten, nicht aus Westen, nach Baiern, wenn gleich Rec. dadurch nicht leugnen will, dass später fränkische Bischöfe jenes Licht, als es erlöschen wollte, wieder mehr anfachten. So lässt der Vf. Severin erst im J. 488 sterben, da doch dessen Leichnam in dem genannten oder gar schon im vorhergehenden Jahre, nachdem er bereits sechs Jahre im Grabe gelegen hatte, nach Italien abgeführt wurde. S. 27 lässt Hr. *G.* Wikterp unter der alleinigen Gewährleistung Aventins aus dem Geschlechte der Agilolfinger abstammen, und erhebt ihn zum ersten ordentlichen Bischofe von Regensburg, da sich nach den von Hn. *von Pallhausen* in seinem Werke: *Haribald, erster König Bojoariens* u. s. w., aufgestellten Gründen Paulinus diese Würde aneignet. — Doch diess sind Nebensachen! Mehr fiel Rec. auf, dass der Vf., da er mit Hn. *von Pallhausen* alle Klöster männlichen und weiblichen Geschlechts für eben so viele Schulen ansieht, die von Severin erbauten, oder zu seiner Zeit bestehenden nicht *namentlich* aufführt, auch das Kloster zu Boitro (gegenwärtig Instadt) und zu Quintanis (jetzt Künzen) bey Ostenhofen nicht; desgleichen, dass er die erste Bildungsschule der Geistlichen, oder das erste Priesterseminarium, von dem uns die Vorwelt Nachrichten überliefert hat, mit Stillschweigen übergeht, wozu der Plan von der Synode zu Neuching 772 in der dort abgefassten Pastoralverordnung (s. den Band der histor. Abhandl. der königl. Akademie der Wissenschaften vom J. 1807, S. 116 ff.) entworfen wurde. — Dagegen fand Rec. die Nachrichten von dem Einfluss der Kirchen und Klöster auf die Cultur des Landes und des Geistes in Baiern eben so zuverlässig, als interessant, besonders diejenigen, welche den Benedictinerorden betreffen, dessen Verdienste die billigdenkende Welt nie verkennen wird. Mit Recht rühmt der Vf. das rastlose Streben Karls d. Gr., durch Schulen Licht zu verbreiten; aber leider sind die vortrefflichen Ideen dieses grossen Fürsten entweder nie ganz zu Stande gekommen, oder sie gingen mit ihm, oder doch bald nach ihm, grösstentheils wieder zu Grabe, weil er seinen Nachfolgern wohl seine Län-

der, aber nicht seinen Geist, sie zu regieren, hinterlassen konnte. Nach den Belegen des Vfs. trugen das bald um sich greifende Faustrecht, die Lehenverfassung, und die wiederholten Einfälle der Ungern zum Verfalle der Bildungsanstalten das Ihrige bey.

Im 2 Abschnitte macht uns Hr. *G.* mit dem Umfange der literarischen Anstalten in Baiern bekannt. Da die Lehrer in das genannte Land kamen, um den Saamen des Evangeliums auszustreuen: so stimmt Rec. dem Vf. darin bey, dass das Christenthum Anfangs in vielen Schulen, wenn nicht der einzige, doch der vorzüglichste Lehrgegenstand war. Unter Karl dem Gr. wurde Alcuins Studienplan in Baiern eingeführt, welcher Rhetorik und Philosophie umfasste; letztere zerfiel wieder in Logik, Physik und Ethik. Der Vf. führt nun alle wissenschaftlichen Fächer der Reihe nach auf, als Poesie, Philologie, Cultur der Muttersprache, Geschichte, Geographie, Philosophie, Mathematik, Theologie u. s. w., und bewährt sich überall als einen umsichtigen Literator. Geographie war in diesem Zeitraum in Baiern eine *Terra incognita*, und auch von Geschichte wusste man noch nichts; aber es wurden für diese unschätzbare Quellen eröffnet. Dahin gehören die *Jahrbücher*, besonders diejenigen, welche die den bischöflichen Kirchen Baierns gemachten Schenkungen und mit denselben viele andere interessante Nachrichten in sich aufnahmen u. s. w. Unter diesen ist nach Rec. Meinung das Schenkungsbüchel, auf Arnos Befehl niedergeschrieben, wie das älteste, so in Hinsicht auf die Nachfolge der baierischen Herzoge das wichtigste. Eine andere reichhaltige Quelle, die freylich zu Zeiten etwas trübe fliesst, sind die *Biographieen der Heiligen.* Billig hätten hier das Leben Severins, welches *Mannert* mit Recht das wichtigste Document für die älteste Geschichte Bojoariens nennt, desgleichen das Leben Emmerans und Corbinians, beide von Aribo, viertem Bischofe in Freysing, niedergeschrieben, angeführt werden können.

Im 3 Abschnitte erhalten wir eine anziehende Geschichte von den *Künsten* in Baiern innerhalb des bezeichneten Zeitraums. Hr. *G.* führt im 8, 9 und 10 Jahrh. Künstler aller Art auf, als Glasmaler, Glockengiesser, Baumeister, Steingraber, Gipsgiesser, Goldschmiede u. s. w. Der letzteren gab es in Noricum, welches einen integrirenden Theil von Bojoarien ausmachte, wohl schon im 5 Jahrh. mehrere. Das Leben Severins redet von Goldschmieden und von silbernen Kelchen, die zum Altardienste bestimmt waren; und da nach gedachtem Documente das Christenthum in Vindelicien eben so sehr blühte, wie in Noricum und Pannonien: so ist die Annahme nicht gewagt, dass es im ersten Lande, dem heutigen Baiern, ebenfalls silberne Kelche, und mithin auch Goldschmiede gab, zumal da sich das einzige Castell Quintanis (jetzt Künzen), eines zahlreichen Klerus erfreute.

Der *zweyte* Theil führt die Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern vom J. 955 bis zum Ende des 14 Jahrh. fort. Der Reichthum der Materialien, der den der ersten Periode weit hinter sich läst, ist hier vortrefflich verarbeitet. Der Vf. stellt die Vorzüge des 10 Jahrhunderts, den Einfluss der wiederhergestellten Klöster und die neuerrichteten Klosterbibliotheken auf die Geistescultur anschaulich dar; selbst die Landescultur hat nach den vorliegenden Belegen durch die Mönche eine höhere Stufe errungen. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts durch und in den Nonnenklöstern wird nicht übergangen, und ihr Einwirken auch auf die Beförderung der Literatur *durch fleissiges Abschreiben alter Handschriften* gezeigt, welches Rec. ganz neu war. — Wir würden die Grenze einer Recension weit überschreiten, wenn wir alles Interessante, welches dieser zweyte Theil enthält, auch nur flüchtig aufzählen wollten. Wir gehen daher zum *dritten* Theile über, welcher vom 15 Jahrhunderte bis tief ins 18 herab läuft.

Hier stellt der Vf. den Satz auf, der oft, z. B. von *Schmid* in der Geschichte der Deutschen, von *Hegewisch* u. s. w., vertheidiget, aber ungleich öfter bekämpft wurde, *dass die Reformation das Fortschreiten der Wissenschaften eher gehemmt, als befördert habe.* Wenn Rec. hier mit dem Vf. nicht Eines Sinnes ist: so kann er auch nicht billigen, dass er den Zeitraum, der am meisten Stoff darbot, und das grösste Interesse hat, so kurz abfertigte. — Hr. *G.* spricht seine Absicht gleich in der Vorrede deutlich und bestimmt aus. Diese ist, darzuthun, *dass die Klöster zum Frommen der Menschheit Vieles beytrugen*, und dass sie, obgleich alt, doch noch immer nicht veraltet sind. Besonders nimmt er den Benedictinerorden in Schutz. Gleich im ersten Abschnitte S. 6 ff. giebt er sich alle Mühe, aus der Regel des h. Benedicts darzuthun, dass die Förderung der Wissenschaft eine in die genannte Regel aufgenommene Grundmaxime war. Rec. hat sich davon nicht überzeugen können; will aber dieses keinesweges zum Nachtheile, sondern vielmehr zum Ruhme des gedachten Ordens gesagt haben, der über das, was in der Regel lag, selbst zum Höheren aufstrebte. Überhaupt wird man dem Vf. diese apologetische Tendenz gern nachsehen, da er selbst ein würdiges Mitglied eines berühmten Ordens war, und da das Gute, welches aus den Klöstern hervorging, so oft verkannt oder nur halb gekannt wurde. Allein dass er diese Richtung des Werkes auch auf jene Zeiten ausdehnt, wo die Klöster nicht mehr im Alleinbesitze der Wissenschaften waren, wo neben ihnen literarische Anstalten emporstiegen, die sie verdunkelten, wo nicht ganz überflüssig machten, — dass er auch da noch immer und zwar vorzugsweise von dem Betriebe der Wissenschaften innerhalb der vier Mauern redet, und andere Sitze, welche sich die Musen, eine freyere Luft athmend, ausser denselben gewählt hatten, ganz überspringt, oder wenigstens nicht mit einer, ihrem Gewichte angemessenen Ausdehnung darstellt, wird wohl nicht leicht Jemand billigen, zumal da er an die Stirne seines Werkes schrieb: *Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern*, und also ein alles um-

fassendes Werk ankündigte. Rec. fodert daher den würdigen Vf., der in der ältesten und mittleren Periode mit nie ermüdendem Fleifse fammelte, und die Materialien mit einem durchdringenden Scharfblicke fichtete, hiemit auf, den dritten Theil dieses Werkes umzuarbeiten, zu bereichern und den Bildungsschulen auser den Klöstern eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu weihen. Noch mehr aber wünscht Rec., dafs Hr. *G.* das Publicum in einem *vierten Theile* mit der Geschichte der literarischen Anstalten in Baiern *unter Karl Theodor* und *unter Max. IV*, oder als König dem I, in zwey Perioden beschenke, die oft mit einander im offenen Widerstreite stehen, aber auch zu Zeiten bey dem scheinbaren Contraste nach demselben Ziele, wenn gleich in verschiedenen Abstufungen, ringen. Dadurch wird der gelehrte Vf. seiner Arbeit die Krone aufsetzen, und ein Werk vollenden, dessen sich wenige Länder zu erfreuen haben.

W. L. P.

Nürnberg, b. Lechner: *Vollständige akademische Gelehrten-Geschichte der* (damals) *königlich preussischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen von ihrer Stiftung bis auf gegenwärtige Zeit.* Bearbeitet von *Ge. Wolfg. Fikenscher*, Prof. am Christian-Ernestinischen Collegium zu Beyreuth. *Erste Abtheilung.* Von den ordentlichen Professoren der Gottesgelahrheit und der Rechte. XII und 294 S. *Zweyte Abtheilung.* Von den ordentlichen Professoren der Arzneykunde und der Weltweisheit. 342 S. *Dritte Abtheilung.* Von den ausserordentlichen Professoren, Adjuncten der philosophischen Facultät, Privatlehrern, Lectoren, Zeichen- und Exercitien-Meistern. 316 S. 1806. 8. (4 Rthlr.)

Dieses Werk steht in Verbindung mit des Vfs. *Geschichte der Universität Erlangen*, die in sofern unvollendet ist, als darin nur die *allgemeine* Geschichte dieser Akademie erzählt wird. Die Fortsetzung sollte die Geschichte der einzelnen Institute derselben, und eine biographisch-literarische Schilderung des sämmtlichen Lehrerpersonales und aller Personen enthalten, die von dieser Universität zu Doctoren in jeder Facultät creirt worden sind. Durch seine veränderten Dienstverhältnisse aber sah sich Hr. *F.* verhindert, den schon entworfenen Plan auszuführen, und so erschien einstweilen die vorliegende Schrift, die auch als ein eigenes Werk angesehen werden kann. Der Vf. hat schon durch andere Schriften seinen Beruf zum Literator bewährt, und durch dieses Werk, wodurch er sich noch ausserdem um die Akademie, die ihn mütterlich pflegte, ein neues Verdienst erworben, hat er ihn vollends ausser allen Zweifel gesetzt. Er führt die Personen in chronologischer Ordnung auf, und in seinen Relationen fehlen nicht nur keine wichtigeren biographischen Data, sondern er giebt auch die Schriften mit einer solchen Genauigkeit und Vollständigkeit an, dafs man fast über Mikrologie klagen könnte. Er macht nämlich nicht nur alle grofsen und kleinen Schriften namhaft, welche die an der Universität Erlangen jemals angestellten und noch stehenden Lehrer während ihrer Verbindung mit derselben herausgegeben, sondern er nennt auch diejenigen, welche sie vor ihrer Berufung oder Anstellung, und welche sie, wenn sie die Universität wieder verliefsen, nachher edirt haben. Ja, bey einigen Rubriken ist er so gewissenhaft, dafs er sogar ganz kleine, meist anonymische Auffätze, Anfragen, Beantwortungen u. s. w. in ephemerischen Blättern, z. B. in dem literarischen Anzeiger, nicht unangezeigt läfst. Wir sagen diefs nicht, um den Fleifs des Vfs. zu tadeln, vielmehr rechnen wir es ihm zum Ruhme an. Denn „Alles nach seiner Art": in Schriften *dieser* Gattung kann eine solche Genauigkeit nicht als Fehler erscheinen. Die Sache hat zugleich reellen Nutzen, und verdient auch von anderen Seiten her nachgeahmt zu werden. Viele Gelehrte leisten in kleinen anonymischen Auffätzen, Recensionen u. s. w. oft weit mehr als in grofsen, unter ihrem Namen herausgegebenen Schriften. Und wenn sie auch durch diese ihrem Namen Celebrität geben: so wirken sie doch oft unter der Maske der Anonymität weit stärker und unausgesetzter auf den Geist der Zeit, auf seine Fortbildung zum Besseren und Vollkommeneren. Wer weifs nicht, was z. B. *Nösselt* und *Henke* durch die zahlreichen Recensionen, die sie in mehreren literarischen Zeitschriften lieferten, auf die neuere theologische Bildung gewirkt haben? Daher hat Rec. schon längst den Wunsch zur öffentlichen Sprache bringen wollen, dafs doch die verdienstvollen Redacteurs literarischer Zeitschriften, wenn sie ihren Lesern den Tod eines ihrer Mitarbeiter ankündigen, zugleich die Recensionen namhaft machen möchten, welche aus seiner Feder geflossen sind. Dadurch würden sie nicht nur der Geschichte überhaupt, sondern auch der Biographik insonderheit einen wesentlichen Dienst thun. Denn viele tausend Goldkörner wurden schon auf diesem Wege in die gelehrte und gebildete Welt ausgestreut; und der treue Sammler, welchem sie nicht verloren gingen, würde dadurch in den Stand gesetzt, dem „*suum cuique*" nachleben zu können. Und was gewänne erst dadurch das biographische Studium? Bleiben sich die Grundsätze, Meinungen und Ansichten der Menschen gleich? Bietet nicht mancher Gelehrte, den man blofs aus seinen nach und nach erschienenen Schriften kennt, ein psychologisches Räthsel dar? Diefs wird der Fall nicht mehr seyn, wenn wir die verborgenen Fäden kennen, die seine Bildung und Überzeugungen fortgeführt haben. Man hebe also, wo man kann, diesen Schleyer weg, und zeige uns die fortlaufende Wirksamkeit ausgezeichneter wissenschaftlicher Geister. Doch wir kehren von dieser Digression zurück, um unsere Leser mit dem Inhalt dieser Schrift etwas bekannt zu machen. Bis zum J. 1806 hat die Universität Erlangen 14 ord. Professoren der Theologie, 23 der Jurisprudenz, 14 der Medicin, und 33 der Philosophie, ferner 5 ausserord. Profess. der Theologie, 10 der Jurisprudenz, 9 der Medicin, und 28 der Philosophie wirklich gehabt. Privatdocenten lebten bis in

das genannte Jahr an der Universität 78, von welchen die philos. Facultät 13 zu ihren Adjuncten aufnahm. Unter der Zahl der Privatdocenten und ausserordentl. Profess. sind aber auch diejenigen mit begriffen, die nachgehends zu ausserord. oder ord. Professoren befördert worden sind; so wie unter den Professoren diejenigen, welche in Einer Person zu gleicher Zeit zwey Professuren vereinigt haben oder noch vereinigen, zweymal gezählt sind. Rechnet man beides ab: so ist die wahre Zahl der bis zum J. 1806 angestellten ord. und ausserord. Professoren 102, wovon das Fürstenthum Bayreuth, zu welchem Erlangen gehöret, bloss 23 (*Ellrod, Krafft, Seiler, Ammon, Bertholdt, Weissmann, Schmiedel, Pfann, Poezinger, Kripner, G. Ch. Harless, A. F. Pfeiffer, Pabst, Esper, Lippert, J. A. Rudolph, Agassiz, J. Ph. J. Rudolph II, Reich, H. F. Isenflamm, J. Ch. F. Harless, Zenkel, Hagen*), und darunter nur einen einzigen Juristen geliefert hat. Die übrigen hat das Ausland zugesandt; das von 1769 bis 1806 mit Bayreuth unter Einem Scepter stehende angrenzende Fürstenthum Ansbach 6 (*Hänlein, Loschge, Vetter, Schweigger, Zindel, Hirsching*), das nahe Nürnberg 2 (*Geiger, J. W. Hoffmann*), und das übrige Franken 9 (*Rau, Wernher, Klüber, J. A. Hoffmann, Wiesner, Meusel, Hoeck, G. F. Hoffmann, J. G. Hoffmann*); das an geistvollen und gelehrten Männern vornehmlich fruchtbare Wirtemberg 7 (*Gmelin, Elsässer, Schott, Tasinger, Malblanck, Gros, Breyer*) und das ehemals damit verbrüderte Mümpelgardt 1 (*Parrot*); Kursachsen 7 (*Chladen, Gonne, Geissler, von Schreber, Schreger, Arnold, Rothe*), die Lausitz 3 (*Wendt, Fichte, Schmuck*); das herzogliche Sachsen 10 (*Zickler, Rosenmüller, von Braun, Schierschmid, Emminghaus, Reinhard, Wiedeburg, Schröter, Prätorius, Ortloff*), Sondershausen 1 (*Posse*), Rudolstadt 1 (*Abicht*), Erfurt 2 (*Buttstett, Kiessling*), das Eichsfeld 1 (*Mehmel*), die Grafschaft Wernigerode 2 (*von Delius, v. Windheim*), das ehemalige Kurfürstenthum Hannover 4 (*Gadendam, Hildebrandt, Mayer, Bensen*), das ehemalige Herzogthum Braunschweig 2 (*Häberlin, Horn*), die Mark Brandenburg 1 (*Deutsch*), das Herzogthum Magdeburg 3 (*Rossmann, Glück, Gründler*), die beiden Pommern 2 (*Haselberg, Masius*), Mecklenburg 2 (*J. E. Pfeiffer, Succow*), Hildesheim 1 (*Marheinecke*), Schlesien 1 (*Gebauer*), Österreich 1 (*J. F. Isenflamm*), Salzburg 1 (*Harl*), Hessen 2 (*J. Ch. Rudolph* und *J. Ph. J. Rudolph I*), die Grafschaft Hanau 1 (*Langsdorf*), die Elsass 1 (*Böll*), Ostfriesland 1 (*Müller*), Frankreich 1 (*d'Orgelet*), und die ehemaligen Reichsstädte Frankfurt a. M. 1 (*Huth*), Schwäbisch-Hall 1 (*Hufnagel*), und Ulm 1 (*Baier*). Fast die ganze Charte Deutschlands legt sich also in diesem Verzeichnisse dar; in dem Lehrerpersonale anderer deutscher Universitäten, nur einige ausgenommen, findet sich die nämliche Mischung. Wäre diess auch niemals gewesen, wie schlecht würde es noch mit unserer wissenschaftlichen Cultur stehen! und welcher Nachtheil müsste für sie daraus erwachsen, wenn jeder einzelne deutsche Staat sich in Ansehung seines wissenschaftlichen Bestrebens bloss an seine Eingebornen halten sollte? Würde nicht auch die Humanität dabey leiden? Denn gerade durch diese Concurrenz gelehrter und gebildeter Männer aus den verschiedensten Ländern auf unseren meisten Universitäten wurde fast zwischen allen Gegenden des deutschen Bodens eine gegenseitige Geistesinfluenz eröffnet und im Gange erhalten, und vornehmlich auf diesem Wege hat sich der Sinn der Humanität seit acht oder neun Decennien weiter verbreitet, als er vorhin herrschend war. Überhaupt bietet das deutsche Universitätswesen, wie es eine lange Zeit ohne allen fesselnden Zwang bestand, sehr Vieles dar, welches seine Erhaltung oder seine Wiederherstellung wünschenswerth macht. Das vorliegende Werk des Hn. *F.* liefert die unverwerflichsten Data dazu. Von den 102 erlangischen Professoren haben nur 14 (*Krafft, Geiger, A. F. Pfeiffer, Baier, Esper, Ammon, Bertholdt, Lippert, Zindel, J. A. Rudolph, G. F. Hoffmann, Hirsching, Hagen, Ortloff*) auf dieser Universität *allein* ihre wissenschaftliche Bildung erhalten; die übrigen haben sich theils ganz auf anderen Universitäten, theils zugleich in Erlangen und anderwärts gebildet. Von anderen Universitäten wurden nach Erlangen berufen: von Jena 6 (*J. E. Pfeiffer, Huth, Zickler, von Braun, Schierschmid, Zenkel*), von Leipzig 4 (*Kiessling, Geissler, von Schreber, Rothe*), von Göttingen 2 (*Hänlein, von Windheim*), von Halle 4 (*Rossmann, Gonne, Glück, Gründler*), von Wittenberg 2 (*Wernher, Horn*), von Tübingen 2 (*Schott, Tasinger*), von Helmstädt 1 (*Haselberg*), von Erfurt 1 (*Meusel*), von Altdorf 4 (*Malblanck, Emminghaus, Schreger, Mayer*) und von Rostock 1 (*Posse*); 44 haben die Universität verlassen, und sind grösstentheils Vocationen in das Ausland zu verschiedenen Ämtern gefolgt (*Ellrod* und *Hagen* nach Bayreuth, *Zickler, Emminghaus, Arnold, Schröter* nach Jena, *Rosenmüller, J. G. Hoffmann* nach Giessen, *Hufnagel* nach Frankfurt, *Hänlein, Böll, Schmiedel, Baier* nach Ansbach, *Ammon, Mayer, G. F. Hoffmann* nach Göttingen, *Gadendam* nach Kiel, *v. Braun* nach Wien, *Geissler* nach Marburg, *Gmelin, Tasinger, Malblanck* nach Tübingen, *Elsässer, Gros, Parrot* nach Stuttgardt, *Häberlin* nach Helmstädt, *Klüber* nach Karlsruhe, *Haselberg* nach Wismar, *J. A. Hoffmann* nach Herborn, *Horn, Reich* nach Berlin, *Wiesner* nach Baiersdorf, *Pabst* nach Zirndorf, *Höck* nach Schwabach, *Langsdorf, Abicht* nach Wilna, *Bensen* nach Würzburg, *Fichte* nach Königsberg, *Prätorius, Ortloff* nach Coburg, *H. F. Isenflamm, Deutsch* nach Dorpat, *Marheinecke* nach Heidelberg), von welchen aber nach einiger Zeit wieder zwey (*Ammon, Gros*) nach Erlangen zurückgegangen sind. Seit *J. E. Pfeiffers* Tode (1787) besitzt die Universität, die gegenwärtig in dem 68 J. ihres Alters steht, keinen ihrer Lehrer mehr, der ihre Gründung mitfeyerte; unter der Zahl der 53 bis jetzt sowohl auf ihr als nach ihrem Weggange anderwärts Verstorbenen haben Einer das 80ste, vier das 75ste, sieben das 70ste, fünf das 65ste, drey das 60ste, eilf das 50ste, 10 das 40ste Jahr überlebt, welches eine Majorität giebt, die auch hier für die Zuträglichkeit des akademischen Lebens zur Gesundheit spricht. —

P. C. J. S.

Monatsregister

vom

Julius 1811.

I. Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 1 AUGUST, 1811.

THEOLOGIE.

Utrecht, b. Wild u. Altheer: *Joannis Henrici Verschuirii*, dum viveret Theol. Doct. LL. OO. et Antiqq. Jud. Prof. Ordin. in Academia Franequerana, *Opuscula*, in quibus de variis S. Literarum locis et argumentis exinde desumtis critice et libere differitur. Edidit atque animadversiones adjecit *Jo. Anthonius Lotze*, Theol. Doct. ejusdemque disciplinae Prof. ordin. et a concionibus sacris in Academia quae Franequerae est. 1810. LVI u. 458 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der bereits im Jahre 1803 verstorbene *Verschuir*, durch seine *Dissertationes philologico-exegeticas, Leovard. et Franeq.* 1773. 4. als Sprachkundiger und gelehrter Ausleger des A. T. länger bekannt, hatte die gegenwärtige Sammlung Auslegung und Kritik der Bibel betreffender Auffätze noch selbst zum Druck bestimmt, und auch mit einer Vorrede versehen. Hr. *L.* erhielt von dem Sohne des Verstorbenen, *Gisbert Fontein Verschuir*, Doctor der Rechte und Bürgermeister zu Alcmar, den Auftrag, die Herausgabe der hinterlassenen Handschrift zu besorgen. In der Vorrede giebt er ziemlich ausführliche Nachrichten von den Lebensumständen, dem Charakter und der Lebensweise des Verfassers, die er grossentheils einem der ältesten Freunde desselben, dem Professor *Heinrich Sypkens* zu Gröningen, verdankt. *Joh. Heinr. Verschuir* wurde am 21 Februar des Jahrs 1735 in Neudorp, einem Flecken in Ostfriesland, wo sein Vater Prediger war, geboren. Im zehnten Jahre seines Alters kam er auf das Gymnasium zu Gröningen, und im siebzehnten bezog er die dortige Universität. Hier gewann er durch den berühmten *N. W. Schröder* das Studium des Hebräischen und Arabischen lieb. Öffentliche Beweise seiner in diesem Fache gemachten Fortschritte gab er nicht allein durch Vertheidigung der *schröderschen Observatt. selectt. ad origines hebraeas*, sondern auch durch seine eigenen *Observatt. miscellann. in selecta V. T. loca* (wieder abgedruckt in der *Sylloge Dissertatt. praesid. Schultens et Schroeder defensar.* Vol. II). Nachdem er durch das theologische Examen unter die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen worden war, begab er sich im Jahre 1757 nach Franeker, und setzte daselbst unter seinem Oheim dem durch seine ausführlichen Commentarien über die Psalmen, Jeremias, Ezechiel und einige andere Theile des A. T. bekannten *Hermann Venema*, seine akademischen Studien noch zwey Jahre lang fort. Im Jahre 1759 wurde er Prediger in der friesländischen Stadt Bolswaerd, und im folgenden 1760 nahm er zu Franeker die theologische Doctorwürde an. Als 1764 auf dieser Universität *Manger* die Professur der morgenländischen Literatur und der jüdischen Alterthümer mit einer theologischen verwechselte: so wurde die erstere *Verschuirn* zu Theil. Er versah dieselbe mit Thätigkeit und Eifer bis 1797, da ihn die bürgerlichen Unruhen und die dadurch der Universität drohende Auflösung bewogen, seine Stelle niederzulegen, und den Rest seiner Tage auf seinem Landgut Bormestade zu verleben. *Ruri*, sagt er selbst in der Vorrede, *in amoena villa mea vitam degens, ab acerrime inter se contendentium strepitu remotus, vivo, quantum scio, nemini molestus, id operam dans, ut reliquae vitae spatium communi utilitati, regni veritatis et virtutis commodis impendam, et me non prorsus indignum literarum cultorem praestem.* Eine Frucht seiner ländlichen Musse sind gröfstentheils die in dieser Sammlung enthaltenen Abhandlungen, deren Inhalt wir nach der Ordnung, in der sie auf einander folgen, anzeigen.

Die *erste* Abhandlung beschäftigt sich mit der bekannten Stelle 1 B. Mos. XIV, 18—20 von Melchizedek. *Versch.* findet mit den meisten Auslegern in dem Umstand, dass Melchizedek ein Priester des höchsten Gottes, Schöpfers des Himmels und der Erde, genannt wird, und dass Abraham, ein Verehrer desselben Gottes, ihm den Zehenten von seinem Erbeuteten gab, eine deutliche Spur, dass sich in einem Theil des Landes Canaan noch zu Abrahams Zeit die Kenntniss und Verehrung des einzigen wahren Gottes, oder die den ersten Menschen geoffenbarte, und nach der Fluth von Noa fortgepflanzte patriarchalische Religion erhalten habe. Der Vf. nimmt davon Gelegenheit, von der Religion der Noachiden, und von den unter allen bekannten Völkern erhaltenen Spuren derselben zu reden. Ein Gegenstand, welcher bekanntlich von Mehreren, aber theils ausführlicher, theils scharfsinniger, als hier von *Versch.*, behandelt worden. 2) *De argumento libelli Jonae et veritate ejus historica.* Eine neue Ansicht dieses vielbesprochenen Gegenstandes zu eröffnen, davon ist der Vf. so weit entfernt, dass er vielmehr die historische Wahrheit Alles dessen, was im Buche Jonas erzählt wird, zu vertheidigen sucht. Wem die schon vorhandenen Versuche dieser Art, deren nicht wenige sind, kein Genüge thaten, der wird noch weniger durch den gegenwärtigen befriedigt werden. Eine freye, rücksichtlose historisch-kritische Untersuchung darf man

hier nicht erwarten; der Vf. beurtheilt jeden Umstand nach dem Maßstabe eines schon in sich abgeschlossenen theologischen Systems, und findet nach diesem Alles in der Ordnung, Nichts befremdend. Wer mit ihm in den Prämissen einig ist, wird auch in folgende Äusserung (S. 55) einstimmen: *Miramur quorundam nostro seculo ingeniorum petulantiam, qua fit, ut hujus historiae veritas a nonnullis in dubium vocetur, tanquam mera fabula tractetur, quin naso suspendatur adunco, ludibrio exponatur, sannis excipiatur, quasi esset absurda et ridicula fabella.* [So erscheint jedoch dieses Buch in keiner einzigen der neueren gelehrten Untersuchungen über dasselbe. Es ist also eine gehässige Consequenz, die der Vf. macht.] *Potestne ullus veri amans tam egregiam de Deo et virtute doctrinam, quam hic liber docet et inculcat, negare aut dissimulare? an propter miraculum hic narratum historia haec repudianda? itane de reliquis S. libris, miraculorum plenis, judicabimus? Sed audiamus dissentientes.* Der Vf. prüft hierauf die bekanntesten der von der seinigen abweichenden Vorstellungen. Das Haupt-Argument, womit er jede derselben zurückweiset, bleibt ihm immer *Servatoris testimonium, omni exceptione majus, nulla arte eludendum*, Matth. XII, 39—42. XVI, 4. Luc. XI, 29. 30. Ein Anhang zu dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der *nachtigalschen* Hypothese (in *Eichhorns* Biblioth. der bibl. Literat. IX B.), nach welcher das Buch Jonas in seiner gegenwärtigen Gestalt von drey verschiedenen Verfassern herrühren soll. Das Grundlose derselben hat *Versch.* genügend erwiesen. 3) *Oratio de Oraculis, quae Hebraei vates instinctu afflatuque divino fuderunt, in S. Codice Hebraeo memoriae proditis, sive* (wie in der Rede selbst das Thema bestimmter angegeben wird) *de nova ratione, quam nonnulli celebres nostri aevi interpretes in iis aestimandis et interpretandis tenent.* Vornehmlich gegen die zuerst von *Eichhorn* in Umlauf gebrachten Vorstellungen von den hebräischen Propheten gerichtet. Auch hier bestreitet der Vf. die Gegner aus Prämissen, die von ihnen nicht zugestanden werden. Die neueren Untersuchungen über die Authenticität mehrerer Theile der prophetischen Schriften, namentlich der Bücher Jesaias und Daniel, ignorirt er gänzlich; und da er gerade diejenigen Weissagungen, deren angebliches Alter aus den trifftigsten Gründen in Zweifel gezogen wird, ohne weitere Untersuchung als unbezweifelt ächt annimmt, und dieselben als unwiderlegliche Beyspiele bestimmter Vorherverkündigungen lange nachher erfolgter Begebenheiten aufstellt, dergleichen ohne mittelbare und genaue göttliche Belehrung nicht hätten Statt finden können: so begreift man leicht, was durch eine solche Widerlegung ausgerichtet werde. 4) *Oratio de incommodis et malis ex perversa Veteris Oeconomiae imitatione in civitate et ecclesia Christiana ortis.* Zu den Nachtheilen, welche aus einer falschen Anwendung jüdischer Einrichtungen und Gesetze bey den Christen entstanden sind, rechnet der Vf. vornehmlich das hierarchische System der römischen Kirche, welches eine Nachahmung der theokratischen Verfassung sey, in welcher der Hohepriester das sichtbare religiöse und politische Oberhaupt war; ferner das Gepränge im äusseren Cultus seit Constantins des Grossen Zeiten, und dann die Grausamkeit, mit welcher die Religionskriege geführt wurden, und die Greuel der Inquisitions-Tribunale, die man durch den von Gott befohlenen Vertilgungskrieg gegen die abgöttischen Völker Canaans beschönigte. 5) *Dissertatio de origine et caussis insani idololatriae amoris et studii, maxime in gente Israelitica.* Den Ursprung des Götzendienstes leitet der Vf. aus dem Unvermögen des menschlichen Geistes ab, sich zu einer rein geistigen Vorstellung von der Gottheit zu erheben. Die Ursachen, aus welchen das hebräische Volk so oft in denselben verfiel, und so schwer davon zurück zu bringen war, findet er theils in der herrschenden Sinnlichkeit des grossen Haufens, theils in dem Hang, fremde Sitten und Gewohnheiten nachzuahmen, theils in einer falschen Politik mehrerer Könige, welche sich durch Begünstigung ausländischer Religionen an benachbarte, meistens mächtigere Völker enger anzuschliessen hofften. 6) *Hermanni Venemae Praelectiones ad Obadiam.* Eine schon vor länger als sechzig Jahren ausgearbeitete Abhandlung, die, da wir während dieser Zeit mehrere weit befriedigendere Erläuterungen jenes prophetischen Fragments erhalten haben, immerhin ungedruckt hätte bleiben mögen. *Verschuir* und Hr. *Lotze* haben in Anmerkungen, die eben nicht sparsam beygebracht sind, aus neueren Schriften Manches nachgeholt. 7) *Observationes ad selecta quaedam Hoseae, Joelis et Amosi loca.* Das Verdienstliche dieser Bemerkungen besteht mehr in Anführung und Beurtheilung der verschiedenen Auslegungen schwierigerer Stellen, als in eigenen bemerkenswerthen Erläuterungen. 8) *Dissertatio philologico-exegetica in selecta S. Cod. loca.* Es sind vier Stellen, über welche sich der Vf. in eben so vielen Capiteln ziemlich ausführlich verbreitet: 1) 1 B. Mos. XX, 16. Der Vf. giebt diese Erklärung: „*Sarae dixit: ecce dedi mille argenteos nummos fratri tuo, id est marito, quem fratrem esse dixisti; ecce illi (nummi argentei) tibi tegumentum oculorum, tu emes hoc pretio velum, quo faciem obtegas omnibus qui tecum, signum, quod ipsi nupsisti, quod ejus uxor, non innupta soror es.*“ Anstatt ואת כל ונכחת, welches im Text steht, lieset der Vf. *ex conjectura:* את כי לן נכחת. Das letztere dieser Worte erläutert er aus dem Arabischen نكح, *matrimonio sibi junxit feminam, uxorem duxit.* 2) 2 B. Mos. IV, 24—27. Für ותגע לרגליו liest *Versch.* ותגע ל״, welches er übersetzt: *tetigit pedes ejus (angeli)*, und dabey bemerkt: *qui adorandi usitatus erat ritus, coll.* Matth. XXVIII, 9. Eben so hätten, meint er, die LXX die hebräischen Worte gefasst, indem sie übersetzten: *καὶ προσέπεσε πρὸς τοὺς πόδας αὐτοῦ.* An den Engel, welcher der Unerschaffene, oder Jehova selbst, ge-

wesen sey, glaubt auch der Vf. die Worte כִּי חֲתַן דָּמִים אַתָּה לִי gerichtet, welche er übersetzt: *foederatus* (vgl. 2 Chron. XVIII, 1) *cruentus tu mihi, i. e. foedus tecum initum constat mihi sanguine; respicit ad foedus cum Abrahamo initum Genes. XVII, cujus signum et criterium erat circumcisio.* Im 26 Verse ändert er חֲתַן, nach Conjectur in חָתַם, und übersetzt danach die Worte חָתַם דָּמִים לַמּוּלֹת so: *finivit* (nach dem Arabischen ختم) *sanguinem propter circumcisionem, i. e. finem sanguinis effusioni imposuit Angelus propter filii mei circumcisionem.* 3) 1 Sam. III, 13. Für מְקַלְלִים לָהֶם sey mit den LXX מְקַלְלִים אֱלֹהִים, *maledicunt Numini*, zu lesen. 4) 1 Sam. IV, 13, in which Stelle statt יַךְ die Randleseart יַד vorzuziehen sey. 9) *Conjecturae criticae de variis N. T. locis.* Eine Sammlung kritischer Vermuthungen, die gröſstentheils von Venema herrühren, der sie an dem Rande seines Handexemplars des N. T. angemerkt hatte. *Versch.* und Hr. *Lotze* begleiten sie mit ihren Bemerkungen, und fügen hie und da neue Conjecturen hinzu. Sind gleich die allerwenigsten dieser Conjecturen von der Art, dass sie zur Verbesserung des Textes des N. T. etwas beytragen: so können sie doch Gelegenheit zu einer genaueren grammatischen Erklärung mancher Stelle geben. Angehängt sind Register der citirten Bibelstellen, der erklärten hebräischen Wörter und der Materien. Auf Correctheit des Drucks hätte grösere Sorgfalt verwandt werden sollen. A. P. L.

Berlin, b. Salfeld: *Zweyter Unterricht in der Religions- und Tugend-Lehre, worin derselbe mit Beweisstellen nach Begriffen entwickelt, und mit biblischen Beyspielen erläutert wird* von *Johann Karl Friedrich Witting*, Pastor in Braunschweig. 1810. 196 S. 8. (18 gr.)

Der Vf. hat schon einen *ersten* Unterricht in der Religion (1805) für Kinder drucken lassen, der in unserer A. L. Z. 1808 No. 25 von einem anderen Mitarbeiter beurtheilt worden ist; die Absicht dieses *zweyten* giebt der Titel vollständig an; auf denselben will er noch einen *dritten* folgen lassen, welcher die vollständigere Entwickelung der Religions- und Tugend-Lehren enthalten soll. Welche Grenzen Hr. *W.* sich in Hinsicht der Fassungskraft und Kenntniss bey diesem dreyfachen Cursus gesteckt habe, will Rec. nicht so recht klar werden. Denn ihm scheint sowohl die Glaubens- als Tugend-Lehre schon in diesem Buche zum Theil sehr ausführlich vorgetragen, und wenn gleich nicht in Ober- und Unter-Abtheilungen zerschnitten, doch, den Überschriften nach, völlig nach gewöhnlicher Systemsordnung an einander gereihet. Zudem hält der Vortrag so sehr den Ton der höheren Büchersprache, ist mit so viel philosophischen Ausdrücken, zum Theil Kunstworten verwebt, dass schon sehr gebildete Köpfe dazu erfodert werden, ihn, selbst unter der Anleitung des Lehrers, völlig zu verstehn. Diesem hat vielleicht der Vf. durch die untergesetzten Erklärungen einzelner Worte nachhelfen wollen, die dem Buche völlig das Gewand eines griechischen oder lateinischen Autors mit untergesetzten Vocabeln und Phrasen zur Erläuterung geben. Allein theils findet man diese Erläuterungen oft schwerer wie die Textesworte selbst, theils sind sie so überhäuft und trivial, dass Schüler, denen man die Worte *Leib*, *sterblich*, *bedürfen*, *Nahrung*, *Kleider*, *Luft*, *Wärme*, *Glieder*, ein *Thier*, *Kenntniss*, *Herrschaften* u. s. w., kurz jedes, auch den gewöhnlichsten Gegenstand des gemeinen Lebens, der gemeiniglich, wenn er bekannt ist, erst durch die Definition dunkel wird (z. E. S. 8 „ein *Ding* ist ein Gegenstand unserer Betrachtung"), noch erst erklären muss, durchaus für eine Vortragsart, wie die in diesem Buche herrschende ist, nicht für reif gehalten werden können. In der Stellung der einzelnen Materien unter einander, ihrer Combination und Unterordnung herrscht manchmal viel Willkühr, Eigenheit und Sonderbarkeit. Der Vf. ist nicht in Abrede, die Motive zur christlichen Tugend von der Anhänglichkeit an *Gott* abzuleiten, und doch spricht er in der christlichen Pflichtenlehre erst ganz zuletzt von den pflichtmäsigen Gesinnungen gegen Gott. In den Pflichten gegen uns selbst ordnet er unter die Aufschrift: *Sorge für den Willen*, die *Berufstreue*, die doch offenbar eine Pflicht gegen den Nächsten ist. Eine andere Rubrik verbindet die *Keuschheit* und das *rechte Verhalten in Ansehung des Todes* mit einander. No. 33 spricht von *Anerkennung der Vorzüge Anderer*, und dann wieder No. 37 von den *Pflichten für die Ehre Anderer* u. a. m. In Hinsicht der gegebenen Begriffe selbst trifft man häufig auf sehr unbestimmte, zum Theil ganz unrichtige. Gleich auf der ersten Seite wird zur Erklärung Matth. 5, 48 gesagt: „Himmel ist der *unermessliche weite Raum der Welt, in welchem Gott wohnt.*" S. 48 wird der Glaube an Jesum als Bedingung zur Seligkeit festgestellt, und nun dieser Glaube erklärt durch — *das Fürwahrhalten.* S. 55 heisst es: „Zur Tugend werden die Menschen geleitet durch *Furcht*, *Eigennutz*" u. s. w. (das wäre!). S. 81 Affecten oder Leidenschaften sind Triebe, welche einen solchen Grad der Stärke erlangt haben, „dass bey ihnen die ruhigen Überlegungen *aufhören* — und wir durch die Heftigkeit dieser Triebe *hingerissen* werden, nur das zu thun, was ihnen gemäs ist." Da wird ja offenbar das Übermass und der Missbrauch der Leidenschaften mit der Sache selbst verwechselt, und jede edle Leidenschaft ausgeschlossen. S. 90 wird der Trieb zur *Freyheit* unter die *sinnlichen* Triebe gestellt, und dann Freyheit erklärt für *das Vermögen, sich selbst zu bestimmen, oder nach eigenen Überlegungen und den Gesetzen eines eigenen vernünftigen Nachdenkens zu denken und zu handeln!!* S. 139 definirt der Vf. *Lügen* durch „solche Reden, welche der *Wahrheit entgegen* sind." — Rec. hat nur einige Proben darlegen wollen, wie sie ihm zuerst auffielen; allein er darf versichern, dass man das Register schwankender, nur halb richtiger und falscher Begriffe aus diesem Buche,

so wie der vorhin bemerkten ganz müſsigen und mehr verdunkelnden Erklärungen, zu ganzen Bogen ausdehnen könnte. — Mit den erläuternden Beyspielen aus der biblischen Geschichte kann Rec. eben so wenig ganz zufrieden seyn. Manches ist für den vorliegenden Zweck, da es nur Hinweisung auf ein Factum seyn soll, und des Vfs. Absicht nicht war, eine zusammenhängende biblische Geschichte zu schreiben, viel zu gedehnt und weitschweifig erzählt (z. E. Josephs Geschichte u. a. m.); Manches wiederum zu abgebrochen. Dieselben entgegengesetzten Fehler hat in No. VIII die Bildungsgeschichte der Menschen nach der Bibel, von dem ersten Menschen bis auf die allgemeine Ausbreitung der christlichen Religion: sehr wichtige Parthieen sind ganz vergessen, und andere viel zu stark herausgehoben. — Doch Rec. will nicht mehr an dem Buche ausstellen. Man sieht wohl, daſs die erste Idee zu demselben gemeinnützig genug war, und dasselbe zur Erreichung seiner Absicht auch ganz zweckmäſsig hätte können eingerichtet werden, wenn der Vf. theils die mittlere Classe von Lehrlingen, welche zu einem vollständigeren Religionsunterrichte erst vorbereitet werden sollen, für welche er das Buch ja bestimmte, sowohl in Hinsicht seines Sachinhaltes als seiner Vortragsart, schärfer ins Auge gefaſst hätte, und sich bey gröſserer Popularität des Ausdrucks auch einer gröſseren Richtigkeit und Präcision der Begriffe (welche ihm bey künftiger Ausarbeitung des letzten Cursus äuſserst zu empfehlen ist) beflissen hätte. So aber werden, bey eigener Lectüre, die Schüler Manches gar nicht verstehen und vielfach irre geleitet; nicht ganz sachkundige Lehrer verirren sich, wenn sie dem Vf. unbedingt folgen, mit ihren Schülern; und der sachverständige Docent muſs jeden Augenblick das Fehlerhafte in der Darstellung nachweisen, welches den Unterricht vielfach aufhält, und ihn für den Lehrer und Schüler gleich unangenehm macht. WRth.

SALZBURG, in der Mayrschen Buchhandl.: *Katechismus für die katholische Jugend*, von *G. H. J. Nöſsler*, Stiftskanoniker, Prediger und Katecheten in Tittmoning. 1809. 418 S. 8. (16 gr.)

Die kirchlichen Lehren abgerechnet, enthält das Buch viel Gesundes und Brauchbares. Der Vortrag ist rein, faſslich und verständlich, der Ton munter und gefällig. Das Ganze verräth einen hellen Kopf, der selbst seiner Lehre hie und dort noch einen gewissen Anstrich der Vernunftmäſsigkeit zu geben weiſs. Seine Art zu katechisiren ist nicht sokratisch. Der Schüler antwortet, wie es der Lehrer will, und oft gelehrter, als man von ihm erwartet. Die Ordnung ist willkührlich. Man denke sich nur das erste Capitel: Von der Welt und den Geschöpfen Gottes — von Gottes Daseyn und Eigenschaften — und sogleich, *vom Gebete und* (von) *Gebetsformen — Gebote Gottes — Gebote der Kirche.* Die Vorschriften gehen ins Kleinliche, und sind so gehäuft und überladen, daſs es einem katholischen Christen Angst werden möchte, wie er sie alle behalten und beobachten solle. Eine Probe von der gesunden Speise dieses Buchs zu geben, diene uns seine Vorstellung vom Gebet. Was heiſst beten? Lebhaft an Gott und seine Eigenschaften denken, und sich dadurch zu guten Vorsätzen und Handlungen erwecken und darin bestärken — Beten muſs man nicht für Tugend halten, auch nicht für Gottesdienst — Gott braucht unser Gebet nicht — Beten und Gebetsformel darf man auch nicht für eins halten — die Gebetsformel ist nur eine Weise zu beten, nur ein todter Buchstab — Beten ist die Sache der Menschen, welche dem todten Buchstaben das Leben geben müssen, das Beten ist die Sache selbst, jene das Mittel, dieses das Ziel. — Auch giebt er eine gute Erklärung des Betens im Namen Jesu — beten nach der Anweisung und nach dem Beyspiele Jesu, wie er es uns gelehrt, und wie er auch selbst gebetet hat. Es ist nützlich, aber nicht nothwendig, die Heiligen anzurufen. Über die Bibel erklärt er sich so: das alte Testament ist das eigentliche Lehrbuch für die Juden, das neue für die Christen.

Übrigens bedauern wir die katholische Jugend, daſs sie so viel Saft- und Kraft-Loses lesen und lernen muſs, und daſs sie von Kindheit an durch die Art des religiösen Unterrichts in so strenger Zucht gehalten wird, daſs ihr Geist in dieser Hinsicht schwerlich ganz frey werden kann, und daſs ihr mehr ein ängstlicher als froher Sinn eingeflöſst wird; wenn wir auch nur das Einzige, was über die Beichte, Genugthuung und das Fegefeuer gesagt ist, betrachten wollen. Wenn die Religion mehr Angst als Freude, mehr Furcht als Hoffnung einflöſst: so ist sie nicht Wohlthäterin und Freundin der Menschen, nicht Erzieherin, sondern Zuchtmeisterin. Nach mühsamer Durchlesung dieses Katechismus segnete daher Rec. den besseren Unterricht seiner Kirche in jedem auch noch so gewöhnlichen christlichen Lehrbuche, und empfand recht lebhaft den groſsen Unterschied zwischen seiner Kirche und der katholischen. φ.

KURZE ANZEIGEN.

KATECHETIK. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Ausführlicher tabellarischer Commentar über den hannöverischen Landeskatechismus*, von *Johann Philipp Trefurt*, Superintendenten und erstem Prediger an der St. Johanniskirche in Göttingen. Erste Abtheilung, welche den 1 und 2 Abschnitt enthält. 1809. 184 S. 8. (12 gr.) Diesen ausführlichen Commentar wünscht Rec. in der Hand eines jeden Lehrers, der nach dem hannöverischen Landeskatechismus Unterricht ertheilen muſs. Er läſst keinen Begriff unerörtert, hat eine Reichhaltigkeit und Fülle treffender Beyspiele, und geht so systematisch zu Werke, daſs er durch seine Form für denkende Lehrer eine Anleitung zum richtigen Denken werden kann. Wenn aber die noch übrigen sechs Abschnitte des hannöverschen Katechismus so behandelt und erklärt werden sollen, wie die hier commentirten zwey ersten Abschnitte: so fürchtet Rec., das Werk wird durch seine Gröſse für dürftige Schullehrer zu kostbar werden.

O. m. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 AUGUST, 1811.

JURISPRUDENZ.

Quedlinburg, b. Ernst: *Die bürgerliche Process-Ordnung des Königreichs Westphalen*, für Geschäftsmänner bearbeitet, mit einem Anhange und einem vollständigen Sachregister versehen, von *Johann Wilhelm August Rosenthal*, Tribunalrichter zu Blankenburg (nachher Präsident des Districtsgerichts zu Verden). II Band. 1810. 1354 S. 8. (In zwey Abtheilungen.) Anhang zu diesem Werke 423 S., und ausserdem 6 Bog. Sachregister. (3 Rthlr. 12 gr.)

(S. Rec. des 1sten Theils No. 290. 1809. J. A. L. Z. Erklärung des Vfs. und Antwort des Rec. No. 48. Int. Bl. der J. A. L. Z. von 1810.)

Rec. machte bey der Beurtheilung des ersten Theiles dieses Werks dem Vf. zwey Hauptvorwürfe: 1) bey der Abfassung desselben von allen französischen Hülfsmitteln gänzlich entblöfst gewesen zu seyn; 2) da er nicht einen fortlaufenden Commentar, sondern ein System des Processes aufzustellen gedachte, die Vollendung des Gesetzes nicht abgewartet zu haben, welches systematisch dargestellt werden sollte. Aus beiden Gründen rieth Rec. dem Vf., die, bey manchen guten Eigenschaften, stets im hohen Grade unvollkommene Arbeit lieber liegen zu lassen, und, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, besonders das *vollendete* Gesetz vor Augen habend, ein ganz neues Werk zu schreiben. Der Vf. äusserte sich hiegegen mit so vieler Bescheidenheit, dass es unbillig gewesen wäre, nicht den Versuch abzuwarten, wie, ohne eine gänzliche Umschmelzung des Werkes, die Mängel desselben gehoben werden könnten. Dieser Versuch liegt jetzt dem Publicum vor Augen; das Werk ist vollendet, und es kann jetzt über *das Ganze* geurtheilt werden. Gewiss wird kein unparteyischer Richter (gewiss am wenigsten der Vf. selbst) mit dem Rec. darüber rechten, wie unendlich es vorzuziehen gewesen wäre, zu einer gänzlichen Umarbeitung des Buches zu schreiten, als stets Nachträge auf Nachträge und Berichtigungen auf Berichtigungen zu häufen, so dass Niemand, wenn er von vorn das Werk zu lesen anfängt (und billig muss doch jedes Buch so geschrieben seyn, dass man auf diese Art das Lesen beginnen könne), wissen kann, ob er etwas Vollständiges oder Unvollständiges, etwas Wahres, Halbwahres oder Falsches gelesen habe. Schon der *erste* Band enthielt über hundert Seiten Nachträge, Bemerkungen und Berichtigungen. Der *zweyte* ergänzt und *berichtigt* wiederum sämmtliche Materien des ersten; worauf sodann wieder der *Anhang*, eine *Fortsetzung des Anhangs*, des 1sten Bandes, Berichtigungen, Bemerkungen und Ergänzungen zu eben diesem, Erläuterung mehrerer schwieriger Stellen des 1sten und 2ten Theils der Proc. Ordn., und endlich *Nachträge* der gesetzlich gemachten Abänderungen des 2ten Theils der Proc. Ordn. (der Vf. hatte nämlich leider nach den provisorischen Decreten gearbeitet) enthält. Unter diesen Umständen, bey den stets wiederkehrenden Berichtigungen, Ergänzungen, Nachträgen (wozu noch der nichts weniger als zweckmässig eingerichtete Druck des Werkes kommt), ist bey weitem der nützlichste und sogar *durchaus nothwendige* Theil des ganzen Buchs — *das Register*. Unmöglich kann aber, bey dem besten Willen, die Verdienste eines Vfs. anzuerkennen, der gewiss im vorliegenden Falle bey dem Rec. im hohen Grade vorhanden ist, ein Buch *zweckmässig eingerichtet* genannt werden, welches erst durch das Register brauchbar wird: es sey denn, dass das Werk ein *Repertorium* sey; ein solches darf, seinem Wesen nach, seine Brauchbarkeit erst durch das Register erhalten. *Als solches* will also Rec. (um den Gesichtspunct zu wählen, aus welchem Hn. *R's.* Arbeit *allein* eine vortheilhafte Ansicht gewinnen kann) das Buch ansehen und beurtheilen. — Mit Lobe ist dann zuerst zu erwähnen, dass sich der Vf. viele Mühe gegeben hat, die besseren französischen processualischen Schriftsteller zur Erklärung der westphäl. Proc. Ordn., die in der Regel, wie bekannt, wörtlich mit der französischen übereinstimmt, anzuwenden; wobey auch die westphälischen processualischen Werke zweckmäsig benutzt sind. *In der Regel* hat auch dieses Bestreben des Vfs., das Gesetz zu erörtern und zu erklären, einen vollkommen glücklichen Erfolg gehabt, obgleich nicht zu leugnen ist, dass dieser Erfolg gewöhnlich *mit ungleich wenigeren Worten* hätte erreicht werden können. Oft aber ist der Erfolg nicht erwünscht gewesen; welches Rec. nur mit ein paar der auffallendsten Beyspiele belegen will, da es indiscret gegen das Publicum seyn würde, zu allen über den westphälischen Process erscheinenden Schriften (die sich bereits sehr zu häufen anfangen) solche Berichtigungen zu liefern, dass keine Unrichtigkeit in dem beurtheilten Werke unbemerkt bliebe. S. 351 des Anhangs erörtert der Vf. die Frage: Muss das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand binnen *zwey* oder binnen *sechs* Monaten eingelegt werden? wobey er bemerkt: „der 429ste Art.

ſchreibt ausdrücklich eine zweymonatliche Friſt vor; der Art. 438 aber läſst *eben ſo beſtimmt* ſechs Monate zu, und geſtattet ſogar, das Geſuch um Reſtitution noch ſpäter der Partey ſelbſt zu inſinuiren. Die franzöſiſchen Schriftſteller verlaſſen uns hier gänzlich u. ſ. w." Es redet ſogar der Vf. von einer *Antinomie* bey dem Geſetze, und lobt den Scharfſinn eines ſeiner Hn. Collegen, dieſe Antinomie beſeitigt zu haben, durch eine Erklärung — die keinesweges richtig iſt. Die *Antinomie* läſst ſich ſehr leicht löſen. Der Art. 429 der Pr. Ord. ſagt nämlich: „das Geſuch um Reſtitution muſs mit einer Vorladung binnen zwey Monaten inſinuirt werden, und dieſe Friſt . . . wird von dem Tage an gerechnet, *wo . . das angegriffene Erkenntniſs inſinuirt wurde.*" Der Art. 438 (jetzt 439) hingegen ſagt: „Wenn das Reſtitutions-Geſuch innerhalb ſechs Monaten, *von dem Tage des angefochtenen Erkenntniſſes an gerechnet*, eingelegt wird: ſo wird daſſelbe an dem Wohnſitze des Anwaltes, der es ausgebracht hat, inſinuirt; . . . . nach dieſer Friſt muſs die Inſinuation an dem Wohnſitze der Partey geſchehen." Wer ſieht nicht, daſs der erſte Artikel die Friſt *a die inſinuationis*, und der zweyte *a die ſententiae latae* rechnet? Da nun die Inſinuation viele Jahre nach der Abgabe der Sentenz geſchehen kann: ſo war es ſehr zweckmäſsig, zu verordnen, daſs, wenn der Zeitpunct der Abgabe der Sentenz *zur Zeit der Inſinuation* bereits zu entfernt war, dieſe der Partey ſelber geſchehen müſſe, weil der Anwalt, welcher die Sentenz erwirkte, längſt geſtorben ſeyn konnte. — Wo iſt hier auch nur ein Schein von Antinomie? — Eben ſo ſehr, aber auf eine weit bedenklichere Weiſe, hat der Vf. geirret, wenn er von S. 1326 — 1339 alle diejenigen Nebenpuncte, welche während der Inſtruction einer Sache vor dem Staatsrathe in *Verwaltungsſtreitigkeiten* (*affaires contentieuses rélativement à administration*) vorkommen können, und wovon die *zweyte Section* des königl. Decrets vom 20ſten May 1809 (Reglement des Staatsraths-Proceſſes) handelt, ſo anſieht, als wenn ſie von dem Staatsrathe, *als Caſſations-Hofe*, auch Statt haben könnten. Wie konnte Hn. *R.* entgehen, daſs das gedachte königl. Decret zwey ganz verſchiedene Abſchnitte enthält, wovon der 1ſte den *Caſſations-Proceſs*, der 2te aber den *Appellations-Proceſs in Adminiſtrations-Sachen* in ſich begreift, welche beide Gegenſtände, obgleich in einem Decrete abgehandelt, weiter keine Beziehung auf einander haben, als daſs eben der Staatsrath, welcher in Caſſations-Sachen erkennt, auch, in Appellatorio, in Verwaltungs-Sachen entſcheidet. Wie läſst ſich auch z. B. *nur möglicher Weiſe* eine *inscription en faux* im Caſſations-Proceſs gedenken, wo lediglich darüber geurtheilt wird, ob Geſetze verletzt oder Formen nicht beobachtet wurden? — Die ganze 2te Section des gedachten königl. Decrets hat weiter keinen Zweck, als den das kaiſ. franz. Decret vom 22 Jul. 1806 (*Contenant reglement sur les affaires contentieuses portées au conseil d'état*) hat, womit es auch faſt wörtlich übereinſtimmt. So wenig dieſes Decret in Frankreich in Caſſations-Sachen Anwendung findet: ſo wenig iſt dieſs *mit der zweyten Section* des weſtphäliſchen Staatsraths-Proceſs-Reglements der Fall. Hätte der Vf. bey ſeiner Arbeit *Locré's* Abhandlung über den franzöſiſchen Staatsrath in der *Legislation et jurisprudence françaises* dieſes Vfs. benutzt: ſo würde er in den gerügten äuſserſt bedeutenden Irrthum nicht gefallen ſeyn, welcher jedoch ſchon durch eine genaue Berückſichtigung der Überſchrift der 2ten Section des gedachten Reglements, die beſtimmt lautet: „*Von den bey Gelegenheit der Verwaltung entſtehenden ſtreitigen Sachen, welche an den Staatsrath gebracht werden*," vermieden werden konnte.

Es thut dem Rec. ſehr Leid, bey dem unverkennbaren Fleiſse und guten Willen des Vfs. ſo bedeutende Mängel an einem Buche rügen zu müſſen, von dem er nichts als Gutes ſagen zu können innigſt wünſchte. Auch geht Rec. Abſicht keinesweges dahin, das gegenwärtige Werk *als gänzlich miſsrathen und unbrauchbar* zu charakteriſiren: vielmehr wiederholt er, daſs es, *als ein Repertorium angeſehen*, indem es viele ſchwierige Stellen richtig erörtert, Materialien zuſammenſtellt, Gegenſtände zur Sprache bringt, die Erörterung verdienen, einen bedeutenden Nutzen in der Hand eines Geſchäftsmannes haben kann; wie er denn auch völlig überzeugt iſt, daſs der Vf. bey ſeinem Fleiſse und guten Willen, und bey den Erfahrungen, die er jetzt gemacht haben wird, einem zweyten ähnlichen Werke eine ungleich vollkommenere Geſtalt zu geben im Stande ſeyn würde, wobey er ihm jedoch räth, ſeinem Vortrage mehr bündige Kürze zu geben, unnütze Allegate allgemein bekannter Bücher zu vermeiden, und darauf zu ſehen, daſs ſein Buch in einem zweckmäſsigeren Drucke, als das gegenwärtige iſt, erſcheine.

F . . . . k.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Über Friſten und Termine nach franzöſiſch-weſtphäliſchen Rechten* von *Theodor Hagemann*, b. R. Dr. und königl. General-Procurator bey dem Appellationshofe in Celle. 1811. 187 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. zeigt durch dieſes nützliche Werkchen, daſs er der neuen Legislation Weſtphalens eben den Eifer widmet, welchen er ſtets der alten Geſetzgebung Deutſchlands, vorzüglich der hannöverſchen Lande, gewidmet hat. Man findet in dieſem Buche die in den weſtphäliſchen und zum Theil auch die in dem franzöſiſchen Geſetzbüchern und Decreten enthaltenen Beſtimmungen über die verſchiedenen *Termine und Friſten* ziemlich vollſtändig zuſammengeſtellt, ſo daſs es als eine ſehr zweckmäſsige Wiederholung deſſen, was jemand durch das Studium der Geſetze ſelbſt erlernte, angeſehen und benutzt werden kann.

Der Abhandluug über die *einzelnen Friſten ſelbſt* iſt eine nützliche *Einleitung* vorhergeſchickt, in welcher der Vf. in dem 1 *Abſchnitte* von den Friſten und Terminen überhaupt, *im 2ten Abſchnitte* von den F.

u. T. nach französisch-westphälischen (französischen und westphälischen) Rechten insonderheit, und in dem *dritten* von den allgemeinen Regeln, welche bey den Fristen und Terminen zu beobachten sind, handelt. Der *zweyte Abschnitt* enthält die Beantwortung mehrerer in der neuen französischen und westphälischen Procedur wichtiger Fragen, z. B.: In wiefern hat die Opposition aufschiebende Kraft? — Ist eine gehörig interponirte Appellation desert, wenn der Appellant sie binnen der gesetzlichen Frist nicht rechtfertigt? — Muss der Richter die Desertion eines Rechtsmittels *ex officio* beachten, wenn sie die Partey nicht selbst fodert? u. s. w., wobey Rec. bemerkt, dass er der Beantwortung dieser letzten Rechtsfrage nicht beypflichten kann. Der Vf. hält dafür, dass, nach den gegenwärtigen westphälischen Processgesetzen, die Beobachtung der Fatalien ebenfalls eine Bedingung sey, von welcher die Zulässigkeit des Rechtsmittels selbst abhänge, und dass die Verabsäumung derselben so stark auf die Competenz des Rechtsmittels oder des Oberrichters wirke, dass er von Amts wegen auf die Desertion erkennen müsse, *wenn gleich die Parteyen diese Einrede nicht vorgebracht, oder die Frist vertragsmässig verlängert haben sollten.* Dass diese Theorie nach dem gemeinen Rechte die richtige sey, ist von *Gönner* im Handbuche des gemeinen deutschen Processes in der Abhandlung von der Verlängerung der Appellations-Fatalien durch Handlungen der Parteyen (B. III. S. 231 2te Auflage) hinlänglich dargethan, und auch selbst in Frankreich hat *Merlin*, vor der Publication des *Code de proc.*, sie für die richtige ausgegeben, eine Meinung, die jedoch das Cassations-Gericht nicht zu theilen schien (*Praticien franç.* Th. III. S. 49). Ganz anders muss aber die Frage nach der neuen, so wohl französischen als westphälischen Process-Ordnung, beantwortet werden; da beide (die erste im Art. 173, die zweyte im Art. 124) vorschreiben: *toute nullité d'exploit ou d'acte de procédure, autre que l'exception d'incompetence est couverte si elle n'a été proposée avant toute defense* (*dans les premières defenses Cod. de proc. westphal.*). Die verspätete Einlegung des Rechtsmittels bewirkt allerdings eine *Nullität*, aber diese Nullität muss vom Gegner in der ersten Vertheidigung, oder nach französischen Grundsätzen, vor der eigentlichen Vertheidigung gerügt werden, sonst ist sie von dem Gegner *erlassen* (*couverte*). Dass diese Meinung der französischen jetzigen Praxis völlig angemessen sey, ist über allen Zweifel erhaben, und kann z. B. aus der *Jurisprudence des Cours de Cassation et d'Appels.* T. III, p. 205 (Paris 1809), leicht erwiesen werden. Es wäre auch in der That nicht abzusehen, was der Gesetzgeber darunter haben könnte, dass eine Partey ihren Gegner nicht eben so gut, als nach gemeinem Processe der Richter, *in integrum* sollte restituiren können; und diess um so mehr, da der Appellat zur Insinuation des Erkenntnisses 30 Jahre Zeit hatte, also von einer Abkürzung der Processe durch eine officielle Beachtung der Appellations-Frist, *die doch erst mit jener Insinuation beginnt*, nicht die Rede seyn kann.

In dem speciellen Theile handelt der Vf. in sechs Capiteln von den verschiedenen Arten der Fristen, in Hinsicht ihrer Dauer: nämlich I) von den auf Stunden beschränkten Fristen, II) von den auf Tage, III) von den auf Wochen, IV) von den auf Monate, V) von den auf Jahre, VI) von den von Amtswegen bestimmten Fristen; wobey er überall Gelegenheit findet, nützliche praktische Bemerkungen einfliessen zu lassen.

Rec. glaubt dieses Werkchen vorzüglich angehenden Advocaten zur Wiederholung des Erlernten mit Recht empfehlen zu können, wie denn auch das Lesen desselben gewiss jedem prakticirenden Rechtsgelehrten Westphalens nützlich seyn wird.

F. . . . . k.

Göttingen, b. Dieterich: *Praktische Erläuterung der westphälischen Process-Ordnung mit Formularen,* von *G. H. Österley* jun., Tribunal-Richter zu Göttingen. Zweyte, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Erster Theil. 1811. XXII und 466. S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

(Vgl. J. A. L. Z. 1809. No. 182 und 290.)

Ein ganz vorzügliches Verdienst um die Anwendung der neuen Process-Formen in dem Königreiche Westphalen erwarb sich Hr. *Österley*. Die erste Auflage seines Werkes über den Process befand sich, bald nach ihrer Erscheinung, in den Händen eines jeden Praktikers: und sie verdiente dieses mit vollem Rechte. Rec. verfehlte daher auch nicht, diesem schätzbaren Werke volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und freut sich recht innig darüber, jetzt den Vf. durch eine zweyte Auflage für die Sorgfalt und Mühe, welche er auf die Abfassung der ersten verwandte, belohnt zu sehen. War aber die erste Auflage des Beyfalls des Publicums werth: so ist es diese zweyte noch ungleich mehr. Erst bey dem zweyten Theile der ersten machte der Vf. Bekanntschaft mit dem Werke *Pigeau's*. Diess gab ihm Veranlassung, seinen Plan sehr zu erweitern. Hiedurch ging die Harmonie zwischen dem ersten Theile und den folgenden Theilen verloren. Durch diese zweyte Auflage ist solche hergestellt, und so wird sich denn das Ganze, bey seiner Beendigung, als etwas Vollendetes, welches dem Vf. wahren Ruhm und Ehre gewähren wird, darstellen.

Übrigens hat der Vf. in dieser zweyten Auflage sorgfältig die Meinungen der vorzüglichsten westphälischen processualischen Schriftsteller, insofern sie von den seinigen abweichen, berücksichtigt, und sich darüber mit der Bescheidenheit, wie sie von einem so vorzüglichen Schriftsteller zu erwarten war, geäussert. Ob nun gleich Rec. nicht stets der Meinung des Hn. Ö. in diesen Erörterungen beyzupflichten im Stande ist: so gesteht er doch, allenthalben den über seine Wissenschaft gründlich nachdenkenden Gelehrten wahrgenommen zu haben. Auch auf die in

der Recenſion der erſten Auflage gemachten Bemerkungen hat Hr. Ö. Rückſicht genommen, ohne ſich jedoch ſtets bewogen gefunden zu haben, von ſeiner früheren Meinung zurückzugehen. Am meiſten hätte Rec. gewünſcht, daſs dieſes bey der aufgeſtellten Theorie von der Abfaſſung der Vorladung der Fall geweſen ſeyn möchte. Noch ſtets enthält die *Vorladung* des Hn. Ö. *keine Vorladung* vor ein beſtimmt angegebenes Tribunal. Die bloſse *Überſchrift* des Libells vermag dieſen Mangel nicht zu erſetzen. Wenn der Vf. behauptet: „*Bey uns iſt die Vorladungsurkunde des Huiſſiers durchaus nichts anderes als ein Inſinuations-Document*": ſo hat er hierin unſtreitig Recht; allein dieſes Document muſs ſich auf eine *Vorladung* beziehen, damit man ſagen könne, daſs der Beklagte förmlich *citirt* ſey. — Auf alle Fälle ſcheint dieſes hier angegebene Verfahren zweckmäſsiger, als anzunehmen, daſs *eine bloſse Titel-Rubrik* die Kraft habe, jemanden vor ein beſtimmtes Gericht vorzuladen. Der weſtph. Proceſs wollte *bloſs die Abfaſſung des Libells den unwiſſenden Huiſſiers entnehmen und in die Hände der Rechtsgelehrten geben.* Dieſs ſollte die einzige Abänderung des franzöſiſchen Proceſſes ſeyn. Weiter als das Geſetz zu gehen, iſt man nicht befugt. Was könnte auch dieſes wohl für einen Grund haben, zu verordnen, daſs eine *Citation* keine *Citation* enthalten ſollte? Irrt ſich Rec. nicht: ſo iſt auch die hier aufgeſtellte Theorie diejenige, welche von den meiſten Tribunalen Weſtphalens befolgt wird, und wie ſehr iſt bey einer ſolchen täglich vorkommenden Handlung Übereinſtimmung zu wünſchen! — Rec. erwartet mit Ungeduld die übrigen Theile dieſer umgearbeiteten Ausgabe, welche keinem Beſitzer der erſten entbehrlich ſeyn kann, und hofft, daſs ſie, gleich der erſten, wirkſam zur Ausbreitung einer richtigen Anwendung der neuen Formen beytragen werde, welches um ſo mehr zu wünſchen iſt, da dem Rec. noch kürzlich Expeditionen von Erkenntniſſen vorgekommen ſind, bey welchen die erſten bey ſolchen zu beobachtenden Regeln aus den Augen geſetzt waren. Vorzüglich ſcheint die Lehre von den *Qualitäten* und jener Anwendung zur Ausarbeitung der *Minute* unter die ſchwer zu begreifenden Sätze der neuen Pr. Ord. zu gehören; daher in dieſer Lehre eine beſondere Aufmerkſamkeit auf das gegenwärtige Werk zu empfehlen iſt.

Von der erſten Auflage iſt übrigens bereits Michael 1810 der *dritte Theil* erſchienen, welches Rec. mit Beziehung auf die oben angeführten Recenſionen der erſten beiden Theile hier nur anzeigt.

F . . . . k.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Supplement du Code Napoléon, ou Recueil des Loix, Decrets royaux, Avis du conseil d'état, Circulaires et instructions ministerielles contenant des explications du dit Code pour le royaume de Weſtphalie.* (Mit gegenüberſtehendem deutſchen Titel und Texte.) XI und 597 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſe Sammlung iſt keinesweges als officiell, ſondern als ein Privat-Unternehmen anzuſehen, auch iſt nichts in ihr enthalten, das nicht längſt durch den Druck bekannt gemacht geweſen wäre. Sie theilt ſich in zwey Abtheilungen. Die erſte enthält die geſetzlichen Beſtimmungen über das Notariat, das Hypotheken-Weſen, die Beurkundung des Civil-Standes, die Aufhebung der Dienſte, Fideicommiſſe und Lehen, über die Ablösbarkeit der Grundabgaben und andere Gegenſtände. Die zweyte Abtheilung folgt der Ordnung des Geſetzbuches Napoleons, und reihet den einzelnen Artikeln deſſelben diejenigen Vorſchriften an, welche jenen zur Erläuterung und Ergänzung dienen. Sie ſind gröſstentheils aus der weſtphäliſchen Proceſs-Ordnung geſchöpft. Rec. glaubt nicht, daſs dieſer Theil des Buchs, da die Proceſs-Ordnung ſtets jedem Rechtsgelehrten zur Hand ſeyn muſs, öfter gebraucht werden wird. Das Unternehmen an ſich muſs man für nützlich erklären, da es allerdings bequem iſt, diejenigen Geſetze, welche am häufigſten zur Anwendung kommen, in *einem* bequemen Bande vereint, ſtets zur Hand haben zu können. Sollte aber der Nutzen einer ſolchen Compilation vollſtändig ſeyn: ſo muſste die ſtrengſte Sorgfalt auf die Correctur des Drucks gewendet werden. Dieſs iſt nicht geſchehen; es finden ſich mehrere Druckfehler, doch nur im franzöſiſchen Texte, vor, als billiger Weiſe bey einem Buche, welches *Geſetze* enthält, nachgeſehen werden können. Einigemal wird durch dieſe Druckfehler der Sinn entſtellt, als z. B. S. 284, Zeile 4, wo ſtatt *rende* „*vende*" ſteht, der Fall iſt. Dieſes und ein paar andere Blätter ſollten billig umgedruckt werden.

— m —

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Handbuch der erſten und nothwendigſten Kenntniſſe für Kinder aller Stände*, enthaltend: Leichte und gründliche Anleitungen zum Lernen der Buchſtaben, des Leſens, Schreibens und Rechnens; Unterricht in der Sprachlehre oder Grammatik, im Briefſchreiben und zur Abfaſſung von Rechnungen, Quittungen u. ſ. w., Erklärung ausländiſcher (undeutſcher) Wörter u. ſ. w.; Nachrichten vom Gelde, Maſſen und Gewichte, und deren Vergleichung gegen einander; von der Zeitrechnung: vom Weltgebäude oder den Sternen; vom Kalender; einen Grundriſs der Naturgeſchichte, der Geographie, Weltgeſchichte, Religion u. ſ. w. Beym öffentlichen und Privat-Unterrichte zu gebrauchen. Von *A. Raabe.* Dritte vermehrte Auflage. 1811. X u. 413 S. 8. (12 Gr.)

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Handbuch für Friedensrichter und andere bey dieſem Gerichte angeſtellte Perſonen.* Von D. *Vezin.* Zweyte ganz umgearbeitete Ausgabe. 1811. XIX und 356 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Rec. Jahrg. 1808. No. 232.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 AUGUST, 1811.

MEDICIN.

1) Paris, b. Goujon u. Brunot: *Nouveaux Élémens de la science de l'homme*, par *P. J. Barthez*, Médecin de S. M. l'Empereur et Roi, et du Gouvernement; ci-devant Chancelier de l'Université de Médecine de Montpellier; Prof. honor. de l'École de M. d. Montp. etc. Seconde Édition, revue, et considérablement augmentée. Tom. I. 1806. 305 S. Notes 238 S. T. II. 339 S. Notes 244 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

2) Paris, b. Crapart, Caille u. Ravier: *Nouveaux Élémens de Physiologie* (de l'homme), par *Anthelme Richerand*, Prof. de l'École de Médecine de Paris, Chirurgien en Chef, adjoint de l'hop. St. Louis, Chir. Major de la Garde de Paris etc. Quatrième Édition, revue, corrigée et augmentée. 1807. T. I. IX u. 493 S. T. II. 325 S. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

(*Fortsetzung der in No. 80 d. J. abgebrochenen Collectiv-Recension der neuesten Werke über die Physiologie.*)

Der Vf. von No. 1 scheint mehr der deutschen, als der französischen Literatur anzugehören. Als deutscher Mann erscheint er durch die deutsche Art seiner Bildung, durch die umfassende Kenntniss der Literatur, die Gründlichkeit, die Rechtlichkeit in Anerkennung fremder Vorarbeiten, wodurch sein Werk vor so vielen seiner Namensnachbarn glänzet. Er versteht unsere Sprache, hat alle wichtigen deutschen Schriften studirt, sie verarbeitet und mit Geist fruchtbare Resultate daraus gezogen. Wir haben uns die spielende Mühe gemacht, die von ihm angeführten Stellen zu zählen, und von deutschen Schriftstellern nicht weniger, als 260, von anderen der deutschen Zweige 180, von eigentlichen Franzosen aber nur 200 gefunden. Es ist nicht schwer anzugeben, von wem er die Thatsachen genommen, wo die französische Physiologie entsprungen. Bitter beklagt er sich an hundert Orten über die unverschämte Plünderung, welche er von seinen Landsleuten erlitten, namentlich von den zwey neuesten Physiologieschreibern, *Dumas* und *Richerand*, über jenen aber noch mehr, da er mit ihm in Montpellier lebte. „In Frankreich haben einige neuere Schreiber, ohne mich anzuführen, mehrere Stellen meines Werks, die sie nicht einmal immer wohl verstanden haben, obgleich sie sich durch die Auslegungen, welche ich in meinen öffentlichen Vorlesungen zu Montpellier gegeben habe, hätten helfen können, copirt. In den folgenden Noten werde ich mehreres Abgeborgte dieser Sorte, worüber ich mich zu beklagen habe, anzeigen (was er auch häufig gethan hat). Es muss mir erlaubt seyn, meine Eigenthumsrechte über diesen oder jenen Lehrpunct zurückzufodern, wenn ich es für gut finde. Ohne diese Zurückfoderungen wäre es nicht unmöglich, dass man mir in der Folge zur Last legte, ich hätte mich entweder gestützt auf Dogmen, welche, nachdem sie einmal mein eigen gewesen waren, Gemeingut geworden wären, oder gar ich hätte diese Dogmen denen, welche meine Plagiaren sind, entwendet. — Man sollte es sich zur Ehre rechnen, und die Maxime des Plinius befolgen: Es sey das Merkmal eines Menschen von gutem Naturell und dessen rechtlichen Gesinnungen, dem es nicht zur Unehre gereichen kann, zu gestehen, wer diejenigen sind, denen man sein Fortrücken in den Wissenschaften schuldig ist."

Das Werk ist dem würdigen *Chaptal* gewidmet, der auch einer von denen ist, den Deutschland verehrt, und so freuen wir uns des guten Einverständnisses zweyer so trefflicher Veteranen. Die erste Auflage kam schon 1778 heraus; der Vf. machte aber die Grundideen schon im Anfange der Siebenziger bekannt. Das Werk ist eigentlich nur eine allgemeine Physiologie, indem die einzelnen Processe, wie Verdauen, Athmen, Blutlauf, Absonderungen u. s. w. nicht abgehandelt sind, sondern nur die Lebenskraft, Sensibilität, Irritabilität, Sympathie, Schlafen, Wachen, Sterben u. dgl.; aber alles auf eine solche eigenthümliche Art, dass diese blosse Eigenthümlichkeit ihn als Meister ankünden würde, wenn die Ansichten auch nicht geistvoll und streng zusammenhangend wären. Einige Veraltung sieht man freylich dem Buche an, jedoch gilt dieses nur für unsere Augen, nicht für die der Franzosen, welche im Allgemeinen jetzt um einige Saecula in der Physiologie hinter uns zurück sind. Von dem, was seit neun Jahren unsere Physiologie erlebt hat, haben dieselben noch nicht einmal Wind bekommen; selbst *Barthez* scheint durch sein Alter vom Lesen deutscher Schriften abgekommen zu seyn. Kennte er unsere Arbeiten: so wäre er gegenwärtig der einzige, welcher sie verstanden, gutgeheissen und über den langen Strom verpflanzt haben würde.

Das Buch enthält eine Einleitung und 14 Capitel, mit einer grossen Menge Noten am Schluss, welche fast die Hälfte des Werks ausmachen. Die Einleitung, von 46 S., ist in drey Abschnitte getheilt: in dem ersten entwickelt er seine Gedanken über die *Grund-*

principien der Methode, in der Naturwissenschaft zu philosophiren; in dem zweyten zeigt er, wie weit sich die in der Wissenschaft des Menschen berühmtesten Secten von diesen Grundsätzen entfernen; in dem dritten bemerkt er, wie seine Lehre mit den wahren Grundsätzen der Methode zu philosophiren übereinstimmt. Es wäre überflüssig, über den ersten Satz Beleuchtungen zu versuchen, wir stellen ihn nur her, damit man das Verfahren des Vfs. erkenne. „Die Naturphilosophie hat zum Gegenstande die Untersuchung der Ursachen von den Erscheinungen der Natur; aber nur in so weit, als sie durch die Erfahrung erkannt werden kann." Diese Einleitung befriedigt am wenigsten im ganzen Werke. Der erste Abschnitt gehört eigentlich in die Logik; einem deutschen Physiologen würden wir ihn nicht verzeihen, da unsere Studirenden hoffentlich die logischen Grundsätze kennen, ehe sie sich der Physiologie nahen; bey den Franzosen mag es anders seyn. Es werden hier Erfahrung, Induction, analytische und synthetische Methode in Verbindung gepriesen. Der zweyte Abschnitt ist eine Art von Geschichte der Physiologie, höchst unzureichend für einen Lehrling, aber sie zeugt von vieler Belesenheit und von Einsicht des Vfs. Der dritte Abschnitt enthält allerley Fremdartiges; auch ist eine gewisse vorspringende Eitelkeit nicht zu verkennen, besonders in der Manier, wie er zeigt, dass Andere von seinen Ideen geurtheilt haben, welches uns Deutschen ein wenig komisch vorkommt. Z. B. in den Noten: *M. Gilibert a bien voulu dire, dans son Ouvrage etc. que je suis le premier qui ait établi en peu des mots, les fondemens de la vraie Physiologie des Plantes en tant qu'elles sont animées. — Le Dr. Swediauer a revendiqué mon droit à cette théorie (qu'il apelle ingénieuse). — Hunter a donné cette distinction* (welche *B.* zuerst gegeben) *qu'un Journaliste de Berlin a dit être aussi vraie qu'ingénieuse*). In den ersten Noten beklagt er sich über *Blumenbach* und *Tode*, dass sie ihn mit Unrecht beschuldigt hätten, er wolle mit dem Worte Lebenskraft oder Lebensprincip die Erscheinungen des Lebens erklären; allein es hilft dem Vf. nichts, sich bey jeder solchen Erklärung zu verwahren, dass er nicht wirklich etwas damit *erklären* wolle, sondern dass er nur ein beliebiges Wort für eine *qualité occulte* setze, welche doch von mechanischen und physischen Kräften verschieden sey, als durch welche nichts im Organismus erklärbar werde; es hilft ihm, sagen wir, nichts, denn die That widerspricht seinem Verwahren: er erklärt wirklich, und erklärt alles damit. Wenn er am Schlusse der Wärmetheorie sagt: „Das allgemeine Resultat der Thatsachen scheint mir, dass man die bleibende Erhaltung desselben Grades der natürlichen Wärme im Menschen, welcher sehr verschiedenen Graden der atmosphärischen Wärme lang ausgesetzt seyn kann, dem Vermögen, welches das *Lebensprincip* hat, die Bewegung der Wärme in dem festen und flüssigen Theile des lebendigen Leibes zu vermehren oder zu vermindern u. s. w., zuschreiben müsse": so erklärt er doch offenbar; und will er hiemit nicht erklären: so wäre es besser, er hätte geschwiegen. Auf diese Art wird Bewegung, Empfindung, Sympathie, kurz alles erklärt, was erklärt werden soll. Dieser Fehler hindert aber nicht, die Zusammenstellung der Thatsachen und den Reichthum an wichtigen Folgerungen zu bewundern. Überhaupt ist Hr. *B.* ein grosser Freund und Vertheidiger der *qualités occultes* (für die wir zum Glück nicht einmal ein Wort in unserer Sprache haben), so, dass er sich sogar in den Noten mit *Dumas* zankt, weil dieser sie ihm *heimlich* entwendet habe. Beide finden grosses Heil darin, ein *Unbekanntes* zum Grunde zu legen, und doch eifert Hr. *B.* mit einer Art von Enthusiasmus gegen den Gebrauch der Hypothesen, und ruft beständig: *faits! faits! combinaison des faits!* Aber er bemerkt nicht, dass in einem solchen Falle alle Thatsachen nur zusammengerafft werden, um aus den *qualités occultes* etwas herauszulocken, d. h. um Hypothesen zu beweisen. Dieses ist die Methode der französischen Schule, Handlungen zu begehen, ihnen aber andere Beweggründe unterzuschieben, als sie wirklich haben, um so sich und Andere von der Vortrefflichkeit ihrer Resultate zu bereden.

1 Cap. *Allgemeiner Überblick der Bewegungs- und Lebens-Principien, welche die Natur beseelen.* Das Lebensprincip des Menschen nennt Hr. *B.* die Ursache, welche alle Erscheinungen des Lebens im menschlichen Leibe hervorbringt. Also, wenn wir es recht verstehen, das Lebensprincip des Menschen ist eben das Lebensprincip des Menschen! „Die Lebensprincipien scheinen nicht von den Bewegungsprincipien verschieden zu seyn, ausser dass jene nach zusammengesetzteren Gesetzen die Actionen der Theile der Materie bestimmen. — Das Princip der Bewegung nach den einfachsten Gesetzen ist die Kraft des Stosses." Wenn dieses wahr wäre: so wären die Lebensprincipien nur zusammengesetzte Stösse. „Die Kraft der Anziehung und der Verwandtschaft scheint zusammengesetzter zu seyn. Die Bewegungsprincipien einer höheren Ordnung sind die Lebenskräfte der Pflanzen und Thiere: Kräfte, deren Verrichtungen nicht aus den Gesetzen der Statik, Hydraulik und Chemie erklärbar sind." Nun folgt viel Geschichtliches über die Lebenskraft, sehr unterrichtend, von den ältesten Zeiten bis auf das vorige Jahrhundert. Die Noten zu diesem Cap. sind das Wichtigste, so wie überhaupt in den Noten ein Schatz von Beobachtungen aller Art aus allen Reichen und Büchern niedergelegt ist. 2 Cap. Stellt die Meinungen der Philosophen und Ärzte auf, *ob das Lebensprincip im Menschen eine eigene Existenz habe*, verschieden von der des organischen Leibes, den es belebt, und von der der denkenden Seele. - Viele meinten Nein, viele Ja, unter welchen letzteren leider Hr. *B.* sich aufführt. Er fängt mit Moses an, und geht Alle, von Aristoteles bis auf Descartes durch. Er selbst hält nun das Lebensprincip und die Seele und den Leib für drey von einander verschiedene Wesen. Wenn dieses keine Hypothesen sind: so giebt

es keine mehr. 3 Cap. *Skeptische Betrachtungen über die Natur des Lebensprincips des Menschen*, worin er die Gründe angiebt, wodurch es von dem Leibe und der Seele verschieden seyn soll. Jenes glaubt er abgethan zu haben, indem erwiesen sey, dass die Lebensbewegungen beständig höher sind, als irgend eine mechanische Ursache hervorbringen kann. Freylich, wenn man die Ursache der mechanischen Urbewegungen in der Schöpfung auch für einen Mechanismus hält! Allein giebt es denn irgend eine Bewegung, deren letzter Grund Mechanismus wäre? Gewiss nicht! Wie, wenn nun der Leib durch einen solchen Urgrund der Bewegung bewegt würde? Und das muss er wohl seyn, weil er ein geschlossenes Ganzes, wie die Natur selbst, ist. Oder wird etwa die Natur durch bloss mechanische Kräfte regiert? Wer wird jetzt noch so mechanisch seyn, um so etwas zu behaupten! Der obige Grund ist also unstatthaft. Eben so ungültig sind die vielen, welche für den Unterschied des Bewegungsprincips von der denkenden Seele angeführt werden. Weil die Seele kein Gefühl von den Lebensbewegungen habe (wenn sie diese Bewegung selbst ist, kann sie keines davon haben), weil der Wille die Lebensbewegungen nicht hemmen könne (er müsste sich also selbst aufheben, und die Seele vernichten), weil der Wille so veränderlich sey (die Muskelbewegungen sind auch willkührlich, und doch leben sie), weil die Krankheiten nicht Seelenirrungen seyen, wie die Stahlianer meinen, weil eine einfache Seele sich nicht mit so vielfachen Bewegungen und Empfindungen verbinden könne (das heisst eine unmechanische Hypothese mit einer bodenlosen stützen!) u. dgl. Freylich setzt das Leben als solches keine *denkende* Seele, sonst würden die Pflanzen wahrlich nicht leben; allein wer widerlegte es, wenn Jemand sagte: das Leben, welches im Darme sitzend nur verdauen kann, weil mit dem Instrumente nichts Besseres zu vollziehen ist, dasselbe Leben, im Hirne sitzend, denkt, weil es das beste Instrument hat? Dieser Satz lautet noch sehr atomistisch; allein wir mussten ihn so stellen, weil es die Sprache der französischen Philosophie so fodert. In unserer Sprache würden sie uns nicht verstehen. Nun wird untersucht, ob das Lebensprincip eine eigene Existenz für sich habe, oder ob es nur ein Modus des menschlichen Leibes sey, welcher diesen Leib belebt. Dieser Abschnitt ist herumschweifend, und entscheidet am Ende doch nichts. Man möchte auf der letzten Seite fragen: Ist das Lebensprincip selbstständig oder nicht? Der Vf. bleibt übrigens bey seiner Meinung; er personificirt aus Commodität dieses Princip, und wenig fehlt, dass er es nicht zu einer leibhaften Substanz gemacht hat. Wir haben dieses Herumtappen dargelegt, obgleich mit äusserster Kürze, um den Deutschen zu zeigen, welches die Hirngespinnste, in denen die Franzosen noch auf den heutigen Tag herumtaumeln, und welches die faulen Flämmchen sind, nach denen sie schlagen.

Bis hieher geht die schlechte Seite dieses Buchs; aber von nun an wird es so, wie wir es oben gelobt haben. 4 Cap. *Von den bewegenden Kräften des Lebensprincips in dem Festen des thierischen Leibes.* Die Eintheilung der Bewegung in schnelle und langsame, jene die musculare, diese die tonische, ist zwar physiologisch nicht richtig, weil Geschwindigkeit nicht das Wesen eines Dinges erreicht, und weil der Vf. zu den muscularen auch die Bewegung der Iris, der Zungenwärzchen, der Darmzotten, der Bärmutter u. s. w. rechnet und rechnen muss, welche physiologisch ganz anders bestimmt werden als die Muskeln: indessen sind die Zusammenstellungen der Thatsachen von höchster Brauchbarkeit für einen deutschen Physiologen, so dass wir keinen Anstand nehmen würden, diese Lehren, so wie sie sind, in eine zu bearbeitende Physiologie einzutragen, und nur die Erklärungen ihnen unterzulegen. Kein Physiolog darf sich schämen, das Folgende dieses Buchs so zu nehmen, wie es ist, denn er kann es nicht besser machen. Nur die Theorie müsste er hinzuthun. Dieses Cap. zerfällt in 3 Abschnitte. 1) *Von den Muskelkräften.* Der Vf. giebt der Muskelfaser eine eigenthümliche Kraft, vermöge der sie ihre Moleculen nähern, entfernen, und in einer festen Lage behalten kann, und will auf diese Art die Bewegung so ziemlich von den Nerven unabhängig machen. Wir lassen die Theorie auf sich beruhen, wie es jede *qualité occulte* verdient, und ergötzen uns an der Geschichte dieser Lehre, an dem Scharfsinn in dem Anreihen der Thatsachen, an der Menge von Erscheinungen am menschlichen Körper, welche hier eine Erklärung suchen, als: die Hebeleinrichtung, von der *Borelli* geredet, und die nicht nach den Gesetzen des vortheilhafteren Mechanismus sich richtet, die Ortsbewegung aller Art, die Aufrichtung der Ruthe und der Kopfhaare, die Verengung des Schlochs, die Activität des Herzens auch bey der Erweiterung, und so beym Verlängern eines jeden Muskels; endlich die *feste Muskelstellung* (*situation fixe*) in der Contraction eines Muskels, woraus viele Erscheinungen erklärt werden, z. B. das Zerreissen der Fersenflechse. Alles ist mit den interessantesten Erfahrungen, besonders aus der Pathologie, ohne die allerdings keine Physiologie sich vollenden kann, belegt. Der Vf. setzt zwar sehr grosen Werth auf diese Entdeckung der festen Muskelstellung. Wir würden sie ihm aber nicht zu stehlen versucht haben, wie ein Landsmann, und wenn wir recht rathen, ein Stadtmann von ihm, gegen den er sich bitter beklagt. Übrigens ist es gewiss, dass „sie viel mächtiger ist, als die physische Cohäsion"; aber wenn wir fragen, warum: so antwortet er uns: wegen der Lebenskraft in der Faser, und *Dumas* sagt: wegen des Lebenswiderstands. Welche prächtigen Antworten von keinen Hypothesen, sondern nur von unschuldigen occulten Qualitäten! Hat die Muskelzusammenziehung einmal das Vermögen, dem Muskel jede beliebige Spannung zu geben: so muss sie auch jede Spannung eine gewisse Zeit festhalten können, krankhafte Fälle ausgenommen; und wir brauchen nicht einen Dämon mehr zu erdichten, und einen Feind mehr in

unsere Physiologie einzuführen. Für die Thatsachen, für das viele Brauchbare, für die Ordnung, für das scharfsinnige Forschen danken wir Hn. *B.*, und geben ihm die deutsche Hand. 2 Abschnitt. *Tonische Kräfte.* Vortheilhaft auf viele Erscheinungen angewandt; erklärt sind sie aber nicht, sondern es ist nur gezeigt, dass sie vorhanden sind. 3 Abschn. *Einfluss der tonischen und muscularen Kräfte auf den Grad der bleibenden Cohäsion in dem Gewebe der weichen Theile.* Dieser Abschnitt hat keinen besonderen Werth, selbst nicht die Theorie des Krampfes. Desto mehr Werth haben aber die vielen Erfahrungen, Beobachtungen, Erläuterungen in den Noten. 5 Cap. *Von den Empfindungskräften des Lebensprincips in dem Festen des thierischen Leibes;* ihre Verschiedenheit von den Bewegungskräften dieses Princips, und ihre Unterschiede in den verschiedenen Theilen. Hr. *B.* verabschiedet alle mechanischen Erklärungen der Sensibilität, und zeigt, dass sie eine active Kraft, kein passiver Zustand, dessen ungeachtet aber von der Bewegung gänzlich verschieden sey. Er untersucht, ob die Irritabilität der Muskeln unabhängig von der Sensibilität sey; bewiesen ist freylich nichts durch die angeführten Versuche u. s. w., wenn es auch gegen *Haller* wichtig seyn mag, dass das *Sensorium commune* nicht dazu erfodert werde. In einer blossen Physiologie des Menschen sind dergleichen Aufgaben nicht zu entscheiden, da in ihm alle Systeme am vollkommensten individualisirt und dennoch durch einander verschlungen sind. Dasselbe gilt von der sogenannten Sensibilität ausser den Nerven, welche der Vf. vertheidigt. Dieses Capitel ist übrigens sehr interessant und musterhaft gearbeitet, und von den neueren französischen Physiologen auch musterhaft geplündert worden. 6 Cap. *Einfluss der Empfindungskräfte des Lebensprincips auf die Bewegungskräfte des thierischen Leibes.* Hier hält der Vf. die Einwirkung der sensitiven Kräfte für die unmittelbare Ursache der Thätigkeit der bewegenden Kräfte. Man weiss nicht recht, was er will, und man sieht wohl, dass Erscheinungen für dieses und jenes sprechen. Es muss aus dem Wesen der Systeme herausgehoben werden, und nicht aus blossen Erfahrungen, welche hier so täuschend und vielzüngig sind. — Viele Versuche über die sensibeln und insensibeln Theile sind hier zusammengestellt, und nur diese zu erfahren ist genug, wenn auch die Theorie ohne Haltung ist. 7 Cap. *Empfindungs- und Bewegungs-Kräfte des Lebensprincips in dem Flüssigen des thierischen Leibes.* Das Leben des Blutes wird vertheidigt durch ein Heer von Erfahrungen, gut und unwidersprechlich. Es hat auch eine Lebenskraft als *qualité occulte;* woher und wie diese das Blut zum Sitz erwählt hat, weiss man nicht. Wer weiss, wo Feen und Kobolde herkommen? Durch Gift werden sie augenblicklich aus dem Blute vertrieben. Aber wie? Die französischen Physiologen sind bey der Hand: „*Le venin de la vipère n'agit pas sur le sang avec une force chimique; mais son action se porte sur le Principe de Vie qui est dans le sang. Il frappe ce Principe si directement et si promptement, qu'étant injecté dans la veine jugulaire d'un animal, il lui cause la mort dans un instant.*" So erklären die Franzosen, und ihr Publicum ist zufrieden. Wir würden uns schämen, wenn wir solchen Dunst machen müssten. Nach unserer Theorie können wir die tödtliche Wirkung des obigen Giftes erklären, und sogar die augenblickliche, nicht durch Nervenwirkung, und nicht durch Circulation, sondern durch augenblicklichen Schlag bey der ersten Berührung des Bluts. — Die Wirkung der Seele auf die Säfte, der Arzneymittel, Gifte, Krankheiten sind mit grosser Ordnung und genauer Kunde betrachtet. 8 Cap. *Lebenswärme.* Dieser Name ist hier in einer allgemeinen Physiologie besser als thierische Wärme; denn es ist auch von Pflanzenwärme die Rede. Der Vf. geht zuerst die chemischen Theorieen der Wärme durch; aber er stellt noch zu viel die alten schon längst vergessenen von *Stahl* und *Macquer* dar, doch nimmt er einige Notiz von den neueren. Im 2 Abschnitt giebt er seine *Theorie der Bewegungen*, durch welche das Lebensprincip die Grade der thierischen Wärme erhöht oder vermindert, und sucht die Entwickelungen vom phosphorischen und elektrischen Licht in lebendigen Thieren damit in Verbindung zu bringen. Im 3 Abschnitt *die allgemeinen Gesetze der thierischen Wärme;* viele Unterschiede der Wärme in verschiedenen Thierarten, und ihr Verhältniss zu der Grösse der Athemorgane. Alles reich ausgestattet und meisterlich zusammengestellt; allein, wie wir schon aus dem Titel des Capitels ersehen, ohne Werth als Theorie. Wir verlassen mit innerer Erhebung für den ruhmwürdigen Vf. diesen Band. Er ist so, dass er nicht besser seyn kann, man mag die lebenskräftige Hypothese zugeben oder wegnehmen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Mainz, b. Kupferberg: *Damian Hessel und seine Raubgenossen.* Actenmässige Nachrichten über einige gefährliche Räuberbanden, ihre Taktik und ihre Schlupfwinkel, nebst Angabe der Mittel, sie zu verfolgen und zu zerstören. Zunächst für gerichtliche und Polizey-Beamte an den Grenzen Deutschlands und Frankreichs bearbeitet von einem gerichtlichen Beamten. Dritte, durchaus umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Nebst einigen Beylagen, Notizen über Hessels frühere Geschichte, und einer vollständigen Übersicht der Resultate der gegen ihn geführten Untersuchung. Mit 1 Titelkupfer. 1811. 158 S. 8. (S. die Rec. Jahrg. 1810. No. 192.)

Salzburg, b. Duyle: *Kleine Naturlehre und Naturgeschichte für Kinder.* Von einem Freunde der Jugend. (*B. Pillwein.*) Zweyte vermehrte Auflage. 1811. IV u. 119 S. 8. (4 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
von
Barthez und Richerands Physiologieen.

Der *zweyte* Band ist keine wissenschaftliche, sondern nur eine Buchdrucker-Abtheilung, wie es bey den Franzosen gewöhnlich der Fall ist. Zwey gleich dicke Bände sind ihnen lieber, als ungleiche, wenn dadurch auch ein Capitel zerrissen werden muss. 9 Cap. *Von den Sympathieen* oder besonderen Wechselverbindungen der Kräfte des Lebensprincips in den verschiedenen Organen des menschlichen Leibes. Dieses Cap. ist über unser Lob erhoben; es trete auf und mache es besser, wer da kann, nämlich in der einmal in diesem Buche befolgten Art; nicht in der Theorie oder Erklärung, die beständig durch den alten Zauberstab gegeben wird, aber in der Ordnung, im Reichthum der Gegenstände, im Talent, alle Beobachtungen zu benutzen, in der Gründlichkeit, der Redlichkeit der Gesinnungen, sowohl gegen die Wissenschaft, als gegen seine Vorgänger; kurz es ist Alles geleistet, nur die Erklärungen sind verfehlt. Gewiss wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, die Pathologie sey nichts anderes, als die Lehre von der Sympathie der Organe unter einander, die Therapie sey nichts anderes, als die Lehre von der Sympathie des Organismus mit der Natur. Möchte es doch einem geistreichen, physiologischen Arzte gefallen, nur einmal den Versuch mit einer solchen Pathologie zu machen! — Wir wollen und können nichts ausheben. Das Thema läuft durch drey Capitel fort. 13 Cap. *Vom ganzen System der Kräfte des Lebensprincips, und von den wesentlichen Änderungen, die dieses System erleiden kann.* Sie werden eingetheilt in agirende und radicale Kräfte, und ihre Abänderungen in der praktischen Theorie der Nervenleiden und der bösartigen Krankheiten entwickelt, wo viel Kenntniss und manche wichtige Bemerkung zum Vorschein kommt. Von Krankheitstheorieen dürfen wir noch nicht reden, am wenigsten nach einer französischen Physiologie; aber jeder Versuch ist ein dankenswerther Beytrag. Im 2 Abschnitt werden dergleichen Änderungen betrachtet, welche durch Gifte und heftige Arzneyen bewirkt werden. 14 Cap. *Von den Temperamenten.* Etwas weitläuftig und doch nicht bestimmt genug, aber mit vielen anthropologischen und ethnographischen Vergleichungen, von grossem Werth, die den reelldenkenden Forscher verrathen, und die ruhige, gediegene Ansicht des reifen und ehrwürdigen Alters. Mit der Methode wird viel Zeit verloren: der Vf. wird etwas schwatzhaft. 15 Cap. *Von den allgemeinen Veränderungen, welche das System des Lebensprincips durch die verschiedenen Lebensalter erleidet, und vom Ende dieses Princips im Tode des Menschen.* Die Eintheilung der Alter nach den Perioden der Sterblichkeit ist physiologisch unrichtig, aber tauglich in eine gute Pathologie. Jedoch werden die Erscheinungen der physiologischen Alter auch hererzählt. Im 2 Abschnitt folgen die Ursachen des Todes, die Erscheinungen, Zeichen und seine Folgen; nicht philosophisch, obgleich Hr. *B.* die üble Gewohnheit hat, bey jeder Gelegenheit seine gute und wahre Methode zu philosophiren anzupreisen. Vieles liesse sich in diesem zweyten Bande weitläuftiger besprechen, besser herausheben, Manches berichtigen, Manches verwerfen, wenn es der Raum gestattete. Die Physiologie hat hier ein Ende, und handelt mithin von nichts Besonderem. Es ist Schade, dass Hr. *B.* auch manches allgemeine Capitel ausgelassen hat, z. B. über den Mesmerismus, das Wachsen, das Ausscheiden, die Reize u. s. w. Aber genug: es muss und kann ja nicht Alles in *einem* Buche geschrieben stehen, und der Vf. macht uns Hoffnung zu mehreren Werken, namentlich über die Zeugung, über die Sinne, und über die menschliche Seele. Wir bitten ihn aber recht sehr, vorher die deutschen Arbeiten hierüber zu studiren; sonst kann er uns unmöglich etwas Befriedigendes liefern, so wenig er es auch an Zusammenstellung von lehrreichen Erfahrungen, Thatsachen und Betrachtungen wird fehlen lassen. Er nehme unseren Dank an für sein Geschenk der Wissenschaft. Dieser Dank kann bloss im Anerkennen bestehen, und wir wünschen, dass ihn seine Landsleute auch so anerkennen mögen. — Die Sprache dieses Werkes ist übrigens gut, richtig und klar, wenige Stellen ausgenommen, so wie wir es bey Franzosen zu finden pflegen, die bekanntlich ihre Manuscripte, wenn sie der Sprache nicht selbst mächtig sind, Literatoren zum Verbessern mittheilen. Manchen deutschen Gelehrten wäre diese Methode sehr zu empfehlen. Sie würden sich und ihrem Heimathsinn Ehre machen, und dadurch wenigstens bemänteln, dass sie keine universale Bildung genossen, und doch Bücher schreiben wollen, ohne vorher ihre Sprache gelernt zu haben. Der Preis, wofür das Buch selbst in Deutschland verkauft wird, ist nach Verhältniss der deutschen Bücherpreise gering.

No. 2. *) Man darf ſich wundern, wie ſich Menſchen unterfangen können, Phyſiologieen zu ſchreiben, ohne Deutſch zu verſtehen. Was mag der Franzos für einen Begriff von Phyſiologie haben, der meint, er habe ſie mit Leib und Seele auf die Welt gebracht, wenn er eine Anatomie in einem Predigerſtil und höchſt unvollſtändig uns auftiſcht, und von den anatomiſchen Theilen nichts weiter erzählt, als daſs ſie bey gewiſſen Gelegenheiten dieſes und jenes thun, ohne zu wiſſen, wie, warum, wodurch, wozu? Sein Warum iſt Teleologie, ſein Wie Mechanismus, ſein Wodurch Grundloſigkeit, ſein Wozu das, was vor der Naſe liegt; ſeine weiſeſten Gedanken ſind Seitenhiebe, ſein *Nervus* iſt das langweilige *Voilà*, das allezeit fertige Hülfswort der Franzoſen in allen Nöthen. Nicht einmal Naturgeſchichte, nicht einmal vergleichende Anatomie weiſs dieſer Hr. *R.* und doch trabt er ſo ſtolz und aufgebläht daher! Was wir ſagen, werden wir belegen. Wie *Dumas* und *Walther*, verfehlt er die Form eines Lehrbuches gänzlich, indem ſtatt kurzer, *beſtimmt* ausgedrückter Sätze, bogenlange Paragraphen die Gegenſtände an einander kleben, und durch geſchwätzige Übergänge und Einleitungen die Sachen ſo verdunkelt werden, daſs man nicht weiſs, ob die Manier zu erzählen, oder das Erzählte die Hauptſache iſt.

Nachdem der Vf. in der Vorrede ſeine *extrême concision qui pouvoit rendre obscures les opinions qu'il a émises* und die *idées nouvelles qu'il y a mêlées* gerühmt hatte, wollte er ſeinen Landsleuten den wahren Maſsſtab für ſein Buch in die Hand geben, indem er ſie verſichert, daſſelbe ſey in England, Spanien, Italien und in Deutſchland überſetzt worden. Von einer deutſchen Überſetzung iſt uns nichts zu Ohren gekommen.

Der erſte Satz der Einleitung: „die Phyſiologie iſt die Wiſſenſchaft vom Leben," iſt richtig, doch gar zu allgemein ausgedrückt. Hr. *Walther* hat ihn indeſs angenommen, und in modiſche Worte gekleidet. „Phyſiologie iſt die Wiſſenſchaft von der Idee des Lebens, und von deren Manifeſtation an dem lebenden Organismus." Hr. *R.* ſagt ferner: „man nenne Leben eine Sammlung von Erſcheinungen, welche ſich während einer begrenzten Zeit in den organiſirten Körpern folgen". Beynahe jedes Wort iſt falſch. „In einer begrenzten Zeit" iſt ganz auſserweſentlich; „Sammlung" iſt unnöthig, eine Bewegung iſt ſchon Leben, wenn es aus innerem Grunde kommt; „folgen" gehört auch nicht in die Definition, denn eine einzige Bewegung in einem Schleimbläschen muſs als Leben anerkannt werden; „in organiſirten Körpern" macht einen Cirkel. §. 1. *Von den Naturdingen*; ſagt bloſs geſchichtlich: „Zwey Claſſen von Dingen theilen ſich in das groſse Staatsgut der Natur; die einen unorganiſch, nur die der Materie gemeinen Eigenſchaften genieſsend; die anderen organiſirt und lebend, beſonderen Geſetzen gehorchend, obgleich unterworfen den allgemeinen Geſetzen, welche das All regieren." Nun ſagt er noch, wie jene ſich in einfache und zuſammengeſetzte Subſtanzen theilten, ſo auch dieſe in Pflanzen und Thiere. Welch ein ſonderbarer Zuſammenhang, welche hübſche Ableitung! Alſo weil im Unorganiſchen zwey chemiſche Ordnungen, darum auch zwey im Organiſchen! §. 2. *Von den Elementen der Körper.* Hr. *R.* freut ſich höchlich, daſs die alten Elemente (*vieilles erreurs*) durch die groſse Armee der neuen, welche die Franzoſen ins Feld ſtellten, richtig vom Wahlplatz der Natur geſchlagen ſind. Was ſollten auch 4 gegen 44, oder 1 gegen 11? Wir Deutſchen können uns freuen, daſs wir auf dem Rückwege ſchon manchen Schritt hinter uns haben. Mit den alten Elementen läſst ſich Alles machen, weil ſie die Elemente der Natur ſind, mit den neuen gar nichts, weil ſie ſelbſtgeſchaffene Elemente ſind. §. 3. *Unterſchied zwiſchen den organiſirten und den unorganiſirten Körpern.* Hier von dem *weſentlichen* Unterſchiede kein Wort; dagegen werden eine Menge Eigenſchaften, welche dieſe und jene haben, hergezählt, z. B. Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit der Miſchung. Die Erläuterung lautet alſo: Zerbrechet einen Marmorblock, jedes Stück wird, was ſeine Natur betrifft, vollkommen dem anderen ähnlich ſeyn u. ſ. w.; pulvert die Stückchen, jedes Korn wird Atome von kohlenſaurem Kalk enthalten. — Dagegen ſind in den organiſchen Körpern hier Muskeln, dort Knochen, weiter Arterien, Blumen, Blätter, Rinde, Mark u. ſ. w. Wenn wir nun ſagten: Zerbrechet ein Stück Granit, und die Atome ſind verſchieden; zerbrechet eine Qualle, und die Theile ſind gleichartig? Dann führt er an die Verbindung des Flüſſigen mit dem Feſten, die Zahl der Beſtandtheile; die Mineralien hätten gewöhnlich nur zwey, ſelten vier, die organiſchen Körper aber wenigſtens drey, und welche ſind es? — Sauerſtoff, Waſſerſtoff und Kohlenſtoff. Gewiſs ſehr organiſche Stoffe! — Dann die Erhaltung des Individuums, die Ähnlichkeit der Individuen gleicher Art im Organiſchen, dagegen Unähnlichkeit im Unorganiſchen; die Art des Wachſens, der Entſtehung aus einem Keime, der Tod und dgl. Unterſchiede, die man anführen kann in der weitläuftigen Schilderung, aber nicht um zu definiren, da kein einziger ganz Stich hält. Der wahre unorganiſche Körper iſt der Kryſtall, und ob dieſer wohl anders entſteht, als die unterſten Organismen? Die Bewegung endlich hat er gar vergeſſen. §. 4 *Unterſchiede zwiſchen den Pflanzen und Thieren.* Hier hat er glücklicher Weiſe bey *Lacépède* gefunden, daſs jedes Thier in Gedanken auf eine Nahrungsröhre, an beiden Enden offen (?), zurückgebracht werden könne, und dieſes giebt er nun für das weſentliche Kennzeichen der Thierheit aus, daſs nämlich deren Ernährung auf zwey Oberflächen Statt habe, was ihm

*) Auf Verlangen des Hn. Recenſenten bezeugen wir, daſs alles, was hier folgt, ſchon vor einem halben Jahre beym Einſenden der Recenſion, welche damals ihrer Länge wegen nicht ganz mitgetheilt werden konnte, von dem Vf. ſo niedergeſchrieben war.

Directorium der J. A. L. Zeit.

auch Hr. *Walther* treulich nachgesagt hat. Der Nahrungskanal ist allerdings das Standhafteste im Thier, und greift sehr tief ein; allein leider reicht er doch nicht durch. - Bey den meisten Infusorien fällt dieses Kennzeichen weg; wer weiss, ob die *Ligula* und manche Gallertkugel, die im Meer herumschwimmt, eine Leibeshöhle haben? Von einem Darme wollen wir nicht reden, da er einer Menge von Thieren fehlt. §. 5. *Vom Leben.* Dieser Paragraph wäre gut genug, wenn er von weniger Zuversicht und mehr naturgeschichtlichen Kenntnissen zeugte. Man muss den Kopf schütteln, wenn man lieset: *„Après avoir posé entre les corps inorganiques et les êtres organisés et vivans, entre les végétaux et les animaux, des lignes de démarcation bien* (!) *tranchées, essayons de nous élever à l'idée de la vie; et, pour nous en former des notions exactes* (!), *analysons-la en quelque manière, en l'étudiant dans tous les êtres de la nature qui en jouissent."* Der Vf. fängt an, die Pflanze zu betrachten, wo er als die Grundeigenschaften des Lebens mit vielen anderen Ärzten unseres Zeitalters eine latente Sensibilität (eigentlich Erregbarkeit) und eine Contractilität aufstellt, aber in einem solchen Vortrage, dass man glauben sollte, er habe diese zwey Eigenschaften so eben auf der That ertappt. Für die Franzosen mag diese Lehre neu seyn, und wir wollen daher glauben, dass Hr. *R.* laut der Vorrede Kritiker gefunden hat, die ihm vorwerfen konnten: *„L'auteur eût dû se contenter d'exposer l'état actuel de la science sans y joindre ses propres travaux, sans y mêler des idées nouvelles* (!) *qui doivent avoir reçu l'approbation des savans avant d'entrer dans un traité destiné à devenir classique* (!)" Welch ein Bekenntniss für die französische Physiologie liegt in diesem Vorwurf! — Hr. *R.* geht nun zum Polypen, von dem er meint, er bilde den letzten Ring der *thierischen* Kette. Wir wissen nicht, wie der gute Polyp zu einer so tiefen Erniedrigung gekommen ist, da doch selbst Würmer viel elender als er sind, z. B. *Scolex*, manche Blasenwürmer. „Von dieser ersten Sprosse der thierischen Leiter steigen wir nach einander herauf bis zu den Würmern; da ist es nicht mehr einfacher Brey, belebt und façonirt als ein Nahrungssack; Bündel von zusammenziehbaren oder muskularen Fasern, ein Gefäss (!), getheilt durch mehrere Schnürungen in eine Reihe von Bläschen (!), welche sich entleeren eins in das andere, indem sie sich zusammenziehen durch eine Bewegung, geleitet vom Kopf oder dem Ende, an dem der Eingang des Nahrungsschlauches gelagert ist, gegen den Schwanz, dem der After (!) entspricht; ein Gefäss, von dem wahrscheinlich Seitenverzweigungen abgehen (!), ein Rückenmark (!), gleichförmig knotig, oder durch eine Reihe von Knoten gebildet, Luftlöcher (!) und Luftröhren (!) analog dem Athemorgan der Pflanzen (!) und selbst in einigen Kiemen; alles beweist eine Organisation weiter vorgerückt und vollkommener." Solche Unwissenheit zeigt ein Pariser, der mitten in der Naturgeschichte und der vergleichenden Anatomie der Welt zu sitzen wähnt. Doch das Nachbarliche kennt der Mensch immer schlechter, als das Entferntere. Wie viele Würmer haben gar keine Fasern, wie viele gar keinen Darm, wie viele keinen After, wie viele keine Blutgefässe, keine Nerven; endlich gar Luftlöcher und Luftröhren, denen der Pflanzen analog! Nein! das übersteigt alle „*patience germanique*" (S. 80). Beym einzigen Blutigel will man Luftlöcher behaupten, allein selbst *Thomas* hat noch nicht alle Zweifel gehoben. Von den Würmern springt der Vf. zu den Crustacés, und von diesen zu den Fischen. Insecten und Schnecken giebt es also nicht in der Natur dieser Physiologie. Dann führt er die Hauptbestandtheile des menschlichen Leibes auf; hierauf die Hauptsysteme, deren nicht weniger als zehn seyn sollen: 1) System der Verdauung, 2) Aufsaugung, 3) des Kreislaufes, 4) der Athmung, 5) Absonderung, 6) Empfindung, 7) der Muskeln, 8) Knochen, 9) der Stimme, 10) des Geschlechts. Welch ein niedliches Gewühl! Einfache und zusammengesetzte Systeme vertragen sich ganz friedlich, Knochen und Stimmorgane, Kreislauf und Geschlecht, Verdauung und Aufsaugung u. s. w. Offbar ohne alle leitende Idee zusammengestoppelt, nur so auf Geradewohl, wie sie eben Hn. *R.* in Sinn kamen. Als einfache Gewebe nimmt er an: Zellgeweb, Nervengeweb, Muskelgeweb und die Hornsubstanz; ebenfalls ganz willkührlich und unphysiologisch. Er hat es so gefunden, und das genügt ihm! Was das Leben sey, haben wir nicht erfahren; er muss dieses nicht gefunden haben, obschon er es in einigen Thierclassen gesucht hat; ohne Zweifel weil er es nicht in *allen* suchte. §. 6. *Von den Lebenseigenschaften; Sensibilität und Contractilität;* beide sind latent und merklicher. Bekannte Sachen über die sensibeln und insensibeln Theile, über die verschiedene Sensibilität der Völker, wobey ihm nothwendig im Jahr 1807 die Russen und Franzosen einfallen mussten, die er denn auch mit einander vergleicht. Man kann leicht denken, wie? Dieser Paragraph ist übrigens viel uninteressanter als bey *Dumas* bearbeitet. Von neuen Ideen, wäre es auch nur ein neuer Begriff, haben wir nichts entdecken können. §. 7. *Sympathieen.* Er weiss keinen Grund der Sympathieen, was wir ihm gern glauben, da er keine Ahnung von der Bedeutung der Theile, gleich den anderen Physiologen, hat. Bloss darum ist noch nichts, was auch nur von Weitem an das Wesen der Sympathie rührte, geschrieben; jedoch sind viele Thatsachen vortrefflich gesammelt — von den Deutschen und von *Barthez*, dessen Eintheilung Hr. *R.* vorträgt, aber namenlos und so künstlich verschoben, dass man kaum merkt, wo er sie hervorgezogen. Auch dessen Synergie hat er an sich genommen, aber sie steht so verlassen da, dass man ihr wohl das Stiefkind ansieht. Hat gar keinen Werth. §. 8. *Gewohnheit.* Dieser Titel ist wichtig für die Physiologie, und noch nicht so beachtet, wie hier. Durch die vielen Beyspiele ist er lehrreich, aber ausser den Beyspielen ist nichts darin. §. 9. *Lebensprincip oder Lebenskraft.* Er leugnet deren Existenz als eines eigenen Wesens mit vie-

len hoffärtigen Seitenblicken auf *Barthez*, und will sie nur als eine abgekürzte Formel statt aller Kräfte angesehen wissen, die den Leib beleben; aber hinterher macht er es ganz wie *B.*; er erklärt damit, wie mit einem Zauberstabe. „Wenn wir aufrecht stehen, warum begeben sich nicht alle Säfte nach den unteren Theilen, indem sie den Gesetzen der Schwere, welche alle Körper gegen den Mittelpunct der Erde zieht, gehorchen? Die Lebenskraft setzt sich sehr augenscheinlich der Erfüllung dieser statohydraulischen Erscheinung entgegen u. s. w." — „Die Hitze dringt nicht in den Leib, weil sich die Lebenskraft widersetzt." Über die Wirkungssphäre der Lebenskraft in den Theilen; in kleinen Menschen sey sie kräftiger als in grossen, und dafür zieht der artige Mann ein uraltes Beyspiel hervor, des Inhalts: „*Le grand Alexander étoit petit de corps; jamais homme d'une taille colossale n'offrit une grande activité dans l'imagination; aucun d'eux n'a brûlé du feu du génie. Lents dans leurs actions, modérés dans leurs desirs, ils obéissent sans murmure à la volonté qui les dirige, et semblent façonnés pour l'esclavage. Agrippa (dit le traducteur de l'histoire d'Auguste, par Aemilius Probus) feut d'advis qu'on cassast la guarde hespagnole, et au lieu d'icelle Caesar en choisit une d'allemands, sçachant bien qu'en ces grands corps y avoit peu de malice couverte, et encores moins de finesse, et que c'estoyent gents qui prenoyent plus de plaisir à estre commandez qu'à commander*". Darauf folgt eine Theorie der *Entzündung*: „*l'augmentation de toutes les propriétés vitales, dans la partie qui en est le siége.*" Es sollen sich einige gegen diese Theorie geschlagen haben (*Ceux qui ont combattu cette Definition* u. s. w.) §. 10. *Vom System der grossen sympathischen Nerven*; so steht es in der Einleitung. §. 11. *Vom Verhältniss der Physiologie zu einigen anderen Wissenschaften.* Wie folgt dieser Paragraph auf den vorigen?? *On auroit de la science de l'homme vivant une bien fausse idée, si, à l'exemple de quelques auteurs* (so haut er bey jeder Gelegenheit auf die Seite), *on pensoit, qu'elle consiste uniquement dans l'application des lois physiques aux phénomènes de l'économie animale. La physiologie ne vit pas d'emprunts; elle existe indépendante.*" Auf der anderen Seite steht dagegen: *La nature a donc, comme nous le dirons à l'article de la circulation cérébrale, employé tous les moyens hydrauliques qui étoient en son pouvoir, pour briser la force avec laquelle il y arrive, et ralentir son cours (du sang).*" Es werden nun dem Baumeister des Wundernetzes, welches die Carotiden am Grunde des Hirns bilden, grosse Lobsprüche ertheilt, „weil sonst das Blut, geschleudert durch eine *noch* grössere Kraft, als die des Herzens ist (!), unfehlbar das Hirn, so wenig consistent, zerstört haben würde." *Risum teneatis*, möchte man wohl hier ausrufen. §. 12. *Classification der Lebensfunctionen.* Nachdem er *Grimaud's* (auch Prof. zu Montpellier, aber ein Anderer als *Dumas* und *Barthez*) Eintheilung in *fonctions intérieures ou digestives* und *extérieures ou locomotrices* gelobt hat, obschon sie von allem physiologischen Charakter entblösst ist, stellt er doch noch eine eigene auf: 1 Classe, Functionen des Individuums; 2 Classe, Functionen der Gattung. Eine Tabelle führt diess weiter aus, so dass jede Classe zwey Ordnungen erhält. Die der ersten sind 1) *fonctions assimilatrices*; 2) *fonctions relatives* (*extérieures*). Die zweyte Classe enthält als erste Ordnung die Functionen, wozu beide Geschlechter beytragen, als zweyte die, welche bloss dem Weibe zukommen. Ein Anhang, der nirgends hinpassen wollte, handelt das Wachsen, die Temperamente, Menschenarten, die Abnahme und den Tod ab. Jede Ordnung ist in *Genera* getheilt, wie Pflanzen und Thiere. I Ordnung. 1) *Genus*, Verdauung, 2) Einsaugung, 3) Kreislauf, 4) Athmung, 5) Absonderung, 6) Ernährung. II Ordnung. 1) *Genus*, Empfindung, 2) Bewegung, 3) Stimme und Sprache. Wir zweifeln, dass ein Deutscher die Functionen zuerst als *Genera* gleich Thieren würde herumlaufen lassen. Hr. *Walther* hat es zwar auch gethan; allein er hat nur nachgeahmt, was ihm verwandt ist.

Es folgen nun sogleich die Gattungen mit ihren Arten in Capitel vertheilt. Wie wir es schon bey Hn. *W.* bemerkt haben, so fängt auch hier im Vorbilde ohne Weiteres die Verdauung an. Der vorbereitende Theil soll wahrscheinlich die Einleitung vertreten. Es steht nichts darin von den einfachen Verhältnissen, welche in *Autenrieth* so vortrefflich gegeben sind; aber es ist doch der sympathische Nerv darin.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. *Halle*, b. Hemmerde und Schwetschke: *Landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr* 1809, oder Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Haus-Wirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabricanten. Unter der Leitung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe herausgegeben von *G. H. Schnee*, Prediger zu Scharren und Nigrip. Siebenter Jahrgang, Januar — December. 608 S. Achter Jahrgang, für das Jahr 1810. Januar — December. 608 S. 4. mit 3 Kupfertaf. (Jeder Jahrgang 2 Rthlr. 16 Gr.)

Die stehenden Artikel dieser Jahrgänge einer sehr gelesenen Zeitung sind, wie gewöhnlich, die Ärndte- und Wirthschafts-Berichte, die Nachrichten von der Witterung und die Verzeichnisse der Fruchtpreise. Von den einzelnen Aufsätzen den Inhalt hier anzuführen, verbietet uns der Raum. Wir versichern nur, dass der Landwirth aus allen hier mitgetheilten Nachrichten und Aufsätzen Belehrung und Nutzen ziehen kann. Besonderes Vergnügen hat es aber Rec. gemacht, zu sehen, dass so viele Männer, die nichts weniger als eine gelehrte Bildung erhalten haben, gleichwohl im Ganzen so gut schreiben. Möge der würdige Herausgeber auch für die Zukunft in den Stand gesetzt werden, das landwirthschaftliche Publicum mit nützlichen und belehrenden Aufsätzen zu beschenken!

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1811.

MEDICIN.

Fortsetzung der Recension
von
Barthez und Richerands Physiologieen.

1 Cap. *Verdauung.* 1) *Begriff;* eine Nominalerklärung, wie wir erwarten können. Sie sey eine Function, welche fremder Substanzen Qualitäten ändere, einen neuen Zusammensatz bilde, tauglich zur Ernährung u. s. w. Dieses mögen doch wohl die pariser Studenten gewusst haben, als sie noch demüthige Provincialen waren. 2) „Die fleischfressenden Thiere haben einen so kurzen Darmcanal, *weil* die Nahrungsmittel durch einen zu langen Aufenthalt *hätten faulen können*, ja wir können unseren Mastdarm betrachten als einen Behälter, der uns der unschmackhaften (*dégoutante*) Unbequemlichkeit, den Koth ohne Aufhören von uns zu geben, überhebt." *Hunter* hat es doch noch besser errathen: Darum, meinte er, haben wir so langes Gedärm, damit wir in galanten Gesellschaften nicht zu oft hinauslaufen müssen. 3) *Speis und Trank;* voll läppischer Tiraden über die Gewohnheiten der Völker im Essen und Trinken, und ein lächerlicher Krieg gegen alle Völker, mit denen 1807 die gemeinen Soldaten sich geschlagen haben. „*Les médecins anglais prodiguent sans danger ces médicamens, ailleurs incendiaires*"! Bey *Hunger und Durst* darf man nur die Definition lesen, um zu erkennen, wess Geistes Kind das Buch ist. „Man bezeichnet mit diesen Namen zwey Empfindungen, welche uns von der Nothdurft unseres Leibes, seinen durch die Lebensbewegung beständig unterhaltenen Verlust zu ersetzen, benachrichtigen." Einige Beyspiele und einige Erscheinungen dieser Zustände sind angegeben. 10) *Bespeichelung.* 12) *Schlucken.* 13) *Bauchhöhle*, ganz ohne physiologischen Werth. 14) *Magenverdauung;* hat einigen historischen Werth, enthält übrigens nichts auffallend Unrichtiges, ausser dass in einem langen Geschwätz keine Ordnung zu finden ist. Die Beobachtungen über die Verdauung der bekannten Frau mit dem Loch im Magen sind wichtig. 25) *Verdauung im Zwölffingerdarm.* 26) *Galle, Milz;* alles nach dem gewöhnlichen Schlage. Wir haben schon bemerkt, dass in der Verdauung für die Physiologie am meisten gethan, und dieser Theil auch gewöhnlich gut bearbeitet werde. Aber zu viele und geistlose anatomische Beschreibung, rohe Teleologie, ungeläuterte Ansichten von der Milz, die bloss ein Vorbereitungsorgan seyn soll, gedehnte, unabgesetzte Rede verderben das meiste. 28) *Handlung der dünnen Därme; der dicken; Stuhlgang.* Ziemlich vollständig erzählt. Vom Wurmfortsatz meint Hr. *R.*, „er wäre im Menschen zu eng, um, wie in Thieren, den Koth länger in sich zu halten, und seine Anwesenheit deute nur auf einen Punct der Analogie mit den Thieren, bey denen er wahrhaft nützlich sey; und er trage bey, den Beweis festzusetzen, dass die Natur zufrieden ist, gewisse Organe in einigen Gattungen nur zu entwerfen, die sie in anderen ausführt, gleichsam nur um zu bemerken, dass Berührungspuncte für alle Wesen, an die sie Bewegung und Leben vertheilt hat, vorhanden sind". Hätte Hr. *R.*, statt politische Zeitungen über Deutschland 1806—7 zu copiren, gelehrte sich übersetzen lassen und copirt: so würde er nicht so kleinstädtisch von der Bedeutung des Wurmfortsatzes kannegiessern. Von dem physiologischen Verhältniss der Därme zu einander, des Afters zum Munde u. dgl. müssen wir von ihm nichts erwarten; aber noch unerwarteter wird es den Lesern seyn, zu hören, dass er mit dem Stuhlgang auch zugleich 31) die Absonderung des Harns abhandelt, ohne allen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, sogar ohne vorausgeschickte Theorie der Absonderungen. Man kann denken, dass diese Harntheorie auch danach ist. Er erzählt nach *Haller*, wie viel Blut durch die Nieren laufe, wie die Einspritzungen ausfallen, wie der Harn tropfenweis aussickere und endlich ausgestossen werde. Über den Harn selbst, seine Bestandtheile, sein Verhalten in manchen Krankheiten, über die Harnsteine hat der Vf. lehrreicher gesprochen. 2 Cap. *Aufsaugung;* kann man weder tadeln noch loben. Hr. *R.* wird glauben, dass es schon Lob genug sey, wenn man nicht tadeln kann; allein traurig genug, wenn dieses das einzige Lob ist. Hr. *R.* macht es wie Andere auch, wie es schon vor 20 Jahren geschehen ist. Es ist für eine solche Zeit gut, ziemlich vollständig und gemeinhin erzählt. Falsches kann nichts darin seyn, da er nichts vorbringt, was nicht schon einige Dutzend Mal durch die Hechel gezogen worden. Was er Eigenes hinzusetzt, ist ohne Gehalt, z. B. über den Krebs in physiologischer Hinsicht. Dagegen sind seine pathologischen Beobachtungen lehrreich, auch für die Physiologie; aber nur dem, der sie zu deuten weiss. 3 Cap. Der Nutzen des *Kreislaufes* sey, das Blut an die Luft zu bringen, es in den Absonderungsorganen zu *reinigen* und zu ernähren. Wie elend solche Ansichten sind, brauchen wir wohl nicht zu bemerken. Der

Kreislauf thut freylich alles diefs: aber ist denn dieses die Hauptsache? 51) *Handlung des Herzens.* Hier hört man von nichts, als Stossen, Treiben, Jagen, Drängen, Schlagen, Pumpen, Drücken. Wer sein Blut so im Leibe herumpeitscht, mag eine vortreffliche Feuerspritze vorstellen können. 54) *Handlung der Arterien*, ungefähr so, wie bey Hn. *Walther.* 60) *Haargefäfse.* Gegen *Bichat* erkennt er es nicht als ein eigenthümliches Zwischensystem an, und das mit Recht; aber es ist auch eine Ehrenbezeugung, den zu nennen, gegen den man spricht. Nirgends ist es geschehen, sondern es heisst, wenn *Barthez, Dumas, Bichat* angeführt werden sollten, nur *certain auteur* oder *quelques auteurs* oder *plusieurs Physiologistes etc.* Die gemeinste Art sich entgegenzusetzen, wo der Bekämpfer an den einen Gegner sich nicht wagt, bey dem anderen aber sich einbildet, er sey so hoch über ihn erhaben, dafs es ihm Schande sey, wenn man wüfste, dafs er mit solchem Schächer kämpft; dennoch aber läfst es ihm die Gemeinheit nicht zu, nicht zu hadern. 62) *Die Venen* sollen durch die schwache Bewegung ihrer Wände und einige fremdartige Hülfskräfte das Blut bis zum Herzen schaffen. Dieses hat wohl noch Niemand begriffen; man hat sich aber eingebildet, es wäre zu begreifen, weil man keine andere Erklärung wufste, und sogar keine andere für möglich hielt. Langweilige anatomische Beschreibungen und unfruchtbare Tiraden füllen dieses Capitel aus. 4 Cap. Den Mangel an Ordnung und die Predigersprache ausgenommen, ist dieses Capitel von der *Athmung* für Zöglinge unterrichtend, und enthält etwa so viel, wie dasselbe Cap. bey Hn. *Walther*, hier die naturphilosophischen Zwischenspiele ausgenommen. 78) *Thierische Wärme.* Dieser Artikel gehört unter die besten im Buche; es ist alles berücksichtigt, was Aufschlufs über die Wärme geben kann: aber eben darum steht dieser Artikel am unrechten Orte. Hr. *W.* ist wieder gefolgt, aufser dafs dieser die Artikel mehr gesondert hat. Denn bey Hn. *R.* folgt 83) wieder Allerley über das Athmen, besonders über die Lungenausdünstung, das Ersticken, und über Seufzen, Weinen u. s. w., welche, wie in allen Physiologieen, unrichtig, formal und meistens falsch dargestellt sind, wovon uns schon die vorigen Bücher langweilige Beyspiele genug gegeben haben. 87) *Hautausdünstung;* ist nicht übel, aber warum hier? 5 Cap. *Absonderungen.* Zuerst werden die Säfte abgetheilt, oder vielmehr es wird gesagt, dafs man sie nicht wohl abtheilen könne. 89) Das Blut wird zerlegt, dabey kommt auch, wunderlich genug, die Transfusion vor; dann folgen die eigentlichen Absonderungen. 94) Die Durchschwitzung, Menstruation, Drüsenabsonderung, Fett, alles ohne Ordnung; aber fleissig. Schlechte Ansichten blicken jedoch überall hervor. Er preist sich glücklich, dafs der Mensch kein Fett im Hirn hat. „Man findet nie wahres Fett im Inneren der Hirnschale, und man kann es sich nicht versagen, den Nutzen davon anzuerkennen. Wie vielen Gefahren würde das Leben nicht ausgesetzt gewesen seyn, wenn ein Saft, dessen Menge so veränderlich ist, und sich in kurzer Zeit verdreyfachen kann, hätte in einer Höhle abgesetzt werden können, welche aufs genaueste von einem Organ ausgefüllt ist, das der leichteste Druck ändert!“ Wie glücklich sind wir doch, dafs die Natur nicht Steine, Holz, Stroh und dergleichen gefährliches Zeug im Hirne wachsen und gedeihen läfst! Statt zu erklären, warum im Hirne sich kein Fett entwickeln könne, stellt er fromme Betrachtungen an. 6 Cap. *Ernährung;* viel nachläffiger dargestellt, als in *Dumas:* so auch die Blutbestandtheile und ihr Verhältnifs zu den Geweben in der Ernährung.

Der *zweyte* Band fängt mit der *zweyten* Ordnung der ersten Classe an, mit den Functionen, welche den Leib mit der Welt in Beziehung setzen. 7 Cap. *Von Sensationen.* 113) Eine kurze Einleitung von zwey Seiten, und dann folgt sogleich 115) *Vom Lichte.* Wie überall, so ist auch hier das Hinterste zuvorderst gesetzt. Es wurde der Kreislauf erklärt vor dem Athmen, nun die Sinneshandlungen vor den Nervenhandlungen. Was soll da herauskommen? Eine Zusammenstoppelung von vielen guten Thatsachen, die unter sich ein Babel bilden. 116) *Gesichtssinn.* Gewöhnlich und unordentlich. Wenn man in einem Sammelbuch nichts Besseres zu geben weifs, als was schon Andere gegeben haben: so sollte man kein solches schreiben, es sey denn die Ordnung eine vorzügliche. In dieser Hinsicht kann Hn. *Burdachs* Physiologie entschuldigt werden; die Hn. *R's.* aber keineswegs. 121) *Gehörorgan.* Ungefähr so wie bey Hn. *Walther*, doch bey diesem etwas verbessert. 124) *Gerüche und Riechsinn;* ganz ohne physiologischen Sinn, nichts von der herrlichen Bedeutung dieses Sinnes, jede Erklärung unter aller Kritik. 127) *Geschmackssinn.* Man mufs fragen, nun, nachdem wir zu Ende sind, wie schmeckt man, wie riecht, hört, sieht man? Welches ist das Wesen dieser Sinne? In welcher Hinsicht hat sie die Natur hervorgebracht? Wie verhalten sie sich zu den anderen Systemen? 130) *Tasten, Haut, Nägel, Haare.* Nicht übel, wenn dieser Sinn, der allen anderen zum Grunde liegt, nur nicht wie der hinkende Bote zu spät käme, um den anderen Sinnen Sinn zu geben. 137) *Von den Nerven.* Es ist möglich, die Nerven hinter den Nerven*organen* nachzuschleifen, und in Deutschland Affen dazu zu finden. *Reil* ist der einzige deutsche Schriftsteller, der aus der Wüste zu Hn. *R's.* Ohren in der Hauptstadt gedrungen ist. 141) *Von den Hüllen des Hirns.* Ein langes, fruchtloses Gewäsch über die Schädelknochen, und ein gar nicht wieder aufhörendes über den Kreislauf im Hirn, und die Bewegungen des Hirns, in sofern der Kreislauf darauf Einflufs hat, von S. 115—146! 151) *Handlung der Nerven und des Hirns.* „Durch eine *Bewegung*, welche es seyn mag, müssen die Nerven handeln“. — „Es ist viel vernünftiger zu glauben, dafs die Nerven mittelst eines feinen, unsichtbaren, untastbaren Flüssigen handeln, welches die Alten Lebensgeister genannt haben“. Dieses mag genug seyn, um zu wissen, was von Hn. *R's.* Theorie

zu halten ist. Hierin stehen die deutschen Physiologieen unendlich über ihm, und bloss solche Ansichten entscheiden über den Geist und Werth eines ganzen Werks. 152) *Entwickelung des Verstandes. Condillac's* und *Cabanis* Lehren, welche sehr gut und wahr sind, besonders über Instinct und Vernunft. Die Franzosen haben hierin mehr Fortschritte gemacht, als wir, weil ihre Metaphysiker mehr Naturkenntniss hatten, als die unsrigen, welche sich einbilden, sie könnten die Plane und Werkstätten des Geistes in finsteren Winkeln ertappen, in denen sie als Zaubersprünge nur das Stirnreiben verstehen müssten. Darum sind unsere Logiken so ausgemergelt, besonders seit man sich erlaubt hat, über die Aristoteliker sich lustig zu machen. Die Gesetze des menschlichen Geistes sind nur in der Physik und in der Physiologie des Organismus aufgezeichnet, und dem Logiker durch diese Wissenschaften zur Befolgung vorgehalten; wer diesen Weg nicht nimmt, ist ein bedauernswürdiger Ritter in einer Mährchenwelt. 159) *Schlaf und Wachen, Träumen, Nachtwandeln.* Gute Beobachtungen ohne Theorie. Wir haben es besser. Vom Mesmerismus sagt er nichts, dieser herrlichsten und wohlthätigsten Entdeckung des vorigen Jahrhunderts, deren Urheber nach Jahrtausenden Ehrensäulen werden errichtet werden, um das laue und überkluge Zeitalter für die Verachtung zu züchtigen, mit der es ihn aufgenommen und bis an sein spätes Ende verfolgt hat. 8 Cap. *Von Bewegungen der willkührlichen Muskeln.* Uns dünkt, so lange die Physiologie noch so viel mit einfachen Stoffen zu thun hat, wird sie sehr unorganisch und todt bleiben. *Übergewicht der Beuger über die Strecker*, Muskelstärke, sind gut gearbeitet. Auch hierin sind die Franzosen weiter als wir. Natur des Muskelfleisches, Galvanismus, zu weitläuftig. 174) *Knochensystem;* langweilig, bekannt. 179) *Stehen, Gehen, Laufen, Springen, Schwimmen, Fliegen, Kriechen, Handiren*, von S. 269—339, also lang genug, aber gut. Auch hier sind die Franzosen uns vorgelaufen. *Barthez* hat nach *Borelli* das Meiste gethan. Es war nun nicht schwer, es auszuziehen. Man lese Hn. *Walther*, und man hat von diesem Auszuge noch einen Stümmel. 9 Cap. *Stimme und Sprache:* ist auch gut gearbeitet, und es wundert uns daher, dass Hr. *W.* es nicht nachgeahmt hat, sondern mit einem schlechteren zufrieden gewesen. Wir haben jedoch deutsche Werke, worin dieser Gegenstand viel besser abgehandelt und erschöpft ist.

Zweyte Classe. *Verrichtungen zur Erhaltung des Geschlechts.* Diese ganze Classe ist so schlecht behandelt, dass sie wegen der vielen Irrthümer mehr Schaden anrichtet, als sie nützen kann. Ganz ohne Idee und ohne Kenntniss ist Allerley zusammengeschrieben, was weder Zusammenhang hat, noch vollständig, noch wahr ist, und doch ist über diesen Gegenstand in der Physiologie von Anderen so viel geleistet! 10 Cap. *Von der Zeugung.* 197) Unterschiede der Geschlechter. Wir haben die zwey Blätter, worauf diese Unterschiede stehen sollen, um- und wieder umgewendet, aber nicht ein Wort darüber gefunden, als dass die Körper eben verschieden seyen; das Übrige ist eine Abschweifung auf den helmontischen Satz: *Propter solum uterum mulier est id, quod est*, den er mit einer Beobachtung und mit sonderbaren Ausrufungen widerlegt glaubt. „*Une observation très curieuse du Prof.* Cailliot *prouve mieux que tous les raisonnemens qu'on pourroit accumuler, jusqu'à quel point les caractères du sexe sont indépendants de l'influence de l'utérus. Une femme naît* (ohne Zweifel), *croît et s'élève* (welche Sprache! als wenn er auf der Bühne stände) *avec toutes les apparences extérieures de son sexe. Arrivée à l'âge de vingt à vingt-un ans, elle veut obéir au penchant qui l'entraine: vains désirs! efforts superflus! Elle n'avoit rien au-delà de la vulve, d'ailleurs bien conformée.*" Erzählen so Professoren auf dem Katheder, oder in einem Lehrbuche?? Was wars! das Mädchen hatte keine Bärmutter, und dieses soll etwas beweisen! Was soll denn das Weib seyn, wenn es weniger, als ein Weib ist? Etwa gar ein Mann! Was ein solcher Mann ist, wissen wir, er ist aus physiologischen Gründen halb Weib. So häufen Menschen Erfahrung auf Erfahrung, pochen und prahlen damit gegen die geistige Bearbeitung derselben, als wäre nur in ihren Steinhaufen Heil, nicht aber in den nach Regeln angelegten, wenn auch gleich nicht ächten, und eben darum nicht ganz gelungenen Gebäuden. 198) *Zwitterschaft*, ganz schlecht auf zwey Seiten. 200) *Männliche Zeugungstheile*, 202) *weibliche;* Anatomie ohne Geist. 203) *Empfängniss.* Es trete Blut in die Zellen der Ruthe, der Same dringe durch die Bärmutter bis zu den Eyerstöcken, wo ein Ey abgelöst würde; der Embryo sey in den Eyern vorgebildet, jedoch nicht von Anbeginn her: „*tant il est vrai, comme le remarque Condillac, qu'on n'a jamais tant de choses à dire, que lorsqu'on part de faux principes!*" 207) *Schwangerschaft;* nichts. 208) *Geschichte des Foetus und seiner Hüllen.* „Nach einigen Tagen bemerkt man in der Bärmutter ein häutiges, durchscheinendes Bläschen u. s. w., dieses kleine Ey wächst, das Durchscheinen nimmt ab, man kann daran die ersten Zeichnungen der Theile, den Entwurf des Kopfes, des Rumpfes und der Glieder sehen." Solche Sachen erzählt ein Physiolog! „Gegen den 17 Tag (er muss wohl von Schafen, nicht von Menschen reden) — erscheint ein rother Punct an der Stelle des Herzens (jetzt muss er harveyische Hirsche im Sinne haben). — Rothe Linien gehen vom Herzen aus gegen den Umfang" (?). Nun wird kurz und schlecht gesagt, wie er von Monat zu Monat grösser wird. 209) *Kreislauf.* „Das Kind erhält die Nahrung ganz vorbereitet von der Mutter — die Zasern der Nabelvene saugen sie, und auch arterioses Blut mit ein". Diese einfältige Meinung kommt bey vielen neueren Physiologen noch vor, so wider- und unsinnig es auch ist, solches Zeug auch wider die offenbarsten Beweise und Lehren anderer Physiologen in die Medicin zu zerren. Es ist endlich bey den Physiolo-

gen die Lehre von dem Athmen des Mutterkuchens durchgedrungen, so verstockt sie sich auch bey der ersten Aufstellung oder vielmehr der ersten Wiedererweckung aus einem mehr als hundertjährigen Schlafe betragen haben; eben so die Lehre von der Entwickelung der Därme aus dem Nabelbläschen, obgleich sie Anfangs mit einer wilden Wuth dagegen stürmten. Es ist von dem richtigen Verstande solcher Menschen zu hoffen, dass, wenn sie einmal auf ihre Arroganz und auf den läppischen Neid werden Verzicht haben leisten müssen, sie stillschweigend und innerlich beschämt zum Kreuze kriechen werden. Der Kreislauf ist übrigens richtig erzählt. „Das Drücken der Nabelschnur würde den Tod nach sich ziehen, *nicht, wie man geglaubt hat, auf eine plötzliche Weise und durch eine schnelle Erstickung:* sondern die Thätigkeit der Organe würde sich stufenweise schwächen und *endlich* aufhören, wenn die Säfte des Foetus, nicht mehr durch Beymischung neuer Säfte von der Mutter belebt, ihrer nahrhaften Theile ganz beraubt seyn würden." Solchen gefährlichen Unsinn, solche durch die unglücklichste Erfahrung seit Jahrtausenden erklärte Lüge lehrt ein Professor der Physiologie zu Paris! Also Hunger ist es, an dem das Kind stirbt, wenn die Nabelschnur einige Minuten gedrückt wird. Ein geschwinder Hunger! „Es ist heut zu Tage wohl bewiesen (*démontré* sogar), dass der Amnionsaft nicht zur Ernährung des Foetus dient (welche Unverschämtheit!), dessen Mund verschlossen ist". (So! wodurch?) So viel Unwissenheit hat noch nie so stolzirt! 213) *Missgeburten;* auf zwey Seiten, ganz schlecht. 214) *Hüllen.* Die Caduca sey nichts, als das wollige Geweb auswendig am Chorion, nachdem man die Menge der zelligen und gefässigen Fasern, mittelst deren das Ey an die Bärmutter befestigt ist, zerrissen hat. Welch eine Vorstellung mag dieser Mann von den Hüllen haben! Chorion und Amnion sind noch genannt, und die Allantois bey den Thieren, weiter nichts; nichts von dem Nabelbläschen, kein vernünftiges Wort vom Urachus. So steht es bey einem Menschen, der die Unverschämtheit hat, über die Deutschen wie über ein sinnloses Volk herzufahren, der die Unwissenheit hat, von uns zu sagen, wir trieben uns nur in gehaltleeren Hirngespinsten und Systemsuchten herum, indem gegenwärtig zwey Partheyen sich zerfleischten, *Brownianer* und *Neuchemisten*, wovon wir, Gott sey Dank, keine Kunde haben. So unwissend ist er, dass er wähnt, es schlagen sich nichtexistirende Neuchemisten und nichtexistirende Brownianer herum! So unwissend ist er, dass er nicht einmal weiss, dass die *Encyclopédie méthodique*, welche das einzige Buch der jetzigen französischen Naturalienbeschreiber, welches ihre Bibel ist (er sehe *Bosc*, *Lamarck*, *Sonnini*, *Montfort*, *Draparnaud*, *Roissy* u. s. w., er sehe die neueren nat. Wörterbücher an) zu neun Zehntheilen aus deutschen Werken copirt ist. Sind die Infusorien nicht von *Müller?* Sind die Würmer nicht von *Müller*, von *Goeze*, von *Bloch?* Sind die Conchylien nicht aus *Martini*, aus *Chemnitz*, aus dem Naturforscher mit vielem anderen? Sind nicht die meisten Insecten aus *Rösel* und anderen Deutschen? und von wem stammen die Fische, Vögel und die Säugthiere her? Etwa von Franzosen? Sind dieses nun Hirngespinnste? ist dieses Systemsucht? Solche Beschuldigungen — welche Strafe verdienen sie wohl? — Und dennoch zweifeln wir nicht, dass sich irgend ein charakterloser deutscher Gelehrter und ein habsüchtiger Verleger finden werden, die ein solches Pasquil übersetzt an den deutschen Strassenecken anheften. — Und nun vorwärts! 215) *Vom natürlichen Ziele der Schwangerschaft.* Eine Seite, höchst nachlässig. 216) *Vom Gebären.* „Wenn das Kind reif ist, lässt es wahrscheinlich das Blut, welches ihm die Nabelvene (!) zuführt, nicht mehr zu — und dann folgt halt die Geburt." Schöne Erklärung! 218) *Zwillinge.* Verhältniss der Knaben zu den Mädchen. Es sey jetzt bestätigt, dass mit wenigen Ausnahmen mehr Knaben geboren würden, als Mädchen, und die Polygamie sey daher in *allen* Ländern der Erde eine dem Zweck der Natur und der Vermehrung des Geschlechts schnurstracks zuwiderlaufende Einrichtung. Und doch sagt er in *einem* Athemzuge: „die Knaben in der Folge zu den Gefahren des Krieges und der Schiffahrt, zu beschwerlichen Arbeiten, zu einem harten, herumwerfenden Leben gerufen, sterben in grosser Menge, und die Gleichzahl ist bald hergestellt, und die Weiber bilden im Alter gegen zwey Drittheile mehr, als die Männer." Wenn nun dieses ist, und dass es sich so verhält, sehen wir leider; wenn es sich nun so verhält: wie kann man eine mässige und nach Massgabe der Nothdurft eingerichtete Polygamie, die auf eine bestimmte Zahl eingeschränkt seyn müsste, *physiologisch* tadeln? 219) *Überfruchtung.* 220) *Säugen.* Er meint, die Milch werde durch die Lymphgefässe abgeschieden. Das erste Athmen ist nicht erklärt, das erste Saugen auch nicht. Instinct soll es thun. Ja wohl! Er ist ja eine *qualité occulte;* und was vermögen diese nicht in Frankreich!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Berlin, b. Hitzig: *Beschreibung und Abbildung der missgebildeten Geschlechtstheile eines siebenjährigen Kindes, welches bis jetzt für ein Mädchen gehalten, am 18 Januar 1811 aber von einer Gesellschaft praktischer Ärzte in Berlin, namentlich Heim, Knape, Reil, Rudolphi u. s. w., als Knabe erklärt worden, und jetzt als solcher erzogen wird.* Von D. *August Bock.* Mit 2 Kupfertafeln, gezeichnet von *Wolf* und gestochen von *Bollinger.* 1811. 8 S. 8. (8 gr.) (Aus *Horns* Archiv für medicinische Erfahrung besonders abgedruckt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1811.

MEDICIN.

Beschluss der Recension von Barthez und Richerands Physiologieen.

Anhang. 11 Cap. *Geschichte der Alter, der Temperamente, der Menschenabänderungen, des Todes und der Fäulniss.* Die Temperamentenlehre verdient alles Lob, auch die Menschenraçen sind nicht ohne Werth, besonders aber sind Greisenalter, Tod, Fäulniss hinlänglich dargestellt. — Die Sprache ist gut, den Hang zu manchen sonderbaren neuen Wörtern abgerechnet; *sparaginé*, in Form einer Spargelstaude u. s. w.

Wir glauben, dass der Vf. in einer *Nosographie chirurgicale* etwas leisten könne, die Physiologie sollte er aber Anderen überlassen.

Nun noch ein Zusatz! Wir haben uns lange besonnen, ob wir bey dieser Veranlassung auf das Ausschreiben des Hn. *Walther* in Landshut aufmerksam machen wollen: allein es hat uns endlich doch zu erbärmlich geschienen, dass ein Deutscher einen französischen Physiologen heimlich abschreibt, als dass wir diese Erbärmlichkeit, um gleichgesinnte Deutsche davor zu bewahren, nicht zur Schau stellen sollten.

Man vergl. *R.* I. S. 296 mit *W.* II. S. 28, und dann:

Richerand.	*Walther.*
I. S. 298. *Dans l'état naturel, les choses ne se passent point comme on vient de le dire; et l'on ne suppose l'action successive des quatre cavités du coeur, que pour rendre plus intelligible le mécanisme de la circulation à travers cet organe. Si on le met à découvert sur un animal vivant, on observe etc. — Et ses cavités paroissent douées, comme pensoit Galien, de cette force qu'il nomme pulsive.*	II. S. 30. Es ist leicht einzusehen, dass diese Angabe der Art und Weise, wie der Durchgang des Blutes durch die vier Höhlen des Herzens geschehe, ganz unstatthaft sey. — Denn zuerst ist in *jener* Erklärung in einzelne getrennte Perioden aus einander gezogen, was in der Function selbst synchronisch vereinigt ist. Es ist keine Aufeinanderfolge in den Zusammenziehungen der vorderen und hinteren Herzenskammer. — Wenn man bey einem *lebenden Thier* den Herzbeutel öffnet, und das Herz bloss legt, sieht man u. s. w. — Mit Recht wird daher von Galenus dem Herzen eine eigene, selbstthätige, *pulsative* Kraft zugeschrieben.
S. 301. *Ce mouvement dépend encore de l'effort que fait le sang lancé dans l'aorte, pour redresser la courbure parabolique de cette artère, qui réagit, et porte en avant et en bas la masse entière du coeur, qui lui est comme suspendue cet. cet.*	S. 39. Eben so *wenig* ist der Herzensschlag die Folge der Einsprützung des Blutes in die Aorte, und der Gewalt, mit welcher hiebey die *parabolische* Krümmung dieser Arterie ausgeglichen wird, wobey das an ihr gleichsam *suspendirte* Herz eine Dislocation erleidet. u. s. w. u. s. w.
II. S. 248. *La colonne vertébrale doit réunir, à une extrême solidité, une mobilité assez grande; elle possède ces deux avantages, et tient le premier de la largeur de surface par lesquelles sont articulés les os qui la composent, du volume, de la longueur, de la direction, de la force de leurs apophyses, et de la multitude des muscles et des ligamens etc.*	S. 174. So vereinigt sie mit der grössten Festigkeit des Baues die grösste Leichtigkeit und Vielseitigkeit aller Bewegungen. Die erste ist ein Resultat von der *Breite der Gelenkflächen* der Wirbelbeine — von der Länge, Richtung und Stärke ihrer Knochenfortsätze, von der grossen Anzahl und Stärke der Muskeln und *Bänder* u. s. w.
Le centre des mouvemens, par lesquels la colonne vertébrale s'étend ou se ploie, en s'inclinant en arrière ou en avant, ne se trouve ni dans l'articulation des apophyses obliques de chaque vertèbre, comme l'a dit Winzlow etc., ni dans la symphyse cartilagineuse qui unit leurs corps etc.	Bey der Vorwärts - und Rückwärts - Bewegung der Wirbelsäule fällt der Schwerpunct *weder in* die Gelenkverbindung der schiefen Fortsätze der Wirbelbeine, *noch in* die Symphyse ihrer Körper u. s. w.

Wenn Hr. *W.* nicht auch aus so vielen deutschen Werken auf ähnliche Art zusammengeschrieben hätte: so könnte man sein Werk beynah auf folgende Weise charakterisiren: Es sey des Hn. *Richerand's* Physiologie bejahend oder verneinend, verändert, zerrissen vorgetragen, mit naturphilosophischen Lappen geflickt, und mit dem deutschen neuphysiologischen Eisen geglättet. So ist der Bau dieses Werkes ausgefallen, obgleich ihm Andere gute Materialien geliefert haben! O.

ERFURT, b. Müller: *Allgemeine Geschichte der thierischen und mineralischen Gifte.* Von *Joh. Friedrich Gmelin*, der WW. und Arzneykunde Doct., Prof. der Med. zu Göttingen, Königl. grossbritt. Hofrath u. s. w. Mit einer Vorrede von *Joh. Friedrich Blumenbach*, Hofrath und Professor in Göttingen. Zweyte Auflage. 1810. 392 S. mit Register gr. 8. (2 Rthlr.)

Dieses Werk ist eine nachgelassene Frucht der rastlosen literarischen Thätigkeit des durch die Menge seiner gehaltreichen Schriften der gelehrten Welt rühmlich bekannten Vfs. Bereits vor 34 Jahren erschien die erste Auflage jener Abtheilung des Buches, welche die *thierischen Gifte* in sich begreift, Leipzig 1776. Ihr folgte die *Geschichte der Pflanzengifte*

in demselben Jahre nach, welche mit der im J. 1777 erschienenen *Geschichte der mineralischen Gifte* in Nürnberg herauskam. Bis auf unsere Tage behauptete das Ganze sich in dem Ansehen einer in ihrer Art classischen Arbeit, der in diesem Fache keine andere an Reichhaltigkeit und Vollständigkeit die Waage hielt. Von jener Zeit her war der Vf. bemüht, alle Entdeckungen, womit die Giftlehre ihr Gebiet erweitert und bereichert sah, mit dem ihm eigenen Fleisse zu sammeln, und sie der neuen Ausgabe seines Werkes einzuverleiben, wovon diejenige Abtheilung, welche sich mit den Pflanzengiften beschäftigt, im Jahre 1803 in Nürnberg herauskam, und schon durch die von 525 auf 852 gesteigerte Seitenzahl den erhaltenen Zuwachs augenfällig verrieth, und allenthalben bedeutende Umarbeitungen und Verbesserungen zeigte. So emsig hierauf der Vf. die Bearbeitung der übrigen beiden Theile des Werkes fortsetzte; auf so viele Zusätze, Vermehrungen und Umschmelzungen wir allenthalben in ihnen stossen: so scheint doch das Ganze zum Drucke noch nicht völlig reif gewesen zu seyn, als den Vf. der für die Wissenschaften zu früh erfolgte Tod überraschte. Es zeigt hievon nicht sowohl der Mangel der Vorrede in einem wie in dem anderen Theile, ohne die der würdige Vf. keines seiner Geistesproducte in die Welt zu schicken gewohnt war, und welche Lücke nachher Hr. Hofrath *Blumenbach* ausfüllte, sondern in der inneren Anordnung der Materialien ergiebt sich so Manches, was nur zu laut den Mangel der letzten Feile ausspricht, wie wir im Verlaufe dieser Betrachtungen dem Leser darzulegen Gelegenheit finden werden. Doch behauptet bey den erwähnten Mängeln das Ganze in der Hauptsache noch immer seinen Werth, und bey der vergrösserten Reichhaltigkeit seines Inhaltes, wodurch es gegen die erste Ausgabe so auffallend und vortheilhaft absticht, müssen wir demjenigen Dank wissen, welcher die Herausgabe des so fruchtbaren Nachlasses des für die Wissenschaften unvergesslichen Mannes besorgte. Was dem Werke ein vorzügliches Interesse ertheilen muss, ist der Umfang und die Vollständigkeit der jedem einzelnen Gegenstande beygefügten älteren sowohl als neueren Literatur, worin ihm keines der bisher über die Giftlehre bekannt gewordenen Werke gleichkommt. Unter die Gebrechen, welche in den Augen des Rec. an dem Ganzen hauptsächlich gerügt zu werden verdienen, gehört der etwas zu weit ausgesteckte Umfang des Giftbegriffes überhaupt, welchen man auf Dinge ausgedehnt findet, für welche die erwähnte Benennung nicht so ganz passend seyn möchte. Es gehören hieher die irrespirablen Luftarten, welche im ersten Theile als thierische, im zweyten als mineralische Erzeugnisse die Reihe eröffnen. Wer möchte wohl den Ocean einen Giftpfuhl nennen, weil er das Athmen bey dem in ihm untergetauchten Thiere plötzlich hemmt, dem Leben ein rascheres Ziel setzt, als die meisten der mephitischen Gase? Was kommt wohl an heroischer Zerstörungskraft dem glühenden Metallflusse gleich, und wem fällt es ein, ihn wie das Feuer überhaupt giftig zu nennen? Auch der indische Fadenwurm (*filaria medinensis* Linn.) prangt hier noch in der Reihe der thierischen Gifte, und diess wegen der Zufälle, z. B. Entzündung, Geschwulst u. s. w., die sein Eindringen in die menschliche Haut, und sein Wühlen im Gewebe derselben erregt, und die plötzlich nachlassen, so wie der Wurm hinweggenommen wird. Hätten wir nicht eben so gegründetes Recht, den in die Haut eindringenden Holzsplitter für giftig zu halten, weil er dieselben Zufälle, oft noch Zuckungen und Kinnbackenkrampf erregt, welche Zufälle eben so plötzlich mit Hinwegnahme des Splitters nachlassen? Sehen wir nicht täglich von in Wunden befindlichen fremden Körpern, wie Holz, Eisen, Kleidungsstücke u. s. w., die bedenklichsten Symptome erregt, und mit Entfernung jener an sich nichts weniger als giftigen Substanzen aus der unmittelbaren Berührung mit schutzlosen und zärteren organischen Theilen gehoben? Wollte man gegen so Manches, was in genannter Hinsicht an der Arbeit des Vfs. noch auszusetzen wäre, gleichgültig seyn, seinem Giftbegriffe den Umfang zuerkennen, den er ihm einräumen zu können glaubte: so müsste man, um consequent zu seyn, fragen, warum er über die mit gegründeterem Rechte zu betrachten gewesenen Miasmen und Contagien völlig hinwegging, wenigstens viel zu einseitig bey den Katastrophen des Wuthgiftes stehen blieb. Wahrscheinlich fand er das Feld von Dingen zu gross, das hier noch hätte Platz finden müssen, oder er hielt es für räthlicher, in dem Labyrinthe, in welches er sich verirrt fand, Halt zu machen, als sich noch weiter in seiner Tiefe zu verlieren. Doch vielleicht thun wir dem Vf. Unrecht, wenn wir seinem Willen zuschreiben, was nur dem voreiligen Tode desselben zur Last fällt, indem überhaupt so Manches in dem Werke gleichsam nur aus dem Groben gearbeitet, obgleich als treffliches Material zu dem die Vollendung noch erwartenden Gebäude, hin und wieder in offenbarer Unordnung da liegt. So heisst es z. B. im ersten Theile des Buches, in der die Classification der thierischen Gifte anzeigenden Überschrift des Einganges: Erste Abtheilung, lebendige Thiere. Erster Abschnitt, gesunde Thiere. Wo man das zweyte Eintheilungsglied mit der Überschrift: todte Thiere, durch das ganze Werk vergebens sucht, eben so wenig durch ausdrückliche Überschrift, auf einen Abschnitt hingewiesen findet, in dem lediglich und allein von kranken Thieren die Rede wäre; und selbst der geschichtliche Reichthum dessen, was über das Wuthgift vorgetragen wird, steht in der Gestalt einer episodischen Abschweifung von dem Texte, oder als gleichgültiger Anhang da. Ferner sehen wir die Verwüstungen, welche dem Menschen von manchen Thieren, z. B. Schnecken, Raupen, Amphibien, durch blosse Berührung widerfahren seyn sollen, in den Vortrag dessen verwebt, was von der Exhalation der thierischen Lunge als giftartig gesagt wird, welchen Gegenständen in späteren Rubriken, und in der Musterung der verschiedenen Thiergattungen ihre Stelle gebührt hätte. Dasselbe läst sich von der ebenfalls hier eingeschalteten weitläuftigen Beschreibung des Zitteraals (*Gymnotus electricus* Linn.) sagen, wobey dem Vf. unbekannt geblieben zu seyn scheint,

was *Humboldt* über diesen Gegenstand Interessantes sagt. Eben so kommen unter den Insecten vielfältig ganz heterogene Thiergattungen, z. B. Eidechsen, und umgekehrt Insecten in der für giftig gehaltenen Reihe der Amphibien. ausführlich zur Sprache: wie wir die spanische Fliege in der Ordnung der Insecten mit Stillschweigen übergangen, und in dem Anhange des ersten Theiles mit dem Wuthgifte abgehandelt fanden, wo eben so unschicklich von den contagiösen Eigenschaften der an mancherley Krankheiten umgekommenen thierischen Körper die Rede ist. Noch müssen wir hier eines Widerspruches gedenken, in welchen sich der Vf. dadurch verwickelt, dass er den Scorpion nicht zu den giftigen Insecten gezählt wissen will, lediglich aus dem Grunde, weil die von demselben beygebrachte, obgleich von ungewöhnlichen Zufällen begleitete, Wunde leicht geheilt werden kann; da doch kurz zuvor die Biene unter den giftigen Insecten aufgeführt wird, obgleich die von ihr beygebrachte Verletzung passenden Mitteln eben so leicht weicht, und die von Hn. *G.* geschilderte Gefahr ihres Stiches etwas übertrieben scheint, so wie die als Belege angeführten geschichtlichen Angaben den Verdacht des Romanhaften gegen sich haben, welches der Vf. seinen Gewährsmännern zu treuherzig nachgeschrieben haben mag. Dasselbe gilt von der Verwechslung einiger Thierarten mit anderen, z. B. des fliegenden Hundes (*vespertilio caninus*) mit dem Vampyren (*vespertilio spectrum*), auf Treue und Glauben des grossen Linné, von welchen Thieren Rec. nicht einsieht, mit welchem Rechte sie ihre Stelle in einer Geschichte der thierischen Gifte fanden; man müsste denn auf dem Grundsatze bestehen, Alles ohne Gnade für giftig zu halten, das nach menschlichem Blute lüstert. Vorzüglichen Dank müssen wir übrigens dem Vf. für seine genauen, ausführlichen, aus den vorzüglichsten älteren und neueren Werken geschöpften Beschreibungen der Thiere, hauptsächlich der Schlangen, wissen, wobey freylich die Beygabe ausgemalter Abbildungen wünschenswerth gewesen wäre. Was das Verhältniss des Umfanges dieses Theiles des Buches zu der älteren Ausgabe betrifft: so fällt derselbe bey dem vergrösserten Formate nicht durch Seitenzahl, sondern lediglich durch Mehrheit der abgehandelten Gegenstände ins Auge.

In dem anderen, mit dem ersten durch fortlaufende Seitenzahl verbundenen, und den Mineralgiften ausschliesslich geweihten Theile des Werkes, nimmt man im Allgemeinen mehr Ordnung der Gegenstände nach bestimmten Principien, als im ersten Theile, wahr; doch fehlt es auch hier nicht an gesetzlosen Absprüngen von dem Pfade, den der Eintheilungsgrund vorgeschrieben hatte. So nimmt z. B. das Salpetergas seine Stelle unter den Salzen ein, die ihm in der Rubrik der luftförmigen Flüssigkeiten und der sogenannten mineralischen Wetter gebührt hätte, so wie schon die Einleitung zu diesem Theile sich zu voreilig über den Salpeter verbreitet. Übrigens hat dieser Theil bey weitem die bedeutendste Bereicherung und Umschmelzung erlitten, durch die er weit mehr, als die anderen Theile, gegen die erste Ausgabe absticht. Der Grund hievon liegt hauptsächlich in den mannichfaltigen und ergiebigen Entdeckungen, womit im Verlaufe der neueren Jahrzehende die Chemie ihr Gebiet erweitert sah. So vermissen wir z. B. den ganzen Abschnitt, welchen hier die Betrachtung der luftförmigen Flüssigkeiten (Gasarten) einnimmt, in der ersten Auflage des Buches völlig. Auf ähnliche Weise sind die Abschnitte, welche von den metallischen und erdigen Verbindungen und Mischungen handeln, durch die ihnen beygesellten neueren Entdeckungen ansehnlich vermehrt. Schade, dass man hier so viele Dinge, gleichsam nur der Vollständigkeit wegen, zu oberflächlich aufgezählt findet, und ihre eigentliche Naturbeschreibung vermisst. So bleibt z. B. der Vf. in der Betrachtung der Zubereitungen des Quecksilbers, des Kupfers, des Bleyes u. s. w. lediglich bey ihren äusseren unmittelbar in die Sinne fallenden Merkmalen stehen, ohne hiebey das Licht der in unseren Tagen so weit gebrachten Oxydationslehre zu nützen. Überhaupt scheint hierin der Vf. dem Zeitgeiste nicht nachgefolgt zu seyn; sein Fortschreiten in der höheren chemischen Wissenschaft ist merkbar verspätet. Eine ähnliche Bewandniss hat es mit den hin und wieder noch auffallenden Überbleibseln der längst ausser Mode gekommenen humoralpathologischen Lehre, z. B. mit der den Bleygiften zugeschriebenen Säfteverdickung, der verstopfenden Schädlichkeit der Erden u. s. w. Nicht wenig Interesse gewinnt übrigens das Ganze durch die allenthalben in den Vortrag verwebten Vergiftungsgeschichten. Was Einkleidung und Sprache betrifft: so ist sie nichts weniger als gesucht, oder geziert, hin und wieder nur etwas zu natürlich und jovial. So lässt z. B. der Vf. an mehreren Stellen die roheren Menschenstämme gewisse Dinge, die wir für giftig halten, nicht essen, sondern fressen: was allenfalls wohl im mündlichen Vortrage geduldet werden mag, in schriftlichen Verhandlungen hingegen gewiss nicht an seinem Platze ist.

ΔΦ.

Nürnberg u. Sulzbach in der seidelschen Kunst- und Buch-Handlung: *Die Lehre von den Temperamenten*, neu dargestellt von *Harro Wilhelm Dirksen*. 1804. 304 S. 8. (1 Rthlr.)

1 Abschnitt. *Erklärung und Bestimmung des Temperaments in physiologischer und psychologischer Rücksicht.* Die Grundsätze über die Temperamente der hippokratisch - galenischen Schule herrschten durch das ganze Mittelalter. In demselben Geist ist *Huarts* Schrift, *Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften*, welche in 16ten Jahrhundert erschien, abgefasst. In dieser alten Theorie machte *Paracelsus* die erste bedeutende Veränderung. Zu Ende des 17 Jahrhunderts trat *Stahl* mit einer ganz neuen, und für die Kenntnisse seines Zeitalters vortrefflichen Theorie auf. *Haller* wich noch mehr wie *Stahl* und *Hofmann* von der alten Theorie ab. *Platner* und *Kant* umgingen die Schwierigkeiten des Humoral- und Nerven-Systems, und bauten ihre Theorie der Temperamente auf die Modificationen der Organe und Le-

benskräfte. Die Lehre von den Temperamenten in psychologischer Rücksicht war bey den Alten sehr unbestimmt, und ist erst in den neuesten Zeiten ausgebildet worden. Nach dem Vf. ist *Temperament* das Verhältniss der animalischen Natur und Sensibilität zur Seelenkraft, oder die eigenthümliche Beschaffenheit des inneren Sinns und die sich auf denselben beziehende Verknüpfung der Reizbarkeit mit der Thätigkeit des Gemüths, und zwar bestimmt durch die Verknüpfung der Reizbarkeit und Lebenskraft in den animalischen Functionen zum Zweck des thierischen Lebens und der Sensibilität. Jene Reizbarkeit und Lebenskraft, und die daraus fliessende Thätigkeit des inneren Sinns, sind weder bey allen Menschen gleich gross, noch stehen sie in demselben Verhältniss. Hierauf beruhet alle Verschiedenheit der Temperamente, deren gerade so viele sind, als sich Combinationen der gedachten Reizbarkeit und Lebenskraft in Absicht der Stärke und Schwäche und des Gleich- und Übergewichts der einen über die andere denken lassen. Solcher Haupt-Combinationen giebt es *vier*, die der Vf. entwickelt. — Dieser psychologischen Eintheilung der Temperamente läuft die physiologische vollkommen parallel. 2 Abschnitt. *Charakteristik der Temperamente.* Das cholerische Temperament kann man in mehr als einer Rücksicht das Meisterstück der Natur nennen. — Nur das cholerische und melancholische Temperament sind geeignet, den Enthusiasmus zu beleben und zu unterstützen, jenes aber in höherem Grade; und hierauf gründet sich vornehmlich der Vorrang, welcher ihm vor den übrigen beygelegt wird. Statt aller Beyspiele ist es genug, an unseren unsterblichen Luther zu erinnern, über dessen Temperament Keiner zweifelhaft seyn kann, der mit seinem Charakter bekannt ist. — Der Vf. stimmt nicht dem Lobe bey, welches *Feder* dem sanguinischen Temperament ertheilt, indem er sagt, dass es nur einer guten Erziehung und richtiger Grundsätze bedürfe, um den vollkommensten Gemüthscharakter zu geben. — Das melancholische Temperament, heisst es weiter, ist noch nicht mit der Sorgfalt untersucht und beschrieben, welche es verdient; denn wenn es auch nicht das beste ist: so ist es doch für den Psychologen das interessanteste und ein unerschöpflicher Stoff. 3 Abschnitt. *Allgemeine Vergleichung der Temperamente in Absicht ihrer guten und schlimmen Anlagen, und in Beziehung auf Moralität, Verdienst und Schuld. Zucht und Cultur des Temperaments. Modificationen desselben durch Alter, Geschlecht u. Civilisirung. Physiognomik des Temperaments. Einfluss des Klima's u. s. w. auf dasselbe. Das Temperament als Grund einer natürlichen Ab- und Zuneigung.* Die Kunst, das Temperament so zu lenken und zu behandeln, dass es der freyen Willkühr unterwürfig und zur Beförderung moralischer Zwecke immer tauglicher werde, nennt der Vf. die *Zucht des Temperaments.* Sie begreift diätetische und psychologische oder ascetische Regeln in sich, welche der Vf. auf jedes der 4 Haupttemperamente anwendet und entwickelt. — Unter den Bemerkungen über den Einfluss der Cultur auf das Temperament sagt der Vf.: „Der cultivirte Mensch wird in gewisser Absicht und unter gewissen Umständen leichter und zuweilen stärker afficirt; in anderer Rücksicht scheint es aber von der Ausbildung des Verstandes und der dadurch entstehenden mechanischen Fertigkeit des Geistes, sich nach Begriffen, nicht nach blossen Gefühlen, bestimmen zu lassen, ein nothwendiger Erfolg zu seyn, dass die Herrschaft der letzteren geschwächt, und in sofern die Reizbarkeit des innern Sinnes allmählich etwas abgestumpft wird". (Hierin können wir dem Vf. nicht beystimmen, weil wir von dem psychologischen Satz vollkommen überzeugt sind, dass Ausbildung des Gefühls und erhöhte Reizbarkeit und Empfänglichkeit des inneren Sinns mit ächter Ausbildung des Verstandes in dem allerengsten Zusammenhange stehe. Der Verstand ist für den inneren Gefühlssinn des Menschen, was Vergrösserungs- und Fern-Gläser seinem Auge sind. Je tiefer der Verstand in die menschlichen Verhältnisse eindringt, je schärfer derselbe die Kettenreihen von Ursachen und nothwendigen Folgen erkennt, und je mehr er Alles, was menschliche Natur und Bestimmung angeht, umfasst, desto tiefer, schärfer und umfassender muss nothwendig das Gefühl des inneren Sinnes werden. Was heisst Bildung des Gefühls anders als dessen Begründung auf Vernunft, Wahrheit und Schönheit? Und durch welchen Weg kann dieses bewerkstelligt werden, wenn es nicht durch den *Verstand* geschieht? Von welcher unaussprechlichen Wichtigkeit ächte Verstandesbildung für die schönste Ausbildung des Herzens oder des inneren Sinns sey, ergiebt sich hieraus, so wie noch eine Menge anderer Resultate, von selbst.) — In der Entwickelung der Physiognomik der Temperamente sagt der Vf.: „Vielleicht giebt es keine natürliche, erworbene, habituelle und vorübergehende Modification des inneren Menschen, welche nicht auch ihr eigenthümliches äusserliches Gepräge habe, keine Modification seiner Kräfte, Vermögen und Zustände, welche sich nicht auch äusserlich abdrücke" (diess ist so sehr wahr, dass der Einfluss einer ächten edlen Ausbildung des inneren Menschen auf die Verschönerung des Menschenstamms für uns fast ausser Zweifel gesetzt ist). — „Die Physiognomik möchte noch lange eine Kunst bleiben, welche mehr durch einen gebildeten Scharfblick für einzelne Fälle ausreicht, als durch feste allgemeine Principien begründet und bestimmt werden kann." (Die Entdeckungen des Hn. Dr. *Gall* geben die Hoffnung, jetzt mehr als je die Physiognomik begründet zu sehen.) — Nachdem der Vf. alle in der Überschrift dieses Abschnittes enthaltenen Gegenstände abgehandelt hat, verweilt er noch bey dem wichtigen Punct der Herrschaft des Geistes über die animalische Natur und alle sinnlichen Kräfte und Triebfedern des Körpers, und beweist, wie gross und erhaben der Geist ist, welcher die Gewalt jener den Menschen beherrschenden Kräfte bricht und mit hoher Selbstkraft den Zwecken der Vernunft unterwirft. Wir können uns nicht enthalten, diese ganze äusserst klar durchdachte und einfach, ernst und deutlich geschriebene Abhandlung recht sehr anzupreisen, und besonders alle Erzieher darauf aufmerksam zu machen, indem hier die Lehre der Temperamente eigentlich bloss psychologisch, also von der Seite abgehandelt ist, welche Menschen-Bildnern so wichtig seyn muss. □

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 AUGUST, 1811.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie*, von D. *Wilhelm Gottlieb Tennemann*, der Philos. ord. Prof. zu Marburg u. s. w. Achter Band, erste Hälfte. 1810. XXXVI u. 448 S. Zweyte Hälfte. 1811. in fortlaufender Seitenzahl bis 986 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Nach allem, was seit *Vives*, *Tribbechov* und *Jacob Thomasius* bis auf *Brucker*, und von da an bis auf unsere Tage, von den Bearbeitern der Geschichte der Philosophie sowohl, als Theologie und Kirchengeschichte, z. B. *Semler*, *Schröckh*, *Cramer* in der Fortsetzung von *Bossuet* u. s. w., über die Scholastik gesagt worden, bleibt doch dem Historiographen der Philosophie noch gar Vieles nicht nur in den Thatsachen, sondern auch in den Urtheilen zu ergänzen und zu berichtigen übrig; und es ist keine leichte Arbeit, eine den Kenner in Ansehung auch nur der wesentlichsten Puncte befriedigende Geschichte dieses Zeitalters zu liefern. Abgerechnet, dass wir von manchen Männern gar keine Schriften haben, oder dass andere hin und wieder in Bibliotheken zerstreut, ungedruckt liegen, oder dass auch einige gedruckte äusserst selten sind, setzt schon die Frage: *Was ist scholastische Philosophie? Hat sie einen eigenthümlichen Charakter? Welches ist dieser, und wie hat sie diesen erhalten?* in Verlegenheit. Gleichwohl hängt davon die Beantwortung einer anderen ab: *Wo fängt die Geschichte der scholastischen Philosophie an?* Und wenn man in dem langen Zeitraum von 600 Jahren Ruhepuncte und *Periodenabtheilungen* sucht, welche nicht willkührlich, nicht nach bloss äusserlichen und zufälligen Umständen (wiewohl auch deren Einfluss nicht aus der Acht zu lassen ist), sondern nach inneren Abwechselungen der vorherrschenden Ideen, dem einmal festgesetzten gemeinschaftlichen Charakter unbeschadet, gemacht seyn sollen: so zeigen sich neue Schwierigkeiten, wie auch schon die so auffallend von einander abweichenden Versuche solcher Abtheilungen beweisen. Und wenn nun endlich *der Werth und das Verdienst der Scholastiker* gerecht und billig beurtheilt werden soll: so ist es gar zu leicht, durch einseitige Ansichten irre geführt zu werden. Wenn daher Einige in den Scholastikern nichts als muthwillige Sophisten zu finden glauben, oder den ganzen Zeitraum als den des tiefsten Verfalls der Vernunft, der Philosophie und der Sprache betrachten, (Vorurtheile, welchen schon *Melanchthon* und *Leibnitz* sich entgegenstellten): so erblicken Andere, und mit mehrerem Rechte, ein wiederauflebendes reges Bestreben der Vernunft, ihre eigenen Kräfte zu gebrauchen, Etwas nicht bloss zu glauben, sondern auch das bisher nur Geglaubte, so viel möglich, zu wissen und zu begreifen. Sie finden auch in diesem Zeitraum helle und kühne Selbstdenker, Vorbereitungen und Vorspiele der künftigen Reformen der Philosophie und Theologie. Besonders auf das Letztere hat der würdige Vf. beständige Rücksicht genommen. Man lese zur Probe unter vielen anderen, was von den Folgen des Streits der Nominalen und Realen S. 925—938, von *Gerson* (*Charlier*) und *Raymundus* von *Sabunde* S. 955—986 gesagt ist.

Was versteht man unter scholastischer Philosophie? Es ist nicht genug zu sagen: Sie sey die Philosophie, wie sie seit Karl dem Grossen in den von ihm und seinen Nachfolgern gestifteten Kloster- und Dom-Schulen, und hernach auf den hohen Schulen, z. B. der pariser, gelehrt wurde. Es muss auch gezeigt werden, warum sie *nun* und *da* einen besonderen Charakter, und welchen sie annehmen musste. Diess hat der Vf. sehr bestimmt und einleuchtend gezeugt. Wir fassen hier nur das Wesentliche zusammen. Es wird Niemand gereuen, diess ausführlicher im Buche selbst nachzulesen.

Die Lehrer in jenen Schulen waren *Geistliche*. Alles Studiren bezog sich auf den Zweck eines künftigen Geistlichen. Die Theologie, das nun so ziemlich geschlossene kirchliche System, war also die Hauptwissenschaft und die Norm, welcher alles, was nicht Theologie war, sich unterwerfen musste. Es blieb also der selbst denken wollenden Vernunft weiter nichts übrig, als der Versuch, das, was bisher ein Gegenstand des Glaubens war, auch zu einem Gegenstand des Wissens zu machen, dem kirchlichen System Zusammenhang und eine wissenschaftliche Gestalt zu geben. (Die älteren Versuche eines *Origenes* und *Augustins* hatten nicht viel Nachfolger gefunden; auch erstreckten sich diese Versuche nur auf einzelne Lehren.) Also nunmehr so viele Versuche, nicht nur das Daseyn, die Eigenschaften und die Einheit Gottes, sondern auch die Dreyeinigkeit u. s. w. aus Vernunftgründen darzuthun und begreiflich zu machen.

Unter allen weltlichen, im Trivio und Quadrivio enthaltenen Wissenschaften, welche in den Kloster- und Stifts-Schulen Eingang fanden, war auch ein mageres Gerippe der aristotelischen Logik aus den, dem *Augustin* zugeschriebenen zwey Schriften von der Dialektik und den Kategorieen, ingleichen des

Caſſiodor und *Boethius*. Durch Hülfe dieſer dürftigen Logik hoffte man jenen Zweck zu erreichen, das Gebiet des Glaubens in ein Gebiet des Wiſſens zu verwandeln. Daher der Eifer, mit welchem man die Logik trieb. Daher die dialektiſchen Kämpfe, durch welche man ſich hervorzuthun und auszuzeichnen ſuchte, und ein ſubtiler Grübelgeiſt.

So ſehr aber auch die Vernunft bey ihrem Forſchen in Anſehung des Stoffs, *Theologie*, eingeſchränkt erſcheint: ſo war ihr doch noch ein weiter Spielraum gelaſſen, und die Hoffnung, ſelbſt ſeine theologiſchen Einſichten über die ausdrückliche Belehrung der Offenbarung hinaus *zu erweitern*. So veranlaſste nicht nur die als ausgemacht vorausgeſetzte Dreyeinigkeitslehre, ſondern auch andere, eine Menge von Fragen, an deren Auflöſung die Vernunft ihre Kräfte verſuchte, Fragen, die oft ins Lächerliche fielen. Z. B. die Auferſtehung der Leiber war eine ausgemachte Sache. Aber nun entſtand die Frage, in welcher Geſtalt die Leiber auferſtehen würden; ob die Kinder in Kindes- oder in erwachſener, ob der fette und magere auch in ſeiner wohlbeleibten oder mageren Geſtalt wieder auferſtehen, ob der Geſchlechtsunterſchied bleiben werde, u. dgl.

Mit dem Deſpotismus der Hierarchie verband ſich in der Folge der Deſpotismus des vergötterten *Ariſtoteles*. Auch gehört noch zu dieſer Charakteriſtik, daſs der Geiſt ſich mehr mit dem Theoretiſchen und Speculativen, als mit dem Praktiſchen beſchäftigte. Daher finden ſich nur wenige Verſuche einer wiſſenſchaftlichen Moral.

Wo fängt ſich nun die ſcholaſtiſche Philoſophie an? Die beiden äuſserſten Zeitpuncte ſind, nach der Angabe des Vfs., die von *Tiedemann* und *Buhle* angenommenen. Jener findet erſt zu Anfange des 12 Jahrh. ſcholaſtiſche Philoſophie und Theologie, und *Alexander von Hales* iſt ihm der erſte Scholaſtiker. Dieſer hingegen findet ſchon im 9 Jahrh. mit *Joh. Scotus Erigena* den Anfang der Scholaſtik. (Hier vermiſst Rec. die Meinung des göttingiſchen *Walchs*, welcher im 8 B. des *Entwurfs einer vollſtändigen Geſchichte der Ketzereyen und Spaltungen* die Anfänge der ſcholaſtiſchen Philoſophie und Theologie ſchon *bey den monophyſitiſchen Streitigkeiten* erblickte. Denn hier zeige ſich ſchon die Autorität des Ariſtoteles und der Tradition.) Der Vf. erklärt ſich für Hn. *Buhle*. Aber mit der Art, wie dieſer die von ihm angenommenen Perioden der Geſchichte der Scholaſtik beſtimmt, iſt er nicht zufrieden. Dieſe Abtheilung iſt aber auch nicht leicht, wenn ſie nicht nach bloſs äuſseren, ſondern nach inneren Gründen gemacht werden ſoll. Hr. *T.* billigt es ſehr, daſs Hr. *Buhle* den mit *Roſcellin* beginnenden Streit zwiſchen Realiſten und Nominaliſten zu einem Abtheilungsgrund der zweyten Periode gemacht hat. Nur hält *B.* dieſen Punct nicht feſt, und beſtimmt ſchon den Anfang der dritten Periode durch äuſsere Rückſichten, ohne zu zeigen, wie dadurch, oder welcher innere Unterſchied daraus entſtand. Nachdem Hr. *T.* alle inneren und äuſseren Rückſichten durchgegangen hat, nach welchen die Periodenabtheilung an ſich gemacht werden könnte, findet er *den Streit der Nominalen und Realen* dazu für die Geſchichte am zweckmäſsigſten, und nimmt folgende 4 Perioden an. Die *erſte* bis auf *Roſcellin — blinder Realismus*, wo man die Realität der Begriffe nach der Anſicht der alexandriniſch-neuplatoniſchen Philoſophie ohne weitere Prüfung annahm. Die zweyte von *Roſcellin* bis auf *Albert den Groſsen* und *Thomas Aquinas*. — Die Realität der Begriffe wird beſtritten und behauptet, Concilienſchlüſſe entſcheiden. Alſo *Kampf und endlich Verdrängung des Nominalismus*. Der dritte bis auf *Wilhelm Occam*. *Der Realismus gewinnt* durch *Thomas Aquinas* und *Duns Scotus die höchſte Stufe von Anſehen und Ausdehnung*. Die vierte von *Occam*, welcher den Muth hatte, ſich für die verrufene Partey der Nominalen zu erklären, und dieſer ein neues Leben zu geben — *Kampf des Nominalismus und Realismus mit ſiegreichem Übergewicht des erſteren*. Dieſen Abtheilungsgrund der Perioden der ſcholaſtiſchen Philoſophie hat auch der Vf. nie aus den Augen verloren, und das Bedeutende deſſelben durchgängig ins Licht geſetzt.

Noch eine andere Abtheilung nach dem *Verhältniſs der Philoſophie zur Theologie* hat der Vf. vorgeſchlagen, glaubt aber, daſs hier doch die vorzüglichſten Veränderungen mit der vorigen Abtheilung zuſammentreffen. So viel aus der Einleitung! Was nun die Geſchichte ſelbſt betrifft: ſo iſt der Vf. auch in dieſem Theil ſeiner Arbeit ſich gleich geblieben. Wir bewundern den unermüdeten Fleiſs, und die ausdauernde Geduld, welche beſonders in dieſem Theil der Geſchichte ſo nöthig war. Hr. *T.* hat nicht etwa bloſs die Arbeiten ſeiner Vorgänger wohl benutzt, ſondern ſelbſt von Neuem aus den Quellen, aus den Schriften der merkwürdigſten Scholaſtiker, ſo weit ihm ſolche zu Theil wurden, geſchöpft, ihre eigenen Worte, zum Beleg, daſs er ſie richtig verſtanden habe, beygefügt, den eigenthümlichen Charakter und das Verdienſt eines jeden genau zu beſtimmen geſucht; nicht bloſs einzelne Behauptungen nach der Reihe hingeſtellt, ſondern ihr Syſtem im Zuſammenhang darzulegen ſich bemüht. Auch noch andere, nicht ſo ſehr bekannte, oder doch nicht zu dieſer Abſicht benutzte Nachrichten ſind ſorgfältig zu Rathe gezogen, ſo daſs auch der Veteran hier noch manches Neue zu lernen, oder doch Manches beſſer einzuſehen Gelegenheit findet. Intereſſant iſt es insbeſondere zu ſehen, wie ſo manche Einfälle der neueren Pantheiſten ſchon jenen ſubtilen Grüblern durch den Kopf gingen, und wie ſie ſich zerarbeitet haben, den Zuſammenhang des Endlichen mit dem Unendlichen, den Urſprung der Vielheit aus der abſoluten Einheit zu begreifen und zu erklären.

Rec. könnte es vielleicht bey dieſem allgemeinen Urtheil bewenden laſſen, wenn er es nicht für Pflicht hielt, noch auf ſo manches Eigene und Neue beſonders aufmerkſam zu machen, und zu beweiſen, daſs er das Ganze mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſtudirt hat. Einen *Joh. Scotus Erigena*, welcher nebſt *An-*

ſelm und *Hildebert* von *Lavardin* ſich in der erſten Periode beſonders auszeichnet, obgleich auch die Namen eines *Gerbert*, *Berengarius* und *Lanfrancus* nicht überſehen ſind, lernt man hier genauer aus ihm ſelbſt, aus ſeinen beiden Schriften *de praedeſtinatione* und περι Φυσεως μεριςμου, als aus Anderen kennen. Die Erklärung des Vfs. von der Natur in der vierten Bedeutung: *Quae neque creat, neque creatur*, welche *Tiedemann* ſo ſehr miſsverſtanden hat, iſt allerdings dem Geiſte des *Joh. Scotus* und ſeinen ausdrücklichen Erklärungen allein angemeſſen. Auch die von *Tiedemann* ſo ſehr gemiſsdeuteten und verketzerten Sätze: Gott iſt Nichts — Er kennt weder ſich ſelbſt, noch irgend eins von den endlichen Dingen, aber ſeine Unwiſſenheit iſt unausſprechliche Einſicht, *Deus eſt factor omnium, et ſit in omnibus* — erhalten ihr gehöriges Licht. Übrigens iſt das Syſtem deſſelben im Weſentlichen die alexandriniſch-neuplatoniſche Emanationslehre und Pantheismus. *Ipſe ſolus per ſe vere eſt, et omne, quod vere in his, quae ſunt, dicitur eſſe, ipſe ſolus eſt.* Gott iſt das einzige Subſtantielle des ganzen Univerſums. Sein Weſen iſt reines unveränderliches Weſen ohne alles Accidenz; ungeachtet er ſich unaufhörlich in der Zeit auf unendlich mannichfaltige Weiſe modificirt und geſtaltet, woraus die geſammte endliche Natur (*natura naturata*, oder in der dritten Bedeutung) entſteht (αναλυσις), welche ſelbſt wieder nichts anderes als Gott iſt — (Gott macht ſich unaufhörlich). Und dieſe endliche Natur kehrt nach und nach wieder in das göttliche Weſen zurück. Alle Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit wird in die ſubſtantielle Einheit aufgelöſt, bis nichts weiter wirklich iſt, als Gott (θεωσις). Daſs übrigens *Scotus* nicht nur die logiſchen, ſondern auch andere ariſtoteliſche Schriften im Original kannte, daſs er die Ethik des Ar. überſetzte (ſo wie *Mannon* einige Schriften des *Plato* und *Ariſtoteles* erklärte), daſs er überhaupt einen lebendigen Sinn für griechiſche Philoſophie hatte und zu verbreiten ſuchte, daſs er alle Orte durchſpürte, wo philoſophiſche Werke aufbewahrt wurden, und ſie mit dem gröſsten Eifer ſtudirte, daſs, nach dem Ausſpruch eines *Roger Baco*, man es ihm allein zu verdanken hat, daſs man damals einige ächte Schriften des Ariſtoteles benutzen konnte, darf um des Folgenden willen nicht überſehen werden. Auch die Religionsphiloſophie des *Anſelm* iſt ſehr genau charakteriſirt. Vor allem Philoſophiren über Religionsgegenſtände muſs der Glaube vorhergehen. Erſt muſs man verſichert ſeyn, daſs etwas ſey. Dann erſt kann man unterſuchen, was und warum es iſt. Wer aber nun im Glauben befeſtigt iſt, der kann und ſoll allerdings ſeine Vernunft gebrauchen, um die Glaubenswahrheiten einzuſehen, ſo viel er kann. Aber die Vernunft darf ſich nicht gegen den Glauben auflehnen, zur Beſtreitung deſſelben, ſondern der Glaube muſs immer die Norm und der Probierſtein für die Vernunft bleiben. So bekannt der dem carteſianiſchen ähnliche Beweis fürs Daſeyn Gottes im Proslogium iſt: ſo dürfte doch nicht ſo bekannt ſeyn, daſs ſchon ein ſonſt unbekannter Mönch, *Gaunilo*, die Blöſsen dieſes Beweiſes mit einem Scharfſinn aufdeckte, der ihm Ehre macht, und durch *Anſelms Liber apologeticus contra inſipientem* nicht entkräftet wurde. In welchem Verſtande iſt alles aus Nichts worden? Ehe die Dinge, ſagt *Anſelm*, von Gott gemacht worden ſind, war in dem göttlichen Verſtande ſchon beſtimmt, was, von welchen Eigenſchaften, und wie ſie ſeyn ſollten. Sie waren alſo, noch ehe ſie worden ſind, im göttlichen Verſtande, alſo in Rückſicht auf den Schöpfer *Etwas*, in Rückſicht auf ſie ſelbſt *Nichts*. Das Vorhandenſeyn der Formen, oder Ideen der Dinge im göttlichen Verſtande nennt *Anſelm ein Sprechen der Dinge in der Vernunft.* Dieſen Ausdruck wählte *Anſelm*, damit er auf dieſe Art theils die ſinnliche Vorſtellungsart der Bibel in der Schöpfungsgeſchichte, theils die Lehre von dem Sohne oder dem Worte Gottes, λόγος, ſo wie die ganze Trinitätslehre, mit einigem Schein aus der Vernunft beweiſen könnte. Auch über *die Wahrheit* hatte *Anſelm* ganz eigene Gedanken, die wir aber hier nicht verfolgen können.

In Anſehung *Roſcellins* in der zweyten Periode, dieſes kühnen Bezweiflers der Trinitätslehre, bleibt es in Anſehung ſeiner Meinung von den Univerſalien, ſo wie auch der Meinung ſeines Gegners, *Wilhelm de Champeaux*, bey der alten Dunkelheit, und muſste dabey bleiben, da wir beide nur aus *Anſelms* und *Abälards* Widerlegung kennen. Dieſen letzteren nimmt Hr. *T.* in Anſehung ſeiner moraliſchen Grundſätze in Schutz gegen *Buhle*, welcher behauptete, daſs ein aus ſeinen Jugendjahren zurückgebliebener Hang zur Wolluſt, oder doch das Beſtreben, ſich ſelbſt über ſeine jugendlichen Fehltritte zu beruhigen, ihn zu gewiſſen laxen Grundſätzen verleitet habe, um illegale Befriedigung des Geſchlechtstriebes zu beſchönigen — ja ihn als Vorläufer und Veranlaſſer der jeſuitiſchen Moral betrachtete. Der Vf. zeigt, daſs *A.* weit davon entfernt war, den Grundſatz, die Abſicht heilige die Handlung, im jeſuitiſchen Sinn, zu dem ſeinigen zu machen. Doch giebt er zu, daſs einige ſeiner Sätze miſsverſtanden und gemiſsbraucht werden konnten. Ihm bleibt allemal das Verdienſt, zuerſt eine mehr wiſſenſchaftliche Moral verſucht, und überhaupt den Geiſt eines freyeren, den Feſſeln der bloſsen Autorität ſich entwindenden philoſophiſchen Selbſtdenkens verbreitet zu haben. Man findet dieſs auch bey mehreren achtungswerthen Zeitgenoſſen, des Abälards, insbeſondere *Hugo von S. Victor*. Wie unerwartet iſt es in einem ſolchen Zeitalter, dieſen Mann ſagen zu hören, Übereinſtimmung in allen Puncten des Kirchenglaubens, zumal in den hiſtoriſchen Theilen deſſelben, ſey weder zur Seligkeit nothwendig, noch auch möglich. Bey der Einheit des Glaubens könne doch die Erkenntniſs deſſelben ſehr verſchieden ſeyn, und ſey es wirklich geweſen. Auch erklärte er ſich für die ſo ſehr verketzerte abälardiſche Dreyeinigkeitslehre, nach welcher Gott nur in ſeinen weſentlichen Eigenſchaften, der Macht, Weisheit und Güte, dreyeinig iſt. Seine Bücher *de anima*, wenn

sie auch nicht alle vier ächt seyn sollten, zeigen nicht gemeine psychologische und anthropologische Kenntnisse. So sehr auch ein gewisser *Walther*, Abt des Klosters S. Victor, in einer eigenen, gegen *Abälard*, *Gilbert von Poitiers*, *Peter aus der Lombardey* und *Peter von Poitiers* gerichteten Schrift, die wir aber nur aus Auszügen bey *Boulay* in *Histor. Univers. Paris.* kennen, sich dem Gebrauch der Vernunft in der Theologie entgegensetzte, und die Philosophie aus dem Gebiete der Theologie verwünschte: so wenig richteten diese antirationalistischen Bemühungen etwas aus, wie man unter anderen aus den Schriften des dem *Walther* gleichzeitigen *Richardt von S. Victor*, bey allen seinem sonstigen Hang zum Mysticismus, besonders aus seiner Schrift *de trinitate* sieht. Ja die Religionsphilosophie des *Alanus von Ryssel* ist sogar nach einer strengen, der mathematischen ähnlichen Methode aufgestellt. Er fängt von Erklärungen an, dann folgen Heischesätze (*petitiones*), und endlich setzt er noch gewisse Gemeinbegriffe, oder Sätze des gemeinen Verstandes (*communes animi conceptiones*) voraus, d. i. solche, die so evident sind, dass Jeder, der sie hört, sogleich auch ihre Wahrheit einsieht. Allein schon bey diesem Versuch zeigen sich die Blössen dieser Methode in der ausführlichen Darstellung desselben. Es ist zwar vom Anfang an alles genau berechnet, um für das zu Beweisende Gründe aufzustellen. Aber diese Gründe selbst sind entweder aus dem zu Beweisenden selbst hergenommen, oder Voraussetzungen, die selbst noch einer Deduction und Rechtfertigung bedürfen. Die Begriffe sind nicht genau entwickelt, oder es ist darein nur das Merkmal gelegt, was eben zum Beweise nothwendig war. Auf solche Art konnte man beweisen, was man wollte. Daher auch *Simon Tornacensis* seinen Zuhörern offenherzig gestanden haben soll, er könne, wenn er bösen Gebrauch von seiner Kunst machen wollte, die vertheidigte Lehre mit weit stärkeren Gründen widerlegen. Diess mögen auch wohl Mehrere wirklich gethan, und statt die Dogmen der Kirche durch die Philosophie fester zu begründen, solche vielmehr aus Muthwillen, oder um ihre Kunst zu zeigen, erschüttert, oder gar Irrlehren ausgeklügelt haben, so dass manche fromme und rechtgläubige Seele die Philosophie als eine Feindin der Theologie betrachtete, und alles freye Denken schon an sich in ihren Augen ein Verbrechen war. Ja vielleicht waren der so sehr verketzerte *Amalrich* und sein Schüler *David von Dinanto* blosse Opfer ihres freyeren Denkens in der Religion. Indessen konnte die antirationalistische Partey selbst durch solche Verfolgungen und Verketzerungen den Geist des Philosophirens überhaupt, und über Religionsgegenstände insbesondere, nicht ersticken.

Lesenswerth ist zu Ende dieser Periode, was aus *Joh. Sarisberiensis* über den Zustand der Philosophie, d. i. der Logik oder Dialektik in diesem Zeitalter, über die mancherley Secten der *Nominalen* und *Realen*, und über diesen Johannes selbst, der sich so sehr über den Zeitgeist erhob, nach Masgabe seines *Metalogicus* und *Polycraticus* gesagt wird, was man nirgends so gut zusammengestellt findet.

Die Einleitung zur dritten Periode hebt an mit einer concentrirten Geschichte der aristotelischen Schriften und Philosophie im Mittelalter, nämlich der Geschichte der Bekanntwerdung und Verbreitung der aristotelischen Schriften, ihrer Aufnahme und Schicksale in den Abendländern, und eine Darstellung der so vielen Einfluss habenden arabisch-aristotelischen Philosophie, deren Geschichte hier mit eingewebt ist. In Ansehung des Streits zwischen Hnn. *Heeren* und *Buhle*, wem der christliche Occident die mehrere und vollständigere Bekanntschaft mit Aristoteles zu Anfang des 13 Jahrhunderts zu danken habe, geht der Vf. die Mittelstrasse. So selten auch zu dieser Zeit die Kenntniss des Griechischen war: so ist doch factisch, und wird hier aus dem Zeugniss eines gleichzeitigen Historikers, *Rigord* oder *Ricort*, in seiner Lebensbeschreibung des K. Philipp August, bewiesen, dass man 1209, oder wohl noch früher, griechische Originale, nicht etwa der logischen, welche schon zu Karls des Grossen Zeiten aus Constantinopel gekommen waren, sondern auch anderer, namentlich der metaphysischen Schriften des Aristoteles, aus Constantinopel erhalten, und übersetzt hat. Selbst die Streitigkeiten der abendländischen und morgenländischen Kirche, die Versuche ihrer Vereinigung, die Kreuzzüge, überhaupt die Verbindung mit Constantinopel unterhielten gewiss einigermassen das Bedürfniss der griechischen Sprache. — Bey den Kreuzfahrern befanden sich auch Bischöfe, Äbte, Mönche, Ärzte, von welchen doch manche mehrere Bildung besassen. Seit dem 10 und 11 Jahrh. war das Studium der aristotelischen Philosophie in Constantinopel selbst wieder aufgelebt, und es wäre zu verwundern, wenn durch diesen Weg nicht manche aristotelische Werke nach dem Occident gekommen wären. Aber bey der Seltenheit der Kenntniss des Griechischen schöpften freylich die Meisten lieber aus der zweyten oder gar dritten Hand, aus den lateinischen Übersetzungen der Araber und der Juden. Auch ist gewiss, dass die Abendländer die erste Kenntniss der *älteren griechischen Commentatoren des Aristoteles* durch die Araber erhielten. Noch eine Muthmassung äussert Hr. *T.*, dass vielleicht hin und wieder in den Klöstern, besonders in Grossbritannien, einige handschriftliche Werke verborgen lagen, welche dadurch unterstützt wird, dass, wie oben gedacht, *Joh. Scotus* schon die Moral des Aristoteles übersetzte.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

NEUE AUFLAGEN.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundriss der Geschichte, Erd- und Alterthums-Kunde, Literatur und Kunst der Römer* entworfen von *Georg Alexander Ruperti.* Nebst einem Anhange zum Gebrauch derer, die dieses Buch ins Lateinische übersetzen wollen. Zweyte verbesserte Auflage. 1811. XVI und 927 und 88 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.) (Die erste Auflage erschien bereits im Jahre 1794.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 AUGUST, 1811.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von D. *Wilhelm Gottlieb Tennemann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Charakter der arabischen Philosophie, und das freylich sehr beschränkte Verdienst der Araber um die Philosophie wird sehr bestimmt S. 371 ff. gewürdiget. Die skeptischen Räsonnements des *Algazel* in seiner *destructio philosophorum*, die wir aber nur aus des Averroes Widerlegung: *Destructio destructionis*, kennen, besonders *seine Bestreitung des Gesetzes der Causalität*, in der Absicht, um die Möglichkeit der Wunderwerke zu zeigen, wird man hier nicht ohne Interesse lesen. Was gegen den Begriff der Causalität S. 404 zu Ende, und S. 405 von ihm aufgestellt wird, hat wirklich einige Ähnlichkeit mit dem humischen Räsonnement. Von den zahlreichen philosophisch-theologischen Secten der Araber hat der Vf. nur der *Secte der Redenden* (Medabberim) eine besondere Betrachtung gewidmet. Die Secte der *Aschariten* hätte doch einige Aufmerksamkeit verdient. Doch vermisst man diess nicht bey dem Reichthum so vieles Anderen in dieser dritten Periode.

Die Folgen der Verbreitung und einer vollständigen Bekanntschaft mit der aristotelisch-arabischen Philosophie, welche nicht bloss *eine Vermehrung des Stoffs des philosophischen Nachdenkens* war (wiewohl auch dieser Umstand nicht gleichgültig seyn konnte), werden hier mit ungemeinem Scharfsinn nachgewiesen. Dahin gehört insbesondere die Überzeugung von *der Selbstständigkeit der Philosophie, als einer eigenen Wissenschaft neben der Theologie*, obgleich diese mit jener immer in Verhältniss blieb, und eine die andere modificirte.

Dass man aber dem *Aristoteles* abgöttisch huldigte, lag nicht sowohl in seiner Philosophie selbst, als in dem Geiste des Zeitalters. Doch mag die scharfe Censur, welcher er seine Vorgänger unterwarf, allerdings mit dazu beygetragen haben, sich vorzüglich an ihn zu halten. Hr. *T.* hält es auch im Ganzen für vortheilhafter, dass man *Aristoteles*, als dass man *Plato* zum Führer wählte. S. 454. Hätte Platons Philosophie statt der aristotelischen Eingang gefunden: so würde sie die Richtung auf das Ideale, ein Brüten über Phantasieenbildern, und ein Schwärmen in erträumten Regionen des Übersinnlichen hervorgebracht, den menschlichen Geist nicht zur wissenschaftlichen Cultur vorbereitet, sondern abgespannt und geschwächt haben. Der würdige Vf. wird diess bey den blinden Verehrern des Plato schon zu verantworten wissen. Wie *Aristoteles* zur Herrschaft des Realismus in dieser Periode beytrug, ist S. 464 gezeigt, auch das Verdienst der Scholastik in diesem Zeitalter S. 463 ff. gewürdiget. Man sieht aber doch immer noch den Einfluss der alexandrinisch-neuplatonischen Philosophie bey *Alexander von Hales*, *Wilhelm von Auvergne*, der den Aristoteles in mehreren Stücken widerlegt.

Als Probe, mit welcher Sorgfalt der Vf. alles Interessante auszuheben und darzustellen versteht, empfehlen wir besonders die Artikel: *Thomas Aquinas* und *Scotus*. Beide lernt man hier weit besser, und von einer sehr achtungswerthen Seite kennen. Beym *Thomas* findet man (und noch früher beym *Augustin*) den Keim der *leibnitzi*schen Theodicee, welche den Ursprung des Übels in den verschiedenen Arten und Graden der Einschränkung sucht; aber auch die Nothwendigkeit dieser Verschiedenheit und der Mannichfaltigkeit der Dinge suchte Thomas auf eine eigene Art zu beweisen. S. 617. So paradox der Satz lautet: *Das Böse sey in dem Guten, als in seinem Subject*: so consequent ist er, und eines richtigen Sinnes fähig.

So viel Fleiss auch Thomas auf die Ausbildung der Moral im zweyten Theil seines Systems der Theologie verwendete: so kam doch kein haltbares Lehrgebäude derselben durch ihn zu Stande.

Er erkannte zwar, dass die sittliche Güte der Handlungen in dem Formellen, nicht in dem Materiellen liege. Allein zum letzten formellen Massstab der Sittlichkeit machte er den göttlichen Willen, und die Übereinstimmung des menschlichen Willens mit jenem. Gleichwohl wissen wir nur im Allgemeinen, was Gott, und wie er es will, nämlich unter dem Begriff des allgemeinen Besten. Aber im Besonderen wissen wir nicht, was Gott will, und der Mensch ist nicht verbunden, in Beziehung auf dieses seinen Willen dem göttlichen einstimmig zu machen.

Erst im Zustande der Verklärung wird es möglich seyn, seinen Willen der Form und Materie nach dem göttlichen anzupassen. Was soll man aber denken, wenn Thomas im weiteren Verfolge sagt: *Adulterium est concubitus cum uxore aliena, quae quidem non est ei deputata secundum legem Dei, divinitus traditam. Unde ad quamcunque mulierem aliquis accedat ex mandato divino, non est adulterium, nec fornicatio. Et eadem ratio est de furto etc.* Auch liegt unver-

kennbar feinem Moralfyftem Glückfeligkeit zum Grunde.

Scotus fuchte zuerft die Göttlichkeit der Bibel förmlich zu beweifen. Gegen den Vorwurf des Skepticismus, welchen ihm *Brucker*, und noch neuerlich *Stäudlin* macht, nimmt ihn Hr. *T.* in Schutz. Er fuchte ja nach einem letzten Grundfatz der Wahrheit, und widerlegte den Skepticismus. Man findet bey ihm Spuren einer Ahndung *fynthetifcher Urtheile.* Mit feinem Begriff des Willens, als eines Vermögens mit abfoluter Spontaneität zu handeln, oder fich felbst zum Handeln zu bestimmen, contraftirt freylich feine Behauptung, dafs die Geftirne mittelbar durch die Einwirkung auf die Sinne und Organe derfelben, welche wieder auf den Verftand einwirken, auf die Entfchliefsungen des Willens Einflufs haben. Wir übergehen die Sonderbarkeiten feiner Moral, S. 780 ff.

Die Nachrichten von *Roger Baco*, diefem fo ausgezeichneten Manne, können aus einem englifchen Werke: Betrachtungen über den Zuftand der Kenntniffe der Literatur und des Gefchmacks in England feit der Eroberung der Normannen bis zur Regierung Eduards I in England, gar fehr bereichert werden. Neid und Verfolgung bis zum Einkerkern hinderten die Reform der Philofophie und der Wiffenfchaften, mit welcher diefer talentvolle Mann umging. Wie fehr contraftirt mit diefem der eingebildete, fchwärmerifche *Raymundus Lullus*, der auch den Reformator machen wollte, von deffen grofser Kunft der Vf. am Schlufs der dritten Periode einen kurzen, aber hinlänglichen Begriff giebt.

Mit *Wilhelm*, aus Occam in der Provinz Surrey, von welchem der Vf. nach Verdienft umftändlicher, als *Brucker* u. A. handelt, welcher erftere fehr wegwerfend über ihn abfpricht, erhält der Streit zwifchen Nominalen, deren Partey er nahm, und Realen ein neues Leben. Wenn gleich durch alle die fubtilen Unterfcheidungen und Auseinanderfetzungen aller möglichen Meinungen über jenen Punct die Sache nicht weit genug in die Erörterung der urfprünglichen Gefetze und Grenzen des Erkenntnifsvermögens fortgeführt wurde, und darum keine bedeutende Reform auf dem Gebiete des philofophifchen Wiffens hervorbrachte: fo untergrub doch die Beftreitung des Realismus unvermerkt das Fundament der fcholaftifchen Philofophie; die völlige Spaltung in 2 Parteyen, und die erbitterten Zänkereyen fchwächten das Intereffe für fie, und machten die Feffeln, welche bisher den Verftand in feiner freyen Bewegung gehindert hatten, etwas lockerer. Das Wichtigfte in feiner Philofophie, worüber auch der Vf. fehr ausführlich ift, ift feine Theorie des Erkennens, und die daraus entfpringenden Folgerungen für einige philofophifche Gegenftände, befonders in der rationellen Theologie. Schon *Occam* erkannte, dafs im göttlichen Verftande keine allgemeinen Begriffe der Arten und Gattungen vorkommen, als nur etwa, wie fern fie in den endlichen vorftellenden Wefen fubjective angetroffen werden, faft, wie *Käftner* in feinem bekannten Programm: Betrachtungen über die Art, wie allgemeine Begriffe im göttlichen Verftande find. Die Beweife fürs Dafeyn Gottes gewähren nach *Occam* keine Gewifsheit, fondern nur Wahrfcheinlichkeit. Und fo ift es mit der Einheit Gottes. Auch feine Unendlichkeit kann weder *a priori* noch *a pofteriori* bewiefen werden. Eben fo wenig, dafs die erfte Urfache aller Dinge eine Intelligenz feyn müffe. Daher kann auch nicht durch blofse Vernunft ausgemacht werden, ob Gott als Natururfache, oder als frey wirkende Urfache, alfo nothwendig oder zufällig, alles hervorbringe. Das Eigenthümliche feiner Theorie des Denkens und Empfindens ift S. 896—901 nachzufehen. Die fogenannten *fpecies intelligibiles* verwarf er als unnütz und erdichtet.

Begierig fuchte Rec. die Nachrichten von *Richard Suiffet*, oder *Sninshead* und deffen Calculator auf. Er hoffte, nach einigen Äufserungen der Vorrede, und bey den unverkennbaren Bemühungen des Vfs. fich allenthalben der Quellen zu verfichern, dafs es ihm vielleicht geglückt fey, jener Seltenheit habhaft zu werden. Denn dann konnte man von der durch fo viele Proben bewährten Gabe des Vfs., auch das Dunkle lichtvoll darzuftellen, erwarten, dafs er auch über diefen fo merkwürdigen Verfuch einer *Mathefis intenforum* (denn das ift doch die Hauptfache des Buchs) ein mehreres Licht verbreitet hätte. Allein er fand S. 904 f. in einer Note nur einen Auszug aus dem, was *Brucker* über ihn gefagt hatte; da auch der Vf. die fo äufserft feltenen Schriften des Suiffet eben fo wenig, als Rec., auftreiben konnte. Gewöhnlich rechnet man *Walther Burleigh* und *Marfilius von Inghen* zu den Nominaliften. Aber offenbar war Erfterer Realift, und von *Marfilius von Inghen* ift es wenigftens zweifelhaft, zu welcher Partey man ihn rechnen foll. Bey diefer Gelegenheit werden noch mehrere hiftorifche Unrichtigkeiten, die den *Marfilius von Inghen* und *Buridan* betreffen, berichtiget. S. 909 verglichen mit der 79 Note S. 915. Da *Buridan* fich offenbar zum Determinismus hinneigt, und die Indifferenz des vollkommenen Gleichgewichts beftreitet: fo vermuthet der Vf., dafs der Efel, der gleich ftark von Hunger und Durft gequält, zwifchen Futter und Waffer, oder zwifchen zwey Bündeln Heu von völlig gleicher Qualität und Quantität, mitten inne ftehe, und weil er fich auf keine Seite beftimmen kann, vor Durft und Hunger umkommen müfste, vielmehr eine Inftanz feiner Gegner fey, wodurch fie die Ungereimtheit des Determinismus darthun wollten. Auch *Peter d'Ailly* fand, wie *Occam*, die Beweife für Gottes Dafeyn und Einheit unzureichend zur apodiktifchen Gewifsheit. Aus dem Princip von Gottes Allmacht folgerte er mit Anderen, *dafs Gott* lügen *könne.* Überhaupt leitete das Princip vom fubjectiven Willen Gottes auf die Zufälligkeit der fittlichen Vorfchriften. *Nikolaus von Autricuria* fuchte durch Trugfchlüffe zu beweifen, dafs der Diebftahl in gewiffen Fällen erlaubt fey. Bey Gelegenheit des, auf Anftiften des Herzogs Johann von Burgund, an dem Herzog von Orleans, dem Bruder Karl VI, 1407 verübten Meuchelmords, welchen *Jean Petit*, ein Doctor

der Theologie, in einer besonderen Rede über die Zulässigkeit des Tyrannenmords vertheidigte, zeigt sich die Lehre, und selbst der Name *des Probabilismus* schon offenbar. *Martin Porrée*, Bischof von Arras, und Andere nahmen die Partey des *Joh. Petit*, und stellten den Grundsatz auf: die Lehre des Petit sey *probabel*, d. i. ob ihr gleich gewisse Autoritäten entgegen seyen: so gewinne sie doch durch andere entgegenstehende Autoritäten eine gewisse Wahrscheinlichkeit, und dürfe also nicht geradezu verdammt und verworfen werden.

Die Nachtheile, welche der immer weiter getriebene, und doch keine befriedigenden Resultate gewährende Grübelgeist, und solche moralische Sophistereyen den heiligsten religiösen und sittlichen Wahrheiten droheten, Nachtheile, welche concentrirt und treffend dargestellt werden, machten mehreren frommen und gelehrten Männern das Bedürfniss einer Reform fühlbar. Dahin gehört insbesondere *Joh. Charlier* oder *Gerson*, auch *Jerson*, ein Mann von hellem Verstand und edlem sittlichem Charakter. Er vermisste an der in den Schulen herrschenden Theologie und Philosophie Kraft und Einfluss auf das Leben, Erwärmung für das höchste Gut des Menschen, und empfahl daher im Gegensatz der ersteren eine gewisse *mystische Theologie*, die sich auf innere Erfahrung gründet, aber nicht die gemeine Mystik, wo man sich den träumerischen Eingebungen einer ungezügelten Phantasie hingiebt, sondern eine reinere und aufgeklärtere, über deren Beschaffenheit und Ursprung sich *Gerson* nach psychologischen Gründen ausführlich erklärt. Allein so sehr auch *Gerson* erkannte, dass die Mystik ohne Grundsätze der Vernunft, durch das Gaukelspiel der Phantasie, und die Macht lebhafter, nicht aufgeklärter innerer Anschauungen und Gefühle in die gröbsten Irrthümer führe: so konnte doch auf diesem Wege, und durch diesen Mann, der sich offenbar zu sehr an das Gefühl hielt, keine Reform zu Stande kommen; zumal da *Gerson* selbst gesteht, dass das innere Erfahrne nicht so, wie es wahrgenommen worden, in Worte gefasst, und mit Klarheit Anderen bekannt gemacht werden kann.

Zum Schluss handelt der Vf. noch von *Raymund de Sabundo*, den *Brucker*, wir wissen nicht warum, ganz übergangen hat. Aus dem Buche der Natur, aus der äusseren und inneren Erfahrung, sucht er die theoretischen und praktischen Lehren, ja selbst die geoffenbarten Lehren von der Dreyeinigkeit, der Menschwerdung Christi, ja selbst der 7 Sacramente herzuleiten, und die Übereinstimmung des Buchs der Natur und der Offenbarung zu zeigen. Das Buch der Natur ist für Alle. Es kann nicht vertilgt, verfälscht, nicht unrichtig verstanden und ausgelegt werden. Aber bey dem zweyten ist Verfälschung, unrichtiges Verstehen und falsche Auslegung möglich. Indessen kommen beide von einem und demselben Urheber, das eine auf dem natürlichen, das andere auf dem übernatürlichen Wege. Daher stimmen sie überein, und keins widerspricht dem anderen. Der Mensch hat durch seine vernünftige Natur Anlage und Fähigkeit zur Erkenntniss. Sollte diese nicht zwecklos seyn: so musste die göttliche Weisheit ihm ein Buch in die Hände geben, in welchem Jedermann für sich ohne Lehrmeister studiren, und die ihm unentbehrliche Weisheit und Erkenntniss finden konnte. Indessen behauptet er doch wieder, dass kein Mensch in diesem Buche lesen und weise werden könne, wenn er nicht von Gott erleuchtet, und von der Erbsünde gereiniget worden. Höchst interessant ist dasjenige, was der Vf. aus dem zweyten Theil dieses Werkes ausgehoben hat; wo man auf eine auffallende Weise eine Ähnlichkeit mit Kants Moraltheologie findet, und sieht, wie er auf dem praktischen Wege so natürlich und kunstlos die Überzeugung zu erhalten wusste, welche man im ersten Theil bey seinen künstlich gedrehten Räsonnements nicht findet. Manche literarische Nachrichten von seiner *Theologia naturalis*, oder *liber creaturarum* hat *Polz* in der *Einleitung zur natürlichen Theologie* S. 6—12 gesammelt.

Noch danken wir dem Vf. für die Rücksicht, welche er auf den von uns in der Recension von Hn. Pr. *Böckhs* Abhandlung über die Weltseele (Studien III Band) geäusserten Wunsch in der Vorrede S. XXVIII ff. zu nehmen, so gefällig gewesen ist.

'Ελϑ.

Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Theodicee* von *Johann Jakob Wagner*. 1809. 212 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Zu einem Vortrag, der auf Verdeutlichung der Begriffe hinwirkt, und aus Begriffen Erkenntnisse darzulegen sucht, eignet sich der Dialog. Der Philosoph, der klar denkt, und dieser Kunst Meister ist, wird das Gefühl des Selbstdenkens dem Leser durch diesen Vortrag erwecken. Er wird ihn unterhalten, und doch nicht weniger auch gründlich belehren. Der Vf. der anzuzeigenden Schrift hat diesen Vortrag gewählt. Ihrem Inhalt steht diese Form wohl an. Aber die Personen, die sich hier belehren, und von einander Belehrung annehmen, wird mancher Denker nicht für seines Gleichen erkennen. Ihre Fassungskraft ist ungewöhnlich gross. Den dunkeln Begriff der einen machen wenige, oft befremdliche Wotre, gesprochen von der anderen Person, ihr sofort helle, und selten wird der Leser gewiss seyn, dass der vorgetragene Zweifel der seinige ist, und nicht weniger selten wird die Auflösung ihm seine Bedenklichkeit vernichten. Ob sich der Leser in ihrer Gesellschaft wohl befinden werde, das mag er nach folgenden Angaben selbst ermessen.

Das Schicksal und die Nothwendigkeit machen drey Freunde zum Thema ihrer Unterhaltung. Nach einem kurzen Gedankenwechsel leitet sie das Gespräch auf logische, empirische, mathematische und philosophische Wahrheit. Hier fragt *Eduard*: „Also in der wahren Erkenntniss, oder, was gleich viel ist, in dem wahren Begriff, findet ihr die Freyheit, und vor dem Erreichen der Erkenntniss jetzt ihr beide die Nothwendigkeit. Aber darf ich auch fragen, wodurch eine Erkenntniss wahr sey?" *Heinrich*. Die

speculativen Männer und die Logiker, Mathematiker und Empiriker sind über die Beantwortung dieser Frage so getheilt, dass ich mir nicht getraue, dir eine einfache Antwort zu geben. *Philipp.* Der Empiriker scheint mir die Wahrheit seiner Vorstellungen darin zu setzen, dass sie, als einzelne mit irgend einer einzelnen sinnlichen Anschauung ganz übereinstimmen. *Heinrich.* Darin möchte dir wohl Niemand widersprechen. Eben so glaube ich die logische Wahrheit bestimmt zu bezeichnen, wenn ich sie darin setze, dass die Bestandtheile eines Begriffs von derselben Linie des Denkbaren seyen, und zugleich sich wie Einzelnes und relativ Allgemeines zu einander verhalten. *Eduard.* Heinrich scheint die logische Wahrheit eben so trefflich bezeichnet zu haben, wie Philipp die empirische, wenn ich ihn anders recht verstehe. Wenn er nämlich von einer Linie des Denkbaren spricht: so scheint er vorauszusetzen, dass eine Genealogie der Begriffe in vollständigem Schema entwickelt wäre, so dass dann die Descendenz und Collateralverwandtschaft aller Begriffe so gleich in die Augen fiele. *Heinrich.* Du redest mir aus der Seele; und ihr beide werdet mir zugeben, dass ohne eine solche Geschlechtstafel aller Begriffe die Existenz der Logik nur precär sey. Denn aus dieser Stammtafel würde z. B. sogleich klar werden, dass Figur und Weisheit nicht Bestandtheile eines Begriffs werden können, weil beide auf zwey entfernten Linien des Denkbaren stehen, Figur nämlich auf der reellen und räumlichen, Weisheit auf der ideellen und menschlichen." Jetzt wird ein Mathematiker herbeygerufen, und über mathematische Wahrheit befragt. Dieser setzt das Wesen der mathematischen Wahrheit darein, dass in dieser Wissenschaft Alles auf die strengste Weise bewiesen werden kann. Er giebt ein geometrisches und ein arithmetisches Beyspiel, und unwillig verläfst er die Gesellschaft, da die philosophischen Freunde, unzufrieden mit seinen Beyspielen, immerfort das Wesen der mathematischen Wahrheit von ihm zu wissen begehren. Diese suchen nun die Frage nach mathematischer Wahrheit selbst zu beantworten. Auf folgende Weise gelangen sie zum Ziel. „*Eduard.* Kant hat ein Subject und Object übrig gelassen, und so bearbeiteten Fichte das eine, Schelling das andere. *Heinrich.* Und dehnten, jeder das Seine, bis zur Universalität aus. *Philipp.* Und begannen dadurch die Speculation aufs neue zu erhöhen. *Eduard.* Um sie für immer fallen zu machen. Denn die Keime einer klaren Weltansicht unter der zeitlichen und räumlichen Form, die Kant in das Publicum geworfen hätte, konnten nicht untergehen. *Kant's* transcendentale Ästhetik ist sein Meisterwerk, und ich vergesse seine hinkende Kategorieen darüber so wie seinen Imperativ. *Philipp.* Eben diese transcendentale Ästhetik hätte erwarten lassen, dass Kant das Wesen der Mathematik tiefer gefasst hätte. *Eduard.* Eben die Isolirtheit, in welcher bey Kant die transcendentale Ästhetik dasteht, liess mich fürchten, dass der grosse Mann die beiden Anschauungsformen, die er so glücklich entdeckt hatte, nicht tief in das Innere der Erkenntniss zu verweben wissen würde. Doch zur Sache. Raum und Zeit setzt der Mathematiker voraus, unbekümmert woher sie ihm kommen. Raum und Zeit sind aber nicht nur, wie Kant sie begriffen hat, Formen der Anschauung, sondern auch Formen des objectiven Seyns. Ich sage nämlich, dass das positive Princip der Dinge, wo es der Einschränkung unterliegt, *Ausdehnung* werde, deren leere Abstraction der Raum ist. Im Gegentheile, wo das positive Princip aus der Einschränkung aufsteht, erzeugt es *Bewegung*, deren leere Abstraction Zeit heisst. Stimmt ihr mit mir überein? *Heinrich.* Setzen wir das positive Princip A, das negative B: so wäre der Raum $= \frac{B}{A}$ und die Zeit $= \frac{A}{B}$. Habe ich dich recht gefasst? *Eduard.* Vollkommen. *Philipp.* Wie aber wirst du uns deine Ansicht von der Mathematik weiter entwickeln? *Eduard.* Indem ich sage, dass die Philosophie aus den einfachen Elementen des Negativen und Positiven construire, wie die Mathematik aus den einfachen Elementen des Raums und der Zeit. *Heinrich.* Wie unterscheidest du nun Philosophie und Mathematik? *Eduard.* Es giebt keine andere Kenntniss als Mathematik. Wenn es Reflexion, d. h. relative Bestimmung des Einzelnen, geben soll: so ist die mathematische Art der Reflexion, als welche Wechselbestimmung der Theile eines gegebenen Ganzen ist, die vollkommenste Reflexion. Aber die apagogische Beweisart des Mathematikers ist bloss eine negative. Sie kann überall als Probe der positiven Beweisart angewandt werden. Diess ist ihr Werth an sich. Für eine wissenschaftlich entwickelte Mathematik müsste der apagogische Beweis entweder ganz wegfallen, oder als allgemeine Probe für alle positiven Beweise gebraucht werden. *Philipp.* Ich finde mich befriedigt. Aber die Mathematiker werden darüber mit dir hadern. *Eduard.* Lass sie. Jede Natur thut, was sie muss, und was sie muss, ist zugleich auch das, was sie kann. Ihr werdet mir nun zugeben, dass mathematische Reflexion, oder was gleich viel ist, Demonstration, überall möglich sey, wo Wechselbestimmung möglich ist? *Beide.* Ohne Widerrede." Wie Naturbegriffe construirbar sind, wird an folgenden Beyspielen gezeigt. „Z. B. Licht und Schwere seyen die zwey Theile einer Wurzel a + b: so wäre a^2 = Hydrogen, b^2 = Oxygen, die Wechseldurchdringung der Elemente aber 2 ab = Gasform, welche dem Hydrogen und Oxygen gemeinschaftlich ist. — Im Physischen scheint alles lebendig zu seyn, was in der Mathematik todt ist. In dem Muskel ist Faser an Faser gelegt, und so durch Addition der Länge die Breite entstanden. Die Pflanze, wie sie sich aus dem Saamen entwickelt, ist die lebendige Multiplication. Denn die Erhebung einer Wurzel auf ihre Potenzen ist die reinste Multiplication, so wie das Ausziehen der Wurzel die vollkommenste Division ist. Das lebendige Wurzelausziehen in der Natur aber heisst Gährung. Denn ist Gährung etwas anderes als ein Depotenziren?"

Za.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Landshut, b. Krüll: *Die Grundherrlichkeit in den älteren Bestandtheilen des Königreichs Baiern.* Ein Versuch von *Anton Kopf.* 1809. 135 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. beginnt mit dem Motto: „Die Deutschen wurden Sclaven durch sich selbst; der Stammvater des frohnenden Bauern lebte einst ganz so frey, als der Urahne seines Edelmanns." Dieser Geist spricht sich auch in dem ganzen Werkchen aus. Der erste Theil enthält die Geschichte der grundherrlichen Verhältnisse, und der zweyte die rechtliche Würdigung der baierischen Grundherrlichkeit. Am Ende werden dann die von der baierischen Regierung jüngst erlassenen organischen Edicte über die Leibeigenschaft, über die gutsherrlichen Rechte, über die Lehenverhältnisse und über die Patrimonialgerichtsbarkeit beleuchtet.

Nicht der Werth dieser kleinen Schrift, sondern die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlasst uns zu ausführlicheren Bemerkungen. Es ist auch diess diejenige Materie, die als Hauptangelegenheit die deutschen Regierungen gegenwärtig beschäftigt.

In den ersten §§. beschreibt der Vf. den Urzustand Baierns, und schliesst mit den Worten: „In der ersten und güldenen Zeit war also noch jeder deutsche Ackerhof mit einem freyen Eigenthümer besetzt, kein Knecht oder Leut auf dem Gute gehaftet." Die Kirche habe, um ihre Gründe zu bebauen, zuerst angefangen, den freyen Mann dienstpflichtig zu machen. Noch mehr sey es dem betrügerischen Priesterrock gelungen, den grösten Theil der freyen Güter — mit Zins und Dienst sich zu unterwerfen. „Mit der Geistlichkeit, fährt der Vf. weiter fort, eiferte auch noch ein zweyter und dritter Stand — die Grafen und königlichen Hofbeamten — die Güterbesitzer auf ähnliche Weise ihres Eigenthums zu berauben, und die Freyen allmählich in ihre Dienstbarkeit zu versetzen." Diese Missbräuche hätten die Aufmerksamkeit Karls des Grossen im hohen Grade erregt, und ihn bewogen, dagegen gesetzliche Schranken zu setzen. Zum Beweise sind mehrere Stellen aus den Capitularien angeführt — als Cap. a. 801. Cap. 2: „Laut rufen die Armen, man habe ihnen ihr Eigenthum geraubt. Sie werfen dieses den Bischöfen, Prälaten und ihren Advocaten, den Grafen und ihren Centenarien vor u. s. w." Mit dem Ausgange der karolingischen Dynastie ist ein neuer Zeitraum festgesetzt — die Umänderung des Heerbanns in den Vasallen- oder Lehen-Zustand. „Daraus, wie sich der Vf. ausdrückt, ging eine allgemeine Grundveränderung der persönlichen und dinglichen Verhältnisse des baierischen Volks hervor. Nicht mehr ausschlussweise als Vasall des Herzogs oder seiner Grafen und anderer mächtiger Freyen zog der Boivar nun in den Krieg." Die Beamten machten jetzt ihre Stellen und Würden erblich. Jeder Mächtige suchte sein Gefolge, die Zahl seiner Vasallen, zu vermehren. Der Schwache musste sich ihm mit seinem Gute zum Lehendienst verpflichten, oder bey einem Kloster auf die nämliche Art seine Rettung suchen. „Der Staat — schreibt der Vf. — befand sich in der Periode des Faustrechts, der Anarchie, der Verwüstung." Aus diesem anarchischen Zustande der Privatgewalt sey dann die Territorialverfassung hervorgetreten. Erst 1346 habe das baierische Rechtbuch für alle Lehen und gutherrlichen Verhältnisse gesetzliche Bestimmungen getroffen. Dieses Rechtbuch lasse bey den Gütern ein Eigenthum, Lehen, Leibgeding und Baugut oder Freystift zu. Die römische Emphyteusis (Erbrecht) sey erst dann in Anwendung gekommen, als die römische Rechtsgelehrsamkeit sich in Deutschland nach und nach verbreitete. „Daraus, sagt der Vf., ist für den gemeinen Mann eine unversiegbare Quelle des Unheils entstanden." Die Grund- und Lehen-Herren hätten nun die älteren Gutsverträge in diese römische Form umgegossen, um Laudemien u. s. w. zu erhalten, überhaupt um grössere Bürden auf die Güter zu legen. Das Landrecht von 1616 habe dann die Emphyteusis und alle diese entarteten Verträge auch wirklich als rechtlich anerkannt. Von dem baierischen Codex d. d. 1756 seyen sie in einem noch grösseren Umfange bestätigt worden. Diess führt, sagt der Vf., mit Grunde auf die Vermuthung, dass die „Gutsbesitzer einen vorzüglich wirksamen Antheil an der neuen Gesetzgebung genommen haben möchten. Es öffnete sich so einer unabsehbaren Menge von nachherigen Processen und Plackereyen die Thüre, und veranlasste die so häufig gewordenen Missbräuche und Bedrückungen, wodurch der sonst so glückliche Zustand des freyen baierischen Landbewohners so beklagenswerth, und er zum eigentlichen Lastthiere der weltlichen und geistlichen Grundherren herabgebildet wurde." Diese Missbräuche konnten von den Gutsherren um so leichter ausgeübt werden, als sie die einzigen Stände des Landes vorstellten. Die erworbene Patrimonialgerichtsbarkeit verschaffte ihnen dazu noch freyeren Spielraum. Die Gerichtsbarkeit und Siegelmässigkeit gaben ihnen zugleich das Recht, die Briefe oder Gutsverträge selbst

zu errichten, mithin ihre Unterthanen ganz nach Willkühr zu behandeln. In diesem traurigem Zustande befänden sich von dem Lande 20,775 Höfe und 78,454 Familien. Die Zahl der noch übrigen freyen Güter betrüge nur 1162 Höfe mit 7361 Familien. Aber auch diese freyeigenen Güter wären deswegen übler daran, weil die Stände auf sie diejenige grösere Last der Grundsteuer gewälzt hätten, die ihre Unterthanen wegen zu groser Abgaben an sie zu tragen nicht im Stande sind. Unter solchen Fesseln könne sich die Landwirthschaft nicht schwingen. Der Stände eifrigstes Bestreben habe immer dahin gezielt, allen Verbesserungen der Landwirthschaftsverhältnisse und grösseren Bevölkerung mit Gewalt sich zu widersetzen. Sie seyen auch die Hauptgegner der neueren weisen Culturverordnungen gewesen. Unter die übrigen Mittel, wodurch sich die Gutsbesitzer auf Unkosten ihrer Unterthanen zu bereichern wussten, zählt der Vf. die Zehenden, und die Scharwerke oder Frohnen. Sie vollendeten, wie er sich ausdrückt, den Ruin des Landmanns. Die Regierung habe durch die Verordnungen von 1779—90 und 91 das Schicksal der Cameralgrundunterthanen sehr gemildert. Alle Gutsverträge wurden in eine bestimmte Erbrechtsform, und die Laudemien in für immer bleibende Anschläge umgewandelt. Die Stände wären diesem schönen Beyspiel der Regierung nicht nur nicht gefolgt, sondern hätten dieser edlen Absicht der Regierung neue Hindernisse in den Weg gelegt. Die Unterthanen mit so einem *gefreyten Erbrecht*, wie man es nannte, mussten nun grössere Grundsteuern bezahlen.

II Theil. Rechtliche Würdigung der baierischen Grundherrlichkeit. Hier wird folgender Begriff aufgestellt: „Die Grundherrlichkeit ist der Inbegriff von Gerechtsamen, welche jemand auf einem Grunde und in Rücksicht desselben auszuüben befugt ist, ohne auf diesen die Rechte des vollkommenen oder unvollkommenen Eigenthums aussprechen zu dürfen.“ Die Rechte der Gutsherrlichkeit sind in die des Privat- und die des öffentlichen Verhältnisses abgetheilt. Unter den ersten stehen die Zinsen, Zehenden, Vogtgilten u. s. w. Unter den anderen die niedere Gerichtsbarkeit, die Siegelmäsigkeit, dann die Scharwerke. Die Rechte aus dem Privatverhältnisse werden allein zur Ablösung zugelassen. Die Rechte aus dem öffentlichen Verhältnisse gehören in die Reihe der Privilegien, welche, als dem Zeitgeiste zuwider, einzuziehen seyen. Von dieser Ansicht aus mustert der Vf. die verschiedenen Rechte der Grundherrlichkeit. Er behandelt zuerst das volle Eigenthum, dann die Rechte des Obereigenthums, die bey dem Lehen, die bey dem Erb-Leibrecht und Freystiftsgut. Und so huldigt er am Ende den Grundsätzen, welche die baierische Regierung in den 4 organischen Edicten über die Leibeigenschaft, über die gutsherrlichen Rechte, über die Lehenverhältnisse und die Patrimonialgerichtsbarkeit ausgesprochen hat. — Der Beschreibung, die der Vf. von dem Urzustande Baierns macht, wo er die ersten Bewohner in die Gebirge versetzt, können wir unseren Beyfall nicht geben. Die Topographie Baierns, so wie die anderer Länder, zeigen vielmehr, dass sich die ersten Wohnungen in den Thälern der grösseren Flüsse gebildet haben. Diess ist auch der Natur mehr gemäss. Der Vf. nennt den ersten Zustand der Nation das *güldene Zeitalter*, wo nur Freyheit und Gleichheit galten. Er muss sich wirklich hier den Paradiesgarten gedacht haben! — Wir mögen die Menschen im Stande der Wildheit oder der Barbarey betrachten; immer werden wir gewahr, dass der Stärkere den Schwächeren unter sein Joch beugt. Der Jäger wie der erste Landbebauer fühlen das Bedürfniss mehrerer Hände. Bald werden Sclaven oder Leibeigene zu ihren Diensten seyn. Nicht Freyheit gebar der Ackerbau, sondern Leibeigenschaft. Und Leibeigenschaft ist die Wiege der Staatenausbildung. Die Kirche oder der Priester hat dem Landbebauer nicht ein härteres Joch aufgelegt, sondern es vielmehr gemildert, die erste Rechtlichkeit in seine Verhältnisse gebracht. — Dem Priester verdankt auch der deutsche Boden grösstentheils seine Cultur. Seine Schlauheit bezähmte die Barbaren, und wusste sie zur Arbeit anzuhalten. So wurden die unermesslichen Wälder ausgerottet, in lichte, fruchtbare Gegenden umgeschaffen. Als Lehrer und Führer mussten die Priester natürlich Zinsen und Dienste sich auf den Ackerhöfen bedingen, um ihren Unterhalt und alle anderen Bedürfnisse davon bestreiten zu können. In gleichem Falle befanden sich die Grafen und Hofbeamten, um sich für ihre Richter- und andere Stellen ein Einkommen zu verschaffen, da andere Besoldungen noch nicht bestanden. Karl der Grosse, der in die noch schwache Staatsmaschine mehr Ordnung bringen wollte, hat nur die übermässigen Foderungen der Priester und Grafen abzustellen gesucht, nicht aber die Verfahrungsart selbst verboten. — Man sieht daraus klar, dass diese gutsherrlichen Abgaben die Stelle der heutigen Contributionen oder Steuern vertraten. Der Landmann bezahlte damit den Schutz seiner Vorgesetzten. Er konnte damals nicht anders zahlen als mit Früchten von seinem Gute. Diese Massstäbe blieben auf den Gütern, und daraus gingen alle die verschiedenen Gutsverträge hervor. Das Lehensystem veränderte den Kriegsdienst, und machte ihn kostspieliger. Diess hatte die weitere Folge, dass auch die gutsherrlichen Foderungen höher gespannt wurden. Die Staatsgewalt hatte sich bereits allmählich mehr ausgebildet. Jetzt durchkreuzten sich die gutsherrlichen Foderungen mit denen des Staats. Die nach und nach verbreitete römische Rechtsgelehrsamkeit vergrösserte vollends die Widersprüche und Verwirrung. Dieser Kampf über getheilte Staatsgewalt zwischen den Gutsherrn und Fürsten dauerte die folgenden Jahrhunderte — ja bis auf unsere Tage fort. — Je nachdem eine Regierung mehr Kraft äuserte, desto mehr konnte sie ihre Rechte und Wirkungen geltend machen. Diess scheint bey Baiern nicht der Fall gewesen zu seyn. Baierns Fürsten traten vielmehr durch Jurisdictions- und andere Privilegien-Verleihungen immer mehrere Staatsrechte ab; und diess, um von den Gutsherrn die Erlaubniss zu erhalten,

die Unterthanen zu besteuern. — Die Gutsherren fühlten und beurkundeten sich immer als wahre Oberherren des Landes. Sie besteuerten nach Willkühr, und überliessen dem Staate nach ihrem Gefallen eine kleine Summe. Selbst die Gesetzbücher wagten nicht, die Willkühr der Gutsherren in Behandlung der Unterthanen zu stören. Jedes Gesetz lässt *den Gewohnheiten* und *wohlhergebrachten Herkommen* vollen Spielraum. Als die Regierung in den 70 — 80 — 90 Jahren sich zu sehr gedrungen fühlte, das Schicksal der Landbebauer zu erleichtern, konnte sie diese Verordnungen nur auf ihre eigenen Grundunterthanen (cameralische) in Anwendung bringen, nicht auf die übrige weit grössere Zahl ausdehnen. Noch auffallender ist, dass sie die Gesetze zur Ermunterung der Cultur auf die so vielen unbebauten Strecken des Landes nicht wirkend machen konnte. — Diess ist um so trauriger, als es vor einigen Jahren erfreulich war, auf einmal in diesem Lande solche Culturgesetze erscheinen zu sehen, wie sie noch kein Land aufzuweisen hat. Sie bewirkten in kurzer Zeit Riesenschritte, so wie überhaupt bey der gemeinen Volksclasse in Baiern viele Empfänglichkeit für alles Gute, Schöne und Grosse herrscht. — Übrigens können wir weder den von dem Vf. aufgestellten Begriffen über Gutsherrlichkeit und ihre Eintheilung, noch seinen Vorschlägen zur Ablösung beystimmen. Eben so wenig scheinen uns die baierischen Edicte die Gegenstände richtig aufgefasst und zureichend gewürdigt zu haben. Die gutsherrlichen Verhältnisse sind Rechte der getheilten Staatsgewalt und in der Benennung — *Feodalrechte* vereinigt. Diese nämlichen Feodalrechte sind es, welche die französische Revolution herbeyführten. Der gordische Knoten wurde da mit Einem Male zerhauen. Damit eroberte der Staat seine Gesammtkraft — sein volles Staatsrecht. Alles staunt nun die Zauberwirkungen davon an. — Dadurch gestaltete sich das neue Zeitalter und der gegenwärtige Zeitgeist. — Die deutschen Regierungen finden sich in gleichen inneren Krieg mit den Feodalrechten verwickelt. Sie fühlen zu sehr den Drang einer nothwendigen Änderung dieser Verhältnisse. Sie sind überzeugt, dass nur der Staatsgewalt die Abgabenfoderung zustehen könne; überzeugt, dass der Staat wegen dieser getheilten Gewalt in seinem jährlichen Bedürfnisse verkürzt, ja in den schmählichsten Zustand zerrütteter Finanzen versetzt sey. — Endlich liegt es klar vor ihren Augen, dass mit Einführung des neuen Kriegssystems — der Conscription — alle vorigen Verhältnisse des Heerbanns und des Lehenwesens vertilgt worden, also damit auch die ehemaligen Abgaben und Dienstleistungen der Landleute. Eine weise Reform — dem zu gewaltigen Umschwung vorgezogen — ist daher jetzt bey den deutschen Regierungen Staatsgrundgesetz — einer von den Hauptgrundpfeilern der neuen Constitution geworden. — Diese Reform darf zugleich den übrigen Staatsgrundgesetzen nicht zu nahe treten, als da sind, dass die Rechte der Staatsgewalt nur von ihr selbst ausgeübt werden können, dass vor dem Gesetz alle Bürger gleiche Rechte haben müssen, und dass weder die Bürger noch der Acker bleibende Fesseln tragen dürfen. Die Folgesätze sind nun klar: 1) Alle gegenwärtigen Besitzer von Gütern, auf denen Feodalrechte haften, mithin alle Leibeigenen, Lehen- und Grund-Unterthanen sind als freye Eigenthümer anzusehen. 2) Das Eigenthum auf Grund und Boden kann nie mehr getheilt werden. 3) Das von den gutsherrlichen Foderungen noch Zulässige ist in ein auf den Gründen haftendes Capital umzuschaffen. Alle vorkommenden Feodalrechte nun lassen sich in 4 Classen theilen: 1) Die, welche aus der Leibeigenschaft oder in noch ganz rohem, oder in schon gemässigtem Zustande hervorgehen. 2) Die, welche von dem Lehen herrühren. 3) Die, welche auf den Gerichtszwang Bezug haben. 4) Die, welche in dem Ober- Zins- oder Zehend-Eigenthum ihren Grund haben. Alles, was in der ersten Classe auf persönliche Verhältnisse Bezug hat, ist zu keiner Entschädigung geeignet. Dahin gehören Gesindedienstzwang, Freylassungen, Vor- und Frey-Käufe, Sterbefälle, Curmuden, Besthaupt, Fröhnen oder Hand- und Spann-Dienste, Heimfallsrechte, alle Consense, Briefe, Taxen und Strafen. Zum Loskauf bleibt nur übrig, was dem Gutsherrn jährlich an Geld, Früchten als Kanon entrichtet werden musste. Die Summe davon wird zum Capital nach vier vom Hundert angeschlagen. Bey Früchten nimmt man die mittleren Marktpreise der fünf und zwanzig letzten Jahre zum Massstabe. Die nämliche Entschädigung erhalten auch die Laudemien. Von den letzten 3 Veränderungsfällen wird die Durchschnittssumme gezogen, und der 30 Theil als die Rente angesetzt, die auf obige Art sich zum Capital erhebt. — In der 2 Classe können von allen Lehenverhältnissen auch nur die jährlichen Leistungen an Geld und Früchten, dann die Laudemien, die vorhin bemerkte Entschädigung erlangen. In der 3 Classe fällt die Gerichtsbarkeit — als von der Staatsgewalt unzertrennlich — mit allen daraus entsprungenen Rechten und Foderungen von selbst hinweg. Eine Entschädigung ist also hier nicht anwendbar. Hieher gehören alle Gerichts- und Polizey-Verhältnisse und Strafen; alle ausschliessenden Rechte und Monopolien; alle Zwangsrechte, als Mühlen-, Brod-, Bier-Zwang u. s. w.; alle Abschoss- und Auffahrt-Gelder; alle Concessionen von Gewerben; alle Heirath- und Hochzeit-Gelder; alle Beysassen- und Schutz-Gelder; alle Grafen- und Vogteyhaber-Leistungen; alle Jäger- und Hunde-Gelder; Leibzins und Judenschutzgelder; alle Scharwerke und Frohnen; alle Zapfen- und Taubenschlag-Gelder und andere mehr. Sowohl der Staat als die Parteyen können nichts sehnlicher wünschen, als dass diese Auseinandersetzungen und Loskäufe auf die zweckmässigste und kürzeste Weise geschehen. Deswegen muss: 1) In jedem Kreise eine besondere Commission angeordnet werden, die alle diese Gegenstände berichtigt und als erste Instanz entscheidet. In zweyter und letzter Instanz hätte dann der Staatsrath zu erkennen. 2) Der Gutsherr müsste sich mit Fristenzahlungen von 100 Gulden begnügen. Es stände

ihm aber auch zugleich das Recht zu, jährlich den 6 Theil des Ablösungscapitals aufzukündigen. Die Unterthanen könnten sich mit Aufnahme anderer Capitalien oder mit dem Verkaufe einzelner Grundstücke helfen. Der Staat würde so — wenigstens in 6 Jahren — alle Zwecke erreichen, und damit wären für immer der ächte Nationalwohlstand und Reichthum — die Hauptstützen des Staatsgebäudes — begründet. — Halten wir nun die baierischen Edicte dagegen. Das organische Edict vom 31 Aug. 1808 hebt die Leibeigenschaft vollends auf. Allein die zehen §§. dieses Edicts lassen doch noch einen zu weiten Spielraum übrig. So werden nach §. 7 „die Grundpräftationen nicht verändert.“ „Die bedungene Dienste, sagt §. 9, werden wie andere Gilt oder Grundfrohnen beurtheilt und unterliegen gleichen Bestimmungen.“ Wirklich erstaunen muss man aber über das Edict vom 7 Jul. 1808, von den Lehenverhältnissen. Während man die Aufhebung der Lehen, in einigen Zeilen erwartet, da die Lehen gleich der Leibeigenschaft nur mehr der Geschichte angehören können, findet man hier eine neue ausführliche Lehenlehre in vielen Titeln und Capiteln und, 299 §§.! Es bestehen noch Thron- und Kanzley-Lehen. „Alle ausgeschiedene Lehen, heisst es §. 11, welche nicht in diese Lehengattungen eingereihet werden, sollen in andere Grundverträge umgeändert oder vollkommen allodificirt werden.“ Der Bodenzins soll sich nach §. 14 „dergestalt nach dem Werth des Lehens richten, dass nach der Verschiedenheit der Umstände der 3 oder 4 Theil des wahren Werths des Lehens zum Bodenzinscapital angesetzt, und solches mit drey vom Hundert verzinset werden soll.“ Die Lehenleute kommen also sehr übel weg! Noch auffallender ist §. 21. Hier heisst es: „Von der Umänderung in bodenzinsiges Eigenthum sind diejenige Lehen ausgenommen, bey welchen ein naher Heimfall zu vermuthen ist. Diese bleiben bis dahin in den vorigen Verhältnissen, oder unterliegen besonderen Unterhandlungen.“ Nun folgen alle möglichen Artikel des Lehenrechts. Sogar die Eidesformeln sind vorgeschrieben. Die Lehentaxen, Sporteln und Stempelgebühren sind genau nach Gulden und Kreuzern aufgezählt. Die organischen Edicte vom 28 Jul. und 8 Sept. 1808 sind weit entfernt, die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzuheben. Sie bestätigen sie vielmehr im vollen Umfange. Nur ist vorgeschrieben, dass der Bezirk eines Patrimonialgerichts wenigstens fünfzig Familien in sich begreifen muss. Diess wird aber durch die übrigen Artikel sehr erleichtert. — Die Gutsherren bleiben also noch länger Richter und Partey in einer Person. Zugleich ist ihnen die volle Polizeygewalt eingeräumt. Sie behalten den Vogthaber, die Scharwerke, das Nachsteuerrecht gegen auswärtige Staaten, das Patronatrecht u. s. w. Ja was selbst gegen die Moral ankämpfen möchte, es gehören ihnen nach §. 62 und 63 auch „alle *Geldstrafen als Früchte der Grund- und Polizey-Gerichtsbarkeit*“, dann alle Sporteln und Taxgelder! Das schon bemerkte organische Edict vom 28 Jul. 1808 handelt zugleich von den übrigen gutsherrlichen Rechten in Ansehung des Obereigenthums. „Es soll, heisst es §. 73, bey diesen Gutsverträgen nach den am Orte, wo die Güter liegen, vor dem 1 Jan. 1809 geltenden Gewohnheiten und Gesetzen sein Bewenden haben; jedoch werden alle in den grundherrlichen Verträgen constituirte ständige und nichtständige Renten und Bürden für ablösbar erklärt.“ Der §. 82 redet von dem Abzuge vom Gute der Grundholden, gleich als wenn die Grundherren die Unterthanen von den Gütern jagen könnten. Eben so merkwürdig sind §. 89, 90 und 91. Sie müssen wörtlich gehört werden! „§. 89. Vom Zehendrechte. Der Zehend ist eben so wie andere grundherrliche Rechte auf eigenen Gütern dem Loskaufe unterworfen. §. 90. Bis zur Ablösung, die *auf einem beiderseitigen Einverständnisse* beruht, verbleibt der Zehend den Zehendberechtigten nach den jeden Orts üblichen Gesetzen, Gewohnheiten, oder nach den bestehenden Verträgen. §. 91. Vom Bodenzinse. Alle, wo und wie immer bestehende Bodenzinse in Frucht oder in Geld können *nach beiderseitiger Vereinbarung* abgelöset werden.“

Wir wünschen, dass der Vf. seine literarische Laufbahn fortsetze. Es fehlt ihm an Kenntnissen nicht. Doch müssen wir ihm rathen, seine Sätze künftig kürzer und reiner zu fassen. Die deutsche Sprache ist selbst reich genug; warum also so viel von *profanen*, *identischen*, *heterogenen*, *Modificationen*, *Princip*, *Object*, *Construiren* u. s. w.?

— a — — —

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Hayn: *Spielalmanach für Karten-, Schach-, Bret-, Billard-, Kegel- und Ball-Spieler zum Selbstunterrichte*, von *Julius Cäsar*. Nach den gründlichsten Regeln und Gesetzen durchaus verbessert und mit neuen Spielen vermehrt von *G. W. v. Abenstein*. 1810. 396 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) In dem Vorberichte findet man Einiges über die Zulässigkeit des Spiels überhaupt, und das Bekannte über die Erfindung der Spielkarten und die Geschichte der Spiele. Nach der eigenen Angabe bestehen die Vorzüge dieser Ausgabe vor den vorigen hauptsächlich darin, dass ausser anderen besonders das Casino-, Imperial- und Tokkategli-Spiel wesentliche Verbesserungen erfahren, dass das Commerce- und das Alliance-Spiel neu hinzugekommen, und das Schachspiel nach dem *kochschen* Werke über dasselbe berichtigt und vervollständigt worden ist. Bey einer neuen Ausgabe, die nicht fehlen wird, wird hoffentlich auch das Damenspiel, nachdem die Bearbeitung desselben von *Koch* erschienen, einen Platz in diesem Almanach finden. Am weitläuftigsten ist das L'Hombrespiel abgehandelt; aber dennoch fehlt es hie und da an der gehörigen Präcision bey der Anweisung. Es ist aber auch überhaupt schwer, oder vielmehr unmöglich, alle Bestimmungen und inneren Verhältnisse dieses Spiels aufzufinden. Die praktischen Beyspiele zur Übung sind gut gewählt, nur sollten deren noch mehrere bloss angegeben seyn, um das eigene Nachdenken daran zu üben. Beym Whistspiel ist es ein Irrthum, wenn gesagt wird, es sey möglich, in einem Robber viermal gross Schlemm zu machen; man kann fünfmal gross Schlemm machen und die Parthie mit vierzig Points gewinnen. Die Regeln des Schachspiels sind bestimmt, und es ist eine sehr richtige Bemerkung, dass der Sieg sich immer auf diejenige Seite neigen müsse, wo sich die richtigste Combination und grösste Fertigkeit im Summiren finde.

Ca.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 AUGUST 1811.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Gebauer: *Über die Einrichtung höherer Bürgerschulen*, ein Versuch von *C. C. Schmieder*, Dr. der Philos., Oberlehrer an der Realschule zu Halle u. s. w. Mit vier Tabellen. 1809. XII u. 252 S. gr. 8. (18 Gr.)

Seitdem der ehrwürdige *Resewitz* in seiner gehaltvollen Schrift: *über die Erziehung des Bürgers*, auf die wichtigste Menschenclasse, in der die eigentliche Kraft des Staats und die Fülle des Lebens wohnt, aufmerksam gemacht, und auf eine zweckmäfsige Bildung derselben ernstlich gedrungen hat, sind eine Menge Pläne, Vorschläge, Gedanken und Anweisungen zu einer naturgemäfsen Einrichtung und Organisation von Bürgerschulen erschienen. Aber noch scheint man über den Begriff derselben nicht einig zu seyn. Der Eine versteht solche Institute darunter, welche für die Bildung der Kinder niederer Städtebewohner bestimmt sind; der Andere will Söhne aus dem höheren Bürgerstande in derselben zu einer feineren Bildung vorbereiten. Dieser schliefst die Bildung künftiger Kaufleute, Ökonomen und Künstler von der Bestimmung der Bürgerschulen ganz aus, und jener will alles in sie aufnehmen, was nicht unmittelbar für den gelehrten Stand und für das höhere Geschäftsleben bestimmt ist. Bald soll in derselben nur der Mensch als Mensch gebildet, bald allein auf dessen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit für die Welt Rücksicht genommen werden. Wo beides sich innig vereint, und die Jugend des Mittelstandes eine rein menschliche Bildung und zugleich eine zweckmäfsige Vorbereitung für das bürgerliche Leben erhält, da dünkt uns, ist das Wesen einer Bürgerschule ergriffen, und der Zweck derselben erreicht.

Leicht ist es nicht, den Plan zu einer solchen Lehr- und Bildungs-Anstalt zu entwerfen, und ihn in seinen kleinsten Theilen auszuführen. Wie trefflich deshalb auch *Lorenz*, *Becker*, *Gedike*, *Gruner*, *Degen*, *von Türk* und besonders *Natorp* vorgearbeitet haben: so bleibt doch noch sehr viel Verdienst zu erwerben übrig. Wir nahmen deshalb vorliegende Schrift mit Vergnügen in die Hand, und hofften von dem, als didaktischer Schriftsteller rühmlich bekannten Verfasser die Idee einer höheren Bürgerschule mit Geist und Einsicht ausgeführt zu finden. Wir haben uns aber in unserer Erwartung unangenehm getäuscht gefunden. Fleifs und Scharfsinn, Eifer für die Sache und ein schöner Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen lassen sich dem Vf. nicht absprechen; auch sind einzelne Theile der Schrift vortrefflich bearbeitet. Aber das Ganze ist durchaus verfehlt, weil der Gesichtspunct, aus welchem Hr. *S.* die Idee einer Bürgerschule aufgefafst hat, unrichtig, und seine Ansicht des menschlichen und bürgerlichen Lebens einseitig ist. Für den wahren Zweck der Schule giebt er die Vorübung der Jugend zur künftigen Brauchbarkeit an, und nur *der* Anstalt gesteht er eine volle consequente Wirksamkeit zu, welche die ihr anvertraute Jugend für einen bestimmten Geschäftskreis bildet, und nur für diesen Zöglinge aufnimmt. So ist Alles nur auf den künftigen Nutzen berechnet, und nur das als löblich und wünschenswerth dargestellt, was Brod schafft und den Magen füllt. Deshalb erhebt sich der Vf. nie über die Sphäre des Gemeinen, kann sich aus dem engen Kreise des alltäglichen Lebens nicht herausfinden, und sucht seine Befriedigung in der Aufstellung der äufseren Form und in der Erfüllung des Buchstabens.

Dieser Sinn kündigt sich gleich in der *Einleitung* an, in welcher der Vf. über die Jugendbildung überhaupt, in Beziehung auf die drey Hauptstände, über das Verhältnifs der drey Hauptschulen, und über die Bürgerschulen insbesondere spricht. Da das Ganze auf diesen Grundsätzen und Ansichten beruht: so müssen wir sie wohl etwas näher angeben. Die *höheren Stände*, welche die Regierung des Ganzen theilen, bedürfen keines tiefen Wissens noch einer grofsen praktischen Fertigkeit. Es ist gut, wenn alle Regierer, vom Fürsten bis zum Maire, im Fluge emporsteigen. Wo schnell avancirte junge Männer an der Spitze stehen, geht in der Regel alles leicht und gut von Statten. Der höhere Stand ist seiner Natur nach erblich, und soll für die Idee der Menschheit erzogen, zum Herrn der Schöpfung erhoben werden. Nicht das höchste Wesen, sondern die reine Vernunft ist ihm höchste Gesetzgeberin. Der Cultus wird ihm als ein nothwendiges Erfodernifs zum Bestande aller menschlichen Verfassungen dargestellt, damit das Beyspiel der höheren Stände nicht Afteraufklärung erzeuge. Die Ehre wird mittelst der Eitelkeit in das jugendliche Gemüth tief als das Heiligste eingeprägt, weil sie sein künftiger Himmel und seine Hölle werden soll. Einen hohen freyen Blick giebt die höhere Mathematik; der höchste Werth liegt in der abstracteren Arithmologie. Die Weltkenntnifs ist das Brodstudium des ersten Standes; sie mufs auf eklektische Philosophie gebaut werden. Für ihn gehört eine

Encyklopädie aller Zweige des Wiſſens; denn vornehme Leute müſſen eine vielſeitige Cultur und ein ausgedehntes wiſſenſchaftliches Intereſſe haben. Der *Mittelſtand*, der zum eigentlichen Dienſte des Staats beſtimmt iſt, wuchert mit ſeinem geiſtigen Vermögen, macht Wiſſenſchaften zum Broderwerb, oder treibt Künſte und Handwerke mit Raffinement. Nicht die Ehre iſt die Zielſcheibe des Bürgers, ſondern eine ſorgenfreye Wohlhabenheit; bis er dieſe erlangt hat, geht all ſein Tichten und Trachten auf Geldverdienſt. Man macht den Bürger unglücklich, wenn man ihm die Ehre (das Winkelmaſs und die Bleywage der höheren Stände) als ein wünſchenswerthes Gut vormalt; denn was er ſeyn kann, will er dann nicht werden, und ſtrebt nach Dingen, die über ſein Vermögen ſind. Übung der Körperkraft iſt bey dieſem Stande nicht nöthig; denn er iſt nicht zu grober Arbeit beſtimmt. Eben ſo iſt die völlige Ausbildung des Geſchmacks überflüſſig; denn die Verfeinerung iſt kein Vorwurf für den Bürger. Nur diejenige Moral leuchtet dem jungen Bürger ganz ein, und wirkt mit voller Kraft auf ihn, die ihm zeigt, daſs Gutſeyn die nothwendige Bedingung zu ſeinem zeitlichen Glücke ſey. Die Gottheit, welche dem Haufen als Richter, dem nach Idealen ſtrebenden Menſchen als Muſter erſcheint, wird hier als liebevoller, aber nicht verliebter Vater dargeſtellt. Die Jugend muſs für die currente Wirklichkeit erzogen werden. Stolz beherrſche den Hohen, Furcht den Pöbel, den Mittelſtand aber die Hoffnung. Der Unterricht für den Bürgerlichen muſs einen ganz anderen Gang, ſeine Bildung eine ganz andere Tendenz nehmen, als bey dem Adelichen. Der *gemeine Mann* iſt immer Mittel zu den Zwecken Anderer, die ihn leiten und bevormunden, und die er unweigerlich als Höhere, als ſeine Herren anerkennt, wenn ſie nur ſeine augenblicklichen Bedürfniſſe befriedigen. Das tägliche Brod im eigentlichen Verſtande iſt der Hebel ſeiner Thätigkeit und mehr iſt ihm nicht gut. Religion mit ein wenig Aberglauben vermiſcht, Polizeyordnung und Innungs-Vertrag ſind die Stützen ſeiner Wohlfahrt. Seine Leidenſchaften müſſen früh durch Furcht vor der Strafe und frühe Gewöhnung zum blinden Gehorſam in Schranken gehalten werden. Die Maſſe muſs nur bis zu einem gewiſſen Grade veredelt werden. Sie dem Mittelſtande gleich ſtellen, würde heiſsen: die Hefe unter den Wein rühren. Kinder aus der unteren Volksclaſſe müſſen in jeder Körperkraft geübt, und zu mechaniſchen Fertigkeiten abgerichtet werden. Ihre ſittliche Bildung ſoll nicht in wirklicher Veredelung, ſondern in vorſichtiger Richtung des Willens beſtehn. Nicht jeder Auswuchs des Aberglaubens muſs vertilgt werden; denn er führt oft gute Motive fürs Leben bey ſich, und beſtimmt den niederen Haufen nicht ſelten zum Gutſeyn, wo weder Religion nach Menſchengewalt ausreichen würden. Nimmt man ihm den Teufel ganz und gar: ſo macht man ihm die heiligen Bücher verdächtig, ſo raubt man ihm ſeinen einzigen Troſt in Noth und Elend. Wo man dieſe Dreyfaltigkeit im Menſchen nicht gelten laſſen wollte, blieben die ſtrafenden Folgen nicht aus. Wo man den Adel mit dem Mittelſtande zuſammenzwängte, wurde ein ſteriles Baſtardgeſchlecht erſchaffen. Die Vermiſchung des zweyten und dritten Standes riſs eine Menge von Knaben, zum Frohndienſt geboren und mit Kartoffeln dazu aufgefüttert, zu dem Dünkel hin, etwas zu werden. Nur die ſtrengſte Abſonderung dieſer Stände in Erziehung und Unterricht vermag heilſame und erfreuliche Reſultate herbeyzuführen.

Wer ſollte ſo verkehrte, ſo gefährliche, ſo heilloſe Grundſätze in der Lehre von der Bildung und Erziehung des Menſchengeſchlechts noch zu unſerer Zeit erwarten? Wer jetzt noch die höchſte und herrlichſte Wiſſenſchaft des Lebens in ſo unnatürlich enge Grenzen einzwängen und zu einem ſo geiſtloſen Gewerbe herabwürdigen wollen? Frey iſt der Geiſt des Menſchen, und jede Kraft ſoll ſich regen in freudigem Leben. Alles, was ſich von Auſsen oder Innen der naturgemäſsen Entwickelung und Äuſserung dieſer Kräfte entgegenſetzen wollte, muſs weggeräumt und eine freye Thätigkeit befördert werden. Alle dem zu erziehenden Weſen inwohnenden Anlagen und Kräfte ſollen aus ihrem Schlummer geweckt und zur höchſt möglichen Wirkſamkeit gebracht werden. Nur im Gleichgewicht der Kräfte iſt Geſundheit, und nur wo der geſammte Menſch ausgebildet iſt, kömmt er zum friedlichen Einverſtändniſs mit ſich ſelbſt. Dieſe Grundſätze ſollen der Bildung des künftigen Regenten, wie der des künftigen Tagearbeiters, zum Grunde liegen. Dem Lehrer und Erzieher von beiden muſs die Idee der vollkommenen Menſchheit vorſchweben, und er muſs das gegebene Individuum durch einen planmäſsigen Stufengang und durch eine methodiſche Entwickelung dieſer Idee möglichſt nahe zu bringen ſuchen. Es iſt Verſündigung an der Menſchheit, wenn wir einen, und zwar den gröſsten und bedeutendſten Theil derſelben zur ewigen Unmündigkeit, zur fortwährenden Knechtſchaft verdammen, und ihn von dem unveräuſserlichem Gemeingut der Menſchen ausſchlieſsen wollten. Freylich wird ſich das Leben der Einzelnen nach äuſseren Verhältniſſen und Lagen verſchieden geſtalten und jeder Stand in einem eigenthümlichen Colorit hervortreten: aber die Geburt giebt auf reinere Sittlichkeit, auf tiefere Religioſität und auf höhere Geiſtesbildung kein ausſchlieſsendes Vorrecht. Freylich wird der Zögling künftig entweder als Staatsmann, als Gelehrter und Künſtler, oder als Kaufmann, als Handwerker und Landmann dem Gemeinwohl nützlich werden: jeder aber ſoll Menſch, im ſchönen Sinne des Worts, werden, ſoll auch den Werth und die Würde ſeiner Berufsgeſchäfte aus reinmenſchlichen Geſichtspuncten betrachten und ermeſſen. — Das alles ſind Wahrheiten, die ſo allgemein anerkannt und deren Foderungen für die allgemeine Erziehung des Menſchengeſchlechts ſo nothwendig ſind, daſs es nicht anders als höchſt auffallend ſeyn kann, wie jetzt noch ein denkender Pädagog dagegen ankämpfen und ſie beſtreiten will.

Nach des Vfs. Meinung iſt die Bürgerſchule der

Ort 1) für alle Handwerker, welche eine Werkstatt bedürfen, 2) für alle Künstler mit Ausnahme der schönen Künste, 3) für Manufacturisten und Fabricanten, 4) Kaufleute, Juwelirer und Alle, die Handlung oder Wechselgeschäfte treiben, 5) Apotheker und Chirurgen, 6) Mechaniker und Baumeister, 7) Post-, Zoll- und Polizey-Bediente, 8) Jäger und Förster, 9) Berg- und Hütten-Leute, 10) endlich für Feldmesser, Ingenieurs und Militairs überhaupt. Alle diese Stände können ohne die Kenntniss alter Sprachen und ohne reine Wissenschaft bestehen, und folglich in Bürgerschulen völlig ausgebildet werden. Dagegen würden Buchhändler und Buchdrucker, diejenigen, welche als Secretairs in Gerichtshöfen und Collegien angestellt werden sollen, und die Landschullehrer, aus dem Sprengel der Bürgerschule verwiesen werden müssen. Wenn diese auch der reinen Wissenschaft nicht bedürfen: so müssen sie doch wenigstens eine halbe gelehrte Bildung haben und deshalb den Gymnasialcursus machen. Die gemeinnöthigen Gegenstände des Unterrichts sind: Religion, Moral, Rechtslehre, deutsche Sprache, Rhetorik, deutscher Stil, französische, englische und italiänische Sprache, Geographie nach ihrem ganzen Umfange, Geschichte, Naturgeschichte und Anthropologie, Geometrie, Mechanik, Baukunst, Chronologie, Himmelskunde, Rechenkunst, Physik und Chemie, Technologie, Ökonomie und Handelswissenschaft, Schreibkunst und Zeichenkunst. Diese Lehrgegenstände werden in 3 Cursus, so wie die Schüler in 3 Classen vertheilt, so dass für Tertia neunzehn Lectionen, für Secunda achtzehn und für Prima drey und zwanzig herauskommen. Diese werden, in wöchentlich 36 Stunden abgefertigt, so dass alle Tage sechs Stunden gehalten werden und die, auf den meisten Schulen eingeführten zwey freyen Nachmittage verloren gehen. Der angegebene Lectionsplan wird von *sechs Lehrern* in seiner ganzen Vollständigkeit ausgeführt werden können. Auf jeden fallen alsdann wöchentlich achtzehn Stunden. Jeder Lehrer bekommt ein besonderes wissenschaftliches Fach, von dem er auch den Namen führt, so dass der eine *Artist*, der andere *Stilist*, der dritte *Linguist*, der vierte *Historicus*, der fünfte *Physicus* und der sechste *Mathematicus* (nicht auch ein *Veterinarius?*) genannt wird. — Zur vollständigen Ausführung des Planes sind sieben Stuben und ein Saal erfoderlich, welche arrondirt liegen, und nur einen Ausgang nach der Strasse haben. Zu dem literarischen Apparat der Bürgerschule gehören nothwendig 1) eine gute *Realbibliothek*, 2) ein Museum, das aus 15 verschiedenen Sammlungen bestehen muss, und 3) ein *Archiv*. Wo keine Fonds sind, muss auf eine andere Weise Rath geschafft werden.

Wir fühlen uns eben nicht aufgelegt, in eine nähere Würdigung dieses Plans einzugehn, sonst würden sich überall eine Menge Ausstellungen machen lassen. Die dargelegten Ideen des Vfs. und der angegebene Entwurf werden einen Jeden leicht erachten lassen, was er von dem näheren Detail zu erwarten habe. Nur rügen müssen wir noch den Mangel an einer naturgemässen Methodik, der sich bey der Anordnung und Behandlung der Lehrgegenstände offenbart, besonders die falschen und verkehrten Ansichten, die dem Religionsunterrichte zum Grunde liegen. Dagegen gestehn wir gern, in der Lehre von der Disciplin viel Gutes gefunden zu haben, obgleich auch diess schon in früheren Schriften gründlicher und vollständiger erörtert worden ist. Der Stil strotzt von Barbarismen und fremdartigen Wörtern, und hat ein so buntscheckiges Ansehn, dass man sich in die Zeit der Halbcultur Deutschlands versetzt glaubt. Die Sucht nach Paradoxen macht denselben eben nicht anmuthiger.

L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Potsdam*, b. Horvath: *Über die jetzt eingeleitete Verbesserung des Elementar-Schulwesens in der preussischen Monarchie*, von *K. H. Neumann*, Pfarrer zu Lassow. 1811. VIII und 61 S. gr. 8. (8 Gr.)

Diese Schrift ist ein herrlicher Beweis, wie Strahlen, die aus der Quelle des Lichts und des Lebens ausgehn, empfängliche Gemüther erleuchten und erwärmen, und sie mit inniger Liebe für den hohen Beruf des Lebens erfüllen. Ohne Begeisterung ist noch nie etwas Grosses vollführt; der Wille muss das, was der ruhige, besonnene Verstand als heilsam erkannt hat, mit freudigem und uneigennützigem Eifer ausführen. Zu kleinliches, verzagtes Sorgen, zu ängstliches Umherschauen und Zweifeln lähmet die Kräfte, and raubt den Muth. Darum spricht Hr. *Neumann*, der schon früherhin durch Wort und That seinen patriotischen Sinn und seinen unermüdlichen Eifer für die gute Sache der Menschenveredlung und Menschenbeglückung bewährt hat, mit Ernst und Wärme für die Verbesserung des Schulwesens in seinem Vaterlande, und sucht sie den Zweiflern und Gegnern der guten Sache, welche durch ihre Urtheile und Handlungen beweisen, dass sie sich noch keine richtigen Begriffe von dem Zwecke der Schulverbesserung und von den edlen Absichten der Regierung gebildet haben, aus dem richtigen Gesichtspuncte darzustellen. Seine Schrift soll ein Sendschreiben seyn an die Geistlichen und Schullehrer nicht nur, sondern auch an Gerichtsobrigkeiten und Schulvorsteher, um eine Verständigung in dieser wichtigen Angelegenheit vorzubereiten.

In der Einleitung wirft der Vf. einen Rückblick in die Vergangenheit, und bemerkt sehr wahr, dass zwar überall ein Streben nach Methode sichtbar, die Methode selbst aber höchst unvollkommen war, weil es noch an einem allgemein gültigen Princip und an dem eigentlichen Fundamente der Bildung fehlte, dass man Erziehung und Unterricht fast durchgängig von einander trennte, und der letztere selten wahrhaft bildend war. Darauf entwirft er ein trauriges, aber leider treues Gemälde von dem ehemaligen Zustande unserer Volksschulen, würdigt die Verdienste eines *Rochow*, *Salzmann* und *Niemeyer*, und spricht ein kräftiges Wort über den ehrwürdigen Menschenfreund im Alpenthale. So kommt er denn auf die Anstalten der Gegenwart, besonders in den Staaten *Friedrich Wilhelms* III. Der Oberschulrath *Zeller* wurde von Heilbronn am Neckar nach Königsberg in Preussen berufen, und es konnte nicht fehlen, dass dieser hohe pädagogische Geist, der sich mit ganzer Liebe und mit ungetheilten Kräften an die Kinderwelt hingegeben hatte, in seinem Wirkungskreise einen lebendigen Eifer für das Elementarschulwesen anregte. Sein Nor-

mal-Institut für künftige Landschullehrer, die Conferenzen und Lehrcurse mit den Geistlichen und Schullehrern der Provinz und seine Elementarbücher haben viel Treffliches und Folgenreiches gewirkt. So soll nun durch die Einführung einer naturgemäfsen Methode, sowohl in der Didaktik als Disciplin, eine allmäliche, stufenweise Verbesserung des Volks-Unterrichts und der Volks-Erziehung bewirkt und dadurch die wahre und allgemeine Menschenbildung erhöhet und befördert werden. „Nach allen Schritten und Verordnungen zu urtheilen, welche unsere Provinzial-Schulbehörde bereits zur Verbesserung des Elementarschulwesens gethan und bekannt gemacht hat, will sie die Schulreform keineswegs durch blosse Schulgesetze, durch Zwangsmittel, durch Drohungen und Strafen erzwingen, sondern vielmehr die Idee und den Geist einer wahren Volksbildung bey Geistlichen und Schullehrern, bey Obrigkeiten und Gemeinden anregen, hervorrufen und allgemeiner verbreiten. Wohl erwägend, dafs die edelsten Blüthen der Cultur und der Bildung nur in dem Boden der Freyheit gedeihen, nur aus dem innersten Triebe des Geistes hervorgehen können, will unsere Schulbehörde die bessere Volkserziehung nicht durch äusserliche Mittel, nicht durch den todten Buchstaben strenger Verordnungen befördern, nicht von Aussen hinein, sondern von Innen heraus das grosse Werk beginnen."

Zu diesen inneren Mitteln einer wesentlichen Verbesserung des Schulwesens gehört: 1) *die stufenweise Einführung einer besseren Lehr- und Disciplinar-Methode.* Mit Recht hält der Vf. die pestalozzische Methode für die bildendste, naturgemässeste und anwendbarste in unseren Elementarschulen, besonders seitdem *Schmid* die Formen-, Grössen-, Zeichen- und Zahlen-Lehre, *Zeller* die Sprachlehre, *Pfeiffer* und *Nägeli* die Gesangslehre, und *Grieb* die Zahlenlehre wesentlich verbessert und dem Ziele der Vollendung näher geführt haben. Mag man auch die Elementarbücher dieser Männer von einzelnen Unvollkommenheiten und Missgriffen nicht freysprechen können: so muss man doch gestehen, dafs sie die richtige Idee ergriffen, und das Wesen der ächten Methode glücklich dargestellt haben. Auch kann man die Acten über die allgemeine Anwendbarkeit der pestalozzischen Methode noch nicht für geschlossen erklären; aber dennoch leuchtet ihr entschiedener Vorzug vor der alten bisher gebräuchlichen Lehrart jedem unbefangenen und einsichtsvollen Pädagogen klar genug ein. 2) *Anregung der Geistlichen zu einem höheren und thätigern Interesse für das Schulwesen.* Wer kann es leugnen, dafs der Beruf des Geistlichen recht eigentlich pädagogisch ist, und dafs ihm die Bildung der Jugend, besonders auf dem Lande, zur unverbrüchlichen Pflicht und zur theuersten Angelegenheit seines Lebens und Wirkens gemacht werden könne? Das hat *Schwarz* schon in seinem *christlichen Religionslehrer*, und neuerdings der Prof. *Thilo* in einer eigenen Schrift einleuchtend genug dargethan. Wo er nun aber die lässigen Hände in den müssigen Schoofs legt, wo er unlustig oder gleichgültig den schönsten Theil seines Berufs vernachlässigt, wo ihn die Noth des armen verlassenen Volks ungerührt läfst, oder wo er wohl gar den ruchlosen Grundsatz äussert, der gemeine Mann müsse in einer ewigen Blindheit und Unmündigkeit erhalten werden: wie kann da aus unseren Land- und Volks-Schulen etwas Gedeihliches und Erfreuliches hervorgehn? 3) *Nachhülfe der Schulmeister.* Traurig und beklagenswerth ist allerdings der Zustand der meisten Landschullehrer. Mit rohen Händen griffen sie das Werk der Menschenbildung an, und brachten nichts als Verkrüppelungen und Missgeburten hervor. Fortjagen konnte man das zahllose Heer unwissender und verdorbener Schulmeister nicht gut, und so musste man denn wirksame Anstalten treffen, sie noch einmal zu unterrichten, und für ihr Amt zu bilden. Er war daher ein trefflicher Gedanke, den zuerst der sel. *Rusterholz* in Zürich, und auf seine Veranlassung die Regierung des Cantons fasste, die Landschullehrer nach und nach einkommen, und mit ihnen einen methodischen Lehrcursus halten zu lassen. Der Erfolg übertraf die Erwartung. *Zeller* realisirte zuerst die Idee im Grossen, den alten im Schlendrian versunkenen Schullehrern Nachhülfe zu leisten, und sie noch für die Kinderwelt zu retten, und machte es durch die Erfahrung anschaulich, dafs man auch diesem unfruchtbaren Boden noch herrliche Früchte abgewinnen könne, wenn nur guter Wille und reger Eifer vorhanden ist. Seitdem hat die Regierung überall in der Provinz Schulmeisterschulen und Schullehrer-Conferenzen eingerichtet, deren wohlthätige Wirkung sich mit jedem Tage mehr bewährt.

Doch freylich, es müssen auch noch *äussere Mittel* hinzukommen, wenn die gute Sache Eingang finden und einen glücklichen Erfolg haben soll. Darum sorgt die Regierung 1) *für Verbesserung der Besoldung der Schulmeister.* Freylich, wenn der Schulmeister zugleich Nachtwächter und Feldhüter seyn muss, um nur leben zu können; wenn er das zur Heizung des Schulzimmers nöthige Holz erst stehlen muss, um nur mit den Kindern nicht zu erfrieren; wenn er weit schlechter besoldet wird, als der Schweinehirte und der Gänsejunge; wenn er von Haus zu Hause gehn und an den Tischen der Bauern und Kassaten sich satt essen muss: dann darf man wohl keine Lust und Liebe zum Amte, keinen freudigen Eifer für seinen Beruf, keinen wohlthätigen Erfolg von seinem Wirken erwarten. Die Regierung leitete die Verbesserung der äusseren Lage der Schulmeister durch die Verordnung ein, dafs jedes schulfähige Kind das im Schulreglement von 1763 festgesetzte Schulgeld im Sommer und Winter regelmässig bezahlen müsse — eine Verordnung, die weder neu, noch ungerecht, noch hart ist. Dazu muss 2) *die kräftige Unterstützung von Oben* kommen; denn ohne dieselbe kann es nie und nirgends zur Ausführung einer durchgreifenden Massregel, zu einer festen sicheren Schulordnung, zu einer kräftigen und wirksamen Disciplin, zu einer ernsten Verwahrung gegen den Muthwillen der Gutsobrigkeiten, Justitiarien und Gemeindevorsteher kommen. Dazu geselle sich 3) noch *die Verbesserung der Schulgebäude.* „Es ist fast unglaublich, in welchem elenden Zustande sich viele Schulgebäude und besonders die Schulzimmer auf dem Lande befinden. Wirkliche Höhlen des Jammers und Mördergruben sind viele Zimmer, in welchen die Bildung der Volksjugend angefangen und vollendet werden soll." Wer Gelegenheit gehabt hat, viele ländliche Schulgebäude zu sehen, wird gestehen müssen, dafs der Vf. nichts übertreibt.

Zuletzt beantwortet Hr. *N.* noch die Fragen: *Ist die allgemeine Schulverbesserung Bedürfniss? Ist es möglich, die Sache ganz und überall auszuführen? Und ist die jetzige Zeit zur Ausführung des grossen Plans passend?* Er spricht hier mit einem Eifer, mit einer Wärme, mit einer Lebendigkeit, die dem Gemüthe wohl thut und das Herz erhebt. Möchten doch alle Geistlichen und Lehrer, deren hoher Beruf es ist, den gemeinen Mann an Geist und Herz zu veredeln, ihn zum frommen, guten und glücklichen Menschen, zum redlichen, fleissigen und treuen Bürger zu erziehen, den achtungswerthen Vf. hören, seine Vorschläge beherzigen, und dann hingehen und thun desgleichen. Was liesse sich aus der Menschheit machen, wenn alle in demselben Geist und Sinn handelten! „Ja, auch wir, meine Amtsbrüder, wollen uns jetzt von neuem erheben zu einem freudigen und anhaltenden Wirken für die heiligste Angelegenheit der Menschheit; wir wollen alle unsere Kräfte aufbieten, um uns ein besseres Geschlecht zu erziehen, wir wollen einen frommen Bund schliessen für die Rechte und das Glück der Kinderwelt. Wir wollen es uns zwar nicht verhehlen, dafs wir besonders im Anfange noch mit unzähligen Hindernissen zu kämpfen haben werden, um das grosse Werk der Schulverbesserung und der naturgemässen Menschenbildung anzufangen und zu vollenden; aber wir wollen uns ermannen, und uns nicht hingeben der Trägheit, der Bequemlichkeit und der kleinlichen Menschenfurcht. Eben die Schwierigkeiten, welche sich unseren redlichen Bemühungen überall entgegenstellen, sollen uns ein desto mächtigerer Antrieb seyn, unsere Anstrengungen zu verdoppeln, und mit christlichem Heldensinn und festem Vertrauen zu Gott zu kämpfen, zu handeln und Gutes zu wirken. — Aber lasset uns dann auch nicht streiten und zanken über unsere verschiedenen Ansichten der Methode des Unterrichts und der Erziehung! Dieser Streit gereicht den Unwissenden und Unverständigen zum Ärgernifs, dem Edleren zum Anstofs, und der guten Sache zum Schaden."

L. Th.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1811.

ÖKONOMIE.

Berlin, b. Hitzig: *Über die Schafzucht, insbesondere über die Raçe der Merino's.* Auf Befehl Sr. Excellenz des Ministers des Innern herausgegeben. Bearbeitet von *Tessier*, Mitglied des Nat. Instituts, des Ordens der Ehrenlegion, des Unterrichts-Ausschusses der Thierarneyschule zu Alfort, und General-Inspector der Staatsschäfereyen. Ins Deutsche übertragen, mit Anmerkungen und Zusätzen von *W. Witte*, Erbherr auf Falkenwalde. Mit 6 Kupfertafeln. 1811. XVIII u. 242 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Mit grossen Erwartungen nahm Rec. dieses Buch in die Hand. Längst hatte er das Original von Mehreren rühmen hören, und die günstige Gelegenheit, welche Hr. *Tessier* hat, Beobachtungen anzustellen, musste jene Erwartungen rechtfertigen. Jetzt, da Rec. das Werk von Anfang bis zu Ende gelesen hat, kann er nicht sagen, dass es viele neue Beobachtungen enthielte; wenigstens sind die meisten für die Schafzüchter in Sachsen nicht neu. Um aber unseren Lesern auch das Gute, das sie in dieser Schrift erwarten dürfen, nicht vorzuenthalten, wollen wir den Inhalt derselben etwas ausführlicher angeben; wir fühlen uns dazu um so mehr verpflichtet, je mehr die Schafzucht jetzt, wegen ihres ausgebreiteten Vortheils, alle Aufmerksamkeit verdient.

Zuerst spricht Hr. *T.* von den verschiedenen Raçen der Schafe. Er nimmt nur 7 Hauptraçen an; aber nirgends sind die wahren Kennzeichen angegeben, wodurch dieselben bestimmt werden. Mit eben so vielem Rechte hätte also Hr. *T.* 20 und 30 Raçen aufführen können. Der Grund, warum diess nicht geschah, war wohl der, weil ihm nur diese sieben Arten und nicht mehrere bekannt waren. Am weitläuftigsten lässt sich der Vf. über die Merinos aus. Nach seiner Angabe vermehrt sich das Gewicht und die Grösse der Merinos in Frankreich, je mehr sich die Abkömmlinge von der Zeit des Einbringens entfernen. Dasselbe lässt sich auch in Sachsen behaupten, und es beweist im Ganzen, dass das Klima und die Fütterung diesen Thieren gut zusagt, da auch die Wolle sich nicht verschlechtert. S. 9 und 10 führt Hr. *W.*, der Übersetzer, in der Anmerkung eine Behauptung von Hr. *Pictet* an, nach welcher die Merinosschafe später nach dem Bocke verlangen als die Landschafe; diess ist gegen alle Erfahrungen anderer Schafzüchter. Bey der Kreuzung verwirft Hr. *T.* den Gebrauch der Metisböcke selbst von der fünften und späteren Generation zur Veredelung. Wir geben zu, dass man sie mit Vorsicht gebrauchen und auswählen müsse; dass aber in Sachsen ganze Heerden durch gute Metisböcke so weit veredelt wurden, dass die Wolle der Merinoswolle gleich kam, ja sie noch an Feinheit übertraf, ist jedem sächsischen Schafzüchter bekannt. Rec. kennt Schäfereyen, welche seit 20 Jahren durch gute Metisböcke veredelt wurden, und nun ohne fremde Böcke, aus sich selbst, immer mehr verbessert werden. Dazu gehört aber ein deutscher Fleiss und deutsche Unverdrossenheit. Die S. 18 aufgestellte Berechnung, während welcher Zeit eine Heerde veredelt seyn könne, wenn man mit einer gewissen Anzahl Mutterschafen anfange, ist ganz falsch, wie auch Hr. *W.* in in einer Anmerkung bemerkt. S. 22 fg. giebt der Vf. Nachrichten von den spanischen Schafheerden, worin einige nicht unwichtige Notizen vorkommen, die gerade er zu sammeln die beste Gelegenheit hatte. Von S. 33 an sucht Hr. *T.* die Einwürfe zu widerlegen, die man in Frankreich gegen die Einführung der Merinos machte. Allerdings hat eine mehrjährige Erfahrung diesen Einwürfen widersprochen, und es wird jetzt, in Deutschland wenigstens, nicht leicht mehr einen Landwirth geben, von welchem man dieselben hören dürfte. Die S. 37 angegebene dreyfache Art, die Heerden zu benutzen, stimmt nicht mit unseren deutschen Arten überein. Wenn der Vf. in dem Abschnitte *von der Begattung* S. 62 behauptet, „dass schwarze Flecken auf der Zunge des Bocks keinen Einfluss auf die Lämmer hätten": so widerspricht diess unserer Erfahrung. Durch zwey Beyspiele hat sich Rec. von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt, und mit ihm haben mehrere Landwirthe dieselbe Beobachtung gemacht. — S. 63 tadelt der Vf. das Verfahren einiger Landwirthe, die Böcke nur des Nachts zu den Schafen zu lassen, mit Unrecht. Denn erstlich stähren die Schafe bey der Abendkühle stärker, als bey der Mittagshitze; zweytens werden Schafe und Böcke besser bey Kräften erhalten, da sie allein getrieben ungestörter fressen. — Obgleich Hr. *T.* den Abschnitt *über die Begattung* noch am ausführlichsten behandelt hat: so vermissen wir doch noch manche Bemerkung, die einem gründlichen Beobachter nicht entgangen seyn sollte. So z. B. spricht er viel von der schicklichsten und besten Begattungszeit, hat aber nicht angeführt, dass der Einfluss des Mondes darauf eine besondere Beachtung verdient. Nach Rec. Erfahrung nämlich ist der Begattungstrieb bey den Schafen, sie werden nun im August, Septem-

ber oder October belegt, immer zur Zeit des Vollmondes viel stärker; und dieser Zeitpunct darf beym Zulassen der Böcke nicht übersehen werden. Überhaupt wird die Einwirkung des Mondes auf die thierische Natur sowohl, als auf die vegetabilische, viel zu wenig beachtet. Eben so richtet sich die frühere oder spätere Neigung des Schafes zur Begattung fast einzig und allein nach seinem körperlichen Zustande; je besser die Weide und die Fütterung, desto eher im Jahre regt sich der Begattungstrieb. Die Merinos und selbst die Metisschafe stähren nach Rec. Beobachtung fast zu allen Jahreszeiten, wenn sie in gutem Futter und in guter Weide stehen. S. 65 giebt der Vf. die natürlichen Gründe des Verlammens an, die wohl schwerlich ganz Stich halten dürften. Gerade die kräftigsten und gut genährten Schafe verlammen am seltensten. — Der Abschnitt *von den Ställen* ist ganz unbedeutend, und enthält für uns nichts Neues. Die Rause, von welcher Hr. *W.* Taf. II eine Abbildung beygefügt hat, ist auf mehreren preussischen Schäfereyen bekannt, und verdient es auch bey uns zu werden. Höchst mager ist der Artikel *von der Nahrung im Stall* ausgefallen. Nirgends findet man eine Angabe über die Wirkungen der verschiedenen Fütterungsarten, noch etwas von ihrem Einfluss auf die Erzeugung der Wolle, des Fleisches u. s. w. Wenn der Vf. S. 100 glaubt, dass es in Hinsicht der Quantität der Wolle nicht besser sey, die Lämmer zu scheeren: so irrt er gar sehr, und beweist, dass er darüber, wie über so manche andere Gegenstände, keine eigenen Versuche angestellt hat. Über die Frage: ob es besser sey, die Wolle auf dem Schafe, oder das Vliess erst dann zu waschen, wenn es abgeschoren, lässt sich wohl mancherley vorbringen. Wir Sachsen stehen uns bey der ersteren Methode ganz gut, und verlangen keine andere. Dass aber das Waschen im Vliesse im Ganzen vortheilhafter sey, wenn die Kaufleute die Wolle danach bezahlen, ist nicht zu leugnen. S. 106 erwähnt der Vf. eines Versuchs, die Schafe in Leinwand einzunähen, wodurch die Wolle merklich feiner und weisser werde. Das mag wahr seyn; die Erfahrungen aber, die man in Sachsen darüber gemacht hat, bestätigen, dass die Wolle dadurch sehr an Festigkeit verliert. Der Abschnitt *von dem Entfetten und der Wollwäsche* S. 109 fg. ist für uns Deutsche lehrreich und interessant. Das Ganze ist zugleich durch zwey beygefügte Kupferplatten sehr gut versinnlicht. — S. 128 folgen *allgemeine Betrachtungen über die Krankheiten der Schafe.* Dieses Capitel ist unstreitig am reichhaltigsten, und wird manchem deutschen Landwirth von Nutzen seyn, da wir gerade hierin noch wenig Gutes haben. Die meisten Krankheiten hat der Vf. richtig beobachtet und beschrieben, und die Mittel, die er dagegen vorschlägt, werden in der Regel ihre Wirkung nicht verfehlen. Wir haben nur wenige Krankheiten vermisst. Dahin gehört vorzüglich das *Rückenblut*, das Hr. *W.* in der Anmerkung berührt. Hr. *W.* macht hierin eine Ausnahme von den meisten seiner Landsleute, dass er sich auch um deutsche Literatur bekümmert. So sind ihm bey der Drehkrankheit der Schafe die Beobachtungen und Versuche von *Gericke*, *Riem* u. s. w. nicht entgangen, ob wir gleich selbst keinen grossen Werth darauf legen.

— m.

Würzburg, b. Stahel: *Organische Formen einer zweckmässigen Forstverfassung*, nach den Resultaten der Erfahrung und nach dem Urtheile mehrerer Forst- und Geschäfts-Männer entworfen von *Johann Franz v. Kettner*, vormaligem kurfürstl. pfalz-baierisch. Forstmeister und nachherigem fürstl. leiningisch. Oberforstmeister und Forst-Kammer-Director. 1807. XVI u. 172 S. 8. (16 gr.)

Nach einer kurzen Schilderung der Mängel und Gebrechen der älteren Forstverfassungen im südlichen Deutschlande, bezweckt der Vf. eine möglichst vollkommene Forstverfassung. So lange ein Hirsch mehr werth war als der schönste Hollunderbaum, und die Jagd unter allen Vergnügungen der Regenten der Völker oben an stand, waren die Oberstjägermeister auch die vorzüglich begünstigten Personen im Staate. Von ihnen hing besonders die Besetzung erledigter Forst- und Jagd-Stellen ab: der hirschgerechte Jäger ging dabey dem erfahrnen Forstmanne vor, und hatte vorzugsweise vor diesem immer die erste Anwartschaft auf die ansehnlichsten Forststellen. Invalide Husaren-Majore, ausgebrackte Dragoner-Rittmeister, auch wohl reducirte Gendarmes-Capitains wurden in Oberforstmeistereyen versetzt, um ihnen für die übrigen Tage ihres Lebens einen Unterhalt zu verschaffen. Junker, die einige Jahre mit des gnädigen Vaters Hühnerfänger die Remisen besucht, und nebenbey den Abtrieb eines Erlenbruchs wahrgenommen hatten, waren immer die nächsten Competenten bey Jagd- und Forstjunker-Vacanzen, und die im Tafeldienste geübtesten Jäger hatten die sichersten Aussichten auf die vorzüglichsten Revierförstereyen. Übertriebener Wildstand, Plackereyen der Unterthanen und Ausartung gutbestandener Forste in verblösste Lichtungen, verdornte Ödungen, und zu Asper-, Salweiden- und Haselnuss-Gebüsch herabgewürdigte Reviere waren die nächste Folge. Nun ging die Alleingewalt des Oberstjägermeisters in ein von demselben präsidirtes Forstcollegium über, welchem die Forstcultur anvertraut war, das aber für die Fälle der Forstnutzung, deren Verrechnung und der Forstpolizey mit den Kammern und Regierungen Rücksprache zu nehmen hatte. Diese Einrichtung liess die Göttin der Zwietracht nicht lange bestehen, und die Forstdirection wurde den Kammern und Regierungen, und zwar ersteren rücksichtlich des Cameralforstwesens, letzteren in Bezug der Communwaldungen, mit gestattetem Zutritt des Oberjägermeisters oder eines Oberforstmeisters, eingeräumt; aber die unrichtigen Ansichten votirender Räthe veranlassten Massregeln, die mit den bewährtesten forstwirthschaftlichen Grundsätzen in geradem Widerspruch standen. Um diesen Contrast für sich selbst zu verheimlichen, verfiel man bald darauf, die obere Direction des Forstwesens, ohne den geringsten Einfluss eines Forstverständigen, dem administrativen Landescollegium anzuvertrauen, und dadurch wurde zum sichtlichsten Verfall der Forste der Hauptgrund ge-

legt. Diess beweisen vorzüglich diejenigen Länder, in welchen man den unseligen Einfall hatte, die Forstmeistersstellen den Amtskellereyen einzuverleiben. — Durch solche Fehlgriffe wurden endlich die vorzüglicheren Köpfe unter den Staatsmännern auf die Idee der Forstdirection durch ein eigenes unmittelbares oberes Forstcollegium geleitet, mit dessen vortheilhaftester Einrichtung der Vf. sich, von S. 123 — 138, beschäftigt. Der Plan desselben, durch dessen Ausführung das Glück der Forste zuverlässig vorbereitet werden würde, verräth reifes Nachdenken und eine umfassende Bekanntschaft mit diesem Gegenstande; wesshalb wir das Werkchen allen Organisationshäuptern zur reiflichsten Erwägung mit Grunde empfehlen können. — Gegen das Ende der Schrift wird die zweckmässige Einrichtung der inneren Local-Forstverwaltung zergliedert, und dabey Manches in Vorschlag gebracht, welches von einer genauen Bekanntschaft des Vfs. mit der Forstpraktik insbesondere zeugt; nur den aufgestellten Besoldungsetat für das gesammte Forstpersonale möchten wir nicht in allen seinen Rubriken unterschreiben. Ro.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Tägliches Hand- und Taschen-Buch für Ökonomen, oder Anweisung zur vortheilhaftesten Betreibung aller jedem* (in jedem) *Monat, beym Ackerbau, der Viehzucht, in Küchen- und Baum-Gärten sowohl, als auch in den Waldungen vorkommenden Arbeiten.* Herausgegeben von dem Verfasser des „*Verwalters wie er seyn sollte.*" Erster Theil, Monat Januar bis mit August. 1806. Zweyter Theil, Monat September bis December. Diesem ist angehängt: *Anweisung wie man sehr einträgliche Landgüter, theils auf schlecht benutzten Ländereyen, theils auf sogenannten Lehden anlegen könne, und was hieraus für grosse Vortheile fürs ganze Publicum entstehen würden; welches durch ein Beyspiel einer jetzt äusserst schlecht benutzten grossen Fläche Land* (Landes) *bewiesen wird.* Eine Beylage zum zweyten Theil des täglichen Hand- und Taschen-Buchs für Ökonomen. Mit einer Kupfertafel. 1807. Beide Theile nebst Beylage VIII u. 859 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Man muss in der That ein rascher Arbeiter seyn, wenn man in Einem Jahre zwey so bogenreiche Schriften dem Druck übergeben kann, wie der Vf. dieses *Hand- und Taschen-Buchs*, und des *Verwalters wie er seyn sollte*; und wirklich mit einigem Widerwillen nahm Rec. jene Schrift in die Hand, da ihm die ebenfalls von dem unbekannten Vf. herausgegebene Schrift: *Allgemeines ökonomisches Rechenbuch*, beyfiel. Er ahndete schon im Voraus, was er hier finden würde, und leider hat er sich in seinen Ahndungen nicht getäuscht. Er fand, so wie in gedachtem *Verwalter*, und im *Rechenbuche*, nur Compilation. Des Vfs. Behauptung in der Vorrede, dass unter den ökonomischen Schriften sich kein bequemes praktisches Handbuch befinde, in welchem man die bey der Landwirthschaft, beym Gartenbau und in den Waldungen vorfallenden Geschäfte in gedrängter Kürze beysammen fände, und noch weniger, wie alle dgl. Geschäfte in jedem Monat vorgenommen werden müssten, ist ein gewöhnliches Schild, hinter welchem sich die Vielschreiber gern zu verbergen pflegen. Denn wir haben keineswegs einen Mangel an Vorschriften dieser Art, und Rec. könnte, ausser denen, die *Beckmann* in seiner Landwirthschaft anzeigt, noch mehrere nennen, die der Vf. vielleicht selbst zu seiner Arbeit benutzt hat. Wenn der Compilator nicht bloss mit Händen, sondern auch mit dem Kopfe arbeitet, und wenn er die besten Urschriften zu wählen weiss: so ist freylich seine Arbeit für den, der die Urschriften nicht besitzt, nicht ohne Nutzen; aber er muss gleichwohl eigene Kenntniss und Erfahrung über alle Materialien besitzen, die er in sein Werk aufnimmt, damit nicht Waizen und Unkraut unter einander gesäet werde. Dass unseres Vfs. Schrift ziemlich vollständig ist, kann nicht geleugnet werden; alle monatlichen Verrichtungen beym Ackerbau, bey der Viehzucht, im Küchen- und Baum-Garten, in den Waldungen, zeigt er an. Nur ist er oft allzu weitschweifig, wie bey der Fischerey, beym Weinbau; er konnte sich kürzer fassen, und dagegen aus *Germershausens* Hausmutter-Kalender noch manche landwirthschaftliche Beschäftigung mit aufnehmen. Unter mehreren Bemerkungen, die Rec. beybringen könnte, und zum Beweis, dass er die Schrift durchgegangen, will er nur folgende anzeigen: Das zum Einweichen der Malzgerste abgelassene Wasser lässt kein guter Wirth unbenutzt; es enthält Kräfte, und dient daher sehr gut, das Rindvieh damit zu tränken. So ist auch das Auswachsen des Wurzelkeims des Malzes bis auf einen Zoll, S. 376, viel zu lang. Das giebt gutes Malz zum Vortheil des Verkäufers, aber ein unkräftiges Bier. Mit einem halben Zoll Länge ist der Endzweck, die Verdünnung der schleimigen Materie in der Gerste, vollkommen erreicht. S. 378 verlangt der Vf. den rechten Grad der Darrung des Malzes, aber er bestimmt ihn nicht: in *Weisens* Bier- und Essig-Brauer hätte er ihn finden können. Zur Gährung des Bieres S. 385 verlangt er freyen Zutritt der Luft; das ist richtig, besonders im Anfang, ehe das Bier in Gährung tritt; man solle daher das Gefäss nicht genau verstopfen, sondern mit grober Leinwand bedecken, damit keine geistigen Theile verfliegen. Aber geistige Theile verfliegen ja nicht; sie sind zu innigst mit den schleimigen Theilen verbunden, und können nur durch die Destillation geschieden werden; das Bier aber saugt den Sauerstoff aus der Atmosphäre in zu grosser Menge während der Gährung in sich, und verdirbt es, und desshalb muss man es leicht verdecken. Der allgemeinen Behauptung, dass das Brantweinbrennen im Sommer nicht vortheilhaft sey, stimmt auch unser Vf. S. 387 bey; aber man mösche nur weniger Getreide ein, wodurch die Mösche weniger siedend Wasser bekommt, und kühle selbige mit mehrerem kalten Wasser ab: so wird man auch im Sommer seinen gehörigen Brantwein bekommen. Das Verzinnen der Brantweinblasen, Helm und Röhren ist auch unnütz: in ersterer würde die Verzinnung

nicht 8 Tage dauern, sondern von der Hitze bald abschmelzen, und letztere muss man immer rein erhalten. Vom Kartoffel- und Runkelrüben-Brantwein sagt der Vf. nichts. Die Procedur des Einmöschens S. 390 trägt er ganz falsch vor. Die Verzehrung des Brantweins S. 394 wird nicht durch grosse Gefässe verhindert, sondern dadurch, dass man sie immer voll erhält, und an einem kühlen Ort aufbewahrt. Die leichteste und beste Art, Schweine fett zu machen, sey die Eichelmast, sagt der Vf. S. 400: aber von Eicheln wird kein Schwein fett, es setzt nur Fleisch an, keinen Speck; ja diese Mast ist gefährlich wegen der adstringirenden Kräfte der Eicheln, wenn das Schwein keine Erdmast zugleich in den Wäldern findet, und wenn es Mangel an Wasser hat. Die Präservativmittel wider die Krankheiten der Schweine S. 405 haben alle keinen Werth, am wenigsten die, welche ein Mixtum von 15 und mehr Ingredienzien machen. Man purgire die Schweine, so wie man sie auf die Mast stellt, mit Spiessglas, ein Quentchen auf ein gross Schwein gerechnet, in der Mast aber durchaus nicht wieder. Dagegen aber streue man wöchentlich einmal Büchenasche auf ihr Futter, das ist das beste Präservativ, und lasse es ihnen zugleich nie an Saufen fehlen. — Von mehrerem Interesse als die ganze Schrift, ist die auf dem Titel angezeigte Beylage: wie einträgliche Landgüter theils auf schlecht benutzten Ländereyen, theils auf sogenannten Lehden, angelegt werden können; und dieser Aufsatz scheint des Vfs. eigene Arbeit zu seyn. Er nimmt zum Muster eine bey Bonrode, unweit Sangerhausen in Thüringen, liegende schlecht benutzte Fläche von 240 Ackern an, um ein einträgliches Gut darauf anzulegen. Da Wirthschaftsgebäude und das nöthige Zugvieh angeschafft werden müssen: so giebt er zuvörderst einen vollständigen Anschlag über die Gebäude, und macht die ganze Anlage durch einen beygefügten Riss anschaulich. Dann beschreibt er, wie er diess Gut bewirthschaften würde, berechnet Ausgabe und Einnahme, und nimmt an, dass es im vierten Jahre einen reinen Ertrag von 3000 Thalern gewähre, mithin das Landgut 70,000 Thaler werth sey, da hingegen bis jetzt gedachte 240 Acker kaum einige 100 Thaler einbrächten. Nach *Leonhardi's* Erdbeschreibung von Sachsen soll dieses Land an 1000 wüste Feldmarken besitzen. Wenn man auch auf selbigen keine grossen Landgüter anlegen, sondern diese unangebauten Plätze vertheilen, und mit Bauer-Familien besetzen wolle: welche Vortheile würden daraus für das Land und den Landesherrn erwachsen! Auch diess berechnet der Vf. — Nun zeigt er zugleich den Schaden, den sehr grosse Domainen- und Kammer-Güter dem Landesherrn und den Unterthanen bringen, und beweist den grossen Vortheil, den die Verkleinerung dieser Güter verschafft. Er verlangt auch die Verkleinerung zu grosser Bauergüter, wogegen freylich Manches erinnert werden könnte. Da der Vf. alles mit Rechnungen erläutert, diese dem Rec. auch nicht übertrieben scheinen: so muss er es dem Leser dieser interessanten Beylage überlassen, alles selbst zu prüfen. Das Hauptsystem des Vfs. bey seinem Räsonnement gründet sich auf starken Kleebau, vermehrten Viehstand, und erzielten vielen Dünger, folglich auf Abschaffung der Brache, der Hut- und Trift-Gerechtigkeit und auf Stallfütterung.

Λλχ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Prag*, b. Haase: *Über Zucker-Erzeugung aus Ahornsaft.* Von Dr. *Jo. Christ. Mikan*, Prof. zu Prag. Mit 2 Abbildungen. 1811. 76 S. 4. — Die Absicht des Vfs. geht dahin, in einer gedrängten Übersicht alles, was man bis jetzt von der Erzeugung des Ahornzuckers weiss, bis auf die neuesten Beobachtungen (*Böhringers* und Anderer) zur Kenntniss Aller, die sich mit Forst- und Land-Wirthschaft beschäftigen, zu bringen. *Böhmen* ist dabey vorzüglich berücksichtigt. In diesem Lande sind *drey* Ahorn-Gattungen einheimisch: 1) der Berg-Ahorn (*Acer Pseudo-Platanus*); 2) der Spitz-Ahorn, Milch-Ahorn, Lenne (*Acer Platanoides Linn.*); 3) der Feld-Ahorn, kleine deutsche Ahorn (*Acer campestre*). Von den beiden ersten ist ein Blüthenzweig und der Same, in Kupfer gestochen, gut abgebildet. Beide sind zur Zuckerproduction vollkommen geeignet. Der Feld-Ahorn ist zwar nicht arm an Zuckergehalt; aber in Böhmen kommt er beynahe nur in Heckengesträuchen vor, und aus dieser Ursache ist er zur Zucker-Erzeugung nicht wohl anwendbar. Merkwürdig ist es, dass dieser *Acer camp.* bloss auf dem südlichen Theile der Donau in Niederösterreich und Ungarn als ein hoher starker Baum wächst, in Böhmen aber, wie in dem übrigen Deutschland, nur als Strauch zu finden ist. In Ansehung des Zuckergehalts zeigte sich dieser Feld-Ahorn in Niederösterreich im Frühjahr 1811 fast eben so reichhaltig als die obengenannten zwey anderen Gattungen. — Die Unschädlichkeit des Anbohrens der Ahornbäume ist durch viele Versuche, nicht nur in Amerika, sondern auch in Böhmen, erwiesen. Hier hat man mehrere Beyspiele, dass Ahornbäume 40 Jahre lang alle Frühjahr angezapft worden sind, und dennoch ein Alter von 100 Jahren erreicht haben, ohne zu kränkeln. Sie können angezapft werden, sobald sie eine Stärke von 7 bis 8 Zollen im Durchmesser erreicht haben, und diese Stärke erreichen sie in einem Alter von 20 bis 24 Jahren. Die Zeit des Anbohrens wird am besten gegen Ende des Winters gewählt, wenn nach starken und anhaltenden Frösten Thauwetter eintritt; dieses kann aber in sehr verschiedenen Monaten geschehen, im Januar, Februar, oder erst im März. Das Ausfliessen des Safts bey dem mit Frösten abwechselnden Thauwetter dauert gegen 2 Monate; aber auch dieses hängt sehr von der Witterung ab, indem in jedem schnell eintretenden Frühjahr, wenn die Bäume in wenigen Tagen stark treiben, der Saft früher aufhört zu fliessen (wie solches im Frühjahr 1811 der Fall gewesen ist). Was die Quantität des Safts anlangt: so erhält man aus 40 bis 80 Jahre alten Ahornbäumen 90 bis 100 wiener Mass. — In der Ergiebigkeit an Saft ist zwischen dem Berg- und Spitz-Ahorn geringer Unterschied: aber in Hinsicht auf den Zuckergehalt ist der Spitz-Ahorn vorzuziehen. 80 Mass Saft geben 1 Pfund Rohzucker; ein Baum, im Mittel genommen, also jährlich 3 Pfund. — Die Bereitungsart des Zuckers, die Geräthschaften dazu, das Anbohren, das Einkochen sind gut beschrieben. Die letzte Abtheilung handelt von dem Anbau und der Pflege der Ahornbäume; auch von der Berechnung der nöthigen Menge, um den Zuckerbedarf zu decken. In Böhmen betrug die jährliche Zucker-Einfuhr sonst 26,572 Centner; um eine gleiche Menge zu erzeugen, sind 885,733 Ahornbäume nöthig, jeden Baum zu 3 Pfund gerechnet. Bereits jetzt finden sich in Böhmen 200,000 Ahornbäume vor, und daraus lässt sich die weiter nöthige Cultur ermessen.

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1811.

TECHNOLOGIE.

GÖTTINGEN, auf Kosten des Vfs.: *Versuch einer praktischen Darstellung des Deich- und Faschinen-Baues an der Oberelbe im Lüneburgischen.* Entworfen von *Gustav Georg Heinrich Buchholz*, Deich-Inspector an der Oberelbe. Mit einer Vorrede des Geheimen Oberbauraths *Eytelwein.* Erster Theil, welcher die Deichbaukunst enthält, mit Rückſicht auf die im März 1805 im Amte Dannenberg vorgekommenen Deichbrüche und Überschwemmungen. Mit 3 Kupfertafeln. 1809. XXII und 217 S. 4. (2 Rthlr.)

Da so oft der Fall eintritt, daſs junge Leute, welche beym Waſserbau angeſtellt werden, vorher keine Gelegenheit gehabt haben, bey bedeutenden Arbeiten in ſolchen Verhältniſſen gegenwärtig zu ſeyn, daſs ſie ſich mit dem ganzen Detail der Ausführung bekannt machen könnten: ſo glaubte Hr. *B.* in einer eigentlich praktiſchen Darſtellung dieſer Arbeiten eine nicht unnützliche Arbeit zu liefern. Obgleich nun dieſes Buch manches ganz Locales enthält: ſo kann man ihm doch eine allgemeinere Brauchbarkeit nicht abſprechen. Denn theils treffen ja die Hauptumſtände an den meiſten Orten überein, theils läſst ſich eine ins Detail gehende Darſtellung der Deicharbeiten, und beſonders der Deich-Defenſion, wohl nicht anders gut mittheilen, als indem man wirkliche Beyſpiele mit einiger Umſtändlichkeit vor Augen legt. Dieſer erſte Band handelt von den Deicharbeiten, und von der Vertheidigung des Deiches zur Zeit der Gefahr. Es iſt hier, wie aus dem Titel erhellt, nur von Fluſsdeichen die Rede, und man findet ſowohl über die neue Anlegung ſolcher Deiche, als über die Mittel zu ihrer Erhaltung, ſehr viel Nützliches; auch ſind manche klein ſcheinende, aber bedeutende Umſtände erwähnt, worauf man Unerfahrne mit Recht aufmerkſam machen muſs. An einigen Stellen hätten wir noch mehr Ausführlichkeit gewünſcht.

Die Anordnung des ganzen Werkes iſt folgende. Der Vf. fängt mit Aufzählung der verſchiedenen Arten von Deichen an, und giebt für einige derſelben hier ſchon die nöthige Stärke an, weil nachher nur von den Hauptdeichen die Rede iſt. Unter den, im 2 Abſchnitt angeführten Geräthſchaften, deren man beym Deichbau bedarf, vermiſst Rec. vorzüglich den Sodenpflug; auch läſst ſich aus der S. 69 vorkommenden Beſchreibung des Sodenſtechens vermuthen, daſs er in des Vfs. Gegend gar nicht gebraucht werde. Uns ſcheint jedoch dieſer, aus einem ſchief geſtellten Meſser beſtehende, mit einem Stiele verſehene Sodenpflug, den man längſt einer geraden feſtgelegten Diele von einem oder zwey Arbeitern fortziehen läſst, während ein anderer Arbeiter den Stiel und damit auch das Meſser in der gehörigen Richtung erhält, zweckmäſsiger als das Abſtechen, ſo wie wir es nach der Beſchreibung des Vfs. uns vorſtellen müſſen. Auch iſt ſtatt der Sodenleine gewiſs eine gerade Diele zweckmäſsiger. — Der 3 Abſchnitt handelt von der Deicherde. — Von der Deichlinie wird nur das erwähnt, was bey Herſtellung durchbrochener Deiche in Betrachtung kommt; über das Deichprofil findet man alles hier Nöthige. Die Frage, ob die Deichdoſſirung gegen den Wellenſchlag am haltbarſten ſey, wenn ſie eine Ebene, oder wenn ſie gekrümmt iſt, hat der Vf. nicht berührt, und wirklich ſcheint auch dieſe, an ſich recht artige Unterſuchung von wenig praktiſchem Werthe zu ſeyn, theils weil wir die Kraft der Wellen und das Geſetz, wie ſie mit der Höhe derſelben zunimmt, noch gar nicht genau kennen, theils aber auch weil manche, gar nicht in Rechnung zu bringende Umſtände hier groſsen Einfluſs haben. An den Seedeichen leidet immer die Doſſirung in der Mitte am meiſten, und ganz oben, wo bey den gröſsten Fluthen der Wellenſchlag nur kurze Zeit dauert, und wo der Deich faſt allemal grün erhalten werden kann, nur wenig; es ſcheint daher, daſs man nicht die ganze Doſſirung convex, und ganz oben am flachſten machen müſſe, ſondern daſs man eine andere noch zweckmäſsigere Form auffinden könne. — Der Abſchnitt von Verfertigung der Deiche enthält manche ſchätzbare Bemerkung, und geht recht ins Detail, wie der Zweck des Buches es erfodert. Daſs der Vf. die Beſodungen erſt im September anzulegen räth, gefällt uns nicht ganz; — ſorgt man nur dafür, daſs in den früheren Monaten die Soden nicht austrocknen: ſo iſt auch hier, wie faſt bey allen Deicharbeiten, die frühe Arbeit die beſte. — Wir übergehen die Abſchnitte von der Eintheilung der Deiche und der Deichaufſicht. Der Abſchnitt von den Koſtenanſchlägen iſt vorzüglich intereſſant, da er viele genaue Angaben und Beobachtungen über die von einer beſtimmten Anzahl Arbeiter täglich zu erwartende Erdarbeit bey verſchiedenen Entfernungen der Erde vom Deiche enthält. Manches bedürfte vielleicht noch wiederholter Prüfung; ſo ſcheint uns z. B. das, was von Pferden geleiſtet wird, zu gering angeſchlagen; aber

im Ganzen wird man doch nach diesen auf Erfahrung gegründeten Regeln der Wahrheit näher kommen, als es ohne so specielle Beobachtung möglich wäre.

Das 2 Cap. *Von den Deichdefensions-Arbeiten*, verdient von Allen gelesen zu werden, welche mit der Beschützung und Erhaltung ähnlicher Deiche, wie die lüneburgischen sind, zu thun haben. Wir hätten indess gewünscht, dass der Vf. über das Aufeisen des Stroms etwas mehr gesagt und die darüber von Einigen angegebenen Vorschläge beurtheilt hätte. Mag auch in den meisten Fällen eine Durchbrechung der Eisstopfung unmöglich seyn: so war doch die Untersuchung, ob man nicht dem Übel, ehe es so schlimm wird, und sobald man nur den Anfang davon sieht, entgegen arbeiten könne, nicht zu übergehen; auch hätten die einzelnen glücklich ausgeführten Arbeiten der Art, deren Hr. *B.* S. 132 erwähnt, wohl verdient, dass er seine Leser näher damit bekannt gemacht hätte.

Zum Beschluss folgen einige Verordnungen, das Deichwesen an der Oberelbe betreffend. — Das ganze Werk ist in einem sehr guten Stile geschrieben, und durch die Erzählung von wirklichen Ereignissen zugleich unterhaltend und lehrreich gemacht; es ist des empfehlenden Zeugnisses, welches Hr. *Eytelwein* in der Vorrede demselben giebt, vollkommen würdig.

B.

Halle, in der rengerschen Buchhandlung: *Über die Zurichtung der Backöfen und Obstdarren zum Gebrauche des Torfs und der Braunkohle*, von *Johann Lukas Deyboldt*, Mauermeister zu Halle. Mit 3 illuminirten und 1 schwarzen Kupfertafel. 1809. X und 147 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. hat in vorliegender Schrift ein sehr wichtiges Thema sehr würdig gelöst. Ihm gebührt die Ehre, der Erste zu seyn, welcher die Braunkohle zur Heizung der Backöfen gebrauchen lehrt, und seine mit rühmlichem Fleisse, umfassender Geschicklichkeit und uneigennützigem Bestreben erworbene Erfahrung dem Publicum überliefert. Mehrere auf Gewerbe beziehende Wissenschaften haben dadurch viel gewonnen, und der Cameralist hat einen Gegenstand seiner Wirksamkeit im Gebiete der gemeinnützigen Anstalten mehr erhalten. Gewiss, man hatte zu keiner Zeit mehr Ursache, die ersten Bedürfnisse des Menschen, Brod und Feurung, wohlfeil zu erhalten, als jetzt, da der Wohlstand unseres deutschen Vaterlandes so sehr gesunken ist. Man hat zwar längst durch rathsamere Ausnutzung des Holzes, durch Benutzung anderer Feurungsmittel, Ersparniss möglich zu machen gesucht; aber man entfernte sich von der Natur durch künstliche Anlagen, und verfehlte dadurch die gute Absicht. Mit der Einfachheit der Backöfen ging die alte Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit, die Leichtigkeit der Behandlung, oft sogar die gesuchte Holzersparniss, verloren, und — die Becker werden durch so viele misslungene Versuche gegen alles Neue misstrauisch. Unterdessen bestätiget sich hier die Wahrheit, dass es am besten sey, von der Speculation zu der einfachsten Erfahrung zurückzukehren. Was treffliche Köpfe und gelehrte Physiker vergeblich suchten, das fand ein gemeiner Dorfbecker, der nicht einmal glaubte, etwas Besonderes gefunden zu haben: dass nämlich in einem gewöhnlichen Backofen mit einer schmutzenden und stinkenden Erde (Braunkohle und Torf), vermöge einiger Handgriffe, alle Arten von Backwaare gebacken werden können, ohne von ihr, wie man allgemein behauptete, einen üblen Geruch oder Geschmack anzunehmen. Eine solche Erfahrung ist köstlicher als Gold; denn auf ihr kann die Kunst fortbauen, um die Sache zu vollenden.

Von den 5 Abtheilungen, in welche das Buch zerfällt, handelt die erste: *Über die bisherigen Vorschläge zur Holzersparung beym Brodbacken.* Mit Recht sagt der Vf., dass, wenn Jemand mit einem neuen Vorschlage auftritt, man von ihm verlangen könne, dass er die älteren Vorschläge Anderer zu demselben Zwecke nicht nur historisch kenne, sondern auch sachkundig zu beurtheilen wisse. Es freut uns, ihm das Zeugniss geben zu können, dass er diesem Grundsatze treu nachgekommen ist. Wir verdanken ihm eine sehr schätzbare Revision und gründliche Kritik über die Backöfen von *v. Cancrin*, *Jachtmann*, *Parmentier*, dem Grafen *v. Kalkreuth*, *Holscher*, *Barlenselug*, *Tieren*, *Venel*, *Lanoix*, *Brün*, *Hahnemann*, dem Grafen *von Rumford* und *Rettberg*. Nachahmungswerth ist die Bescheidenheit, welche der Vf. hier im Widerspruche gegen Andere beobachtet.

In der 2 Abtheilung: *Über die Anwendung der Braunkohle in gewöhnlichen, unveränderten Backöfen*, wird die Geschichte mit Belegen über desshalb gemachte Backversuche erzählt. Diese früheren Versuche und Vorschläge gehen theils auf Ersparniss des Holzes, theils aber auch auf Feurung mit Steinkohle und Torf. Der Vf. zweifelt, ob man schon bedeutende Versuche gemacht habe, die Backöfen mit Braunkohle zu heizen. Indess weiss Rec., dass schon vor vielen Jahren ein Becker in Schaffstädt zur Ersparniss des Holzes die Braunkohle angewendet hat, er kann aber das Nähere darüber nicht angeben. So hat auch der verstorbene Stiftsbaumeister *Chryselius* in Merseburg, der sich um die Heizung der Stubenöfen mit diesem Feuermaterial die grössten Verdienste erwarb, noch kurz vor seinem Tode glückliche Versuche angestellt. Dieser ist zu sehr Wohlthäter seiner Zeitgenossen und Nachkommen geworden, als dass hier nicht zu seinem Nachruhme gelegentlich gesagt werden sollte, dass durch ihn die Braunkohle eigentlich in Aufnahme gekommen, und in einem weiten Bezirke jetzt fast ohne Holz, bey allen Heizungen bis auf die Backöfen, die bey weitem gemeinste Feurung geworden ist, selbst auf dem Heerde zum Kochen der Speisen, den Brau- und Branntwein-Brennereyen. Seine Öfen, die er mit so vieler Beharrlichkeit einführte, sind durch seine Schüler dermassen verbessert worden, dass man sie kaum mehr für die seinigen erkennt. Schade, dass diese neueren

Vorzüge noch nicht weiter verbreitet worden! — Keiner der genannten Backöfen eignet sich aus dargethanen Gründen besser zur Braunkohlenheizung, als der gewöhnliche ältere, der sich schon wegen seiner Dauerhaftigkeit und Wohlfeilheit vortheilhaft empfiehlt. Der Vf. hat sich mit der Vervollkommnung des Baues seit 18 Jahren beschäftiget, und man liest gern die beglaubigten Berichte seiner eben so patriotischen als mühsamen Unternehmungen, die Braunkohlenfeurung möglich zu machen und allgemein einzuführen. — Die Kriegs- und Domainen-Kammer zu Magdeburg veranlasste und unterstützte den Beckermeister *Jacobi* in Halle, anfänglich bey dem *v. cancrin*'schen Backofen, wie in der Folge die vom Vf. eingeleiteten Backversuche mit Braunkohle. Die Berichte sind vollständig, deutlich und beurkundet. — Auf die Nachricht, dass in dem sächsischen Dorfe Beuchlitz der Gemeindebecker *Bubendey* bey Braunkohlenheizung backe, wurde der Vf. von der Domainen-Kammer veranlasst, den 4 und 5 Juni 1806 in Beuchlitz einem Back beyzuwohnen, und Bericht darüber zu erstatten, von dem wir hier in gedrängter Kürze einen Auszug geben. Der Backofen war ein ganz gewöhnlicher, der ehedem mit Holz und Stroh geheizt worden war, nun aber unverändert seit 7 Jahren mit ungeformter Braunkohle geheitzt wurde. Er war $11\frac{3}{4}$ rhein. Fuss lang, 8 F. breit, $1\frac{3}{4}$ F. in der Mitte hoch. Der Heerd war mit Mauersteinen auf die breite Seite gepflastert, das Gewölbe theils aus Hohlziegeln, theils aus Mauerziegeln, welche letzteren durch öftere Reparaturen dahin gebracht wurden. Am Ofengewölbe waren vier Zuglöcher, davon 2 im hinteren und 2 im vorderen Theile angebracht, innerlich 6 und äusserlich 3 Zoll weit waren, und mit thönernen Stürzen geschlossen werden konnten; das Mundloch war 2 Fuss und 5 Zoll weit, und 10 Zoll hoch. Der ganze Backofen stand im Hofe frey ausserhalb des Backhauses, und hatte nur ein auf Säulen stehendes leichtes Dach. Als Dienstags Nachmittags um 2 Uhr das letzte Brod aus dem Ofen genommen war, schaffte Bubendey so viel *ungeformte* Braunkohle herbey, als er zu einem Backe für nöthig fand. Beym Messen derselben ergab sich, dass es $2\frac{3}{8}$ berliner Scheffel waren, wird gleich seyn $2\frac{67}{128}$ CF. rhein. Diese wurde möglichst gleich im Ofen verbreitet. Gegen 8 Uhr wurden die Züge und das Mundloch verschlossen. Mittwochs früh um 4 Uhr ward der Backofen wieder geöffnet, und um 5 Uhr ein Bündchen Reissholz, 2 Fuss 4 Zoll lang, und im Durchschnitte 4—6 Zoll stark, vorn am Mundloche angezündet. Als diess zur Kohle abgebrannt war, wurde sie mit der darunter liegenden Braunkohle vermengt und ein anderes Reissbündchen darauf gelegt, dann alle Kohle in völligen Brand gesetzt und umgerührt, wobey allemal ein starker Dampf und eine hoch auflodernde Flamme erfolgte. Endlich wurde um 5 Uhr 53 Minuten die Kohle an das Mundloch gezogen, 10 Kuchen in den Ofen geschoben, und das Mundloch mit dem blechernen Schieber verschlossen. Nach 45 Minuten wurden die Kuchen, als gut ausgebacken, herausgenommen, an welchen nicht der geringste Nebengeschmack zu verspüren war. Nachher wurden 44 Brode von 16—20 Pf. gebacken. Bubendey versicherte, wenn nur die Kohle ganz trocken wäre, so nähme keine Backwaare einen üblen Geschmack davon an, und man könnte alsdann ganz ohne Holz backen, wie es auch auf dem Rittergute daselbst wirklich geschehe, nur er müsse etwas Reissholz nehmen, weil es ihm sonst die Gemeinde nicht verstatten würde. Rec. kann auch versichern, dass sowohl bey dem jetzigen Pachter des genannten Rittergutes als auch auf den umliegenden Dörfern, z. B. in Schlettau, bereits ohne Stroh in den Privatbacköfen, als gewöhnlich, gebacken wird. — Am 19 Juni 1806 wurde auf Verordnung der Kammer wieder beym Beckermeister *Jacobi* ein Probebacken veranstaltet, und alle Becker in Halle dazu eingeladen. Der Ofen ist mit dem Mundloch 10 rhn. Fuss lang $7\frac{1}{4}$ F. breit, in der Mitte 1 Fuss hoch, mit 2 vierzolligen Zuglöchern am hinteren und 2 dergleichen am vordern Theile. Der Heerd ist von gesiebtem Lehm geschlagen, das Gewölbe von Hohlziegeln, das Mundloch $1\frac{1}{2}$ Fuss breit, 8 Zoll hoch und mit Schiebern von Eisenblech versehen. Es waren an demselben Tage darin einmal Weisswaare und einmal grosse Brode bey Holzfeurung gebacken worden. Nach dem diese um 8 Uhr ausgenommen waren, wurden $2\frac{1}{2}$ gestrichene berliner Scheffel ungeformter Braunkohle in den Ofen geschoben, und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll hoch zum Trocknen ausgebreitet. Mundloch und Züge wurden nun geschlossen, aber nach einer Stunde wieder geöffnet, und die Kohle mit in Schleissen gespaltenem Holze angezündet. Man buck anfänglich einige Kuchen, welche nach Aller Urtheil ohne Beygeschmack gefunden wurden. Um 11 Uhr 55 M. schob man 118 Stück 6pfündige Commissbrode in den Ofen, dann wurde das Mundloch geschlossen, die Züge aber geöffnet, und um 2 Uhr 8 M. waren die Brode völlig ausgebacken. Bey diesem Backversuche ergab sich, dass man zu viel Oberhitze hatte, welche gemindert werden musste. — Den 3 Juli wurde in demselben Ofen ein Probebacken von Weisswaare mit Kohlenheizung unternommen. Den Tag vorher war darin 3 mal Commissbrod und einmal Weisswaare bey Holze gebacken worden. Deshalb nahm man nur 2 gestrichene berl. Scheffel Kohle. Man buck 14 Reihen, jede zu 36 Stück, Pfennigbrode, 37 Reihen Pfennigsemmeln, jede zu 40 St., 4 Backbreter mit kleiner Weisswaare und einige Kuchen gut aus. Nachdem alles dieses heraus war, setzte man dafür 16 St. Eingroschenbrode, eben so viel Zweygroschenbrode, 8 St. Viergroschenbrode und 4 St. 6 Gr. B. hinein. Nach dem Urtheile der Sachverständigen hätte auf diese Hitze noch einmal so viel gebacken werden können, und Alle versicherten, dass sich alle Backwaaren bey der Braunkohle ohne Tadel backen liessen. — Nur 4 Becker wurden durch diese glücklichen Versuche bewogen, ihrem eigenen Vortheile gemäss, mit Braunkohle zu heizen. Erst dann, als die französischen Behörden alle Holzvorräthe in Beschlag nahmen, und die Becker auf

die erprobte Braunkohlenheizung verwiesen wurden, bequemte sich einer nach dem anderen dazu.

Der Vf. hat ausgemittelt, dass, wenn eine Klafter Tannenholz — 98 CF. rhn. 30 Ctr. wiegt, und in Halle auf 8⅐ Rthlr. zu stehen kommt, zur ersten Heizung, wenn auch Tags vorher gebacken worden, 1¾ Ctr. Holz nöthig sind, zur zweyten 1½ Ctr., und sonach würde jenes Probebacken, wenn die Feurung mit Holze geschehen wäre, 17 Gr. 10 Pf. gekostet haben. Bey der Kohlenheizung kam sie aber, hoch gerechnet, nicht über 8¾ Gr., bey der zweyten Hitze nur 6 Gr. 11 Pf. — Sonach werde in einer Stadt, wie Halle ist, wo 46 Becker backen, an Kosten in einem Jahre 9211 Rthlr. 4 Gr. 4 Pf. gegen die Holzfeurung erspart. Die Erfahrung hat seit jener Zeit der rohen Erfindung noch manche Vortheile an die Hand gegeben. Ein Becker, der täglich 3 — 4 mal bäckt, und dessen Ofen eben so gross ist, als der beym letzteren Versuche, braucht jetzt zum ersten Backen nur 1 Scheffel Kohle und gar kein Holz, indem er nur einen Strohwisch zum Anbrennen nimmt, zur zweyten Hitze nur 14 Metzen, und zur 3 und 4 wohl nur 12. Er bringt nämlich nach hinten keine Kohle, und rückt bey jedem späteren Backen immer weiter vor. Rec. weiss aus mehrerer Erfahrung, dass Kohlenfeurung überhaupt, selbst bey Darr- und Brau-Anstalten, möglichst vorn an dem Mundloche seyn müsse, und hat Beyspiele, dass, wo dieser Umstand bey der Anlage ausser Acht gelassen worden, auch weder Zug noch Hitze gewonnen ward. Zwey bis drey Zoll sind hinreichend, die Absicht gänzlich zu verfehlen, wie er neulich den Fall bey einem Braukessel hatte. Andere Becker gebrauchen dagegen wiederum etwas mehr, und müssen auch etwas Holz haben. Die Ursachen scheinen theils in den obwaltenden Umständen, besonders aber darin zu liegen, dass die Kohle mehr oder weniger trocken ist, denn damit steht der Grad der Hitze immer im genauesten Verhältniss.

Mit Torfe machte der Vf. nur einen Versuch, weil dieses Brennmaterial weniger vortheilhaft zu haben war. Dieser fiel aber eben so glücklich aus, wie bey der Braunkohle. Es war Rasentorf. Er wurde ebenfalls klar geschlagen, und wie die Kohle vorher im Backofen gedörrt. Der Vf. glaubt sich hinreichend überzeugt zu haben, dass derselbe eben so gut als die Braunkohle zur Ofenheizung zu gebrauchen sey. Auch sind die Gründe, welche der Vf. über die Möglichkeit, die Backöfen mit klarer Steinkohle auszuheizen, beybringt, theoretisch nicht in Anspruch zu nehmen. — Es fehlte ihm an Gelegenheit, nähere Versuche darüber anzustellen.

3 Abtheil. *Über die leichteste und zweckmässigste Zurichtung der vorhandenen Backöfen zum Gebrauche der Braunkohle und des Torfs.* Das unumgänglich nöthige Trocknen der Kohle und des Torfs macht bey den gewöhnlichen Öfen Aufenthalt und erschwert die Geschwindbäckerey; das Ausziehen der glühenden Asche, welche immer den 3 oder 4 Theil der Kohle ausmacht, und ihr Unterbringen verursacht vielen Beckern, besonders wenn sie wenig Gelass haben, erhebliche Sorge. Um diesem abzuhelfen, hat der Vf. nach vielen Versuchen die vorhandenen Backöfen dahin abgeändert, dass er unter dem Backheerde, welcher nach wie vor blieb, ein gewölbtes Behältniss anbrachte, welches gross genug ist, um bequem die eben erst vom Backheerde gekrückte glühende Asche von 20 — 30 Backen aufzunehmen, ehe es geräumt werden darf. Die Asche fällt hinein durch eine Mündung des Heerdes, welche mit einem Schieber aus gegossenem Eisen verschlossen werden kann. Frey in diesem Behältnisse ist ein anderes verschliessbares mit einer Dampfröhre angebracht, das ungefähr wie eine Bratröhre gestaltet ist. In diesem wird die zum folgenden Backe bestimmte Kohle, während das Gebäcke im Ofen steht, durch die um und unter ihn gebrachte glühende Asche gehörig gedörrt. Noch tiefer ist wieder ein ausgemauertes Behältniss, in welches die völlig ausgebrannte Asche durch eine verschliessbare Öffnung fällt. Die Kosten einer solchen Vorrichtung mit Einschluss des Guss- und Blech-Eisens beträgt nach dem Anschlage 50 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf.

4 Abtheil. *Über die Zurichtung der Dorfgemeinde-Backöfen zur Braunkohlenfeurung.* Hier werden die bekannten Gründe, nach welchen die Gemeindebackhäuser als nützlich angesehen werden müssen, berührt, und die Gegengründe entkräftet. Alsdann giebt der Vf. nicht unbewährte Vorschläge, dergleichen überall zu errichten. Die 4 Kupfertafel giebt 2 Risse zu Gemeindebackhäusern, einen für grosse, und den anderen für kleinere Gemeinden.

Die 5 Abtheil. endlich handelt *über die Anlegung neuer Gemeindeobstdarren.* Diese gewähren dieselben Vortheile, wie die Gemeindebacköfen. Der Vf. verbindet beide mit einander in einem und demselben Backhause. Die Constructur verdient unseren Beyfall, so wie beyläufig bey ihrer Erklärung nützliche Bemerkungen eingestreut worden sind. Das Obst kann entweder nach vollendetem Backen im Backofen gedörrt werden, oder in einer besonders eingerichteten und über dem Backofen angebrachten Darrkammer, oder endlich, wenn das Trocknen ins Grosse geht, in einer besonderen, in der Zeichnung dicht neben dem Backofen angebrachten und genau beschriebenen Darre. Die Veranstaltung verdient sowohl in Hinsicht der Ersparniss des Feuermaterials, als der erlangten Bequemlichkeit alle Aufmerksamkeit. Schon darin wird viel gewonnen, dass man den Grad der Hitze nach Willkühr verstärken oder vermindern kann. Auch kann die Feurung mit Holze geschehen; nur dass auf diesen Fall die Canäle, durch welche die Hitze streicht, etwas weiter angelegt werden müssen.

Übrigens ist der Vortrag des Vfs. deutlich und ohne unnütze Weitläuftigkeit. Die Zeichnungen sind genau und unterrichtend. Der Stich ist rein, die Illumination sauber und gefällig.

O. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 AUGUST, 1811.

MATHEMATIK.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Die Theorie der Parallellinien (,) nebst dem Vorschlage ihrer Verbannung aus der Geometrie*, von D. *Ferdinand Karl Schweikart*. 1808. 136 S. gr. 8. Mit 5 Kupfertafeln. (1 Rthlr.)

Dieses, mit vieler Sachkenntnifs geschriebene Werkchen verdient die Aufmerksamkeit aller gründlichen Geometer. Denn es behandelt eine Lehre, an deren evidenter Darstellung die besten Geometer ihre Kräfte seit vielen Jahrhunderten vergebens versucht haben. Hr. S. zeigt sich darin als ein helldenkender Mann, der mit dem Geiste der synthetischen Methode innigst vertraut ist. Mit seinem vielversprechenden Talente unternimmt er es, die schwierige Theorie der Parallelen fest zu begründen, und diese widerspenstigen Unterthanen der Geometrie (wie sie *Hauff* nennt), ganz aus ihrem Gebiete zu verbannen. Er ist vertraut mit vielen wichtigen Versuchen seiner Vorgänger, entdeckt mit scharfem Späherblicke die Mängel und Gebrechen Anderer, übersieht aber darüber, wie hier meist zu geschehen pflegt, seine eigenen. Gern gestehen wir, dafs es keine Elementaraufgabe ist, dem Vf. in seinen oft sehr verwickelten Beweisen mit kritischer Umsicht zu folgen. Doch werden wir das Unzulängliche dieser neuen Theorie mit Klarheit vor die Augen unserer Leser bringen.

Der Vf. beginnt mit einer langen Einleitung (S. 1—42), theils historischen, theils philosophischen und polemischen Inhalts. Sie enthält viel Wahres, aber auch Manches, das weder bewiesen noch behauptet werden kann.

Der 1 *Abschnitt* giebt in 20 §§. eine Darstellung der Eigenschaften der Parallellinien. Da sich der Vf. in Rücksicht der Vordersätze seines Systems auf kein anderes Lehrbuch beziehen wollte: so schickte er dieselben zu Anfange dieses Abschnitts voraus. Sie sind streng erwiesen, und enthalten ungefähr das Meiste von dem, was sich in jedem guten Compendium der Geometrie, z. B. in dem *kästnerischen*, vor der Lehre von den Parallellinien befindet. Der *Lehrsatz* §. 21: *In jedem Rechtecke sind die gegenüberliegenden Seiten gleich*, tritt *an dieser Stelle* als sehr auffallend hervor. Denn aus dem, was der Vf. unmittelbar darauf sagt: „Es seyen in der vierseitigen Figur ABCD die vier Winkel ABD, BDC, DCA, CAB, rechte Winkel: so ist AB = CD, und AC = BD“, ergiebt sich, dafs er unter einem Rechtecke eine vierseitige Figur versteht, in welcher jeder der vier Winkel ein rechter ist. Nun lassen sich wohl Vierecke construiren, worin sich drey rechte Winkel einzeln befinden; allein dafs auch der vierte ein solcher seyn *müsse*, ist bisher, ohne Beyhülfe der Parallelen-Theorie, noch nicht dargethan worden. Ja man weifs, dafs es mehrere gleich evidente Methoden gäbe, diese Lehre abzuschliessen, wenn man, unabhängig von ihr, die Construction des Rechtecks nachweisen könnte. Wir müssen daher den Vf., wenn er die Eigenschaft, vier einzelne rechte Winkel zu haben, für die Erklärung des Rechtecks aufstellen wollte, an seine eigenen Worte (Einleitung S. 27) erinnern, wo er richtig bemerkt: „Mit Erklärungen ist der Geometrie überhaupt nur dann gedient, wenn sie Beschreibungen der Constructionen sind, da alles das, was sonst noch sich vom Gegenstande sagen läfst, nicht ohne den Beweis erwähnt werden darf.“ Wo hat er denn die Construction des Rechtecks beschrieben, und die Entstehung dieser Figur nachgewiesen? Da also der Begriff des Rechtecks nach dem Gange des Vfs. lediglich *problematisch* ist: so heisst der Lehrsatz §. 21 eigentlich nur so viel: Wenn es ein Rechteck (in obigem Sinne) giebt: so sind darin die gegenüberliegenden Seiten gleich. Wenn es aber kein Rechteck geben könnte, was hier noch nicht als entschieden angenommen werden darf: so mufs die Behauptung so unmöglich seyn, wie die Figur, von welcher sie ausgesagt wird. — Der folgende Lehrsatz §. 22 heisst: „Wenn gegenüberliegende Seiten eines Rechtecks verlängert werden, und es wird auf der einen derselben ein Loth errichtet, und bis auf die gegenüberliegende verlängert: so ist dieses Loth den anderen nicht verlängerten Seiten des Rechtecks gleich, und steht auf den beiden verlängerten Seiten lothrecht.“ Dieser Satz kann nur dann eine geometrische Realität haben, wenn im vorigen §., worauf sich der Vf. bezieht, die Construction des Rechtecks dargethan ist. Das Rechteck aber auch angenommen, setzt der Lehrsatz noch voraus, dafs, wenn man die gegenüberliegenden Seiten eines Rechtecks verlängert, in der einen derselben einen Punct annimmt, aus ihm auf die verlängerte Seite ein Loth errichtet, und nach der entgegengesetzten Rechtecksseite verlängert, *dieses Loth nun auch in der anderen Seite eintreffen müsse*. Wollte man diese Voraussetzung ohne Beweis annehmen: so wäre die Lehre der Parallelen ohne weitere Bemühung berichtigt, wie unserem scharfsinnigen Vf. nicht entgehen wird, wenn er die Sache aufmerksam erwäget. Der Lehrsatz §. 22 müfste also

so lauten: Wenn gegenüberliegende Seiten eines Rechtecks verlängert werden, und es wird von einem Puncte der einen Verlängerung ein Loth auf die entgegenstehende gefällt: so ist u. s. w. Da die beiden folgenden Lehrsätze, §. 23 und 24, sich auf die zwey ersten beziehen: so theilen sie mit ihnen gleiches Gebrechen. In dem Lehrsatze §. 25: „Quadrate von gleichen Seiten sind gleich", setzt der Vf. den Begriff des Quadrats ebenfalls voraus. Seine Beweise sind darauf gegründet, dass diese Figur vier gleiche Seiten und vier rechte Winkel habe. Nach unserer Überzeugung bleibt hier, so lange man die Construction des Quadrats nicht dargethan hat, alles Bewiesene bloss problematisch, wie bey dem Rechtecke. Nach der Ansicht des Vfs. freylich soll es sich anders verhalten. Allein wir können seine höchst ungeometrischen Äusserungen in der Einleitung S. 35 und 36 unmöglich billigen. Ein Quadrat *vorläufig annehmen*, oder sich *geben* lassen, ohne dessen Construction darzuthun, und daraus sichere Schlüsse ziehen wollen, heisst entweder aus etwas bloss Problematischem oder aus etwas Unmöglichem wirkliche und nothwendige Folgerungen ableiten. Wenn aber der *Grund* des Beweises problematisch ist: so müssen es auch die *Folgen* seyn, und können nie zur strengen Nothwendigkeit, d. h. zur überzeugenden Gewissheit, führen. Wird hingegen das Quadrat als etwas *Unmögliches*, als ein Unding angenommen: so ist ohnediess einleuchtend, dass man aus Etwas, dessen Falschheit anerkannt ist, durch eine richtige Reihe von Schlüssen nie die Wahrheit eines Folgesatzes ableiten kann. Fasst man des Vfs. Beweisart kurz zusammen: so heisst sie nichts anderes, als: in der Geometrie lassen sich aus *bloss problematischen* oder aus *unmöglichen* Vordersätzen überzeugende Schlussfolgen ziehen. Wie der sonst hellsehende Vf. auf diese Art irre geführt werden konnte, wollen wir an einem Beyspiele zu erläutern versuchen. Wer die Aufgabe: „In der Seite BA des rechtwinklichen Dreyecks CAB einen Punct D zu finden, damit das Quadrat des daselbst errichteten Lothes, oder $DE^2 = AD \times DB$ werde", auflösen will, sieht sogleich ein, dass es *möglich* sey, einen solchen Punct D in AB zu finden. Denn wäre das Dreyeck CAB gleichschenklich: so dürfte man nur AB in F halbiren, wo denn die daselbst senkrecht aufgerichtete $FG = AF = FB$, und also $FG^2 = AF \times FB$ seyn müsste. Es sey aber $CA < AB$, so ist auch $FG < FB = AF$, folglich $FG^2 < AF \times FB$. Rückt nun der Punct F mehr gegen A: so wird das Quadrat der senkrechten Linie immer grösser, das Rechteck aus den Segmenten von AB aber immer kleiner werden. Käme F wirklich in A: so würde aus FG nun AC, ein Grösstes, werden, das Rechteck aber verschwinden. Da nun sowohl das Zunehmen des Quadrats der senkrechten Linie, als auch die Abnahme des Rechtecks bis zu Nichts *nach dem Gesetze der Stetigkeit* geschehen kann: so muss zwischen F und A ein Punct, wie D, möglich seyn, wo $DE = AD \times DB$ ist. Da nun diese *Möglichkeit* des Puncts D dargethan ist: so lässt sich auch seine geometrische Lage auf AB durch die bekannte algebraische Gleichung auf eine *strenge* und *nothwendige* Weise bestimmen. — Vielleicht liess sich durch ähnliche Fälle der Vf. zur Annahme verleiten, als sey hier eine Schlussfolge von der Möglichkeit auf die Nothwendigkeit gezogen worden. Allein die Verschiedenheit zwischen obiger Schlussmethode, und jener des Vfs. springt deutlich hervor, da man in dieser Aufgabe schon *vor* der Auflösung von der *Möglichkeit* des Puncts D auf AB überzeugt war, nur wusste man noch nicht, *wo* er zwischen A und B liegen werde. Nicht so ist man aber bey den Sätzen des Vfs. schon vor ihrem Beweise von der Möglichkeit der Quadrate überzeugt.

Nachdem nun der Vf. §. 26 und 27 die Sätze: „Gleiche Quadrate haben gleiche Seiten", und: „Das Quadrat von der Hälfte der Seite eines anderen Quadrats ist der vierte Theil desselben, bewiesen hat: geht er §. 28 zum pythagorischen Lehrsatze, den er, abgesehen von seinen Vordersätzen, auf eine musterhafte Weise darstellt. Mit gleicher Gründlichkeit wird §. 29 erwiesen, dass in jedem gleichschenklichen rechtwinklichen Dreyecke die drey Winkel zusammen zwey rechte betragen. Eben dieses wird §. 30 von jedem rechtwinklichen Dreyecke, und §. 31 vom Dreyecke überhaupt dargethan. Nun folgen in mehreren §§. die Eigenschaften der Parallellinien, jedoch ohne diesen Namen auszusprechen, und zum Schlusse wird §. 39 der Satz: Dreyecke auf gleicher Grundlinie und von gleicher Höhe sind dem Inhalte nach gleich, und §. 40 der andere: Dreyecke von gleichem Inhalte und auf gleicher Grundlinie haben gleiche Höhe, bündig und auf eine dem Vf. eigenthümliche Art dargethan.

Im 2 *Abschnitte* verspricht der Vf. (das Unzulängliche seines ersten Abschnitts vielleicht ahndend), die Construction des Quadrats, unabhängig von den Sätzen der Parallelentheorie, überzeugend darzuthun. Ob er dieses wirklich geleistet habe, werden folgende Bemerkungen zeigen. Im 1 Lehrsatze ist streng bewiesen, dass *eine* der Seiten DE und EF *eine* der Linien AB und BC schneiden, und dann die andere ausserhalb des Dreyecks ABC fallen müsse. Allein warum muss gerade die DE (oder AG) die BC schneiden? Unter den *möglichen* Lagen ist auch die denkbar, dass EF die AB schneidet. Hievon hat der Vf. die Unmöglichkeit nicht gezeigt. Doch lässt es sich folgendergestalt ergänzen. Sollte EF die AB schneiden: so wäre $EDF > BAC$, also auch $> BCA$. Allein $EDF < EFD$; folglich wäre $EFD > BCA$, und die Seite FE fiele ausserhalb des Dreyecks ACB. Daher würden die Linien DE und EF die Seiten AB und BC *einschliessen*, welches, wegen $E = ABC = R$, nicht seyn kann. Auf diese Art ist die Lage der Linien DE und EF, oder AG und GC vollkommen gerechtfertigt. — Aus dieser Construction folgt nun *unmittelbar*, dass $D = GAC < BAC$, und $F = GCA > BCA$. — Dass auch $AG > AB$ und $CG < BC$ sey, liesse sich, ohne die Hülfslinie BG, sehr einfach so beweisen: 1) Da

$ABH = R$: so ist $AH > AB$; folglich auch $AH + HG = AG > AB$. 2) Da $HGC = R$: so ist $HC > CG$; folglich auch $HC + BH = BC > GC$. Der II Lehrs.: „Wenn von zwey rechtwinklichen Dreyecken auf gleicher Hypothenuse das eine gleichschenklich ist: so ist es dem Inhalte nach grösser, als das andere", hat unseren ganzen Beyfall, und ist musterhaft bewiesen. Im III Lehrs. heisst es: Wenn in zwey Dreyecken die Grundlinien und der ihr gegenüberliegende Winkel, und ausserdem in beiden noch eine Seite gleich ist: so decken sich die Dreyecke. Der Vf. fügt in der Anmerk. noch Folgendes bey: „Damit ist also, um es mit anderen Worten zu sagen, bewiesen, dass Dreyecke gleich sind, wenn zwey Seiten und ein correspondirender Winkel gleich sind. *Euklides*, der dieses Satzes nicht in der Allgemeinheit bedurfte, hat ihn nur von dem Falle bewiesen, wenn der gleiche Winkel von den gleichen Seiten eingeschlossen wird." Wir sagen, da *Euklides* einsah, dass er diesen Satz in der Allgemeinheit nicht beweisen *konnte:* so hat er ihn nur von dem besonderen Falle dargethan. Unser Vf. hat bey seiner Behauptung gänzlich übersehen, dass es Dreyecke geben kann, welche obige Stücke gemein haben, und sich keineswegs decken. Man verzeichne sich nur ein stumpfwinkliches Dreyeck, beschreibe mit dessen kleinster Seite einen Kreis, der die grösste Seite schneidet, und ziehe von diesem Durchschnittspuncte nach dem Scheitel des stumpfen Winkels eine gerade Linie: so erhält man in dem grossen Dreyeck ein kleineres, welches mit jenem einen Winkel, eine diesem gegenüberstehende und eine anliegende Seite gemein hat, ohne mit ihm congruent zu seyn. Es ist uns kaum begreiflich, wie dem geometrischen Talente des Vfs. eine Beschränkung seines Lehrsatzes entgehen konnte, welche in allen guten Compendien bey der trigonometrischen Bestimmung der fehlenden Stücke eines Dreyecks umständlich dargelegt wird. In diesem Übersehen finden wir zugleich die Klippen, woran der ganze Abschnitt von der Construction des Quadrates scheitert. Denn da man aus der Gleichheit zweyer Seiten und eines nicht eingeschlossenen Winkels *nicht in allen Fällen* auf die Congruenz der Dreyecke schliessen kann, der Vf. aber seinen Lehrsatz in der Folge *ganz allgemein* anwendet: so überträgt er das Mangelhafte dieses Satzes auf alle folgenden, welche sich darauf gründen. So bleibt der IV Lehrs.: Wenn in einer vierseitigen Figur zwey gegenüberliegende Seiten und zwey gegenüberliegende Winkel gleich sind: so sind es auch die beiden gegenüberliegenden Seiten und Winkel, unbewiesen, da sich der Vf. in No. 2 des Beweises auf jenen Lehrs. III bezieht. Auch der V Lehrs.: In jedem rechtwinklichen gleichschenklichen Dreyecke sind die drey Winkel zusammengenommen zwey rechten Winkeln gleich, dessen Beweis übrigens dem Vf. sehr zur Ehre gereicht, muss zweifelhaft bleiben, da sowohl im ersten Theile unter g), als im zweyten unter q) der unerwiesene Lehrs. IV citirt wird. Und somit ist denn nun auch die Hauptaufgabe in VI: Um eine gegebene Linie ein Quadrat zu beschreiben, als der Zweck dieses Abschnitts, und die Grundlage des Nachfolgenden, von allem Beweise entblösst. Wir übergehen daher die hier noch bis XIV aufgestellten Sätze, wodurch der Vf. die Entbehrlichkeit der Parallellinien in der Geometrie darzuthun sucht. Sollte es seinem Scharfsinne gelingen, die von uns gerügten Hauptmängel seines neuen Systems zu verbessern: so werden wir auch darüber unser Urtheil nicht vorenthalten. Schliesslich bemerken wir nur, dass der dritte Abschnitt von dem nothwendigen Zusammentreffen zwey gerader Linien handelt, wenn die inneren Winkel, die an einerley Seite der sie schneidenden liegen, weniger als zwey rechte betragen. Da er die Fortsetzung des ersten Abschnitts ist, und auch die §§ weiter zählt: so ruht er, gleich jenen, auf einerley schwacher Grundlage, und wir erachten es nicht für nöthig, in das Nähere davon einzugehen.

Δ.

RASTADT, in der sprinzigischen Hofbuchdruckerey: *Rechnungs-Aufgaben für die Jugend, in lehrreiche und unterhaltende Erzählungen eingekleidet.* Von *J. W. Wagner*, Lehrer an der Töchterschule in Carlsruh. 1805. 154 S. 8. (30 kr. rhein.)

Dieses Buch enthält 150 Aufgaben der Arithmetik, deren Auflösungen am Schluss, auf 5 Seiten angehängt, zu finden sind. Die Geldsorten, welche in den Exempeln vorkommen, sind bloss aus dem 24 Guldenfuss genommen; und auch die Masse nur inländische, meistens nur in Baden übliche. Über die Art, *wie* die Probleme aufgelöst werden sollen, kommen keine Erläuterungen vor, noch werden Kunstgriffe des Calculs gezeigt. Mechanische Vortheile in den Rechnungsoperationen werden wohl angegeben, wie S. 25—30 mit Sechsern und Dreybätznern, und S. 125 bey der Frage nach dem Betrag eines vorgegebenen Schuhs von einer Klafter Brennholz. Bey der letzten Aufgabe sind aber die Ausdrücke in dem Vortrage nicht bestimmt genug, und von den 3 Dimensionen (Länge, Breite und Tiefe) wird nur einer einzigen gedacht. Bey der Frage nach dem Werth eines *Schuhs* wird nichts weder von Flächen noch Cubikmass gesagt; auch darauf nicht erklärt, warum man für die Zahl der Gulden nur das Zehnfache setzen, und dieses Multiplum für Kreuzer gelten lassen dürfe. Bey allen Aufgaben dieser Gattung vermisst man die Hinweisung auf Decimal-Rechnung sehr, und dieselbe sollte doch hiebey niemals ganz übergangen werden. Alle Erläuterungen solcher Abkürzungen sind unvollständig, oder werden nicht wohl gefasst, wenn man die erwähnte Beziehung bey Seite setzt, oder für entbehrlich hält. Da der Vf. sein Buch zum Gebrauch für *Stadt-* und *Land-Schulen* bestimmt hat: so hätte er billig diese Rücksicht nehmen, und auf den Gebrauch der Decimalen, wenigstens an schicklichen Stellen, zumal da, wo er auf Übungen im Kopfrechnen ausgeht, hindeuten sollen. Nur der Kettenregel und des Lehrbuchs von *Schmalzried* wird S. 115 gedacht. — Die Art, durch Dialogen zu den Aufgaben gleichsam hinzuführen, deren Auflösung junge Leute

beschäftigen soll, ist übrigens ganz lobenswerth, und die Manier des Vfs. dabey auch wohl überlegt, und seine Sprache rein und verständlich. Auch manche Erzählungen, welche in Verse verfasst sind, lassen sich ganz gut lesen, und wir möchten diese Nachahmung alter Arithmetiker, wenn sie mit Klugheit angewendet wird, vielmehr empfehlen, als durch allzu strengen Tadel verdächtig machen. Doch muss dabey freylich für Sprachrichtigkeit und Rhythmus gesorgt werden. — Übrigens vermisst man in der Reihe dieser 150 Aufgaben sehr die Ordnung und Stufenfolge, welche, wenn gleich nicht in höchster Strenge, doch jedesmal im Ganzen bey der Anlage und Ausfertigung eines solchen Buchs beobachtet und festgehalten werden sollte. Damit erhält man keinen Leitfaden zur Übersicht, obgleich zum ersten Eingang nur leichte Fragen geflissentlich gewählt worden sind; — wenige Blätter weiter hin hört alle Verbindung auf. Allen arithmetischen Büchern, welche ohne eine überdachte Ordnung angelegt sind, gebricht ein wesentliches Verdienst; wenigstens sollten jedesmal am Schluss die Stücke, welche sich zunächst auf einander beziehen, sorgfältig nachgewiesen werden. Namentlich hätten in diesem Buche diejenigen Aufgaben, welche zu Kopfrechnungen benutzt zu werden bestimmt sind, classificirt, und in einer schicklichen Übersicht zusammengestellt werden können. Denn gerade dergleichen finden sich hier mehrere, wodurch sich die ganze Sammlung vor vielen anderen Schriften in diesem Fache auszeichnet.

Ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Stuttgardt*, b. Metzler: *Vergleichung der wirtembergischen Masse und Gewichte, sowohl unter sich als auch mit dem französischen und mit jedem anderen.* Von *J. G. Böbel*, Präceptor am Gymnasium zu Stuttgardt. 1810. 40 S. 8. (4 gr.) „*Und mit jedem anderen*", dieser Zusatz kann nicht als schlechthin wahr gelten, weil man nur eine *directe* Vergleichung alter und neuer wirtembergischer Masse und Gewichte mit den alten und neuen französischen in diesem ohnehin excerpirten Büchelchen antrifft, und nur indirecte die Vergleichung mit jedem anderen anderer Länder anzustellen offen steht, wiefern von diesen Ländern in neuerer Zeit officielle Vergleichungen mit den französischen bekannt geworden sind. Die Rückseite des Titelblatts enthält die Anzeige, dass die nachstehende Vergleichung besonders aus *Schmalzrieds* vollständiger Anleitung zur *reesischen* Rechnung, 7te Auflage, abgedruckt worden ist.

Hr. *B.* eifert in der Vorerinnerung gegen eine von ihm sogenannte Mode-Arithmetik der Zahlen- und Grössen-Verhältnisslehre, die zwar den Nutzen des richtigen Erlernens des Einmal Eins habe, aber nach mühevoller und langdauernder Hinausarbeitung über die Elementarbegriffe zugleich von den felsenfesten arithmetischen Grundwahrheiten entferne (wir kennen nicht jene Arithmetik, welche er meinen möge). Alsdann empfiehlt er sehr die frühzeitige Unterweisung in den Decimalbrüchen und den Rechnungen damit. Die Vortheile und Leichtigkeit, damit zu rechnen, soll diese Vergleichung dem Publicum mit darlegen. Der Vf., so wie unsere allermeisten Arithmetiker und Staatssteuermänner, mögen wohl *keine*, oder nur eine *sehr oberflächliche* Kenntniss von der Rechnung in ganzen Zahlen und in Systembrüchen mittelst *zwölf* Ziffern haben, und von den ungemein grösseren Vortheilen, welche diese Rechnung und praktisch vollkommene zwölftheilige Eintheilung vor der zehntheiligen aller Dinge gewährt und gestattet; sonst würden sie Ehrfurcht- und Respect vor der öfteren Wiederkehr des schlichten Menschenverstandes *von* der zehntheiligen zur zwölftheiligen Eintheilung bekommen, und der Ursache dieses Urtheils nachgeforscht haben, — aus welcher leichten und nahe liegenden Nachforschung Allen der nothwendige und leichte Gebrauch und die nicht schwere Einführung von zwölf Ziffern, und die Rechnung damit in ganzen wie in gebrochenen *Zahlen* als unschätzbarer Fund klar geworden wäre. Doch *Wernsburgs* Lehren vom Zwölf- oder Taunzahlen-Systeme schien verhallt zu seyn, da Ignoranz, Indolenz und Vorurtheil sie befeindete. Der Stimme der Baumeister vieler Jahrhunderte und dem Ausspruch des schlicht in allen alten Eintheilungen der meisten Masse sich ausdrückenden Menschenverstandes wird von den Pseudo-Rechnenkünstlern Hohn gesprochen.

Ein königl. wirtemb. General-Rescript vom 30 Nov. 1806 hat durch das ganze Reich den alten wirtemb. Fuss zu 127 alten paris. Linien angeordnet, und als Basis aller Linear-, Flächen- und Körper-Masse festgesetzt. Dabey befiehlt aber dieses Rescript, dass die alte (praktisch-vollkommnere) Eintheilung des Fusses zu zwölf Zoll, des Zolls zu zwölf Linien, der Linie zu zwölf Scrupel u. s. f. aufgegeben werden, und dagegen die pseudo-theoretisch nur *scheinbar leichtere*, allein praktisch ewig zu verwerfende Untereintheilung zu zehn Theilen, wie in den französischen, in praktischen Geschäften an ihre Stelle treten sollte. — Doch wir hoffen von der Kraft absoluter Wahrheit auf die kommenden Geschlechter, dass diese jedes Unvollkommene bald vernichten und aufheben, und das absolut Vollkommene standhaft einführen und behaupten, und diesem im Formellen auch die Ziffern bis auf zwölf erweitert anpassen werden.

Ehemals betrug die Ruthe 16 Fuss, jetzt soll sie nur zehn enthalten. Das Büchelchen giebt nach der bekannten Annahme die Länge des Meters zu 443,2959 alte par. Linien, und so enthalten die §. 9—14 die Vergleichungen der alten und neuen wirtembergischen und französischen Längenmasse mit und unter einander. Der §. 15 verweist auf die Angaben der Fuss- und Ellen-Masse (der Vf. schreibt *Ehlenmaasse*) anderer Reiche und Länder in *Nelkenbrechers* Taschenbuch, *Gerhards* grossem Comtoiristen und *Vega's* logarithm. Handbuche, u. A. m. in alten paris. Massen, mittelst welchen sich directe Verhältnisse und Angaben in wirtemb. Massen ausmitteln liessen. Das möchte seyn, wenn nur überhaupt diesen Angaben die Schärfe und Gewissheit nicht so oft abging. (Die neue wirtemb. Elle ist zu 2,144 alt wirtemb. angesetzt worden.) Neuerer Zeit hat man Grund genug gefunden, Misstrauen in diese Angaben zu setzen, denn die an verschiedenen Orten verglichene Étalons vom pariser und jedem anderen Fuss waren sich nicht immer gleich gewesen.

An die Stelle der alten wirtemb. Quadratmasse, als der Ruthe zu $16 \times 16 = 256$ Q. Fuss, des Fusses zu $12 \times 12 = 144$ Q. Zoll, des Q. Zolls zu 12×12 Q. Linien u. s. w. ist das neue wirtemb. Quadratmass die Ruthe zu $10 \times 10 = 100$ Q. Fuss, der Q. Fuss zu $10 \times 10 = 100$ Q. Zoll, der Q. Zoll zu $10 \times 10 = 100$ Q. Linien u. s. w. angeordnet worden. Der Q. Fuss in beiden ist gleich geblieben. Von §. 20—43 folgen die Vergleichungen der viererley Quadrat- und Cubik-Masse, des alt und neu wirtemb. und alt und neu französischen Systems unter einander. Die neue wirtemb. Klafter Holz muss aus 144 Cubikfuss bestehen. Das Simri Getreide ist zu 942 n. w. Dec. Cubikzoll oder 1628 alt w. Duodec. Cubikzoll bestimmt worden. Acht Simri machen 1 Scheffel. 1 Simri wird getheilt in 4 Viertel, zu 8 Ecklein, zu 4 Vierteln.

Das wirtemb. Mass flüssiger Dinge ist ein Fuder zu 6 Eimer = 75 wirtemb. Cubikzoll oder circa 51½ alt franz. Cubikfuss; der Eimer zu 16 Imi, à 10 Mass, à 4 Schoppen.

Die Einheit der Gewichtmasse ist die bekannte Mark cölnisch, wie sonst; auch mit der Münze ist es beym Alten. Am Schluss folgen Angaben nähernder Verhältnisse der Einheiten der viererley Mass- und Gewicht-Systeme.

Wem dieses Büchelchen von Nutzen seyn kann, leuchtet aus dieser ohnehin zu weit gediehenen Anzeige ein; allein wir wollten dabey auf das wahre Ziel aller Mass- und Gewichts-Eintheilungen aufmerksam machen, und zeigen, dass dies alles nur vorbereitende Arbeiten zum vollkommenen Systeme aller Masse seyn kann, welches hier aufzustellen nicht der Ort ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 AUGUST, 1811.

GESCHICHTE.

Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Handbuch der deutschen Historie*, von *Friedrich Wilken*, Prof. der Geschichte und Director der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg. — Erste Abtheilung. 1810. VIII und 236 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nach geendigter sorgfältiger Lectüre dieses ersten Theils einer deutschen Geschichte, kann Rec. über die Art der Beurtheilung mit sich selbst nicht ganz einig werden. Vieles findet er zu loben, Vieles dünkt ihm tadelhaft zu seyn; beides in einander zu reihen, wird ihm schwer: abgesondert stehe also das Lob, und ihm folge der Tadel. — Jedem, der Geschichte wirklich studirt hat, wird es wohl um das Herz, auf seiner Bahn Männern zu begegnen, welchen ernstliches gründliches Studium angelegene Sache ist, deren strebender Geist sich nicht fortreissen läst durch das Wortgeklingel kenntnisleerer Kraftmänner, wenn sie auch ihre häsliche Blöse mit dem Mantel der Geschichte noch so sorgfältig auf kurze Zeit zu umhüllen suchen. Mit Freuden reicht daher Rec. Hn. *Wilken* als einem auf rechtlicher Strase wandelnden Gelehrten die Rechte, und erkennt in dem Darsteller der Kreuzzüge zugleich den Forscher in den vaterländischen Historien. Aus den Quellen unmittelbar hergeleitet hat er seine Einsichten; sie verrathen nur zuweilen anderweitige Lectüre oder entlehnte Urtheile; das gange Studium wird dadurch selbstständig, und die Wissenschaft gewinnt durch das Abweichende von den gewöhnlichen Resultaten, wenn sie auch mitunter vom einseitigen Anblicke des Gegenstandes abgezogen seyn sollten, weil der Kenner dadurch zur nochmaligen Revision, oft auch zur Berichtigung seiner eigenen Überzeugungen geleitet wird. Die Leichtigkeit zur Prüfung erhält er durch die dem kurzen Texte untergelegten für jede Hauptidee beweisenden Stellen, entnommen aus den Jahrbüchern oder Gesetzen der Vorzeit. Eben so wesentliche Dienste leisten diese Noten dem ernstlich Studirenden; mit einem Blicke überschaut er die Beweise der aufgestellten Behauptungen, gewöhnt sich dadurch an, auch in anderen Fällen dem Worte des Lehrers nicht ohne erhaltene Überzeugung zu glauben, und erwirbt sich frühzeitig einige Bekanntschaft mit den Quellen. Selbst dadurch macht der Vf. gerechten Anspruch auf erworbenes Verdienst, dass er als Bearbeiter der deutschen Geschichte auftritt zu einer Zeit, wo der Deutsche aufgehört hat, ein eigenes Reich zu bilden; ob er noch Nation heissen könne, mag streitige Frage werden; gewiss wird es ihm nie gleichgültig scheinen, heisse er nun Österreicher oder Westphälinger, zu wissen, wie seine Urväter handelten, durch welche Wege sie gross waren, und ihre Nachkömmlinge zum Spotte wurden; er wird sich unterrichten und die Verfassung nicht segnen, aus welcher seine Schwäche unter dem Anstriche hoher Freyheit hervortreten musste. Wichtige Vorzüge gesteht also Rec. dem Vf. willig zu; doch darf er das Gewicht nicht wegnehmen, welches ihm an der entgegengesetzten Waagschale zu ziehen scheint.

Schwerlich schwebte Hn. *W.* bey der Ausfertigung eine durchdachte Idee vor Augen. Ein *Handbuch* nennt er auf dem Titel seine Arbeit. Handbuch heisst in alltäglicher Sprache ein Werk, welches durch ausführlicheren Vortrag Erläuterung dem Compendium giebt. In diesem Verstande kann es wohl nicht genommen seyn, da weder der Text noch die beweisenden Noten einen Blick auf den Zusammenhang, auf Ursache und Wirkung, auf die begleitenden Nebenumstände werfen, durch welche das Skelet seine Ausfüllung erhält. Öfters ist das Wort auch wohl für gleichbedeutend mit Compendium gebraucht worden; doch hier gewiss nicht: denn die Arbeit des Vfs. giebt weniger und mehr, als das Compendium geben darf. Weniger, weil nicht selten nur auf einige Ideen, Gegenstände u. s. w. Rücksicht genommen wird, welche Hr. *W.* in seinen Noten beweisen wollte, der übrige Zusammenhang hingegen entweder lückenhaft da stehet, oder sich in einer Note versteckt findet. Beweisstellen mögen wohl in den Noten erscheinen; aber ein paar allgemeine Sätze in den Text stellen und auf den Gang der Begebenheiten erst in den Noten zurückkommen, diess darf doch wohl nicht der Fall in einem zweckmässigen Compendium seyn, welches seiner Pflicht gemäss den allgemeinen Zusammenhang in bündiger Kürze entwerfen und die Stimme des Lehrers zur Entwickelung des Gesagten erwarten soll. Eben dadurch liefert der Vf. auf der anderen Seite zu Viel, indem er, ausser den Beweisstellen, Vieles in die Noten presst, was nach keiner gerechten Foderung in dem Compendium und selbst nicht in einem Handbuche gefodert werden kann. Dass Hr. *W.* z. B. den Gauen Deutschlands seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, und eigene Untersuchungen anstellte, ist alles Dankes werth; wer wird es ihm aber verzeihen, dass er in einem Compendium 15 Seiten, von S. 136 — 150, mit den blossen Namen derselben ausfüllt? Unmöglich lässt sich bey einem halbjährigen Vortrage auch nur Weni-

ges über die einzelnen Benennungen zur Erklärung beybringen, und wir trauen es dem richtigeren Gefühle des Vfs. zu, dass er bey Vorlesungen, welche eine Übersicht der grossen Verkettungen dem wissbegierigen Zuhörer geben, und ihn dadurch zu dem näheren Studium des Einzelnen reizen sollen, nicht den ganzen Plan durch das Eingehen in das Kleinliche zerrütte, kurz dass er Mangel an Methode zeige. Doch eben weil Rec. nicht weiss, in welche Classe er dieses Buch reihen soll, hat er Unrecht, es als Compendium zu begrüssen; diess kann es wegen seines Volumens nie werden, da dieser erste bis auf Kaiser Heinrich V reichende Theil schon den Raum von 236 Seiten einnimmt.

Von einzelnen, wenigstens scheinbaren, Verirrungen merkt Rec. hier nur wenige. In der Einleitung über den Plan der deutschen Geschichte erscheint S. 5 folgende Stelle: „Die Culturgeschichte eines Volkes darf sich nicht in das innere Labyrinth der Wissenschaft, der Kunst und der Gewerbe verirren, indem sie es sich herausnehmen wollte, die Abnahme und Zunahme des Schatzes der wissenschaftlichen Kenntnisse und Kunstfertigkeiten eines Volkes zu berichten; sie hat aber dagegen den Standpunct richtig zu bestimmen, auf welchem in der Cultur der Wissenschaft, der Kunst und der Gewerbe zu jeder Zeit das Volk stand, und einer pragmatischen Darstellung seines Aufsteigens oder Absteigens auf den Stufen der Cultur sich zu befleissigen." Also die Culturgeschichte darf sichs nicht herausnehmen, über den Schatz der wissenschaftlichen Kenntnisse Bericht abzustatten, und soll doch den Standpunct angeben, auf welchem sich das Volk in der Cultur der Wissenschaften befand? Mit diesen Gegensätzen weiss Rec. keinen Gedanken zu verbinden. — Über die S. 9 aufgestellten Perioden der deutschen Geschichte wollen wir mit Hn. *W.* nicht rechten; sie überhüpfen aber wohl gewiss manches periodenmachende Ereigniss, z. B. Karl den Grossen, das allgewaltige Einwirken der Päpste seit Heinrich IV, die Kirchenreformation. Aber wodurch lässt sich wohl in einem Compendium die Anzeige der *Scriptores Rerum Germanicarum* rechtfertigen. Eine Anzeige, die noch überdiess nichts weniger als vollständig ist. Die Anzeige der Bücher, aus welchen sich über diese Schriftsteller Raths erholen lässt, möchte wohl zweckmässig seyn, gewiss aber nicht die vielen einzelnen Büchertitel. Weniger haben wir über das S. 22 in das Kurze gefasste Verzeichniss der Sammlungen altdeutscher Gesetze zu bemerken, da der Studirende gewöhnlich nicht weiss, wo er seine Quellen finden soll; aber warum übergeht in denselben Hr. *W.* die vorzüglich und allgemein gebrauchte Sammlung des *Baluzius?* und eben so in der Angabe der gesammelten Friedensschlüsse *Leibnitz codex juris Gentium, cum Mantissa?*

Bey dem Vortrage der Geschichte selbst hält es Hr. *W.* für wahrscheinlich, dass die germanischen Völker von Osten her in die Länder gekommen sind, in welchen die Historie sie zuerst findet. „Viele Cultur mag hier von ihnen zerstört seyn." Hr. *W.* stellt also ein früheres aufgeklärtes Volk in die nämlichen Gegenden; aber welches? davon verliert er keine Sylbe. Vielleicht die in halber Finsterniss lebenden Kimmerier Homers; wenigstens kann auf irgend ein anderes kaum der Verdacht fallen. Von der hohen Cultur derselben lässt sich nun aber wohl auch weniger erzählen. Ob Hr. *W.* mit seiner Theorie über die Langobarden in Italien, S. 186, viele Anhänger finden werde, lässt sich bezweifeln. Den König Alboin, der sie nach Italien führte, hält er bloss für den Führer eines grossen Geleits, der daher eine ganz militärische Verfassung beybehielt. Aber wenn er der Herzog einer Arimanie war: wo blieb dann das übrige Volk der Langobarden? Der Beweis, dass alle Besitzungen seiner Streitgefährten nichts als Soldlehen waren, möchte ihm äusserst schwer werden. — Er billigt es S. 191 nicht, dass Otto II die deutsche Herrschaft über Lothringen befestigte, dadurch die Eifersucht des westlichen Reichs gegen das östliche stärkte, und die feste Grenze des Rheins aufopferte gegen die schwache überall durchbrechbare Grenze. Aber der Rhein giebt keine so feste Grenze, als es der Vf. voraussetzt: schon unter Ludwig dem Deutschen erstreckte sich Deutschland jenseit des Rheins, und die natürlichen Grenzen sind von dieser Seite nirgends so stark, dass sie als natürliche Schutzwehr, wie z. B. die Alpen oder die Pyrenäen, gelten könnten. Sehr natürlich scheint es, dass Otto Gebieter seyn wollte über alle die Gegenden, wo man deutsche Sprache redete; auch befestigte er nur deutsche Herrschaft über Lothringen, der Besitz war längst vor ihm genommen worden. Alles kam auf überlegene Macht an: damals und im ganzen Mittelalter waren die Deutschen überwiegend; nun ist es das westliche Reich, und benutzt seinen Vortheil mehr, als er einst von der Gegenseite benutzt wurde. — Über mehrere Äusserungen fanden wir Ursache, uns gegen Hn. *W.* zu erklären, beschränken uns aber auf die mit Vorliebe ausführlich behandelte traurige Regierungsgeschichte Kaiser Heinrichs IV, wo der Vf. sich ganz in den Geist jener Zeiten versetzt, und erklärt als ein alter Niedersachse spricht. Von S. 214 bis 230 beschäftigt sich im Texte und den kleingedruckten Noten das Handbuch mit diesem den Sachsen verhassten Regenten; schon diese Weitläuftigkeit liefert den sichersten Beweis, dass Hr. *W.* sein Buch nicht als Compendium will angesehen wissen. Durchgehends findet er in Heinrich IV den verdorbenen, verkehrt handelnden, bösartigen Regenten; so dass diese Einseitigkeit unerklärbar bliebe, wenn die erfoderliche Aufklärung nicht durch die Noten geliefert würde. Hr. *W.* benutzt ausschliessend zu seiner Erzählung den abgesagtesten Gegner des Kaisers, den Lambert von Aschaffenburg. Warum suchte er nicht durch die Angaben der Freunde des Kaisers zwischen beiden Extremen die dem Historiker ziemende Mittelstrasse zu halten? Warum machte er keinen Gebrauch von dem Leben dieses Kaisers und von seinen eigenen, viele Aufschlüsse gebenden Briefen, die sich in *Reubers* und *Urstisius* Sammlung finden? Warum

wollte er die freylich weitschweifige, aber dem Kenner erspriessliche Apologie Henrici IV. bey *Freher* T. I nicht zu Rathe ziehen? War die Einseitigkeit absichtlich? Das dürfen wir dem Vf. nicht zutrauen; er würde sich dadurch aus der ohnehin immer seltener werdenden Zahl unbefangener Forscher vertilgen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit läſst sich wohl voraussetzen, dass sein gründliches und eifriges Studium noch nicht die beträchtliche Zahl der Schriftsteller des Mittelalters umfassen konnte. Den Papst Gregor vertheidigt er nicht nur als denkenden und charaktervollen Mann, wogegen sich keine unparteyische Einrede machen läſst, sondern er wird auch eifriger Vertheidiger seines in seinen nothwendigen Folgen auf die ganze Christenwelt schädlich wirkenden Systems, bey welchem einzig die Hierarchie gewinnen konnte, jede Äuſserung von widerstrebender Geisteskraft aber, und dadurch das Denken des Menschen zurückgedrückt werden muſste. Den ehelichen Stand der Geistlichen nennt er S. 223 ohne die geringste Miſsbilligung nach päpstlichem Sinne „die Hurerey der Geistlichkeit", ohne eine Sylbe von der wirklichen Hurerey der Geistlichkeit zu sprechen. Daſs Paschalis II. die mathildinische Erbschaft in Heinrichs V Hände hatte kommen lassen, nennt Hr. *W*. S. 232 eine Fahrläſsigkeit. — Dieser vielleicht nicht ungegründeten Vorwürfe ungeachtet, verkennt Rec. die Vorzüge dieses aus eigener Forschung hervorgegangenen Handbuches nicht, und empfiehlt es jedem nach der Kenntniſs vaterländischer Geschichte strebenden Denker.

Vd. Hg.

Da wir noch von einem anderen einsichtsvollen Geschichtsforscher eine Beurtheilung desselben Werkes erhalten haben: so machen wir es uns zur Pflicht, aus der letzten wenigstens die Bemerkungen über solche Stellen mitzutheilen, in denen er mit Hn. Prof. *Wilken* nicht übereinstimmt.

Daſs von den Stammvätern des deutschen Volks bey ihrem Einwandern viele Cultur zerstört worden seyn möge, S. 27, darüber gesteht Rec. immer noch die eigentlichen Beweise zu vermissen. Warum bleiben wir bey dieser Ungewiſsheit nicht lieber bey *Tac. Germ. c.* 2? Eben so wenig halten wir es für ausgemacht, daſs die Deutschen an der Nord- und Ost-See früher gewohnt haben (nicht bloſs früher gefunden worden) als in den Hochländern; und daſs hier häufige Einwanderungen keltischer Völker (von Westen her) Statt gefunden haben sollen. Seine Gründe hat Rec. schon anderwärts dargelegt. — Die *möserische* Meinung, daſs die Kimbern u. s. w. Anlaſs zu den ersten deutschen Völkervereinen gegeben, kehrt Rec. um; jene waren selbst schon eine Ausgeburt von solchen. — Wenn die Frage ist vom ersten Versuch zu einem deutschen *Reich:* so dünkt uns nicht dem *Marbod*, sondern dem *Hermann* die Ehre zu gebühren; bey jenem war es auf *Monarchie* angelegt, S. 35. Sonst könnte man den noch früheren *Ariovist* nennen, der auf jeden Fall *Clodwigs* Vorgänger war. — Daſs der Vf., wenn er *Hadrians vallum romanum* durch Pfahlrayn, Pfahlhecke übersetzt, S. 39, nicht den schon bey *Ammian. Marcell. L. XVIII* stehenden merkwürdigen Ausdruck: *Palas*, anführt, hat uns gewundert. Sollte dieſs nicht die erste Benennung der *Pfalz* seyn? Die bey Ammian beschriebenen Grenzsäulen (Pfähle) zwischen den Alemannen und Burgundionen blieben späterhin ungefähr auch die Grenzen von den schönen königl. Domainen, welche die Grundlage der Rheinpfalz wurden. — Ist der *Frankenbund* nicht älter als der *sächsische*, und der *alemannische*, wenigstens seinen Grundbestandtheilen nach, älter als beide? Die Ordnung, in der sie Hr. *W*. aufzählt, S. 49, könnte den Unerfahrnen dieſs bezweifeln lassen. — Zu einer keltischen Ableitung des Alemannen-Namens von *Elmyn*, Fremdling, S. 53, brauchen wir so lange keine Zuflucht zu nehmen, als die bisherige einheimische nicht widerlegt ist. — Daſs die Sueven am Lech sich den Ostgothen unterwerfen muſsten, S. 58, ist nicht ganz bestimmt. Bezieht es sich auf ihre ersten Kriege mit diesem Volk: so fand keine Unterwerfung Statt; bezieht es sich auf Theodorich: so war es mehr Schutz vor Clodwigs Eroberungssucht, was sie bey ihm fanden, vergl. S. 64. — Was die Alemannen jenem preiſs gaben, war nicht sowohl wirkliche Parteyung, als Mangel an engerer Vereinigung; es fehlte ein allgemeines Oberhaupt, dieſs wurde Clodwig. Daſs das Christenthum hierauf *bald* eingeführt und mit *Gewalt* befestigt worden sey, ist wenigstens in Rücksicht des cisrhenanischen zu viel gesagt. — Das Wort *Hausmajor*, S. 101, ist unseres Wissens durch *Joh. von Müller* aufgekommen; warum nicht lieber ein deutsches, etwa *Hofmeister* oder dergl.? — Wenn unter Karl d. Gr. nicht überall die Herzoge aufgehoben waren, S. 110: so waren sie wenigstens etwas ganz anderes, als die ersten.

Den verdüner Vertrag kann Rec. nicht als eigentliche Epoche für das deutsche Reich ansehen. Diese erste Absonderung *Deutschlands* war zufällig; es blieb, nach wie vor, Provinz des carolingischen *Hauses*, und war bekanntlich in der Folge noch verschiedenen Theilungen, auch noch einmal einer Vereinigung mit dem groſsen Frankenreich unterworfen. Der Anfang des *Wahlreichs* bey Arnulf bezeichnet das Wesentliche einer neuen Periode. — Billig hätte die Abneigung der deutschen Völkerschaften gegen eine nähere Vereinigung unter sich, wie sie schon beym Abgang der Carolinger sich zeigte, mehr ausgehoben werden sollen, als der faule Fleck des Reichsverbandes durch alle Perioden herab. Endlich, um auch das Kleinste nicht zu übergehen, bemerkt Rec., daſs ein Handbuch der deutschen *Historie* wohl auch einen ganz deutschen Titel haben dürfte; und daſs er selbst dieſsmal, dem Vf. zu Gefallen, *d*eutsch statt *t*eutsch geschrieben hat.

Daſs unsere Geschichte nach der Zertrümmerung der alten Form des *Reichs* aufhöre, ein nothwendiges Studium zu seyn, hat der Vf. mit Recht

keiner Widerlegung werth gefunden, so wenig als ihm die Bemerkung entgehen kann, dass mehrere der besten alten Geschichtschreiber erst nach dem Fall ihres Vaterlandes aufstanden.

— C. —

Hamburg u. Altona, b. Vollmer: *J. J. W. Vollmer*, Director, Prediger und Professor in Thorn, *kritisches Handbuch der Geschichte*; eine philosophisch-kritische Revision alles dessen, was wir mit Bestimmtheit aus der Geschichte wissen. Neue wohlfeilere Ausgabe. Ohne Jahrzahl. 502 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese sogenannte neue Ausgabe trifft, Seite für Seite, Wort für Wort, mit der ersten Ausgabe überein. Der Unterschied besteht also bloss im Titelblatte. Auf dem Titelblatte der sogenannten neuen Ausgabe ist „*für die Jugend*" weggeblieben, und für „*Sicherheit*" *Bestimmtheit* gesetzt worden. Höchst wahrscheinlich fand das Buch keinen Absatz, und der Verleger bediente sich des täuschenden Mittels, um sein Werk von dem Schicksale der Maculatur zu retten. Dass dieses Buch aber wenig Abnehmer hatte, liegt in ganz natürlichen Ursachen. So sehr uns ein Werk, welches alles dasjenige, was gelehrte Alterthumsforscher zur Aufklärung der ältesten Geschichte der Menschheit und ihrer ursprünglichen Ausbildung geschrieben haben, in einem wohlüberdachten und gedrängten Zusammenhange lieferte, willkommen seyn müsste: so wenig entspricht doch vorliegendes Werk den Foderungen, die man an dasselbe machen könnte. Es soll philosophisch, es soll kritisch seyn; aber es hat weder die eine, noch die andere Eigenschaft. Dass es nicht philosophisch ist, beweisen, nebst vielen anderen, folgende Stellen. Offenbarungen (S. 53) gehören in die Religion, nicht in die Wissenschaften; müssen immer Moralität, nicht Neugierde zum Zwecke haben. Sie würden uns auch kalt lassen und ohne Theilnahme. Hiezu wird, in einer Note, angemerkt: Was sollten wir auch aus einer Offenbarung über die Geschichte der Schöpfung lernen, da unsere Bestimmung wohl nie bis zum Weltenbauen erhöht werden dürfte. — Dass (S. 101) eine starke Veränderung in den Jahreszeiten, und irgend eine Unregelmässigkeit im Auf- und Untergange der Sonne, dabey vorgefallen sey, scheint die alte Urkunde, die die Sündfluth beschreibt, anzudeuten u. s. w. Dass (S. 104) ein Brandopfer nicht zu der erleuchtetsten Religion gehört, die Gott im Geist und in der Wahrheit zu verehren anweiset, ist gewiss, und dass also die weisesten der damaligen Menschen (zu Noah's Zeiten) noch keiner reineren Religionsbegriffe fähig waren, allein daraus klar. — S. 86. Mit einem Schiffe solcher Grösse und Ladung konnte man sich nicht an den Küsten halten, man musste das hohe Meer suchen. Ohne astronomische Kenntnisse aber darf man die Küsten nicht aus den Augen verlieren. — Man vergleiche damit S. 97: Lassen wir das, was aus diesen letzteren Bemerkungen (dass die Ägypter die grossen Wasserfluthen aus einer moralischen Ursache herleiteten) zu folgen scheint, gelten: so würden freylich alle die Schlüsse wegfallen, die wir aus einem grossen Schiffbau herleiteten u. s. w. S. 87: Die Vögel werden *Mose I, c.* 7, 14 nach Flügeln und Klauen eingetheilt, wie in den neuesten Zeiten wieder. — Abraham wird ein grosser und sehr gelehrter Mann genennt. — Hn. *V's.* Revision ist aber auch unkritisch. Man vergl. z. B. S. 16, wo der Wunsch geäussert wird, dass Fohi's Buch, eine Art Pfeilschrift, durch einen *Lichtenstein* entziffert werden möchte, mit S. 43. Was heisst S. 73 der *jungusische* Fluch? — Adam wohnte auf der Morgenseite von Eden, zog nachher noch östlicher, und Kain wieder östlicher, so dass wir ihn fast in China denken können. S. 169. Die Mumie (Josephs) wird 40 Jahre in der Wüste als ein Heiligthum herumgeführt, und lange nach Eroberung Canaans, ein halb Jahrtausend nach Josephs Tode, wird sie erst begraben. — S. 83. Die Griechen und Römer brauchten bis in die spätesten Zeiten hinab kein Eisen zu ihren Waffen, sondern Erz und Kupfer. Dass in einem solchen Werke Schreib- und Druck-Fehler in Menge vorkommen, ist sehr begreiflich. Das Ganze ist weiter nichts als eine nicht gehörig durchdachte und überarbeitete Collectaneen-Zusammenstellung über die älteste Chronologie, über die Urgeschichte, über den Ursprung der Staaten und ihre Verfassung, und zwar nicht weiter, als bis auf Moses. Sie scheint, wie schon der buntgemischte Stil beweiset, wörtlich ausgeschrieben. Die weitläuftigen Citate, die dem Werke das Ansehn einer grossen Gelehrsamkeit geben sollen, sind zum Theil gleichfalls copirt. Ihrer Umständlichkeit ungeachtet nehmen sie auf die Untersuchung von Bredow, Buttmann u. A. m. keine Rücksicht.

Jg.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, b. Hitzig: *Natur-, Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrängung unnützer u. schädlicher Romane. Von *S. C. Wagener.* Sechster Theil. Mit einem vollständigen Sachregister über alle sechs Theile und 1 Titelkupfer. 1810. 433 S. 8. (2 Rthlr.) (S. die Rec. vom 4ten Theil Jahrg. 1804. No. 260. u. vom 5ten Theil 1806 No. 108.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 AUGUST, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Salfeld: *Briefe auf einer Reise durch Süd-Deutschland, die Schweiz und Oberitalien.* Im Sommer 1808, von *Georg Wilhelm Kessler.* 1810. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es giebt eine dreyfache Art Reisen, deren Bestimmung zur Würdigung des vielbewanderten Vfs. und seines weniger bedeutenden Werks gehört. Die erste, welche wir die *objective Beschreibung* nennen, die das Beobachtete treu darstellt, muss den Lesern alles Wissenswürdige mittheilen, was dem Zwecke der Reise in dieser Hinsicht eigen ist. Unter diese Kategorie passt das vorliegende Werk nicht. Der Vf. gesteht es selbst: „Da, sagt er, die folgenden Briefe mit den scheckigen Tinten von Herbergen jedes Ranges, und unter den mannichfaltigsten Einflüssen also geschrieben sind, wie sie im Drucke erscheinen: so können sie kein objectiv vollendetes Gemälde eines Landes, einer Stadt, oder eines Volks enthalten", und hievon trägt auch jede Seite des Werks den Stempel. Er lässt alle Umgebungen, selbst die interessantesten, schnell und flüchtig an sich vorübergehen, ohne sie einer eingreifenden Beobachtung zu würdigen. Einerseits mag dieses daher rühren, dass er diese Briefe für Leserinnen bestimmt zu haben scheint (in der Vorrede sagt er, er habe ihnen bey seinem Durchflug durch Italien wenigstens beweisen wollen, dass er wirklich einen Blick in das zauberische Land gethan habe); andererseits will er sich dadurch gegen den Vorwurf retten, nicht tausendfach beschriebene Dinge abermals zu beschreiben. Allein wenn er dafür Anekdoten von Reisegefährten, Wirthshäusern, Stieglitzen, Bachstelzchen am Rheinfalle, dem Geläute der Glocken, von Bildern u. s. w. mittheilt — Dinge, die so oft gesagt, und einmal gesagt schon zu viel sind: so möchte jenes tausendfach Gesagte seine Rechte um so mehr vindiciren, weil die Gegenstände desselben am Fittig der Zeit allen Veränderungen unterliegen, und sich deswegen, wenigstens was diese letzten betrifft, zum Wiederholen eignen. — Die *subjective Beschreibung*, die ein lesendes Publicum unter den gebildeten Ständen gewinnen soll, muss das *Selbst* des Beschreibers, seine ganze Empfindungs-, Ausdrucks- und Handlungs-Weise, in der Ein- und Auswirkung, über die Welt der äusseren Umgebungen emporhalten. Dazu gehört ein Reichthum und eine Unerschöpflichkeit tiefer Empfindungen, Würde des Ausdrucks und des Charakters in der Darstellung der inneren Welt von Seiten des Gebers, und von Seiten des Empfängers entspricht diesem dann von selbst die Befriedigung, *si urceus exit.* Der *seumische* Spaziergang nach Syrakus gehört zum Theil hieher, mehr aber noch *Thümmels* Reisen, die dadurch, dass sie durch leise Anregungen der äusseren das ganze Leben der inneren Welt erschöpfend darstellten, einen Werth erhielten, der so unwandelbar seyn wird, als diese Welt selbst. Nach der Erklärung des Vfs. sollen diese Briefe es seyn; denn sie sollen eine getreue Darstellung des individuellen Lebens und Webens des Vfs. und der Gefährten in dem Wechsel der *erhabensten* (?) Naturgegenstände seyn, und dieser Erklärung entspricht auch der Schluss S. 284: „Sie müssen es nur nicht übel vermerken, dass meine Person fast jetzt der einzige Gegenstand ist, von welchem ich Ihnen erzähle; aber erwägen Sie die Umstände, und sagen mir, *was mir anderes gegeben* ist." Allein die interessante Wirkung dieser Persönlichkeit stört der Vf. auf eine auffallende Art dadurch, dass er zu oft in das Gemeine und Überspannte verfällt, dass er Unwichtiges an das Wichtige bindet, das Unbedeutendste über das Bedeutendste heraushebt, und an Gegenständen vorübereilt, die den ganzen Menschen ansprechen und aufregen. Der Ausruf eines Postcommissarius in Koswig, als ein vornehmer Herr mit einigen Damen vorüberging: *Potz alle Wetter, Elephanten, Hofschranzen* und *Vitriolöl*, das Publicum zu Weimar, das er in *Böcke* und *Schafe* theilt, die Ableitung der Graubünden von den grauen Bärten, grauen Häusern, grauen Ziegen und Kühen, das Handthieren der Wirthin auf dem Kopfe eines vor ihr knieenden Kindes, um es von seinen Plagegeistern zu befreyen, die Erklärung, dass das *Tableau topographique de la Suisse* Unsinn begangen habe, die Beleuchtung des Kirchthurms von Elm durch die Sonne am 15, 16 und 17 September und den correspondirenden Septembertagen abbilden zu wollen, die Behauptung, dass die Natur durch das Lütschinenthal dem Volke der göttlichen Alpen einen klaren Befehl gegeben habe, öffentliche Spiele und Feste zu feyern, dass in Novi nichts Interessantes zu sehen sey, und dass man um Novi grosse Stoppelfelder bemerke u. s. w., und dann das ewige Wiederholen, ob er zu Fuss oder im Wagen den Weg gemacht, und wie oft er schlechtes Wetter gehabt habe, können davon ein Beweis seyn. — Leugnen kann man indessen nicht, dass der Vf. viel Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne verräth. So sagt er S. 120: „Überall in der Schweiz erinnern Bilder, Denksprüche an die Thaten der Altvordern, und zeu-

gen von einer fast göttlichen Verehrung derselben; aber nicht die Geschichte allein lehrt, dass die Freyheit des Volks zur Antiquität geworden, leider bekundet es der Sinn der Einzelnen eben so sicher." — Noch giebt es eine *dritte Art* von Beschreibungen, die mehr dem *Sub- und Objectiven zugleich* angehören, und sich von jenem nur das individuelle Leben in diesem aneignen. Wir haben schon oben angeführt, dass dieses der Vf. mit seinen Briefen wollte. Der Charakter dieser Reisen möchte wohl nicht näher, als durch den Begriff eines Tagebuchs zu bestimmen seyn, das Zeit und Meilenzeiger in sich aufnimmt, um daran das Äussere und Innere der Welt zu binden. Wenn aber das Hauptverdienst eines vollendeten Tagebuchs darin besteht, die scheinbaren Nebendinge und Kleinigkeiten an das Grosse zu knüpfen, und den Sinn für alles Gute, Schöne und Wahre durch das Talent zu unterstützen, das diesem Sinne in allen Beziehungen Haltung und Dauer giebt: so dürfen wir wohl bey dem vielen Guten, das die Briefe enthalten, behaupten, dass es dem Vf. daran fehle, wie schon die mitgetheilten Proben beweisen.

H. P. E.

SALZBURG, b. Mayr: *Das gasteiner Thal mit seinen warmen Heilquellen im salzburgischen Gebirge.* Ein Taschenbuch für Reisende; insbesondere zum Nutzen und Vergnügen der Curgäste Gasteins. Von *J. E. Ritter von Koch Sternfeld*, wirkl. Regierungsrath. 1810. 208 S. 8. (16 gr.)

Viele Schriftsteller boten ihre Kräfte auf zur Beschreibung und zur Anpreisung des gasteiner Heilbades. Die meisten blieben dem grösseren Publicum unbekannt; und die gelesenen Werke eines *Hübner*, *Vierthaler*, und selbst des Vfs. in seinen statistisch-geograph. Beyträgen für Salzburg und Berchtesgaden, welche jetzt mit Recht als die vorzüglichste Quelle zur Kenntniss des salzburger Landes benutzt werden, mussten sich ihres grösseren Umfanges wegen nur mit allgemeinen Notizen über das merkwürdige Bergthal begnügen, welches die mineralischen Wasser von sich schickt. Verdienstlich wird also die dem Gastein einzig gewidmete Arbeit des Hn. Regierungsr. *v. K.* desto mehr, da diese in einem verschlossenen Winkel der Erde liegende Berggegend vieles Merkwürdige in sich vereinigt. Gastein war ein salzburgisches Pfleggamt, und ist noch jetzt in seiner vorigen Ausdehnung ein baierisches Landgericht, welches sich über die südlichsten, die Grenze gegen Kärnthen bildenden, Hochalpen verbreitet. Am nördlichen Abhange dieser ungeheuern Gebirgskette liegt das Dorf Gastein, bey welchem die heissen Quellen zu Tage brechen, 2,954 Fuss über der Meeresfläche. Aus dem Urgebirge, dessen vorzüglichste Bestandtheile hier dickschieferiger Gneis sind, entquellen sie, vier an der Zahl, mit einer Wärme von 36—38 Graden Reaumur, mit hellem Wasser bey trockener Witterung und geruchlos, aber nach Schwefeldämpfen riechend bey nasser Witterung, welche die Quellen immer einige Stunden vor der Erscheinung ankündigen. Die Quantität der mineralischen Bestandtheile ist nicht beträchtlich; sie bestehen nach den sorgfältigsten Untersuchungen hauptsächlich aus Natrum, dann aus Schwefelsäure, reinem Kalk und Salzsäure u. s. w.; aber die durch die Wärme bewirkte innigste Auflösung und Vermischung bringt ihre grosse Wirkung hervor, welche vor allem in der Heilung veralterter Wunden der Füsse, auch bey der Krätze und anderen Hautkrankheiten ausgezeichnete Dienste leistet. Überhaupt rühmt man die Kräfte des Bades in chronischen asthenischen Krankheiten, Lähmungen u. s. w. Schädlich erklären sie aber selbst die Badeärzte bey sthenischen Fiebern, Blutsturz aus der Lunge, hektischen Krankheiten, Wassersucht u. s. w. Das Wasser wird gebraucht zum Baden, auch als Tropfbad, selten zum Trinken. Die gewöhnliche Zeit des Besuchs ist zwischen dem May und August, wie in allen Bädern: doch hier desto nothwendiger ein fester Termin, da in dem Hochgebirge die Kälte sich spät entfernt und frühzeitig eintritt; selbst in den heissen Sommertagen bleibt warme Bekleidung nothwendige Sache, weil auf den drückenden Sommertag nicht selten schneidende Abendluft folgt. Diese reine, auf die Verdauungswerkzeuge fühlbar wirkende Luft ist auch Ursache, dass zur Diät des Badegastes grösstentheils Fleischspeisen, selten vegetabilische, vorgeschrieben werden. Auf 3 bis 4 Wochen beschränkt sich nach alter Sitte die Curzeit der einwandernden Gäste, obgleich manche schon früher sich der Genesung nähern, und für andere die längere Fortsetzung heilsam wäre. Die ohnehin nicht unbedeutende Zahl der Badegäste würde zuverlässig bey zweckmässigeren Einrichtungen für ihre Bequemlichkeit noch ungleich zahlreicher werden. Zwar ist das landesfürstliche Schloss mit mehr als 20 Zimmern, wie der Vf. versichert, zu ihrer Aufnahme eingerichtet: aber gewöhnlich finden in demselben nur Leute vom hohen Stande und mit Empfehlungen ankommend ihre Unterkunft; die übrigen Badegäste suchen ihre Verpflegung in den Wirthshäusern, unter welchen das seinem Ruin entgegen sehende Straubingerhaus das besuchteste ist, aber, so wie die übrigen, nicht für die erfoderliche Reinlichkeit sorgt. Der Aufwand ist nach Proportion anderer Bäder nicht gross. Die Wohnung kostet, nach Beschaffenheit der Zimmer, wöchentlich zwischen 2 bis 4 Gulden; das Bad wöchentlich 30 Kreuzer, die Mittags- und Abend-Mahlzeit, aus 5 Speisen bestehend, 44 Kreuzer. Die Geselligkeit ist in den neuesten Zeiten lebhaft genug, in älteren herrschte der in den meisten Bädern fühlbare gespannte Ton zwischen dem Adel und den übrigen Ständen. Auf künstliche Anlagen zur Unterhaltung der Gäste, Alleen, Promenaden u. s. w. leistet man gerne Verzicht, weil das Beschwerlichere, aber Anziehendere der grossen Natur reichlich entschädigt. Drey mächtige Felsenmassen des Urgebirgs erheben sich über dem Bade, und geben, vorzüglich der Rathhausberg, durch ihre Abwechselungen, Waldbäche, und vor allem durch die tiefen Gänge ihrer Bergwerke, reiche Unterhaltung für den Badegast, welcher noch fest auf seinen Füssen

steht, um die etwas beschwerlichen Spaziergänge zur Vollendung bringen zu können. Gastein ist bekannt wegen seiner goldhaltigen Silberbergwerke; in älteren Zeiten war der reine Ertrag von denselben sehr bedeutend, für die neuesten Jahre giebt ihn *Hr. v. K.* im Durchschnitte auf 20,000 Gulden jährlich an. Er beschränkt sich nicht auf die Beschreibung des Bades und der dazu gehörigen Anstalten, sondern liefert zugleich eine topographische Darstellung des Pflegamts Gastein, zu welchem der Flecken Hof und mehrere Weiler gehören. Aber so sehr wir die Genauigkeit seiner Schilderungen des Bades und der umgebenden Natur rühmen, und den Aufsatz zur allgemeinen Lectüre empfehlen: so wenig glauben wir, dass die Umständlichkeit der übrigen Auseinandersetzung zweckmäsig sey. Über die Ortschaften selbst erhält der Leser wenig Aufschluss, die meisten derselben sind auch in der That zu unbedeutend, als dass ihre Schilderung interessiren könnte. Aber der Vf. benutzt die Gelegenheit, um von den einzelnen Familien ein genealogisches Gemälde zu liefern, welche entweder bey den Bergwerken Antheil hatten, oder sonst für ihre Nachbarn merkwürdig waren, oder auch wohl bey den Religionshändeln eine Rolle spielten. Des Vfs. Absicht, zu zeigen, wie hart und unvernünftig diese Leute behandelt wurden, ist sehr gut: doch möchte es wohl besser seyn, die Ausbrüche von Fanatismus, welche bey allen Religionsparteyen ehemals alltägliche Sache waren, nicht weiter zur Sprache zu bringen, und überhaupt mit diesen Familienangaben sparsamer zu seyn; sie interessiren ausser dem Orte ihrer Heimath Niemand in der weiten Welt. Daher ersuchen wir auch den Vf., welcher unter günstigen Umständen eine Beschreibung aller einzelnen Gerichte des Herzogthums Salzburg verspricht, und sie zuverlässig mit vieler Sachkenntniss ausführen wird, in ähnlichen Familien-Deductionen sich so viel möglich zu beschränken, und nur von solchen gedrängt zu sprechen, welche allgemeinere Theilnahme erregen; der entgegengesetzte Plan würde der Ausführung seines empfehlungswürdigen Vorsatzes hinderlich in den Weg treten. — Den Beschluss des kleinen Werks machen die nöthigen Notizen zur Reise und Unterkunft der Badegäste, deren Zahl im J. 1804 auf 1345 stieg, im J. 1809 aber aus leicht zu erklärenden Ursachen auf 592 zurück sank. — Baiern, dem nun auch das gasteiner Bad zugehört, zählt in dem Umfange der Provinz Baiern, mineralische Wasser in groser Anzahl, von welchen mehrere schwerlich auf grose Heilkräfte Anspruch machen dürfen, andere aber wegen ihres inneren Gehalts den vorzüglichsten in Deutschland an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Bey den meisten fehlen bis zur Stunde die erfoderlichen äusseren Anstalten; sie sind nicht hinlänglich bekannt, so wie das Buch, welches über sie belehrende Auskunft giebt: *J. B. Graf's* pragmatische Geschichte der baierischen und oberpfälzischen Mineralwasser. München 1805. 8. 2 Bände.

Vd. Hg.

Leipzig, b. Fleischer: *Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen.* — Ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Productenlehre und den Handel, von *F. A. W. v. Zimmermann.* 1810. I Th. 358 S. II Th. 296 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Die Auffoderung an Hn. *v. Zimmermann*, seinem Taschenbuche der Reisen eine andere Gestalt (Format und Lettern) zu geben, war die nächste Veranlassung zu diesem Werke. Da er die scharfen kleinen Lettern und das Format umänderte: so benutzte er auch dankbar die wider den Inhalt der einzelnen Abhandlungen gemachten Erinnerungen, und lieferte mehrere Zusätze, wovon zugleich die Rundung des Werks abhing. Diese Zusätze erstrecken sich nicht bloss auf Einleitungen über den ganzen Erdtheil, wovon die Rede ist, sondern auch über Länder, die dem Erdtheil angehören, und von Hn. *v. Z.* läst es sich nicht anders denken, als dass Alles, was er mit eben so reicher als gediehener Fülle giebt, den neuesten Entdeckungen entlehnt ist. — Der erste Theil enthält 1) *die bekannte, aber hier vermehrte Abhandlung über die Vorzüge der Reisemethoden der Neueren vor denen der Alten.* Wenige, aber vollwichtige Worte. Doch läst sie Rec. noch einige Wünsche übrig. Warum hebt der Vf. die Hauptmomente in der Auseinandersetzung der Vorzüge der heutigen Schiffahrt vor der alten bloss nach dem zwar gelehrten, aber nicht hinlänglich ausgebildeten *Montfaucon* aus? Hätten ihm nicht *Vimercati*, *Lorgna de Gay*, *La Lande*, *Vial du Clairbois*, *Röding*, *Heeren*, *Heine*, und besonders *Stetterlin* interessantere Gesichtspuncte geben können? Warum ward fast gar keine Rücksicht auf die heutige Erziehung zur See, auf die Signalkunst und Telegraphie, auf die jetzt ausgebildete Theorie der Manövrirkunst (von der Praktik derselben ist die Rede), warum keine auf die Schiffbaukunst, mit Hinsicht auf die Verschiedenheit der Meere, genommen? Zu den in der Vorrede angeführten Beyspielen von der Schnelligkeit der Schiffe verdient die Zusammenstellung im Museum des Wundervollen IX B. V St. S. 384 verglichen zu werden. Die Ecken sind wohl nicht selten zu schroff, wodurch Hr. *v. Z.* in seiner Wehmuth über die Zeiten, die freylich seinen ruhigen und nüchternen Forschungsgeist stören können, sich zu Tage giebt. Z. B. S. 3: „Als endlich grose Nationen sich höher ausbildeten an Kenntnissen, so wie an Ehr- und Länder-Sucht, also an Lastern wuchsen, als sie kunstmäsig die kleineren, ruhiger lebenden Völker ins Eisen schlugen: da bedurften ihre grossen Heere auch grössere gangbare Kriegswege. So kamen rohe Skizzen von Landcharten zu Stande.“ Man sieht hier ohne unsere Erinnerung, dass Hr. *v. Z.* den Begriff der Ausbildung nicht rein aufgefasst habe. Die Ausbildung hat kein Wachsen an Lastern zur Folge, wie die schon an sich lasterhafte Ehr- und Länder-Sucht, die im babylonischen und assyrischen Reiche auch ohne Ausbildung gedacht werden kann. Die Ausbildung regt die Vielseitigkeit des Willens in seinen Erscheinungen auf;

Laster werden sichtbarer in der mannichfaltigsten Gestalt, und die Ausbildung erhält von sich die Stärke und den Muth, diese auch in dieser Gestalt zu bekämpfen; ohne diesen Kampf hört alle Ausbildung auf; und gab es nicht sogar ehr- und ländersüchtige Eroberungen, ohne die kleineren ruhiger lebenden Völker ins Eisen zu schlagen? Für manche Staaten ist nur Heil in der Zerstörung. Die schonende und menschliche Eroberung Alexanders in Griechenland, was zog sie nach sich? ein allmähliches Verwelken der ganzen Ausbildung? und welche kraftvollen Staaten gingen in Europa aus der Verwüstung, Barbarey und Knechtschaft der wandernden Völker hervor? Die rohen Skizzen von Landcharten können eben so gut auf dem friedlichen Wege, z. B. in Ägypten und Indien, entstanden seyn. 2) Eine *allgemeine Ansicht von Afrika.* Der Vf. nimmt, worin ihm wohl die meisten Historiker zu widersprechen Recht haben, Afrika als die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften an. Die in dem von ihm übersetzten *Goux le Flaix* angeführten Monumente, z. B. der Tempel von Jagremot, die Palläste zu Lahor, Deli, Agra, möchten wohl für Asien bürgen! und was will Hr. *v. Z.* damit sagen: „Ja wäre Henrich der Nautiker, der wissbegierige Portugiesen-Fürst, nicht aufgetreten (1414); hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet; wäre nicht durch ihn Porto Sancto und Madeira entdeckt, und sogar angebauet; wäre nicht das sonst so gefürchtete Cap Non (plus ultra) umfegelt; das Cap Nescale, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinen Todesjahren die Küste von Guinea 1460 bis Cap Mesurada (6°, 25' N. B.) hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edeln Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südliche Spitze von Afrika, und die östliche Küste, also fast der ganze Umkreis des grösseren Welttheils ans Licht trat: was würden wir dann wohl von dem nahen Wunderlande wissen?" Indem Hr. *v. Z.* die Geschichte der Entdeckungen von und in Afrika nur unvollständig darstellt: so raubt er zugleich den letzten zwey Jahrhunderten ihren Glanz und ihre Grösse; und wie lange dauerte wohl der von dem allerdings grossen Heinrich dem Nautiker den Portugiesen eingeimpfte edele Geist des Entdeckens und kühnen Forschens? wie bald ward Afrika Brasilien aufgeopfert? und was nutzte selbst Portugal die errungene Wiederherstellung seiner Selbstständigkeit? 3) *Guinea*, und am Schlusse *Ansons* Biographie. — Zu diesem Theile gehört noch die kleine Charte von Ober- und Unter-Guinea und *Ansons* Portrait.

Der *zweyte* Theil, verbessert und vermehrt in den Nachrichten über die Neger, wobey *Robins Desports, Rainsford, Gregoire, Humbold* benutzt wurden, erweitert durch Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des Kaiserthums Hayti, und berichtigt in vielfachen Beziehungen, enthält Westindien mit einer allgemeinen (vortrefflichen) Einleitung, die Charte des Archipels nach *Arrowsmith*, und *Charles Marie de la Condamine's* Portrait.

In die näheren Entwickelungen lassen wir uns nicht ein, da das Taschenbuch schon lange von uns beurtheilt, und die Dankbarkeit des gebildeten Lesers dem Vf. bereits entgegengekommen ist.

H. P. E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Bildergeographie.* — Eine Darstellung aller Länder und Völker. Zweyter Band. Afrika. Mit 20 Kupfern und 1 Charte. 1810. 332 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wenn auch Afrika im Allgemeinen nur auf einigen Seiten abgefertigt wird, vom Klima, Boden und von Gebirgen wenig vorkommt; unter den Flüssen der Nil, der Senegal, der Joliba, der Gambia bloss flüchtig genannt, der Zaire, der Kuama, und unter den Seen die habessinischen, tunetanischen, die nigrizischen ganz übergangen werden; wenn die allgemeinen Naturproducte nicht einmal berührt, die Classification der Einwohner überhaupt, und die Eintheilung in Rücksicht der Leibesgestalt und Farbe, der Cultur und Lebensweise kaum eines kleinen Details gewürdigt sind, der Fetismus (Fetischism) zwar als die allgemein verbreitete Religion, jedoch ohne Angabe der Länder dargestellt, die jakobitisch-christliche Religion mit der christlichen Religion überhaupt verwechselt, und die römisch-katholische, lutherische und reformirte davon nicht unterschieden werden; wenn das ganze Königreich Barka nach Tripolis gezogen, zu dem maroccanischen Reiche bloss Marocco und Fess, nicht aber Tafilet gerechnet, Belad al Sgherid im weiten Sinne genommen, und doch Fezzan davon getrennt wird; wenn überdiess in der speciellen Länderangabe Manches zu berichtigen, zu ergänzen, nachzutragen, zu verändern und anders zu ordnen ist: so wird dennoch diese Bildergeographie ihren Zweck nicht ganz verfehlen. Der Vortrag ist fasslich und anschaulich, die Gegenstände meistens gut gewählt und mit Ökonomie benutzt. Das Lob, das wir dem ersten Theile ertheilt haben, wiederholen wir gern auch bey diesem zweyten. Die meisten illuminirten Kupfer (ein Mameluk, die grosse Pyramide von Ghize, eine ägyptische Mumie in ihrem Sarge, Katakomben zu Alexandrien, ein Araber, Ägyptier, Santon in der Nähe eines Grabmals, Mauren, die Gebäude des Termes auf der Küste von Guinea, Xinga als Oberpriester und Heerführer der Jagyas, Stadt der Fulier und ihre Pflanzungen, Neger der Goldküste, Wohnung eines Negers in Senegambien, ein Gueriot als Solotänzer nebst spielenden Gueriots, der Sangotanz in Congo, Art der Vornehmen in Angola zu reisen, eine Hottentottin, Hottentotten an der Mündung des Orangeflusses, die Wohnungen der Buschmänner, die Madagassen) sind treu, die Charte aber, wenn gleich nicht überladen, gemein.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 AUGUST 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Heideblumen* vom Verfasser der *Parthenaïs*. Nebst einigen Proben der Oceania. 1808. 335 S. 8. (2 Rthlr.)

Der schätzenswerthe *Baggesen* überliefert hier den Freunden der Dichtkunst aufs Neue eine geistreiche Unterhaltung, womit er um so eher Eingang finden wird, da er durch eine unverknüpfte Mannichfaltigkeit von Blumen Jeden in den Stand gesetzt hat, sich davon nach seinem eigenen Geschmack und Gefallen auszuwählen. Und diess ist auch dem Leser sehr anzurathen, weil diese ausgestellten Erzeugnisse von ganz verschiedenem Werthe sind, und als Früchte sehr verschiedener Launen und Stimmungen oft die Kennzeichen einer Zeit an sich tragen, in die sich nicht Jeder mit seiner Erinnerung gern versetzen möchte. Zweyerley Dinge sind es, die dem Dichter oft schaden, und ihm bey seinen hohen Bestrebungen hinderlich werden, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Erstlich baut und bewahrt er nicht genug in sich selbst den göttlichen Frieden, und eine unwandelbare Harmonie seiner Kräfte und Gesinnungen, die im rauschenden Strom der Zeit frey hindurchtönt, und nicht bey allen Begegnissen verstimmende Eindrücke annimmt. Das Zweyte ist, dass er seine Ansicht von der Welt und von der Natur der Dinge nicht genug erhoben, und zur Umfassung des Ganzen erweitert hat, was zum Theil mit dem ersten Punct zusammenfliesst, und zum Theil als ein Mangel natürlicher Anlage ihn hindert, in Gedanken und Gesinnungen wirklich so gross zu seyn, als er den erhabenen Worten nach gern seyn möchte. Und eben, weil ihm die völlige himmlische Klarheit und die Ruhe der gediegenen Kraft gebricht, die auch in ganz einfachen Worten gross und göttlich erscheinen kann: so liebt er in den pathetischen Stellen zu sehr den faltenreichen Umwurf, und giebt mehr Kleid, als Geist und Physiognomie. Lauter und reiner erklingen ihm die Saiten, wenn er die stillen Empfindungen seines Herzens mit Hingebung aushaucht, und der Unschuld, der Liebe, der kindlichen Freude singt. Und er hat nicht Unrecht, wenn er in dem Gedichte: *Die kleine Muse*, sagt:

> Gieb der Kindheit Jahre mir zurück!
> Gieb mir ihre Blumen, ihre Spiele!
> Gieb mir deiner Unschuld stilles Glück!
> Setze deine Freude mir zum Ziele!
>
> Kleine Holde! Dir will ich mich weih'n;
> Dein Gespiele will ich seyn auf Erden;
> Meine Lieblingsmuse sollst du seyn;
> Und ich will dein Lieblingsdichter werden!

Indess auch in dem Erhabenen ist nicht immer sein Aufflug vergebens. Wer kennt nicht so manche schöne Einzelnheit, so manche herrliche Beschreibung von ihm, wenn auch selten ein Ganzes in seiner Grösse bis zu den kleinsten Theilen von der Idee durchdrungen erscheint. Mit Geisteskraft und Nachdruck regt er uns zu höherer Betrachtung auf, und beflügelt unsere Gedanken, wenn er hier z. B. *An Gott* sich wendet:

> Und ist auch endlich jene Sonnenbahn,
> Die droben deine Welten-Heerden wandern —
> Verwelken sämmtlich, eine nach der andern,
> Die Blumen auf dem grossen Ätherplan —
> Versiegt einmal die Zeit in ihren Bronnen —
> Entstürzen einst dem Himmel alle Sonnen —
> Versinkt in ihrer letzten Trümmer Fall
> Das Sinnenall:
> Die Seele, die Dich tief empfindet,
> Schreckt keine Nacht, entsetzt kein leeres Nichts.
> Es fällt der Schleyer Deines Angesichts,
> Wenn jedes Band zerreisst, das Sonn' an Sonne bindet —
> Wenn Erd' und Himmel, wenn das ganze Weltall schwindet,
> Verschwindet nur der *Schatten Deines Lichts*.

Sonst aber ist seine Kraft gewöhnlich mehr reizend, als nahrhaft, besonders wenn er seinen Unwillen über Zeitbegebenheiten ausschüttet, wie in dem Gedichte: *An die Furien*, das sich mit den Worten schliesst:

> . . den verworfensten Knecht
> Unter den blutigen Knechten, den er am tiefsten verachtet,
> Schleudert hinab auf sein Haupt!
> Dass der, tretend mit Füssen ihn, heul' im ewigen Zuruf:
> „Tallien fehlte mein Dolch!"

Wie er zur Erhabenheit gern grosse Massen aufbietet, und die Umspannung grosser Weiten liebt, davon kann besonders seine *Himmelfahrt* einen Beweis geben. Aus gleicher Neigung ist er vielleicht auf die *Oceania* gekommen, wovon er hier in den ersten *fünf Gesängen* Proben liefert. So weit sich daraus auf die Anlage des Ganzen schliessen lässt, muss sich dasselbe zu sehr in die Masse, Ausdehnung und Vielheit verlieren, und der engen Kreisbegrenzung eines Kunstwerkes, welches ja nur ein Bild von der Welt geben soll, entbehren. Der Stoff ist schon von der Art, dass schwerlich etwas anderes als eine Reisebeschreibung daraus entstehen möchte. Sicher aber

wird der Dichter hier herrliche Gelegenheit finden, sein schönes Talent im Einzelnen zu zeigen, wie schon zum Theil aus diesen Proben erhellt. Im *ersten* Gesange spricht er zunächst mit Odenschwung von der Wichtigkeit seines Gegenstandes, der auf die Humanisirung wilder Völker hinausgeht, und er bittet die *weltdurchfliegende* Göttin *Urania*, ihn aus dem Kriegesgetümmel zu seinem Ziele hinzuführen

> . . . . weit weg von den Wolken des Feldstaubs,
> Wo mit zerstörendem Huf der Eroberer blutig dahinfährt,
> Dass ich nicht höre das dumpfe Gebrüll der Todestriumphe
> Beym Selbstmorde des Menschengeschlechts, nicht höre des Lebens
> Kettengeklirr, der Tyrannen Genuss und der Sklaven Betäubung!

Hierauf beginnt er von *Cook*, als dem ausgezeichnetsten unter den Küstenumseglern, seine Erzählung, wie er von England ausgesandt wird, um im Südmeer unbekannte Länder aufzusuchen, und nach achtzehn Tagen sich *Teneriffa* nähert.

> Von Morgen bis Abend
> Wuchs den sich Nahenden, immer erhöht, der entschleyerte Gipfel,
> Hehr in die Heitre der Luft aufhebend die glühende Stirne.
> Nicht sie dünkten sich selber zu nahn, das umwölkte Gebirg schien
> Hoch entgegen zu kommen dem Schiff, enthüllend die Schultern,
> Bald auch den Busen entblösst; und zuletzt bis zum Fusse des Eylands
> Völlig in thürmender Riesengestalt den Erstaunenden sichtbar.

Die Fahrt hat überaus glücklichen Fortgang, und der Führer wird jetzt beschrieben und gepriesen. Gegen sein Unternehmen empört sich aber die Hölle, die aller Aufklärung feind ist, und der Leser wird selbst in ihr schreckliches Reich eingeführt, das nur ein wenig zu wüst und gestaltlos erscheint. Im *zweyten* Gesange halten die Teufel ihre Versammlung, und *Arihman* ruft alle Verderber und auch den *Tod* auf.

> Höll', auf! auf! dass ein Einziger nicht dir entreisse die Schiffahrt,
> Deine Gemiethete, welche bisher von Küste zur Küste
> Holt' und brachte Verderb; und des Elends irdischen Umlauf
> Mächtig beförderte, drey Welttheile mit Jammer erfüllend.

Im *dritten* Gesange breitet sich unterdess ein stiller, heiterer Himmel über das Weltmeer aus, und die Schiffer sind darüber (wohl mehr als ihr Interesse eigentlich erlaubt) entzückt.

> Es ruht' in des Himmels
> Wiege das Schiff, sanftgleitend dahin auf der Fläche Krystallflur,
> Gleichsam als schöbe den Kiel der spielenden Fische Gewimmel.
> Nirgend erscholl ein Getös; kein Wind bewegte die Wimpel.

Indem die Schiffer ihre Freude und ihre Verwunderung sich darüber mittheilen, regt sich die Hölle in ihrer Tiefe, und ein elektrischer Schlag durchzuckt das Schiff und das Meer, der sie alle in Schrecken setzt. Ein Greis, der in Ohnmacht gefallen, erzählt beym Erwachen ein Traumgesicht, wie der Führer allein gestanden, und ein mächtiger Riese ihn ins Meer geschleudert habe. — Im Bruchstücke des *vierten* Gesanges beschreibt der Dichter die grosse Hitze unter der Linie, wobey nur der Führer allein sich aufrecht erhält. Im *fünften* Gesange ist von einem Dichter und Priester des Schiffs die Rede, der die mancherley Mannschaft zu einem Verbrüderungsfeste einladet:

> Jeglicher werde getauft Erdbürger, und jeder, geheiligt,
> Werf' um die Schulter das Sonnengewand freywandelnder Menschheit,
> Leuchtenden Blicks, mittheilender Hand, und liebenden Herzens!

Dagegen lehnt sich der Schaffner des Schiffs, ein alter Britte, auf; er will nicht bloss Mensch seyn, wie der Wilde, sondern Bürger seines Vaterlandes:

> . . . beym Bull! ich werfe die Menschheit
> Alle gesammt in das Meer, die gepries'ne, bevor ich des Eilands
> Recht' aufgebe, mich taufend mit anderem Namen als Johnbulls.

Der Hauptmann vertheidigt den Vorschlag, aber jener ruft dagegen aus:

> Weh uns, weh! es beherrschet den Bord ein schwindlichter Dämon
> Gallischen Schwungs durch die Leere der Luft. Wenns ferner noch fortgeht,
> Werden wir alle zuletzt noch Gallier, Ariels Affen.

und meint, es gehe hier, wie in den amerikanischen Freystaaten, die erst neulich von Britannien abgefallen. Endlich nimmt *Cook* selbst das Wort. Er spricht gleichfalls für die Menschheit, und bestimmt den folgenden Tag zum Fest der Verbrüderung; nur, dass sein Schiff, das er *Entschluss* benannt hat, *Europa* solle getauft werden, will er nicht zugeben.

Aus diesen Proben können die Leser ungefähr ersehen, in welchem Tone das Ganze abgefasst seyn wird, und was sie davon in Absicht des Inhalts zu erwarten haben. An interessanten Scenen, Gruppirungen, Vorfällen wird es gewiss darin nicht fehlen; ob aber ein förmliches Epos daraus entstehen werde, ist eine andere Frage.

T. Z.

ELBERFELD und LEIPZIG, b. Büschler: *Blätter für Freunde des Wahren und Schönen*, gesammelt und herausgegeben von *J. H. Eichholz*. 1808. 224 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Sammlung besteht in Erzählungen, Aufsätzen und Gedichten, wovon sich keines besonders auszeichnet, wenn auch das Meiste davon unterhaltend und dem Begriffe des Wahren und Schönen nicht gerade entgegen ist. Das erste: *Amalie* oder die *Hirtin der Alpen*, eine Erzählung von *Eichholz*, erregt und verdient als die Mittheilung einer wahren Geschichte allerdings unsere Aufmerksamkeit. Ein gefallenes Mädchen, die in der Schweiz sich in ein einsames Hirtenleben zurückgezogen hat, bis der Geliebte sie hier wiederfindet, ist der Gegenstand der-

selben. Schade, dass der Stoff nicht ganz von Geist durchdrungen und durch die Auffassung und Darstellung nicht genug zur poetischen Anschauung erhoben ist. Das Streben nach Einfachheit im Ausdruck verdient zwar an sich Lob; aber der Vf. versteht es nicht, in der Einfachheit zugleich innere Mannichfaltigkeit zu entwickeln, und mit Wenigem Viel zu sagen. Dabey unterbricht er die bessere Methode, das Vergangene sich als gegenwärtig darstellen und aus dem Munde der Personen selbst hervorgehen zu lassen, nur zu oft durch die andere bequemere Weise der eigenen Wortführung, so dass man vermuthen muss, er habe sich selbst nicht stark genug gefühlt, den betretenen Weg bis zum Ziele glücklich fortzusetzen. Mangel an Übung oder an Geschicklichkeit im Erzählen sieht überall hervor, und zeigt sich auch besonders in mancherley Nachlässigkeiten des Stoffs, z. B. in einer solchen Stelle, wie diese: *Beide, nachdem* Amalie auf ihrem Zimmer Musik gemacht hatte, *der* W ** aufs Sopha hingestreckt zuhörte, traten *umschlungen* ans Fenster, *dem gegenüber, über* den fernen Gebirgen, der Mond in voller glänzender Klarheit stand, *und* freundlich ins Zimmer schien." So hängt sich auch hie und da ein Wort an seine Lippen, das wie eine summende Fliege immer wiederkehrt und ihn und den Zuhörer überlästig plagt, z. B. in folgender Stelle das Wort *sehen:* „Sie machte mich neugierig, sie zu *sehen.* Ich sagte ihr, dass ich sie lieber in ihrer eigenen Wohnung *sehn*, als hier treffen möchte, um auch ihre Umgebungen zu *sehn;* ich wollte also eine Stunde spazieren gehen u. s. w." Der Anfang eines Schnitterliedes, das in der Erzählung vorkommt: Lass dich schneiden, lass dich schneiden, Ärndte, reich und warm — will sich mit der unpassenden Anrede und dem *lass dich* auch nicht ausnehmen. Die *Reue*, eine Elegie, worin der nämliche Vf. *nach einer prosaischen* Einleitung in Distichen erzählt, wie er auf Gräbern ein Mädchen getroffen, das mit Seufzern und Klagen den ihrer verstorbenen Mutter vorher verursachten Kummer bereut habe, — schwankt zu sehr zwischen einem Gedicht und einer beschreibenden Erzählung, als dass es für Eins von beiden entschiedenen Werth bekommen könnte. Ein Hexameter, wie dieser:

Über der Urne beugt klagend die Thränenweide sich nieder,

zeigt gleich, welcher Metrik der Vf. darin gefolgt ist. Von ihm sind nun wir hier ausserdem noch: *Paramythie*, eine Dichtung, und *An Emma*, ein Gedicht, wovon man die erstere wegen ihres Inhalts loben muss. Hr. *Eichholz* erzählt: die weiblichen Genien des Olymps wären einst, weil sie sich alle in den Apoll verliebt gehabt, von der strengen Juno in Blumen eingekerkert, und nur auf Bitten des Apolls nachher vom Jupiter wieder in Schmetterlinge befreyt worden. Eine artige Idee, die wegen der Ähnlichkeit der Schmetterlinge mit den Blumen allerdings ästhetische Wahrscheinlichkeit und Lieblichkeit hat, und der hier weiter nichts als das poetische Gewand fehlt, denn der Vf. hat sie in Prosa vorgetragen, und, wie er vorher Prosa in Versen gab, hier Poesie in Prosa gegeben. So wenig ist er in der Wahl der Form glücklich! — Die *Briefe aus den Blättern zweyer Liebenden* von *St.*, nehmen mit vorzüglichem Rechte eine Stelle in diesem Buche ein, und dürfen der Mitempfindung zartgesinnter Leser im Voraus gewiss seyn, weil sie mit wahrem, innigem Gefühl, wenn auch nicht immer mit Geschmack, geschrieben sind. — *Lucie und Lindane*, ein Dialog von *Caroline Pichler*, giebt einige Gedanken über das Fortleben mit Verstorbenen, die, besonders Liebhaber dieses Gegenstandes, wohl in eine angenehme Betrachtung versetzen können. — Der *Sturm*, ein Gedicht von *August Kuhn*, ist in den Hauptgedanken und im Colorit löblich, in den einzelnen Theilen aber nicht gereift und nicht frey genug vom Scheine der Affectation. — Ein paar *Gedichte* von *Conz*, nach dem Englischen, sind gefühlvoll; nur hie und da etwas ungeschmeidig im Ausdruck. — Die *Epigramme* von *Haug* gehören gewiss zu seinen geringern.

Dennoch verdient diess Buch wohl in den Lesegesellschaften mitgehalten und gelesen, aber keinesweges anderen Sammlungen dieser Art, als z. B. *Beckers Erholungen*, gerade vorgezogen zu werden.

T. Z.

BERLIN, b. Dieterici, u. LEIPZIG, b. Mittler: *Cato.* Trauerspiel in fünf Acten. Aus dem Englischen des *Addisson.* Von *Friedrich Görwitz.* 1808. 139 S. 8.

Dieses Stück kann manchem deutschen Leser nicht nur wegen des Inhalts, der sich mit der Vernichtung der römischen Freyheit und der völligen Erhebung der unumschränkten Alleinherrschaft Cäsars beschäftigt, sondern auch deshalb merkwürdig seyn, weil es, nach Art der französischen Trauerspiele, mit strenger Beobachtung der Einheit des Orts und der Zeit, mit der Einfachheit langer Reden und Scenen verfertigt ist, und doch statt der rednerischen Anmuth der Franzosen den englischen Ernst der rauheren Sprödigkeit beybehalten hat. Auch das Verhältniss der handelnden Personen, deren Interesse durch Liebe und Hass sich mannichfaltig durchkreuzt, erinnert an den gewöhnlichen Inhalt französischer Trauerspiele. Es hat dabey nur den Fehler, dass es mit Liebe und Hass, und zugleich mit Begebenheiten so überhäuft ist, dass sich kein Verhältniss recht entspinnen und das Gefühl des Herzens in den verschiedenen Lagen nicht gehörig aussprechen kann, weshalb denn immer die Gelegenheit verloren geht, die Theilnahme des Zuschauers entweder sympathetisch oder durch die Phantasie lebhaft aufzuregen. Neben Cato's tugendreichem Heldensinn beschäftigt uns Untreue, Verrätherey und Sehnsucht und Begierde nach allen Seiten. Cäsars Nähe bey Utica wird angekündigt, Syphax, der numidische General, will den Prinzen Juba überreden, zu seiner Partey überzutreten; dieser aber verehrt die Tugend und den Patriotismus des Cato, und liebt zugleich seine Tochter. Der verrätherische Senator Sempronius führt zur Ermordung

des alten Römers Soldaten herein; dieser entwaffnet sie durch muthvolle Worte. Darauf legt derselbe Verräther, der nach beiden Seiten verschiedene Larven trägt, den königlichen Schmuck des Prinzen an, und wird an der Spitze der numidischen Garde vom Prinzen Juba im Zweykampf getödtet. Syphax aber bestürmt mit den Abtrünnigen die inneren Thore der Stadt, der Anführer der Besatzung, ein Sohn des Cato, bleibt im Gefecht, die Rebellen gehen zum Feinde über; der Leichnam wird hereingebracht, der Vater preist ihn glücklich wegen dieses Todes, und beschliesst, um nicht Cäsars Sklav zu werden, sich selbst das Leben zu nehmen. Diess geschieht im letzten Act, wo er nach einer tödtlichen Wunde durch das Schwert vor unseren Augen stirbt. Rühmlich finden wir zwar sein Benehmen; aber da so viel von seinen Kriegsthaten die Rede ist: so hätten wir ihn lieber im Getümmel der Schlacht nach den letzten Anstrengungen seines tapfern Arms als ein Opfer seines Muthes fallen sehen. Was aber am meisten das Stück erfüllt und unsere Aufmerksamkeit fodert, ist die Liebe zwischen den verschiedenen Personen. Wie Juba die Tochter des Cato liebt: so begehrt sie auch Sempronius heimlich zu seinem Besitze. Beide Söhne des grossen Römers, Portius und Marcus, lieben Lucia, die Tochter des Senators Lucius, und der heimlich Begünstigte erhält vom Anderen den Auftrag, für ihn bey seiner Geliebten zu werben. Das Edle und Zarte in der Schonung des Bruders hat einigen Reiz, streift aber zu flüchtig vorüber. Aus allen Verhältnissen ist unseres Erachtens nur eine einzige Scene hervorgegangen, die man eigentlich anziehend nennen kann. Es ist die, wo Cato's Tochter, Marcia, in dem gefallenen Sempronius, weil er den königlichen Schmuck des Prinzen trägt, ihren geliebten Juba beweint, und darüber von diesem betroffen und ihre Liebe erkannt wird. — Der Charakter des Cato stellt sich, so weit er Gelegenheit hat, sich zu zeigen, nicht unwürdig vor unsere Phantasie. Das Ganze rechnen wir zu den mittelmäsigen Formproducten. Die Jambensprache des Übersetzers entspricht diesem. T. Z.

Berlin, b. Sander: *Die Familienpapiere, oder: die Gefahren des Umgangs.* Von *August Lafontaine.* Zweyter Theil. 1806. 425 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dem Streben nach reiner Idealität, welches wir im ersten Theile dieses Romans lobten (Num. 216. 1806), bleibt der Vf. im zweyten getreu, und die angedeutete Absicht des Werks, zu zeigen, wie Elise für ihren Wahn, dass zwar ihr Glück, aber nicht der Frieden ihrer Seele zerstört werden könne, in der Folge ihres Lebens zu büssen habe, findet sich bestätigt. Die Ausführung dieses Plans ist übrigens ganz in der bekannten Manier des Hn. *Lafontaine:* eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere, die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und mit der entnervenden Empfindseligkeit geschildert, welche alle Producte dieses Schriftstellers charakterisirt. Die Tugend bleibt zwar trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens durch Zufall, am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht froh werden, da die von dem vielen Gram und Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zulässt. Es bietet sich überhaupt die Bemerkung dar, dass dieser Autor einen vorwiegenden Hang hat, den Menschen von Seiten seiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu schildern, und man muss gestehen, dass er auch hierin weit glücklicher ist, als im Darstellen der edlen Menschennatur; am allerwenigsten gelingen ihm wahrhaft grosse Charaktere. So sind ihm in diesem Romane z. B. der ehrlose Günstling des Fürsten, der schwache Fürst selbst, und der junge Graf von Hoheneck am besten gerathen; und am wenigsten die beiden Löwenbergs; der Frauenzimmer nicht zu erwähnen, die sich alle einander zu ähnlich sehn, wiewohl auch unter diesen die Madam Block eben als ein untergeordneter Charakter lebendiger hervortritt als die Übrigen.

Wir versichern nur noch die Liebhaber, dass es auch in diesem Werke einen Überfluss giebt von feuchten Augen, glänzenden Thränen, pochenden Herzen, und tiefen Seufzern: ein, wenn wir nicht irren, neues Ingredienz dieser Art ist noch hinzugekommen, nämlich das Singen wehmuthsvoller Romanzen; die Guitarre wird zur Zeit noch vermisst.

C. f. r. z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Glogau,* in Commiss. b. Günter: *Vergötterung Luisens der Königin von Preussen,* von *Ernst Kratz.* 1811. 39 S. 8. (8 Gr.)

Dem Gedicht, welches eigentlich die Vergötterung Luisens besingt, geht ein anderes vorher: „Luisens Tod. An den König bey dem Tode der Königin. Der Nation gewidmet." Ein paar Stellen aus beiden werden uns alles weiteren Urtheils überheben. Zuerst also aus Luisens Tod:

Der Tod reisst's fort (das Schöne nämlich), es lacht kein Wiederkehren
Dem *zeit'gen* (reifen?), tief verwundeten Geschlecht.
Es flieht dahin! wir bleiben, uns verzehren
Der Trennungsschmerzen *nächtliches Geflechte*
Sein Lebewohl, wir dürfen es nicht hören,
Wie auch der Sehnsucht Blick nach ihm sich *regt;*
Denn ungeahnt im Fluge der Gedanken
Ward es verbannet von des Lebens Schranken.

Aus der Vergötterung:

Sind die Augen mir *umflossen?*
Das ist Preussens Königin?
Du Luise, Deine *Rosen*
Trägt man zu der Grube hin?
Deines Lebens hohen Reiz
Birgt des Sarges ekler Geiz?
Deine *Fülle* diese Leere?

Voll deutschen Sinnes ist der Schluss des Ganzen, aber schlecht gebildet und gereimet. Bloss in den letzten acht Zeilen findet man die Reime *mähnet* und *gebannet, Götterfest, verstöset* und *gelöst.*

Byζ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1811.

NUMISMATIK.

Halle u. Berlin, in den Buchhandlungen des hallischen Waisenhauses: *Handwörterbuch der gesammten Münzkunde*, für Münzliebhaber und Geschäftsleute, verfasst von D. *Karl Christoph Schmieder*, Adjunct bey der Realschule zu Halle und einiger Societäten Mitglied. 1811. 488 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ungeachtet Münzbücher eben nicht unter die gesuchtesten Artikel zu gehören scheinen: so glaubt Rec. doch, dass dieses Werk Freunde und Käufer finden werde, da der Vf. nicht bloss auf Münzfreunde Rücksicht nahm, welche diese Wissenschaft zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Belehrung treiben, sondern zugleich auf Geschäftsleute, die sowohl innerhalb als ausserhalb ihres Vaterlandes und bis in die entferntesten Weltgegenden Geschäfte zu betreiben haben.

Von einem Werke dieser Art verlangt man mit Recht, dass es einen gewissen Grad von Vollständigkeit habe, damit diejenigen, für welche es zunächst bestimmt ist, nicht viele Artikel vergebens darin suchen, und dass jeder dieser Artikel mit einer gewissen Umsicht bearbeitet sey, nach welcher alles Überflüssige beseitigt, alles Wesentliche aber sorgfältig aufgeführt, und, bey der möglichsten Kürze, jede Sache gehörig ins Licht gestellt wird. Alle diese Foderungen hat Hr. *S.* in einem sehr hohen Grade erfüllt. Wenn demnach Rec. sich bemühte, alles, was ihm mangelhaft und unvollkommen scheint, sorgfältig zu bemerken: so geschieht dieses aus Achtung gegen den Vf. und seine so schön gelungene Arbeit, und besonders auch, um ihm für eine zweyte Auflage, die man von einem so nützlichen Buche gewiss erwarten kann, vorläufig kleine Winke zu etwanigen Verbesserungen und Berichtigungen zu geben.

S. 25, wo von dem altrömischen *As* die Rede ist, hätte das gewöhnliche Merkmal, woran man es erkennt, nämlich der Strich über dem Januskopfe und über der Prora, angegeben werden können, so wie auch eine genaue Berechnung der verschiedenen Arten des Asses, mit seinen Theilen, etwa so, wie man es in einer Recension vom 5 Theile von *Eckhels Doctrina Numor. vett.* in der neuen allgemeinen deutschen Bibliothek, in der ersten Abtheilung des Anhangs zum 1 bis 28 Bande S. 578, in einer Tabelle angegeben findet. Auch wird man unter den zu diesem Artikel gehörigen Schriften *Zelada's* Sammlung von Assen sehr ungern vermissen (*Borghese de numis aliquot aereis uncialibus* (*collectio Zeladae*) *Romae*, 1778. 4). — S. 27 ist bey dem Artikel: *Assignat*, nicht genug gesagt, dass man zu Zeiten der französischen Revolution Assignaten zu 1000 Livres gehabt habe, denn in dem unter dem Titel: *Europa im Kleinen*, bekannten Münzkataloge findet man S. 23. No. 193 eins von 10,000 Francs. — S. 39 steht bey *amsterdamer Bankzettel* s. *Recipisse*. Dieser Artikel fehlt, und ist wohl ein Druckfehler, statt: *Recèpisse*. — *Numi barbari* würden im altrömischen und altgriechischen Sinne alle antiken Münzen heissen, die weder griechisch noch römisch sind. Aber in der Numismatik bezeichnet dieser Ausdruck keineswegs persische, ägyptische, syrische u. a. dgl., sondern Münzen, die nicht so schön wie griechische und römische sind, die ungestaltete Figuren und schlechte Prägart haben. — S. 53 scheint der Vf. sagen zu wollen, dass man auch *Sestertios bigatos* habe. Rec. kennt bis jetzt noch keinen anderen Sesterz, als den mit den Dioscuren. *Eckhel* hat zwar noch einen von der Familie Cordia mit dem tanzenden Cupido, und einen von der Familie Sepullia mit dem Caduceus, aber einen mit den *bigis* kennt er auch nicht. Die beiden Reiter, Castor und Pollux, neben einander, können auf einem nicht deutlichen Exemplare wohl Gelegenheit zu diesem Irrthume gegeben haben. — S. 66 wird ein kupferner henneberger *Bracteat mit der Jahrzahl* 1622 erwähnt. Man hat aber auch einen silbernen von der Stadt Braunschweig mit 1635. — Der Artikel von den *sächsischen Cassen-Billets* S. 84 ist dahin zu berichtigen, dass die älteren von 1772 in Billets zu 1, 2, 5, 10, 50 und 100 Thalern bestanden, die neuen aber nur in Billets zu 1, 2 und 5 Thalern. — S. 87. Auf den Cents der nordamerikanischen Freystaaten sieht man auf dem Avers bloss den *Kopf* der Göttin Freyheit, nicht die ganze Figur. — S. 99 wird gesagt, dass die römischen Familienmünzen mit *Alburia* anfingen und mit *Vulteia* endigten. Beides sind Druckfehler, und soll heissen: *Aburia* und *Volteia*. — Übrigens werden die Familienmünzen nicht *gewöhnlich*, wohl aber *bisweilen*, mit 1 Rthlr. das Stück bezahlt. — Die *Contrefaitmünzen* sind 1) nicht alle einseitig, 2) nicht bloss auf grosse Herren, sondern auch auf Gelehrte, Künstler und andere merkwürdige Personen geprägt: so hat man z. B. dergleichen auf *Luthern*, *Albr. Dürern* u. A. m., und Rec. hat auch ein solches Stück auf ein gewisses Frauenzimmer, Namens *Pepoli*, vor sich. — S. 102. Von *coselschen* Münzen hat man Gulden, halbe Gulden und Viergroschenstücke von den Jahren 1705 bis 1707. Die von dem ersten Jahre sind selten, von den anderen gemein. —

S. 110 fehlt unter den *dänischen* Münzwerken das neueste und gröste, nämlich: *Beskrivelse over danske Mynter og Medailler i den kongelige Samling. T. I — II. Kppnh.* 1791. *fol. magn.* — S. 119 vermisst man den Artikel: *Deunx*. Es ist wahr, man hat bis jetzt diesen Theil des altrömischen Asses noch in keiner Sammlung gefunden, er gehört also unter die eingebildeten Münzen: aber auch diese gehören in den Plan des Vfs. — S. 100. Wenn *Mader* in seinen kritischen Beyträgen zur Münzkunde des Mittelalters von *Dickmünzen* redet, die als Stempelproben bey neuen Münzschlägen dem Landesherrn vorgelegt worden: so sind dieses nichts weniger als Currentmünzen, wie auch der Vf. selbst bemerkt hat; aber in der hier angeführten *Abhandlung von einigen silbernen Dickmünzen der ältesten Herzoge in Baiern* (Leipzig 1755. 8) ist bloss von Currentmünzen, nämlich von sogenannten *Solidis*, die Rede; also passt dieses Citat wohl nicht hieher. Im Vorbeygehen will Rec. nur noch erwähnen, dass diese Abhandlung, welche einen gewissen *Johann Gottfried Richter* zum Verfasser hat, ganz so, wie sie ist, Text und Kupfer, von *Joachim* in sein Groschencabinet aufgenommen worden, wo sie im vierten Bande den Text von 555 bis 601 und die Kupfer Tab. I bis IV enthält. — Bey Gelegenheit des Wortes *Dollar* S. 128 u. ff. will Rec. nur noch eine dritte Art eines Dollars bemerken, den er selbst besitzt, den er aber noch nirgends angezeigt gefunden hat. Es ist vermuthlich nur ein Probestempel, der nie ausgeprägt worden ist, denn er ist von Zinn; aber Münzfreunden wird dieses um desto interessanter seyn. In der Mitte der Hauptseite steht in drey Zeilen: WE ARE ONE in einer Cirkellinie; zwischen dieser und einer weiteren Cirkellinie, welche kurze Strahlen von sich wirft, steht herum: CONGRESS AMERICAN. Dieses alles wird von einer Kette umgeben, die aus 13 Gliedern besteht, auf deren jedem man den Namen einer Provinz des amerikanischen Freystaats liest. Die Umschrift der Rückseite heisst: CONTINENTAL CURRENCY. Die Sonne scheint auf eine Sonnenuhr; bey der Sonne steht: FUGIO, unter der Sonnenuhr: MIND YOUR BUSINESS; ganz unten zwischen der Umschrift: 1776. — Bey den *Dütchen* S. 141 hätten die Trojacks erwähnt werden sollen, wenigstens nur so viel, dass diese an jener Stelle eingeführt wurden. — S. 143 ist zu verwundern, dass der Vf., da er unter dem Artikel: *Ducaten*, sich auch auf die ganz kleinen Goldmünzchen einlässt, nicht auch die am gewöhnlichsten vorkommenden ganz kleinen nürnberger Stückchen erwähnt. — S. 179. Dass *Franc* und *Livre* oft als gleichbedeutend gebraucht wird, ist wahr; aber dass doch ein kleiner Unterschied zwischen beiden ist, der nur in grösseren Summen merklich wird, lernen wir aus *Carandolets* Schrift: *Tarif ou Tables de comparaison pour reduire les livres, sous et deniers de l'ancienne monnaie, en francs et centimes etc. A Strasb. An VII.* 8. — Der *Görzenthaler*, von dem S. 201 die Rede ist, gehört zwar zu der Suite der 10 görzischen Noththaler, ist aber nicht unter den Stücken mit begriffen, sondern ist das eilfte Stück. — S. 248. Die römische *Kaisersuite* nimmt unser Vf. an von *Julius Cäsar* bis auf *Heraclius*, oder bis in die Mitte des 7 Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung; *Eckhel* aber führt sie fort bis auf die Paläologos, und zwar bis auf *Constantin XIV* (1453). — Dass die ersteren Kaisermünzen von schönerem Gepräge und besserem Gehalte sind, als die späteren, ist gegründet; aber dass sie seltener sind, kann man, im Ganzen genommen, nicht wohl sagen, im Gegentheil sind sehr viele Münzen der letzten Zeiten weit seltener, als der ersten, wozu sich jeder Kenner alter Münzen leicht selbst Beyspiele denken kann. — Die Zahl der hier angeführten *seltenen* Kaisermünzen könnte gar sehr vermehrt werden, und es giebt noch sehr viele, die weit seltener sind, als diese; z. B. Rec. hat nach und nach alle hier erwähnten seltenen Münzen zu sehen Gelegenheit gehabt, aber einen *Julius Nepos*, und viele andere, sah er noch nie. — *Kronemann* S. 266 heisst eigentlich: *Krohnemann*. Hier hätte dessen Leben angeführt werden sollen (welches *G. W. A. Fikenscher* im J. 1800 in der raspeschen Buchhandlung in Nürnberg herausgab), weil man darin die sieben Münzen und Medaillen abgebildet findet, welche dieser Betrüger aus von ihm selbst verfertigtem Silber geprägt zu haben vorgab. — S. 268. Dass schon unter dem Kaiser *Septimius Severus* die römische *Kupfermünze* mit Bley vermischt wurde, und dass, wenn man ein solches Stück auf Kohlen wirft, Bleytropfen herausschwitzen, ist sehr wahr. Rec. hat selbst eine Probe damit gemacht. — S. 269. Drathmünze möchte wohl die richtige Benennung eines *Larins* nicht seyn, denn das Silber ist zu stark und zu breit, als dass man es Drathmünze nennen könnte. Wollte man sie nach der Form benennen: so müsste man sie eher *Gabelmünze* nennen, denn sie hat ungefähr die Gestalt einer stumpfen Gabel ohne Stiel. — S. 287 hätten bey dem sächsischen Margarethengroschen *Joh. Aug. Schneiders biographische Fragmente von der Kurfürstin Margarethe* u. s. w. (Altenburg 1800. 8) angeführt werden sollen, weil man darin nicht allein mehrere Arten von Margarethengroschen, sondern überhaupt ein Verzeichniss ihrer Münzen findet. — S. 309—10. Hier ist bey dem Artikel *Niederlande* das Hauptwerk weggelassen worden, das man über niederländische Medaillen hat, nämlich *Ger. van Loon Histoire métallique des XVII Provinces des Pays-bas etc.* T. I—V. à la Haye 1732—37. fol. — Das Hauptwerk über *Nothmünzen* S. 312 ist *Duby Récueil général des pièces obsidionales et de necessité etc.* Paris 1786. — Bey den *Nur-Mahal-Rupien* S. 315 fehlt das Hauptwerk über diese Art von Rupien, nämlich *Paulini a S. Bartholomaeo Numi Zodiacales animadversionibus illustrati.* Vindob. 1799. 4. — Unter dem Artikel *Pecunia* S. 334 erwähnt der Vf. grosse Stücken Erz von 1 und 2 Pfunden, mit aufgeprägten Thieren, wofür sie genommen wurden. Dergleichen findet man in *Zelada's* Sammlung, die wir oben bey dem Artikel *As* erwähnten. — Die *Numi pelliculati*, oder die gefütterten

Münzen, kommen nicht bloſs unter den ſpäteren Kaiſern vor; man findet ſie ſchon unter den Münzen von *Auguſt* und ſeinen Nachfolgern. Unter den ſpäteren Kaiſern kommen mehr diejenigen Münzen vor, die bloſs in Silber geſotten waren, und *numi argento tincti* genannt wurden. — Unter dem Artikel *Pölcher* S. 353 wird *Wendii Diſſ. de primis Polonorum numis argenteis* angeführt. Hievon iſt, in literariſcher Hinſicht, zu merken, daſs *Wend* zwey Diſſertationen über dieſe Materie ſchrieb, wovon man die erſte bisweilen haben kann, die zweyte aber unter die Seltenheiten gehört. Doch kann derjenige, der ſie brauchen will, ſich helfen, weil beide auch in *Jaenichii meletematibus Thorunenſibus* T. I. p. 101 u. ff. abgedruckt ſind, welches Buch man in keiner bedeutenden hiſtoriſchen Bibliothek leicht vermiſst. — S. 369. *Radderalbus*, *Raddergulden*, *Radderſchilling*. Dieſe rheiniſchen Münzſorten ſcheinen ihren Namen von dem Rade, welches, als das mainziſche Wappen, auf allen ſichtbar iſt, bekommen zu haben; daher wäre es wohl beſſer zu ſchreiben: *Raderalbus*. — S. 377. Da es dem Vf. gefallen hat, die bey Podmokl gefundenen Goldmünzen zu den Regenbogenſchüſſelchen oder *Patellis Iridis* zu rechnen: ſo hätte er auch *Adauct Voigts Schreiben* über dieſen Gegenſtand (Prag 1771. 8) mit anführen ſollen. Aber Rec., der mehrere Regenbogenſchüſſelchen, und auch mehrere podmokliſche Münzen in Händen gehabt hat, kann verſichern, daſs letztere nicht zu den *Patellis Iridis* gerechnet werden können, weil ſie mehr Goldklümpchen von verſchiedener Gröſse, als *Patellae*, zu ſeyn ſcheinen. — S. 381. *Reſtituti numi* bey den Römern wurden nicht geprägt, weil die Münzen derjenigen Kaiſer, auf die man ſie prägte, ſich vergriffen hatten, wie der Vf. glaubt, ſondern um ihr Andenken zu ehren. Denn wie groſs iſt z. B. nicht die Anzahl der Münzen vom Kaiſer *Auguſt*, die auf unſere Zeiten gekommen ſind, und doch hat man auf ihn *Numos reſtitutos*. — S. 384. Die Halben- und Viertel-*Roſenobles* ſind ſelten, die ganzen aber nicht. — S. 388. Die in *Batavia* geprägten *holländiſchen Rupien* zeichnen ſich mehr durch malayiſche Schrift und durch die auch bey uns gewöhnliche Jahrzahl mit arabiſchen Ziffern aus; aber die übrigen holländiſch - oſtindiſchen Münzen haben mehrentheils das Zeichen der Compagnie. — S. 402. Unter den *Schmetterlingsmünzen* iſt der halbe Gulden ſo ſelten, daſs man ihn oft in groſsen Sammlungen vergebens ſucht. — S. 417. Um ſich von der gewöhnlichen Abkürzung des Worts *Seſtertius HS* einen richtigen Begriff zu machen, muſs man Folgendes wiſſen. Das As wurde durch einen Strich (I) bezeichnet, und der Semis, oder das halbe As, durch ein S. Da nun der Seſtertius 2½ As galt: ſo drückte man die 2 Aſſe durch 2 Striche neben einander (II) aus, und ſetzte dann das S als das Zeichen des Semis daran, und daraus entſtand das Zeichen, das man auf den Seſtertien ſelbſt zu Bemerkung des Werths findet (IIS). In Schriften verband man nachher die beiden langen Striche durch einen Mittelſtrich, und ſo entſtand die Figur HS. — S. 420. Da man von *Siebenbürgen* auch eigene Münzen hat: ſo ſollte dieſer Artikel nicht fehlen. S. *Schmeitzels* Werkchen über dieſe Materie. — S. 436. *Spottmünzen*. Wegen der vielen niederländiſchen Spottmünzen hätte hier das oben angezeigte Werk von *Loon* citirt werden können. — *Spruchgroſchen*. Wenn es hiſtoriſchen Werth hätte, dieſe Art Münzen, als ſolche, zu ſammeln: ſo könnte dieſes Capitel, welches den Anfang in *Joachims* Groſchen-Cabinet macht, gar ſehr vermehrt werden. — S. 447. Hier hätte der *Tari*, eine kleine malthеſiſche Silbermünze, eingeſchaltet werden können. — S. 452. Bey Gelegenheit der portugieſiſchen Goldmünze, *St. Thomas* genannt, welche im 16 und 17 Jahrhunderte für Goa aus abyſſiniſchem Golde geprägt wurde, ſey es Rec. erlaubt, einen beſonderen halben St. Thomas anzuführen, den er ſelbſt beſitzt, den er aber bis jetzt noch nirgends gefunden hat. Auf dem Avers ſieht man, wie gewöhnlich, das gekrönte portugieſiſche Wappen mit der Umſchrift: . . . . CVS REX PORTUGAL . . Auf den Seiten des Wappens: G. A. Rev.: S. THOM . . der Heilige, mit der Jahrzahl 1683 auf den Seiten. Hier iſt die Frage: Wie kommt die Sylbe: . . . CVS hieher, da in dieſem Jahre weder ein HENRICVS, noch ein Anderer, deſſen Name dieſe Endung hatte, in Portugal regierte? — S. 462—63. Hier wird behauptet, daſs Ungarn erſt ſeit dem Jahr 1527 Bruſtbilder auf Münzen habe: aber *Schönvisner* zeigt uns in ſeiner *Notitia Hungaricae rei numariae* T. IV. 139 eine Goldmünze von *Matthias Corvinus* mit deſſen Bruſtbilde; indeſſen dieſes iſt wohl mehr eine Medaille. Aber Tab. V findet man eine Silbermünze von *Ludwig* mit der Jahrzahl 1523. — *Széchényi* ungariſches Münzcabinet, auch von *Schönvisner* herausgegeben, hat Rec. ſehr ungern hier vermiſst. — *Unici numi* heiſsen nicht nur *griechiſche und römiſche* Münzen, die man nur *einmal* in dieſem oder jenem Münzcabinet kennt; ſondern es kann auch jede Münze der mittleren oder neueren Zeit *numus unicus* genannt werden, wenn man ſie nur *einmal* weiſs. Daher führt auch der Vf. die däniſche groſse Medaille als *numum unicum* an, die *Chriſtian V* im J. 1677 auf einen dreyfachen Sieg über die Schweden ſchlagen lieſs, weil man ſie in der That nur einmal findet.

Das hiſtoriſch - geographiſche Regiſter iſt ſehr zweckmäſsig, aber es iſt zu kurz gefaſst. Denn daſs z. B. der Sachſe, der Brandenburger, der Braunſchweiger u. A. m. ſein Vaterland unter der allgemeinen Rubrik *Deutſchland* mühſam zuſammen ſuchen muſs; daſs der geborne Römer, Neapolitaner, Florentiner u. ſ. w. das ſeinige unter dem Artikel *Italien* zerſtreut findet, vermindert gewiſſermaſsen die Brauchbarkeit dieſes in der That ſehr guten und nützlichen Buchs.

Die hie und da noch fehlenden, beſonders exotiſchen, Münzen wird man nicht ſehr vermiſſen, da ſie ſelten vorkommen. Indeſſen möchte Rec. doch

rathen, bey einer neuen Auflage das Fehlende nachzuholen, theils weil das Werk nicht sehr vertheuert wird, wenn 4 oder 5 Bogen, auf welchen man viel nachholen kann, dazu kommen, theils auch weil grössere Vollständigkeit noch grössere Empfehlung seyn würde. Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Breslau*, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Was ist für und wider die öffentlichen Freudenhäuser zu sagen?* Von Dr. *Heidemann*. 1810. 48 S. 8. (4 gr.) Nur in einem moralisch gerwilderten Staate kann eine solche Frage öffentlich vorgelegt und beantwortet werden. Etwas ganz anderes ist, eine sittenlose Einrichtung still toleriren, und sie vor den Augen der Welt anerkennen. In dieser kleinen Schrift werden die Gründe für die Beybehaltung solcher Häuser, und darauf für die Aufhebung derselben vorgetragen, und der Vf. giebt am Ende seine Meinung. Für die Beybehaltung spricht die grosse Menge Individuen, als Soldaten, Fabrikarbeiter, Handwerker, Kaufmannsdiener, die ehelos zu bleiben gezwungen sind, „da dem Staate an Vermehrung der Population nur dann zu liegen scheint, wenn die Ältern im Stande sind, ihre Kinder, ohne Zuflucht zum Staate nehmen zu dürfen, selbst erziehen zu können"; und die jetzigen Begriffe von Sittsamkeit und Sittlichkeit, welche weit von denen entfernt sind, die man noch vor funfzig Jahren hegte. Der Vf. erkennt in unserem Zeitalter eine Asthenie, die den Tod herbeyführen wird. Er meint, wenn jene Stiftungen nicht wären: so würde kein unschuldiges Mädchen, keine ehrliche Frau auf offener Strasse vor den Anfällen eines kräftigen Satyrs sicher seyn. Am Ende werden die Statuten für die berlinischen Freudenhäuser mitgetheilt. Für die Aufhebung wird angeführt: die Verpflichtung des Staats, nie von den Grundsätzen einer allgemeinen religiösen Moral abzugehen; der durch ein solches Attentat erzeugte Indifferentismus gegen Zucht und Schaam; die Nothwendigkeit, der gemeinen Volksclasse die Befriedigung ihrer rohen Wollust nicht bequem zu machen; der aus solchen Begünstigungen entspringende Mangel an Bevölkerung; die dadurch bewirkte Gleichgültigkeit gegen eheliche Verbindungen; die aus dem Besuche jener Häuser gewöhnlich entstehenden Laster; und die Unmöglichkeit, die Besuchenden immer vor Ansteckung zu bewahren. Hr. *H.* will gefunden haben, dass in den Städten, wo solche Anstalten privilegirt sind, darum nicht mehr tugendhafte Mädchen, nicht mehr Treue in der Ehe angetroffen werde. Rec. hat dieselbe Bemerkung gemacht, wofür die Beweise nur zu nahe liegen. „Soll ich, sagt der Vf. S. 22, hier eine Menge Beyspiele alphabetarisch ordnen, oder an Zeiten erinnern, wo selbst ein *wollüstiger Feind* die Ausgelassenheit der Sitten *verdammte?*" Würde man aus diesen Prämissen nicht folgern müssen, dass die Nothwendigkeit der Aufhebung die der Beybehaltung weit überwöge, und der Vf. also seine Stimme eifrig erheben würde, um die Zerstörung solcher verderblichen Nester zu bewirken? Nein; auf einmal kehrt sich das Blatt um. Er überläfst die Vernichtung einer besseren Zukunft. Er hat Erfahrungen über den Menschen angestellt, nicht wie er *seyn sollte*, sondern wie er *ist;* und wie er ist, mag er denn bleiben, fortschmachten in der Asthenie, die den Tod herbeyführen wird. Welche Inconsequenz! welche strafbare Verblendung! Auch liegt dem weichherzigen Moralisten an dem Nahrungsstande der vortrefflichen H—wirthe, die für ihr Geld sich das Vorrecht erkauft haben, ihre Mitbürger zu vergiften. „Hat der Staat, wenn er ihnen Privilegien für baares Geld bewilligte, gefehlt: so ist es Pflicht, den Finger, wie man es oft thun muss, auf den Mund zu legen." Warum legte denn Hr. *H.* den Finger nicht auf den Mund? Warum schrieb er denn, und schrieb, nicht zur Vertheidigung der Pest (das kann man nach jenen angeführten starken Gründen nicht behaupten), aber doch, um die schleunige Zuberufung der Ärzte zu hintertreiben? Jetzt wirft er indessen die Frage auf: Was ist nun zu thun? und beantwortet sie folgendermassen: Man gebe den Jünglingen und Mädchen eine bessere Erziehung, nehme ihnen die Verführungsmittel, Romane, Bälle, Redouten; man befördere die Ehen armer Leute durch öffentliche Ausstattungen, lasse die Soldaten sich verheirathen; man schränke die Zahl der Freudenhäuser und ihre Vorrechte ein; man brauche äussere Auszeichnungsmittel, den Stand der Freudenmädchen für beschimpfend und entehrend zu halten. „Man mache das Volk aufmerksam, welch ein Unterschied zwischen einer feilen Buhldirne und einer Geschwächten Statt finde, wie das Schicksal der Freudenmädchen nur ein glänzendes Elend sey, und sie einem mit Perlen besetzten Sarge zu vergleichen seyen." Als wenn das Volk das nicht wüsste! Als wenn ein Staat, der, um seiner Einkünfte willen, das schändlichste Gewerbe verpachtet, Geld und Tugend übrig hätte, um arme Mädchen in hinlänglicher Fülle auszusteuern! Als wenn Erziehung ohne Beyspiel fruchten könnte! So wie der Vf. den Mantel auf beiden Schultern trägt, gleitet er von beiden herunter, und er steht in seiner Blöfse da. Noch folgt ein Anhang von 7 Seiten, worin etwas *über die Zieh- und Pflege-Kinder* gesagt wird. Man soll, um der Verkrüppelung so mancher jungen Geschöpfe willen, die Pflegeanstalten, und zugleich die Findelhäuser abschaffen. Diess zu rathen, hat der Vf. den Muth. Aber die H—häuser müssen beybehalten werden, und man muss den Finger auf den Mund legen! Cht.

Ohne Verlagsanzeige: *Der Pfarrer, wie er seyn sollte.* Eine Skizze. Zur Jubelfeyer eines ehrwürdigen Ephorus, des Herrn Superintendenten *Würffel*, Hochwürden, in Münchberg. Von *Ludwig Pflaum*, Pfarrer in Helmbrechts. 1810. 32 S. 8. — Folgende sind die Hauptgedanken dieser kleinen des Lesens nicht unwürdigen Schrift. Die Grundlage des Wesens eines Pfarrers muss Liebe seyn, eine milde, aufopfernde, endlose. Nur einer engelreinen Seele kann lebendig machende Weisheit entquellen, da nicht die Predigten allein, sondern das ganze Leben Ermunterung zur Tugend seyn soll. „Diese Liebe zieht ihre himmlische Nahrung aus der Quelle der Religion, die am Thron des Ewigen entspringt. Sie wird trunken von diesem himmlischen Genuss, und verklärt sich zur Anbetung. — In den Stunden heiliger Einsamkeit, wenn sein dürstender Geist in die Tiefen der göttlichen Weisheit sich forschend senkt, um für sich und seine Gemeine neue Schätze heilbringender Erkenntniss zu gewinnen — da ergreift ihn oft göttliche Begeisterung, und er sinkt anbetend nieder, weil das wonnetrunkene Anschauen seines Gottes, seines Jesus, der Tugend und der Unsterblichkeit die heilige Flamme der Anbetung in seinem Geist entzündet." Stets bewahrt ein ächter Pfarrer die Harmonie seines inneren und äusseren Lebens, und ist ohne Menschenfurcht und Gefallsucht nachgebend und fest, freundlich und ernst. Mit moralischer Würde vereinigt er *so viel religiöse Weisheit, als er bedarf*, um allen Foderungen seines Amts, und den *billigen* Erwartungen der gebildetsten Glieder seiner Gemeine *vollkommen* zu entsprechen. Diese religiöse Weisheit besteht in der innigsten Vertraulichkeit mit der h. Schrift, und der von allen Schlacken menschlichen Zusatzes gereinigten Religion. Aus der Fülle der Erleuchtung, die er aus den h. Schriften schöpft, theilt er den Christen, jedem nach seinem Bedürfniss, mit; fesselt die Kinder mit väterlicher Milde; studirt als Menschenkenner seine Gemeine; verwaltet die christlichen Religionshandlungen und h. Gebräuche mit göttlicher Salbung; hält sich auch bey den alltäglichsten Verrichtungen über der Sphäre der Alltäglichkeit; benutzt, wenn er auf dem Lande lebt, die Landökonomie als einen besonderen Weg, zu dem Verstande und Gemüthe seiner Gemeine zu sprechen; unterzieht sich der pünctlichsten Aufsicht über die öffentliche Schule, und hütet sich, zu verbauern. — Hier also eine ganze Pastoralanweisung auf wenig Seiten! Der Vf. ist ergriffen von der Würde seines Standes, fühlt sich ganz als den Anreger eines höheren Lebens, hat sich aber nicht überall mit klarer Besonnenheit ausgedrückt. Sst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Freyburg und Constanz, b. Herder: *Die christliche Glaubens- und Sitten-Lehre in Predigten auf alle Sonn- und Feyer-Tage* von *Ludwig Anton Heſsler*, Dr. der Theologie, Examinator bey Paſtoral-Concurs-Prüfungen, Decan des löblichen Landcapitels Rotweil, und Stadtpfarrer in Oberndorf am Neckar. 1811. I Jahrgang. 1 Band. 568 S. 2 Band. 484 S. 8. (3 Rthlr.)

Dem Titel nach erwartet man eine Reihe von Predigten über die chriſtliche Glaubens- und Sitten-Lehre, ſyſtematiſch geordnet; aber ſo iſt es nicht, ſondern man lieſt bald über die eine, bald über die andere Glaubens- oder Sitten-Lehre eine Predigt, wie es eben der Text mit ſich bringt, oder wie er ſich dazu bequemen muſs: denn oft ſieht man nicht, wie der Text zu der abgehandelten Materie kömmt. Sollen die Texte nicht bloſs zum Motto dienen: ſo müſſen ſie auch erklärt werden, und das hat der Vf. nicht immer gethan. Gleich die erſte Predigt *vom Eide* hat Luc. 21, 22 zum Texte: *Himmel und Erde werden vergehen* u. ſ. w. Daſs Jeſus dieſe Worte in Beziehung ſeiner ganzen Rede von dem künftigen traurigen Zuſtande ſeines Vaterlandes ſagte, leuchtet jedem Unbefangenen ein; der Vf. macht aber davon, ohne weitere Erklärung, einen Übergang auf die Wahrhaftigkeit Gottes, und daraus auf die Pflicht, ſie in unſere ganze Denkungs- und Handlungs-Weiſe aufzunehmen, und das giebt ihm Gelegenheit, damit das im gemeinen Leben leichtfertige Schwören und Fluchen zu vergleichen u. ſ. w. In der Predigt ſelbſt iſt die Stelle aus Matth. 5, wo Jeſus ſo nachdrücklich gegen die Miſsbräuche des Eides ſpricht, recht gut erklärt. Warum iſt ſie nicht ſelbſt zum Text genommen worden? Oder iſt die Perikope aus Luc. 27, welche in der proteſtantiſchen Kirche am 2ten Adv. Sonntage erklärt wird, in der katholiſchen für den 1ſten Adv. Sonnt. beſtimmt. So ſcheint es, denn am 2ten Adv. iſt der Text aus Matth. 11, am 3ten aus Joh. 1, und am 4ten aus Luc. 3, 3. Über die Überſetzung wollen wir mit dem Vf. nicht rechten, denn wir wiſſen nicht, ob es ſeine eigene iſt, oder ob er eine in ſeiner Kirche gebräuchliche vor ſich gehabt hat: aber in vielen Stellen iſt ſie nicht kräftig genug; weit beſſer iſt die *van eſſiſche*, der *lutherſchen* wollen wir abſichtlich nicht gedenken. Auch iſt wohl in manche Stelle mehr hineingetragen, als darin liegt, z. B. S. 77. B. 1: „Für uns, lehrt der heil. Paulus, gab ſich unſer Heiland Jeſus Chriſtus hin, daſs er uns erlöſete, an unſerer Stelle die Strafen unſeres Ungehorſams litte, uns von unſeren Laſtern reinigte, und ſich zu einem eigenthümlichen Volke heiligte, das ſich durch Eifer in Tugendthaten unter anderen Völkern auszeichnete." Der Predigten über die Glaubenslehre ſind nur 7, von Gott, von dem dreyeinigen Gott, der Erlöſung, dem heil. Abendmahle, dem heil. Meſsopfer, der chriſtlichen Kirche, und der Auferſtehung zum ewigen Leben; die übrigen über die Pflichten. Wenn der Vf. um den Druck derſelben angeſprochen worden iſt: ſo glauben wir das recht gern, da, vielleicht auſser ſeiner perſönlichen Beredſamkeit, ſie Verſtand und Herz befriedigen. So ſchlieſst er, um nur eine Stelle für unſere Meinung anzuführen, die Predigt von der Pflicht der Verſöhnlichkeit, B. 2, S. 389, mit den Worten: „Vergieb, verſöhne dich, beut ihm die Hand, rede freundlich mit ihm, drück ihn an dein klopfendes verſöhntes Herz mit wahrer Bruderliebe, und ſollten auch Thränen dabey flieſsen, o ſo ſind es Perlen des Morgenthaues, in welcher die Sonne des Gottes der Liebe ſich ſpiegelt; es ſind koſtbare Edelſteine vom reinſten Waſſer, das eine Menge von Sünden abwäſcht, (es ſind Thränen) die Gott kennt, zählt, trocknet, und woraus er den Kranz der unvergänglichen Ehrenkrone für den Verſöhnlichen flicht." Hätte doch der Vf. ſeine Bilder immer ſo gut gewählt! Aber hie und da kömmt doch eins vor, das die Würde der Kanzel nicht zuläſst. Z. B. 2 B. S. 406: „Die *Kröte* ſaugt auch aus den beſten Blumen nur Gift"; dieſes widerliche Bild kömmt mehr vor. Oder kann es vertheidigt werden, wenn der Kanzelredner ſich ſo ausläſst, B. 1, S. 22: „Tertullian ſpricht den Unmäſsigen ſo an: Dein Gott iſt dein Bauch; deine Lunge dein Tempel; der Altar der *Wanſt*; der Opferdiener der Koch; dein heil. Geiſt der ſanfte Speiſenduft u. ſ. w. *Blähung* heiſst bey dir Weiſſagung u. ſ. w." Hie und da könnte der Stil correcter ſeyn, z. B. 2 B. S. 34: „Nur dieſer Jeſus, von heil. Propheten *verkündet*, von edlen Himmelgeiſtern bey ſeiner Geburt beſungen, von dem himmliſchen Vater am Jordan und auf dem Berge für ſeinen vielgeliebten Sohn erklärt, die heiligſte und gotteswürdigſte Lehre der armen lehr- und troſtbedürftigen Menſchheit *verkündend*, ſie mit dem unſträflichſten Wandel, und mit den (dem) erſtaunenswürdigſten Wunder der göttlichen Allmacht bekräftigend, *verkündet* oft und deutlich, daſs er ſein Blut u. ſ. w." Daſs manche Worte vorkommen, welche katholiſchen Predigern eigen ſind, wie *Unbil-*

de ft. Beleidigung, *Verding* ft. Vertrag u. f. w., mag hingehen: aber Worte wie *Compliment*, *undispensirliche Pflicht*, *dumme Streiche*, gehören durchaus nicht auf die Kanzel. Auch muſs alles vermieden werden, was irgend einen Stand verächtlich machen könnte, z. B. *graue vornehme Böſewichter*. Giebt es nur graue Böſewichter in den vornehmen Ständen? Jede Pflicht hat ihre Grenze, folglich auch die Pflicht der Freymüthigkeit. Es war des Täufers *Johannes* Pflicht, dem *Herodes* ſein Unrecht vorzuhalten: aber war es darum auch die Pflicht eines jeden Anderen? Welche Verwirrungen würde es in der bürgerlichen Geſellſchaft geben, wenn Jeder den Buſsprediger, wie Johannes, machen wollte? Daher hat ſich der Vf. in ſeinem Eifer wohl vergeſſen, wenn er B. 1, S. 45 bey der Schilderung des freymüthigen Johannes ſagt: „Edles, heldenmüthiges Bekenntniſs! Wie Wenige hätten heut zu Tage den Muth, den Groſsen und Mächtigen, deren Hände ſo weit langen, ſolche Wahrheiten ſo gerade zu auch unaufgefodert zu ſagen!" Wenn doch nur die *Wenigen*, deren Beruf es iſt, den Groſsen und Mächtigen die Wahrheit geradezu und unaufgefodert zu ſagen, ihre Pflichten erfüllten; alle Übrigen mögen immerhin nur in ihrem Kreiſe die Pflicht der Freymüthigkeit ausüben. — Fern ſey es von uns, durch dieſe Bemerkungen die an ſich erbaulichen und in vielen Stellen gut ausgedrückten Reden herabſetzen zu wollen; wir wollten nur den Vf. auf die kleinen Mängel aufmerkſam machen, damit die folgenden Bände deſto vollkommener erſcheinen. Der Druck iſt correct, auch das Papier ohne Tadel.

Z. ſ. E.

CULMBACH, b. Spindler: *Predigtbuch für den Bürger und Landmann über die Evangelien auf alle Sonn- und Feſt-Tage*, von *Ludwig Pflaum*, Pfarrer in Helmbrechts. 1811. Erſtes Heft. 160 S. Zweytes Heft. 124 S. Drittes Heft. 131 S. Viertes Heft. 131 S. 4.

Alſo zu den vielen Poſtillen, die wir ſchon beſitzen, eine neue, gewidmet dem Bürger und Landmann, in deſſen Hände ſie, beſonders zu unſerer Zeit, gerade am wenigſten kommen. Wenn ſie ſich nur auch durch Neuheit der Gedanken, des Ganges, der Diction u. ſ. w. auszeichnete! Aber ſie beſteht aus Predigten, wie ſie auf unſeren proteſtantiſchen Kanzeln gewöhnlich und vielfältig weit beſſer gehört werden. Die Themata zeichnen ſich durch nichts aus, was wir leicht beweiſen könnten, wenn wir das Inhaltsverzeichniſs unſeren Leſern hier vorlegen wollten. Daſs der Vf. von ſeinen Zuhörern gern gehört wird, beweiſet noch nicht, daſs dieſe Predigten auch des Drucks würdig waren: denn ein Prediger kann um mancherley Urſachen willen ein ſehr beliebter Prediger ſeyn, und doch muſs er ſich vor dem Gedanken der Eitelkeit hüten, daſs das Publicum ſeine Vorträge eben ſo beyfällig aufnehmen werde, als ſeine Gemeinde. Der Vf., welcher noch ein junger Prediger zu ſeyn ſcheint, wird vielleicht unſer Urtheil ungerecht finden; aber mit den Jahren wird er ſelbſt einſehen, wie viel noch fehlet, ehe ſeine Predigten zu den gelungenen gezählt werden können. Wie lahm und gehaltlos ſind nicht ſeine Gebete? Zum Beweis diene das Gebet am Sonnt. nach Weihnachten. „Wie glücklich ſind wir, o Gott, daſs du uns eine Religion gegeben haſt, die uns von allen ſchädlichen Irrthümern frey macht, und uns zur beglückenden Wahrheit führt, wenn wir ihrer Leitung nicht *unvernünftig* widerſtreben. Leider, daſs wir das noch ſo oft thun! Leider, daſs wir noch ſo gerne am Aberglauben hängen, an wundervolle Vorbedeutungen glauben, und uns durch Ahnungen, Träume, Wahrzeichen, Prophezeyhungen, wohl auch bisweilen noch durch geiſtermäſsige Erſcheinungen, und ähnliche Thorheiten in unnöthige Angſt verſetzen. Möchten wir doch endlich einmal die lächerlichen Thorheiten ablegen u. ſ. w." Auch über die Ausführung der Hauptſätze iſt Mancherley zu erinnern. Wenn er z. B. in dieſer Predigt zugegeben hat, daſs die Prophezeyhungen, Träume, Wahrzeichen, Vorbedeutungen und *ſogar* Erſcheinungen vor, bey und nach der Geburt Jeſu nicht abgeleugnet werden können: ſo zeigt er im 2ten Theil, daſs ſie zu unſeren Zeiten insgeſammt auf Täuſchungen und Lügen beruhen; aber gewiſs nicht mit befriedigenden Gründen für den, der daran glaubt. Wie konnte der Vf. ſeinen Endzweck erreichen, ſeine Zuhörer von dieſer Thorheit zu heilen, wenn er nach dem Beweiſe der Wichtigkeit dieſer Thorheiten S. 24 ſagt: „Und wir Chriſten ſollten uns nicht ſchämen, ſolchen Thorheiten uns hinzugeben u. ſ. w.? Doch es iſt nichts ſo ſchlecht, was nicht zu irgend einer guten Abſicht benutzt werden könnte. Auch ſelbſt von dieſen leeren Hirngeſpinſten, von den ſogenannten Vorbedeutungen, können wir Vortheil ziehen. Wir können ſie nämlich als Mittel gebrauchen, um ſo aufmerkſamer auf unſere Pflichten und Handlungen zu ſeyn. *Maria giebt uns hierin ein rühmliches Beyſpiel.* Die vielen wundervollen Bedeutungen, und beſonders die Prophezeyhungen über ihr Kind Jeſus machte ſie nur deſto aufmerkſamer auf die gewiſſenhafteſte Beobachtung aller ihrer Pflichten." Hebt er damit nicht ſeinen Beweis für die Ächtheit der Vorbedeutungen vor, bey und nach der Geburt Jeſu auf, die er im 1ten Theile vertheidigte? Wenn man den Zuhörer vor gewiſſen Laſtern warnen will: ſo muſs man ſie nicht ſo grell zeichnen, wie der Vf. in der Predigt am S. Epiph. gethan hat. Jeder Zuhörer wird ſagen: nein, das bin ich nicht, ein ſo erſchrecklicher Menſch; und die Abſicht wird verfehlt. Die Predigt am 4 S. n. Epiph. hebt ſich alſo an: „Will man Menſchen ſehen, die im wilden Sturme tobender Leidenſchaft, gleich Wahnſinnigen, hin und her geriſſen werden: ſo gehe man nur zu manchen Zeiten an öffentliche Plätze. Da hört man ſchon von ferne ein wildes, hochaufſchreyendes Gejauchze; da erblickt man einen Haufen roher Menſchen, die, erhitzt im Gehirne, ihre aufjauchzende Wildheit in unſinnigen Geberden und betäubendem Lärmen auslaſſen; da vernimmt man die

ungezogensten Reden, die gräfslichsten Flüche, die schamlosesten Zoten, und je schändlicher die Aufführung, desto gröfser der Jubel. Da sieht man endlich Rotten bey Tagesanbruch mit brüllendem Gesang und Juchhehgeschrey über die Strafsen nach Hause taumeln. Sie nennen sich auch Christen, diese Menschen, und ihr Toben nennen sie: *Lustigseyn.* Aber es sind Unmenschen, und ihr Lustigseyn ist der wilde Sturm finsterer Freude." Wo mag der Vf. hingedacht haben, als er sich diese Ausdrücke erlaubte? Wie Rec. das Volk kennet: so vergifst es gar vielfältig bey seiner Freude die Grenzen des Anstands, die der Gebildete beobachtet, ohne dafs es den Vorwurf, Unmenschen zu seyn, verdient. Rec. hat manchen jungen Landmann bey öffentlichen Vergnügungen das gewöhnliche Juchheh schreyen hören, den man in seinem übrigen bürgerlichen und selbst sittlichen Leben die Achtung nicht versagen kann. Jede Übertreibung schadet und erbittert. Gesetzt der Vf. hätte in seiner Gemeinde solche Leute, was aber, aus dem Übrigen zu urtheilen, nicht der Fall zu seyn scheint: kann es sie bessern, wenn sie sich in die Classe der Unmenschen gesetzt sehen? „Wo wäre der Unmensch" — sagt er in eben dieser Predigt —„der diesen Gedanken denken, und fortfahren könnte in der Wuth seines Zorns?" Ist er ein *Unmensch:* so wird er fortfahren, denn mit Unmenschen ist nichts anzufangen; aber ist er ein Mensch, der sich im Zorne vergessen hat, und nun zur Besonnenheit zurückgekehrt ist: so wird er sich vor sich selbst schämen; und ist es ihm ein Ernst, besser werden zu wollen: so wird er seinen Jähzorn zu bekämpfen suchen. Eben so hätten in der Predigt am 2ten Adv. Sonnt.: *Guter Rath an christliche Ältern, wie sie ihre Kinder vor dem Laster der Unzucht bewahren können*, ganz andere Mittel angegeben werden müssen, wenn sie wirklich davor bewahrt werden sollen. Auch schreibt man nicht *Hauss, heisen, Pflege, abschröcken, übertretten, Zotten, Beslättigung, Straffen* u. s. w. Dafs die Juden alle Nichtjuden *Hunde* genannt, ist ein Ausdruck, der auf der Kanzel nicht gehört werden darf. Besser so etwas gar nicht gesagt, als die Würde des Orts beleidigt. Wir würden indefs der Wahrheit zuwider reden, wenn wir nicht diesen Predigten manche schöne Stelle und Ausführung zugestehen wollten; nur das Lob gelungener Arbeiten können wir ihnen nicht beylegen. Der Vf. wird gewifs ein guter Prediger werden, wenn er erst seine Arbeiten mehr der Feile unterwirft. Manches gefällt *gesprochen*, das *gedruckt* Misfallen erregt. War übrigens sein Zweck, zunächst seinen Zuhörern ein Erbauungsbuch in die Hand zu geben: so hat er ihn vielleicht erreicht, aber zu empfehlen wäre es nur dann, wenn es noch einmal mit Strenge überarbeitet werden könnte. Papier und Druck sind gut.

Z. f. E.

Hamburg, b. Gundermann: *Predigten zur Beförderung der Moral*, von *C. W. Colsen*, privatisirendem Theologen in Hamburg. 1810. 198 S. gr. 8. (20 Gr.)

Angehende Prediger verirren sich leicht auf zwey einander entgegengesetzte Extreme. Entweder streben sie grofsen Mustern der Beredsamkeit nach, und werden vom jugendlichen Feuer hingerissen, und noch nicht vom gereiften Geschmack geleitet, schwülstig und affectirt; oder sie haben von einem pedestrischen Homileten die Popularität über Gebühr anpreisen hören, und werden matt, oberflächlich, oft lächerlich, kriechen immer am Boden, und stolpern, sobald sie sich aufschwingen wollen. Letzteren nähert sich Hr. *C.* Seine Predigten zeichnen sich durch nichts aus, als durch guten Druck und schönes Papier. Die Themata sind alltäglich, die Dispositionen, nicht selten auch die Gedankenfolge unlogisch, der Stil breit, gemein, oft niedrig; die Gebete sind schaale Herzählungen der Wohlthaten Gottes, oder der Pflichten gegen ihn, und wo die Rede einen höheren Schwung nehmen soll, verunglücken gemeiniglich die Bilder und Wendungen. Die Belege für diese Behauptung finden sich auf allen Seiten. Hier nur einige. S. 31, wo die Frage beantwortet werden soll: *Warum versäumen die Menschen so oft ihre Pflicht, sich frohes Muthes zu erhalten?* disponirt Hr. *C.* folgendermafsen: 1) Worin unsere Fröhlichkeit und Heiterkeit bestehen müsse; 2) Dafs Frohseyn einem Menschen gezieme; 3) Was ist Schuld jener Versäumnifs? Der dritte Theil, worauf es nach der Ankündigung des Thema vorzüglich ankam, wird am kürzesten abgefertigt; dagegen für den zweyten neun ohne Ordnung durch einander geworfene Beweise angeführt, von denen der letzte ist: Dafs Gott selbst *etwas der Freude Ähnliches* empfinden mufs. Schon in diesem Wenigen charakterisirt sich der Stil des Vfs. Hier noch einige andere Proben. S. 7: Der *mitgenommene* (statt verläumdete) Bruder. — Warte *bis in Woche* (dem Sonntage entgegengesetzt). S. 39: Die *schauerliche* (feyerliche) Nacht, wo Jesus geboren ward. S. 28: Versäumt *desswegen* nicht gänzlich die öffentliche Andacht *aus dem Grunde.* S. 145: David ward ein *Bluthund* am Urias u. s. w. Unrichtig ists, wenn S. 14 gesagt wird: sein (trauriges) Schicksal *vergessen.* Diefs ist selten möglich, auch verlangt es die Religion nicht: sie lehret es uns nur aus dem wahren Gesichtspuncte betrachten. — Auch die Interpunction ist nicht selten fehlerhaft. Diese sollte der Prediger nie vernachlässigen, denn wer unrichtig interpungirt, kann nicht richtig declamiren. Die Lieblingsausrufungen des Vfs. *Ach, Ja, O*, verursachen oft Anakolutha, ohne dafs der Vortrag lebhafter wird. In die erzählenden Gebete sind auch Apostrophen an die Zuhörer eingewebt, z. B. S. 20. — Nun noch eine Probe von den seltenen Fällen, wo der Vf. beredt wird. S. 146: Zwar schön ist die Sonne, wenn sich dieselbe in ihrer *Röthe* des Morgens zeigt; *sie drohet mit Blindheit*, wenn sie des Mittags über uns steht; *sie macht uns erstaunen*, wenn

wir am Abend uns *von* ihr wenden, und andere Bewohner der Erde *kommen*, um sich an ihrem *Lichte zu wärmen*; die *Schönheit*, die durch die Brechung der Lichtstrahlen am *Horizont des Himmels* oft entstehet; der Regenbogen, den sie verursacht, *ist schön*, und bringt den Gedanken in uns hervor: Wie *schön* des Himmels *Inneres* seyn müsse, da sein *Äusseres* so *fürtrefflich* ist. — — Aber, was ist sie, die Sonne? Ein todter Körper, nichts gegen uns Menschen, *gegen auch* nur einen Menschen, der vielleicht in ihrem *Feuer* wohnt. — *Schön* steht die Eiche in ihrem Grün, sie spricht in ihrer Pracht, *und noch mehr, wenn* der lachende Obstbaum in seiner hellen weissen Blüthe, *als wäre er beschneit, so schön* dasteht." — Doch genug und übergenug.

— rf —

Bremen u. Aurich, b. Müller: *Kurze Betrachtungen zum Vorlesen über die wesentlichsten Grundwahrheiten der christlichen Glaubenslehre*, von Dr. *J. C. Velthusen*, Generalsuperintendenten in den Herzogthümern Bremen und Verden. Zweyte unveränderte Auflage. 1810. VI und 208 S. (12 Gr.)

Der ehrwürdige Veteran, der uns diese Bemerkungen aus den drey Bänden seines Synodalmagazins abgedruckt liefert, hat, ausser seinen Verdiensten um die biblische Exegese und Kritik, auch durch seine ascetischen Schriften zur Erbauung wohlthätig gewirkt. Aus allen seinen Arbeiten in diesem Fache leuchtet ein gewisser kindlich frommer, ihm ganz eigener Sinn hervor, und die späteren unterscheiden sich vorzüglich vortheilhaft von den früheren, durch eine noch grössere Simplicität und Popularität, indem besonders in den letzteren der Periodenbau kürzer, einfacher und gedrängter ist als in jenen, wo das Feuer der Einbildungskraft den Vf. oft in lange verschlungene Perioden verwickelte. Gegenwärtige neunzehn Betrachtungen über zwey und zwanzig verschiedene Sätze umfassen die vornehmsten Hauptwahrheiten der christlichen Glaubenslehre. Sie haben nicht alle gleichen Umfang, und sind daher für ihre Absicht — zum öffentlichen Vorlesen — nicht gleich geeignet. Manche sind offenbar zu kurz, um eine Andachtsstunde auszufüllen, und die Nachweisungen des Vfs. auf andere seiner Schriften, in denen man die weitere Ausführung finde, möchte diesen Mangel nicht ersetzen, weil das Zusammensuchen mühsam, und die Schreibart doch nicht ganz gleich ist. Der festen Anhänglichkeit des Vfs. an die hergebrachten Systemslehren ungeachtet, kann man ihm doch das Zeugniss nicht versagen, dass er mehrentheils die praktische Seite der theologischen Speculationen glücklich aufzufassen und lebendig darzulegen sucht; auch stellt er sie fast alle weit milder auf, als der strenge Dogmatismus, und enthält sich nach seinem toleranten Sinn alles Polemisirens. In jeder Hinsicht erfüllen demnach diese Betrachtungen ihren Zweck, christlichen Lesern aus der Mittelclasse, welche, ohne Gelehrte und scharfe Denker zu seyn, doch nicht ganz ununterrichtet sind, zu einer erbaulichen Unterhaltung zu dienen.

WRih.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Riga*, b. Müller: *Riga's Umgebungen, Düna - Strom und Jubiläum in drey Predigten* von D. *K. G. Sonntag*, General - Superintendenten und Präses des Ober - Consistoriums von Livland, Ober - Pastor an der Krons - Kirche zu Riga. 1810. VIII und 98 S. 8. (10 Gr.)

Wir sind es schon gewohnt, aus der Feder des Vfs. vollendete Arbeiten zu erhalten, welches daher auch von diesen 3 Predigten gilt. Freymüthigkeit mit Weisheit gepaart ist ein treffliches Geschenk, dem es zu Theil geworden ist. Der Vf. weiss es recht gut zu benutzen, indem er seinen Mitbürgern höheren und niederen Standes die Pflichten vorhält, die von ihnen ausgeübt werden müssen, wenn sie das Gute, das ihnen so wohl Riga's örtliche Lage als die Reichsverfassung gewährt, froh und freudig geniessen wollen. In den beiden ersten Predigten, deren Thema der Titel angiebt, wird Alles benutzt, ein frommes Leben zu erwecken; und wodurch kann das mehr geschehen, als durch den Blick auf die Natur, die uns so köstliche Genüsse gewährt, und ihren Herrn, der Alles so herrlich gemacht hat? In der dritten, die über den sittlichen Werth der Jubelfreude spricht, hebt er das Herz eines jeden rechtschaffenen Patrioten (in der edeln Bedeutung) zur dankbaren Freude. 100 Jahre lang hat Livland, wovon Riga die Hauptstadt ist, Ruhe und Frieden unter dem russischen Scepter genossen, da die vorherigen 500 Jahre fast lauter Jahre des Elends waren, vom Kriege erzeugt, in dessen Gefolge meist Pest und Hunger waren. Möge der Wunsch des Vfs. in Erfüllung gehen, dass Europa nur einmal sich eines hundertjährigen Friedens erfreue, wie Livland. Diese Gelegenheits - Predigten, von denen die 2 ersten schon vor einigen Jahren gehalten wurden und in einer anderen Gestalt im Druck erschienen, verdienen von jedem Deutschen gelesen zu werden, weil sie seine Brust mit dem hohen Gefühle erfüllen, wie viel zur Cultur von Europa Deutsche beygetragen. Die Vorrede erläutert Vieles zur Verständigung der Predigten selbst. Übrigens wünschten wir manche Wörter aus diesen deutschen Predigten weg, wie *Ideen*, *Egoismus*.

Z. f. E.

Berlin, b. Maurer: *Ein Wort des Ernstes und der Ermahnung die neuen Abgaben betreffend*. Meinen Mitbürgern geweiht von *Heinrich Müller*, Prediger in Mess, Wochlitz und Königsborn. 1811. 22 S. 8. (4 Gr.)

Eine politisch - religiöse Predigt, die ihre Absicht bey der Gemeinde des Vfs. nicht verfehlt haben wird, und bey allen rechtschaffenen Bürgern Preussens, die sie in die Hände bekommen, nicht verfehlen wird. Wissen Prediger mit frommem Sinn und Verständigkeit zur rechten Zeit politische Gegenstände auf die Kanzel zu bringen, ohne erst dazu von der obern Behörde aufgefodert zu werden, denn sonst geht die Absicht verloren, weil das Wort der Ermahnung oder Warnung dem Zuhörer nicht als die Frucht des freyen Willens, sondern des Zwangs erscheint: so wirken sie gewiss auch das beabsichtigte Gute. Der Vf. hat hier zur rechten Zeit ein Wort des Ernstes und der Ermahnung gesprochen. Wir bemerken nur einige kleine Flecken an den sonst gut ausgeführten Predigten. Erstlich erwartet man nach dem Titel keine Predigt, welches doch hätte angezeigt werden müssen; zweytens lässt die Einleitung ein anderes Thema vermuthen, wenigstens leitet sie nicht gerade zu auf dasselbe hin; drittens wäre noch Manches an der Disposition selbst auszusetzen. Doch wozu hier diese Erinnerungen, da der Zweck ist, für den Augenblick zu wirken, und dass dieser erreicht werde, wird Jeder mit uns von Herzen wünschen.

Z. f. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 AUGUST, 1811.

BOTANIK.

PARIS, b. Bertrand: *Essai sur la végétation considérée dans le développement des bourgeons.* Par *A. Aubert du Petit Thouars.* 1809. 288 S. 8.

Was in der Kunst das Wesentliche des Kunstwerks ausmacht, die Abhängigkeit desselben von einer Idee, kann in der Naturkunde sehr oft von schädlichen Folgen seyn. Vor *Lavoisier* begingen die Franzosen nicht selten diesen Fehler; alle Schriften, welche auf einen grösseren Beyfall als gewöhnlich Ansprüche machen wollten, mussten sich einem Kunstwerke nähern, oder wenigstens den Schein desselben annehmen. *Lavoisier* führte zur Natur zurück, und die Wissenschaft machte seitdem, ungeachtet der ungünstigen äusseren Umstände, grosse Fortschritte in Frankreich. Aber der Hang zur Einheit, zum Systematisiren, lobenswürdig in anderer Rücksicht, bringt doch hin und wieder Schriften der vorigen Zeit dort zum Vorschein, wo man sich ganz durch die einmal gefasste Theorie hinreissen lässt. In Deutschland ist es bekanntlich jetzt zur Regel geworden, die Natur nicht mehr zu fragen, sondern eine philosophische Theorie darauf anzuwenden, die, wenn sie auch richtig wäre, doch noch einer Rechtfertigung bedürfte, dass sie gerade in einem vorliegenden Falle anzuwenden sey. In Frankreich geht man bey einem solchen Verfahren doch wenigstens von einer Beobachtung, freylich oft mangelhaften und flüchtigen, aus, durch die man nachher alles erklären will. Die Schrift von Hn. *Du Petit Thouars* giebt uns ein auffallendes Beyspiel davon. Mit Verwunderung sah er die sonderbare Verzweigung von *Dracaena* auf seinen Reisen nach Afrika, da er vorher meinte, es sey den Monokotyledonen eigenthümlich, keine Äste zu haben (wie der Vf. so etwas glauben konnte, ist schwer zu begreifen, da viele, auch einheimische, Gräser ästig sind). Er sah, dass der Stamm jener Bäume aus Fasern bestand, die aber aus einem Puncte in Äste ausgingen, und bis zu der Wurzel hinabstiegen. Diese Bemerkung brachte ihn auf den Gedanken: das Auge (*gemma*) sey der Grund von dem ganzen Wachsthum des Stammes in die Dicke. Es war leicht, diese Behauptung, so gefasst, in allen einheimischen Bäumen bestätigt zu finden, da die Fasern von der Wurzel bis zu jedem Auge ununterbrochen durch den Stamm fortlaufen. Der Vf. geht noch weiter und bis auf die einfache Faser zurück, welche, wie er sich ausdrückt, der geometrischen Linie so nahe kommt, als es für ein physisches Wesen möglich ist (gegen seinen Collegen *Mirbel*, der sehr richtig, und den genauesten mikroskopischen Untersuchungen gemäss, die Zusammensetzung der organischen Körper aus Fibern ganz verwirft, und sie für eine physiologische Grille hält). In dieser einfachen Faser nimmt er ein *punctum vitale* an, von welchem aus eine Verlängerung in die Luft, und eine andere nach unten oder gegen die Erde Statt findet. Die eine Richtung könne man positiv, die andere negativ nennen, und so falle man leicht auf eine Analogie mit dem Galvanismus, die jedoch noch nicht genauer erörtert werden könne. Aus der Vereinigung mehrerer Lebenspuncte der Fasern entstehe das, was wir Auge oder Knospe (*gemma*) nennen. Es sey also dieses Auge ganz und gar mit dem Samen zu vergleichen, und die Pflanze ein zusammengesetztes organisches Wesen. Um die Vergleichung noch weiter zu treiben, behauptet er, das Auge ziehe seine Nahrung aus dem inneren Parenchyme, welches dadurch zum saftlosen Mark werde, und dieses Mark nennt er auch den Kotyledon der Augen. (Woher bekommen aber die Augen auf den Wurzeln, denen alles Mark fehlt, ihre Nahrung?) Die junge Pflanze von *Lecythis Ollaria* ziehe eben so aus dem inneren markigen Theile des Samens die Nahrung, ohne eine Spur von Samenlappen, daher man jenen inneren Theil Kotyledon nennen müsse. (Warum nicht *albumen*, oder noch besser *vitellus*, denn alle diese Theile dienen zur Ernährung des jungen Keimes?) Die Fasern aber, welche von den Augen zu den Wurzeln herabsteigen, nähren sich von *cambium*, einem Saft, den die alten Holzfasern hervorbringen, und zwischen Holz und Rinde absetzen. (Woraus nähren sich die Fasern in den krautartigen Pflanzen, denen alles *cambium* fehlt, in den Monokotyledonen, wo sich ebenfalls kein *cambium* angeben lässt?) Die ganze Pflanzensubstanz besteht aus zweyerley Stoffen, dem holzigen und dem parenchymatosen; der erste macht Fasern, der zweyte bildet sich aus amidonähnlichen Körnern, welche aufschwellen und zu Zellen werden. (*Sprengel* hatte eine ähnliche Hypothese, aber es sind gegründete Erinnerungen dagegen gemacht worden.) Nimmt man die Rinde im Frühling weg: so unterscheidet man die letzte äussere Holzschicht durch ihre geringere Dicke und durch ihr grünes Ansehen. Es erscheinen auf ihr Fasern in erhabenen Linien, aber diese kommen aus dem älteren Holze, und gehen zu den Blättern. Nach einiger Zeit ist diese äussere Schicht weiss und dicht geworden, und die Faserbündel, welche zu den Blättern gehen, scheinen aus

dem Inneren hervorzudringen. Alſo hat ſich ſeit der Entwickelung der Augen eine neue Holzſchicht gebildet. (Hier ſind nur Irrthümer, welche daher entſtanden, daſs der Vf. keine genaue mikroſkopiſche Unterſuchung anwandte. Jene grüne Schicht gehört zur inneren Rinde, denn das eigentliche Holz, aus Baſt und Gefäſsen zuſammengeſetzt, erſcheint nie in dieſer grünen Farbe. Auch wird dieſe innere Rinde ſpäterhin weiſs. Zu dieſer Zeit muſs der Vf. damit die äuſsere Holzſchicht verwechſelt, und ſich eingebildet haben, die grüne Schicht ſey zu einer dickeren weiſsen geworden. Auch ſind keine Kupfer beygefügt, um das Verhältniſs der Theile kennen zu lernen.) Das Mark befinde ſich noch in den älteſten Stämmen, eben ſo wie in dem jüngſten Zweige, völlig in demſelben Zuſtande, worin es gebildet ſey, was ſeinen Durchmeſſer und die zellige Form ſeiner Theile betrifft; nur werde es verhärtet durch die Stockung beſonderer Säfte. Nur in dem Jahre ſeiner Bildung ſey es von Nutzen und diene zur Ernährung des ſich entwickelnden Auges. (Es iſt gewiſs falſch, daſs ſich das Mark in derſelben Menge in alten als jungen Zweigen finde; es nimmt ſehr ab. Auch hier muſs der Vf. ſich getäuſcht haben, welches um ſo leichter geſchehen konnte, da er nichts mikroſkopiſch genau unterſuchte, ſondern bloſs dem äuſseren Anſcheine traute.) Was der Vf. von der Entſtehung des Markringes (*étui médullaire*) ſagt, iſt Rec. ganz unverſtändlich. Das Holz ſey auf dem Querſchnitte mit Poren von verſchiedenem Durchmeſſer durchbohrt, welche die Öffnungen deſſelben ſind. Man habe dieſe Röhren für Gefäſse gehalten, aber dieſe Meinung ſey ſchon von *Grew* und *Tournefort* beſtritten worden. Es ſey viel wahrſcheinlicher, daſs der Saft geradezu durch die Fiber (*par la fibre elle-même*) in die Höhe ſteige, und daſs jene Röhren nur durch die Zuſammenſtellung von Fibern gebildet werden, welche in der Mitte einen leeren Raum laſſen. Zuweilen befinde ſich in demſelben auch Parenchyme. (Gegen alle mikroſkopiſchen Unterſuchungen. Um ſeinen einmal gefaſsten Gedanken von der Pflanzenfaſer durchzuſetzen, verwirft er alle Beobachtungen über dieſe Gegenſtände ohne Grund. *Medicus*, welcher ebenfalls den feineren mikroſkopiſchen Unterſuchungen nicht gewogen war, hatte eine ähnliche Meinung von dem Aufſteigen des Saftes.) Er ſtellt ſich, wie es ſcheint, die Pflanzenfiber ſo vor, als ob ein Bündel derſelben zuweilen gerade, zuweilen ſpiralförmig gewunden ſey, und in dieſem letzteren Zuſtande die Spiralgefäſse bilde: eine Vorſtellungsart, welche gleichfalls der Anatomie widerſpricht. Der Splint oder die innere Rinde beſtehe aus zuſammenhängenden, ununterbrochenen Faſern, von den Knoſpen bis zu den Wurzeln. Dieſe Faſern bilden ſich gleichzeitig mit den Holzfaſern, von welchen ſie das *cambium* trennt; es iſt alſo unmöglich, daſs dieſe ſollten aus jenen gebildet werden. Ausführlich wird über *Duhamels* Verſuche geredet, wodurch man das Gegentheil erweiſen will. (Es läſst ſich nicht leugnen, daſs in dieſen Verſuchen eine Ungewiſsheit herrſcht, welche ſich nur durch eine ſorgfältige Wiederholung heben lieſse.) Der alte *liber*, indem er der Vermehrung des Holzes und der Rinde weicht, wird nach auſsen geworfen, und löſt ſich daher in einigen Bäumen, z. B. dem Weinſtock, ab, in anderen nimmt er eine netzförmige Geſtalt durch die Entfernung der Faſern an, z. B. in der Linde (aber dieſes Netz beſteht aus Parenchyme und Baſt, was der Vf. nicht ſah). Der Vf. behauptet eine beſondere *couche amplacée*, welche unter der Oberhaut ſich befinde, und aus kleinen Körnern von Stärkmehl beſtehen ſoll. Sie verwandele ſich in der Folge in eine parenchymatoſe Schicht. (Allerdings enthält die Rinde in manchen Bäumen ſehr viel Körner von Stärkmehl, wird daher auch als Brod gebraucht; aber dieſe ſind ſchon in Zellen eingeſchloſſen, und machen keine beſondere Schicht.) Man hatte dem Vf. den Einwurf gemacht, daſs Bäume, denen man die Rinde abgeſchält, oder einen Ring von Rinde rund um den Stamm genommen, doch noch fortwachſen; aber der Vf. ſah deutlich, wie die Faſern der Augen das Holz unter der beſchädigten Stelle belebt hatten, und durch dieſes weiter bis zu der Wurzel gedrungen waren. Das ganze Buch beſteht aus zwölf Abhandlungen, welche nach einander dem Nationalinſtitut vorgeleſen worden ſind; auch verſpricht der Vf. eine Fortſetzung dieſer Unterſuchungen. Mit der beſchränkten Anſicht, worin er das Ganze erblickt, wird es ihm unmöglich ſeyn, in die Geheimniſſe der Vegetation zu dringen, und viel läſst ſich von jener Fortſetzung nicht erwarten.

L. R.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Botaniſches Handbuch zum Selbſtunterricht für deutſche Liebhaber der Pflanzenkunde überhaupt, und für Gartenfreunde, Apotheker, Forſtmänner und Ökonomen insbeſondere*, nach *Willdenow's Species plantarum* entworfen, und mit einer durchgängigen Bezeichnung der richtigen Ausſprache der lateiniſchen Pflanzennamen verſehen von *Johann Friedrich Wilhelm Koch*, Prediger an der St. Johanniskirche in Magdeburg. Drey Theile. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1808. I Th. Die Pflanzen-Gattungen. VII u. 159 S. II Th. Die Pflanzen-Arten. VIII u. 469 S. III Th. Die botaniſche Terminologie u. ſ. w. 247 S. gr. 8. (4 Rthlr. 18 gr.)

Der Vf. dieſes Handbuchs, wovon im Jahre 1797 die erſte Ausgabe erſchien, hat die gute Abſicht, dem Anfänger das Studium der Botanik in Rückſicht der Kunſtſprache zu erleichtern, und zugleich dem ſchon mehr geübten Botaniker einen Leitfaden zur richtigen Beſtimmung der Gattungen und Arten zu überreichen. Zu dem Ende hat er das linneiſche Syſtem zum Grunde gelegt, und die Claſſen, Ordnungen, Gattungen und Arten der Pflanzen in eine tabellariſche Überſicht geſtellt. Die linneiſche Anordnung der Claſſen iſt mit Recht ungeändert ſtehen geblieben: denn die Vertheilung und Einſchaltung der 12, 15 und 21 bis 23 Claſſe in die übrigen, wie der Vf. in

der ersten Ausgabe gethan hat, gewährt dem Anfänger in Hinsicht der Erleichterung keinen wesentlichen Nutzen. Eine genaue Beschreibung derjenigen Gewächse, welche in der linneischen 24 Classe vorkommen, und die hier ganz übergangen sind, behält sich der Vf. auf eine andere Zeit zu liefern noch vor. Die Brauchbarkeit dieser neuen Ausgabe ist hauptsächlich dadurch erhöht worden, dass der Vf. den Rath und die Winke einiger Recensenten der ersten Ausgabe befolgt, und nicht nur die Stellung der Parallelen verbessert, sondern auch sowohl die Ausdrücke als die häufigen widernatürlichen Trennungen mancher nahe verwandter Gattungen modificirt hat. Da es hier nicht der Ort ist, die Bemerkungen über die Ausführung des Plans, in Absicht der Methodisirung und der Classificationsgründe, welche der Vf. in der Vorrede darlegt, im Detail zu verfolgen: so begnügt sich Rec., den Inhalt im Allgemeinen bekannt zu machen, und einige bemerkenswerthe Stellen auszuheben.

Das ganze Werk zerfällt in drey Theile. Der erste enthält eine methodische Übersicht und die Beschreibung von 901 Gattungen. Es ist nicht zu leugnen, dass manche Arten, welche einer Gattung zugezählt sind, in der Zahl der Blüthen und Fruchttheile variiren, wodurch dem Anfänger das Aufsuchen im System ungemein erschwert wird. Allein diese Schwierigkeiten glaubt der Vf. dadurch gehoben zu haben, „dass jeder Gattungsname und Charakter in derjenigen Classe, Ordnung und Abtheilung wiederholt steht, wohin eine einzelne Art derselben gehört." Einige Gattungen sind in dieser neuen Ausgabe besser beschrieben, und durch die angegebenen Kennzeichen gut von einander unterschieden. Auch in der 19 und 20 Classe hat er mehr Fleiss und Sorgfalt auf die Bestimmung und Anordnung der Gattungen verwendet. Indessen wäre sehr zu wünschen, dass er mehrere Beobachtungen an lebenden Pflanzen gemacht, und sich nicht immer auf die Diagnosen in den *Spec. plant. edit. Willdenow* verlassen, und ohne Kritik abgeschrieben hätte. — So musste z. B. bey *Milium* die zweyspelzige, bleibende, den Samen umhüllende Blumenkrone angezeigt, und der Gattungscharakter von *Alopecurus*, *Agrostis* u. a. m. verbessert werden. Der Gattungscharakter von *Bubon* scheint auch nicht hinreichend bestimmt zu seyn: die Villosität des Samens ist kein sicheres Kennzeichen, und passt nur auf *Bubon macedonicum* und *tortuosum*; denn die übrigen Arten sind mit glatten Samen versehen. Sodann ist die Blumenscheide bey *Sisyrinchium* nicht einblüthig, wie S. 88 bemerkt wird, sondern sie umgiebt drey oder viele Blumen. Die Gattung *Sida*, welche einmal richtig in der 16 Classe steht, dann auch in der 22 Classe, zwischen *Ephedra* und *Taxus*, wo sie schwerlich ein Anfänger suchen wird, aufgeführt ist, soll 8—10 vielfächrige Capseln haben; aber man findet 5—30 ein- oder dreysamige Behälter auf einem gemeinschaftlichen Fruchtboden gesammelt. Die Saftwerkzeuge in den Blumen hätte der Vf. besser unterscheiden und bestimmen sollen. So nennt er die innere einblättrige, trichter- oder glockenförmige Blumenkrone bey *Narcissus* noch immer Nectarium; gleichwohl haben schon einige Botaniker gezeigt, dass dieselbe nur als die Safthülle (*Nectarilyma*) zu betrachten sey. Der Anhang des ersten Theils liefert eine Tabelle für die bloss weiblichen Blüthen der Pflanzen mit ganz getrennten Geschlechtern. Dann folgt ein Register der lateinischen Gattungsnamen, das in der That wegen der häufigen Wiederholungen sehr nöthig war, und eine Erklärung der Zeichen und der Abbreviaturen.

Im zweyten Theile findet man, nach dem Gesetz und dem Plan des ersten, 5951 Arten unter ihren alphabetisch geordneten Gattungsnamen aufgeführt. Die Auswahl der hier beschriebenen Arten verbreitet sich nicht allein über die einheimischen, d. h. in Deutschland wildwachsenden Pflanzen, sondern auch über ausländische Gewächse, welche theils in unseren Feldern und Gärten cultivirt, theils in Glas- und Treib-Häusern überwintert werden; von den letzteren hat der Vf. nur diejenigen aufgenommen, welche in den meisten botanischen Gärten bekannt sind. Zugleich ist bey allen abgehandelten Pflanzen ihre Dauer, Vaterland, Eigenschaft, Gebrauch u. s. w. durch Zeichen angegeben. Die Rosen, deren Fruchtknoten oder Blumendeckröhren, wie sie hier genannt werden, in Rücksicht ihrer Gestalt von einander abweichen, hat Hr. *K.* sehr gut geordnet, und unter folgenden Abtheilungen aufgeführt: I. Blumendeckröhre kugelich: A. ganz kugelich, B. fast kugelich, C. niedergedrückt-stachlich, D. rundlich; II. Blumendeckröhre eyrund; A. ganz eyrund, B. verkehrt eyrund, C. länglich, D. kreuselförmig. Da im ersten Theile die Gattungen: *Convolvulus* und *Ipomaea* richtig beschrieben, und durch die Gestalt und Beschaffenheit der Narbe von einander unterschieden sind: so mussten allerdings *Convolvulus purpureus*, *tridentatus* und noch einige Arten, die eine kopfförmige Narbe haben, als Arten der Gattung *Ipomaea* aufgeführt werden. *Scabiosa ochroleuca* ist zuverlässig nur eine Abänderung von *Scabiosa columbaria*. Eben so wenig ist *Rhus toxicodendron* von *Rhus radicans* verschieden; denn es haben Beobachtungen und Erfahrungen gelehrt, dass beide in einander übergehen, und daher keineswegs als zwey eigene, selbstständige Arten aufgestellt zu werden verdienen. Ungern vermissen wir verschiedene Ziersträuche, welche in unseren Tagen zu den beliebtesten Modeblumen gezählt werden, z. B. *Hortensia mutabilis*, *Volkameria fragrans*, *Melaleuca hypericifolia* u. a. m.

Der dritte Theil, welcher in 8 Abschnitte zerfällt, entspricht dem Zweck dieses Handbuchs vollkommen, und bietet den Anfängern angenehme und belehrende Unterhaltungen dar. Zuerst erklärt der Vf. das linneische Pflanzensystem, und giebt Anleitung zur Kenntniss der Pflanzentheile, worauf sowohl die Classification, als die Anordnung der Gattungen und Arten beruht. Dann lehrt er im zweyten Abschnitte das Untersuchen der Gewächse nach dem linneischen System. S. 25 wird richtig bemerkt,

dafs Gartenpflanzen sehr häufig in wesentlichen Stücken abweichen, und die Cultur oft Veränderungen an denselben verursacht; daher haben die Beobachtungen, welche man an wildwachsenden Pflanzen macht, immer den Vorzug. Die Beyspiele, welche S. 33—45 angeführt sind, scheinen zu der Absicht des Vfs., den Anfänger die ersten Principien des Selbstuntersuchens und der systematischen Bestimmung der Pflanzen kennen zu lehren, völlig auszureichen; er wählte hiezu nicht allein wildwachsende Pflanzen, sondern auch solche, die in Gärten gezogen werden, und deren Zeugungsorgane leicht zu erkennen und deutlich zu unterscheiden sind, z. B. *Tulipa Gesneriana*, *Crocus sativus* u. s. w. Im dritten Abschnitte giebt der Vf. Anweisung, ein Herbarium anzulegen. Er geht die Hauptregeln der Reihe nach durch, und lehrt die vorzüglichsten Kunstgriffe kennen, welche man beym Sammeln, Einlegen, Trocknen und Aufbewahren der Pflanzen zu berücksichtigen nöthig hat, wobey aber einige Vorschriften und Behandlungsmethoden nicht ganz befriedigend seyn möchten, z. B. das Einlegen saftiger Früchte in Löschpapier; Einschrauben der eingelegten Pflanzen in Pressen; klebrige Pflanzen mit *Semen Lycopodii* zu bestreuen u. s. w. Unter allen Methoden, welche der Vf. beym Einlegen und Trocknen saftreicher Gewächse, z. B. *Sempervivum*, *Sedum*, *Cotyledon* u. s. w., empfiehlt, ist unstreitig das Abbrühen derselben die beste und leichteste. In dieser Absicht steckt man die Pflanze bis an die Blume einige Minuten lang in siedendheisses Wasser, legt sie alsdann zwischen vieles Papier, und bedeckt dieses mit einem Bret, das mit Steinen oder einem Gewichte beschwert wird; nach wenigen Stunden verwechselt man das nasse oder feuchte Papier mit trockenem, und fährt mit diesem Geschäft so lange fort, bis das Papier die Feuchtigkeit der Pflanze eingesogen hat. Was nun das Aufbewahren der getrockneten Pflanzen betrifft: so ist der Rath des Vfs., die Pflanze entweder auf einen halben Bogen Schreibpapier zu leimen, oder mit Zwirnsfaden an denselben zu befestigen, nicht zu billigen. Das lose Einlegen in einen ganzen Bogen ist besser; denn auf diese Weise kann die inliegende Pflanze auf beiden Seiten betrachtet, und desto bequemer zu dem vorgesetzten Zweck benutzt werden. Der vierte Abschnitt ist der botanischen Kunstsprache gewidmet, welche der Vf. kurz und gut vorgetragen, und durch wohlgewählte Beyspiele erläutert hat. Die Register, welche die übrigen Abschnitte enthalten, dienen zur Erleichterung beym Aufsuchen der Kunstwörter, und der in diesem Handbuche abgehandelten Pflanzen. Zuletzt erklärt der Vf. 139 Figuren, welche auf zwey Kupfertafeln, nach *Batsch* und *Willdenow's* Anleitung trefflich dargestellt sind, und die bey öfterem Gebrauche und wiederholten Vergleichungen dem Anfänger das Studium erleichtern, und besonders in Rücksicht der botanischen Terminologie unverkennbaren Nutzen gewähren.

D. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Frankfurt a. M.*, b. Varrentrapp u. Wenner: *Gedanken und Vorschläge über das Armenwesen in Frankfurt am Mayn.* 1810. 52 S. gr. 8. (5 gr.) Der Vf. dieser kleinen Schrift hat die Absicht, auf einige Missbräuche beym Armenwesen seiner Vaterstadt aufmerksam zu machen. Er redet zuerst von der Verbindlichkeit des Staats, seine Armen zu versorgen. Ferner von den Hauptquellen der Armuth in jener Stadt. „Luxus der niederen Stände." — Ach! nur allzuwahr! — „Häufige Aufnahme unbemittelter Personen in die Bürgerschaft oder Schutz. Die milden Stiftungen selbst." — Von den Mitteln, wie diese Quellen der Armuth nach und nach versiegen können. Um den Luxus minder schädlich zu machen, schlägt der Vf. eine Sparcasse vor, wozu jeder Theilhaber einen wöchentlichen Beytrag liefert, um in Tagen der Armuth eine mit seinem Beytrag in Proportion stehende Unterstützung zu erhalten. Zwar freywillig. Doch würde derjenige, der sich zurückzöge, für seine Person von aller Unterstützung auszuschliessen seyn. Es könnte auch wohl einem Bediensteten bey seiner Anstellung, oder einem Handwerker bey seiner Aufnahme in die Innung, der Beytritt zur Pflicht gemacht werden; besonders den Dienstboten u. s. w. — Der Nutzen einer solchen Sparcasse ist Rec. aus Erfahrung bekannt. Nur ist zweyerley dabey zu bedenken: 1) Dass diejenigen, deren Lebensweise zur künftigen Verarmung schon aussäet, freywillig nicht Theil nehmen, oder sich, wie sehr richtig von der Armencasse gesagt wird, jener Anstalt, wie dieser, zum Voraus getrösten werden. 2) Gegen eine Verbindlichkeit läfst sich allerdings Manches erinnern; indess findet sie nicht Statt: so werden Viele zurückstehen, die des Glaubens an künftiges Bedürfniss ganz und gar nicht leben. — In der Aufnahme fremder Personen, fährt der Vf. fort, müsse durchaus eine grosse Strenge herrschen, und Keiner zugelassen werden, der nicht die Staatslasten mit tragen helfen könne. — Sehr wahr, und fast allenthalben, zumal in kleinen Städten und Flecken, oft aus sehr kleinlichem Eigennutz, von den Behörden aus den Augen gesetzt. Es ist gewöhnlich eine kleine Einnahme für die Kämmerey, oder für die eigene Tasche damit verbunden! — Aber, wer kennt auch nicht die execrable Indolenz, die auf den Magistratssesseln kleinerer Städte gröfstentheils thront! — Gott gebe, dass sie nicht ihren bleyernen Stab auch zu den Maires und Municipalräthen übergehen läfst! — Es folgen nun Vorschläge, wie die milden Stiftungen so verwendet werden können, dass daraus weniger Missbrauch entstehen kann. — Individuell zunächst die Stadt Frankfurt betreffend, aber durchgehends, so weit sich urtheilen läfst, völlig angemessen. — Der Unterschied, welcher zwischen *schamhaften* und *unverschämten* Armen gemacht wird, und der Wunsch, dass nur Jene, um sie der Armenanstalt zu entziehen, nie aber diese noch besonders unterstützt werden, zeigen den richtigen Gesichtspunct. Die Commune thut sehr Unrecht, wenn sie aus Eigensinn oder schwacher Weichheit den Schamlosen nicht standhaft die Gaben versagt. Geldgaben machen überhaupt das Übel immer ärger. Daher wird mit Recht die Naturalunterstützung vorgeschlagen. Der Vf. will auch die Kinder der Armen, besonders diejenigen, welche im Stande der Armuth in die Welt gesetzt sind, den Ältern entzogen, und in dem öffentlichen Armenhause, oder sonst, verpflegt sehen. Ohne hier den kritischen Gegenstand selbst, das Kinderzeugen armer Leute, mit dem Vf. und *Krug* (Armenassecuranz. Berlin 1810) in Anspruch zu nehmen, scheint aber schon an sich ganz und gar keine Härte, vielmehr eine Wohlthat, auch für die Ältern selbst, in der vorgezeichneten Massregel zu liegen. — Was der Vf. am Schluss von der Zweckmäfsigkeit einer gewissen Publicität bey der Armenanstalt, so wie wider Armentaxen und Zwangsgesetze sagt, zeugt, wie Alles, von verständigen Grundsätzen.

Hst.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 AUGUST, 1811.

NATURGESCHICHTE.

FRANKFURT a. Main, b. Wilmans: *Annalen der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.* Zweyten Bandes 1stes Heft. 1810. 188 S. 4. (2 Rthlr.)

Mit rühmlichem Eifer fahren die Herausgeber fort, das gründliche Studium der Natur durch diese Annalen zu befördern. Dürfte Rec. sich im Allgemeinen noch einen Wunsch erlauben: so wäre es dieser, dass es den Herausgebern gefallen möchte, die so trockne Speise der blossen Namenverzeichnisse, deren einige in diesen Annalen vorkommen, öfter mit der kräftigen Nahrung lebendiger Naturbeschreibungen abwechseln zu lassen. Jene haben auch ihren Werth; diese aber müssen ihn erhöhen. Rec. eilet von dieser Bemerkung zur Anzeige des Inhalts.

I. *Der Tiederhügel. Ein kleiner Beytrag zur Kenntniss der bunten Sandsteine und älteren Flötzgyps-Formation.* Vom Hn. General-Inspector Dr. *Hausmann* zu Cassel. — Der Vf. hat längst den Ruhm eines fleissigen und unermüdeten Beobachters mineralogischer Gegenstände. Die Abhandlung zerfällt in zwey Theile. In dem ersteren wird von der bunten Sandsteinformation, und in dem zweyten von dem älteren Flötzgypsgebirge des Tiederhügels gehandelt. Als Glieder der bunten Sandsteinformation giebt der Vf. den Sandsteinschiefer, Thonmergel, Roggenstein und Hornmergel an, die in verschiedenen Flötzen mit einander abwechseln. Alles ist sehr treffend charakterisirt. Der Versteinerungen erwähnt der Vf. nicht; diese scheinen überhaupt in der bunten Sandsteinformation Seltenheiten zu seyn: indess kommen sie nach Rec. Erfahrung wirklich darin vor. So wurde z. B. in den Vorbergen des Harzes ein schöner Ammonit von beträchtlicher Grösse in einem Sandsteinbruche gefunden. Die Glieder des älteren Flötzgypses am Tiederhügel bestehen 1) in Thon mit Krystallen und derben Stücken von spätigem Gyps, 2) in reinem, feinem, weissem, schuppigem in den dichten übergehendem Gyps, 3) in einem Gemenge von schuppigem Gyps und strahligem Karstenit, und 4) in strahligem mit Steinsalz imprägnirtem Karstenit. Des fasrigen Gypses, der sonst auch noch in dieser Formation vorkommt, erwähnt der Vf. gar nicht. — II. *Novae Lichenum species descriptae a C. H. Persoon.* Der Vf. behauptet mit Recht, dass in keiner Familie der kryptogamischen Pflanzen die Natur so mannichfaltige Gestalten angenommen habe, als in der Familie der Lichenen; daher ist eine so sorgfältige Beschreibung desto verdienstlicher. Der Vf. hat 42 Arten kurz und deutlich beschrieben; die dazu gehörige Kupferplatte enthält sehr unterrichtende saubere Figuren, die nichts zu wünschen übrig lassen. Ob der Vf. nicht grösseren Dank verdient haben würde, wenn er zum Besten derer, die zwar in diesem Fache sehr wissbegierig, aber der lateinischen Sprache doch unkundig sind, diesen nützlichen Aufsatz in deutscher Sprache geschrieben hätte? — III. *Nachrichten über die Aphis Abnobae.* Von Hn. Dr. *J. M. v. Engelberg* in Donaueschingen. Enthält eine Beschreibung eines bisher noch wenig oder vielleicht gar nicht bekannten Insects. Im Jahr 1790 zeigte sich dasselbe am Schwarzwalde am häufigsten, auf den Hafer- und Roggen-Feldern. Es hatte die Grösse einer kleinen Bettwanze, war aber, wie die Blattläuse, länglich gestaltet: einige von ihnen waren ganz, andere halbgeflügelt; übrigens fehlten ihnen die Flügeldecken ganz. Wo dieses Insect hinkam, da entfärbten sich die Blätter der Halme, und starben endlich ganz ab. Das Landvolk nannte diese Veränderung die Haberseuche, und schrieb sie einer Vergiftung zu, die dieses Thierchen dem Gewächse mittheile. Die wahre Ursache aber scheint das blosse Aussaugen der Säfte zu seyn, welches diese Thiere mit ihrem Saugerüssel bewirken. Nach dem Vf. gehört dieses Insect in die grosse Gattung der Blattläuse (*Aphis*), und mit dieser Vermuthung stimmen auch alle Erscheinungen zusammen. In ihren Farben wechseln sie, einige grün, andere roth oder braun. Der Vf. wagt es nicht, die Art nach *Linné* oder *Fabricius* zu bestimmen; er nennt sie nach ihrem Wohnorte (indem man da, wo sie den meisten Schaden gethan haben, vor einigen Jahren eine römische *Diana Abnoba* ausgegraben hat, und *Tacitus* diese Gegend *mons Abnoba* nennt) *Aphis Abnobae.* Zur Vertilgung dieser schädlichen Insecten schlägt der Vf. entweder den Wechsel der Feldfrüchte, oder das Verbrennen solcher, ohnehin doch schon zerstörten Haferfelder vor. — IV. *Analyse eines merkwürdigen Harnes.* Von Hn. Hofrath *Wurzer* zu Marburg. Ein kränklicher Mann bemerkte einst, dass seine beiden Brüste ansehnlich geschwollen und hart waren; am dritten Tage nahm die Geschwulst ab, statt dessen aber war der Harn weiss, wie Milch, und dicker als gewöhnlicher Harn. Der Vf. hat mit diesem Harn 13 Versuche angestellt, die zu dem merkwürdigen Resultate führen, dass in dem Harne eine wirkliche Milch vorhanden war! — V. *Geognostische Be-*

merkungen von Hn. *J. C. L. Schmidt*, Bergmeister zu Bieber. Der Vf. redet in diesem Auffatze von dem merkwürdigen Verhalten des Gesteins in gangführenden Gebirgen, welches darin besteht, dass die Schichten im Hangenden der Gänge sich in der Regel tiefer liegend finden, als im Liegenden, und sucht daraus eine Erklärung für die Absorption der Wassermasse, aus welcher die Gebirge abgesetzt sind, durch eine Zurückziehung in innere hohle Räume der Erde in dem Sinne abzuleiten, dass er eine Emporhebung der höher liegenden Gebirgstheile annimmt. So viel Nachdenken diese Vermuthung voraussetzt: so wenig kann doch Rec. hierin mit dem Vf. übereinstimmen. Wären diese Sprünge in der Richtung (wenn man sich so ausdrücken darf) die Folge einer Emporhebung oder Niedersenkung einzelner Theile eines Gebirgs: so müsste das Gebirge gleichsam eine treppenförmige Oberfläche gehabt haben, und davon scheinen denn doch zur Zeit noch keine Beyspiele bekannt zu seyn. Wie sollte auch — da der Granit das bis jetzt bekannte älteste Gebirge der Erde ist, welches in groser Tiefe wahrscheinlich in einem ununterbrochenen Zusammenhange steht, — ein jüngeres Gebirge den Raum zu solchen Niedersenkungen gefunden haben, da der Granit nur höchst wenige Gänge und keine eigentlichen Höhlungen enthält. Es scheint, wir verstehen immer noch viel zu wenig von den Kräften, die bey der Gebirgsbildung in Thätigkeit waren, als dass wir das Wie jemals erforschen könnten. — VI. *Amphibiologische Beyträge* von Hn. Hofrath *L. Merrem* in Marburg. Zweytes Stück. Enthält sehr vollständige Beschreibungen zweyer Arten von Schlingern, die sich in der Sammlung des Hn. *F. K. Beuth* in Düsseldorf befinden; grösstentheils blos in Hinsicht auf das System. Schade, dass über die Naturgeschichte dieser beiden Schlinger gar nichts weiter in diesem Auffatze vorkommt! — VII. *Von den verschiedenen Raçen und Arten der Schafe.* Von Hn. Dr. *Friedrich Ludwig Walther*, Prof. zu Giessen. Beschluss. Die deutschen Raçen erscheinen doch zu sehr vervielfältigt. Unter den isländischen Schafen, die meistens drey bis sechs Hörner haben, giebt es auch ungehörnte; sie werden nicht geschoren, die Wolle fällt von selbst ab. Unter den afrikanischen ist das vom Vorgebirge der guten Hoffnung das fetteste; es giebt dort Schafe, deren Schwanz über 40 Pfund wiegt. Unter den asiatischen haben die tibetanischen die feinste Wolle. Die amerikanischen, meistens europäischen Ursprungs, bekommen dort statt der Wolle wieder Haare. — VIII. *Über die persoonschen Pilzgattungen Stilbospora, Uredo* und *Puccinia*. Vom Freyherrn *v. Strauss* in Aschaffenburg. Der Vf. hat die drey genannten Gattungen *Persoon's* in Eine zusammengezogen. Diese Vereinfachung des Systems scheint auf sichere und sehr sorgfältige Beobachtungen gebaut zu seyn, und verdient, wie alle glücklichen Versuche dieser Art, vollen Beyfall. — IX. *Kritische Bemerkungen über meine Laubmoose*, von Hn. Inspector *J. C. Röhling* in Massenheim. Fortsetzung. Dieselbe Gründlichkeit und derselbe Fleiss charakterisiren auch diese Untersuchungen. — X. *Nachtrag einiger Verbesserungen der im zweyten Hefte des ersten Bandes dieser Annalen beschriebenen elektrischen Lampe.* Von Hn. Prof. *Hoffmann* in Aschaffenburg. Die Verbesserungen bestehen hauptsächlich in der Vereinfachung des Apparats, und sind jedem Freunde dieser Lampe zu empfehlen. — XI. *Meteorologische Beobachtungen von Fulda, mit Hinsicht auf die Krankheits-Constitution der Stadt sowohl, als der ihr zunächst liegenden Gegenden.* Von Hn. Dr. *Schneider* in Fulda. Erstes Halbjahr 1809. Die Beobachtungen sind mit vielem Fleisse angestellt; desto weniger befriedigend sind die Resultate. Hinter den Beobachtungen jedes Monats werden die krankhaften Erscheinungen in der Stadt und der umliegenden Gegend angedeutet; aber hier gerade vermissen wir, was am meisten erwartet werden konnte, bestimmte, auf sichere Facta gegründete, Andeutungen von dem Einwirken der Witterung auf den thierischen Organismus. Einzelne Bemerkungen dieser Art kommen jedoch vor. Z. B. bey dem Monat Februar: „So lange es nicht sonderlich kalt war, gab es nicht viel Kranke, wie aber die Kälte stieg, vermehrte sich die Zahl der Kranken." Die Krankheiten der Würmer bey Kindern waren im Frühjahre immer am hartnäckigsten. Es wäre sehr zu wünschen, dass die denkenden Ärzte mehrerer Gegenden solche genaue meteorologische Beobachtungen in dieser Hinsicht zusammentrügen, um dem Einflusse der Luft-Temperatur und der Witterung auf die Gesundheit sicherer auf die Spur zu kommen. XII. *Lässt sich aus mehrjährigen meteorologischen Beobachtungen eine Regel finden, nach welcher man die grössere oder geringere Fruchtbarkeit vorhergegangener Jahre beurtheilen könnte?* Beantwortet von Hn. *Th. E. Heller*, Prof. in Fulda. Enthält nützliche Beobachtungen, besonders über den Ertrag des Weins in verschiedenen Jahren. — XIII. *Über eine bisher unbekannte Adlerart.* Von Hn. Obermedicinalrath *Leisler* in Hanau. Eine treffliche Beschreibung dieses Goldadlers. Der Vf. beschreibt nämlich keineswegs blos die Farbe der Federn, ihre Länge und Breite u. s. w.; sondern giebt ein lebendiges Gemälde der Sitten und der Lebensweise dieses Vogels. Der Goldadler des Vfs. ist offenbar von dem Steinadler unterschieden, und als eine neue bisher noch nie gekannte Art zu betrachten. Das Vaterland dieses Vogels ist nicht mit Gewissheit anzugeben; wahrscheinlich ist er im südlichen Europa zu Hause. — XIV. *Correspondenz-Nachrichten.* Von geringerer Bedeutung. Die Kupfer sind auch in diesem Hefte vortrefflich, und können als ein Muster sorgfältiger, höchst belehrender naturhistorischer Kupfer angesehen werden.

+ d +

WINTERTHUR, in der steinerschen Buchhandlung: *Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern.* Oder *Beschreibungen und Abbildungen*

der merkwürdigsten Gegenstände, die in den naturhistorischen Sammlungen auf der Bibliothekgallerie in Bern enthalten sind. Herausgegeben von *Friedrich Meisner*, Prof. der Naturgeschichte und Geographie in Bern. No. 3 und 4. Mit der Abbildung der arktischen Meve und des Alpenhasen. 1810. 30 S. gr. 4. (21 Gr.)

Der Herausgeber beschreibt hier zuerst die arktische Meve (*Larus parasiticus Lin.*), die als eine seltene Erscheinung am Thunersee geschossen wurde. Das Vaterland dieses Vogels sind die Meere des Nordens, an der Hudsonsbay, Grönland, Spitzbergen u. s. w. Die Beschreibung seiner Grösse, seiner Farbe und deren Veränderungen in seinem verschiedenen Alter sind genau und unterrichtend. Weniger befriedigend ist, was von seiner Lebensart gesagt wird. Den Namen Schmarotzer (*parasiticus*) führt dieser Vogel mit Recht, er taucht nämlich nicht selbst unter, wie die übrigen Laren, sondern jagt seinen Raub den anderen Tauchern ab. Die Vermuthung über die Erscheinung dieses nördlichen Vogels in der Schweiz, dass er nämlich die anderen Meven und Colymben auf ihren regelmässigen Zügen in die südlichen Gegenden verfolge, und so einzeln dorthin verschlagen werde, ist doch etwas zu gesucht; ein so weites Verfolgen vom entfernten Norden nach dem Süden scheint nicht in der Erfahrung gegründet zu seyn. Das Erscheinen einzelner nördlicher Vögel in dem Süden der Erde könnte ja seinen Grund in irgend einer krankhaften Betäubung des Thiers haben, indem die meisten Vögel dieser Art sich ohne Mühe fangen lassen, oder leicht überlistet werden. So wurde Rec. im letzten Frühlinge von einem Bauer in Niedersachsen ein grönländischer Vogel gebracht, der einsam, wie betäubt, an einem Sumpfe sass, und sich sogleich greifen liess. — Ein zweyter Nachtrag zu dem Verzeichniss der Schweizervögel enthält bloss kurze trockene Namenverzeichnisse. Bedeutender ist in No. 4 die Naturgeschichte des Alpenhasen. Nach den hier angestellten Untersuchungen kann man als ausgemacht annehmen, dass der Alpenhase, der bisher unter dem Namen *Lepus variabilis* als eine blosse Spielart des gemeinen Hasen angesehen wurde, eine eigene, von jenem wesentlich verschiedene Art sey. Der gemeine Hase verändert auch in den Alpen seine Farbe nicht, der Alpenhase aber beständig; von dem gemeinen Hasen unterscheidet er sich besonders durch die beynahe noch halb so breiten und tief gespaltenen Hinterpfoten, die ihm bey seinen Wanderungen in den beschneiten Alpen sehr zu Statten kommen. Oft erscheint der Alpenhase schon am Ende des Octobers in seinem schneeweissen Winterkleide, zuweilen früher, zuweilen auch später, je nachdem die Kälte früher oder später eintritt. Seine sehr langen Hinterfüsse machen ihn zu einem geschickten Springer; er wohnt in jeder Region der Alpen, auch auf der höchsten; er bleibt fast immer mager; seine Haare sind nicht gut zu gebrauchen. — Zuletzt folgt ein Verzeichniss der in der Schweiz lebenden Säugethiere, mit Bemerkungen über dieselben und kurzen Beschreibungen der wenig bekannten Arten. Mit Rec. Erfahrung stimmt es völlig überein, dass der vermeintliche Unterschied unter dem europäischen Igel (*Erinaceus Europaeus*), nach welchem einige einen Hundskopf, andere einen Schweinskopf haben, bloss in dem Alter oder Geschlecht liegt. Die sogenannten Hundsigel sind alte Männchen; die Schweinigel hingegen die Weibchen oder Junge. Wenn der Vf. sich bey dem Verzeichnisse der schweizerischen Säugethiere mehr auf eine kurze Andeutung des bisher Unbekannten einschränkte, ohne das Bekannte zu wiederholen: so würden diese Beschreibungen bey aller Kürze ein weit grösseres Interesse bekommen. Man kann die Naturbeschreiber nicht oft genug daran erinnern, sich vor dem Wiedererzählen des schon längst Bekannten sorgfältig zu hüten. Die illuminirten Kupfer sind nicht lebendig genug, die Füsse der Alpenhasen sind offenbar zu steif und zu eckig, und die Illumination zu leichtfertig. Es ist sehr zu wünschen, dass bey den Fortsetzungen, die jeder Freund der Naturgeschichte gern sehen wird, auf die Kupfer ein grösserer Fleiss verwendet werde.

+ d +

TECHNOLOGIE.

Erfurt, b. Hennings: *Menschenbeköstigung durch wohlfeile und gesunde Speisen nach vielfältigen eigenen Versuchen, Beobachtungen und Erfahrungen, mit Hinweisung auf alles, was zur Einrichtung der zu diesem Behuf erfoderlichen Kochanstalten, der Bereitung der Knochengallerte und der Speisen selbst zu wissen nöthig ist u. s. w.* Ein Lehr- und Hand-Buch für Privat- und Staats-Wirthe im Allgemeinen und für Menschen insbesondere. Von *F. A. v. Resch*, königl. preussisch. Landrathe. 1804. 37 S. Text und 354 S. Tabellen, nebst 3 Kupfertafeln. 4. (3 Rthlr.)

Der Zweck dieser verdienstlichen Schrift geht dahin, zur grösseren Ausbreitung der rumfordischen Suppenanstalt zu wirken. Zu dem Ende sammelte der Vf. Alles, was in dem Reichsanzeiger, in mehreren anderen Werken und in vielen Flugschriften über diesen Gegenstand aufgezeichnet war. Als Vorsteher einer solchen Suppenanstalt in Erfurt hatte Hr. *v. R.* Gelegenheit, die bekannten Erfahrungen mit seinen Beobachtungen zu erweitern, und nebst diesen finden wir im Eingange des Werks eine lehrreiche Abhandlung über die Gewinnung der Knochengallerte mittelst des papinianischen Topfes, von Hn. *Bucholz* in Erfurt ausgearbeitet. Der eiserne Topf, welcher hier zum Kochen der kleingehackten Knochen vorgeschlagen wird, ist nicht der gemächlichste, und man hat weit bessere; jede Art eiserner Töpfe kann aber nach Hn. *B's.* Methode leicht dazu eingerichtet werden, so dass Jedermann auf diese Art leicht Gallerte verfertigen kann. Hr. *v. R.* glaubte daher, es werde, wenn jeder Wirthschafter seinen Vortheil nach und nach besser einsehe, die Zubereitung der Knochengallerte in jeder ländlichen Haushaltung einge-

führt werden. — Zu starkes Erhitzen, und zu feines Stoſsen der Knochen kann der Zubereitung der Gallerte nachtheilig werden. Alte Knochen, und Knochen von alten Thieren geben weniger Gallerte als frische Knochen, insbesondere von jüngeren Thiergattungen. Von 6 Pfund Knochen, die von Bändern und Knorpel wohl gereiniget und gehörig getrocknet waren, erhielt Hr. *B.*, durch einmaliges Kochen bis zum Erweichen, niemals mehr als 15 Pf. starke Gallerte. *Van Marum* hingegen erhielt durch zweystündiges Kochen der Knochen im Papins-Topfe von 2 Pf. Rindsknochen 4 Pf. dicke Gallerte von brauner Farbe, und beym zweyten Auskochen derselben Menge noch 4 Pf. etwas dünnere Gallerte von einer blassen Farbe. Hr. *B.* erhielt beym zweyten Auskochen höchstens noch $\frac{3}{4}$ Pf. Gallerte, welche Menge das dazu verwendete Brennmaterial nicht einmal vergütete.

Das Mark muſs durchs Zerhauen der Knochen von letzteren abgesondert und die Knochen so viel möglich zu gleich groſsen Stücken zerstampfet werden; dann ist ein einstündiges Kochen zur Gallertbereitung hinreichend. Dagegen kann zu starkes Erhitzen der Knochen, beym Stoſsen sowohl als beym Auskochen im Digestor, so nachtheilige Folgen haben, daſs man bisweilen gar keine Gallerte, sondern nur eine extractartige Masse durchs Ausziehen mit Wasser erhält. — Wenn die gehörige Erhitzung bey der Ausziehung der gehörig zerstoſsenen Knochen angewendet wird: so kann man von einem Pfunde von Bändern und Knorpeln gereinigter Knochen im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ Pf. Gallerte von fester Consistenz, von frischen mit Knorpeln und Bändern versehenen Knochen aber $3\frac{1}{2}$ Pf. erhalten.

Hr. *v. R.* geht nun die rumfordischen Suppenanstalten in allen Ländern durch, von welchen ihm Nachrichten zugekommen sind. Mehrere Einrichtungen dieser Art sind ihm jedoch unbekannt geblieben, unter welchen die von Mainz und Hanau noch empfehlungswürdig seyn möchten. Endlich kommt er auf die in Erfurt hierüber angestellten Versuche, welche ausführlich erzählt werden. Suppe von $2\frac{1}{2}$ Pf. Erbsen, $2\frac{1}{2}$ Pf. Graupenmehl, 9 Pf. Kartoffeln, 6 Pf. Möhren, $\frac{3}{4}$ Pf. Rindsfett, $\frac{1}{2}$ Pf. Salz, $\frac{1}{4}$ Pf. Zwiebeln, 40 Pf. Wasser, zu 30 Portionen, kostete 9 Gr. 4 Pf., mithin für eine Person $3\frac{11}{15}$ Pf. — Bessere Suppen kommen auf 4 und 5 Pf. Solche wohlfeile Preise sind aber nur möglich, 1) wenn die Ingredienzen wohlfeil sind; 2) wenn das Kochen in groſsen Quantitäten geschieht; 3) wenn der Kochheerd nach rumfordscher Art eingerichtet ist; 4) wenn die wohlfeilsten Brennmaterialien dazu genommen werden; 5) wenn taugliche Personen die Verwaltung und die Küche besorgen. — Bey dem eisernen Suppenkessel wird die besondere Bemerkung gemacht, daſs Anfangs die Suppen darin schwärzlich und unansehnlich wurden. Man kochte aber den Kessel mit Wasser und einigen Körben Pferdedünger aus. Durch diese Lauge löste sich die Eisenschwärze ab, und es erfolgte nach mehrmaliger Wiederholung dieser Arbeit eine glänzende Weiſse des Kessels. — Hr. *v. R.* fügt nun in Tabellen 17 Vorschriften verschiedener Zubereitungen bey, und berechnet für eine bis zu achthundert und tausend Personen die Vorlage. Diese Tabellen nehmen den gröſsten Theil des Werks ein, und scheinen in solcher Menge Rec. sehr überflüssig, da sie das Werk unnöthig vertheuern.

Bh.

LEIPZIG, b. Crusius: *Abendunterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern über die Technologie.* Ein Lesebuch für Kinder der gebildetern Stände von *Johann Gottfried Volte*, Garnisonlehrer zu Dresden. Erstes Bändchen. 176 S. Zweytes Bändchen. 162 S. 1805. 8. (1 Rthlr.)

Dergleichen technologische Unterhaltungen verbreiten allerdings eine Menge Kenntnisse, die der Jugend Eindrücke hinterlassen, welche im künftigen Leben nützlich werden können, und von dieser Seite betrachtet, glauben wir auch gewiſs, daſs diese Schrift ihren Zweck nicht verfehlen wird. Es sind hier eine Menge Gewerbe, doch ganz willkührlich, ohne alle Beziehung auf einander, und zwar einige viel zu kurz, andere wieder zu weitläuftig abgehandelt. Die Unterhaltungen dieser zwey Bändchen betreffen die Töpferey, Ziegelbrennerey, Pfeifenbrennerey, den Metzger, Pfefferkuchenbecker, das Seifensieden, Lichtziehen, das Wachs, Wachsbleichen, Zubereitung des Flachses und des Hanfes, das Spinnen, Stricken, Spitzenknöppeln, den Tuchmacher, Wollenkämmer, Tuchscherer, das Walken, Sammt-, Plüsch- und Felbel-Bereitung, den Strumpfwirker, Hutmacher, die Pergament- und Papier-Bereitung, den Schreiner, Böttger, die Kienruſshütte, den Lohgerber, Müller u. s. w. Einiges ist wahrscheinlich bloſs um der Unterhaltung willen mit berührt, z. B. das Scheibenschieſsen. Die ökonomische Behandlung der Äcker hätte hier keinen Platz erhalten sollen. Hie und da sind wir auf einige Unrichtigkeiten gestoſsen. So bedient sich der Lohgerber der Lohe nicht, um dem Leder die braune Farbe zu geben, sondern um ihm die nöthige Dauer und Festigkeit, oder überhaupt die Gare zu verschaffen. Der Holländer in den Papiermühlen ist kein Stampf-, sondern ein Schneide-Zeug. Zum blauen Conceptpapier werden zu weiſsen Lumpen allerdings blaue gemischt; bloſs feinere Papiere werden mit Farbe gebläuet. Der Schwertfeger verbindet das Gesicht bey seinen Arbeiten nicht des Kohlendampfs wegen, sondern weil er sich vor schädlichen Metalldämpfen, die bey seinen Arbeiten oft entweichen, zu schützen sucht. Bey der Methbereitung soll durch die Gährung dieses Getränk nicht sauer, sondern geistig werden.

x + y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 AUGUST, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Ansichten von Palästina oder dem heiligen Lande*, nach *Ludwig Mayers* Original-Zeichnungen, mit Erläuterungen von *Ernst Friedrich Karl Rosenmüller*, Professor der arabischen Sprache zu Leipzig. (1811.) 20 S. Querfol. (4 Rthlr.)

Ein glücklicher Einfall! dachte Rec., als er dieses Heft in die Hand nahm; Palästina (Canaan, das heilige, das gelobte Land) interessirt uns alle in mancher Hinsicht, und wird uns stets interessiren. Nachdem er das Werk aufmerksam betrachtet, und die Blätter, welche zur Erläuterung der Kupfer dienen, durchgelesen, wiederholte er, seine beste Überzeugung aussprechend, diesen Ausruf laut und öffentlich, und bezeugt beiden, dem Künstler sowohl als dem Gelehrten, seinen Dank für das Vergnügen, das sie ihm gewährten. Eine detaillirte Beschreibung der Kupfer zu geben, darf sich Rec., der nur Kunstliebhaber, nicht aber eigentlicher Kunstkenner ist, nicht anmassen; aber sagen darf er, dass sie einigen seiner Freunden, deren Urtheil er mehr als dem seinigen zutraut, sehr gefallen haben. Die Erläuterungen (die zum ersten und dritten Kupfer ausgenommen) sind zwar nur kurz, aber sie werden befriedigen, und sind daher zu ihrem Zwecke vollständig genug. Dass Hr. *R.* bey ihrer Abfassung die besten Quellen benutzt haben werde, lässt sich, bey seiner schon sonst gezeigten Bekanntschaft mit diesem Lande und bey seiner vielseitigen Belesenheit, von selbst erwarten. Den Kupfern voran geht unter der Aufschrift: *Palästina*, eine kurze Notiz von der geographischen Lage dieses Landes, von seinen Producten, vom Jordan, von der ehemaligen und jetzigen physischen Beschaffenheit desselben und den Revolutionen, die es von frühen Zeiten an bis auf dessen Besitznahme durch die Türken, welche es nun seit beynahe 300 Jahren beherrschen, erleiden musste (S. 1—3). Dann folgen die 12 Kupfertafeln. T. I. *Ansicht der Stadt Jerusalem von dem Ölberg.* Um einen Prospect von dieser Stadt aufzunehmen, haben schon frühere Reisende den Ölberg, der eine Viertelstunde von der Stadt gegen Morgen liegt, als den vorzüglichsten Standpunct vorgeschlagen und empfohlen. Die Erläuterung (S. 4—6) ist nach *Volney*, und vorzüglich nach Hn. *Chateaubriands* trefflicher Schilderung entworfen. T. II. *Überrest eines Thurms der Burg Antonia.* Die Erläuterung (S. 7) enthält eine kurze Geschichte der Entstehung der Burg und des Nutzens, den sie den Römern gewährte, nach *Josephus*; vgl. *R. Pococke* Th. II. S. 21 (der zweyten Aufl.). T. III. *Ein Theil von Jerusalem mit der Kirche des heiligen Grabes.* In der Ferne erblickt man den Ölberg. Die Erläuterung (S. 8—10) giebt die Geschichte der Entstehung dieser Kirche und ihrer Schicksale, und eine sehr ins Detail gehende Beschreibung des Merkwürdigsten, was sie umfasst. (*Pococke* giebt von ihr auf der 4 Tafel einen genauen Grundriss, dessen Erklärung man nicht ohne Nutzen hiemit vergleichen wird.) Zum Schlusse dieser Notizen erwähnt der Vf. der Gefahr, die dieser Kirche im Jahr 1799, als die Nachricht von der Landung der Franzosen in Ägypten nach Jerusalem kam, drohte, welche aber ein Derwisch noch glücklicher Weise abgewendet hat. T. IV. *Die Säule, an welcher das Todesurtheil des Heilandes angeheftet war.* Die kurze Erläuterung (S. 11) ist grösstentheils aus *Pococke* (S. 20). Der Schwibbogen, dessen in derselben erwähnt wird, heisst nach ihm *Ecce Homo.* T. V. *Ein maronitischer Mönch und maronitische Pilgrime.* Die Erläuterung (S. 12 f.) giebt zuerst eine kurze Nachricht der Entstehung, der Sitten und Gewohnheiten der maronitischen Mönche (vgl. *Volney* II, 7 ff.) und hierauf noch eine gedrängte Nachricht von dem römisch-katholischen Kloster St. Salvator, von dem alle Reisenden vielfache Notizen geben. T. VI. *Die Capelle des heiligen Grabes.* Ein vorzüglich schönes Blatt! Die Erläuterung (S. 14 f.) hebt aus den vorhandenen Beschreibungen das Wichtigste aus. Auch das Unglück, das diese Capelle im Jahr 1808 betroffen, ist nicht vergessen worden. T. VII. *Das Grab Josephs von Arimathia.* Die kurze Erläuterung (S. 16) erwähnt auch der Nachricht, dass Joseph nach England verwiesen worden seyn soll. T. VIII. *Der Teich Bethesda.* Hiezu die sehr kurze Erläuterung S. 17. T. IX. *Die Quelle Siloah.* Bey *Pococke*, aus welchem die kurze Erläuterung (S. 18) genommen ist, heisst sie der Brunnen Siloa. T. X. *Das Grab der Jungfrau Maria*; vgl. die Erläuterung (S. 19). T. XI. *Eingang zu den Gräbern der Könige von Juda*, und T. XII. *die Gräber der Könige von Juda.* Die Erläuterung (S. 20) bezieht sich auf diese beiden Kupfertafeln. Nach unserem Vf. und *Pococke* (vgl. den Grundriss derselben auf dessen 5 Kupfertafel) gehören sie zu den schönsten Denkmälern alter Baukunst, die noch um Jerusalem vorhanden sind. Den letzten Beysatz darf man also nicht übersehen, wenn man bey anderen Reisenden das Lob nicht so hoch gestimmt findet, und z. B. bey *Hasselquist* (S. 163)

Folgendes liest: „Das Begräbniſs der Könige, in einem Kalkberge ausgehauen, aber nicht so schön als das alexandrinische.“ — Über die hier getroffene Auswahl der Ansichten erlaubt sich Rec. keine Bemerkung, da höchst wahrscheinlich noch mehrere Hefte, oder Bände, nachfolgen werden. Das Titelblatt sagt zwar nichts davon; aber auf jeder Kupfertafel steht unten zur Seite: „*Ansicht. v. Paläst. 1r Bd.*“ Rec. sieht der Fortsetzung mit Vergnügen entgegen.

Σλρ.

1) Gotha, b. Ettinger: *Reise nach Paris im Sommer* 1808, von *Galletti.* 1809. 220 S. 8. (18 gr.)

2) Duisburg u. Essen, b. Bädeker u. Kürzel: *Episoden aus einer Reise nach Paris im Sommer* 1809. Mit einem illuminirten Kupfer. 1810. 330 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Beide Schriften haben Einen Zweck, und wir zeigen sie daher vereinigt an. Ihre Vff. theilen nämlich das mit, was sie auf ihrer Reise zur Hauptstadt von Europa (so möchte Rec. jetzt Paris nicht bloſs mit Rücksicht auf den einzigen Machthaber von Europa, sondern auch in Hinsicht auf die hier fast von ganz Europa zusammengetragenen Kunst- und Literatur-Schätze nennen), was sie in der Hauptstadt selbst und auf ihrer Rückreise Merkwürdiges sahen und dabey empfanden. Sie berühren sich beide in mehrfacher Beziehung. Hr. *G.* reist zwar über Mainz, Metz, und der Ungenannte über Brüssel nach Paris; aber dieser kehrt auf eben dem Wege zurück, den jener zur Hinreise genommen hatte. Beide begegnen sich in der Beschreibung der meisten Gegenstände, die ihre Aufmerksamkeit fesselten, namentlich des Musée Napoleon, der französischen Denkmäler, der kaiserlichen Bibliothek, Tivoli, Gobelins, Hotel des Invalides, des Theaters, des Palais royal, der Boulevards, der Palläste, der Gärten, des Charakters der Pariser, der Umgebungen von Paris, S. Cloud, Versailles, Groſs- und Klein-Trianon. — Doch gehen Beide in vielen Puncten von einander ab. Hr. *G.*, wie er sagt, reiste für die Geschichte der Revolution, die er eben bearbeitet; der Ungenannte scheint nur einen harmlosen Genuſs und die Mittheilung seiner Empfindungen zum Zweck gehabt zu haben. Hr. *G.* ist mehr beschreibend, dieser mehr darstellend. Jener interessirt sich für die Vergangenheit, dieser für die Gegenwart, die er durch die Vergangenheit hebt. Wenn jener bey historischen und statistischen: so verweilt dieser länger bey authentischen Gegenständen. Jener ist breiter und oft kleinlich in seinem Detail (z. B. er erwähnt, daſs die Postillons von Berka nach Vach die Passagiere aussteigen lassen, um die Pferde zu schonen, daſs man in Kaiserslautern vortreffliches Bier trinke, daſs man sich in Metz über die munteren mit einander plaudernden Leute freuen muſs, daſs auf dem *Pont de la république* zur Schreckenszeit eine gegen die Tuillerieen gerichtete Kanone stand u. s. w.); dieser übergeht alles, was nicht mächtig im Moment anzieht. Die Bemerkungen Hn. *G's.* scheinen meistens isolirt zu stehen; der Ungenannte klammert sich an den Gegenstand, der ihn interessirt, fest an, und läſst ihn nicht früher los, als bis er ihn von allen Seiten betrachtet hat. Hr. *G.* berührt meistens nur die Oberfläche von vielen Gegenständen; der Ungenannte beschränkt sich auf wenigere, dringt aber oft tief ein. Hr. *G.* ist seines Ausdrucks nicht ganz mächtig, mit der französischen Sprache nicht fertig vertraut, übertreibend, wo er treu, und oft gemein, wo er populär seyn wollte; der Ungenannte gebildet und gewandt im Ausdrucke, nicht bloſs der französischen, sondern auch mehrerer anderer Sprachen sichtbar kundig, und im Tone und Sprache ganz consequent. — Wenn Hr. *G.* in Zahlen, z. B. von Menschen, Gebäuden, Fenstern, Säulen, Arcaden, Werth derselben u. s. w. äuſserst genau ist: so findet man bey dem Ungenannten fast keine Spur, daſs er hierauf einen Werth lege. Hr. *G.* geht bey seinem Hange zu belehren so weit, daſs er sogar glaubt, das wiedergeben zu müssen, was bekannte Bücher, z. B. *Panorama de Paris*, *Miroir historique*, *description historique des monumens de Sculpture par Lenoir*, *le Cicerone de Versailles*, *Guide des étrangers aux monumens publics*, die er für unbekannt unter uns hält, über das Gesehene mittheilen; ein Werk, das er fleiſsig benutzt hat, *Pariseum*, ist nicht genannt. Der Unbekannte bindet sich weniger an das, was Andere sagen; und wenn man hie und da die Werke, die ihm bey der Bearbeitung dienten, merken sollte: so fühlt man bloſs den gelinden Nachhall derselben in den Eigenthümlichkeiten, womit er seine ausgesprochenen Empfindungen begleitet. So ist also auch Hr. *G.* weniger, als der Ungenannte, originell. — Wir geben von Beiden die Belege. Zuerst von Hr. *G.* S. 7. Wie Mancher schenkte (sagt er bey Gelegenheit des zu Fulda errichteten Benedictinerklosters) den Mönchen Land oder Zinsen, um sich der Prüfung (sollte nach der Sprache der Katholiken heiſsen, Reinigung) des Fegefeuers zu entziehen. S. 10. Im Römer zu Frankfurt zeigte sich das Oberhaupt der Nation in seiner *Gröſse;* so auffallend aber die 1000 Jahre alten Krönungsgebräuche in unseren Zeiten seyn möchten: so erinnern sie doch an die *glücklichen* Zeiten unseres deutschen Vaterlands (auch dann, wenn 2 Könige zugleich, oder noch mehrere Nebenkönige gewählt wurden?), wo vor der Macht seiner Beherrscher der N. und O. *zitterten* (heiſst das eine glückliche Zeit? dann wären die Zeiten eines Dsinkischan sie auch!), und wie trostreich sind solche Erinnerungen in unseren Tagen, wo uns fast auſser der Sprache kein Gemeingut mehr übrig geblieben ist (trostreich kann einem Bettler wohl sein ehemaliger Reichthum nicht seyn!). S. 13. Daſs die reichen und wohlhabenden Frankfurter Künste und Wissenschaften schätzen, *beweist ihr Gymnasium und Theater* (wenn eine solche Semiotik für die Hochachtung eines Volks gegen Künste und Wissenschaften aufgestellt werden soll: so wird die Schätzung in der Ethnographie bald bodenlos seyn). S. 22. Die Betriebsamkeit der Einwohner zu Metz, die gröſstentheils auf der Straſse vor ihren Häusern sitzen, scheint sehr *in Bewegung* zu seyn

(ist dieses Spott oder Ernst, und was heisst dieses in einem oder dem anderen Falle?). S. 24. In dem Gasthofe zum *Pomme d'or* wird man von den artigen Töchtern der Wirthin sehr *freundlich* aufgenommen; sie lassen sich aber *ihre Freundlichkeit auch theuer bezahlen* (blieb dem Vf. kein anderer Erklärungsgrund, als dieser für die Bezahlung übrig?). S. 46 sind die Mädchen und das Spiel im Palais royal so skizzirt, dass man glauben sollte, der Vf. habe diesen antirevolutionären Artikel *con amore* hingeschrieben. S. 68. Die Kirche notre Dame, ehemals ein Tempel der heidnischen Götter, dem Esus (?) und Kastor und Pollux geweiht, ward von den merovingischen Childebert in eine christliche Kirche verwandelt, die vor länger als 600 Jahren 1183 ihre jetzige Gestalt erhielt (hienach sollte man glauben, dass Childebert 1183 gelebt habe). S. 78 übersetzt er die Inschrift auf *Rousseaus* Sarkophag: *Ici repose l'homme de la nature et de la vérité*, hier ruht der Verehrer der Natur und der Wahrheit. S. 93. Das pariser Publicum ist aus allen Ständen und allen Nationen zusammengesetzt (dazu fehlt viel!). S. 135. Wenn der Charakter der Oper Trajans Rückkehr auch etwas schwülstig ist: so *rauscht* sie doch zum Theil *ganz mächtig in die Ohren*, zum Theil *läßt sie sich auch in sanften Harmonien hören*. S. 173. Wie schrecklich, ruft er bey Abälards Grabmal aus, war doch das Joch, unter welchem der unbarmherzige Gregor VII (wie kommt Gregor mit Abälard zusammen?) die zärtlichen Triebe der Klosterbewohner (die Mönche haben nie heirathen dürfen) schmachten liess. S. 197. In Bar sur Ornerain werden die eingemachten Früchte in *grossen Wandschränken* aufbewahrt, und in der Kirche zeigt man ein altes Skelet (welches?). S. 197. Die artige Stadt Ligny hat merkwürdige Denkmäler (welche?). S. 203. Im Theater zu Strassburg waren viele Damen eben so *hübsch* als *gut* gekleidet; das Ehrfurcht erregende Erstaunen beym Ersteigen des Münsters geht in das sanftere Vergnügen der schönen Umsicht über. — Man nehme nun gegen solche Stellen den *Ungenannten* in seinen Episoden. Rec. kann der Kürze wegen nur Einiges mittheilen. S. 10. *Karl* der Grosse steht in Eisen auf dem Brunnen zu Achen. Sein eisernes Zeitalter verlangte einen eisernen Arm. In unseren Tagen hat ganz Deutschland weniger geleistet, als damals die Sachsen. S. 77. Der erste Bewohner des stillen Hauses (in den Grabgewölben von Montmorency) wird der vor Kurzem verstorbene Prinz von Holland seyn. Selbst der Tod scheint nur schüchtern seine Opfer von der grossen Familie *Napoleons* zu fodern, da seit ihrer Erhöhung nur erst eins den Tribut der Natur von den zahlreichen Gliedern bezahlt hat. S. 80. *Rousseau* horcht nicht mehr der Harmonie der Wesen; die Sonne bringt ihm nicht mehr den holden Morgen, der Mond nicht mehr die milde Nacht herauf; er schläft den eisernen Schlaf in den Begräbnisshallen des Pantheons; er hat nicht die Vergötterung erlebt, die ihm zu Theil geworden; er hat die Opfer der Wuth des Parteyhasses, der schändlichsten Anarchie nicht gesehen, in welcher so manche mordgierige Brut ihn als Opferpriester der Freyheit ausrief. Ein gütiges Geschick bettete ihn früher in die stillen Schatten der Begräbnissinsel zu Ermonville, bis ein gesetzloserer Haufe, der in seinen Schriften die Rechtfertigung aller Schändlichkeiten gefunden zu haben glaubte, auf eine andere Art seine Asche zu ehren suchte. S. 132. Aus S. Cloud sind die ungeheuren welterschütternden Plane und Unternehmungen ausgegangen, welche die Mitwelt anstaunt und nicht begreift, und die die späteste Nachwelt einem Titanengefecht zuschreiben wird. Hier lebt der grosse Mann in ländlicher Stille und Eingezogenheit; seine Wohnung scheint ein Sansfouci, und doch ist sie die Werkstätte der Cyklopen. S. 287. Metz ist keine schöne Stadt, die unteren Classen sind von frappanter Hässlichkeit, und das schöne Geschlecht verdient nicht hier die Benennung. Es herrscht allenthalben eine Unsauberkeit an Häusern, Strassen, Menschen u. s. w. — Und wie geübt ist nicht das Talent der Beurtheilung des Vfs. in Gegenständen der Kunst! So giebt er S. 177 drey Arten von Glasmalerey an; das Glasmosaik, die eigentliche Glasmalerey, die unzerstörbare. — Eben so interessant sind die Nachrichten, die ihm seine literarische Kenntniss bey bedeutenden Gelegenheiten zuflüstert, z. B. im Dome zu Brüssel, wo er die Inschrift fand: *Post tot dissidia et caedes, tot bella, dolores, nunc fruitur tandem Gallia parte bona*, fragt er mit Recht, ob sich der grosse Mann an diesen Wortspielen wohl ergötzen mag? und antwortet: er ist zu gross dazu, sonst möchten wir solchen Verskünstler nnoch bemerken, was in *Gleardacci's* Chronik von Bologna steht T. I. S. 324: Im Jahre 1293 liess der Senat einen heiligen Schrein (Archa) in der Kirche S. Maria errichten, und in besagter Arche wurde hineingelegt der Leichnam des Pater *Bonaparte*. Auf derselben liest man folgende Verse: *Archa Buonaparti corpus tenet ista beati, multos sanavit, et sanctos esse probavit.* — Indessen kann Rec. bey allem Lobe, das dem Ungenannten gebührt, die Fehler nicht bergen, die der Vf. sich hat zu Schulden kommen lassen. Dass *Friedrichs* Degen im Tempel *de l'hotel des Invalides* hänge, behauptet er noch jetzt, ungeachtet *von Archenholz* das Gegentheil bewiesen hat; dass man jetzt zum Spannen der Armbrust eine Winde braucht, wo in älteren Zeiten die stärkere Faust zureichte, ist nicht ganz richtig: es gab damals, wie jetzt, Bogen, die mit und ohne Winde gespannt wurden u. s. w. — Auch hätte der Vf. nicht ganze Stellen, z. B. aus *Rousseau*, wie S. 85, abschreiben sollen. Was von der gothischen Baukunst S. 1 in Kölln gesagt ist, hätte der Vf. tiefer aufgreifen sollen. Wir nennen hier nur *Ritter* im rheinischen Archiv für Geschichte und Literatur von *Vogt* und *Weizel*, Jahrgang 1810. III Heft. No. 2. Mehrere Fehler, z. B. der malerische Ruin, *flebitis* statt *flebilis*, sind unbemerkte Druckfehler. Von Herzen unterschreibt Rec. die Bemerkung S. 188: Warum findet sich in Deutschland kein *Le Noir*, der die Denkmäler unseres Vaterlands zusammenstellt, zu welchen noch die Enkel als zu den Resten der grossen Fürsten- und Helden-Häuser wallfahrten und eine

Thräne der Wehmuth vergiessen könnten? Welchen Eindruck macht nicht schon die Sammlung auf der Wartburg, und doch ist diese nur einseitig und klein. Wird nicht der treffliche *Herzog von Weimar*, der in so manchem Herrlichen mit beschränkten Mitteln voraus gegangen ist, unter den Fürsten des Rheinbundes hier den ersten Schritt thun? J. Rhb.

1) Berlin, b. Salfeld: *Allgemeine Reise-Encyklopädie*, in Auszügen aus ungedruckten und den grösseren bisher erschienenen Reisewerken, zur unterhaltenden Belehrung. Mit Kupfern und Charten. 7 u. 8 Heft. 1810, oder II B. II u. III Heft. 362 S. mit Register, und II Jahrg. I Heft. 1811. 96 S. 8.

2) Berlin, b. Braunes: *Journal für die neuesten Land- und See-Reisen und das Interessanteste aus der Völker- und Länder-Kunde.* Dritter Jahrgang. Sept. Oct. Nov. Dec. 1810. 382 S. Skizzen und Anekdoten. 192 S. 8. Mit 1 Charte, 2 colorirten und einem schwarzen Kupfer.

Wir haben schon bey den Recensionen der einzelnen Hefte dieser Journale (J. A. L. Z. 1809. No. 192. 1810. No. 223. 247) bemerkt, dass beide, wenn gleich aus einem verschiedenen Verlage, doch dadurch mit einander in Verbindung stehen, dass No. 1 die bis auf das J. 1807 von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, No. 2 aber die seit dem J. 1807 erschienenen Reisen in Auszügen für den angezeigten Zweck enthält. In Ansehung des inneren Gehalts beziehen wir uns auf unser voriges Urtheil, das wir abzuändern nicht Ursache haben.

No. 1 beschliesst im 7 und 8 Hefte, die in einem Bande vereinigt sind, *Anton Torlizes Reise durch Deutschland*, aus dem Dänischen übersetzt. Sie ist noch wenig bekannt unter uns. Der Vf. erzählt flüchtig, aber angenehm. Die Schilderung von *Pestalozzi* ist am meisten anziehend, und die über ihn mitgetheilten Anekdoten nicht ohne Interesse. Z. B. von *Herbarts* Entwickelung des ABC sagte *Pestalozzi*: „*Herbarts* Dreyeck ist vornehmer Leute Viereck." Als man ihn tadelte, dass er keine Nationalcocarde am Hute trage, antwortete er: „Seit der Revolution trage ich sie in den Schuhen." Einst kam er, ganz mit Staube bedeckt, zu *Wieland*, um ihm ein Manuscript vorzulesen, das er in der Tasche hatte. Er ging lesend die Stube auf und ab, indem *Wieland* immer mit einer Bürste hinter ihm her war. „Hätte man früher so freundschaftlich mich gebürstet, wie du, sagte er, so wäre ich kein Schwein geworden." Das heisst doch, wenn sonst die Anekdote wahr ist, die Bescheidenheit zu weit treiben. — Die Auszüge aus *Le Gentils Reise nach Ostindien*, und *Dallaways Gemälde von Constantinopel* werden hier geschlossen, die aus *Gawrila Sarytschews Reise im nordöstlichen Sibirien* fortgesetzt. — Das erste Heft des Jahrs 1811 enthält *Vivant Denons Reise durch Ober- und Nieder Ägypten* (ist fast ganz überflüssig), und *Johann Meermanns Reise durch Dänemark, Schweden, Russland.* — Die *Wanderung durch die ehemalige Pfalz am Rhein durch Franken, Thüringen und Sachsen* vor dem Kriege, aus einer Handschrift, verspricht nicht viel. Sie ist in der Manier, wie man sie so zahlreich in unseren Zeitschriften antrifft. Die Kupfer zu dem 7 und 8 Hefte sind 1) die *Rennthiertungusen in ihrer Sommerkleidung* (colorirt); 2) dieselben *in einer Jurte als Nachtlager*; 3) ein *Neger Marabout und eine Negerin mit ihrem Haarputze*; 4) *Ansicht der Teufelsbrücke* (welcher? es giebt ihrer eine grosse Menge, die der hier mitgetheilten ähnlich sind!) In dem ersten Hefte des J. 1811 kommt nur ein Kupfer vor: *Mameluken zu Pferde in Kriegsrüstung*. Die Kupfer sind zwar nicht schlecht gestochen, aber gemein gewählt.

No. 2 ist diessmal mannichfaltiger. Die *Reise* und der *Aufenthalt eines Schweizers* in Spanien 1807 (aus den Rückerinnerungen aus Spanien, Aarau 1810), werden auch jetzt ihr Interesse noch haben, wo alles so mächtig geändert ist. *Krusensterns Reise um die Welt*, und *Leopold von Buchs Reise durch Norwegen und Lappland* werden fortgesetzt, und letztere geschlossen. Die *Reise nach Constantinopel*, von *Vincenz Batthyany*, die in vielfacher Hinsicht eine Mittheilung verdiente, angefangen und beendigt. Die *Beschreibung einer Reise durch den südlichen Theil der Insel Fyhzen* 1809, aus einer Handschrift, sollte etwas kräftiger seyn (wozu die Nachrichten in dem politischen Journale dienen konnten), sie würde dann gewiss mit der heiteren Laune und der gefälligen Sprache ihren Zweck erreicht haben. Von *der Reise durch das Königreich Westphalen*, ebenfalls aus einer Handschrift, müssen wir unser früheres Urtheil bestätigen. *Perrins Reise durch Hindostan*, aus dem französischen Berichte eines Missionars, ist, wenn gleich noch nicht lange gedruckt, veraltet. Die *Reise durch das südliche Frankreich, Savoyen und einen Theil der Schweiz* in den Jahren 1804 und 1805, aus dem Französischen (sie erschien 1807 zu Paris), macht nach der Fortsetzung begierig. — Die Kupfer, zum Theil mit Erklärungen begleitet, sind 1) die kasanischen Tatarn (ein colorirtes Blatt), 2) das Federballspiel der Kochinchinesen (schwarz), 3) Albanier (colorirt), 4) Charte von Norwegen und Schweden nach den neuesten (?) Beobachtungen 1810. — Unter den Skizzen und Anekdoten ist keine gefällige Auswahl getroffen. H. P. E.

BESONDERE ABDRÜCKE.

Hannover, b. Hahn: *Sammlung von Gesetzen, königlichen Decreten, Staatsraths-Gutachten, Ministerialschreiben und Instructionen zur Ergänzung des Gesetzbuchs Napoleons für Westphalen.* — Supplementband zum Gesetzbuche Napoleons. 1811. XIV u. 503 S. 8. (16 gr.) Ist der mit besonderen Seitenzahlen versehene und einzeln verkäufliche Text von dem *Supplement du Code Napoléon* u. s. w., welches unlängst in No. 175 recensirt worden ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 AUGUST 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *M. T. Ciceronis Philosophica omnia.* Ex scriptis recens collatis editisque libris castigatius et explicatius edidit *Jo. Aug. Goerenz.* Volumen secundum. Academica continens.

Auch unter dem besonderen Titel: *M. T. Ciceronis Academica.* Ex scriptis etc. 1810. XLVI und 82 S.; und *M. T. Ciceronis Academicorum priorum liber II sive Lucullus.* Ex scriptis etc. 1810. XXX u. 286 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Bearbeitung der philosophischen Schriften des Cicero, deren erste Frucht Hr. Rector *Goerenz* im J. 1809 in der Ausgabe der Bücher *de legibus* darbot, und das Publicum mit gerechtem Beyfall aufnahm, hat sich an der Fortsetzung, welche die *Academica* umfasst, von Neuem mit allen den Vorzügen, welche bereits von den Rec. des ersten Bandes anerkannt worden sind, bewährt. Wir freuen uns, dass es dem achtungswerthen Herausgeber gelungen ist, diese mühsame Fortsetzung so bald erscheinen zu lassen, ohne der Gründlichkeit und Genauigkeit der Kritik und Interpretation, welche die *Academica* foderten, einigen Eintrag zu thun. Hr. *G.* hatte nämlich schon vor der Herausgabe der Bücher *de legibus* in den übrigen philosophischen Schriften des Cic. trefflich vorgearbeitet, und sich dadurch in den Stand gesetzt, sein Versprechen so bald zu erfüllen, und seine Umsicht und Vertrautheit mit Cicero's Sprachgebrauch und Darstellungsweise auch in dem vorliegenden zweyten Bande zu bewähren. Wir sind daher berechtigt, für die nächsten Bände dieses verdienstlichen Werkes im Untersuchen und Beweisen immer mehr Vorsicht und Strenge neben zwangloser Auffassung und Darstellung des Sinnes im Einzelnen, wie im Ganzen, uns zu versprechen, da es unverkennbar ist, dass Hr. *G.* dieses Geschäft mit wahrer Liebe zu seinem Schriftsteller, und mit der nöthigen Unbefangenheit und Unparteylichkeit begonnen hat, und keine Aufopferungen scheuet, sein Unternehmen mit immer grösserem Beyfall auszuführen.

Eine Hauptschwierigkeit zeigte sich dem Herausgeber bey der von Neuem zu eröffnenden und durchzuführenden Untersuchung über den Zustand der beiden Bücher, aus welchen die *Academica* bestehen, oder bey der endlichen Entscheidung des alten Streites über die doppelte Ausgabe der *Academica*, mit welchem sich der grösste Theil der auf die Vorrede folgenden *Introductio* von p. XV—XXXVIII beschäftigt. Zuvor vertheidigt Hr. *G.* die von *Peter Faber* und von *Davies* mit Recht aufgestellte, und von *Ernesti* wieder verdrängte Überschrift *Academica*, und weiset die vulg. *Academicae Quaestiones*, oder, wie man vorgeschlagen hat, *Disputationes*, zurück. *Academica* nenne diese Schrift, ausser dem Nonius, Cicero selbst Offic. II, 2, 8, so wie *Academicos libros* de Divin. II, 1, 1. Dass er sie ad Attic. XIII, 19, unter dem Titel *Academica quaestio*, oder Ἀκαδημικὴ σύνταξις anführt, diess schreibe er *ad amicum de re huic nota vagius.* Was kann aber unbestimmter seyn, als *Academica?* Auch braucht er in jenem Briefe den Ausdruck *Academica* hinter dem *Academ. quaestio*, und giebt von dem Worte *quaestio* a. a. O. selbst gleichsam Rechenschaft, indem er hinzusetzt: *In eis quae erant contra ἀκαταληψίαν praeclare collecta ab Antiocho, Varroni dedi: ad ea ipse r e s p o n d e o: tu es tertius in sermone nostro.* Es möchte also wohl nicht Viel einzuwenden seyn, wenn man das erste Buch *Academi c a e quaestion i s liber I* betitelte. Indess ist allerdings die Überschrift *Academica*, als öfter von *Cicero* gebraucht, und für einen Theil der *Philosophica* sehr passend, anzuerkennen. Jene Streitfrage aber löset Hr. *G.*, gestützt auf die unmittelbaren Äusserungen Cicero's in den Briefen an den Atticus, auf Zeugnisse des Plutarch und Varro, und auf innere Gründe. Die Frage war: Hat Cicero die erste Ausgabe seiner *Academica*, welche aus zwey Büchern, dem Catulus und Lucullus, bestand, umgearbeitet, und wie, und warum hat er diess gethan? Hr. *G.* geht beurtheilend die Ansichten des Talaeus, Victorius, Lambin, Durand, Davies, de Allio, Olivet, Ernesti, Castillon, Hülsemann und Ranitz durch (*G. G. Wernsdorfs specimen I und II notarum philolog. et critic. in Ciceronis Academ. Quaest.* vom Jahr 1807 und 8 scheint er nicht gekannt zu haben), und nachdem er dargethan, *diversos, nec ejusdem editionis, libros esse primum et secundum, qui adhuc superant, Academicorum: in posterioribus autem et quidem in omnibus IV libris Varroni colloquii partes fuisse primarias:* macht er auf etwas aufmerksam, worauf man bisher nicht geachtet hat, dass Cicero in der ersten Ausgabe der *Acad.*, bey Aufstellung der Meinungen der neueren Akademiker, den Stifter dieser Akademie übergangen hatte, den Arcesilas, *in cujus sententia pleraque omnia, quae deinde Carneades et Philo uberius et concinnius disputabant, neque tamquam in ovo, sed satis explicata, et non sine magno acumine proposita, conti-*

nebantur. Dieſs, mit anderen Umſtänden zuſammengehalten, führt die ſcharfſinnige Unterſuchung p. XXXVI u. f. zu folgendem, ſehr befriedigendem Reſultat, welches wir mit des Vfs. eigenen Worten aufſtellen wollen: *Cum enim Cicero, editis prioribus Academicis, intellexiſſet, id quod vagum in iis inerat Arceſilae ratione*, (dieſes Komma ſollte nach *inerat* ſtehen) *ſeparatim expoſita, totum tolli, rectiusque cuique ſua tribui poſſe, tumque omnia in certum ſuum orbem aptius redire: coepit ea ſtatim ad Catonem Brutumque transferre. Paulo poſt Atticus ad eum illud de Varrone: cum Varro Antiochius eſſet, id ipſum, ut prorſus rei ſuae conveniens, cupide ille arripuit, atque IV iſtos libros ſic conſcripſit, ut in primo, ſcena dialogi alia inducta, ea, quae in Catulo in totius Academiae hiſtoriam breviſſimis expoſuiſſet, accuratius ad Antiochum usque exponeret, atque ita totum hunc librum expleret; in ſecundo Arceſilae rationem ſeparatim explicaret, ſubtractis iis, quae paſſim in Catulo et Lucullo monuiſſet: tertio denique et quarto libro, qui vel inde jam contractiores evaſerant, Carneadis et Philonis ſententias reponeret, collectis arctius, accuratiusque diſpoſitis, quae paulo diffluebant, mutatisque reliquis, quae mutanda putaret; cetera omnia retineret, quae ad horum duumvirûm philoſophiam referrentur; ſingulisque his libris poſtremo loco prooemia praefigeret.*

Die *Introductio* zum Lucullus enthält einen auf Stellen dieſes Buchs mit vieler Wahrſcheinlichkeit gegründeten Abriſs des verloren gegangenen erſten Buchs der erſten Ausgabe des Catulus. Auch hier geht Hr. *G.* mit vieler Genauigkeit zu Werke. Bey der Berichtigung des Textes des erſten Buchs konnte der Herausg. 4, bey dem zweyten Buche 5, noch nicht verglichene Handſchriften benutzen, welche er in der Vorrede genauer beſchreibt. Die früheren Ausgaben der *Academica* ſind durch die vorliegende, ohnerachtet der häufigen Rückſicht auf das Beſſere, das von Anderen bereits für die Berichtigung des Textes vorgeſchlagen worden war, nicht überflüſſig gemacht: dafür aber findet man deſto mehrere und fruchtbarere kritiſche und Sprach-Bemerkungen von dem Herausg. ſelbſt. Von der Berichtigung des Textes aus bot ſich dem mit Cicero's philoſophiſchem Sprachgebrauch vertrauten Forſcher häufig Gelegenheit dar, vorzüglich über den Gebrauch der Partikeln theils noch nicht genug beachtete, theils neue Regeln oder Winke zu geben, deren genauere Beſchränkung der Herausg. ſich nicht ſelten vorbehalten hat, wie p. 247 über den Gebrauch des *ne* für *ne quidem*, über den Unterſchied des *e* und *ex* u. a. Freylich traf Rec. auch auf manche den Leſern dieſes Commentars längſt bekannte oder ſchon zu den Büchern *de legibus* gemachte oder auch mehreremal ſelbſt in dieſem Commentar wiederholte Bemerkungen, z. B. über *ſed tamen* nach einer Parentheſe Acad. I, p. 71 und II, p. 38, wo noch Beyſpiele beygebracht werden. Dieſelben Stellen, welche für *aliqui* ſtatt *aliquis* II, p. 41 aufgeführt worden ſind, findet man wieder p. 157, wo jedoch für Offic. II, 7, 1 zu leſen iſt III, 7, 1. Zur Beſtätigung des nicht ſeltenen *ipſe* für *ſi per ſe eum ſpectes* wird II, p. 216 de Offic. III, 6, 18 angeführt, und faſt mit denſelben Worten erklärt, und gegen Heuſinger vertheidiget, wie *de leg.* p. 259: wo es jedoch unrichtig *Fr. Heuſinger* heiſst, ſtatt *J. M. Heuſinger*. Daſs die Pronomina den *Verbis dicendi* und *ſentiendi* (Hr. *G.* ſagt weniger paſſend *opinionis*) häufig vorgeſetzt werden, wird I, p. 12 mit 5 Beyſpielen bewieſen. Von dieſem Gebrauche iſt II, p. 22 und 145 aufs Neue die Rede, ohne Veranlaſſung von Seiten der Kritik, wie dieſs der Fall iſt p. 134 und 163, wo zur Beſtätigung der Lesart zwey neue Beweisſtellen und eine der früheren angetroffen werden. Bey einigen von dieſen Stellen p. 12 iſt das *verbum regens* von dem vorhergehenden Accuſativ und dem folgenden Infinitiv durch Kommata getrennt worden, wie *de Finibus* V, 31, 93: *qui ſe, fatentur, virtutis cauſa ne manum quidem verſatnros fuiſſe.* Iſt dieſe Interpunction nicht durch Druckfehler entſtanden, was man kaum glauben kann, da ſie noch einmal in dem nächſten Beyſpiele vorkommt: ſo muſs wenigſtens *qui* auch noch durch ein Komma von *ſe* getrennt und ſo mit *fatentur* vereinigt werden: *qui, ſe, fatentur, verſat.* Allein gerade dann, wenn das *verb. reg.* ſich in die Conſtruction des *accuſ. c. inf.* hat verweben laſſen, iſt eine ſolche Trennung überflüſſig und läſtig. Wichtiger iſt, daſs die eben ſo falſch interpungirte Stelle II, Philipp. 12, 29 gar nicht einmal hieher gehört. *Tu autem omnium ſtultiſſime, non intelligis, ſi id, quod me arguis, voluiſſe interfici Caeſarem, crimen ſit: etiam laetatum eſſe morte Caeſaris crimen eſſe.* Hr. *G.* ſetzt nach *me* vor *arguis* ein Komma. Allein *me* hängt durchaus nicht mit *voluiſſe* zuſammen, ſondern mit *arguis*, und *crimen* iſt nicht *me voluiſſe*, noch weniger *quod me arguis voluiſſe*, ſondern einzig *voluiſſe interfici Caeſarem*, ſo wie im Gegenſatze *laetatum eſſe morte Caeſaris*. Bey der aus *Acad.* I, 5, 18 hier angeführten Stelle: *Quid me, inquam,* (*inquam* iſt weggefallen, das Komma aber nach *me* fälſchlich ſtehen geblieben) *putas philoſophiam jam profeſſus ſim populo noſtro exhibiturum?* muſste Hr. *G.*, wenn ſie hieher gezogen werden ſollte, conſtruirt haben: *Quid putas me exhibiturum.* Allein an dem angeführten Orte ſelbſt p. 30 wird ohne hinreichende Erklärung des *Quid me putas*, wozu man *ſentire* aus dem vorhergehenden *meque iſta delectant* denken muſs, dieſes *me* von *exhibiturum* ausdrücklich dadurch gänzlich getrennt, daſs, und zwar mit allem Recht, angenommen worden iſt: *Noluit auctor ſe, quod cum ſoni vi praepoſuit, repetere.* Wenn aber jener Bemerkung über das Vorſetzen des *Pronom.* vor das *verb. reg.* beygefügt wird: *Cauſam in ſoni vi quaerendam eſſe, quam ita pronomen accipit, atque inde turbatum per verbum regens accuſativi c. infin. ordinem alibi accuratius docebo:* ſo können wir nicht umhin, der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes einigermaſsen vorzugreifen. Wir ſehen nämlich nicht ein, warum der Herausg. dieſe Bemerkung bloſs auf die Pronomina in der Conſtruction

des *Accuſ. c. inf.* beſchränkt, da ja doch in dem Falle, daſs das *verbum reg.* dazwiſchen tritt, eben daſſelbe auch von jedem im Accuſativ geſtellten Subjecte, alſo auch von den *nominibus ſubſtantivis* gilt; und der ſogenannte *ſonus*, den wir lieber den *rhetoriſchen Accent* nennen, liegt in *ſe negat ſcire* auf dem *ſe* nicht ſtärker, als auf *ſapientem* in *ſapientem dicit ſcire;* oder in *qui nihil cenſet deeſſe virtuti* behauptet *nihil* dieſe Stelle vor dem *verb. reg.* mit eben dem Rechte, wie jenes Pronomen. Übrigens können wir den *ſonus* nicht als einzigen Grund jener Erſcheinung, noch auch dieſen überall gelten laſſen. Denn *Acad.* II, 28. 89: *Nonne etiam bis ſe exclamavit videre, quum omnino non videret*, liegt der Accent doch wohl wegen des Gegenſatzes auf *bis;* und Cicero ſchrieb *bis ſe exclamavit* nicht, weil das Pronomen *ſe* hervorgehoben werden ſollte, ſondern einmal um der Deutlichkeit willen, weil *bis* nicht zu *exclamavit* gehört; dann ward aber auch *ſe* neben *bis* geſtellt, weil hier, ſo wie bey allen dergleichen Zahlworten und anderen *Pronominibus* und *Adjectivis*, welche eine Menge oder Gröſse bezeichnen, das wahre Verhältniſs ſtärker hervortritt durch Beyfügung des Gegenſtandes, mit dem jene Menge oder Gröſse verglichen werden ſoll, oder an welchem ſie ſich bemerkbar macht. Daher die Zuſammenſtellung von *bis ſe exclam.* keine andere iſt, als *nihil ſe putant ſcire; duo ſibi putant concedi; uni tibi licet; ſua quisque teneat.* Und läſst ſich denn der Grund der Verſchiedenheit in der Wortſtellung von *negant ea ſe percipere* und *ea ſe negant percipere* und *ea ſe percipere negant* nicht leichter in *verbo reg.* finden, welches ſeines Nachdrucks, oder der Deutlichkeit, oder, wenn jene Gründe nicht entſcheiden, des Numerus wegen, zufolge der Abhängigkeit des lateiniſchen Wortbaues von der rhetoriſchen Schönheit, vorn, oder in der Mitte, oder am Ende des Satzes geſtellt werden kann? Die deſshalb nöthige Unterſuchung, deren man ſich bey einiger Fertigkeit im Lateiniſchſchreiben oft nicht einmal bewuſst wird, betrifft aber nicht bloſs die in die *ſedes ſoni* zu ſtellenden Worte, oder die Hauptredetheile einer jeden Enunciation, ſondern jedes einzelne Wort, als Theil des Ganzen. Im Verfolg der nicht mechaniſchen, ſondern tiefer begründeten, rhetoriſchen Wortſtellung aber trifft man auf folgende Thatſache: daſs für den Verſtand (in ähnlichem Verhältniſſe, wie für das Ohr in dem gebundeneren Rhythmus des Metrum und in dem freyeren Numerus der Proſa nach dem Geſetz der Wechſelwirkung) ein wellenartiges Aufſteigen und Abfallen der Rede Bedürfniſs iſt, demnach die Haupttheile jeder Enunciation, ſo wie jeder Periode gehörig vertheilt, und die zur Einfaſſung, Begleitung und Verbindung derſelben dienenden Worte, eben ſo wenig mit Willkühr als die ſtärker betonten, dazwiſchen geſtellt werden, ſo, daſs in gröſseren oder kleineren Räumen die rhetoriſch gewichtvolleren Worte aus einander treten. Denn bey dem Zuſammendrängen mehrerer, oder aller, ſtark betonten Worte einer längeren Enunciation an einander würde der Verſtand eben ſo wenig wie das Ohr da, wo drey, vier Arſes ohne Theſis neben einander ſtänden, im Stande ſeyn, das innere Gewicht eines jeden bedeutungsvollen Wortes gehörig zu faſſen und zu würdigen. Von dieſem Grundſatze aus muſs nach unſerem Dafürhalten die ganze, den rhetoriſchen Accent oder den *ſonus* betreffende, Unterſuchung ausgeholet, und alſo auf dem umgekehrten Wege, als dem der Erfahrung, auf welchem Hr. *G.* die *ſedes ſoni* entdeckt zu haben ſcheint, unternommen werden. Rec. iſt im Voraus, und durch gemachte Verſuche überzeugt, daſs man ſo für die proſaiſche Wortſtellung im Lateiniſchen (und unter gewiſſen, auf die Gefügigkeit der Sprache gegründeten, Modificationen in jeder Sprache, welche einer beſonderen rhetoriſchen Wortſtellung fähig iſt,) in gewiſſer Hinſicht engere und ſicherere Grenzen finden, und der Ausnahmen wenigere dabey zu machen nöthig haben wird; und vorausgeſetzt, daſs man die Arten des Vortrags und die beſonderen Zwecke der Rede, ſo wie die Individualität des Schriftſtellers, berückſichtigt, wird man ſo zu einem würdigen und für die Anordnung der Worte jeder Enunciation, und ſelbſt der Enunciationen unter einander in jeder Periode, ausreichenden Maſsſtabe der Beurtheilung namentlich lateiniſcher Schriften gelangen. Von der proſaiſchen Wortſtellung, welche durch den Numerus nur für das Ohr gehoben wird, lieſse ſich die rein poetiſche, welche durch das Metrum nicht Zwang leiden darf, ſondern nur durch daſſelbe vollendet und geeignet wird, den inneren und äuſseren Sinn harmoniſch zu beleben, auf dieſem Wege am ſicherſten trennen. Wir haben uns dieſe Abſchweifung erlaubt, weil wir wünſchen, daſs der Herausg., welcher bereits, wenigſtens auf dem Gebiete der vorhandenen lateiniſchen Schriften, trefflich vorgearbeitet hat, und durch ſeine Ausdauer und Liebe zur Sache nicht weniger, als durch ſeinen Scharfſinn und ſeine Genauigkeit, unterſtützt wird, bey der verſprochenen Unterſuchung von allgemeinen Grundſätzen ausgehen, und von da aus Regeln aufſtellen möge, welche nicht auf der Laune des Sprachgebrauchs, noch auf der Willkühr der Schriftſteller beruhen, ſondern in der Natur des Denkens und Sprechens gegründet ſind. —

Wir verſuchen nun noch, dem Zwecke dieſer Blätter gemäſs, unſeren Leſern Einiges von dem, was wir während des Leſens dieſes Commentars zu bemerken fanden, mitzutheilen; wiewohl wir weit öfter Gelegenheit hatten, mit vorzüglichem Vergnügen den Fleiſs und die Sorgſamkeit des Commentators anzuerkennen, als Ausſtellungen zu machen. Acad. I, c. 1. §. 1, p. 2, verſteht Hr. *G. ſatis longo intervallo* von dem noch rückſtändigen Wege bis zur Wohnung des Varro, welcher noch ſehr ermüdet geweſen ſey. Uns ſcheint dieſe Erklärung weniger natürlich, und dagegen angemeſſener, daſs man der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes *intervallum* zufolge (wie pro Arch. c. 4: *Interim ſatis longo intervallo, cum eſſet — profectus, venit Heracleam*) an den *Zeitraum* denke, welcher zwiſchen dem Begegnen und dem Zurückbegleiten, alſo über dem beym Begrüſsen

so gewöhnlichen Stehenbleiben verging. Diess passt recht wohl zu dem nächsten *complexi, ut mos est amicorum*, und steht in keinem Widerspruch mit dem frühern *paullum quam ejus villa abessemus*, welche Worte Hn. *G.* nöthigen, seine Zuflucht zu der Ermüdung des Varro zu nehmen, welches aus dem vorhergegangenen *venisse eum Roma pridie vesperi, et, nisi de via fessus esset, continuo* (also gestern noch) *ad nos venturum fuisse* sich eben nicht sehr sicher für den folgenden Tag abnehmen läst. C. 2, 5, p. 9, hat Hr. *G.* die Worte *verbis quamquam novis cogimur uti* dem Zusammenhange und dem, was Varro konnte sagen wollen, näher gebracht dadurch, dass er *quamquam*, welches nach keiner Erklärung passen will, in *quoque* verwandelte. Dagegen wird *quamquam* §. 6 an die Stelle des *quoniam* nach den Worten *adhibenda enim geometria est* mit noch vollgültigerem Rechte in den Text aufgenommen. Den Werth der Partikeln an jeder Stelle und ihre volle Bedeutung weiss überhaupt der Herausg. trefflich zu würdigen. Die Neigung zu diesem Geschäft verleitet ihn daher, bey der Erklärung des Sinnes, vorzüglich der Conjunctionen und dessen, was sie ihrer Natur nach zur Darstellung des Gedankens beytragen können, zuweilen zu Spitzfindigkeiten und unnatürlichen Erklärungen. So z. B. soll §. 10, p. 19, *immo vero* elliptisch gesagt seyn, und dabey verstanden werden *mea sententia, meo judicio*. Allein das eigene Urtheil ist ja hinlänglich in dem Verbo *contemnent*, oder bey der angeführten Stelle *immo vero obsecrabit patrem* in *obsecrabit* enthalten. Wozu solche Zersplitterung? Auf derselben Seite nimmt Hr. *G.* eine andere Ellipse an nach *an*. *Adhibet Cic. hanc particulam an elliptice variisque modis. An, quum dicit; an quod;* etc. Nachdem nun mehrere Stellen angeführt worden sind, in welchen *an* mit dergleichen Partikeln verbunden erscheint: so fährt er fort: *Denique haec nostra ratio an, quia sic capienda est, ut, an hoc causae est, cur poetas L. etc. plena sententia sit.* Allerdings erinnert das *an* in jener Stelle an die vorhergehenden Worte: *Quid enim causae est;* allein ist denn diess eine Ellipse? welche doch wohl da nicht ist, wo nächst vorhergehende Worte in Gedanken wiederholt werden müssen, sondern wo der Sprachgebrauch einmal für allemal die Auslassung eines oder mehrerer gewisser Worte geheiligt hat, welche man jedesmal von selbst, ohne die nächsten Worte unmittelbar zu Hülfe zu nehmen, versteht. Aber auch selbst in jener zu weiten Bedeutung das Wort *elliptice* genommen, gehört das erste Beyspiel *pro Arch.* 12, 30 durchaus nicht hieher, weil die Worte, welche zu *An* gezogen werden müssen, nicht aus dem Vorhergehenden in Gedanken wiederholt werden können, sondern vollständig nach *An* gelesen werden, nämlich *An — — virtutum nostrarum effigiem non multo malle debemus?* Überhaupt rathen wir den Lesern, die Stellen, welche zum Beweis nicht sparsam angeführt werden, jedesmal genau zu untersuchen, weil es dem auf Belege bedachten Herausg. nicht selten begegnet ist, dass er untaugliche Stellen in sein Interesse zog, wie z. B. p. 5, wo Offic. II, 3, 9, *id ipsum* nach dem entfernteren *hoc* nicht ganz mit *hunc eum ipsum* zu vergleichen seyn möchte. Auch ist Attic. II, 1, extr. die Zusammenstellung des *me, illum ipsum vindicem aeris alieni*, wegen der Apposition und der Verschiedenheit der Pronominum von jenen (*hunc eum ipsum*) weniger auffallend. — *Vero*, welches §. 25 nach *Dialecticorum* ohne Noth in *Sic dialecticorum* verwandelt werden soll, hebt aus den *multis* die Dialektiker hervor. C. 12, §. 45, p. 71, trägt Hr. *G.* kein Bedenken, die Worte: *ut contra omnium sententias dies jam plerosque deduceret*, mit *Wetzel* so zu erklären, dass *jam* aufgeopfert wird, und *dies plerosque* Zwang leidet, damit es heisse *omne fere tempus*. Er versteht nämlich *dies deducere* ähnlich dem *filum deducere*, ohne jedoch irgend ein Beyspiel anzuführen da, wo man es gerade erwartet hätte. Gewiss hätte die von *Wernsdorf* in dem angeführten Programm vorgeschlagene Verbesserung *dedoceret*, wenn Hr. *G.* sie gekannt, den Vorzug erhalten. Sie wird nämlich durch den ganzen Zusammenhang und die Wirkung des skeptischen Vortrags des Arcesilas *ut, quum in eadem re paria contrariis in partibus momenta rationum invenirentur, facilius ab utraque parte assensio sustineretur*, hinlänglich gerechtfertiget; und *dedocere* ist, wie μεταδιδάσκειν, dem, was Cicero sagen wollte, völlig angemessen. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Verf., und *Leipzig*, b. Barth: *Erdbeschreibung des Königreiches Sachsen.* Achter Band. Dritte Auflage. Grossentheils nach handschriftlichen Quellen umgearbeitet von *Karl August Engelhardt.* 1811. 584 S. 8. (22 Gr.)

Gmünd, b. Ritter: *Predigten auf alle Sonntage des Jahrs.* Gehalten in der Stadtpfarrkirche zu Schw. Gmünd von *Joh. Thomas Vogt.* Zweyte verbesserte Auflage. 1811. I Band. XVIII und 444 S. 8.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Repertorium über die im Gesetzbülletin des Königreichs Westphalen enthaltenen Gesetze und königlichen Decrete zum eigenen Nachtragen und einer fortdauernden Übersicht der Gesetze für Geschäftsmänner und Besitzer des Gesetzbülletins entworfen von G. F. L. Isenbart*, Friedensrichter im Canton Markoldendorf, Districts Einbeck des Leine-Departements. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. VI und 282 S. kl. 4. (1 Rthlr. 12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Weidmann: *M. T. Ciceronis Philosophica omnia.* Vol. II. Edidit *Jo. Aug. Goerenz etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Acad. II, 3, 7. p. 17 in Bezug auf die Worte: *Etsi enim omnis cognitio multis est obstructa difficultatibus, eaque est et in ipsis rebus obscuritas, et in judiciis nostris infirmitas, ut non sine causa et antiquissimi et doctissimi, invenire se posse quod cuperent, diffisi sint: tamen nec illi defecerunt etc.*, wird erinnert: *Obstinate tot* (wie viele denn, und welche?) *scripti cum tribus meis optimis pro que, quidem obtrudunt, ut facile in eum animum adducaris, non esse integrum locum. — Malim igitur, que in quidem mutari, et verba ea quidem est — diffisi sint, in parenthesi poni.* Allein *eaque* enthält doch offenbar eine Erklärung der Worte *omnis cognitio — difficultas*, so wie der Nachsatz *tamen nec illi etc.* auf die Worte *antiquissimi et doct.* zurückweiset. Die Neigung des Herausg. zu Parenthesen ist aber überhaupt ziemlich hervorstechend. So werden II, c. 6, 16 in der Periode: *Quot investigata sunt, posteaquam Arcesilas Zenoni, ut putatur, obtrectans nihil novi reperienti, sed emendanti superioris immutatione verborum, dum hujus definitiones labefactare vult, conatus est clarissimis rebus tenebras obducere*, die Worte *nihil novi — verborum* in Parenthese gesetzt. Allein diese Worte unterbrechen die Construction nicht durch eine eigene, und sind, was man doch von einem parenthetischen Satze verlangt, an sich grammatisch nicht verständlich, sondern mit *Zenoni* auf jede Weise ganz genau verbunden, nur dass das Verbum *obtrectans*, auf welches an dieser Stelle etwas ankam, dazwischen gesetzt worden ist. Auch würden wir C. 5, 14 die Worte *Empedocles quidem, ut interdum mihi furere videatur*, von *exclamant quasi mente incitati* nur durch Kommata getrennt haben. Auch nicht einmal jene Parenthese billigen wir, durch welche Hr. *G.* viel gewonnen zu haben meint, C. 17, 55: *Dein confugis ad physicos eos, qui maxime in Academia irridentur (a quibus ne tu quidem jam te abstinebis); et ais etc.* Dazu die etwas pomphafte Note: *His verbis demum suam vim reddidimus, cum ea parenthesi inclusimus.* Die Wiederholung eines Relativum ohne Copula ist häufig genug, und diese Parenthese eben so wenig nöthig, als §. 84 *in C. Cotta (qui bis cum Gemino consul fuit), agnoscendo*, oder §. 147, wo die Worte *qui de bonis — discrepant etc.* ja doch die nöthige Erklärung des Subjects *philosophorum* ausmachen. Hr. *G.* setzt dem Gebrauch der Parenthese offenbar zu weite Grenzen. Dahingegen ist in einer sehr zerstückelten Periode II, 6, 18 die dritte Parenthese unbemerkt geblieben, welche durch die Wiederholung der ersten Worte: *Quum enim ita negaret etc.* in dem *hoc quum infirmat tollitque* angezeigt wird, und die Worte *id nos a Zenone — — vel falsum esse possit* umfasst. C. 3, 9. p. 20 corrigirt Hr. *G. sed aut, ut potuerint*, und fügt also zu den 18 von Anderen vergeblich gemachten, hier aber nicht genannten, Vorschlägen den 19 hinzu, welcher in den Text aufgenommen ist. Die Vulgata *sed ut potuerunt* bedarf nach unserer Meinung keiner Änderung. *Ut potuerunt* ist *quantum potuerunt infirmissimo tempore aetatis*, und setzt voraus, *non multum autem potuerunt. Ut potuerint* hingegen ist gleich dem *utut potuerunt*, und lässt denken *nescio autem, quod potuerunt, quantum illud sit.* Eben so wenig war es nöthig, *aut* voranzustellen; obwohl dabey erinnert wird: *quippe quae particula in hujusmodi disjunctivis enunciationibus abesse nequeat.* Es kommt ja aber doch darauf an, wie stark die Trennung der Gegensätze ist, und ob die Trennung schon vor dem ersten Gliede angegeben werden, oder das zweyte Glied gleichsam als eine Ausnahme von dem ersten erscheinen soll, was um so leichter geschieht, wenn jedes Glied sein eigenes Verbum hat, wie hier *judicarunt, aut (si qui minus judicarunt) contulerunt.* — C. 6, 17. p. 37: *nec enim esse ullam rationem disputare cum his etc. VV. DD.*, sagt Hr. *G.*, *vehementer laborant, ut verum, cujus loco enim posuimus, in ordinem et gyrum cogant: sed quidquid moliantur alienum a loco et est, et erit* (?). Gerade die schönste und richtigste Lesart ist hier unbeachtet geblieben, welche der *Codex Massaeanus* enthält, *nec vero esse etc.* Bey dieser Lesart braucht man nicht das traurige Hülfsmittel, welches die Prosa, ausser wenn das Verbum die Form des Gerundii nicht zulässt (wie Verr. II, 17, 30 *capit consilium — non adesse ad judicium*), gar nicht einmal verstattet, zu welchem der Herausg. seine Zuflucht nimmt, wenn er sagt: *Accedit etiam infinitum tempus disputare gerundii loco positum.* Die angeführten Beyspiele passen auch hier wieder einmal nicht. Erstlich Offic. I, 12: *Quid ad hunc* (dieses Pronomen lässt Hr. *G.* leider stillschweigend weg, gerade wo alles darauf ankam; S. 109, wo er aus seinen 8 Handschriften *appellare* aufnimmt, wird dieselbe Stelle mit diesem Pronomen wieder an-

geführt) *mansuetudinem addi potest, eum, quicum bella geras; tam molli nomine appellari?* Die Worte *eum appellari* stehen offenbar für *quod is appellatur*. Die zweyte Stelle, auf welche hier die Rechtfertigung des Infinitivs statt des Gerundii fälschlich gegründet wird, ist II Philipp. 17 init.: *Sed materia facilis, in te et in tuos dicta dicere.* Man darf nur richtig construiren, um diese Stelle für gänzlich unstatthaft zu halten: *Sed in te et tuos dicta dicere (est) materia facilis.* Hr. *G.* construirt: *sed materia dicere* (für *dicendi*) *facilis est.* Zu solchem Versehen führte der übereilte Wunsch, Beweise zu finden. Eine ruhigere Ansicht der Stelle würde gezeigt haben, dass *nulla ratio est* nichts anderes sey, als *rationi non est consentaneum*, wobey der Infinitiv seinen guten Grund hat, oder sollen wir pro Caec. c. 12, 15: *suadebant amici cognatique Caesenniae — nullam esse rationem amittere ejusmodi occasionem*, den Infinitiv *amittere* für *amittendi* nehmen? C. 6. §. 18 werden die Worte: *ita imprudens eo, quo minime vult, revolvitur*, erklärt: *se ipsum induit Philo, quum, quod sumserat — tolleretur.* Wir verstehen die ersten Worte der Erklärung nicht, und corrigiren *in id ipsum se induit Philo quod timebat, quum etc.* — §. 20 wird *arte, ut oculi pictura teneantur, aures cantibus* gegen *Davies* und *Wetzel* vertheidigt, *ut* aber unrichtig für *fac ut* genommen. *Arte, ut — teneantur* ist nach *Ernesti's* richtiger Meinung *arte, per quam teneantur.* — §. 26 begreifen wir nicht, wie Hr. *G.* statt der Vulg.: *Quid? quod, si ista vera sunt, ratio omnis tollitur*, ohne alle Autorität dem Cicero aufdringen konnte: *Quid? quodsi, si ista vera sunt etc.* Die Stelle Orat. 43, 148 beweiset nur, dass *Quodsi* vor *tamen* für *Quod etsi* stehen kann, keineswegs aber, worauf es hier einzig ankam, dass man auch *Quodsi* nach *Quid?* setzen könne. *Quod* ist in diesem Falle durchaus unnütz und völlig ersetzt durch *Quid?* abgesehen davon, dass *quodsi* erst 2 Zeilen vorher vorkommt. Die Möglichkeit, dass ein *si* das andere verdrängt habe, hat diessmal (so wie C. 24, 78, wo *enim* nach *equidem* ohne äussere und hinreichende innere Gründe eingeschaltet wird) Hn. *G.* verleitet, die Richtigkeit der Vulgata zu verkennen. Wir geben die Frage: *Quis enim hanc structuram feret, Quid, quod tollitur? tamenne?* doppelt über das unglücklich gewählte *Quid? Quodsi, si* zurück. Den vorhergehenden Sätzen: *Quomodo autem etc., Itemque si etc.*, folgt nämlich der letzte und stärkste Einwurf: *Quid? quod — ratio omnis tollitur.* Und *Tamenne in ista pravitate perstabitis?* wirkt äusserst stark durch die Kürze, mit welcher die wahrscheinliche Folge, welche jene wichtigen Einwürfe haben werden, dass sie nicht länger auf einer so verkehrten Meinung beharren, durch das in Frage gestellte Gegentheil beygefügt wird: *Und doch wollet ihr* u. s. w.? Ein ähnlicher, obwohl schwächerer, Fall kommt vor C. 18, 57. p. 18: *Videsne, ut in proverbio sit ovorum inter se similitudo? tamen hoc accepimus etc.*, wo der Herausg. das *ne* nebst der Frage streichen möchte. Es mag nun aber *Vides*, oder *Videsne*, heissen: so ist doch auch ein *etsi* für das folgende *tamen* darin verborgen, wie in jenem *Quid? quod — tollitur.* Bald darauf §. 58 wird mit allem Recht *Neque id est contra nos* gegen *Davies* in Schutz genommen. — *P. Fabers* ingeniöse Conjectur C. 22, 70 *qui sub Novis solem non ferunt* wird an die Stelle der Vulg. *sub nube* gesetzt. Nur hätte dem Einwurfe, dass die *Novae tabernae*, was schon aus dem *sub* erhellet, auch bedeckt waren, mithin Schatten darboten, und man also nicht sieht, warum man sich von da wegwendete, begegnet werden sollen. Denn *Novae solis aestibus expositae erant*, reicht nicht ganz zu. Wir stellen uns die *Novas*, welche beyläufig hier ein des Cicero höchst würdiges, und wahrhaft interessantes Wortspiel darbieten, bedeckt, aber vorn nach der Mittagsseite zu offen vor. Das *sub dio*, welches Hr. *Rath* wenigstens besser als *sub nube*, obwohl vergeblich, vorschlägt, wird, so wie manche andere an anderen Stellen gethane Vorschläge, nicht erwähnt. — Kurz vorher ist *etiam* vor *fore* als wahrscheinlich unächt eingeschlossen worden. Rec. nimmt *etiam* für *insuper.* Denn *sperare fore, ut hi, qui se sequerentur, Antiochii vocarentur*, entspricht, als ein stärkerer Bewegungsgrund, dem früheren *nominis dignitatem videtur retinere voluisse.* Vortrefflich ist die Verbesserung der so oft gemisshandelten Stelle C. 25, 79: *deinde, nihilne praeterea diximus? maneant illa omnia, lacerat istam causam.* Diesen Accusativ hat Hr. *G.* aus 2 Handschriften zum Grunde gelegt, und, nachdem er vor *maneant* ein von *diximus* verschlungenes *si* eingeschoben, schreibt er *laceratis istam causam* in diesem Sinne: *Deinde nonne plura, quam quae sunt de remo et collo columbae, argumenta proposui, quae nisi omnia refutaritis, ex parte modo hanc causam agetis.* Doch finden wir es dem ganzen Vortrag, welcher zunächst gegen Lucull, wie in *tu negas*, gerichtet ist, angemessener, für *laceratis istam causam* zu lesen *laceras istam causam.* Bey dieser Gelegenheit stellt Hr. *G.* das *si* an 3 Stellen des Cicero wieder her, wo es, wie hier von *diximus*, durch die letzte Sylbe des vorhergehenden Worts leicht verdrängt worden seyn konnte. Über die erste dieser Stellen ad Attic. II, ep. 2 stimmen wir völlig bey. Bey der zweyten Orat. I, 4: *Quodsi quem aut natura sua — deficiet, aut minus (si) instructus erit magnarum artium disciplinis*, tragen wir einiges Bedenken, den lockeren Bau des zweyten Satzes zu stören, welcher weit weniger auffallen, und die Conjunction *si* vermissen lassen würde, wenn Cicero im ersten Satze, mit Veränderung des Verbum, hätte schreiben wollen: *Quodsi qui etc.* Eben so wenig ist Rec. von der Nothwendigkeit der für Offic. III, 17, 7 vorgeschlagenen Einschaltung des *si* nach *vendas* überzeugt worden. Auch möchte gar sehr die Frage seyn, ob in den Worten: *si in eam aliquis incurrat imprudens*, das *si* vor *aliquis* stehen darf, da es nicht *partic. conditionalis*, sondern so viel ist, als *si forte.* C. 25, 80. Mit Recht erklärt sich der scharfsinnige Herausg. gegen die höchst schleppenden Worte *regio-*

nem video nach *loco*, welche ausser dem Cod. Vien. in dem des Ursinus ganz fehlen (denn von *zwey* Handschriften, welche bey *Davies* diese Worte ausstossen sollen, sagt *Davies* selbst nichts), während in anderen *cerno* (oder *video*), *regionem video*, oder auch *Cumanam* sich findet. Die Kürze in den Worten: *Ego Cumanum ex hoc loco, Pompejanum non cerno*, erklärt nicht nur den Ursprung jener lästigen Einschiebsel, sondern ist auch der Gattung des Vortrags, welcher an dieser Stelle herrscht, und sich der Sprache der Unterhaltung nähert, höchst angemessen. Im Deutschen freylich würde die Auslassung des Verbum nach *loco* nicht Statt finden können. Es kommt dazu, dass *videbimus* diesen Worten unmittelbar vorangegangen ist. So hat auch Hr. *G.* C. 30, 29. p. 175 die Lücke, welche sich in dem Beyspiele eines Schlusses findet, und bisher nur unglückliche Versuche sie auszufüllen veranlasst hat, unfehlbar völlig hergestellt: *Si dicis [lucere, et verum dicis, lucet, dicis autem] nunc lucere, et verum dicis; lucet igitur.* Die Probe läst sich nämlich leicht machen nach dem bald darauf folgenden: *Si dicis te mentiri, verumque dicis, mentiris; dicis autem te mentiri, verumque dicis; mentiris igitur.* — C. 39, 122: *Latent ista omnia, Luculle, crassis occultata et circumfusa tenebris, ut nulla acies humani ingenii tanta sit, quae penetrare in coelum — possit: corpora nostra non novimus.* Hiebey wird erinnert: *Non viderunt interpretes, ut h. l. pro licet, si vel maxime, dici hoc sensu: Si vel maxime ingenium humanum non tanta acie sit, ut coeli terraeque naturam perspicere possit; ne corpora quidem nostra novimus.* Diese Erklärung ist weder logisch richtig, noch das *si vel maxime — non* lateinisch. Jenes *ut* dient, wie häufig, *tenebras* und *latent ista omnia* näher zu bestimmen, für *sic ut etc.* Überhaupt pflegt Hr. *G.* um eines Wortes willen, wo die einfache Erklärung für die Leser der *Academica* hinreichen würde, die ganze Stelle mit anderen Worten, welche nicht selten weniger plan und verständlich sind, als die des Textes, wiederzugeben. Es trägt diess zu unnöthiger Erweiterung des Commentars bey. Dahin gehört z. B. C. 39, 124: *Horum aliquid vestro sapienti certum videtur; nostro, ne quid maxime quidem probabile sit, occurrit; ita sunt in plerisque contrariarum rationum paria momenta.* Um zu beweisen, dass nach *occurrit* kein Punct stehen dürfe, wird der Sinn dieser ganzen Stelle mit folgenden Worten angegeben: *Noster Sapiens tam parum, quod certum sit, videt, ut ne deprehendat quidem, quod sit probabile maxime; tantopere sunt paria sibi in plerisque rebus oppositarum rationum momenta.* Die veränderte Stellung des *maxime*, welches Cicero absichtlich zwischen *ne quidem* setzte, und die Verwandlung des *quid* in *quod* kann Rec. nicht billigen. Die letzten Worte aber *paria momenta*, für welche man allenfalls eine Erklärung erwarten konnte, werden nur wiederholt, und dem *paria* eben nicht glücklich, für *ita*, das *tantopere* an die Seite gestellt. — Desgleichen ist nicht ohne Weitschweifigkeit der Sinn angegeben §. 126. p. 227 von den Worten: *Non ergo id agitur, ut etc.* Da *ergo* schon erklärt worden war: so konnte das *Non* durch Hinweisung auf die obigen Worte kürzer und sicherer vertheidigt werden. Diess ist auch der Fall §. 132. p. 240. Die Parenthese *vos quidem etc.* ist sehr richtig gestellt; konnte aber so, wie *si Polemoneus peccat Stoicus*, mit wenigen Worten gegen *Wetzel* erläutert werden.

Dem Commentar des ersten Buchs sind zwey Excurse zugegeben: der eine, um die schwierige Lehre der Stoiker *de Officio* auf Veranlassung der Stelle I, 10, 36 ins Licht zu setzen. Hier unterscheidet Hr. *G.* mit gewohnter Gründlichkeit aus griechischen und römischen Quellen, und anschaulich genug, die *Officia media*, und zeigt, dass *rejecta*, d. i. *minoris aestimanda*, ἀποπροηγμένα, den *sumendis*, d. i. *quadam aestimatione dignandis*, untergeordnet würden. Zu dergleichen anschaulichen Übersichten wird sich dem gelehrten Herausg. bey den Büchern *de Finibus* vorzüglich oft schickliche Gelegenheit darbieten. Der zweyte Excurs beschäftigt sich zur Erläuterung der Worte *quod autem erat sensu comprehensum, id ipsum sensu appellabant*, I, 11, 41, vorzüglich mit der Bedeutung des den Stoikern gebräuchlichen Wortes αἴσθησις.

Wir schliessen unsere Kritik mit einer Bemerkung, welche wir auch wegen der Fortsetzung dieser Ausgabe der *Philosophica* des Cicero für nöthig achten. Sie betrifft einige Ausdrücke und Wendungen, welche wir von dem Herausg. in seinem lateinischen Stil vermieden zu sehen gewünscht hätten. Ausserordentlich oft stiessen wir ungern auf *non poterat non, quin*, nämlich ausser der Introductio zu I und II, I. p. 44. 59. II. p. 34. 44. 63 u. a. a. O. Ein einziges Mal erinnern wir uns, nämlich II. p. 217, das Richtige gelesen zu haben: *Haec manifesta rati, non potuimus, quin corrigeremus;* hingegen p. 244: *cum alias non possis non, quin misceas.* Wir erinnern nur an das *Non enim possum, quin exclamem* bey Cic. Orat. II, 10. An einigen Stellen hätten wir, selbst wenn das zweyte *non* nicht da gestanden hätte, eine andere Wendung für passender gehalten. — *Nullibi*, welches I. p. 3 und 14 und öfterer vorkommt, ist auch dieses Commentars, in welchem so vortreffliche Sprachbemerkungen angetroffen werden, unwürdig. Noch häufiger findet man, wie II. p. 33. 176, *libros vetus editos.* Wenn man *recens* als Adverbium braucht: so gilt diess noch nicht sogleich auch von *vetus.* Selbstgeschaffene, oder den classischen, römischen Schriftstellern durchaus fremde Worte, wie *diversimodam (sententiam)* p. 212 — *praetervidendum est* p. 217 — *varimode* p. 261 — *fallacitas sensuum* Argum. II. p. XI — *rerum abstrusitas*, ebend. p. XII, sind zu auffallend, als dass wir den würdigen Herausg. nicht darauf aufmerksam machen sollten. Andere Unrichtigkeiten, wie p. 62 *quod (quae) h. l. auctoris mens est minime*, oder II. p. 17 *Uno exemplo rem defungamur*, vermisst man ungern in den *Corrigendis.*

Übrigens hat sich die Verlagshandlung das Lob, welches ihr in Rücksicht der Correctheit und Schönheit des Drucks und Papiers bey dem ersten Volum. der *Philosoph.* gebührte, auch bey dieser Fortsetzung rühmlich zu erhalten gewusst, und wir sehen in jeder Hinsicht den folgenden Bänden dieser trefflichen Ausgabe mit Vergnügen entgegen.

A. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Erklärung einer griechischen Inschrift, welche auf die samothracischen Mysterien Beziehung hat.* Von D. *Friedrich Münter*, Bischof von Seeland, Ritter vom Danebrog und königlichem Ordensbischof. 1810. 47 S. 8. — Die hier abgehandelte interessante Inschrift, die vor mehreren Jahren von *J. F. P. Fauris St. Vincent* zu Aix aufgefunden, und von dessen Sohne mit einer doppelten Übersetzung von *Villoison* und *Chardon de la Rochette* bekannt gemacht wurde, ist die Grabschrift eines jungen Seefahrers, der hier aus seinem Grabhügel am Meeresufer den Wanderer anredet:

Κουρος εγω καλεω σε, θεῳ φιλος, ουκ ετι θνητος
ηιθεος Κουροισιν ομηλικιη πανημοιος
πλωτηρων σωτηρσιν, αμυκλαιοισι θεοισι.

und zuletzt sich unter die himmlischen Chöre verklärter Geister aufgenommen rühmt. Die Erwähnung der amykläischen Götter scheint dem gelehrten Vf. auf die samothracischen Mysterien hinzuweisen. „Es ist ein Jüngling, der hier spricht: ein *Verehrer* der amykläischen, *folglich* auch der samothracischen Götter; ein Seemann, der durch *ihre* Huld nach dem Tode hoher Seligkeit theilhaftig geworden ist." Bey dem so unbestimmten Verhältnisse der Dioskuren und der samothracischen Gottheiten, gegen deren Identität sich schon *Varro* erklärte, scheint es weder zulässig, unter den Einen stets die Anderen zu verstehen, noch ist überhaupt der hier behauptete Einfluss dieser oder jener, oder die ihnen von dem Unbekannten gewidmete Verehrung, aus dem Ganzen erweisbar. Der einfache Ausdruck κοῦρος ἐγὼ — κούροισιν Ἀμυκλαίοις ἡλικίῃ πανόμοιος — πλωτήρων σωτῆρσι — mit der nachfolgenden Bestimmung, dass auch der Entschlafene ein Seemann war, giebt hinreichend zu erkennen, dass die Vergleichung sich bloss auf Ähnlichkeit des Gewerbs und frühen Tod im Jünglingsalter beziehe. Wir können daher die Ansicht des Vfs. nur in sofern billigen, als sie ihn veranlasst hat, uns seine Bemerkungen über die samothracischen Mysterien mitzutheilen, von denen er glaubt, dass sie in Ägypten entstanden, und von dort nach Phönicien fortgepflanzt sind, von wo aus sie durch Schiffahrer in Samothrake eingeführt, und bald für Cultur und Handelsverkehr der hellenischen Völker wohlthätig wurden. Rec. bemerkt nur, dass hier von Begebenheiten die Rede ist, gegen die selbst der älteste Gewährsmann um Jahrhunderte zu jung scheinen dürfte. Dass auf Samothrake ursprünglich nur Eingeborne initiirt wurden, behauptet der Vf. ohne Beweis, wie uns scheint, wahrscheinlich nach Analogie der Eleusinien; dass *Cadmus* (der erste Ausländer) dort die Weihe empfangen habe, mag, wer will, dem Demagoras (Schol. Eur. Phoen. 7) glauben. „Auch die heilige Kleidung der Eingeweihten hat zum Theil die Kennzeichen des höchsten Alterthums (S. 17)." Diese Kennzeichen sollen der runde Schifferhut und der heilige Schleyer (κρήδεμνον) seyn, durch den Odysseus sich, und Aeneas seine väterlichen (samothracischen) Götter rettete. Aber den spitzen Hut tragen ja nicht die Eingeweihten, sondern die Dioskuren, und nicht diese allein, sondern überhaupt haben alle alten Schutz- und Haus-Götter, Kabiren, Daktylen, Penaten, wie die Pygmäenform (Paus. IV. c. 31. III, 26), so den Spitzhut und jede alterthümliche Tracht mit einander gemein (Polen. Thes. praef. XIII, 59). Nicht weniger ist der Vf. über das κρήδεμνον der Ino (S. 17) in Irrthum, das unstreitig kein Schleyer, sondern eine Kopfbinde war, die entfaltet auch wohl statt Leibgürtel diente, wie es daher von Ausonius (Perioch. 5) durch *Calantica* übersetzt wird, s. *Muncker* zu Hygin. CXXV. p. 189. Sey es, dass die Eingeweihten diesen Schmuck als priesterliche Stirnbinde (*vitta*) zum Zeichen der Weihe, oder als schützenden Zaubergürtel (*cingulum magicum*) empfingen, von dem bey den Späteren so viel Redens ist. Vgl. *Coray* zu Heliod. Aeth. p. 270, und über den heiligen Gürtel der Guebern *Hyde de relig. Pers.* p. 370 mit *Iken's* Ausführungen *Dissert. philol. theol.* XII, 134. Hieraus erhellt zugleich, mit welchem Rechte hier behauptet wird, dass Lykophron, indem er den Aeneas seine Hausgötter durch das (eigene) Gewand gegen den wilden Andrang der Stürmenden schützen lässt (πέπλοις περισχὼν v. 1262), hiemit an jenen samothracischen Schleyer habe erinnern wollen. Und hiezu noch die Frage: waren etwa ταινία und κρήδεμνον Zeichen verschiedener Stufen in den samothracischen Mysterien? — Wie trüglich es sey, von dem Einzelnen auf das Ganze zu schliessen, mögen folgende Behauptungen unseres Vfs. bemerklich machen: „Die Insel (Samothrake) ward das Heiligthum der Seefahrenden. *Niemand* schiffte vorbey ohne zu landen und die Einweihung zu begehren. *Niemand* landete ohne gastfreundliche Aufnahme zu erfahren", — darum nämlich, weil ein Priester so die Argonauten bey Valer. Flacc. L. II, 435 empfängt. So könnte man aus dem, was Nonnus (III, 229) von des Cadmus Aufnahme erzählt, die Folgerung ziehen, dass die Priester selbst den Fremdling in der Herberge mit fröhlicher Tafelmusik zu beehren nicht verschmähten. — Weibliche Kabiren fand Hr. *M.* nur auf Münzen; doch erwähnt ja die alte Fabel kabirische Nymphen, Schwestern der Kabiren, und Nonnus nennt oft (XIV, 17. XXVII, 120, wo ὀλλυμένοις δὲ διχθαδίοις zu lesen ist, und v. 533. XXIX, 188) aber stets verdorben, die Mutter der Kabiren Kabeiro, Hefaistos Gemahlin. Doch finden wir wahrscheinlicher dass auf der syrischen Münze, wo die Bilder beider Faustinen mit der Inschrift Καβιρων Συριων vorkommen, die ältere und jüngere Deo zu verstehen sey, in deren Gefolge wir ursprünglich die Kabiren, als Genien der Befruchtung, finden, bis zuletzt, nach einer in der Mythengeschichte nicht seltenen Erhöhung, auch ihr Name auf die Götter, zu deren Umgebungen sie Anfangs gehörten, überging. — Was endlich die Namen der Kabiren betrifft: so stimmt Hr. *M. Zoega'n* bey, dass sie ägyptischen Ursprungs seyn, und *Axieros* (*Aschae-iri*) den Allmächtigen, *Axiokersos* (*Aschae-schrosch*) und *Axiokersa* (*Aschae-schroschi*) den erhabenen Befruchter und die Befruchterin bedeute. Phönicische Abstammung aber vermuthete der erfindungsreiche *S. Bochart* Geogr. S. I, 12. p. 427, dem in Rücksicht des ersteren *Alberti* beystimmt, s. *Observatt. Sacr.* 419, vgl. den Nachtrag *Nott. ad Gloss. N. T.* p. 171, ein Beweis, wie wenig auf Assonanzen dieser Art zu geben sey. Die letzte Hälfte der interessanten Monographie beschäftigt sich mit Sprachbemerkungen, wodurch der Vf. die reingriechische Diction der Inschrift darzuthun sucht, deren Alter er jedoch selbst, wegen der neueren Form des ω, nicht über die Zeit der Imperatoren hinauszusetzen geneigt ist. Wir zeichnen hier nur noch für unsere Hellenisten die Bemerkung aus, dass, wenn Euripides den Ausdruck σὰρξ in der gemeinen (alexandrinischen) Bedeutung nehme, diess wahrscheinlich aus der Mysteriensprache herstamme, die von Phöniciern in Samothrake eingeführt, noch lange hernach, selbst nach ihrer Mittheilung an auswärtige Orden, ihr morgenländisches Colorit beybehalten habe. Gegen die Anwendung, die Hr. *M.* von dem Schlusse macht, haben wir uns schon oben erklärt: es ist uns durchaus nicht klar geworden, warum in dem letzten der vier Schlussverse:

Εν δε (τε) τεθνεωσιν (sic) ομηγυρεις γε πελουσιν
δοιαι, των ετερη μεν επιχθονιη πεφορηται·
η δ ετερη τειρεσσι συν αιθεριοισι χορευει·
ης στρατιης εις ειμι, λαχων θεον ηγεμονηα.

der Gott durchaus ein Dioskur oder Kabir, und das Ganze aus samothracischer Geheimlehre entlehnt seyn soll; gewiss so wenig als der in Gedanken und Ausdruck unserer Inschrift so verwandte nachgedichtete Weihgesang auf Plotinos (Opsop. Orac. 8), dessen nähere Vergleichung vielleicht auf andere Resultate geleitet hätte.

St.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 AUGUST, 1811.

GESCHICHTE.

Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Wilhelm Coxe's Geschichte des Hauses Östreich* (Österreich) *von Rudolph von Habsburg bis auf Leopold des Zweyten Tod*, 1218—1792. Deutsch herausgegeben von *Hans Karl Dippold*, der Philosophie Doctor, und *Adolph Wagner*. In vier Bänden. *Erster Band*. 1810. XII u. 562 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Bey der Erscheinung dieses Werkes hat man sich nur zu wundern, dass ein solches Unternehmen nicht schon längst ausgeführt worden ist, vorzüglich von Einheimischen. Keines der älteren Fürstenhäuser in Europa hat so mannichfaltiges historisches Interesse, und für kein anderes Haus und Land ist wohl so viel gesammelt und vorgearbeitet, als für Habsburg und Österreich. Der bereits auf 18 Bände angewachsene österreichische Plutarch, ob er gleich einen anderen Plan hat, ist gleichfalls Zeuge dafür, und ein weiterer Grund unserer eben ausgedrückten Befremdung. Hr. *Coxe*, bereits durch einige andere Schriften bekannt, hielt sich theils durch ein längeres Studium der österreichischen Geschichte, wobey er mehrmals die kaiserliche Bibliothek zu Wien besuchte, theils und besonders durch die handschriftlichen und mündlichen Quellen, welche ihm durch seine Verhältnisse, vorzüglich in Beziehung auf die letzteren Regierungen, zu Theil wurden, in den Stand gesetzt, die Geschichte dieses Hauses, und besonders den eben genannten Theil derselben in einem neuen Lichte darzustellen. Von den wichtigsten Quellen giebt er selbst in der Vorrede Nachricht, so weit es die Zartheit gestattete. Er hatte das besondere Glück, die Papiere und Depeschen der meisten englischen Minister am wiener Hofe von 1714 bis 1792 zu gebrauchen. Unter den mündlichen werden Herzberg und einige vertraute Freunde des Fürsten Kaunitz genannt, mit der Bemerkung, dass, wenn er auch nicht immer seine Gewährsmänner anführen könne, man doch das Vertrauen in ihn setzen werde, das er zu verdienen bemüht gewesen sey.

In dieser Hinsicht wird also das Werk an Interesse zunehmen, je weiter es fortrückt. Gegenwärtiger erster Band, den wir bis jetzt allein kennen, begreift die Periode von Rudolph I bis Maximilian I einschliesslich, also gerade so viel, als der *fugger*'sche Ehrenspiegel, der doch immer eine Hauptquelle bleibt. Der Vf. versichert, durch mühsame Forschungen und Vergleichungen ein unbefangenes Resultat gesucht zu haben, ohne durch lange Erörterung der vielen Widersprüche den Leser zu ermüden; vorzüglich glaubt er die Kriegsgeschichte, als einen leidigen Hauptgegenstand, ganz anders als seine Vorgänger behandelt zu haben. In Rücksicht der Anordnung, bemerkt er, habe er sich nicht an Abtheilungen und Unterabtheilungen gebunden, sondern habe sich dem Zeitfortgang überlassen, alle Verwirrung aber vermieden. Diess will so viel sagen: er giebt die Lebensbeschreibungen der habsburgischen Fürsten ungefähr in der Ordnung, wie sie die Genealogie darbietet. Allein es sind hiebey doch mehrere Schwierigkeiten im Wege; auch sehen wir nicht ein, warum nicht gewisse Hauptepochen zugleich mit ausgezeichnet werden konnten, da diese doch meistens mit dem Leben der vorzüglicheren Fürsten dieses Hauses coincidiren.

Jene Schwierigkeiten zeigen sich hauptsächlich bey diesem ersten Theile in der Geschichte der verschiedenen Linien. Indem der Vf. zuerst der Hauptlinie von Albert III bis Ladislaus Posthumus folgt, muss er Mehreres aus den anderen Linien, besonders von K. Friedrich III, anticipiren. Eben so geht es bey der tyroler Linie, namentlich bey der Geschichte Herz. Friedrichs IV in Beziehung auf Herz. Ernst von der steyerischen Linie, und bey Siegmund in Beziehung wieder auf Friedrich III und Maximilian I. Mehrere Hausbegebenheiten sind auf diese Weise entweder in Bruchstücken oder wiederholt erzählt. In dem Hauptfaden ist oft eine längere Unterbrechung, wie zwischen K. Albrecht II und K. Friedrich III. Wenn jene beiden Linien nicht glücklicherweise bald abgestorben wären: wie weit hätte der Vf. bey ihnen vorauseilen, und wie weit dann wieder zu den anderen zurückkehren müssen? Über dem allem musste, als nothwendige Folge dieser vereinzelten Darstellung, das Gesammtinteresse des Hauses, und die schöne Pragmatie, die sich damit verbinden liesse, sich fast gänzlich aus den Augen verlieren. *Fugger* folgt mehr den Hauptbegebenheiten und den Hauptpersonen, freylich nur chronikmäsig, und man erhält dabey auch weniger eine Übersicht der verschiedenen Linien; allein diese sind ja nicht die Hauptsache, und man hätte das Nöthige darüber immer von Zeit zu Zeit einschalten können, da Hr. *Coxe* ohnehin, was recht gut ist, deutliche genealogische Tabellen beygefügt hat.

Das Beste an diesem Werke bleibt unstreitig, dass überall das Individuelle herausgehoben ist, wodurch besonders die genauen Charakterzeich-

nungen zum Theil sehr anziehend ausgefallen sind. Diess gilt vorzüglich von K. Friedrich III und Maximilian I, von denen der Letztere mit vieler Vorliebe ausgemalt ist. Auch kleine Züge, wie: dass drey Fürsten dieses Hauses durch den Genuss von Melonen ihren Tod beschleunigt; dass die vorstehende Oberlippe, welche dieses Haus auszeichne, von der Lymburge herkomme u. dgl., sind schicklich angebracht worden. — Indessen ist die Geschichte des *Hauses Österreich* doch noch mehr, als bloss eine Reihe von Biographieen.

Dass der Vf. bey verschiedenen Anlässen die gleichzeitige Lage der europäischen Angelegenheiten zur Übersicht aufstellt, besonders in Fällen, wo österreichische Prinzen den deutschen Thron besteigen, hat unseren Beyfall, und es lassen sich dabey auch keine so genauen Grenzen vorstecken; doch das Nähere von Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schiesspulvers, von Luthers erster Bildung u. dgl. wird, so angenehm es zu lesen ist, nicht gerade in einer Geschichte des österreichischen Hauses gesucht. Wir bemerken diess um so mehr, da noch manches Detail aus der österreichischen Geschichte selbst, wie die merkwürdige Erwerbung Freyburgs im Breisgau (S. 175) u. s. w., näher berührt werden konnte. Dass *Fugger* manche Abschweifungen, und überhaupt viele überflüssige Verzierungen hat, ist ihm nach dem Geschmack seiner Zeit, bey den übrigen trefflichen Materialien, nicht so hoch anzurechnen.

Neue kritische Untersuchungen sind nach so vielen und gründlichen Vorarbeiten, wie sie die vorliegende Geschichte aufzuweisen hat, hier eben nicht zu verlangen; es ist hinreichend, wenn ein Werk von diesem Zweck und Umfang nur die bewährtesten Resultate ausgemittelt hat. Diess können wir im Allgemeinen bezeugen, wenn sich gleich von selbst versteht, dass auch nach Hn. *C.* noch Manches zu erörtern übrig bleibt. Von der neueren Geschichte ist hier noch nicht die Rede.

Es ist ein besonderes Verdienst, wodurch sich die Übersetzer vor den meisten anderen auszeichnen, dass sie sich die Mühe genommen haben, ihr Original mit den Quellen sorgfältig zu vergleichen. Sie haben dadurch Gelegenheit gehabt, nicht nur, was als *Druckfehler* oder aus *Versehen* eingeschlichen, sondern auch wirkliche *Unrichtigkeiten*, besonders in Zahlen und Namen, zu verbessern. Sie haben überdiess manche, nicht überflüssige *Zusätze* und *Erläuterungen* beygebracht; vorzüglich, wo es um nähere Kenntniss der inneren Verfassung von Deutschland zu thun ist. Je weiter sie fortschreiten, desto häufigere Proben finden sich davon. Sie durften sich daher mit Recht den Namen *Herausgeber* beylegen.

Rec. erlaubt sich, das Verzeichniss jener Berichtigungen noch mit einigen zu vermehren. Dass Rudolph I „ganz ohne sein Wissen" auf den deutschen Thron erhoben worden (S. 24), möchten wir nicht so geradezu behaupten, wenn man erwägt, dass eben der Überbringer der Botschaft, Burggraf Friedrich, Rudolphs vertrauter Freund, ausdrücklich zur Wahl abgegangen war. — Die Annahme, dass Rudolph seinen dritten Sohn, Hartmann, zu den übrigen oberen Landen auch das Herzogthum Schwaben hätte geben wollen, S. 59, ist nicht nur vom Fürstabt *Gerbert* längst widerlegt, sondern auch selbst im Folgenden, S. 109, not. 1) verworfen worden. — Von den schwäbischen Grafen heisst es: sie hätten sich in *Ottokars Schutz* begeben, S. 67. Diesen haben sie aber nie erfahren. — Von Herzog *Johann*, Rudolphs I Enkel, wird S. 84 gesagt, er habe mit Albrecht, seines verstorbenen Vaters Bruder, *zu gleichen Theilen alle* ursprünglichen und erworbenen Güter Rudolphs I geerbt. Wie konnte nachher, S. 109, wieder in Zweifel gezogen werden, was eigentlich sein Erbtheil gewesen sey? — Im Anfang der Geschichte Albrechts I werden die Begebenheiten nicht ganz in ihrer Ordnung dargestellt. Der Aufstand in Österreich wird *vor* der Kaiserwahl abgehandelt, ob er gleich erst nachher gestillt worden; der oberschwäbische Krieg folgt umgekehrt *nach* der Kaiserwahl, da er doch ebenfalls schon früher angefangen hatte. Die nähren Gründe zu dieser Bemerkung enthält *Ottokars* Reimchronik (auch in Betreff der Kaiserwahl). Unrecht wird von K. Albrecht I gesagt, er habe zum Krieg gegen Adolph seine Heere aus Schwaben und Elsass *kommen lassen*, S. 92. Er kam vielmehr selbst herauf, und zog erst am Rhein diese Verstärkungen an sich. Auch hier hätte *Ottokars* treffliche Reimchronik mehr benutzt werden können. Was der Graf Albrecht von Hohenberg für seinen Neffen, den K. Albrecht, gethan, ist ganz übergangen. — So entschieden ist es nicht, dass Adolph den Tod von Albrechts eigener Hand genommen, wie der Vf. es annimmt, S. 92. — Über die Thronbewerbung Friedrichs von Österreich gegen Ludwig den Baier stehen noch einige Actenstücke im Anhang zu *Bodmann. Cod. ep. Rud. I*, eine neuere Sammlung, deren mit Recht auch bey Rudolphs I Geschichte selbst hätte erwähnt werden sollen; namentlich giebt sie über den Krieg mit Ottokar mehrere Aufschlüsse. — Dass Ludwig der Baier gerade im Laufe seines Glücks gestorben, S. 153, ist zu viel gesagt. — Von der Wiederherstellung des Herzogthums Schwaben, dessen wir oben gedacht, hätte eher bey der Geschichte Rudolphs IV die Rede seyn sollen, S. 170. Die näheren urkundlichen Nachrichten stehen bey *Glafey Collect. Anecd.* — Nach S. 226 käme der Plan zur *Kreis*eintheilung von K. Albrecht II her; man findet aber schon *vor* ihm mehrere Versuche dazu! — Ob die Stelle S. 84: „Karl der Kühne blieb in einer Schlacht, welche die Schweizer ihm *und* dem Herzog von Lothringen bey Nancy lieferten," auf das Versehen des Vfs. oder der Übersetzer zu legen sey, können wir nicht entscheiden. — Dass Erzherzog Siegmund *Neffe* K. Friedrichs III und Albrechts heisst, S. 321, ist so wenig richtig, als diese drey gleich darauf *Brüder* heissen. Siegmund war bekanntlich ein

Sohn von ihres *Vaters Bruder*, vergl. S. 330. Nicht eine einzige *Stadt* soll der Kaiser, als solcher, von den Gütern der alten Kaiser noch gehabt haben, S. 414. Waren nicht die indessen auf kaiserlichen Höfen, *villis*, aufgeblühten Reichsstädte seine eigentlichen Residenzen, in denen er wechselsweise sich aufhielt, und noch dazu seine besten Geldquellen? — Nach S. 415 soll das Schiesspulver in Europa *nicht vor dem Ende des funfzehnten* Jahrhunderts zu kriegerischen Unternehmungen gebraucht worden seyn. Rec. kann Belege geben, dass schon vor dem Ende des *vierzehnten* Jahrhunderts bedeutende metallene Kriegsstücke von schwerem Kaliber gebraucht wurden.

Den Übersetzern, als solchen, kann noch weiter zum Verdienst angerechnet werden, dass sie auch ältere, ausdrucksvolle deutsche Worte, besonders wo diese in der Geschichte selbst zu Hause sind, anzuwenden gesucht haben. Nur fallen sie hie und da noch ins Gesuchte. Die Ausdrücke: sich *vereiden* S. 4, *enttäuschen* S. 20, *festigen* für befestigen S. 42, 185, *verfestigen* S. 160, *mählig* für allmälich S. 58, *zumeist* statt meistentheils S. 127, *wüsten*, sehr häufig, für verwüsten, S. 135, 150, 176 u. s. w., so auch *Länderwüstung* S. 380, werden schwerlich von den Grammatikern gebilligt werden. *Unkammlich*, S. 116, 189, ist unseres Wissens schweizerisch. „Rudolph war fromm und *hell*" S. 76, „Albrecht war *gemeinsam* und aufgeräumt" S. 197, ist nicht ganz deutlich gesagt. Böhm*er*krieg ist ungewöhnlich. Durch das ganze Buch liest man *mehre* statt mehr*ere*. *Die* Schoss S. 194 ist nach Luther männlichen Geschlechts. Folgende Bemerkungen gelten zugleich dem Vf. Von K. Rudolphs I Kindern lässt sich noch eher sagen, sie hätten mit ihm zu Wien *gethront*, S. 49, als von einem alten habsburgischen Grafen, Rudolphs Grossvater, dass er zu Laufenburg *gethront* habe, S. 5. So können auch die eigentlichen habsburgischen Erblande keine *Krongüter* heissen, S. 154. — Dass man Heere *ausgehoben* habe, S. 107, 129, 135, lässt sich wenigstens von den Zeiten der ersten Habsburger noch nicht sagen. — *Banditen* hat man doch diejenigen noch nie geheissen, welche zur Zeit des Faustrechts die Strassen u. s. w. gefährdet haben, wie S. 70, 167, 195, 202. — Von einem so ausgezeichneten Grafen, wie Eberhard I von Würtemberg, ist es eben so unrecht zu sagen, er habe das Räuberhandwerk getrieben, S. 70, als dass den deutschen Fürsten ohne Unterschied ein Empörersinn beygelegt wird, S. 295.

Rec. legt diese Bemerkungen in keiner anderen Absicht vor, als um, wo möglich, alle Mängel von diesem Werk entfernt zu sehen. Von dem Fleisse der Herausgeber hat er eine so gute Meinung gefasst, dass er hofft, sie werden ihm auch das Wenige, das er getadelt hat, nicht verdenken. Soll er mehr sagen? Der Biograph Karls des Grossen (Hr. *Dippold*) dürfte sich allerdings zutrauen, eine Geschichte des „altfurchtbaren (habsburgischen) Hauses" selbst zu verfassen, in dem Geiste, in welchem *J. v. Müller* (Briefe an Gleim, II, S. 82) sie aufgefasst hat. Einer baldigen Fortsetzung sehen wir besonders aus den Anfangs genannten Gründen begierig entgegen.

— C. —

Regensburg, b. Augustin: *Auswahl einiger für die Geschichte und zur Kenntniss der älteren baierischen Landesverfassung vorzüglich wichtigen Urkunden, aus dem Urkunden-Vorrath des vormals bischöflich regensburgischen Archivs;* mit einigen Anmerkungen erläutert. 1811. 28 S. gr. 4.

Der Vf., der sich unter der Dedication *Karl Theod. Gemeiner* unterzeichnet, und die Stelle eines hochfürstl. primatischen geh. Archivars zu Regensburg bekleidet, gehört unter die Classe vorzüglicher Geschichtsforscher, deren Deutschland so wenige aufzuweisen hat. Gegenwärtige Schrift liefert uns von seinem Forschungsgeiste und von seinem scharfsinnigen Eindringen in den Zustand des Mittelalters den deutlichsten Beweis. Die hier theils wörtlich, theils auszugsweise mitgetheilten Urkunden betreffen zwar nur eine sehr specielle, an sich wenig interessante Verhandlung, nämlich die Veräusserung verschiedener reichslehnbarer baierischer Hofmarksgerichte an das Hochstift zu Regensburg, von den Jahren 1294, 1295 und 1296; Hr. *G.* wusste aber aus diesen Urkunden mehrere, für die Aufklärung der baierischen Verfassung des Mittelalters wichtige Geschichtsdata zu entwickeln, worüber er sich in *vier Bemerkungen* mit nicht gemeiner Kenntniss verbreitet.

In der *ersten Bemerkung* zeigt er, dass alle baierischen Grafschaften-Gerichte ursprünglich, das heisst, im carolingischen Jahrhundert, in erster Hand von Kaisern und Königen den Grafen zu Lehen verliehen worden. Letztere waren also nicht, wie man glaubt, herzogliche Lehnvasallen und Unterthanen, denn sonst lässt sich nicht erklären, wie ohne Verletzung der Lehnspflicht, und ohne Gefahr zu laufen, das Lehen zu verwirken, die baierischen Grafen von Bogen, von Ortenburg u. a. m. gegen ihre Herzoge Krieg führen konnten; wie die Kaiser die richterliche und andere Befugnisse der Grafen auf so vielfache Weise haben beschränken können, und wie es möglich gewesen wäre, dass sich alle alten gräflichen Familien in Baiern, die nicht schon vor der Ausbildung der Landeshoheit ausgestorben waren, zur Reichsunmittelbarkeit emporgeschwungen.

Zweyte Bemerkung. Nach Anleitung der Urkunden sind die baierischen Grafen als unmittelbare, von dem Reichshaupte in den Provinzen aufgestellte Beamte und Nationalrichter zu betrachten. Nur in militärischer Hinsicht standen sie in einiger Berührung mit den Herzogen. Im Übrigen waren ihre Grafschaften sowohl von den Mark-, Land- und Pfalz-Grafen als von den Herzogen ganz unabhängig, und formirten eben so viel einzelne Territorien, als Grafschaften in einer Provinz gewesen waren. Jede Grafschaft hatte ihre eigenen Maut- und Zoll-Stätten, und nachdem

die Grafen diese und alle übrigen Regalien, die sie eigentlich nur hätten verwalten sollen, (nach dem Ende der Gauverfassung) in ihr Eigenthum verwandelt hatten, gelang es ihnen desto leichter, die Landeshoheit zu erringen. Auch an einen *landschaftlichen Verein* war in jenen Zeiten noch nicht zu denken. Erst nachdem die Herzoge den grössten Theil der Grafschaften an ihr Haus gebracht hatten, konnte sich ein engerer Verein der darin adelichen und freyen Gutsbesitzer, oder die sogenannte Landschaft bilden, deren Ursprung der Vf. in die letzten Decennien des 13ten Jahrhunderts setzt, um welche Zeit das Grafenregiment seine Endschaft erreicht hatte, und die alten gräflichen Familien grösstentheils erloschen waren.

In der *dritten Bemerkung* wird, auf dem Grunde der adolphinischen Urkunde vom J. 1295, die allgemeine Meinung widerlegt, dass die Stadt Regensburg unter Kaiser Friedrich I zur Reichsstadt erhoben worden. Die dortigen Burggrafen waren in voller Übung der richterlichen - und Polizey - Gewalt, als ihr Geschlecht um das J. 1185 erlosch. Die Herzoge von Baiern überkamen hierauf, vermöge Erbrechts und mittelst kaiserlicher Belehnung, die Burggrafschaft, und übten noch länger als ein Jahrhundert, nach der vermeintlichen Erhebung Regensburgs zur Reichsstadt, selbst in der Stadt alle Gerechtsamen aus, die dem burggräflichen Geschlechte in derselben zuständig gewesen waren. — Nicht weniger wichtig sind die Resultate, die der Vf. in der *vierten Anmerkung* aus den mitgetheilten Urkunden über den Ursprung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit in Baiern vorlegt. Er zeigt, dass dieselbe Jahrhunderte vor dem 13 Seculum Wurzel geschlagen, und in Anmassungen und Erweiterungen der ursprünglichen hofmärkischen Gerechtsamen ihren ersten Grund gehabt haben. Anfänglich bestanden diese Gerechtsamen in einer Aufsicht über den ganzen Gütercomplex und in einer Art bürgerlichen Strafrechts des Familienvaters über die Familiengüter, oder der Hofmarksherrn über seine Hofgehörigen: eine Theorie, die der Vf. sehr wahrscheinlich zu machen weiss. Nach der Ansicht des Rec. möchte wohl der Ursprung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit auch daher mit abzuleiten seyn, dass die reichen Güterbesitzer einen Theil der Ländereyen unter ihre Knechte und Freygelassenen, mit Vorbehalt des Eigenthums, vertheilten und sie mit gewissen Geld - und Natural - Abgaben belegten. Die Natur dieser Einrichtung brachte mit sich, dass der Grundherr über dergleichen Zinsgüter und über deren Inhaber sich solche grundherrliche Rechte vorbehielt, nach welchen er seinen Zins - und Lehn - Mann zur Erfüllung seiner Obliegenheiten selbst und ohne Beyhülfe eines gräflichen Landgerichts anzuhalten befugt war. — Nach dem Schluss dieser vortrefflichen Abhandlung zu urtheilen, haben wir von dem Vf. eine umständliche Darstellung der alten baierischen Grafen zu erwarten, wozu er aus den Monumenten der k. baierischen Akademie und aus anderen Urkunden bereits die nöthigen Materialien gesammelt hat. Nicht ohne Verlangen sehen wir, und gewiss mit uns jeder Freund ächter Geschichtskunde, der Erfüllung dieses Versprechens entgegen, und wir zweifeln nicht, dass er hiezu alle nur mögliche Unterstützung erhalten werde.

A. S.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Kindermährchen von Albert Ludewig Grimm.* Mit Kupfern. Ohne Jahrzahl. VIII und 288 S. 12. (1 Rthlr.)

Was der Vf. in der kurzen Vorrede über den Werth des Mährchens bey der Erziehung sagt, ist durchaus wahr und sehr beherzigungswerth. „Mährchenpoesie ist, möchte ich sagen, die Poesie der Kindheit des poetischen Lebensalters. Das Interesse, das Kinder daran nehmen, ist mein Beweis dafür. Und ich möchte behaupten, dass ein Mährchen von dem Aschenpittchen, dem Lebkuchenhäuschen, dem Schneewittchen u. dgl. eben so gut (wo nicht besser) in eine gute Erziehung eingreifet, als die hundert und aber hundert geglätteten Erzählungen von dem *eitlen Julchen*, dem *wilden Lorchen*, dem *leichtsinnigen Karl*, dem *gutherzigen Lottchen*, und wie sie sonst betitelt seyn mögen." Es kommt ja bloss darauf an, die Humanität in dem Kinde anzuregen, und das Gefühl für dieselbe zu erhöhen — und dieses geschieht im Mährchen alles viel kindlicher, und daher auch eindringlicher. Auch findet die kindliche Phantasie hiebey mannichfaltige Nahrung. Auch das ist sehr richtig, dass Hr. *Gr.* sein Büchlein in den Händen der Ältern und nicht der Kinder will. Erzählt oder höchstens vorgelesen müssen Mährchen werden, wenn sie ihre Wirkung thun sollen. Der Mährchen, die uns hier Hr. *Gr.* giebt, sind vier: Schneewittchen, Hans Dudeldee der Fischer, die drey Königssöhne und die drey Königstöchter oder der Stein Opal; ausserdem noch einige kleinere Erzählungen, Fabeln und Parabeln. Ihr Vortrag ist dem kindlichen Sinn angemessen, in einfältigen, aber stark bezeichnenden, viel bedeutenden Worten. Besonders ist dem Vf. das dramatisirte Mährchen Schneewittchen recht gut gelungen, und es wäre zu wünschen, dass er sich in dieser Art mehr versuchte. Die eingestreuten Singstücke sind in der neuesten Manier. So singt Schneewittchen:

Tag hat sich der Erd entzogen,
Dunkle Nacht kam angeflogen;
Nacht ist trauerschwarz umgeben,
Mutter, weil du mir entschwunden,
Will mein Herz nicht mehr gesunden;
Nacht ist jetzt mein ganzes Leben.

Dass der Vf. das Lied von Vater, Geist und Sohn selbst unschicklich findet, zeugt von seinem besseren Geschmack.

5 x 8.

Leipzig, b. Fleischer: *Le Monde des Enfans ou Recueil d'historiettes orné de gravures et dedié aux bons enfans.* D'après l'allemand de Monsieur *Jaques Glatz* par l'abbé *Libert.* Ohne Jahrzahl. 182 S. kl. queer 4. (2 Rthlr.)

So wie die Kinderwelt des Hn. *Glatz* zu den besseren Kinderschriften gehört: so macht auch diese Übersetzung mit Recht Ansprüche auf Auszeichnung vor anderen gewöhnlichen Übersetzungen. Sie schliesst sich zart und geschmeidig an das Original an, und ist doch überall französisch. Dadurch wird sie für den ersten Unterricht in der französischen Sprache ein gutes Hülfsbuch.

m — b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1811.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Gleditsch: M. *Andreas Wagner's*, Privatlehrers der Arithmetik (zu Leipzig), *Buchhalterey für das gemeine Leben.* Oder vollständige Anleitung, die Geschäfte einer grossen Ökonomie, verbunden mit allen kaufmännischen Vorfällen, dergestalt nach den Grundsätzen der doppelten Buchhaltung einzutragen, dass man zu jeder Zeit den wahren Stand seines Vermögens wissen kann. 1810. 18 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer ein Lehrbuch über eine Wissenschaft schreibt, die bereits eher zu viel als zu wenig Lehrbücher aufzuweisen hat, muss durchaus etwas Neues, oder das Bekannte auf eine neue und lehrreichere Weise als alle seine Vorgänger vortragen. Keine dieser Foderungen finden wir in dem Lehrbuche des Hn. *W.* befriedigt. Zwar verspricht der Titel eine vollständige Anleitung, die Geschäfte einer grossen Ökonomie nach den Grundsätzen der doppelten Buchhaltung einzutragen, welches allein schon der Schrift einen Werth hätte geben können, da wir noch wenig Vorzügliches über diese Art von Buchhalterey besitzen: allein wir konnten nichts davon auffinden. Denn unmöglich wird Hr. *W.* es für Buchführung über ökonomische Gegenstände erklären, wenn er seinen Handelsmann Roggen und Gerste kaufen und wieder verkaufen lässt, von dessen Rittergute aber annimmt, dass es verpachtet sey, und daher keinen Gegenstand dieses Buchs ausmache. Diess hätte der Handelsmann durchaus selbst administriren, und Buch darüber führen müssen, wenn es den versprochenen praktischen Nutzen hätte haben sollen. — Aber auch die rein-mercantilischen Gegenstände sind so übertrieben leicht gewählt, dass der Vf. bey ihrer Erfindung sich gewiss nicht anzustrengen brauchte, und der Schüler nichts aus ihnen lernen wird. Da wird Kaffe und Zucker, Indigo und Baumwolle gekauft, und wieder verkauft; alles kommt mit der Fracht, und leidet keinen Unfall unterwegs. Wer ein praktisches Lehrbuch liefern will, der muss seinen Kaufmann Geschäfte auf gemeinschaftliche Rechnung mit anderen machen, ihn Waaren-Lager halten lassen unter anderen auswärtigen Freunden, muss ihm Schiffe zur See geben, ihn in weitläuftige Assecuranz- und Havarie-Rechnungen verwickeln u. s. w.: dann hat sein Lehrbuch praktischen Nutzen. Denn es ist wahrlich ganz etwas anderes, richtig Buch über den Ein- und Verkauf von einigen Centnern Kaffe zu führen, als ein verwickeltes Havarie-Conto richtig aufzustellen. Hr. *W.* erklärt zwar, dass seine Absicht bey der Herausgabe dieses Lehrbuchs lediglich dahin gehe, solchen Particuliers, die bedeutende Geld- oder andere Geschäfte machen, ohne gerade Kaufleute zu seyn, eine Anweisung zum Selbstunterricht zu geben, wie sie nach der doppelten Methode ihre Geschäfte führen können, und dann brauchte er freylich die etwas schwereren Fälle nicht zu berühren: er empfiehlt seine Arbeit aber auch *angehenden Lehrern* als Handbuch, um ihren Schülern in gedrängter Kürze durch zweckmässig ausgesuchte Geschäfte die nöthigsten Gründe des Buchhaltens beyzubringen, und für diese muss die hier gereichte Kost in jedem Betrachte zu leicht seyn.

Da Hr. *W.* schon so viel über Buchhalterey geschrieben hat: so erwarteten wir wenigstens eine genaue Bekanntschaft desselben mit dieser Wissenschaft. Desto mehr aber wunderten wir uns, als wir folgende Erklärung des Buchhaltens lasen: „Das Buchhalten ist diejenige Wissenschaft, welche lehrt die Geschäfte jeder Art dergestalt aufzuschreiben, dass man zu jeder Zeit dadurch den wahren Stand seines Vermögens daraus ersehen, und eine richtige Bestimmung des gemachten Gewinns oder Verlusts vollziehen kann." Abgesehen von dem undeutschen Ausdruck, ist diese Erklärung zu weit und zu enge. Man kann bey der allerkünstlichsten Buchhaltung es nicht dahin bringen, seine Bücher so zu führen, dass man zu jeder Zeit den wahren Stand seines Vermögens daraus ersehen, und genau bestimmen könne, was man gewonnen oder verloren habe. Zu diesem Behufe ist erst ein Abschluss der Bücher nöthig, und dieser erfodert Zeit und Aufmerksamkeit. Die Buchhalterey muss aber auch mehr leisten, als hier angegeben ist. Sie muss uns in den Stand setzen, zuverlässig und genau angeben zu können, was und von wem wir zu fodern haben, was und wem wir schuldig sind, was uns jede Waare kostet, und was wir nicht bloss überhaupt, sondern an jedem einzelnen Geschäfte gewonnen oder verloren haben. Ferner bringt Hr. *W.* alle Geschäfte, sowohl in der Handlung als im gemeinen Leben, in *drey* Hauptabtheilungen, nämlich *Kaufen*, *Verkaufen* und *Tauschen*. Sollten *Verleihen* und *Aufborgen* nicht auch dazu gehören? *Kaufen* bedeutet bey ihm (S. 5) im Waarenhandel, Geld weggeben und Waaren dafür empfangen. Im Wechselhandel nennt man dieses *remittiren* oder Geld weggeben und Wechsel oder Papier dafür empfangen. *Verkaufen* bedeutet im Wechselhandel *trassiren*, d. h. Wechselbriefe ausstellen, oder Papier

für Geld weggeben. Rec. weiſs nicht anders, als daſs im Wechſelhandel, ſo wie in jedem anderen Handel, *kaufen* ſo viel heiſst als Geld weggeben und den Werth in Wechſeln erhalten, ſo wie *verkaufen* umgekehrt, Wechſel weggeben und deren Werth in Gelde erhalten. *Remittiren* und *traſſiren* ſind aber andere Verrichtungen. Der Remittent ſendet einem anderen Kaufmanne Wechſel zu, die er ſelbſt traſſirt, oder gezogen, oder die er von einem Anderen gekauft hat; der Traſſant iſt derjenige, welcher einen Wechſel auf einen Anderen ausſtellt, er kann ſolchen verkaufen oder zum Verkauf, auch zur Deckung einer Schuld einem Auswärtigen einſenden. Bloſs in den letzteren Fällen wird er auch *Remittent*. — Dann ſollen *alle Geſchäfte* in einer *Vermehrung* oder *Verminderung* des Fonds beſtehen, und dieſes die *einzige und wahre* Erläuterung vom *Debet* und *Credit* geben, welches man mit Recht *die Grundlage des ganzen Buchhaltens* nenne. O der ſchwachen Grundlage! Jedes Geſchäft ſoll den Fonds vermehren oder vermindern? Wenn ich Waaren, die mich tauſend Thaler koſten, wieder für tauſend Thaler baares Geld verkaufe: ſo wird mein Fonds dadurch zwar *verändert*, aber weder vermehrt noch vermindert. Was der Fonds vorher in Waaren beſaſs, beſitzt er jetzt in Gelde, ſein Werth iſt der nämliche geblieben. Und dieſe ſogenannte Vermehrung oder Verminderung des Fonds ſollte die einzige und wahre Erläuterung des *Debet* und *Credit* geben? *Büſch*, *Beckmann*, *Gerhardt* und andere berühmte Schriftſteller irren alſo ſämmtlich, wenn ſie das Debet und Credit ganz anders erklären, und das Buchhalten auf eine ganz andere Weiſe begründen. Nichts iſt nach unſerer Überzeugung leichter, als die Lehre vom Debet und Credit, wenn man überhaupt von richtigen Grundſätzen ausgeht. Die Klagen der Lernenden über Schwierigkeiten rühren bloſs von dem ſchlechten Vortrage der Lehrer her, die ſich nicht recht verſtändlich zu machen wiſſen, und Dunkelheiten und Schwierigkeiten in dem Objecte zu finden glauben, die lediglich ſubjectiv ſind. — Von S. 8 an werden Erläuterungen der beym doppelten Buchhalten vorkommenden Ausdrücke, von den gewöhnlichen Büchern u. ſ. w. mitgetheilt, die ziemlich kahl ausgefallen ſind. Warum er ſich noch der durch nichts begründeten Benennungen *todter* und *lebendiger Poſten* bedient, und warum er ganz dictatoriſch behauptet, daſs bey den todten Activis allezeit das Wörtchen *Conto* ſtehen müſſe, wogegen ſich die beſſeren Buchhalter ſchon längſt erklärt haben, ſehen wir nicht ein. Die ganze Eintheilung iſt überflüſſig, ſie erläutert und erleichtert nichts. Lieber ſollte man dem Lernenden deutlich zu machen ſuchen, wie alle Rechnungen über Waaren, Agio, Caſſa u. ſ. w. perſonificirt werden können. Das Wörtchen Conto wird nirgends als Überſchrift erfodert: es wird ſchon von ſelbſt verſtanden, wenn man ſagt: *Waaren* debent, oder *Agio* credit u. ſ. w.

Viel beſſer und verſtändlicher wird dieſe Schrift da, wo ſie anfängt praktiſch zu werden. Jedoch ſehen wir nicht ein, warum bey jedem Poſten im Memorial, der ins Journal übertragen worden, Journal Monat Januar (oder irgend ein anderer Monat) notirt werden ſoll. Durch die Bezeichnung der Poſten im Memorial will man einen doppelten Vortheil erreichen, daſs man erſtens nicht aus Verſehen einen Poſten zweymal übertrage, und zweytens beym Revidiren der Bücher leicht finden könne, wohin jeder Poſten übertragen iſt. Dazu iſt hinreichend, bey jedem Poſten des Memorials das Folium des Journals, wohin man den Poſten getragen habe, nur durch Abbreviaturen zu bemerken, als J. S. 1. Bezeichnet man die Poſten nach dem Vorſchlage des Vfs.: ſo macht man ſich durch die vielen Worte eine unnütze Mühe, und erreicht den zweyten Vortheil nicht, denn man erfährt bloſs, was man ſchon weiſs, daſs die im *Januar* des Memorials befindlichen Poſten auch im *Januar* des Journals ſtehen, aber nicht auf welcher Seite des Journals. — Auch die Lehren von der Einrichtung und Journaliſirung des Caſſabuchs, ſo wie die Einrichtung des Hauptbuchs und Übertragung aus dem Journale in daſſelbe, iſt im Ganzen recht deutlich und gut vorgetragen, obgleich wir einzelnen Behauptungen unſeren Beyfall verſagen müſſen. So will der Vf. z. B. durchaus gar keine Raſur im Hauptbuche gelten laſſen. Rec. hat ſchon bey anderen Gelegenheiten geäuſsert, daſs, nach ſeinem Dafürhalten, einzelne Raſuren einem nach der doppelten Manier geführten Hauptbuche, durchaus nichts ſchaden, wenn ſolches übrigens redlich und richtig geführt iſt, und die Zahlen — nach der Raſur — genau mit den im Memoriale und Journale befindlichen nicht-radirten Zahlen übereinſtimmen. Findet ſich bey denſelben Zahlen in allen drey Büchern eine Raſur: ſo kann daraus der Verdacht einer ſpäteren abſichtlichen Verfälſchung geſchöpft werden. Was ſoll denn ein Buchhalter anfangen, wenn ihm ein Dintenklecks auf ein Wort oder eine Ziffer im Hauptbuche fällt; was ſoll er machen, wenn er den Fehler erſt dann entdeckt, wenn das Folium ganz beſchrieben und abgeſchloſſen und kein Platz zum Storniren mehr vorhanden iſt; wie will er es durch Storniren der Poſten gut machen, wenn er in die Columne der Folien ein falſches Folium eingetragen hat, und in vielen anderen Fällen? Rec. würde kein Bedenken finden, unter ſolchen Umſtänden, die einem geübten Buchhalter freylich nur ſehr ſelten vorkommen, den Fehler durch eine Raſur zu verbeſſern, und die Richtigkeit des ganzen Hauptbuchs und deſſen genaue Übereinſtimmung mit dem Journale und dem Memoriale für ſich ſprechen laſſen. Wenn ein Hauptbuch gerichtlich revidirt wird, und der Reviſor darin ſtornirte Poſten entdeckt: ſo muſs er entweder *bona fide* annehmen, daſs ein Irrthum den Storno veranlaſste, oder wenn er es bezweifelt, ſeine Zuflucht zu dem Journale und Memoriale nehmen, und dieſe mit dem Hauptbuche vergleichen. Findet er, daſs dieſe mit dem Storno übereinſtimmen: ſo iſt er von deſſen Richtigkeit überzeugt. Eben dieſes ſteht ihm auch bey einer Raſur frey. Findet er, daſs die auf einer radirten Stelle im Hauptbuche geſchriebenen

Zahlen mit den im Journale und Memoriale befindlichen *nicht-radirten* genau übereinstimmen: so ist es eben so entschieden als bey einem stornirten Posten, dass vorher aus Versehen im Hauptbuche unrichtige Zahlen niedergeschrieben waren, die nun durch eine Rasur berichtigt sind. Übrigens ist es auch eigentlich nicht das Hauptbuch, aus dem die gerichtlichen Beweise geführt werden müssen, sondern das Journal, und wo dieses fehlt, das Memorial. In diesen Büchern dürften eigentlich keine Rasuren Statt finden; denn bey ihrer Führung braucht der Buchhalter sich auch nie zu einer Rasur zu bequemen, da er immer Platz und Gelegenheit genug hat, den fehlerhaften Posten durch einen neuen zu berichtigen. Ein Anderes ist es bey der einfachen Buchhaltung, wo aus mehreren Gründen meist alles auf das Hauptbuch allein ankommt, welches auch allein bey den Gerichten für glaubhaft angenommen wird. Der Code Nap. befiehlt den Kaufleuten bloss, ein Tagebuch (im französischen Original: *Journal* genannt) zu führen, verlangt also, dass der gerichtliche Beweis aus dem Journale geführt werde, und sagt von Rasuren gar nichts. Rec. hielt für nöthig, seine Meinung bey dieser Gelegenheit nochmals öffentlich vorzutragen, um, wo möglich, dadurch ihre Prüfung von Sachverständigen zu veranlassen. Ihm scheint es, als hätten die Schriftsteller über das Buchhalten sich ohne weiteres Nachdenken nur abgeschrieben, und dabey vergessen, dass das doppelte Buchhalten noch nicht lange und nicht allgemein eingeführt sey, und dass sie daher auf *dieses* übertragen, was früher allein von dem *einfachen* Buchhalten gelten mochte. — Von der Einrichtung und Verfassung der Bilanz handelt der Vf. im 6 §. mit vieler Deutlichkeit. Unmöglich aber können wir seiner Vorschrift beystimmen, alle Monate eine solche einfache oder rohe Bilanz zu verfertigen. Gute Buchhalter machen solche bloss am Schlusse des Jahres, ehe sie zum Hauptabschluss schreiten, um sich zu diesem vorzubereiten und alle etwanigen Fehler vorher zu verbessern. Wo wollte man auch bey einer weitläuftigen und ausgebreiteten Handlung die Zeit dazu hernehmen, und was sollte diese zwölffache Arbeit nützen, wenn die einfache hinreicht? Ausserdem sollen diese rohen Bilanzen noch in ein besonderes Buch eingetragen werden, und zwar nicht bloss als eine Aufzählung und Vergleichung aller Debitoren und Creditoren, sondern auch noch aller Saldos. Wird denn dadurch im Mindesten etwas an Gewissheit der richtigen Übertragung gewonnen? Statt dessen hätte Hr. *W.* mit weit grösserem Rechte von dem Buchhalter fodern sollen, dass er alle Journal- und Memorial-Posten mit einander vergleichen, und sich die Überzeugung verschaffen solle, dass auch kein Posten des Memorials unübertragen in das Journal geblieben sey. Durch die einfachen oder rohen Bilanzen überzeugt man sich bloss, dass Journal und Hauptbuch in Ansehung der Summen im Debet und Credit genau mit einander übereinstimmen oder balanciren; dessenungeachtet aber können noch zweyerley Fehler begangen seyn, wodurch das Hauptbuch, bey aller anscheinenden Ordnung, dennoch ganz falsch ward, nämlich 1) es können Posten im Debet und Credit unübertragen geblieben seyn; 2) es können doppelte Fehler von gleichem Betrage im Debet und Credit eingeschlichen seyn. Durch beide Arten von Versehen wird die Bilanz gar nicht erschüttert. Sie sind also nicht anders als durch eine Controlirung der Prima-nota-Bücher mit dem Journale zu entdecken, und diese Controlirung darf kein rechtlicher Buchhalter am Schlusse seiner Arbeit verabsäumen. §. 7 wird der General-Abschluss recht deutlich und gut vorgetragen.

Zum Schlusse dieser Anzeige müssen wir noch unseren Unwillen über die Ausfälle zu erkennen geben, die Hr. *W.* bey allen Gelegenheiten auf *Helwig* thut, dem Niemand das Verdienst absprechen kann, ein sehr unterrichtendes und deutliches Lehrbuch geliefert zu haben, mit dessen Kalbe auch Hr. *W.* so gut, als mancher andere Nachfolger *Helwigs*, gepflügt hat. Auch missfällt uns der gesuchte Unterschied zwischen Charta, Folium, Pagina u. s. w., der Gebrauch fremder Wörter, als *partita* u. s. w., dass immer *die Poste* statt des richtigen *der Posten* gebraucht wird, und dass sich so viele Druckfehler eingeschlichen haben, welche das Werk einem Anfänger hin und wieder ganz unbrauchbar machen. φ.

STUTTGARDT, im eigenen Verlage mit cottaischen Schriften: *Abkürzung und Vereinfachung und dadurch erhaltene grose* (grosse) *Verbesserung des englischen Systems, die Handlungs-Bücher zu führen*, wodurch das beschwerliche 3 Monate hindurch immer wiederholte Addiren, Transportiren und jährliche frische Rubriquen-Schreiben nicht nur gänzlich unterbleibt, sondern nunmehr eine allgemeine Anwendung dieses vorzüglichen Systems möglich wird, durch eine mit Inventur und Bücher-Schluss vorgestellte (Eigene und) (Compagnie) Handlung, ohne und mit Geheimbüchern, mittelst mehrentheils schweren Aufgaben, Anmerkungen und Erläuterungen auf das deutlichste erwiesen, von *Johann Friederich Majer*, Lehrer der Handlungswissenschaft in Stuttgardt. 1807. 16½ Bog. 4. (2 Rthlr.)

Der Vf. gehört, wie sich aus dem Titel ergiebt, zu den Erzfeinden der italiänischen Buchhaltung und zu den Verfechtern des *jonesschen* Systems, jedoch nicht, wie es ursprünglich ist, sondern wie er es nach seiner Manier umgemodelt hat. Von dem Stil des Vfs. wird schon der, absichtlich ohne Abkürzung angeführte, Titel einen Begriff geben. Aus der Einleitung aber wird man hinlänglich ersehen, dass es dem Vf. gewiss nicht an dem Talente fehlt, seine neue Methode anzupreisen; desto mehr aber fehlt es ihm, bey aller Weitschweifigkeit, an der Gabe, seine Erfindungen so deutlich vorzutragen, dass man sich eine richtige Vorstellung davon machen könnte. Rec. hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, aus den acht Bogen, die zur Anweisung bestimmt sind, sich zu belehren; aber es war ihm unmöglich, und er musste diese ange-

priesene neue Methode aus dem Schema selbst zu ergrübeln suchen. Da ergab sich denn Folgendes: Das Inventarium wird im Memorial, welches, wie das *jonessche* eine Debet- und eine Credit-Columne (aber keine Debet- und Credit-Columne in eins) hat, entworfen. Für die einzeln (*ante Linea*) specificirten Activa wird Capital-Conto in Summa creditirt, und nachher, wie bey *Jones*, wieder in besondere Posten, jede einzelne Person debitirt. Für die Passiva wird entgegengesetzt verfahren, und zwar auch nur in Ansehung der Personen. Die Vorräthe der Waaren, die liegenden Gründe u. s. w. werden nur einmal ins Memorial notirt, um die Capital-Conto dafür zu creditiren, nicht aber als Debitoren, weil sie, als solche, ins Rescontro gehören. Auf Obligationen, die mit Zinsen laufen, werden die Zinsen dem Debitor auf Ein Jahr sogleich mit debitirt, aber dem Creditor nicht zu gute gerechnet. Wer demnach aus dem Memoriale ins Hauptbuch überträgt, muss genau darauf achten, ob auch für den im Memorial im Debet oder Credit vorkommenden Posten ein Gegenposten notirt ist, der ihn ausgleicht; ist diess nicht der Fall: so muss er den Gegenposten ins Cassabuch oder ins Scontrobuch, nach seinem Ermessen, eintragen. Wo dieses geschehen sey, kann im Memorial nirgends bemerkt werden. Er muss auch oft gar keinen Gegenposten notiren, wenn es nämlich Handlungs- oder Haushaltungs-Ausgaben betrifft, die nicht erstattet werden. Wird z. B. ein Wechsel auf 500 Gulden trassirt, wofür 510 Gulden mit Inbegriff der Provision empfangen werden: so kommt ins Memorial, folglich auch ins Hauptbuch weiter nichts, als dass der Bezogene mit 500 Gulden creditirt wird. Die Cassa wird aber im Cassabuche für empfangene 510 Gulden belastet. — Am Ende des ersten Monats wird das Cassabuch abgeschlossen, und die Cassa wird im Memoriale für diejenigen Gelder überhaupt in Einem Posten debitirt, die sie mehr eingenommen als ausgegeben hat, folglich für den Saldo, den sie schuldig ist. In den folgenden Monaten aber wird sie nicht mehr für ihren ganzen Saldo, sondern bloss für diejenige Summa debitirt, die sie nach Abzug des vorigen Saldos mehr eingenommen als ausgegeben hat, wodurch der Gleichung dasjenige in Einem Posten ersetzt wird, was ihr dadurch abgeht, dass die Cassenposten nicht einzeln ins Memorial aufgenommen werden. — Werden Wechsel für Geld gekauft: so kommt davon gar keine Notiz ins Memorial, sondern die Cassa wird im Cassabuche creditirt, und die Wechsel-Conto wird im Waaren-Scontro debitirt; werden die Wechsel von einem Correspondenten remittirt: so wird ebenfalls das Wechsel-Conto im Waaren-Scontro debitirt, der Remittent aber im Memorial, und durch dieses auch im Hauptbuche creditirt. Am Ende des Monats wird die Debet- und die Credit-Columne im Memorial addirt, die kleinere Summa von der grösseren abgezogen, und die Differenz, welche der Vf. das *Remanet* nennt, auf die folgende Seite übertragen, und so bis zum Schlusse der Bücher fortgefahren. Zuletzt wird ein Inventarium aus dem Scontrobuche gezogen, und der Betrag der Vorräthe im Debet des Memorials eingetragen. Um so viel nun der Debet grösser ist als der Credit: um so viel ist Capital-Conto für den bisherigen Gewinn zu creditiren, womit das Memorial abgeschlossen wird. Das Hauptbuch, und eben so auch das Scontrobuch, wird ohne alle besondere Vorrichtung, wie bey der einfachen Methode, mit Debet und Credit geführt. Da in das Hauptbuch gerade das kommt, was ins Memorial notirt worden ist: so muss dessen sämmtlicher Debet und Credit gleich seyn dem sämmtlichen Debet und Credit des Memorials, und eben desshalb dessen Remanet gleich seyn dem Remanet des Memorials. Hierauf gestützt, zieht man am Schlusse jedes Monats eine rohe Bilanz, welche der Vf. Haupt-Buchs-Auszug nennt, um sich durch die Übereinstimmung von dessen Remanet mit dem des Memorials von der richtigen Übertragung zu überzeugen.

Diese Darstellung wird ergeben, dass der Vf. ein blinder Nachbeter des englischen Charlatans *Jones* ist, der weiter keine Veränderungen in dessen System zu bringen vermochte, als dass er einen grossen Theil der Vorrichtungen verwarf, durch welche *Jones* seine Controle bildete, und damit den Mangel der Gleichungen, welche das italiänische System vorschreibt, ersetzte. Die Erleichterung, dass in diesem neuen Systeme nur die Differenzen, und nicht die ganzen Summen von Seite zu Seite übertragen, und dass im Hauptbuche die Summen gar nicht fortgeführt werden, ist nur scheinbar, da die nöthigen monatlichen Hauptbuchs-Auszüge wohl eben so mühsam sind, ohne eine solche Übersicht und Sicherheit zu gewähren. Der Übelstand, dass Posten ins Memorial theils einfach, theils doppelt eingetragen werden, und es dem Ermessen des Hauptbuchführers überlassen bleibt, die Gegenposten in verschiedene Bücher (Hauptbuch oder Scontrobuch) zu notiren, dass wichtige Posten gar nicht ins Memorial kommen u. s. w., und wie sehr dadurch die Revision und Untersuchung der Bücher erschwert wird, springt von selbst in die Augen. Was uns aber, abgesehen von den marktschreyerischen Prahlereyen des Vfs., vorzüglich nöthigt, seine Ummodelung des *jonesschen* Systems als etwas wenigstens ganz Überflüssiges zu verwerfen, ist der Umstand, dass schon 1803 von *Richter* in Hamburg auf 2 Bogen, unter dem Titel: *Das deutsche Buchhalten*, ein verbessertes *jonessches* System gelehrt worden ist, welches alle Vortheile bekannt macht, die unser Vf. erfunden haben will, welches aber auch allen Nachtheilen zu begegnen lehrt, die aus den Abkürzungen und Vereinfachungen dieses Systems entspringen, wogegen unser Vf. kein Mittel anzugeben weiss.

φ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 AUGUST, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Die wichtigsten vaterländischen Begebenheiten und Lebensbeschreibungen der merkwürdigsten Personen von den ältesten Zeiten bis auf die heutigen Tage.* Ein Lesebuch in der vaterländischen Geschichte für Anfänger und Unstudirte, von *E. Munthe*, Rector der gelehrten Schule in Nyborg. Aus dem Dänischen übersetzt von *H. E. Wolf*, Prediger zu Oeddis im Amte Hadersleben. 1810. VIII und 420 S. 8. (1 Rthlr.)

Wer im vorliegenden Buche, durch den Ausdruck: „vaterländisch" veranlaſst, von *deutschen* Begebenheiten und Personen zu lesen erwartet, hat sich in seiner Vermuthung geirrt; von Begebenheiten und Personen der *drey Reiche im Norden* wird darin gehandelt. Aber auch gut! Was dem Bürger jener Staaten wichtig seyn mag, darf auch dem Deutschen keinesweges fremd seyn; so wie, umgekehrt, jenem nichts fremd seyn sollte, was dieser für sich bedeutend erachtet. Darin, daſs dem Einen die Angelegenheiten des Anderen fremd geworden sind, gerade darin liegt, zum Theil, die Quelle von dem, was über Beide gekommen ist. Hätten von jeher die Bewohner vor Mannaheim — zu deutsch: „Heimath der Helden (s. die *Einleitung*) —, die Anwohner des Rheins, der Elbe, der Donau, die Männer im Schoſse der Alpen, hätten diese reiflich erwogen und innig gefühlt: wir sind Brüder! — hätten sie ganz in diesem Sinne, voll dieser Gefühle, mit vereinigter Kraft gehandelt: — o wie Manches würde, zu urtheilen nach der beschränkten Ansicht und Aussicht, die dem Sterblichen gestattet ist, nicht erfolgt, oder anders geschehen seyn! — — Doch hier ist ja die Rede von einem *Lesebuche* in der Geschichte von obgedachtem „*Mannaheim!*"

Über den Zweck dieses Buches hat der Vf. weiter nichts gesagt, als was sich aus dem ziemlich ausführlichen Titel derselben abnehmen läſst: etwas mehr darüber fügt der *Übersetzer* in einer kurzen „*Vorrede* hinzu. „Es müsse — sagt er — ein Jeder, dem die Verbreitung nützlicher Kenntnisse am Herzen liege, schon längst bemerkt haben, daſs es der nordischen Literatur bisher an einem zweckmäſsigen Lesebuche in der vaterländischen Geschichte gefehlt habe; ein Mangel, der vorzüglich den Lehrern der Bürger- und Land-Schulen fühlbar geworden sey. Durch eine vortheilhafte Beurtheilung des vorliegenden Buchs in der kopenh. gel. Zeit. aufmerksam gemacht, habe er den Entschluſs gefaſst, es durch eine Übersetzung auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dabey habe er an einigen Stellen, wo er es dem richtigen Verständnisse zuträglich gefunden, einige *Anmerkungen*, zum Theil aus *Holberg*, *Gebhardi* und *Christiani*, hinzugefügt. Die *Zusätze* zu der *neuesten* Geschichte verdanke er dem Herrn J. R. und Prof. *Kierulff* in Kopenhagen.

In wiefern diese Bemühungen dem *Übersetzer* gelungen seyn mögen — darüber wird Rec. auch in dem Falle, wenn er das ihm fehlende Original zur Hand hätte, sich kaum ein Urtheil erlauben, weil er von einer kurzen Bekanntschaft mit der dänischen Sprache schon seit mehreren Jahren wieder abgezogen worden ist. Doch glaubt er, ohne Unbilligkeit gegen den Verdeutscher, gestehen zu dürfen, daſs es ihm bey vielen Stellen des Buchs so vorgekommen sey, als habe sich Hr. *W.* etwas zu genau an sein Original gehalten, und deſswegen bey seiner Arbeit weniger frey und leicht bewegt.

Was das *Original* betrifft: so sagt Hr. *M.* in der kurzen *Einleitung* zuerst etwas Weniges über die *ältesten Einwohner* und die *ältesten Benennungen* des Landes; so wie auch über die *erste Epoche* seiner *Bevölkerung*. — Auch hier deutet Alles dahin, wohin so Vieles deutet, nach *Asien*. — In der Geschichte *Lieflands* möchte vielleicht auch hier dem Kundigen ein Wink zu weiteren Forschungen und zum Auffinden von etwas Unbemerktem gegeben seyn, weil die Gothen, auf ihrem Zuge, in Liefland — wie hier angedeutet wird — sich in zwey Abtheilungen theilten, deren fernere Verbreitungen, in der Folge der Zeiten, für den Norden und den Westen so wichtig geworden sind. — Die darauf folgenden *vier Abtheilungen* handeln: I) von den *ältesten Zeiten bis zu der gänzlichen Einführung* des *Christenthums* in *Dänemark* und *Norwegen*; II) *von der gänzl. Einf. des Christenth. in D.* und *N. bis zu der calmarischen Union*; III) *von der calmar. Union bis zu der Souverainetät*; IV) *von der Einführung der Souverainetät bis auf unsere Zeiten. Was* in jeder dieser Abtheilung von Begebenheiten und Personen erzählt wird, besagt ein ausführliches *Inhalts-Verzeichniſs. Wie* es erzählt sey, darüber möge das Folgende zur Probe dienen. Freylich ist es ein Bruchstück von einigem Umfange: aber abkürzen läſst es sich schwerlich, ohne von dem Interesse, welches darin liegt, zu verlieren.

„Nach Christophers des Zweyten Tode folgte

ein Zwischenreich von sechs Jahren. Während dieser Zeit ward Dänemark von seinen vielen, sowohl in- als ausländischen Beherrschern aufs schrecklichste mitgenommen. Keiner aber handelte grausamer, als der Graf Gerhard [von Holstein]: denn er belehnte, unbekümmert um die Dänen, nur Deutsche mit dänischen Schlössern; nahm lauter deutsche Beamten an; zwang den gemeinen Mann, sich auf die deutsche Sprache zu legen; führte den holsteinischen Rechtsgang statt des dänischen ein; und sog durch harte Auflagen die Einwohner aus. Ja, er rückte sogar, als die Jüten endlich, seiner Tyranney überdrüssig, die Waffen ergriffen, mit 10,000 Deutschen in Jütland ein; verheerte die schönsten Gegenden; brannte Klöster und Kirchen ab; erlaubte seinen Soldaten, frey und ungestraft zu plündern, und zog mit 4000 Mann in Randers ein; die Übrigen verlegte er im Lande umher, um dieses allenthalben zu verheeren und die Einwohner zu unterjochen. — Allein jetzt stand *Niels Ebbesen*, Herr zu Nörreriis, einem Gute unweit Randers, auf. Dieser war es, der sich mit einigen jütischen Edelleuten verband, und zur Befreyung des Vaterlandes den Grund legte. Sobald der Graf hievon benachrichtigt wurde, liess er Niels Ebbesen zu sich einladen. Dieser erschien sogleich. Der Graf, der einen so mächtigen und angesehenen Mann auf seiner Seite zu haben wünschte, schmeichelte ihm Anfangs; erhielt aber zur Antwort: — — „Gerhard! Du kennst nicht Nils Ebbesen. Wisse dann, dass ich in Ewigkeit mit dem Tyrannen, dem Henker meines Vaterlandes, keine Freundschaft schliessen werde. Hör mit Deinem Morden, Deinem Sengen und Brennen, Deinen blutigen Aussaugungen und himmelschreyenden Ungerechtigkeiten auf! Ziehe aus einem Lande, das Du widerrechtlicherweise geraubt und grausam gemisshandelt hast! Nimm alle Deine bezahlten Meuchelmörder mit Dir!" — Gerhard befahl ihm, sich sogleich zu unterwerfen; und wenn er das nicht wollte, sollte er sogleich das Land verlassen oder aufgeknüpft werden. Darauf warf Ebbesen seinen Handschuh auf den Fussboden, — — und sagte: — — „Nie soll das geschehen! Denn hiedurch entsage ich Dir auf ehrliche Ritterweise; und wann und wo ich Dich treffe, es sey unter Dach oder unter freyem Himmel, bewaffnet oder unbewaffnet, schlafend oder wachend, an Deiner Tafel oder zu des Altars heiligen Füssen, schwöre ich bey dem Gott, an den Du nicht glaubst, dass Du von meiner Hand fallen sollst!" — So sprach Ebbesen; und entfernte sich. Nach zwey Tagen kam er die Nacht auf den 18ten März 1340 zurück, und drang, mit nicht mehr als 60 Mann, in das Schlafgemach des Grafen ein. Gerhard wacht auf, erschrickt, bittet um Gnade, und bietet Frieden an. Ebbesen war aber unbeweglich: er tödtete den Grafen, nebst zwey von seinen Leuten; warf die Brücke hinter sich ab, und entkam glücklich aus der Stadt. — Sobald diess geschehen war, sammelte Ebbesen ein Heer; verjagte die Deutschen, und belagerte Skanderborg, ihre vornehmste Festung. Während der Belagerung erfuhr er, dass die Söhne des Grafen mit einem Heere heranrückten, die Belagerten zu entsetzen, und zog ihnen gleich entgegen. Am 2ten November 1340 kam es zu einer blutigen Schlacht. Niels Ebbesen fiel, als Sieger; und Dänemark ward von seinen Unterdrückern befreyt."

G. St. . . s.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt*; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Erster Band. 1 Stück. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfern. 1811. 100 S. 8. (18 Gr.)

Eine äusserst mannichfaltige, interessante und nützliche Zeitschrift, in welcher der ungenannte Herausgeber, welcher Vorsteher einer grossen öffentlichen Bibliothek ist, und mit mehreren Anderen in Verbindung steht, merkwürdige Seltenheiten der Natur, Kunst, Literatur, Sitten und Gebräuche der Vor- und Mitwelt zu sammeln, und als ein unterhaltendes Schaugemälde aufzustellen gedenkt. Die Geschichte beschäftigt sich insgemein nur mit dem grossen Gange der Weltbegebenheiten; aber selten berührt sie solche Gegenstände, aus welchen man den Geist und das Wissen, die Meinungen und Vorurtheile, die Sitten und Gebräuche, die Tugenden, Thorheiten und Laster, kurz das Leben der Vorwelt mit seinen Formen und bunten Farben kennen lernt. — Die Schatzkammer, worin die reichen Materialien zu diesem vielseitigen Weltgemälde ruhen, sind reichhaltige öffentliche und Privat-Bibliotheken; und es ist daher gewiss eine eben so verdienstliche als mühsame Arbeit, diese Fundgruben zu durchsuchen, und ihre Goldkörner auszuscheiden.

Zufolge des unter No. I vorgelegten Plans haben die Leser in dieser Zeitschrift folgende Gegenstände zu erwarten: 1) sonderbare Sitten und Gebräuche unserer Vorwelt, der Höfe und des gemeinen Lebens; 2) dessgleichen fremder Völker und ethnographische Merkwürdigkeiten; 3) Schwärmereyen und Thorheiten mystischer und anderer Sonderlinge; 4) Charakterschilderungen sonderbarer Menschen, grosser Herren, Gelehrten, Abenteurer und sogenannter Wunderthäter; 5) Enthüllung merkwürdiger Betrügereyen und Täuschungen, Entlarvung von Aberglauben, Geisterseherey und Hexerey; 6) merkwürdige historische Facta; 7) literarische Merkwürdigkeiten; 8) sonderbare Erscheinungen in der Naturgeschichte; 9) berühmte und wenig bekannte Kunstwerke, und 10) literarisch-artistisch-historische Miscellen, kleine Notizen und Anekdoten. Der vor uns liegende Heft entspricht ganz der Zusage des Herausgebers, und der Leser wird ihn gewiss nicht, ohne sich angenehm und belehrend unterhalten zu haben, bey Seite legen.

Lesenswürdig ist II. Beschreibung der *Turniere*, jener feyerlichen und glänzenden Feste der christlichen Vorwelt, die in der Stadt, wo sie gegeben wurden, überall Freude, Vergnügen und Wohlleben verbreiteten. Ein lautes Gewühl füllte die öffentlichen

Plätze, allenthalben wurde Markt gehalten, und alle Speise- und Trink-Häuser, alle Bade- und Gast-Stuben standen offen. Mancher arme Ritter kam durch dergleichen Feste in Hofdienste, und manches arme Fräulein, das, ohne ein Turnier, nicht von ihrer Burg gekommen, und ungesehen geblieben wäre, wurde von einem Ritter bemerkt, der, heirathslustig, ihr die Hand reichte. — Die Zeit des Aufkommens dieser Waffenfeste läfst sich mit Gewifsheit in das 10 Jahrhundert setzen, wo wir die erste Turnierordnung finden. Sie wurden von Kaisern, Fürsten, auch späterhin von einer der vier Ritterschaften ausgeschrieben, und Jeder vom hohen und niederen Adel, welcher edel, d. i. zu Schild und Helm geboren, und unbescholtenen Wandels war, konnte daran Theil nehmen. Merkwürdig ist das Ritterspiel, welches Landgraf Heinrich in Thüringen [wir würden ihn lieber Markgraf Heinrich den Erlauchten von Meissen genannt haben] im Jahre 1265 gab. In der Mitte eines grofsen Gartens stand ein aufgerichteter silberner Baum mit ausgebreiteten Ästen voll goldener und silberner Blätter und Früchte. Diese waren die Preise des Turniers. Wer seinem Gegner die Lanze auf der Brust brach, und dieser sitzen blieb, bekam ein silbernes, wer den Anderen abwarf, ein goldenes Blatt. — Dieser Abhandlung, die keines Auszuges fähig ist, sind zwey Kupfertafeln beygefügt. Die eine zeigt den Herzog Wilhelm von Baiern, zur Bahn reitend, in einer prachtvollen Rüstung zum Kampfe; die zweyte ist Markgraf Casimir von Brandenburg, schlagfertig, mit gehobenem Schwerdte, den Gegner ansprengend, nach dessen Helmschmucke hauend. III. *Wolf Wolfrath's Begebenheiten und Beschreibung des Turniers zu Wien im Jahre* 1565, nach dem Originale aus einer Sammlung alter Urkunden. IV. *Der Narr;* ein interessanter Aufsatz über die Hofsitten der Vorzeit, wo fast kein Hof ohne einen privilegirten Narren seyn konnte. Diese damals unentbehrlichen Menschen standen in Besoldung, wurden *gebrödete Narren* genannt, trugen eigene, ausgezeichnete Kleider, und hatten das Privilegium, die Wahrheit ohne Furcht ihrem eigenen Fürsten und allen Menschen sagen zu dürfen. In Deutschland haben sie sich, besonders an den dresdener und berliner Höfen, bis in die Mitte des 18 Jahrhunderts erhalten. Bey der Tafel standen die Hofnarren hinter ihrem Herrn, und erhielten für ihre Späfse zuweilen einen Becher mit Wein. Auch bey den Turnieren durften sie nicht fehlen. Ein gewisser reicher Augsburger hatte in einem Turniere (1480) funfzehen Narren, in einerley Livrée gekleidet, um sich. Nicht selten gingen sie mit ihrem Fürsten in die geheimen Rathssitzungen, wurden oft gefragt, und gaben auch ungefragt ihre Meinung. Sie verscheuchten die Grillen ihres Fürsten, und halfen ihm die Bürde des Lebens tragen. Eben daher soll der berühmte sächsische Hofnarr *Claus* in der Erbtheilung von den erbenden Fürsten, weil jeder ihn gern haben wollte, für 80,000 Rthlr. angeschlagen worden seyn. Die Kupfertafel No. 3 zeigt einen wohlarmirten Hofnarren in seiner vollständigen Kleidung. — V. *Mystisch visibler Unsinn und Nachrichten von der Seherin Jone Leade.* Sie war aus der Graffschaft Norfolk gebürtig, und erscheint im 17 Jahrhundert als eine berüchtigte Schwärmerin, deren Schicksale und merkwürdigen Visionen hier ausführlich erzählt werden. Mit ihren gereinigten Augen sah sie unter anderen das *hellflammende Auge Gottes*, wovon sie eine Abbildung hinterlassen hat, die hier in der vierten Kupfertafel zu finden ist. — VI. *Die bärtigen Weiber*, mit dem Portrait der *Helena Antonia*, geboren im Stifte Lüttich 1489. Die Natur gab sonst nur ausschliesslich dem Manne den Bart, als Stempel seiner Mannheit; es werden aber doch in diesem Aufsatze mehrere Beyspiele bemerkt, dafs sie auch zuweilen das weibliche Geschlecht damit beschenkte. Eine solche bärtige Jungfrau war Helena Antonia, deren Bildnifs hier [Taf. V] nach einem Original-Gemälde auf der herzogl. Bibliothek zu Weimar mitgetheilt wird. VII. *Sonderbare Leichenbegängnisse und Testamente.* Wir wollen, der Kürze wegen, nur einige mittheilen. *Cortusius*, ein berühmter Rechtsgelehrter des 15 Jahrhunderts, und zugleich ein jovialischer Mann, welcher 1418 zu Padua starb, verbot in seinem Testamente seinen Erben alle Trauer und Klage. Dagegen befahl er, dafs bey seinem Leichenbegängnisse Spielleute, Pfeifer und Sänger hinter und vor dem Sarge hergehen, und derselbe von 12 ledigen, grün gekleideten Mädchen, lustige Lieder singend, getragen werden sollte. — Eben so fröhlich wollte auch ein Engländer, *J. Untowood*, der 1733 zu Withleson starb, seine Bestattung begangen wissen. Er verordnete aber auch zugleich, dafs man ihm *Sanadon's* Horaz unter den Kopf, *Bentley's* Milton zu den Füfsen, ein griechisches Testament in die rechte, und eine kleine Edition des Horaz in die linke Hand geben, und *Bentley's* Horaz unter den Hinteren legen sollte. — Der im Jahre 1810 zu London verstorbene Banquier *Devaynes* vermachte seiner Wittwe unter anderen 300 Flaschen Wein zu ihrer künftigen Hochzeitfeyer, und befahl, dafs man ihm im Sarge unter jeden Arm eine Flasche Cereswein geben sollte. — VIII. *Illustre Wagezettel und Nachrichten von vielwiegenden Menschen.* Am dresdener Hof war in den J. 1712 — 1737 der Gebrauch, dafs fürstliche Personen und andere Gäste nach der Tafel auf der grofsen Wage im Zeughause gewogen wurden. Da hat man denn z. B. bemerkt, dafs der Kronunterkanzler *Lipsky* Vormittags 273, und Nachmittags 278 Pfund gewogen habe. Der König August selbst wog in seinem 42 Jahre 260 Pfund. Was war aber das gegen Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg? Als er nach seinem Tode (1603) geöffnet wurde, fand sich, dafs seine Leber 5, die Lunge 4, und das Herz 1½ Pfund wogen. Der Magen hielt 6 Mafs in sich, und der ganze Körper, der 7 Schuh lang war, wog vier Centner. Die Engländer liefern die meisten Beyspiele von ausserordentlicher Corpulenz und hohem Körpergewicht. IX. *Eigenheiten, Sonderbarkeiten und unterhaltende Anekdoten von*

Gelehrten. X. *Curiose Miscellen*. Durch einen Auszug würde das Interesse mancher in beiden Numern mitgetheilter Anekdoten verlieren. Wir wollen sie also lieber den Freunden der Menschenkunde zum eigenen Lesen empfehlen. Doch müssen wir noch eines merkwürdigen Gebrauchs gedenken, der noch jetzt in einem District von *Bengalen* herrscht, wo der Mann, der seine Schuld nicht bezahlen kann, seine Frau dem Gläubiger so lange zum Unterpfand einsetzt, bis die Schuld getilgt ist. Darüber vergehen oft 2—3 Jahre, ehe die Frau von dem Manne eingelöset wird. Hat ihr Aufenthalt bey dem Gläubiger Kinder zur Folge: so wird die eine Hälfte als das Eigenthum des Gläubigers, die andere Hälfte aber als das Eigenthum ihres Mannes betrachtet. Gewissenhaft löset der Mann, sobald er kann, sein Pfand wieder ein. — Bey einer anderen Nation, heisst es S. 92, möchte ein Gläubiger wohl schwerlich der Ablösung des Pfandes versichert seyn.

A. S.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Goslar*, b. Lohmann: *Seume's Abschied und Vermächtniss, nebst biographischer Skizze und einigen erläuternden Notizen*, ein Denkmal für seine Freunde. *Vixit et quem dederat cursum fortuna peregit*. 1810. 24 S. 8. (4 Gr.)

Der Verleger ist zugleich der Herausgeber dieser wenigen Blätter. Sie enthalten auf den ersten 15 Seiten ein Gedicht von *Seume*, in der neuesten Ausgabe seiner Gedichte „Abschiedsschreiben an Münchhausen" (der zugleich mit S. den Feldzug in Amerika unter den hessischen Truppen mitgemacht) überschrieben, und von S. 16 an wenige Nachrichten über S. Das Gedicht ist wahrscheinlich aus *Schillers* Thalia, wo es zuerst stand, abgedruckt: in der neuesten Ausgabe hat es sehr bedeutende Veränderungen erlitten, die aber, nach Rec. Urtheil, den Versen vortheilhafter, als dem Gedicht, gewesen. Auch der in dieser Ausgabe hinzugekommene neue Vers:

„Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch störtest du ihm seine gute Reise
Und rücktest ihn gewaltsam aus dem Gleise,
So gieb der alten Weise Raum."

ist weder seinem Gehalte, noch seiner Versbildung nach von Bedeutung. Die bitteren Äusserungen über das weibliche Geschlecht, die sich in dem Gedicht finden, erklären sich aus der unglücklichen verschmähten Liebe des Vfs. In der biographischen Skizze findet man, ausser dem Bekannten in gedrängter Kürze, auch ein paar weniger bekannte Notizen.

Bf.

Nördlingen, b. Beck: *Der gesellschaftliche Rathgeber zur Erleichterung unterhaltender Spiele im freundschaftlichen Vereine*. 1810. 221 S. 8. (16 Gr.)

Dieser gesellschaftliche Rathgeber hat Mancherley in Bereitschaft, um den Dämon der Langweile zu bannen. Zuerst sieben und zwanzig Mal sechzig Antworten auf sieben und zwanzig verschiedene Fragen, dann dreyssig Charaden, wovon die erste nichts taugt, bey allen aber die Auflösung fehlt, die jedoch nicht schwer zu finden ist; ferner zehen Epigramme und eben so viele Räthsel, dreyhundert Sprichwörter und sechs und vierzig Gesundheiten, die nicht vom besten Geschmacke zeugen. Der zweyte Theil des Buchs enthält eine Anweisung zu freundschaftlichen Spielen. Die sechs Kartenspiele, die den Anfang machen, haben die Überschrift, „Kartenkünste", obgleich gar keine Kunst dabey ist. Die übrigen sind Spiele mit Würfeln, Orakelsprüche durch Karten, Nachsprechespiele, Pfänderspiele (unter welchen Rec. die Verfertigung des Sardellensalats, und die Vorstellung der dresdner Brücke den Freunden von Küssen besonders empfehlen kann), Spiele nach Belieben mit dem *Plumb*- oder *Plumpsacke*, und endlich Spiele ohne Pfänder und ohne Plumpsack. Als Anhang lieset man noch eine nicht sehr witzige Punschpredigt am Tage Pauli Bekehrung gehalten. Unter den Fürbitten, die am Schluss der Predigt vorkommen, findet sich auch eine für ein Söhnlein vornehmer Ältern, 30 Jahr alt, das an einer gefährlichen Maulsperre danieder liegt, welche dasselbe bey Lesung der heiligen Genoveva von Ludwig Thieck (*sic*) überfallen.

Aq.

Leipzig, b. Beygang: *Abend-Zeitvertreib für Bürger und Landleute, die Spass verstehen und Kurzweil lieben*. Enthaltend allerley seltsame Historien, sonderbare Begebenheiten und scherzhafte Anekdoten, aus denen man, wenn man will, beides: Nutzen und Vergnügen schöpfen kann. Herausgegeben von einem Manne, der die Welt kennen gelernt hat, genannt *Erasmus Mahler*. 1811. 200 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf., der nach seiner eigenen Versicherung die Welt kennen gelernt hat, hat auch zugleich sich die Manier zu eigen zu machen gewusst, auf die leichteste Weise den Ruhm eines Schriftstellers zu erhalten. Es ist diess Buch nämlich nichts mehr und nichts weniger, als eine ganz gewöhnliche Anekdotensammlung, welche sich durch einen breiten Titel zu empfehlen sucht. Nach dem „Vorwort an die achtbaren Leser dieses Büchleins" soll es eine Menge Anekdoten und Schnurren (kurze Erzählungen, die man *selten* ohne Lachen lesen und mit anhören kann) enthalten. Des Schnurrigen hat Rec. eben nicht viel gefunden, dafür aber auch nichts Ärgerliches oder Unanständiges, vielmehr manches Nützliche.

qb.

Dortmund, b. Mallinckrodt: *Prophetisches Glücksrad, oder der Wahrsager auf dem Drachenfelsen. Abgedruckt nach der alten wieder aufgefundenen ächten Handschrift*. Ohne Jahrzahl. 46 S. 8. Nebst einer Tabelle. (3 Gr.)

„Wie in der Sprache der Propheten von jeher der Sinn oft etwas dunkel war und tiefer lag, als dass ihn Jeder immer gleich aufs erste Wort verstand: so auch hier mannichmal." Wie die Zukunft dunkel ist und bleibt: so müssen auch alle Aussprüche über dieselbe dunkel seyn. Auf 36 Fragen ertheilen hier 36 Propheten nach Anweisung von drey Würfeln Antwort. Die Fragen betreffen so ziemlich Alles, worüber neugierige Zukunftsforscher gern Auskunft haben möchten; und die Antworten auf dieselben aus dem Munde der Propheten sind ziemlich so, dass man die Propheten nicht wohl Lügen strafen kann, man mag auch durch den Wurf einen Mund öffnen, welchen man will. Dass man unter den Propheten, ausser anderen, auch den Jesus Sirach und den Simon von Kana findet, daran ist wohl die Zahl sechs und dreyssig Schuld, die mit Prophetennamen ausgefüllt werden musste. Übrigens sind sie alle gleich weise und verständig.

Ak.

Monatsregister

vom

August 1811.

I. Verzeichniss der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des August.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER, 1811.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: D. *Christiani Theophili Kuinoël Commentarius in libros Novi Testamenti historicos.* Volumen II. *Evangelia Marci et Lucae.* 1809. 711 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) Auch unter dem Titel: *Evangelia Marci et Lucae,* illustravit u. s. w.

Die ganze Einrichtung dieses Commentars dürfen wir aus der Anzeige des ersten Bandes (1809. No. 127) als bekannt voraussetzen. Was daselbst zum Lobe und Tadel dieser Bearbeitung im Allgemeinen gesagt worden ist, gilt auch von diesem Bande; doch freut sich Rec., dass er mit dem Vf. in der Erklärung sehr vieler Stellen, in den meisten kritischen Bemerkungen, und besonders in der — stillschweigend gemachten — nicht allzuleichten Foderung, die er durch diese seine Arbeit an einen jungen Exegeten thut, übereinstimmen kann.

Dieser zweyte Band commentirt über die Evangelisten Marcus und Lucas. Den Anfang machen auch hier wieder jedesmal die Prolegomena, für jeden Evangelisten in 6 Paragraphen. Eine gedrängte Übersicht des Inhalts derselben wird die Denkart des Vfs., und, wenn man so sagen darf, die Partey, zu welcher er gehört, am kürzesten und doch sprechendsten charakterisiren. I. *Marcus.* §. 1. Von der Person des Evangelisten Marcus, dessen hebräischer Name Johannes gewesen, und von seinen Reisen, mit Bezug auf die Stellen Apg. 13, 5 ff.; 15, 36 ff.; 1 Petr. 5, 13 und Coloss. 4, 10; 2 Tim. 4, 11; Philem. 23. Im §. 2 wird Folgendes ausgeführt: Marcus schrieb zwar noch vor dem Tode des Apostels Petrus, aber nicht allein aus seinem Munde; es dürfe zwar angenommen werden, er habe Vieles von ihm gehört und gelernt, da er dessen Schüler (υἱός) gewesen; ausserdem sey ihm aber auch der Umstand vortheilhaft gewesen, dass viele von den Jüngern und Aposteln (vgl. Apg. 12, 12) in dem Hause seiner Mutter zusammengekommen. — Rec. ist zwar auch nicht der Meinung, dass Petrus Verfasser dieses Evangeliums sey, und Marcus bloss den Namen dazu hergegeben habe; doch hält er sich noch immer überzeugt, dass bey der Abfassung desselben Petrus vorzüglichen Einfluss auf Marcus gehabt habe. Diesen Einfluss scheinen ihm Erzählungen und Stellen, wie z. B. C. 1, 16 ff.; 5, 22—43; 9, 34; 11, 20; 14, 47 u. a. ziemlich deutlich zu beweisen. Nach §. 3 lag ein verloren gegangenes Evangelium, das aber nicht so vollständig(?) war, als das, woraus Matthäus und Lucas schöpften, seiner Arbeit zum Grunde; dieses übersetzte er aus der Ursprache, der syro-chaldäischen, ins Griechische, ordnete dasselbe, änderte aber auch daran, und bereicherte es gar hin und wieder. Diese Ansicht hat der Vf. schon in den Prolegomenen zum ersten Bande weitläuftiger entwickelt. Des Vfs. Urtheil über die Schreibart des Marcus, die Dunkelheiten seines Stils, die Idiotismen u. s. w., womit dieser §. geschlossen wird, unterschreibt Rec. mit weniger Bedenken, als das, was unmittelbar vorher ausgeführt worden. — Marcus schrieb (fährt der Vf. §. 4 fort) für Hellenisten und Christen aus dem Heidenthume. Rec. würde noch gesagt haben: und zunächst für italiänische Christen; denn aus diesem Umstande erklärt er sich am leichtesten so manches Eigenthümliche, was dieses Evangelium charakterisirt, wie z. B. die gänzliche Weglassung der Genealogieen, die so sparsamen Citate aus dem A. T., die eben so seltene Rücksicht auf das, was Christen aus dem Judenthum vorzüglich hätte interessiren können; eben hieraus wird auch begreiflich, warum sich Marcus so viele Mühe giebt, jüdische Sitten und Gewohnheiten zu erläutern, warum er Wörter, deren Bedeutung Lesern aus dem Judenthume bekannt genug seyn mussten, übersetzt u. s. w. Am Schlusse dieses §. missbilligt Hr. *K.*, und nach der Einsicht des Rec. mit Recht, die Meinung *Storr's*, der zufolge Marcus sein Evangelium zunächst den Christen aus Antiochia bestimmt haben soll. — §. 5. Marcus schrieb in griechischer Sprache. So wie der Vf. diess *hier* ausgeführt hat, hätte es sogleich mit §. 3 verbunden werden können. §. 6. Die Aussage der Alten, dass Marcus sein Evangelium zu Rom geschrieben habe, billigt unser Vf. in jeder Hinsicht; ist aber, und, wie Rec. glaubt, mit dem vollesten Rechte, ganz dagegen, dass man diesen Umstand hat benutzen wollen, um daraus zu folgern, Marcus habe *lateinisch* geschrieben. Hier wäre vielleicht der Ort gewesen, eine kurze Geschichte des Streits, den einst das lateinische Original veranlasste, und die der Vf. fast ganz unberührt gelassen, einzuschalten. Unwahrscheinlich ferner findet es unser Vf., anzunehmen, Marcus habe, wenn auch nicht zu Alexandrien geschrieben, doch wenigstens daselbst eine Revision oder eine zweyte Ausgabe veranstaltet. Durchaus endlich missbilligt er *Wahls* Conjectur von einem coptischen Originale. Diese Misbilligung theilt Rec. mit dem Vf.: aber die vorhergehende Bemerkung kann er nicht so ganz unwahrscheinlich finden; es würde ihn aber zu weit führen, dieses hier weitläuftiger aus einan-

der zu setzen. II. *Lucas*. §. 1 führt Folgendes aus: Ob sich gleich der Vf. dieses Evangeliums und der Apostelgeschichte, unerachtet öfters Gelegenheit dazu gewesen, nirgends genannt hat: so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, es ist derselbe, dessen Paulus 2 Tim. 4, 11. Philem. 24 gedenkt, und den er Col. 4, 4 Lucas (aus Lucillius, oder Lucanus), den Arzt nennt, womit auch die Kirchenschriftsteller allgemein übereinstimmen. Die Gründe des Vfs., warum Lucas mit Lucius (Apg. 13, 1. Röm. 16, 21) nicht verwechselt werden dürfe, scheinen Rec. nicht so ganz einleuchtend und überzeugend zu seyn; besonders ließsen sich wohl über das Räsonnement, die Stelle Röm. 16, 21 betreffend, noch manche Gegenbemerkungen machen. Man darf z. B. nur daran denken, dass Paulus den Brief an die Römer nicht sogleich nach dessen Abfassung an die Behörde abgeschickt, indem er späterhin noch eine Anlage und eine Nachschrift hinzugefügt: so wäre es ja wohl möglich, dass Lucas während der Zeit sich wieder bey Paulus eingefunden, worüber vielleicht Apg. 16, 40. 21, 1 Aufschluss geben könnten. Wäre nun die Identität dieser beiden Namen zu beweisen und bewiesen: so würde man Cyrene für die Vaterstadt des Lucas halten müssen. Da aber Hr. *K.* sich hievon nicht überzeugen konnte: so setzt er am Ende dieses §. behutsam hinzu, dass sich über Lucas Vaterstadt nichts mit Gewissheit bestimmen lasse. Von den vielen Legenden, die von Lucas in Umlauf gekommen, wie z. B. dass er einer der 70 Jünger, oder einer von denen gewesen, mit denen sich Jesus auf dem Wege nach Emaus unterhalten u. a., berührt unser Vf. nur die, die ihn zu einem Maler macht. §. 2. Ob Lucas vor seiner Bekehrung zum Christenthum ein Jude oder Heide gewesen? läst der Vf. unentschieden; doch möchte er *Bolten* beystimmen, der ihn von heidnischen Ältern geboren, in seiner Jugend einen Juden, und späterhin einen Anhänger Christi werden läst. Wäre Lucas mit Lucius eine und dieselbe Person: so würde wohl aus Röm. a. a. O. folgen, dass er ein geborner Jude gewesen. Aus der oben angeführten Stelle des Briefes an die Colosser wollen zwar *Michaelis* u. A. folgern, Lucas sey ein geborner Heide gewesen; allein Rec. kann nach dem, was auch schon von Anderen bemerkt worden, diese Folgerung nicht so unbedingt unterschreiben. Paulus grüsst zwar daselbst erstlich von Juden, sodann von Heiden, und hierauf auch von Lucas; allein konnte nicht Paulus Anfangs vergessen haben, von Lucas zu grüssen, und so hätte er erst nachher noch einen Gruss von *ihm*, der seinen ersten Lesern doch bekannt genug gewesen, nachgeholt? Sollte ein solcher Zufall in Briefen etwas Unerhörtes seyn? Im §. 3 tritt der Vf., nach der Meinung des Rec. mit Recht, als Gegner der Kirchenväter auf, welche den Apostel Paulus zum Verfasser dieses Evangeliums machen wollen. Sorgfältig untersucht er hierauf die Quellen, aus denen Lucas (nach C. 1, 1—4) sein Evangelium (das früher als die beiden ersten erschienen) geschöpft hat. Er rechnet dahin a) das Urevangelium, das aber vollständiger gewesen seyn soll, als das, dessen sich Marcus bedient habe (man schliesst diess doch wohl nicht aus der Kürze des Marcus bey verschiedenen Erzählungen? diese war ja absichtlich!); b) Fragmente aus dem Evangelium von der Kindheit Jesu; c) von Cap. 9, 51 — 18, 14 eine besondere Schrift. Er betrachtet diesen Abschnitt (wie auch *Marsh* gethan, doch mit der von *Eichhorn*, Einleitung S. 600, gemachten Einschränkung) für einen Theil der Gnomologie des Lucas; d) noch andere Schriften, welche von Jesu Nachricht gaben, worunter jedoch die Evangelien des Marcus und Matthäus nicht mit begriffen werden dürfen, da sie später erschienen. Über die Art und Weise, wie Lucas seine Quellen benutzt habe, folgt unser Vf. den Bemerkungen *Eichhorns* über diesen Gegenstand, und schliesst mit der Erinnerung, welche *Rau* in einer Abhandlung (Erlang. 1805. S. 15) vorgetragen, dass man nämlich nicht erwarten dürfe, Lucas habe *Alles* gekannt, was zur Geschichte Jesus je gehört habe. Im §. 4 wird ausgeführt, dass Lucas in Palästina für den Theophilus geschrieben habe (C. 1, 4). Wer dieser gewesen, getraut sich der Vf. nach dem, was er darüber angeführt (und es hätte noch mehr, was freylich eben so unfruchtbar gewesen wäre, angeführt werden können), nicht zu bestimmen. Nur so viel, scheint ihm, dürfe man als gewiss annehmen, dass er ehemals ein Heide gewesen und nicht in Palästina gelebt habe. Rec. findet auch hiebey noch Bedenken, und da ihm keine der von so vielen Gelehrten angestellten Untersuchungen Genüge gethan: so schämt er sich nicht, in Allem, was diesen Mann, sein Vaterland u. s. w. betrifft, seine Unwissenheit offenherzig zu gestehen. Im §. 5 wird von der Übereinstimmung des Evangelium des Lucas mit dem des Marcion gehandelt. Unser Vf. tritt, was die Hauptfragen und deren Beantwortung betrifft, auf *Eichhorns* Seite. Im §. 6 wird eine Untersuchung über die Ächtheit oder Unächtheit der beiden ersten Capitel angestellt. Der Vf. erkennt sie für ächt und für Fragmente aus dem Evangelium von der Kindheit Jesu. Der Urheber dieser Fragmente habe seine Erzählung (wird weiter hinzugefügt) aus der Tradition genommen, die in der Familie des Zacharias in Umlauf gewesen. Endlich werden noch, mit *Gabler*, diejenigen Gelehrten getadelt, welche alles aus philosophischen Mythen zu erläutern sich unterfangen. *Bauers* Mythologie (2 Bände) findet Rec. auch nicht angeführt. — Über den Stil des Lucas, dessen Verschiedenheit im Evangelio und der Apostelgeschichte, hat sich der Vf. nicht so erklärt, wie es für manche Leser wohl nöthig gewesen wäre. Vielleicht sollte es den Prolegomenen zur Apostelgeschichte vorbehalten bleiben?

Der Commentar über den Marcus geht von S. 15 bis 210, und über den Lucas von S. 231 bis 700. Rec. hat schon gesagt, dass er ihn mit Vergnügen gelesen. Er hat sich sehr viele Stellen angestrichen, die ihm vorzüglich gefielen; aber auch andere, wo seine Ansicht von der des Vfs. abweicht, und seine Erklärung von der hier gegebenen verschieden ist.

Einige der letzteren mögen als Beyspiel angeführt werden. Marc. 1, 1 finden wir den Vf. als Gegner derer, welche bey dem Anfange dieses Evangeliums an das *Incipit liber* der Handschriften im Mittelalter denken. Rec. findet dabey nichts Anstössiges, indem es kaum möglich, vielweniger nothwendig ist, an diese Erklärung und Vorstellung den Gedanken an ein lateinisches Original des Marcus zu knüpfen. An dem fast ähnlichen Anfange der Geschichtbücher des Herodot hat, unseres Wissens, noch kein Gelehrter Anstoss genommen. Auf jeden Fall wenigstens glaubt Rec., es wäre besser so zu interpretiren, als mit einigen Auslegern die Interpunction zu ändern, oder gar V. 2 und 3 in Parenthese zu schliessen. — Cap. 1, 12. 13. Hier, meint Rec., wäre es wohl nöthig gewesen, die Leser auf die Kürze der Erzählung beym Marcus aufmerksam zu machen. Läst sich auch der Grund davon nicht mit völliger Gewissheit angeben: so lassen sich doch wohl wahrscheinliche Vermuthungen aus der Sache selbst versuchen. Der Beysatz *και ην μετα των θηριων* läst auf Leser schliessen, die sich ohne denselben keinen deutlichen Begriff von der Abscheulichkeit der arabischen Wüste machen konnten. Es waren Römer, oder vielleicht überhaupt Christen in Italien. Konnte nicht Marcus vielleicht denken, die vollständige Erzählung von der Versuchung Christi sey diesen seinen ersten Lesern nicht verständlich oder gar auffallend; es sey daher besser, sie ins Kurze zu ziehen oder vielmehr blos das Resultat zu geben? Eine Folge dieses Zusammenziehens war nun auch eine, wohl durch irgend ein Versehen entstandene Abweichung von der Erzählung der übrigen Evangelisten; nach der Relation des Marcus hat nämlich die Versuchung 40 Tage gedauert. — Bey Cap. 1, 24 f. (vgl. mit Cap. 3, 11) hätte vielleicht die Frage, wie es wohl komme, dass die Besessenen Jesum immer als den Messias anreden, nicht unberührt bleiben sollen. Ferner: Ist das, was hier gelesen wird, Rede des Evangelisten, oder des Patienten? Ist das Geschrey des Menschen hier, dem heftige Convulsionen (denn davon ist *σπαρασσειν* das *vocabulum proprium*) zusetzen, den Dämonen beygelegt? Je nachdem man sich nun für das Eine oder das Andere erklärt, wird die Auslegung verschieden seyn. Eben so hätte vielleicht bey C. 5, 10 etwas über die Frage, warum sich Jesus mit den Dämonischen in eine Unterredung eingelassen, bemerkt werden sollen. — Bey C. 5, 29 wäre wohl ein Wink, dass Jesus nichts weniger als den Aberglauben begünstigt habe, nicht überflüssig gewesen. Er gab nämlich der Kranken deutlich genug zu verstehen, dass nicht das Kleid auf sie gewirkt, sondern er selbst (vgl. V. 30). Überhaupt würde es gewiss nicht unzweckmässig gewesen seyn, wenn hie und da Stellen zu solchen und ähnlichen Andeutungen und Winken benutzt worden wären. So hätte z. B. C. 8, 29 das feine Gefühl des Evangelisten bemerkt werden können, der, unter Petrus Einfluss schreibend, das diesem ertheilte Lob hinweggelassen; V. 33 aber ehrlich genug auch das erzählt, was doch dem Petrus zum Nachtheil hätte gereichen können. So dient vielleicht C. 14, 30 zum Beweis, dass Marcus, von Petrus belehrt, *bestimmter* spricht, als die anderen Evangelisten, und C. 11, 1 wieder, dass Marcus für Ausländer geschrieben u. s. w. — C. 7, 34 ist Εφφαθα als Imperativ der Form Ethpael erklärt. Möglich und richtig, wenn man annimmt, Jesus habe den syro-chaldäischen Dialekt gesprochen. Überzeugt man sich aber, Jesus habe, weil es Sitte der Juden war, Gebete in der alten hebräischen Sprache zu verrichten, hebräisch gesprochen: so kann man es auch für den Imperativ aus der sogenannten Conjugation Niphal halten. — C. 9, 44. Hier kommen zwey Arten des Untergangs vor. Die Darstellung derselben gründet sich auf die Behandlung der Leichen bey den Hebräern. Bald begrub man die Todten; nun konnte man vom Zernagen der Leiber durch Würmer sprechen. Diese Darstellung unterstützte der Volksglaube, unbekümmert, ob wirklich auch Leichname, besonders wenn sie der freyen Luft nicht ausgesetzt sind, von Würmern verzehrt werden, oder nicht. So wurden nun Würmer Sinnbild der Strafe, und statt zu sagen: er wird gestraft, wurde die Redensart: er wird von Würmern zernagt, gleichbedeutend. Bald verbrannte man die Leichen. So wurde nun *Feuer* in demselben Sinn, und ebenfalls als Sinnbild der Strafe gebraucht. Diese tropischen Redensarten hätten hier auch zu einem Wink benutzt werden können, um etwas über die Ewigkeit der Höllenstrafen, die man in diesen Worten und Bildern gefunden hat, zu sagen. Den folgenden 49 V. kann man vielleicht am kürzesten so fassen: Jeder, der den Anderen zur Sünde verleitet, wird gestraft. Solche Verführer sieht Jesus hier als Opfer an. Jedes Opfer musste, mit Salz bereitet, auf den Altar kommen; Feuer ferner ist Sinnbild der Strafe; also wird: zum Feuer gesalzen werden, nichts weiter heissen sollen, als: zur Strafe bestimmt werden. — C. 12, 26 hätte dem Vf. Gelegenheit geben können, etwas umständlicher über die Citirweise des N. T. der Rabbinen, Kirchenväter u. s. w., denen es, weil die Capitel- und Vers-Abtheilung damals noch nicht war, nicht so gut geworden, als es uns jetzt wird, zu sprechen. Vielleicht glaubte er aber dieses als bereits bekannt voraussetzen zu dürfen. — Luc. 1, 41 streitet der Vf. gegen *Stolz*, der die Worte *τον ασπασμον της Μαριας* übersetzt: *Als Elisabeth vernahm, wie Maria begrüsst worden wäre.* Auch Rec. ist diese Version aufgefallen. Es schien ihm, *Stolz* habe sie gegeben, um der Frage überhoben zu seyn, wie Elisabeth wohl erfahren, dass auch die Maria schwanger sey, da nämlich im Vorhergehenden die Rede nicht davon gewesen. Sollte diess der Fall seyn: so liesse sich der Umstand, dass Lucas nicht ausdrücklich sagt, Maria habe es ihr erzählt, dennoch wohl begreifen. Man dürfte, ohne zu irren, doch voraussetzen, dass es geschehen. Der Erzähler, der voll von seiner Sache ist, setzt, wenn er davon spricht, Manches als bekannt voraus, entweder weil es sich aus dem Zusammenhange von selbst versteht, oder auch vielleicht blos weil es ihm so gegenwärtig ist. So,

vermuthlich, auch hier der Fall. Wir, spätere Leser, können uns gar wohl denken, dass Maria und Elisabeth einander ihre Geheimnisse eröffnet, einander von ihrer Schwangerschaft und den merkwürdigen Vorfällen, die sich dabey zugetragen, erzählt haben. Elisabeth geräth darüber in Begeisterung, und voll Enthusiasmus und Freude ruft sie aus, was V. 42 steht. — Luc. 1, 67 ff. Der Vf. glaubt, Zacharias habe späterhin erst dieses Lied gesungen und aufgezeichnet. Rec. will nicht streiten; aber er würde auch nicht streiten, wenn ein anderer Ausleger sich überzeugt hätte, Lucas (in dessen Weise es wäre) habe diess Lied dem Zacharias in den Mund gelegt, wie es auch kurz vorher mit dem Liede der Maria der Fall gewesen. Er wusste, beide haben gebetet und Gott gelobt; er kleidete nun ein Gebet und Lob Gottes auf seine Weise ein, welches ihm manche Ausdrücke zuführen konnte, da er wusste, Johannes war der Vorläufer des Messias u. s. w. — Bey C. 1, 69 ist der Vf. doch wohl etwas zu weitläuftig geworden. Rec. hätte kurz gesagt: Κερας, Horn, ein Sinnbild der Macht. Die Redensart konnte bey nomadischen Völkern, die, da sie viel mit Rindvieh zu thun hatten, bald merken mussten, dass diese Thiere ihre meiste Stärke in den Hörnern haben, leicht üblich werden, um so mehr da jedes Volk aus seinen Umgebungen Bilder, Tropen u. s. w. herzunehmen pflegt. — Rec. hat zwar noch mehrere Stellen angestrichen, und noch viele Bemerkungen seinem Exemplare beygeschrieben; allein die gegebenen mögen zu seiner Absicht, dem Vf. zu beweisen, dass er sein Buch, dem er recht viele Leser wünscht, mit Aufmerksamkeit durchgelesen habe, hinreichen. Nur zum Schlusse muss er noch bemerken, dass auch diesem Bande ein kurzes, aber sehr brauchbares, Register (S. 701 — 711) beygefügt ist.

Σλρ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Meiningen u. Hildburghausen*, b. Hanisch: *Erinnerung und Hoffnung. Eine Cabinetspredigt*, gehalten im Schlosse Altenstein am 6 Trinitatissonntage 1809 von *Friedrich Mosengeil* (Erzieher des Prinzen *Bernhard*). 36 S. 8.

2) *Frankfurt an d. Oder*, in der akadem. Buchhandlung: *Eine Rede vor dem k. pr. Garde-Regiment zu Fuss in der Oberkirche zu Frankfurt an der Oder* gehalten von *C. W. Spieker*, ausserord. Prof. d. Theol. u. s. w. *Nebst einigen Erläuterungen und Belegen aus der Geschichte des Vaterlandes.* 1810. 63 S. 8.

Der Text der Cabinetspredigt ist aus Hebr. X, 32 u. 23 also zusammengestellt: „Gedenket an die vorigen Tage und lasset uns fest halten an dem Bekenntniss der Hoffnung." Wir missbilligen es keineswegs, wenn man Stellen der Bibel, die sich wechselseitig zur Erläuterung dienen, als Einen Predigttext zusammennimmt; aber aus ein paar Versen ein paar Worte herausreissen, sie dem Inhalte seiner meditirten Predigt gemäss verbinden, und so als Text gebrauchen, oder wie Hr. *M.* sich ausdrückt, an die Spitze seiner Beleuchtung stellen, heisst mit der Bibel und mit den Texten spielen. Wir glauben diess um so mehr tadeln zu müssen, da der so gemachte Text ohne allen Bezug auf den Vortrag selbst geblieben ist, und viele andere Stellen der Schrift, eben so gut wie er, die Honneurs am Eingange machen konnten. Hätte übrigens Hr. *M.* das, was er Predigt genannt hat, „vermischte Gedanken über Erinnerung und Hoffnung" genannt: so würde er den Charakter seines Vortrags treffender bezeichnet haben: denn das und nichts anderes ist dieser Vortrag. Ohne Beziehung auf einen Hauptgedanken, wodurch Einheit in das Ganze gekommen wäre, stehen die einzelnen Sätze ohne Verbindung neben einander: keiner hebt, keiner hält den anderen. Es sind Materialien eines Gebäudes, aber kein Gebäude: sie gestatten nur eine Ansicht des Einzelnen, aber keine Übersicht des Ganzen. Der Hauptfehler dieser Predigt ist Formlosigkeit. Er würde nicht gekommen seyn, wenn der Vf. vollkommen Herr seines Gegenstandes gewesen wäre. Auch ächte Popularität des Ausdrucks, die unzertrennlich ist von der Klarheit der Gedanken, vermisst man in dieser Predigt. So heisst es S. 7: „Das grosse Geheimniss unseres aus dem Nichts hervorgerufenen Wesens ganz zu enthüllen, das werden wir wohl niemals vermögen. Aber noch hat, seit sich der denkende Mensch an dieser Enthüllung versuchte, jede neue sorgfältige Untersuchung des Wunderbildes der irdischen Schöpfung immer auch neue Winke über seinen erhabenen Urheber und dessen Absichten gegeben; und da wo mancher auf einer niederen Stufe des Sinnes und der Erkenntniss, das Erstaunenswürdige übersieht, und überall nur Natürliches findet, da entdeckt der Höherstehende und Weiterblickende anbetend Gottes Finger." Gegen das Ende finden sich einige besser gelungene Stellen, die von einigem Talent für den Kanzelvortrag zeugen, das aber freylich noch der Bildung gar sehr bedarf.

Wie ganz anders erscheint gegen diesen misslungenen Versuch Hn. *S's.* Rede! Ihr Thema ist: Die Tugenden und Thaten unserer Vorfahren müssen ein ernster Antrieb für uns werden, ihnen mit Eifer nachzustreben. Es ist hiebey hauptsächlich Rücksicht genommen auf die heilige Liebe für König und Vaterland, auf die heldenmüthige und tapfere Gesinnung, auf Religiosität und das feste Vertrauen auf Gott. Die Beziehung auf den preuss. Staat geben zwar dieser Rede zunächst ein individuelles Interesse, aber die Wahrheiten, die sie in dieser Beziehung ausspricht, sind für uns Alle. Mit eindringender Beredsamkeit sind Vergangenheit und Gegenwart zur Beherzigung der Zukunft neben einander gestellt. Vortrefflich besonders ist der dritte Theil ausgearbeitet, und das kräftige Lied: Ein' feste Burg ist unser Gott u. s., hat einen würdigen Platz am Schlusse dieser Rede gefunden. Die beygefügten Erläuterungen und Belege dienen zu besserem Verstehen dessen, was in der Rede nur angedeutet werden konnte.

Dd.

Bremen u. *Aurich*, b. Müller: *Das Monarchieen-Bild.* Von *Gottfried Menken.* 1809. VI u. 128 S. gr. 8. (12 gr.)

Unter diesem Titel liefert der Vf. einen Commentar über das zweyte Capitel des Propheten Daniel, worin V. 31 ff. die grosse asiatische Monarchie als ein colossales Bild vorgestellt wird. Der Vf. findet darin eine Weissagung der vier grössten Weltreiche und der vier wichtigsten Hauptrevolutionen in der Welt- und Menschen-Geschichte bis zur Erscheinung des Reiches Gottes. Wer grammatische oder historische Interpretation in diesem Tractate sucht, findet hier keine Befriedigung, und bloss solche Leser, die an der Auslegungsmethode eines *Jung*, *Thube*, *Brumbey* u. A. Geschmack finden, werden die gegenwärtige Abhandlung mit Vergnügen lesen. Diese haben sich schon längst gewöhnt, an ihre Schriftsteller sehr gemässigte Foderungen zu thun, und werden es daher auch mit unserem Vf. nicht so genau nehmen, wenn hin und wieder eine historische Unrichtigkeit, oder rhetorische und grammatikalische Incorrectheit, wie S. 12 und 13, vorkommt. Für andere Leser aber sind dergleichen Schriften überhaupt nicht geschrieben; und man kann Hn. *M.* und seinem Publico den Triumph der Unwiderlegbarkeit gern gönnen! Übrigens muss noch bemerkt werden, dass diese Schrift schon theilweise in *Ewalds* christlicher Monatsschrift Jahrgang 1802 und 1803 erschienen und am Ende des Jahres 1801 geschrieben worden ist.

mcr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

Giessen, b. Müller: *Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle*, vorgetragen und herausgegeben von Dr. *Paul Johann Anselm Feuerbach*, königl. bairischem wirklichem frequentirendem Geheimen Rath, Geheimen Staatsreferendär in Justizsachen, Commandeur des Ordens von der baierischen Krone u. s. w. Zweyter Band. 1811. 234 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist recht erfreulich, dass der berühmte Vf. in diesem zweyten Bande fortfährt, einige der merkwürdigsten Vorträge, welche er in Criminalfällen zu erstatten hatte, bekannt zu machen, und es wäre überflüssig, ein Wort des Beyfalls oder Lobes über Geist und Ton derselben hinzuzusetzen. Der Name des Vfs. ist die beste Bürgschaft, auch für diejenigen, welche seiner Theorie des Strafrechts nicht unbedingt beygetreten sind.

Aus der in diesen Blättern (1809. No. 169. S. 137) gegebenen Anzeige des ersten Theiles ist der Zweck und die Einrichtung dieser Vorträge erinnerlich. Es sind keine gerichtlichen Erkenntnisse, sondern sie sind dem Souverain abgelegt worden, um über die Bestätigung der von den Gerichtshöfen gefällten Urtheile, oder über die von einigen Verbrechern gesuchte Begnadigung die höchste Entscheidung aus Gründen des geltenden Rechts und der Staats-Wohlfahrt zu motiviren. Bey der Richtung, welche die Rechtswissenschaft überhaupt in unseren Tagen zu nehmen genöthigt ist, und welche mehr auf das, was seyn sollte, als auf das, was ist oder war, geht, gewinnen dieselben dadurch ein doppeltes Interesse, so wie die freyere, dem Vf. aus eben diesem Grunde erlaubte Form, die psychologischen Entwickelungen der That, und die mannichfaltigen philosophischen Bemerkungen, sie zu einer eben so unterhaltenden als belehrenden Lectüre machen. Möchten doch endlich unsere Spruchcollegien ihre alten Formulare mit solchen Mustern, so weit es der verschiedene Zweck zuläst, vertauschen, und dem von einigen unter ihnen gegebenen Beyspiele allgemeiner folgen!

Der Vf. ist in seiner Auswahl sehr streng gewesen, indem er aus einem dreyjährigen Vorrathe (der erste Theil erschien bekanntlich 1808) nur acht Fälle mittheilt, die aber auch alle halten, was der Titel verspricht, indem sie in einer oder der anderen Hinsicht merkwürdig sind. Es sey uns erlaubt, sie nun einzeln durchzugehen.

I. *Andreas Bichl, der Mädchenschlächter.* Eines jener moralischen Ungeheuer, deren es zum Glück nur wenige giebt. Blofs um einige Kleidungsstücke zu gewinnen, ermordet ein 48jähriger, aber nicht ganz armer Häusler zwey erwachsene Mädchen, welche er unter dem Vorwande, ihnen in einem Erdspiegel ihr künftiges Schicksal zu zeigen, in sein Haus gelockt und gebunden hatte. Die Umstände der That sind empörend. Dem einen dieser Mädchen öffnete er noch lebend die Brust und den Leib aus rasender Begierde, ihr Inneres zu sehen. Mehrere Andere suchte er in sein Haus zu locken, um sie umzubringen, und sich ihrer Kleidungsstücke zu bemächtigen. Die Leichname wurden zerstückt in seiner Wohnung gefunden, aber dennoch leugnete er die eine Mordthat hartnäckig, bis er an den Ort seiner Verbrechen, in seine Stube, geführt wurde, wo die beiden Körper, so gut als möglich zusammengesetzt, auf Bretern lagen. Mit grofsem Recht macht der Vf. auf die Wirksamkeit dieses Verfahrens aufmerksam, welches in einer neueren königlich baierischen Verordnung von 7 Jul. 1807 vorgeschrieben, und durch unzählige Erfahrungen als höchst zweckmässig bewährt worden ist. Überhaupt scheint man sich mit den psychologischen Mitteln, einen Verbrecher zum Geständniss zu bringen, noch viel zu wenig beschäftigt zu haben. Auch das roheste Gemüth ist der Gewalt des inneren Richters unterworfen, und die eigentliche Kunst des Inquisitors besteht darin, die leisen und oft sonderbaren Regungen des Gewissens nicht unbeobachtet noch unbenutzt zu lassen. Selbst der verstockteste Bösewicht fühlt zuweilen den Druck seiner Schuld, der geheime Trieb, ihrer los zu werden, kämpft mit der Scheu vor dem Bekenntnisse und seinen Folgen, und die Seele sucht in diesem Schwanken oft nur einen Vorwand für sich selbst, um noch durch etwas Äusseres veranlasst, sich der inneren Last entledigen zu können. Es giebt Richter, denen fast kein Verbrecher widerstehen kann, weil sie den verborgenen Gang dieser streitenden Gefühle wahrzunehmen, und zu rechter Zeit bald durch Milde, durch herzliches Zureden, durch eine Art von Achtung und Vertrauen auf die bessere Natur, bald durch Strenge, durch Entziehen mancher Bequemlichkeit, und durch eine Menge anderer erlaubter Mittel zu unterstützen verstehen. Am häufigsten ist, wie Rec. als Criminalrichter glaubt bemerkt zu ha-

ben, das Gesuch eines wirklich Schuldigen um die oder jene Begünstigung im Gefängnisse eine Anzeige von naher Erweichung. So erinnert sich Rec., dass eine Pfeife Taback einen halsstarrig Leugnenden zum Geständniss brachte; einen anderen erschütterte der Anblick seines eigenen Kindes; einen dritten führte seine dringende Bitte um ein anderes Gefängniss zum Bekenntniss, weil er glaubte, in dem bisherigen von Gespenstern, in die sich die Regungen des Gewissens verkörpert hatten, gequält zu werden. So wie nun diess Aufsuchen und Aufwecken des besseren Gefühls im Verbrecher für den ächten Criminalisten vielleicht der belohnendste Theil seiner Arbeiten ist, weil es dahin führt, auch im Verbrecher noch die Herrschaft der Vernunft und sittliches Gefühl zu finden: so erfodert es auch so viel Erfahrung und Übung, dass schon darum das Errichten eigener Untersuchungsbehörden, und die Trennung der Criminaljustizpflege von den Civilgerichten höchst rathsam erscheint.

In dem II Criminalfalle begegnen wir einem schon mehreremale zur öffentlichen Kenntniss gebrachten, zu seiner Zeit viel besprochenen Vorfalle. Die in erster Instanz verfasste Vertheidigungsschrift für den Handlungsdiener *Ludwig Christian von O* — findet sich im 3 Bande des *paalzow*schen Magazins für die Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten, und im 4 Bande dieses Werks ist das Gutachten der Criminaldeputation des Kammergerichts zu Berlin abgedruckt. *Ludwig von O* — ist ein warnendes Beyspiel, wie die höheren, über den Menschen waltenden Mächte das eigensinnige Streben nach einem selbstgewählten Lebensziele zu vereiteln wissen. Er wurde zum Mörder seines Bruders, weil dieser zu dem Plane eines Handelsetablissements, der nur mit grossen Anstrengungen und Entsagungen ausgeführt werden konnte, seine versprochene unentbehrliche Mitwirkung nun auf einmal versagte. Er wollte der Stifter einer neuen Periode des Glückes und der Ehre für seine herabgekommene Familie, der helfende, aber auch *alles leitende* Schutzgeist, selbst nicht Hausvater, aber *Familienhaupt* seyn; Alles war bereitet, ein Theil der zu übernehmenden Handlung schon bezahlt, die neue Firma den Handelsfreunden bekannt gemacht, der Tag der Übernahme angeordnet, und nun sollte das Ganze an den Bedenklichkeiten, oder vielmehr an der Scheu des unglücklichen Bruders vor Anstrengung, Arbeit und vielleicht vor der bevorstehenden Abhängigkeit von dem thätigen, strengen, sparsamen und — *jüngeren* Bruder scheitern! Ein Unternehmen, welchem dieser seit einem halben Jahre alle seine Kräfte gewidmet hatte, das ihm klar in leichter Ausführung vor Augen stand, das ihm und den Seinigen so viel zu versprechen schien, das auf solche Weise ein Bestandtheil seines Wesens und Seyns geworden war, das sollte, durch Wortbrüchigkeit und Verworrenheit des Bruders vernichtet, nun als Unternehmen eines Thoren erscheinen, der nicht ausführen kann, was er anfing! Wahrlich es ist nichts unerklärlich, als wie ein Landes-Justizcollegium die Wirkung dieser Lage auf einen ehrgeizigen Menschen, dessen ganzes Streben nach Aussen, auf Erwerb, auf äusseres von *ihm* gegründetes Glück der Seinigen gerichtet war, unbegreiflich finden, und nur in einer verborgenen (aus *physischen Ursachen* entstandenen) Schwermuth den Schlüssel eines verzweifelten Schrittes zu entdecken glauben konnte, wie diess in der zweyten Instanz von der damaligen Regierung zu — geschehen ist. Schon das Gutachten der Criminaldeputation des Kammergerichts zu Berlin über das Urtheil erster Instanz widerlegte den vom Defensor angeregten Zweifel, ob *Ludwig v. O* — wohl seines Verstandes mächtig gewesen sey, einen Zweifel, den weder die eigenen Erklärungen des Thäters noch irgend ein ärztliches oder psychologisches Gutachten angeregt hatten, und der daher, als er dennoch im Urtheile zweyter Instanz wieder geltend gemacht wurde, in dem merkwürdigen Cabinets-Rescript (S. 34) mit Recht als ganz ungegründet verworfen wurde. Mit grossem Interesse wird man die Deduction des Vfs. lesen, welchem Rec. auch darin vollkommen beypflichten muss, dass die Gerechtigkeit in einem solchen Falle die Todesstrafe fodere, eine Überzeugung, die er schon in der Anzeige des ersten Theiles dieser Rechtsfälle mit besonderer Beziehung auf den vorliegenden angedeutet hat. Auch von anderen Seiten ist dieser Fall höchst merkwürdig, und ein Beleg zu dem grausamen Spiel eines tückischen Zufalles, dem diejenigen, welche einmal von einer eingebildeten und stolzen Höhe moralischer Reinheit herunter gefallen, Preis gegeben zu seyn scheinen. Was wahrscheinlich *dunkel*, denn die Verhandlungen schweigen darüber, in der Seele *Ludwigs von O* — lag, als er die verhängnissvolle Pistole zu sich steckte, dass er den schwachen Bruder vielleicht durch Drohungen zum Entschluss bringen könne, ward durch des letzten kaltes: „*Thue was du willst*" wohl mehr, als durch eigene Liebe zum Leben, in Zorn und Verzweiflung bis zur wirklichen Ausführung des Brudermordes getrieben. Aber der Schuss war durchaus nicht einmal lebensgefährlich, und mit dem Abfeuern des Gewehrs wich aller Zorn und Hass; Schmerz und Mitleid trat an ihre Stelle. Hätte der Unglückliche hier stehen bleiben können, der Bruder würde (dafür bürgt sein edelmüthiges Benehmen im Sterben) geschwiegen und vergeben, *Ludwigs* mit Gewissheit anzunehmende Reue und Dankbarkeit die Brüder einander wieder näher gebracht haben. Selbst juridisch war dann nur der Versuch eines Mordes vorhanden. Aber *Ludwig v. O* — hält die Wunde für tödtlich, und das Mitleid treibt ihn, der des Bruders Leiden abkürzen will, erst zum wirklichen Mord, indem er mit umgekehrter Pistole jenem drey tödtliche Schläge auf den Kopf versetzt. In wie fern eine solche Zerlegung der That in einzelne Momente von rechtlicher Wirkung sey? In wiefern man nach derselben behaupten könne, dass z. B. *Ludwig v. O* — nur eines zwar vorsätzlichen, aber misslungenen Angriffes auf das Leben seines Bruders, und eines ausgeführten, aber nicht vorsätzlichen, sondern auf der irrigen Voraussetzung einer tödtlichen Verletzung beruhenden

Todtschlags schuldig sey? Diess ist eine Frage, welche Rec. für eben so wichtig als schwer zu beantworten hält. Fälle, wo sie zur Sprache kommt, sind indessen weit häufiger, als man wohl glauben sollte. Sonderbar ist auch der Eindruck, welchen das erste Gefühl der neuen lastenden Schuld auf den unglücklichen Thäter macht. Er sieht sich von Raben verfolgt, die ihn anzupacken drohen, und sein nachheriges Benehmen giebt einen auffallenden Beweis davon ab, wie sehr ähnlich oft Gleichgültigkeit gegen Entdeckung und die raffinirteste Sorgfalt, diese zu vermeiden, einander sehen können. Und doch werden oft aus dem, was Jemand nach vollbrachter That gethan, recht voreilige Schlüsse gezogen!

III. *Graf D —. Merkwürdiges Beyspiel der Cabinets-Justiz aus vorigen Zeiten.* Ja wohl merkwürdig, als Beleg zu der schrecklichen Unordnung, welche noch in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in der Verwaltung ansehnlicher deutscher Länder herrschte, als Beyspiel von dem grenzenlosen Leichtsinn, womit die dem Regenten zunächst stehenden Diener gewählt wurden, und von der Leichtigkeit, durch Kabalen und Schleichwege der Gerechtigkeit zu trotzen, statt verdienter beschimpfender Strafe noch Ehren und Würden zu erlangen. Ein Beamter, der wegen erwiesenen Betrugs, Erpressungen, angegriffener Depositen, und Bestechung, nach dem Gutachten eines Justiz-Collegiums und nach dem Buchstaben des Gesetzes die Todesstrafe verdient hatte, behält nicht nur seine Ämter, sondern wird im nächsten Jahre Minister und alles vermögender Günstling. Von seinen neuen Schandthaten in diesem Posten führt der Vf. unter anderen den Umstand an, dass binnen drey Jahren durch Diensthändel und Bestechung nicht weniger als 136,183 Gulden in seine Hände flossen. Als aber sein Mass endlich voll, und eine Criminalinquisition gegen ihn im Gange war, wurde diese durch eine Cabinetsordre beendigt, in welcher der Verbrecher mit der „wider ihn eintreten mögenden" Todesstrafe begnadigt, und zu lebenslänglichem Gefängniss verurtheilt wurde. Mit Recht führt der Vf. aus, dass eine solche Entscheidung vor dem Richterstuhle der Gerechtigkeit in keiner Rücksicht bestehen konnte, und es ist aus seinem Vortrage deutlich abzunehmen, dass er auch eine Befugniss der Staatsgewalt, den Bürger polizeylich als Staatsgefangenen einzusperren, nicht gelten lassen würde. Auf welche Weise aber nun, nachdem Graf D — bereits 13 Jahre im Gefängnisse zugebracht, und durch die Länge der Zeit eine volle Aufklärung unmöglich geworden, noch die Foderungen der Gerechtigkeit erfüllt werden können, oder ob der Process niederzuschlagen und Graf D — in Freyheit zu setzen sey, wird vom Vf. unentschieden gelassen, weil er nur als Rechtsgelehrter gefragt worden sey. Allerdings mag die Wiedereröffnung des Processes noch andere Schwierigkeiten haben, da nur Engländer daran gewöhnt sind, gewisse Verhältnisse ganz öffentlich, und ohne dass dadurch irgend eine Würde von ihrer Heiligkeit verlöre, zur Sprache kommen zu lassen. Aber sollten sich nicht dennoch auch in solchen delicaten Fällen die Foderungen des Rechts und die durch unsere Sitten und Verfassung gebotene Schonung vereinigen lassen? — Wie weit geht insbesondere die Verantwortlichkeit des Staatsdieners für das, was ihm befohlen wird, in wie fern kann sich der Minister wegen unrechtmässiger Handlungen auf einen Befehl seines Herrn berufen? Rec. muss gestehen, dass ihm eine solche Berufung ganz und gar unzulässig scheint, und dass auch hierin die bekannten in England herrschenden Ansichten die richtigsten seyen, nach welchen der höhere Diener ganz allein für alle Amtshandlungen haftet, und der Name des Souverains gar nicht genannt werden darf.

IV. *Georg Rede, ein merkwürdiges Beyspiel richterlicher Übereilung.* Ein angeblich überführter Mörder wird nach einmaligem Verhör, und überhaupt einer Untersuchung von wenigen Tagen, zum Tode verurtheilt, obgleich der untersuchende Richter die Acten, nur um weitere Verhaltungsbefehle zu erbitten, an das erkennende Hofgericht eingesandt hatte. Der Vortrag des Vfs. betrifft die beiden Hauptpuncte: ob Rede des Mordes überführt, und wenn diess wäre, ob er nicht als wahnsinnig zu betrachten und der Zurechnung unfähig sey. In Ansehung des ersten Punctes scheint hier einer der Fälle vorhanden zu seyn, in welchen der Gegensatz zwischen den Grundsätzen des deutschen Criminalprocesses und des Verfahrens der Geschwornen-Gerichte am deutlichsten und auffallendsten hervortritt. Der Todtschlag selbst, und Rede's Urheberschaft, waren ausser Zweifel, Rede's eigene Angehörige, Frau, Sohn und zwey Töchter von 17 und 18 Jahren erzählen einstimmig den Vorgang so, dass Rede's bestimmte Absicht zu tödten, ganz klar erscheint, aber er selbst sucht in einem höchst verworrenen unbestimmten Geständnisse die Sache so zu drehen, dass der Getödtete als Angreifer, er hingegen beynahe in schuldloser Nothwehr erscheinet. Jeder französische Gerichtshof (auch die älteren), jeder Geschworne würde unbedenklich das Schuldig ausgesprochen haben. Aber gründlich und überzeugend führt der Vf. aus, dass Rede im Sinne des deutschen, und insbesondere des baierischen Criminalrechts eines vorsätzlichen Todtschlags weder überführt noch geständig sey, dass die gegen ihn sprechenden Zeugen kein rechtliches Gewicht haben, sein Bekentniss keine der erfoderlichen Eigenschaften hat, um darauf ein Straferkenntniss zu bauen. Fast scheinen hier die fremden Rechte und Einrichtungen den Vorzug zu verdienen: denn Rede's boshafte Absicht scheint so ganz klar vorzuliegen, und könnte nur geleugnet werden, wenn man ein entsetzliches Complott seiner ganzen Familie mit dem Pflegling des Getödteten voraussetzen wollte. Erinnert man sich indessen der unzähligen Missgriffe der älteren französischen Gerichtshöfe und der Geschwornen: so söhnt man sich wenigstens zum Theil mit den vaterländischen Förmlichkeiten wieder aus. Wenn es aber auch in Beziehung auf den vorliegenden Fall noch problematisch scheinen könnte, ob der

Vf., oder vielmehr der Gesetzgeber, die Gewissenhaftigkeit und Bedenklichkeit nicht zu weit getrieben: so ist man in Ansehung des zweyten oben erwähnten Punctes desto mehr mit dem Vf. einverstanden. Ihm entgingen nicht die deutlich in den Acten liegenden, aber von dem erkennenden Gericht ganz vernachlässigten Spuren von Verstandesschwäche und Wahnsinn, welche durch das Gutachten der Ärzte in der Folge ausser Zweifel gesetzt wurden. Sonderbar, dass der grosse Haufen so selten an Geistesverwirrung glauben will! Alle Nachbarn Rede's erzählen von seinen tollen Streichen, behaupten aber einstimmig, er stelle sich nur zuweilen närrisch, weil er dabey seinem Hauswesen mit Eifer und Verstand vorstand.

In No. V. *Simon Stigler, der Mörder aus eingewöhnter (habitueller) Rachsucht*, erscheint die Menschheit in der verdorbensten Gestalt. Ein Bettler und Landstreicher von so boshafter tückischer Gemüthsart, dass er die kleinste Beleidigung mit lebensgefährlichen Messerschnitten und Stichen rächt. Dahin kommen Menschen, die durch gar nichts mehr mit der bürgerlicher Gesellschaft in Verbindung stehen. Haben denn diese Unglücklichen, welche gewöhnlich vom ersten Eintritt in die Welt durch die fest abgeschlossenen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens mit allen ihren Ansprüchen an die Welt ein für alle Mal abgewiesen sind, so ganz Unrecht, sich zur offenen Fehde gegen Gesetz und Ordnung berechtigt zu glauben? — Interessant ist des Vfs. Entwickelung, dass Stigler nicht im Zorn, sondern aus Rachsucht gemordet habe.

VI. *Michael Kiener. Ein Mörder aus Gewinnsucht.* „Schon lange hatte ich Lust, einmal einen Menschen zu ermorden", so fangen die Bekenntnisse desselben an. Er lauert in der heftigsten Winterkälte mehrere Stunden auf eine Spitzenhändlerin, bey welcher Geld und Waaren zu erwarten waren. Indem er sie schon bey dem Rocke gefasst hat, wankt noch sein Entschluss, bis, wie er sagt, der Ingrimm und die Begierde, zu morden, so stark wird, dass er die zu Boden Geworfene mit den Händen erdrosselt. Sie verliert aber nur die Besinnuug, nicht das Leben, und nun reisst der Mörder mit den Zähnen ein spitzig Stück Holz von dem Wanderstabe der Ermordeten ab, und versetzt ihr damit tödtliche Stichwunden in den Hals. Der Vf. sucht zu zeigen, dass die That trotz den Behauptungen des Urhebers dennoch aus Gewinnsucht entstanden sey. Doch kommt jener unbestimmte Drang zum Morden öfter vor. In früheren Zeiten hielt man diese dem Menschen wie von einer fremden Stimme kommenden Auffoderungen für Lockungen des bösen Geistes; in den meisten Fällen mögen sie vergebliche und nur dunkel empfundene Anstrengungen der Seele seyn, sich das Räthsel der Welt und des Lebens zu lösen, durch eine tüchtige rasche That sich aus innerer Verworrenheit und Unzufriedenheit zu befreyen. In den *klein*schen Annalen finden sich sehr viele Beyspiele der Art meistens von jungen Leuten in dem Zeitpuncte ihres physischen Reifens, wie denn auch unser Kiener erst 20 Jahre alt ist. Bey dem weiblichen Geschlechte scheint dieser aus unerklärlicher Beklemmung, aus einem unbestimmten Sehnen entspringende Anreiz zum Verbrechen häufiger zu seyn; besonders erinnert sich Rec., dass oft Brandstiftungen dadurch veranlasst worden sind.

VII. *Kaspar Frisch, Raubmörder aus Eitelkeit.* Ein verkrüppelter, lahmer, aber dabey höchst eitler Mensch erschlägt einen Juden, den er listig auf eine einsame Stelle lockt, mühsam mit Steinen, um einer Schuld für zwey silberne Uhren entledigt, und einer neuen silbernen Repetiruhr habhaft zu werden. Ohne das: „Ists doch nur eine Jude!" wäre auch diese Mordthat, wie so manche andere, unterblieben. Auch Rec. erinnert sich aus seiner eigenen Erfahrung eines fast ganz ähnlichen Falles, wo zwey junge Menschen einen Juden meuchelmörderisch umbrachten, um sich in die beiden bey ihm bemerkten Uhren zu theilen. „Ich dachte, es sey keine Sünde, einen Juden umzubringen", war die Entschuldigung.

In No. VIII beschäftigt sich der Vf. mit der Lehre von Berichtigung des Thatbestandes. Ein Dienstknecht, *Joseph Zellner*, bestiehlt seinen Herrn, und ermordet nachher dessen Ehefrau, weil sie ihm, um sich wegen des Diebstahls zu entschädigen, heimlich einige Sachen aus seiner Kiste genommen hatte. Die Leichenöffnung war unterblieben; der Vf. zeigt aber, dass dennoch die rechtliche Gewissheit des Thatbestandes nicht fehle, und auf die von einigen Rechtsgelehrten vorgebrachte Möglichkeit einer inneren Todesursache nichts ankomme. Den Vorsatz des Tödtens hatte der Inquisit zwar geleugnet, aber Handlungen eingestanden, welche diesen Vorsatz ganz unverkennbar in sich enthielten; daher der Vf. nur wegen der Jugend des Inquisiten, und weil die Getödtete dem Mörder durch das heimliche unrechtmässige Wegnehmen seiner Kleider zur That Veranlassung gab, seinen Antrag nicht unbedingt auf Bestätigung des Todesurtheils richtete.

Möge der würdige Vf. diese Sammlung bald wieder fortsetzen!

K. E. S — d.

NEUE AUFLAGEN.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: Dr. *Justus Arnemann's*, ehemaligen Professors der Medicin zu Göttingen, *praktische Arzneymittellehre.* Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage von *Ludwig August Kraus*, Dr. der Medicin und Philosophie, Docent und praktischem Arzt zu Göttingen. 1811. XIV und XX und 632 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER, 1811.

MEDICIN.

Berlin u. Stralsund, b. Lange: *Unterſuchungen und Bemerkungen über einige Gegenſtände der praktiſchen Geburtshülfe*, von *C. W. Haſelberg*, Prof. der Medicin zu Greifswalde. 1807. 326 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat ſein Werk ſo ohne alle Vorrede in die Welt geſandt, daſs man nicht recht weiſs, wofür er es eigentlich angeſehen haben will. Der Titel ſelbſt iſt nicht paſſend, denn es ſind nicht ſowohl Bemerkungen, noch weniger Unterſuchungen, ſondern nur Darſtellungen der beſſeren Lehren, und zwar nicht über einige, ſondern über die meiſten Gegenſtände der Geburtshülfe. Hin und wieder macht der Vf. wohl eine oder einige Bemerkungen über die Lehren und Vorſchriften Anderer, aber dem Vf. Eigenes hat Rec. dabey eben nicht bemerkt; beſondere Unterſuchung hat er hier wohl faſt nirgends aufgeſtellt. Der Wahrheit gemäſs bekennen wir, daſs der Vf. faſt durchgehends gute Grundſätze in ſeinem Fache verräth, und ſein Buch kann für Anfänger zum Nachleſen und zur Erinnerung mancher guten, wenn auch durchaus nicht neuen, Lehre dienlich ſeyn. Wir wollen bey jedem Abſchnitte die etwa nöthigen Bemerkungen machen. *Natürliche Geburt und deren Mechanism.* Ein paar Worte zur Vergleichung älterer und neuerer Geburtshülfe. *Durchgang des Kindskopfs durchs Becken.* Nicht beſtimmt genug; die ältere irrige *ſteinſche* Lehre hätte kaum dürfen ſo weitläuftig mehr gewürdigt werden. *Hülfe bey der natürlichen Geburt.* Warme Bäder, Leibesöffnung, gute Lage, Waſſerſprengen, Unterſtützung des Damms, Beſeitigung des Hinderniſſes der Schultern nach geborenem Kopfe (warum hier nicht auch von der Umſchlingung des Nabelſtrangs?). *Entbindung der Nachgeburt.* S. 48 iſt der Rath, allemal die Löſung des Mutterkuchens zu verſuchen, doch noch zu allgemein. S. 57. Das ſchnelle Ablöſen aſphyctiſcher Kinder vom Nabelſtrange ſcheint hier gleichfalls zu allgemein gebilligt. *Von regelwidrigen Geburten.* Der Vf. rechnet abnorme Lagen, welche noch durch die Geburtsthätigkeit zu überwinden ſind, nicht hieher. Die Urſachen theilt er in weſentliche und zufällige, erſtere ſind bloſs in Miſsverhältniſſe des Kindes zum Becken ſowohl durch Gröſse als Lage begründet. *Von Blutflüſſen.* Die kalten Umſchläge zur Verhütung frühzeitiger Geburten billigt Rec. nicht, ſie bewirken zu leicht Wehen. *Deleurye's* Rath, bey vorliegendem Mutterkuchen die Häute oben in der Gebärmutter zu ſprengen, iſt gewiſs ſo ſchlecht nicht, als der Vf. S. 75 meint. Entzündung der Gebärmutter kann wohl auf keine Weiſe dadurch veranlaſst werden: denn der Zuſammenhang der Häute mit der Gebärmutter iſt ohne die geringſte Gewalt zu trennen. *Convulſionen;* ziemlich oberflächlich; was der Vf. S. 90 vom Zuſammenſchnüren des inneren Muttermundes ſagt, möchte in *rerum natura* wohl nicht vorkommen. *Zu kurze Nabelſchnur.* Das S. 97 gerathene Wegſchieben des Nabelſtrangs über den Kopf wird in den meiſten Fällen dem bloſsen Auflockern des Stranges, ſo daſs die Schultern dann durchgehen können, nachſtehen müſſen. *Vorfall der Nabelſchnur.* Gar kurz und unvollſtändig. *Ohnmachten.* Hier wird mehr von Mangel an Wehen, als von Ohnmacht geſprochen, und der Rath zur künſtlichen Entbindung iſt zu unbeſtimmt und allgemein. *Erbrechen. Brüche. Vorfall.* In dieſem Abſchnitte wird zugleich von der *Umkehrung*, Inverſion, gehandelt. *Zurückbeugung.* Der Urinverhaltung wird hier nur als Folge gedacht; Rec. iſt überzeugt, daſs ſie meiſt auch Urſache iſt. *Schieflage und Steifheit* (*Schiefheit*, wie es denn überhaupt nicht an Druckfehlern mangelt) *der Gebärmutter.* Nichts auſser dem Bekannten. *Weſentlich regelwidrige Geburten, fehlerhafte Kopflagen.* Quetſchung des Geſichts iſt bey der Lage mit dem Geſichte nach den Schambeinen doch wohl ſo häufig oder gefährlich nicht, als der Vf. glaubt. Bey den eigentlichen Geſichtsgeburten geht der Vf. viel zu künſtlich zu Werke, er trauet *Boer's* richtigen Behauptungen nicht, und hat darin gewiſs Unrecht. *Vorliegen der Hand oder des Arms neben dem Kopfe. Fehlerhafte Lage des zuletzt kommenden Kopfes.* Der Rath, denſelben, wenn das Geſicht unter den Schambeinen liegt, in einem halben Kreisbogen zu drehen, möchte doch nicht ſo leicht auszuführen ſeyn, wie der Vf. angiebt, und da, wo er es wäre, würde man den Kopf auch mit dem Geſichte unter dem Schambogen eben ſo leicht, und zumal mit weniger Gefahr für das Kind, entwickeln können. Die Zangenanlegung iſt nicht genau genug angegeben; bringt man ſie unter dem Rumpfe des Kindes an: ſo muſs der weibliche Arm zuerſt eingeführt werden. *Von den anderen fehlerhaften Lagen des Kindes.* Der Vf. giebt hier faſt bloſs Gründe gegen die Wendung auf den Kopf an, worin Rec. gröſstentheils einſtimmt; *Wigands* Verfahren kannte der Vf. noch nicht. *Über die Steiſsgeburten.* Der Vf. hält das Herabführen der Füſse in den allermeiſten Fällen für nöthig, worin

wir ihm, durch Erfahrung überzeugt, nicht beystimmen können. *Fehlerhaftes Becken.* Mit Recht erklärt sich der Vf. gegen alle Beckenmesser, so wie gegen das Nachgeben der Fugen bey schweren Geburten. *Von der Einkeilung des Kopfs.* Richtige Ansicht. Alle Kennzeichen außer dem unbeweglich stehenden Kopfe verwirft der Vf. Ob indessen die Kopfgeschwulst bloss von Krampf oder Rigidität des Muttermundes oder von Einkeilung entstehe, lässt sich ja leicht erkennen, und so bleibt auch diese Geschwulst in ihrem semiotischen Werthe. *Von der Zange.* Rec. möchte nicht so viel auf den Nutzen des Zusammendrückens rechnen, als der Vf.: denn gerade an der Stelle, wo dieses am nöthigsten wäre, kann die Zange nicht angelegt werden, und was sie zusammendrücken könnte, würde vielleicht nur ihre eigene Dicke ersetzen. Sie soll und muss nur da wirken, wo die Natur schon vorbereitet hat, und die Kräfte unterliegen, und dann geschieht es vielmehr durch Rücken und Ziehen, als durch Verkleinerung der Durchmesser zwischen ihren Löffeln. *Vom Hebel.* Kurze, aber richtige Würdigung. *Von der Perforation.* Mit Recht tadelt der Vf. *Osiandern*, dass er die Perforation als völlig unnütz angebe. Es kommen allerdings Fälle vor, wo sie unerläfslich ist. Dass man immer nur in dem Falle schon vorhandener oder durch die Zange zu bewirkender Einkeilung perforiren könne, leidet bey allein in der Gebärmutter zurückgebliebenem Kopfe doch wohl zuweilen Ausnahme. Den Vorzug der Wendung in Hinsicht auf den durch ein enges Becken zu führenden Kopf erkennt der Vf. mit vollem Rechte nur schüchtern und bedingt an. *Vom Kaiserschnitt.* Wo die Conjugata des Beckeneingangs weniger als $2\frac{1}{2}''$ halte, und nirgends am Eingange mehr Raum für den durchzuführenden Kopf sey, müsse Kaiserschnitt als einziges Mittel gelten. Dass die Operation auf der weissen Linie, wenige Fälle von Schieflage der Gebärmutter, Ansitzen des Mutterkuchens an der Vorderwand (wie sollte sich diess je zum Voraus bestimmen lassen?) und zu kleinem Raume zwischen Nabel und Schamfuge ausgenommen, jeder anderen vorzuziehen sey, kann Rec. nicht einräumen, obgleich hier zu einer näheren Auseinandersetzung nicht der Ort ist. *Vom Schamknorpelschnitte.* Er wird mit Recht verworfen. *Art und Weise des Zangengebrauchs.* Der Vf. dringt vorzüglich auf Anlegen der Zange an die Seiten des Kopfes, und findet *Osianders* Rath, den querliegenden Kopf erst mit der über Gesicht und Hinterhaupt angelegten Zange in den schrägen Durchmesser zu drehen, dann die abgenommene Zange aufs neue anzulegen u. s. w., verwerflich. Er will auch selbst bey noch über dem Beckeneingange stehenden Kopfe die Zange im geraden Durchmesser angelegt haben. Rec. kann seinen eigenen Erfahrungen nach dazu nicht rathen; am wenigsten bey engen Becken, wo es mit Berufung auf *Baudelocque* empfohlen wird. *Von der Wendung.* Das Zurückschieben eines schon tief im Becken stehenden Kopfs giebt der Vf. zu, räth es aber nicht an, weil besonders günstiges Zusammentreffen von Umständen dazu gehöre, um es gelingen zu machen. Sonst folgt er fast ganz *Baudelocque.* W.

Erlangen, b. Palm: *Übersicht der geburtshülflichen Werkzeuge und Apparate.* Ein Seitenstück zu *Arnemanns* Übersicht der chirurgischen Werkzeuge. Von Dr. und Prof. *Schreger.* 1810. 124 S. 8. (12 gr.)

Ein trockenes Verzeichniss, nebst Angabe der Abbildungen oder Beschreibungen, ohne alle Beurtheilung, welches als Repertorium wohl einigen Nutzen haben kann, aber doch kaum einen besonderen Abdruck verdiente; zumal da es bey weitem nicht vollständig ist. Von einem Manne, wie der Vf., liess sich wenigstens ein Wink über jedes Instrument, oder jede Geräthschaft erwarten, der wohl um so nöthiger gewesen wäre, da sein Verzeichniss sachkundigen Männern überflüssig, weniger unterrichteten aber in dieser Form auch nur von ungleich wenigerem Werthe seyn muss, als wenn eine ganz kurze Beurtheilung hinzugefügt wäre, die bey wenigen nur vielleicht einer Motivirung bedurft hätte. Einer solchen blossen Copisten-Arbeit hätte Rec. sich geschämt seinen Namen vorzusetzen. Unter den Geburtsstühlen kommen auch vor: No. 5 *ein gemeiner Stuhl*, 6 *ein Lehnsessel*, 7 *ein Armsessel.* Mit eben so viel Recht hätte ein krumgebogener Pflasterspathel (den *Rigandeaux* gebrauchte) unter den Hebeln stehen und *Baudelocques* Küchenmesser, bis auf die Spitze mit Band umwickelt, unter den Perforatorien aufgeführt werden müssen. Den wegen mehrerer zweckmässiger Einrichtungen zu empfehlenden *michaelisschen* Stuhl (*Wigand* hamb. Mag. für Geburtshülfe, zweytes Stück 1805) vermissen wir vorzüglich ungern. Die von *Wiedemann* an der Axe der *sieboldschen* Zange angebrachte Verbesserung, wobey man des unbequemen Schlüssels nicht bedarf, ist nicht angeführt, welches doch um so eher hätte geschehen mögen, da der *wigandschen* Veränderung desselben in ein *smelliesches* gedacht ist. Bey *Boers* Zange heisst es unverständlich: *Das dritte Blatt abgeschlagen, auch hängt das obere Blatt gleichsam nur auf dem unteren.* Diess sind zwar *Boers* eigene Worte, aber Niemand wird den Sinn je errathen können. Das dritte Blatt durfte nicht erst abgeschlagen werden, denn es hängt ja nicht in unmittelbarer Verbindung. Unser Vf. hätte sagen sollen: die zwey gewöhnlichen Löffel, wie an *Leake's* Zange, mit Weglassung des dritten und mit der Veränderung des *smellieschen* Schlosses, dass der untere Vorsprung (die Backe in der Kunstsprache) des oberen Arms fehlt. Übrigens ist das in Wien selbst verfertigte Exemplar des Rec. bis an die Fenster mit Leder überzogen. Bey *Frorieps* Zange hätte erwähnt werden sollen, dass es die *eckardtsche* sey, bloss mit verändertem Regulator. Bey *Osianders* Zange, dass er eine grosse und eine kleine gebraucht habe. Wir wollen hier den Raum nicht mit dem Unterlassungssündenregister füllen, sondern in dieser Hinsicht auf *Steins* Annalen, IV St. Leipz. 1811 verweisen, und

nur dabey bemerken, dass die Auslassung des *siebold-schen* Geburtsbettes dem Vf. nicht zur Last falle, da *Siebolds* Beschreibung und Abbildung desselben, im ersten Stücke des sechsten Bands der Luna, zu gleicher Zeit oder vielleicht gar später als des Vfs. Übersicht erschien. W.

GOSLAR, b. Lohmann: *Die menschlichen Leidenschaften, deren Wirkungen und Einfluss auf physisches und moralisches Wohl und Wehe.* Durch merkwürdige und interessante Beyspiele aus der Geschichte und dem gemeinen Leben erläutert von Dr. *G. Levison.* 1810. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

Von dem Verfasser einer Schrift, welche einen in das Gebiet der Philosophie einschlagenden Gegenstand behandelt, dergleichen das Thema von den Leidenschaften ist, kann man mit Recht fodern, dass er dazu überhaupt philosophisches Talent genug besitze, und dass ihm die Begriffe, um deren Entwickelung es hier zuvörderst zu thun ist, selbst klar und zur Darstellung reif geworden sind. Beides hat aber der Vf. in vorliegender Schrift nicht bewiesen. Vielmehr zeigt sich auf jeder Seite derselben, dass ihm von dem, was philosophische Anschauung sey, auch nicht eine Ahndung einwohne. Wie könnte ihm sonst die Erklärung der schwersten Aufgaben für den Psychologen und Arzt, z. B. *wie* die Leidenschaften Krankheiten erregen, wie sich die Seele dem Körper mittheile (nach ihm werden die Theile des letzteren von jener und von ihren Lebensgeistern wirklich *fortgeslossen* !!) u. s. w., selbst so leicht erscheinen? Wie könnte er auf Behauptungen kommen, wie folgende: S. 10 dass die Leidenschaften dem Menschen nicht gegeben wären, um sie in Thätigkeit übergeben zu lassen; S. 17: dass Leiden und Wirken in unserem Wesen nicht zu gleicher Zeit Statt finden können; S. 34: dass bey jedem Gedanken im Gehirn mechanische Bewegungen vor sich gehen u. s. w.? Behauptungen, deren Zahl wir mit leichter Mühe noch vermehren könnten, wenn wir nicht fürchten müssten, damit unseren Lesern lästig zu werden. Abgesehen von dieser philosophischen oder vielmehr unphilosophischen Seite der Schrift, die sie dem denkenden Psychologen und Arzt, der nicht bloss Unterhaltung, sondern Belehrung fodert, unnütz macht, hat sie eine andere, nämlich die der Popularität und des Strebens zur moralischen Vervollkommnung, welche immer schätzbar bleibt, und wodurch sie für manchen Leser, dem es um nichts mehr als um eine sogenannte Lebensphilosophie zu thun ist, eine nicht uninteressante Lectüre abgeben wird.

Auf Reinheit der Sprache hätte der Vf. mehr Aufmerksamkeit verwenden sollen. So bedient er sich oft ganz unrichtiger Worte und Redensarten, als: *in den Augen blind werden; zermergeln; verschlänkern; flingen*, und schreibt manche Worte ganz incorrect, als: *assimulirt* st. *assimilirt; Pores* st. *Pori; Hypokrates* st. *Hippokrates* u. s. w. Auch ist er gar zu freygebig mit Auszügen aus den Werken anderer Schriftsteller. So ist z. B. S. 246 — 252 ganz aus *Krüger's* Werke abgeschrieben. Hbm.

LEIPZIG, b. Kühn: *Annalen des königl. klinischen Instituts am St. Jakobs-Hospitale in Leipzig.* Von Dr. *Joh. Christian August Clarus*, der Anatomie und Chirurgie ausserord. Prof., Oberlehrer am königl. klinischen Institute u. s. w. 1ster Band 1ste Abtheilung. 1810. 156 S. 8. (14 Gr.)

In unseren Tagen, da der auf wissenschaftliche Cultur hinarbeitende Geist der Ärzte sich so sehr in Abschweifung von der goldnen Mittelstrasse zwischen Speculation und Empirie zu gefallen scheint, und über Einseitigkeit erhabene Beobachtung täglich seltener wird, muss es uns ein Vergnügen gewähren, das ärztliche Publicum auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche, wie, die oben erwähnte, hievon eine Ausnahme macht, und mit den Jahrbüchern der Heilkunde von gewöhnlichem Schlage, woran unser Zeitalter so ergiebig ist, im Contraste erscheint. Ohne sich in dem schlichten und bescheidenen Tone, worin unser Vf. zu uns redet, von Neuheitsschwindel, oder von vorgefasster Meinung hinreissen zu lassen, lässt er jedem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, und behauptet den Grundsatz, über keine der bisher im Schwunge gewesenen Theorieen der Heilkunde abzusprechen, im Gegentheile Alles zu würdigen, und die Wahrheit, welche Hülle sie auch trage, zu ehren.

Den Inhalt des Werkes eröffnet eine nosologische Abhandlung über den Begriff, die Form und Eintheilung der Fieber überhaupt, wo wir zwar häufig fremde Ideen, wie die eines *Brown*, *Reil*, *Röschlaub*, *Troxler* u. s. w. genutzt, jedoch nur das Gediegenste und Haltbarste aus den Schriften jener Bearbeiter der Heilkunde in den Vortrag des Vfs. verwebt, und daraus ein harmonisches Ganzes geformt finden. Was der Fieber-Theorie des Hn. *C.* den Hass und das Verdammungsurtheil des Zeitgeistes hauptsächlich zuziehen könnte, ist die neuerdings wieder geltend gemachte Terminologie der verrufenen *brown'schen* Lehre, wie die Namen von directer und indirecter Sthenie sowohl als Asthenie, welche in seiner Eintheilung der Fieber eine Hauptrolle spielen. Doch wer gewohnt ist, bey dem Gehalte der Sache ihren Namen gleichgültig zu finden, wird auch hier dem Verdienste des Vfs. Gerechtigkeit zollen, und mit Rec., der nur zu sehr von der Einseitigkeit der Grundpfeiler der *brown*'schen Lehre überzeugt ist, eingestehen, dass in der von Hr. *C.* vorgetragenen Fiebertheorie den erwähnten Benennungen weit solidere Begriffe, als in dem von *Brown* aufgestellten Systeme, untergelegt sind, so wie der directen und indirecten Sthenie in *Brown's* Schriften gar keine Erwähnung geschieht, die genannte Eintheilung dort eigentlich nur auf die Asthenie bezogen wird. Ausserdem hat die von Hr. *C.* gegebene Deduction der Begriffe von Sthenie sowohl als Asthenie aus den dynamischen und organischen Verhältnissen der individuellen Natur nach gegenwärtigem Standpuncte unserer Erkenntniss, an

der Stelle der vagen Petitionen des Brownianismus so viel für sich, dass ihr wenigstens vor der Hand kein erheblicher Einwurf im Wege steht. Mehr liesse sich gegen den in der That zu weiten Begriff von Fieber überhaupt sagen, unter dem Hr. *C.* jede ausgebildete Krankheitsform versteht, in welcher die vorherrschenden allgemeinsten, den Verlauf und den Ausgang der Krankheit bestimmenden Abweichungen vom Normalzustande, ein Missverhältniss der Thätigkeiten des lebenden Körpers unter sich zu dem organischen Processe desselben und zu den Thätigkeiten der äusseren Natur zu erkennen geben. Woraus Rec. ohne Zwang folgern zu können glaubt, dass der Name Fieber alle nur möglichen Formen von Krankheit (denn wo ist im geschlossenen Kreise des organischen Ganzen, wo alles Bedingung und bedingt zugleich ist, die Störung eines Momentes ohne die des anderen gedenkbar?) in sich vereine, worunter dann freylich die hier unter den Fiebern aufgezählte Asphyxie und Paralyse ihre Stelle verdiente, welche jedoch Rec. eben so wenig zu den Fiebern im strengsten Sinne rechnen möchte, als die von Hn. *C.* dafür erkannte Manie. Wenn ferner der Vf. seinen Fieberbegriff dadurch zu sichern wähnt, dass er ihn auf eine ausgebildet seyn sollende Krankheit restringirt: so ist es an ihm, das Wesen jener Ausbildung genau zu bestimmen, ohne welche Bestimmung der Knoten ungelöst bleiben muss. Wie viele Krankheiten müssen wir überhaupt als ausgebildet erkennen, ohne sie darum den Fiebern im eigentlichen Sinne beyzählen zu können! Vieles liesse sich ausserdem noch über diesen Gegenstand sagen, wenn es der uns hier gestattete Raum nicht untersagte. Was übrigens den Ausspruch der Kritik bey manchen nur zu sichtbaren Blössen der Fiebertheorie des Hn. *C.*, wodurch sie anderen Arbeiten dieser Art gleich gesetzt zu werden verdient, zur Mässigung stimmen muss, ist die achtungswürdige Bescheidenheit des Vfs., welche in den uns mitgetheilten Ansichten mehr nicht als einen Versuch erkannt wissen will, der es dahin gestellt seyn lässt, in wiefern ihn die Zeit und fortschreitende Erkenntniss bewährt. Unter den Beobachtungen, die sich an die erwähnte Einleitung anreihen, und die nur merkwürdige und ausgezeichnete Erscheinungen des kranken menschlichen Organismus zum Gegenstande haben, lesen wir im zweyten Abschnitte mancherley seltenere und interessante Wechselfieber-Complicationen, mit gehaltreichen Bemerkungen über ihren epidemischen Genius, und die ihm vorhergegangene Begünstigung von Seiten der Jahreszeit, der Witterung u. s. w., in welchen, unabgesehen von der Art, wie der Vf. die Erklärung der krankhaften Erscheinungen seinen vorausgeschickten theoretischen Ansichten anzupassen bemüht ist, und abgesehen von der Haltbarkeit der letzteren, wahrer hippokratischer Beobachtungsgeist weht. Dasselbe gilt von den im dritten Abschnitte aufgezählten Beobachtungen einzelner wichtiger Krankheitsfälle von vermischter Art. Sie sind 1) Blutharnen mit eigener asthmatischer und fiebrischer Complication; 2) Bluterbrechen mit menstruoser wechselfiebrischer und exanthematischer Verwickelung; 3) schwarzgelbes Erbrechen, mit der merkwürdigen Leichenöffnung eines an der genannten Krankheit Verstorbenen; 4) Beobachtung der *werlhofischen* Fleckenkrankheit; 5) Krankheitsverlauf verschiedener Schlagadergeschwülste. Den Beschluss machen einige Krankheitsgeschichten, als Folgen scirrhöser Verhärtungen im Unterleibe mit den Leichenöffnungen der an diesem Übel verstorbenen Individuen. Der fliessende Vortrag, worin Hr. *C.* uns seine theoretischen Ansichten sowohl, als seine Beobachtungen mittheilt, so wie die bündige Kürze, welche die vorkommenden Krankheitsgeschichten vor den ermüdenden Erzählungen dieser Art so vortheilhaft auszeichnet, geben dem Ganzen ein eigenes Interesse, und machen es zu einer lehrreichen und anziehenden Lectüre. Gewiss Jeder, der den Werth wahrer, von Einseitigkeit freyer Beobachtung zu würdigen weiss, wird mit uns wünschen, dass Hr. *C.* uns bald mit einem zweyten Hefte seiner Annalen erfreue.

Δφ.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Jena*, b. Loch: *Dissertatio inauguralis medica sistens Saturni usum medicum maxime internum.* Quam pro gradu doctoris med. publice defendet *Aemilius Osann*, Vimariensis, Soc. miner. Jen. membr. ord, 1809. 64 S. 8. — So lange unsere Arzneymittel im Werthe bald steigen, bald fallen, wie die Tresorscheine, je nachdem die herrschende Theorie des Tages sie beschützt oder verdammt: so lange steht es mit der Untrüglichkeit unserer Theorieen, so wie unserer Erfahrungen nicht so, dass wir darauf stolz zu seyn Ursache hätten; und wir haben uns wohl zu hüten, ein Mittel, das mit unseren subjectiven theoretischen Ansichten nicht in Übereinstimmung zu bringen ist, desswegen sogleich aus dem Vorrath unserer gebräuchlichen Arzneymittel auszumerzen. Andere Zeiten, andere Verhältnisse des Lebens und der Menschen, andere Ansichten u. s. w. machen uns oft unentbehrlich, was uns lange entbehrlich oder verwerflich geschienen. Ein Beyspiel hievon giebt das Mittel, dessen Vertheidigung und Empfehlung der Vf. dieser Schrift übernimmt. Einem Paracelsus und seinen Anhängern war es eines der wirksamsten Heilmittel; spätere Nachkommen desselben hingegen sahen in ihm nur das Gift, nicht die heilbringende Arzeney. Dass es wirklich unter die letzteren gehöre, wenn es mit Vorsicht angewendet wird, und dass die Furcht mancher Ärzte dagegen zu weit gehe, hat der Vf. gründlich bewiesen; und seine Bemühungen, die näheren Indicationen zu seiner inneren Anwendung nach richtigen theoretischen Principien zu bestimmen, verdient alle Achtung, wenn sie gleich noch mancher näheren Bestimmung durch die Erfahrung bedürfen möchte. Es ist kein Zweifel, dass das Bley als innerliches Arzneymittel bald dieselbe Rolle in unserem Arzneyvorrath spielen wird, als es in der neuesten Zeit mit dem Arsenik der Fall ist. Doch ist sehr zu wünschen, dass nicht jeder unberufene Empiriker sich zu rohen Versuchen mit einem Mittel dränge, welches nur in der Hand des denkenden und vorsichtigen Arztes Heil bringen kann, damit nicht nach einiger Zeit dem Missbrauch eben so Schranken gesetzt werden müssen, wie jetzt dem Gebrauch Vorschub geleistet wird. Wir erinnern hiebey nur an den Missbrauch, der von demselben Metall als äusseres Heilmittel schon einmal auf die Empfehlung *Goulards* gemacht wurde, so dass sich damals ein *Joh. Ad. Schmidt* zur Herausgabe eines *Antigoulard* bewogen fand. Übrigens verdient bey dieser Schrift auch noch der gute lateinische Stil empfohlen zu werden, welcher sich vor dem gewöhnlichen Latein der akademischen Disputationen im medicinischen Fache sehr vortheilhaft auszeichnet.

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1811.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Versuche für die Vervollkommnung der Philosophie.* Erster, zweyter und dritter Versuch, die *Metaphysik, Poesie* und *Mathematik* betreffend. Von *Karl Ludewig Vorpahl*, Prediger zu Tzschetzschnow bey Frankfurt a. d. O. 1811. 140 S. 8. (10 Gr.)

Rec. hält sich zu einer ausführlichen Beurtheilung dieser Schrift aus einem doppelten Grunde verpflichtet. Einmal um ihres Inhalts und Zwecks willen. Denn wem sollten beym jetzigen Zustande der Philosophie Versuche zur Vervollkommnung derselben nicht willkommen seyn, besonders wenn sie, wie die gegenwärtigen, nicht bloss die Philosophie unmittelbar, sondern auch die Poesie und die Mathematik, die mit jener in so naher Berührung stehn, betreffen? Sodann um des Verfassers willen, der sich bey seinem ersten Auftritt im gelehrten Publicum nicht nur in der Schrift selbst, sondern auch in der ihr angehängten Nachschrift als einen ernsten und bescheidenen Denker ankündigt, und welcher, den Vierzigen nahe, und im Begriff, diese Versuche in Zukunft ausführlicher zu bearbeiten, zu erfahren wünscht, ob er zu solchen Beschäftigungen Tauglichkeit genug besitze, und das Publicum eine Fortsetzung dieser Arbeiten wünsche.

Die Philosophie, sagt der Vf. in der Einleitung, ging bisher vom *Seyn* aus, d. h. jedes philosophische System legte irgend etwas als *seyend* zum Grunde, oder nahm etwas als *seyend* an, worauf es dann als auf einer sichern Grundlage weiter fortbaute, es mochte übrigens jenes Seyn als ein bestimmtes, äusseres oder inneres, oder nur als ein Seyn im Allgemeinen annehmen. Die bisherigen Versuche aber, auf diesem Wege zu einer wahren und gewissen Überzeugung zu gelangen, befriedigen die philosophirende Vernunft so wenig, dass sie sich vielmehr unter einander selbst vernichten. Es muss also ein neuer Versuch gemacht werden, und dieser muss von etwas Anderem ausgehn, oder etwas Anderes zum Grunde legen, als das Seyn. Es giebt aber ausser dem Seyn nichts weiter, als das *Werden.* Mit dem *Werden* also beginne die Philosophie, und diess um so mehr, da der Philosophirende als solcher noch kein Seyn *hat*, sondern es erst *sucht*, so dass es ihm *werden* soll. Überdiess ist es sehr schwer, ja unmöglich, aus dem Seyn das Werden bestimmt abzuleiten und zu erklären, weil in dem reinen Begriffe des Seyns kein Werden enthalten ist, und auch keins nothwendig daraus folgt. „Aus dem Werden hingegen das Seyn bestimmt herzuleiten und zu erklären, ist sehr wohl möglich, weil, wenn man das *vollständige Werden* eines Etwas anzugeben vermag, auch das *Seyn* desselben bestimmt angegeben ist; denn *jedes gewordene Etwas* muss das *seyn*, was es *geworden* ist."

Wir verweilen hier einen Augenblick, um sogleich das πρωτον ψευδος zu bemerken, das den Vf. bey seiner Untersuchung beschlichen hat. Wenn nämlich, wie der Vf. selbst sagt, mit dem *vollständigen Werden* eines Etwas auch das *Seyn* desselben angegeben ist: so ist ja offenbar, dass das *blosse Werden*, mit welchem der Vf. beginnt, nichts anderes als ein *unvollständiges Seyn* ist, mithin der Vf. so gut, wie jeder andere Philosoph, eigentlich mit dem Seyn beginnt, nur dass er dieses Seyn unter dem Titel des Werdens *versteckt*, und so *sich selbst täuscht.* Diess wird durch folgende Betrachtung noch einleuchtender werden. Die alten Philosophen gingen bey ihren metaphysischen Untersuchungen, entweder ausdrücklich oder stillschweigend, von dem Satze aus: *Aus Nichts wird Nichts.* Die Wahrheit dieses Satzes haben selbst diejenigen neueren Philosophen, welche eine *Schöpfung aus Nichts* behaupteten, nicht abgeleugnet; denn sie nahmen ja einen Schöpfer an, also ein *Etwas* oder ein *Seyn*, wodurch etwas Anderes *entstand* oder *ward.* Will nun der Vf. vom *blossen Werden* ausgehn: so kann man ihn mit Recht 1) fragen: *Ist das Werden oder ist es nicht?* — Ist es: so geht der Vf. versteckter Weise vom Seyn aus; ist es nicht: so fängt er mit dem absoluten Nichts an, um daraus das Seyn abzuleiten und zu erklären. Oder man kann ihn 2) fragen: *Wenn etwas wird, wird es aus Etwas oder aus Nichts?* — Nimmt der Vf. das Erste an: so täuscht er sich wieder selbst; nimmt er das zweyte an: so erklärt er wieder aus dem absoluten Nichts. Eine solche Erklärungsart aber muss die Vernunft weit mehr perhorresciren und als unbefriedigend verwerfen, als jede andere, die mit irgend einem Seyn anhebt, es sey ein bestimmtes oder ein unbestimmtes, ein äusseres oder ein inneres. Übrigens ist es weder *historisch* richtig, dass alle bisherige Philosophie vom Seyn angefangen habe, um daraus das Werden zu erklären, noch *philosophisch* richtig, dass der Philosophirende als solcher kein Seyn habe, sondern es erst suche. Denn was den ersten Punct betrifft: so hat es bekanntlich Philosophen gegeben, die nicht vom *Seyn*, sondern vom *Thun*

anfingen, um daraus das Seyn abzuleiten. Sofern sie nun durch das Thun erst etwas werden liessen, begannen sie, wie unser Vf., mit dem Werden, täuschten sich aber auf gleiche Weise selbst. Denn die obigen Fragen kehren auch hier zurück: *Ist das Thun oder ist es nicht?* und: *Wenn etwas durch Thun wird, wird es aus Etwas oder aus Nichts?* Was aber den zweyten Punct anlangt; so hat der Philosophirende als solcher allerdings ein Seyn, das er nicht erst zu suchen braucht, nämlich sein *eigenes* im *Selbstbewusstseyn;* und hätte er dieses nicht: so würde auch überall keine Philosophie möglich seyn. Daher muss auch alle Philosophie, die nicht haltungslos in der Luft schweben will, mit dem Selbstbewusst*seyn* anheben, selbst dann, wenn sie das Selbstbewusst*werden* erklären will, weil sie diess gar nicht wollen könnte, wenn sie jenes nicht schon gefunden und anerkannt hätte.

Der Vf. philosophirt nun weiter so: Das Werden kann entweder ein *Werden zum Seyn*, oder ein *Werden vom Seyn*, oder *beides zugleich* seyn, wenigstens in dieser doppelten Beziehung (zugleich) betrachtet werden. Hierauf wirft er die Frage auf: *Wodurch wird das Werden selbst?* Und giebt die Antwort: *Durch Bewegung.* „Denn beym Gegentheile der Bewegung, nämlich bey gänzlicher Ruhe, ist wohl — vielleicht — ein *Seyn* möglich, aber kein *Werden*. Wo dieses Statt finden soll, muss auch Bewegung Statt finden." Die Unstatthaftigkeit dieser Behauptung ist zu auffallend, als dass sie Rec. weitläuftig darzustellen brauchte. *Bewegung* ist ja offenbar ein blosses Abstractum, das ohne ein *Bewegliches in Raum und Zeit* gar nicht vorgestellt werden kann. Also setzt der Vf. auch hier das Seyn wieder stillschweigend voraus, das er erst aus dem Werden ableiten will. Und ist denn *alles* Seyende ein Bewegliches in Raum und Zeit? Kennt der Vf. gar nichts Höheres, nichts Übersinnliches? Werden auch die erhabensten Ideen unserer Vernunft nur durch Bewegung? Ja, ist auch das ewige Urseyn durch Bewegung geworden? Doch dann wär' es ja kein Urseyn, und nach der Philosophie des Vfs. kann es freylich ein solches gar nicht geben. Man sieht übrigens, dass der Vf. hier die *Bewegung* dieselbe Rolle spielen lässt, welche in anderen Systemen das *Thun* oder die *Thätigkeit* spielt. Er fällt aber auch in denselben Fehler, aus einem blossen Abstractum das, was ist, abzuleiten. Denn Thätigkeit ist auch nur vorstellbar, sofern man voraussetzt, dass es ein Thätiges giebt. Die Thätigkeit aber hat vor der Bewegung doch den Vorzug, dass sie ein höheres Abstractum ist, und daher selbst die Bewegung unter sich befasst, von der man, als äusserer Thätigkeit, noch die innere unterscheiden kann. Doch der Vf. hebt durch seine Philosophie diesen Unterschied gänzlich auf. Er sagt nämlich ferner: Die Bewegung kann nur *durch sich selbst* werden, und drückt diess S. 10 auch so aus: Sie wird *durch ihr eigenes Seyn*. (Da hätten wir also das *Seyn* der Bewegung, und folglich auch des Werdens wenigstens zugleich mit dem Werden; der Vf. aber wollte ja das Seyn aus dem Werden ableiten.) Die Bewegung als seyend ist entweder *Entfernung* oder *Annäherung*, oder *beides zugleich;* denn die Bewegung im Allgemeinen, dem *Werden* nach genommen, ist das *Werden durch sich selbst*, dem *Seyn* nach genommen, die *Richtung;* diese ist das *Gewordene* in der Bewegung. (*Richtung* ist die Beziehung der Bewegung auf irgend einen Punct im Raume, und kann sich daher jeden Augenblick verändern; sie ist also nichts weniger als das Gewordene in der Bewegung.) Durch die Richtung *ist* die Bewegung oder *ist nicht*, weil die Bewegung entweder dadurch *ist*, dass sie *auf sich selbst gerichtet* ist, also durch sich selbst wieder wird, oder *nicht ist*, indem sie *von sich abgerichtet* ist, d. h. verschwindet oder nichts wird. Im ersten Falle ist sie *Annäherung an sich selbst*, im zweyten *Entfernung von sich selbst*. (Wie die Bewegung auf sich selbst gerichtet und so Annäherung an sich selbst, oder von sich abgerichtet und so Entfernung von sich selbst seyn könne, ist Rec. eben so unbegreiflich, als wie der Vf. die Entfernung als eine Art der Bewegung betrachten, und doch sagen könne, dass dabey die Bewegung verschwinde oder nichts werde; es ist ja offenbar, dass, wenn bey einer Bewegung auf der einen Seite Annäherung Statt findet, auf der anderen Entfernung zugleich Statt findet, mithin die Bewegung als Entfernung eben so gut ist oder Bewegung bleibt, wie als Annäherung.) Die gewöhnliche Erklärung der Bewegung, sie sey Veränderung des *Raums*, bestimmt die Bewegung bloss nach dem Contraste, in dem sie mit ihrem *reinen Gegentheile*, dem Raume, steht, und sagt nicht, was die Bewegung *an sich selbst* sey; in dieser Hinsicht ist sie entweder Entfernung oder Annäherung oder beides zugleich. (Hier verwechselt der Vf. den *Ort* mit dem *Raume:* denn für Veränderung des Orts, nicht des Raums, erklärt man gewöhnlich die Bewegung; der Raum, als solcher, ist unveränderlich; auch ist nicht der *Raum*, sondern die *Ruhe*, das reine Gegentheil der Bewegung; und wenn der Vf. sagt, die Bewegung sey entweder Annäherung oder Entfernung, oder beides zugleich: so erklärt auch er nicht, was die Bewegung an sich selbst sey, sondern nur, auf wie vielerley Art sie erscheine, und giebt statt einer Definition eine Division.) Die eine *Bewegungsart* setzt die andere nothwendig voraus, und folgt wieder auf sie nothwendig. Daher giebt es keine Annäherung ohne Entfernung, und keine Entfernung ohne Annäherung. „Die Bewegung, als *reine Annäherung an sich selbst*, wird nothwendig ein Etwas, und zwar ein Etwas bloss für sich selbst, weil es durch *blosse Annäherung* entsteht. Da es die Bewegung aber selbst ist, welche sich *an sich selbst annähert:* so heisst diess eben so viel, als: die Bewegung *kommt zu sich selbst*, wird ein Seyn durch und für sich selbst, gelangt zum *Selbstbewusstseyn*." (Hier hätten wir also eine sogenannte Deduction oder Construction des Selbstbewusstseyns aus der — *Bewegung!* Auf das Widersprechende in derselben braucht Rec. wohl nicht auf-

merksam zu machen. Dafs aber der Vf. unter der *reinen* oder *blossen* Annäherung wirklich eine Annäherung ohne Entfernung versteht, deren Möglichkeit er doch kurz vorher geleugnet hatte, erhellet noch deutlicher aus S. 16, wo er ausdrücklich sagt: „Die Bewegung, wodurch das Selbstbewufstseyn entstehen soll, kann *nur* Annäherung seyn, und zwar *reine* oder *blosse* Annäherung, weil *jede beygemischte Entfernung* der Einheit oder Einfachheit des reinen Selbstbewufstseyns zuwider seyn würde.“ Auch unterscheidet er in der Folge *Bewufstseyn* und *Selbstbewufstseyn* dadurch, dafs jenes nie blosse, durchaus reine Annäherung, sondern *zum Theil* mit Entfernung verbunden sey, welches bey diesem nicht Statt finde. Wenn aber der Vf. S. 19 zur Bestätigung seiner genetischen Erklärung des Bewufstseyns sich auf *Krug's Fundamentalphilosophie* beruft, in welcher gesagt sey, Bewufstseyn zeige eine *Synthese des Seyns und des Wissens* im Ich an, welches eben so viel heisse, als eine *Synthese des Seyns und des Werdens*, und daher mit der von ihm selbst gegebenen Erklärung des Bewufstseyns genau übereinstimme: so fürchtet Rec., dafs der Vf. der Fundamentalphilosophie mit dieser Deutung seiner Worte eben nicht zufrieden seyn möchte.) Die Bewegung als blosse Entfernung von sich selbst hört je mehr und mehr auf, etwas zu seyn, und verschwindet oder gelangt zum Nichtseyn. (Rec. glaubt, dafs eine solche Bewegung nie etwas war, weil sich nichts von sich selbst entfernen kann, und wenn sich etwas von einem Anderen entfernt, diese Entfernung mit einer Annäherung stets verknüpft ist.) Die Bewegung ist allein das *Wirkliche*; ausser ihr ist nichts. Denn *Wirken* heisst so viel als *werden lassen*, und da nur durch Bewegung etwas wird: so kann weder das Wirkende noch das Gewirkte etwas anderes als Bewegung seyn. Man (wer denn?) unterscheidet zwischen *wirklichem* und *nichtwirklichem Seyn*. Jenes hat eigenthümliche Annäherung, obgleich dieselbe nicht immer eine reine seyn darf, sondern auch mit Entfernung verbunden seyn kann. Dieses hat seine Annäherung nicht durch und für sich, sondern nur durch und für ein anderes Etwas. Man nennt ein Etwas, das ein wirkliches Seyn hat, auch ein *Ding an sich*; und weil es eigenthümliche Annäherung hat, kann auch Entfernung von ihm werden oder ausgehn, d. h. es kann *wirken*, *erscheinen* u. dgl. Die Bewegung, wiefern sie als Entfernung nach Aussen wirkt, heisst *Kraft*, wiefern sie aber als Annäherung blofs auf sich wirkt, *Vermögen*; jene *giebt*, dieses *behält* Bewegung, kann aber eben darum sie auch geben oder nach aussen wirken. Da reine Annäherung und reine Entfernung nicht immer (also doch eine Zeitlang?) für sich bestehen können, sondern nothwendig mit einander verbunden sind: so ist ihre Verbindung entweder eine *einfache* oder eine *gemischte*, und beide sind entweder eine *werdende* oder eine *seyende*. Die *einfache* Verbindung ist 1) als *werdend* ein Wesen, wo Annäherung und Entfernung auf einander *folgen*, und das als reine Annäherung *Selbstbewufstseyn* hat, als reine Entfernung aber *Licht* ist oder giebt; im Grofsen heisst es eine *Sonne*. Sie ist 2) als *seyend* ein Wesen, das Annäherung und Entfernung *zugleich ist*, das daher *weder Bewufstseyn* hat, *noch selbstleuchtend* seyn kann; es ist ein *Körper*, oder *Materie*, im Grofsen sind es *Planeten*. (Eine Sonne wäre sonach kein Körper?) Die *gemischte* Verbindung ist 1) *seyend*, so dafs beide einfache Verbindungen zu einem einzigen Ganzen verbunden sind, welches *theils Bewufstseyn* hat, *theils Materie* ist, theils leuchtend, theils dunkel ist; im Grofsen sind es *Kometen*. (Der Vf. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Sie *irren*, wie man sagt; welches Wort sehr gut den ihnen eigenthümlichen Grad der Selbstbestimmung bezeichnet.“ Er hat aber nicht bedacht, dafs *irren* auch von den *Planeten* gesagt wird, und dafs diese eben daher ihren Namen haben; auch sind die Kometenbahnen nach einerley Gesetzen mit den Planetenbahnen bestimmt.) Dieselbe Verbindung ist 2) *werdend*, so dafs beide Bewegungsarten in ihrer einfachen Verbindung, als Sonne und Planet, zwar von einander getrennt sind, aber doch wieder so mit einander verbunden, dafs *zwischen ihnen* Entfernung und Annäherung als auf einander folgend und aus ihnen gegenseitig werdend Statt findet. (Es fehlt dem Vf. hier an einem einzelnen Ausdrucke zur Bezeichnung dieser sonderbaren Verbindungsart. Er sucht sie daher dadurch näher zu charakterisiren, dafs vermöge derselben von der Sonne aus zum Planeten hin *Entfernung*, und vom Planeten aus zur Sonne hin *Annäherung* werde; dafs die Sonne dem Planeten *äusseres Licht* oder ein Seyn, das von aussen werde, und der Planet der Sonne *inneres Licht* oder ein Seyn, das durch sich selbst werde und als solches Bewufstseyn habe und ein *Geist* genannt werde, gebe; dafs auf dem Planeten das *Geistige* als sich trennend vom Körperlichen, in der Sonne aber das *Körperliche* als sich selbst zusammensetzend aus dem Geistigen *werde*; dafs jenes nur durch *Zwang*, äusseren oder inneren, dieses nur durch *Liebe* werde. Rec. gesteht aufrichtig, dafs er von diesem Allen nichts versteht, und beynahe zweifelt, ob auch der Vf. sich selbst verstanden habe.) Das Wort *Gottheit*, als das Allgemeine oder völlig Ganze bezeichnend, kann bedeuten entweder die Bewegung, als Annäherung und Entfernung überhaupt, oder auch blofs die reine Annäherung überhaupt. In der ersten Bedeutung haben es *alle heidnischen*, in der zweyten *alle mit einer Offenbarung versehenen* Völker genommen. (Hatten und haben denn nicht auch heidnische Völker ihre Offenbarungen?) „Man könnte jedoch auch hier vielleicht noch unterscheiden, und die *eigentliche Gottheit* entweder für die Übereinstimmung mehrerer reinen Annäherungen im Grofsen — der Sonnen — halten, oder nur für diejenige reine Annäherung, welche in sich gröfser, umfassender ist, als alle anderen, und insofern alle übrigen beherrschte, als sie von ihr ausgegangen wären und zu ihr ursprünglich gehörten — eine gröfste Sonne in der Mitte der anderen. Ohne hierüber gegenwärtig etwas bestimmen zu wollen, scheint doch

diefs letzte Dafürhalten das wahrfcheinlichere zu feyn, weil, wenn man fich die Bewegung ganz im Allgemeinen und zugleich ganz als Eins — als Gottheit — denkt, diefelbe fich denken läfst blofs als Annäherung ohne Theile. Die Theilung kann urfprünglich nur gefchehen durch diefes an Vermögen unbeftimmbar grofse Ganze felbft; welche Theilung alsdann *Schöpfung* heifst. Diefe Schöpfung oder Selbfttheilung müfste erfolgen aus dem freyen Willen oder der reinen Selbftbeftimmung diefes einigen Ganzen, und wäre zwar nicht nothwendig *ad esse*, aber *ad melius esse*, um in die gänzliche Einheit auch Mehrheit zu bringen. Die aftronomifche Beobachtung der Geftirnbewegung fcheint auch für diefes Dafürhalten zu fprechen."

Bis hieher geht die *erfte Abtheilung* diefes erften, die *Metaphyfik* betreffenden Verfuchs. Die *zweyte Abtheilung* foll vom Allgemeinen zum Befonderen oder *Einzelnen*, wie fich der Vf. ausdrückt, fortgehn. Rec. kann aber, um nicht zu weitläufig zu werden, und um Platz für die Anzeige der beiden übrigen Verfuche zu behalten, diefe zweyte Abtheilung nicht mit gleicher Ausführlichkeit behandeln. Er bemerkt daher blofs, dafs der Vf. den bisher aufgeftellten Principien treu auch Vernunft und Freyheit, Denken und Wollen, Schönheit und Wahrheit, Gerechtigkeit und Güte aus dem Werden durch Bewegung abzuleiten fucht, und dabey allerdings mit grofser Confequenz verfährt: fodafs man ihm, wenn es nur um die Principien beffer ftünde, feinen Beyfall nicht verfagen könnte. Um indeffen doch unferen Lefern einen kleinen Vorfchmack von diefer Ableitung zu geben, wollen wir einige Haupterklärungen des Vfs. ohne alle weiteren Gegenerinnerungen mittheilen. Die *menfchliche Vernunft* ist alfo nach unferem Vf. die *Bewegung als reine Selbftbewegung im Menfchen*, d. h. das Vermögen, fich blofs aus fich felbft zu gewiffen Bewegungen zu beftimmen. Der Menfch *ift* aber nicht vernünftig, fondern er kann es nur *werden*. Diefes Vermögen ift zugleich *frey*, nämlich in Beziehung auf etwas Anderes, das auf daffelbe einwirken möchte. Vernunft und Freyheit find alfo ein und daffelbe Vermögen, aber kein urfprüngliches, fondern nur ein nach und nach durch reine Annäherung entftehendes, das jederzeit der Summe der fämmtlichen reinen Annäherungen gleich ift, die gleichfam als Theile ein Seyn bilden, das reines Vermögen, reine Virtuofität ift, aber immer mehr werden kann. Die Freyheit ift daher nichts Unbegreifliches; fie entfteht, wie alles was ift, durch Bewegung, und zwar durch reine Annäherung. Das Vermögen, fich blofs aus fich felbft zu gewiffen Bewegungen zu beftimmen, oder die Vernunft als reine Selbftbeftimmung im Menfchen, kann fich beftimmen zur theilweifen Annäherung an einen Gegenftand, d. h. zur theilweifen Entfernung von fich, um fich theilweife wiederum anzunähern, und heifst dann *reiner Wille*. Diefer unterfcheidet fich von der *Begierde*, die blofs den anderen Gegenftand *mit fich* zu vereinigen verlangt, und von der *Liebe*, die *fich mit* dem anderen Gegenftande zu vereinigen verlangt, dadurch, dafs er beides zugleich ift, indem er *zum Theil fich mit* einem anderen Gegenftande zu vereinigen ftrebt, um den Gegenftand wieder *zum Theil mit fich* zu vereinigen. Das Wollen ift alfo auch nichts anderes als Bewegung, nämlich theilweife Annäherung und Entfernung, und die Vernunft ift es, welche will. Sie will aber 1) ein *innerliches Seyn*, d. h. fie *ftellt* fich etwas *vor*. Das Vorftellen enthält daher Annäherung und Entfernung zugleich, und zwar beides als zugleich feyend. Die Annäherung, beym Vorftellen als feyend genommen, heifst die *Zeit*, die Entfernung, eben fo genommen, der *Raum*. Die Vernunft ift alfo, wiefern fie das innerliche Seyn eines äufserlichen Gegenftandes will, und daffelbe hervorbringt, ein Vorftellungsvermögen, und ihr Geburtsort ift das *Gehirn*, deffen eigentlicher Charakter die *Beweglichkeit* ift. Die Vernunft will 2) ein *innerliches Werden*, d. h. fie *denkt*. Das Denken ift aber entweder ein *analytifches* oder *fynthetifches*, je nachdem es fich auf das Werden *vom* Seyn oder auf das Werden *zum* Seyn bezieht. Jenes heifst auch *urtheilen*, diefes *nachdenken* im Einzelnen und *philofophiren* im Allgemeinen. (Beyläufig beftreitet der Vf. den Unterfchied zwifchen analytifchen und fynthetifchen *Urtheilen*, indem er fynthetifche *Urtheile* für einen *Widerfpruch* erklärt, weil *jedes Urtheil* ein analytifcher Gedanke fey.) Das *Schliefsen* ift ein zwiefaches Urtheilen, und zwar fo, dafs das Ganze dabey *nach Einem Theile* von Einem oder mehreren feiner Theile beftimmt wird. Durch das fynthetifche Denken entftehen a) *Erfahrungsbegriffe*, wenn das Werden zum Seyn nach dem Werden vom Seyn beftimmt wird, und diefes Werden vom Seyn *gegeben* ift; fie geben an, wie ein Gegenftand *erfcheint* — b) *Ideen*, wenn jenes Werden zwar nach diefem beftimmt wird, aber diefes *felbft gemacht* ift; fie geben an, wie ein Gegenftand *feyn foll* — c) *Vernunftbegriffe*, wenn das Werden zum Seyn nach dem Werden zum Seyn felbft, d. h. nach den Gefetzen diefes Werdens überhaupt und an fich beftimmt wird; fie geben an, wie ein Gegenftand *feyn mufs*. Die Vernunft, das Vermögen zu denken oder Begriffe *werden* zu laffen, heifst der *Verftand*.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Vogel: *Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde* von *Chr. Gotth. Salzmann*. Erfter Band. Neue durchaus umgearbeitete und verbefferte Auflage. Mit 1 Kupfer. 1811. VI u. 268 S. 8. (18 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 SEPTEMBER 1811.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Versuche für die Vervollkommnung der Philosophie.* Erster, zweyter und dritter Versuch, die *Metaphysik*, *Poesie* und *Mathematik* betreffend. Von *K. L. Vorpahl* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vernunft will aber auch 3) das *innerliche Werden und Seyn zugleich* von einem Gegenstande, d. h. sie will denselben *erkennen*. Das Erkennen ist also zwar vom Vorstellen und Denken verschieden; aber alle diese sogenannten inneren Thätigkeiten sind nur durch Bewegung möglich, und daher selbst Bewegungen. Man muss aber, um diess einzusehn, die Bewegung nicht bloss *vorstellen*, weil sie dann nur *erscheint*, sondern *denken*, weil man nur dadurch wissen kann, was Bewegung überhaupt und an sich sey. Man muss auch nicht bloss augenblicklich oder flüchtig, sondern anhaltend und ausdauernd denken, *damit die Bewegung selbst werde;* und so wird man einsehn, dass sie durch sich selbst, und zwar durch wechselseitige Entfernung und Annäherung, werde. Die Vernunft will endlich 4) *äusserlich* oder in Beziehung auf Gegenstände ausser ihr entweder das *Seyn* im *Darstellen*, oder das *Werden* im *Gebieten*, oder *Beides zugleich* im *Belehren*, *Erziehen* u. drgl. Das Seyn muss *schön und wahr*, das Werden *gerecht und gut*, das Seyn und Werden zugleich *schön, wahr, gerecht und gut* seyn. *Schönheit* ist nämlich die Übereinstimmung des Seyns mit sich selbst, *Wahrheit* die Übereinstimmung des Werdens mit dem Seyn, *Gerechtigkeit* die Übereinstimmung des Seyns mit dem Werden, und *Güte* die Übereinstimmung des Werdens mit sich selbst, d. h. des Werdens vom Seyn mit dem Werden zum Seyn. Die *Übereinstimmung* im Allgemeinen aber ist nichts anderes, als *Einheit in der Mehrheit;* und da diese nur auf die besagte vierfache Weise Statt finden kann: so ist hiemit Alles erschöpft, was die Vernunft äusserlich will. Es liegt aber bey diesen Übereinstimmungen wie bey allen übereinstimmenden Verhältnissen das Gesetz zum Grunde: Die *Annäherung* muss der *Entfernung*, oder auch umgekehrt die *Entfernung* der *Annäherung* gleich seyn. Also ist auch in dieser Hinsicht *Bewegung* das höchste Princip, oder das eigentliche Fundament der Philosophie.

Im zweyten, die *Poesie* betreffenden Versuche vergleicht der Vf. zuvörderst *Philosophie* und *Poesie* mit einander. Jene, sagt er, schaffe ein *inneres* Seyn oder ein Seyn *an sich*, fodere daher *Annäherung* des Geistes an sich selbst oder *Selbstbewusstseyn*, und koste *Anstrengung;* diese schaffe ein *äusseres* Seyn oder ein Seyn *in Beziehung auf etwas anderes*, erlaube daher dem Geiste *Vereinigung mit der Einbildungskraft*, also *Entfernung* von sich, und gewähre *Spiel*. (Soll das *Schaffen des Seyns* hier im strengen Sinne genommen werden: so dürft' es weder der Philosophie noch der Poesie zukommen; soll es aber im weiteren Sinne genommen werden: so dürfte die Poesie wohl eben so gut ein inneres Seyn schaffen, als die Philosophie, und umgekehrt die Philosophie so gut ein äusseres Seyn, als die Poesie; denn aus dem Folgenden sieht man, dass der Vf. unter Poesie nicht die schöne Kunst überhaupt versteht, sondern bloss die Dichtkunst. Es ist aber schon nicht gut, dass der Vf. den eben so unbestimmten als ungewöhnlichen Ausdruck, *Schaffen des Seyns*, braucht, ohne sich darüber erst mit dem Leser zu verständigen. Nach dem Folgenden scheint er ein blosses *Darstellen des Seyns* darunter zu verstehn. Und was heisst *Vereinigung des Geistes mit der Einbildungskraft?* Wie folgt daraus eine *Entfernung des Geistes von sich?* Kann der Dichter nicht eben so sehr, ja noch mehr in sich gekehrt seyn, als der Philosoph, so dass, nach der Sprache des Vfs., auch in der Poesie Annäherung des Geistes an sich selbst, ungeachtet der Vereinigung desselben mit der Einbildungskraft, Statt finde? Rec. fürchtet, dass den Vf. sein Streben, alles auf Bewegung, mithin auf Annäherung und Entfernung zurückzuführen, auch hier irre geführt habe.) Nach dieser kurzen Erklärung über das *Wesen der Poesie*, geht der Vf. sogleich zur Bestimmung der *Dichtungsarten* fort, und zwar auf folgende Weise: Der Dichter kann das *Seyn darstellen* I) als *geworden*, d. h. als schon vorhanden sowohl im Ganzen als in seinen Theilen, mithin wie der Gegenstand erscheint oder wirkt; und zwar 1) wie er *auf ihn selbst* wirkt — *lyrische* Dichtungsart, 2) wie er *im Allgemeinen* oder *auf jeden Beschauenden* wirken würde — *beschreibende* Dichtungsart; II) als *werdend*, wo das Gedicht *dramatisch* ist, in welchem Fall aber wieder mehrere Unterscheidungen Statt finden; nämlich 1) in Ansehung des *Werdens*, das entweder von den Theilen zum Ganzen oder vom Ganzen zu den Theilen geht, so dass dort endlich ein *Etwas*, hier ein *Nichts* wird; jenes ist ein *ernsthaftes*, dieses ein *scherzhaftes* Gedicht. (Können denn nicht auch lyrische und beschreibende Gedichte sowohl ernsthaft als scherzhaft seyn? Und wird denn, wenn man vom Ganzen zu

den Theilen geht, daraus ein *Nichts?* Oder besteht der Scherz überhaupt darin, dass man vom Ganzen zu den Theilen geht, bis daraus ein Nichts wird? Die kantische Definition vom Lächerlichen scheint dem Vf. hier vor Augen geschwebt zu haben.) c) In Ansehung des *Seyns* (aber die dramatische Poesie sollte sich ja nur mit dem Werden beschäftigen!), das entweder ein allgemeines oder ein einzelnes ist, es mag das Werden von ihm ausgehn oder zu demselben hinführen. Hieraus entstehen *vier besondere dramatische Dichtungsarten:* nämlich a) das *Heldengedicht*, wenn sowohl das Seyn, von dem das Werden ausgeht, als auch dasjenige, zu dem es hinführt, ein allgemeines ist; b) die *Oper*, wenn jenes Seyn ein allgemeines, dieses ein einzelnes ist; c) der *Roman*, wenn jenes ein einzelnes, dieses ein allgemeines ist; d) das *Schauspiel*, wenn beides ein einzelnes ist. Diese vier dramatischen Dichtungsarten können sowohl ernsthaft als scherzhaft, das ernsthafte Schauspiel aber kann entweder trauriger oder fröhlicher Art seyn, je nachdem das Gewordene in Beziehung auf ein anderes Seyn nachtheilig oder vortheilhaft, vernichtend oder belebend wirkt. (Man sieht, dass der Vf. den Begriff des *Dramatischen* sehr erweitert, da er auch die *epischen* Dichtungsarten, das eigentliche Heldengedicht und den Roman, darunter befasst. Freylich werden in diesen auch *Handlungen* dargestellt; aber die Darstellungsweise ist doch in den epischen Gedichten ganz anders, als in den eigentlich dramatischen. Denn während jene die Handlung erzählen, lassen diese die Handlung vor unseren Augen selbst geschehen. Daher bedürfen auch diese der Aufführung auf der Bühne vor Zuschauern, wenn sie vollständig aufgefasst werden sollen, jene aber nicht. Und da der Vf. aus den *beschreibenden* Gedichten eine eigene Classe gemacht hat: so begreift man nicht, warum den *erzählenden* nicht gleiche Ehre widerfahren soll. Zu welcher Classe rechnet aber der Vf. die *didaktischen* Gedichte? Oder verweist er sie ganz aus dem Gebiet der Poesie? Fast scheint es so, weil er sie gar nicht erwähnt. Dann musst' er aber doch Gründe anführen.) Von den letzten vier Dichtungsarten müssen die beiden ersten, Heldengedicht und Oper, in *Versen*, die beiden letzten, Roman und Schauspiel, in *Prosa* dargestellt werden, weil dort das Allgemeine wirkt, und dieses als das Göttliche oder durchaus Bestimmte anzusehen ist, welches eben durch das Versmass angedeutet wird, hier aber das Einzelne wirkt, und dieses nicht als in jedem Falle vollkommen oder durchaus richtig sich bestimmend angenommen werden kann. (Dieser Grund möchte schwerlich Stich halten. Das Allgemeine ist eigentlich unbestimmt, und das Einzelne durchaus bestimmt, ob vollkommen oder richtig, ist nach Zwecken zu beurtheilen, die der Poesie als solcher fremd sind. Rec. kann daher dem Vf. nicht zugeben, dass jedes Schauspiel in Prosa geschrieben seyn müsse, ob er es gleich nicht jedem Schauspieldichter zur Pflicht machen möchte, in Versen zu schreiben. Man lasse doch dem Genius Freyheit, sich in der *ihm selbst* angemessensten Form auszusprechen! Spricht er sich indessen in gebundener Rede aus: so giebt diess allerdings seinem Erzeugniss eine höhere Würde, und zugleich einen eigenthümlichen Reiz, den keine ungebundene Rede erreichen kann.) Mit einzelnen Bemerkungen über einige Dichter und deren Erzeugnisse schliesst dieser Versuch. Wir heben daraus nur folgende in Beziehung auf eine gewisse Classe neuerer Dichter aus: „Ihre Werke sind nicht *Musterwerke*, sondern eigentlich nur *Musterkarten*, worin mancherley einzelne Schönheiten aufgestellt sind; aber das Ganze, das Ganze! Die Herren scheinen sich bloss ihrem Genius zu überlassen; aber der deutsche Genius ist entweder nüchtern oder er ist betrunken; nur eigene Anstrengung vermag ihn in der Mitte zu erhalten. Man scheint für das Dunkle, Unbestimmte, ordentlich *Hochachtung* zu fodern, und sucht es durch Bezeichnung mit den Wörtern *geheimnissvoll* oder *wunderbar* gleichsam in einen *poetischen Adelsstand* zu erheben. Aber es sollte doch wohl im Geistigen am wenigsten unedles Metall das Gepräge des Edlen tragen."

Der dritte Versuch endlich, welcher die *Mathematik* betrifft, soll nach der Erklärung des Vfs. zeigen, *wie die Mathematik philosophisch werden könne.* Man hat, sagt er, oft davon geredet, die *Philosophie mathematisch* darzustellen. Diess ist aber nach der bisherigen von Euklid eingeführten Methode nicht möglich. Denn da wird die Mathematik *nach dem blossen, reinen Seyn* behandelt, und eben dadurch ist sie zu so hoher Evidenz gelangt. Der Gegenstand der Philosophie aber ist vielmehr das *Werden*, als das *Seyn*; wenigstens betrachtet sie das letzte nur in Verbindung mit jenem. Daher ist die gewöhnliche mathematische Methode in der Philosophie nicht anwendbar. Weil aber das Seyn aus dem Werden entsteht: so muss die Mathematik auch *nach den Verhältnissen des Werdens* d. h. *philosophisch demonstrirt* werden können. (Die Mathematik ist keineswegs bisher *nach dem blossen, reinen Seyn* behandelt worden. Sind nicht die meisten Definitionen mathematischer Objecte *genetisch?* Und wenn sie es nicht sind, *strebt* nicht wenigstens der ächte Mathematiker überall nach genetischen Erklärungen? Sagt aber nicht der Vf. selbst in der Einleitung zu seinen Versuchen, S. 7, dass das *Streben nach solchen Erklärungen* beweise, man habe sein Augenmerk auf das *Werden* gerichtet? Überdiess, lehrt nicht die Mathematik nach der bisherigen Methode, wie Summen, Differenzen, Producte, Quotienten, Potenzen und Wurzeln *entstehen?* Wie aus gegebenen bekannten Grössen andere unbekannte *gefunden* werden? Wie gewisse Figuren zu *construiren*, gewisse Grössenverhältnisse nach Zahl und Mass zu *bestimmen* seyen? Ist also nicht hier überall vom *Werden* die Rede? Wenn aber der Mathematiker bey seinen Operationen von etwas *Gegebenem* anhebt, wenn er insonderheit *Zeit* und *Raum* als etwas *Gegebenes* betrachtet, das allen seinen Operationen zum Grunde

liegt, folglich in sofern von einem *Seyn* anhebt: so thut er ganz recht daran; denn die Frage, wie Zeit und Raum selbst *entstehen*, oder wie die Anschauungen, die er von Zeit und Raum hat, in ihm *geworden* seyen, ist nicht mathematisch, sondern rein philosophisch.) Die *Arithmetik* beschäftigt sich mit dem Werden und Seyn der *reinen äusserlichen Annäherung*, und eine reine äusserliche Annäherung ist ein *Punct*. (Sonach wäre die Arithmetik eine Lehre von Puncten! oder vom Werden und Seyn des Punctes!) Die *Ziffern* bezeichnen die *Puncte*. (Ziffern sind Zahlzeichen; Zahlen aber sind keine Puncte, ob sie gleich durch Puncte dargestellt werden können.) Die *Geometrie* hat es mit der *äusserlichen Entfernung* zu thun, denn der *Raum* ist die Entfernung als seyend genommen. (Entfernung ist, wie Annäherung, nur *im Raume* denkbar; also kann der Raum nicht selbst die Entfernung seyn. Auch gehört zur Entfernung, wie zur Annäherung, *Zeit*, weil beides Bewegungen sind; in der reinen Vorstellung des Raums aber liegt nichts von der Zeitvorstellung, ob man sich gleich den Raum auch so vorstellen kann, als ob er sich von uns selbst als dem Mittelpuncte aus nach und nach ins Unendliche verbreitete und so gleichsam entfernte; aber dennoch kann man die Entfernung, auch als seyend genommen, nicht für den Raum selbst erklären.) Da der Punct nach dem Vf. blosse Annäherung ist: so läfst er nun Linien, Flächen und Körper auf folgende Weise durch die damit verknüpfte Entfernung werden. Wenn die Entfernung ausgeht von blosser Annäherung, d. h. von einem Puncte: so bildet sie eine *Linie*, welche also Annäherung und Entfernung zugleich ist, weil sie aus beiden geworden ist. Ist die Entfernung in Beziehung auf die Annäherung, von der sie ausging — den Anfangspunct — blosse Entfernung: so entsteht eine *gerade* Linie; ist sie aber zugleich Annäherung: eine *krumme;* und die Verschiedenheit der krummen Linien beruht auf der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Entfernung und Annäherung. Wenn die Entfernung von Annäherung und Entfernung zugleich, also von einer Linie, ausgeht: so entsteht eine *Fläche*, die, je nachdem die Entfernung wieder entweder blosse Entfernung oder mit Annäherung verbunden ist, entweder eine *gerade* oder eine *krumme* Fläche ist. (Der Vf. sagt *Kreisfläche:* aber nicht alle krummen Flächen sind Kreisflächen; sie können elliptisch, parabolisch u. s. w. seyn. Der neue Beweis aber, welchen der Vf. aus diesen Definitionen für den pythagoräischen Lehrsatz ableitet, ist nicht bündig. Denn der Satz, dafs die Hypotenuse — nicht *Hypothenuse*, wie der Vf. schreibt — im rechtwinklichen Dreyeck so viel an Entfernung und Annäherung zusammen enthalte, als die beiden Katheten an blosser Entfernung nach einander, ist nicht evident; und wenn er gar so viel heissen sollte, als: Die Hypotenuse ist so grofs, als beide Katheten zusammen: so wäre derselbe falsch; auch würde dann aus jenem Satze folgen, dafs das Quadrat der Hypotenuse *doppelt* so grofs sey, als die Quadrate beider Katheten zusammen. Es scheint aber fast, als habe der Vf. jenen Satz in dieser Bedeutung genommen, da er im Folgenden sagt, die Hypotenuse betrage im Fall eines stumpfen Winkels *mehr*, als die beiden Katheten, welches nie Statt findet. Denn wenn auch der Winkel so stumpf wäre, dafs die Katheten beynahe eine gerade Linie bildeten: so würde die Hypotenuse doch immer noch kleiner seyn, oder weniger betragen, als die Katheten zusammen.) Wenn endlich die Entfernung von blosser Annäherung und von Annäherung und Entfernung zugleich ausgeht: so entsteht ein *Kubus*. (*Körper* mufs es heissen; denn da der Vf. sagen will, wenn eine Fläche sich in einer von ihrer eigenen Richtung verschiedenen Richtung — auf- oder abwärts — fortbewegt: so entsteht ein Kubus nur dann, wenn die Fläche 1) ein Quadrat ist, 2) sich so weit fortbewegt, als eine ihrer Seiten lang ist, und 3) sich so bewegt, dafs die Richtungslinie der Bewegung mit der Richtung der Fläche selbst einen rechten Winkel macht. Fehlt eine dieser Bedingungen: so entsteht kein Kubus, sondern ein dem Kubus mehr oder weniger ähnlicher Körper.) Die *Linie* ist also, nach des Vfs. Theorie, einfache Entfernung und mehrfache Annäherung zugleich, die *Fläche* mehrfache Entfernung und mehrfache Annäherung zugleich, und der *Kubus* (Körper) allfache Entfernung und allfache Annäherung zugleich. Von diesen Erklärungen macht nun der Vf. noch eine besondere Anwendung auf einige mathematische und physikalische Lehrsätze. Da aber diese Anzeige ohnehin schon so weitläuftig geworden, und da das Bisherige hinreichend ist, sowohl das Publicum, welches sich für solche Untersuchungen interessirt, auf den in diesen Versuchen herrschenden Geist, als auch den Vf. auf dasjenige aufmerksam zu machen, was diesen Versuchen noch fehlen dürfte, wenn durch sie die Philosophie wahrhaft vervollkommnet werden sollte: so übergeht Rec. jene Anwendung mit Stillschweigen, und ersucht blofs noch den Vf., sich vor einem falschen Streben nach Originalität in Acht zu nehmen, wenn er einst diese Versuche weiter ausführen sollte. Denn ein solches Streben führt nur allzuleicht von der Wahrheit ab, um die es doch dem wissenschaftlichen Forscher allein zu thun seyn soll.

Us.

Halle, b. Renger: *J. H. Tieftrunks*, Prof. in Halle, *philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre zur Erläuterung und Beurtheilung der metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre* von Hn. *I. Kant*. Zweyter Theil. Ausführung der Pflichten der Menschen gegen einander nach den besonderen Zuständen und Verhältnissen derselben. 1805. 557 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Titel besagt ausführlich, was der Leser hier zu erwarten hat. Der Vf. ist seinem Vorbilde sehr treu geblieben, und weicht auch nicht einen Schritt breit von den aufgestellten Grundsätzen ab. Was in

der *kanti*schen Tugendlehre kurz angedeutet ward, ist hier weitläuftig ausgeführt. Sein Werk ist die Predigt zu einem vorgeschriebenen Text.

Der Inhalt der ethischen Elementarlehre zerfällt in zwey Hauptstücke. Das erste handelt von den Tugendpflichten gegen Andere bloss als Menschen. Er spricht hier von einer ästhetischen und praktischen Achtung, erklärt Eigenliebe, Ehrliebe, Eigendünkel, Verachtung — definirt die Laster, Hochmuth, Afterreden, Verhöhnung. — Das zweyte Hauptstück handelt 1) von den Tugendpflichten der Menschen gegen einander in Ansehung ihres Privatzustandes. Er spricht demnach von den Pflichten der Eheleute, der Ältern, Kinder, der Herrschaften und des Gesindes — der Verwandten, Nachbarn — der in geselligem Verkehr stehenden; 2) Von den Pflichten gegen Andere nach dem öffentlichen Zustande; er spricht also von der Rechts - und Vaterlands - Liebe, von Pflichten der Obrigkeit und Unterthanen — und der verschiedenen Glaubensverwandten. Den Beschluss macht ein Übergang zur ethischen Methodenlehre, deren Begriff und Theile.

Rec. will nun noch einige Bemerkungen hinzufügen. Der Vf. verwechselt oft die Klugheitslehre mit der Ethik. Diese spricht nur von den Maximen der Handlungen, jene legt die Bedingungen zur Erreichung der gewollten Zwecke dar. Erstere ist kurz, und hat nur allgemeine Ansichten; diese ist weitläuftig, und muss sehr in das Detail gehen. Hr. *Tieftrunk* geht eine nicht-genügende Mittelstrasse. Doch lassen sich die in einer populären Sprache vorgetragenen Lebensregeln, die oft wörtlich aus *Knigges* Buch *über den Umgang mit Menschen* erborgt sind, gut lesen. — Besonders sind die Pflichten der Obrigkeiten und Unterthanen gründlich und genügend abgehandelt. Doch da *Kant's* Grundsätze, welche hier zum Grunde liegen, schon genugsam erörtert sind: so will Rec. nur das Eigenthümliche des Hn. *T.* beleuchten. Nach S. V Vorrede soll, da der statutarische Kirchenglaube sich nicht immer behaupten kann, die Idee eines vernünftigen Sittenreichs oder moralischen Gemeinwesens immer mehr Gewalt gewinnen. Durch den Religionsindifferentismus geht der Weg. Und er versichert, trotz des Gegentheils der Erfahrung, dass, jemehr der Kirchenglaube sänke, um desto mehr die moralischen Heiligthümer interessiren werden. — Die Vereinigung der verschiedenen Religionsverwandten in Hinsicht des Glaubens sey nicht zu erwarten und zu wünschen. — Nach *Kant's* Ideen hat er Recht; aber die Geschichte steht mit der Wahrhaftigkeit jener Ideen in solchem Contrast, dass man gerade ein so eifriger Jünger des grossen Denkers, als Hr. *Tieftrunk*, seyn muss, wenn man, der Speculation zu Liebe, sein Auge von untrüglichen Thatsachen derselben wegwenden will. Religion war in dem crassesten Fetischmus und reinsten Evangelismus — Glaube an Gottheiten, an ihren Einfluss auf den Gang der Natur und Lauf der Schicksale. Geneigtheit, die Gunst derselben zu erwerben, zog Gottesdienst herbey. Die Moral war nur auf Religion gebaut. Seit dem Kriticismus soll Moral zur Religion führen, das Thun zum Glauben leiten. — Aber verwechselt man hier nicht Ursache und Wirkungen? An Kenntniss der Pflichten fehlt es nicht, wohl aber an mächtigen Motiven dazu. Wer kann diese geben als die Religion? Das *instar* in der *kanti*schen Moralreligion, wo noch die Pflichten als (*quasi*) Gottes Gesetze befolgt werden, vernichtet alle moralische Wirksamkeit. — Doch da mit dem Kriticismus alle solche Behauptungen stehen und fallen: so hofft Rec., dass nach und nach Cicero's Ausspruch auch hier zutreffen, und die Zeit die beste Richterin seyn wird. Desshalb will Rec. die paradoxen Meinungen von einem ethischen Reich, von der christlichen Religion, vom Eide und dessen Unzulässigkeit, von dem Gebet und dessen *Unschicklichkeit*, nicht weiter beleuchten. Der Kenner, der *Kants* Äusserungen hierüber weiss, wird schon vermuthen, was, nach der Übertreibung, die hier oft Statt findet, vorkommen möchte.

G. B. G.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Stuttgardt*, b. Steinkopf: *Materialien zur Übung im Declamiren mit Anmerkungen über Declamation.* Ein Hülfsbuch für Lehrer an Bürger - und Land - Schulen. 1810. 128 S. 8. (12 Gr.)

Der ungenannte Vf. dieser Schrift legt den Declamationsübungen einen vielfachen Nutzen bey, und erstreckt ihn hauptsächlich auf die erhöhte Geschicklichkeit und Fertigkeit im Lesen, auf die Beförderung des äusseren Anstandes, des Selbstvertrauens, der Zuversicht und Freymüthigkeit, auf das Bekanntwerden mit manchen Dingen, die sonst beym gewöhnlichen Schulunterrichte nicht zur Sprache kommen, auf die Bekräftigung des Gedächtnisses und auf das Anregen und Erwecken würdiger Vorsätze und Entschliessungen. Dass diess Vortheile sind, welche durch das Declamiren hervorgebracht werden können, mag Rec. nicht leugnen, aber auch nicht entscheiden, ob dieselben nicht auch auf eine andere weniger bedenkliche Art in Schulen erzeugt werden könnten. Übrigens hat der Vf. seine Wahl der Übungsstücke mit vieler Überlegung angestellt. Er hat sich von dem sehr richtigen Grundsatz leiten lassen, vor allen Dingen nichts Geschmackloses und positiv Unästhetisches in seine Sammlung aufzunehmen, und dann vorzüglich solche Stücke zu suchen, wodurch die eigentliche Declamation gleichsam von selbst herbeygeführt wird, d. h. solche, welche lebendige Darstellung, wirkliche Handlung, ein unmittelbares Geschehen, einen contrastirenden Wortwechsel u. s. f. enthalten. Er hat auch diesem Grundsatze gemäss recht glücklich gewählt. Die erste Abtheilung enthält prosaische, die zweyte versificirte Erzählungen und Fabeln. Die Anmerkungen betreffen den Ton, die Gesticulation beym Vortrag, und sind recht zweckmässig.

Bh.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 SEPTEMBER, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Ohne Angabe d. Druckorts u. d. Verlegers: *Über die gemeinschädlichen Folgen der Vernachlässigung einer den Zeitbedürfnissen angemessenen Polizey in Universitäts-Orten überhaupt, und in Ansehung der Studirenden insbesondere.* Eine Antwort auf die Anfragen von einem kosmopolitischen Polizey-Manne. Vorerst nur als Handschrift gedruckt. 1811. 48 S. 8. (8 gr.)

2) Ohne Angabe d. Druckorts u. Verlags: *Gemeinnützige Bemerkungen über die Broschüre: Gemeinschädliche Folgen — insbesondere.* Von *Joh. Lorenz Friedrich Richter*, D. der Philos. und Lehrer am Gymnasium zu Erlangen. Im Monat May. 1811. 20 S. 8.

Der Gegenstand, dessen Erörterung diese beiden Schriften gewidmet sind, verdient gewiss eine ganz ausgezeichnete Aufmerksamkeit; nicht bloss von Seiten jedes Gouvernements, in dessen Staatsbezirke Universitäten bestehen, sondern auch von Seiten Jedes, dem eine gehörige und zweckmäsige Ausbildung gerade des vorzüglichsten Theils unserer Jugend am Herzen liegt. Dass der Ausgelassenheit und den Ausbrüchen des Muthwillens der an Universitätsorten lebenden Studirenden mit Ernst und Nachdruck gesteuert werden müsse, wenn solche Bildungsanstalten nicht ganz ihren Zweck verfehlen, und die ihnen anvertrauten Jünglinge wahrhaft bilden, nicht aber, wie diess leider so häufig der Fall ist, auf ihre ganze Lebenszeit verbilden sollen, — darüber ist wohl keine Frage. Aber eine eben so hochwichtige als schwierige Frage ist es: Wie geschieht diess? Ganz anders muss wohl der heftige unbesonnene Jüngling, mit dem man es hier zu thun hat, zur Achtung der Gesetze des Rechts und der guten Ordnung hingeleitet werden, als der Mann, der mit kalter Besonnenheit sich Widerrechtlichkeiten und Ordnungswidrigkeiten erlaubt hat. Auf eine eigene Weise muss jener vom Gouvernement ergriffen werden, und auf eine eigene Weise wieder dieser. Doch, zeigt der Jüngling in seiner mit den Gesetzen des Rechts und der guten Ordnung unvereinbarlichen Handlungsweise vielleicht die Besonnenheit des ausgewachsenen Mannes — was leider mitunter der Fall ist: — so versteht es sich wohl von selbst, dass auch *er* behandelt werden müsse, wie der Mann, und dass man ihm nicht erlauben kann, auf sein Alter zu provociren, über welches er sich durch seine Handlungsweise als hinausgeschritten darstellt. Nimmt man aber die jungen Studirenden nach ihrem eigenthümlichen Charakter: so ist die Hauptfrage, welche sich die Polizey vorzulegen hat, wenn sie an Universitätsorten wahrhaft mit Nutzen wirksam seyn will, wohl diese: Auf welche Art ist den Ausbrüchen des jugendlichen Leichtsinnes und der natürlichen Heftigkeit der jungen Studirenden so zu begegnen, dass dabey das Leben und die Kraft der Individuen nicht leiden möge, welche man durch solche Massregeln und Anstalten zur Achtung der Gesetze des Rechts und der guten Ordnung hinleiten will? So wenig dem jungen Studirenden alles ungeahndet nachgesehen werden darf, was er sich vielleicht durch eine falsche Ansicht vom Wesen seiner akademischen Freyheit erlauben mag; so wenig man ihm gestatten darf, bey der Übung jener Freyheit sich Handlungen zu erlauben, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit stören, und unter die Kategorie der Frechheit, Zügellosigkeit und Rohheit gesetzt werden müssen: eben so wenig mag man jede von ihm zu Schulden gebrachte Gesetz- und Ordnungs-Widrigkeit mit der Strenge ahnden, mit der sie geahndet werden mag, wenn sie der verständige Mann zu Schulden bringt. Mag dieser durch Strafen, *im eigentlichen Sinne*, zu Recht gewiesen werden: so wird es doch in den meisten Fällen bey weitem rathsamer seyn, jenen durch freundschaftliche Belehrung über die Unzulässigkeit seiner Handlungsweise zur Ordnung zu bringen; durch väterliche Verweise und Züchtigungen, wenn Vermahnungen vielleicht nichts helfen wollen. Überhaupt muss die Behandlungsweise der jungen Studirenden auf der Universität zwar ernst und streng seyn — denn Sittenlosigkeit und Laster können am allerwenigsten bey einem Menschen geduldet werden, der sich für die Zukunft zu einem Vorbilde für seine Nebenmenschen aufstellen will, — aber dabey muss sie sich mehr an die Grundsätze der Erziehung anschmiegen, als an die Maximen des Terrorismus, die gewöhnlich in der Leitung der Erwachsenen zur Rechtlichkeit und zur guten Ordnung zu herrschen pflegen. Lehrer und Zöglinge müssen sich als Eine Familie betrachten, constituirt nach den Gesetzen des Familienbandes, und in Ordnung erhalten durch Nährung und Achtung des väterlichen Sinnes auf Seiten der Lehrer, und der kindlichen Achtung und Folgsamkeit auf Seiten der studirenden Jünglinge.

Aber diess nothwendige und so nützliche Familienband wird nothwendig zerrissen werden müssen, wollte man nach den Wünschen des Vfs. von No. 1 — Hn. Prof. *Harl* zu Erlangen — dem akademischen

Senate — dem Oberhaupte dieser achtungswerthen Familie — die Rechte über die Studirenden entziehen, welche ihm man bisher beynahe überall in Bezug auf Justiz und Polizey zugestanden hat, und wollte man die Studirenden, mit Aufhebung ihres bisher bestandenen privilegirten Gerichtsstandes, den gemeinen Gerichten des Universitätsorts und der hier bestehengen gemeinen Polizeybehörde unterwerfen. Die Unabhängigkeit der sogenannten Universitätspolizey von der gemeinen Ortspolizey, oder die Beschränkung der Wirksamkeit der Letzteren durch die Concurrenz der Universitätsbehörden, mag zwar nicht ganz ohne Inconvenienzen seyn: aber eines Theils lassen sich diese Inconvenienzen sehr leicht beseitigen, wenn man nur aufrichtig und im Ernste auf ihre Beseitigung ausgeht; anderen Theils hingegen läſst sich sehr fragen, ob die Inconvenienzen, welche eine Verschmelzung der Universitäts- und der gemeinen Orts-Polizey mit sich führt, nicht bey weitem bedeutender sind, als diejenigen, welche ihre bisher bestandene Trennung mit sich führen mag. Der Vater vermag seinen ausschweifenden Sohn bey weitem eher und bey weitem leichter zur Ordnung zurückzubringen, als die gemeine Justiz- und Polizey-Behörde des Orts ihre Widerrechtlichkeiten und Lastern ergebenen Bürger; und gelingt das Zurechtbringen dem Ersteren nicht: so kann der Letztere wohl nie hoffen, daſs es ihm gelingen werde; im Zuchthause ist wohl noch kein Sohn gebessert worden, an dem die Zuchtruthe des Vaters ihren Zweck verfehlte. Wird das oben erwähnte Familienband zwischen Lehrern und Studirenden nicht auf das sorgfältigste gepflegt, sondern durch Institutionen nach Hn. *Harls* Ideen zerrissen; bekennt man sich bey der Organisation des Justiz- und Polizey-Wesens an Universitätsorten zu der von Hn. *Harl* an die Spitze seiner Abhandlung gestellten Maxime: *Tros Rutulusve fuat, nullo discrimine habebo:* so mag man wohl nie mit Zuverläſsigkeit hoffen können, daſs der Aufenthalt für den studirenden Jüngling auf der Universität für sein künftiges wirkliches Leben und für sein dereinstiges Benehmen in der wirklichen Welt wahrhaft von Nutzen seyn werde. Denn nicht durch Gesetze und ihre strenge Vollziehung nach dem Buchstaben mag der junge unbesonnene Mensch für das wirkliche Leben gebildet werden, sondern bloſs durch vernünftige Überzeugung von der Nothwendigkeit jener Gesetze, durch glimpfliche Zurechtweisung, wenn er geirrt hat, und durch verständige Bekanntmachung mit den Nachtheilen, welche ihre Übertretung zu begleiten pflegt. Will man im Geiste unserer gewöhnlichen Justiz- und Polizey-Männer durch Terrorismus herrschen, wo bloſs Güte und Glimpf gebraucht werden sollen; will man strafen, wo bloſs Züchtigungen ausreichen: so mag der unbesonnene Jüngling, der aus natürlichem Leichtsinn fehlte, zwar für das künftige Leben ganz verbildet werden, aber nie gebildet; das Leben und die Kraft mögen in ihm zwar vernichtet werden, aber an ihre zweckmäſsige Ausbildung ist nie zu denken. Es mag und kann aus ihm nichts weiter werden, als eine bloſse Maschine, ein lebloser Convenienzmensch, dem aller Charakter fehlt, und der ewig am Gängelbande geführt werden muſs, wenn man von ihm nur irgend etwas geleistet haben will, für welches man dem Beauftragten keine ganz bestimmten Instructionen zu geben vermag. So lange die studirenden Jünglinge auf der Universität weilen, mögen es — nach der sehr richtigen Bemerkung des Vfs. von No. 8 — nur ihre Lehrer seyn, welchen sie, veranlaſst durch ihre innige Verbindung mit diesen, und im Vertrauen auf deren vollendete Kenntnisse, die Vorzüge über sich einräumen, welche der erwachsene Staatsbürger dem von Staate angestellten öffentlichen Beamten einräumen muſs. Die Achtung für jene Lehrer, und die Überzeugung, daſs sie es mit ihren Zöglingen wohl meinen, wird auch diese bey weitem eher für die Rechtlichkeit und Ordnung in ihrem äuſseren Betragen gewinnen, als der strenge abschreckende Ton, in welchem der öffentliche Justiz- und Polizey-Beamte mit ihnen zu sprechen pflegt, und das drohende Schwerdt der Gerechtigkeit, das sie in seiner Hand zu erblicken pflegen, das sie zwar schrecken mag, aber nie bessern. Das innige Band, welches den jungen Studirenden an seine Lehrer knüpft, giebt den freundschaftlichen Ermahnungen und Warnungen der Letzteren gewiſs ein bey weitem stärkeres Gewicht im Auge dieser Zöglinge, als die unerbittliche Strenge, mit welcher der gewöhnliche Justiz- und Polizey-Beamte die etwa zu Schulden gebrachten Gesetz- und Ordnungs-Widrigkeiten der Studirenden ahnden mag. Vertrauen zur Person des öffentlichen Beamten ist überall die Bedingung und die Seele der Wirksamkeit seiner amtlichen Aussprüche und Anordnungen. Aber dieſs Vertrauen werden, in Rücksicht auf die studirenden Jünglinge, nur wenige an den Universitätsorten angestellte öffentliche Beamte in dem Maſse genieſsen, wie ihre Lehrer; es beruht für jene Jünglinge auf Voraussetzungen, welche dort in den bey weitem meisten Fällen nicht vorhanden sind. Die durch ihren häufigen Umgang mit Menschen aus der Hefe des Volks rauh gewordenen gewöhnlichen Richter und Polizeybeamten müssen gewöhnlich schon durch ihr Äuſseres einen unbesiegbaren Widerwillen gegen ihre Untersuchungen bey den an eine solche Behandlungsweise durchaus nicht gewöhnten jungen Studirenden erregen, und die nicht selten sich auffallend zeigende Unbekanntschaft der Erstern mit den Fortschritten des menschlichen Geistes muſs zu einer ewigen Unzufriedenheit mit ihren Aussprüchen und Anordnungen führen, und zu einer Widerspenstigkeit und Appellirsucht, durch welche die Wirksamkeit jener Aussprüche und Anordnungen in ihrer Grundfeste erschüttert wird. — Doch versteht sich alles das, was wir hier von dem Übergewichte des Lehrers über den öffentlichen Beamten im Verhältnisse gegen den jungen Studirenden, und von der gröſseren Wirksamkeit der Anordnungen der Ersteren vor den Verfügungen der Letzteren sagen, unter der unerläſslichen Bedingung, daſs sich die Lehrer durch

ihr Betragen die Achtung, das Zutrauen und die Liebe der jungen Studirenden zu erwerben und zu erhalten suchen; dass sie Männer sind, welche sich, wie diess leider so oft nicht der Fall ist, keine Blössen geben, — am allerwenigsten durch solche Abgeschmacktheiten, wie die sind, welche der Vf. von No. 2 Hn. *Harl* (S. 84 fg.) vorwirft; dass sie sich in ihrem ganzen Leben und Wandel als Leute darstellen, welchen Recht und Ordnung heilig sind, und dem Studirenden aus unlauteren Zwecken nie etwas nachsehen, was die Gesetze des Rechts und der Ordnung nicht billigen: was Hr. *Harl* (S. 9) manchen Professoren zur Last legt. Denn in diesen Fällen möchten selbst gewöhnliche Justiz- und Polizey-Beamte bey weitem eher Ruhe und Ordnung an den Universitätsorten erhalten können, als die Universitätsbehörden.

Hätte Hr. *Harl* in No. 1 die Frage, mit der er sich beschäftigt, von der bisher angegebenen Seite betrachtet: das Publicum würde ihm für seine Arbeit sehr verbunden seyn müssen. Allein leider hat er diess nicht gethan. Er hat sein Thema behandelt, wie Alles, worüber er zu schreiben pflegt; *oberflächlich* und *unbefriedigend*. Er beschränkt sich bloss darauf, einige Gebrechen der Universitätsdisciplin zur Schau auszustellen, oder vielmehr eine absichtlich schwarz gemalte Schilderung von der schlechten Verfassung der Disciplin auf einigen Universitäten zu liefern; ohne zu zeigen, wie dem Übel wahrhaft begegnet werden könne. Denn was er am Schlusse seiner Abhandlung (S. 42 fg.), gleichsam Anhangsweise, über Duelle unter den Studirenden, den Verkehr der Studirenden mit Juden, die Schädlichkeit der Duldung von Schauspielergesellschaften an Universitätsorten und die Hetärenwirthschaft sagt, — diess umfasst nichts weiter als die gröbsten Puncte, welche bey der Herstellung der Disciplin ins Auge zu fassen seyn mögen, und welche überall auch schon mit ziemlicher Strenge ins Auge gefasst sind. Indessen damit, dass man Jemanden von Verbrechen abhält, ist nichts gethan für seine wirkliche Bildung. Für diesen Zweck muss tiefer gegriffen werden, und dazu scheinen Hn. *H.* die nöthigen Fähigkeiten zu fehlen. Der gute Ton und die äussere Decenz, über deren Mangel Hr. *H.*, und wahrscheinlich nicht ohne Recht, klagt, lässt sich überhaupt nicht durch Strafgesetze herstellen; sondern durch gutes Beyspiel von Seiten der Lehrer. Bemerkungen, wie die von Hn. *H.* (S. 25 fg.) über die unschickliche Kleidung der Studirenden, mögen diese zwar erbittern, und sie zu noch grösseren Bizarrerieen veranlassen, aber gewiss nie hinleiten zur Achtung der Gesetze des äusseren Anstandes, dem die gerügten Bizarrerieen freylich Hohn sprechen.

Bey weitem mehr, als uns Nr. 1 gefallen hat, hat uns Nr. 2 befriedigt. Nur scheint der Vf. manche Puncte der akademischen Freyheiten, wie z. B. die *Landsmannschaften*, mehr in Schutz genommen zu haben, als sie es wirklich verdienen. Bey dem, was der Vf. über diese Institute sagt, ist mehr auf das gesehen, was sie leisten *könnten*, wenn in dem Wesen ein richtiger Geist herrschte; als was sie wirklich leisten, bey dem Geiste, in dem solche Verbindungen überall bestehend erscheinen. Aber dem, was Hr. *R.* über die Beybehaltung eigener Universitätsbehörden für die Justiz und Polizey in Bezug auf die Studirenden, und über die Unthunlichkeit der Unterordnung der Studirenden unter die gemeinen Justiz- und Polizey-Behörden der Universitätsstadt sagt, lässt sich wohl keineswegs der Beyfall versagen, wenn auch Hr. *R.* hie und da bey seiner Schilderung der aus einer solchen Unterordnung entspringenden Nachtheile zu weit gegangen seyn sollte. Wenigstens ist Rec., der ausser seinen, vor länger als zwanzig Jahren schon zurückgelegten Studirjahren, nie auf einer Universität lebte, und mit keiner jemals in irgend einer amtlichen Verbindung gestanden hat, innig überzeugt, dass die Befreyung der Studirenden vom Justiz- und Polizey-Zwange der ordentlichen Justiz- und Polizey-Behörden des Universitätsorts ganz im Wesen der Dinge gegründet sey, und aufrecht erhalten werden müsse, wenn unsere Universitäten ihren eigenthümlichen Charakter behalten, und nicht bloss Leute für die Stube, sondern für die wirkliche Welt, oder nicht bloss Gelehrte im engeren Sinne, sondern wirkliche Geschäftsleute bilden sollen. Auch zweifeln wir sehr, ob nicht die Polizey an solchen Orten, wenn man nur will, und die Universitäts- und städtischen Behörden gehörig zusammengreifen, nicht eben so gut durch *Theologen, Mediciner, Philosophen, Philologen* und *Juristen* gehandhabt werden könne, als durch eigene *Polizeymänner* — was Hr. *Harl* (S. 4) nicht zugestehen will. Die *Juristen* insbesondere mögen wohl am wenigsten von solchen Geschäften entfernt werden; sie müssen die Polizeymänner im Zaume halten, welche oft das Kind mit dem Bade auszuschütten pflegen, weil sie sich oft über so Manches hinwegsetzen, was der Fürst mit Recht geachtet wissen will. Das Hauptrequisit eines Polizeybeamten ist überhaupt richtiger Blick und gesunder Menschenverstand, und dieser findet sich oft bey Theologen, Philosophen, Ärzten und Philologen mehr, als bey eigentlichen Polizeymännern. In dem Tone, in welchem auf einer unserer ersten Universitäten erst noch kürzlich einer unserer geachtetsten *Philologen* in einem, in ächt classischem Latein geschriebenen, Programm zu den dortigen Studirenden über ihre Ordnungswidrigkeiten gesprochen hat, möchten wohl wenige Polizeymänner, und vielleicht auch selbst Hr. *Harl* nicht, zu ihnen gesprochen haben; und doch hat dieser väterliche Ton gewiss bey weitem mehr gewirkt, als das unter Donner und Blitz erlassene Publicandum, das ein gewöhnlicher Polizeymann erlassen haben würde, um die auf Irrwege gerathenen Studirenden zurecht zu weisen.

Übrigens müssen wir noch bemerken, dass wir keineswegs den Ton billigen können, welchen Hr. *Richter* in No. 2 gegen Hn. *Harl* angenommen hat,

Dafs ihn die Vorliebe für die Univerfität feines Wohnorts, *Erlangen*, und Hn. *Harls* hämifche, und — wie Hr. *Richter* zu zeigen fucht — durch ganz falfch dargeftellte Thatfachen begründete Angriffe auf diefe, etwas derb und bitter gegen feinen Gegner gemacht haben, finden wir zwar fehr verzeihlich; aber ob es gerade nöthig gewefen fey, Hn. *Harl*, durch das (S. 84 — 105) gegebene Verzeichnifs feiner Schwachheiten und Sünden fo in feiner Blöfse darzuftellen, wie diefs wirklich gefchehen ift, — diefs glauben wir aus mehreren Gründen bezweifeln zu müffen. Durch folche Perfönlichkeiten wird der guten Sache im Auge des Unbefangenem eher gefchadet als genutzt. Wir wenigftens können uns nie von der Idee losreifsen, dafs es mit der Sache einer Partey nicht ganz gut ftehe, wenn fie ihre Rechtfertigung blofs dadurch zu führen fucht, dafs fie die Unglaubwürdigkeit der gegen fie aufgetretenen Zeugen durch eine Darftellung ihrer Thorheiten und Schlechtigkeiten nachweifet, — worauf Hr. *Richter* hier vorzüglich ausgegangen zu feyn fcheint. Wer Hn. *Harl* kennt, weifs ohnediefs, wie er mit ihm daran ift; bey demjenigen aber, der ihn nicht kennt, wird der hier eingefchlagene Weg, ihn in feiner Blöfse darzuftellen, noch manche Fragen veranlaffen, deren Beantwortung eher wider, als für Hn. *Richter* ausfallen dürfte. Überhaupt fcheint uns die *harlifche* Schrift nicht von der Bedeutung zu feyn, welche ihr Hr. *Richter* durch feine Widerlegung zu geben fcheint. Sie fpricht fich ihr Urtheil felbft: diefer Fifch verdiente wahrlich nicht blau gefotten zu werden.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Danzig*, b. Müller: *Plan zu Errichtung einer Privat-Feuer-Verficherungs-Anftalt in der freyen Reichsftadt Danzig, und zugleich Entwurf zu einem Reglement für diefelbe.* 1807. XX u. 45 S. 8. — Der Zweck diefer Schrift wird für Auswärtige hauptfächlich durch die Vorrede verftändlich. Das Publicum zu Danzig war fonft an die Verficherung feiner Grundftücke bey englifchen Affecuranzcompagnieen gewöhnt. Durch den eingetretenen Mangel aller Communication mit England find die Mittel abgefchnitten, fich vor Feuerfchaden zu fichern, wenn man nicht ein inneres Inftitut errichtet. Durch ein folches wird zugleich der Auswanderung des baaren Geldes vorgebeugt; und wenn die hier gemachten Vorfchläge von Statten gehen: fo ift Gewinn bey den Einlagen fehr wahrfcheinlich, und der Anftalt liefse fich bald felbft eine nützliche Ausdehnung verfprechen, welche nicht blofs Grundftücke anginge. Bey dem Dafeyn eines beftändigen baaren Fonds ift fogar die Qualification zu einer Leihebank nicht fern. — Der Vf. diefes Vorfchlags befteht darauf, dafs nicht blofs die innerhalb der Feftungswerke der Stadt liegenden Gebäude, fondern auch die aufser diefen befindlichen, auf der Speicher-Infel liegenden, mit in die Verficherung aufgenommen werden. In einiger Rückficht vermindert fich durch diefe Ausdehnung, durch welche allerdings die Gefahr vergröfsert wird, der Vortheil für die Intereffenten, in fofern diefe dabey *Gewinn* bezielen. Allein man mufs fein Augenmerk nicht auf fchnellen Geldgewinn *allein* richten, fondern die Beförderung des allgemeinen Wohls bedenken. Auch ift die Verminderung der Vortheile, welche durch eine folche Ausdehnung der Sicherungsanftalt für die Actionärs entftehen könnte, nicht fehr bedeutend. — Der Vf. fetzt 12 verfchiedene Claffen feft, deren jede eine andere Art der zu verfichernden Gebäude in fich begreift. Bey der I Claffe wird nun $\frac{1}{4}$ Procent des affurirten Werths jährlich angenommen; bey der II $\frac{1}{3}$ Procent und fo fort . . . bis auf $1\frac{3}{4}$ Proc. bey der XI, und 2 Procent bey der letzten (XII) Claffe. Zur Haupteinrichtung des ganzen Inftituts gehört, dafs ein Fonds von 2 Millionen Gulden (danz. Courant) zur Deckung der Verficherten etablirt werde: und diefer Fonds foll in der Folge auf $\frac{1}{10}$ von der verficherten Totalfumme erhöht werden. Er wird aus 500 Actien gebildet, jede zu 4000 Gulden. Für jede Actie zahlt jeder Actionär baar 100 Fl., als Einfchufs in die Caffe der Gefellfchaft, und ftellt über die übrigen 3900 Fl. eine Obligation aus, in der er fich zur Entrichtung der Beyträge, welche einen Feuerfchaden zu vergüten erfodert werden mögen, bis auf die Summe von 3900 Fl. verpflichtet. Darüber erhält nun jeder Actionär einen förmlichen Actienfchein. Ereignet fich ein Feuerfchaden: fo mufs er die ihm treffende Rate ohne Zögerung entrichten, bey Verluft feines Antheils an dem Jahresgewinn, und fein geleifteter Beytrag wird auf der Obligation abgefchrieben. Die Actien dürfen veräufsert werden; aber es ift jedesmal eine Anzeige davon an die Gefellfchaft zu machen. Die Gefellfchaft kann eintreten, und eine folche Actie käuflich felbft übernehmen. — Um die Erhöhung des Fonds bis zu $\frac{1}{10}$ der Totalfumme bald zu Stande zu bringen, foll in den erften Jahren nur die Hälfte des reinen Gewinns am Ende diefer Jahre unter die Actionärs vertheilt, die Hälfte aber zum baaren Fonds gefchlagen werden. Diefs find die Grundzüge der Einrichtung. Hierauf wird angegeben, wie eine Direction der Gefellfchaft und eine beftändige Commiffion conftituirt werden foll; welche Verpflichtungen diefen Adminiftratoren obliegen, und welche Belohnungen dabey billig feyen. Die Schrift zeugt von guter Kenntnifs und genauer Erwägung der Vorfichtigkeitsregeln in diefem Fach. Wenn nicht locale Verhältniffe der Ausführung hinderlich find: fo verdienen die Vorfchläge des Vfs. allerdings ins Werk gefetzt zu werden.

Ar.

Freyberg, b. Cratz u. Gerlach: *Über die verfchiedenen Münzfüfse in Sachfen.* Von *Karl Friedrich Gröfel*, Kammerfchreiber zu Freyberg. 1810. 18 S. 4. (4 gr.) Eine kurze — aber ziemlich befriedigende und vorzüglich für den praktifchen Juriften brauchbare — Darftellung der nach und nach in Sachfen vorgekommenen Abänderungen bey der Ausmünzung des Silbers, am Schrot und Korne, verbunden mit einer Würdigung der nach den verfchiedenen, von Zeit zu Zeit angenommenen, Münzfüfsen geprägten Münzen nach dem dermalen geltenden Conventionsfufse; nach *Klotzfch Verfuch einer kurfächfifchen Münzgefchichte* (Chemnitz 1779 und 1780. 2 Theile. 8.) — Übrigens findet man, nach einer am Schluffe gegebenen überfichtlichen Vergleichung, des Silbergehalt von *Einhundert Thaler Conventionsgeld*, in $97\frac{1}{4}$ Thal. an *fechs-, vier* und *drey Pfennigftücken*, $93\frac{3}{4}$ Thl. in *einfachen Grofchen*, $92\frac{1}{6}$ Thl. in *Doppelgrofchen*, 90 Thl. in $\frac{2}{3}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{6}$ Stücken nach dem *leipziger*; $81\frac{1}{8}$ Thl. nach dem *zinnaifchen*, und $67\frac{1}{8}$ Thl. nach dem *Reichs*-Münzfufse, $66\frac{1}{4}$ Thl. nach der *Ausprägung vom März* 1534 *bis mit* 1570, 64 Stück *Güldengrofchen* oder *Thalern vom Jahre* 1444 *bis mit Februar* 1534, 60 *rheinifche Gülden*, jeder zwey Lothe fein Silber fchwer.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 SEPTEMBER, 1811.

MATHEMATIK.

Paris, b. Courcier: *Trigonométrie rectiligne et sphérique, par Antoine Cagnoli*, traduite de l'Italien par *N. M. Chompré*. Seconde Edition, considérablement augmentée. 1808. 512 S. 4. 12 Taf., 8 Kupfer. (Preis 20 Francs.)

Die erste Auflage dieses Werks erschien 1786 zu Paris; später gab es der Vf. in italiänischer Sprache heraus, und die vor uns liegende Ausgabe ist eine von Hn. *Chompré* unternommene Übersetzung dieser. Sie ist beträchtlich von Vf. vermehrt und durch Zusätze bereichert, und noch überdiess von Hn. *Delambre* vor dem Druck revidirt. Rec., der die ersten Auflagen dieses Werkes nicht erhalten konnte, wird und muss einzig bey *dieser* stehen bleiben, und aus diesem Grunde auf eine Vergleichung mit den älteren Verzicht leisten. Im Allgemeinen sieht man aber, nach einem gegebenen Verzeichniss der hinzugekommenen Artikel, dass die Vermehrungen nicht unbedeutend ausgefallen sind, und dass man den Äusserungen der Vorrede, dass diese Ausgabe als ein „*ouvrage en quelque sorte nouveau*" anzusehen sey, trauen darf.

Schon oft ist ein Urtheil über dieses Werk ausgesprochen worden, und noch nie hat man ihm den Rang des *vollständigsten* Lehrbuchs der Trigonometrie streitig gemacht: das ist es auch in der That, man findet Vielerley, und weit mehr als in irgend einem anderen Werke über diesen Gegenstand. Dessenungeachtet weicht das Urtheil des Rec. von dem so oft gefällten ganz ab: er fodert mehr als Vollständigkeit allein, er fodert Ordnung, Planmässigkeit und Eleganz. Da das *cagnoli*sche Werk kaum eine Spur dieser Erfodernisse enthält: so kann er seine Stimme nicht mit der allgemeinen vereinigen, sondern ist, auch nach der Durchlesung *dieses* Werkes, überzeugt, dass wir noch kein durchaus gutes und vollständiges Buch über diesen weitumfassenden Theil der Mathematik besitzen.

Der Plan des Vfs. war, für Lernende und Gelehrte zugleich zu schreiben; und vielleicht ist es diese Idee, auf deren Rechnung wir es setzen müssen, dass das Werk so wenig geordnet und zusammenhängend ist. Schwer musste die Ausführung dieser Idee immer seyn; allein nach Rec. Meinung ist sie nicht unausführbar, und in ihr selbst liegt nicht der Vorwurf, den wir dem Werke machen. Wie durfte *Cagnoli* z. B., wie er in der Vorrede sagt, die Eleganz oft aufopfern, um sich den Anfängern verständlich zu machen? — Ist es denn unmöglich, Eleganz mit Klarheit zu vereinigen, und ist es nicht sehr tadelnswürdig, den Lernenden an eine schleppende Analyse zu gewöhnen, wo man ihn kühnere Blicke thun, und ihm grössere Allgemeinheit aneignen könnte?

Eine Anzeige der von *Cagnoli* beobachteten Reihefolge wird das Urtheil des Rec. rechtfertigen, und die höchste Unordnung zeigen, die im Werke herrscht, und die es fast als eine Sammlung isolirter Abhandlungen erscheinen lässt. Rec. wird mit ihr gleich die Beurtheilung der Materien verbinden, und am Ende seine begründete Meinung über das Ganze äussern können.

Das erste Cap. giebt die Definitionen, und zeigt die Zeichen an, die der Vf. im Werke benutzt. *Cagnoli* folgt u. a. dem *Gardiner* im Gebrauche des Zeichens ∾, welches den Unterschied zweyer Grössen, zwischen welchen es steht, anzeigen soll, so dass die kleinere immer von der grösseren abgezogen, der Rest also positiv ist. Rec. sieht dieses ganz unnöthige Zeichen immer ungern, und benutzt diese Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, dass man immer mit dem gewöhnlichen Minuszeichen ausreicht. — Cap. II. Vergleichung der trigonometrischen Linien unter einander; und Erklärung der Veränderungen der Zeichen für Winkel über 90°. *Nach* diesen beiden giebt uns das III Cap. eine „vorläufige Idee von der Auflösung der geradlinigen Dreyecke." Den Zweck dieses Cap., den man nicht errathen kann, lernt man aus des Vfs. Worten kennen, der es hieher setzte, um die Anfänger nicht durch lange elementaire Theorieen zu ermüden, ohne sie den Zweck davon fühlen zu lassen. So löblich diese Absicht ist, so unpassend ist sie im III Cap. ausgeführt: denn es wäre besser gewesen, dem Anfänger noch vor der Einführung in das Werk selbst den Nutzen der Trigonom. zu zeigen, ihm dann eine minder eingeschränkte Idee zu machen, und ihn mit grösseren Ansichten das neue Feld betreten zu lassen. Cap. IV. Von den trigonometrischen Functionen der Summe und des Unterschiedes zweyer Bögen, ist ganz vollständig, und enthält u. a. folgenden recht artigen Satz, der in der Voraussetzung $A + B + C = 180°$ richtig ist:

$$\text{tang. } A + \text{tang. } B + \text{tang. } C = \text{tang. } A . \text{tang. } B . \text{tang. } C.$$

Allgemeiner ist dieser Satz nicht allein für die Winkel eines ebenen Dreyecks, sondern immer, wenn $A + B + C$ ein Multiplum von 180° ist, gültig. — Cap. V. Ausdruck der Bögen in Theilen des Halbmessers, und der trigonometrischen Linien durch die Bögen: Ele-

mente des Differentialcalculs u. ſ. w. — Auch hier hat der Vf. dadurch, daſs er dem Anfänger eine ſehr oberflächliche Idee von der Differential- und Integral-Rechnung giebt, ſehr gegen die gute Methode verſtoſsen, und dieſem ſein Buch gefährlich gemacht. Die Reihenausdrücke, die er hier giebt, gründen ſich theils auf die unmittelbare Integration, theils auf die Umkehrung der Reihen, wofür wir hier eine bis zur 9ten Potenz von *Rubbiani* berechnete allgemeine Formel finden: ſie ſind nicht immer auf die kürzeſte Weiſe hergeleitet, und zum Theil durch *ermüdende* Umwege. Die beobachtete Reihefolge der Materien läſst hier beſonders ihre Unvollkommenheit fühlen, denn bey einer anderen würde der Vf. nicht in Verſuchung gekommen ſeyn, ſeine Leſer auf dieſem Wege zum Ziele zu führen. Cap. VI. Von den trigonometriſchen Tafeln in natürlichen Zahlen. Die algebraiſchen Ausdrücke der Sinus von 3 zu 3°, die ſchon *Lambert* gab; die Tangenten nur für einige Winkel; auſser dieſem die bekannte *delambre*ſche Formel für die Berechnung von Sin. (A + 1°), wenn Sin. A bekannt iſt. Cap. VII. Von den Logar. trigonometr. Tafeln. Dieſes Capitel handelt auch von den Logarithmen überhaupt, und enthält ganz brauchbare Formeln für die Berechnung der Logarithmen der natürlichen Zahlen und der trigonometriſchen Functionen. Im VIII Cap. befinden ſich die imaginären Ausdrücke der trigonometr. Functionen, zu welchen der Vf. durch die unendlichen Reihen gelangt, und im IX Cap. Ausdrücke der trigonometriſchen Linien der vielfachen Bögen u. ſ. w. — Rec. hält dieſe Capitel für gut ausgeführt; doch vermiſst er im IXten die nöthige Conſequenz, indem der Vf. die Ausdrücke für Sin. n A und Coſ. n A aus Sin. A und Coſ. A durch unendliche Reihen ableitet, um den Gebrauch der imaginären Gröſsen zu vermeiden, und dennoch den Werth von tang. n A und andere durch dieſe ſucht. Rec. würde lieber alle Wahrheiten dieſes Capitels durch die imaginären Gröſsen erwieſen haben, welcher Weg offenbar eleganter und leichter iſt, als die Transformation der Reihen. Überhaupt ſieht Rec. nicht ein, warum der Vf. den Gebrauch der imaginären Quantitäten zuweilen zu vermeiden ſtrebt; noch weniger aber will es ihm gefallen, daſs der Vf. die Übereinſtimmung eines auf zwey verſchiedenen Wegen gefundenen Reſultats hin und wieder als eine Beſtätigung der Richtigkeit eines der eingeſchlagenen Wege anführt: der Anfänger in der Mathematik darf nicht an ſolche verführeriſche Proben gewöhnt werden, die ihn verleiten können, Unterſuchungen auf einen nicht feſten Grund zu bauen. — Die Summation der Sinus in arithmetiſcher Progreſſion fortgehender Bögen, und ihrer Potenzen, iſt gut vorgetragen; doch irrt *Cagnoli*, wenn er ſagt, die Sätze

$$\text{Sin.}\,A + \text{Sin.}\,(A+B) + \text{Sin.}\,(A+2B) \ldots\ldots + \text{Sin.}\,(A+pB) = \frac{\text{Sin.}\,\frac{p+1}{2}\,B.\ \text{Sin.}\,(A + \frac{1}{2}\,p\,.\,B)}{\text{Sin.}\,\frac{1}{2}\,B}$$

$$\text{Cos.}\,A + \text{Cos.}\,(A+B) + \text{Cos.}\,(A+2B) \ldots\ldots + \text{Cos.}\,(A+pB) = \frac{\text{Sin.}\,\frac{p+1}{2}\,B.\ \text{Cos.}\,(A + \frac{1}{2}\,p\,B)}{\text{Sin.}\,\frac{1}{2}\,B}$$

ſeyen von ihm zuerſt reintrigonometriſch gefunden, da doch ſchon *Klügel* in ſeiner analytiſchen Trigonometrie ſie eben ſo herleitete. Bey der ſonſtigen Reichhaltigkeit des IX Cap. vermiſſen wir ungern die ſchönen von *Euler* gefundenen Sätze:

$$\text{Sin.}\,x = 2^n.\ \text{Sin.}\,\frac{1}{2^n}\,x\,.\ \text{Cos.}\,\tfrac{1}{2}\,x\,.\ \text{Cos.}\,\tfrac{1}{4}\,x \ldots\ldots\ldots\ \text{Cos.}\,\frac{1}{2^n}\,x$$

$$x = \text{Sin.}\,x\,.\ \text{Sec.}\,\tfrac{1}{2}\,x\,.\ \text{Sec.}\,\tfrac{1}{4}\,x\,.\ \text{Sec.}\,\tfrac{1}{8}\,x\,.\ \text{etc.}$$

Cap. X giebt die Auflöſung der rechtwinklichen, und XI der ſchiefwinklichen ebenen Dreyecke; XII die endlichen und unendlich kleinen Veränderungen, die entſtehen, wenn man eine der beſtimmenden Stücke variirt. Es iſt unmöglich, aus dieſen weitſchweifigen Capiteln etwas auszuheben, und eben ſo wenig wird man dem Rec. zumuthen, daſs er ſich umſtändlicher mit dem XIII Capitel, welches Anwendungen der Trigonometrie auf das Landmeſſen u. ſ. w. enthält, beſchäftige. Die Unordnung geht übrigens in dieſem Capitel ſo weit, daſs der Vf. darin eine Aufgabe aus der ſphäriſchen Trigonometrie (§. 745 ff.) auflöſet, ohne bisher dieſe vorgetragen zu haben. Das Problem §. 806 hätte nicht ohne Warnung vor den Fehlern, die ſeine Anwendung erzeugen kann, gegeben werden ſollen.

Cap. XIV. Von den Auflöſungen der Gleichungen des 2ten, 3ten, 4ten Grades durch die Trigonometrie, gehört allerdings in dieſes Buch, obgleich nicht an dieſen Ort, zwiſchen die ebene und ſphäriſche Trigonometrie. Die Gleichungen des zweyten Grades $x^2 + px = q$, wird bekanntlich durch

$$x = -\tfrac{1}{2}\,p \pm \sqrt{(\tfrac{1}{4}p^2 + q)}$$

aufgelöſet; welches ſich in den oft leichter zu berechnenden Ausdruck

$$x = \sqrt{q}\,.\ \text{tang.}\,\tfrac{1}{2}\,A$$

verwandelt, wo tang. $A = \frac{2\sqrt{q}}{p}$. *Cagnoli* läſst dieſe Auflöſung nur für den Fall, wo die Wurzelgröſse poſitiv iſt, gelten; wenn ſie negativ iſt: ſetzt er $x = -\sqrt{q}$. Cotg. $\frac{1}{2}$ A. Dieſes iſt allerdings richtig; allein der Natur der Sache wäre es angemeſſener geweſen, wenn der Vf. geſagt hätte: „die Tang. $\frac{2\sqrt{q}}{p}$ gehört zwey Winkeln, die 180° aus einander liegen; die Natur der Aufgabe muſs beſtimmen, welchen man zu wählen hat, allein auf jeden Fall iſt $x = \sqrt{q}$. tang. $\frac{1}{2}$ A". Der Fall, wenn q negativ, giebt Sin. $A = \frac{2\sqrt{q}}{p}$, wo A auch zwey Winkeln, die beide entweder in den zwey erſten, oder in den zwey letzten Quadranten liegen, gleich iſt; und $x = -\sqrt{q}$. tang. $\frac{1}{2}$ A, wo die Natur der Aufgabe eben ſo beſtimmt, welchen von beiden Winkeln man zu wählen hat. *Cagnoli* hat die Bemerkung zu machen

versäumt, dass für ein negatives q die Auflösung nur dann möglich ist, wenn $\sqrt{q} < \frac{1}{2}$ p, oder wenn Sin. A < 1. Die Gleichungen des 3ten und 4ten Grades sind auf dem gewöhnlichen trigonometrischen Wege, der bekanntlich zu oft sehr brauchbaren Resultaten führt, aufgelöset. Obgleich auch diese Materie sich zweckmäsiger hätte darstellen lassen: so kann man doch im Ganzen damit zufrieden seyn. Das folgende XV Cap. handelt auf 43 Seiten von der numerischen Auflösung aller Gleichungen, und ist dem Vf. eigen. Die Methode ist in manchen Fällen ganz bequem; allein es existiren noch andere Wege, die eine eben so schnelle und oft noch schnellere Annäherung verstatten. Die Auflösung der transcendentischen Gleichungen hat mehr Eigenthümliches, und führt schnell zum Ziele. Der Vf. wendet sie zur Auflösung der Aufgaben an, die *Euler* in der *Introd. in anal. infinit. LII. C. XXII*, durch eine andere Methode auflösete. Die analytische Auflösung der Gleichung

$$z = u + a \text{ Sin. } u + b \text{ Sin. } 2u + c \text{ Sin. } 3u + \text{etc.} \ldots$$

gehört gar nicht hieher, eben so wenig als das *keppler*sche Problem, auf welches sie angewandt ist; sie ist übrigens so wenig elegant als möglich, und hätte auch aus diesem Grunde wegbleiben können. Im XVI Cap. führt endlich der Vf. seine Leser zur sphärischen Trigonometrie; im XVII zur Auflösung der rechtwinklichen, und im XVIII zu der der schiefwinklichen Dreyecke. Diese Capitel sind ausserordentlich vollständig, und Rec. vermisst darin nichts Erhebliches. Das XIX Cap. giebt eine Anweisung, sphärische Dreyecke durch graphische Operationen aufzulösen; das XX beschäftigt sich mit einer Vergleichung geradliniger und sphärischer Dreyecke; das XXI handelt, wieder sehr vollständig, von den zusammengehörigen Änderungen der Seiten und Winkel der sphärischen Dreyecke; das XXII giebt eine Anweisung, wie man das, was man sucht, im Werke finden soll.

Wir können diese 22 Capitel als eine erste Abtheilung des Werks betrachten; die folgenden beschäftigen sich nur mit Anwendungen der Trigonometrie, und werden deshalb unten besonders angezeigt werden. Rec. hat, wie man aus dem Obigen gesehen hat, Vielerley bey dem Werke auszusetzen, obgleich er ihm den Ruhm *eines* Verdienstes, des der ziemlich grofsen Vollständigkeit, nicht nehmen will. Er wird jetzt, nach der Anzeige der Materien und der dabey beobachteten Reihefolge, im Stande seyn, die Foderungen bestimmter anzugeben, die er an den Vf. einer für unsere Zeiten bestimmten Trigonometrie macht: der Leser mag dann über die Rechtmäsigkeit dieser Foderungen selbst urtheilen. Zuerst muss ein *fester* Plan gemacht werden, und der Vf. muss sich entscheiden, für wen er eigentlich zu schreiben gedenkt: *Cagnoli will* hier für Alle zugleich schreiben, und sein Bestreben, dieses Ziel zu erreichen, spricht sich im Werke mehr als einmal aus; indess *hat* er es nicht erreicht, wenigstens ist sein Buch für Rec. *nicht*. Kühn ist der Plan auf jeden Fall, allein ausführbar ist er, nach Rec. Meinung, nichts desto weniger; nur müsste dann die Anordnung des Werks total verändert werden. Der Tadel des Rec. würde gröfstentheils wegfallen, wenn folgende Reihefolge gewählt worden wäre: ein Überblick über das Wesen der Trigonometrie, eine Erklärung der Kunstwörter durch eine allgemeine Theorie der trigonometrischen Linien, die Sätze von den trigonometrischen Linien der Summe zweyer Winkel u. s. w.; dann die Bestimmung der Sinus und Tangenten von 3 zu 3°, kurz eine Anführung alles dessen, was die Elementargeometrie giebt; nun hätte sich zeigen lassen, wie man durch cubische Gleichungen die Sinus, Tangenten u. s. w. für *einen* Grad erhalten kann, und wie überall die Construction der trigonometrischen Tafeln *möglich* ist. Dann musste die ebene, und auf diese gleich die sphärische Trigonometrie folgen; die letzte besser nicht in recht- und schiefwinkliche eingetheilt, indem die sphärischen Sätze auch für diese *leicht* unmittelbar gefunden werden können, und es immer gut ist, vom Allgemeinen auf das Specielle zurückzugehen. Rec. würde hier nur die Grundformeln, die Transformationen in bequemere zur Rechnung eingerichtete aber in einem besonderen Capitel, in einem anderen die endlichen Veränderungen der Seiten und Winkel gegeben, Alles aber so vorgetragen haben, dass nur die Aufmerksamkeit auf die Zeichen nöthig ist, und die lästige Unterscheidung der speciellen Fälle, oder die Betrachtung einer Figur wegfällt. Der Leser hätte nun in die sogenannte höhere Trigonometrie eingeführt werden können, und da wäre es dann am besten gewesen, den Zusammenhang der Kreisfunctionen mit den Logarithmen zu zeigen; von den trigonometrischen Functionen der Summe zweyer Winkel zu den der vielfachen im Allgemeinen, zu den unendlichen Reihen und den trigonometrischen Auflösungen der Gleichungen überzugehen. Die Darstellung der neueren Methoden, die trigonometrischen Linien zu berechnen und den Kreis zu rectificiren, hätte dann den Schluss des theoretischen Theils des Werks machen können. — Die gute Ausführung dieses Plans, oder eines ähnlichen (Rec. kann nicht die Idee haben, vorauszusetzen, dieses sey der einzig gute), würde das Ganze der Trigonometrie auf eine würdige Weise darstellen, und auch für den Lernenden einen passenden Leitfaden abgeben, der wohl geeignet ist, eigenes Denken zu veranlassen und ihn an eine ordentliche Analyse zu gewöhnen. Man würde *dieser* Classe der Leser dadurch mehr nützen können, als *Cagnoli* durch seine verworrene Darstellung es je thun wird, die an einigen Stellen den Zweck zu haben scheint, den Anfänger in alle Theile der Mathematik, in die Theorie und Praxis zugleich, einzuführen. Überdiess ist *Cagnoli's* Werk auch nicht so ganz vollständig: wir finden z. B. nichts von der Zerlegung der Sinus in Factoren, einer wichtigen Lehre, die hier nicht fehlen durfte; nichts von den regulären Polygonen; nichts von den schnell con-

vergirenden Reihen für die Peripherie des Kreises u. s. w.; — dagegen Vielerley, was wir dem Vf. gern geschenkt hätten, z. B. die Methode, die algebraischen Gleichungen durch Näherungen aufzulösen, welche *höchstens* als Anhang hieher gehört hätte.

Wir gehen jetzt zu den Anwendungen der Trigonometrie auf die Astronomie über: indess wird man von Rec. nicht fodern, dass er dem Vf. Schritt vor Schritt folge. Gewöhnlich beweisen die Auflösungen einige Gewandtheit im Calcul; allein nicht immer sind sie brauchbar: z. B. die Reihen für die Mittelpunctsgleichung u. s. w. der in Ellipsen sich bewegenden Körper, §. 1491 — 1494, sind es nicht, indem sie, man mag sie fortsetzen, so weit man will, immer um Grössen von der Ordnung der Excentricität fehlen. Es ist also ein Irrthum, wenn *Cagnoli* §. 1494 sagt, diese Reihen convergiren schneller als die gewöhnlichen, wenn z, oder die mittlere Anomalie, 45° nicht übersteige. Dieser Irrthum ist desto sonderbarer, da man kurz vorher eine *richtige* Reihe für dasselbe Problem findet. — Rec. sieht nicht ein, was die Formeln zur Berechnung der Knotenbewegung der Planetenbahnen u. s. w. hier sollen: wird denn Jemand, der die Bewegung der Bahnen auf einander aus der Attractionstheorie entwikeln kann (welches *Cagnoli* voraussetzt), nicht leicht selbst eine Formel finden können, diese Bewegung auf die Ekliptik zu reduciren? — Bey den Ausdrücken für die Erfindung der Längen und Breiten der Örter aus geodätischen Vermessungen würde Rec., weil sie eigentlich zur Trigonometrie gehören, und einen besonderen Zweig derselben ausmachen, den man sphäroidische Trigonometrie genannt hat, länger verweilt haben; namentlich würde er die Beweise der schönen, von *Clairaut* gefundenen Sätze nicht schuldig geblieben seyn, und auch lieber hier das gegeben haben, was *Oriani* neuerlich aus den Fundamentalgleichungen entwickelte, und welches offenbar viel besser ist, als das, was man hier findet. — Die Verbesserung der Mikrometerbeobachtungen wegen der Refraction §. 1640 ff. ist unvollständig, indem von der Bewegung des Sterns in AR, die durch die Refraction erzeugt wird, und deren Effect in der Mon. Corr. XVII B. S. 209 ff. zuerst gezeigt wurde, keine Rechnung getragen ist. Mehrere Gegenstände in diesem Cap. sind dagegen gut; allein selbst die Auflösungen, die man elegant nennen kann, nicht elegant dargestellt. — Das XXIVste und letzte Cap. des Werkes ist den Projectionen gewidmet, zwar nicht viel bedeutend, aber doch in manchen Fällen hinreichend.

Das Werk wird von einer Anzahl Tafeln begleitet, die theils Logarithmen und Kreisbögen, jene mit 20, diese mit 27 Dec. Stellen, theils einige in der Astronomie oft vorkommende Grössen enthalten; 9 von diesen Tafeln (auf 12 Blättern) geben eine Übersicht der im Werke gefundenen trigonometrischen Formeln und der Auflösung der Gleichungen bis zum 4ten Grade, und sind ganz brauchbar, indem sie die Mühe des Aufsuchens dieser Formeln, wenn sie dem Gedächtnisse entfallen seyn sollten, erleichtern.

I. W.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. *Halle*, b. Schimmelpfennig: *De tractoriis geometricis atque earum cum trajectoriis orthogonalibus congruentia, observationes quaedam.* Auctore *Car. Dither. a Muenchow*, Philos. Doctore, (nunmehr Prof. mathem. extraord. in Jena). 1810. II und 20 S. 4. Mit 1 Kupfertafel. (6 Gr.)

Nach *Leibnitzens* Erzählung (*in Act. Erud.* 1693, *Sept.*) ist *Perrault* der Erfinder der *Tractoria* oder *Zuglinie* gewesen. Er legte seine Taschenuhr, nebst einem Lineale, auf den Tisch, und führte eine bestimmte Stelle des Uhrbandes am Lineale fort. Hier beschrieb der unterste Punct des Uhrgehäuses auf der Ebene des Tisches die krumme Linie, welche man, von ihrer Entstehung durchs *Ziehen*, also benannte. Hr. *v. M.* benutzte die durch ältere Analysten schon hinlänglich bekannte Natur dieser Curve zu einer scharfsinnigen neuen Bemerkung: dass dieselbe in die Classe der krummen Linien, welche *Joh. Bernoulli* und *Leibnitz Trajectorias orthogonales* nennen, ihre Directrix hingegen zu einer anderen Gattung von Trajectorien gehören. Als Erklärung dieser Linien heisst es: *Trajectoriae sunt omnes lineae, plures alias o r d i n a t i m p o s i t i o n e d a t a s secundum datam legem secantes; trajectoriae orthogonales vero omnes, plures alias itidem positione datas normaliter secantes.* Der Vf. hat seine Aufgabe mit Gründlichkeit aufgelöset, und in einigen Beyspielen erläutert. Auszüge erlaubt die kleine Abhandlung nicht. Wir verweisen daher die Liebhaber der höheren Geometrie auf die Schrift selbst, der sie ihren Beyfall nicht versagen werden.

Δ

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Der fleissige Rechenschüler. Oder Leitfaden beym ersten Unterricht im Rechnen für Bürger- und Land-Schulen*; von *Johann Philipp Schellenberg*. (Auch unter dem Titel: *Der erste Lehrmeister. Ein Inbegriff des Nöthigsten und Gemeinnützigsten für den ersten Unterricht von mehreren Verfassern. Zweyter Theil.*) 1810. 146 S. 8. (4 Gr.)

Da dieses Rechenbuch für den ersten Anfang bestimmt ist: so ist nur auf die leichtesten Regeln für die verschiedenen Rechnungsoperationen Rücksicht genommen worden. Deutlichkeit ist also hiebey eins der ersten Erfodernisse. Der Vf. hat die Gabe, sich deutlich zu machen, und weiss auch, durch allerley kleine Kunstgriffe, sich Theilnahme für seinen Gegenstand zu verschaffen. Dass er sich so ins Kurze gezogen, und seinen Endzweck niemals aus den Augen verloren, ist rühmlich. Das Buch ist in dreyssig Stunden abgetheilt, und geht bis zur Decimalbruchrechnung und Regeldetri.

— am —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck, b. Niemann u. C.: *Deutsches Volksthum*, von *Friedrich Ludwig Jahn.* 1810. 459 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., von Geburt und Sinn ein Preusse, ohne jedoch deshalb vergessen und aufgehört zu haben ein Deutscher zu seyn, giebt, nach der Einleitung, in diesem Buch eine Inhaltsanzeige und einige Bruchstücke eines grösseren und mehr ausgearbeiteten Werks, welches in dem unglücklichen Kriege verloren gegangen ist. Mit edlem Gefühl fürs Gute, Grosse und Schöne, mit tiefem Blick in das menschliche Leben und Treiben, mit lebendiger Wärme für Menschenwürde und Menschenwerth, mit vielumfassender Kenntniss der Geschichte und des Trefflichsten, was in den Werken des menschlichen Geistes sich findet, spricht er über alles, was die Nation retten, erhalten und emporheben kann. Finden sich gleich nirgends vollständige Ausführungen: so finden sich doch fast allenthalben treffende Züge, herrliche, zum Nachdenken reizende und das Gefühl belebende Strahlen, und auch da, wo man, in ruhiger Betrachtung der Wirklichkeit und Möglichkeit, sich gedrungen fühlt, Manches für unerfüllbare Wünsche, für Überströmungen eines zu vollen Herzens, für Träume einer gespannten Phantasie zu halten, kann man doch nicht aufhören, des Vfs. sich zu freuen und ihn zu schätzen.

Durch Volksthum und Volksthümlichkeit will der Vf., ein erklärter, aber gerechter Feind alles Fremdartigen in Gesinnung, Rede und That, etwa das andeuten, was man bisher mit Nationalität bezeichnete; also das, was einem Volke eigenthümlich, seinem Geist und Gemüth eigen und tief eingeprägt, und seiner allgemeinen Denk- und Handels-Weise gemäss ist. Als Volk ist das deutsche lange schon von seiner Einheit gewichen, länger schon als seit dem westphälischen Frieden. Vielleicht kann man selbst sagen, dass diejenigen, welche in deutscher Zunge — freylich auch mit grossen Abweichungen — sprechen, und den Boden bewohnen, den man einst zu Deutschland rechnen durfte, niemals im ganzen Sinne des Worts *ein* Volk waren, in dem Sinne, dass auch nur die Edeln und Unverdorbenen unter demselben mit gleicher Innigkeit und Tiefe einer wie alle gefühlt, gedacht und gehandelt, dass sie alle für eine und dieselbe Idee geglühet, gelebt und gelitten hätten, wie dieses wohl bey anderen kraftvollen Völkern der Fall gewesen ist, und noch ist. Fremde waren von jeher zu viel im Spiele, und Fremden lieh von jeher der Deutsche, gerade vermöge seiner Deutschheit, zu welcher eine gewisse Arglosigkeit gehört, zu leicht sein Ohr, seine Faust, sein Blut. Unsere ganze Geschichte stellt deshalb bis hieher noch kein Beyspiel von der ehrenvollen, hinreissenden Erscheinung auf, dass das Schicksal eines Theils das Ganze in eine gleichmässige Bewegung gebracht hätte, dass die Einmischung eines Fremden in die häuslichen Zwistigkeiten auch von dem Begünstigten zurück gewiesen worden wäre, und eine Vereinigung der Getrennten bewirkt hätte. Ja, nicht einmal ein gleichmässiges Schicksal, eine gleichmässige Gefahr vermochte eine gleichmässige männliche Entschliessung hervorzubringen. Bis zum Entehrenden im Gegentheil sah oftmals der Nachbar dem Leiden und dem Kämpfen des Nachbars ohne Theilnahme zu, und das Gemeinsame wurde nicht eher lebhaft empfunden, als bis es zu spät war. Was Deutsch ist, warum der Deutsche an Deutschland hängt, und weshalb noch immer die, welche das Schicksal vor Jahrhunderten, wie in unseren Tagen, von Deutschland losriss, an Deutschland und an den Deutschen hängen, war und ist ein zu ruhiges sanftes Gefühl, als dass es zu grossen vorkehrenden Thaten befeuern könnte. Es kann mithin nicht sowohl von Rettung einer kräftigen zusammenhaltenden Volksthümlichkeit, als von deren Erweckung die Rede seyn. Wort und Lehre kann dazu viel wirken, aber lebendig kann es nur werden, wenn ein grosser, von dem Geiste seines Volks durchdrungener Mann auftritt, den Geist desselben zu gewinnen, zu beleben und zu stärken vermag, der aus den Völkern ein Volk zu machen versteht, indem er den Faden ergreift, der alle an einander reihet, und durch alle dahin fährt.

Unser Vf. will durch Veränderung und Verbesserung der wichtigsten Zweige des öffentlichen und häuslichen Lebens, mehr aber noch durch Zurückführung des Entarteten auf seine ursprüngliche Reinheit, durch Benutzung noch unbenutzter Mittel, die Erhöhung der Volksthümlichkeit bewirken. Es ist fast nichts, worüber er nicht seine Stimme sehr bestimmt und eindringend abgiebt, und zum Theil sind seine Gedanken genialisch und erhaben. Am wenigsten hat Rec. eingeleuchtet und befriedigt, was im ersten Abschnitt über eine natürliche Eintheilung des Grundgebiets gesagt wird. Vorausgesetzt, dass Deutschland, wie man wünschen muss, ohne eine neue Revolution sich wieder heben könne, und dass also mehrere Fürsten darin herrschen: wie kann man

erwarten, dafs die deutschen Fürsten gutwillig so lange hin und her tauschen, bis ein abgerundetes Gebiet hervorgeht, wie kann man dieses, wenn man den Unterthan nicht wie ein Stück Vieh betrachtet, wollen? wie kann ein rechtlicher Mann sagen, dafs es eine misverstandene Rechtlichkeit sey, welche eine durch den blinden Zufall entstandene unglückliche Zertheilung beybehalte? S. 37. Sind denn die, welche auf dem unglücklichen Winkel wohnen, nicht auch Staatsgenossen? Besser ist, was im zweyten Abschnitt über eine gleichmäfsige innere Staatsverwaltung, sowohl über die eigentliche Regierung, als über die Justizverwaltung, das Steuerwesen und die Bildungsanstalten gesagt wird. Dafs der Staat sich der Erziehung annehme, ist wohl gut; aber dafs er darin nicht zu weit gehe, nicht zu viel thun wolle, ist ihm auch zu rathen. „Ein guter Dorfschulmeister, S. 70, ist ein wichtiger Mann. Ein Staat, der damit hinreichend versehen ist, braucht ein paar Regimenter weniger, weniger Zucht- und Armen-Häuser, geringeren Aufwand zur Gerichtspflege." Darum sollte man, mehr als geschieht, sich hüten, einen eingebildeten Gecken zum Dorfschulmeister zu machen, man sollte überhaupt mehr auf den ganzen Mann, als auf die Hand oder die Kehle, sehen. Wahr ist es auch, dafs das Absondern, das Zersplittern, nach welchem für einen jeden Stand eine eigene Schule seyn soll, nichts taugt, sondern dafs es für die Menschenverbindung besser ist, dafs dasjenige, was jeder gebildete Mensch, wefs Standes und Gewerbes er auch sey, wissen mufs, gemeinschaftlich gelehrt und gelernt werde, dafs das spielende Lernen ein Verderb ist; und gerecht ist der Eifer, in welchem der Vf. über diese und ähnliche Verkehrtheiten spricht. „Ein Abspreche-, Einreifse- und Tobe-Geist, nicht aus Übermafs neuer Wahrheiten, aus innerer Kopfleere und Herzenskälte treibt überall sein Unwesen." — Weniger stimmt Rec. dem bey, was über Universitäten, namentlich gegen die Trennung des Gelehrtseyn vom Leben S. 78, gesagt wird. Für die Wissenschaften hat diese Trennung gewifs vielen Nutzen, und es finden sich zwischen den Zuwenig- und den Zuviel-Wissern, in welche die Menschen nach dem Vf. getheilt seyn sollen, eine Mittelclasse, welche beide mit einander verbindet, die Geradegenugwisser. Auch ist es unwahr, dafs blofs Freygelehrte *Raummacher* und *Bahnbrecher* waren; denn gehören nicht *Wolff*, *Ernesti*, *Haller*, *Gatterer*, *Schlötzer*, *Kant*, *Pütter* und hundert Andere, die noch leben, zu den Zunftgelehrten, oder sind diese Männer nicht eben so gut Bahnbrecher als die S. 81 genannten? Der schlechte Witz der Docenten und das Unwesen mit dem Doctormachen ist zwar etwas Erbärmliches; aber beides ist doch nicht nothwendig mit den Universitäten verbunden, und findet sich auf den besseren Universitäten nicht mehr. Vortrefflich und beherzigungswerth dagegen ist das, was S. 84 von Privaterziehungsanstalten vorkommt. Es ist durchaus wahr, dafs man sie als kaufmännische Speculationen betrachten mufs, bey welchen man durch Charlatanerie das ersetzt, was an Solidität abgeht. Ein Werk, in welchem alle Arten von Prellereyen, deren sich die Herren, unter dem Mantel des reinen Eifers für Menschenwohl, bedienen, ohne Scheu aufgedeckt würden, könnte Manchen die Augen öffnen. Doch sind meistens die Charlatanerieen, besonders wenn von neuen Methoden geredet wird, und diese als die einzigen nunmehr vollkommenen empfohlen werden, von einer solchen Beschaffenheit, dafs diejenigen, die sich dadurch einnehmen lassen, es verdienen, geprellt zu werden, und zum Geprelltwerden dergestalt bestimmt sind, dafs, wenn es nicht auf die eine Weise geschieht, es gewifs auf eine andere geschehen wird. Über Privatlehrer, welche für einen kärglichen Lohn der lieben Jugend *omne scibile* beybringen sollen, und über unreife Bücher, welche gewifs schädlicher sind als unreife Kartoffeln, kommen sehr richtige Urtheile vor. Wie Manchen würde aber eine gerechte Strenge um sein spärliches Brod bringen! Denn wie selten ist nicht selbst das Mittelgut!

Im dritten Abschnitt wird über Einheit des Staats und Volks gesprochen. Sie soll sich zeigen in allgemeinen Versicherungen bey jeglicher Noth, soll begründet werden durch Ausbreitung der Kenntnifs der allgemeinen Staatsangelegenheiten, mittelst Unterrichts und einer allgemeinen Staats- und Volks-Zeitung. Das Erste möchte in gewissen Zeiten doch wohl zu weit führen, denn es kann der Noth zu viel geben, und das zweyte, Zeitungen, sind gegen den *Genius aevi*. Durch alles Übrige, wodurch die Einheit und Harmonie gewirkt werden soll, als da sind, allgemeines Bürgerrecht, Gleichheit des Masses und Gewichts, der Wagenspuren, allgemeines Recht, allgemeine Sprache, eine wohlgelegene Hauptstadt, mag ganz gut seyn; doch kann Rec. bey dergleichen Ideen, die an der Tagesordnung sind, sich nicht erwehren, an den Apostel zu denken, der mit tiefer Menschenkenntnifs sagt: wenn ich weissagen könnte, und wüfste alle Geheimnisse und alle Erkenntnifs, und hätte allen Glauben also, dafs ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich nichts. Dafs aber die Liebe herrlich geweckt werden und kräftig bestehen könne, bey aller Ungleichheit des Masses und Gewichts und der Wagenspuren, ist eben so ausgemacht, als derjenige, der Augen hat zu sehen, sehen kann, dafs alles dasjenige, was der Vf. hererzählt, und mehr noch als dieses, nicht mächtig genug sey, Liebe zu erwecken, wenn der Sinn der Liebe fehlt, welche langmüthig ist, das Ihre nicht sucht und sich nicht blähet u. s. w. Im Geist und Sinn mufs Einheit hervorgebracht werden, nicht blofs im Äufseren, und es kann dieses weit mehr geschehen, wenn man eine äufsere Ungleichheit, die den Menschen einmal lieb geworden ist, achtet und schont, als wenn man die kalte vernichtende Hand überall an sie legt, wo man sie nur findet. *Spittler*, der, wohin er blickte, sehr tief blickte, nannte Preussens Despotismus defswegen einen gescheidten Despotismus, weil er nicht nach der Natur des gemeinen De-

spotismus Alles simplificirte und gleich machte, sondern Local-Verschiedenheiten respectirte.

Mit Wärme und edlem Gefühl wird in dem vierten Abschnitt — Kirche — über die unaussprechlich niedrige und unwürdige Ansicht der Religion gesprochen, nach welcher sie nichts seyn soll, als Zaum und Gebiss, als ein ersonnenes nützliches Schreckding. „Der Glaube an die Hölle — an eine ewige Gerechtigkeit — bleibt menschlicher als der an Sibirien, Botanybay und Cayenne", und es bedarf daher keines Betrugs, um ihn in die Herzen der Menschen zu pflanzen. Wie wahr! „Das achtzehnte Jahrhundert vermass sich viel. Eine Einreisserzeit, ein Untergräberwerk. An allen Grundpfeilern des Volks-, Staats- und Menschen-Lebens wurde gerüttelt. Es erscholl ein Jubelgeschrey, wenn die Schauer lose, morsch und wandelbar wurde", — und doch wohnte so Mancher, der jetzt in jeglicher Hinsicht ohne Schutz und Schauer da steht, so ruhig und glücklich darunter. Gerecht ist der Unwille über den Missbrauch der Kanzel zu Ankündigungen weltlicher Sachen und Händel; aber man kann dem Missbrauch den rechten Namen nicht geben, welcher mit Kirche und Kanzel ausserdem noch getrieben wird. Das wird der richten, der sich nicht spotten lässt, und der nur im Geist und in der *Wahrheit* angebetet werden will. „In die Kirche gehören nur gottesdienstliche Handlungen — aber diese gehören auch da und nirgends anders hin — das Gotteshaus darf kein Schauspiel aufführen, und die Bühne muss nicht Gebräuche der Religion entweihen." Zu ernsthaft wird gegen die Accidentien gesprochen. Man würde ohne Zweifel wohl thun, dergleichen Dinge nicht einzuführen; aber man glaube doch ja nicht, dass alles, was den letzten Gründen und den reinsten Grundsätzen nicht entspricht, wenn es einmal da ist, eine solche Bedeutung habe, ein solches Ärgerniss anrichte, als der grübelnde Verstand und ein erhitztes reizbares Gefühl ihm beyzulegen vermag. Tausende geben das Beichtgeld, ohne Anstoss daran zu nehmen, und ein Geistlicher, der seines schönen Berufs würdig ist, wird durch das Beichtgeld nicht entwürdigt werden. Ein schwaches klügelndes Zeitalter findet in Nebendingen, in Kleinigkeiten das Übel und die Hülfe; Hülfe, weil es sich zu schwach fühlt, da, wo es eigentlich Noth thut, anzugreifen. „Die Liturgie sey einstimmig bey jeder Kirchenparthie im ganzen Lande. Wo die alten Formeln unbrauchbar sind, bilde man andere, aber nicht verschiedene für den Vornehmen, den Mittelstand und die gemeinen Leute." Aber, setzt Rec. hinzu, gleichkräftige, und, wo möglich, mit Worten der Schrift, nicht in einer mystisch-schöngeisterischen Sprache, und unbestimmten schwankenden Ausdrücken und Complimenten. Nichts schadet der wahren Andacht bey den heiligen Handlungen der Kirche mehr als Mangel einer festen Liturgie. Andacht, Erhebung des Herzens, ist der Zweck dieser Handlungen, nicht Belehrung und Aufklärung über die heiligen Gegenstände, dergleichen stört, ärgert nicht selten das für Religion warm fühlende Gemüth. Geistliche Behörden müssen sich schämen, so sie eine solche Unordnung dulden, und es zeugt von grossem Mangel an Kenntniss des menschlichen Herzens und des Wesens der Religion, wenn sie gar Weisheit darin finden, einen Jeden seinen eigenen Gang gehen zu lassen, es zu einer preiswürdigen Gewissensfreyheit rechnen, von dergleichen Dingen keine Notiz zu nehmen. Gewissenszwang ist es gewiss nicht, wenn man an dem Theil nehmen muss, was verständige Männer nach reiflicher Überlegung entworfen und gebilligt haben; weit eher ist es Gewissenszwang, wenn man den Einfällen eines unreifen oder verbildeten Geistlichen, der nicht selten seine Grösse in albernen Bildern oder freygeisterischem Schnickschnack, oder mystischer Saalbaderey sucht, preis gegeben wird. Auch das Wechseln und Ändern der Gesang- und Lehr-Bücher taugt nichts, und es wäre zu wünschen, dass alle Genossen einer Confession gleiche Bücher hätten. Aber wie würden da unsere Klüglinge über Gewissenszwang schreyen, sie, die oft nicht wissen, was Gewissenszwang ist, wenigstens gegen alles kalt sind. Wenn doch jeder Geistliche läse und beachtete, was S. 147 geschrieben steht: „Das Geistliche darf nicht verweltlicht werden, als solches. Jedem das Seine in Tracht, in Namen, in Einrichtung. — Die Hanswurstereyen der Mode sind wider den Ernst eines öffentlichen Vertreters der Sittlichkeit." Davon wollen aber unsere Geistlichen nichts wissen. — Zopf-Schulz, wie der Vf. ihn nennt, sitzt ihnen nur zu oft im Kopfe. Der Eifer des Vfs. gegen die Benennung Pfarrer, Pastor u. s. w. scheint unzeitig.

In dem fünften Abschnitt über Volkserziehung kommen zuerst einige Worte über Verziehung vor, wie wohl oft das dürfte genannt werden können, wodurch man das schöne Werk Gottes verbessern will. Dann von der Albernheit, neuen Methoden und Vorschlägen nachzulaufen, durch welche der Menschheit, die bisher so ganz auf dem unrechten Wege sich befunden, auf einmal geholfen werden soll. Dass doch die Menschen nie lernen wollen, dass Universalmedicinen, und sogenannte einzige Wege, meist am wenigsten zum Ziel führen! — Die Kindischheit der Ältern, wird richtig bemerkt, bringt die Kinder um ihre Kindlichkeit, die alles Glück in sich fasst. Ein kleinlicher Ehrgeiz solle Wunder thun, und mit ihm kämen Leidenschaften auf, welchen unsere Väter durch Ruthe und Stock begegneten. „Jetzt erbettelt, erschmeichelt, erküsst, und erschenkt man sich Folgsamkeit und Gehorsamkeit." Goldene Worte S. 177 darüber, dass man die Kinder an Allem Theil nehmen lässt. Dass es doch so schwer ist, vernünftig zu seyn, und noch so viel schwerer, vernünftig zu handeln! Von Bedeutung ist das, was der Vf. da, wo er von der Erziehung zu einem Volk spricht, wo des Trefflichen sehr viel sich findet, von der Muttersprache sagt. Es ist schimpflich, und für den gebildeten Menschen anstössig, wenn Menschen, die sich zu den feineren rechnen, und die den äusseren Umständen nach dazu gehören sollten, mit Fehlern in Sprache und Rede

um sich werfen, und dadurch zu erkennen geben, zu welcher Classe sie eigentlich gehören. Leider ist es wahr, dass wir längst durch eine fremde Sprache besiegt waren, und durch Fremdsucht, durch den Götzendienst des Auslandes ohnmächtig und erniedrigt waren. Nicht weniger wahr, was S. 201 über das Lesen gesagt wird. Das Lesen aus langer Weile in den erbärmlichen Werken der ums Brod schreibenden Hungerleider wird gehörig gewürdigt. Aber was gelesen werden soll, ist Manchem eine schwere Aufgabe, und es wäre zu wünschen, dass man sich mehr, als bis jetzt geschehen ist, über die Classiker unserer Nation dergestalt vereinigte, dass Niemand, kein Mann, keine Frau, auf die Ehre eines gebildeten Menschen Anspruch machen könnte, die mit solchen nicht bekannt wäre, nicht bloss Einiges von ihnen gelesen hätte, sondern mit ihnen recht eigentlich vertraut wäre. Wie weit stehen wir darin den Franzosen und Engländern nach! Über das Zusammenlesen, welches besonders jungen Leuten zu empfehlen ist, wird sehr verständig geurtheilt. Es muss aber mehr geschehen, um sich des anerkannt Guten zu freuen, als um ungesunde Kritiken darüber zu fällen. Daher nur Classiker, nicht bloss sogenannte Novitäten. Mit guten Gründen wird richtige Kenntniss von dem Wesen der Staaten, namentlich von der Verfassung des vaterländischen Staats und grössere Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte empfohlen. Es wäre unstreitig ein grosses Verdienst, wenn man einen Mann, oder einige Männer auffoderte und durch öffentliche Unterstützung in den Stand setzte, eine deutsche Geschichte zu schreiben, die zu den classischen Schriften unserer Nation gerechnet werden könnte. An Materialien würde es nicht fehlen, und auf neue Aufklärungen würde es weniger ankommen, als auf den Geist, in und mit welchem das Vorhandene gegeben würde. Die zu diesem Geschäft tauglichen Männer dürften freylich nicht gesucht werden „unter den Raufbolden, über welche nach S. 220 *Schlötzer* das Halsgericht gehalten hat, noch unter den Philistern, welche meinen, was auf dem Erdenrunde geschehe, sey Geschichte, und Zeitungen seyen Zeugen der Zeit, noch unter den Zahlmeistern, die alle zählbare — und unzählbare — Dinge zählen, noch endlich unter den Allesvonselbstwissern und Schönlingen, die jetzt den Trödel mit Geschichte versehen." — Vortrefflich wäre es, wenn geschähe, was S. 223 empfohlen wird, und worüber schon *Rousseau* und *Blöser* gesprochen haben, dass nämlich jeder Mensch eine Handarbeit lernte, damit nicht so viele Stunden mit Müssiggang, also auf des Teufels Ruhebank, hingebracht würden, damit man, sich eigener erworbener Kraft bewusst, solche eigene Kraft schätzen lernte, und nicht im Wechsel der Zeiten zu schändlichen Gewerben zu greifen nöthig hätte. Die Frage des Vfs.: „Gab es je einen feigeren, fauleren, hochverrätherischeren Pöbel, als die deutschen Tageblätter, Zeitungsschreiber und Zeitschriften?" mögen wir nicht beantworten. „Arbeiten können giebt Selbstvertrauen, verleihet das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit, beschützt die Liebe zum Recht." — „Was man weiss, versteht und kann, ist sicherer, als was man besitzt. Kenntnisse und Fertigkeiten haben eine ewige Schutzwehr gegen Ausplünderungen, Geistesgüter geben nichts zu gezwungenen Anleihen, Herzensschätze bleiben frey von Lieferungen", Wahrheiten, zu allen Zeiten wichtig. Jeder, so will der Vf. mit Recht, muss ein gemeinnütziges Geschäft übernehmen, und kein Titel darf den Tagedieb zu Ehren bringen. Auch durch die schönen Künste soll Volksgeist gebildet, durch körperliche Übungen der Körper gestärkt werden. „Unsere Körperkraft ist ein verborgener Schatz, wir lassen sie schimmeln, bis Fremde sie in Gebrauch setzen." Man vergleiche das Militär vor und nach dem österreichischen Kriege.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Münster*, b. Waldeck: *Dürfen wir uns schämen Deutsche zu seyn? oder einige Blicke auf Deutschlands Vergangenheit und Zukunft, nebst einer tabellarischen Übersicht der vornehmsten Erfindungen, welche durch die Deutschen gemacht worden sind*, von *Friedrich von Wrede.* 1810. 35 S. 8. (6 gr.) Eine ganz unbedeutende Schrift, durch keinen einzigen neuen Gedanken sich auszeichnend, und auch nicht durch Zusammenstellung des Unbekannten anziehend. Die Blicke in die Zukunft ist der Vf. ganz schuldig geblieben, die in die Vergangenheit sind sehr oberflächlich, und erwähnen die bekannten Begebenheiten, welche sich mit Deutschland zugetragen haben. Was die Frage selbst betrifft: so wird solche verneint. Aber was hilft das? Grosse verdienstvolle Ahnen und Landsleute bringen an sich keine Ehre, man muss auch ihrer würdig seyn, und ob wir, die wir jetzt leben, unserer Vorfahren werth sind, das ist eine ganz andere Frage. Ob die Weltbürgerlichkeit und der Mangel an Patriotismus Mittel werden wird, um uns in den Besitz der ganzen Intellectualität zu setzen, und ob beides für eine zukünftige Bestimmung, welche unsere Nation in Bezug auf die ganze Welt dereinst erfüllen soll, spricht, möchte schwer zu beweisen seyn, und was hilfts dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme Schaden an seiner Seele! PN.

Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Etrennes aux pères et mères et à leurs enfans de dix à quatorze ans* par un ami des uns et des autres. 1811. XII u. 115 S. 12. (10 gr.) Dieses Allerley zum neuen Jahre — denn so würde sich der Titel am besten übersetzen lassen — enthält in fünf Abschnitten von S. 1—61 ein Weniges vom Menschen, vom Glück oder der Glückseligkeit, von der Welt, von der Moral und von der Religion, wobey auch in vier Unterabtheilungen von den Pflichten gegen sich selbst, gegen andere Wesen, gegen das gesellschaftliche und gegen das häusliche Leben gehandelt wird. Den übrigen Theil des Buchs füllt eine Erzählung: Die Geschichte Polydors und seiner zwey Kinder. Die ersten fünf Hauptabschnitte sind in Katechismusform, in Frag' und Antwort, abgefasst, etwa auf folgende Art: Frage: *A quelle classe d'êtres appartenez-vous?* Antw. *J' appartiens à la classe des hommes.* Fr. *Quelles sont les principales facultés qui vous caractérisent comme homme?* Antw. *Ce qui me caractérise comme homme, c'est de penser et de vouloir, avec le sentiment réfléchi que je possède ces facultés.* Dass Alles nur kurz, sehr kurz müsse abgehandelt seyn, ergiebt sich aus dem kleinen Raume, den die Gegenstände einnehmen; doch ist die Auswahl gut. Hie und da fehlt es an Präcision. Die Erzählung ist unterhaltend. kko.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 SEPTEMBER, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Lübeck, b. Niemann u. C.: *Deutsches Volksthum* von *Friedrich Ludwig Jahn* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mädchenschulen, in der Sprache unseres zu zarten Zeitalters mit der lächerlichen Benennung *Töchterschulen* belegt, hält der Vf. für nothwendig; dahingegen will er die Aufhebung aller Pensionsanstalten für das weibliche Geschlecht. Was das Erste betrifft, ist Rec. ganz anderer Meinung. Dergleichen Schulen mögen zwar unentbehrlich seyn für eine Classe, die nicht im Stande ist, viel an den Unterricht ihrer Kinder zu wenden, und es ist daher löblich, an deren Verbesserung zu arbeiten; aber für die höheren Classen, für welche doch die sogenannten Töchterschulen nur bestimmt sind, scheinen sie Rec. ein Verderben. Alles, was *dafür* spricht, dass der Jüngling in grossem Kreise von seines Gleichen sich bilde, spricht noch lauter bey dem weiblichen Geschlechte *dagegen*. Das Weib ist fürs häusliche, fürs stille, unbemerkte Leben bestimmt. Nacheiferung, Ehr- und Ruhm-Begierde, sind für das männliche Geschlecht etwas Preiswürdiges und Nützliches; wozu pflegen aber ähnliche Gefühle und Leidenschaften beym weiblichen Geschlecht zu führen! Wozu muss es namentlich führen, wenn Lehrer und Lehrerinnen darauf ausgehen, wie leider nur zu oft geschieht, mit und durch ihre Schülerinnen glänzen zu wollen, wenn gutmüthige, aber beschränkte Zuschauer ihren Beyfall auf eine Weise zu erkennen geben, welche hier die Unschuld, die Anspruchslosigkeit, und — was ein junges Mädchen ziert und glücklich macht, vernichtet und vergiftet, und dort eine tief fühlende, bescheidene Seele daniederdrückt! Was beym flüchtigen, leichtsinnigen Knaben und Jüngling gar nicht haftet, ist beym zarten weiblichen Gemüth unvertilgbar. Unter den Augen der Mutter, oder einer verständigen, die Stelle der Mutter vertretenden Erzieherin, in Gesellschaft einiger weniger Freundinnen, die in Liebe einander zu übertreffen suchen, muss das Mädchen erzogen, und von verständigen gesetzten Lehrern zu Kenntnissen geführt werden, wenn das Lernen nicht auf Kosten der Weiblichkeit geschehen soll, und daher sind Pensionsanstalten, die nicht ins Grosse gehen, und nicht grösser sind als eine zahlreiche Familie, die einzigen, welchen Mädchen, die durch ihre Ältern nicht selbst erzogen werden können, anvertrauet werden dürfen. Über die Sünde — anders kann man es nicht nennen — die Kinder, damit sie in fremder Zunge fein geläufig plappern lernen, einer ausländischen Erzieherin anzuvertrauen, redet der Vf. natürlich sehr nachdrücklich. Nur ein Volk, das nicht weiss, was es thut und was es will, kann eine solche Sünde begehen, und es verdient von dem Volke gezüchtigt zu werden, dessen Rathe seine Kinder zu übergeben es sich nicht schämt.

Unter der Rubrik *Volksverfassung* wird zuerst von den Ständen, deren Unterschied sich von selbst bildet, gesprochen. Dann von den Grundgesetzen. „Die alten in Deutschland taugten nichts, das war schon schlimm, sie wurden von obenher zertrümmert, das war noch schlimmer, es wurden keine neuen besseren wieder angeordnet, das war das Allerschlimmste". Von den Reichstagen. „Die Reichsversammlung der Stände muss eine Sprechgemeinde seyn, nicht eine Taubstummanstalt von Jaherren und Beyfallnickern, nicht eine Versammlung von Gutheissern, um dem Übel etwa nur eine leidliche Gestalt zu geben". Von den Fürstenhäusern, und dem, was ihnen Ansehen giebt, ist Manches gesagt, was gelesen zu werden verdient. Über die Achtung des Bürgerrechts, und über den Adel, wird mit Einsicht und Billigkeit geurtheilt. Bey Gelegenheit der Landwehr oder der Kriegsverfassung kommt viel Treffliches über die Unüberwindlichkeit eines Volks vor, das zu seinem Schutz kämpft, und zu kämpfen vermag, „wo jede Stadt ein Heerlager, jedes Haus eine Feste, und jedes Ding eine Waffe wird, und wo der siegende Eroberer, wenn Jedermann seine Schuldigkeit thut, ein König wird über Ungeziefer und Unkraut." „Wo Erdboden ist, können Helden fussen". Jeder muss natürlich zur Landwehr gehören, wie das im Alterthum auch der Fall, aber doch etwas ganz Anderes war, als wenn es heisst, ein Jeder muss der Trommel folgen, und seine besten Jahre in den Wachstuben und in den Casernen durchleben. Kriegsdienst und Soldatendienst sind augenfällig zwey ganz verschiedene Dinge.

Volksgefühl. — VII — soll geweckt und erhalten werden 1) durch Verbannung aller Ausländerey, 2) durch Volkstrachten. „Durch sie retteten sich alle alten langdauernden Völker vor der immer neuen Wütherey der Mode." Sie darf aber keine kostspielige Uniform seyn. „Wir Deutschen sind ein armes Volk, so sollen wir keinen Bettelstaat machen". — 3) Durch Volksfeste. — „Festlichkeit ist ein Erholungsleben,

wo der Mensch doch einmal der Gegenwart froh wird, ohne ängstliches Horchen und Zählen der Uhr, die ohne Rast zum Nothwerk abruft. — Unsere Mehrmacher und Rechenhexer, die jedem Menschen das tägliche Brod, und kein Krümchen mehr verwägen wollen, wie man dem Vieh das Futter einmisst, quälten mit ängstlicher Weisheitsthuerey heraus, was ein Festtag kostet, und dass bey dreyhunderttausend Ackerleuten ein solcher das Land um fünfhunderttausend Thaler bringe. — An das menschliche Königswort Heinrichs, der jedem Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe gönnen wollte, dachte kein Staatspfennigsfuchser mehr. — Wahre Freude macht froh und gut und fromm". Der Gegenstand der Volksfeste muss volksthümlich seyn. Erinnerung an wichtige Begebenheiten muss zum Grunde liegen, und zwar solcher, die für allgemeinen Theilnahme des gesammten Volks geeignet sind, nicht solcher, die das Herz des Edeln verwunden und zerreissen. Dieses ist Entweihung des Heiligen, die noch nie Segen gebracht hat. Heuchler, und noch mehr als dieses, werden dadurch gebildet. „An der Mittelweichsel und Seine mögen die Leute den 14 October feyern, in Aschaffenburg, München und Stuttgardt darf es nie geschehen. — Die Geschichte des Augenblicks ist eine Klatsche gegen die Weltgeschichte. Nie schreibt diese ihre ewigen Tafeln beym Blendlichte der Erleuchtungen, beym Sprühglanz der Feuerwerke, beym Wetterleuchten der Umwälzungen, und am wenigsten bey der Aufhellung durch Feuerbrände." 4) Durch Ehrenbegräbnisse. „Der Mensch sieht tagtäglich das Sterben, er muss auch die Fortdauer vor Augen haben;" darum ein Ehrenbegräbniss dem hochverdienten Mann, wie es nicht selten sich von selbst macht. 5) Durch Volksthumsdenkmäler. — „Diese reden lange, laut und immer; gegen ihre Sprache giebt es nur ein Mittel, — Vertilgung", — die aber oft noch lauter und noch länger spricht. — „Alle Anwalde des Volks sind zum Schweigen zu bringen," und manchmal noch zu etwas mehrerem, denn „sogar gefallene grosse Geister betrauert die Geschichte."

Im achten, vom volksthümlichen Bücherwesen handelnden Abschnitt wird zuerst Achtung gegen die Muttersprache empfohlen. Eine todte Sprache soll zur Staats - Sprache werden. Die Namen sollen deutsch seyn, noch weniger dürfen also deutsche Namen in fremder Sprache ausgesprochen werden. Dann folgt viel Treffliches über volksthümliche Bücher.

Der neunte Abschnitt hat eine höchstwichtige Sache, das häusliche Leben, zum Gegenstande. 1) Unter der Überschrift: „*Scheu vor der Ehe*". Voller Wahrheiten. Auch unter den Rubriken: Warnungen und Vorurtheile, ist des Guten viel. „Allerley Schulen giebts, fürs Leben eigentlich keine, als es selbst"; also ist es auch nicht zu verwundern, wenn so Mancher, und eigentlich wir Alle, als Schüler davon gehen. „So viel Noth ist jedem Menschen zu wünschen, als er siegreich durchkämpfen kann; so viel Unglück, als er mit hochsinniger Selbstkraft trägt, so viel Leiden, als erfodert werden, sich ganz verstehen zu lernen." Wie wahr! Der stets Glückliche ist nur ein halb ausgebildeter Mensch, und in vielen, und gerade in solchen Stücken; wo das Edle und rein Menschliche im Menschen sich hervorthun soll, das nicht einmal. „Der Mann muss immerfort der Verderbniss entgegnen, widerstehen bis zum Hinschwinden, und ereilt ihn auf seiner Heldenbahn endlich der Unglückstag: so sey der Fall kein Sturz, nur ein edles Hinsinken mit Anstand. — Wo das Wort nicht mehr gilt, und der Eid nicht mehr geachtet wird, hört die Ehre auf, und die Redlichkeit, die menschliche Gesellschaft zerrüttet sich in Banden, und das Menschenleben ist ein ewiges Spitzbübern. — Die meisten Menschen sind Kinder der langen Weile, der Unzucht, der Wollust, oder gar der Frohn, und nur der Liebe sollte jeder Mensch sein Daseyn verdanken. — Zur Ehre der Menschheit kann man beweisen, nur selten fallen ausser der Ehe Kinder der Liebe." Sie sind meist Kinder der Viehheit im Menschen. „Stehende Sitten schützen ein Volk mächtiger als stehende Heere, jedes Einzelwesen hält über den Übertreter Kriegsrecht."

Vaterländische Wanderungen machen im zehnten Abschnitt den Beschluss, sie werden empfohlen. Dieses ist gegen unsere neueren Politiker, welche, damit nichts herein und herausgehen, auch den Handwerker des geschlossenen Staats, sey er so gross wie er wolle, nicht mehr wandern lassen wollen.

PN.

Leipzig, b. Fritsch: *Pantheon berühmter und merkwürdiger Frauen.* Erster Theil. 1809. 286 S. Zweyter Theil. 320 S. 8. (2 Rthlr.)

Man könnte einen Theil dieses Pantheons einen historischen Beytrag zur Makrobiotik der Weiber nennen. Denn viele der hier aufgestellten Damen haben ein ungewöhnlich hohes Alter erreicht. Das Buch ist gut geschrieben und gedruckt, die Lebensbeschreibungen sind nicht weitschweifig, nicht oft mit unnöthigen Bemerkungen überladen, und die Charakterzeichnungen dem Zwecke angemessen. Sehr leicht wird durch Stil und Darstellung die Quelle, woraus der Vf. schöpfte, errathen; meistens ist sie französisch.

Der erste Theil, der mit dem Bilde der Maria Stuart geziert ist, enthält folgende Biographieen. *Boadicia* (Boadicea), Königin der Icenier. Man weiss zu wenig von ihr. Die Engländer haben ein Schauspiel dieses Namens von Glover. *Jeanne d' Arc*, die auch hier unerklärlich bleibt. *Margareta Valois*, Gemahlin Heinrichs IV von Frankreich, ungünstig behandelt. *Maria Stuart;* die Hauptzüge ihrer Begebenheiten, gut erzählt. *Johanna Shore*, Edwards IV Geliebte, die, 96 Jahr alt, in einem Graben (noch jetzt *Shore-ditch* genannt) vor Hunger gestorben seyn soll. *Anna Boleyn*, die der Grausamkeit ihres Gemahls, Heinrichs VIII, Geopferte, scheint doch ihr Schicksal verdient

zu haben. *Johanna Gray* dagegen erregt inniges Mitleiden. *Elisabet Placet v. Damron*, durch ihre Entschlossenheit bekannt. Woher mag der Vf. beweisen können, dass die mit ihr gleichbenannte Königin von England zu ihr gesagt habe: „Sie legt einen zu grossen Werth auf eine Jungferschaft, liebes Kind"? *Gabriele d' Estrées*, mit einer Beylage von einigen Liebesbriefchen Heinrichs IV an sie. *Siegbritte*, vom dänischen Volke für eine Hexe erklärt. Sie hielt den ohne Zweifel verrückten Christian II Anfangs durch ihre Tochter Dyvecke (Täubchen), und nach deren Tode durch ihr eigenes geistiges Übergewicht in ihren Banden. *Eleonore Christine*, Gräfin *v. Uhlfeld*, Christians IV uneheliche Tochter. Man hat sie unwürdig behandelt, doch war sie auch unvorsichtig. Sie war 22 Jahre lang eingekerkert, und wurde doch 77 Jahr alt. *Francisca*, Gräfin *v. Chateaubriant*, für ihre Galanterieen mit Franz I sehr hart bestraft. *Maria*, Gräfin von *Sevigné*, ganz in Kurzem. Was sie war, steht in ihren Briefen. *Ninon Lenclos*, desto länger. Von ihren mannichfaltigen Liebeshändeln findet man die bekannten Anekdoten; ihren erotischen Maximen sind 10 Seiten gewidmet. Sie ward 91 Jahr alt.

Die meisten Damen im ersten Theil waren Unglückliche. Vor dem zweyten steht die schwedische Königin Christina abgebildet. Den Inhalt machen folgende Artikel aus. *Chelonis*, die Lacädemonierin, rührend durch ihre Anhänglichkeit an ihren Vater und Gemahl während der Feindschaft von Beiden. *Bona*, eine Veltelinerin, als Ehefrau und Kriegerin für Venedig zu bemerken. Der Vf. scheint aus Liedern geschöpft zu haben, deren er auch einige mit einrückt. *Elisabet*, Königin von England; kein liebenswürdiger, aber höchst politischer Charakter. „Ihr Stolz litt es nicht anders; wer vor ihr erschien, musste knieen. Ihre Tafel wurde knieend gedeckt, auch wenn sie nicht gegenwärtig war." S. 50 steht Jakob der Vierte als ihr Thronerbe; es war aber Jakob der Sechste in Schottland, bey den Engländern Jakob der erste. *Christina*, Königin von Schweden, in ihrer Grösse und Thorheit sehr gut dargestellt. Ihre Ermordung des Marchese Monaldeschi wird nach *le Bel* ausführlich beschrieben; sie hatte weibliche Eifersucht zum Grunde. Sie charakterisirt sich stark in einigen hier eingerückten Aussprüchen, worunter wir einen zur Disputation in religiöser Hinsicht auszeichnen. S. 131. „Man muss nichts glauben, was man vorher zu bezweifeln wagte." Sie that zuweilen, als striche sie einen Knebelbart in die Höhe, ob sie gleich kein Haar um den Mund hatte. *Diana*, eine uneheliche Tochter Heinrichs II von Frankreich, an einen Montmorenci vermählt, durch Unglück interessant. Sie erlebte 7 Könige, war Oberaufseherin der Erziehung Ludwigs XIII (an welchem sie freylich kein Meisterstück geliefert hat), und starb, 80 Jahr alt. *Olympia Maldachini*, eine Römerin, Maitresse des nachher als Papst Innocenz X schlecht figurirenden Cardinals Pamfili, ein listiges, ruchloses Weibsbild. S. 159 steht ein Recept zum Papstwerden; jetzt möchte es wenig fruchten. Man nannte sie *Olim pia, nunc impia*. Sie muss sehr alt geworden seyn. *Bianca Capello*, der Wahrheit ähnlicher geschildert, als in *Meissners* Erzählung. Nach den Sectionsberichten der Ärzte soll sie nicht an einer Vergiftung gestorben seyn. Hochachtung verdient ihr Andenken nicht. *Isabella Andreini*, eine Schauspielerin und Dichterin aus Padua im 16ten Jahrhundert, einst hoch belobt und sehr gefeyert. *Magdalena de Scuderi*, die bekannte Verfasserin vieler bald übermässig gepriesener, bald tief verachteter Romane, der Clelia, des Cyrus u. s. w., hat das 94ste Jahr erreicht. *Maria de Gournai* aus Gascogne starb in ihrem 80sten. Man hat einen Band Schriften von ihr. Lustig ist der Anfang ihrer Bekanntschaft mit dem Dichter Racan. Sie wünschte ihn kennen zu lernen, und liess ihn zu sich bitten. Zwey seiner Freunde kamen ihm zuvor. „Einer von ihnen liess sich als Racan eine Stunde früher anmelden. Er wurde sehr freundlich empfangen. Man machte sich Complimente, man sprach von seinen Schriften gegenseitig mit Entzücken. Nach einer Viertelstunde verliess der Pseudo-Racan das Fräulein sehr zufrieden. Kaum war er fort, als man abermals einen Racan bey ihr anmeldete. Sie meinte, er käme wieder zurück, ihr noch etwas zu sagen, und sah eine andere Gestalt in ihr Zimmer treten. Das Fräulein, sehr verlegen, erzählte, was sich ereignet hätte. Der gegenwärtige R. stellte sich des gespielten Streiches wegen sehr erzürnt, und schwur, er werde sich rächen. Es kam zur Unterhaltung, und das Fräulein war mit diesem R. noch zufriedener, als mit dem ersten; denn er sagte ihr noch weit mehr Verbindlichkeiten, als jener. Kaum war er gegangen, als endlich der wahre R. kam und sich anmelden liess. Wie? rief das Fräulein aufgebracht aus, nehmen denn die Racans kein Ende?" Kurz, wie er eintritt, und ihr persönlich nicht gefällt, zieht sie den Pantoffel vom Fusse, und schlägt den verblüfften Poeten zum Zimmer hinaus. *Francisca d' Aubigné*, Marquise *v. Maintenon*, 84 Jahr alt geworden. Die Maske ist ihr nicht genug abgezogen. Marquise *de Gange*. Eine Kette von übel entwickelten Scheusslichkeiten, von welchen man die eigentlichen Beweggründe nicht erfährt. Wahrscheinlich aus dem Memoire eines französischen Geschwindschreibers. Marquise *de Brinvillier*, eine mordsüchtige Giftmischerin. „*Morceau à la Brinvillier* heisst noch jetzt in Frankreich Vergiftung." *Antoinette de Bourignon*, die wahnwitzige Prophetin. *Eleonora Davies*, auch eine solche. Im dritten Theile, verspricht der Vf. S. 219, als Anhang eine kleine Abhandlung über die, von der Scuderi entworfene, Charte vom Lande der Zärtlichkeit, und über ähnliche Spielereyen und Liebestände-leyen des 17ten Jahrhunderts, vereinigt mit den Producten dieser Art in unserer Zeit, zu liefern.

Cht.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Das Wörtlein Und.* Eine Geburtstagsfeyer. Herausgegeben von *F. A. Krummacher.* 1811. XIV u. 234 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Von dem Wörtchen *Und* nimmt der Vf. Gelegenheit seinen Lesern allerley Gedanken und Phantasieen vorzulegen, für welche er sonst wohl keine bequeme Einfassung hat finden können. Eine fröhliche Gesellschaft, bey welcher es nicht an dem erheiternden Becher fehlt, nimmt sich vor, über einen recht trockenen Gegenstand zu reden, um den Rüdesheimer desto erquickender zu finden, der den Geburtstag eines alten Mitgliedes verherrlichen soll. Das deutsche *Und* wird als Object beliebt; da aber der Deutsche nichts verhandeln kann, ohne die ganze Welt mit in seinen Kreis zu ziehen: so wird bey den römischen, italiänischen, spanischen und französischen Bindewörtern gleicher Bedeutung angefangen, und launige Bemerkungen über ihre Gestalt und Beschaffenheit gemacht. Unter anderen wird die Armuth der Deutschen gegen den Reichthum der Römer, „die solcher Haken und Ösen fünf haben", in Contrast gestellt. „Wir hatten ursprünglich nur diess eine UND, und wäre uns dieses genommen worden: so wären wir noch unglücklicher gewesen, wenn uns zu der Sache, die uns seit Hermanns Zeiten fehlte, auch das Wort verloren gegangen wäre. Das Verbinden und Aneinanderschliessen ist niemals unsere Sache gewesen." Der Pfarrer hält der lutherischen Bibelübersetzung eine schöne Lobrede, und billigt es höchlich, dass dem Worte UND, womit gar ein ganzes Buch, das erste der Könige, anfängt, allenthalben, wie im Hebräischen, sein Recht widerfahre. Psychologischer Unterschied der Hebräer und Griechen, die zu divergirend sind, um verglichen werden zu können. Jenen gehört das *Und*, diesen das *Aber* charakteristisch an. Das Aber soll das Wort der ästhetischen, wie der sittlichen, Wahrheit seyn; doch gehört es auch der Verläumdung. Vom weiblichen und männlichen Aber. Der deutsche Nationalcharakter scheint das Aber zu lieben. August sprach zu früh das Und über Deutschland aus, da musste Hermann zum Aber greifen. Nur unter uns konnte eine Reformation und die kritische Philosophie mit ihrem Gefolge entstehen. „Wenn man der deutschen Nation vorwerfen kann, dass ihre vorzüglichsten Genies nicht in so hoher Achtung bey ihnen (ihr) stehen, als bey den Engländern, Franzosen, Italiänern und Spaniern: so muss man dagegen ihr zugeben, dass auch vielleicht bey keiner Nation das Ideal so hoch steht". Der Rector spricht von den furchtbaren Abers der Römer, von ihren *At*, *Ast*, *Autem*, *Vero*, *Verum enim vero*. Von der ernsthaften Rolle, die das plumpe *But* bey den Engländern spielt; von dem schafmässigen *Mais* der Franzosen, und dem bedächtigen *Maar* der Holländer. Wie treffend das Aber manchmal in der Bibel und Klopstocks Messias vorkomme. „Wir haben ganze Kunstwerke, die nichts anderes sind, als ein solches Aber, eine lange kunstvolle Dissonanz in langen Fugen, deren Auflösung der höhere Geist schon fühlt, ehe sie da ist." Ein solches Aber soll Shakspear's Hamlet seyn, der, diess zu beweisen, hier aus einander genommen wird. Goethes Ausspruch über das Stück im Wilhelm Meister genügt dem Vf. nicht. Die That und Strafe, die Hamlet im Namen der Nemesis an seinem Stiefvater und dem schändlichen Usurpator ausüben sollte, verdient, nach Hn. *K's.* Einsicht, den Namen einer grossen That nicht; es scheint ihm wohl homerisch, aber nicht shakspearisch, so viel Lärm um einen einzelnen Menschen zu machen. Der Forstrath führt das Aber durch jede Haushaltung, durch jedes Privatleben hin, und erzählt von sich selbst einen Vorfall mit einem dergleichen Aber; wobey ihm noch die Begebenheit eines Gastwirths einfällt; die er gleichfalls mittheilt. Jetzt tritt der Rector auf, um der Gesellschaft die Genese des Wörtleins UND zu geben. Er sagt viel Gutes, aber nicht weniger Schwankendes über die Grundstoffe der deutschen Benennungen. So soll, nach ihm, im *U* stille Grösse liegen, und diese in dem Worte *Kuss* fühlbar seyn, welches der Rector nicht mit dem sinnlichen englischen *Kiss* vertauschen möchte. Von den beiden Endbuchstaben, *N* und *D*, wird fast nichts gesagt, worauf doch der Urbegriff des *Und* eigentlich beruht. Doch wenn die fröhliche Gesellschaft mit des Rectors etymologischen Herleitungen zufrieden war, warum sollten wir sie hier widerlegen? Sie dankt ihm unter Gläsergeklingel mit lauter Stimme: *Bene, bene, bene habes respondere* Von nun an geht ihr Geplauder durch einander, und sie wird zu einer wahren Judenschule. Man wörtelt über Hofgesichter, Homers Götter, menschliche Narrheiten, den deutschen Pipps (der in unseren windigen, und zugleich in stockfinsteres Gewölk gehüllten Ich- und Natur-Philosophieen, unseren ästhetischen Salbadereyen sammt dem Sonettengeklingel, und dem mystischen Geschwätze u. s. w. bestehen soll), über den Wein, die Physiognomie der menschlichen Namen, die Titelsucht der Deutschen, und kommt am Ende wieder auf das Wörtchen *Und*. Das letzte *Und* ist die Braut des Vfs., um welche er, nach manchem Gereimel auf das lange genug herumgezerrte Wörtchen, mit der Formel anhält:

> Mir blutet im Herzen die heimliche Wunde.
> Ach, gebet das *Und* mir, damit ich gesunde.

Das Buch liest sich im Ganzen, wie ein Allerley sich lesen lässt. Man streift mit dem Vf. in Geschwindigkeit von einem Gebiete des Denkens in das andere, und kommt mit einem wüsten Kopfe nach Hause. Manches gefällt, Manches lässt gleichgültig. Man wird nirgend festgehalten, nirgend zum Verweilen oder Wiederlesen eingeladen. Vor Unsinn und purer Fadheit hat der Geschmack des Vfs. seinen Witz bewahrt. Diess ist die unumwundene Meinung des Rec. von diesem Undbuche; er erwartet nun in Geduld, ob ihn Hr. *K.* unter die müssigen, spürenden, lügenden, stolzen, eiteln oder misssüchtigen Kritiker (Vorr. S. VIII) werfen werde. Zu den empfindsamen, „den harmlosesten unter allen", wird er wohl nicht gehören. Mögen seinetwegen die alte Presse und der graue Setzer (S. XIV) bis zu ihrem beiderseitigen Ende in der süssen freundlichen Gewohnheit ihres harmlosen Wirkens verharren!

Lu.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1811.

GESCHICHTE.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen.* Nebst einer Einleitung in die alte deutsche Leibeigenschaft, von *Ernst Moritz Arndt.* 1803. X u. 277 S. 8. (1 Rthlr.)

Durch Zufall ist eine Anzeige dieses Werks, eingeschickt schon im Jul. 1804, ungedruckt geblieben, und unpassend geworden, da sich seitdem der Zustand der Dinge so sehr geändert hat. Indess verdient das Werk keine Vernachlässigung; es nahm damals unsere Aufmerksamkeit und Achtung in einem gleich hohen Grade in Anspruch: einmal wegen seines edlen Zwecks, zur Minderung und Aufhebung der schwedisch-pommerschen Leibeigenschaft zu wirken, indem die Unrechtmässigkeit und Schädlichkeit derselben dargestellt wurde; einen solchen Eifer mit Beyfall kund zu machen, ist eine süsse Pflicht des Recensenten, auch, wenn man sich in den Mitteln vergriffen haben sollte; dann wegen der mancherley historischen und statistischen Nachrichten, welche dadurch von Schwedisch-Pommern gegeben werden; endlich durch die seitdem bekannt gewordenen Eigenthümlichkeiten der Schriften des Vfs., die Kraft der Darstellung, die Gewalt der Rede, die richtigen Ansichten, den Muth, die Gebrechen der Zeit und Vorzeit offen darzulegen, den heiligen Eifer, für das, was er als Wahrheit erkannt hat, männlich zu streiten. Unter solchen Verhältnissen darf dieses Werk von unserem Institut nicht übergangen werden, obgleich der Vf. die Freude gehabt hat, seine Wünsche, wiewohl auf eine unerwartete Weise, in Erfüllung gehen zu sehen; da bekanntlich der König *Gustav IV Adolf* die Auflösung des deutschen Reichs benutzte, um der Verfassung seines Pommern eine schwedische Form zu geben, und nicht nur die Leibeigenschaft mit einem Federstrich aufhob, sondern auch die niedergehaltenen, kurz vorher noch in einem fremden Eigenthum befindlichen, Leibeigenen als selbstständige Reichsbürger auf den neuen Landtag berief. Das ist also durch den Ablauf der Zeit gewonnen; wir können unsere Anzeige viel kürzer fassen, und über das Hauptwesen des Werks, das Politische, weggehen. Jetzt darüber etwas zu sagen, nachdem in so vielen Ländern die Leibeigenschaft durch die Regierungen vernichtet ist, und die Meinungen und Ansichten der Menge einen so völligen Umschwung erlitten haben, dass man Rec. nicht mehr verstehen würde oder wollte, nachdem es gar nicht mehr auf das Rechte dabey ankommt, möchte sehr überflüssig scheinen, und könnte Missverständnisse mancherley Art veranlassen. Wir müssen uns also darauf beschränken, wie der Vf. unter den damaligen Umständen seinen Zweck erreichen wollte und konnte, auf die Prüfung des historischen Theils und die Ausführung des Ganzen.

Der Lage der Dinge nach musste der Vf. nur auf die Leibherrn wirken, sie erwärmen für die gute Sache, und erschüttern durch Darstellung des Übels, das sie erhielten; auf die Regierung war noch nicht zu rechnen, sie hatte bereits gethan, was sie nach den damals herrschenden Grundsätzen thun konnte. Diesen Zweck konnte aber der Vf. nicht erreichen, weil er seinen Plan nicht gut angelegt, die Grundsätze, von denen er ausging, nicht streng geprüft und tief geschöpft hatte, das Politische und Juridische, Deduction und Urkunde nicht trennte, nicht mit den vereinten Kräften der Resultate der Untersuchungen, und des ergreifenden, oft tiefbewegenden Vortrags auf die Leser eindrang, selbst einige Mal ausfiel (was einer guten Sache immer schadet und unnöthige Erbitterung erzeugt). Vielmehr fasste er das Geschichtliche und Rechtliche zu einseitig auf, mit zu viel Leidenschaft, nicht wie der Geschichtschreiber, das Ganze mit ruhigem Ernst überblickend, und mit umfassender Umsicht sich verbreitend (warum setzte er sich hier nicht auf den Standpunct, den er bey Beurtheilung der Geistlichkeit fand?), oder eilte auch wohl in der Wärme seiner Empfindungen zu raschen Schritts vorwärts, ehe die Sammlung und Bearbeitung vollendet war, und prüfte seine Ideen und Grundsätze, so wie die Daten, welche ihm frühere Schriftsteller angaben, nicht frey genug, gab ihnen mehr Gehör, als sie verdienen (*Otto I, Heinrich* der Löwe). So will er den bestehenden, gesetzlichen Zustand aus geschichtlichen Prämissen, aus Resultaten, die auf rechtliche Entscheidung keinen Einfluss haben dürfen, angreifen, und wirft so die Normen und Pflichten des Gesetzgebers mit den Vorschriften des Richters zusammen. — Des Vfs. Ansicht des Positivrechtlichen beym Sclavenzustande ist zu beengt, nicht durch allgemeingeschichtliche Erfahrungen und Lehren gereinigt und erweitert, auch nur nach dem gereiften Urtheil einer cultivirten Welt, nicht zugleich im Geiste jeder Zeitperiode gedacht und erzählt, und überhaupt ungerecht. — Doch davon wollen wir absehen.

Die geschichtlichen Thatsachen sind vom Vf. ein-

zig aufgestellt, um daraus die Unrechtmässigkeit der Leibeigenschaft, nach ihrem Ursprunge, die Schädlichkeit derselben für den Belasteten, den Begünstigten und die Gesellschaft zu entwickeln. Die Farben sind aus der Geschichte viel stärker aufgetragen, als für den Zweck nöthig war, und selbst das, was näher damit in Verbindung zu stehen scheint, z. B. die an sich angenehm zu lesende Schilderung des pommerschen politischen und bürgerlichen Zustandes ist müssig, und zeigt keinen unmittelbaren Einfluss in diese Untersuchungen, wie denn der Vf. an mehr als einer Stelle zu weitläuftig geworden ist. Sclaverey war allen Nationen gemeinschaftlich, und der Sclav so gut, wie der damit gar nicht zu verwechselnde Leibeigene, Waare und Eigenthum. Nur aus diesem Gesichtspunct nahmen die Gesetze der deutschen Völkerschaften bey der Bestimmung des Wehrgeldes auf ihn Rücksicht, und setzten nach dem Marktpreise ein Maximum. Criminalfälle kannte der Staat nicht. Die historischen Untersuchungen zerfallen überhaupt (mit dem Werke) in 5 Abschnitte. Der erste, *allgemeine Übersicht der deutschen Leibeigenschaft*, scheint uns am wenigsten gelungen zu seyn. Die Notizen des Vfs. sind zum Theil von den Franken in Gallien, mit römischen Instituten, genommen; theils aus *Karls* des Gr. und seiner Nachfolger oft ganz allgemeinen Verordnungen für alle Staaten ihres Reichs, woraus sich denn kein Beweis für ein besonderes Land, und noch weniger für eine besondere Provinz führen lässt, und welche daher für die Geschichte der deutschen Leibeigenschaft ziemlich unbrauchbar sind; theils hat der Vf. eine Menge Beyspiele aus den verschiedenen deutschen Provinzen (am wenigsten aus norddeutschen, was doch näher zum Ziel geführt hätte,) ausgehoben, und aus diesen einzelnen, alleinstehenden Thatsachen ein Ganzes zu bilden gesucht. Ein Unternehmen, das, so behandelt, wenig erspriesslich seyn wird. Die Ausführung lässt unbefriedigt, und die Einseitigkeit thut eine unangenehme Wirkung. Ins Einzelne kann man hier dem Vf. nicht folgen; nur zu S. 52 wollen wir bemerken, dass noch mehr Aufschluss über das Zunftwesen der Städte im Mittelalter, als *Lehmanns* Chronik von Speier giebt, in *Ochs*, hier sehr instructiver, Geschichte von Basel sich finde, einem Werke, das wir noch wenig benutzt gefunden haben. 2) *Skizze der Unterjochungsgeschichte der deutschen Slawen, vorzüglich der an der Ostsee wohnenden, und ihrer Sitten und Cultur.* Hier werden vorzüglich zwey Sätze bestritten: 1) dass bey den Slawen harte Leibeigenschaft vor der deutschen Unterjochung gewesen, und die Deutschen diese nur beybehalten hätten; 2) dass die jetzigen Leibeigenen slawischen Ursprungs wären. Der Vf. sucht zu beweisen, das Land sey bey seiner Erscheinung in der Geschichte rauh, unangebauet, wenig bevölkert gewesen, und die Menschen hätten halben Wilden geglichen und Seeräuberey getrieben. Wir können nicht alle Angaben des Vfs. unterschreiben, halten überhaupt diese Schilderung der Sitten und Gebräuche der Slawen nicht für nothwendig; wohl aber glauben wir, dass über den Zustand der Leibeigenschaft dieser Völker vor der Bezwingung sich noch Mehreres auffinden liesse, Notizen, welche dem Zweck des Vfs. näher lagen. Die Folgerung, welche derselbe aus der Rauheit, dem Unangebautseyn und der waldvollen Wildniss des pommerschen Landes zieht, ist ganz unrichtig. Eben so war der Zustand Preussens bey seiner Eroberung, und doch war das Land stark bevölkert, und die Bewohner ganzer Dörfer schon Leibeigene der Tczupane (*Baczko* Handbuch S. 75). Dass die Ostseeslawen Knechtschaft eingeführt hätten, leugnet der Vf. nicht; aber abgeschmackt hält er die Meinung, welche die ganze Masse des Volks in diesem Joche sieht. Der Beweis besteht in Folgerung aus dem Zustande der Nation, die wir nicht zugeben können. So sagt der Vf. S. 78: „Ich frage jeden nur Halbsehenden, welch ein Interesse hätten Sclaven gehabt, sich für ihre hochgebornen Herren in ewigen Kriegen todtschlagen zu lassen, und so hartnäckig für fremde Freyheit zu fechten, wenn sie keine eigene zu verlieren hatten? Es konnte ihnen unter den Sachsen ja nichts Schlimmeres begegnen, als was sie erlitten, wenn sie Sclaven waren?" Das heisst doch wohl etwas zu weit gegangen, es ist nicht beachtet, was das Gefühl nationaler Selbstständigkeit, welches durch Leibeigenschaft nicht weggenommen wird, wirkt, es ist an dieser Stelle vergessen, dass mit den deutschen Heeren eine neue Religion und eine neue Sprache kam, dass die Sclaverey der neuen Herren in mehreren Stücken ungewohnter, und also härter seyn mochte; dass es überhaupt Fremde waren, gegen welche man eingenommen war, und wer weiss noch, welche Ursachen hier zusammenwirkten, welche Missgriffe in der Behandlung der eroberten Lande begangen wurden! Diesen wichtigen Punct führt der Vf. selbst aus, und es ist zu verwundern, dass er den Zusammenhang mit dem Ebengesagten nicht fand, nicht sah, wie seine Ideen und Zweifel dadurch bestimmt wurden. Auch bey der härtesten Sclaverey der alten Herren konnten die Leibeigenen also ein grosses Interesse haben, die neue zu verabscheuen und zu ihrer Abtreibung mitzuwirken. Wir haben dazu ganz neuere Belege (S. 80). Die slawischen Colonieen in Deutschland sind wohl nicht unbedingt als unfrey anzunehmen; denn oft sind sie durch freywillige Auswanderungen an diese Orte gekommen, und haben sich als willkommene Ansiedler in ganz Deutschland niedergelassen. Auch war die Grenze in mehr als einem Landstrich zwischen beiden Nationen lange Zeit schwebend, und ihre Verbreitung und Einwanderung also leichter. S. 98 sagt der Vf. wieder: „Und wären auch die Sclaven und Leibeigenen in ganz Deutschland von Slawen entsprossen" (was freylich kein Vernünftiger träumen wird): „so wollen wir doch bekennen, *es giebt keine Verjährung des Unrechts.*" Wenn doch der Vf. erst gezeigt hätte, dass die Entstehung der Sclaverey, durch die Gewohnheit aller Völker als rechtmässig anerkannt, ein *Unrecht* genannt werden kann! Diese Völker hatten auch

einmal Unfreyheit, man muſs alſo immer die vorhandenen Sclaven als rechtmäſsiges Eigenthum der Herren anſehen; und warum ſollte denn bey dieſer Art des Eigenthums keine Verjährung eintreten können? — 3) *Über die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen vom 12 — 17 Jahrhundert.* Es iſt wohl ziemlich gewiſs, daſs der gröſste Theil der einwandernden deutſchen Coloniſten freye Leute waren; aber unrichtig iſt die Behauptung des Vfs.: „Noch nie ſind Menſchen ſo verrückt geweſen, freywillig in eine Art von Sclaverey zu gehen." Denn die Geſchichte lehrt, daſs dieſes bey faſt allen Völkern wirklich der Fall geweſen iſt, und der Vf. hat ſchon vergeſſen, was er aus Tacitus ſelbſt vorher (S. 9) bemerkte. Auf dieſen Urſprung der Sclaverey muſs man ſo gut bey ihrer allmählichen Ausbreitung Rückſicht nehmen, als auf die Bemerkung, daſs der Zuſtand der freyen Coloniſten nachgerade von der milderen Behandlung zur härteren überging. Die Noth lieſs ein Recht nach dem anderen aufgeben, durch Strafe wurde die Freyheit genommen, ein Theil wurde durch Heirath unfrey (S. 217, noch jetzt iſt das eine Entſtehungsart), machte wenigſtens ſeine Kinder Leibeigene. Iſt das alles Unrecht? Die Geſchichte zeigt zu allen Zeiten in Pommern Leibeigene, und je zahlreicher unſere Nachrichten werden, deſto häufiger erblicken wir dieſe Claſſe der Bewohner (S. 148 f.). Iſt es nun ungerechter, ganz nach den Civilgeſetzen über das Eigenthum, die Leibeigenen, bis ein Anderes bewieſen wird, als wohlerworbenes Gut der Herren anzunehmen, oder, weil höchſt wahrſcheinlich einmal Vielen unrechtmäſsig dieſes Joch aufgelegt iſt, das ganze Inſtitut zu zerſprengen; Eigenthum, deſſen Erwerbung nicht mehr gezeigt werden kann, deſſen ſteter unwiderſprochener Beſitz aber eine Sicherung deſſelben ſeyn ſollte, wegen der Möglichkeit der urſprünglichen unrechtmäſsigen Erwerbung, den Inhabern zu entreiſsen? Die vom Vf. nicht geleugnete Sclaverey unter den wendiſchen Stämmen erleichterte an ſich ſchon die Ausbreitung unter der Herrſchaft der Eroberer. Der Zuſtand der alten Bewohner war dadurch, wie überall, in eine drückendere, abhängigere Lage gekommen, und wo auch die eigenen Fürſten und Edlen blieben, wurden dieſe doch bald mehr bald minder deutſch, und vergaſsen die Verwandtſchaft mit den Unterdrückten. Erſt zwang ſie der Staat zu freyen Frohnen, dann auch der einzelne Mächtige, und wie die freyen deutſchen Coloniſten ſich beugten, ſo auch die bey der Eroberung und Germaniſirung freygebliebenen Wenden. Daſs dieſe, und mit gleichen Rechten als die deutſchen Einwanderer, vorhanden geweſen, daſs ſolche bis in ſpäte Zeiten namentlich erwähnt werden, und erſt allmählich mit den Deutſchen verſchmolzen, hat der Vf. bewieſen, und der Satz, daſs alle Wenden Sclaven geweſen, wird dadurch widerlegt. (Wir glauben, daſs die Beſtreitung dieſer, nur von ohnehin nicht zu überzeugenden Leuten ausgeſprochenen, und keiner weitläuftigen Widerlegung bedürfenden Behauptung viel dazu beygetragen hat, der ganzen Ausführung des Vfs. eine ſchiefe Richtung zu geben.) Sicher war die Leibeigenſchaft ſchon vor dem 16 Jahrh., welcher Zeitpunct vom Vf. als die Epoche der mehr beginnenden Miſshandlung und des mehr einreiſsenden Drucks der Bauern bezeichnet wird, wo ſich aber noch immer viel Freyheit und Erbrecht findet, ſtark genug, nur iſt ſie nicht ſo ſichtbar. Doch iſt freylich nicht zu leugnen, daſs, weil hier auch mehrere günſtige Umſtände, welche anderwärts die Freyheit hielten, nicht eintraten, und bey der gröſseren Verbreitung der römiſchen Geſetze, bey dem gröſseren Werth, den das Geld in dieſer Zeit erhielt, die Leibeigenſchaft wachſen mochte, und daher dieſer Zeitpunct, wo die mehrere Allgemeinheit ſtärker in die Augen ſpringend wird (was mit dieſer Periode auch in anderen Ländern der Fall iſt), einen paſſenden Abſchnitt giebt. — 4) *Periode vom Ende des 30jährigen Krieges bis zum Anfange des 19 Jahrh.* Dieſer Krieg macht Epoche in der Unterdrückung der Bauern. Nun iſt Alles im ſtrengen Dienſt, alle Freyheit, alles Erbe verſchwunden; nun folgen ſchnell auf einander die oft harten Verordnungen gegen das Entlaufen; wir ſehen, wie oft die Regierung das Unglück mildern will, aber nicht durchdringen kann, und ſich endlich gar nicht mehr um dieſe mittelbaren Unterthanen zu bekümmern ſcheint. Der ſiebenjährige Krieg macht einen Unterabſchnitt. Seitdem wurde der Ackerbau wichtiger, und deſſen Ertrag ſollte immer mehr geſteigert werden, daher legte man die Bauern. Ganze groſse Dörfer verwandelten ſich in groſse Güter. Dieſes führt nothwendig zum Ruin von tauſend Familien, und es iſt unbegreiflich, daſs der Staat dieſe Wunden, die ihm unaufhörlich geſchlagen werden, ſo gelaſſen erträgt. Man leſe, was der Vf. S. 190 und 255 gegen dieſe ſchädliche Gewohnheit geſagt hat, und ſicher wird man ihr nicht mehr das Wort reden. Auf den königlichen Domänen ſchaffte ſie der Generalgouverneur, Prinz *von Heſſenſtein*, ab, und die Bauern wurden nun auf Pacht geſetzt und dabey wohlhabend. Die ſtädtiſchen Communen, die Akademie und mehrere Adeliche folgten. Umgekehrt iſt das Verfahren in Preuſſiſch-Pommern, wo man die groſsen Güter abbauet. (Wie iſt es jetzt, nachdem die Bauern die Freyheit erhalten haben?) — Von S. 191 an ſchildert der Vf., für dieſen Zweck wohl zu ausführlich, den Zuſtand, die Behandlung und das Dienſtbarkeitsverhältniſs der Leibeigenen, die auf den königl. und ſtädtiſchen Domänen geringer ſind, und ſich von ſelbſt ganz in Pächter verwandeln werden. Eine ſehr dankenswerthe Arbeit! Der, welcher in einem Lande lebt, das keine Leibeigenſchaft kennt, findet ſich hier in einer anderen Welt. Auch die Reſultate von dem Einfluſs des jetzigen Zuſtandes auf die Bevölkerung und das Verhältniſs der Freyen zu den Leibeigenen (in Rügen wie 1 zu 3, in Pommern iſt daſſelbe gleich) gewähren angenehme Unterhaltungen. Was nun die Ausführung betrifft: ſo halten wir dieſe in ſo weit verfehlt, weil nicht nur, wie oben bemerkt worden, die Gründe

nicht richtig und bestimmt genug sind, sondern auch der Plan vernachlässigt ist. Der letzte 5 Abschnitt: *Aphorismen über die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einstellung des Bauernlegens*, hätte die Grundlage des ganzen Werks werden sollen. Hier wird das, was für die Leibeigenschaft im Allgemeinen gesagt werden kann, geprüft (zum Theil vortrefflich gesagt). Nur da, wo der Vf. die Sachen *rechtlich* behandelt, können wir ihm nicht beystimmen, und S. 247 und 248 haben wir keine juristische Ansicht entdecken können. Wäre jenes geschehen, danach die Materialien geordnet, die interessanten, und oft zu neuen Ansichten führenden Resultate der geschichtlichen Forschungen nur als ein einzelnes Capitel des Ganzen behandelt, wie schon erwähnt, Deduction und Urkunden getrennt, so dass der Eindruck der einzelnen Ausführungen durch den nachfolgenden Materialienhaufen nicht verwischt würde (viele lange Auszüge aus *Kantzows* ungedruckter Chronik, *Normanns* rügenschen Landesgebräuchen, *Mevius* und *Balthasars* Schriften, den Regierungs-Resolutionen und anderen Gesetzen gaben, wenn sie einmal so mitgetheilt werden mussten, Beylagen ab, durften aber nicht, die Harmonie und die Aufmerksamkeit störend, in den Text aufgenommen werden), und dann die Hauptsache entwickelt: so würde das Werk ohne Zweifel classisch seyn, und wir hätten eine politische Adresse in unserer Literatur, die daran, aus begreiflichen Ursachen, arm ist. Wie nun auch die Schwächen dieses Werks, welche wir nach unserer Ansicht dargelegt haben, dessen Werth einschränken mögen: es bleibt immer wichtig, und ein ehrenvolles Denkmal für den Vf. Mit Vergnügen bekennt Rec. den Genuss, den einzelne Stellen und der politische Theil ihm gewährt haben.

H. St. F.

Halle u. Berlin, in der Waisenhausbuchhandlung: *Deutscher Plutarch, enthaltend die Geschichten ruhmwürdiger Deutschen.* Erste Abtheilung, von Hermann bis Otto (I). Von *Christian Niemeyer*, Prediger zu Dedeleben. 1811. IV u. 192 S. 8. (16 gr.)

Der Gedanke, die deutschen Jünglinge mit der Geschichte der grossen Männer ihrer Nation bekannt zu machen, verdient allen Beyfall, er ist gerade in unseren Zeiten einer der trostreichsten Gedanken. Auch fehlt es uns, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, nicht an einer grossen Zahl von einzelnen Lebensgeschichten berühmter Deutschen, oder an Beyträgen zu denselben. Aber das für Jünglinge Anziehende und Lehrreiche aus diesen Lebensgeschichten und Beyträgen herauszuziehen, zu vergleichen, zusammenzustellen und unterhaltend zu erzählen, ist ein Geschäft, das man nur einem der besten Geschichtschreiber unserer Nation zutrauen kann. Ein Talent, das der Verfasser eines Plutarchs besitzen muss, einen lebhaften Erzählungston, kann man zwar unserem Vf. nicht absprechen; aber sein Bestreben, recht schön zu schreiben, ist doch oft gar zu fühlbar, und der Stil manchmal zu geschraubt, zu romantisch. Auf diesen Stil haben offenbar die Quellen, aus welchen die Erzählung floss, einen entscheidenden Einfluss gehabt. Der Vf. bleibt sich daher nicht gleich; er erzählt oft zu viel Kriegsbegebenheiten, zu viel politische Händel; er hebt den Charakter seiner Helden nicht genug heraus; er versäumt es, ihn, nach dem Beyspiele des griechischen Plutarchs, durch die Erzählung kleiner Geschichtchen in ein helleres Licht zu setzen. Sehr viel lässt er seine Helden selbst sprechen, und zuweilen noch mehr, als sie wirklich gesprochen haben mögen. Auch auf diesen Umstand ist der Einfluss der gebrauchten Quellen unverkennbar. Die Angabe derselben, die S. 192 steht, beweiset aber nur zu deutlich, dass der Vf. mit den eigentlichen Quellen seiner Lebensgeschichten nicht bekannt war. Den *Bonaventura Vulcanius*, den er bey Alarich und Theodorich anführt, hat er zuverlässig nicht gesehen. Wären ihm die Sammlungen von *Duchesne*, *Leibnitz* und *Eccard*, die er bey der Lebensgeschichte Karls des Grossen gebraucht haben will, bekannt: so würde sie noch anders ausgefallen seyn. Warum führt er den *Eginhard* nicht an? *Hegewisch*, *Schmidt*, *Heinrich* (nicht *Heinrichs*, wie der Vf. zweymal schreibt), mögen wohl seine Hauptführer gewesen seyn. Den meisten Fleiss beurkunden noch die Biographieen von *Raban Maurus*, von *Bruno*, von der *Mathilde*. Dass der Vf. aber mit den eigentlichen Hülfsmitteln wenig bekannt ist, dass seine historische Kunde noch keinen grossen Umfang hat, beweiset die Schreibart der Namen *Katten* und *Kauzer* (S. 4), die Eintheilung der verschiedenen Stämme der Sachsen (S. 34), die Behauptung, dass die Nachkommenschaft des westphälischen Wittekindts noch jetzt blühe, dass die Abtey Fulda zu Karl Martells Zeiten gestiftet worden sey, dass die Hunnen und die Ungarn (S. 150) für ein Volk erklärt werden. Dieser Ausstellungen ungeachtet bleibt dieser deutsche Plutarch dennoch ein Buch, das für einen grossen Theil des deutschen Publicums eine unterhaltende Lectüre abgeben kann; und der Vf. wird, wenn er mit seinen Talenten ein sorgfältigeres Quellenstudium verbindet, sich unter die Reihe unserer besseren Geschichtschreiber noch emporschwingen.

Jg.

NEUE AUFLAGEN.

Lemgo, in der meyerschen Buchhandlung: *Das gelehrte Deutschland oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller.* Angefangen von *Georg Christoph Hamberger.* Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel.* Funfzehnter Band. Fünfte durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1811. 572 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 13 SEPTEMBER 1811.

PÄDAGOGIK.

Hof, in Commission bey Grau: *Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung, mit besonderer Anwendung auf eine neue daraus hervorgehende Elementar-Unterrichts-Methode* von *J. B. Graser*, Verfasser der Prüfung des katholisch praktischen Religions-Unterrichtes. Mit vier Tabellen auf Steinabdruck. 1811. XIV u. 446 S. 8. (2 Thlr.)

Das in Neuerungssucht ausgeartete Streben unserer Zeit, alles Übliche und Verjährte zu reformiren, zeigte sich besonders auch im Fache der Erziehung und des Unterrichts. Von der Schule der Philanthropen zuerst an drängte eine Ankündigung der allgemeinen Reform der Pädagogik und Didaktik die andere. Nicht nur einzelne Männer, und unter diesen vor allen *Pestalozzi*, wirkten mit Begeisterung für die Jugendwelt, nicht nur die speculative Philosophie nahm einen thätigeren und wärmeren Antheil an Pädagogik und Didaktik, sondern auch mehrere Regenten Europas scheinen nicht bloss dem Finanzwesen, sondern auch dem öffentlichen Unterrichte der Jugend ganz vorzüglich ihre Aufmerksamkeit schenken zu wollen. Aber zu bedauern ist es, dass in manchen deutschen Staaten, besonders in südlichen, die meiste Zeit mit Projecten und Entwürfen, mit immer neuen Organisationen und Planen verdorben und zu wenig gehandelt wird. Das Alterthum erzog mehr durch Thaten als Schriften, daher seine grossen von uns bewunderten Bürger; wir aber sind seine Antipoden. Myriaden von Erziehungsschriften haben in der neueren Zeit Deutschland überschwemmt, und wie wenig ward durch sie gebessert oder realisirt! Wenn die älteste Erziehungart mehr auf Kraft, Muth und Freyheit berechnet war: so richtete sich die spätere mehr auf Wissenschaft und Geschmack. Beide Puncte zusammen zu erzielen, sollte für unsere Zeit das Hauptaugenmerk der Erziehung werden. Lehren nicht die grossen Zeichen der Zeit, dass die deutsche Jugendwelt nicht mit Kenntnissen allein bereichert, sondern noch mehr mit Kraft und Muth gewaffnet werden muss? Rec. kennt wenige Erziehungsschriften, die so kräftig und sicher auf die Erreichung dieses Zweckes hinarbeiten, als die angezeigte. Um so mehr freuet er sich, das Publicum auf dieses Werk aufmerksam machen zu können, das zu den wichtigsten und interessantesten gehört, welches die ältere und neuere pädagogische Literatur aufzuweisen vermag. Hr. *G.* hat das grosse Verdienst, die Erziehungslehre, die bisher bloss ein Aggregat von mannichfaltigen Regeln war, durch die Aufstellung eines obersten Grundsatzes zur Wissenschaft erhoben zu haben, und es gelang ihm, bestimmte Richtungspuncte der erziehenden Thätigkeit aufzufinden, die man vorher gar nicht ahndete. Ausgehend von dem richtigen Gesichtspuncte, dass die Erziehung eine Angelegenheit des Staats sey, betrachtet der Vf. die Schule nicht bloss als Lehrerin, sondern stellt sie in ihrer ausgedehnten Wirksamkeit, in ihrer Theilnahme an der Gesammtausbildung der Jugend, als eine für vielseitige Entwickelung des jungen Menschen mütterlich sorgende Erzieherin dar. Er zeigt, *wie* der Mensch zum Bewusstseyn seiner Persönlichkeit, zum Erkennen seines Ichs, *zum Erkennen des Zwecks der Welt, und seiner Verhältnisse zu ihr*, und zum Erkennen der Menschheit insbesondere geführt werden müsse. Mit tiefem Blicke zeichnet er einen Unterrichtsplan vor, in welchem der Unterricht in einem inneren und stufenweise fortschreitenden Zusammenhange fortgeht, und zeigt bis zur Evidenz, wie nicht bloss im *Stoffe*, sondern auch in der *Art*, wie erzogen und gelehrt wird, ein *innerer* Fortgang vom Leichteren zum Schwereren, vom Beschränkteren zum Umfassenderen, Statt finden könne und müsse.

Der Vf. hat das Princip für die Theorie der Erziehung und des Unterrichts wissenschaftlich aufgestellt und begründet, und die einzelnen Theile ganz in Angemessenheit zu demselben bearbeitet. Er hat aus diesem Princip, wie aus einem Keime, alle einzelnen Glieder und Theile mit strenger Consequenz entwickelt, so dass alle dargestellten Begriffe, Sätze und Folgerungen unter sich selbst übereinstimmen, und so mit einander verbunden sind, dass der Verstand nirgends weder Lücke noch Sprung entdecken kann. Ein Hauptvorzug seiner Schrift besteht darin, dass sie die ästhetische Menschenerziehung, die bisher so sehr ausser Acht gelassen wurde, zu den unerlässlichen Foderungen der Menschenerziehung zählt. Gleich lobenswerth ist das ziemlich gelungene Bestreben des Vfs., fasslich und ohne Kunstsprache zu schreiben, um dadurch allgemeiner verständlich zu werden. Und sollte auch der erste Theil des Werkes, wegen der ihm zum Grunde liegenden philosophischen Speculation nicht für niedere Schulmänner durchaus ver-

ständlich seyn: so ist es doch gewiss der Theil, der vom Elementar-Unterrichte handelt. Gewiss wird dieser jedem Schulmanne eine reiche Ausbeute geben, indem er eine völlig neue Ansicht und Methode vom Elementar-Unterricht enthält, von der zu wünschen ist, dass sie recht bald zur Kenntniss aller Erzieher und Lehrer gelangen, und in den Schulen angewendet werden möge. Rec., der seit vielen Jahren mit dem Studium und der Prüfung der bedeutenderen Erziehungsschriften sich beschäftigt, glaubt mit Recht versichern zu können, dass die Methode des Hn. *G.*, die er für den Volks-Elementar-Unterricht ausführlich darstellt, alles übertrifft, was bisher in dieser Art des Unterrichts geleistet worden ist.

Zur Bestätigung unseres Urtheils werden wir einen etwas vollständigen Auszug des Wesentlichen aus dieser Schrift den Lesern vorlegen, damit auch sie in den Stand gesetzt werden, selbst zu urtheilen. Die meistens gegründeten Urtheile des Vfs. über das Thun und Treiben, und besonders über die Verirrungen in der bisherigen Pädagogik, übergehen wir, und beschränken uns wegen des Reichthums der Ideen und neuen Ansichten hauptsächlich auf das Eigenthümliche der Schrift, welches sie von anderen in diesem Fache unterscheidet.

Zwey Probleme soll nach dem Vf. die Erziehungslehre befriedigend lösen: 1) Was ist der Zweck der Menschenerziehung? 2) Auf welche Weise kann dieser Zweck erreicht werden? Erziehungsthätigkeit. — In Hinsicht auf die Erziehungsthätigkeit stellt die Erziehungslehre theils allgemeine Grundsätze auf, als Regulative für sie, sie sorgt für das Wissen — *Erziehungswissenschaft*, theils giebt sie bestimmte Regeln des Verfahrens in der Anwendung an, sie sorgt für das Thun, damit der Erzieher bey seiner Thätigkeit künstlich zu Werke gehen kann — *Erziehungskunst*. Die Erziehungsthätigkeit wirkt entweder durch allerley mittelbare Anstalten und Umgebungen auf den Zögling; in diesem Falle umschliesst sie den werdenden Menschen gleichsam mit einer Form, in welcher er sich bilden soll — *Bildungslehre*, oder sie nimmt seinen Verstand vermittelst der Sprache in Anspruch — sie lehrt — *Unterrichtslehre*. Jede nimmt die obige Eintheilung an: 1) Bildungswissenschaft und Bildungskunst, 2) Unterrichtswissenschaft, und Unterrichtskunst. Die Erziehungswissenschaft hat nur einen Hauptgrundsatz, der die zwey Puncte, Zweck und Art und Weise der Menschenerziehung zu bestimmen hat. Der Zweck der Menschenerziehung, umfasst die allgemeine Menschenerziehung, die Erziehung der Individuen, und endlich die Erziehung der Stände. Den Zweck der Menschenerziehung leitet der Vf. aus der Bestimmung des Menschen ab. Da nun die Begründung seiner Existenz durch sich selbst, oder die Begründung derselben in der Form des Menschen, oder mit einem Worte, die Selbstbegründung seines Seyns, den Menschen constituirt: so kann der Zweck der Erziehung kein anderer seyn, — als dem Menschen in seiner Entwickelung dahin zu verhelfen, *dass er, reif geworden, sein Seyn selbst zu begründen vermag*. Der Mensch repräsentirt die Gottheit in der Welt vorzugsweise, seine Bestimmung ist daher Divinität, die Bestimmung des Menschen erfodert also ein Begründen seines Seyns durch das sich selbst bestimmende Princip, sie fodert ein stetes Wirken in der Welt, um zu seyn, aber auch ein stetes Denken, um sich selbst zu bestimmen, beides vermittelt durch die Idee der Divinität. Diese Bestimmung des Menschen ist aus der Idee des Absoluten abgeleitet, das Allem sein Seyn giebt, und seine Form einprägt. Der oberste Grundsatz der Erziehung in Bezug auf den Zweck derselben lautet also: *Der werdende Mensch muss durch die Unterstützung der reifen dahin gelangen, dass er sein Seyn in der Welt selbst zu begründen vermag*. Da es bey dem Menschen, um Mensch zu seyn, auf die beiden Puncte ankommt, nämlich auf den Besitz der Kraft, seine Existenz selbst zu begründen, und auf die Kraft, sie in der wahren Form zu begründen: so soll ihm eine zweyfache Stärke eigen seyn, eine, um physisch zu leben, — Leibesstärke (*robur*), eine, um menschlich zu leben — Tugend (*virtus*). Im Leben selbst kann jede nur mit einer gewissen Geschicklichkeit der Anwendung gedacht werden, daher auch diese mit zum Ziele der Erziehung gehört. Diese Geschicklichkeit ist bey der Leibesstärke *Gewandtheit*, bey der Tugend *Klugheit*. Das erste Ziel ist also *Stärke mit Gewandtheit*, und das zweyte *Tugend mit Klugheit*. Das dritte Ziel der Erziehung ist *Kunst*. Der Mensch soll durchaus Mensch seyn, sowohl bey der Stärke als bey der Tugend und Kunst. Für alle drey wird also noch gefodert die *Vernunft*, die alle drey vermittelt und erst zu menschlichen Eigenschaften erhebt, und daher ist das vierte Ziel der Erziehung der *Vernunftgebrauch*. Dem bisher Gesagten zufolge, giebt es vier allgemeine Erziehungsarten, die physische, die moralische, die ästhetische, und die intellectuelle. Alle vier müssen gleichen Schritt halten, in gleichem Grade vor sich gehen, und in steter Beziehung auf einander, jedoch so, dass die intellectuelle die übrigen drey erst zu menschlichen Erziehungsarten macht. Nur in der klaren Erkenntniss des Seyns an sich und der wahren Form findet der Erzieher die Richtungspuncte seiner Thätigkeit. Das menschliche Seyn an sich ist ein bewusstseynvoller Conflict des Menschen mit der Natur. Sollen die Einzelnen diesen Kampf bestehen: so ist ihnen ein gewisser Grad von Stärke des besonderen Organismus, und eine gewisse Kunst nöthig, das, was die Natur zur Erhaltung leistet, zu benutzen, und was sie zur Destruction des Individuums thut, zu mildern oder gar zu beseitigen. Die Kunst des Menschen, sein Seyn zu begründen auf eine menschliche Weise, fodert also mehr, als die bisherige Diätetik und Gymnastik. Da nun die Selbstbegründung des Lebens in einer gewissen Form vor sich gehen muss: so wird deshalb erfodert Kenntniss der Form, die Kraft, sich in dieselbe gleichsam zu giessen, und die Kunst, sie an sich darzustellen. Diese Stärke ist nur eine innere, die des Geistes, und diese Kunst keine Technik, sondern das Vermögen,

das Schöne zu objectiviren. Die Kenntniss der Form des Seyns, oder des moralischen Lebens, ist durchaus nicht durch äussere Belehrung zu erhalten, sondern sie muss, so wie die Bestimmung des Menschen überhaupt, in Gott erkannt werden. Die Form des göttlichen Seyns kann nur durch die Idee der ewigen Wirksamkeit zur Ansicht kommen, und wir erhalten von dieser Form eigentlich 4 Ansichten (Formen). Die erste Form ist die *Wahrheit*, d. h. Einheit der Vorstellung mit dem Objecte. Die Gottheit ist absolute und ewige Wahrheit. So soll das Menschliche im Seyn ein durch Vorstellen und Denken geleitetes und mit der Vorstellung übereinstimmendes Wirken, d. h. Wahrheit seyn. Die zweyte Form ist die *Gerechtigkeit*. Das unendliche Wirken des Absoluten auf die mannichfaltigen Wesen in der Welt besteht in der Zutheilung dessen, was jedes Wesen zu seinem Seyn bedarf, es wird jedem zugetheilt, was sein ist, es geschieht ihm sein Recht. Von dieser Ansicht aus ist das göttliche Wirken oder Seyn absolute Gerechtigkeit, d. h. erfüllte oder materielle Wahrheit. Das Leben des Menschen soll stets materielle Wahrheit, oder sein Wirken Gerechtigkeit seyn. Die dritte Form ist die *Liebe*, welche macht, dass Gott die Wesen in der Welt alle in Wahrheit und Gerechtigkeit behandelt, also das bewegende Princip ist. So soll den Menschen die Liebe zu Allem durchglühen. Die vollendete Form des göttlichen Seyns ist die der *Schönheit*, in welcher der Mensch seine Bildung vollenden soll. Sie ist für die Menschenbildung Hauptsache, blieb aber bisher zu sehr ausser Acht. Vier Tugenden sind es also, die im Menschen vom Momente seines Entstehens an in ihm geweckt und erhöht werden sollen: die Tugend der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Schönheit. Es giebt nur eine Menschenerziehung und nur eine Erziehungslehre, beide bestimmt durch die Idee des Menschen, welche die Bedingungen seiner Entwickelung enthält. Der Theorie des Vfs. zufolge ist die *eine* und *allgemeine* Erziehungslehre, die immer das, was die Gattung constituirt, vor dem Auge hat, und es an jedem Individuum hervortreten zu lassen strebt, eine wahre und reine Wissenschaft *a priori*. Diese allgemeine Erziehungsart bestimmt zum Voraus die besonderen Erziehungsarten der besonderen Menschenclassen sowohl, als der Individuen. Der Grundsatz für die allgemeine Erziehung gilt auch für die besondere: Verhilf jedem Individuum dahin, dass es sein Seyn in seiner Welt zu begründen vermöge, dass also seine besonderen Eigenschaften in ihm nicht unterdrückt oder verwischt werden. So ist nur der Zweck der allgemeinen Erziehung auf das besondere Seyn modificirt. Die allgemeine Erziehung soll zwar das Individuum als Menschen im Allgemeinen betrachten, doch so, dass seine Individualität nicht verwischt werde: aber die Individualität soll auch nicht blosse Individualität werden, unfähig, sich ins Ganze zu verschmelzen. Eine lediglich individuelle Erziehung im vollen Sinne des Worts ist unmöglich. Bey dem Hinblicke auf gewisse Classen von Individuen und ihre Welten gelangt der Erzieher zu besonderen Erziehungsarten, die *Standeserziehungen* heissen können, weil das besondere Lebensverhältniss eines jeden sein Stand heisst. Es giebt 3 Hauptstände unter den Menschen: 1) die niederen, oder das Volk, 2) die höheren, oder der Adel, (im strengen, nicht aber conventionellen Sinne des Worts), 3) der Regent.

Da die Menschheit nur in Staaten bestehend gedacht werden kann: so ist ihre Erziehung auch nur im Staate möglich. Der Staat ist, der Theorie des Vfs. zufolge, die Vereinigung der Menschen niederer und höherer Art unter einem Regenten zur Erreichung ihrer Bestimmung, d. h. ihr Seyn selbst zu begründen. Der Staat ist also in so weit eine wahre, ja die einzige Erziehungsanstalt. So verschieden modificirte Staaten es auch auf der Erde geben mag: so schliessen sie doch alle denselben Zweck in sich, dieselbe Menschenbestimmung, sein Seyn selbst zu begründen. Da der Staat die beiden Zwecke der menschlichen Erziehung — Begründung der Existenz und Begründung derselben in der wahren Form — in sich schliesst: so enthält er auch Anstalten für die physische und moralische Menschenerziehung. In Hinsicht auf die moralische muss er 4 Anstalten in sich schliessen: 1) eine zur Beförderung der Wahrheit — Schulen, 2) eine zur Bef. der Gerechtigkeit — Gerechtigkeitspflegämter, 3) eine zur Bef. der Liebe, — Religionsanstalten, 4) eine zur Bef. der Schönheit — Kunstakademieen. Da die Religionsanstalt zum Zweck hat, Menschenliebe zu befördern: so muss er die dahin wirkenden Mittel anwenden, und seine Pflicht ist daher, theils die Kenntniss Gottes durch Unterricht zu befördern, theils öffentliche Andachtsübungen zur äusseren Verehrung Gottes zu veranstalten, welche eine Folge jener Kenntniss ist. Hiebey nimmt der Vf. Gelegenheit, seine lehrreiche Ansicht vom wahren Verhältnisse der Kirche zum Staate auszusprechen, und Rec. bedauert, dass er aus Mangel an Raum sie hier nicht berühren kann, sondern auf das Werk selbst verweisen muss.

Da der Staat nach dem Vorhergehenden auf der Triplicität — Volk, Adel und Regent — beruht: so muss auch vom Ziele der Erziehung des Volks, des Adels und des Regenten gehandelt werden. Wer mehr Anlage für den einen Zweck, nämlich für die Begründung der Existenz, hat, gehört zum Volke; wer mehr Anlage für den anderen Zweck, d. h. für die Begründung der Form der Existenz, hat, gehört zum Adel. Jedes zu einer dieser beiden Classen oder Stände gehörende Individuum erhält vom Staate die gesetzliche Bestimmung, seine Unterstützung dem Anderen zu leisten, und von ihm dafür die entgegengesetzte Unterstützung zu erwarten. Demnach hat jeder Mensch eine zweyfache Bestimmung im Staate: einmal soll er als Mensch sein Seyn im Ganzen selbst begründen, Mensch überhaupt seyn, und dann soll er auch dem anderen Stande die nöthige Unterstützung zur Erreichung eines Theils der menschlichen Bestimmung leisten. Auf diese Weise bedarf Jeder einer zweyfachen Ausbildung.

Nach dem vierfachen Ziele aller Menschenerzie-

hung — Stärke, Tugend, Kunst und Vernunft — ergeben sich 4 Hauptstände in der Welt: 1) Der Nährstand — allgemeine Lebensthätigkeit, 2) Stand der Staatsbeamten — höhere Lebensthätigkeit, 3) Stand der Gelehrten — Vernunftthätigkeit im engeren Sinne, 4) Stand der Künstler — das objective Gesammtdarstellen dieser Thätigkeiten. Der Adel theilt sich also in 3 besondere Stände, weil nicht jeder Mensch vom Adel in jedem der 3 Unterstützungspuncte gleiche Unterstützung zu leisten vermag. Da das Volk der Nährstand ist: so ist das Hauptziel der Volkserziehung Stärke mit Gewandtheit; darum muss bey dieser Erziehung die Diätetik und Gymnastik das vorzüglichste Augenmerk seyn. Der Hinblick auf den Beruf des Volks bestimmt auch die Modification seiner moralischen Erziehung. Des Volkes Gelehrsamkeit soll seyn die stete Überlegung seiner Thätigkeit in Bezug auf seinen Beruf; dann die Erkenntniss seiner Würde vor dem Thiere, das Ergreifen der Freyheit und des moralischen Werthes, und ein fester Glaube an Gott und das moralische Reich (Himmelreich). Seine Gerechtigkeit oder der Wille, Jedem das Seine zu geben, ist in Beziehung auf seines Gleichen Gehorsam gegen das Gesetz, in Beziehung auf die Höheren Treue, in Bezug auf den Höchsten unbedingter Gehorsam, und endlich in Bezug auf den Staat Hülfe und Schutzleistung. Die Religion oder Stimmung der Liebe des Volks besteht in der Dienstfertigkeit gegen seines Gleichen, in der Achtung und Ergebenheit gegen Höhere, in der Anhänglichkeit gegen den Höchsten oder Monarchen, im Patriotismus gegen das Ganze oder den Staat, in der Gutmüthigkeit gegen alle Menschen, und in der kindlichen Furcht gegen Gott. Die Kunst des Volks ist nach seiner zweyfachen Lebensbeziehung theils eine immer bessere Bereitung dessen, was das Volk an Andere abzuliefern hat, also eine gewisse höhere Technik, theils in Bezug auf das höhere Leben feinere Sitten, oder Wohlanständigkeit im Umgange, und Anstand in der Andacht.

Der Adel soll sich und den Niederen die Form des Seyns geben, wozu er eine höhere Kraft braucht, oben Tugend (*virtus*) genannt. Im Adel soll also die Erziehung diese *Tugend* vorzüglich erzeugen. Der Adel bedarf aber auch der nöthigen Kraft zur Existenz an sich, also ist auch bey ihm Diätetik und Gymnastik anzuwenden, welche jedoch der Erzieher bey ihm beschränkt und dagegen die geistige Übung des Vernunftvermögens steigert. Der Höhere muss daher nicht, wie der Niedere, das Wahre, sondern die Wahrheit selbst suchen; seine Gerechtigkeit muss jedes Wesen seiner Bestimmung gemäss behandeln, und es für Pflicht und Grösse halten, sich dem Staate zum Opfer zu geben; seine Liebe muss nicht bloss die Gutmüthigkeit des Volkes, sondern die Liebe für das Wohl der Welt, seine äussere Kunst nicht eine Technik, sondern die schönste Darstellung seiner Ideen und Anschauungen, und endlich seine Religion kein blosses Glauben und Ahnen, sondern ein lebendiges Anschauen der Gottheit im All und ein Finden des Endlichen im Unendlichen seyn. Was die Erziehung der Stände im Adel betrifft: so wird hier das Seelenvermögen, die Form des Seyns an sich und an Anderen zu befördern, durch Vernunft und Kunst vermittelt, und von hinlänglicher körperlicher Stärke unterstützt, als hauptsächlich gefodert. Das Seyn in der Form der Gerechtigkeit, Liebe und Schönheit, durch die Vernunft vermittelt, ist das Göttliche, welches das Ziel der Erziehungsthätigkeit für die Höheren ist. Hier muss also *Vernunftausbildung* vorzüglich betrieben werden, nicht gelehrte Bildung für die höheren Berufsverhältnisse, sondern die *eigentliche* Weisheit. Von den vier Hauptzielen der Erziehung ist für den Adel die Tugend das Erste. Da sie aber eine Thätigkeit für sich und Andere voraussetzt: so fodert sie auch physische Stärke zu ihrer Bestimmung. Diese Thätigkeit hat es aber mit dem Ideellen zu thun; folglich modificirt sich hienach die Diätetik und Gymnastik, die hier beide eine sorgfältigere seyn müssen. Die Anstalten, die beides vereint erzielen sollen, heissen daher mit Recht Gymnasien. Die Kunst, oder das Vermögen, sein Wirken durchaus in der Form der Schönheit darzustellen, muss den höheren Ständen vorzugsweise innewohnen, und giebt ihnen erst den Adel der Humanität als Abglanz der Divinität; daher ihre höchste Blüthe nur in der Religion sich zeigt. Die Gymnasien müssen also auch die *Kunst* mit in das System der Erziehung aufnehmen.

Da der Regent das Vereinigungsprincip des Staates bildet: so ist bey ihm die Vernunftbildung das vorzüglichste Ziel, und zwar zur formalen Thätigkeit, nicht zur Erlangung der Gelehrsamkeit. Er soll weit weniger mit dem Materialen der Wissenschaft bekannt gemacht, sondern dafür zum schnellen Überblick, zur Consequenz, Alles unter die Idee des Ganzen zu stellen, und mit Bestimmtheit zu entscheiden, hingebildet werden. Die Gerechtigkeit des Regenten soll bestehen im unabänderlichen Vollzug der ewigen Gesetze, da er das *Ewige* vom Göttlichen vorstellt; ihm ist nöthig hoher fester Sinn für das einzige Recht. Die Liebe des Regenten soll durch die Erziehung auf das Wohl des Ganzen hingeleitet werden, nicht auf einzelnes Wohlthun. Die Hauptkunst des Regenten ist die Regierungskunst, für die aber Prinzen nur von Regenten oder Ministern, welche die Regentengabe besitzen, gebildet werden können. Eben so ist dem Regenten die Kriegskunst nöthig. Die Erziehung soll im Regenten Sinn und Interesse für die Darstellung der Schönheit erzielen, weil die Beförderung der Kunst im eigentlichen Sinne Pflicht für ihn ist. Die Bestimmung des Regenten, Held zu seyn, fodert vom Erzieher auch, dass er die Stärke des Prinzen vor Augen habe.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Hof, in Commission b. Grau: *Divinität, oder das Princip der einzig wahren Menschenerziehung, mit besonderer Anwendung auf eine neue daraus hervorgehende Elementar-Unterrichts-Methode*, von *J. B. Graser* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Am Ende des 1 Abschnitts der Erziehungslehre handelt der Vf. von der Art der Erziehungsthätigkeit, um ihr Ziel zu erreichen. Der Mensch soll, sagt der Vf., in jedem Momente, wo er sein physisches Leben anschaut, auch zugleich das moralische anschauen, aber beide so zusammen anschauen, dass sie beide eines für seine Selbstbestimmung werden. Es vereinigen sich also beym Leben des Menschen zwey Anschauungen, die äussere und die innere, und nur so wird er Mensch in vollem Sinne. Hieraus ergiebt sich der *eine oberste* Grundsatz für das *Wie*, oder die Art und Weise der Erziehungstheorie: *Nur durch die Beförderung des äusseren und inneren Anschauungsvermögens und dessen Erregung in jedem Momente des Lebens wird das Ziel der Erziehung des Menschen erreicht.* Der Grundsatz enthält also vier Momente: a) die äussere Anschauung soll bey dem Menschen befördert werden; b) die innere Anschauung soll bey dem Menschen befördert werden; c) beide aber nur im Leben und für das Leben, und d) in jedem Momente des Lebens vereinigt. So wird sich die göttliche Harmonie des Alls an der Menschheit im vorzüglichen Glanze zeigen.

Die im Allgemeinen bestimmte Erziehungsthätigkeit muss sich modificiren 1) nach den niederen Menschenclassen, die mehr zur Begründung des Seyns an sich oder der menschlichen Subsistenz geeignet sind; 2) nach den höheren, die mehr für die Beförderung der Form geeignet sind. Für jene wird erfodert nach ihrem Zwecke mehr die äussere, für diese mehr die innere Anschauungsthätigkeit. Das Reich der Materie oder der Natur, von der realen Ansicht genommen, ist das Übungsfeld für die Erziehung der niederen Stände; die Sprache aber, im Allgemeinen genommen, das Hauptübungsmittel für die der höheren Stände. Das Regulativ für jene Bildungsart ist Arithmetik und Geometrie; für diese aber Algebra, höhere Mathematik und Logik. Das Reizmittel zur Selbstanschauung ist für jene das Zeichnen, für diese das Studium fremder Sprachen.

Diess sind die Übungsmittel der Menschenbildung in Hinsicht des Materialen der beiden Leben. Die Übungsmittel für die Anschauung der Form des Menschlichen sind die Geschichte und das Auffassen der durch die Sprache geäusserten Gesinnungen der Edlen, d. h. das Studium der Classiker. Eine Hauptbemerkung hiebey ist, dass alle Übung nur für das Lebensverhältniss bestimmt werde, und diese Bemerkung leitete natürlich den Vf. auf die Lehre von den Lebensperioden, deren er in der Kindheit drey annimmt: 1) Periode der Unmündigkeit bis zum 2ten Jahre. Der Mensch ist ohne Sprache. 2) Periode der Mündigkeit bis zum 4ten Jahre. Der Mensch gelangt zum Besitz der Sprache. 3) Periode der Wissbegierde bis zum 6ten Jahre. Der Mensch durchwandert die drey Curse seiner Ausbildung der Anschauung, des Begriffs und des Urtheils, und diese nämliche Wanderung beginnt er vom 7ten Jahre an von Vornen, nur mit lebendigerem Bewusstseyn.

Die Elementarschulen umfassen drey Biennien, oder 6 Jahre, nämlich vom 6 bis 12 Jahre, und enthalten drey Hauptclassen, deren jede wieder in zwey besondere zerfällt. Die erste soll den Besitz der Sprache auf einer höheren Stufe erringen, und zwar im Gebiete der Anschauung, die zweyte eine Geübtheit dieser Sprache im Gebiete des Begriffs, und die dritte, dass sie sich in den Stand setzt, die Sprache für sich und Andere zu benutzen, im Gebiete des Urtheils. Lesen und Schreiben sind für die erste Classe die Hauptübungen; Verstandesübungen für die zweyte, Aufsätze verfertigen für die dritte Classe. Dazu bedürfen wir drey Schulbücher, das erste in der Form der Fabel und Geschichte, das zweyte in der Form des Dialogs, das dritte in der Demonstrationsform.

Für das Alter vom 12—14 Jahre ist eine neue Anstalt der Erziehung nothwendig, und zwar für das männliche Geschlecht die Bauern- und Zunft-Schule; für das weibliche Geschlecht die Industrie-Schule. Der Stand des Menschen ist also wieder ein Lehrstand, und zwar im Gebiete der Anschauung. Vom 14 Jahre an beginnt die Periode der Geschlechtsreifheit. Der angehende Jüngling wird Lehrling, und die Lehrlingin wird Gehülfin der Mutter. Diese neue Conversation zwischen dem Lehrling und Meister, Tochter und Mutter, dient zur Verdeutlichung des vorher in der Anschauung Kennengelernten — Analyse des Begriffs.

Mit dieser Freysprechung vom Lehrlingsstande existirt er für sich, sich selbst hinsichtlich seiner Subsistenz überlassen. Die Periode der ersten Selbstständigkeit verbindet mit sich auch die der praktischen

Beurtheilung. Er muſs nun ſelbſt Aufgaben für ſich verfertigen, ſo wie auch ſelbſt Bedürfniſſe für ſich befriedigen. Die eigentliche Lehrzeit des Menſchen dauert bis ins 18 Jahr, vom 19 Jahre an beginnt die Selbſterziehung.[1] Obgleich dieſe Periodenbezeichnung zunächſt nur die Gewerbsſtände betrifft: ſo gilt ſie doch im Grunde für jede Menſchenclaſſe als Regel.

Es giebt alſo vom Puncte des Werdens bis zum Puncte der Selbſterziehung drey Hauptperioden: 1) die neutrale Kindheit vor der Schule; 2) das Knaben- und Mädchen-Alter in der Schule; 3) das Jünglings- und Jungfrau-Alter in der Vorbereitung zu einem Berufe. Der oberſte Grundſatz in Bezug auf das Ziel und die Art und Weiſe der Erziehung fodert alſo ein Leiten dieſes Triebes durch die Empfindung, durch die Anſchauung, durch die Vorſtellung, durch die Beurtheilung. Auf jedes der drey Vermögen ſoll der Erzieher mit Hinſicht auf den ganzen Umfang des gegenwärtigen Lebens einwirken, bis die Ergreifung des Geſetzes und Glaubens einer Seits, ſo wie der Wiſſenſchaft und Kunſt anderer Seits in der Religion die vollendete Beſtimmung gewährt. Erziehung und Unterricht ſind in Anſehung des Zwecks ganz Eins und daſſelbe, daher auch beym Unterricht dieſelbe Foderung oben anſteht: Der Menſch ſoll dahin gebracht werden, daſs er ſein Seyn ſelbſt begründe. Der Vf. theilt die Unterrichtslehre in die *Unterrichtswiſſenſchaft* und *Unterrichtskunſt*. Die erſte iſt das Syſtem derjenigen Grundſätze und Regeln, wodurch ſowohl der Umfang des dem Menſchen nöthigen Unterrichtsſtoffs, als die dem Menſchen angemeſſene Belehrungsweiſe beſtimmt wird. Die Kenntniſs der Bedingungen und der Form des Seyns, ſo wie die Kenntniſs, jene anzuwenden und in dieſe ſich zu gieſsen, iſt das eine allen Menſchen nöthige Wiſſen, um Menſch zu ſeyn, und von dieſem Wiſſen handelt der allgemeine Lehrplan für alle Menſchen, der zwey Hauptlehren in ſich faſst: 1) die Lehre von der Natur und dem Menſchen im Zuſammenhange, oder die Kenntniſs eines materiellen Gegenſtandes — *reale* Kenntniſſe; 2) die Lehre vom Göttlichen (denn die Form des Menſchen findet ſich nur in der Divinität), oder die Kenntniſs einer Idee — *ideale* Kenntniſſe. Die zwey erſten Realunterrichtsgegenſtände ſind *Naturbeſchreibung* und *Naturlehre*. Die erſtere erfodert noch als Unterrichtsgegenſtände eine *Producten-Geographie*, und eine *mathematiſche Geographie*, und ihre praktiſche Beziehung dehnt ſich aus auf *Mathematik*, *Ökonomie*, *Technologie* und *Zeichnen*. Die *Naturlehre* fodert noch als Unterrichtsgegenſtände *phyſiſche Geographie* und *Aſtronomie*. Ihre praktiſche Beziehung dehnt ſich aus auf die *Ökonomie*, *Technologie* und *Anthropologie*, welche letztere nothwendig zu ihren Gefolgen *Gymnaſtik* und *Diätetik*, und zu ihrer Vollendung *Geſchichte* und *Geographie* erfodert.

Der Menſch ſoll durch ſich in der göttlichen Form ſeyn; folglich iſt das *Wiſſen*, was *die göttliche Form ſey*, die unerläſsliche Bedingung, um — *Menſch zu ſeyn*. Es giebt drey Anſichten der göttlichen Form, die der *Wahrheit*, der *Gerechtigkeit*, der *Liebe*, und die, worin alle ſich verſchmelzen, der *Schönheit*, oder unter der *inneren* Beziehung genommen, *Heiligkeit*. Der Erzieher als *Lehrer* ſoll nun durch den Unterricht das erreichen, *daſs der Zögling ſich zur Anſicht der Form erhebe*, *und ſein eigenes Leben und Seyn danach forme*. Die Lehre vom Göttlichen fodert als Unterrichtsmittel: 1) *Philoſophie*, durch die dem Menſchen die Form der Wahrheit angeeignet werden ſoll; 2) die *Rechtslehre*, zur Aneignung der Form der Gerechtigkeit, und zu ihrer Vollendung gehören die *allgemeine* und *beſondere Staatslehre* und die *Geſchichte*; 3) die *Religionslehre* im engeren Sinne, zur Aneignung der Form der Liebe. Zu ihrem Gefolge gehört die *Kirchenlehre*, und zu ihrer Vollendung die *Religions-* und *Kirchen-Geſchichte*. 4) *Die Lehre vom Schönen*, zur Aneignung der Form der Schönheit, in welcher Form ſich nur allein die Äuſserung des menſchlich-göttlichen Lebens ſich zeigt. Dieſe Lehre faſst unter ſich die Lehre vom Schönen überhaupt, die Lehre vom Wohlſtande im ausgedehnteſten Sinne, und endlich Kunſtübungen, nämlich Übung im Zeichnen, in der Muſik und in der Dichtkunſt gehören mit zur Sphäre des Unterrichts vom *Göttlichen*. Der Vf. hätte zur richtigen anſchaulichen Darſtellung des Lehrplans kein beſſeres Symbol nehmen können, als er wirklich gewählt hat, nämlich den Kreis.

Dem Werke ſind vier Tabellen beygefügt, von denen die erſte den allgemeinen Lehrplan für das menſchliche Wiſſen überhaupt, die übrigen aber die Modificationen des allgemeinen Lehrplans, theils für die zum höheren oder Lehr-Stande oder Adel, theils für die zum Nährſtande oder Volke Beſtimmten enthalten. Der auf der erſten Tabelle aufgetragene Kreis für den allgemeinen Lehrplan theilt ſich in zwey Hemiſphären, von denen die eine die Lehre von dem Natürlichen oder dem menſchlichen Seyn an ſich, und die andere die Lehre vom Göttlichen oder von der Form des menſchlichen Seyns, in ſich faſst. Die erſte Lehre begreift unter ſich die Lehren von der Natur und dem Menſchen; die zweyte aber theilt ſich wieder ab in die 4 Hauptlehren von der Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe oder Religion, und von der Schönheit. Der modificirte Lehrplan für das Volk, den Tab. II enthält, hat die Foderung zu erfüllen, daſs darauf nicht nur die Lehrgegenſtände, welche die Bedingungen des *Seyns* an ſich umfaſſen, vorzugsweiſe aber auch mit ſtets *praktiſcher Beziehung auf das Volksleben* vorkommen, nämlich Naturgeſchichte und Naturlehre, Anthropologie, Mathematik, Leſen, Schreiben und Rechnen, ſondern der Volksunterricht fodert auch für die Aneignung der Form des Göttlichen die Glaubens- und Kirchen-Lehre, die Geſetz- und Staats-Lehre, die Pflichtenlehre und die Lehre von der Wohlanſtändigkeit, vermöge der vier Formen des göttlichen Seyns, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe und der Schönheit. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs alle Lehrgegenſtände ſich nach dem Stande oder der Beſtimmung

des Volks modificiren müssen. Die dritte Tabelle enthält die Lehrgegenstände für den Menschen vom Adel, aber alle modificirt nach der Bestimmung des Adels.

Der Mensch vom Adel fasst mit dem höheren Vorstellungsvermögen nicht sowohl das *Materiale der Producte*, sondern die *unendliche Productivität der Natur* auf, und die praktische Beziehung dieses Auffassens ist die *Gottheit* und *Menschkeit* zugleich. Der Mann von Adel hängt mit dem Auge nicht sowohl an den *Erscheinungen der Natur*, sondern er *durchdringt das All der Welt*, *erleuchtet von der Idee der Gottheit*, so wie Geographie und Astronomie in Wechselwirkung ihm die bestimmte Anschauung der Weltform erleichtern. Die Mathematik wird ihm die Form von dem *Erfüllten*, das die *Naturphilosophie durchdringt*. Die Geschichte betrachtet der Höhere nur als allgemeine Menschenkenntniss. So wie dem Menschen vom Adel eine höhere Ansicht der Natur zukommt, muss ihm auch die Ansicht des Göttlichen nur ideal, im strengsten Sinne genommen, zukommen. In Bezug auf die *Wahrheit* muss er nur die *Identität* selbst schauen. Philosophie und Religion sind darum in seinen Augen Eins. In Bezug auf die Form der *Gerechtigkeit* hat er nur den *Staat* und *die Staaten* mit allen *Attributen* vorm Auge, und in Bezug auf die Form der *Liebe* die — *gesammte Menschheit*, *in der Kirche zu einer Familie vereinigt*. In Bezug auf die Form des *Schönen* sieht er nur die himmlische *Schönheit*, *Venus Urania*, in der Natur enthüllt, und in der Kunst nachgebildet. Diese Lehrpläne, bezogen auf Schulen, heissen *Schulpläne*, von denen nun der Vf. besonders handelt, und zwar zuerst vom Schulplane für das Volk. Da es zwey Schulanstalten für dasselbe giebt, die Elementar- und die Real-Schule: so sind auch zwey Schulpläne nöthig, jeder in seiner eigenen Steigerung für die heranwachsende Jugend, aber stets in Bezug auf die steigenden Lebensverhältnisse der Menschen und nach dem Gesetze der Continuität. Ist der erste Plan richtig entworfen: so ergiebt sich der zweyte, der nur in der grösseren Verdeutlichung von jenem sich unterscheidet, von selbst. Die Lebensverhältnisse folgen also auf einander: 1) das älterliche Haus, 2) die Ortsgemeine, 3) das Gericht oder Landgericht u. s. w., 4) in einem grösseren Reiche die Provinz, 5) das Königreich, 6) (in Deuschland) das Reich oder die Conföderation, 7) der Welttheil, 8) die Erde, 9) das Weltall. Diese Lebensverhältnisse sind auf der vierten Tabelle durch in einander eingeschlossene Kreise symbolisch dargestellt, und in jedem kommt, in Hinsicht auf den Unterricht, stets dasselbe, nur in grösserer Ausdehnung, vor. Von der Elementarschule geht der Zögling in die Realschule über, wo er die Sache selbst zu behandeln lernen, folglich auch tiefer in sie dringen soll; daher sind mehr Real- als Elementar-Schulen nöthig. Nach dem Vf. sind 3 Realschulen nöthig — Landwirthschafts-, Gewerbs- und Handels-Schulen. In dem Lehrplane für den Adel nimmt der Vf. drey Schulen an — eine Elementarschule, das Gymnasium und die Universität, und bestimmt nun durchaus zweckmässig die Unterrichtsgegenstände für jede dieser Anstalten. Die Seele des Gymnasiums ist das immerwährende Höherstreben nach der Idee der Humanität in der *allmählichen Steigerung*. Goldene Wahrheiten spricht der Vf. aus über das Studium der classischen Schriftsteller des Alterthums und der jetzigen Welt, von denen sich kein Auszug geben läst. Man lese und beherzige sie! Den Vortrag der philosophischen Wissenschaften bestimmt der Vf., nachdem er vorher den Unterricht in der Mathematik und über die Natur angegeben hat, in folgender Ordnung: Anthropologie, Psychologie, Logik, Geschichte der Philosophie, nicht aber der philosophischen Systeme, und am Schlusse des Gymnasiums eine Wissenschaftslehre zur Übersicht der menschlichen Kenntnisse und die Lehre vom Schönen, welcher stufenweis hinaufsteigenden philosophischen Belehrung noch der Religionsunterricht zur Seite gehen muss.

Ein Hauptvorzug der Gymnasialanstalt, wie sie der Vf. aufstellt, ist, dass er sie nicht in Verbindung mit Realschulen setzt, die nur dem Gymnasium fremdartige, und dessen Geiste entgegenstrebende Institute sind.

Wer des Vfs. schöne Ansicht der Universität, die ihm die Totalität der *Standesschulen*, deren er sechs annimmt, ist, richtig auffasst, wird mit Bedauern sehen, wie sehr noch immer die meisten unserer Universitäten den Mangel einer bestimmten Idee ihrer Begründung documentiren.

In der Unterrichtslehre stellt Hr. *G.*, in Beziehung auf den Unterrichtszweck, den Grundsatz auf: Der Unterricht ist nur dann wahrer Menschenunterricht, wenn er den Selbstunterricht befördert. Der Mensch soll nach dem Vf. nicht unterrichtet werden, sondern *sich selbst unterrichten*; denn das Unterrichten hat denselben Zweck, wie das Erziehen im Allgemeinen, nämlich dass der Mensch sein Seyn begründen lerne. Diesem ersten fügt er den zweyten Grundsatz bey: Das äussere und innere Anschauungsvermögen müsse stets zum Selbstunterrichte geübt werden, und auf diesen zweyten folgt endlich der dritte Grundsatz der Unterrichtsweise: Aller Unterricht soll stets unmittelbar praktisch, d. i. für das Leben seyn. Mit Recht nennt der Vf. bey dieser Gelegenheit die *pestalozzischen* Übungen *hohle*, weil es ihnen, ob sie gleich steigend vorgenommen werden, an der unmittelbaren praktischen Beziehung fehlt. Überhaupt kämpft der Vf. an mehreren Stellen seiner Schrift kräftig und siegend gegen das Einseitige, Lückenhafte und Zweckwidrige in der *pestalozzischen* Lehrart. In Bezug auf das zu unterrichtende Subject stellt der Vf. folgende drey Grundsätze auf: 1) der Unterricht muss in ununterbrochener Reihe die Vorstellungen des Menschen erweitern; 2) der wahre Unterricht ist stets nur eine Entwickelung der Vorstellungen; 3) der Unterricht muss alle menschlichen Vermögen oder den ganzen Menschen ergreifen.

Von der Anwendung dieser Grundsätze der Unterrichtswissenschaft handelt der Vf. in der *Unterrichtskunst*, und diese gehaltreiche Schrift schliesst endlich mit den besonderen Methoden des Unterrichts

für den Volksunterricht und den Adel, von denen nur die Hauptzüge angegeben sind, mit Ausnahme der Elementarunterrichtsmethode für die Volksjugend, welche Hr. *G.* ausführlich dargestellt hat. Da der Elementarunterricht mit der Kenntniss des ersten Lebensverhältnisses, nämlich des älterlichen Hauses, beginnen soll: so wählt Hr. *G.* ganz zweckmässig zur ersten Übung das Modell eines Hauses und der Unterricht über das erste Lebensverhältniss zerfällt in vier Curse. Im ersten wird das Haus nach der Aussenseite durchwandert; im zweyten werden im Inneren die Bewohner gemustert; im dritten werden die Bedürfnisse durchmustert; im vierten wird das höchste Bedürfniss des menschlichen Zusammenseyns und Umgangs, d. i. Sprache, kennen gelernt. Die erste Durchwanderung der Aussenseite des Hauses leitet auf den Unterricht in den ersten Elementen der Naturgeschichte, der Technologie, der Naturlehre, der Anthropologie, der Psychologie, der Geographie als Topographie, des Zeichnens, der Mathematik, dann auf die Elementarbildung, auf den Sinn des Wahren, des Rechts, der Liebe und des Schönen. Beym Durchwandern des Hauses von Innen leitet der Lehrer seinen Zögling hin auf die Selbstauffindung des grossen Unterschieds der Bewohner, Menschen und Thiere, und zwar auf den äusserlichen und innerlichen Unterschied, auf die Freyheit des Menschen u. s. w., und das alles durch Erzählungen kleiner erdichteter Geschichten, die der Lehrer dazu benutzt.

Vortrefflich und neu ist des Vfs. Methode, Lesen und Schreiben zu lehren. In zwey Monaten vom Anfange des Unterrichts über den ersten Curs lernt der Schüler lesen und schreiben, und zwar jenes mit steter Übung des Verstandes, und dieses gleich im Anfange orthographisch. Der Vorzug dieser Lese- und Schreibe-Methode des Vfs. hat sich bereits in der Praxis, namentlich in einer Lehranstalt zu Bamberg, erwiesen.

Der Vf. will, dass der Lehrer seinen Unterricht stets im Kreise einer Verbindung sich herum bewegen lassen soll, daher er diess, so wie in der ersten Menschenverbindung oder dem älterlichen Hause, eben so in dem zweyten Lebensverhältnisse, in der *Gemeinde*, ausführlich zeigt, wo wieder dieselben Real- und Ideal-Lehrgegenstände, nur mit der nöthigen Erweiterung und Steigerung, durchgegangen werden, und hier der Grund zur eigentlichen Religion gelegt wird.

Der Weg, auf welchem Hr. *G.* das Kind zur Religion überführt, ist so psychologisch gewählt, dass diese Anleitung allein schon des Vfs. Beruf zu einem pädagogischen Schriftsteller bezeugt. Rec. bedauert, dass ihm der Mangel an Raum nicht gestattet, von dieser Methode des Vfs. für den Elementarunterricht mehr zu sagen; aber sein innigster Wunsch ist, dass alle Vorsteher des Erziehungs- und Unterrichts-Wesens diese Schrift lesen, und die Einführung jener Methode in den Volksschulen ernstlich befördern mögen. Dann wird es bald mit diesem Theile des Menschengeschlechts besser werden, den man bisher so sehr vernachlässigte, während den höheren Lehranstalten eine ermunternde Aufmerksamkeit und Liberalität bewiesen wird. WN.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Marburg*, in d. akadem. Buchhandlung: *Das Verstandes-Buch für Landschulen.* Von *Johann Spieker*, Inspector der Kirchen und Schulen in der Niedergrafschaft Catzenellnbogen. 1810. 260 S. 8. (8 gr.) Der etwas dunkle Titel: *Verstandes-Buch*, soll die Grenzen und den Plan des Buchs bezeichnen. „Es soll nämlich die Verstandeskräfte des Schülers wecken, ihm richtige Begriffe von denjenigen Gegenständen beybringen, die auch dem gemeinsten Mann zu wissen nöthig sind; eben dadurch dem Schüler Anleitung zum Selbstdenken geben, seine Urtheilskraft üben, und ihn so zu der höchsten aller Wissenschaften, zur Religionswissenschaft in ihren beiden Abtheilungen, der Sitten- und Glaubens-Lehre, vorbereiten." Die Absicht des Vfs. ist gut, und die Ausführung seines Plans verdient Beyfall. In kurzen Sätzen, denen immer mit kleinerer Schrift die nöthigsten und zweckmässigsten Erläuterungen beygefügt sind, trägt der Vf. das Wissenswürdigste vor vom Lesen, Schreiben, Rechnen und von dem Gesange; dann vom menschlichen Körper in den Abschnitten: Beschreibung der vornehmsten Theile des menschlichen Körpers, Lebensordnung für Gesunde, Lebensordnung für Kranke, von der Rettung in Lebensgefahr und von den fünf Sinnen; ferner von der Seele des Menschen in den drey Hauptabtheilungen vom Erkenntnissvermögen, vom Gefühlvermögen, vom Begehrungsvermögen. Den Beschluss machen die Belehrungen über die Welt, wo folgende Capitel vorkommen: das Weltgebäude, die Erde insbesondere, die Elemente (Anfangsgründe der Naturlehre), von den Lufterscheinungen, die Naturbeschreibung insbesondere nach dem Steinreiche, dem Pflanzenreiche und Thierreiche; die Menschenwelt nach den Abtheilungen von den Menschenraçen, vom Unterschied in der Lebens- und Regierungs-Art, vom Unterschied der Religion, vom richtigen Verhalten der Staatsbürger, von der Weltklugheit in der Kenntniss der Landesgesetze, im Umgange mit Menschen, in der Haushaltungskunst, in der Vorsicht in Gefahren und Unglücksfällen und in der Höflichkeit. Als Anhang findet man Schulgesetze, Schulgebete, und eine Auswahl biblischer Stellen zu Schullectionen, die vortrefflich ist. Man sieht hieraus, wie reich an Materialien für die Verstandesbildung diess kleine Büchlein ist, und die Lehre vom Gesange ist ihm vor anderen Schriften seiner Art ausschliesslich eigen. Sein Hauptvorzug bleibt indess immer die Stellung, Anordnung und der Vortrag des Einzelnen, wodurch die Wissbegierde immer neuen Reiz, und der Verstand immer neue Beschäftigung erhält. Das Buch wird, wo es eingeführt wird, besonders unter der Anweisung eines geschickten Lehrers, gewiss vielen Nutzen stiften. Nur selten ist Rec. auf Stellen gestossen, denen er entweder mehr Bestimmtheit im Ausdruck, oder eine grössere Deutlichkeit gewünscht hätte, z. B. S. 83: „allen Knochen des menschlichen Körpers *sieht man es an*, dass sie mit *grossem Vorbedacht* gebildet sind." S. 84: „Alles Fleisch am menschlichen Körper besteht *aus lauter dünnen Zwirnsfädchen*, die aber zusammenhalten, und die Knochen in den Gelenken bewegen."

Ch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 SEPTEMBER, 1811.

NATURGESCHICHTE.

Gotha, in der beckerschen Buchhandlung: *Beschreibung der spanischen Amalgamation oder Verquickung des in den Erzen verborgenen Silbers, so wie sie bey den Bergwerken in Mexiko gebräuchlich ist, mit ausführlicher Darstellung einer neuen Theorie*, nach zwölfjährigen praktischen Erfahrungen und auf speciellen Befehl des General-Tribunals der Bergwerke von Neuspanien, beschrieben und erläutert von *Friedrich Traugott Sonneschmidt.* 1810. XII u. 408 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Treue und genaue Beschreibungen metallurgischer Operationen sind um so schätzbarer, wenn sie von Männern geliefert werden, welche Gelegenheit hatten, sich selbst praktisch mit diesen Operationen zu beschäftigen; sie sind selbst dann von Werth, wenn sie auch von keinem Raisonnement über die Ursachen begleitet sind, welche den dabey vorkommenden Erscheinungen zum Grunde liegen; sie sind aber von noch viel grösserem Werthe, wenn sie Operationen betreffen, welche nur unvollkommen, oder vielleicht gar nicht bekannt waren. Dieses Letztere gilt zum Theil von der mexikanischen Amalgamationsmethode; daher muss dem Hn. Bergrath *Sonneschmidt* für die Mittheilung der vorliegenden gründlichen Beschreibung derselben aufrichtiger Dank gezollt werden. Die Beschreibung selbst ist so, wie man sie von einem einsichtsvollen Manne, der langjährig mit den beschriebenen Operationen praktisch umging, nur erwarten kann. Dasselbe günstige Urtheil ist aber nicht von der zugleich mitgetheilten Theorie der spanischen Amalgamation zu fällen: so wie denn der unparteyische Richter hin und wieder auch darin dem Vf. nicht wohl beypflichten kann, wenn derselbe der spanischen Amalgamationsmethode Vorzüge vor der in Deutschland, namentlich in Sachsen, üblichen beylegt. Hiedurch wird aber das Verdienst des Vfs. um die Erweiterung der metallurgischen Kenntnisse keinesweges geschmälert. Wir wollen das hier gefällte Urtheil durch eine Mittheilung des Inhalts der Schrift belegen.

I Cap. Einleitung. Der Vf. sucht darin die in Mexiko übliche Amalgamation gegen die Angriffe derer zu vertheidigen, die sie hin und wieder für sehr unvollkommen verschrieen hatten. Er erzählt, wie sehr gering der Silberverlust bey jenem Processe sey; räumt jedoch auf der anderen Seite den damit verknüpften bedeutenden Quecksilberverlust ein. Ausführlich wird auch über die Behandlung der Sklaven bey den mexikanischen Bergwerken geredet, und diese als sehr menschlich geschildert. — *II Cap. Das Trocknen und Rösten der Erze vor dem Pochen.* Der Vf. macht gleich mit der Beschreibung der Processe den Anfang, welche der Amalgamation vorangehen, ohne vorher eine genaue Übersicht und Beschreibung der Erze und ihrer Verbindungen unter einander zu geben, welche der Amalgamation in Mexiko unterworfen werden. Diese Mittheilung würde jedoch sehr zweckmässig und für die nachfolgenden Beschreibungen erläuternd gewesen seyn. Denn wenn gleich der Vf. sich (S. 22, Anmerk.) in dieser Hinsicht auf seine *mineralogische Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerks-Reviere von Mexiko* bezieht: so dürfte doch dieses Buch nicht einem jeden Leser zur Hand seyn. Ohnediess stehen in jener Schrift die Beschreibungen der verschiedenen Erze so zerstreut, dass man sie erst mühsam zusammen suchen muss, um dadurch bey vorliegender Schrift Aufklärung zu erhalten. Nur die reicheren Erze werden zu den Hütten geliefert, die ärmeren hingegen über die Halde gestürzt. Bloss bey einigen Gruben giebt es Erzwäschen, wodurch unhaltiges Gestein abgesondert wird. Manche Erze, besonders solche, welche viel Schwefelkies enthalten, werden hin und wieder in offenen Haufen vor dem Pochen geröstet. — *III Cap. Das Pochen oder Zermalmen der Silbererze in gewöhnlichen Pochwerken (Morteros).* Die von den Gruben angelieferten Erze werden trocken gepocht. Die Pochwerke haben eine ähnliche Einrichtung wie die deutschen Stempelpochwerke. Statt der Hebarme dienen hölzerne, mit einem runden Ausschnitte versehene Dreyecke, welche genau auf die Welle passen. Das klein gepochte Erz wird durch lederne Siebe gegeben. — *IV Cap. Das Feinmahlen der Silbererze in amerikanischen Erzmühlen (Tahonas).* Bey den mehresten Werken werden die gepochten und gesiebten Erze auf diesen Mühlen fein gemahlen. Nach des Vfs. Äusserung ist keine zur Amalgamation gehörige Maschine zu finden, die wichtiger, nützlicher, leichter und einfacher wäre, als diese *Tahona;* dennoch aber dürfte sie, nach unserem Dafürhalten, noch wesentlicher Verbesserungen fähig seyn. An einer stehenden Welle sitzen mehrere — zwey oder vier — Querarme, um welche sich die Läufer drehen. Die Sohle ist mit harten Steinen, gemeiniglich mit Porphyr, gepflastert. Die Bewegung geschieht durch Maulthiere; bey den sogenann-

ten Doppelmühlen (*Tahonas de Marca*) durch vier, bey den anderen (*Tahonas sencillas*) durch zwey. Das Erzquantum, welches in einer gewissen Zeit gemahlen wird, ist sehr verschieden. Die Erze werden während des Mahlens angefeuchtet, so dass sie zuletzt einen flüssigen Schlamm bilden. — *V Cap. Das Schlichausziehen oder Schlämmen reichhaltiger Silbererze.* Einige, mehr Silber wie gewöhnlich enthaltende Erze werden nach dem Mahlen einem sehr einfachen und unvollkommenen Waschprocess, auf kleinen beweglichen Waschheerden, unterworfen. Unstreitig würde der Vortheil für die mexikanische Amalgamation sehr gross seyn, wenn von den besseren deutschen Methoden der mechanischen Aufbereitung der Erze dabey Anwendung gemacht würde, welcher sich aber, nach des Vfs. Äusserungen, Wassermangel und theures Arbeitslohn hin und wieder entgegensetzen dürften. — *VI Cap. Die Verquickung des in den Silbererzen befindlichen Goldes.* Um das Gold, welches in vielen Silbererzen gediegen enthalten ist, vorläufig auszuscheiden, mahlt man diese mit Quecksilber durch, wobey denn auch das in den Erzen enthaltene gediegene Silber zugleich mit amalgamirt wird. Das gebildete, goldhaltende Amalgam wird von Zeit zu Zeit aus den Erzmühlen gesammelt, gereinigt, durch eine Art Destillation vom Quecksilber befreyet, und dann in Bley getränkt und abgetrieben. Die Goldscheidung gehört zu den Functionen der königlichen Münze. — *VII Cap. Ingredienzien, welche die spanische Amalgamation erfodert.* Mexiko liefert bey Weitem nicht so viel Quecksilber, als zur Betreibung der Amalgamirwerke nöthig ist. Grosse Mengen dieses Hauptingredienzes werden daher von *Idria* und *Almaden* bezogen. Das erfoderliche salzsaure Natrum wird theils an der Seeküste, theils aus Lagunen im Inneren des Landes gewonnen. Eine wichtige Rolle in der mexikanischen Amalgamation spielt das sogenannte *Magistral*, eine Verbindung von schwefelsaurem Kupfer mit schwefelsaurem *Eisen*, welche durch das Rösten von Kupferkies oder einem Gemenge von Kupfer- und Schwefel-Kies in einem Reverberirofen bereitet wird. Die Güte des Magistrals wird nach dem Wärmegrade geschätzt, der fühlbar wird, wenn man eine Handvoll Magristral ins Wasser taucht. Der Vf. leitet diese Wärmebildung von der Anziehung des durch das Rösten verjagten Krystallisationswassers her. Nach unserem Dafürhalten aber ist freye Schwefelsäure im Magistral, die sich mit Wasser verbindet, Ursache davon. Diese freye Schwefelsäure ist gerade bey der nachherigen Amalgamation so wirksam, indem sie das Kochsalz zersetzt; daher ist denn auch die Güte des Magistrals um so grösser, je höher der Wärmegrad bey der Probe, oder je grösser das Quantum von freyer Säure ist. Dieses scheint dem Vf. ganz entgangen zu seyn, wesshalb er verleitet worden ist, zu sehr künstlichen Erklärungen des mexikanischen Amalgamationsprocesses seine Zuflucht zu nehmen. — Noch gehören zu den Ingredienzien bey der spanischen Amalgamation *gebrannter Kalk*, statt dessen auch wohl *Holzasche* gebraucht wird, und *Wasser*. — *VIII Cap. Die Vertheilung des Erzschlammes in kleine und grosse Haufen* (*Montones und Tortas*), *und die Art und Weise der Reibung oder Trituration, welche der Amalgamationsprocess erfodert.* Man wendet bey dieser Operation, deren Zweck möglichst genaue Mengung des Erzschlammes mit dem Quecksilber und den übrigen Ingredienzien ist, zwey Methoden an. Entweder lässt man sie durch dazu bestimmte Arbeiter (*Repasadores*) verrichten, die den in kleinen Haufen aufgeschütteten Erzschlamm mit den Füssen durcharbeiten; oder man macht grössere Erzschlammhaufen, und treibt mehrere, zusammengekuppelte Pferde oder Maulthiere darauf umher. Die letztere Methode ist erst neuerlich eingeführt. *IX Cap. Die Amalgamirprobe* (*Tentadura*) *oder die Untersuchung des Zustandes, in welchem sich der Amalgamationsprocess befindet.* Diese Probe ist nichts anderes als eine sorgfältige Verwaschung oder Schlämmung einer sehr kleinen Parthie des im Amalgamationsprocesse stehenden Erzschlammes, wozu man sich kleiner Näpfe bedient, die von der äusseren Schale einer Frucht gemacht sind, welche in der mexikanischen Sprache *Xicalquahuitt* heisst. Der Vf. giebt das Verfahren bey dieser Probe, so wie alle Puncte, worauf bey derselben zu achten ist, genau an. Es gehört viele Übung dazu, um diese Probe richtig anzustellen, und dadurch zu sicheren Schlüssen zu gelangen. Man muss aber einen grossen Werth darauf legen, denn sie giebt die einzige Richtschnur bey der Leitung des Amalgamationsprocesses an die Hand. Die Erze nämlich pflegen in die Amalgamation genommen zu werden, ohne dass man ihren Gehalt genau kennt, und man müsste daher in Ansehung der Beschickung u. s. w. immer ganz im Dunkeln tappen, wenn jene Probe nicht über den Gang des Processes einigen Aufschluss gäbe. Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, dass eine genaue Untersuchung der zu amalgamirenden Erze auf ihren Gehalt, wonach denn mit Sicherheit die Beschickung eingerichtet werden kann, grosse Vorzüge vor der mexikanischen Methode hat. Dem Vf. ist es geglückt, in einigen Revieren die kleine Feuerprobe einzuführen. — *X Cap. Zusatz von salzsaurem Natrum, gewöhnlich Kochsalz oder Meersalz genannt.* Dieses ist der erste Zusatz, den der feingemahlene, auf dem Amalgamirhofe in einem Haufen vereinigte Silbererzschlamm erhält. Ist das Salz rein: so erfodern 100 Pfund trockenes Silbererz nur 1¼, höchstens 2 Pfund Kochsalz. — *XI Cap. Die Incorporation.* So nennt man die erste Trituration, wobey dem schon vorher mit Salz gemengten Erzschlamme Magistral und Quecksilber einverleibt werden. Die Quantität des bey der Incorporation des Erzschlammes zuzusetzenden Erzschlammes beträgt niemals weniger als ein Drittel, und niemals mehr als zwey Drittel der ganzen Quecksilbermasse, die zur völligen Beendigung des Amalgamationsprocesses erfoderlich scheint. Auf 1 Mark Silber werden 1½ bis 2 Pfund Quecksilber zugesetzt. — *XII Cap. Die der In-*

corporation nachfolgenden neuen Quecksilberzusätze, welche der Amalgamationsprocess erfodert. Die Quantität des nach der Incorporation von Neuem zuzusetzenden Quecksilbers darf die Hälfte des ersten Zusatzes niemals überschreiten; gewöhnlich wird aber nur der dritte oder vierte Theil des bey der Incorporation zugesetzten dazu bestimmt. Während der ganzen Amalgamation eines Haufens wird der Quecksilberzusatz vier bis fünf Mal wiederholt. Bey diesen Processen bildet sich theils trockenes Amalgam, theils sogenannte *Limadur*, welche, wenn sie gut ist, aus reducirten, mit dem fein zertheilten Quecksilber nur gleichsam überzogenen, aber noch nicht ganz verquickten Silbertheilchen besteht. — *XIII Cap. Das Ende des Amalgamationsprocesses.* Das Kennzeichen von der Beendigung der Amalgamation besteht darin, dass in der Probirschale, an der Stelle, wo vorher die Limadur von geringer Beschaffenheit war, zerschlagenes Quecksilber erscheint, welches durch das Reiben mit dem Finger in kleine Kugeln verwandelt wird, die sich gleich nach der Reibung an der abhängigen Fläche der Probirschale senken. Der kürzeste Zeitraum, in welchem die spanische Amalgamation beendigt wird, ist von acht Tagen; der längste von zwey Monaten. — *XIV Cap. Ereignisse, die zuweilen während des Amalgamationsprocesses Statt finden.* Die wichtigsten Ereignisse bey der mexikanischen Amalgamation ist die sogenannte *Erhitzung* und die *Erkältung*. Jene rührt von einem zu starken, diese von einem zu geringen Zusatz von Magistral her. Bey jenem Zustande zeigt sich eine zu kräftige Wirkung der im Magistral enthaltenen Säure, eine Oxydation des Quecksilbers; bey diesem ein Mangel der Wirkung des Magistrals. Bey der Erhitzung hilft man sich durch einen Zusatz von Kalk, Asche oder Amalgamations-Rückständen, wobey man aber mit Vorsicht verfahren muss, um nicht durch zu vielen Zusatz den Haufen zu erkälten. Die Erkältung hebt man durch neuen Magistral-Zusatz. — *XV Cap. Das Verwaschen des amalgamirten Erzschlammes, um das Silberamalgam und Quecksilber davon zu trennen, oder zu scheiden.* Kleine Schlammhaufen werden zuweilen in grossen hölzernen Schüsseln verwaschen; im Grossen aber bedient man sich dreyerley Methoden, die in den verschiedenen Revieren gangbar sind: 1) des Verwaschens in einem einfachen Bottich; 2) in zwey oder drey mit einander verbundenen Bottichen; 3) in dem sogenannten Kasten. — *XVI Cap. Das Filtriren des Quecksilbers, Ausbrennen des Silberamalgams und Berechnung des Quecksilberverlusts.* Der ganze Quecksilberverlust beträgt bey der spanischen Amalgamation auf jede Mark Silber im Durchschnitt 11 bis 12 Unzen. — *XVII Cap. Silbergehalt der Rückstände, und Bestimmung der zur Amalgamation schicklichen und unschicklichen Silbererze.* Hier erst redet der Vf. von den verschiedenen Erzen, welche der Amalgamation unterworfen werden, und von ihrem verschiedenen Benehmen bey diesem Processe, welches ungleich schicklicher gleich zu Anfange hätte geschehen können. Ungefähr 8 bis 10 Millionen Centner silberhaltender Erze werden nach dem Vf. jährlich in Neuspanien amalgamirt. Wenigstens die Hälfte von diesen Erzen werden so bearbeitet, dass die Rückstände nur $\frac{1}{4}$ Loth Silber im Centner halten. Manche, und selbst solche, die vor der Amalgamation 2 bis 6 Mark im Centner hielten, gaben Rückstände, die sogar nur $\frac{1}{8}$ Loth Silber im Centner enthalten. — *XVIII Cap. Benutzung der Rückstände, welche mehr als gewöhnlich silberhaltend sind.* Man unterwirft sie einer Röstung, und amalgamirt sie dann auf gewöhnliche Weise, zum zweyten Male, wobey mehr Magistral als bey der ersten Amalgamation erfoderlich ist. — *XIX Cap. Das Rösten der Erze nach dem Pochen, als vorbereitendes Hülfsmittel zur Amalgamation.* Dieses Hülfsmittel wird nur in seltenen Fällen bey sogenannten widerspenstigen Erzen angewandt, obgleich eine zweckmässig geführte Röstung der Erze vor der Amalgamation auch in Mexiko im Allgemeinen von sehr günstigem Einflusse auf dieselbe seyn dürfte, wenn die Kostbarkeit des Holzes sie zuliesse. — *XX Cap. Besondere Eigenheiten, welche in einigen Revieren bey der Amalgamation bemerkt werden.* Hin und wieder bedient man sich eines bedeckten Amalgamirplatzes, auf welchem man den Erzschlamm mittelst eines Ofens erwärmt. *XXI Cap. Die Kessel-Amalgamation.* Diese hin und wieder angewandte Amalgamations-Methode ist besonders bey dem mit Schwefelkies und Eisenoxyd gemengten *Hornerz* vortheilhaft. Die Rückstände pflegen reicher wie bey der gewöhnlichen Verfahrungsart zu seyn, und daher zum zweyten Male verarbeitet zu werden. — *XXII Cap. Warum ist die in Deutschland eingeführte Amalgamir-Methode in Amerika nicht anwendbar?* Der Vf. giebt zu, dass die deutsche Amalgamations-Methode vor der mexikanischen grosse Vorzüge wegen des viel geringeren Quecksilberverlustes habe; sucht aber zu zeigen, dass die erstere in Mexiko nicht mit Vortheil anzuwenden sey, theils weil wegen des Privatbesitzes der Berg- und Amalgamir-Werke zweckmässige Erzvermengungen nicht thunlich, theils weil Arbeitslohn und Brennmaterialien zu theuer seyen. — *XXIII Cap. Beschreibung einer neuen Methode, Silbererze, ohne sie zu rösten, in Fässern oder Tonnen zu amalgamiren.* Der Vf. versuchte mit glücklichem Erfolge, besonders zur Erreichung eines geringeren Quecksilberverlustes, einige Verfahrungsarten bey der deutschen Amalgamation mit der mexikanischen Amalgamations-Procedur zu combiniren. — *XXIV Cap. Eine neue Entdeckung, welche für die spanische Amalgamation sowohl, als auch für andere Amalgamir-Methoden, die hoffnungsvollsten Aussichten gewährt.* Diese Entdeckung besteht darin, dass kupferhaltiges Kochsalz oder Natronkupfer, gehörig angewendet, das Magistral mehr und weniger entbehrlich machen, und dass auch das ätzende Natrum, für sich allein gebraucht, bey der Amalgamation einiger Erzgattungen gute Resultate gewährt. — *XXV Cap. Theorie der Amalgamation.* Rec. hat sich schon im Anfange über

den Werth dieser Theorie erklärt. So schätzbar im Allgemeinen des Vfs. Beschreibung der mexikanischen Amalgamation ist; so wenig diese im Ganzen — etwa hin und wieder mit Ausnahme eines etwas kürzeren, bestimmteren Ausdrucks und einer zweckmäfsigeren Ordnung — zu wünschen übrig läfst: so wenig genügend sind dagegen die von dem Vf. versuchten Erklärungen der bey jener Amalgamation vorkommenden Erscheinungen. Der Vf. stellt manche Spiele der Verwandtschaften auf, welche so in der Natur nicht ganz gegründet seyn dürften, und scheint überall die ganze Theorie nicht vollkommen deutlich gedacht zu haben. Wenigstens ist es Rec. bey mehreren Stellen nicht möglich gewesen, die eigentliche Meinung des Vfs. sich zu eigen zu machen.

Das Werk würde an Werth gewonnen haben, wenn der Vf. demselben einige Zeichnungen von den wichtigsten, bey der mexikanischen Amalgamation gebräuchlichen Vorrichtungen beygefügt hätte.

E. a.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Ansbach*, b. Gaffert: *Vorschläge zur Errichtung einer Kreis-Wittwen- und Waisen-Verpflegungs-Anstalt; nebst einer Sterbe-Casse für die protestantischen Geistlichen im Königreich Baiern.* Von einem ihrer Amtsbrüder. 1809. 29 S. 8. (4 Gr.)

Der Vf. setzt bey seinen Vorschlägen voraus, dafs alle verheiratheten Geistlichen in einem Kreise (deren Baiern jetzt 9 hat) von der Landesherrschaft verbindlich gemacht werden, an den Anstalten dieser Cassen Theil zu nehmen, und dafs Entschuldigungen eines Verzichtes auf die Zukunft gar nicht angenommen würden. Die Zahl der Mitglieder ist auf 100 für jeden Kreis festgesetzt. *Hauptsätze* bey Errichtung einer solchen Anstalt sind nach dem Vf., dafs sie 1) auf den einfachsten Grundsätzen beruhe, und gegen alle Zerstörung gesichert sey; 2) dafs dem Staate nicht Kosten oder Beyträge zugemuthet werden. — Zuerst werden *Directoren* und *Administratoren* vorgeschlagen, welche die Einnahmen der Beyträge und die Auszahlungen besorgen sollen. Diese werden von den Geistlichen in jedem Kreise unter sich gewählt, und versehen ihre Functionen fast unentgeltlich. Nur bey Zusammenkünften wird Fuhrlohn vergütet, und ein Taggeld von 2 fl. 24 kr. zugestanden; auch jedem Director 3 fl. für ein ganzes Jahr; jedem Administrator 1 fl. 30 kr. für Schreibematerialien.

Der *Fonds* für die Wittwen- und Waisen-Casse soll auf folgende Weise gegründet werden: 1) Jeder verheirathete Pfarrer (Ordinar oder Adjunct) soll zum Eintritt 7 fl. rhn. entrichten, doch so, dafs der, welcher eine Pfarrey nur als Hülfs-Prediger bekommt, vorläufig nur die Hälfte erlege, die andere Hälfte erst beym vollen Genufs. 2) Jährlich zahlt jedes Mitglied 3 fl. in vierteljährigen Raten. 3) Mitglieder, welche 60 J. alt werden, und verheirathet sind, oder unmündige Kinder haben, zahlen jährlich 5 Gulden. 4) *Aufserordentliche* Beyträge werden verlangt von jedem Mitglied, welchem ein einträglicheres Amt zu Theil wird, oder welches sich wieder verheirathet, und zwar bey der zweyten Verheirathung 5 fl., bey der dritten 7 fl.; ferner bey jeder Kindtaufe 1 fl. 30 Kr. Die Zögernden in der Zahlung sollen Strafe erlegen. Anfangs nur 1 Kr. jede Woche von einem rückständigen Gulden; nach 12 Wochen mehr, und endlich werden sie ausgeschlossen. Der Vf. hofft ferner, es werde zum Besten der Anstalt eine Kirchen-Collecte verstattet werden, auf den ersten Weihnachtstag, und schätzt dieses Einkommen jährlich auf 50 fl. Die vorhandenen Gelder werden als Capital ausgeliehen, so oft ein Vorrath von 50 fl. da ist. Damit die Casse bald zu einem guten Fonds gelange, soll in den ersten 5 Jahren noch *gar keine* Pension ausgezahlt werden, und auch bey der nachherigen Vertheilung soll jedesmal noch eine bedeutende Summe an die Casse zurückgehen, und den Fonds vermehren. Verständlicher wird die Meinung des Vfs. durch das angeführte Beyspiel. Der Fonds am Ende der ersten 5 Jahre, aus den Eintritts-Geldern von 100 Mitgliedern, aus deren vierteljährigen Beyträgen, den Zinsen davon, und den 5jährigen Collecten, auch extraordinären Einnahmen, sey 2800 fl. Nun wird ein Dividendum formirt a) aus den Zinsen von 2800 fl., welche 140 betragen; b) aus neuen Beyträgen der Mitglieder im dem 6ten Jahr selbst, 300 fl. ausmachend, und c) aus Collecten, und Zufälligkeiten, zu 60 fl. angenommen. In Summa 500 fl. Die mögliche Anzahl der Wittwen sey 45. Mit dieser Zahl werde in 500 dividirt: so erhält jede dieser Wittwen 11 fl. 6⅔ kr. Aber 45 ist nur die möglich gröfste Zahl der Wittwen für die Folge der Zeit, nicht für die ersten 5 Jahre. Für diese kurze Zeit kann man nur 15 Wittwen annehmen, die an diese auszahlende Summe wird also nur 166 fl. 40 kr. betragen; folglich an die Casse 333 fl. 20 kr. zurückfallen. Einige nähere Bestimmungen, um Inconvenienzen zu vermeiden, lassen hier sich nicht weiter ausführen.

Die Errichtung der *Sterbecasse*, von welcher in einem besonderen Abschnitt gehandelt wird, hat einen doppelten Zweck: 1) Wittwen und Waisen der Geistlichen sollen sogleich nach dem Absterben ihres Gatten oder Vaters eine Summe zu Bestreitung der Begräbnisskosten .... in die Hände bekommen. 2) Der Wittwen-Anstalt soll dadurch eine Revenüe zugewendet werden. Dieses geschieht auf folgende Weise. Jedes Mitglied zahlt sogleich beym Anfang des Instituts 1 fl. 45 kr. Das Geld wird auf Zinsen gelegt. Von 100 Mitgliedern also ein Capital von 175 fl. Sobald ein Mitglied stirbt, legitimirt sich die Wittwe, oder ein Kind, und nach 14 Tagen zahlt ihm der Director 150 fl. aus. Die übrigen 25 fl. fallen nebst den bisher etwa sich ergebenden Zinsen der Wittwen-Casse zu gute. Nun werden sogleich von jedem Mitglied wieder 1 fl. 45 kr. eingezogen, damit man wieder 175 fl. erhalte. Bey dieser Auslage ist kein Mitglied in Gefahr: denn es müfsten 86 Geistliche im Kreise vor dem sterben, dessen Erben nicht mehr als die vorherigen Auslagen bezögen.

Diese wohlmeinenden Vorschläge des ungenannten Vfs. scheinen das Verdienst der Einfachheit für sich zu haben. Aber der Ausführung dürfte wohl Folgendes entgegenzusetzen seyn. Um den ersten Fonds zu erhalten, sollen 5 Jahre Beyträge zusammengeschossen, und nichts dafür bezogen werden. Diese Foderung läfst sich ohne grofse Belästigung nicht ausführen. Welcher Geistliche von geringem, oder auch von mittlerem Einkommen, kann bey den anderen öffentlichen Prästationen, welche unsere Zeiten mit sich bringen, 7 Gulden, und dann wieder 3 fl., und nach Umständen 5 fl. entrichten, und die letztern bis ins 6te Jahr blofs in Erwartung? und vielleicht auch noch 2 oder 3 mal in einem Jahr die Sterbecasse-Beyträge, jedesmal 1 fl. 45 kr.? — Diese Ansprüche müfsen bey wenig bemittelten Personen grofse Unzufriedenheit, und beynahe das Gefühl einer wahren Bedrückung hervorbringen. Ein Fonds mufs allerdings vorhanden seyn; wenn aber dieser nicht durch die Stiftung irgend eines Reichen oder aus der Staatscasse zum Voraus gegründet wird: so ist die Hoffnung der Ausführbarkeit ganz umsonst. — Über die angenommene Anzahl der Wittwen (45) lassen sich ebenfalls Zweifel erheben, da widerstreitende Erfahrungen vorhanden sind. Endlich ist der Betrag der Dividende (11 fl. 6 kr.) eine sehr kleine Summe, welche wenig Trost gewährt. — Bey Sterbefällen kann man nicht immer eine und dieselbe Regel befolgen. Wenn sie sich in einem Jahre mehr als 3 mal wiederholen: so mufs in den Beyträgen nachgesehen, oder eine Modification getroffen werden. —

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 SEPTEMBER, 1811.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Paris, b. Schoell: *Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte, et sur quelques contrées voisines.* Recueillis et extraits des Manuscrits Coptes, Arabes etc. de la Bibliothèque Impériale. Par *Et. Quatremère*, Professeur de littérature grecque à l'Académie de Rouen, Correspondant de la Société royale de Goettingue et de l'Institut de Hollande. *Tome premier.* X u. 525 S. *Tome second.* 532 S. 1811. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Durch die Herausgabe dieses Werks erfüllt der Vf. das Versprechen, welches er in der Vorrede zu seinen lehrreichen *Recherches sur la langue et la littérature de l'Égypte* (s. diese Literat. Zeit. 1809. No. 198. 99) gegeben hatte, noch eine Reihe von Untersuchungen über Gegenstände der Geschichte und Erdbeschreibung Ägyptens und einiger benachbarten Länder folgen zu lassen. Der erste dieser beiden Bände enthält ein alphabetisch geordnetes Verzeichniss der ägyptischen Städte und Flecken, die der Vf. in den coptischen Handschriften der kaiserlichen Bibliothek erwähnt gefunden hat. Schon *J. R. Forster* hatte einen *Index geographicus et etymologicus locorum Aegypti* ausgearbeitet, der jedoch nie gedruckt worden ist. Auch ergiebt sich aus der von *Sharpe* in dem Anhang zu *Hydes Syntagma Dissertationum* (T. II. S. 508) mitgetheilten Probe, dass Hn. *Q's.* Unternehmen mit *Forsters* Plan wenig gemein hat. Der letztere ging vornehmlich darauf aus, die Bedeutungen der bey den griechischen und römischen Schriftstellern erwähnten ägyptischen Orte aus der coptischen Sprache zu erläutern. Hr. *Q.* hatte aber weder die Absicht, *alle* von den Alten erwähnten Ortschaften aufzuführen, noch der Etymologie eines jeden Namens nachzuspüren, ausser da, wo sich dieselbe mit Gewissheit, oder wenigstens mit grosser Wahrscheinlichkeit bestimmen liess. Die Anzahl der von dem Vf. aus coptischen Schriftstellern gesammelten Städte und Flecken Ägyptens beläuft sich auf hundert und drey. Über die mehresten derselben werden aus arabischen noch ungedruckten historischen und geographischen Werken, besonders aus *Makrizi*, Nachrichten mitgetheilt, die öfters zu ausführlicheren Erörterungen über interessante Puncte der ägyptischen Geschichte und Erdbeschreibung Gelegenheit geben. Diess ist der Fall schon bey dem ersten sehr reichhaltigen Artikel, über *Athribis*, jetzt *Atrib*, oder *Trib*, eine der ältesten Städte Ägyptens, die schon *Herodot* erwähnt, zu dessen Zeiten sie die Hauptstadt eines Nomos war; in der Folge wurde sie der Sitz eines Bischofs. Da in ihrer Nähe ein Kloster des heiligen *Schenudi* lag, dessen in coptischen Schriften häufig gedacht wird: so nimmt der Vf. davon Veranlassung, von diesem, bey den Copten in grossem Ansehen stehenden Heiligen, dem sie sogar vorzugsweise den Titel *Prophet* beylegen, genauere Nachrichten beyzubringen, als man bisher hatte. Der Pater *Georgi* hatte in einer langen Abhandlung zu zeigen gesucht, dass *Schenudi* eine und dieselbe Person mit *Johannes von Lykopolis* sey; allein der Vf. thut die Verschiedenheit beider Personen dar, die jedoch Zeitgenossen waren. *Schenudi* wohnte im Jahr 431 mit *Cyrillus*, Patriarchen von Alexandrien, dem Concilium zu Ephesus bey. Er starb in einem Alter von hundert und achtzehn Jahren um die Zeit des Conciliums zu Chalcedon. Bey *Bilbeis* wird ein ganzes Capitel aus *Makrizi* über einen diese Stadt durchschneidenden Nil-Canal, der Canal Abul-Munedscha genannt, eingerückt, und *Sicards* Meinung bestätigt, dass er die Stelle des ehemals sogenannten pelusischen Nil-Arms einnehme. Über die Zurückweichung des Nils von seinem östlichen Ufer, und von den Arbeiten, die zu verschiedenen Zeiten unternommen wurden, um den daraus entstandenen Nachtheilen abzuhelfen, werden, gleichfalls aus *Makrizi*, S. 71 fg. sehr ausführliche und interessante Nachrichten mitgetheilt. Merkwürdige Beyspiele von Liberalität einiger Chalifen gegen ein christliches Kloster, Nehia, in Nieder-Ägypten, findet man S. 116 aus *Abu-Selah's* Geschichte der ägyptischen Klöster angeführt. Der Chalif *Emir-bi-ahhkam-Allah* pflegte auf seinen Jagdparthieen in diesem Kloster öfters zu übernachten. Für jedes Nachtlager machte er den Mönchen ein Geschenk von tausend Dinars; er verlieh sogar dem Kloster ansehnliche Ländereyen, die ihm aber wieder entrissen wurden, als sich die Kurden zu Meistern von Ägypten machten. — Eine Landplage von Würmern, womit Ägypten gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts christl. Zeitrechnung heimgesucht wurde, erinnert lebhaft an das, was man in den mosaischen Büchern von den ägyptischen Landplagen liest. Nachdem die Würmer Vorräthe von Lebensmitteln, Stoffe u. dgl. verzehrt hatten, zernagten sie die Mauern und die Balken der Gebäude, so dass, nach dem Bericht eines sehr glaubwürdigen Augenzeugen, *Makrizi's*, beynahe ein ganzes Quartier von Cairo durch sie zerstört wurde. — Über die Lage der Stadt *Clysma* oder *Kolzum* wird S. 154 fg. eine lehrreiche Untersuchung

angestellt, und gegen *Gosselin*, der *zwey* Städte dieses Namens annimmt, gezeigt, dass nie mehr als *eine* Stadt Clysma existirt habe. Von der Kunst des *Schlangenbeschwörens* sind unter dem Artikel *Kus* oder *Kos* (S. 201 fg.) aus arabischen und coptischen Schriftstellern, auch aus Reisebeschreibungen, interessante Notizen gesammelt. Die Nachrichten der Alten über die *Bukolien* (coptisch *Nimeschschot*) hat der Vf. S. 223 fg. vollständig zusammengestellt. Wahrscheinlich ist diese Gegend dieselbe, welche während der Herrschaft der Araber in Ägypten *Baschmur* genannt wurde, über welche Provinz der Vf. in seinen *Recherches sur la langue et la littérature de l'Égypte* ausführlich gehandelt hat. Doch hatte er auch gezeigt, dass die von *Georgi* und *Münter* bekannt gemachten Fragmente einer ägyptischen Bibel-Übersetzung, die in einer von dem memphitischen und saidischen Dialekt abweichenden Mundart abgefasst ist, nicht, wie *Georgi* behauptete, im baschmurischen, sondern in demjenigen Dialekt geschrieben sey, welcher in den Oasen gebräuchlich war. Dagegen hatten *Silvestre de Sacy* und *T. C. Tychsen* Einwürfe gemacht, welche der Vf. S. 239 fg. unseres Ermessens genügend beantwortet. — Über *Tanis*, von S. 284 an, eine sehr ausführliche und instructive Abhandlung. Hr. *Q.* thut mit überzeugenden Gründen dar, dass diese Stadt, deren Namen die alexandrinischen griechischen Übersetzer des Pentateuchs für das hebräische צֹעַן setzen, weder Tennis, wie *Golius*, noch Sais, wie *Larcher*, *Hennike* und *Langlès* meinen, sondern dieselbe Stadt sey, welche die Araber *San* (صان), die Copten *Dsjané* nennen. Der Vermuthung, dass der letztere Name vielleicht aus dem griechischen ταvις entstanden seyn möge, kommt der Vf. durch die Bemerkung zuvor, dass *Dsjané* im Coptischen ein niedrig liegendes Land bedeute. Und Tanis lag in der Provinz, welche bey den Arabern *Asfel-al-ardh* (اسفل الارض), d. i. der niedere Theil des Landes, nämlich Ägyptens, heisst.

Der *zweyte* Band enthält mehrere Abhandlungen von sehr mannichfaltigem Inhalt. Die erste derselben betrifft *Nubien*, ein Land, dessen Topographie und Geschichte uns bis jetzt fast noch ganz unbekannt ist. Hr. *Q.* unternahm daher eine sehr verdienstliche Arbeit, indem er alle in den arabischen Schriftstellern befindlichen Nachrichten über Nubien sammelte, und in dieser Abhandlung zusammenstellte. Er gesteht jedoch selbst, dass seine Materialien weder so zahlreich, noch so befriedigend seyen, als zu wünschen ist. Die arabischen Geographen reden von Nubien sehr oberflächlich und ungenau; und man muss eine Menge Chroniken von Anfang bis zu Ende durchlesen, um nur Nachricht von einigen Einfällen der Nubier in Ägypten, oder Kriegszügen der Mohammedaner gegen Nubien zu finden. Gerade das einzige Werk, welches eine reiche Ärndte wichtiger und glaubwürdiger Nachrichten über Nubien darbieten würde, fehlt in den europäischen Bibliotheken. Diess ist eine arabisch geschriebene Geschichte Nubiens und einiger angrenzender Länder von *Abdallah Achmeds* Sohn, aus Asvan gebürtig, welcher dieses Land selbst bereiset, und sich in demselben aufgehalten hatte. Sein Werk, welches zunächst für den fathemitischen Chalifen *Aziz-billah*, *Moez* Sohn, geschrieben war, enthält ausser den Resultaten seiner eigenen Beobachtungen auch viele Nachrichten, die er von Eingebornen und von Reisenden durch das Innere Afrika's erhalten hatte. Auszüge aus demselben hat *Makrizi* seiner Beschreibung von Ägypten einverleibt, und diese theilt uns Hr. *Q.* hier übersetzt mit. Obgleich nur Auszüge, können sie doch als das Vollständigste betrachtet werden, was wir bis jetzt über Nubien besitzen. An sie schliesst sich eine beträchtliche Anzahl von Stellen, Nubien betreffend, aus verschiedenen morgenländischen Schriftstellern an. Vorausgeschickt ist eine Notiz über die an den Grenzen Nubiens liegende Stadt Asvan, deren Schicksale mit der Geschichte jenes Reichs von jeher genau verbunden waren. 2) *Über die Blemmyen*, coptisch *Balnemmouï*, ein halb wildes räuberisches Volk zwischen dem östlichen Ufer des Nils und dem rothen Meer, von dessen Einfällen Ägypten seit den frühesten Zeiten öfters beunruhigt wurde. Der Vf. has Alles, was sich bey den Alten über dieses Volk findet, sorgfältig gesammelt. Er glaubt mit grosser Wahrscheinlichkeit in demselben die *Bodschah* zu erkennen, gleichfalls ein räuberisches Nomadenvolk, welches die Araber in dieselben Gegenden setzen, die nach den griechischen und römischen Schriftstellern die Blemmyen einnahmen. *Makrizi* hat aus der oben angeführten Geschichte Nubiens eine umständliche Nachricht von den Wohnsitzen und Sitten dieses Volks ausgezogen, welche der Vf. vollständig mittheilt. 3) *Beschreibung der Wüste von Aïdab*, aus arabischen Geographen. Aïdab, eine Stadt am arabischen Meerbusen, an dem südlichsten Ende Ägyptens, war vom eilften Jahrhundert an ein paar hundert Jahre lang einer der besuchtesten Häfen. Die Pilgrime, die sich aus Ägypten und Afrika nach Mekkah begaben, pflegten auf dem Nil von Fostat bis nach Kus zu fahren, von wo aus sie auf Kameelen durch die Wüste bis nach Aïdab reiseten: hier schifften sie sich ein, und stiegen zu Dschidda ans Land. Von der anderen Seite kamen die Kaufleute aus Indien, Jemen und Abyssinien in den Hafen von Aïdab, und setzten von da aus ihre Reise durch die Wüste nach Ägypten oder in das Innere von Afrika fort. 4) *Über die Smaragd-Mine* in Ober-Ägypten, Asvan gegen Süden. Die Existenz dieser Mine war bisher nicht unbekannt, aber Hr. *Q.* giebt über die Lage und Beschaffenheit derselben aus Masudi und anderen Arabern bestimmtere Nachrichten. 5) *Über die Zendsch*, eines der südlicheren afrikanischen Völker an der östlichen Küste, welches Handel mit Elfenbein und Fellen von Leoparden und wilden Eseln trieb. 6) *Über die arabischen Stämme, die sich in Ägypten niedergelassen haben*; ein ausführlicher Auszug aus einer Schrift des *Makrizi* über diesen Gegenstand, welche zur Zeit der französischen Expedition nach Ägypten von daher gebracht wurde.

7) *Über den Zustand des Christenthums unter den beiden Dynastieen der mamlukischen Fürsten.* Eine umständliche Erzählung von den Verfolgungen, welche die Christen in Ägypten von der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts bis gegen die Mitte des funfzehnten, weniger von den Fürsten selbst, als von dem fanatischen Pöbel zu erdulden hatten. Man beschuldigte sie besonders, Urheber der häufigen Feuersbrünste zu seyn, welche Cairo und Fostat gänzlich zu verwüsten drohten. 8 und 9) *Über die Verbindung der Mamluken mit Abyssinien und Indien,* gröſstentheils aus verschiedenen Schriften des *Makrizi* gesammelte Notizen. 10) *Lebensbeschreibung des fathemitischen Chalifen Mostanser-Billah.* Dieser schwache, indolente und einzig mit seinen Vergnügungen beschäftigte Fürst wuſste die Zügel der Regierung nie selbst zu lenken. Ein Spiel aller Parteyen, bereit, sich dem Gebot jedes Ehrsüchtigen zu unterwerfen, der Kühnheit genug besaſs, sich Ansehen bey ihm zu verschaffen, war der Name Chalif für ihn nur ein leerer Titel. Seine Regierung, eine der längsten, deren die Annalen des Orients Meldung thun (sie dauerte sechzig Jahre), würde kaum verdienen, eine Stelle in der Geschichte einzunehmen, wenn sie nicht durch die Menge der Begebenheiten jeder Art, die sich während derselben ereigneten, und durch das vielfache Elend, welches sie über Ägypten brachte, merkwürdig geworden wäre. Es war kein leichtes Geschäft, aus den verschiedenen Annalisten, die nicht selten in Hauptsachen unter einander abweichen, eine so zusammenhängende und genaue Erzählung zu entwerfen, wie sie Hr. *Q.* giebt. Sie ist ein wichtiger Beytrag zur Geschichte Ägyptens beynahe durch das ganze eilfte Jahrhundert christl. Zeitrechnung. Beygefügt sind dieser Abhandlung die Beschreibungen zweyer Quartiere der Stadt Cairo, und eines von *Hakem* in dieser Stadt errichteten Pallastes der Wissenschaften, aus *Makrizi.* Den Beschluſs des Werks macht ein Anhang vermischter Bemerkungen, vornehmlich aus arabischen noch ungedruckten Werken: 1) über Steinregen; 2) über Meerwunder; 3) über die Araber von Kais und Jemen; 4) über das Kloster Schahran und das Mauleselkloster (also benannt, weil das Nilwasser täglich auf einem Maulesel dahin gebracht wurde); 5) über die Ismaeliten oder Assassinen; 6) über die Bibliothek zu Tripolis in Syrien, welche im J. 1110 christl. Zeitrechnung von den Kreuzfahrern zerstört wurde.

A. P. L.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Halle u. Berlin, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung: Ξενοφῶντος Ἀνάβασις Κύρου. *Xenophontis de Cyri Expeditione Commentarii.* Scholarum usui accommodati et Indice Graecitatis copioso instructi. 1811. 1 Alph. 2 Bog. 8. (16 gr.)

Die Vorrede von *Wilhelm Lange* besagt, daſs diese ein Abdruck vorzüglich der *schneiderschen* Ausgabe seyn soll, mit der Ausnahme: *nisi ut vulgatam subinde lectionem revocandam putarem, et unum alterumque locum levi tantummodo verborum transpositione expeditiorem reddere conarer.* Das Letztere hätte nun wohl nicht geschehen sollen ohne eine Anzeige: aber von beiderley Änderungen fand Rec. nirgends etwas angemerkt. Die von ihm als die richtigere anerkannte *schneidersche* Abtheilung des fünften und sechsten Buchs hat Hr. *L.* nicht angenommen, aus dem Grunde: *non omnem auditorum discipulorumque frequentiam aut raro uti iisdem auctoris alicujus exemplis, meliorem sane hanc descriptionem missam facere malui, eamque praeceptoribus relinquere probe notandam, quam hac in re quidquam novare.* Die gröſste Sorgfalt versichert er auf die Vermehrung und Einrichtung des Registers verwendet zu haben, wo jedoch, um den Platz zu sparen, alle Citate weggelassen worden sind. Noch folgt S. V *Xenophontis vitae brevis adumbratio, cui pauca de Anabasi sunt annexa.* Beyspiele der älteren Lesart, welche Hr. *L.* wieder aufgenommen hat, sind folgende: 1, 5, 10 στεγάσματα für σκεπάσματα, 2, 2, 2 ὁποῖον ἄν τι ὑμῖν οἴησθε μάλιστα συμφέρειν, wo *Schneider* das unrichtige οἴεσθε aus einer Handschrift gesetzt hatte. Eben so sollte 3, 2, 37 εἰ μὲν οὖν ἄλλος τις βέλτιον ὁρᾷ wieder hergestellt werden, wo die neueste Ausgabe ἄλλο ohne alle Autorität der Handschriften aufgenommen hat. 3, 1, 27 muſste ἀπεπήδων gesetzt werden, wo jetzt ἀνεπήδων steht, wie *Schneider* in der Vorrede gezeigt hatte. Aber keine der von ihm in dieser Vorrede bemerkten Verbesserungen ist von Hn. *L.* beachtet worden: sonst hätte er 1, 1, 7 τὴν Μίλητον geschrieben, wo jetzt der Artikel fehlt. Noch nöthiger war es, 4, 4, 10 nach *Sch.* Erinnerung συναγαγεῖν τὸ στράτευμα πάλιν. Ἐντεῦθεν συνῆλθον καὶ γὰρ ἐδόκει διαιθριάζειν zu schreiben, wo jetzt die falsche Interpunction, so wie die ganz widersinnige Leseart συναιθριάζειν stehen geblieben ist. Auch 4, 3, 12 hätte die alte Lesart: ἐκδύντες δὲ ἔφασαν ἔχοντες τὰ ἐγχειρίδια γυμνὰ ὡς νευσούμενοι διαβαίνειν zurückgerufen werden müssen, wo das neuerdings aufgenommene γυμνοὶ schon durch das vorhergegangene ἐκδύντες widerlegt wird, wie *Jacobs* schon richtig bemerkt hat. Den Fehler 6, 6, 10 ὃν ἐζήτει, wo es ἐξῄτει heissen muſs, hat schon *Schäfer* Melet. 1. p. 74 bemerkt. 7, 7, 31 sollte es nach *Sch.* Erinnerung διὰ τοῦτο κίνδυνος heiſsen, wo jetzt διὰ fehlt. Diese Beyspiele beweisen des Herausgebers groſse Sorglosigkeit in der Besorgung dieser neuen Schulausgabe. Der *Index Graecitatis* wird vielleicht manchen Leser noch etwas Schlimmeres vermuthen lassen. Da findet man: ἀγάγειν *i. q.* ἄγειν. ἀγάγοιντο, *ad se adducerent.* Das Beyspiel ist aus 1, 10, 17 genommen, wo ehemals stand εἰ αὐτοῦ μείναντες τὰ σκευοφόρα ἐνταῦθα ἀγάγοιντο, jetzt aber auch in Hn. *L's.* Ausgabe ἄγοιντο aufgenommen ist. αἴξ, *caper et capra.* ἀκήρυκτος πόλεμος, *bellum indictum, infestum.* Ἀμέλεια τοῦ ἡγεμόνος, *neglectio, quod ducem viae non satis custodivissent* (die Stelle steht 4, 6, 3), und dann folgt nach ἀμελεῖν noch einmal ἀμέλεια *in custodiendo negligentia.* Ferner ἀνακαύειν *s.* ἀνακαίειν, *incendere.* ἀνακομίζεσθαι, *sibi comportare,* aus

4, 7, 1 und 17, wo ἐπιτήδεια πάντα εἶχον ἀνακεκομισμένα das Passivum ist. Das *zeunische* Register hat bloss ἀνακομίζεσθαι *comportare*. Hr. *L.* setzte *sibi* hinzu, und glaubte die Sache besser gemacht zu haben. Hier bedeutet das Wort, an einen erhabenen sicheren Ort bringen. ἀνατρέφειν, *nutrire*, aus 4, 5, 35, wo es aber das Ausfüttern eines verhungerten Pferdes bedeutet. — ἀπαγγέλλειν, *renunciare*, *idem est* ἀπαγγέλλεσθαι, *legatis respondere, indicare, aperire decretum consilii:* aus 2, 3, 9, wo aber das Activum in allen Ausgaben steht. ἀπαιτεῖν, *postulare.* τὰ ὅπλα τινὰ, *arma postulare ab al.*, ἀπαιτεῖσθαι, *sibi expetere.* Wörtlich aus dem *zeunischen* Register! Aber der Hauptbegriff ist ausgelassen. ἀπαιτεῖν bedeutet überall, das Schuldige oder Pflichtmäſsige fodern, oder das Seinige zurückfodern! ἀποβιβάζειν, *trajicere*, aus 1, 4, 5, wo es zu Schiffe holen und ausladen bedeutet, wie überall. ἀποθύειν, *sacrificare*, da es nach der Anmerkung zu 4, 8, 25 in der *sch.* Ausgabe so viel als ἀποδιδόναι τὴν θυσίαν ist. ἀποκαίειν, *deurere, adurere* (*calorem detrahere*), erfrieren, aus 4, 5, 3. — ἀποτρέχειν *s.* ἀποτρέχεσθαι, *currentem abire.* Diese Beyspiele sind nur aus einem Buchstaben ausgehoben. Manche finden sich freylich auch im *zeunischen* Index; aber damit kann Hr. *L.* sich nicht entschuldigen, vorzüglich nach der oben angeführten Erklärung in der Vorrede. Bisweilen hat es ihm gefallen, eine Anmerkung einzuschalten, wie unter Ζώνη aus Cicero Verrin. 3, 33; dafür aber ist daselbst die Phrasis τῆς ζώνης ἐλάβοντο 1, 6, 10 ausgelassen worden. Treulich ist nachgeschrieben κατάγειος, *subterraneus*, aus 4, 5, 25; aber οἰκίαι κατάγειοι sind nicht unterirdische Wohnungen, sondern in die Erde eingegrabene, und mit offenem Eingange und Dache von oben. ὑπόγειος ist *subterraneus*. Das im *zeunischen* Index ausgelassene τάλαντον aus 7, 7, 53 ist zwar eingetragen, aber ohne weitere Erklärung als *talentum.* Das Namenregister ist hier ganz weggelassen worden. Sonach ist alles auf Sprachunterricht in den Schulen angelegt. Zu diesem Zwecke aber dient das Wortregister ohne Anzeige der Stellen durchaus nicht: denn die widersprechenden Bedeutungen, welche sehr oft ohne die in einzelnen Stellen vorkommende Phrasis (woran der Schüler den Ort, wohin die Bedeutung paſst, erkennen könnte), hinter einander aufgestellt stehen, verwirren ihn nur, anstatt ihn zu leiten. So ist also der gerühmte wohlfeile Preis auch dieser Schulausgabe, wie so mancher anderer, welche dieselbe Buchhandlung und andere geliefert haben, nur ein Köder, welcher die jungen Liebhaber und Schüler des Griechischen in ihr Verderben lockt. Man kann also nicht frühzeitig und nicht eifrig genug gegen solche Bücher warnen, deren Unternehmer so gar wenig sich um den wahren Nutzen der Schüler bekümmern, denen sie doch, ihrem Vorgeben nach, die Mühe erleichtern wollten! S. P. F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Rudolstadt*, b. Klüger: *Theognidis sententiae et Pythagorae carmina aurea.* In usum scholarum quam emendatissime potuit denuo evulgavit *Jo. Gottlieb Lindner*, scholae Arnstad. director. 1810. VIII u. 80 S. 8. (8 gr.) Wir wissen nicht, wie der verständige *Joachim Camerarius*, der sich gar manches Verdienst um den Theognis erworben, seinen Dichter so durchaus hat missverstehen können, um ihn zum Schulbuch zu stempeln: aber freylich ist es noch unbegreiflicher, wie man Jahrhunderte lang auf dem falschen Wege beharren, und, während die homerischen Gesänge unerschöpflichen Stoff zur Belebung und Bereicherung jugendlicher Gemüther darbieten, zu einem Schriftsteller greifen konnte, der zwar ein höchst trefflicher, aber in seiner ganz invidueIlen Beziehung auf das praktische Leben seines Zeitalters nur dem bedeutend reiferen Alter genieſsbar und verständlich ist. Dieser missverstandene Gebrauch scheint auch die Folge gehabt zu haben, daſs sich der herrliche Dichter unter dem Schutt seichter Bearbeitungen für Lehrlinge den Augen der Gelehrten fast entzog: so daſs die meisten Hülfsmittel zu seiner Wiederherstellung noch unbekannt, die bekannten, wie der äuſserst wichtige Codex Palatin. in *Wolfg. Sebers* Ausg. von 1620, ganz unbenutzt sind, und man überhaupt noch nicht einmal eine Ahndung von nüchterner Kritik seines Textes zu haben scheint, so daſs sich *Brunck* ungerügt Willkührlichkeiten jeder Art an seinen Resten erlauben konnte und durfte, vielleicht durch einzelne Äuſserungen *Valckenaers* (*animadv. ad Ammon.* 3, 6. p. 108, und zu *Eurip. Phoen.* p. 164. b) zu weit geführt. Der Titel der vor uns liegenden Ausgabe, so viel wir wissen, seit *Brunck*, also seit 26 Jahren, der ersten, die von einem unserer ältesten, wackersten, und nach seinem Kreise verdienstvollsten Schulmänner herrührt, lieſs uns Abhelfung mancher, wenn auch nicht aller Schwierigkeiten hoffen. Aber wir sind sehr getäuscht: denn dieſsmal hat sich das freylich immer relative *Können* damit begnügt, einen treuen Abdruck des leipziger Textes von 1776 zu geben, der wieder aus einer etwas wunderlichen Collection plutarchischer und isokratischer Schriften, aus Hesiodos und Theognis durch *Christoph Kretschmar*, Dresden und Leipzig 1750, geflossen ist, und mit dieser das bekannte *opus aureum* des *Mich. Neander*. Leipz. 1577, zur letzten Quelle hat. Nur ein einziges Mal, gleich im 2 V., hat der Herausg. diesen Text verlassen, und ἀποπαυόμενος statt ἀναπ. geschrieben, worin wir ihm beystimmen, weil wir diese Lesart in den besten alten Ausg., bey *Aldo* und *Junta*, finden: aber diese Änderung hätte füglich unterbleiben können, so lange sinnlose Stellen unberührt gelassen, und offenbare Druckfehler, wie V. 735 τίσσαι, 955 ἐστὶ und 989 δηρησάντων geduldet, und die rechten Lesarten nur als demüthige Varianten unter dem Text angegeben wurden. Diese und einige wenige andere Lesarten finden wir unter dem Text allemal ganz kurz und ohne ihre Autorität angegeben, welches kein gutes Verfahren ist: uns hat indeſs die Lesart ἐπίμυκτος V. 269 überzeugt, daſs, da der Herausg. von *Bruncks* Bemühungen um den Theognis nichts zu wissen scheint, alle diese Abweichungen aus einer eiligen Vergleichung des bekannten *Libellus scholasticus* von *Joachim Camerar.* Basel 1551, entsprungen sind. Aber eine Varianten-Sammlung dieser Art, wie *Kretzschmar* sie begonnen, und Hr. *Lindner* sie nun bis zur Anzahl von 63 gebracht hat, kann zu gar nichts nützen. Auch *Kretzschmars* Abtheilung des Gedichts in 43 Sectiones, die gar nichts taugt, ist mit Einer kleinen Abweichung beybehalten: doch sind die Argumente ausführlicher und genauer angegeben. Die angehängten goldenen Sprüche des *Pseudo-Pythagoras*, die der Herausgeber dem *Empedokles* oder sonst einem Schüler des *Pythagoras* beylegen möchte, worin Wenige mit ihm einstimmig seyn werden, haben gleichfalls keine eindringendere Behandlung erhalten.

Der Vorrede, die sich meistens mit biographischen Notizen über Theognis und Pythagoras beschäftigt, gedenken wir bloss wegen eines heftigen Ausfalls auf die Accente, welche Hn. *Lindner difficiles nugae* heiſsen, *quae locum tuebuntur, quamdiu viri magni nominis erunt, quos pudeat, quae imberbes didicere, senes perdenda fateri.* Er setzt hinzu, ein griechisches Lexikon mit Bezeichnung der Quantitäten sey höchst wünschenswerth, worin wir ihm ganz beypflichten, und das sey nur *iis proscriptis* möglich, worin ihm Jeder widersprechen wird, der sich mit der Accentenlehre vertraut zu machen gesucht hat. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Amelang: *Ini, ein Roman aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert*, von *Julius von Voſs*. 1810. 368 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Hitzig: *Die Brautfahrt in Spanien, ein komiſcher Roman* in zwey Theilen, nach *Lantier* frey bearbeitet, von *P. J. Rehfues*. 1811. I Th. 196 S. II Th. 204 S. 8. (2 Rthlr.)

3) Berlin, b. Schöne: *Arkadien, ein Schäfer- und Ritter-Roman*, von *Otto Heinrich Grafen von Loeben*. 1811. I Th. 252 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Es war uns eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, daſs der vielbekannte Vf. von No. 1 ſich ſowohl in Rückſicht des Stoffes als der Darſtellung dieſes neuen Romans mit merklicher Kraft *zum Beſſeren* erhebt. Wir fanden dieſsmal im ganzen Buche keine einzige Stelle, welche die Sittlichkeit oder das feine Gefühl beleidigen könnte — dagegen aber mehrere höchſt anziehende Schilderungen, und manches wahrhaft vortreffliche Gemälde. — Das Ganze iſt, wie der Leſer ſchon im Voraus vermuthen wird, ein Ideenmagazin zum Behufe der künftigen Weltbeſſerung, ausgeſchmückt mit allerley reizenden Anſichten von unſerer Erde aus dem einundzwanzigſten Jahrhundert. Die meiſten der hier aufgeſtellten Weiſſagungen und Vermuthungen erregen freylich ein Lächeln — ja einige (wie die S. 66 gegebene Beſchreibung einer gemalten Landſchaft) ſind zum Todtlachen. Auch iſt der Vf. noch viel zu blutgierig, und am meiſten übertreibt er daher die *Kriegskunſt* des gedachten Jahrhunderts, in deren furchtbaren Höhen das *Knallſilber* überall den Culminationspunct ausmacht, und vermöge deren die Menſchen ſchreckliche Luft-, Feuer-, Waſſer- und Erd-Schlachten liefern, und einander ganze Berge, wie Bälle, entgegen und zurückwerfen. Aber nirgends verliert der Leſer die Geduld, und Jedermann wird das hübſche Büchlein mit Vergnügen durchreiſen.

No. 2 verkündigt ſich *ſelbſt* als einen *komiſchen* Roman. Wir lieben es nicht, daſs ein Roman auf dem Titelblatte *verſprecke*, komiſch, humoriſtiſch, rührend u. ſ. w. zu ſeyn, freuen uns aber deſto mehr, wenn er es wirklich *iſt*. Indeſſen fanden wir, daſs der gegenwärtige von dem, was die Franzoſen unter *komiſch* verſtehen, faſt durchgängig recht angenehm belebt wird. Die Übertragung der artigen Geſchichte aus dem Franzöſiſchen iſt zwar keine ſonderliche Bereicherung unſerer Literatur, und der Roman ſelbſt, als Kunſtwerk betrachtet, verdient keiner Erwähnung. Aber das Buch iſt unterhaltend, und eignet ſich beſonders ſehr gut dazu, um den Leſer mit Leib und Seele in das ehemalige Spanien zu verſetzen. Am beſten iſt *Don Pacheco's* Charakter gehalten — nicht gut aber der ſeiner Tochter *Seraphine*. *Don Manuel* iſt frivoler, und doch zuletzt wieder abergläubiger, als der Charakter eines Spaniers von Bildung erträgt. Hier, und überhaupt in mehreren Theilen des Werkes zeigt ſich der Held (oder vielmehr der franzöſiſche Autor ſelbſt) als einen ziemlich unbeſcheidenen ſogenannten calviniſtiſchen Proteſtanten, der eine Art von Ruhm in der Geringſchätzung der für die Katholiken beſonders heiligen Gegenſtände ſucht — wodurch er freylich wenig Geſchmack und noch weniger menſchliches Gefühl beweiſt. — Daſs übrigens zwey Spanier auf einmal ſich ſo geneigt finden ſollen, ihre Töchter an einen franzöſiſchen Calviniſten zu verheirathen — wie hier geſchieht —, das muſs zwar dem Leſer höchſt tolerant, aber auch *höchſt unwahrſcheinlich* vorkommen! — Die Erzählung dehnt ſich hie und da zu ſehr in die Breite, doch nie bis zum Langweiligen.

In No. 3 fanden wir nach langer Zeit wieder einmal (und zwar mit groſsem Vergnügen) ein ſogenanntes „*ſchönes Schäferſtück!*" — So viel aus dem vor uns liegenden I Th. zu entnehmen iſt, zeugt dieſes Product von vielem Geiſte, einer ungemein lebhaften Phantaſie, und dennoch auch von unermüdlicher Geduld bey einer ſo zeit- als koſtſplittrigen Aufführung der ſeltſamſten Luftgebäude. Wir glaubten beym Anblick des Titels, die Muſe unſeres Vfs. werde ihren Flug ſüdoſtwärts nach griechiſchen Lüften hin wenden; aber mit Erſtaunen ſahen wir bald, daſs die zarte Göttin ſich mitten in unſerem Vaterlande, auf einer ſchönen Flur im *Meiſsen*, niederlieſs! Hier kommen nämlich mehrere wirkliche, doch überaus vornehme Schäfer und Schäferinnen mit mehreren Rittern und Fräulein, welche ebenfalls den Schäferſtab ergreifen wollen, und reſpective müſſen, im Grünen zuſammen, hüten gemeinſchaftlich die Schafe und erzählen einander, während die Lämmer graſen, ihre Begebenheiten — mitunter zwar ein wenig breit, aber doch in wahrer Anmuth und reinherziger Naivetät, und mit Einſtreuung mancher lieblicher Stanzen, Sonette und anderer klangreicher Dichtungen, worin wir viele Zartheit, blöde Liebe, ſanften Hirtengeiſt und ritterliches Weſen fanden.

Gegen das Ende dieſes erſten Theils werden aber, indem ein Gewitter über Wald und Fluren ausbricht, die bis dahin ruhig fortſchreitenden Geſchichten plötzlich durch die gottloſe Zauberey einiger Zigeuner zu wunderreichen Feenmährchen erhitzt, während der Leſer ſchon zu hoffen begann, daſs alle jene einzelnen Geſchichten ſich zu einem Ganzen reihen würden, obgleich der ganzen Dichtung bis hieher noch kein eigentlicher Plan abzuſehen iſt, der vielmehr auch hier (wie bey allen freyen Dichtungen dieſer Art) auf gut Glück dem nächſten Theile vorbehalten bleibt, wo er ſich im Weiterſchreiben ſchon von ſelbſt ergeben wird, wenn es Gottes Wille iſt. — So innig wohl es demnächſt jedem Menſchenfreunde thun muſs, wenn er endlich auch einmal das Leben der guten *deutſchen* Schäfer, gegen welches unſere eigenen Bauern noch ſo viele abgeſchmackte Vorurtheile hegen, hier zu vollen Ehren gebracht ſieht (denn der Vf. ſetzt dieſes Schäferleben in *Meiſsen* nicht nur dem *arkadiſchen* völlig gleich, ſondern er ſucht es auch dem adelichen Stande an die Seite zu ſtellen, ja mit dem ganzen Ritterweſen auf das Innigſte zu verſchmelzen): ſo ſehr muſs doch, nach unſerem Dafürhalten, dieſes ſchwere, aber gutmüthige Beginnen dem Werke ſelbſt ſchaden. Denn die Gedanken des Leſers wenden ſich bekanntlich während des Genuſſes ſolcher Dichtungen ſtets nach dem Schauplatze hin, wo die Handlung vorgeht. Immer will und muſs er an Ort und Stelle ſeyn! Aber bey ſo reizenden Schilderungen, wie man hier findet, wird der Leſer gleichſam mit Gewalt zurück in die Schäferzeit und nach *Arkadien* verſetzt — und doch fällt ihm auf jeder Seite der *höchſt ſtörende* Gedanke wieder bey, daſs er ſich auf einer modernen *meiſsner* Flur befinden ſoll! In *Meiſsen* und auf deutſcher Erde überhaupt will ſich ein ſolches Schäferleben — dermalen wenigſtens — nicht wohl geziemen, und alle dergleichen Verſuche, unſer liebes Vaterland zu einem *Arkadien* hinauf zu idealiſiren, fallen, bey unſerem allbekannten Klima und der ökonomiſchen Einrichtung unſerer Schäfereyen, mehr ins Poſſirliche als Naive. Warum nahm auch der Vf. nicht lieber das *wahre Arkadien* zum Schauplatze, wie ſelbſt der vortreffliche *Geſsner* klüglich that? Deutſchland wäre deſshalb dennoch Deutſchland geblieben — und die Erde iſt ja überall des Herrn! — *Voſs* gab uns zwar bereits in ſeiner *Luiſe* das Beyſpiel einer *ächt deutſchen Idylle*, ſo wie auch gewiſſermaſsen *Goethe* in „*Hermann und Dorothea*" that, wenn gleich die Handlung des letzteren Gedichts ſchon ein wenig mit Unglück und Streit gemiſcht iſt. Aber zu einer *vollkommen ländlichen* deutſchen Idylle (Schäferidylle) würde man Stoff und Form nur einzig aus dem unſchuldsvollen Leben *wohlhabender Bauersleute* nehmen können, die ihr Vieh ſelber weiden, und bey welchen man wirklich (in mehreren Gegenden Deutſchlands) das Hirtenleben noch in einer faſt *arkadiſchen* Herrlichkeit findet. Dieſes *Leben ſelbſt* müſste geſchildert, demſelben aber das Vornehme nicht *beygemiſcht*, ſondern nur (ebenfalls in Idyllenform) *entgegengeſtellt* werden. — Ein ſehr ſchweres, aber höchſt reizendes Unternehmen! — Soviel iſt richtig, die Schäfer unſeres Vfs. betragen ſich wohl ganz ſchäferlich, und mitunter giebt es auch recht *faule Schäfer*. Aber wir prophezeihen allen dieſen Schäfern und Schäferinnen die Gallenruhr, wenn ſie, mit dem vielen Liebesärger im Leibe, noch lange ſo beſchwerlich mit dem Geſicht im Thau liegen, und zwiſchen den vielen feuchtenden Bächlein und Brünnlein herumrammeln! — Auch fanden wir manche naive Situationen zu gewagt und zu ſehr ins Detail gezogen. So iſt S. 95 (zwar mit vielem Anſtande) beſchrieben, (was aber doch wohl beſſer verſchwiegen geblieben wäre!), wie die ſchöne Schäferin *Floriſmena* gleichſam *ſalviren*. ihr Lämmlein lauſet —, wobey ihr die vornehme Dame *Aurora* den Kamm ins Waſſer taucht — während Ritter *Clarinet* und Schäfer *Dulcis*, den Göttlichen gegenüber, in Andacht und Ehrfurcht die groſse Anmuth bewundern, womit dieſe Schönen „*geſchäftig*" ſind. — Ein letzter Wunſch, den wir bey dem höchſt ermüdenden Durchleſen nicht unterdrücken konnten, betrifft die Darſtellungsart und den Stil. Beides iſt durchgängig ſehr ſeltſam, und oft bis zum Unleidlichen affectirt. Nur gegen das Ende des Büchleins, wo dem Dichter ſelbſt im vollen Gefühle ſeiner Schöpfung warm wird, ſchwingt er ſich einige Mal, frey von aller Ziererey, über die eigene mühſam angequälte Darſtellungsart empor, und zeigt dadurch unwillkührlich, daſs er im natürlichen Zuſtande vielleicht ein recht guter Erzähler, im Drange der wahren Begeiſterung ſogar ein vortrefflicher Dichter ſeyn könnte. — *Schlegel*, *Tieck* u. A., nachdem ſie uns ſo manche correcte Dichtungen — Meiſterwerke, wie *Pygmalion*, *Arion*, *Schwan und Adler* — gegeben hatten, fingen an, auch das Incorrecte in Schutz zu nehmen, ja in ihren eigenen Dichtungen daſſelbe da nicht zu verſchmähen, wo die Neuheit des Gedankens, der allzu groſs gewordene Hochmuth ſchulgerechter Autoritäten, oder andere Umſtände es zu erfodern ſchienen. Aber dieſe liebenswürdigen Dichter ehrten dennoch das Correcte (deſſen ſie ſich längſt und vor allen Dingen hatten bemächtigen müſſen) ſtets als das Rechte — nie ſchätzten ſie es gering — nie *obſtinirten* ſie ſich, incorrect zu ſeyn, wie ihre Nachbeter, welche dieſs wirklich halb aus Bequemlichkeit, halb aus Noth zu thun ſcheinen. — So iſt insbeſondere das peinliche Ringen nach altdeutſchem Ausdruck durch allerley affectirte Verzerrungen des modernen, deutſchen Stils, eine Mode, wozu allerdings ehemals einige übelverſtandene Beyſpiele der vorgenannten Männer Veranlaſſung gaben, die ſie ſelbſt aber gar bald als zweckwidrig verwarfen, die ja Gottlob längſt veraltet und wieder abgelegt iſt, die jetzt nicht einmal mehr belacht, ſondern da, wo ſie ſich noch zu zeigen wagt, nur als langweilig begähnt wird! Und —, welche Geduld, Zeit und Anſtrengung mag dazu erfodert werden, um, mitten unter klar und deutlich redenden Chriſtenmen-

schen, seine eigene gesunde und mit schweren Kosten erlernte deutsche Sprache schriftlich ganz zu verleugnen, und sich dagegen einen solchen unnatürlichen Wirrwarr anzupeinigen!!! — Überdiess müssen wir auch in unseren Tagen die Sache von einer noch ernsthafteren Seite betrachten. Es wäre nämlich doch nicht ganz *unmöglich*, dass ein solchergestalt stilisirtes Product im Auslande bekannt würde. „*Comment?* (würde man sagen) eine Sprache, deren unverständliche Wendungen man erst mühsam studiren muss, um zuletzt oft nur einen ganz gewöhnlichen Gedanken herauszufinden — die sollte schätzenswürdiger seyn, als andere barbarische Sprachen?“ — Nein, Freunde! Wer die deutsche Sprache liebt, der befleissige sich doch ja, sie in jener hohen, gediegenen Klarheit und Deutlichkeit zu schreiben, zu der sie Gottlob endlich gediehen ist! Versündiget Euch nicht durch Übermuth und Kinderpossen an unserer ehrwürdigen Sprache! — Der Raum dieser Blätter verstattet keine weiteren Bemerkungen. Auch versteht es sich, nach dem bereits Gesagten, wohl von selbst, dass es in dem Büchlein wenige *Brunnen*, aber desto mehr *Bronnen* giebt (S. 97 findet sich gar ein *Bronne!*) — dass nichts am Ufer des Neckars vorgehen darf, wohl aber „*an Neckars Ufer*“ — dass auch „*Waldhorns Süssigkeit*“ wieder aufgewärmt und geschmeckt werden muss — und dass man ausser den *Bronnen* auch noch eine ganz entsetzliche Menge von *Brünnlein* (wir schlagen „*Brönnlein*“ vor!), *Bächen* und *Bächlein* findet, u. s. w. — O süsser *Ludwig Tiek!* Wie viele dergleichen junge Wässerlein hat wohl dein reichhaltig strömendes und mit Recht berühmtes Lied *Golo's „von den stillen Bächlein“* schon ausgeheckt! Auch hier versieht es uns wieder reichlich mit Wassern und Wässerlein — S. 72 lässt es z. B. *sieben Brönnlein auf einmal* hervorquatscheln.

y.

1) Berlin, b. Maurer: *Die Drillinge, oder die drey Doctoren*, herausgegeben von *Ludwig von Selbiger*. 1811. I Theil. 320 S. II Theil. 278 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Cnobloch: *Adonide, oder Liebe und Schein*, von *J. G. D. Schmiedtgen*. 1811. 328 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Von No. 1 könnte man sagen, es sey kein gewöhnlicher Roman, da Alles darin ohne eine eigentliche Liebesgeschichte abläuft, und der Vf. überdiess, nach der von *Goethe* im *Meister* und in den *Wahlverwandschaften* angenommenen Gewohnheit, in seinem Helden keinen Gott, sondern eine unbedeutende Person aufstellt; wenn nicht die ganze Geschichte selbst gar zu gewöhnlich und der Held derselben ein gar zu armer Wicht wäre. Was erstens die Geschichte betrifft: so ist ein Roman ohne Liebe bekanntlich eine sehr schwere Aufgabe, und wir haben in den meisten bisherigen Versuchen dieser Art gefunden, dass die Muse das Geschlecht der Frauen empfindlich rächt, indem sie fast jeden Dichter, welcher die Schönen verachten oder entbehren zu können glaubt, mit dem Fluche der Langweile belegt. Nun erregt zwar die vor uns liegende Erzählung *nicht* eben wirkliche *Langweile;* aber es kommt auch nicht viel Erquickliches weiter darin vor, als gerade die einzige kleine *Liebesgeschichte* des Doctor *Hirt*, welche sich in der Provence begiebt, und zu welcher die gute *Margot* des Hn. *v. Thümmel* dem Vf. gesessen hat. Zweytens: Der Held eines guten Romans darf und muss zuweilen eins von jenen Mutterkindern seyn, an welchen man schon von Weitem alle gewöhnlichen menschlichen Schwachheiten, Unbeholfenheiten und Lächerlichkeiten zu entdecken pflegt. Aber *Interesse* muss er immer erregen — und das vermag der Hauptheld unseres Vfs. nicht, welcher uns hier selbst seine und seiner beiden Nebenhelden Geschichte erzählt. Er ist nicht gut — eher böse — aber auch nicht recht — oft religiös, noch öfter irreligiös — er erregt nicht die mindeste Aufmerksamkeit durch seinen Charakter, weil er keinen hat — kurz, es war kaum der Mühe werth, seinetwegen eine Feder anzusetzen. Die beiden anderen Helden, *Hirt* und *Held*, sind besser gezeichnet, aber auch weder sonderlich ausgeführt, noch gut gehalten. — Den Damen wird das Buch wenig Erbauung gewähren. Für Männer enthält es manche sehr unterhaltende Scenen; auch finden sich viele einzelne, von einer gewissen Rechtlichkeit des Dichters zeugende, oft sehr treffende Bemerkungen, und eine Menge von burschikosen Spässen; nur ist die Erzählungsart nicht ganz modern, und man stösst zu oft auf Derbheiten, die zuweilen fast ins Rohe fallen. — Das Äussere des Werks ist lobenswerth.

No. 2 hat uns weit mehr befriedigt, als des Vfs. vorige Romane. Zwar ist auch das gegenwärtige Buch noch kein eigentliches Kunstwerk zu nennen — denn die Begebenheiten sind zu alltäglich, die Darstellungsart fällt oft ins Empfindelnde und der Stil ist voller Gebrechlichkeiten. Aber dennoch bleibt diese *Adonide* ein liebenswürdiges Bild, nach dessen Begegnung im wirklichen Leben sich jeder bessere Mensch sehnen wird. Die Geschichte unterhält angenehm, es offenbart sich darin ein beschwerlicher, und doch erfreulicher Gang der poetischen Gerechtigkeit, und man findet überall so viel menschliche Würde und Unschuld, dass wir auf die sittliche Güte und Reinherzigkeit des Dichters selbst (unbekannter Weise) allenfalls *schwören* möchten! — Prächtigere Altäre vermag allerdings die Kraft des schaffenden *Genius* dem wahren Gotte der Tugend zu erbauen. Aber auch hier in dieser bescheidenen Dichtung

„verehrt ihn in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Besonders dem sanfteren Geschlechte der Frauen wird das Buch eine angenehme und gemüthliche Unterhaltung gewähren. Möge dem aufstrebenden Dichter von oben herab immer mehr Kraft und Geschick für die Darstellung des Guten und Schönen zu Theil werden!

y.

Leipzig, b. Göschen: *Gespensterbuch*, herausgegeben von *A. Apel* und *F. Laun*. I Bändchen. 1810. 288 S. II Bändchen. 1811. 336 S. III Bändchen. 324 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Der Charakter dieses Buchs ist kein festbestimmter. Der Zweck des Ganzen ist überhaupt nur der, dass es dem Leser zuweilen einen angenehmen Geisterschauer verursache, zuweilen ihn wieder durch einen sinnreichen Schwank belustige, in beiden Fällen aber dem Geiste eine anmuthige Unterhaltung gewähre. Diese Absicht haben die Vff. — etliche leichte und dürftige Numern ausgenommen — ganz gut erreicht. Für die eigentlichen ernsten, tragischen, und ohne auflösende Erklärung fortbestehenden Geistergeschichten scheint uns Hr. *Apel* eine reichere Phantasie, zu Anfertigung der Schwänke hingegen Hr. *Laun* mehr Geschick zu besitzen. Wir wollen den Inhalt der vor uns liegenden drey Bändchen kürzlich anzeigen.

Im I Band befinden sich 1) *der Freyschütz*, eine Volkssage von *A.* Eins der besten Stücke im ganzen Werke, schauderhaft tragisch und lehrreich. 2) *Das Ideal* von *L.* Ein Feenmährchen — durchaus lustig — fast allzureich an Wundern. 3) *Der Geist des Verstorbenen*, von *L.* Die Geschichte einer an allzu hohen Erwartungen erkrankten Ehe, welche durch den Scheintod des Gatten und dessen nachherige lebendige Erscheinungen im Zimmer seiner Frau glücklich geheilt wird. 4) *König Pfau*, ein Feenmährchhen a. d. Französischen von *A.* So anmuthig erzählt als gut erfunden. 5) *Die Verwandtschaft mit der Geisterwelt*, von *L.* Eine Familiengeschichte, deren schauerlicher Charakter vom Anfange bis zum Ende vortrefflich gehalten ist.

Der II Band enthält 1) *die Todtenbraut*, von *L.* Gehört zu den fürchterlichsten, aber weniger guten Erzählungen. Man sieht ihr das Gemachte zu sehr an. 2) *Die Bräutigamsvorschau*, Volkssage von *A.* Vortrefflich — in hohem Grade romantisch. 3) *Der Todtenkopf*, von *L.* Eine der besten und schauerlichsten Geschichten im ganzen Buche. Der Schluss sollte wohl poetischer seyn. 4) *Die schwarze Kammer*, Anekdote von *A.* Wollte uns nicht sonderlich zusagen. 5) *Das Todesvorzeichen*, von *L.* Von geringem Werth. 6) *Der Brautschmuck*, deutsches Volksmährchen, von *A.* Eine sehr angenehm erzählte Feengeschichte. 7) *Kleine Sagen und Mährchen*, von *A.* In Versen. Am besten hat uns *Hildur's Zauberlied* gefallen.

Der III Band giebt uns 1) *die Vorbedeutungen*, von *L.* Es ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe, in Hn. *L's.* bekannter Manier erzählt. 2) *Klara Mongomery*, von *A.* Vortrefflich gedichtet. 3) *Der Gespensterleugner*, von *L.* Ein zu sehr ins Breite gezogener Schwank. 4) *Anekdoten* von *A.* a) *Das Geisterschloss*, eine sehr hübsche ländliche Spuckgeschichte. b) *Der Geisterruf.* Ächt romantisch — ein wenig zu kühn. c) *Der Todtentanz.* Eine allerliebste Anekdote (vom alten schlesischen Rübezahl), die zu den besten im Buche gehört.

Wenn die Vff. sich einer *immer strengeren* Auswahl befleissigen: so wird gewiss auch jeder folgende Band dem Publicum willkommen seyn.

Y.

Görlitz, b. Anton: *Edmunds Prüfungen.* Ein Roman von dem Verfasser der Heliodora. 1810. Erster Theil. 182 S. Zweyter Theil. 176 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Gegen die Schreibart des Vfs. ist nichts einzuwenden; sein Stil ist leicht, fliessend, rein und den Gegenständen angemessen. Deste weniger leistet er von Seiten der Erfindung. Was er in seinem Roman für Situationen und Verwickelungen giebt, ist hundert und tausend Mal da gewesen. Man rettet einander das Leben, bricht Wagenachsen, sieht eine Person für die andere an, wird auf geringe Veranlassung blind vor Eifersucht, wird sogar von Banditen angefallen, zieht in ein schönes einsames Thal, reiset vor Gram in der Welt herum, erzieht fremde Kinder: kurz, man thut und leidet, was in den deutschen Romanen seit Werther herkömmlich ist. Der Leser kann ohne Herzklopfen von Seite zu Seite gehen, er wird um das endliche Glück des Helden und der ihm zugewiesenen Heldinnen nie verlegen werden. Er sieht auf den ersten Blick, wie alles ablaufen werde; es sey denn, dass dieses der erste Roman wäre, den er liest. Der einsichtige Vf. wird zuletzt des steten Copirens selbst müde, oder schämt sich auch seiner Schwäche im Erfinden. In dieser Idee lässt er einen seiner Briefsteller (die ganze Geschichte ist, wie sichs gehört, epistolarisch abgefasst) einer Dame, der er Nachrichten von gewissen Verirrungen seines Freundes zu geben hat, folgendermassen schreiben: „Ich mache Ihnen keine Schilderungen von den Reizen der Signora, von ihren schönen, wollüstigen Umgebungen. Sie werden sich aus Romanen-Reminiscenzen allenfalls schon selbst ein treffendes Bild zusammensetzen können, und wenn Ihre zu unschuldige Phantasie auch kein ganz ähnliches schafft: so werden Sie nichts dabey einbüssen." Gerade wie mit diesem Buche; wenn man es nicht gelesen hat: büsst man nichts ein. Dass, nach den neueren, doch vielleicht nicht allerneuesten, Mustern, die Scene nach der Schweiz und Italien verlegt sey, ist wohl überflüssig zu erwähnen. Muss nicht alles romantische Heil aus dem Lande kommen, wo die Citronen blühen?

Wh.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Cnobloch: *Der Räthselhafte* oder *die beiden Alten.* Von *Gottlieb Bertrand.* Neue wohlfeile Ausgabe. 1811. Erster Theil. 354 S. Zweyter Theil. 356 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 SEPTEMBER, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Paris, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure und den Gebr. Tilliard: *Description de l'Égypte*, ou *Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française*, publié par les Ordres de Sa Majesté l'Empereur *Napoléon le Grand.* 1809. 1810. Folio.

Endlich ist die schon so lange gespannte Erwartung des literarischen und artistischen Publicums auf das grosse Werk über Ägypten durch die *Erste* Lieferung befriedigt worden, und zwar auf eine Art, welche selbst dem verwöhntesten Sinne nichts zu wünschen übrig läst. Mit einer alle Vorstellungen übersteigenden typographischen Pracht und verschwenderischen Kunst liegen die Entdeckungen der französischen Gelehrten und Künstler vor uns, begleitet mit Kupferstichen, die sowohl durch die Grösse ihres Umfangs, als auch durch ihre hohe Vollendung, Alles übertreffen, was die Grabstichel der Britten und Franzosen in dieser Art hervorgebracht haben. Auch dieses Werk entscheidet also aufs Neue die Frage, welche Kraft, die physische oder die geistige, die unbesiegbarste sey. Von der mächtigen Expedition *Napoleons*, welche eine neue Epoche des Handels und der Cultur gründen, und Ägypten wieder zum Mittelpunct der Welt erheben sollte, sind nur wenige Keime der Cultur und Industrie auf der undankbaren afrikanischen Küste zurückgeblieben; allein die literarischen Eroberungen sind für immer gesichert, und bieten dem Forscher der Urgeschichte des Menschengeschlechts und der ältesten Kunstgeschichte ein weites, fruchtbares, ja unübersehbares Feld dar.

Da nur wenige deutsche Bibliotheken diess kostbare Werk, das vollständig über 1000 Thaler kosten wird, besitzen dürften: so hält es Rec. für seine Pflicht, dem Leser einen deutlichen und umfassenden Begriff davon zu geben, ob er sich gleich vorerst nur auf eine genaue Beurtheilung desjenigen Theils, der die *Alterthümer* enthält, einlassen kann. Das ganze Werk soll 9 Bände stark werden, und mit 890 Kupferstichen, in dreyfachem Folioformat, dem gewöhnlichen, grossen und allergrössten, erscheinen. Der Text zerfällt in drey Haupttheile, welche den Alterthümern, dem gegenwärtigen Zustande Ägyptens und der Naturgeschichte gewidmet sind. Hiezu sollen die Kupferstiche so vertheilt werden, dass zu den Alterthümern 420 Kupferstiche, in fünf Bänden; zu dem gegenwärtigen Zustande 170, in zwey Bänden; zur Naturgeschichte 250, in zwey Bänden kommen. Der *Atlas géographique*, in 50 Blättern, wird erst am Ende, und der Sage nach erst — nach dem allgemeinen Frieden erscheinen.

Von den drey Lieferungen, welche bis jetzt herausgekommen sind, ist unstreitig die Abtheilung der Alterthümer mit 97 Kupferstichen und einem dazu gehörigen Text die interessanteste. Man findet darin die Monumente von *Philä, Syene, Elephantine, Ombos, Edku, Elethyia, Esne, Erment;* also die sämmtlichen Ruinen von Philä an bis Theben. In dem zweyten und dritten Bande sollen die Denkmäler von Theben, die Papyrus, die grossen historischen Gemälde und andere in den Hypogäen entdeckte Antiquitäten geliefert werden; der vierte und fünfte Band endlich werden die Alterthümer von allen den unter Theben gelegenen Städten umfassen; also Dendera, Abydus, Antäopolis, Hermopolis magna, Antinoe, Feyum, die Pyramiden, Memphis, die Grotten von Heptanomis; Unterägypten, Heliopolis, Canopus, Alexandria, Toposiris, die Sammlungen von Hieroglyphen, Inschriften u. s. w. Die Medaillen, Vasen, Statuen und andere Antiken sollen einen Anhang bilden.

In der ersten Lieferung der Alterthümer von 97 Kupferstichen findet man ausserordentlich wichtige und neue Ansichten, die durch acht Abhandlungen erläutert werden, mit deren Inhalt wir den Leser genau bekannt machen müssen. I. *Description de l'île de Philae par feu Michel Ange Lancret*, p. 1—60. Um die Monumente zu Philä und in anderen Theilen der Thebais zu untersuchen, müssen die Reisenden Cairo beym Anfang der Herbstnachtgleiche verlassen, weil alsdann der ausgetretene Nil die vielen Sandbänke und Felsen bedeckt, und ein frischer Nordwind den Tag über die Segel schwellt. Sie können, ungeachtet des reissenden Stroms, in 15 Tagen Syene, die letzte Stadt in Ägypten, erreichen, und oberhalb der Kataracten die kleine Insel Philä. Zu diesen Kataracten führt ein künstlich angelegter Weg, der so breit ist, dass man ihn mit Wagen befahren könnte, und an der Landseite durch eine lange Mauer begrenzt wurde, die jetzt das Ansehen aufgeworfener Erdhügel hat. Sie besteht aber aus Backsteinen, welche an der Sonne getrocknet worden sind, und ist etwas über 2 Metres (5—6 Fuss) dick, und ungefähr 4 Metres (12 Fuss) hoch gewesen. Wahrscheinlich diente sie als Schutzwehr gegen die Einfälle der Barbaren, welche oberhalb der Kataracten wohnten, weil man weiter nach Nubien hin keine Spur von ihr wahrnimmt. An den

Granitfelsen längst dem Wege nach Philä erblickt man viele hieroglyphische Inschriften, welche jedoch nicht alle ausgehauen, sondern gröſstentheils nur angedeutet sind, indem man die obere Fläche des Granits abschabte, wodurch die untere, rosenfarbige Lage hervorkam, die sich auf dem dunkelbraunen Grunde schön ausnimmt. Je mehr man aber der Insel Philä, wo einst das Grab des Osiris seyn sollte, sich nähert: desto häufiger und künstlicher werden die Hieroglyphen, welche mit dem Meiſsel ausgehauen, oft über 3 Fuſs hoch, und so weit über dem Fuſsboden erhaben sind, daſs sie nur durch die mühsamsten Vorkehrungen haben vollendet werden können. Nichts übertrifft den reizenden Anblick der Insel Philä, wenn man aus dem öden, menschenleeren Thale ans Ufer des Nils tritt. Ihre gigantischen Monumente, die Baumgruppen, welche sie umgeben, das Wogen des Nils, das Grün seiner Ufer, alles dieſs und noch mehr vereinigt sich zu einem überraschenden und bezaubernden Gemälde. Wenn man über den Strom setzt: so sieht man einen ungefähr 50 Fuſs hohen Felsen, der sich schroff aus dem Wasser erhebt, in welchem Stufen, menschliche Figuren mit Thierköpfen und viele Hieroglyphen ausgehauen sind. Da man zu den sämmtlichen Monumenten auf der Insel Philä einen Sandstein (*Grès*) genommen hat, und die ägyptische Luft diese Steinart nicht verdunkelt: so haben sie noch gegenwärtig ein blendend weiſses Ansehen. Das Auſserordentliche ihrer Bauart besteht vorzüglich in den groſsen, wie unsere Festungswerke schräg (*en talus*) liegenden Mauern, welche weiter keinen anderen Eingang als die Thür haben; in den Terrassen der Tempel, welche groſse Flächen (*plateaux*) bilden, auf welchen jetzt ein Dörfchen steht; und in den ungeheueren Steinmassen, mit welchen das Ganze zusammengesetzt ist. Alle Mauern sind mit wenig hervorspringenden Sculpturen und Hieroglyphen bedeckt. Die Hauptgebäude sind zwey Tempel, der südliche und der nördliche. Der Zugang zu dem südlichen Tempel bildet eine doppelte Colonnade, eine gröſsere mit 32 Säulen, und eine kleinere. Die Capitäler der ersteren sind mit Lotosblumen, Palmzweigen und anderen einheimischen Gewächsen verziert, und obgleich kein Capital dem anderen ähnlich ist: so stört dieser Umstand dennoch nicht die Harmonie und Einheit, welche in dem Ganzen herrscht. Da manche Capitäler noch nicht verziert sind, sondern nur ihre Hauptlinien haben: so scheint das Gebäude nicht ganz vollendet worden zu seyn. Zu beiden Seiten des Haupteingangs in den Tempel, und nachmals wieder in den eigentlichen Tempel, erheben sich zwey gewaltige, oben abgestumpfte pyramidalische Massen, welche man auch vor anderen Tempeln und Palästen antrifft, und von dem Vf. *Pylone* genannt werden. Den Ausdruck πύλων braucht *Diodoros* von dem Grabmal des Osymandys; auch findet ihn Rec. bey dem griechischen Übersetzer des *Berosos* (*ap. Joseph. Antiq. Jud.* L. X. c. 11. p. 459. *ed. Hudson*), um die Massen zu bezeichnen, mit welchen Nebucadnezar II den Palast seines Vaters zu Babylon vergröſserte. Die Höhe dieser Pylone, und die Treppen, welche in ihrer Mitte bis zum Gipfel führen, machen es nicht unwahrscheinlich, daſs sie zu astronomischen Beobachtungen gedient haben (vgl. S. 23). Der erste Pylon ist 118 Fuſs hoch und 54 Fuſs breit, und seine Beschreibung paſst auf alle ähnlichen Gebäude dieser Art. Die Karniese und die unteren Glieder derselben haben immer dieselbe Form, indem sie wie aufgerollte Bänder (*rouleaux*) an den Ecken herablaufen; auch ist die Vertheilung der Sculpturen an den Wänden der Pylone immer sich ähnlich. An dem oberen Theil erscheinen colossalische sitzende Gottheiten mit Priestern, welche ihnen Gaben darbringen. Jede dieser Scenen scheint ein eigenes ausgehauenes Gemälde zu bilden, indem es von dem vorhergehenden und folgenden durch einen Streifen verticallaufender Hieroglyphen getrennt ist. In der unteren Abtheilnng sieht man 21 Fuſs hohe Colosse, ebenfalls Götter, welche Opfer zu empfangen scheinen. Den Untersatz des Pylon (*soubassement*) bildet eine Reihe aufgeschossener Lotusblätter und Blüthen. Die Treppen und Karniese sind ebenfalls mit Bildwerk und symbolischen Zierrathen reichlich versehen. Auf diese Weise ist der Pylon an allen seinen Theilen mit Sculpturen geschmückt, und ob wir gleich nur *ein* Monument, und zwar nur *eine* Seite desselben sehen: so bietet diese uns dennoch eine Fläche von 5400 Quadratfuſs dar, welche durchaus verziert ist. Aber dieser ungeheure Reichthum an Zierathen ermüdet das Auge nicht, weil sie die groſsen architektonischen Linien nicht unterbrechen, weil sie glücklich vertheilt sind, weil die Figuren äuſserst einfache Stellungen haben, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Sculpturen auf allen Flächen der Monumente herrscht, und sie endlich, bey ihrem geringen Relief, keine scharfen Lichter oder Schatten haben können. Vor dem Pylon standen Obelisken und Löwen aus rothem Granit; sie sind umgestürzt und versunken. Hie und da trifft man auch Inschriften an (S. 9). Wenn man durch die Pforte des ersten Pylon gegangen ist: so erblickt man einen zweyten etwas tiefer liegenden. Der Hof, der die Pylone trennt, ist eine Art von Peristyl, den die Colonnaden zur Rechten und zur Linken bilden. Hier ist aber zu bemerken, daſs die Colonnade zur Linken zu einem Tempel gehört, der von dem Haupttempel getrennt ist, und weil sie sowohl, wie die Colonnade beym Haupteingang, nicht parallel läuft: so ergiebt sich aus diesem Fehler wider die Symmetrie, daſs die Monumente auf der Insel Philä nicht zu einer und derselben Zeit, und nicht nach einem einzigen Plan, sondern im Laufe mehrerer Jahrhunderte erbauet worden sind. Der zweyte Pylon macht einen Theil des groſsen Tempels aus. Der Porticus desselben besteht aus 10 Säulen; der Tempel ist von allen Seiten verschlossen, und erhält nur ein schwaches Licht durch das Thor und die Terrasse. Alles, was man hier sieht, Säulen, Mauern, Platfonds, Alles ist voll Sculpturen, und alle diese Sculpturen sind mit verschiedenen Farben bemalt, ohne die Har-

monie des Ganzen im Geringsten zu stören (vgl. S. 29). Diese Farben treten gleich hervor, wenn man sie von dem Staube säubert, der sie bedeckt; an den Capitälern glänzen sie noch in ihrer ursprünglichen Schönheit. „*Cette peinture*“, sagt Hr. *Lancret* (S. 10), „*il est vrai, ne se remarque pas au premier abord: elle est cachée par la poussière: mais les chapiteaux, qui par leur forme en ont été préservés offrent des couleurs, verte, rouge, jaune, bleue, de la plus grande vivacité. Dans les parties peu éclairées, les couleurs paroissent fondues; elles sont cependant appliquées sans dégradation: cette illusion est produite par les ombres des reliefs; et elle est d'ailleurs favorisée ici par le jour qui vient d'en haut, et par la manière dont il se distribue et s'adoucit en passant successivement entre les colonnes pour arriver jusqu'au fond du portique.*“

Eine sehr interessante Bemerkung ist es, dass ein Theil der Materialien, welche man zum Bau dieses grossen Tempels gebraucht hat, von weit älteren Gebäuden genommen worden ist, weil viele, im Inneren der Construction verborgene Steine, selbst unter der Mörteldecke, Spuren von Bildhauerarbeit und verstümmelte Hieroglyphen zeigen, an welchen man noch die Farben deutlich erkennen kann. Die inneren Säle sind ganz dunkel, und erhalten nur ein spärliches Licht durch ganz kleine Öffnungen. Man muss sie mit Fackeln besuchen, und tritt durch drey grosse Säle, welche mit verschiedenen Seitenzimmern in Verbindung stehen, in das am Ende des Tempels befindliche Allerheiligste. Diese drey Säle sind, so wie die Seitenzimmer und der Porticus, mit wenig hervortretenden Reliefs verziert. Diese Reliefs scheinen einzelne Scenen darzustellen, welche mit Hieroglyphen umgeben sind, und auf religiöse Gebräuche, Weihungen, Opfer u. s. w. Bezug haben. Manche sind so sonderbar und bizarr, dass man ihre Bedeutung vielleicht nie entdecken wird. Auch am Platfond erscheinen Sculpturen, und man kann versichern, dass kein einziger Stein am Tempel vorhanden ist, an welchem man nicht irgend ein Bildwerk oder eine Hieroglyphe wahrnehmen sollte. In der Mitte des Allerheiligsten findet man einen Block von Granit, ganz mit Sculpturen bedeckt, mit einer viereckigen Nische, welche vielleicht als Bauer eines heiligen Thiers, etwa des Sperbers, der als Symbol des Osiris auf der Insel Philä diente, gebraucht wurde. Aus einem Saal führt eine Treppe auf die Terrasse des Tempels, die so gross ist, dass ein Dorf der Barâbres Platz darauf haben konnte, das aber auch jetzt verlassen da steht. Obgleich die armseligen Lehmhütten, welche an die Mauern des Tempels angeklebt sind, den Genuss des Ganzen stören: so gewährt er dennoch, wegen seiner Nähe an dem Wendecirkel, einen ganz eigenen Anblick. Sobald nämlich die Sonne etwas emporgestiegen ist: so werfen die Karniese lange Schatten, welche nach und nach an den Mauern des Tempels sich hinabsenken, bis Mittags, wenn die Sonne im Zenith steht, fast alle Seiten des Gebäudes in vollem Schatten erscheinen. Eine allgemeine Todtenstille herrscht um diese Zeit zu Philä; kein Lüftchen regt sich während der brennenden Sonnenhitze; das entfernte Gemurmel des Nils ist der einzige Laut, den man vernimmt (S. 11). Es ist das Grab des Osiris.

Der westliche Tempel, welchen man zur Linken liegen lässt, wenn man von einem Pylon zum anderen geht, weicht sehr von dem grossen des Osiris ab. Er wird von einer Colonnade an drey Seiten umgeben, und hat vor dem Eingang einen Porticus von 4 Säulen. Hier bemerkt man recht deutlich das Eigenthümliche eines ägyptischen Porticus, welches darin besteht, dass die Säulenweiten (*entrecolonnemens*) durch Mauern geschlossen sind, nämlich bis auf ein Drittheil, auch wohl bis auf die Hälfte der Säulenhöhe. Das ganze Gebäude ist wohl erhalten; seine Länge beträgt ungefähr 96 Fuss, die Höhe der Säulen 17 Fuss, in deren Capitälern der Vf. das Urbild einiger griechischen finden will. Die Basreliefs beziehen sich fast alle auf die Isis und den Horus (Pl. XXII. Fig. 5), auch sind die vier Ecken des Würfels über dem Capital der Säulen mit Isisköpfen verziert.

Unter den übrigen Monumenten auf Philä verdient ein grosser Saal unsere Aufmerksamkeit, der wahrscheinlich zu einem noch grösseren Gebäude gehört hat, das nach allen Anzeigen dem Typhon gewidmet war, denn auf ihn und den Tod des Osiris haben die zahlreichen Basreliefs Bezug. Am Platfond erblickt man Inschriften mit rother Farbe in unbekannten Charakteren (S. 13). Wir übergehen die wenigen Trümmer von griechischen und römischen Gebäuden, um zu bemerken, dass gegen Mittag noch ein interessantes ägyptisches Monument liegt. Es ist aus weissen Steinen mit vieler Eleganz errichtet. Die Säulen sind bis an die Mitte eingemauert, und bilden ein Viereck ohne Platfond, in welches man durch zwey einander gerade über liegende Thüren eintritt. Die Säulen sind zwar nicht schlanker, als in anderen Tempeln; allein die Würfel, die sich auf dem vierten Theil ihrer Höhe befinden, geben ihnen doch ein leichteres Ansehen, das mit den gewöhnlichen Verhältnissen der übrigen Gebäude sehr contrastirt. Es ist unvollendet geblieben, und nur zum Theil mit Sculpturen geschmückt, daher es wichtig ist, um das technische Verfahren der Ägypter kennen zu lernen. Auch sind die Säulen bis an ihre Basen unbedeckt, da sonst die meisten ägyptischen Tempel, theils durch die Erhöhung des Bodens, theils durch den Schutt der Lehmhütten, welche an die Wände gebaut werden, immer mehr einsinken, ohne darum etwas von ihrer Dauer zu verlieren.

Nachdem der Vf. noch von einem kleinen Gebäude am linken Nilufer in einer Felsenschlucht gehandelt hat, in deren Nähe man auch die Trümmer eines Quai, die Ruinen einer Pforte und einige Säulen findet, kommt er (S. 15) auf die Beschreibung der Insel Philä selbst. Sie liegt unter 30° 34′ 16″ der Länge nach dem pariser Meridian, und 24° 1′ 34″.

nördl. Br. Dass sie vor 5000 Jahren unter dem Wendecirkel gelegen habe, und dadurch für die ägyptischen Astronomen so wichtig gewesen sey, wird vielleicht in den *Mémoires sur la Géographie ancienne d'Égypte* bewiesen werden. Der Ursprung des Namens Philä ist unbekannt; sie heisst gegenwärtig *Geziret-el-Birbé*, oder die Tempelinsel. Die ganze Insel war mit einer Mauer umgeben, welche ebenfalls *en talus* mit der grössten Sorgfalt aufgeführt zu seyn scheint. Die Mauern, welche vom Fluss bespült werden, sind concav nach der Wasserseite und convex nach der Landseite. Man findet diess auch zu Elephantine, sonst aber nirgends. Jetzt wird die Insel nur von acht bis zehn Familien gutmüthiger Barâbres bewohnt, deren Treue und Biederkeit der Vf. sehr rühmt. „*Ils sont fort basanés, sans être cependant noirs, et les traits de leur figure ne sont pas non plus ceux des nègres*" S. 19. Diese Beschreibung der Einwohner Oberägyptens trifft auch mit der Bemerkung im *Tableau de l'Égypte*, T. I. p. 216 überein: „*Le teint de l'habitant du Saïd est beaucoup plus rembruni; il a les yeux noirs, mais plus petits que les autres Égyptiens, enfoncés, la prunelle retrecie. A mesure que l'on avance vers Syouth, on decouvre dans la forme du nez et des lèvres la trace des liaisons avec les habitans de l'intérieur de l'Afrique.*" Vgl. die *Décade Égypt.* T. I. p. 109. *Mémoires sur l'Égypte*, T. I. p. 146. *Pugnet Mémoires sur les fièvres pestilentielles etc.* p. 42.

Ungeachtet die genauen architektonischen Beschreibungen der Monumente auf der Insel Philä ohne Ansicht der Kupferstiche nicht ganz deutlich zu machen sind: so will Rec. dennoch die wichtigsten hier ausheben. Die Mannichfaltigkeit der Säulenknäufe am Porticus und an der Galerie ist ausserordentlich gross. Einige Capitäler sind glatt, aber so elegant, dass sie selbst ohne Zierrathen eine schöne Wirkung hervorbringen (s. Pl. VIII. Fig. 1. 10. 2. 11. 5. 8); andere sind mit Bananas-, Schilf- und Palm-Blättern reichlich verziert. Auch findet man eine Säule, deren oberer Schaft mit einer Dattelpalme Ähnlichkeit hat. Alle Säulen sind mit gemalten Hieroglyphen geschmückt, so wie auch die Mauer, welche den Hintergrund der Galerie bildet. Die zwey Obelisken, von denen einer zerstört ist, sind 22 Fuss hoch, aus Grès, haben aber keine Hieroglyphen. Die Architrave ruhen nicht unmittelbar auf den Capitälern, indem sie die zarten Ornamente derselben durch ihre ungeheure Last zersprengen würden; sie liegen auf viereckigen Würfeln (*Dés carrés*). Die Säulen verjüngen sich, wie alle ägyptischen, von der Basis bis zum Capital. Die Eingänge durch die Pylone sind gefällig, und ihre Höhe ist stets doppelt die der Breite. Sie hatten auch Thüren, von denen man noch Spuren findet.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Jena*, b. Frommann: *Lateinisches Elementarbuch*, zum öffentlichen und Privat-Gebrauch, von *Friedrich Jakobs*, königl. baier. Hofrath u. s. w., und *Friedrich Wilhelm Döring*, herzogl. sächs. goth. Kirchen- und Schul-Rath u. s. w. Drittes Bändchen. Zweyter Cursus. 1810. VI u. 536 S. 8. (18 Gr.) Die Einrichtung dieses Bändchens, mit welchem das lateinische Elementarbuch geschlossen wird, ist der der vorhergehenden (S. J. A. L. Z. 1810. No. 160) gleich: zwey Abtheilungen, von welcher die erste auserlesene Stellen aus den philosophischen und oratorischen Schriften des Cicero enthält, die andere, historischen Inhalts, aus Cäsar, Curtius, Livius, Sallustius und Tacitus ausgehoben ist. Gegen die Wahl der Schriftsteller ist nichts zu erinnern; und eben so zweckmässig ist die Auswahl der einzelnen Stücke, wiewohl die Bücher *de amicitia* und *de senectute* eben so gut in ihrem ganzen Zusammenhange, als nur mit Auslassung weniger Capitel, hätten aufgenommen werden können. Dadurch würde, unserem Bedünken nach, der Übergang zum Lesen ganzer Schriftsteller besser gebahnt worden seyn, als durch die lateinischen Anmerkungen, womit dieses Bändchen ausgestattet ist. Wir halten wenigstens die Lehrlinge, welchen die hier ausgewählten Stücke eine nützliche Lectüre gewähren, noch nicht für weit genug vorgerückt, dass ihnen die gleichschwierigen Anmerkungen eine Erleichterung seyn könnten. Eines besonderen Übergangs zu lateinisch geschriebenen Commentaren bedarf es unserer Meinung nach gar nicht; am wenigsten eines solchen, der die Leser als schon ziemlich bewandert in der römischen Literatur behandelt. Wir billigen in dieser Hinsicht die Methode *Gesners*, mit dessen *Chrestomathia Ciceroniana* die erste Abtheilung, und *Gedikes*, mit dessen Chrestomathie für die mittleren Classen die zweyte Abtheilung die grösste Ähnlichkeit hat. Das Nöthigste deutsch erläutert, ist wenigstens für den Schulgebrauch von grösserem Werthe, als wenn auf der einen Seite, durch fast alles erläuternde Anmerkungen, dem Lehrer die Gelegenheit zu eigenen Belehrungen, *viva voce*, vorweg genommen wird, auf der anderen Seite aber, durch einen zu frühen und zu gelehrten Gebrauch der lateinischen Sprache in den Anmerkungen, der Lehrer sich genöthigt sieht, auch diese zu erklären und verständlich zu machen. Auch in der Hinsicht, wenn wir, wie billig, den Cicero zum vorzüglichsten Leitstern und Führer der Jugend wählen, scheint uns *Gesners* Chrestomathie mit ihrem altmodischen Deutsch noch immer brauchbarer, als die erste Abtheilung dieses Buchs: die Auszüge aus den oratorischen Schriften Ciceros sind wirklich etwas zu dürftig ausgefallen. Die zweyte Abtheilung ist in einer sehr zweckmässigen Abstufung vom Einfachen und Leichten zum Höheren und Schwereren geordnet; aber diese ganze Abtheilung scheint uns, wenige Stücke ausgenommen, eben um ihres historischen Inhalts willen, leichter zu seyn als die erste, und, wie auch *Gedike* in seiner Chrestomathie andeutet, grossentheils in einer niederen Classe gebraucht werden zu müssen, wo die lateinischen Anmerkungen noch weniger an ihrem Platze stehen. Damit wollen wir jedoch den Werth dieses Buchs auf keine Weise herabsetzen, welchen es in anderen Hinsichten vor vielen seiner Art behauptet, und welchen ihm ein Jeder auch ohne unsere Anpreisung zuerkennen wird.

VI — VII.

Berlin, b. Matzdorff: *Vollständiges Wörterbuch zu Eutropii breviarium historiae Romanae.* Für Schulen. 1806. 79 S. 8. (6 gr.) So weit Rec. dieses Wörterbüchlein mit dem Schriftsteller, zu dem es verfertigt ist, verglichen hat, ist ihm kein Wort vorgekommen, nach dem er vergebens gesucht hätte. Auch fand er die Bedeutungen passend angegeben. An der Vollständigkeit des Buchs ist also dem Rec. kein Zweifel; eben so wenig wie an der Brauchbarkeit desselben, in sofern es bloss eine nothdürftige Aushülfe bey der Vorbereitung seyn soll. Wäre etwas daran zu tadeln; so könnte es die allzugrosse Vollständigkeit seyn, indem Wörter aufgenommen sind, deren Kenntniss man schlechterdings bey denen voraussetzen muss, die den Eutropius lesen wollen, z. B. *filius*, der Sohn; *hic, haec, hoc*, dieser, u. m. a.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 20 SEPTEMBER, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Description de l'Égypte, ou Recueil des observations, et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française,* cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die zahllosen Sculpturen, mit welchen alle Gebäude gleichsam übersäet sind, treten nicht auf der Oberfläche hervor (*ne forment aucune saillie sur la façade du mur*), sondern bilden nur tiefe Umrisse oder Linien, wodurch eine eigene Art von Relief (*relief dans le creux*) erscheint. Man findet diese Art nur in Ägypten, und zwar nur an den Aussenwänden, welche den Eindrücken der Witterung und Beschädigungen mehr ausgesetzt sind, als die inneren Wände, welche ganz mit Reliefs prangen (s. z. B. Pl. XIII, Fig. 1). Die Reliefs an den Pylonen stellen unstreitig den Osiris, die Isis und Priester mit Gefäfsen dar, welche vielleicht die Erzählung des Herodotos von den Priestern, die zu Philä Gefäfse mit Milch, um Zeitcyklen zu bestimmen, füllten, erklären können. Auch erblickt man eine colossalische Figur (Pl. VI. Fig. 7), die 30 Menschen bey den Haaren fasst, und sie köpfen will, und die nicht sowohl ein Menschenopfer, sondern vielmehr eine astronomische, auf irgend einen Zeitcyklus Beziehung habende Hieroglyphe zu seyn scheint. Alle Figuren sind in Profil ausgegraben; alle Hieroglyphen in verticalen Linien; aber ihre unübersehbare Menge schreckte selbst den Fleifsigsten ab, sie zu copiren (S. 25). An den Karniesen der zwey Thüren zwischen den Pylonen sieht man auf einer canelirten Fläche eine Kugel (*Disque*) mit zwey Schlangen und zwey Flügeln. Die Schlangen haben dicke aufgetriebene Hälse. Da nun die Ägyptier keine Figur in Perspectiv darstellten, aber dennoch anzeigen wollten, dafs sie eine Schlange mit aufgetriebenem Halse meinten: so zeichneten sie den Kopf der Schlange in Profil, den Hals aber *en face.* Auf altägyptischen Denkmälern findet man diese Schlangen mit dickem aufgetriebenem Halse häufig an. So namentlich auf einigen ausnehmend grofsen, schön bearbeiteten Basaltblöcken, die der bekannte Edw. Wortley Montague dem brittischen Museum geschenkt hat. Man hat diese Figuren für Brillenschlangen (*Coluber naja*) gehalten, und daraus ein Argument für die indische Abkunft dieser und anderer Bilder in der ägyptischen Symbolik ziehen wollen. Allein einige, gerade in Ägypten selbst einheimische Schlangen, wie *Coluber haje*, haben die nämliche Eigenschaft, ihren Hals im Zorn aufzublähen. S. *Blumenbach Spec. hist. nat. archaeol. p.* 22. Auf der anderen Seite des Pylons ist das heilige Schiff mit dem Tempelchen in der Mitte, und geschützt von zwey geflügelten Figuren, vorgestellt, wie es von einer Person in langen Gewändern getragen wird. Ohne gerade mit dem Vf. (S. 26) eine Ähnlichkeit mit der Bundeslade darin zu finden, scheint diese, auf ägyptischen Monumenten so häufige Vorstellung, auf irgend eine historische oder astronomische Mythe Bezug zu haben. Wir übergehen die Beschreibung des Hofes, des Carnieses der Gallerie, der mit Schlangen mit aufgetriebenem Halse und einer Scheibe auf dem Kopf geschmücket ist, weil sie ohne Ansicht der Kupferstiche unverständlich seyn würde, um zu bemerken, dafs unter der Gallerie 5 Thüren zu 5 Zellen führen, die, so wie alle Säle u. s. w., mit unzähligen Hieroglyphen bedeckt sind. Ein schreibender Cynocephalus scheint den Thaut, als Hieroglyphe des Wissens und Erfindens, zu versinnlichen. — Allgemeine Bemerkungen über die ägyptische Baukunst (S. 28—35) führen den Vf. zu dem Resultat, dafs die Ägypter kein eigentliches System der Architektur gehabt haben; sie leiten ihn zugleich auf eine nähere Untersuchung der Säulen am Porticus, welche 12—13 F. im Umfang, und 22—23 Fufs Höhenmafs haben. Die Capitäler sind zwar verschieden, die Basen aber gleichen sich alle (Pl. XI. Fig. 1), indem sie mit Zierrathen, welche den gebrochenen Dachsparren (*chevrons brisés*) ähnlich, versehen sind. Zwischen diesem, sehr angenehm ins Auge fallenden Ornament sprossen Lotosblumen auf langen Stengeln empor. Um einen recht anschaulichen Begriff von den bemalten Reliefs zu geben, ist auf Pl. XVI. Fig 1 eins genau nach dem Original, das sich unter dem Porticus befindet, copirt worden. Das Gemälde stellt drey Figuren, zwey sitzende und eine stehende, dar, und hat ausserordentlich viel Befremdendes. Die Farben, deren sich die Ägypter bedienten, sind nach dem Vf. gelb, grün, blau, dunkelroth und weifs; doch wird Rec. unten ein Beyspiel anführen, dafs sie auch die schwarze Farbe gebraucht haben, um eine fremde Menschenraçe, vielleicht die äthiopische, zu bezeichnen. Übrigens scheinen sie gewisse Regeln im Gebrauch der Farben streng beobachtet zu haben, und

es wäre interessant zu wissen, ob nicht vielleicht jede Art von Hieroglyphen mit einer bestimmten Farbe übermalt worden ist. Die zickzackförmigen Ornamente an den unteren Gliedern der Pylone sind immer blau angemalt, indem das Blau das Wasser bezeichnen sollte (S. 31, 35 u. s. w.). Aber auch die Decken der Tempel haben eine blaue Farbe, und auf diesem Grunde machen die weissen Sterne mit einem hochrothen Punct in der Mitte einen herrlichen Effect. Die Sterne, welche man bey mehreren Figuren antrifft, z. B. Pl. X. Fig. 1 haben unstreitig eine astronomische Beziehung, so wie das Basrelief unter dem Porticus, in welchem der Vf. eine Apotheose zu sehen glaubt.

Unter den drey grossen Sälen des grossen Tempels scheint der mittelste der allerheiligste gewesen zu seyn (S. 32); aber es war der Hitze, Finsterniss und der aufgeschreckten Fledermäuse wegen unmöglich, ihn näher zu untersuchen. Er enthält zwey Nischen aus rothem Granit, 7 Fuss hoch, welche höchst wahrscheinlich als Behälter heiliger Thiere gedient haben. Sie sind genau wie die grossen Tempel verfertigt und haben sogar schräge Mauern, *en talus*. Von den Basreliefs im Inneren hat man, der oben erwähnten Schwierigkeiten wegen, nur einige wenige abzeichnen können. Man musste im tiefsten Dunkel arbeiten, und in der einen Hand das Licht, in der anderen die Feder halten. Der Platfond besteht aus Steinen von 15—18 Fuss Länge; von Gewölben findet man keine Spuren, auch ergiebt es sich aus neueren Untersuchungen, dass man die Erfindung derselben den Babyloniern fälschlich zugeschrieben hat. An den Aussenwänden des grossen Tempels ist ein Relief, welches man für ein Menschenopfer halten könnte, und eine Vorstellung des Harpokrates, unter dem eine Cursivschrift steht, ähnlich der auf dem bekannten Stein von Rosette (S. 35).

Der westliche Tempel (Pl. XX), der sehr gut erhalten ist, zeichnet sich vorzüglich durch die Schönheit der Capitäler an den Säulen aus. Einige haben mit Bündeln von Binsen und Lotosstengeln (*faisceaux de joncs ou de lotos ployés*) Ähnlichkeit. An jeder Seite des Würfels ist ein Kopf der Isis angebracht, und über demselben die Façade eines kleinen ägyptischen Tempels, in dessen kleiner viereckiger Nische, welche das Thor des Tempels darstellen soll, eine Schlange mit aufgeblähtem Halse und einem Discus auf dem Kopfe sich befindet. Auch hier haben sich die Reliefs an den Aussenwänden wohl erhalten, und scheinen Götter zu versinnlichen, denen Opfer dargebracht werden (Pl. XXII, XXIII). Im Inneren Entdeckungen zu machen, verhinderte die Finsterniss. Die Hieroglyphen laufen auch hier vertical oder horizontal; häufig fand man die Hieroglyphe des Käfers. Mehrere Hieroglyphen kommen oft vor, und sind gleichsam durch Rahmen (*cadres*) eingefasst. (S. Pl. XXII Fig. 2, 6. Vrgl. Pl. XII, 16, 22, 23, 27, und die Not. S. 41.) Unter den Ruinen, welche gen Westen liegen, fallen verschiedene Reliefs in die Augen, welche auf den Osiris, Thaut und Typhon Beziehung haben; auf einem sieht man den todten Osiris, wie er von einem Crocodil (dem Typhon) in eine sumpfige durch Lotos angedeutete Stelle getragen wird. Merkwürdig sind ebenfalls die vielen Inschriften mit Cursivbuchstaben (S. 45), und die unvollendeten Figuren. Ein anderes, bereits oben erwähntes, Gebäude gen Westen, mit 14 Säulen und ohne Platfond, sollte wahrscheinlich als Hof eines noch nicht angefangenen Tempels dienen. Die Säulen sind sehr stark, indem der Durchmesser ihrer Basen 4 Fuss 9 Zoll, und ihre Höhe 34 Fuss, mit dem Würfel bis zum Architrav aber 42 Fuss beträgt. Die Bemerkungen des Vfs. über die 3 verschiedenen Arten von Capitälern, welche man hier antrifft, so wie über die zugemauerten Säulenweiten, sind lesenswerth. (Vrgl. Pl. XXVI.) Aus den Basreliefs (Pl. XXVII. Fig. 1) und einigen Steinen ergiebt es sich, dass auch dieses Gebäude seine Vollendung nicht erhalten hat. Viele Steine sind durch Klammern von Sycomorusholz in Form von Schwalbenschwänzen mit einander verbunden, sehr sauber gearbeitet, und polirt. Wir glauben mit dem Vf., dass die Reliefs nach unabänderlichen Regeln ausgeführt wurden, und dass ein Bildhauer nur immer eine und dieselbe Figur machen durfte, woraus die so wunderbare Ähnlichkeit entstehen musste. Wenn also zehn Bildhauer zu einer und derselben Zeit zehn verschiedene Figuren anfingen: so konnten sie zu gleicher Zeit fertig seyn, und ihre Producte gleichen sich aufs Genaueste. Der kleine Tempel endlich ist sehr beschädigt, versunken, und bietet auch nicht viel Merkwürdiges dar. Die griechischen und römischen Gebäude auf Philä haben weit mehr als die äpyptischen gelitten, und diese werden noch in ihrer Herrlichkeit dastehn, wenn jene längst von der Erde verschwunden sind. Einige sind mit Trümmern ägyptischer Gebäude geschmacklos zusammengesetzt. Die Untersuchungen über das Alter der ägyptischen Gebäude werden erst dann ihr ganzes Interesse haben, wenn die versprochene Abhandlung des Hn. *Fourier* über die astronomischen Denkmäler vor uns liegen wird. Der grosse Tempel ist, nach dem Äusseren zu urtheilen, wahrscheinlich der älteste, so wie die westlichen Gebäude zu den jüngeren gehören. Sie sind vor der persischen Herrschaft errichtet, und daher haben selbst die jüngsten ein Alter von mehr als 2300 Jahren. Da man ferner an den Terrassen des grossen Tempels Löwenköpfe mit durchbrochenen Rachen, um das Weihwasser abzuleiten, wahrnimmt, die Ägypter aber keine Hieroglyphe ohne irgend eine tiefe Bedeutung anbrachten: so scheint der Löwe das Gestirn im Thierkreise zu bedeuten, in welchem das Solstiz war, und in welchem die Fluth des Nils stieg. Das Solstiz war etwa 2100 Jahre lang immer im Löwen, und ging hierauf in den Krebs über, welches um 2500 vor Christi Geburt geschah. Bedenkt man endlich noch, dass man in dem grossen Tempel Materialien von älteren Gebäuden angewandt findet: so scheint das Alter derselben noch höher hinaufzusteigen. Das älteste unter allen Gebäuden wäre aber der Tempel zu

Esné (dessen Abbildung wir noch zu erwarten haben), dessen Thierkreis, wie der Ingenieur *Caraboeuf* versichert, das Solstiz in der Jungfrau hat.

II. *Déscription de Syène (Assouan) et des cataractes, par E. Jomard.* S. 1...28. Die Lage der ägyptischen Grenzstadt Syene ist von Hn. *Nouet* bestimmt worden auf 24° 5' 23" der Breite, und 30° 34' 49" der Länge, von dem pariser Meridian. Nach der falschen Angabe des Ptolemäus, dem d' Anville und andere Neuere folgten, ward Syene um 15' zu weit südlich gesetzt, und Ägypten um 7 Lieues verlängert. Sie heisst jetzt Asouân. Das alte Syene lag südwestlich von der neuen Stadt, und ward von der einen Seite vom Nil, von der anderen durch Granitgebirge begränzt. Die Mauer, welche ganz aus Granitblöcken bestand, hat sich noch davon erhalten, auch sieht man noch Spuren von Gebäuden. (Pl. XXX. Fig. 4.) Die Gegend um Syene ist sehr malerisch, und alle Felsenwände in der Nähe, vorzüglich diejenigen, welche aus dem Nil hervorragen, sind überall mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt. Von dem Tempel zu Syene findet man noch einige Spuren, indem fast Alles verschüttet ist (Pl. XXXVIII); nur der Porticus mit vier Säulen steht noch. Er war ungefähr 40 Fuss breit, und was von seiner Länge übrig ist, beträgt 34 Fuss. Auch der berühmte Brunnen oder Nilmesser ist verschwunden; dagegen stösst man auf arabische Gebäude, aus den Zeiten der Chalifen. In der Nähe von Syene sind die staunenswürdigen Steinbrüche, wo der Granit immer *à pic* gehauen wurde, wie man noch aus den Spuren sehen kann, welche die Keile an den Felsenwänden hinterlassen haben. Um sich diese Arbeit zu erleichtern, suchten die Ägypter im Granit immer die Stellen auf, wo der Stein einen Riss oder Spalt hatte, in welchen sie die Keile dicht bey einander hineintrieben. Man fand einen angefangenen Obelisk, und etwa 900 Fuss von der unteren Stadt einen behauenen Granitfelsen, der allenthalben die Spuren davon zeigte, dass man einen ungeheuern Block aus ihm hervorgearbeitet habe. Es muss ein 68 Fuss hoher Coloss gewesen seyn, und der Vf. meint, dass er zur Statue des Osymandyas oder des Memnon, die man noch bey Theben sieht, gedient habe. (S. Pl. XXXI.) Der zweyte Abschnitt dieses Capitels enthält eine Beschreibung der Nilfälle oder der Kataracten, von denen der, zunächst bey Syene liegende, von den Arabern, nach einer kleinen Insel, *Chellâl* genannt wird. Übrigens ist der ganze Strich von Philä bis Syene voller Felsen, welche die Fahrt gefährlich machen. Bey niedrigem Wasserstande ist ein Fall 7—8 Fuss, daher man sieht, dass die Beschreibungen davon bey den Alten übertrieben sind. Die übrigen südlicher liegenden Wasserfälle werden nach *Bruce* und den arabischen Geographen geschildert. (S. Pl. XXX. XXXI.)

III. *Déscription de l'île Elephantine*, par *E. Jomard*, S. 1..20. Die kleine, ungefähr 700 Toisen lange Insel verdient wegen ihrer üppigen Fruchtbarkeit mit Recht den Namen des tropischen Gartens oder des blühenden Eilands, indem sie mit lieblichem Grün und schönen Gefilden mitten im Nil, der hier von traurigen Einöden umgeben ist, prangt. Zwar sind Maulbeeren, Acacien, Napecen, Doûm und Dattelpalmen die einzigen Gewächse, welche sie hervorbringt: dessenungeachtet war sie seit den ältesten Zeiten immer bewohnt, indem hier Ägypter, Perser und Römer eine Besatzung hielten, um den Schlüssel Ägyptens zu bewahren. Man findet zu Elephantine viele ägyptische Sculpturen (Pl. XXX. Fig. 4. XXXII. Fig. 1), in die Felsen gehauene Sarkophage, und andere Aushöhlungen, welche vielleicht den Granit zu den ungeheuern Gebäuden darboten, weil nach Herodotos (IX, 175) der grosse Monolith zu Saïs, dessen Transport 3 Jahre dauerte und 2000 Ruderer beschäftigte zu Elephantine gebrochen worden ist. Elephantine hat gegenwärtig keine Stadt mehr, sondern nur ein paar Dörfer, von gutmüthigen Barâbres bewohnt. Die noch übrigen Alterthümer sind zwey Tempel, ein südlicher und ein nördlicher, die zu den kleineren gehören, und eine Mauer, welche vielleicht die Insel gegen Überschwemmungen sichern sollte. In dem südlichen 37 Fuss langen, 29 Fuss breiten und 19 F. hohen, recht gut erhaltenen Tempel steht eine 8½ F. hohe Statue aus einem Granitblocke (Pl. XXXIV Fig. 2). Er scheint, wegen seiner dunkeln Farbe, sehr alt zu seyn, dagegen der Anbau weit neuer ist (Pl. XXXV. Fig. 1). Merkwürdig ist, dass die Mauern keine schräge Lage haben, sondern ganz vertical dastehn. Von den zahlreichen Hieroglyphen, mit welchen sie verziert sind, findet man Proben Pl. XXXV Fig. 2 — 3, XLIII Fig. 2. Die Säulen haben eine ganz eigenthümliche Gestalt, die zu den Seltenheiten gehört, indem sie kegelförmig gearbeitet und mit Bändern umwunden sind, auch in der Mitte anschwellen. (S. Pl. XXXV. Fig. 2. Vergleiche *Déscription des Antiquités d' Edfou'ch.* V. §. 4). Das Capital ist ein geschlossener Lotoskelch (Pl. XXXV. Fig. 5 — 8), über dessen Form Hr. *Jomard* folgende Bemerkung macht: *Les côtés du chapiteau d' Eléphantine peuvent représenter des tiges de roseaux, qui, serrées fortement par des liens, se seroient ployées angulairement, comme c' est le propre de ces plantes; à moins qu'on ne préfère y voir l'imitation des tiges anguleuses du papyrus*" S. 8. Die Malereyen, mit welchen der Karnies verziert ist, stellen den Ammon, Horus, Harpokrates, die Isis und andere sogenannte ägyptische Götter dar. Ein Gemälde im Innern hat sich sehr gut erhalten; die Figuren sind roth; die Zierrathen blau, grün, gelb. Das Hauptsujet, welches eine ganze Wand einnimmt, stellt jene mystische Barke, mit einem kleinen Tempel, der geflügelten Kugel u. s. w. vor (Pl. XXXVI Fig. 6.)

Von dem nördlichen Tempel sind nur einige Trümmer von 5 Säulen übrig geblieben; da er aber mit neueren Gebäuden umgeben ist, und in einem Palmenhain liegt: so gewährt er einen sehr malerischen Anblick. Er ist etwas über 37 Fuss lang gewesen. Ausser diesen zwey Tempeln muss noch ein grösserer auf Elephantine existirt haben, von dem man aber keine Überbleibsel mehr findet. Die Mauern, welche den Quai bilden, sind nach der Wasserseite concav, und nach der Landseite convex. Eusebius ver-

sichert (*Praep. evang. III*, 11. p. 117), daſs auf Elephantine eine Gottheit mit einem blau angemalten Widderkopfe verehrt worden ist, und gerade eine solche Figur erblickt man auf dem Hauptgemälde des südlichen Tempels. Es soll Cheph oder Cnuphis seyn. Den Beschluſs dieses Abschnittes machen historische und antiquarische Untersuchungen über die Insel Philä, welche das Resultat geben, daſs der Name Elephantine wohl nur eine Übersetzung des Namens Philä sey, und daſs wohl überhaupt dieser Name die dortigen Nilinseln umfaſst habe; woraus es sich erkläre, wie die an sich so kleine Insel Elephantine doch ein kleiner Staat habe seyn können.

IV. *Description d'Ombos et des environs*, par MM. *Chabrot*, *Jomard* et *Rozière*, *Ingenieur des Mines*. S. 1... 26. Die Reise auf dem Nil von Syene nach Ombos beträgt nur 8 Stunden. Die Ruinen von Ombos liegen auf einem Sandhügel am östlichen Ufer des Nils, am Eingange eines Thals, wo Alles verödet, einsam, versandet ist. Die Hitze ist hier unerträglich, und man darf kaum auf einer Stelle stehen bleiben, ohne die Fuſssohlen zu verbrennen. Am 12 Sept. 1799 zeigte Reaumurs Thermometer 54°. Eyer, welche man in den Sand legt, sind nach einigen Minuten gar gekocht. Es ist wahrscheinlich, daſs der Strom einen Theil der Ruinen mit sich fortgerissen, weil er einen alten Kanal zu seinem Bette gemacht hat; auch muſs Ombos durch Feuer gelitten haben.

Man bewundert noch die Überbleibsel von zwey Tempeln; auch steht noch die Einfassung von Backsteinen, von 380 Toisen im Umfange. Was den gröſseren Tempel von allen übrigen unterscheidet, ist der Umstand, daſs er durch eine Mauer der Breite nach in zwey Hälften getheilt ist. Der erste Porticus hat 15, und der zweyte 10 Säulen. Die Ruinen desselben sind 130 Fuſs lang und 185 Fuſs breit. Brand und Wolken von Flugsand haben seinen Untergang beschleunigt. Die Säulen gehören zu den stärksten, indem ihr Umfang beynahe 19 F. beträgt. Sie sind aus einem feinkörnigen Sandstein verfertigt, der sich leicht bearbeiten läſst, daher man auch Blöcke von 15 Fuſs Länge und 4½ F. Dicke antrifft, welche von einer Säule auf der anderen liegen, und durch Klammern oder Schwalbenschwänze mit einander verbunden waren. An den einfach mit Lotos und Palmblättern verzierten Capitälern bemerkt man auch eine Art von Voluten. Diese haben jedoch mit den ionischen keine Ähnlichkeit, welche wahrscheinlich phönicischen Ursprungs sind, indem die Schnecke, unter deren Symbol die Venus in Phönicien und Syrien verehrt wurde, vielleicht der wundersam schön gebaute *Trochus perspectivus*, das Urbild derselben seyn kann. An dem Karnies erscheinen Schlangen mit dick aufgetriebenem Halse, welche sich in den Schwanz beiſsen, mit Scheiben auf dem Kopfe, 3 Fuſs hoch. Der Platfond des Porticus ist mit prächtigen, gigantischen Habichten geschmückt. Alles ist bemalt, sowohl der Hintergrund, als auch die Hieroglyphen, und zwar mit blauer, rother, gelber und grüner Farbe. Unter den Malereyen verdient die Vorstellung eines Schiffes, in welchem Figuren mit Scheiben auf dem Kopfe sitzen, in deren Mitte ein Stern glänzt, vorzüglich Aufmerksamkeit. (Pl. XLIV. Fig. 8). Der Platfond ist unvollendet geblieben, wie man aus einigen Figuren sehen kann, welche durch Carreaux, gerade wie es noch unsere Maler zu thun pflegen, angedeutet sind. (Pl. XLIV. Fig. 3).

Der kleinere, etwa 70 Fuſs lange Tempel hat noch mehr als der gröſsere gelitten, indem auſser 4 Säulen, 6 Mauern und 3 Pforten nicht viel mehr übrig ist. Wahrscheinlich ist er von den Fluthen des Nils überschwemmt worden, die seine Fundamente untergruben. Die Capitäler stellen 4 Isisköpfe mit einem Tempelchen auf der Spitze vor. Auch er ist überall mit Malereyen geschmückt (Pl. XLV. Fig. 5), die sich theils auf die Isis und den Horus, theils auf die Überschwemmungen des Nils zu beziehen scheinen. (Pl. XLV. Fig. 1. 2. 5.) Zu diesem Abschnitt gehört ein Aufsatz über *Gebel-Selseleh*, wahrscheinlich das alte *Phtontis*, und über die Steinbrüche, welche die Materialien zu den bedeutendsten Gebäuden in der Thebais geliefert haben, von Mr. *Rozière*. Die alten Steinbrüche befinden sich zu beiden Seiten des Nils; man muſs aber die Gebirge nach ihren verschiedenen Bestandtheilen in drey verschiedene Regionen theilen. In der südlichsten, bey Philä, Syene und den Kataracten, herrscht, jedoch nur in einem kleinen Umfange, der Granit, der von den Ägyptern vorzüglich zu Monolithen, Obelisken u. s. w. gebraucht wurde. In der nördl. Region, bis einige Tagreisen südlich von Theben, findet man eine Kette von Kalkstein gebrochen, welche die Steine zu den Pyramiden geliefert haben. Die mittlere Region, von Syene bis eine Tagreise südlich von Latopolis, bildet den Übergang zwischen dem Kalk ins Granitgebirge, und besteht ganz aus Sandstein, der die Materialien zum Bau der Tempel in Oberägypten lieferte. In der Bearbeitung der Steinbrüche suchte man sich so nahe wie möglich an die Ufer des Nils zu halten, um den Transport zu erleichtern. Der Sandstein hat verschiedene Nüançen von Farbe: grau, gelblich, ganz weiſs, hochgelb, rosenroth; allein die Gebäude erscheinen wegen des ewigen Sonnenlichts entweder weiſslich oder grau; auch muſs man bedenken, daſs sie ursprünglich bemalt waren. Da der ägyptische Sandstein nicht sehr hart ist: so paſste er vortrefflich zu den ungeheuern Unternehmungen. Hr. *Rozière* beschreibt genau das Verfahren beym Brechen; man bediente sich derber Keile, welche nach einer Linie mit Gewalt eingetrieben wurden. Auſser den offenen Steinbrüchen giebt es in dieser Gegend auch bedeckte, oder Grotten, die von Auſsen ganz den Tempeln ähnlich sehen, und oft sehr groſse Kammern enthalten, die mit Sculpturen, Hieroglyphen und Gemälden versehen sind (z. B. Pl. XLVII). In einigen dieser Grotten erblickt man sitzende Statuen, gemeiniglich 2—3 von beiden Geschlechtern. Der Mann ist an seinem geraden, viereckig zugespitzten Bart nicht zu verkennen, so wie an dem Kopfputz, der auf die Schultern herabreicht. Die Haupthaare der Weiber fallen zu beiden Seiten auf die Brust, und verbergen einen Theil des Busens. Die weibliche Figur umfaſst die männliche mit der einen Hand, und hält in der anderen einen aufgeblühten Lotos, als Zeichen der Vollendung des Lebens. (*L'emblème de ce dernier trajet qu'on fait en quittant la vie.*)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 SEPTEMBER, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure u. den Gebr. Tilliard: *Description de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expédition de l'armée française* cet.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. *Description des antiquités d'Edfoû (Apollinopolis magna)*, par *E. Jomard*, S. 1 ... 38. Edfu liegt am linken Ufer des Nils, zwischen Syene und Esné unter 40° 58' 43" nördl. Br. u. 30° 33' 44" östl. Länge von Paris. Es ist ein grosses, von Mahomedanern, Arabern, vom Stamme *Abâbdeh*, und Kopten bewohntes Dorf, wo noch, wie vor Alters, viele Töpfe verfertigt werden. Hier stehen zwey überaus prächtige Gebäude, welche der Zeit und der Zerstörungswuth so glücklich widerstanden haben, dass man sie nicht Ruinen nennen kann. Der grosse Tempel ist 424 Fuss lang, 112 Fuss an der Façade breit, und 107 Fuss hoch. Die Façade ist durch angebaute, elende arabische Hütten und allerhand Schutt so bedeckt worden, dass von den colossalischen Reliefs nur die Spitzen des Kopfputzes einiger Figuren hervorragen (Pl. XLIX). Die dicksten Säulen haben an ihren Basen 20 Fuss im Umfang, und ihre Höhe beträgt, bis unter die Kranzleisten (*soffites*), 40 Fuss. Die Capitälen messen 37 Fuss im Umfang. Sie sind aus einem derben Sandstein, der eine gewisse Politur annimmt, verfertigt (Pl. LXI.). Auf dem Dache des Tempels haben sich die Araber in einem kleinen, aus Lehmhütten errichteten Dorfe angesiedelt, und, da der Platfond Öffnungen (*en forme de soupirail*) hat, durch dieselben sich des Unraths jeder Art entledigt, so dass die Säle des Tempels und die zwey Portiken gänzlich erschüttet worden sind. Die 32 Fuss hohen Säle dienen also seit langer Zeit zu Souterrains und Zufluchtsörtern der Araber, welche hier auch ihre Weiber und Kinder verbergen, die ein gewaltiges Geschrey erhoben, als die französischen Künstler ihre Schlupfwinkel genauer untersuchen wollten. Um in das Innere des Tempels zu dringen, mussten die französischen Künstler eine Mauer von Backsteinen durchbrechen, in der einen Hand ein Licht, in der anderen den Maasstab halten, und in der drückendsten Luft umschwebt von aufgeschreckten Fledermäusen, arbeiten. Da viele der schönsten Säulen ganz mit Schutt bedeckt waren, so sah man sich gezwungen, den Unrath bis zu einer Tiefe von 15—20 Fuss wegzuräumen, und man erstaunte, den ganzen Säulenschaft sowohl, als auch das Capital auf das Kunstreichste ausgeführt zu sehen. Die Capitäler, welche man, weil der Schutt zu ihrer Höhe reichte, ganz genau betrachten konnte, sind mit gebogenen Palmzweigen verziert, und wahre Meisterstücke. (Pl. LXXV. Fig. 5. Pl. LXXXIX. Fig. 5.) Es ist wunderbar, dass das ganze Gebäude bis auf den heutigen Tag sich so unversehrt erhalten hat, indem nur die Zwischenmauern der Säulen des Porticus und die obere Einfassung der Pylonen an der Façade, in einer Höhe von 110 Fuss, merklich gelitten haben. In dem übrigen Gebäude ist kein Stein von dem anderen gewichen. Höchst einfach ist die Anlage des Ganzen: ein Heiligthum, umgeben von Corridors; vor denselben zwey Säle und zwey Porticus. Das Ganze ist wieder durch eine Einfassung umringt, an deren Ende ein Thor zwischen zwey ungeheuern Pylonen sich befindet. Das Thor hatte Flügelthüren, jede von 50 Fuss Höhe und 10 Fuss Breite.

Die Façade des Tempels zu Edfu (Pl. LIII) ist von der Thürschwelle bis zu den Kranzleisten mit Zierrathen bedeckt, ja alle Säulen, Capitäler, Würfel, Karniese sind mit zahllosen Ornamenten überladen. An den Capitälern erkennt man Palmblätter, Lotosblätter u. s. w. Man hat zu Edfu Zeit gehabt, 23 grosse Sujets zu copiren (Pl. LVII — LX), ohne die Vorstellungen an den Façaden der Pylonen und dem Porticus mit zu rechnen.

Die Reliefs am Fries scheinen, wie fast alle Vorstellungen in den ägyptischen Tempeln, eine astronomische Beziehung zu haben. Man erblickt unter anderen eine Reihe von 500 Figuren, viele Sterne über denselben, und mehrere Zeichen des Thierkreises, welche man auf den Thierkreisen zu Esné und Denderah ebenfalls sieht. Auch findet man mitten im Fries ein wichtiges Basrelief, das augenscheinlich eine Darstellung der Einweihungen der Ägypter in ihre Mysterien und eine symbolische Darstellung ihres Geheimnisses selbst enthält. Man sieht, dass der Cursus, wenn man so sagen darf, 14 Stufen umfasste, und es ist merkwürdig, dass die Zahl 14 sowohl in den Reihen der Figuren, als auch in den Stufen, die sie zu besteigen haben, und welche durch Treppen angedeutet sind, oft wieder kommt. (Vrgl. das Relief zu Denderah, bey *Denon*, Tab. CXXXI.) So fällt auch ein Relief auf, wo 14 Figuren in zwey Gruppen vor einer Sonnenscheibe sitzen, und ihre [illegible] Gazel-

len u. f. w. beftehen, darzubringen fcheinen. Das Symbol, welches am heiligften ift, nämlich ein Auge am Vordertheil eines Schiffes, wird von den Figuren als der Hauptgegenftand ihrer Verehrung betrachtet. Vielleicht ift das Auge das Sinnbild der ganzen Weisheit und Cultur der Ägypter, welche auf einem Schiffe, übers Meer her — vielleicht aus Indien — ihnen gebracht wurde.

Die Basreliefs in diefem Tempel find aufserdem fehr merkwürdig, weil fie abenteuerlich zufammengefetzte Thierfiguren enthalten, welche denen ähnlich find, die man im Tempel des Bel zu Babylon bewunderte. (S. *Berofus in Excerptis Alexandri polyhift. ap. Syncellum, SS. Byz. T. V. p.* 23.) Man fieht einen Löwen mit einem Sperberkopfe, einen Sperber mit einem Widderkopfe u. f. w. (Pl. LVII—LXIV.) Dafs fich diefe Figuren fämmtlich auf den ägyptifchen Kalender beziehen, werden genauere Unterfuchungen unwiderfprechlich machen. Auch rein menfchliche Figuren findet man hier, über welche der Vf. (S. 25) folgende intereffante Bemerkung mittheilt: „*Les Egyptiens n'ont jamais peint de traits passionnés dans les figures de leurs temples, les têtes expriment toujours le repos; et il faut aller voir à Thèbes les peintures militaires, pour trouver plus de chaleur dans l'expression*". Von den Phyfiognomieen fagt er: „*Elles ont toutes quelque chose de doux et de gracieux* — (wie z. B. die Köpfe der Ifis am Porticus zu Edfu, Pl. LVII. Fig. 6) — *pour peu qu'on examine le caractère de tête soit dans les figures d'hommes, soit dans les figures de femmes, on reconnoîtra combien il s'éloigne, sur-tout par les traits du nez et de la bouche, du profil nègre, qu'on a si mal-à-propos attribué aux anciens Egyptiens.* (Man vergleiche vorzüglich: Pl. XVI. Fig. 2. LXXX. Fig. 6. LXXXII. Fig. 1; und die nächft erfcheinenden Köpfe eines Basreliefs zu Carnack.) *S'il restoit quelque doute après avoir vu les nombreuses figures que nous avons copiées sur les monumens, on pourroit citer les têtes des momies, observées et recueillies dans les plus anciennes catacombes de la ville de Thèbes et dont la forme est parfaitement d'accord avec les sculptures antiques*" (S. 26). Und in der That findet Rec. in den zahlreichen, auf das Treuefte abgebildeten Köpfen, vorzüglich den weiblichen, nichts weniger als Negerzüge, oder jenen ftillen, melancholifchen Geift, den man den Ägyptern anzudichten für gut befunden hat, fondern den Charakter einer ganz eigenen Menfchenraçe, die fich auch auf ihren Monumenten von anderen Völkern, welche fie darftellen wollte, aufs Genauefte unterfcheidet. —

Der grofse Tempel fcheint eine Art Pantheon gewefen zu feyn; doch kommen Ifis, Ofiris und Horus am häufigften vor. Gewifs ift es aber, dafs die Figuren an einem Fries auf das Solftitium fich beziehen, und, wenn man fo glücklich feyn follte, ihre Bedeutung zu verftehen, die Zeit der Erbauung des Tempels würde angeben können. Auch ift der Phönix abgebildet (Pl. LX. Fig. 22), wie er aus feinem Scheiterhaufen verjüngt entfteht; und feine Geftalt trifft mit der Befchreibung der Alten überein. Man fieht ihn auch in anderen grofsen Tempeln, gemeiniglich an den Bafen der Säulen, mit einem Stern auf dem Haupt, den der Vf. für den Sirius hält. (S. Pl. XVI. Fig. 2. XVIII. Fig. 1. XXII. Fig. 5. LXXVIII. Fig. 16. LXXX. Fig. 17.) — Der kleine Tempel ift ungefähr 72 Fufs lang, 45 Fufs breit, $23\frac{1}{2}$ Fufs hoch. Er enthält zwey Säle, mit einer Colonnade umgeben, ift aber von aufsen und innen fo verfchüttet, dafs ein Menfch, der auf der Schuttmaffe fteht, den Architrav erreichen kann. Man hat die Reliefs mit unfäglicher Mühe copirt. (Pl. LXII. Fig. 1, k.) Der Durchmeffer der Säulen ift 2 Fufs 8 Zoll. Er foll ein Typhonium gewefen feyn, weil man das Bild des Typhon überall antrifft.

VI. *Description des ruines d' El-Kâb ou Elethyia*, par Mr. *Saint-Genis*, *Ingénieur en chef des ponts et chaussées.* S. 1...8. Die Ruinen von Eleithias liegen auf einer Ebene am Ufer des Nils, ungefähr zwey Lieues unterhalb Edfu. In einer Gegend, etwas unterhalb El-Kâb, findet man eine weite Einfaffung (*Retranchement*), die Capitäler einer Säulengruppe, nebft einigen dicken Mauern. Nicht weit davon erhebt fich ein kleiner ifolirt ftehender Tempel, und bald zeigt fich eine enorme Steinmaffe, welche fo fonderbar ausgehauen ift, dafs fie das Anfehen eines gigantifchen Thors erhalten hat. Das Gebirge, welches den Hintergrund ausmacht, ift gleichfam mit Öffnungen befäet, in welchen man die Grotten wahrnimmt, welche zu Gräbern dienten. (Pl. LXVI. Fig. 1.) Die Einfaffung ift von Backfteinen, die an der Sonne getrocknet, oder nur leicht gebrannt find, und umfafste wahrfcheinlich den Tempel, fo wie eine noch gröfsere, äufsere, die ganze Stadt in fich fchlofs. Alles ift verwüftet; doch hat man einen fchönen Sphinx, und zwey verftümmelte Statuen aus fchwarzem Granit entdeckt. Allein der wichtigfte Fund find zwey Grotten mit Malereyen, welche faft alle Befchäftigungen des Privatlebens der Ägypter darftellen. Die Grotten find mit grofser Kunft in den Felfen gehauen. Die erfte ift 24 Fufs lang, 11 Fufs 6 Zoll breit. Nur die eine Seite ift mit bemalten Sculpturen gefchmückt. Im Hintergrund ift rechts eine Thür, welche fpäterhin angelegt zu feyn fcheint, weil fie mehrere Sculpturen durchfchneidet, und zu einer zweyten Grotte führt, in welcher fich ein Brunnen findet, der wahrfcheinlich zum Begräbnifs gedient hat. Ja man glaubt den hier Beerdigten in der Figur eines Mannes zu erkennen, der von zwey weiblichen unterftützt wird. Die zweyte Grotte ift zwar eben fo grofs, aber nicht fo gefchmückt, daher auch die Einwohner von El-Kâb diefe Grotte die des Vezirs, und jene die des Sultans nennen. Was nun den Inhalt der Malereyen betrifft: fo fieht man hier alle Gefchäfte des Ackerbaues, das Pflügen, Säen, Walzen, Eggen, das Schneiden, Binden, Austreten des Getreides durch Ochfen, und das Aufhäufen deffelben; ferner das Auffchreiben des gewonnenen Getrei-

des, den Fischfang mit Angeln und Netzen, und das Einsalzen der Fische; die Jagd mit Netzen und die Art, wie das Wildpret aufbewahrt wird; die Weinlese und ihre Arbeiten; die Vorkehrung, welche noch heut zu Tage in Ägypten getroffen wird, um die Getränke kühl zu erhalten, die Viehzucht, und die Heerden von Rindern, Schafen und Eseln; die Nilschiffahrt, sowohl mit Segeln als Rudern; das Wägen lebendiger Thiere zum Verkauf; die Zubereitung des Fleisches; ein häusliches Opfer; die Einbalsamirung der Todten bis zu ihrem Begräbniss; die Musik mit Harfen und Flöten, und den Tanz. Man sieht fast überall einen Mann, der bey diesen Geschäften die Oberaufsicht zu führen scheint. Die Weiber arbeiten mit den Männern gemeinschaftlich, und zwar mit unbedecktem Gesicht; auch Kinder sind beschäftigt, und alle diese Scenen sind mit Hieroglyphen umgeben (*encadrés*), die unstreitig ihren Inhalt erklären. Man muss mit diesem, auf colorirten Blättern (Pl. LXVIII — LXX) dargestellten, Gemälde die Bemerkungen vergleichen, welche Hr. *Costaz* in der *Décade Egyptienne* (T. III. p. 116 sq. *Memoires sur l'Egypte*, T. III. 134) mitgetheilt hat, aus welcher wir, der Seltenheit des Buches wegen, das Merkwürdigste ausheben wollen. „*Les figures humaines sont dans la proportion de 24 à 25 centimètres. Le coloris est on ne peut pas plus crud; les demi-teintes et les ombres y sont également inconnues. Il y a six espèces de couleurs toujours couchées eu teinte plate: ces couleurs sont: le rouge sanguine, le jaune ochre, le verd, le bleu, le blanc et le noir. Les carnations des hommes, les animaux et les outils sont rouges. Les carnations des femmes, le bled, et la graine du lin sont jaunes. La tige du lin, les lotus et la vigne ont une teinte verte. L'eau et les raisins sont de couleur bleue. Les vêtemens sont blancs. La chevelure des hommes est de couleur noire; elle est crepue, sans être courte, comme celle des Nègres* . . . . *J'ai souvent eu occasion de rencontrer des naturels du pays avec leur chevelure: elle est noire et moulonné comme dans les peintures d'Eleithias*".

VII. *Description d'Esné (Latopolis) et de ses environs, par MM. Jollois et Devilliers, Ingénieurs des ponts et chaussées.* S. 1...26. Esné, gegenwärtig die Hauptstadt von Oberägypten, liegt unter 30° 14' 44" der Länge, und 25° 17' 38" der nördlichen Breite, am linken Ufer des Nils, zwischen Theben und der ersten Kataracte. Sie ist die Residenz einiger Beys, treibt einen lebhaften Handel, vorzüglich mit blauen baumwollenen Tüchern, und erhält jährlich von der Caravane aus Sennar Gummi, Straussfedern, Elephantenzähne und andere Producte des inneren Afrika. Am nördlichen Theil der Stadt liegt ein schöner Garten des Haçan-Bey, den die Franzosen in Besitz nahmen und cultivirten, und wo die Sheyks den Officieren ein prächtiges Gastmahl gaben, das hier beschrieben wird. Die französische Besatzung, welche zwey Monate lang zu Esné blieb, war mit den Einwohnern sehr zufrieden, die eine verhältnissmässige höhere Cultur hatten. Der grosse Tempel, ein wahres Wunderwerk, ist mit so viel Schutt und Unrath umgeben, und durch kleine Hütten so verbauet, dass man nur durch ein Gässchen zu dem Porticus gelangen konnte. Aber der Anblick dieser Masse setzt Jeden in Erstaunen. „*Nous étions saisis d'une certaine admiration confuse*", sagt der Vf., *que nous n'osions en quelque sorte avouer; et jetant alternativement les yeux sur le monument et sur nos compagnons de voyage, chacun de nous cherchoit à s'assurer s'il étoit trompé par sa vue ou par son esprit*". Aus der genauen Beschreibung dieses Tempels wollen wir nur Folgendes anführen. Der Porticus ruht auf 24 Säulen, welche 5 Metres 4. im Umfang haben, und 11 Metres 30. mit dem Capital hoch sind. Diese 24 Säulen stehen in 4 Reihen, haben Würfel über dem Capital, und sind durch Architrave verbunden, welche die Steine des Platfond tragen. Die Säulenweiten (*Entrecolonnemens*) betragen $1\frac{1}{2}$ den Durchmesser der Säulen. Die Tiefe des Porticus ist 16 Metres 50 Cent.; da er aber an den Seiten verticale Mauern bis zum Platfond hat, und sein Licht nur durch die Öffnungen der Säulenweiten (*Entrecolonnemens*) erhält, so herrscht in ihm ein mystisches Dunkel. Da man nicht in das Innere eindringen konnte: so haben die Künstler den Tempel nach dem Muster der zu Edfu und Denderah (Pl. LXX. Fig. 1) restaurirt. Auf diesen Porticus folgt noch ein kleinerer, einige Säle, und ein Heiligthum, das in der Mitte des Tempels von dem übrigen Bau isolirt dazustehn scheint. Da die Thüren des Porticus nicht in das Innere, sondern auf eine Gallerie führen, welche das Ganze des Tempels umgiebt: so machen die Vff. die interessante Bemerkung, dass die Gallerie wahrscheinlich zu den Processionen der ägyptischen Priester gedient hat; und wenn man die Vorstellung des Thierkreises an dem Platfond betrachtet: so gewinnt diese Muthmassung immer mehr Wahrscheinlichkeit. Die Figur nämlich im Thierkreise, welche den Zug eröffnet, scheint aus dem Tempel hervorzugehen, indem sie ihm den Rücken zukehrt, so wie alle, die zu diesem Theil des Gemäldes gehören; dagegen die, welche den Schluss machen, und auf der anderen Seite sich befinden, in den Tempel hinein zu gehen scheinen, und den Rücken auswärts kehren.

Es war unmöglich, das Innere des Tempels zu untersuchen, weil man viele Häuser hätte abtragen müssen, wodurch das gute Verhältniss, in welchem die Franzosen mit den Einwohnern standen, gestört worden wäre. So viel erfährt man aber, dass alle Wände, Säulen, Architrave, mit einem Worte die ganzen Massen des Tempels, mit Hieroglyphen und Malereyen verziert sind. An dem oberen Theil der *Entrecolonnemens* erblickt man wieder Schlangen mit aufgeblähtem Halse und Scheiben auf dem Kopfe; am meisten kommt die Hieroglyphe mit dem Widderkopfe (*Ammon*) vor; und an den Theilen, welche die Erde berühren, schiessen überall Lotosstengel mit Blättern und Blüthen empor. Die Sculpturen

ſind auswärts *en creux*, inwärts aber *en relief*, wodurch ſie nicht allein beſſer verſchont werden, ſondern auch ein vortheilhafteres Licht erhalten. Wie geſagt, findet man in den zahlloſen Malereyen den Ammon am meiſten, auch iſt er in einer Sonnenſcheibe über dem Haupteingang die hervorſtechendſte Figur. (Vielleicht bezeichnete in der alten aſtronomiſchen Theologie der Ägypter der Widder die Sonne, inſofern ſie im Zeichen des Widders die Tag- und Nacht-Gleiche im Frühlinge macht.) Eine Reihe Prieſter, zur Rechten und zur Linken ſcheinen ihn zu verehren. (Pl. LXXX. Fig. 4.) Unter den Säulenknäufen (Pl. LXXVIII ſq.) findet man 15 verſchiedene Arten, welche mit Palmblättern, Reben und Trauben, Lotusblättern, Binſen u. ſ. w. geſchmückt ſind. Dieſe Pflanzenornamente ſcheinen gleichſam durch fünf horizontale Binden befeſtigt zu ſeyn, welche wieder ein Zierrath des Schafts ausmachen. (Pl. LXXVIII. Fig. 3.) Die Figuren ſind meiſterhaft ausgeführt, unter den Thieren vorzüglich der Sperber, Widder, Löwe und Crocodil.

Eine nähere Beſchreibung und Abbildung der ſo merkwürdigen Thierkreiſe dieſes Tempels iſt noch nicht erſchienen, und wird in Hn. *Fouriers Mémoire sur les monumens astronomiques* zu erwarten ſeyn. Die 12 Zeichen des Thierkreiſes folgen in ihrer Ordnung richtig auf einander in zwey Linien an der Decke des Porticus. Die Figuren auf der einen Seite richten ihren Kopf und ihr Geſicht ſämmtlich nach der Mitte des Porticus. Der Stier und der Widder ſind queer am Platfond; der Scorpion und der Krebs ſind ſo vorgeſtellt, als ob ſie am Platfond hinkriechen, und die Fiſche durch die Schwänze vereinigt; der Schütze hat die Beine in die Höhe gehoben, folgt aber der Proceſſion. Es ſcheint, als wenn die 6 erſten Zeichen in den Tempel hineingehen, und die anderen heraus. Dieſer Thierkreis iſt dem anderen zwiſchen den Entrecolonnemens (Pl. LXXIX) ähnlich. Noch iſt zu bemerken, daſs der Porticus ganz von Sandſteinen aufgeführt worden iſt, daſs man Steine von 7—8 Metres Länge gefunden hat, und daſs ſie ſämmtlich ohne Mörtel, und nur zuweilen durch Klammern mit einander verbunden ſind.

Der nördlich von Esné liegende Tempel iſt nicht ſo gut erhalten, ſcheint nachläſſiger erbaut zu ſeyn, und wurde vor kurzer Zeit durch Ismayl-Bey verwüſtet, der Schätze in ihm zu finden hoffte. Der Porticus hat 8 Säulen, 1 Metre 23 dick, 5 Metres 65 hoch, mit dem Capital. (Pl. LXXXV. Fig. 1, ſq.) Die bemalten Reliefs enthalten wunderbare Vorſtellungen, unter anderen Schlangen mit Armen und Beinen. Auch dieſer Tempel bewahrt einen Thierkreis am Porticus, der mit der Jungfrau anfängt, und mit dem Löwen endigt. Nach den Thierkreiſen und der höchſt einfachen Bauart zu urtheilen, ſcheinen die Tempel zu Esné zu den älteſten in Ägypten zu gehören, und früher als die zu Theben und Denderah aufgeführt zu ſeyn. Ein ſehr verwüſteter Tempel (Pl. LXXXIX. Fig. 2, 3) und ein koptiſches Kloſter bieten nicht viel Merkwürdiges dar.

VIII. *Description d'Ermont ou Hermonthis*, *par E. Jomard*, und *Description des restes de l'ancienne ville de Tuphium* (dem Hermonthis gegenüber) *par Mr. Costaz*. S. 1—18. Obgleich die Monumente zu Hermonthis nicht ſo coloſſaliſch als die eben beſchriebenen ſind: ſo zeichnen ſie ſich doch durch die Schönheit der Säulen und durch merkwürdige Sculpturen aus, die ein hohes Alter verrathen. Auch findet man daſelbſt ein Baſſin, das wahrſcheinlich als Nilmeſſer gedient hat. Der Tempel iſt von auſsen ſehr verwüſtet, nicht durch die Zeit, ſondern durch die Hände der Barbaren; allein in ſeinem Inneren wohl erhalten. Er hat eine Länge von 143 Fuſs, und eine Breite von 55. Die gröſsten Säulen ſind hier ungefähr 42 Fuſs hoch, und 5 Fuſs dick. Daſs die Materialien von weit älteren Gebäuden genommen ſind, beweiſen mehrere Steine, welche an ihren inneren Flächen Hieroglyphen haben, und dennoch gehört der Tempel zu den älteſten in Ägypten. Es war unſtreitig ein Typhonium, weil das Bild des Typhon an den vier Seiten des Würfels über den Capitälern angebracht iſt. Im Inneren befinden ſich drey Säle, mit zahlreichen Sculpturen, nicht ohne Eleganz (Pl. XCIV. Fig. 8. XCVI. Fig. 3. XCVII. Fig. 1). Merkwürdig iſt die Figur eines Sperbers auf einem Würfel zwiſchen Lotosſtengeln ſitzend; oft kommt auch die Iſis vor. Man hat hier 14 Gemälde vollſtändig copirt, in welchen die Thierfiguren ſehr intereſſant ſind (Pl. XCV. Fig. 1—6), unter welchen man auch zum erſten Mal eine Giraffe bemerkt hat (Pl. XCVII. Fig. 7). Sonderbar iſt die Figur der Iſis, wie ſie von dem Harpokrates entbunden wird, und ein Theil der Figuren des Thierkreiſes. So weit Rec. über die abgebildeten Figuren urtheilen kann, ſcheinen ſie ſich auf die Ekliptik zu beziehen.

Unter den Trümmern der alten Stadt Tuphium ragen die Ruinen eines ſehr verwüſteten und mit Hütten überbauten Tempels hervor, deſſen Wände von innen und auſsen mit Basreliefs geſchmückt ſind, unter welchen man die Figur des Crocodils am häufigſten wahrnimmt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Dresden, b. Arnold: *Grundlage zur Erlernung der Buchhaltung, nebſt Erklärung der vorzüglichſten Stücke, welche auf dem Comptoir zu wiſſen nöthig ſind*, von *Lebrecht Lorbeer*. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1811. 52 S. nebſt 2 Tabellen. 8. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1811.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

PARIS, in der kaiserl. Druckerey, b. de Bure und den Gebr. Tilliard: *Description de l'Égypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en l'Égypte pendant l'expédition de l'armée française etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Kupfer zu diesem Werke machen einen Band aus, mit dem Titel: *Antiquités Planches,* Atlas-Folio. An diesen Kupfern haben viele Künstler gearbeitet, und wahre Meisterstücke geliefert, deren Inhalt wir kurz angeben wollen. 1) Charte der Insel Philä. 2—4) Allgemeine Ansichten von Philä. 5) Allgemeiner Grundriss aller Hauptgebäude und Durchschnitt des grossen Tempels nach der Länge. 6) Durchschnitt der Gallerie und der Colonnaden. 7) Karniese und Capitäler des Porticus des grossen Tempels. 8) Vierzehn Capitäler aus den beiden Colonnaden. 9) Durchschnitt mehrerer Theile des grossen Tempels, nebst den beiden Löwen vor dem Eingange. 10) Einige Sculpturen des Porticus und Darstellungen der Nischen. Unter den Sculpturen ist No. 1 sehr merkwürdig wegen seines astronomischen Inhalts. Man sieht nämlich eine ausgedehnte Figur der Isis, und zwey andere ihr ähnliche, mit Sterngruppen und einem Globus mit Flügeln. Im Ganzen könnte man wohl die astronomischen Figuren, welche auf den ägyptischen Monumenten vorkommen, in drey Classen theilen, nämlich in die Zeichen des Thierkreises, in die Figuren, welche vielleicht Personificationen einzelner Fixsterne seyn können, und in die Planeten und gewisse Constellationen derselben. Vielleicht sind diess die Kugeln mit eingezeichneten Figuren am Platfond des Tempels zu Denderah. Wäre es möglich, durch Vergleichung mit anderen Monumenten auszumitteln, welche Personificationen einzelnen Fixsternen, und welche Kugeln den Planeten gehören: so würde man vielleicht ein bestimmtes Datum für die Erbauung der Tempel finden können. Ausserdem ist es nicht unwahrscheinlich, dass viele andere Zeichen, welche man nicht so leicht erklären kann, Festtagszeichen sind. Die langgedehnten Figuren am Thierkreise zu Denderah, mit welchen die hier abgebildeten Ähnlichkeit haben, nahm bereits *Denon* ganz richtig für Isisbilder an. Sie können auf die zwey Hälften des Jahrs gedeutet werden, so wie beide Hälften einen Cyklus ausmachen, indem beide Gestalten ihre Arme gegen einander ausstrecken. Dass die Kugel mit Flügeln das Bild der Erde in ihrem Laufe um die Sonne ist, scheint Rec. sehr wahrscheinlich. 11) Sculpturen des Porticus und des ersten Pylon. 12. 13) Sculpturen der beiden Pylone, und ein Relief aus dem grossen Tempel. 14) Abbildungen von Gefässen, wie sie in den Reliefs vorkommen. 15. 16) Gefässe und Reliefs, so angemalt, wie sie auf den Denkmälern selbst erscheinen. 17) Perspectivische Ansicht des zweyten Pylons, und des vor ihm befindlichen Porticus. 18) Innere perspectivische Ansicht des Porticus des grossen Tempels, ebenfalls gemalt. 19) Reliefs aus dem westlichen und aus dem grossen Tempel. 20) Plane und Details des westlichen Tempels. 21) Capitäler aus eben dem Tempel, 9 an der Zahl. 22. 23) Basreliefs und Hieroglyphen, eben daher. Ob wir wohl den Inhalt dieser heiligen Schrift, welche ihr Daseyn nur dem Mangel einer alphabetischen Schrift verdankte, jemals verstehen werden? So viel scheint gewiss zu seyn, dass in diesen Hieroglyphen die sämmtlichen sogenannten Götterfiguren darstellende Objecte sind, welche Zeitbestimmungen oder Theile des Kalenders bezeichneten. Auch die zahllosen Thierfiguren gehören hieher, und waren gewiss keine Gegenstände der Anbetung, sondern Schriftzeichen. 24) Perspectivische Ansicht des westlichen Tempels. 25) Ansicht des östlichen Tempels. 26) Plan, Durchschnitt und drey Capitäler dieses östlichen Tempels. 27) Ornamente im Inneren an den Zwischenwänden der Säulen eben dieses Tempels; Vorstellungen von Gaben, welche dem Osiris und der Isis dargeboten werden. 28) Perspectivische Ansicht des östlichen Gebäudes. 29) Abbildungen der symbolischen Kopfputze, und Plan und Durchschnitt der römischen Monumente auf Philä. Nun folgen die zu Elephantine gehörigen Kupfer. 30) Allgemeine Ansicht der Insel. 31) Ein allgemeiner Plan, sowohl von Elephantine als Syene. 32) Ansichten von Elephantine und Syene. 33) Plan und Details über den Nilmesser daselbst. 34) Ansicht des südlichen Tempels daselbst. 35) Architektonische Details des Tempels. 36) Durchschnitte und Reliefs aus demselben. 37) Zwey grosse Reliefs aus demselben. 38) Perspectivische Ansicht des südlichen Tempels, so wie des nördlichen, und architektonische Details aus denselben. Die zu den Ruinen von Ombos gehörigen Kupfer sind: 39) Allgemeiner Plan von Ombos und seinen Umgebungen. 40) Ansicht des grossen Tempels zu Ombos. 41) Durchschnitt desselben, nebst Proben von Reliefs und Hieroglyphen. 42) Capitäler desselben, Plan und Durchschnitt des kleinen Tempels. 43) Reliefs und Hieroglyphen aus dem Porticus des grossen Tempels. 44) Sculpturen

und architektonische Details aus demselben. 45) Dergleichen aus dem kleinen Tempel und Reliefs aus den Grotten. 46) Perspectivische Ansicht der beiden Tempel und der Einfassung. 47) Ansicht der Grotten und des Einganges in die alten Steingruben. 48) Allgemeine Ansicht von Edfu. 49) Ansicht des grossen Tempels in seiner jetzigen Gestalt. 50) Grundriss und allgemeiner Durchschnitt des grossen Tempels. 51) Ansicht des Pylons des grossen Tempels. 52) Durchschnitt und innere Ansicht eben desselben. 53) Ansicht des Porticus. 54) Durchschnitt des grossen Tempels der Länge nach. 55) Ansicht des Innern des Porticus in seinem gegenwärtigen Zustande. 56) Architektonische Details; Säulen und Capitäler. 57. 58. 59) Reliefs und Sculpturen, sowohl aus dem Tempel selbst, als aus dem Porticus. 60) Details von Architektur, Capitäler und Hieroglyphen. 61) Perspectivische Ansicht der Pylonen und des Säulenhofs des grossen Tempels. 62) Durchschnitt und Grundriss des kleinen Tempels. 63) Friese und Sculpturen des kleinen Tempels. (Seltsam ist die Figur der in einem Lotosgebüsch sitzenden Isis, wie sie den Horus säugt.) 64) Friesen mit Sculpturen von der nördlichen Gallerie desselben. 65) Perspectivische Ansicht des kleinen Tempels. 66) Plan und Ansicht der Ruinen zu El-Kâb. 67) Ansicht eines alten Steinbruchs und das Innere der Hauptgrotte mit den drey Figuren. 68. 69. 70. 71) Abbildungen der Malereyen. Diese Blätter sind colorirt. 72) Plan von Esné und den umliegenden Gegenden. 73) Ansicht des Porticus. 74) Sculpturen an der Seitenmauer des Porticus. 75. 76. 77) Die Capitäler der 24 Säulen des Porticus. 78. 79) Capitäler, Verzierungen der Säulen und der Karnies aus dem Inneren des Porticus. 80) Details der Architektur, Basreliefs und hieroglyphische Inschriften aus dem Porticus. 81) Innere Verzierungen an einer Seitenmauer des Porticus. 82) Drey Basreliefs aus dem Porticus. 83) Perspectivische Ansicht von dem Inneren des Porticus. Ein prächtiges Blatt. 84) Ansicht von zwey kleinen Tempeln zu Esné. 85. 86. 87) Durchschnitte und Details aus dem nördlichen Tempel. 88) Perspectivische Ansicht des nördlichen Tempels. 89) Durchschnitt und Details aus dem dritten Tempel. 90) Perspectivische Ansicht des dritten Tempels. 91) Ansicht des Tempels zu Hermonthis aus Südwest. 92) Eben dieselbe aus Westen. 93) Eben dieselbe aus Nordwest. 94) Plan und Durchschnitt des Tempels. 95. 96) Basreliefs aus dem Inneren und Äusseren des Tempels. 97) Ansicht und Plan des Bassins und einiger anderer Alterthümer, welche von einem späteren Gebäude herrühren, das aus den Trümmern des Tempels erbaut ist.

F—o.

München, b. Stöger: *Über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken und die Ursachen desselben.* Eine akademische Rede zur Feyer des allerhöchsten Namenstages Seiner Majestät des Königs gehalten in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften den 12 October 1810 von *Friedrich Jacobs.* 78 S. 4. (18 Gr.)

Diese, wie die ihr vorhergegangenen kleinen akademischen Schriften desselben Verfassers, sind nicht bloss durch den Inhalt, sondern eben so sehr durch ihre Form schätzbar, welche beide gleicherweise eine lebendige und umfassende Kenntniss des Griechenthums athmen. Dieses auch durch die Darstellung selbst darzustellen, hat unter uns *Winckelmann* meisterhaft begonnen; und *Schiller* und einige Andere haben in Abhandlungen und Vorlesungen, besonders ästhetischen und kritischen Inhalts, nach seinem Beyspiele die Schönheit des Ausdrucks und der Gedanken mit der Richtigkeit durchgängig zu verbinden gesucht. Von solchen durch Kunstsinn beseelten Abhandlungen und Vorlesungen ist die wissenschaftliche Rede zwar nicht bedeutend und nothwendig verschieden, so dass sich diese Verschiedenheit an jedem behandelten Stoff äussern müsste; doch kann und muss sie sich nicht selten in Anlage, Ton und Haltung davon entfernen. Bey uns ist diese Gattung, die bey den Griechen und Römern von den guten Zeiten der Redekunst an bis auf Himerius herab neben den anderen Arten der Reden und Declamationen fleissig bearbeitet worden ist, äusserst neu. Akademieen, die ihre fernere Pflege und Verbreitung veranlassen und begünstigen, werden sich dadurch ein vielleicht nicht überall genugsam gewürdigtes Verdienst um die in der Prosa noch nicht so mannichfaltig und fein, als in der Poesie, ausgebildete deutsche Sprache erwerben. Aber auch die Erkenntniss selbst gewinnt an Wahrheit, Läuterung und Fülle, wenn sie sich schön auszuprägen trachtet, und nicht weniger an Verbreitung und Eingang unter den Menschen. Um die wahre Cultur würde es daher ganz anders in Deutschland aussehen, als wir es jetzo finden, wenn man, was man wusste, besonders in humanistischen und historischen Dingen, besser geformt und gesagt, und unter anderen statt eines guten Theils der trockenen oder bloss gelehrten Zusammenstellungen solche kunstmässige Reden, im Geist der hier anzuzeigenden, gegeben hätte. Es ist verschiedentlich bemerkt worden, dass, wer ein Werk der schönen Literatur am besten fühle und verstehe, es am besten müsse übersetzen können: eben so beweiset der die tiefste Kunde des classischen Alterthums, der sich von der gedankenreichen und zartsinnigen Anmuth und Würde desselben im Stil am meisten angeeignet hat. Der Schriftsteller, die sich durch diesen eben so sehr als durch ihre Ansichten als treffliche Kenner und Schüler der Griechen beurkunden, und unsere Literatur nicht bloss durch Forschungen, sondern auch durch Werke bereichern, sind nicht so gar viele. Um so willkommener war uns auch diese Rede von Hn. *J's.*, voll bescheidener Grazien und zugleich von vorzüglich interessantem Gegenstand. Der Vf. entwirft zuerst eine Skizze von dem Reichthum der Griechen an Werken der Plastik, indem er an die vielen Überbleibsel, die Pausanias und Strabon nennen, und die, so jetzt die Museen füllen, erinnert, und dann die früher untergegangenen oder geraubten Schätze überblickt, gegen die jene verschwinden. Er übergeht Malereyen, Vasen von Erz und Thon, Reliefs, Münzen gänzlich, und hält uns bloss, wodurch wir auf den überschwenglichen Vorrath von

jenen einigermaſsen ſchlieſsen können, die Fülle von Statuen vor Augen, die aller Orten, auch an den unberühmten und wenig beſuchten, und dann beſonders die, welche in Samos, Rhodos, dem Archipelagos, Athen, Delphi, Korinth, im Peloponnes und in Groſsgriechenland aufgeſtellt waren, bis ſie zu den kunſtloſen Römern wanderten. In Verbindung mit den Noten iſt dieſer Theil ein ſchönes, wiewohl nur ſkizzenhaftes Fragment einer griechiſchen Kunſtgeographie, die uns noch fehlt und von mancherley Nutzen ſeyn könnte. Denn wir würden daraus in Hinſicht auf den Glanz und Reichthum, ſo wie auf die Religion, den Cultus und die Mythen der einzelnen Städte und Diſtricte Winke und Überſichten entnehmen, zugleich die Geſchichte derſelben von einer neuen Seite betrachten, indem ſie durch Monumente und Bildniſſe die beſten ihrer Mitbürger für immer unter ſich hielten, und dadurch Stadt und Land zu einer mehr oder weniger vollſtändigen lebendigen Chronik ihrer Vorzeit machten, und endlich zu gleicher Zeit eine vollſtändige Sammlung der von den Alten behandelten Kunſtſujets erhalten. Mit einer ſolchen Zuſammenſtellung beſchäftigt ſich, wie wir wohl wiſſen, ſeit geraumer Zeit ein Freund des Alterthums. — Um nun den groſsen plaſtiſchen Reichthum der Griechen zu erklären, dem die Neueren im Verhältniſs nur wenige Werke der Bildhauerey, deſto mehrere dagegen der Malerey, entgegenzuſtellen haben, nimmt der Vf. Rückſicht 1) auf die Religion der Griechen, die nicht bloſs polytheiſtiſch war, ſondern das ganz Eigene hatte, den menſchlichen Leib, die herrlichſte Erſcheinung der Natur, als Hülle des Göttlichen zu denken, und die dadurch das Plaſtiſche, ſtatt es durch die Idee des Unendlichen herabzuſetzen, heiligte, und zur Idealität und Schönheit leitete, und auch dem Charakter, der Poeſie und Sprache der Hellenen jenes Plaſtiſche gab, dem ſich die Bildwerke groſsentheils nur zum Ausdruck liehen. An die Götterwelt ſchloſs ſich dann ein weiter Kreis von Heroen, Begleitern, Dienern, die bunte Welt der feſtlichen Verehrung an, welchen die auf ſie übergegangene Heiligkeit auch Anſpruch auf Abbildung erwarb. Die Staaten pflegten die ſo entſproſſene Kunſt um ſo lieber, als der Patriotismus durch die ſtete Erinnerung an den Wandel und die Wunder der Götter in ihrer Mitte genährt und erhoben wurde. 2) Auf das Klima, welches nach Hn. *J.*, vorzüglich nur in ſo fern es die Lebensweiſe und Verfaſſung beſtimmte, auf die Kunſt wirkte. Die erſte floh die Häuſer und wandte ſich dem freyen Himmel oder den freyen Plätzen und Hallen zu, die andere machte aus allen Bürgern eine Familie voll Gemeingeiſts, die jene, wo auch die öffentlichen Verhandlungen waren, zu verzieren, und religiöſe Scenen und Schauſpiele zu verherrlichen, Alles anwandte, was der Einzelne für ſich willig entbehrte. Viel geſchah durch Wenige, denn ſie hielten zuſammen. Bey dieſem öffentlicheren Leben waren die Künſtler zu ihrer Belebung und Belehrung ſtets auf die Natur und die rege Menſchenwelt gerichtet, die Kunſt ſtets auf das Öffentliche, auf das gröſsere, durch Ideen begeiſterte Leben, mit deſſen Untergang ſie nachmals unterging. Bürgertugend, nicht der Reichthum, „der nie etwas Groſses erzeugt hat, und ſelbſt als Gehülfe zu ſchlecht iſt, wenn er nicht durch Tugend errungen im Geleite der Mäſsigkeit geht“, unterſtützte die Kunſt, die von ihrer Seite Bürgertugend, Vorzüge und edle Handlungen lohnte. (Und die Sitte war bey allen Griechen, wie *Cicero in Verr.* ſagt, *ut honorem hominibus habitum in monumentis ejusmodi nonnulla religione deorum conſecrari arbitrarentur.* — Wenn wir auch die äuſseren Mittel hier nicht in Anſchlag bringen: ſo iſt doch der Vorrath des herrlichen Marmors, wovon ein alter Schriftſteller ſagt, daſs er durch ſeine Schönheit zum Bilden gelockt haben möge, unter den Begünſtigungen der Plaſtik nicht zu überſehen, ſo wie in klimatiſcher Hinſicht, auſser manchem Anderen, die Möglichkeit, das ganze Jahr hindurch in ſchicklichem Local und Licht zu arbeiten.) 3) Die ſo aus der innerſten Natur und Leben der Hellenen entſprungene Kunſt war denn auch Allen heilig, theuer und unverletzlich, und die Harmonie, die ihr der Volkscharakter mitgetheilt hatte, wirkte viel, dieſe Harmonie in den Einzelnen zu nähren und zu erhalten. Die groſse Liebe zur Kunſt aber wirkte natürlich auf die Vermehrung der Werke, und pflanzte ſich ſelbſt auf die fort, welche (von Alexanders Zeit an) keine innere Verwandtſchaft mehr mit ihr hatten. Der Gegenſatz, den die moderne Welt darbietet, macht den Geiſt des Alterthums in dieſer, wie in den meiſten anderen Beziehungen, klarer. In ihr iſt die Kunſt nicht aus der Nation, ſondern meiſt aus Nachahmung hervorgegangen, und, indem es ihr an Keime fehlte, durch künſtliche Mittel erhalten worden. Die chriſtliche Religion löſchte den plaſtiſchen Sinn aus; „durch dieſe neue Offenbarung einer höheren und wahrhaft göttlichen Religion veränderte die Erde ihre Geſtalt, das Leben ward zum Tode, der Tod zum Leben; die irdiſche Natur erblaſste vor dem Glanze des Himmels, und der Geiſt, in die Betrachtung des Unendlichen und Geſtaltloſen verſenkt, floh, was nur immer dem Körper angehörte, als Befleckung und Sünde. Es war nicht mehr die Beſtimmung des Menſchen, ſich ſeines Daſeyns auf Erden zu freuen, ſondern des höheren, aber verſcherzten Vaterlands eingedenk, über die irdiſchen Feſſeln zu trauern, die ihn in dem Kerker ſeines Leibes zurückhielten. Jetzt erſchien alſo die Form, auch in ihrer vollendeten Schönheit, doch nur als eine Scheidewand der Erkenntniſs des unendlich Vollkommenen, zu deſſen Vereinigung, als dem Gegenſtand unabläſſiger Sehnſucht, das Zerfallen dieſer irdiſchen Schranken führte. Aus der Form erſtand die unendliche Schönheit; aus dem Staube des Grabes blühten die Blumen des Paradieſes auf.“ Der bildenden Kunſt wäre nach dem heiligen Willen der Väter der Kirche, denen der Sinn, welcher ſich nach der ſichtbaren Geſtalt ſehnt, Schwäche war, gar keine Stelle geblieben. Dieſe Schwäche aber behauptete ihr Recht, und kam der Kunſt zu Statten, die jedoch nicht mehr nach Schönheit ausſchlieſslich, ſondern nach Belehrung und Bedeutung ſtreben muſste. Das Chriſtenthum ſchuf auch die Verfaſſungen um, verwandelte die

sichtbaren Gemeinden in eine grosse unsichtbare, zog von dem öffentlichen Leben ab, und setzte an dessen Stelle Innerlichkeit und Häuslichkeit.

Die neuere Kunst betreffend, kommen einige Meinungen vor, die Rec. nicht mit dem vortrefflichen Vf. theilt; nämlich wenn er die jetzige Bildhauerey der jetzigen Malerey (S. 43) so sehr nachsetzt, da doch die neuesten Maler die vor und aus Rafaels Zeit an innerer Kraft und Originalität schwerlich mehr erreichen, als einige jetzt lebende Bildhauer den Geist und die Reinheit der Antiken, und wenn er die Geschichte der modernen Bildhauerey von der der Malerey ganz unterscheidet und abhängig macht, als habe sich diese „gleichsam von selbst und ohne besondere Vorbilder erzeugt und in Einem Jahrhundert zur Vollkommenheit erhoben", und jene dagegen sey von erkünsteltem Ursprung, und ohne rechtes Leben, welches sie selbst (S. 74) erst durch *Michel Angelo* wieder erhalten habe. Vielmehr hat die Sculptur auch im Anfang der neuen Kunst der Malerey vorgearbeitet, von den ältesten Schulen in Siena und Pisa, besonders durch Niccola Pisano und seinen Sohn, und ist ihr in einem Ghiberti, Donatello, und in Werken selbst von unbekannten Meistern lange zur Seite geblieben. (Ein runder Taufstein mit Reliefen, Eva, die den Apfel reicht, ohne Schlange u. s. w. in Siena, ehemals im Dom, jetzt in einer Privatcapelle, gehört zum Schönsten, was die Kunst je gebildet hat, nach dem Urtheil von Bildhauern selbst, die ganz in der Antike leben.) Wäre die Sculptur nichts (was wir jedoch so weit entfernt sind zu glauben, als dass *Göthes* in griechischem Geist gedichtete Werke nur der Schule der Kunst angehören) als eine Vermittlerin der griechischen Symbolik und Idealität im Ausdruck und der Geistigkeit und Gemüthlichkeit, die sich in der modernen Malerey ausgesprochen hat, die Erhalterin des hellenischen Princips der Schönheit, gegen das sich das christliche wie Seele zu Körper verhielte: so wäre sie schon dadurch der jetzigen und künftigen Kunst unentbehrlich. Was *Richardson*, und mit ihm *Lessing* (Werke Th. 16. S. 72), *Fernow* (s. sein Leben S. 359) und Andere sich als das Mittel dachten, in der Kunst höher zu steigen, selbst bis über Rafael hinauf, nämlich vollständigere Verbindung der antiken Formen und des modernen Colorits und malerischen Ausdrucks und Charakters, mag nicht die letzte Bedingung und Quelle von einem neuen Leben der Kunst seyn; dem Studium ist sie gewiss die höchste Regel. Hr. *J.* aber wünscht (S. 76), dass die neue Zeit nur ihr Eigenthum, die ohnehin leichter auszuführende und stoffreichere Malerey, nach allen Seiten ausbilden und anbauen, in ihr die einzelnen Strahlen der Liebe zur Kunst vereinigen möge (die so vermuthlich bald in eine grosse Schwächlichkeit verfallen würde), und, sagt er, vielleicht harrt nur die in dem Herzen der Nation schlummernde Begeisterung des rechten Gegenstandes, um in volle brennende Liebe aufzulodern. Es ist hier nicht der Ort, über diesen Gegenstand, der vorzüglich von *Schelling* (philos. Schriften S. 385) und *Görres* (Heidelb. Jahrb. 1 Jahrg. S. 275), von diesem jedoch etwas einseitig, berührt worden ist, und der Jeden, welchen Liebe zur Kunst und zu seiner Zeit und Nation zugleich beseelt, häufig in Gedanken beschäftigen muss, Betrachtungen anzustellen. Lieber schliessen wir diese Anzeige mit den merkwürdigen Worten des Vfs. (S. 6. 76): „Allerdings wäre es wünschenswerth, die Herrlichkeit des untergegangenen Alterthums mit der Errungenschaft der neuen Zeit vermählen zu können; aber umsonst würden wir die Erfüllung dieses Wunsches erwarten, und thöricht würden wir trauern über seine Vereitelung. Nicht ein Quell fruchtloser Traurigkeit soll uns die Vergangenheit seyn, sondern der Erquickung und Freude; nicht um die Wirklichkeit anzufeinden, sondern um uns an der Idee des ewig und unvergänglich Grossen zu erheben, sollen wir in den Spiegel der alten Zeiten schauen. — Darum strebe Jeder, der den Funken des prometheischen Feuers in seinem Busen fühlt, das Rechte zu finden; er vermähle die Wahrheit mit dem Schönen, das Menschliche mit dem Göttlichen, das Nationale mit dem Universellen; er gebe der Mitwelt und Nachwelt zugleich die Befriedigung, die nur aus einem solchen Verein erwächst. Hiezu aber ist etwas anderes erfoderlich als die Nachahmung des Vollendeten; die Wirklichkeit, die Zeit, die Nation behauptet ihr Recht. Jede Nation soll das seyn, was sie nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit am vollkommensten seyn kann; die moderne Zeit kann nicht das Alterthum werden; noch Deutsche Hellenen. Wohl aber sollen alle in die Tiefe der Vergangenheit schauen, um dort den männlichen Geist zu erfassen, ohne den nichts gedeiht, und um sich selbst zu erkennen durch den Gegensatz. Bilden soll sie sich aus dem Alterthum, aber nicht von ihm borgen; mit ihm wetteifern, aber nicht es plündern." W.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Binz: *Christliche Sittenlehre.* Von *Ferdinand Wanker*, Doctor der Theologie u. ordentl. öffentl. Professor der Moral-Theologie auf der grossherzogl. badischen hohen Schule zu Freyburg im Breisgau. Zweyter Theil. Dritte vermehrte Ausgabe. 1811. VIII u. 444 S. 8.

Quedlinburg, b. Ernst: D. *Martin Luthers kleiner Katechismus, nebst den zur Erklärung dienlichen Schriftstellen, auch einigen kurzen Sittensprüchen und Gebeten*, herausgegeben von *Johann August Hermes*, Consist. Rath, Oberhofprediger und erstem Schulinspector in Quedlinburg. Neue Auflage. 1811. VI u. 96 S. 8. (4 Gr.) (Die erste Auflage erschien bereits 1801.)

Berlin, b. Hitzig: *Gea.* Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung von *August Zeune*, Vorsteher der Blindenanstalt und Lehrer an der hohen Schule zu Berlin. Zweyte vollkommnere Auflage. 1811. XVI u. 293 S. 8. Mit Kupfern und Charten. (2 Rthlr.) (Schulausgabe ohne Kupfer und Charten 1 Rthlr. 6 gr.) (S. die Rec. Jahrg. 1809. No. 238.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER, 1811.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Sander: *J. C. Nelkenbrechers Taschenbuch der Münz-, Mass- und Gewichts-Kunde für Banquiers und Kaufleute.* Zehnte Auflage, um Vieles vermehrt und verbessert von *J. S. G. Otto.* 1810. XXX u. 516 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Die ganze kaufmännische Literatur hat (*Flügels* Courszettel ausgenommen) kein Buch aufzuweisen, welches mehrere Auflagen, wie dieses, erlebte; und ist auch dieser starke Abgang nichts weniger als ein evidenter Beweis von der Güte des Inhalts: so ist er es doch gewiss von dem Beyfall des Publicums. Mit Recht kann diese nützliche Schrift unter die classischen gerechnet werden, und sie sollte auf keinem Comptoir fehlen, weil selbst der erfahrenste Kaufmann sehr oft sich Raths darin zu erholen hat. Ob sie aber in dieser neuen Ausgabe den möglichsten Grad der Vollkommenheit erhalten habe, und fehlerfrey sey, wollen wir näher untersuchen; denn ein so gangbares Buch verdient die ganze Aufmerksamkeit der Kritik.

Die erste Ausgabe erschien 1771, als ein Nachlass des in diesem Jahre verstorbenen Lic. *Nelkenbrecher*, (welcher Anfangs Advocat in Leipzig war, und endlich sich durch Unterricht im Rechnen ernährte); die zweyte folgte 1774 u. s. f. In den drey ersten Auflagen, deren Herausgeber unbekannt ist, sind bloss die Wechsel-Course, Münzen und Haupt-Masse der vorzüglichsten Wechselplätze Europens in gedrängter Kürze (die erste von 1771, welche Rec. vor sich hat, ist nur 184 S. stark), jedoch mit ziemlicher Genauigkeit und ohne beträchtlichen Fehler angegeben. Die folgenden Ausgaben bis 1805 hat der Haupt-Banko-Buchhalter *Gerhardt* d. Ält. in Berlin, ein Mann von ausgebreiteten mercantilischen Kenntnissen, besorgt, und seiner Seits Vieles gethan, um diese Schrift immer vollkommner und inhaltsreicher zu machen. Jedoch blieben immer noch Fehler genug zu verbessern übrig, welches hauptsächlich daher rührte, dass der Vf. aus unrichtigen Quellen schöpfte. Der neueste Herausgeber, Hr. *O.*, hat zwar hie und da manche einzelne gute Notiz und Berechnung beygefügt, aber dennoch bey weitem das nicht geleistet, was man billig verlangen, und bey strenger Aufmerksamkeit so leicht leisten konnte.

Der Inhalt des Werks ist sattsam bekannt. — Daher begnügen wir uns hier, bloss das Gute und Fehlerhafte dieser neuen Ausgabe auszuheben. Der Vorzug, den dieses Taschenbuch vor den vielen Schriften ähnlichen Inhalts (meistentheils Copieen und Excerpte davon) behauptet, besteht besonders in der beträchtlicheren Zahl angeführter Länder und Plätze und der genauern Angabe ihrer Münzen, Wechsel u. s. w. Diesen Vorzug hat die neue Ausgabe eher vermehrt als vermindert. Die vielen politischen Veränderungen gaben hiezu gar mannichfaltige Gelegenheit. Die Artikel Westphalen u. m. machen einen starken Zuwachs gegen das vorige Volumen. Ferner sind viele neue nützliche Reductionen des französischen Masses, auch einiger Münzen und Course u. s. w. hinzugekommen, die in den vorigen Ausgaben nicht stehen, und zum Theil nicht stehen konnten. Für diese Verbesserungen verdient Hr. *O.* allerdings Dank; aber dieses Verdienst wird durch mehrere auffallende Fehler, die eine strenge Rüge nöthig machen, gar sehr verringert. Alle Fehler und Unvollkommenheiten dieses Buchs rühren daher, dass die Herausgeber theils unrichtige Quellen benutzten, theils die alte Angabe immer wieder einrückten, ohne zu untersuchen, ob sie richtig oder falsch sey. (Durch ähnliche Missgriffe gerieth auch die bekannte *Schedelsche* neue Ausgabe von *Ludovici* Handlungs-Lexikon weit schlechter als die ältere.) Daher findet sich beynahe kein Artikel, welchen man bey strenger Prüfung für ganz fehlerfrey erklären könnte. Rec. will nur folgende Puncte anführen, um zu zeigen, dass sein Urtheil nichts weniger als zu streng sey. Zuerst die Wechsel Course.

Bey *Aachen* ist der Cours auf Paris unrichtig angegeben. Man wechselt daselbst nicht 68 Thlr. Aachener m. oder w. für 300 Francs, sondern in Schild-Louisdor (*Ecus neuf*) à 24 Francs pr. $7\frac{1}{3}$ Aachener. Auch wird meistens à Drittura auf Paris und Wien effectuirt, höchst selten aber über Amsterdam; ehedem mag es wohl so gewesen seyn, aber schon längst nicht mehr. Fehlerhafte Wechselcourse findet man sehr häufig, da der Vf. keine Original-Courszettel anführte (welche doch, besonders in Berlin, sehr leicht zu erhalten waren), sondern entweder die alten Angaben seines Vorgängers, oder die von *Flügel*, die bekanntlich eben so unvollkommen sind, nachschrieb. Die Artikel *Augsburg* (wo Spanien als wechselnd steht, welches à Drittura gar nicht der Fall ist), *Basel*, *Cölln*, *Constantinopel*, *Livorno*, *London*, *Neapel*, *Nordamerika* (Baltimore), *Polen* und *Turin* verdienen sämmtlich eine Berichtigung, indem ihre Course nicht ganz so lauten, wie in den vor Rec. liegenden Original-Courszetteln. Bey *Leipzig* sogar, wer hätte das geglaubt, steht Frankfurt a. M. unrichtig.

Es soll nämlich mit Leipzig wie Augsburg wechseln (100 Thlr. m. oder w. für 100 Thlr. Leipziger). Nichts weniger: in Frankfurt auf Leipzig ist es allerdings so; nicht aber von Leipzig auf Frankfurt. Der wöchentliche leipziger Cours-Zettel, der in Berlin so häufig vorkommt, hätte den Vf. belehren können, dass man in Leipzig nach Frankfurt in Carolin à 11 fl. mit etlichen pro Cent Danno gegen Conventionsgeld (jetzo 3 — $4\frac{1}{2}$ p. C.) wechselt: welches, wenn diese Procente = p, und der Cours von Frankfurt auf Leipzig = f, der von Leipzig auf Frankfurt = l, die Formel ∞ l = $\frac{95 f}{92}$ giebt, die bey Arbitragen sehr gut zu gebrauchen ist. Aber freylich vor etwa 6 Jahren stand Frankfurt noch gar nicht im leipziger Cours-Zettel, also auch nicht in den älteren Ausgaben dieses Buchs. Mehrere Cours-Zettel fehlen ganz, z. B. *Barmen* bey Iserlohe, ein zwar kleiner, aber sehr wichtige Wechselgeschäfte betreibender Ort, dessen Cours-Zettel vom 6ten Oct. 1810 Rec. vor sich hat. Der Vf. führt Iserlohe zwar an, und sagt, es wechsele wie Cleve: es ist aber nicht so. *Smyrna* ist hier mit unter Constantinopel rubricirt: aber auf verschiedene Plätze, wie z. B. London und Paris, haben diese beiden Örter verschiedene Wechselarten.

Bey der Anzeige der wirklichen älteren und neueren Münzen ist die alte Anzeige treulich copirt, und dadurch sind viele jetzt ganz unnöthige und unbrauchbare Dinge eingerückt worden, bloss um den Raum zu füllen. Z. B. Bey Frankreich nimmt die Angabe, wie man ehedem die fremden Münzsorten in den Münzhäusern annahm, 4 Seiten ein. Wozu das? Weit zweckmässiger wäre es gewesen, wenn dafür der jetzige Tarif der Münzsorten-Annahme angeführt wäre. Nämlich nach dem Kiliogramme die holländischen Rand-Ducaten Brutto 3358 Francs 89 Centimes u. s. w., welches aber in Golde nur bey Ducaten, Louisdors und Souverains Statt findet; alle anderen goldenen und silbernen Münzsorten werden jetzt in den französischen Münzhäusern nach dem feinen Gehalte angenommen. Diese Notiz hätte sich der Herausgeber um so leichter verschaffen können, da der jetzige hohe französische Wechsel-Cours Veranlassung gab, anstatt der Briefe Ducaten und Louisdors zu remittiren, welches gut rendirte, und die dabey vorfallende Arbitrage jene Preise zu wissen nöthig machte. Bey Frankfurt a. M. (überhaupt der schlechteste Artikel) ist zwar der eigentliche Zahlwerth der sogenannte 24 fl. Fuss; allein da die Zahlungen in Caroline à 11 fl. oder Laubthalern à $2\frac{3}{4}$ fl. geschehen, oder sich doch hienach reguliren: so hätte beygefügt werden sollen, dass bloss dann, wenn der Cours der Carolin à $6\frac{5}{8}$ fl. gegen 20 fl. Fuss $\frac{7}{12}$ p. C. ist, das Verhältniss 20 : 25 = 4 : 5 Statt findet, sonst aber nicht. Bey Berechnung der Wechsel werden beträchtliche Fehler dadurch begangen, weil der Carolin-Cours höchst selten $3\frac{7}{12}$ oder beynahe $3\frac{3}{4}$ p. C. steht. Was soll bey Leipzig die lange Valvations-Tabelle nützen? — Schon in den älteren Ausgaben war dieselbe ein Überfluss; denn sie wird nicht mehr ausgegeben, und half auch zu gar nichts, weil die Münzen im Handel und gemeinen Leben einen ganz anderen Cours haben. Am fehlerhaftesten aber unter allen ist die Anzeige der Masse und Gewichte ausgefallen. Alle alten Unrichtigkeiten sind auch hier treulich übergetragen, und noch mit neuen vermehrt worden. Z. B. unter *badensche Länder* heisst es, wie in den älteren Ausgaben, immer noch: „*Masse und Gewichte sind unbekannt.*" Wie nachlässig! Hätte der Vf. *Chelius zuverlässige Vergleichung sämmtlicher Masse und Gewichte der Handelsstadt Frankfurt am Mayn* u. s. w. Frankfurt 1808. 8. *Über allgemeines Mass und Gewicht* u. s. w. von *Michael Friedrich Wild*, Freyburg. 1809. *Eytel's Vergleichungs-Tafeln* u. s. w. Strassburg 1800, nachgeschlagen: so würde er eine namhafte Anzahl badenscher Masse und Gewichte gefunden haben. Unter *Cassel* ist abermals die vorige Anzeige unverändert abgedruckt worden, da doch *Chelius* ganz andere, auf wirkliche attestirte Ausmessungen gegründete Angaben giebt. Bey *Cölln* werden Masse und Gewichte erst wie vorher, und dann wieder nach dem Befinden der Commission des Roer-Departements angegeben. Wozu nützt diese doppelte Rubrik, da doch nur Eine für richtig zu halten ist? Bey *Frankfurt* a. M. findet man eine gleiche Raumverschwendung. Die Masse werden doppelt, erst unrichtig nach den älteren Ausgaben, dann richtig nach *Chelius* angeführt. Der *englische Gallon* wird zu 191 französische Cubikzoll Inhalt angegeben, allein nach *Everard Stereometrie or the art of Gauging London* 1782. S. 179 hält er nur 183, welches auch mit Rec. eigener Untersuchung zutrifft. Auch in Ansehung des neuen französischen Masses findet sich eine Unrichtigkeit. Rec. hat Gelegenheit gehabt, unlängst das eigentliche Metre und Kiliogramme in Natura sehr genau zu untersuchen. (Der Vf. hätte schlechterdings dieses auch thun sollen; die Sache ist wichtig genug, um die Kosten aufzuwiegen.) Beide Stücke waren äusserst sauber gearbeitet, und mit dem Stempel der Municipalität versehen. Das Metre hielt $43\frac{67}{100}$ Zoll, wovon 24 auf die gemeine sächsische oder leipziger Elle gehen; das Kiliogramme aber wog 2 Pfund $5\frac{3}{32}$ Loth leipziger Kramergewicht. Beide Resultate stimmen bis auf eine Kleinigkeit, mit *Lesparat Métrologie constitutionelle et primitive cet.* 2 Tom. Paris An X (1801) (unstreitig das beste Werk über dieses neue Mass) überein. Hier aber setzt der Vf. 2 Metres = 3 berliner Ellen à 296 französischen Linien; da nun die leipziger Elle $250\frac{3}{4}$ Linien hält: so würde hienach der Gehalt des Metre $\frac{3 \times 296 \times 24}{2 \times 250\frac{3}{4}}$ = 42.52 Zoll seyn, welches $2\frac{7}{10}$ p. C. differirt. Eben so findet bey dem Kiliogramme eine Differenz von $\frac{2}{18}$ p. C. Statt, weil es nach des Vfs. Berechnung 2 Pfund 4 Loth $1\frac{3}{4}$ Quentchen wiegt. Der dresdner Scheffel hält nicht 5404 (nach *Eytelwein*), sondern 5416 Cubikzoll. Die Artikel *Hanau*, *Hannover*, *Heidelberg* und *Wirtemberg*, wenn man sie mit *Chelius* zusammenhält, geben eben-

falls starke Abweichungen. Im Anhange ist die alte Vergleichungs-Tabelle vieler Masse und Gewichte wörtlich wieder eingerückt; dabey aber konnte beynahe ein Viertel des Raums erspart werden, wenn die vielen altfranzösischen Artikel als ganz unnütz wären ausgelassen worden. Überhaupt sieht man durchgängig, dass dem Vf. daran lag, seinem Werke mehr Dicke als Gründlichkeit zu geben. Auch die in dem Vorbericht enthaltene sehr gedrungene Anweisung zum Gebrauche dieses Buchs hätte weit deutlicher und umfassender seyn sollen. Besonders sollte der Gebrauch der Kettenbrüche bey der Vergleichung der Münzen, Masse und Gewichte nicht dabey fehlen.

Noch mehrere Irrthümer anzuführen, würde Rec. leicht seyn; allein schon aus dem Gesagten wird der Vf. einsehen, dass er bey der bald zu hoffenden neuen Ausgabe eine strenge Revision anwenden müsse, um seiner Arbeit diejenige Vollkommenheit zu geben, die von ihr mit Recht zu fodern ist.

Übrigens hätte ein so gangbares Werk wohl besseres Papier und schärferen Druck verdient. Rec. erinnert sich, lange von beiden nichts Schlechteres gesehen zu haben. Der wiener Nachdruck ist weit feiner.

W ✝ A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DORTMUND, b. Mallinckrodt: *Beschreibung einer neuentdeckten alten germanischen Grabstätte, nebst Erklärung der darin gefundenen Alterthümer;* — — von *K. A. Kortum*, der Arzneywissenschaft Doctor und Bergarzt. 1804. IV und 124 S. und 2 Tafeln Holzschnitte. 8. (10 Gr.)

Im Anfang Octobers des Jahres 1803 wurden im Ruhenthal, an der Ruhr, in der Grafschaft Mark, mehrere Urnen entdeckt. Diese, und die darin und dabey gefundenen alten Überbleibsel der Vorfahren beschreibt hier der Vf. etwas weitläuftiger, als es nöthig gewesen wäre, da Urnen, Ziegelsteine, fettige Erde, Kohlen, Knochen, Eisenstücke von Waffen und Geschirr, allerley Zierrathen, sogenannte Donnerkeile und dergleichen sich in jedem Grabhügel mehr oder weniger zu finden pflegen. Der Vf. hätte daher wohl am Besten gethan, eine kurze Nachricht von diesem Funde, der wegen der Seltenheit in jenen Gegenden schon interessant ist, in eines der historischen Blätter einrücken zu lassen, welche Westphalen besitzt, und deren Gebrauch sich darüber hinaus erstreckt. Doch das ist weniger zu tadeln, als dass er, da er einmal über diesen Stoff ein Buch schrieb, kein besseres geliefert, und dieses Feld, welches der Bearbeitung noch so sehr bedarf, und wo noch Verdienst zu erwerben ist, so gar nicht in der Cultur weiter gebracht hat. Hier ist auch nicht das geringste Neue zu finden, keine neue Ansicht gewonnen, vielmehr eine dürftige Compilation der gewöhnlichsten Vorstellungen der autoritätlosesten Schriftsteller aufgestellt. Der Vf. hat das Unglück gehabt, Schriftstellern von entschiedener Unbrauchbarkeit oder von höchst zweydeutigem Ruf zu folgen. Ein Gemisch aus *Schedius*, *Aventin*, *Cromer*, *Olaus Magnus*, muss ganz unbrauchbar werden, und der Zusatz aus *Tacitus*, der in dem Geiste jener Männer erklärt wird, oder *Schlözer*, macht das Ganze nur desto widerlicher. Um volle 50 Jahre dürfte der Vf. im Studium der deutschen Alterthümer zurück seyn; denn wer denkt wohl noch daran, das Ruhenthal von Crodo, den Ort Bergschede „von dem bekannten Helden *Brennus*, welcher nachher unter dem Namen *Prono* verehrt wurde", abzuleiten; und was der albernen etymologischen Grillen mehr sind, aus denen Andere Nachträge erlesen mögen! Auf gewöhnliche Art wird hier Alles unter einander gemischt; ob etwas deutsch, skandinavisch, galisch oder slavisch sey, danach wird nicht gefragt, wenn es sich nur willig zusammenkneten lässt. Zu diesen Ingredienzen kommen nun noch theologische Untersuchungen (S. 77 will der Vf. den Theologen einen neuen Beweis für die Auferstehung des Fleisches verschaffen — aus dem Umstande, dass die Erde in den Urnen fettig gewesen, und das Fett überhaupt der Zerstörung länger widersteht,) und Gründe nach alttheologischer Art. Zum Beweise, dass die Deutschen die Mauerkunst verstanden haben müssen, führt nämlich der Vf. z. B. S. 66 an: „Die erste Völkertrennung geschah ja während und nach dem babylonischen Thurmbau. Alle, die daran arbeiteten, mussten also von der Baukunst Kenntnisse haben". Wer kann das aushalten! Doch wir wollen nur noch hinzufügen, dass der Vf. das Grab einem alten brukterischen Druidenoberhaupt zuspricht, ein mit gefundenes silbernes Schälchen für eine Opferschale, den spitzgeschliffenen Stein für ein Opfermesser hält, und endlich auf einem Stein Schriftzeichen entdeckt haben will, die mit den *helsing*schen Runen Ähnlichkeit haben, aber, wie sich versteht, noch älter seyn sollen. Diese Charaktere, so wie die helsingschen und gemeinen Runen, hat der Vf. abbilden lassen. Rec. kann aber weiter nichts, als ein Spiel der Natur, darin entdecken, und wer etwas herauslesen mag, *magnus erit Apollo*. Auch darin möchte wohl der Vf. irren, dass er die helsingschen Runen für die ältesten hält; wenigstens hat er *Magnus von Celsé* Gründe dagegen nicht widerlegt. Die Verlagshandlung verdient für gutes Papier und Druck, für das Bestreben, diese Reste des Alterthums wenigstens in Holzschnitten zu liefern, Lob, und das Benehmen und die Unterstützung des königlichen Oberbergamts zu Wetter den Dank aller Freunde deutscher Alterthümer.

H. St. F.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Theoduls Gastmahl*, oder *über die Vereinigung der verschiedenen christlichen Religions-Societäten*. Zweyte, stark vermehrte Auflage. 1810. 275 S. 8. (20 Gr.)

Der schnelle Absatz dieser, von Rec. No. 127 Jahrg. 1810 dieser Zeitung angezeigten Schrift ge-

hört vielleicht mit zu den Zeichen der Zeit. Die Schrift hat in mehreren Journalen einseitige, den Geist der Zeit wenig berücksichtigende Beurtheilungen erfahren. Rec., der sich bemühte, solche mit völliger Unparteylichkeit nach seiner Überzeugung zu beurtheilen, obgleich er im Ganzen mit ihrem Inhalt nicht übereinstimmend denkt, benutzt die Anzeige dieser *zweyten* Auflage bloss, um auf einige der Zusätze und Erweiterungen aufmerksam zu machen, welche die Schrift in ihrer gegenwärtigen Gestalt erhalten hat. S. 69 f. ist die Rede davon, dass man während der Periode der sogenannten Aufklärung, besonders in der protestantischen oder lutherischen Kirche, bereits alle und jede Lehrsätze sogar in Schriften, welche für den *Volksunterricht* bestimmt sind, vorzutragen angefangen habe. Es ist dort namentlich vom Abendmahle die Rede, und es wird gerügt, dass man in einem unserer neueren Katechismen, welcher in vielen protestantischen Kirchen eingeführt ist, die Lehre einer anderen Confession geradezu mit den hier auch dem Laien bekannten dogmatischen Unterscheidungsworten aufgenommen findet. Rec. denkt hierüber ganz mit dem Vf. übereinstimmend, und eine solche nichts bessernde Willkührlichkeit verdient aus mehreren Gründen gerechten Tadel. Denn erstlich werden eben hiedurch die Trennungen unterhalten, — unsere Aufklärung soll nicht darin bestehen, dass wir von einer Systemsansicht zur anderen übergehen —; dann wird bey Vielen Indifferentismus und Gleichgültigkeit überhaupt dadurch befördert, und endlich ist der Einzelne nie dazu berechtigt, die Kirchenlehre seiner besonderen Confession in einem für den öffentlichen *Volksunterricht* bestimmten Buche nach seiner individuellen Ansicht willkührlich zu ändern oder zu bestreiten. Ferner wird in dieser Auflage von S. 98 an in noch mehreren Beyspielen, als in der ersten, gezeigt, wie weit mehrere unserer neuesten protestantischen Schriftsteller in ihren Behauptungen zu gehen gewagt haben. Auch hierüber wird viel Beherzigungswerthes gesagt. Rec. Meinung ist diese: Das Recht der freyen gründlichen Prüfung, das dem neueren Europa durch den Protestantismus erworben worden ist, soll und kann dem menschlichen Geiste nicht entzogen werden. Aber der Redliche gehe mit Gewissenhaftigkeit, mit schonender Weisheit, und vor Allem mit religiöser Bescheidenheit dabey zu Werke; er verwechsele seine individuelle Vernunft nicht stolz und einseitig mit der allgemeinen Menschenvernunft; und hauptsächlich, er zeige bey Allem, was er insbesondere über Religion sagt und vorträgt, Ehrfurcht gegen das Heilige und Göttliche, in welcher Form und Umhüllung es sich auch ausdrücken und darstellen möge. Er ehre *die* Religion in *den* Religionen, das Unwandelbare auch in seiner vergänglichen, oft freylich dürftigen, äusserlichen Form; er schone selbst des Schwachen. — Jede Schrift, welche etwas dazu beytragen kann, einen ernsten religiösen Sinn, ein besonnenes Aufmerken auf die Zeichen und den Geist der Zeit zu befördern, verdient in unseren Zeiten der Irreligiosität und des Indifferentismus mit Unbefangenheit und Achtung aufgenommen zu werden, wie abweichend und verschieden auch unsere Ansichten von dem Einzelnen und Besonderen seyn mögen, das sie enthält. Und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, verweist Rec. auch in Ansehung dieser Schrift auf das schon früher über dieselbe in diesen Blättern von ihm gefällte Urtheil. — Ist *Odilo* wirklich ein Katholik: so muss man gestehn, dass er nicht allein mit den Lehrsätzen seiner besonderen Kirche, sondern auch mit den Schriften und Lehrsätzen der Protestanten, von Luther und Melanchthon an bis zu unseren neueren und neuesten theologischen Schriftstellern herab, höchst vertraut ist, und ohne Zweifel dürfte sich mancher eifrige Protestant, der nur in der Schule neuerer Aufklärer gebildet worden ist, über Vieles höchlich verwundern, was er hier aus den Schriften unserer älteren Kirchenverbesserer angeführt findet.

H. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. (Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers): *Taschenbuch für junge Leute, die sich der Handlung zu widmen gedenken*, welches eine Anleitung zur Orthographie, ein Wörterbuch, Briefe, Wechsel und Scheine, auch eine Resolvirungs-Tabelle des Reichs- ins sächsische und das sächsische (des sächsischen) ins Reichs-Geld enthält. 1803. 8. 7½ Bogen. (4 Gr.)

Dieses Schriftchen ist in jedem Betracht unzweckmäsig. Die Anweisung zur Orthographie enthält nichts, als eine Anzahl zusammengelesener Regeln, ohne Plan und Ordnung, mit grosser Geschwätzigkeit (wie der Titel) vorgetragen: der schlechteste Briefsteller wird weit mehr leisten. Dabey hat der Vf. die sonderbare Gewohnheit, alle Doppellauter zu theilen, und statt Wörter, Stücke, Fünf u. s. w. *Woerter, Stuicke, Fuinf* u. s. w. zuschreiben, welches sich besonders in den Schemas zu Briefen u. s. w. hässlich ausnimmt. Die Aufsätze selbst sind ganz schlecht: ihr altfränkischer Stil verräth, dass sie Copieen irgend eines verlegenen Buchs sind. Wer wird z. B. jetzt schreiben: „Den 1sten May *prossimo* sale ich u. s. w.“? Bloss zur Ausfüllung dient die Resolvirungs-Tabelle des Reichsgeldes: denn in den meisten Kalendern findet man sie besser.

W. H.

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Die Hausmutter in allen ihren Geschäften.* Vierter Band. Vierte und vermehrte Auflage. 1811. VI und 888 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 SEPTEMBER, 1811.

PASTORALWISSENSCHAFTEN.

Freyberg, b. Gerlach: *Epistolae ephorales*, quas in annorum CIↃIↃCCCI — CIↃIↃCCCVIII primordiis ad religionis Christianae doctores dioecesi Freybergensi adscriptos dedit *Joannes Fridericus a Brause*, Dioeceseos Ephorus. 1808. 167 S. 8. (12 gr.)

Es ist, nach der Vorrede, hergebrachte Observanz in der Inspection Freyberg, beym Jahrswechsel ein Glückwünschungsschreiben an die Diöcesanen zu erlassen, und der Vf. hat damit amtliche Zwecke zu verbinden gesucht. Der Ertrag der Schrift ist für arme Schüler auf dem freyb. Gymnasio bestimmt. Die zum Grunde gelegten Gegenstände sind durchaus praktisch, dem Zwecke sehr angemessen, und grösstentheils auf die Zeitumstände berechnet. Aus Allem leuchtet das Talent, eine interessante Seite zu gewinnen, sichtbar hervor, und es bewährt sich durchgängig eine eben so richtige Ansicht, als ein klarer, nur hie und da etwas überladener Vortrag. Mehrere Schilderungen sind rednerisch schön, und zeugen von dem warmen Gefühl ihres Vfs. Viele Stellen, sowohl aus den heil. Schriften als sonst aus den alten Schriftstellern, sind mit Scharfsinn angezogen. Die bescheidene und herzliche Sprache endlich, in welcher der Ephorus zu seinen Diöcesanen redet, kann nicht anders als Achtung erwecken. Rec. kann sich nicht enthalten, eine kurze Übersicht der Abhandlungen hinzuzufügen. — 1) 1801. Die Vorzüge des Landes, welchem der Vf. angehört, werden bemerklich gemacht, aber auch die Übel dagegen gehalten, die demselben, nach dem Geist der Zeiten und Dinge, nicht fern geblieben. Der Vf. hofft eine bessere Zeit, und gründet diese Hoffnung auf die Schulen. (Auf sie allein?) *O, scholae, scholae!* — ruft er S. 10 aus — *unica spes patriae! vobis valentibus valet et res publica; aegrotantibus vobis moritur spes patriae.* Der Einfluss eines vernachlässigten Schulwesens wird nun in treffenden Zügen gezeichnet, und die zweckmässige Anwendung gemacht. — 2) 1802. Nach Jes. 30, 15 über die Kraft der Hoffnung, besonders die Hoffnung auf Gott, und diejenige, welche der christliche Prediger fassen dürfe und müsse. — Sehr viel Wahres sehr schön gesagt. — 3) 1803. Jes. 49, 3. 4. Der prüfende Rückblick auf das zurückgelegte Jahr, welcher keinem mehr ansteht, als dem Religionslehrer, aber die Empfindung des Gewissenhaften und Gewissenlosen dabey ist sehr verschieden. — Bedeutung des עֶבֶד יְהוָה — Anwendung auf den Religionslehrer, bey dem scheinbaren Misslingen seiner Bemühungen. — 4) 1804. Ezech. 3, 17 und C. 33, 7. Recht verstanden, findet allerdings eine Vergleichung des christlichen Predigers mit dem Propheten des A. T. Statt. Ein צֹפֶה v. 17 solle auch der Prediger seyn, *explorator, monitor.* — In das innere Leben und Wesen und Alles, was äusserlich eingewirkt, solle er bey dem Sündhaften eindringen; diese genaue Kunde demselben wissen lassen, und, mit Weisheit und Wohlwollen, zur Besserung behülflich seyn. — 5) 1805. Prov. 14, 34. Es sey, abgesehen von der Sitte, für den Religionslehrer ein durchaus angemessenes Geschäft, beym Anfang des Jahres fromme Wünsche für das Vaterland auszusprechen: ganz besonders aber fodere es dort und damals die Versammlung der Landstände. Es wird ein tugendhaftes Volk geschildert. Die einzige Hülfe sey die Religion. Wunsch, dass die versammelten Stände insonderheit auch auf die Bedürfnisse der Religion Rücksicht nehmen mögen. Ein zwiefaches Bedürfniss wird genannt: die Sorge für die kirchliche Disciplin, und der Jugendunterricht u. s. w. 6) 1806. Jes. 40, 1. Der christliche Prediger hat auch insbesondere das Geschäft der Tröstung. Ein süsses Geschäft! Wie reich sey jetzt die Gelegenheit, bey der kargen Ärndte des abgewichenen, und dem Kriege des angehenden Jahres. Aber Wahrheit und Tugend sey das Ziel aller Tröstungen. Das Beyspiel Christi. 7) 1807. Thren. 1, 4. 19. Es ist sehr gewöhnlich, dass die Beglückten der Unglücklichen vergessen, oder über geringere Unfälle, die sie selbst erleiden, die weit grösseren aus den Augen verlieren, unter welchen Andere seufzen. Davon wird die Anwendung auf die selbst unsern vorgegangenen Kriegsvorfälle gemacht, unter welchen auch so viele Religionslehrer hart gelitten, und eine Auffoderung zum Beytritt eingeschlossen. 8) 1808. 2 Chron. 6, 41. Eine Vergleichung des christl. Predigers mit dem jüdischen Priester; die Würde des ersteren wird aus neutestamentlichen Stellen bewiesen. Und die Beförderung des würdevollen Zwecks ist das Heil, das hier gewünscht wird. — Ein schöner Schluss! — — *Hac felicitate ornatis unusquisque hujus vitae dies sit vobis ἡμέρα τῆς σωτηρίας!*

Hp.

Gmünd, b. Ritter: *Ein paar interessante Pastoralfragen*, beantwortet von *G. F. X. Bröm*, Pfarrer in Strassdorf. 1810. Erstes Heft. 74 S. Zweytes Heft. 112 S. 12. (16 gr.)

Nach einer dem ersten Hefte vorgedruckten An-

zeige will der Vf., wenn die Verlagshandlung nur gegen Schaden gedeckt ist, von Zeit zu Zeit in zwanglosen Heften ein paar interessante Pastoralfragen beantworten, und Rec. wünscht wohl, dass er in den Stand gesetzt werden möge, sein Vorhaben auszuführen, da er, den hier gegebenen Proben nach zu urtheilen, dadurch unter katholischen Geistlichen und Layen vielen Nutzen stiften würde. Die zwey Fragen, die er im ersten Hefte beantwortet, sind folgende: 1) Woher kommt die grosse Vorliebe des Volks für die (in dortiger Gegend) abgestellten Feyertage, Bittgänge und Wallfahrten? und wie liesse sich diese blinde, ungeordnete Vorliebe mässigen und auf wichtige Zwecke hinleiten? 2) Wodurch unterscheidet sich der wahre Eifer des Seelsorgers von dem falschen, und wie äussert sich der erste bey den verschiedenen Verrichtungen seines Amts? Bey der ersten Frage ist sehr zu rühmen, dass der Vf. in die Geschichte der Veranlassungen der abgeschafften Festtage, Bittgänge und Wallfahrten eingeht, welches am sichersten dazu dient, die zu grosse Vorliebe dafür zu mässigen; aber es wird hier noch manches Factum angenommen, das nicht erwiesen werden kann, z. B. dass schon zu oder gleich nach der Apostel Zeiten eine ganze Gemeinde zu einer anderen hingewallfahrtet sey, um bey der letzteren den Ausbruch ganz vorzüglicher Geistesgaben zu sehen; und oft hätte der Vf. seinen Zweck noch besser erreicht, wenn er die Zeit, wo ein Gebrauch, so viel wir wissen, zuerst Statt gefunden hat, angegeben, wenn er z. B. S. 33 gesagt hätte, dass die erste Nachricht, die wir von Bittgängen haben, erst aus dem vierten Jahrhunderte sey. Dieses Studium der Geschichte hätte überhaupt den Geistlichen am meisten empfohlen werden sollen; denn darin werden sie die besten Waffen gegen die übertriebene Anhänglichkeit des Volks an solchen Ceremonien finden. So ist ist Alles, was der Vf. zu seinem Zwecke sagt, sehr wahr und beherzigungswerth; nur darauf will Rec. noch aufmerksam machen, dass die Schwierigkeit, das Volk über solche Gegenstände aufzuklären, seiner Meinung nach eher vermehrt als vermindert wird, wenn das Gebot der Abschaffung solcher Gebräuche der Meinung ihrer Entbehrlichkeit oder Schädlichkeit vorhergeht. Ehe die Obrigkeit solche Abschaffung gebietet, sollte sie den Geistlichen aufgeben, die Gemüther darauf vorzubereiten, dann würde Alles leichter von Statten gehen. Die zweyte Frage ist zu oberflächlich beantwortet; sonst aber ist alles wahr und erwecklich vorgetragen. Im zweyten Hefte wird bloss vom Aberglauben gesprochen; es soll der Ursprung des Aberglaubens und seine Vermischung mit dem Christenthum geschichtlich dargestellt, und die Mittel gezeigt werden, wie ihm der Seelsorger entgegen arbeiten müsse: aber das war ja auf so wenigen Blättern nicht möglich. Besser wäre es wohl gewesen, kürzer und treffender an einzelnen Beyspielen zu zeigen, wie mancher Aberglaube gewiss von Heiden oder Juden abstammt, dann zu untersuchen, was in der menschlichen Natur sey, das den Aberglauben erzeugt, nährt und pflegt. Alsdann würden sich auch die Regeln, wie dieser Pest der Menschheit von Seelsorgern zu steuern sey, specieller haben geben lassen. Auch hätte der Begriff des Aberglaubens genauer festgestellt werden sollen; denn was kann man nicht alles dahin rechnen? Übrigens zeigt sich der Vf. auch in diesem, wie in den beiden ersten Aufsätzen, als einen ächtreligiösen, aber von allem Aberglauben, auch solchem, der in seiner Kirche noch sehr allgemein verbreitet ist, freyen und mit nicht ganz gemeiner Gelehrsamkeit ausgestatteten Geistlichen, der durch Lehre und Schrift unter seinen Glaubensgenossen noch viel Licht und religiöses Leben verbreiten kann. Dfr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Der Stadt- und Land-Prediger am Altar und Krankenbette*, eine Sammlung geistlicher Reden auf allerley nur vorkommende Fälle, angefangen von *Wolfgang Hieronymus Bayerdörfer*, fortgesetzt von *Johann Ludwig Scheerer*. 3 u. 4 Th. (Auch unter dem Titel: *Der Stadt- und Land-Prediger*, eine Sammlung geistlicher Reden für alle vorkommenden Predigergeschäfte, herausgegeben von *J. L. Scheerer*, Prediger zu Echzell im Hessendarmstädtischen. 1 u. 2 Th.) 1802. 374 u. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der verstorbene *B.* gab den *Landprediger* heraus, von welchem 2 Bände erschienen. Die Verlagshandlung übertrug nach dessen Tode Hn. *S.* die Fortsetzung. Dieser, bekannt durch seinen Schriftforscher, dehnte *B's.* Plan aus, und suchte auch dem Stadtprediger zu nutzen; daher der veränderte Titel. Zur Bequemlichkeit derer, welche sich die beiden Bände von *B.* nicht anschaffen mögen, hat diess Werk einen doppelten Titel erhalten, welcher es von *B's.* Arbeit ganz unabhängig macht. Mit dem 2 oder 4 Theil hat Hr. *S.* das von ihm (Frankfurt am M., b. Jäger, 1800—1802) herausgegebene *homiletische Archiv* verbunden, um seine Arbeiten nicht zu zertheilen, da beide Magazine eine und dieselbe Tendenz haben. Seine Absicht bey dem Stadt- und Land-Prediger ist, was sein Schriftforscher zur Belebung eines gründlichen Bibelstudiums und zur Verbreitung der reinen verschönernden Religion in letzter Hinsicht wissenschaftlich begründet, hier in Predigten, liturgischen Formularen u. s. w., in mannichfaltiger Darstellung lebendig vor Augen zu legen. Es enthält, in mehreren Abtheilungen, Abhandlungen, Gebete auf der Kanzel und vor dem Altar, Kirchengesänge, Predigten und Predigtentwürfe, Leichenreden, Tauf- und Trau-Reden und Formulare, Beicht- und Communion-Reden, und Formulare bey der allgemeinen Beicht- und der Abendmahls-Handlung, Krankenbesuchsreden, Meineidsverwarnungen, eine Confirmationshandlung und Predigercorrespondenz.

Hr. *S.* hat das Meiste geliefert, und neben ihm findet man, unter mehreren weniger bekannten Namen, auch die eines *Palmers*, *Rehms* und Anderer. Im Ganzen kann diess Magazin empfohlen werden.

Zeichnet fich auch keine in demfelben aufgenommene Predigerarbeit ganz vorzüglich aus: fo find doch nur fehr wenige, wie das Gefpräch, von dem weiterhin geredet werden wird, ganz fchlecht und unbrauchbar. Viele find wenigftens theilweife zu benutzen. Die Anfichten der Vff. find natürlich verfchieden. Der fich zur Myftik Hinneigende, felbft ein Tiek und Novalis unter den Predigern, findet hier, wie der rationale Theolog, für fein Bedürfnifs gefsorgt. Für den Myftiker hat befonders *Carriere* gearbeitet. Diefer hat unter anderen ein Gebet *am Tage aller Seelen* beygefteuert. Wird denn diefs Feft in irgend einem proteftantifchen Lande gefeyert? Denn diefs Magazin ift ja nur für proteftantifche Prediger beftimmt. Mancher dürfte bey diefer *Auffchrift* und bey dem Gefpräch: *Soll man auch für Verftorbene beten?* bedenklich den Kopf fchütteln, und bey diefem proteft. Magazin Jefuitenhände im Spiel vermuthen. Rec. will aber nicht fo argwöhnifch feyn, obgleich er, und gewifs einftimmig mit allen gefunde Koft verlangenden Lefern, herzlich wünfcht, dafs diefs völlig ungeniefsbare Gefpräch nebft der Bitte an das denkende Publicum, feine Meinung über den Gegenftand deffelben zu fagen, weder hier noch irgendwo eine Stelle erhalten hätte. — Vorzüglich unterfcheidet fich diefs Magazin von feinen Brüdern dadurch, dafs auf manche ganz befondere Fälle, die zwar felten, aber doch vorkommen, Rückficht genommen ift, wie S. 171 und 255 des 1 oder 3 Ths. Freylich ein gewandter Prediger wird fich auch ohne Anweifung hier zu helfen wiffen; aber felbft einem folchen, wenn im Gedränge vieler Arbeiten, vielleicht unter dem Druck häuslicher Leiden und bey Kränklichkeit u. f. w. folche Vorfälle ihn überrafchen, wird es wohl thun, durch Vorarbeiten Anderer feine Ideen zu wecken. Wenn überhaupt Magazine diefer Art nur *dazu* von Predigern benutzt werden: fo kann kein vernünftiger Menfch dawider etwas einwenden. Dafs aber folche Inftitute fo häufig träge Brüder noch träger, leichtfinnige noch leichtfinniger machen; dafs folche Vorarbeiten Vielen nur dazu dienen, wozu fonft manche Schüler die Überfetzungen römifcher und griechifcher Clafsiker brauchten, und vielleicht noch jetzt brauchen: das ift es, warum von Verftändigen die Vervielfältigung derfelben nicht gern gefehen wird. Übrigens ift fehr zu wünfchen, dafs in allen proteftantifchen Ländern den Predigern es auch erlaubt würde, die in folchen Magazinen ihnen dargebotenen befferen liturgifchen Formulare ftatt der in den elenden Liturgieen manches Landes befindlichen zu gebrauchen, und überhaupt zweckmäfsige Änderungen bey der öffentlichen Gottesverehrung zu machen. So lange diefs nicht erlaubt, im Gegentheil noch ftreng verpönt ift, was helfen da alle Niederlagen von Formularen, Vorfchlägen u. dgl.? Rec. weifs ganz beftimmt, dafs noch vor wenigen Jahren ein Confiftorium eines der erften proteftantifchen Länder einem Landprediger, der, um den Befuch der Nachmittagsbetftunden zu vermehren, aus *Federfens* Leben und Ende gutgefinnter Menfchen, und aus der Nationalzeitung merkwürdige *moralifche* Beyfpiele zur Erläuterung und Verfinnlichung feiner Vormittagsvorträge vorlas, diefs verwies und verbot, und ihn zu den Koften verdammte, die er auch erlegen mufste. — In der Predigercorrefpondenz fteht mancher nützliche Vorfchlag, z. B. über das Bibellefen, und Nachrichten über das unedle Betragen mancher Prediger gegen Amtsbrüder. Rec. dachte dabey: *c'est tout comme chez nous.* Ins Detail zu gehen und die einzelnen Arbeiten kritifch durchzugehen, erlauben die Gefetze diefer Blätter nicht.

Die als Anhang dem dritten Bande beygefügte *herzliche Bitte an den Hn. Oberhofpr. Reinhard,* deffen bekannte Reformationspredigt: *Von der freyen Gnade Gottes durch Chriftum*, betreffend, ift auch einzeln abgedruckt, und in eben dem Verlage zu haben (4 Gr.). — Der Vf. diefer Bitte, um Löfung einiger ihm aufgeftofsener Widerfprüche in diefer Predigt, unterfchreibt fich *S.*, Confiftorialrath, und bezeichnet den Ort feines Aufenthalts mit J. — Diefer, wie er von fich felbft fagt, im Dienfte der evangelifchen Kirche grau gewordene Lehrer, erfcheint hier als ein Mann von Kopf und Herz, und trägt feine Einwürfe befcheiden und mit Mäfsigung, aber dabey freymüthig und kräftig vor. Da aber Debatten über diefe Predigt jetzt — und Rec. fagt aus vollem Herzen: Gott fey Dank! — nicht mehr an der Tagesordnung find, und fowohl von der Predigt, als auch von den darin aufgeftellten Lehrmeinungen, gewifs nur fehr Wenige noch Notiz nehmen: fo glaubt Rec. feiner Pflicht mit der kurzen Anzeige diefer Schrift ein völliges Genüge gethan zu haben. J. J.

Leipzig, b. Barth: *Handbuch für Landprediger und Landfchullehrer bey den fogenannten Kinderlehren in den Kirchen, befonders in Filialkirchen*, enthaltend kurze Religionsvorträge für erwachfene Schulkinder, mit Liederverfen und katechetifchen Wiederholungen. II Theil. 1810. 192 S. 8. (12 gr.)

Die in diefem Theile enthaltenen Vorträge find von gleicher Güte als die in dem erften (f. J. A. L. Z. 1808. No. 254), und es zeichnen fich darunter die über die Reinigkeit des Herzens, den Herbft, den verlornen Sohn und über die Pflichten in Anfehung der (nicht *gegen die*) Thiere vorzüglich aus. In dem Vortrage über die Gefälligkeit befremdete es uns, diefe Tugend Gott zugefchrieben zu lefen, da fie doch immer die Übernahme einer gewiffen, wenn auch nur kleinen, Unannehmlichkeit in fich fafst, und in dem Vortrage über die Befcheidenheit vermiffen wir die fcharfe Zeichnung des Begriffs, der hier gröfstentheils mit der Demuth verwechfelt wird. Die übrigen Vorträge befchäftigen fich mit der Allgegenwart und Allwiffenheit Gottes (die wir in die Allgegenwart mit eingefchloffen hätten), mit den Pflichten gegen die Ältern, und mit Erklärung des Vater Unfer. Wenn der Vf. künftig feinen Vorträgen mehr Abwechfelndes und Anziehendes in der Darftellung geben kann, als wir in den über die Allgegenwart Gottes, die Pflichten gegen die Ältern und das Vater Unfer gefunden haben: fo

werden ſie ſich den ſo beliebten *ſturmſchen* Predigten für Kinder immer mehr nähern, und gleich ihnen ſich empfehlen. *φ.*

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Neue Grabreden*, von M. *K. F. Gerſtner.* Mit einem Anhange von Texten zu Leichenreden, nebſt kurzen Winken zu ihrer Behandlung. (Auch unter dem Titel: *Grabreden*, von M. *K. F. Gerſtner.* 2te Sammlung.) 1809. VI. 136 u. 64 S. 8. (14 gr.)

Rec. kennt die erſte Sammlung der *gerſtnerſchen* Grabreden nicht. Dieſe zweyte gab, ohne ſich Veränderungen zu erlauben, auf Verlangen, Hr. Diacon. *Bahnmeier* zu Mardach, im Wirtembergiſchen, nach des Vfs. Tode heraus. Man findet hier keine Predigten, ſondern meiſt kurze Reden, am Grabe ſelbſt gehalten. Ohne dieſen, vom Vf. nicht zum Drucke fertig gemachten Arbeiten im Allgemeinen Wahrheit des Geſagten, Fluſs der Rede und Herzlichkeit abzuſprechen, konnte Rec. ihnen doch wenig Geſchmack abgewinnen. Denn wenige, immer wiederkehrende Gedanken ſind ihr Inhalt; nirgends ſtöſst man auf etwas Ungemeines, Tiefergehendes, Ergreifendes; nirgends ſteht ein Gebet am Anfange; nirgends iſt von einer bibliſchen Stelle ausgegangen. Daher entgeht auch den Reden faſt alle Behaltbarkeit.

Die aus den 4 Evang. genommenen Leichentexte, mit kurzen Winken u. ſ. w., von Hn. *Bahnmeier*, ſind eine dankenswerthe Zugabe. Nicht ſelten ſtöſst man hier auf unerwartete oder fruchtbare Anſichten des Textes. Doch ſchwebt eine gewiſſe Dunkelheit über des Vfs. Gedanken und Worten. Mehr ſolche Andeutungen, auch wohl etwas ausführlicher, deren, wenn die Texte nicht ausgedruckt wären, viele auf wenig Bogen gingen, würden Predigern willkommen ſeyn. Die Paſslichkeit der hiſtoriſchen Homilie zu Leichenpredigten, wovon Hr. *B.* in einem 2ten Anhange ſpricht, haben wir nie bezweifelt; nur müſsten die Wahrheiten und Beyſpiele des Textes noch mehr und eingreifender auf den gegebenen Fall angewendet werden, als es in der zur Probe gegebenen Homilie über 2 Kön. 4, 8—37 bey der Beerdigung eines Kindes, das ſich ſelbſt verbrüht hatte, geſchehen iſt. S. R.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Breslau*, b. Korn d. Ä.: *Blumen im Thale, oder geiſtliche Lieder*, von *Reichard Gottlob Reiber*, Paſtor zu Diesdorf, im nimptſcher Kreiſe. 1810. XIV u. 208 S. 8. (12 gr.) Schon vor mehr als 26 Jahren, nämlich in den Jahren 1783 und 84, hat das Publicum von Hn. *R.* ein Geſchenk von geiſtlichen Liedern erhalten, die aber Rec. nicht weiter bekannt geworden ſind; aber er iſt aufmerkſam auf dieſelben geworden, da ihm die gegenwärtige Sammlung ſo freundlich und ſo fromm zugeſprochen hat. Es war auch kaum anders zu erwarten, da der Vf. es ſich zur unerlaſslichen Pflicht gemacht, nie ein Lied aufzuſetzen, als wenn er entweder von der Kraft dieſer oder jener Wahrheit vorzüglich ergriffen (begeiſtert), oder von der Wärme ſeiner Empfindungen auf das Innigſte durchdrungen war. Denn er war des Dafürhaltens — und wer wollte ihm nicht beyſtimmen? — ein Lied könne nicht ſowohl gewollt, als vielmehr aus der Fülle eigener Empfindung des Herzens gegeben werden, wenn es anders mit Lebendigkeit und Kraft ein anderes Herz anſprechen ſolle. Der Inhalt dieſer Lieder beſchäftigt ſich mit den wichtigſten Wahrheiten unſerer Religion, als: Gott, Vorſehung, Beſtimmung des Menſchen, unverkennbar tief gefühltes inneres Verderben (ein Hauptgegenſtand dieſer Lieder), Reue nach Vergehungen und Sünden, Sehnſucht nach Vergebung und Frieden, Tugend, Streben in der Tugend, Kampf bey derſelben, Menſchenleiden, Tod und jenes Leben. Lauter Wahrheiten, wie ſich der Vf. darüber erklärt, die zu tief im menſchlichen Gemüthe ſich befinden, als daſs ſie als veraltet zu betrachten, oder irgend einem Wechſel der Zeit unterworfen wären, ſo mannichfach ſie auch nach den verſchiedenen Arten der Vorſtellungen und Formen ausgeſprochen werden können. Es iſt deſshalb auch recht paſſend, was er weiter hinzuſetzt: „Meine Anſicht in ihnen allen war vorzüglich nur allein auf den Anfänger und Vollender des Glaubens wie der Treue gerichtet, dem *ich* glaube, dem *ich* lebe, dem *ich* ſterben will.“ Das Ganze iſt in zwey Abſchnitte getheilt, von denen der andere mehr liturgiſch iſt, und theils aus kürzeren Verſen, theils aus längeren Liedern beſteht, welche der Vf. aus den ſeit 25 Jahren gehaltenen Gottesverehrungen, vorzüglich bey Confirmationen und Ärndtefeſten, geſammelt hat. Über die Wahl des Titels erklärt ſich Hr. *R.* mit vieler Beſcheidenheit, und wünſcht nur, daſs einmal dort jenſeits irgend eine gütige himmliſche Hand ihm dafür eine himmliſche Blume bräche, weil er ihr hienieden im Thal eine irdiſche dargeboten, die ſo manches Herz labte und erquickte. — Obſchon man es bald mit ziemlicher Deutlichkeit gewahr wird, daſs der Vf. ſich nicht vollkommen frey in ſeiner Sphäre bewegt, ſondern beengt iſt in ſeiner Anſicht des Unendlichen und der Menſchheit: ſo folgt man doch dem Zuge ſeines gläubigen Gemüths, das beſonders ſeine Sehnſucht nach dem Beſſeren und Vollendeten ſo fromm und vertrauend ausſpricht, mit wahrer Freude. Denn wenn der Vf. dieſe Töne der Sehnſucht anſtimmt, da iſt er in ſeiner Welt. Die allgemeinen Betrachtungen gelingen ihm ſchon weniger: da wird er bisweilen kalt, und wo er erhaben ſeyn will, verſagt ihm die Sprache. Z. B. gleich im erſten Liede: *Gott*, der Anfang:

Majeſtät ihm! Preis und Ehre!
Er iſt! weh' uns, wenn er nicht wäre,
Wenn's Täuſchung, wenn's nicht Wahrheit wär'!
Unermeſsne Feuer-Meere
Von Sonnen; ſagt's, ſagt's Sternen-Heere:
Kam't ihr denn von euch ſelber her?
Iſt euer *Donner-Gleiſs*
Ein Zufall? u. ſ.

Überhaupt erlaubt ſich der Vf. in Rückſicht der Sprache und des Ausdrucks zu viel Freyheit, nimmt es, wie er auch ſelbſt geſteht, nicht genau mit den Reimen, und verletzt die grammatiſche Richtigkeit. Z. B. Wie fürchterlich iſt dein *Geklage*, oder: Sagt, was iſt das für ein Freu'n, wo die Folgen ſchmerzlich *ſeyn* u. ſ. Hb.

Hamburg, b. Gundermann: *Würdige Gedächtniſsfeyer des Abendmahls Jeſu Chriſti u. ſ. w.*, nebſt *Unterhaltungen für junge Chriſten bey der erſten Communionsfeyer*, von den Herausgebern der *Sonntags-Unterhaltungen für Verſtand und Herz.* 1811. VI u. 170 S. (5 gr.) Die Herausgeber der Sonntags-Unterhaltungen haben ſich, ſo viel Rec. bekannt iſt, noch nirgends genannt; er iſt daher auſser Stande, zu beſtimmen, ob vielleicht einer oder der andere zu dieſem Andachtsbuche Beyträge geliefert habe. Sie beſtehen theils aus Betrachtungen und Gebeten, theils aus Liedern, und ſind aus *Fiſcher, S. Baur, J. A. Cramer, Gellert, A. H. Niemeyer, Zollikofer, Klopſtock, Vogelgſang, Heiſe, Pfranger, Dietrich, v. Gehren, Krüger, Ammon, Weigel* und *Witſchel* zuſammengetragen. Dieſe Namen bürgen im Allgemeinen für den Werth der Aufſätze ſelbſt. Auch die Zuſammenordnung iſt in Hinſicht auf unterhaltende Abwechſelung ganz zweckmäſsig. Es darf mithin als ein ſehr nützliches Erbauungsbuch für die gebildete Claſſe von Leſern empfohlen werden. WKth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris: *Voyage pittoresque de la Grèce.* Tom. I. 1782. 204 S. Mit 2 Charten und vielen Kupfern. — Tom. II. 1809. 176 S. Mit vielen Charten und Kupfern. Alles in groſs Folio.

Die in dem erſten Theile beſchriebene Reiſe unternahm der Hr. Graf *von Choiſeul Gouffier* als junger Mann, durch das Beyſpiel mehrerer Engländer, und durch eigenen Trieb gereizt, nach den Gegenden der Levante. Er gehörte zum Hofadel; wichtige Empfehlungen und eigenes Vermögen erleichterten ſeine Bahn. Er durchwanderte das eigentliche Griechenland von Korinth nach Athen, und von da auf der gewöhnlichen Straſse bis nach Salonichi. Doch iſt die Beſchreibung dieſes Theils ſeiner Reiſe nie erſchienen. In dieſem erſten Bande erzählt er das, was ihm in mehreren Inſeln des Archipelagus merkwürdig dünkte, und ſchildert dann den Weg, welchen er von der Inſel Rhodus aus in Kleinaſien längs des Meerbuſens von Makri, durch Karien und Lydien, nordwärts bis nach Smyrna machte. Ein folgender zweyter Theil ſollte dann ohne Zweifel die Folge ſeines Wegs bis nach Konſtantinopel und die Unterſuchungen längs der Straſse durch Griechenland enthalten. Er erſchien nicht, weil glänzendere Ausſichten den Hn. Grafen erwarteten. Er wurde Geſandter des franzöſiſchen Hofs zu Konſtantinopel. Durch dieſe Stelle ſtunden ihm eine Menge, dem Privatmanne unzugänglicher Hülfsquellen zu Gebote, um ſeine, auf Entdeckung der altgriechiſchen Überreſte gerichtete Lieblingsneigung zu befriedigen: Begünſtigungen von Seiten der Pforte, gebildete Officiere in jedem Fache von ſeinem Hofe ihm beygegeben, einzelne, unter ſeiner Protection wandernde Reiſende; ein eigenes franzöſiſches Kriegsfahrzeug ſtund zu ſeinem Befehle, um die Küſten aſtronomiſch aufzunehmen, und die von dieſer Seite zugänglichen Entdeckungen des Alterthums zu machen. Ein groſser Vorrath von Materialien aller Art concentrirte ſich in ſeiner Mitte; ſie erwarteten bloſs die ſyſtematiſche Zuſammenſtellung und Bearbeitung, als der anarchiſche Auswuchs der franzöſiſchen Revolution Zerſtörung auch auf dieſe ruhigen Unterſuchungen hintrug. Der Graf war Ariſtokrat, nach damaligem Sinne des Worts; er verlor Stelle, Vermögen, ſeine mühſelig angelegten Sammlungen: nur Bruchſtücke konnte er in dem Fortgange der Zeiten von denſelben retten; und dieſe ſind es, welche er in dieſem zweyten Theile dem Publicum in die Hände giebt. Sie zeichnen ſich unendlich zu ihrem Vortheile vor den Gemälden des erſten Theils aus. In dieſem beſtätigen ſeine Wanderungen mehr, was Andere vor ihm aufgefunden hatten, als daſs ſie bedeutendes neues Licht zur Aufklärung der bereiſeten Länder darbieten könnten; ſie verdienten den Namen *Voyage pittoresque*, wo man der gröſseren Leſerzahl zu Liebe unterhaltende Reiſeſcenen mit Vorliebe beſchreibt, und durch beygefügte Kupfer die Neugierde zu reizen ſucht. Wirkliche Erweiterung unſerer geographiſchen Kenntniſſe verſchafft hingegen der neu erſchienene zweyte Theil; wiewohl man auch hier ſorgfältig unterſcheiden muſs, was des Hrn. Grafen Gehülfen ihm durch wirkliche Aufnahme an Ort und Stelle in die Hände lieferten, und die allgemeinen Raiſonnements, welche er, theils um ſeine erworbenen und nun gereiften Kenntniſſe zu zeigen, theils um dem Theile das erfoderliche Volumen zu geben, in das Ganze zu verweben weiſs. Die erſtere kleinere Hälfte nimmt der Unterrichtete mit dem gebührenden Dank von dem Vf. an; gegen ſeine Aufſätze hingegen wird er ſchwerlich unterlaſſen, gegründete Einrede zu ſtellen.

Verdienſtvoll iſt die unter des Hn. Grafen Auſpicien aufgenommene Zeichnung der Weſtküſte Kleinaſiens, von der Gegend um Pergamus bis zum Eingange der Dardanellen. Der bloſse Anblick belehrt, daſs hier nicht von allgemeinen Schätzungen des Reiſenden, wie bey dem erſten Theile, ſondern von einer ſorgfältigen Aufnahme dieſer Küſtenſtrecke die Rede ſey. Kein künftiger Zeichner einer Charte von der Türkey darf ſie vernachläſſigen, und da mehrere aſtronomiſch beſtimmte Puncte zum Grunde liegen: ſo lohnte es der Mühe, die Beſtimmung der Länge und Breite der vorzüglichſten Orte in dieſer Beurtheilung auszuheben. Doch es würde vergebliche Arbeit ſeyn, da jeder ſpätere Bearbeiter wegen des kleineren Details, der Beugungen der Küſte u. ſ. w. deſſenungeachtet das Original zur Seite ſich legen muſs. Unter anderen hat die Inſel Lesbos mit ihren zwey tiefen Einbuchten eine von unſeren bisherigen Charten abweichende Geſtalt gewonnen. Hier hatte der Hr. Graf die ſich darbietende Gelegenheit gehabt, Aufklärungen über die Lage der alten Städte dieſer Inſel, und über die noch vorhandenen Denkmale zu liefern: aber ſeine Beſchreibung fällt dürftig aus; man ſieht es ihr an, daſs keine Unterſuchungen an Ort und Stelle von ihm ſelbſt gemacht worden, daſs die Aufnahme von anderer Hand iſt. Doch er

entschädigt den Leser auf der gegenüber liegenden Küste des festen Landes, indem er mit festen Zügen die Lage der in Pergamo herrschenden türkischen Familie des Kara Osman liefert, welche bey allem äusseren Gehorsam gegen die Vorschriften der hohen Pforte in dem Bezirke ihres ausgebreiteten Gebietes sich unabhängig zu erhalten weiss, und durch den emsigen Anbau der reichen Fluren die Ruhe verkündigt, welche die Untergebenen unter der Aufsicht des waltenden Gebieters zu geniessen haben. Durch ihn werden wir etwas näher mit einer griechischen Anlage bekannt, von deren wachsender Blüthe wir mitunter sprechen hörten, ohne von der Lage und Beschaffenheit nähere Anzeigen zu haben. Auch hier sind es nur hingeworfene Winke, gleichsam als wenn der Vf. das emsige Völkchen in seinem Halbdunkel nicht gestört wissen wollte. *Kidonic* heisst die griechische Anlage, der Insel Lesbos gerade östlich gegenüber auf der Küste Kleinasiens. Unter dem Schutze des Kara-Osman bildete sie sich ruhig, wächst durch Handel und unbeschränkten Fleiss, und wird merkwürdig als eine der vorzüglichsten Bildungsanstalten für die griechische Jugend. Hier wird das alte Griechisch als wissenschaftliche Sprache gelehrt; für diese Anstalt sind grossentheils die bey uns, zu Paris, Wien, Bukarescht, durch Unterstützung reicher und patriotischer Griechen besorgten Ausgaben alter Classiker bestimmt. Auf der Charte wird die Lage von Adramyttium, Antandros und Assos, berühmter Städte des Alterthums, genau bestimmt. Bey Assos begnügt sich der Vf. nicht mit der Zeichnung der noch übrigen Ruinen, sondern seine Einbildungskraft erhebt sie in das ehemalige Daseyn der Stadt. Er zeichnet, wie sie ungefähr den Blicken des Schiffers sich ehemals mag dargeboten haben; drey Tempel nebst dem Theater in regelmässiger Reihe, und im Hintergrunde die Bergfestung. Gut erfunden, wenns auch nicht ganz treffend ist. Das ehemalige *Promontorium Lectum*, heut zu Tag Cap Baba, nördlich der Insel Lesbos gegenüber, macht bekanntlich zugleich den südlichsten Punct von der ehemaligen Landschaft Troas. Heut zu Tage liegt an der Spitze ein elendes Fort, und im Hintergrunde ein beträchtlicher türkischer Flecken, dessen Einwohner sich grösstentheils mit der Verfertigung von Säbel- und Messer-Klingen beschäftigen. Die Beschreibung der Landschaft, der Gegenden des alten Ilium, verspart der Hr. Graf auf einen künftigen Theil seines Werkes, und geht mit seiner Darstellung nach Europa, auf die Südküste Thraciens, über.

An dieser Südküste Thraciens erwirbt sich der Hr. Graf ein abermaliges bleibendes Verdienst um die Verbesserung der Erdkunde, da wir aus seinen Händen eine genaue Verzeichnung der Küstenstrecke von Ainos an bis westlich nach Abdera erhalten. Durch ihn wurde sie nicht ausgefertigt, sondern Hr. *von Chamalielles*, der Befehlshaber des ihm zugeordneten Fahrzeuges, und Hr. *Racord* besorgten die Aufnahme; aber in jedem Falle hätte sie ohne seinen Einfluss nicht zu Stande kommen können. Schade nur, dass sie sich nicht weiter westlich bis Salonichi, und von da gegen Süden über die Ostküsten Griechenlands verbreiten. Auch hier waren sie grösstentheils ausgeführt; aber die unruhigen Zeiten der Revolution raubten die gesammelten Schätze, und liessen nur das in diesem Theile Gesammelte als Bruchstücke übrig; liessen ihm übrig die sehr genauen Zeichnungen der Inseln Lemnos, Samothrake und andere auf der thracischen Küste liegende, auch die Landenge nordwestlich von dem Berge Athos, nebst den Spuren, welche sich noch jetzt von dem einst zur Transportirung der Flotte von dem persischen Monarchen Xerxes gegrabenen Kanale erhalten haben. Die Zeichnungen vom Berge Athos selbst, dadurch die Bestimmung seiner Höhe, und ob nach dem Angeben alter Schriftsteller der Schatten dieses Bergs bis auf den Markt der Stadt Myrina auf der Insel Lemnos reichen konnte, sind ihm aber verloren gegangen. Daher eine weitläuftige Auseinandersetzung über die Entfernung des Bergs von der Insel Lemnos und über die ungefähre Höhe des Athos selbst. Sie führen zu keinen entscheidenden Resultaten; Beobachtungen an Ort und Stelle geben sie leicht. Unter die Zahl der wirklichen Aufnahmen in der Nähe von Thraciens Küsten gehört auch die Insel Samothrake. Schade, dass die Abhandlung über diese Insel ziemlich oberflächlich ausfällt; auf Lemnos hat der Hr. Graf mehrere Sorgfalt verwendet.

Diess sind die eigentlichen Bereicherungen für die Erdkunde, welche wir dem Vf. zu verdanken haben. Da er nur wenig durch Untersuchungen der alten Denkmale zur Erläuterung der gelieferten Zeichnung gethan hat: so würde der Text nicht zur Hälfte hinreichen, um dem Folio-Bande, obgleich bey grossem splendidem Drucke, auch nur die Hälfte seiner gegenwärtigen Ausdehnung zu geben. Um diese zu erhalten, fügt er eigene Abhandlungen über einige Theile der alten Geschichte bey, welche ihm der Deutsche, als unbefriedigend und unrichtig, gern erlassen hätte. Er deducirt z. B. ausführlich S. 98, dass die Scythen aus Thracien unter dem Namen Pelasger und Hellenen Griechenland besetzten; dass andere Scythen aus den nämlichen Gegenden in späteren Jahrhunderten, unter dem Namen Vandalen, Gothen, Heruler, Gepither u. s. w. sich zu Gebietern von dem ganzen Süden und Westen von Europa machten. Die Geschichtkenner unseres Vaterlands würden sich des Recensenten schämen, welcher das Schiefe und Unhaltbare dieser Zusammenstellung ihnen entwickeln wollte; auch würde die Berichtigung des Fehlerhaften eine eigene Abhandlung fodern: davon ist also keine Rede. Aber sonderbar bleibt es, dass der Hr. Graf, bey der Entwickelung jedes ernsthaften Gegenstandes eine Entschuldigung bey seinen Landsleuten für nöthig findet, und, um nicht langweilig zu werden, dergleichen Zwischenunterhaltungen beyfügt. Doch würde es äusserst unbillig seyn, sie sämmtlich unter einerley Classification zu fügen. Über mehrere Gegenstände konnte der Hr. Graf durch seinen langen Aufenthalt und ausgezeichneten Charak-

ter bey der Pforte sich richtigere Notizen als irgend ein anderer Privatmann erwerben, und seine eigenen Resultate abziehen. Mit Dank erkennen wir daher S. 104 die schöne Schilderung über die Selbstständigkeit der Bulgaren, welche unter das aufgelegte Joch sich beugen, so lange es augenscheinlich ist, dass hartnäckiger Widerstand sie ohne Rettung in das Verderben stürzen würde, nie aber dem Tyrannen schmeicheln; tragen, was sie tragen müssen, ohne den Muth zu verlieren; in diesem Jahre die Frucht ihrer Arbeit auf dem Felde durch den Übermuth ziehender Türken vernichtet sehen, und dessenungeachtet im nächsten Jahre abermals getrosten Sinnes es auf das Neue bearbeiten. Ähnliche Festigkeit hat nicht der geschmeidige Grieche, wohl aber der derbe Servier, welchen der Vf. mit Unrecht für einen Stammverwandten der Bulgaren erklärt. Der Servier ist von slavischer Abstammung; der Bulgare hingegen, ein Vetter des Ungarn, wanderte von der Wolga in die europäischen Gegenden, und hat nur durch langen Umgang Einiges von slavischer Sprache und Sitten angenommen.

Bey dieser Schilderung der Bulgaren und Servier kommen auch die *Kersalen* zur Sprache, deren Name in den Zeitungen öfters erscheint, von welchen aber wenige Europäer sich einen richtigen Begriff bilden konnten. Sie sind ursprünglich die türkischen Bewohner des bulgarischen Dorfs *Kers*, welche wegen vielfältiger Bedrückungen sich in das Gebirg zogen, und vom Strassenraube lebten. Ohne Unterschied der Religion schlossen sich bald an sie alle, welche ähnlicher Druck betroffen hatte. Sie wurden zahlreich, geübt in den Waffen, fürchterlich für die ganze Gegend. Jeder Pascha, welcher es wagte, sich den Befehlen der hohen Pforte zu entziehen, nahm Haufen dieser Kersali in seinen Sold; sie fingen an, eine exercirte, obgleich zügellose Miliz zu werden; sie sind es, welche Belgrad lange gegen die Angriffe der Servier vertheidigten. — Den durch die schrecklichsten Unterdrückungen von den einzelnen Parteyen, vorzüglich durch die Janitscharen zu Belgrad erzwungenen Aufstand der Servier schildert der Vf. genau und mit lebhaften Farben. Ein Volk, welches noch ursprüngliche Energie erhält, und Misshandlungen jeder Art ohne Ablass zu ertragen hat, fühlt sich glücklicher beym gefährlichen Aufstande; es wagt Gut und Leben, wenn es ruhig sich dem Unterdrücker dahingiebt, und wenn es seine Kraft, seinen Ingrimm, gegen ihn in Bewegung setzt. Er kann beym glücklichen Falle zur Freyheit führen, und im unglücklichen kaum eine elendere Lage herbeyführen, als die vorhergehende war. — Zu einer vollständigen Übersetzung für den Deutschen eignet sich dieses Werk des Hn. Grafen nicht; willkommen würde ihm zuverlässig die Auswahl des Wissenswerthen, mit Weglassung überflüssiger Kupfer und sorgfältiger Beybehaltung der Charten seyn: die Übersetzung müsste aus der Hand eines Kenners kommen, um die richtige Auswahl nicht zu verfehlen.

Vd. Hg.

CHEMNITZ, b. Maucke: *Meine Berufsreise durch Deutschland, Preussen und das Herzogthum Warschau in den Jahren* 1805, 1806, 1807 und 1808. Von *J. G. Graffenauer*, Doct. der Arzneygelahrtheit, vormaligem Arzte bey der grossen französischen Armee u. s. w. *Aus dem Französischen.* 1811. 284 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Rec. kennt das Original nicht, und füglich hätte es der Vf. auch bey dem Originale, wenn es existirt, bewenden lassen können. Denn als solches kann es noch einiges Glück machen, da es über Wirtemberg, Würzburg, Lüneburg, Hamburg, Anklam, Dargun, Olive, Danzig, Königsberg, Tilsit, Augustova, Berlin und Spandau einzelne Notizen mittheilt, die in dieser Sprache weniger bekannt sind; aber als deutsche Übersetzung hätte das Werk nicht erscheinen sollen. Denn, wenn auch der Vf. als Feldarzt bey der grossen französischen Armee, dem mortierischen Corps, nachher sogar als Hospitalsdirector angestellt wurde, und so reiche Gelegenheit hatte, hier ganz neue Nachrichten bekannt zu machen: so kann man nicht sagen, dass er Einer Erwartung entsprochen hat. Die Ursache hievon liegt nicht darin, dass er sich über zu viele Gegenstände verbreitet, dass er sowohl statistische, historische, literarische, als auch physikalische, medicinische, chirurgische aufnimmt, und bald die Sitten und Gewohnheiten der Bewohner dieser Länder, bald Flüsse, Berge, Seen, Grotten, bald den Boden, die Producte, Denk- und Grab-Mäler, Schlösser, Gärten, Bibliotheken, literarische Institute, milde Stiftungen, bald seine Erfahrungen über medicinische und chirurgische Curarten beschreibt; sondern darin, dass dem Vf. das Talent dazu zu fehlen scheint. Rec. hebt als Belege nur Einiges aus. Dass der Kniebis im Schwarzwalde, aus Granit bestehend, der erhabenste, die Alp 12 — 15 Ml. lang, 2 — 3 Ml. breit, aus Kalkstein, hierauf folge, und letztere, so zu sagen, das zweyte Stockwerk der Bergreihe, und die grösseren und kleineren durch Anspülung entstandenen Berge und Hügel am Neckar das erste Stockwerk ausmachen, das nennt er die *geologische* Eintheilung von Wirtemberg. — Da die Schweden aus Stralsund ausfielen: so hatte er (nach S. 122) *Gelegenheit* zu bemerken, dass diese Nation nicht so roh ist, als man gewöhnlich glaubt, und nach S. 123 hat er abermals *Gelegenheit* zu bemerken, dass die schwedische Sprache mit der englischen Ähnlichkeit habe; bey der Zusammenkunft auf dem Niemen S. 176 hatte er *Gelegenheit*, die *auffallende* Bemerkung zu machen, dass, als die Kaiser in das Schloss stiegen, der Himmel bewölkt war, und ein leichter Staubregen fiel; dass bey ihrem Aussteigen die Sonne ein wenig durch die Wolken drang, und während der Zusammenkunft düstere Wolken den Horizont bedeckten, sogar ein starker Platzregen mit Hagel vermischt fiel; dass aber endlich, als die Kaiser sich trennten, und jeder nach seinem Ufer zurückkehrte, der Himmel in dem leichtesten Glanze schien; *post nubila Phoebus*, setzt er hinzu. — Von der *Gelegenheit*, medi-

einische Bemerkungen zu machen, giebt Rec. nur folgende Pröbchen. Dafs die *Digitalis purpurea* sich besonders auf den Puls bey Quartanfiebern äussert, hat er nach S. 48 bey allen Kranken beobachtet, die dieses Mittel gebrauchten. Der Puls, der oft in einer Minute 100 und mehr schlug, sey oft bis auf 30 und 40 Schläge vermindert worden. S. 88 führt er die Geschichte einer Frau an, die 10 Nadeln in verschiedenen Intervallen verschluckt hatte, und die alle in verschiedenen Intervallen zur Brust herausschworen. Hätte der Vf. auch hier 4 Ml. ins Land sehen können, wie er dieses S. 65 vom Friedrichsplatz zu Cassel behauptet!!!

J. Rhb.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Malerische und historische Reise in Spanien* von *Alexander de Laborde, und einer Gesellschaft Gelehrter und Künstler zu Madrid*. Aus dem Französischen übersetzt. Drittes Bändchen, mit 24 Kupfertafeln. 1811. 269 S. 12. (5 Rthlr.)

Möge der nämliche Beyfall und die günstige Aufnahme dem dritten Bändchen dieser, auch unter dem Titel: *Leipziger Taschenbuch für das Jahr 1811* erschienenen Reise werden! Es verdient es in jeder Hinsicht. Der wackere Verleger hat es an nichts fehlen lassen, um es nach dem Zwecke, wozu es dienen soll, und besonders jetzt, wo vielleicht der gröfste Theil dieser Schönheiten bald nicht mehr seyn wird, dienen kann, eben so liberal als freundlich auszustatten, und wir dürfen es ihm glauben, dafs er mehr für die Ehre deutscher Unternehmung, als für Gewinn gearbeitet habe. Ein gefälliges Äusseres, Band, Papier, schöne Typen, Sauberkeit und Correctheit der Kupfer sind sich überall gleich geblieben, und die Übersetzung hat hie und da sogar an Gewandtheit gewonnen. Die ersten sieben Abhandlungen, die der Kupfererklärung vorausgehen: 1) über die Trachten der Spanier, 2) fünf verschiedene, aber wenig bekannte Völkerschaften, 3) Feyerlichkeiten und Feste, 4) Tänze, 5) Musik, 6) Wirthshäuser, 7) physische Lage, die aus dem I bis V Bande von *Laborde's Itineraire descriptif* genommen sind, hätten in der Ordnung von 1 bis 7 so folgen sollen: 7, 2, 6, 1, 5, 4, 3. Da der Übersetzer einige wenige erläuternde und berichtigende Noten beygefügt hat: so würde er mehr für die Sache gewonnen haben, wenn er sie, sowie auch gröfstentheils die Vorrede, entweder ganz weggelassen, oder ihnen mehr Charakter gegeben hätte. Was soll es z. B. heissen: *Sierra* bedeutet eine Gebirgskette, welche die Gestalt einer Säge hat? Die Berichtigung von *Laborde's* Meinung, dafs die Zigeuner in Spanien sich zu keiner Religion bekennen, und die Behauptung (nach *Grellmann*, den er nicht nennt), dafs die Zigeuner aus Ostindien abstammen, und mit der Secte der Bazihgure die gröfste Ähnlichkeit haben, bedarf einer neuen Berichtigung. Die Kupfer sind von P. Veith, C. G. Hammer, J. Schumann, Hüllmann und von Buch gestochen. Wahrscheinlich sind die Arbeiten des am 13 Nov. v. Jahr. verstorbenen Schumann die letzten. Wenn ihnen auch die Vollendung fehlt: so ist doch auch hieran sein grosses Talent nicht zu verkennen. Die 15 ersten Kupfer enthalten blofs Überreste des schönen Alterthums von und bey Tarragona. Die Wasserleitungen, der Pallast des Augustus (jetzt Pilatusthurm), die Ruinen des Amphitheaters, die von der See- und Land-Seite (letztere weniger glücklich) aufgenommen sind, müssen eben so sehr Bewunderung als Staunen erregen. Rec. möchte sie die Adler unter den Alterthümern, wenigstens in Spanien, nennen. Die Wasserleitungen, die in einer Reihe doppelter, bisweilen dreyfacher, jäher Schwibbogen eine Strecke von 30 französischen Meilen fortlaufen, sind nicht blofs der Triumph der Kunst über die Natur, deren Berge sie zu Ebenen, und deren Ebenen sie zu Höhen macht, sondern zugleich der schönen, und im ächten Sinne musikalischen Kunst. Fast nirgends fühlt man die Humanität der Kunst so lebendig, als eben hierin. Das arabische, mit schönen Verzierungen versehene Fenster (Kupfert. LXI) in dem Kreuzgange der Hauptkirche, deren Inneres und Äusseres hier mit dem Interesse angegeben ist, das die Sache verdient, gehört dem Jahre 960 an. — Amposta, Tortosa, Lerida gewähren, besonders das Letztere, einen herrlichen Anblick, den die schönen umliegenden Gefilde, die Lucanus Lib. V, 21 schon besang, noch mehr erheben müssen.

H. P. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Altona*, b. Hammerich: *Kurzer Abrifs des Wissenswürdigsten aus der Erdbeschreibung für das Volk und für Volksschulen, vornehmlich in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.* In vier Tafeln. Entworfen von *C. F. Callisen*, Doctor der Philosophie, Kirchenprobst in der Probstey Hütten u. s. w. *Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage.* 1811. 4 Bogen in Folio. (8 Groschen.)

Dieser Abrifs besteht aus vier Tafeln in Folioformate, mit in Holz geschnittenen Landcharten. In jeder Bürger- oder Bauern-Schule (sagt der Vf.) sollte ein auf Pappe geklebtes Exemplar derselben an der Wand hängen. Auch könnten sie in Wirthshäusern und Privatstuben die Stelle anderer nutzloser oder wohl gar unanständiger Bilder vertreten. Darin hat der Vf. ganz Recht. Die Grundsätze, die bey dem Gebrauche dieser Tafeln befolgt werden sollen, beweisen die schätzbare Erfahrung, die der Vf. im geographischen Unterricht hat. Diesen entspricht jedoch die erste Tafel, welche die Erdkugel darstellt, gerade am wenigsten. Die Begriffe von der Beschaffenheit derselben sind nicht in einer natürlichen Ordnung entwickelt. Daher bleibt Manches undeutlich; unter anderen dasjenige, was von der Länge und Breite eines Ortes gesagt wird. Die erste Tafel enthält zugleich eine Erklärung der übrigen Erdtheile. Für Asiens Flächeninhalt sind 700000 Quadratmeilen zu wenig. Die Lage der vornehmsten Länder derselben hätte ungleich anschaulicher dargestellt werden können. Von Persien wird blofs gesagt, dafs es ein Königreich sey, welches durch seine langen inneren Unruhen, und seine jetzigen Kriege mit Rufsland, immer mehr zu Grunde gerichtet wird. Selbst in so wenigen Zeilen hätte sich mehr Interessantes sagen lassen. Die zweyte Tafel, Europa, ist besser bearbeitet. Warum ist bey Spanien *Tajus* und nicht *Tajo* gesetzt, da doch kurz vorher *Ebro* und nicht *Iberus* steht? Doch solcher kleinen Übersehungen könnten wir noch manche anzeigen, wenn wir nicht überzeugt wären, dafs sie der Vf. bey einer neuen Auflage selbst verbessern wird. Mit besonderem Fleisse ist auf der 3ten Tafel Dänemark, und auf der 4ten Schleswig und Holstein abgehandelt. Das Ganze verdient auch in anderen Ländern nachgeahmt zu werden.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 SEPTEMBER, 1811.

GESCHICHTE.

Weimar, auf Kosten des Vfs., u. Leipzig, in Commission b. Märker: *Chronik des fürstlichen Hauses der Reussen von Plauen*, von *Friedrich Majer*, fürstl. reuss-schleitzischem Rathe, corresp. Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften in München. 1811. 198 S. 8. inclus. des Subscriptions-Verzeichnisses. (1 Rthlr.)

Eine vollständige diplomatische Geschichte des Hauses der Reussen von Plauen war bisher für die Freunde deutscher Specialgeschichte, und insbesondere für die Bewohner des heutigen Voigtlandes, ein sehr fühlbares Bedürfniss. Denn die von *Peter Boklern* 1684 herausgegebene reuss-plauische Stammtafel ist für unsere Zeiten fast ganz unbrauchbar geworden, und die neueren Schriften eines *Körber*, *Büchner*, *Longolius* u. A. m. betreffen nur einzelne Gegenstände der reussischen Geschichte, die nur zu ihrer Aufklärung und Berichtigung abzwecken, aber kein Ganzes ausmachen. Hr. *M.* fasste daher den rühmlichen Entschluss, diesem nicht unwichtigen Zweige der deutschen Specialgeschichte eine besondere Bearbeitung zu widmen, und die dazu erfoderlichen brauchbaren Materialien aufzusammeln. Sein Forschungsgeist, so wie seine Verdienste um andere literarische Gegenstände sind bekannt, und um so gewisser lässt sich von ihm ein historisches Werk erwarten, welches über die Lande der Reussen von Plauen sowohl als über die angrenzenden Provinzen ein bisher noch unbekanntes Licht verbreiten wird. Die gegenwärtige Schrift ist nur ein umfassender Auszug des grösseren Werks, sie liefert uns aber das Resultat einer vieljährigen und mühevollen Anstrengung. Der Vf. schöpft aus der einzigen sicheren Quelle — aus Urkunden und archivalischen Nachrichten — und wir wollen ihm gern glauben, dass er (wie es in der Vorrede heisst) mehrere tausend Urkunden und Actenstücke lesen, und mit einander vergleichen musste, um das Merkwürdigste und Wichtigste zu seinem Zwecke herauszufinden. Er richtete hiebey seine Aufmerksamkeit auf Alles, was auf Erwerb oder Verlust der Besitzungen des Geschlechts der Voigte des Voigtlandes und ihrer Nachkommen, auf ihre Vorrechte und Privilegien, auf das Wohl und Wehe des Landes und der Herren, auf genealogische Aufklärungen und auf ausgezeichnete Thaten einzelner Personen dieses Geschlechts nur irgend Bezug hatte. Aus dem Allen erhellt, wie verdienstlich die vorliegende Arbeit des Vfs. ist, und wie sehr sich der Werth seiner künftig herauszugebenden vollständigen, und mit Urkunden belegten Geschichte dieses fürstl. Hauses erheben wird.

Was nun den Plan und die Einrichtung dieses Werks betrifft: so zerfällt dasselbe in zwey Bücher, und jedes derselben in mehrere Abtheilungen und Perioden. Die *Einleitung* handelt *von den Altvordern der Voigte und Herren von Weida, von Gera und von Plauen*, wo der Vf. bis in diejenigen Zeiten zurück geht, in welchen hier noch die Sorben und Wenden einheimisch waren, und von König *Heinrich I* unterwürfig gemacht wurden. Um sie in Respect zu erhalten, erbaute man, unfern *Weida*, die Veste *Gleisberg*, deren Inhaber davon den Namen führten, und — nachdem Eckbert von Gleisberg zu Anfang des 12 Jahrhunderts auch das Schloss *Weida* erbauet hatte — dem Geschlechte der Herren von Weida den Ursprung gaben. Der erste dieses Namens (*Henricus de Wida*) erscheint seit 1143 in mehreren Urkunden, und im J. 1206 kommen seine drey Söhne zum ersten Mal unter dem Voigtstitel vor, den der Vf. mit Recht für eine damalige Reichswürde erklärt. Die von ihm darüber angeführte Urkunde ist auch um desswillen merkwürdig, weil sie der drey Hauptlinien der alten Voigte zu *Weida*, zu *Plauen* und zu *Gera* gedenkt. Hr. *M.* glaubt ferner aus einer darin befindlichen Stelle den Beweis herzunehmen, dass die Stadt *Hof* mit dem von jeher dazu gehörigen *Reknitzlande* schon damals ein freyes Eigenthum der Familie der Voigte gewesen sey, keineswegs aber, wie man bisher behauptet habe, den Herzogen von *Meran*, oder den Grafen von Orlamünda zugehört habe. Rec. erlaubt sich jedoch die Bemerkung, dass der meranische Ansitz im *Voigt-* oder *Reknitz-Lande* eben nicht so grundlos sey, wie der Vf. meint, denn nach einer Urkunde vom J. 1230 übergab Herzog Otto von Meran dem Kloster Dissen *decimam in Franconia et in Reknitz* (*Mon. boica* T. VIII. p. 177); es muss also dieses fürstl. Haus, welches fast das ganze Fürstenthum Baireuth inne hatte, und dessen übrige Länder in Baiern und Franken umher lagen, auch wohl im Reknitzlande stark begütert gewesen seyn. — Das *erste Buch* beschäftigt sich mit der Geschichte der in den Jahren 1532 und 1550 erloschenen zwey Linien der Voigte und Herren von *Weida* und von *Gera*, deren Schicksale und vorzüglichste Merkwürdigkeiten in zwey besonderen Abtheilungen erzählt werden. Ungleich verwickelter ist die Genealogie und Geschichte der Voigte und Herren von *Plauen*. Sie theilten sich

im J. 1307 in zwey Linien, nämlich die *ältere* und die *jüngere*. Jene erlosch im J. 1572, diese hingegen zerfiel durch eine im J. 1564 geschehene Theilung wieder in drey Linien, die mit dem Namen der *älteren*, *mittleren* und *jüngeren* Linie bezeichnet werden. Die mittlere erlosch im J. 1616; aber aus den zwey anderen entstanden wieder mehrere Specialhäuser, als: das *unter-* und *ober-greitzer*, das *geraische*, das *schleitzer*, das *lobensteiner*, das *ebersdorfer* Haus, und eine Nebenlinie zu *Köstritz*. Die historische und genealogische Entwickelung aller dieser Branchen wird im *zweyten Buche* (S. 51—190) in drey Abtheilungen, mit strenger Genauigkeit, aus diplomatischen Quellen vorgetragen. Wir glauben unseren Lesern schuldig zu seyn, sie mit dieser mühsamen Auseinandersetzung etwas näher bekannt zu machen. *I Abth. Die Voigte von Plauen vor der Haupttheilung in ihrem Hause*, vom J. 1206—1307. Zwey Brüder aus diesem Hause erscheinen in einer Urkunde vom J. 1289 unter den Beynamen der *Böhme* und der *Russe* oder *Reusse*, ohne Zweifel zu Ehren ihrer Mutter und resp. Grossmutter, welche einen böhmischen Fürsten zum Vater, und eine russische Fürstin zur Mutter hatte: daher der Name des Hauses der *Reussen von Plauen*. Ihre Söhne theilten 1307 die grossväterlichen Lande, und gründeten eine *ältere* und *jüngere* Linie der Voigte von Plauen. Die erstere erlangte 1426 das Burggrafthum Meissen, und erlosch im J. 1572. Ihre Geschichte wird in der II *Abtheilung* vorgetragen, und ist, besonders in Hinsicht der Schicksale des Voigtlandes, merkwürdig. Die zweyte, oder die *jüngere* Linie blüht noch in dem nun fürstlichen Hause der Reussen von Plauen. Sie ist der Gegenstand der III *Abtheilung*. Ihr Stifter, *Heinrich*, machte den von seinem Vater 1289 angenommenen Beynamen *Reuss* zu einem erblichen Geschlechtsnamen, und nannte sich in den Urkunden: *Henricus Advocatus de Plawe cognomento Ruthenus*. Die Geschichte dieser Linie begreift den Zeitraum vom J. 1307 bis 1564, wo die drey Söhne Heinrichs des Stillen und Friedsamen sich in die ihnen eigenthümlich zugehörigen drey Herrschaften Greitz, Kranichfeld und Gera theilten, und die *ältere*, *mittlere* und *jüngere* Linie der Reussen von Plauen stifteten. Die mittlere erlosch aber schon im J. 1616 in der zweyten Generation. Die ältere Linie theilte sich 1596 in das *burgische* und *greitzer* Haus, von welchem aber jenes 1640 ausstarb, das Letztere hingegen in das *unter-* und *ober-greitzer* Specialhaus zerfiel. Die Stifter desselben vereinigten sich 1671 mit kaiserl. Bewilligung, bey ihrem Geschlechte den gräflichen Titel einzuführen. Im J. 1768 erlosch das untergreitzer Specialhaus, und dessen Besitzungen fielen an das obergreitzer, welches 1778 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und 1807 dem rheinischen Bund mit beytrat. Die *jüngere Linie* der Reussen von Plauen gründete 1564 Heinrich der Jüngere, als jüngster Sohn Heinrichs des Stillen. Zwey Monate nach seinem 1572 erfolgten Tode wurde seine Mutter auf dem Schlosse Osterstein bey Gera von einem Sohne entbunden, der deswegen den Beynamen *Posthumus* führte. Unter seiner Regierung ereignete sich (1572), durch Erlöschung der Burggrafen von Meissen, der Anfall der Herrschaft Schleitz, die zwar die Gemahlin des letzten Burggrafen, wegen ihres, ohne Agnaten-Consens, darauf verschriebenen Witthums, widerrechtlich in Besitz nahm, solche aber 1589 dem Hause Reussen gegen eine Abfindung von 42,250 fl. abtreten musste. Seine Lande hatten theils durch Ankauf, theils durch Absterben der mittleren Linie der Reussen von Plauen einen beträchtlichen Zuwachs erhalten; auch wusste dieser Herr durch die Auswirkung des *Privilegii de non appellando* und durch die Ausübung des bisher unbenutzten Münzregals seinem Hause ein bedeutendes Ansehen zu verschaffen. Aber nach seinem Tode (1647) schritten seine 3 Söhne, und deren inzwischen verstorbenen Bruders Sohn, alle Heinrich genannt, schon wieder zur Hauptlandestheilung, so dass ihre Besitzungen in vier Theile zersplittert wurden: Einer von den drey Brüdern, Heinrich IX, starb 1666 unvermählt; es blieben also nur drey Linien der Reussen von Plauen übrig, nämlich die *geraische*, die *schleitzer* und die *lobensteiner* Linie. Erstere starb im J. 1802 mit Heinrich XXX aus, und ihre Lande fielen den beiden anderen Häusern zu, die sie noch zur Zeit in gemeinschaftlichem Besitz haben. Das noch blühende *schleitzer* Haus erlangte 1806 die fürstl. Würde, und trat, nach der in demselben Jahre erfolgten Auflösung der deutschen Reichsverfassung, dem rheinischen Bunde bey. Wir übergehen die (nach S. 174) im J. 1692 gegründete *Nebenlinie zu Köstritz*, und bemerken nur noch, dass aus dem *lobensteiner Hause* im J. 1678 wieder zwey Speciallinien, nämlich die *lobensteiner* und *ebersdorfer*, entstanden sind, die beide 1806, so wie die *köstritzer*, in den Fürstenstand erhoben wurden, und nachher ebenfalls dem rheinischen Bund beytraten. Die neuere Geschichte des fürstlichen Hauses der Reussen von Plauen enthält freylich, ausser den genealogischen Nachrichten, nicht viel Merkwürdiges; und diess hat sie wohl mit allen kleinen Fürstenhäusern Deutschlands gemein. Desto wichtiger ist die mittlere Geschichte dieser Herren, woraus man die Grundlage ihrer damaligen Besitzungen, die staatsrechtlichen Verhältnisse, in welchen sie mit dem Reichsoberhaupte und den benachbarten Fürsten gestanden haben, und die Schicksale ihrer Lande etwas näher kennen lernt. Eben daher ist auch der Vf. entschlossen, die vollständige diplomatische Geschichte dieses Hauses vor der Hand nur bis zur Haupttheilung vom J. 1564 zu bearbeiten, und sie in 4 mässigen Octavbänden herauszugeben, wovon der 1ste sich mit den Voigten und Herren zu Weida, der 2te mit den Voigten und Herren zu Gera, der 3te mit den Voigten und Herren von Plauen, und der 4te mit den Reussen von Plauen bis zu der erwähnten Haupttheilung beschäftigen wird. Nach seiner Versicherung sollen mehr als 500, meist noch ungedruckte, Urkunden beygefügt werden, die auch zugleich auf die Geschichte des Hauses Sachsen einen wichtigen Einfluss haben. Diess wäre allerdings ein grosser Gewinn für

die Erweiterung der deutschen Specialgeschichte, und wir sehen daher der baldigen Erfüllung dieses Versprechens mit Verlangen entgegen. A. S.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Geschichte von Polen und Litauen, seit der Entstehung dieses Reichs bis auf die neuesten Zeiten.* In vier Bänden. Von *Karl Fr. Aug. Brohm*, Prof. am Gymnasium zu Posen. Erster Theil. 1810. XVI u. 278 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Handbücher über die polnische Geschichte, die uns der Franzose *Solignac* und der Deutsche *Wagner* (letzterer in einem gründlichen, aber unangenehmen Vortrage) geliefert haben, bleiben von dem jetzigen Zeitpuncte weit entfernt. Des Polen *Nanuszewich* Werk in 6 Bänden ist noch nicht übersetzt. Eine neue polnische Geschichte in deutscher Sprache war also allerdings ein Bedürfniss. Sie war es vornehmlich in den neuesten Zeiten, in welchen das Herzogthum Warschau das Königreich Polen so lebhaft in das Gedächtniss zurückruft. *Wagner* und *Nanuszewich* konnten dem Vf. einer neuen Geschichte Polens seine Arbeit schon sehr erleichtern; Hr. *B.* ist aber auch mit den Quellen dieser Geschichte bekannt.

Die erste Periode geht von den frühesten Zeiten bis Piast, 842. Hier treten zuerst Scythen und Sarmaten auf. *Herodots* Nachrichten sind (man vergleiche jedoch *Gatterer* in seiner synchronistischen Universalhistorie) zu unvollständig und unzusammenhängend. Im Ptolemäus (nicht Ptolomäus) kommen die Städte Kalisia (Kalisch) und Karrodunum (Radom) vor. Der Name Slawen erscheint in den byzantinischen Geschichtschreibern nicht vor der Regierung des Kaisers Anastasius I, der 518 starb. Zur Zeit Justinians I (527—568) machten sie sich dem Kaiser von Constantinopel schon furchtbar. Hr. *B.* folgt in ihrer Schilderung dem Procopius. Den Namen der Slawen leitet er von Slowo (Wort) her. Sie hätten sich dadurch (das Wort Slowo muss also auch Sprache bedeuten) von den ihre Sprache nicht verstehenden Deutschen, die sie daher Nimiec (Unwissende, Nichtverstehende) nannten, unterscheiden wollen. Die Ableitung von Slawa (Ruhm) sey durchaus unrichtig. Des Stammes der Lechen, die sich an der Weichsel niederliessen, erwähnen *Wittekind von Corvey* und *Nestor*. Ihr Name bezeichnet ein junges (neues) Volk. Nach *Spittler* (Handbuch der Staatengeschichte) wurde das Weichsel-Land erst später (vor 650) von den Slawen besetzt, als diese, durch die Bulgaren gedrängt, über die Karpathen, nach den Ufern der Weichsel zogen. Der Name Polen (von Pole, d. i. Ebene, Fläche) kömmt erst zu Ende des zehnten Jahrhunderts vor. *Ditmar* von Merseburg ist der erste, der den slawischen Stamm der Polenier erwähnt. Die polnischen Nachrichten von dem Ursprunge des Staats, der mehrere Jahrhunderte keine eigenen Geschichtschreiber hatte, sind mit Mährchen durchwebt. Mährchenhaft ist die Erzählung von den beiden Popiel, von der Wenda (Wanda), deren Schicksale *Werner* dem grosen Publicum so merkwürdig gemacht hat. Auch die Geschichte von Piast gehört zu den Sagen. Aus diesem Stamme waren jedoch die Oberbefehlshaber (Herzoge), denen die slawischen Horden an der Weichsel gehorchten. Der erste polnische Herzog, der in deutschen Chroniken (im *Ditmar* von Merseburg) vorkömmt, ist Miesko (Mieczyslaw), der Gemahl der böhmischen Princessin Dombrowka, der erste Fürst zwischen der Warta und Weichsel, der sich taufen liess. Als Nachbaren des grosen karolingischen Staats konnten sich die polnischen Herzoge zwischen der Warta und Weichsel der Oberherrschaft desselben nicht wohl entziehen. Nach *Eginhards* Erzählung soll sich schon Karls des Grosen Herrschaft bis zur Weichsel ausgebreitet haben. Zur Zeit *Ditmars* von Merseburg war der Herzog Miesko ein Unterthan des deutschen Kaisers. Mieczyslaw focht, für den Kaiser Otto III, selbst gegen slawische Völkerschaften. Dem Boleslaw I soll Otto III schon den Königstitel verliehen haben; die Herzoge von Polen haben sich dieses Titels noch zwey hundert Jahre lang nicht bedient. Die Chronikenschreiber dieses Zeitalters nehmen es mit dem Königstitel zu wenig genau, als dass man die eigentliche Königswürde mit demselben immer vereinigt denken darf. König und Herzog sind bey ihnen oft gleichbedeutende Namen. Boleslaw I Chrobri (der Tapfere) konnte übrigens wohl einen König vorstellen. Er herrschte auch über die Slawen zwischen der Elbe und Saale. Seine Geschichte wird von den deutschen und polnischen Chronikenschreibern sehr verschieden erzählt. Die Geschichte Kasimirs, der ein Mönch geworden seyn soll, giebt dem Vf. zu einer langen kritischen Untersuchung Veranlassung. Derselben zufolge ist die Erzählung von Kasimirs Mönchthum ein Mährchen. Die Chronikenschreiber haben sich hier eine Verwechselung der Namen zu Schulden kommen lassen. Der Kasimir, der ein Mönch geworden ist, war nicht ein Sohn Mieczyslaws II, sondern Mieczyslaws I, den er mit einer Nonne, Oda, der Tochter des Markgrafen Dietrich von Meissen, erzeugt hatte. Die Aufklärung dieser Geschichte verdient wohl kaum die darauf verwendete Mühe. Die polnische Geschichte dieser Zeit ist übrigens ein Gewebe von Kriegen, durch welche Länder gewonnen und wieder verloren werden. Boleslaws III Theilung, durch die das polnische Land in vier Staaten zerfiel, erzeugte Uneinigkeit und Ohnmacht, die den verwüstenden Mongolen einen freyeren Spielraum gewährten. Um diese Zeit (1252) wurde das reiche Salzbergwerk bey Bochina, unweit Krakau, entdeckt. Um diese Zeit schrieben auch *Kadlubeck* und *Bogufal*, die ersten einheimischen Geschichtschreiber. Was lässt sich also von der einheimischen Geschichte der älteren Zeit für Zuverlässigkeit erwarten? Przemyslaw wurde auf einem Reichstage zu Gnesen (1295) als König gekrönt. Seit der Zeit, oder eigentlich von Wladislaw Loktieks feyerlicher Krönung an (1305) haben die polnischen Regenten den Königstitel nicht wieder abgelegt. Durch Loktieks Vereinigung der Fürstenthümer von Posen und Kalisch entstand (wie *Spittler* bemerkt) an der Warta die erste feste Masse von Grospolen, mit welchem sich späterhin Kleinpolen an der Weichsel vereinigte. Unter Kasimir dem Grosen kam (1355) Masovien mit demselben in Verbindung. Kasimir, der deutsche Colonisten herbeyzog,

und, wegen der Sorgfalt, die er für den Wohlstand der Bürger und Bauern bewies, von dem neidischen Adel, dessen Räubereyen er nicht duldete, der Bauernkönig genannt wurde, verstattete seinen Unterthanen zwar den Gebrauch des sächsischen Rechts, er gab ihnen aber einen deutschen Gerichtshof zu Magdeburg, und verbot ihnen deswegen die Appellationen an den magdeburgischen Schöppenstuhl. Seine Liebe für ein jüdisches Mädchen war an den Begünstigungen, die er ihrer Nation wiederfahren liess, Ursache. Mit Ludwig dem Grossen endigt sich die polnische Geschichte, und S. 225 fängt die Geschichte von Litauen an. Die Litauer sind Verwandte der Celten, Preussen, Letten und Kurländer, eigentlich ein halbwilder, fast unkenntlich gewordener Zweig des slawischen Völkerstammes. Die Horden desselben gingen erst um das Jahr 1000 zu einer ordentlichen Verfassung über. Seit 1235 gehorchten dieselben einem einzigen Regenten, der Ringold hiess. Er führte den Titel eines Grossfürsten. Erst in der zweyten Hälfte des 14 Jahrhunderts kam das Christenthum zu den Litauern. Schon Jagello's Vorgänger, der Grossfürst Olgerd, war, durch seine Gemahlin geleitet, ein heimlicher Verehrer des Christenthums. Diess ist der Hauptinhalt des ersten Theils dieser neuen Geschichte von Polen und Litauen. In Ansehung der Bearbeitung desselben sind wir mit dem Vf. nicht ganz einverstanden. Seine Erzählung entspricht der Absicht eines Lesebuchs grossentheils gar nicht. Sie ist zu sehr mit kritischen Untersuchungen durchwebt. Die erste Periode soll bis auf Piast gehen, und doch ist von dieser Zeit (von 842 bis 1381) keine weitere Periode angegeben. Hieraus erhellt, dass der Vf. sein Werk noch nicht genug verarbeitet hat. Die Hauptbegebenheiten sind zu wenig herausgehoben. Der Vf. ahnet nichts von dem historischen Geist, der in *Spittlers* Darstellung der polnischen Geschichte herrscht. Sein Vortrag ist zu ermüdend. Er nimmt zu wenig auf die Ausbildung der Nation, auf den Ursprung der Städte, auf das Emporkommen des städtischen Gewerbes, auf den Zustand der Künste und Wissenschaften Rücksicht; er legt zur Erklärung des jetzigen Zustandes von Polen zu wenig den Grund. Es ist in dieser Hinsicht nicht genug, dass er gleich Anfangs eine kurze Übersicht der Geographie und Staatsverfassung des ehemaligen Königreichs Polen giebt. Auch vermisst der Nichtpole eine Anweisung wegen der Aussprache der polnischen Namen, die der Vf. ohne grosse Weitläuftigkeit geben konnte.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Gotha*, in der reiherischen Buchhandlung: *Predigt am Reformationsfeste* 1810. Über Phil. 1, 9—11 von D. *Josias Friedrich Christian Löffler*, Generalsuperintendenten. 1810. 20 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Predigt zur Feyer des Ärndtefestes und des Regierungswechsels des Stadtraths.* Über Psalm 147, 12—14 von D. *J. Fr. Christ. Löffler.* 1810. 19 S. 8.

In dem ihm eigenen ruhigen, alles gründlich untersuchenden und erörternden Lehrtone, beweiset Hr. G. S. *Löffler* in No. 1: *dass Beförderung eines frommen Sinnes und Wandels der höchste Zweck aller christlichen Kirchen sey.* Nach seiner richtigen Ansicht ist also eine Religionsvereinigung weder zu wünschen, noch zu befürchten: da sie schon in den wichtigsten Rücksichten besteht. Wie so ganz im Geiste des Christenthums, und der aufgeklärten Toleranz unserer Zeit, sagt er (S. 15): Die Verschiedenheit in den christlichen Kirchen bezieht sich daher keineswegs auf den Hauptzweck, welcher durch das Christenthum erreicht werden soll, und welcher kein anderer, als die Hervorbringung und Belebung eines christlichen Sinnes und Wandels ist; sondern sie bezieht sich nur auf manche Mittel, jenen Zweck zu erreichen, und auf die Art, wie jene, fast allen gemeinsamen Mittel leichter, sicherer, mit grösserem Erfolg gebraucht werden. — S. 18. Aber indem wir uns dessen bewusst bleiben, dass der Eifer für christliche Besserung und Rechtschaffenheit unserer Kirche die Entstehung gab: so wollen wir doch nicht vergessen, dass die Beförderung derselben auch der Zweck aller anderen christlichen Kirchen, und insbesondere derjenigen Kirche ist, von welcher wir ausgegangen sind. Und diese Überlegung müsse uns mit brüderlicher Liebe, mit Achtung und Werthschätzung gegen sie erfüllen, und das um so mehr, da auch sie im Fortgange der Zeit, indem sie mit uns nach Richtigkeit in der Erkenntniss strebt und zu streben fortfährt, auch manchem Missbrauche, der sonst vielleicht mit Recht an ihr getadelt wurde, entsagt hat, und ihre Lehren und Gebräuche auf den Sinn und Geist des ursprünglichen Christenthums zurückzubringen bemüht ist. — Wie so ganz der Gelegenheit, auf welche sich diese Predigt mit bezieht, der der katholischen Kirche in Gotha gestatteten Freyheit des Gottesdienstes gemäss, heisst es (S. 19): Es ist in der That zu bedauern, dass wir oft, aus Mangel an genugsamer Kenntniss, oder aus einem sich uns aus den Zeiten des ersten Kampfs und der Trennung gegen einander mittheilenden Eifer, die Verschiedenheit unter den Christen weit grösser glauben, als sie wirklich ist. Dadurch wird eine Entfernung und eine Kälte unterhalten, die unter christlichen Brüdern am wenigsten Statt finden sollte, und die sich bald in Zutrauen und wechselseitige Achtung verwandeln würde, wenn beide Theile sich mit Deutlichkeit bewusst blieben, *dass sie, nicht verschieden in der Hauptsache, nur in den Mitteln von einander abweichen, dass wir, wie Wanderer nach einem Orte, alle ein Ziel verfolgen, und dass nur die Wege, auf denen wir ihm zueilen, einigermassen verschieden sind.* Ja, m. Fr., so ist es in der That; und das müsse uns mit Vertrauen und Achtung gegen einander erfüllen. — Rec. sagt Amen! und weg mit der kindischen Furcht vor Religionsvereinigung und mit aller Kryptokatholikenjägerey!!

Was No. 2 betrifft: so war es keine leichte Aufgabe, zwey Gelegenheiten, deren jede zu einer eigenen Predigt hinlänglichen Stoff darbietet, in einer Predigt nicht bloss so abzuhandeln, dass wenigstens von jeder das Wichtigste hervorgehoben und erörtert wurde, sondern sie auch unter einen Gesichtspunct zu bringen, und so zu vereinen, dass sie zuletzt einen auf keine Seite sich mehr oder minder hinneigenden Totaleindruck zurückliessen. Hr. *L.* hat diese Aufgabe glücklich gelöst. Der sehr zweckmässig gewählte Text giebt ihm Gelegenheit, *die Schätzbarkeit des Friedens von aussen, der Ruhe und Zufriedenheit im Inneren, und der Fruchtbarkeit des Bodens* zu zeigen. Nach dieser, schon im Thema liegenden, natürlichen Eintheilung zeigt er erstlich *den Werth* und zugleich die innige unzertrennbare Vereinigung *dieser Güter*, und macht sodann eine patriotische Anwendung auf sein Vaterland. Nur ungern versagt sich Rec. das Vergnügen, einige vorzüglich gelungene Stellen, z. B. die Schilderung des Kriegselendes S. 7. 8, des Glücks einer friedlichen Lage S. 12, 15 u. s. w. auszuheben. Überflüssig dürfte es übrigens bey einer nicht allzu langen, und in ihrer Eintheilung leicht übersehbaren Predigt scheinen, wenn der Inhalt mehreremale (z. B. S. 11. Man kann daher — S. 16. So lasst uns dann — S. 17. Wenn Gott unseren Grenzen —) wiederholt wird. Doch diess ist nur Kleinigkeit gegen das viele Vortreffliche, das in dieser Predigt Rec. Herz ansprach.

— rf. —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Osnabrück, b. Crone: *Maja* (,) eine Sammlung vermischter Schriften von *Friedrich Rassmann.* 1811. 320 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Maja heisst diese Sammlung, weil der grösste Theil der darin enthaltenen Poesieen des Vfs. in den *Mai* seines Lebens gehört. Bey einigen wenigen ist die Jahrzahl ihrer Verfertigung angegeben, als 1794, 1796, 1797 und später. Gegen seine mechanische Kunst ist nicht viel einzuwenden; er reimt leicht und glücklich: auch in reimlosen Gedichten hält er die Regeln des Versbaues fest genug, und fehlt nicht häufig. S. 146 finden wir *sclavisch* als Jambus oder Spondäus bezeichnet. *Hilft unser*, S. 152, soll ein Dactylus seyn. Schlecht ist S. 153 der Hexameter: Zwar ich beherberg' ungern, kleidend in Schwarz sich, die Schwester; und S. 154: Aber der Fürst, welcher träufeln dem Möpschen dich liess auf die Nas' einst. Übrigens ist Hr. *R.* ein Dichter fürs Haus, den man in jedem Augenblicke aufschlagen kann, wo man sich nicht mit Gedanken beschweren will. Wer das Platte nicht liebt, und über das Alltägliche doch nicht hinaus kann, der mag zu Hn. *R.* flüchten; er bekommt noch manche Grazie in den Kauf. Er hält sich immer über dem Läppischen empor, oft aber streift er nahe daran. Treu malt er das Gewöhnliche, zur Idealisirung kommt es eben nicht. Er mag Witz haben, doch versteckt er ihn, und die Leser mögen den ihrigen foltern. Die meisten seiner Epigramme kann man vor lauter Flachheit nicht verstehen; es sind unbeschienene Nebel. Wir wollen einige solche zur Anschauung hersetzen.

1. Dass man dir, Dichterling! den Dichtertitel gönnt,
Ist bloss ein *coq-à-l'âne*, wie's der Franzose nennt.

2. Ein Vicarius sprach, dass so ähnlich mir sähe mein Söhnlein;
Woraus zu folgern, sagt' ich, dass mich bedient kein Vicar.

3. Einmal war ich ein Dichter, bekannte behaglich Philindor,
Als ich, in Versen vertieft, Schläge nicht fühlte der Frau.

4. Im poetischen Stil sich festzusetzen, nimmt Crantor
Stunden beym Meister; es wär besser wohl: *„maitre"* gebraucht.

5. Wie diess Schulsystem, zudringlich und fertig im Plaudern,
Immer mir vorkommt? Nun, wie im Hotel der Marqueur.

Wären alle Poesieen des Vfs. wie diese: so verdiente er nichts als Achselzucken. Aber unter seinen kleinen erotischen Liedern ist manches erträgliche. Nur schwimmt freylich der Gedanke vielmals in den Reimen so lange im Wirbel herum, bis er zu ertrinken scheint. Wir geben Beyspiele. „Bübchen gar, dem Gängelband kaum entlöst, zur Schule kaum eingetrieben, legten Hand an den Namen, sich den Gaum kitzelnd. — Wenn gleich die ernsten Horen sich entlösten schönen Künsten. — Wiederholt der Tröstung Feyerworte, ätzt sie euch ins Herz mit Flammenzug! Jaspisflügel wird des Todes Pforte, und das Grab ein Diamantenbruch. — Sey also, ist zuweilen dir beschieden der Fuss- und Finger-Nähe Loos, ach! das du so herausstreichst, ja, mein Freund! zufrieden: denn mit dem Munde wird es schwerlich was." Die besseren Stücke wollen wir nennen; sie sind bald gezählt. Der Harfner und die Nonne, Retters Untergang, die Kindesmörderin von Aarau, der gefällte Birnbaum, der Fahnenjunker, das Brautkleid, Jünglings Höllenzwang, Winzers Vergehen, als sie zur Kirche ging. Rec. muss nicht mehrere nennen; sonst wird er zu freygebig. Was dem Vf. einzig etwas gelingt, das sind die poetischen Holzschnitte, an denen die Umrisse recht deutlich zu sehen sind; wie Jünglings Höllenzwang und andere. Ein solcher ist der Pinkeschmidt, der wegen seiner Kürze noch hergesetzt werden kann. „Der Pinkeschmidt, der Pinkeschmidt, in unsrer Nachbarschaft, sich früh vom Lager rafft, und an die Feueresse tritt. Der Hammer schlägt, der Amboss hallt, umher die Funken sprühn; er löscht des Eisens Glühn, und eine Stang' ist fertig bald. Aufschraubt des reichen Wechslers Sohn die Läden, fest verwahrt, und murmelt in den Bart: Der frühe Narre pinket schon." Das Vergnügen des Lesers an dergleichen Poesieen ist sehr klein. Zuweilen will der Vf. gräslich werden, wie in: der Prinzessin Rache, wo Erlkönigs Tochter eine brutale Handlung begeht. Solche Töchter hat Erlkönig nicht; es muss eine gemeine Unholdin seyn. Von demselben Gelichter ist die Köhlerin, deren Vater ihr den Bräutigam mit einem gerösteten Stück Brod verbrennt, und die sich mit einer Kohle, ans Herz gepresst, ermordet. In die Vorstadtschenken gehört der Freyer und das Bürgerskind. „Was hat er für Lärm und Gekreisch gemacht! Aus dem Schlaf sind die Kleinen davon erwacht, und nicht zu besänft'gen gewesen." Die vielen eingeschobenen kleinen prosaischen Aufsätze sind, aufs Gelindeste gesagt, so seicht als möglich. Was man kaum bey Tische erzählen möchte, hat der Vf.

des Drucks werth gehalten. Zeugen sind unter anderen die Anekdoten von Gleim, und Bemerkungen, wie folgende: „Amalia ist ein schöner weiblicher Name. Er sagt, nach der Ableitung aus dem Englischen (hier beurkundet der Vf., dass er kein Englisch versteht), so viel, als die Unbefleckte. Jede Jungfrau, die ihn führt, sollte *doppelt* strenge über die Juwelen ihrer Unschuld wachen. (Also müssten alle Sophieen doppelt weise, alle Margarethen doppelt schätzbar zu seyn trachten.) — Ein Frauenzimmer, das man noch nie angeredet hat, anzureden, kostet oft eben so viel Dreistigkeit, als ein Gewehr zum ersten Mal abzuschiessen." In diese Sammlung hat sich zum Befremden eine trockene literarische Notiz über Olympia Fulvia Morata verirrt. Das Buch ist in Offenbach bey Brede niedlich gedruckt.

Wst.

Dortmund, b. den Gebrüd. Mallinckrodt: *Beobachtungen und Ansichten.* Kleine Beyträge fürs praktische Leben. 1811. 188 S. 8. (15 Gr.)

Bey Büchern, die zur Beförderung der Sittlichkeit und eines vernünftigen Lebenswandels für gemischte Leser, zum Theil auf niedrigen Stufen der Cultur stehend, geschrieben sind, muss man oft mit einem geringen Grade von Gründlichkeit und Bündigkeit zufrieden seyn, da sich der Schriftsteller hier besonders nach seinem Leser richten muss, und, wenn er ihn zu sich hinaufziehen wollte, sich bald von ihm verlassen sehen würde. Genug, wenn der Vortrag fasslich und überredend ist. Von dieser Seite betrachtet, mag das vorliegende Werkchen einigermassen belehrend und nützlich genannt werden; ein höheres Ziel hat sich der Vf. nicht gesteckt. Er wirft verschiedene Fragen aus der Moral und Lebensphilosophie auf, und beantwortet sie mit gesunden, nicht weit hergesuchten Gründen. Auch an religiöse Untersuchungen wagt er sich, ob er gleich kein eigentlicher Theolog zu seyn scheint. Denn sonst müsste er wissen, dass sich nicht Salomo, sondern David, durch die Ausdünstungen einer jungen Person im Alter habe restauriren wollen; er würde nicht den Ausdruck brauchen, dass Zollikofer wie ein Gott auf der Kanzel gesessen habe. Den Inhalt aller 26 Abhandlungen, die das Buch füllen, kann Rec. nicht anzeigen. Er will es indessen mit einigen versuchen. 1) Warum sind wir nicht glücklicher? Antwort: Widrige Verhältnisse und sogenanntes Unglück sind vorzüglich dazu geeignet, uns als moralische Wesen auszubilden; sie gehören folglich sehr wesentlich zu unserer Bestimmung in diesem Leben. 2) Wie kämen wir weiter? Antw. Wenn wir uns nur bestrebten, im edelsten Sinne des Worts, Menschen zu seyn. 3) Wann sollen wir mit dem Religionsunterrichte anfangen? Antw. Nicht zu früh und nicht zu spät, in der Regel aber im sechsten oder siebenten Jahre. 4) Was müsste wohl in unseren Zeiten für die öffentliche Gottesverehrung geschehen? Fromme Wünsche. Die Prediger müssten besser seyn, die vornehmen Stände den geringeren mit guten Beyspielen vorgehen. 5) Und die Protestanten nennen sich tolerant? Der Vf. tadelt das Aufheben, das unter den Protestanten bey Gelegenheit des Übertritts des Grafen von Stolberg zur katholischen Religion gemacht worden ist. Er erklärt ihn aus seiner überwiegenden Phantasie. „Die protestantische Religion hat für die Phantasie wenig, vielleicht zu wenig; die katholische hat für dieselbe viel, vielleicht zu viel. Jeder soll seines Glaubens leben." 6) Warum haben wir so wenige selbstständige Menschen? Weil unsere Erziehung und unser Unterricht die Jugend zu sehr gängeln. 7) Über den Handwerkerstand. Er ist der glücklichste von allen. 13) Ältern, liebt ihr eure Kinder? Wenn ihr sie verzärtelt, sorgt ihr nicht für ihr wahres Wohl. 18) Über poetische Darstellung des Bösen. Nichts soll gedruckt werden, was das Heilige der Religion und der Moralität verletzt. 19) An die Deutschen. Eine Aufmunterung an die Nation, nicht den militärischen Geist zu verlieren, und den Verfügungen der Conscription Folge zu leisten. „In dem militärischen Geiste liegt der Anker, die deutsche Nation aus ihren Trümmern zu erheben, und sie wieder als grosse kräftige Nation emporzustellen." 20) Unsere Vorfahren an ihre Urenkel. Stellen aus Tacitus Germania, nach der schlüterschen Übersetzung, zum Ruhme der alten Deutschen, ihren Nachkommen zur Beherzigung und Nacheiferung ins Gedächtniss gebracht. 21) Was darf unser Zeitalter von den Kräftigern der Nation erwarten? Dass sie sich bald ermannen. 22) Lebensweisheit. 23) Lebensklugheit. Die meisten hier beygebrachten Regeln des Vfs. sind allerdings zu billigen, auch befolgbar für Leute von consequenter Denkart. Eine darunter gefällt uns nicht. S. 177 heisst es: „Handle im öffentlichen Leben nicht zu fest nach Grundsätzen." Rec. meint, dass man immer nach Grundsätzen handeln, und sie, zumal im öffentlichen Leben, nie verleugnen müsse. Leser, wie sie der Vf. hat, saugen Irrthum und Gift aus jener Regel. Wo eines Mannes moralische Grundsätze aus dem Leben gezogen, nicht nach einem Compendium eingelernt sind: da wird ihre Anwendung schon Milde und Versatilität genug haben. Unser Zeitalter braucht Mauern, nicht spanische Wände. Es wird nicht nöthig seyn, die Aufsätze anzuführen, in welchen der Vf. den weissen Anwurf der Häuser, als den Augen der Nachbaren schädlich, abzustellen anräth, und die runden Tische anpreiset, die dem gesellschaftlichen Verkehr mehr, als die langen, beförderlich sind. Übrigens schreibt er sein Deutsch unverlegen und rein; doch kommt einmal das Wort *püblisiren* vor. Die kleinen lateinischen Kernsprüche, die nach Tertia riechen, hätten wir ihm gern erlassen. Schwerlich kann er damit haben prunken wollen.

Cht.

Berlin, b. Hitzig: *Die Jahreszeiten.* Eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen. Herausgegeben von *Friedrich* Baron *de la Motte Fouqué* u. a. m. 1811. Frühlingsheft. Mit Mu-

sich von *J. H. Jung*, genannt *Stilling*. 189 S. 8. (1 Thlr.)

Vierteljährlich soll ein Heft dieser Zeitschrift von unbestimmter Stärke erscheinen, und ausschliesslich romantischen Dichtungen gewidmet seyn. Die Aufsätze sind blos zur Unterhaltung: daher liegt Alles, was nicht allgemein lesbar, verständlich und eingänglich scheint, auser ihrem Zwecke. Alle Fragmente, die für sich kein vollständiges Ganzes bilden, sind ausgeschlossen. Sehr beliebte Schriftsteller werden dazu beytragen. Dieses Frühlingsheft enthält: *Undine*, eine Erzählung vom Vf. des *Todesbundes*, welchen Rec. noch nicht gelesen hat. Undine ist ein wunderliebliches Wasserfräulein, deren seltsame Lebens-, Liebes- und Leidens-Geschichte hier gar traurig und schaurig vorgetragen wird. Die Wasserfräulein leben in krystallenen Klüften, sind Menschen, und weit schöner, als die Landfräulein, haben aber keine Seele. Froh vertändeln sie ihr leichtes Daseyn, und zerplätschern nach ihrem Tode in Schaum, in Nichts. Doch ist es ihnen nicht unmöglich, eine Seele zu gewinnen; nur müssen sie den innigsten Liebesverein mit einem Landmenschen geniessen. Darauf legt es denn unsere Undine an. Sie begiebt sich als Kind zu guten, einsam lebenden Fischerleuten in die Kost, neckt, betrübt und erfreut sie bis zu den Jahren ihrer jungfräulichen Reife, wo ein fremder Ritter durch einen grausigen Wald zu ihr kommt. Beide gewinnen sich lieb, und heirathen sich. Dadurch gewinnt sie eine Seele, und legt ihre flüchtige Wassernatur ab. Sie hat alle Zucht und Tugend einer liebenden Hausfrau, doch in die Vortheile der Landwelt kann sie sich nicht wohl finden. Ihr Mann, der Ritter Huldbrand von Ringstetten, bleibt ihr nicht hold. Sie leidet, duldet, bleibt zärtlich und hülfreich. Manche Thorheiten ihres Gemahls, die ihm verderblich hätten werden können, verbessert sie durch ihre Güte und Weisheit; ihrer Nebenbuhlerin erweiset sie unzählige Gefälligkeiten. Endlich wird es zu schlimm, und sie verschwindet im Wasser. Dass sie noch lebt, davon giebt sie dem Ritter Beweise in seinen Träumen und Visionen. Der Flatterhafte wird auch dadurch gerührt; aber seine guten Stimmungen währen nie lange. Zuletzt feyert er seine Hochzeit mit jener Nebenbuhlerin Bertalda. Jetzt erscheint Undine wieder; sie kündigt ihm an, dass er sterben muss. Er ergiebt sich darein, und verlangt an einem Kusse von ihr zu sterben. Sie küsst ihn also unter vielen Thränen todt, und umgiebt seinen Grabhügel wie ein silberhelles rieselndes Brünnlein, das sich in einen stillen Weiher zur Seite des Gottesackers ergiesst. Wenn das Fräulein von Wasser ist: so ist der Ritter von Löschpapier; er zerrinnt immer, es sey zum Rechten oder zum Unrechten. Den Leser ekelt des erbärmlichen Wichts, der ihm bey seinen ersten Abenteuern in dem bezauberten Walde so wacker vorkam, dass er sich einen künftigen Biedermann dabey denken konnte. Rec. muss sich aufs Rathen legen, um diese Widersprüche zu versöhnen. Wenn der Ritter das menschliche Herz bedeuten soll, das, nach Sirach, ein trotzig und verzagt Ding ist: so trifft die Schilderung nicht übel zu. Was man aber aus Undinen machen soll, geht aus dieser Idee nicht hervor. Sie kann die Liebe, die Treue, die Lehre, und noch andere Abstracta anzeigen. Rec. nimmt sie für den menschlichen Schutzgeist, und lernt aus diesem Mährchen aufs Neue, dass man seinem moralischen Genius nicht widerstreben müsse. Der Vf. hat sich seines Stoffs mit Wärme angenommen, und ihn so zu handhaben gewusst, dass er den gläubigen Leser nach Gefallen in Freude und Quaal versetzt. Er kann so betrübt und theilnehmend scheinen, dass es einem schier vorkommt, als ginge ihm alles von rechtem Herzen. Das ist der wahre Weg, weiche Gemüther an sich zu ziehen, sie durch Kummer und Ungemach, durch Wasser und Feuer fortzuführen, ohne dass es ihnen je in den Sinn käme, sich von einem Buche loszureissen, dass so viele Thränen kostet. Besonders geschieht diess, wenn man den hingelieferten Leser oft erinnert, ihm sey eben so, ihm könne bald eben so werden, wie den Leuten in dem vorgehaltenen Zauberspiegel. Die hinten angefügten Musikalien sind aus Stillings Jugend und aus seinen Jünglingsjahren.

Wst.

WINTERTHUR, in der steinerischen Buchhandlung: *Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.* Fortgesetzt von **. Sechster und letzter Band. 1810. VI und 485 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Aus Furcht, das Publicum oder die Verlagshandlung durch die Fortsetzung zu belästigen, bricht der Herausgeber sein Werk mit diesem Bande ab, welcher die Annalen des Lebens zweyer wackerer Männer enthält. Es sind: *Conrad Pellican* und *Josua Maaler*. Jener, eigentlich *Kürsner* genannt, hat sein Leben selbst in lateinischer Sprache geschrieben. Seine Biographie ist aber nicht gedruckt worden, und der deutsche Bearbeiter klagt darüber in der Vorrede, dass er eine sehr fehlerhafte Abschrift derselben vor sich gehabt habe. Pellican ward im J. 1478, man sieht nicht deutlich, wo? vermuthlich aber zu Rufach, im Oberelsass, geboren, und starb 1556 zu Zürich. Er war Minorit, und machte seinem Orden keine Schande. Wie schwer ihm sein Studiren, besonders der orientalischen Sprachen, geworden sey, kann man schon aus dem einzigen Umstande abnehmen, dass er das Hebräische sich selbst, blos durch die lateinische Version geleitet, einprägen musste, und keiner Grammatik habhaft werden konnte. Er las schon ziemlich fertig in dieser Sprache, ehe er von Reuchlin mündlich belehrt wurde, dass das hebräische Verbum aus der dritten Person des Präteritums abgeleitet werden müsse. Er war der Reformation zugethan, und erregte dadurch den Hass seines und anderer Orden. Man unterdrückte seine Thätigkeit in seinem Kloster zu Basel, bis ihn Zwingli nach Zürch beförderte, wo er als öffentlicher Lehrer mit vielem Nutzen gearbeitet hat. Hier lernte er, fast in seinem

50sten Jahre, wieder Geld zählen, welches er 33 Jahre lang nicht in Händen gehabt hatte. Man kann von seinem rechtschaffenen Charakter urtheilen nach der Lobrede des Erasmus auf ihn: *Vir omnibus habitus eximiae sanctimoniae, praeterquam ipsi.* Die Abfassung der zweyten Biographie ist dem Herausgeber weniger mühsam geworden. Denn *Josua Maaler* hat sein Leben selbst in deutscher Sprache beschrieben. Eigentlich hat er eine Chronik seiner kleineren und grösseren Begebenheiten verfasst, worin er Alles aufnahm, was ihm für den Augenblick wichtig schien. Er ward im J. 1529 zu Zürich geboren, und starb 1599 als Pfarrer in Glattfelden. Für die Literargeschichte ist er persönlich ganz unbedeutend; seine Biographie wird nur interessant durch die darin herrschende Naivetät und die schweizerische Diction seiner Zeit. Als Nichtschweizer, hat Rec. sie nicht ohne Mühe durchgelesen, und sich besonders ergötzt an den Äusserungen des Vfs. über manche fremde, ihm unbekannte Dinge ausserhalb seines Vaterlandes. Er ward in seiner Jugend, zur Beförderung seiner Kenntnisse, mit einem jungen Freunde nach Frankreich und England geschickt, wo er in Oxford zur Zeit Edwards IV eine Zeitlang studirte. Er wäre gern in Frankreich geblieben; aber seine Obern gestatteten ihm keinen langen Aufenthalt in Paris, damit ihm das Gift des Katholicismus nicht schaden möchte. Zur näheren Bestimmung seiner Ansichtsart und seiner Sprache will Rec. nur anführen, was er S. 210 vom pariser *Hôtel Dieu* vorbringt. „Das Ort, da die Siechen lagend, heimisch und frömd, Niderländer, Spanier, Italiäner, sum war niemand ussgeschlossen, war ein mächtig witter Saal, wie ein gross wytt Münster, treffenlich hoch, gewelbt und Himmelblauw angestrichen, und mit schönen Listen beziert: Die Bettstatten in kumlicher Ordnung gestellt, alles gar suber; dann warend auch zwo kostlich wol bereit Apotheken und verordnete Doctores der Arzney, Apotheker, Wundarzten, so all uff die Kranken gar flyssig und ordentlich mustend warten: auch nit minder als dry Kapellen mit jren Altären also zugericht, dass die Kranken konntend sähen Mess haben, und die Hostien elevieren (ward damals nach Pabstthums Recht für den besten Troost geacht). Es müssend auch die verordneten Priester, Caplän und Bychtväter, geflyssen uff die sähen, so man Schwachheit halber mit dem Sakrament und letzter Oelung solle versähen: zu oberst in diesem Sal, wie auch an der undern syten warend beschlossne Porten und by jeder ein karren, und daruff ein Sarch oder Todtenbaum, schwarz angestrichen, gar naach in Form eines Reysstrogs: darin wurdend die Todten gelegt, und uff verordneten eignen Gottesacker zur Bestattung hinausgefüert. Man kommt nimmer in disen Sal, das mit etwer gefunden werde, in sinen Zügen und letzten Nöten ligen; die vyle der Kranken, so domals dar gelägen, ward geacht nit minder als achthundert Personen." In England kam er mit seiner Kenntniss des Französischen durch, und wollte das Englische nicht lernen. „Ich wollt mich ye uff des Lands Sprach in keinem Wäg begäben, sagt er S. 225, zum theil uss Kürze der Zyt, zum theil das sy ussert irem Land und Marchen nienen gebrucht wirt. Die rächt waar englisch Spraach wöllend wir erst im waaren Engelland, in Gottes ewigem Himmelrych erlernen, und mit dysser by der Gmeinsame aller Seligen und Usserwälten, Gott ewigklich loben und prysen." Die Seeschiffe beschreibt er S. 243: „Die Meerschiff alle, habend nit ebnen Boden, wie uff unsern Seen und Wasseren brüchig, sondern sind rund und vast wie länglächt Eyerschaalen geformiert zu unterst aber und jmm Mittel der Länge nach habend sy ein fürgenden Gradt, der zertheilt und spaltet das Wasser, für das die Sägel uffgezogen sind." Auf der Insel Seeland findet er Torf, welche Art Feurung ihm unbekannt war. S. 246: „Der Grund in Seeland hat einen starken Schwäbelgeschmack, wird in Form der gevierten Ziegelsteinen ussgraben, und lustig wie Holz uffbyget und so er ertrochnet, für Kool und Holz verbrännet. Denn dar ist kein Überfluss Holzes zu finden." Im Petersmünster zu Gent sieht er „ein gar herrliche priesterliche *Cathedram*, stundind ob den Sitzen in jhrer Ordnung diss volgende Latinische Versle: *Prima Sacerdoti Cathedra est. Sculptaeque Ministris sunt reliquae. Hic nulla est, Laice, sella tibi;*" worüber er den Übermuth der römischen Pfaffen in Anspruch nimmt. In Mecheln war damals der Landgraf Philipp von Hessen in kaiserlicher Gefangenschaft. Niemals schreibt *J. M.* Kirche, sondern immer *Kilche;* wie auch *Morrderig*, *Zinstag*, statt Montag, Dienstag. — Auf den letzten 20 Seiten finden sich noch Auszüge aus den Briefen eines Selbstbeobachters, über Hypochondrie, innere und äussere Leiden, Menschenbestimmung, Menschenkenntniss, Unsterblichkeit und andere ernste Gegenstände.

Cht.

FORTSETZUNGEN.

Berlin, auf Kosten des Herausgebers und in Commission b. Maurer daselbst: *Nützliches und unterhaltendes berlinisches Wochenblatt für den gebildeten und denkenden Landmann.* Herausgegeben von *Friedrich Wadzeck*, königl. Professor, Bibliothekar u. s. w. Neuntes und zehntes Vierteljahr. 1811. Von S. 833 — 1040. 4. (1 Rthlr.) (S. die Rec. 1811. No. 11.)

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

September 1811.

I. Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer der Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Auguſt.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1811.

ACHTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1811.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1811.

THEOLOGIE.

1) Sulzbach, b. Seidel: *Geständnisse, seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend, in Briefen an einen Freund*, von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*. 1810. $11\frac{1}{2}$ Bog. 8. (20 gr.)

2) Leipzig, b. Vogel: *Briefe, veranlasst durch Reinhards Geständnisse seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend*, von Dr. *Heinr. Gottl. Tzschirner*, Prof. in Leipzig. 1811. 252 S. 8. (18 gr.)

Gewiss haben Autobiographieen gelehrter und berühmter Männer, in literarischer Rücksicht gefertigt, oder auch nur Nachrichten über den Gang ihres Studiums, über einzelne Methoden, wodurch sie sich dasselbe erleichterten, über Hülfsmittel oder Hindernisse, welche ihnen auf ihrem Wege begegneten, neben dem Interesse, welches sie jedem Gelehrten gewähren, ungemein viel Belehrendes für Jünglinge, welche sich ähnlichen Studien widmen wollen. In sofern verdient Hr. D. *Reinhard* allerdings für vorliegende Mittheilung den Dank des Publicums. Sie enthält als Geschichte seiner Bildung nicht bloss die der Bildung zum Prediger, sondern, wie das nicht wohl fehlen konnte, seiner Geistesbildung und seiner Studien überhaupt: besonders da, wie die Erzählung selbst ergiebt, nicht gerade ausgezeichnet viel, weder von ihm selbst geschehen, noch von den Umständen herbeygeführt war, ihm *direct* zu dieser Bestimmung zu bilden, vielmehr sein Studium der Alten, und seine philosophischen Übungen ihm *indirect* dabey trefflich nutzten. In dem ersten einleitenden Briefe entschuldigt er sich über die Menge der von ihm herausgegebenen Predigten damit, dass häufig von Nachschreibern seiner Predigten, welche sich damit einen Erwerb verschafften, verfälschte, oft den gröbsten Unsinn enthaltende Abschriften derselben unter das Publicum verbreitet waren. Für einen Mann, dessen Arbeiten einmal von so allgemein anerkanntem Werthe sind, bedarf es freylich einer solchen Entschuldigung überall nicht: nur für jüngere Männer, welche nach diesem Vorgange die Lust anwandeln möchte, ihre mittelmässigen Producte unter ähnlicher Entschuldigung beym Publico einzuführen, will Rec. den wohlgemeinten Rath beyfügen, dass sie diesem Missbrauche, durch eine öffentliche mündliche oder schriftliche Erklärung, dass sie keine solche Arbeit für die ihrige erkennten, die nicht etwa von ihnen selbst mit ihrem Namen unterzeichnet wäre, gar füg-lich vorbeugen könnten. — Zu den frühesten Vorbereitungen auf das Predigergeschäft rechnet Hr. *R.* die ihm schon als Knaben von zehn bis eilf Jahren als Beyspiel vorschwebende strenge, alles genau bestimmende Dispositionsmethode seines Vaters, die er beym Anhören von dessen Predigten scharf ins Gedächtniss fasste, für sich selbst zu Papier brachte, und sich von seinem Vater verbessern liess; sodann die frühzeitige Beschäftigung mit den Alten, zu welcher ihn sein Vater anleitete, deren Schönheiten er ihm sorgfältig entwickelte. Mit der deutschen Literatur ward er später vertraut, kannte Anfangs bloss *Canitz* und *Brokes*, ward späterhin, im dreyzehnten Jahre, mit *Haller* bekannt, den er fleissig studirte, auch in seiner Manier nachzuahmen suchte, und erst auf dem Gymnasio in Regensburg mit *Klopstock*, *Wieland*, *Ramler* u. A. Auf dieser Schule trieb er das Studium der Alten unermüdet fort, und setzte sich besonders Cicero in der Schreibart zum Muster; studirte auch die besten französischen Schriftsteller, *Corneille*, *Racine*, *Molière*, *Boileau*, *Bossuet* u. A. Seine Neigung zur Dichtkunst, welche er nebenher als Übung trieb, bildete seinen Stil immer mehr aus. Nach deutschen Mustern in Predigten aber sah er sich damals gar nicht um, weil, seiner Erklärung zufolge, er dieser Bestimmung der Zeit eher abgeneigt war; nur übte er sich unter Anleitung des Prof. *Grimm*, in der höheren Classe des Gymnasii, im Nachschreiben und Überarbeiten von dessen Homilien über das erste Buch Mose. Dieser, ein eifriger Crusianer, stimmte ihn ganz für die crusiusche Philosophie, welche Neigung ihm bis in die ersten Jahre seines Professorlebens noch beywohnte. — Der erste, gleich bey seinem Eintritt auf die Universität Wittenberg zur Probe gemachte, über Erwarten gelungene Versuch im Predigen erweckte in ihm wieder die Neigung für dieses Fach; jedoch zwang ihn die kurze Zeit, die er bey seinem Unvermögen nur auf der Universität verweilen zu dürfen hoffen konnte, zu dem Entschlusse, das Predigen selbst vor der Hand aufzugeben, und sich ganz dem wissenschaftlichen Studio zu widmen. Er bedauert es dabey sehr, dass der damalige Zustand der Universität ihm die Gelegenheit versagte, theologische Moral, Pastoraltheologie und Homiletik zu hören. (Ein ähnlicher Unstern ist mehreren verdienten Männern widerfahren. Rec. erinnert sich noch sehr wohl, dass auf seine Klage, es sey ihm nicht möglich geworden, Kirchenhistorie zu hören, der sel. *Nösselt* ihm erwiederte, „er habe dasselbe Schicksal mit der Moral erlebt", die er doch für seine Zeiten sehr gut las. Bey

diesen Wissenschaften ersetzt eigenes Studium, verbunden mit philosophischen und Sprach-Kenntnissen, gar sehr viel.) Um diese Zeit las er den *Saurin* häufig, und suchte sich nach ihm zu bilden. — Im sechsten Briefe ermahnt der Vf. junge Studirende, ihre Wissenschaften auf Universitäten ja planmäsig, nach einer richtigen Methode, zu treiben, welches ihm bey der kurz zugemessenen Zeit seiner akademischen Laufbahn nicht möglich gewesen wäre, und erklärt, dass ihn bloss das Lesen der alten Rhetoriker und Redner, besonders des *Demosthenes*, dessen Rednergrösse er umständlich aus einander setzt, für den Mangel der homiletischen Vorlesungen schadlos gehalten hätte. Bey dieser Gelegenheit liefert der Vf. S. 54—55 ein sehr lesenswürdiges Ideal von dem, was wahre Kanzelberedsamkeit ist; auch bezeichnet er ausführlich, welchen Vortheil ihm sein philosophisches Studium in Bearbeitung seiner Kanzelvorträge nach Materie und Form geleistet habe. Im J. 1777 habilitirte er sich, und nahm 1778 auch den Grad eines Baccalaureus der Theologie an, um neben den philosophischen auch theologische Vorlesungen zu halten; im J. 1780 ward ihm eine theologische Professur übertragen; im J. 1782 überkam er den theologischen Doctorgrad, und 1784 die Stelle eines Probstes an der Schloss- und Universitäts-Kirche zu Wittenberg. In die Periode dieser seiner ersten Universitätsamtsjahre fiel, bey näherer Untersuchung der sämmtlichen philosophischen und theologischen Systeme, der von dem Vf. sehr lebhaft geschilderte Kampf mit sich selbst, welcher gleich Anfangs seine Anhänglichkeit an das crusiussche System erschütterte, und hienächst ihn zu dem Resultate führte, als Eklektiker in der Philosophie nichts zu behaupten, was mit der Sittlichkeit, in der Theologie, nichts, was mit den Behauptungen der Bibel stritte. Im achten Briefe beschreibt Hr. *R.* nun näher die Sorgfalt, welche er bey seiner damals noch nicht oftmaligen Übung im Predigen, und seinen häufigen Professurgeschäften, auf die Ausarbeitung seiner Predigten wandte, so dass, ehe er die eine hielt, immer schon die andere völlig verfertigt gewesen sey. (Diese Vorarbeit hat allerdings in manchem Betracht ihr Gutes: nur möchte Rec. sie nicht allen Predigern als Pflicht auflegen. Sie scheint auf der anderen Seite doch auch das Interesse des Predigers zwischen zwey verschiedenen Materien zu theilen, und ist wohl hauptsächlich nur denen zu empfehlen, welche mit bedächtiger Ruhe zu arbeiten gewohnt sind; dagegen lebhafte Köpfe, von starker Imagination, sich am liebsten mit Enthusiasmus an die Arbeit machen, gerade dann wenn sie erfoderlich ist. — *Nicht bis auf die letzte Zeit alles ankommen zu lassen*, ist wohl die Hauptregel, welche in der Mitte liegt.) Der Vf. rühmt, durch diese Methode bey seinem schwachen Wortgedächtnisse desto mehr Zeit zum Memoriren gewonnen zu haben. Die in seinen Predigten bis in die kleinsten Unterabtheilungen sichtbare Dispositionssorgfalt leitet er zum Theil von jenen Übungen seiner Kindheit, zum Theil von dem Tabellarischen seiner akademischen Vorträge her, und führt dafür den Vortheil an, dass die Predigten so auch dem weniger gebildeten Zuhörer behaltbarer wären. (Das Letztere mag bey einigen sehr aufmerksamen Zuhörern der Fall seyn; andere könnten eher durch die grosse Zahl der Abtheilungen verwirrt werden, und die grössere Zahl auch der Achtsamen wird doch mehrentheils nur von einzelnen nachdrücklichen Stellen der Rede ergriffen, ohne sich von ihrem Zusammenhange genaue Rechenschaft geben zu können.) — Wenn der Vf., indem er nochmals auf die von ihm nicht frühe genug benutzten Vortheile des Lesens guter Musterpredigten zur Erinnerung für angehende Prediger zurückkommt, S. 87 sich äussert: „Nun war ich zum Nachahmen zu alt geworden": so darf Rec. wohl in seiner Seele dem Missverständnisse zuvorkommen, als empfehle er das Lesen um des eigentlichen *Nachahmens* willen. Alles angelegentliche Nachahmen bindet sclavisch: mehrentheils wird nur Buchstabe und Ton des Schriftstellers nachgeahmt, der Geist geht auf den Nachahmenden nicht mit über. Nur die verschiedenen Darstellungen einer und derselben Wahrheit von mehreren Seiten, die vielfachen Gründe für dieselbe, ihr Umfang und ihre Anwendbarkeit auf einzelne Situationen, und in Hinsicht der Form die Reinheit und Fülle der Diction, die Haltung und Rundung der Perioden, die verschiedenen Wendungen des Ausdrucks, und der richtige Gebrauch der verschiedenen Rednerfiguren am gehörigen Orte, zum Nachdruck und zur Rührung, das ist es, was man grossen Mustern ablernt. Weiter wollte gewiss auch der Vf. nichts andeuten. — Wenn Hr. *R.* im IX Briefe eine umständliche Vertheidigung der Orthodoxie seiner Predigten unternimmt: so hat er mit allen rechtschaffenen und denkenden Männern das volle Recht gemein, von allen anders Denkenden die gebührende Achtung für seine Privatüberzeugung zu fodern. Um der weniger scharf Denkenden willen indessen, welche es am bequemsten finden, *in verba magistri jurare*, sieht sich dennoch Rec. genöthigt zu wiederholen, was sonst schon oft gesagt und bewiesen ist: 1) dass die weite felsenfeste Kluft, die man zwischen dem Rationalismus und Supranaturalismus zu finden meint, bloss auf den strengen Begriffen von *unmittelbarer wundervoller* Inspiration beruhe, dass es aber weit gemäsigtere Begriffe von Inspiration gebe, bey welchen sich beide brüderlich die Hand reichen, und die schönste Consequenz bewirken; 2) dass eben auch hienach die strengeren und gemäsigteren Begriffe von dem Positiven in der Religion sich modificiren; 3) dass der Unterschied zwischen *Vernunft* und *Offenbarung* auf unrichtige Voraussetzungen sich gründe, indem die Lehren der blossen Vernunft so gut wie die der Bibel auf Offenbarung sich gründen, man folglich nur zwischen der Offenbarung der Vernunft und der biblischen unterscheiden dürfe; 4) dass die Streitigkeiten, Widersprüche und Verirrungen, welche Hr. *R.* der menschlichen Vernunft Schuld giebt, sich ja in Hinsicht der Auslegung der Bibel nicht weniger finden; 5) dass sich wider die strenge Consequenz des

dogmatischen Systems so viel mehr einwenden lasse, je öfterer es seit jenen scholastischen Bestimmungen des 16 bis 18 Jahrhunderts schon umgemodelt ist, indem selbst das System des Hn. R. schwerlich in allen Stücken mit jenem übereinstimmen wird; 6) dass der Prediger dennoch mit vollem Rechte die religiöse Wahrheit als göttlich und im Namen Gottes verkündigen dürfe und müsse, ohne diesen Begriff gerade von einer wundervollen Inspiration abzuleiten. — Was von dem moralischen Bedürfnisse eines Versöhners mit Gott und der mangelhaften menschlichen Tugend S. 106 ff. gesagt wird, beruht wieder auf individueller Überzeugung, und ist als solche respectabel; um sie aber zur Glaubenslehre der Bibel für Christen zu erheben, müsste genauer, als es hier geschehen ist, und geschehen konnte, erst unterschieden werden, was in den biblischen Darstellungen der Absicht des Todes Jesu nur den Zeitbegriffen angehört, und was als allgemeine Religionslehre zu betrachten ist. Man verdanke immerhin die Zuversicht zur Gnade des eben so gütigen, barmherzigen und langmüthigen, als heiligen und gerechten Gottes den Verdiensten Christi — das wird kein dankbarer Verehrer Jesu abzuleugnen verlangen: nur verirre man sich nicht über das Wie dieser Begnadigung in die Speculationen des Systems, wovon das N. T. nichts weiss. Dieses sagt nirgends, wir würden *um des Todes Jesu willen* begnadigt und gerecht, sondern überall nur *εν ονοματι αυτου*, welches bekanntlich einen ganz anderen Sinn hat. — Sehr lesenswerth und lehrreich für angehende Prediger, nur keines Auszugs fähig, ist das, was der Vf. im X und XI Briefe über die Erfindung der Materien nach Massgabe vorgeschriebener Texte, und über die Vortheile einer genauen Dispositionsmethode sagt. Über die Ausstellungen, welche derselbe wider manche seiner eigenen Dispositionen macht, würde Rec. doch hin und wieder anders entscheiden. Z. B. S. 149 würde das Thema: *Warnungen vor falscher Gewissenhaftigkeit*, ganz logisch richtig 2 Theile haben müssen: 1) die Natur dieses Fehlers, 2) die Warnung davor. Denn ehe ich die Gründe, warum man sich vor einem Fehler zu hüten habe, anführen kann, muss ich ja den Fehler selbst erst recht genau bezeichnen: schon in dieser Auseinandersetzung liegt ein Theil der Warnung. — Nicht weniger verdient hat sich der würdige Vf. um die jüngere Welt der Prediger durch die kritischen Bemerkungen über die Schreibart in seinen Predigten im XII und letzten Briefe gemacht, obgleich auch hie und da der Tadel ein wenig zu scharf seyn möchte.

Wenn die durch dieses Buch veranlassten *Briefe* des Hn. D. *Tzschirner* (No. 2) nach Hn. *Reinhards* künftigem Ableben als eine Lobschrift auf ihn herausgegeben wären: so würde Rec. weniger wider ihren Inhalt einzuwenden finden. Allein so angenehm jedem verdienstvollen Manne die Aussicht seyn muss, seine Verdienste bey der Nachwelt richtig gewürdigt zu wissen: so sehr muss es doch nach Rec. Ansicht die Bescheidenheit des würdigen *R.* beleidigen, sich noch bey Lebzeiten so mit vollen Händen den Weihrauch gestreut zu sehen. Denn die wenigen Ausstellungen, welche der Vf. hie und da mit untergemischt hat, können bloss für Schattirungen gelten, welche beynahe bestimmt zu seyn scheinen, die hellen Parthieen nur desto mehr hervorzuheben. — Was, davon abgesehen, den Inhalt derselben betrifft: so hat es der Vf. grossentheils darauf angelegt, die *reinhardschen* Geständnisse zu commentiren. Dieses Geschäftes aber, scheint es, hätte er sich wohl überheben können. Denn das Geschichtliche, wie es aus den Geständnissen hervorgeht, bedarf eigentlich keines Commentars, wenn nicht etwa, wie es hier nicht geschieht, neue Facta als Belege kurzer Resultate beygefügt werden. Im 1 Briefe wirft sich der Vf. zwey Fragen auf: die *eine*, wie *R.* bey einem schwächlichen Körper und vielen Amtsarbeiten als Schriftsteller *so viel geleistet habe?* die *zweyte:* wie er mit einer gründlichen Gelehrsamkeit so *viel Rednertalente* zu vereinigen gewusst habe? Die erste erklärt er in sich selbst für unbeantwortlich, und deducirt nur einen Theil dieser Erscheinung aus der genauen Ökonomie, welche *R.* in Hinsicht seiner ganzen Lebensweise zu beobachten wisse; die zweyte leitet er aus dessen philosophischem Studium und vielseitiger wissenschaftlicher Bildung ab. Der 2 und 3 Brief nimmt bloss Gelegenheit, von *Reinhards* Schilderung seiner jugendlichen Bildung auf mehrere bekannte Gemeinsätze in Absicht der jugendlichen Bildung künftiger Gelehrten, besonders der Prediger, aufmerksam zu machen. Lesens- und beherzigungswerth ist jedoch die Excursion, welche sich im 4 Briefe über die sogenannte Naturphilosophie, im Gegensatze gegen die Speculationen philosophischer Systeme, und die Unhaltbarkeit der ersteren findet. Wenn der Vf. im 5 Briefe jungen Theologen räth, als Vorbereitung auf die Kanzelberedsamkeit, ihre Lectüre auf mehrere der vorzüglichsten Kanzelredner, der deutschen sowohl als anderer Nationen, auszudehnen, ohne zu fürchten, dass sie dadurch ihre Originalität verlieren würden: so hat er im Allgemeinen freylich Recht. Allein der angehende Prediger wird doch unter dieser Menge immer einen und den anderen finden, dessen Gedankengang, Darstellungsweise und Schreibart ihm vorzüglich zusagt, mit der seinigen am meisten harmonirt; und diese vorzüglich zu studiren, wäre ihm doch ohne Zweifel auch anzurathen, ohne dass er auf der anderen Seite befürchten dürfte, ihr blinder Nachahmer zu werden, wenn er nicht bloss ihren Ton und ihre Worte, vielmehr ihren ganzen Geist aufgefasst hat. Denn — welches der Vf. wohl hätte genauer bemerken mögen, da er über die Bildung durch Lectüre Anweisung geben wollte — nicht das gehäufte und zerstreute Lesen vieler einzelner Predigten bildet den künftigen Kanzelredner, sondern die genauere Bekanntschaft mit der eigenthümlichen Manier, mit dem Lichtvollen, Gründlichen, Energischen, Rührenden, welches die Musterpredigten auszeichnet, die aber nur durch das sorgfältige Eindringen in ihre ganze Construction gewonnen werden kann; daher auch hier vorzüglich gilt, *non multa, sed multum.* — Umständlich lässt sich der Vf. in eine Vertheidigung *Reinhards* wegen seiner dargelegten dogmatischen Überzeugungen ein, deren es

eben so wenig bedurft hätte, indem *R.* die Gründe derselben, und die ihn darauf hinleitenden Veranlassungen, selbst offen genug zu Tage gelegt hat, und man am Ende nichts weiter dafür sagen kann, als dass religiöse Überzeugungen das freye unantastbare Eigenthum jedes denkenden Kopfes bleiben. Zweckmäfsiger wäre es wohl gewesen, darauf aufmerksam zu machen, dass diese Individualität der Überzeugung keinen, aus Vorurtheil des Ansehens, hinreifsen müsse, indem *R's.* Gründe nicht für Alle gleiches Gewicht haben können. Vielleicht aber liefs sich auch dieses bey *Reinhards* Leben nicht sagen, damit es nicht für eine Auffoderung zur Apologie an ihn gelten möchte. — Etwas thut jedoch der Vf. in dieser Absicht, indem er *Reinhards* Äusserung, „dass der *Rationalismus* mit der Idee *einer höheren Offenbarung* schlechterdings im Widerstreit stehe", in Anspruch nimmt. Er stellt nämlich nur den *Naturalismus* (den er von einem vernünftigen, mit dem Glauben an den höheren Ursprung des Christenthums allerdings zu vereinbarenden, Rationalismus wohl unterscheidet) dem Supranaturalism entgegen, und bemerkt, dass für ihn die Idee einer *unmittelbaren* Offenbarung keine Schwierigkeit finde, indem die mittelbare Wirksamkeit Gottes eben so unbegreiflich sey als die unmittelbare. Hinzusetzen hätte er doch noch wohl mögen, dass der dogmatische Begriff des Unmittelbaren schlechterdings weder von Christo noch den Aposteln *ipsissimis verbis* gelehrt, sondern nur von den Theologen durch die sogenannte *bonam consequentiam* (die aber, im Vorbeygehen gesagt, gar oft in eine *malam consequentiam* ausgeartet ist) hervorgehoben sey, und wir mit dem Begriffe des *Ausserordentlichen*, welches allerdings in der Stiftung des Christenthums unverkennbar ist, eben so weit reichen, als mit dem Begriffe des Unmittelbaren. — Übrigens verzweifelt wohl jeder denkende Theolog mit dem Vf. S. 82 an einer durchgängigen Übereinstimmung der Meinungen über diese Sache. — Im 6 Briefe wird der Charakter der *reinhardschen* Predigtmethode aufgestellt, und in folgender Zeichnung geschildert: „Unerschöpfte Mannichfaltigkeit der Materie, bey einem seltenen Wechsel der Form; ebenmäfsige Vollendung des Ganzen bey einem seltenen Hervortreten einzelner Theile; eine Besonnenheit, welche über der Thätigkeit der Kraft, aus deren Fülle das oratorische Leben kommt, mit unablässiger Strenge wachet und waltet: Kunst und Wahl, ohne gesuchten Schmuck und ängstliche Strenge; Reiz und Schmuck, nicht Pracht und Glanz; mehr ernste Würde als heitere Anmuth und zarte Weichheit, und endlich eine gleichmäfsige Mischung von Klarheit, Fülle, Präcision und Stärke." Diese Schilderung möchte immerhin — obgleich die Distribution ein wenig lang gerathen ist, und manche Antithesen in derselben ein wenig gesucht scheinen, — ziemlich treffen: indessen ermüdet wirklich die Umständlichkeit des Commentars, den der Vf. diesen allgemeinen Charakteristik beygefügt hat. Einen kleinen Tadel mischt er doch in der Auseinandersetzung der *reinhardschen* Besonnenheit im Vortrage mitunter S. 104 „dass sie oft das Feuer der Begeisterung zu früh auslösche, und noch ein höheres oratorisches Leben *R's.* Predigten durchdringen würde, wenn er sich seinem Genius vertrauensvoller hingäbe." Allein wenn man einmal diese Eigenschaft als charakteristisch bey *R.* betrachtet: so fällt es in die Augen, dass ein solches Hingeben dazu nicht passe, und etwas am Charakter selbst verwischen würde. Der 7 Brief läfst sich über die Materie der *Reinh.* Predigten weiter aus. Wenn gleich Rec. dem Vf. beystimmt, der das Dogma vom thuenden Gehorsam Christi, als nicht biblisch, aus *R's.* Predigten wegwünscht: so dürfte sich doch dieser, vermöge seines Dogmatismus, noch wohl zur Vertheidigung auf mehrere Stellen, als die Röm. 5, 19. berufen. — Was der Vf. S. 135—137 über die Vorstellungsarten mancher Dogmen, nach dem biblischen System, und ohne dasselbe, erinnert, scheint ein wenig mit seiner vorigen Ansicht, von der Vereinbarkeit des rationalistischen Systems mit der Offenbarungstheorie, im Contraste zu stehen. Warum sollte nämlich der Prediger, welcher in der Lehre von der Auferstehung des Leibes nur eine symbolische Darstellung der Lehre von der Unsterblichkeit findet, sich nicht in eben diesem Sinne der Entwickelung dieses Bildes bedienen, in welchem sich nach seiner Ansicht Christus selbst desselben zur Versinnlichung bediente, um so mehr, da der tiefdenkendste Philosoph über dieses künftige Ereigniss nicht einmal etwas festzusetzen vermag? Der Ausdruck S. 141 „*dass es einen Kreis moralisch gleichgültiger Dinge gebe*, über welche die Sittenlehre ihre Vorschriften nicht ausdehnen dürfe", ist doch wohl einer Zweydeutigkeit unterworfen, da es, streng beurtheilt, keinen einzelnen Fall geben kann, in welchem Entschluss und That nach dem Sittengesetze völlig gleichgültig wäre. Vom 8 Briefe an werden die Erläuterungen wirklich instructiver. Was da, auf Veranlassung der *reinhardschen* Predigten, von der Wahl und Erfindung, von Behandlung der Materien, von Anordnung der Rede, von der Dispositionsmethode, vom Ausdruck und äufseren Vortrage, Declamation und Action u. s. w. gesagt wird, verdient von angehenden Predigern beherzigt zu werden. Ob der Prediger sich mehr der *regressiven* oder der *progressiven* Methode bedienen solle, hängt nach Rec. Urtheil sehr von der gröfseren oder geringeren Bildung seiner Zuhörer ab: mithin möchte er *R.*, der vor sehr gebildeten Zuhörern redet, nicht so unbedingt, wie der Vf. S. 186. 187, der Wahl der letzteren halber in Anspruch nehmen. — Die Regel S. 192 über die Erregung der Gefühle, ist in der Theorie ganz richtig, „nicht auf Kosten der Überzeugung, und *ne quid nimis*": nur wird in der Anwendung auf einzelne Fälle das Urtheil über die letzte Bedingung wohl nach Mafsgabe der gröfseren oder geringeren Lebhaftigkeit des Redners, wie der Zuhörer, immer sehr verschieden ausfallen. Der Versuch, den Vorzug der *reinhardschen* Diction durch Variationen des Ausdrucks einzelner Sätze darzuthun, S. 226 ff., scheint übrigens müssig zu seyn, weil ohnehin bey jeder solchen Veränderung das Eigenthümliche des Stils verloren geht.

W.Rth.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

(Ohne Angabe des Druckorts): *Über die Natur der weiblichen Erbfolge in Allodial-, Stamm- und altväterliche Güter, nach Erlöschen des Mannsstammes, sowohl beym hohen, als niederen Adel in Deutschland.* Von *J. Schott.* 1809. VI und 252 S. 8. (22 Gr.)

Der Gegenstand dieser Abhandlung ist bekanntlich einer der berühmtesten und wichtigsten des deutschen Rechts. Schon oft hat er die geübtesten Federn, schon oft mächtige Fürsten und ihre Cabinette erhitzt. Die Natur der weiblichen Erbfolge wurde bald in gelehrten Abhandlungen und Deductionen, bald durch Soldaten auf dem Schlachtfelde genauer entwickelt und näher aus einander gesetzt. Nichts giebt rechtlichen Ansprüchen mehr Nachdruck, als Waffengewalt; denn der Stärkere hat immer in dem, was er spricht und thut, das Vorurtheil auch des Gerechteren für sich. Aber freylich findet diese Lehrmethode nicht überall und immer Anwendung, und mithin müssen da, wo Waffen nicht vertheidigen können, die Gründe des Rechts desto thätiger und nachdrücklicher seyn.

Der Vf. vorliegender Schrift ist seinem Gegenstande ganz gewachsen; er hat ihn mit Sachkenntniss, Fleiss und Ordnung behandelt. Neue Ansichten, neue entscheidende Gründe liefert er zwar nicht; aber man findet darin vollständig, kurz und gut zusammengetragen, was zu den Hauptmomenten dieser Lehre gehört. Die Partey, für die er streitet, ist ihm allen Dank für seine gut geleisteten Dienste schuldig; er hat das Mögliche für sie gethan; und es wären allen Parteyen solche Sachwalter zu wünschen. In dieser schwierigen Lage müssen, um Irrthümer zu vermeiden, viele Fälle, welche vorkommen können, ganz genau unterschieden werden. Dazu aber muss man seine Materie in ihren feinsten Nüancen kennen: Der Vf. ist in diesem Falle. Man sieht bald, dass seiner Schrift ein grosses Studium der Materie voranging.

Die Veranlassung zu dieser Schrift ist folgende: Es erlosch mit den drey Brüdern, Franz Ludwig, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, Karl Friedrich, dem letzten Kurfürsten von Mainz, und mit Lothar Franz von Ertal, der von ertalsche Stamm. Lothar Franz, der den 4 Dec. 1805 zuletzt und ohne Kinder verstorbene Besitzer aller von ertalschen Güter, verfügte, in einem letzten Willen, über alle seine liegenden Güter zu Gunsten eines Verwandten von mütterlicher Seite.

Weibliche Descendenten des von ertalschen Geschlechts, dem Erblasser im eilften Grade verwandt [der Vf. ist sich hierin nicht gleich; denn S. 5 sagt er: im *zwölften* Grade; hingegen S. 119 und 128 spricht er vom *eilften* Grade], widersprachen der Gültigkeit dieser Verfügung, indem sie vor Gericht behaupteten, der Erblasser habe, nebst seinen Feudalbesitzungen, auch über alle altväterlichen Stammgüter und Allodien, nach den ertalschen Familienstatuten, nicht disponiren können, und, nach eben diesen Statuten, succediren diejenigen weiblichen Descendenten, ohne alle Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, und mit Ausschliessung aller Übrigen, welche noch *Geborene von Ertal* seyen. Diesen Prätensionen setzt sich nun der Vf. entgegen, indem er zuerst im Allgemeinen die Rechte weiblicher Descendenten auf Stamm- und Geschlechts-Güter untersucht, und dann die Anwendung auf die von ertalschen weiblichen Descendenten macht. In dem allgemeinen Theile bemerkt der Vf., nach einer sehr natürlichen Eintheilung, ganz richtig, dass die Begründung weiblicher Erbrechte, nach erloschenem Mannsstamme, nur denkbar sey, entweder durchs Gesetz, oder durch Verträge, oder durch fideicommissarische Anordnungen, oder durch Observanz, oder durch die Natur der Stammgutseigenschaft, oder durch ein Testament des letzten Mannssprossen. Bey jeder dieser sechserley Begründungsarten lassen sich stets die drey Fragen aufwerfen: Sind alle weiblichen Descendenten zur Erbfolge gerufen, oder nur einige? Ist von blosser *Erbfähigkeit* die Rede, oder von *Notherbrecht*? Succediren die gerufenen Töchter in die ganze Verlassenschaft des letzten Mannssprossen, oder nur in einen Theil? In dieser natürlichen, richtigen Ordnung hat der Vf. sein Thema abgehandet, und eben dadurch seiner Deduction viel Klarheit gegeben.

Was der Vf. S. 9. §. 4 ff. von der Geschichte der weiblichen Erbfolge vor Justinian, bey den verschiedenen Völkern des Alterthums, anführt, ist sehr mager, und zum Theil unrichtig. Er hätte noch viele andere Völker des Alterthums, namentlich die Indianer, die Perser, die Ägyptier und viele griechische Staaten, so wie die Amerikaner, anführen können, bey welchen allen Weiber nie Ländereyen erben konnten; und es ist bemerkungswürdig, dass unter den Griechen *Aristoteles* [Politik, 2 Buch, 9 Abschnitt] und unter den Römern *Cato* [Gellius XVII, 6] sehr gegen das Vermögen der Weiber eifern, und dass der erste sogar Sparta's Unglück und gänzlichen Fall dem Reichthume der Weiber zuschreibt. — Un-

richtig ist es, wenn der Vf. S. 10. §. 5 sagt, bey den Römern sey den Töchtern, durch das voconische Gesetz, die väterliche Erbschaft unbeschränkt versagt gewesen. Das voconische Gesetz selbst verordnete nur, dass kein Römer ein Frauenzimmer *im Testamente* zur Erbin einsetzen solle; über die *Intestaterbschaft* bestimmte es schlechterdings nichts. Die römischen Rechtsgelehrten, die nach der Zeit des voconischen Gesetzes gelebt haben, schränkten aber, nach der Analogie dieses Gesetzes, auch die Intestaterbschaften der Frauenzimmer ein, und stellten in dieser Hinsicht den Satz auf: dass in Zukunft von Frauenzimmern nur allein die *suae heredes*, nämlich die in der väterlichen Gewalt sich befindenden Töchter, und die *sorores consanguineae*, jene in der ersten, diese in der zweyten Classe *ab intestato* erben, die übrigen Frauenzimmer hingegen alle, ohne Unterschied, von jeder Intestaterbschaft ausgeschlossen seyn sollen. Demnach erbten die Haustöchter, nach Suitätsrechten, und die *sorores consanguineae*, als nächste Agnatinnen, auch noch nach dem voconischen Gesetze, wie zuvor, *ab intestato*, und nur die übrigen Frauenzimmer konnten nicht mehr Intestaterbinnen seyn. Den Haustöchtern und den *sororibus consanguineis* war das voconische Gesetz nur in soferne nachtheilig, dass sie nun *im Testament* nie mehr bekommen konnten, als sie *ab intestato* erhalten hätten; allein ihrer Intestaterbschaft geschah durch das voconische Gesetz nicht der mindeste Eintrag. Den übrigen Frauenzimmern hingegen war das voconische Gesetz in jedem Betrachte nachtheilig; denn diese konnten nun im Testament nicht mehr zu Erbinnen eingesetzt werden, und auch *ab intestato* konnten sie nicht mehr erben, weil sie durch die Interpretation der Rechtsgelehrten, die bey ihnen, *aber nur bey ihnen*, nach der Analogie des voconischen Gesetzes weiter gingen und schlossen, auch von der Intestaterbschaft ausgeschlossen waren. Der Gang der weiblichen Intestaterbfolge nach römischem Rechte ist eben so dunkel, als bis auf die neuesten Zeiten noch bestritten. Nach Rec. vollkommenster Überzeugung war das Intestaterbrecht der Weiber vor den XII Tafeln, und selbst in den XII Tafeln, weniger begünstiget, als man gewöhnlich, und selbst noch bis auf diesen Tag, glaubt. Einige helle Köpfe Italiens und der Engländer *Home* haben dieses schon längst eingesehen; der gelehrte *Perizonius* ahnete auch etwas davon [*Dissertat. Trias.* Halae 1722. 4. p. 99], und der verstorbene Professor *Seger* in Leipzig [*D. Miscella argumenta jur. civ. praesertim decemviralis.* Lips. 1768. p. 10—15], so wie *Hofacker* [*D. de fundam. Success. ab intest.* §. 28], führten entscheidende Gründe dafür an. Aber, wie es gewöhnlich mit neuen Theorieen geht, deren Prüfung ein grosses Studium vorausgehen muss, man schenkte diesen Schriften die Aufmerksamkeit nicht, welche sie verdienten; und so war es natürlich, dass die gewöhnliche Meinung die Oberhand behalten, und die neue Theorie die Stimme eines Predigers in der Wüste bleiben musste.

Von S. 12 bis 24 beweist der Vf., dass nach den alten rein deutschen Rechten, und vor dem Bekanntwerden des römischen Rechts, dem Mannsstamme keine Pflicht der Gütererhaltung zu Gunsten der weiblichen Descendenz anbefohlen worden sey. Dieser Beweis ist allerdings als richtig anzunehmen, und selbst die Gegner der Theorie des Vfs. widersprechen diesem Satz nicht. Wenn übrigens der Vf. bey dieser Gelegenheit §. 10. S. 20 sagt: „es hätte eigentlich als ein negativer Satz gar nicht bewiesen werden müssen, dass vor dem Bekanntwerden fremder Rechte in Deutschland ein nothwendiges Erbrecht weiblicher Descendenten eine unbekannte Sache gewesen sey; es wäre genug, gezeigt zu haben, dass dem Mannsstamme nirgends eine Überlieferung seines einmal erhaltenen Erbgutes an weibliche Descendenten anbefohlen war": so ist dagegen zu bemerken, dass der Rechtssatz *de non probanda negativa* mit scientifischen Untersuchungen nichts zu thun habe; dass auch negative Sätze, selbst in gerichtlichen Streitigkeiten, nur zu oft bewiesen werden müssen, und dass ja der Beweis, dass dem Mannsstamme nirgends eine Überlieferung seines einmal erhaltenen Erbgutes an weibliche Descendenten anbefohlen war, gleichfalls ein *negativer Satz* sey.

Von §. 11 bis §. 19, S. 24—41, sucht der Vf. zu zeigen, dass, auch nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland, wenn Söhne bey dem Tode des Vaters vorhanden wären, die alte gesetzliche Ausschliessung der Töchter von den väterlichen Gütern bey dem deutschen Adel in ihrer vollen Wirksamkeit geblieben sey. Diesen Beweis führt er durch mehrere vorhandene Gesetze und Beschreibungen der Gewohnheiten jener Zeit, sowohl bey den eigentlich deutschen Völkern, als denen, welche deutschen Ursprungs sind. So viel sich aber auch der Vf. auf diesen Beweis zu Gute thut, und so ein grosses Moment er darauf setzt: so hält ihn Rec. doch keineswegs für so bedeutend. Denn einmal beweisen die von dem Vf. angeführten Gesetze und Gewohnheiten nicht, dass *überall*, sondern nur, dass in *vielen* Provinzen Deutschlands Gesetze und Gewohnheiten vorhanden waren, welche über das Erbrecht der Weiber andere Grundsätze, als das römische Recht, aufstellten; und dann ist selbst nicht einmal die Existenz aller dieser Gesetze und Gewohnheiten an sich schon ein hinreichender und untrüglicher Beweis dafür, dass man sie, seit dem Bekanntwerden des römischen Rechts, auch immer befolgte, und in den Gerichten danach sprach. Wenigstens glaubt Rec., dass nicht nur der Sachsen- und Schwaben-Spiegel eben so wenig hinreichend beweise, was vor Jahrhunderten in Sachsen und Schwaben üblich war, als dass es noch jetzt in Übung ist; sondern auch, was die Hauptsache ist, dass mit dem Bekanntwerden des römischen Rechts die Basis aller alten deutschen Rechte und Gewohnheiten erschüttert wurde, und diese nunmehr eine sehr unsichere und schwankende Existenz erhielten. Die deutschen Herren, die auf der Rechtsschule in Bologna das von Kaiser Friedrich I auf jede Art begünstigte römische Recht studirt, und als eine Wissenschaft, die sie vor den ungelehrten Richtern ihres Vaterlandes vortheilhaft

auszeichnen, und ihnen Ehrenstellen, Macht und Geld verschaffen sollte, liebgewonnen hatten, verachteten, nach ihrer Rückkehr, die einheimischen Rechte und Richter auf gleiche Art. Offenbar waren sie auch mehr im Stande, besondere Fälle mit Anführung ausdrücklicher Texte, die grossentheils der natürlichen Billigkeit gemäss sind, zu entscheiden, als die deutschen Richter, welche weit weniger *casus in terminis* in ihren Gesetzbüchern fanden, und die entfernteren Conclusionen aus den angenommenen Principien nicht herzuleiten wussten, sondern nach dem oft übel gegründeten Gutdünken sprachen, ohne einen hinreichenden Entscheidungsgrund anführen zu können. Die von der mächtigen Klerisey unterstützten Doctoren brachten diese daher bald unter die Füsse, und liesen es nicht dabey bewenden, die Mängel des deutschen Rechts aus dem päbstlichen und römischen zu ersetzen, sondern sie suchten jenes sogar zu verdrängen, und sich der richterlichen Gewalt zu bemeistern; was nothwendig erfolgen musste, sobald eine Wissenschaft von den Richtern erfodert wurde, die denjenigen mangelte, mit denen bisher die Gerichte besetzt waren. Aus diesem Grunde kann der Sachsen- und Schwaben-Spiegel für die Praxis der damaligen Zeiten nicht viel beweisen; diese wird weit besser und richtiger aus den Consilien und den anderen Schriften der Rechtsgelehrten des XIV, XV und XVI Jahrhunderts geführt, welche aber ganz andere Resultate liefern, als jene Sammlungen alter deutscher Rechte und Gewohnheiten. Eine ganze Menge altdeutscher Rechte und Gewohnheiten ist durch die romanisirenden deutschen Juristen des Mittelalters verdrängt worden, ohne alle Rücksicht, ob sie in dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel standen, oder nicht. Diess ist allgemein bekannt und anerkannt. Wie kann also mit diesen Gesetzsammlungen bewiesen werden, dass die darin enthaltenen Rechte und Gewohnheiten sich auch noch nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland erhalten haben? Man glaubte schon im 12 Jahrhundert, dass das römische Gesetzbuch, wenigstens unter christlichen Völkern, allgemein verbindlich sey; man sah schon im 12 Jahrhundert das römische und kanonische Recht als die einzigen Quellen aller Rechte in der Welt, oder doch wenigstens im ganzen Umfange des römischen Reichs an, wovon man Deutschland als einen Theil, und alle übrigen europäischen Länder als untergeordnete Dependenzen ansah. Unglaublich ist es, wie frühzeitig, wie häufig, und wie mächtig die beiden an sich fremden Gesetzbücher auf Deutschland zu wirken, und dessen einheimische Gewohnheitsrechte zu verdunkeln und zu verdrängen angefangen haben. Die meisten Rechtsgelehrten der damaligen Zeiten liessen ein älteres Herkommen gegen das römische Recht gar nicht gelten; ja sie hielten dieses für so sehr erhaben über jenes, dass sie es nicht einmal für der Mühe werth hielten, es nur als einen Zweifelsgrund gegen das römische Recht anzuführen. Ein berühmter französischer Rechtsgelehrter des 16 Jahrhunderts [*François Ory*] nennt die *Lex Salica* eine „*parvam et fere contemnendam originem*" und die *Lex Voconia* eine „*nobiliorem et vetustiorem lege Salica legem.*" Wie sollte man auch glauben, dass Ehrfurcht vor dem deutschen Alterthum bey denjenigen das Übergewicht über die römischen Grundsätze sollte davon getragen haben, welche an dem röm. Rechte wie an einem Götzenbilde hingen, und in tausend anderen Fällen die anerkanntesten deutschen Sitten mit Füssen traten, um auf ihren Ruinen römische Sätze aufzupflanzen? Das römische Recht war in jenen Zeiten der alte Götze, dem man auf Kosten der deutschen Grundsätze Opfer brachte, soviel er haben wollte, und die Romanisten jener Zeit waren für die deutsche Rechtsgelehrsamkeit eben das, was die Staaren und Heuschrecken für ein Fruchtfeld sind: sie verheerten, wo sie hinkamen, und stellten nur mit dem Messer in der Hand Untersuchungen an und Lehrsätze auf, gleichsam als wären sie Wundärzte, die schädliche Auswüchse und Geschwüre wegzuschneiden haben. Die Rechtsgelehrten jener Zeiten waren nicht sowohl von einer Vorliebe, sondern von einem Wahnsinne für das römische Recht besessen. In diesem gingen sie häufig so weit, dass sie selbst Fürsten und Städten das Recht absprachen, in ihren Statuten Grundsätze aufzustellen, die dem römischen Rechte entgegen waren. Das bekannte und berühmte Werk von *Antoine Favre*, *Errores Pragmaticorum*, liefert eine Menge Belege zu diesem auffallenden und jetzt fast unglaublichen Satze.

Die von dem Vf. ausser dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel S. 28 — 33 weiter angeführten Verordnungen beweisen über die Bezirke oder Familien hinaus, für welche sie unmittelbar gemacht wurden, nichts; sie können also auch nicht zum Beweise eines allgemeinen Rechts angeführt werden. Eine so geringe Anzahl von Verordnungen für ein so grosses und weitläuftiges Land, wie Deutschland ist, macht den Satz nur um so verdächtiger, den der Vf. beweisen will. Aber man kann sogar gegen des Vfs. Behauptung den Gegenbeweis strenge führen, dass nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland die adelichen Töchter keineswegs allgemein von der Erbfolge in Stammgüter ausgeschlossen waren. Denn man findet in den Consilien und anderen Schriften der Rechtsgelehrten des 15 und 16 Jahrhunderts fast auf jeder Seite die Sätze aufgestellt: dass, wenn die Töchter nicht verzichten, oder den Verzicht nicht beschwören, oder, wenn sie über den Verzicht vorher nicht gehörig belehrt worden, oder, wenn sie im Pflichtheile, oder *enormiter* verletzt seyen, der Verzicht null und nichtig sey, und die Töchter Ansprüche an die Erbfolge machen können, auf welche sie entweder gar nicht, oder nicht gehörig Verzicht geleistet haben. Wie hätten nun die Rechtsgelehrten jener Zeiten so sprechen können, wenn man Ehrfurcht vor den alten deutschen Gewohnheiten gehabt hätte, und die Weiber, auch nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland, allgemein von der Erbfolge in Stammgüter ausgeschlossen gewesen wären? Selbst *Pütter* [historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs 1 Th. S. 183] gesteht, dass in manchen Fällen nicht habe verhütet werden können, dass man zu Zeiten übel angewendeten römischen Rechtssätzen nachgegangen sey.

Wenn der Vf. 35 daraus, dass in einem Verzichts-

briefe des 13 Jahrhunderts die Verzichtende ihrem Rechte entsagt, *wenn sie allenfalls eines haben sollte*, beweisen will, dass man den Töchtern noch kein Notherbrecht zugestanden habe, und dass die Verzichte in der Regel überflüssig, und nur als eine Cautel zu Gunsten der Männer zu betrachten seyen: so ist dieses ganz unrichtig. Eine solche Clausel beweist weiter nichts, als dass, wegen des Kampfes des deutschen mit dem römischen Rechte, das Erbrecht der Weiber von dem Mannsstamme, der sich die Verzichtsbriefe ausstellen liess, nicht recht zugegeben werden wollte; was sehr natürlich ist. Allein da es hier ganz und gar nicht darauf ankam, wie und was der Mannsstamm dachte, sondern nur die Meinung der Rechtsgelehrten jener Zeiten entscheidend war, welche über die Streitigkeiten des Mannsstammes mit den Weibern zu sprechen, und, wie gezeigt wurde, eine andere Theorie als der Mannsstamm hatten: so kann offenbar die Behauptung des Vfs. nicht richtig seyn.

Die Behauptung des Vfs. S. 35. §. 16, dass nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland nicht einmal die römische Lehre, dass den Töchtern ein Pflichttheil gebühre, einigen Eingang gefunden habe, ist ebenfalls ganz unrichtig. Rec. könnte ein ganzes Heer von Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte anführen, welche jenen Satz des römischen Rechts in Italien, Frankreich und Deutschland geltend zu machen, und auf die verzichtenden adelichen Töchter sehr ernstlich anzuwenden bemüht waren. Er begnügt sich, auf *Joh. Sichardi Cons.* 10. No. 19 — 22, p. 74, *Fachinaeus III. Controvers. jur.* 25. §. 1, und auf *Henr. Breulaeus de renunciandi recepto more modoque. Francof.* 1593. 8, p. 212, 214, 242, 267, zu verweisen. Wie sollte man auch hieran zweifeln können, wenn man nur das Einzige bedenkt, dass unter den Rechtsgelehrten der verflossenenen Jahrhunderte die Frage: ob den Töchtern *durch ein Statut* der Pflichttheil entzogen werden könne, eine der berühmtesten und bestrittensten war? [S. *Fachinaeus IV Controvers.* 32, *Joh. Harpprecht Comment. Inst. Tom. II.* p. 1009. *Claude Chiflet de legitima. Cap.* 16.]

Sonderbar ist es, wenn der Vf. S. 42 und S. 43 den adelichen Töchtern ein Verbrechen daraus machen will, dass auch sie Sinn für Geld haben. Sollte denn der Mannsstamm, der sich dem Erbrechte der Töchter widersetzt, nur aus dem Princip der Ehre *in seiner ganzen Reinheit*, wie der Vf. sich ausdrückt, handeln?

S. 50 und 51 will der Vf. den Satz aufstellen, dass bey Familienstatuten allezeit die Vermuthung gegen eine Substitution der Töchter nach erloschenem Mannsstamme seyn müsse, weil diese Statute zur Verwahrung gegen das den Töchtern ein Erbfolgerecht gebende römische Recht gerichtet seyen, und dass, so lange die Familienstatute nur sagen, dass die Töchter in den Gütern nicht succediren sollen, so lange Mannsstamm vorhanden sey, diese auch kein Erbrecht gegen die deutschen Rechte und frühere Observanz haben können. Allein nachdem einmal das römische Recht die deutschen Grundsätze verdrängt hatte: so konnte der Mannsstamm nicht mehr *frey und ungebunden* über die Erbfolge der Weiber verfügen; die Romanisten jener Zeiten, betäubt von dem im römischen Rechte ausgesprochenen Grundsatze des gleichen Erbrechts der Weiber mit den Männern, standen jenen bey, und so mussten diese sich bequemen, Alles hervorzusuchen, um die Weiber bey guter Laune zu erhalten, und ihnen wenigstens eine Aussicht zur Erbfolge nach Abgange des Mannsstammes zu eröffnen. Der Vf. hat bey dieser Gelegenheit S. 51 die Stelle aus *Struben* schlau excerpirt, und Alles daraus weggelassen, was nicht für seine Theorie ist, namentlich eine Stelle aus *Ludolf*, welcher *Struben* beystimmt, welche aber dem Vf. nicht wohl gefallen kann. Auch die Statuten des ersten Erwerbers, oder der Gesammtheit der Agnaten, wurden von den Romanisten der verflossenen Jahrhunderte aus einer ganzen Menge von Gründen, welche man alle aus dem römischen Rechte nahm, entkräftet und wegdisputirt. Der Vf. kann sich davon aus *Joh. Sichards Consil. Matrim.* 10. p. 71 — 80, lebhaft überzeugen. Der erste Erwerber oder die Gesammtheit der Agnaten hatten also Gründe genug, die Weiber soviel möglich zu besänftigen; und dieses thaten sie, indem sie ihnen wenigstens nach erloschenem Mannsstamme die Erbfolge einräumten. S. *von Neuraths* Regredienterbschaft. Giessen 1807. 8. S. 77. 176. Ganz grundlos und ganz unbegreiflich ist die Behauptung des Vfs. S. 53, dass es eine Versündigung gegen alle Vernunft wäre, anzunehmen, dass Massregeln, welche die ewige Dauer und den grössten Glanz des Stammes bezwecken, auch Gesetze für solche Fälle gegeben hätten, welche das Aufhören des Stammes, mithin die Nichtexistenz des vorgesetzten Zweckes voraussetzen. Es ist also nach des Vfs. Philosophie eine Versündigung gegen alle Vernunft, wenn der erste Erwerber oder die Gesammtheit der Agnaten, bey Errichtung eines Familienstatuts auf ewige Zeiten, sich den Fall als möglich denkt, dass der Mannsstamm der Familie denn doch erlöschen könnte, und auf diesen möglichen Fall Anordnungen zum Vortheile der weiblichen Mitglieder derselben Familie trifft. Demnach beschuldigt der Vf. alle unsere Voraltern der Unvernunft, welche in ihren Familienstatuten zuerst den Mannsstamm bedacht, und nach dessen Erlöschung noch eine weitere Bestimmung zu Gunsten weiblicher Descendenten gemacht haben. Denn dass sie dieses häufig gethan haben, giebt der Vf. S. 63. §. 23 selbst zu. Dergleichen Behauptungen bloss anführen, heisst sie widerlegen. Auch ist noch gegen den Vf. hier zu bemerken, dass der von ihm S. 51 angeführte *Struben* an einem anderen Orte, nämlich in seinen *Nebenstunden* V. Th. No. 32 §. 5. S. 8, eine andere entgegengesetzte Theorie aufstellt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

(Ohne Angabe des Druckorts:) *Über die Natur der weiblichen Erbfolge in Allodial-, Stamm- und altväterliche Güter nach Erlöschen des Mannsstammes, sowohl beym hohen als niederen Adel in Deutschland.* Von *J. Schott* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Von S. 65 — S. 71 sucht der Vf. den Satz auszuführen, dass die Töchter nur auf dreyerley Weise ein Notherbrecht, nach Erlöschung des Mannsstammes, auf dessen Güter, auch gegen den Willen des letzten Besitzers haben können, nämlich a) wenn es von dem Fideicommissstifter ausdrücklich befohlen war; b) wenn ihnen die Güter ganz oder zum Theil schon angefallen waren, sie darauf verzichteten, und von den Agnaten dagegen die künftige Überlieferung der Familiengüter sich ganz oder zum Theil versprechen liessen; c) wenn sie mittelst eines Vertrages ein zuvor nicht gehabtes Recht an den Gütern gegen andere Leistungen, von den Agnaten, auf den Fall des Erlöschens des Mannsstammes, erst erhielten. Diesem nach behauptet er S. 72 ff., dass, wenn die Töchter, nach der allgemeinen Sitte des Adels, verzichteten, und sich, auf den Fall des Erlöschens des Mannsstammes, das Erbrecht vorbehielten, zu einer Zeit, wo sie noch zu keiner Erbschaft gerufen seyen, wo sie noch kein Recht auf ein Gut haben, in diesem Falle die Verzichte und Vorbehalte nichts anders, als Acte der gewöhnlichen Convenienz, leere Formeln, und ohne alle rechtliche Wirkung gewesen seyen. Hieraus schliesst er weiter, S. 75 ff., dass bey agnatischen und *ex post* cognatischen Fideicommissen von den Töchtern nicht habe verzichtet werden können, so lange Mannsstamm existirte, weil so lange kein Recht für sie da gewesen sey, und dass auch nichts vorbehalten zu werden gebraucht habe, weil das Fideicommiss schon die Überlieferung an die Cognaten befohlen habe. In rein agnatischen Fideicommissen sey für die Cognaten endlich gar nichts zu verzichten, folglich auch nichts vorzubehalten. Diese Theorie, die in neueren Zeiten von allen denjenigen Rechtsgelehrten verfochten wird, welche gegen die Regredienterbschaft sind, und der auch namentlich *Danz* [*Handbuch des deutschen Privatrechts*, 7 Bd. S. 442] gehuldiget hat, ist, so zu sagen, die Hauptidee der vorliegenden *schottschen* Schrift; denn um diesen Punct dreht sich dieselbe fast immer. Aber Rec. hält sie mit voller Überzeugung mehr für scheinbar, als für wahr und historisch richtig. Die Behauptung, dass bey agnatischen und *ex post facto* cognatischen Fideicommissen von den Töchtern nicht mit Wirkung habe verzichtet und vorbehalten werden können, weil, so lange Mannsstamm existirte, kein Recht für sie da gewesen sey, ist eine wahre *petitio principii*. Denn dass für die Töchter kein Recht da gewesen sey, muss erst bewiesen werden; diesen Beweis blieb der Vf. aber schuldig, und er wird und muss ihn ewig schuldig bleiben, weil man den Gegenbeweis strenge und bündig gegen ihn führen kann. *A priori* schon, wie lässt es sich mit nur einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, dass, als man, nach dem Bekanntwerden des römischen Rechts in Deutschland, überall und allgemein, gleichsam durch ein gegebenes Signal, die Töchter von Seiten des Mannsstammes verzichten liess, man dessenungeachtet kein weibliches Recht zur Erbfolge als existirend vorausgesetzt habe? wie lässt es sich annehmen, dass der Mannsstamm stets so eifrig für die Verzichte sollte besorgt gewesen seyn, wenn er nicht befürchtet hätte, dass die Weiber ohne Verzichte mit ihm erben würden? Bedenkt man noch ferner, dass die Töchter sich manchmal weigerten, zu verzichten und die väterlichen Dispositionen anzuerkennen, und dass die Väter, um sie zum Verzichte zu bewegen, ihnen weitere Rechte einzuräumen genöthigt waren [s. *von Neurath* von der Regredienterbschaft S. 77 und 124, wo zwey sehr merkwürdige Fälle vorkommen]; bedenkt man weiter, dass es die einstimmige Meinung der Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte war, dass, wenn die Töchter entweder nicht verzichten, oder den Verzicht nicht beschwören, oder enormiter verletzt seyen, der Verzicht null und nichtig sey, und die Töchter Anspruch an die Erbfolge machen können, auf welche sie entweder gar nicht, oder nicht gehörig Verzicht geleistet haben; bedenkt man endlich, dass diese Sätze der herrschenden Praxis der verflossenen Jahrhunderte selbst in mehrere Provincialgesetze übergegangen sind [s. *von Neurath* a. a. O. S. 137. No. 13. S. 140. 142. §. 48]: wie kann man vernünftigerweise bey solchen Umständen noch zweifeln, ob man ehemals ein weibliches Recht zur Erbfolge als existirend vorausgesetzt habe? Wenn *Heinrich Breul* im Jahre 1592 [in der *Epistola dedicatoria* seines Tractats: *de renunciandi recepto more modoque. Francof.* 1593. 8. p. 3] schreibt, die Gräfin *Westerburg* habe im 16 Jahrhundert einen von ihr gültig und in aller Form Rechtens ausgestellten Verzicht nachher in einer be-

sonderen Klage wieder angefochten, und mehrere Jahre über die Gültigkeit dieses Verzichts vor Gerichte gestritten: wie läst sich da behaupten, dass, nach den Grundsätzen und der Praxis des 16 Jahrhunderts, diese Gräfin, auch ohne einen Verzicht, dennoch kein Recht gehabt hätte, in die isenburgischen Stammgüter zu succediren, weil ja der Mannsstamm noch nicht erloschen gewesen sey; wie läst sich da noch glauben, dass der Verzicht dieser Gräfin ein Act der gewöhnlichen Convenienz, eine leere Formel, und ohne alle rechtliche Wirkung gewesen sey? Durch das römische Gesetzbuch wurden die deutschen Erbfolgegesetze abrogirt. Die Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte stellten den Satz auf, dass nach dem göttlichen und römischen Rechte den Töchtern wie den Söhnen gleicher Theil am väterlichen Erbe gebühre, und dass den ersteren eben so wenig als den letzteren, durch irgend eine Anordnung, ihr Pflichttheil entzogen oder geschmälert werden könne. Dieses wurde bald die herrschende Meinung; und wollte sich auch der eine oder andere auf das ältere deutsche Recht berufen, nach welchem den Töchtern, so lange der Mannsstamm dauere, gar kein Erbrecht in Stammgüter zukomme: so hielt man es doch gar nicht für der Mühe werth, einer solchen Berufung nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, weil man es abgeschmackt und lächerlich fand, eine in der Barbarey der Vorzeit entstandene Sitte, und ein geringes und unrühmliches Recht dem ersten und vortrefflichsten Rechte in der Welt vorziehen zu wollen. Man hielt also, in diesen Zeiten des über das deutsche Recht triumphirenden römischen Rechts, die Verzichte der Töchter für keine überflüssige Cautel, für keine leere Formel, sondern man glaubte auf etwas freywillig zu verzichten, wozu man ein Recht habe; man glaubte, die Töchter entsagen nicht aus Schuldigkeit, sondern aus freyem Willen. Diese Meinung war besonders im 16 Jahrhundert die herrschende, und von den Reichsgerichten und Spruchcollegien bestätigt. Mögen auch die deutschen Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte unrecht gehandelt haben, ein auf guten Gründen beruhendes deutsches Recht dem römischen Gesetzbuche aufzuopfern: so kommt es hier doch ganz und gar nicht darauf an; genug, dass sie es aufgeopfert haben. Wenn *Gundling*, *Böhmer*, *Senkenberg*, *Pütter*, *Runde*, *Danz* und eine ganze Menge neuerer Rechtsgelehrten hierin mit dem Vf. einerley Meinung sind: so beurkunden sie damit nur einen unleugbaren Irrthum; denn nichts ist irriger, als ältere Grundsätze durch neuere Theorieen zu erklären. Wenn also, nach der neuesten, und unsertwegen dem ächten Geiste des ursprünglich deutschen Rechts mehr gemäsen, und also richtigeren und besseren Theorie vieler neuerer Rechtsgelehrten, die Verzichte und Vorbehalte der Töchter, so lange Mannsstamm vorhanden ist, eigentlich nichts als leere Formeln, ohne alle rechtliche Wirkung, seyn sollten: so ist doch auf alle Fälle so viel ausgemacht, dass sie es nach der Theorie und Praxis der Vorzeit nicht waren, und dass wir also auch die Verzichte und Vorbehalte, welche sich von einer Zeit herschreiben, wo diese keine leeren Formeln waren, nicht nach einer neueren Theorie erklären dürfen. Selbst *Pütter*, ein grosser Gegner der Regredienterbschaft, hat diesen Satz anerkannt [Rechtsfälle 2 Th. S. 109. 110]. Allein auch sogar zugegeben, dass die Töchter im 12 bis 17 Jahrhundert, so lange Mannsstamm vorhanden war, kein in den *Gesetzen*, *Gewohnheiten* oder *der Praxis* gegründetes Erbrecht auf Stammgüter gehabt hätten: so müssten sie, selbst in diesem Falle, wenigstens ein *vertragsmässiges* Erbrecht auf diese Güter in dem Augenblicke erhalten haben, da sie sich gegen den Mannsstamm verzichteten, und dieser ihnen dagegen das von ihnen vorbehaltene Erbrecht in die Stammgüter, auf den Fall des Erlöschens des Mannsstammes, bewilligte. Der Vorbehalt der verzichtenden Töchter ist eine Erklärung, dass sie, auf den Fall des Erlöschens des Mannsstammes, in die Stammgüter succediren wollen. Läst sich der Mannsstamm dieses gefallen, und protestirt er dagegen nicht: so macht er sich stillschweigend und *vertragsmässig* verbindlich, die Töchter, nach Abgange des Mannsstammes, in die Stammgüter erben zu lassen; denn es ist *duorum in idem placitum consensus*, also ein Vertrag vorhanden. Gegen diese ausgemachte, von den neueren Germanisten und dem Vf. aber gar nicht beherzigte, Wahrheit kann der gewöhnliche und schwache Einwurf nichts beweisen, dass man sich ein Recht, das gar nicht existire, auch nicht vorbehalten könne: denn erstlich existirte ehemals das Recht der Töchter zur Erbfolge wirklich; zweytens aber, wenn es auch nicht *zuverlässig* existirt hätte: so wäre es wenigstens ein *zweifelhaftes* Recht gewesen, zweifelhafte Rechte können aber Gegenstand der Transactionen seyn, und also auch von einem Theile mit Bewilligung des anderen vorbehalten werden; drittens endlich, wenn es sogar *ganz bestimmt und zuverlässig* nicht existirt hätte, und also ein Vorbehalt, im wahren Sinne des Worts, nicht möglich gewesen wäre: so kommt es hier auf den rechten oder unrechten Gebrauch eines Worts gar nicht an; genug, dass der Sinn der Töchter dahin ging, nach Abgange des Mannsstammes erben zu wollen, und dass der Mannsstamm ihnen dieses bewilligte. Es tritt hier der in der L. 6. §. 1 *D. de contr. empt.* ausgesprochene Grundsatz ein: *In conventionibus potius id, quod actum, quam id, quod dictum sit, sequendum est:* ein Grundsatz, der nicht nur im römischen Rechte, sondern auch in der Vernunft und Billigkeit gegründet ist; und so wenig z. B. nach der L. 27 *D. de mor. caus. donat.* und nach der L. 16. §. 4 *D. Locati* ein unrechter Ausdruck den Vertrag ungültig macht, sondern vielmehr, nach der Absicht der Contrahenten, in den rechten verwandelt wird: eben so wenig könnte dieses auch in dem erwähnten Falle geschehen, wenn die Töchter statt des Worts: „*anbedingen*", des Worts: „*vorbehalten*" sich bedient hätten.

Die Instanz, welche der Vf. S. 75 und 76 macht, dass nämlich die Töchter den Agnaten, und nicht umgekehrt die Agnaten den Töchtern eine Urkunde

ausstellen, und so im eigentlichen Verstande dem Schuldner den Schuldschein aufzuheben geben würden, wenn man ihnen ein Erbrecht einräumen wollte, ist ein ganz schwaches und unmächtiges Argument. Denn einmal ist die Urkunde, welche die Töchter den Agnaten ausstellen, eine gemeinschaftliche Urkunde, welche die Agnaten bey jeder vorfallenden Streitigkeit vorzulegen schuldig sind; und dann zweytens beweist dieses Argument *zu viel*, weil auch solche Urkunden, worin sich die Töchter ganz offenbar den Vorzug vor der Tochter des letzten Agnaten vorbehalten, und welche also ein offenbares Regredienterbrecht begründen [bey *von Neurath* S. 61 kommt eine solche Urkunde vor], bloss in den Händen der Agnaten gelassen werden, und selbst in einem solchen Falle die Agnaten den Töchtern gewöhnlich keine Urkunde ausstellen; was auch der Vf. selbst dadurch anerkennt, dass er S. 76 bemerkt, *niemals* haben die Agnaten der verzichtenden Tochter, sondern allezeit diese den Agnaten eine Urkunde ausgestellt. Wenn der Vf. S. 79. §. 29 bemerkt, die *ursprüngliche* Absicht der Verzichte sey auf *ewige Abweisung* der ausgestatteten Tochter gerichtet gewesen: so beweist auch dieses Argument gar nichts für ihn. Man kann ihm dieses zugeben; aber es folgt daraus nicht, dass in der Folge der Zeit diese ursprüngliche Absicht der Verzichte immer fortgedauert habe; vielmehr lehrt uns die Geschichte gerade das Gegentheil, wie *von Neurath* a. a. O. S. 145 und S. 150 und 151 sehr richtig bemerkt hat. — S. 81 u. f. will der Vf. beweisen, dass die Verzichte der Töchter *bis auf den ledigen Anfall* nur Intestaterbschaft beabsichtigen, und dass also Töchter, welche auf diese Art und unter einem solchen Vorbehalt verzichten, *stets* den Töchtern des letzten Agnaten nachstehen, und sich jede Disposition des letzten Agnaten über die Stammgüter gefallen lassen müssen. Dass dergleichen Vorbehalte manchmal, besonders in den ältesten Verzichtsbriefen, diesen Sinn haben, ist nicht zu leugnen, was auch *von Neurath* S. 146. No. 4 und S. 226 richtig zugiebt. Allein von dem Zeitpuncte an, wo das römische Recht feste Wurzeln in Deutschland gefasst hatte, wo die deutschen Rechtsgelehrten nur mit römischen Ideen angefüllt waren, und, die römische Brille vor den Augen, mit tiefer Verachtung auf die deutschen, von den römischen sich entfernenden, Rechte herabblickten, wo durch sie und die Geistlichkeit die Meinung von gleichen Erbrechten der Söhne und Töchter bereits in Gang gebracht war, und die Verordnung der Nov. 118 auch auf den Adel angewendet wurde, von diesem Zeitpuncte an, sagen wir, darf man als Regel annehmen, dass der Vorbehalt der Töchter bis auf den ledigen Anfall nicht mehr bloss Intestaterbfolge, sondern Erbfolge in die Stammgüter nach Erlöschen des Mannsstamms, mit Ausschluss einer nachtheiligen Disposition des letzten Agnaten und irgend eines Vorzugs der weiblichen Descendenz desselben, bezweckte. Dieses ist durch alle Schriften der Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte mit solcher Evidenz zu beweisen, dass es demjenigen, welcher in diesen Schriften bewandert ist, ganz unbegreiflich vorkommen muss, wie man noch jetzt an einer Sache zweifeln kann, welche gleichsam auf allen Seiten der Schriften der verflossenen Jahrhunderte offen vor den Augen aller Welt da liegt. Der *Codex Maximilianus Bavaricus* vom J. 1756. III Th. XI Cap. §. 9 erklärt die Worte: „*auf den ledigen Anfall*" ausdrücklich also: „*nach völligem Abgang ihrer Brüder und der von ihnen absteigenden männlichen Descendenz*"; und so erklärte man in den letzt verflossenen Jahrhunderten diese Worte in der Regel immer. Es ist auch bemerkungswürdig, was Hr. *von Kreittmayr* in den Anmerk. *ad Cod. Bav.* 3 Th. S. 831 hierüber schreibt. — Wenn der Vf. S. 83. §. 30, um seine Theorie zu unterstützen, noch weiter bemerkt, dass selbst das römische Recht solchen *Töchtern*, welche dem ersten Fideicommissstifter noch nicht geboren waren [soll heissen: welche zu Lebzeiten des ersten Fideicommissstifters noch nicht *concipirt* waren], nicht den geringsten Anspruch auf das Fideicommissgut gebe: so beweist auch dieses Argument wieder *zu viel*. Denn dieser Grundsatz des römischen Rechts findet bey *Söhnen* eben so gut, als bey *Töchtern* Statt; und man könnte also auch damit beweisen, dass kein Agnat, der zu Lebzeiten des ersten Fideicommissstifters noch nicht *concipirt* war, nur den geringsten Anspruch auf das Fideicommiss machen könne: was doch gewiss der Vf. selbst nicht wird behaupten wollen. — Wenn der Vf. S. 85 sagt, so wenig die Töchter ihren Vater verhindern können, *inter vivos* über sein Vermögen zu disponiren, also etwas zu verkaufen, zu verschenken, oder sonst zu veräussern, wenn auch ihre künftige Erbschaft dadurch geschmälert würde, eben so wenig können sie ihn auch hindern, zu Gunsten seiner eigenen Söhne *inter vivos* ein Familienfideicommiss zu errichten: so ist dieser Einwurf beym ersten Anblicke zwar scheinbar, aber bey näherer Prüfung ganz unbedeutend. Denn es gehört die Errichtung eines Familienfideicommisses *inter vivos* zu Gunsten der Söhne, mit Ausschlusse der Töchter, nicht in die Kategorie der onerosen Geschäfte, also des Kaufes und Verkaufes, sondern in die Classe der lucrativen Geschäfte, nämlich der Schenkungen. Pflichtwidrige Schenkungen aber, wobey die Kinder im Pflichttheile verletzt sind, können mit der *querela inofficiosae donationis* von den Kindern, und also auch von den Töchtern, allerdings angefochten werden. Von dieser Seite sahen auch die romanisirenden Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte die Sache an, und eben desswegen kann das Argument des Vfs. nichts für ihn beweisen; denn ihre Meinung drang in den Gerichten durch, und wurde herrschender Grundsatz. — Von S. 85—90 sucht der Vf. zu beweisen, dass der letzte Besitzer des Stammgutes, der keine männlichen Stammsverwandten hat, frey damit disponiren könne. Allein, da er bloss aus der altdeutschen reinen Stammsguteigenschaft räsonnirt, darauf gar keine Rücksicht nimmt, was die Romanisten der verflossenen Jahrhunderte gegen diese auf-

gestellt, und zu einem allgemeinen Rechte erhoben haben, und immer auch hier nur davon ausgeht, dass die Töchter, so lange Mannsstamm dauere, kein Recht auf die Stammgüter haben: so konnte er, bey so unrichtigen Prämissen, auch nur auf unrichtige Resultate kommen. — S. 90. §. 31 und S. 43 und 44 findet der Vf. die Theorie vom Erwachen weiblicher Rechte nach erloschenem Mannsstamme lächerlich, und er macht sich über *schlafende Rechte*, auf eine nicht sehr lustige Art, lustig. Rec. findet es vielmehr lächerlich, über Sachen zu lachen, die nichts Lächerliches an sich haben. Seit wann ist es denn lächerlich, in passenden Bildern zu sprechen? Wer hat noch den grössten Redner des alten Roms darüber verlacht, dass er von einer *Sapientia dormitans* spricht? Wer hat es noch lächerlich gefunden, wenn ein grosser römischer Dichter in dem bekannten: *Ubi nunc lex optima dormis?* von einem *schlafenden* Gesetze spricht? Welch' eine Philosophie, wenn der Vf. S. 90 ausruft: „Ein Recht, welches schläft, ist *keins!*" Also was schläft, existirt nicht mehr, kann nicht wieder wirksam werden? Mit einem solchen Räsonnement kann man ja dem Vf. seine eigene Existenz täglich wegräsonniren! Wenn *Aristoteles* [*de generat. animal.* Lib. V. Cap. I. In *Opp.* T. VI. *Venetiis* 1572. 12. p. 264] sagt: *dormiens neque omnino est, neque non est*, und wenn die Rechtsgelehrten, welche von schlafenden Rechten sprechen, unter diesen nichts anders verstehen, als Rechte, welche wegen gewisser Hindernisse, auf eine Zeitlang ihre Wirksamkeit nicht äussern können: so ist dieses ein richtigerer Begriff von Schlaf, als der Vf. sich ihn bildet, und so ist nicht einzusehen, wie die Idee von schlafenden Rechten so viel Lächerliches in sich fassen soll, als der Vf. meint. Vielleicht hätte er weniger gelacht und weniger gespöttelt, wenn ihm die 3 Dissertationen von *Joh. Bernh. Friesen de jure dormiente*, *Jenae* 1714; *W. A. Schöpff de reviviscentia jurium*, *Tub.* 1746, und von *A. L. Hombergk zu Vach de reviviscentia juris extincti*, *Marb.* 1743 bekannt gewesen wären. — Scheinbarer ist der Einwurf, den der Vf. S. 93 und 94 macht, wenn er hier bemerkt, dass man höchstens den Töchtern des ersten Fideicommissstifters ein Recht auf die Erbfolge in die Stammgüter zusprechen könnte, keineswegs aber solchen Töchtern, deren Väter die Güter schon als Stammgüter geerbt haben, denen also ihr Ur-Ur-Vater, zu einer Zeit, wo man ihre Existenz nicht wissen konnte, gewiss auch keinen Theil davon zu hinterlassen schuldig war. Die Ansprüche weiblicher Descendenten auf solche Güter, welche ihr Vater schon als Stammgut überkam, seyen ganz so widersinnig, wie wenn eine adeliche Tochter gegen eine von ihren Voraltern an ein Kloster gemachte Schenkung, oder eine Stiftung zu gelehrten und frommen Zwecken, die Regress- oder Vindications-Klage erheben wollte. Allein hierauf ist zu antworten, dass, sobald sich die Tochter des ersten Fideicommissstifters bey ihrem Verzichte die Erbfolge in die Stammgüter nach erloschenem Mannsstamme vorbehalten hatte, was sich, nachdem das römische Recht allgemeinen Eingang in Deutschland gefunden hatte, auch ohne ausgedrückt zu seyn, stillschweigend von selbst verstand [*Joh. Fichardus* Lib. I. Cons. 52. No. 18], auch alle ihre Descendenz, aus diesem die Stammgüter selbst afficirenden Vertrage, eben so gut das Erbrecht in diese Güter nach erloschenem Mannsstamme erhalten habe, und dass daher dieser Fall mit jenem gar nicht verglichen werden könne, wo weder die Tochter desjenigen, der eine Schenkung an ein Kloster oder eine milde Stiftung machte, noch ihre Descendenz, irgend ein vorbehaltenes Recht haben, kraft dessen sie berechtigt wären, diese Geschäfte anzufechten. Die Descendenz der Tochter des ersten Fideicommissstifters muss also stets dasselbe Recht, wie diese selbst, zur Erbfolge in die Stammgüter nach erloschenem Mannsstamme haben und nicht haben. Hat sich diese dieses Recht vorbehalten: so kommt es auch ihrer Descendenz zu; hat sie es sich nicht vorbehalten, sondern ausdrücklich darauf Verzicht geleistet: so kann es in der Regel auch ihrer Descendenz nicht zu Statten kommen. — Die politischen Vortheile, welche der Vf. S. 94 ff. aus den Familienfideicommissen für die verzichtenden Töchter selbst herleitet, sind allerdings nicht zu verkennen, und man darf diese selbst ohne Anstand am meisten bedauern, wenn heut zu Tage in mehreren Ländern diese Fideicommisse mit minder günstigen Augen angesehen werden; denn durch die Vertheilungen und Zersplitterungen werden am Ende die männlichen wie die weiblichen Descendenten nichts mehr haben. Allein diese Rücksicht gehört nicht vor das Forum des Rechtsgelehrten, sondern des Gesetzgebers, und dergleichen politische Rücksichten dürfen den Juristen nicht leiten, so lange die Gesetzgebung nicht darauf beruht; und dann sind auch diese politischen Rücksichten schlechterdings nicht als ein gültiger Grund gegen die *Regredienterbschaft* anzusehen, weil die von dem Vf. angerühmten Vortheile der Familienfideicommisse auch bestehen, wenn man der Regredienterbschaft Statt giebt. — Wenn es wahr wäre, was der Vf. S. 97 und 98 behauptet, dass für die Regredienterbschaft weder in den Gesetzen noch in der Geschichte eine Spur zu finden sey: wie hätte in den Gutachten der Gerichtshöfe und der Juristenfacultäten in den verflossenen Jahrhunderten so oft darauf gesprochen werden können, was *von Neurath* in seiner schon oft erwähnten Schrift von S. 157—206 auf jeder Seite beweist; und wie hätte *Johann Fichard*, ein berühmter Rechtsgelehrter des 16 Jahrhunderts, sagen können: „*In universa Germania usu receptum est, ut renunciationes solum fiant in favorem et conservationem familiarum, et in casu deficientium masculorum bona ad femellas rursum revertantur.*" [Lib. I. Cons. 52. No. 18.]

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 OCTOBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

(Ohne Angabe des Druckorts): *Über die Natur der weiblichen Erbfolge, in Allodial-, Stamm- und altväterliche Güter nach Erlöschen des Mannsstammes, sowohl beym hohen, als niederen Adel in Deutschland.* Von *J. Schott* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

S. 101. §. 35 sucht der Vf. mit etlichen und vierzig Beyspielen, welche er im Urkundenbuche S. 177 bis 188 anführt, den Satz zu beweisen, dass in der Regel die dem letzten Mannssprossen am nächsten verwandten Töchter, mit Ausschlusse der Regredienterben, succedirt haben. Dergleichen Beyspiele, ohne die Hausverträge und Verzichte, und ohne die Gründe anzuführen, auf welchen das Erbrecht der Tochter des letzten Agnaten jedesmal beruhte, ist eben so viel, als gar keines anführen. Denn sehr oft, und namentlich in einigen von dem Vf. angeführten Beyspielen, entschied nicht Recht, sondern Macht; sehr oft wurden die Verzichte mit dem Vorbehalt gemacht: wenn die Agnaten *ohne Kinder, ohne Leibeserben, ohne Söhne und Töchter, ohne männliche und weibliche Descendenz, ohne männliche Leibeserben und Töchter* sterben sollten; in welchen Fällen ganz natürlich von einem Regredienterbschaftsrechte keine Rede seyn konnte; sehr oft konnte es auch geschehen, dass gar keine Regredienterben existirten, weil sie entweder ausgestorben waren, oder weil der erste Fideicommissstifter nichts als Söhne hatte; häufig geschah es auch, dass bey Erlöschen des Mannsstammes ein Vergleich zwischen den Regredienterben und der Tochter des letzten Agnaten geschlossen wurde. Das Beweisthema des Vfs. besteht darin, dass er zeigen muss, dass die Tochter des letzten Agnaten deswegen succedirt habe, weil die Verzichtstöchter, so lange Mannsstamm vorhanden war, sich die Erbfolge nach Erlöschen des Mannsstammes nicht vorbehalten konnten, und weil der Vorbehalt: *bis auf den ledigen Anfall*, oder: *bis zum Erlöschen des Mannsstammes*, nur Intestaterbschaft beabsichtigen; was der Vf. in seinem Buche S. 65—71 und S. 81 ff. behauptet hat. Dieser Beweis ist aber durch die etliche und vierzig angeführte Beyspiele so wenig hergestellt, dass sogar nicht ein einziges jene beiden Sätze beweist. Betrachtet man hiebey noch, dass auf der anderen Seite alle Schriften und Gutachten der Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte, und eine Menge Präjudize der Gerichtshöfe jener Zeiten, für die Regredienterben sprechen, was *von Neurath* a. a. O. S. 157—216 dargethan hat: so kann es nicht mehr zweifelhaft seyn, auf welcher Seite das Recht stehen müsse. Wenn der Vf. S. 101 sich auf die Autorität des Grafen *von Herzberg* und des Hofraths *Runde* beruft: so beweist dieses nichts, als dass sich diese beiden Männer in ihren Behauptungen recht sehr geirrt, und dass andere Rechtsgelehrte das Gegentheil nicht nur behauptet, sondern bewiesen haben. Denn, ganz abgesehen von den Schriften der verflossenen Jahrhunderte, wenn man nur liest, was *von Neurath* a. a. O. S. 157—216 anführt: so kann es nichts Auffallenderes geben, als jene Behauptungen *Herzbergs* und *Runde's*, denen auch *von Kreittmayr* in den Anmerk. *ad Cod. Bav.* Th. 3. S. 831 geradezu widerspricht. — Wenn der Vf. S. 102 sagt, es sey merkwürdig, dass noch *keine einzige* Gesetzgebung auf den Gedanken gekommen sey, Regredienterbrechte zu verordnen: so beweist dieses nichts, als dass er die Verordnung des *Codex Maximilianus Bavaricus* vom Jahre 1756, 3 Th. 11 Cap. §. 9 nicht kennt. — S. 103. §. 36 sucht der Vf. zu zeigen, dass die Agnaten zu allen Zeiten Töchter von ihren Gütern ausgeschlossen haben, wozu er im Urkundenbuche No. 2 und 3 die Belege aus der Geschichte beybringt. Allein hierauf ist zu antworten, dass noch kein Mensch geleugnet hat, dass unter gewissen Umständen, wenn nämlich die Form der Verzichte, Verträge, ausdrückliche Gesetze, oder eine ununterbrochene Familienobservanz, gegen die Regredienterbschaft sprechen, diese auch nicht Statt finden könne. Dieses haben vielmehr noch alle Verfechter der Regredienterbschaft *largissime* zu allen Zeiten zugegeben. Allein davon ist hier die Frage nicht. Das Beweisthema des Vfs. ist und bleibt immer dieses, dass er zeigen muss, dass die Agnaten zu allen Zeiten die Töchter a) *mit Wirkung*, und b) deswegen in jeden einzelnen Fällen ausgeschlossen haben, weil die Verzichtstöchter, so lange Mannsstamm existirte, kein Recht hatten, das sie sich vorbehalten konnten. Dieser Beweis ist durch die Urkunden S. 189—194 nicht hergestellt. Denn einmal beweisen diese Urkunden nur, dass der Mannsstamm die Töchter behandelt habe, als hätten sie kein Recht zur Erbfolge, aber nicht auch, dass er es *mit Wirkung* gethan habe, und dass die Töchter gegen dergleichen Dispositionen des Mannsstammes keine Klage erhoben und nicht gesiegt haben; was der Vf. doch nothwendig und um so mehr beweisen müsste, da es aus einer Menge

Gutachten der verflossenen Jahrhunderte bekannt ist, dass dergleichen Anordnungen des Mannsstammes, bey dem Erlöschen desselben, mit Erfolge angefochten wurden. Und dann können die von dem Vf. angeführten Urkunden deswegen nichts beweisen, weil er den Inhalt der Verzichte der Töchter nicht mit angeführt hat. Denn wenn diese, in ihren Verzichten, in ihre gänzliche Ausschliessung gewilliget haben, was sogar als gewiss anzunehmen ist, weil es nicht nur überhaupt sehr häufig geschah, wie *von Neurath* mit einer Menge von Beyspielen bewiesen hat, sondern weil es sich sonst gar nicht erklären liesse, wie es möglich gewesen wäre, dass in den verflossenen Jahrhunderten die Meinung so herrschend war, dass die Töchter von der Erbfolge in die Stammgüter nicht ausgeschlossen seyen, wenn sie entweder gar nicht, oder nicht gehörig Verzicht leisten; wenn, sagen wir, die Töchter, in den von dem Vf. angeführten Fällen, in ihre gänzliche Ausschliessung gehörig gewilliget hatten: so können die angeführten Urkunden ganz und gar nichts für den Vf., sondern sie müssten nothwendig sogar mehr als Alles gegen ihn beweisen. — Dieselbe Antwort ertheilen wir dem Vf. auch auf die vielen Urkunden, welche er in dem Urkundenbuche No. 4 bis 7 als Belege des Satzes angeführt hat, dass der deutsche Adel zu jeder Zeit für sich, und ohne Mitwirkung der weiblichen Descendenz, Verkäufe, Verpfändungen, Lehenbarmachungen, Erbverbrüderungen, Todtheilungen und andere Veräusserungen unter den Lebendigen und von Todes wegen vorgenommen habe. Denn mit dieser kurzen Antwort ist hinreichend auf alle diese Urkunden, und auf Alles geantwortet, was der Vf. in seinem Buche von S. 104 an bis zum Ende umständlich vorträgt. Diese Antwort muss auch um so befriedigender deswegen seyn, weil Rec. bereits oben bewiesen hat, dass die Töchter, durch Einführung des römischen Rechtes, ein wahres Erbfolgerecht auch auf Stammgüter erhalten haben, das sie nur durch einen Verzicht, also mit ihrem freyen Willen verlieren konnten. Der Inhalt des Verzichts muss also stets entscheiden. Spricht dieser von einer gänzlichen Ausschliessung der Töchter, oder erhellt aus demselben wenigstens so viel, dass die verzichtenden Töchter den Töchtern des letzten Agnaten nachstehen, und diesen auch nicht hindern wollten, nach seinem Belieben über die Stammgüter *inter vivos* oder *mortis causa* zu disponiren: so hat es auch sein Bewenden dabey. Erhellt dieses aber nicht daraus, erhellt vielmehr aus ihrem Inhalt, dass sie sich auf Absterben des Mannsstamms, mit Ausschluss der Tochter des letzten Agnaten, die Stammgüter, auf welche sie verzichteten, vorbehalten wollten: so können weder die Agnaten, noch der letzte Stammssprosse *willkührliche* Verfügungen machen, wodurch ihr vorbehaltenes Recht gekränkt werden könnte, und auch die Tochter des letzten Agnaten kann sie keineswegs ausschliessen, oder ihrem Rechte Eintrag thun. Dieses ist wenigstens die Theorie des Rec., eine Theorie, die, wenn man von dem historisch unleugbaren Satze ausgeht, dass durch die Einführung des römischen Rechts die Töchter gleiche Erbrechte mit den Söhnen erhalten haben, selbst der Natur der Sache ganz, ja am meisten gemäss ist. Denn hatten die Töchter, durch das römische Recht, gleiches Recht an die Stammgüter mit den Söhnen erhalten: so hing es auch nur von ihnen allein ab, in wie weit sie sich dieses ihres Rechts begeben wollten. Diese Theorie lässt sich auch aus der Literärgeschichte der verflossenen Jahrhunderte ganz bestimmt erweisen; ein Umstand, auf den der Vf. nicht die mindeste Rücksicht genommen, nicht die mindeste Aufmerksamkeit verwendet hat. Dass es in den verflossenen Jahrhunderten zu Zeiten auch Rechtsgelehrte gab, welche anders dachten, ist nicht auffallend, und schadet auch nichts. In allen Theilen der Rechtswissenschaft haben die richtigsten Meinungen ihre Gegner gefunden, und finden sie noch täglich, und der Adel in Deutschland hatte bey einem so wichtigen Gegenstande, worauf selbst seine ganze Existenz beruhte, ein zu hohes Interesse, als dass er nicht Alles hätte daran setzen sollen, Rechtsgelehrte auf seine Seite zu ziehen, die seine althergebrachten, aber durch das römische Recht verdrängten Rechte verwahrten. Die herrschende Meinung blieb aber, trotz mehrerer Widersprüche, stets die, welche, nach Einführung des römischen Rechts, wirklich der Natur der Sache am gemässesten war. Davon zeugen alle Schriften, alle Gutachten der Rechtsgelehrten jener Zeiten. Aus diesem Grunde darf und muss man im Zweifel immer annehmen, dass, wo man findet, dass der deutsche Adel willkührliche Verfügungen über die Stammgüter, zum Nachtheile der Töchter, machte, dass die Tochter des letzten Agnaten die Verzichtstöchter ausschloss u. s. w., immer von Seiten der Letzteren ein Verzicht vorausging, der dem Mannsstamme und der Tochter des letzten Agnaten dieses gestattete. Der Vf. hingegen wendet in seinem Buche Alles dieses um. Er geht davon aus, dass das römische Recht die altdeutschen Rechte des Mannsstammes auf die Stammgüter nicht verdrängt habe; was historisch unrichtig ist. Er argumentirt daher nur immer aus der altdeutschen Natur der Stammgüter, und, wenn er Urkunden findet, in denen dem Mannsstamme willkührliche Verfügungen über Stammgüter gestattet werden, oder in denen der Tochter des letzten Agnaten der Vorzug vor den Verzichtstöchtern gegeben wird: so nimmt er, ohne zu untersuchen, ob nicht etwa in den Verzichtsbriefen der Töchter der Grund davon zu suchen sey, sogleich und *de facto* an, dass die Verzichtstöchter kein Recht auf die Stammgüter haben, und eben deswegen sich dieses Alles gefallen lassen müssen. Auf diese Art dreht er sich immer im Cirkel, und macht sich einer steten *petitio principii* schuldig. Überhaupt aber können dergleichen *Bruchstücke von Urkunden*, wie sie der Vf. immer giebt, und aus denen man nicht über alle Umstände und alle Puncte der Urkunden selbst belehrt wird,

um so weniger etwas beweisen, als so viele Voraussetzungen möglich sind, wie und unter welchen Umständen, und in welcher Absicht sie errichtet werden konnten; worauf bey ihrer Beurtheilung doch Alles ankommt, da man so gar nicht wissen kann, ob nicht Gewalt ihnen Entstehung gegeben habe, ob die Verzichtstöchter mit gutem freyem Willen, oder weil sie es schuldig waren, oder weil sie eine Entschädigung dafür erhielten, sich Anderen nachsetzen liessen, und ob das, was der Mannsstamm zu ihrem Nachtheile that, nachher von ihnen nicht mit Erfolg angefochten wurde. Denn dass Letzteres häufig geschehen sey, hat Rec. schon oben bemerkt, und lässt sich durch eine ganze Menge Gutachten von Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte nachweisen. Aus eben diesem Grunde aber können dergleichen Bruchstücke von Urkunden nichts beweisen. Die Gutachten der Rechtsgelehrten sind immer belehrender; denn in diesen werden die Grundsätze der Rechtsgelehrten jeder Zeit am besten ausgesprochen. Der Theorie des Vfs. steht immer der Hauptumstand entgegen, dass, wenn das altdeutsche und römische Recht mit einander im Widerspruche sind, die Vermuthung stets für das letztere streiten muss, weil es, als ein geschriebenes Recht, *in complexu* angenommen worden, und die Richter darauf verwiesen, hingegen die altdeutschen Gesetze nur als Gewohnheiten beybehalten sind, welche einen Beweis erfodern, den man Niemand zumuthen darf, der sich auf ein eingeführtes geschriebenes Recht beruft. Daher sagt sehr richtig *Ludolff* [*de jur. Fem. illustr. Sect.* 2 *Membr. I.* §. 7]: „*In bonis, quae beneficii jure non possidentur, hodie feminis in successione locus est regulariter, nisi probetur contra eas exclusio lege, consuetudine, pacto, usu firmata vel alia dispositione.*" Und eben daher könnten auch im schlimmsten Falle die von dem Vf. angeführten Urkunden nichts für die Regel, sondern nur für die Ausnahme beweisen. Es ist ja nicht allein mit der Lehre von der Erbfolge, sondern fast mit allen Lehren des ursprünglich deutschen Rechts, so gegangen, dass sie durch das römische Recht verdrängt, oder modificirt wurden. Rec. macht sich anheischig, dieses befriedigend mit der Literärgeschichte der Vorzeit zu beweisen, und zu zeigen, dass, wenn auch hie und da altdeutsche Grundsätze stehen geblieben sind, dieses nie aus Ehrfurcht vor dem Alterthum, sondern bloss deswegen geschehen ist, weil man glaubte, mit einer entweder wahren oder falschen Erklärung des römischen oder kanonischen Rechts dieselben vertheidigen zu können. Wir führen noch gegen den Vf. und seine Anhänger eine sehr schöne Stelle aus *Bodmann's D. Tentamen theoriae de fideicom. fem. illustr. et nobil. Germ. Mogunt.* 1790. 4. S. 23 an, wo *Bodmann* von den deutschen Stammgütern sehr richtig sagt: „*Multa quippe hodie ab avita sua natura et qualitate deviasse deprehenduntur, quae tamen nunc in firmam forensem praxin abiere; nec retectus error emendationem continuo probat, quia saepe jus facit. Observent hoc cathedratici potissimum doctores, qui nova et puriori detecta theoria, eandem continuo in forensem usum trahunt, quo ipso jurium incertitudinem inducunt, resque hactenus limpidas prorsus confundunt.*"

Von S. 118 — 152 sucht der Vf. seine Theorie auf die Ansprüche der drey von ertalschen Töchter auf die Stammgüter des Geschlechts von Ertal anzuwenden, welche sein Buch veranlasst haben.

Hier nimmt es der Vf. S. 120 ff. für ganz ausgemacht an, dass in dem Testamente Burkards von Ertal vom 21 April 1552, das er S. 124 *die Basis der ertalschen Erbfolgestatuten, die stets beobachtete, und in allen späteren Familienstatuten bestätigte Norm für die Erbrechte der ertalschen weiblichen Descendenz* nennt, kein Fideicommiss zu Gunsten der weiblichen Descendenten enthalten sey. Allein Rec. ist nicht dieser Meinung; er hält es keineswegs für so ausgemacht, als der Vf. Es kommen vielmehr in diesem Testamente [S. 236] folgende wichtige Worte vor: „Wenn ich vor Widerkunft meines Sohns, Christoph Heinrich, oder uf Zeit sie beyde Gebrüder sämmtlich oder sonderlich anhaimisch oder abwesend wären, abscheiden würde, dass *alsdenn obgedachte meine Töchter*, und derselben Vormünder, Ehevögte *und Erben* mit meinen Schulden, die einzunehmen oder zu bezahlen, *all diese Weil die beyde ihre Brüder, meine Söhne*, Hans Georg, und Christoph Heinrich, *oder deren eheleibliche Erben, sammt und besonders im Leben wären*, gar nichts zu thun haben, sondern dass sie jetztgemeldte meine Söhne, sammt und besonders, *oder derselben eheleibliche Mannserben, als die rechte Stamm- und Lehenserben*, dieselbige meine Schulden, von meinen nachgelassenen Gütern, zu entrichten haben sollen." Nach dieser Stelle darf man *a contrario* also argumentiren: Wenn hingegen meine Söhne, *oder ihre eheleiblichen Mannserben*, nicht mehr am Leben wären, in diesem Falle sollen meine Töchter, *oder ihre Erben*, meine Schulden einnehmen und bezahlen dürfen. Wenn nun aber die Handlung des Schuldeneinnehmens und Bezahlens in Fällen, wo wir eine Erbschaft antreten können, eine stillschweigende Erklärung ist, dass wir Erben seyn wollen, und wenn Burkard von Ertal in dieser Stelle nur von dem Schuldeneinnehmen und Bezahlen spricht, das *in der Eigenschaft als Erbe* geschieht, welches besonders aus den Worten erhellt: „sondern dass meine Söhne oder deren Erben, *als die rechte Stamm- und Lehenserben*, meine Schulden zu entrichten haben sollen": so ist es gerade so anzusehen, als wenn der Erblasser ausdrücklich gesagt hätte: In diesem Falle sollen meine Töchter, oder ihre Erben, *in die Stammgüter erben und, als solche*, meine Schulden einnehmen und bezahlen dürfen. Nach dieser Erklärung, wogegen sich schlechterdings, nach den Regeln einer vernünftigen Interpretation, nichts einwenden lässt, wäre aber allerdings ein Familienfideicommiss zu Gunsten der weiblichen Descendenten, nach Absterben des Mannsstamms, in dem Testamente des Burkard von Ertal gegründet; und diese Erklärung ist auch dess-

wegen um so natürlicher, wahrscheinlicher, und gesetzlicher, weil sie 1) der von jedem Vater zu vermuthenden, und namentlich aus dem vorliegenden Testamente überall deutlich hervorleuchtenden Liebe des Erblassers zu seinen Töchtern am gemässesten ist, von dem doch gewiss nicht vermuthet werden kann, dass er ganz fremden Personen, welche der letzte Agnat etwa wählen würde, den Vorzug vor seinem eigenen Blute habe geben wollen; weil 2) aus dem ganzen Testamente deutlich hervorleuchtet, dass der Erblasser seine Töchter und ihre Descendenz *nur allein seinem Mannsstamme*, nicht aber auch *ganz fremden* Personen, habe nachsetzen wollen: denn es widerstrebt den Regeln aller vernünftigen Interpretation, anzunehmen, dass, was der Erblasser ganz augenscheinlich nur zum Vortheile des Mannsstammes angeordnet hat, auch zum Vortheile ganz fremder Personen angeordnet worden sey; es treten hier vielmehr die bekannten Sprüche der Pragmatiker ein: *Cessante causa cessat effectus; Causa expressa dirigit actum, ut restringatur secundum causam expressam; causa limitata limitatum producit effectum;* weil 3) bey Testamenten Alles einzig und allein auf den Willen des Erblassers ankommt [*Nov.* 22. *C.* 2]; weil 4) jedes Wort, jeder leichte Wink, den der Erblasser in seinem Testamente giebt, hinreichend ist, ein Fideicommiss zu begründen, wenn er es auch nicht ausdrücklich verordnete [L. 67. §. 9 *et* 10. *D. de legat.* 2. *L.* 2. *C. Commun. de legat. L.* 21. *D. de legat.* 3. *L.* 95, *in fin. D. eod. L.* 16. *C. de Fideicomm. L.* 127. *D. de legat.* 1. *L.* 57. §. 1. *D. Ad Sc. Trebell. L.* 11. §. 19. *D. de legat.* 3]; weil 5) bey Fideicomissen die *conjectura pietatis* ein Hauptentscheidungsgrund *sogar gegen die Worte* des Erblassers ist [*L.* 102. *D. de condit. et demonstrat.*], also noch weit mehr, wenn die Worte desselben dafür sprechen; welche Entscheidung des grössten Rechtsgelehrten des Alterthums, *Papinians*, auch noch von *Justinian* [in der *L.* 6 *C. de instit. et substit.* und in der *L.* 30 *C. de Fideicomm.*] bestätigt wird, in welchem letzteren Gesetze der Kaiser das merkwürdige Motiv angiebt: *ne videatur testator alienas successiones propriis anteponere.* War es dem rechtsgelehrten *Papinian* erlaubt, von der vermutheten grösseren Liebe des Vaters zu seinem Blute, als zu fremden Menschen, einen Entscheidungsgrund, bey der Erklärung eines Fideicommisses, herzunehmen: warum sollten die heutigen Rechtsgelehrten weniger befugt seyn, dasselbe zu thun, besonders da noch *Justinian* diese Interpretationsart sehr gelobt und gebilliget hat, und da diese auf der Natur der Sache selbst beruht? weil 6) Burkard von Ertal in seinem Testamente [S. 237] deutlich sagt, seine Töchter sollen *nach adelichem Herkommen* verzichten. Nun aber war es im 16 Jahrhundert, in dessen zweyter Hälfte [im Jahre 1552] dieser Erblasser sein Testament machte, allgemein in Deutschland angenommener und herrschender Grundsatz unter dem Adel, dass die Verzichtstöchter, nach Absterben des Mannsstammes, den Regress auf die verzichteten Stammgüter, mit Ausschluss fremder Personen und der Erbtochter, hatten; wie *Johann Fichard*, ein berühmter Rechtsgelehrter des 16 Jahrhunderts, der sogar zu gleicher Zeit mit Burkard von Ertal lebte, bezeugt [*Lib. I. Cons.* 52. N. 18], und wie noch mit einer Menge anderer Autoritäten bewiesen werden kann. Mithin darf man als gewiss annehmen, dass Burkard von Ertal die Absicht gehabt habe, seinen Töchtern eben das, und nicht weniger einzuräumen, als dem Herkommen seiner Zeit gemäss war, worauf er sie verweist. Dieses wird dadurch 7) beynahe zur apodiktischen Gewissheit erhoben, wenn man die Zeugnisse der Ritter-Cantons liest, welche *von Neurath* a. a. O. §. 55 anführt, und aus denen sich deutlich ergiebt, dass *auch in Franken* jener Grundsatz herrschend war, den *Fichard* so bestimmt angiebt und bezeugt. Rec. glaubt auch, dass die Verzichtsbriefe der ertalschen Töchter selbst, wenn sie noch vorhanden sind, weitere Gründe zur Unterstützung dieser Behauptung ohne Zweifel an die Hand geben würden. — Auch die Erklärung der Verträge von 1555 und 1664, wie sie der Vf. giebt, hält Rec. für ganz unrichtig, und er könnte eine Menge entscheidender Gründe dagegen, so wie gegen die ganze Deduction des Vfs. von S. 124 — 152, mit leichter Mühe vorbringen. Allein wenn er dieses thun wollte: so würde aus seiner ohnehin schon zu grossen Recension ein Buch werden; und daher muss er dieses, gegen seinen Wunsch und Willen, unterlassen. Rec., der ganz unparteyisch in dieser Sache ist, keinen der streitenden Theile nur von Weitem kennt, nur zu seinem eigenen Vergnügen, und bloss in scientifischer Hinsicht, die Deduction des Vfs. untersucht hat, ist von dem Rechte und der Gültigkeit der Ansprüche der drey klagenden Schwestern, ungeachtet aller Gegengründe des Vfs., vollkommen und lebhaft überzeugt. Diese Gegengründe hat er alle reiflich erwogen, aber alle bey näherer Prüfung so gefunden, dass er in seiner Meinung nur noch mehr bestätigt wurde, und dass es ihm, wenn er an der Stelle der drey klagenden Schwestern wäre, nicht sehr bange um den guten Ausgang dieses Rechtsstreits seyn würde. — Auch gegen die „*Kritik der Theorie derjenigen Schriftsteller, welche den adelichen weiblichen Descendenten im Allgemeinen ein Notherbrecht auf Stamm- und altväterliche Güter, nach Stammserlöschen, zueignen*", welche der Vf. S. 153 — 174 vorträgt, und womit er sein Buch beschliesst, könnte und würde Rec. gern antworten, wenn er nicht zu sehr ausschweifen müsste. Unerklärbar ist es übrigens hier dem Rec., warum der Vf. in dieser Kritik, so wie in seinem ganzen Buche, es zwar immer mit allen anderen Gegnern seiner Lehre, nur nie mit dem vorzüglichsten von Allen, das heisst, mit *Johann Friedrich Albrecht Constantin von Neurath d. Ält.*, zu thun hat, ja dass er diesen berühmten Antagonisten, dessen schöne Schrift zwey volle Jahre vor seiner eigenen Abhandlung erschienen ist, und doch gewiss manchen *dignus vindice nodus* enthält, nicht ein einziges Mal nur mit einer Sylbe erwähnt. Womit soll man dieses erklären? Vielleicht mit dem Spruche von *Tacitus* [*II Hist.* 68]: „*Manebat admiratio viri et fama: sed oderant, ut fastiditi!*"

MA.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 OCTOBER, 1811.

MEDICIN.

Leipzig, b. Salfeld: *Annalen der gesammten Medicin als Wissenschaft und als Kunst*, zur Beurtheilung ihrer neuesten Erfindungen, Theorieen, Systeme und Heilmethoden, von Dr. *A. F. Hecker.* Erster Band. Januar — Junius. 1810. Zweyter Band. Julius — December. 1810. 568 S. 8. (7 Rthlr.)

Der Herausgeber dieser Annalen hat uns von seinem Beruf zu kritischen Arbeiten durch sein bekanntes *Journal der Erfindungen, Theorieen und Widersprüche* u. s. w. schon so überzeugende Beweise gegeben, dass wir der Erscheinung dieser Zeitschrift mit nicht geringen Erwartungen entgegensehen können. Den Zweck derselben giebt er in der ersten Abhandlung: *Allgemeine Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Medicin als Wissenschaft und als Kunst*, folgendermassen an: der Unwissenheit überhaupt, und dem daraus entspringenden gedankenlosen Nachbeten, der Anmassung und genialen Rohheit kräftig entgegenzuarbeiten — die ächte Empirie zu befördern, und es immer klarer zu machen, dass es in der Medicin weder eine Empirie ohne Wissenschaft, noch eine Wissenschaft ohne Empirie geben könne und dürfe — die wahre Erregungstheorie so zu leiten, dass sie der Kunst förderlich werden muss — das Verhältniss ächter Naturphilosophie zur Medicin überall nachzuweisen, und zu bestimmen, was sie in dem Gebiete derselben eigentlich wolle und könne — endlich eine unbefangene und strenge Kritik über Alles, was sich der Verfolgung jener Zwecke entgegenstellt, als da sind: Egoismus, gemeine Empirie, schlechte Beobachtungen und Erfahrungen, Hypothesen, roher Brownianismus und schiefe Erregungstheorieen, Schwärmerey, Mystik u. s. w. — Die Gegenstände werden unter vier verschiedene Abschnitte gebracht: A. Ausführliche Abhandlungen. B. Kurze Bemerkungen. C. Anzeigen vorzüglich wichtiger Bücher. D. Repertorium der Journale und Zeitschriften. — Vom Januar 1810 an erscheint jeden Monat ein Heft. Sechs Hefte machen einen Band aus.

Der Herausgeber betrachtet ferner in der I Abh. den Gang, den die Cultur eines jeden Zweiges des menschlichen Wissens und Erkennens genommen, und unterscheidet in demselben vier verschiedene Perioden: 1) *Die Periode der Unwissenheit, des Kinderglaubens, der Poesie;* 2) *die Periode der historischen Kenntnisse, der Empirie;* 3) *die dogmatische Periode;* 4) *die Periode der Mystik*, die den Kinderglauben und die Poesie der ersten ersetzen soll. Alle Wissenschaften ohne Ausnahme haben jene vier Perioden wenigstens einmal, mehrere wiederholt durchlaufen, und vor allen besonders auffallend die gesammten Naturwissenschaften. Von der Medicin bemerkt der Vf., dass die medicinische Wissenschaft und Kunst wahre Fortschritte jedes Mal nur in den Perioden der ächten und reinen Empirie gemacht habe, alle aus anderen Quellen abgeleitete Vervollkommnung derselben aber immer nur scheinbar, von kurzer Dauer gewesen, und in jeder Revolution des Zeitgeistes untergegangen sey. — Wenn sich nun alle Perioden, welche die Medicin bisher durchlaufen hat, unter die vom Vf. bemerkten vier Perioden bringen lassen: so muss auch die der ächten und reinen Empirie unter ihnen enthalten seyn, oder es ist noch nie eine solche da gewesen, welches doch nicht die Meinung des Vfs. zu seyn scheint. Ist sie da gewesen: so ist es ohne Zweifel die zweyte Periode. Dann würde von einer ächten Empirie alles Zurückführen einzelner Thatsachen auf höhere Principien ausgeschlossen bleiben, ohne welche doch wohl weder ächte, rationelle Empirie, noch irgend eine wissenschaftliche Form denkbar ist. Der Vf. hätte daher nicht so bestimmt behaupten sollen, dass jede aus einer anderen Quelle, als aus Empirie, versuchte Vervollkommnung unserer Wissenschaft und Kunst nur scheinbar sey, und in jeder Revolution des Zeitgeistes untergehe. Allerdings gehen Thatsachen selten ganz unter; aber sie allein, und wäre ihre Anzahl auch noch so gross, können uns nicht genügen, und bringen die Kunst nie zu einem bedeutenden Grade der Vollkommenheit. Rec. ist überzeugt, dass der Vf. hierin mit ihm völlig einverstanden ist. Er konnte daher um so weniger diese Bemerkung unterdrücken, da manche Stelle dieser Abhandlung leicht so verstanden werden könnte, als solle man, um die Medicin als Wissenschaft und Kunst zu steigern, nur Thatsachen sammeln, und sich um ihre höhere Beziehung gar nicht kümmern. Wenn gleich damit so mancher Unfug getrieben worden ist, zum Nachtheil unserer Wissenschaft und Kunst: so darf doch auch das viele und folgenreiche Gute nicht verkannt werden, das gerade aus diesem Streben hervorgegangen ist. — II. *Die neuesten Heilarten des Typhus und anderer Fieber durch kalte Bäder und Purgirmittel* von *Currie* und *Hamilton.* — Fast bey keiner Krankheit sind so widersprechende Curmethoden mit glücklichem und unglücklichem Erfolge angewandt worden; bey keiner hat die

Erklärung ein so weites Feld gefunden, als bey der Bestimmung der Natur des Typhus und seiner Behandlung. Jeder erklärte sich das Wesen der Krankheit und den Grund der Genesung nach seiner Vorstellung von der Wirkungsart der Mittel. Unter solchen Umständen kann eine neue Heilmethode, die man gegen den Typhus vorschlägt, ohne ihr bestimmtes Verhältniss zur entdeckten Natur der Krankheit und zu der erfolgenden Genesung nachzuweisen, auf keine hohe Achtung Anspruch machen. Dennoch verdienen die von *Currie* und *Hamilton* aufgestellten Thatsachen in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit. Die Anwendung der Kälte in bösartigen Fiebern ist nicht neu, wohl aber die von *Currie* vorgeschlagene Methode. *Currie* stellt eine lange Reihe von Krankengeschichten als Beweise auf, dass das Begiessen mit kaltem Wasser ein gewisses Mittel sey gegen den Typhus und andere Fieber; aber die erzählten Beobachtungen sind grösstentheils schlecht. Es ist kein Fall darunter, der von dem, was sie beweisen sollen, eine vollständige Überzeugung gewähren könnte. Dazu kommt, dass *Currie* versichert, man könne überall mit gleichen, nur weniger beträchtlichen Vortheilen lauwarmes Wasser zum Begiessen wählen, wenn man das kalte fürchtet. Der Herausgeber wundert sich mit Recht über die Versicherung des Hn. *Hegewisch*, die unwiderstehliche Phalanx reiner Erfahrung rücke hier an, welcher wohl Niemand die Bedingungen der Gewichtigkeit werde absprechen können. Die Folgerungen, die sich aus den unvollkommenen Versuchen der englischen Ärzte ergeben, hat Hr. *Hegewisch* in 13 Sätzen zusammengestellt, welchen Hr. *H.* Bemerkungen beygefügt hat. — *Hamilton* sah, dass die in England allgemein und in allen Fiebern gebräuchlichen Spiessglanzmittel nur dann einen wirklichen heilsamen Erfolg hatten, wenn sie purgirten. Daraus zog er den Schluss, dass Purgirmittel in Nerven- und Faul-Fiebern sehr wirksame Mittel seyen, wenn sie so gegeben werden, dass sie nicht starke wässerige Absonderungen im Darmcanale machen, sondern wirkliche schwarze, übelriechende häufige Excremente abführen. Die Krankengeschichten, die *Ham.* liefert, sind aber so schlecht, und die Gefahr, welche dem Typhuskranken dadurch bereitet werden kann, ist so bedeutend und mannichfaltig, dass sich wohl kein deutscher Arzt entschliessen wird, den Aussprüchen eines mittelmässigen englischen Praktikers unbedingt zu huldigen, obgleich auf der anderen Seite jeder rationelle Arzt den Nutzen dieser Mittel in dieser Krankheitsform unter gewissen Umständen nicht verkennen wird. — B. *Kurze Bemerkungen.* 1) *Stütz* Vorschlag Scheintodte zu heilen. 2) Über die Einreibungen des Brechweinsteins. *Autenrieths* Heilart des Keichhustens. 3) *Lucas* von dem Braun-Kohlenöl. — C. *Anzeigen vorzüglich wichtiger Bücher.* — D. *Repertorium der Journale und Zeitschriften.*

II *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* I. *Was hat die Heilkunde bis hieher durch ihre Bearbeitungen im Geiste der Naturphilosophie gewonnen? was möchte sie künftig damit gewinnen? — Naturphilosophie!* Das ist seit wenigen Jahren das Losungswort unseres Zeitgeistes. Die Medicin, als ein Theil der sogenannten Naturwissenschaft, musste näher und unmittelbarer als jeder andere Zweig unseres Wissens mit der Naturphilosophie in Verbindung treten und ihren Einfluss erfahren. Sollen diese Annalen, sagt der Herausgeber, auf die Stimmung des Zeitgeistes vortheilhaft einwirken: so müssen sie vor allen Dingen zu bestimmen suchen, was überhaupt die wahre und falsche Naturphilosophie im Gebiete der Medicin könne und wolle, was sie bi her schon gewollt und gekonnt habe, und was endlich unser ächter Gewinn sey, den wir aus den naturphilosophischen Ansichten, Constructionen u. s. w. für unsere Wissenschaft und Kunst wirklich gezogen haben. Der gegenwärtige Aufsatz, welcher durch mehrere Hefte fortläuft, soll sich über alle diese Fragen nach folgendem Plane verbreiten. — Zuerst soll der Standpunct der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie so deutlich und genau bestimmt werden, dass Jeder sehe, wovon eigentlich die Rede ist. — Ein vollständiger Commentar über *Schellings* Aufsatz: *Vorläufige Bezeichnung des Standpuncts der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie*, in den Jahrbüchern der Medicin als Wissenschaft von *Marcus* und *Schelling*, Ir Band 1s Stück, soll die Einleitung dazu machen, und darauf eine kritische Übersicht der gesammten naturphilosophisch-medicinischen Literatur folgen. — Wenn die Aufgabe der Naturphilosophie ist, nachzuweisen, wie sich die höchste Idee alles Wissens und Seyns in dem ganzen Universum, im Makrokosmus und im Mikrokosmus, als das Anschauliche, als Erscheinung und Product offenbart, und wie die mannichfaltigen Formen mit ihren Eigenschaften, die uns das Weltall in seinen organischen und anorganischen Naturreichen darstellt, als harmonische Theile eines grossen Ganzen auf jene höchste Idee zurückgeführt werden müssen: so muss sie dann wohl von der genauesten und vollständigsten Kenntniss der Natur ausgehen, und von diesem Standpuncte aus zu dem höheren und höchsten emporsteigen. — (Rec. findet dieses unbestimmt ausgedrückt; und so ausgesprochen, kann es leicht Missverständnisse veranlassen. Hr. *H.* will damit eigentlich sagen, dass die ächte Naturphilosophie einen grossen Vorrath empirischer Kenntnisse voraussetzt. Will er aber dadurch die Methode der Naturphilosophie bezeichnen: so ist dieses durchaus irrig. Die Naturphilosophie setzt allerdings einen grossen Vorrath von Kenntnissen voraus; aber sie steigt, indem sie sich constituirt, nicht vom Einzelnen zum Allgemeinen hinauf, sondern von diesem zu jenem herab, und weiset das Allgemeine im Besonderen nach.) Hr. *H.* wendet sich nun zu *Schellings* Aufsatz selbst, und im Verfolge dieses Commentars werden zuvörderst aus 14 naturphilosophischen Schriften in chronologischer Ordnung die neuesten Lehren von dem Leben beurtheilt, um zu erfahren, was die Naturphilosophie in Beziehung auf ihre höheren Ansichten

des Lebens wirklich geleistet, und in wiefern sie hier unsere Kenntnisse auf eine solide Art bereichert habe. Diese kritische Darstellung wird im 3 Hefte fortgesetzt, und folgende Resultate daraus aufgestellt: 1) Von einer wirklichen Erkenntniss des Absoluten findet sich bisher in den Naturphilosophieen nicht die kleinste Spur. 2) Bey einem jeden Versuche, zu einer solchen Erkenntniss zu gelangen, gerathen die Naturphilosophen in Widersprüche, zum evidentesten Beweise, dass es hier durchaus nichts Festes giebt, sondern dass sich Jeder nach eigener Phantasie und Willkühr eine sogenannte höchste Idee des Lebens machen kann, die nachher die naturphilosophischen Copisten abschreiben. 3) Ein Theil angeblicher naturphilosophischer Vorstellungsarten spricht sich blofs in neuen unverständlichen Worten und mystischen Formeln aus. 4) Alle Anstrengungen haben bisher nicht weiter geführt, als zu der alten Überzeugung, dass es nothwendig einen höchsten übersinnlichen Grund unserer Sinnenwelt gebe und geben müsse. Auch haben sie für uns den Vortheil gehabt, dass wir das Leben in der Natur aus einem höheren, allgemeineren und umfassenderen Gesichtspuncte betrachten, dass wir uns bemühen, das individuelle Leben unter höhere Gesetze zu bringen, und dass viele kleinliche, einseitige, unwürdige Vorstellungsarten von dem Leben theils schon verschwunden sind, theils bald ganz verschwinden müssen. — Im 4 Hefte folgt eine Kritik der im ersten Heft aus *Schellings* Abhandlung angeführten Paragraphen, die darauf hinausläuft, dass alle die vielen Worte, die dort vorkommen, durchaus keine neuen Aufschlüsse über das Leben und die Natur des Organismus gewähren; sondern sie enthalten einige offenbare Irrthümer, welche beweisen, dass der Vf. die Medicin, wie sie vor *Brown* war, nur sehr unvollkommen kennt, und dass er sie ganz falsch beurtheilt. Doch legt er den §. 11 — 16 aufgestellten Ansichten grossen Werth bey, weil durch sie die Einseitigkeit *brownischer* Vorstellungsarten vernichtet würde. Sie machen auf die Selbstständigkeit des Organismus und auf seine Verbindung mit einem höheren Grunde seines Daseyns aufmerksam, sie vernichten die totale Abhängigkeit von der Aussenwelt, in die *Brown* den lebenden Organismus gesetzt hat, und zerstören endlich alle jene Vorstellungsarten, nach welchen man uns bald diese, bald jene einzelne Substanz oder Materie als Princip des Lebens, der Irritabilität, Sensibilität u. s. w. aufdringen wollte. — Der Herausg. nimmt ferner *Brown* in Schutz gegen den ihm von *Schelling* §. 18 gemachten Vorwurf, dass nach ihm aller Unterschied auf einem blossen Mehr oder Weniger der Erregung beruhe, zeigt, dass schon vor dem Entstehen der Naturphilosophie die einseitige Rücksicht der Brownianer auf das quantitative Verhältniss des lebenden Organismus eingesehen und gerügt worden ist, läfst aber der Naturphilosophie die Gerechtigkeit widerfahren, dass sie wesentlich dazu beytrug, den unfruchtbaren und unstatthaften Erklärungen aus Hypersthenie und Asthenie ein Ende zu machen. Dieser Aufsatz enthält mitunter sehr treffende Bemerkungen über das Wesen und die Zweige der Naturphilosophie, so dass er wohl von Jedem, der für diesen Gegenstand überhaupt Interesse fühlt, gelesen zu werden verdient. — Im 5 Hefte sucht der Herausg. das Willkührliche in den Behauptungen *Schellings* zu zeigen, und auf die Widersprüche aufmerksam zu machen, die sie in der Natur finden. Er folgt ihm Schritt für Schritt; aber so viel Richtiges uns derselbe auch in seinen Bemerkungen mittheilt: so geht er doch, wie es uns scheint, in seinen Behauptungen zu weit. In den beiden folgenden Fortsetzungen (II Bd. 4 und 5 Heft) geht der Herausg. zu der Beurtheilung der Schriften von *Steffens* über, die in den Annalen selbst nachgelesen zu werden verdient. — II. *Über die sicherste Zubereitung des Arseniks zum inneren Gebrauch*, von *Klaproth* in Berlin. Hr. *K.* sucht hier die Frage zu beantworten, unter welchem Zustande des Arseniks, bey dessen Anwendung als Arzneymittel, am wenigsten gewagt werde. Dieser Zustand ist derjenige, in welchem es mit keinem Sauerstoff, oder doch nur mit der mindesten Menge desselben verbunden ist. Ohne Zweifel ist dieses der metallische, und der durch Schwefel in seinen Wirkungen noch mehr gemilderte Zustand des Schwefelarseniks oder des Rauschgelbs. Er räth daher, in Fällen, wo der Arzt den Gebrauch des Arseniks für angezeigt halten sollte, den Schwefelarsenik anzuwenden, und statt des natürlichen Rauschgelbs sich des aus gleichen Theilen weissen Arseniks und Schwefels durch Schmelzen künstlich bereiteten Schwefelarseniks zu bedienen. — B. *Kurze Bemerkungen.* Hier finden wir Bemerkungen über *Wendts* neue Empfehlung der Magenbürste, *Stütz* von den Krankheiten der secernirenden und nicht secernirenden Organe, einen paradoxen Einfall des Hn. *Hegewisch*, in dem Wuthgift ein *aphrodisiacum* zu ahnden, eine Nachricht von dem inneren Gebrauch des *Kali sulphuratum* gegen die *angina polyposa*, nebst einer Angabe des Hn. *Klaproth*, in welcher Form dieses Mittel am besten zu gebrauchen sey, und *Chestons* Mittel gegen den Lippenkrebs.

III *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *Über Curries Methode*, Schreiben an den Herausgeber von *F. H. Hegewisch*, Prof. der Medicin in Kiel. Hr. *Hegewisch* fürchtet, dass die Beurtheilung der *currieschen* Methode im ersten Heft auf viele Ärzte einen üblen Eindruck machen und sie abschrecken möchte, fernere Versuche nach dieser Methode anzustellen. Aber die Besorgnisse des Hn. *Heg.* scheinen Rec. ohne Grund, da der Herausgeber der Annalen ja nur Vorsicht empfiehlt, aber keineswegs auf gänzliche Unterlassung von Versuchen dringt. Überdiess hat auch eine Stimme nie ein solches Gewicht, dass dadurch sämmtliche Ärzte Deutschlands bestimmt werden sollten, eine Heilmethode gänzlich ausser Acht zu lassen, die ja schon vor *Currie* unter gewissen Modificationen gegen dieses oft so verheerende Übel angewandt worden ist. Da jedoch Hr. *Heg.* nur die Absicht hat, durch seinen Aufsatz die Aufmerksamkeit der Ärzte auf die *curriesche* Heilmethode

mehr zu fixiren: so wird er seinen Zweck gewiss nicht verfehlen, und wir müssen ihm dafür Dank wissen, dass er den Gegenstand noch einmal zur Sprache gebracht hat. — Unter der Rubrik: *Kurze Bemerkungen*, befindet sich eine Zurechtweisung des Hn. *Wigand* wegen seines neuen Heilmittels gegen den Croup, eine Anzeige des von *Daubenton* empfohlenen Mittels gegen Unverdaulichkeiten und Blähungsbeschwerden im höheren Alter, eines in der *Pharmacopoea castrensis Ruthena* vorkommenden Kropfmittels, und des von *Barlou* empfohlenen Mittels gegen die *Tinea*.

IV *Heft*. A. *Ausführliche Abhandlungen*. II. *Prüfung der einfachen, natürlichen und minder kostspieligen Methode, nach welcher Prof. V. Kern in Wien die Wunden, die Geschwüre, die venerischen Übel und den Brand heilt*. — Wo bisher andere Wundärzte mit trockner Charpie, mit geistigen sauren, aromatischen Flüssigkeiten, mit Digestivsalben und anderen Dingen, Wunden, Geschwüre, venerische Localübel und brandige Theile verbanden: da thut *Kern* weiter nichts, als dass er ein Stück Leinewand, oder Charpie, mit warmem Wasser nass gemacht, auflegt; und mit dieser Methode thut er Wunder. Zugleich verfährt er auch mit den ihm etwa nöthig scheinenden inneren Mitteln so einfach. Dieses Heilverfahren machte *Kern* zuerst, mit einer Reihe von Krankengeschichten belegt, der Welt bekannt in den „Annalen der chirurgischen Klinik an der hohen Schule zu Wien. Wien 1807. 1809. 2 Bände. 8." — Er glaubte die Wichtigkeit seiner Entdeckung dem Kaiser der Franzosen und den Wundärzten dieser Nation empfehlen zu müssen. Dieses geschah in einem zu Wien herausgekommenen *Avis aux Chirurgiens etc.*, welcher an Hn. *Schaub* einen Übersetzer fand. Hierauf erschienen noch einige andere auf diesen Gegenstand sich beziehende Schriften, von welchen die vom Prof. *Zang* die gehaltvolleste ist. So richtig im Allgemeinen *Kerns* Ansichten von dem Heilungsgeschäft bey Wunden und Geschwüren sind, von welchen sein einfaches Verfahren ausgeht: so macht er doch davon ein gar zu grosses Aufheben, und stellt sich, als ob er der Erfinder jener richtigen Ansichten sey. Es ist gar keine Frage, dass bey einer Menge von Geschwüren, Wunden und anderen Verletzungen die Heilung vollkommen erfolgen wird, wenn man den Schaden mit warmem Wasser abwäscht, besonders in geringfügigeren Fällen, wo es wenigstens den negativen Nutzen haben könnte, verderbliche Heilarten und Mittel, die den heilsamen Operationen der Natur in den Weg treten, zu verdrängen. Aber *Kern* übertreibt die Sache, er dichtet den warmen Wasser Kräfte an, die es nicht besitzt, vernachlässigt die wirksameren Mittel, und übersieht ganz die nachtheiligen Folgen, die unter so manchen Umständen ein immerwährendes lauwarmes Bad nach sich ziehen muss. Ferner stellt er schlechte Krankengeschichten, und besonders wo von den venerischen Krankheiten die Rede ist, offenbar irrige und verderbliche Behauptungen auf. B. *Kurze Bemerkungen*. *Besnards* ernsthafte, auf Erfahrung gegründete Warnungen an die Freunde der Menschheit gegen den Gebrauch des Quecksilbers in venerischen Krankheiten. Erstes Heft. Münster 1808. 8. Diese Schrift enthält einen oft wiederholten Versuch, das Quecksilber zu verdrängen. Der Vf. bedient sich aber durchaus unstatthafter und seltsamer Beschuldigungen gegen dasselbe, empfiehlt an die Stelle des Quecksilbers ein Arcanum, und sucht, ganz gegen die Sitte wissenschaftlicher Ärzte, die Vorzüge seines Arcanums durch ein Gutachten der Landesdirection von Baiern zu beweisen. — Der Herausg. bemüht sich, das Quecksilber gegen die ihm gemachten ungegründeten Vorwürfe zu vertheidigen. Zum Beschluss dieses Hefts wirft derselbe noch verschiedene, das Heilverfahren *Bickers* in der *Tinea* betreffende Fragen auf, deren Beantwortung wir von Hn. *Bicker* zu lesen wünschen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Hadamar*, in d. neuen gelehrten Buchhandlung: *Kritische Untersuchung über die bisher gewöhnlichen Haltungen und Lagen zur natürlichen Geburt, nebst Angabe einer neuen, äusserst bequemen und vortrefflichen Geburtslage*, von *J. Unger*. Mit 1 Kupfer. 1805. 67 S. 8. (50 kr.) Diese neue vortreffliche Geburtslage, „mit welcher keine andere eine Vergleichung aushält", besteht darin: um das Kreuz erhaben zu legen, bringt man die Gebährende auf ein ledernes ausgeschnittenes Küssen, wie auf denen Geburtsstühlen sind — unterstützt den Körper durch untergeschobene Küssen, dass er eine schiefe Lage erhalte — lässt die Füsse halbgebogen in eigenen Pantoffeln an die Bettstelle anstemmen — und mit den Händen an zwey starken ledernen, mit Holzschrauben befestigten, und mit gepolsterten Handhaben versehenen Riemen ziehen. Das Küssen hat überdiess zwey Handhaben, um es schnell zu einem Wendungslager umschaffen zu können.

Der Gedanke des Vfs. ist nicht zu verwerfen. Der Glaube aber, dass deshalb alle anderen, hier kritisch durchgegangenen Lagen durchaus verwerflich seyen, ist nur dem eingeschränkten Wirkungskreise des Vfs. zu verzeihen. Ein gut eingerichtetes französisches Bett erfüllt alle Erfodernisse eines guten Geburtslagers, auch sind die Einwürfe des Vfs. gegen dasselbe so unbedeutend, dass sie keiner Widerlegung bedürfen. Der unter anderen angegebene Vortheil dieses neuen Geburtslagers, „dass der Ärmsten — denn auch diese seye Mensch (!!) — eben so gut, wie der Reichsten damit gedient werden könne, ein Vorzug, welchen noch keine künstliche Lage habe", beweist das ängstliche Suchen nach Vortheilen. Man lehre die Hebammen in jeder Art von Haushaltung, ein gutes französisches Lager aufzurichten, und man wird dieser Küssen überhoben seyn. Schon dieses ist ein grosser Vorzug jenes Lagers vor diesem neuen, dass die Hebammen eine Geräthschaft weniger nöthig haben, welcher sie überdiess bey einer bedeutenden Praxis in einer gewissen Anzahl bedürftig wären. Auf der schönen Kupfertafel von *Neubauer* ist das Kissen, die Pantoffeln, Riemen, und eine Gebährende in dieser Lage vorgestellt.

J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1811.

MEDICIN.

Leipzig, b. Salfeld: *Annalen der gesammten Medicin als Wissenschaft und als Kunst*, von Dr. *A. F. Hecker* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

V *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *J. F. Ackermann's neue Theorie der Natur und Heilung der Fieber.* Die *ackermannsche* Fieberlehre ist eine *chemische.* Überall sucht er den Lebensprocess als einen chemischen, als ein wirkliches *Verbrennen* zu entwickeln. — Sie ist eine *naturphilosophische.* Sie ist nicht nur in philosophischen Redensarten vorgetragen, sondern sie nimmt auch höhere allgemeine Ansichten auf, sucht die einzelnen Erscheinungen auf allgemeingültige Naturgesetze zurückzuführen, den Mikrokosmus mit dem Makrokosmus zu vergleichen, und zwischen beiden merkwürdige Parallelismen nachzuweisen. — Nachdem Hr. *H.* die Hauptideen in einer lichtvollen Ordnung dargestellt hat, fällt er folgendes Urtheil: Das Ganze ist ein künstliches Gebäude, das keinen Grund hat. Denn wollte man sich auf die Festigkeit der naturphilosophischen Constructionen berufen: so müssten vor allen Dingen erst die grossen Widersprüche gehoben seyn, die sich zwischen mehreren solchen Constructionen finden, und so lange diese Statt finden, dürfen wir uns der Gewisheit und Evidenz noch nicht erfreuen, die durch die Naturphilosophie in unsere Wissenschaft und Kunst gekommen seyn soll. Alles, was uns von *A.* von den Verhältnissen des Lichts, des Sauerstoffs, der Erde u. s. w., kurz von dem anomalen Verbrennungsprocesse gesagt wird, ist nichts weiter, als ein Gedicht, das sich so wenig auf wahre Kenntnisse, auf ächte Naturanschauung gründet, als so manche andere naturphilosophische Gedichte, die mit diesem im Widerspruche stehen. Hr. *H.* findet die Bestätigung seiner Behauptung, dass *Ackermanns* Theorie auf seine Praxis gar keinen Einfluss habe, in der Lehre von den gastrischen, galligen und intermittirenden Fiebern auffallend. B. *Kurze Bemerkungen. Burdach's* Schrift „die Lehre vom Schlagflusse. Leipzig 1806, 8", kündigt neue Ansichten an, die der Herausgeber angeben zu müssen glaubt. Nachdem er die groben mechanischen Ansichten gerügt hat, die in dessen Behauptungen herrschen, lässt er recht gute Bemerkungen folgen über *Weinhold's* Methode, veraltete Hautgeschwüre zu heilen, über *Metternich's* Empfehlung der siberischen Schneerose, *Renard's* Bestätigung des Nutzens mineralischer Räucherungen, und *Schreger's* Streckapparat für Krümmungen des Rückgrats.

VI *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* I. *Über die Surrogate der Arzneymittel überhaupt, und der Chinarinde insbesondere.* Die gröste Aufmerksamkeit auf Arzneysubstitute erregte die unter kaiserlicher Autorität gegen das Ende des Jahres 1808 zu Wien bekannt gemachte Auffoderung an alle Ärzte, ihre Erfahrungen über die Surrogate der Arzneymittel bekannt zu machen. Diese Auffoderung ward zugleich mit einer vorläufigen Bestimmung der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit mehrerer Arzneystoffe begleitet. Der Herausgeber giebt nun hier verschiedene Bemerkungen über die Bestimmung der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit eines Arzneykörpers, und geht dann zu der Frage über, ob es überhaupt Surrogate der Arzneymittel gebe. Die Antwort ist: Es giebt keine Arzneymittel, die einander in jeder Hinsicht vollkommen gleich sind; auch haben wir keine Surrogate der specifischen Mittel von ausgezeichneter eigenthümlicher Wirksamkeit. Dagegen aber giebt es zahlreiche Surrogate solcher Arzneystoffe, bey deren Gebrauch es nur auf gewisse allgemeine Erfolge abgesehen ist; solche lassen sich auf verschiedenen Wegen, und durch verschiedene Mittel unleugbar hervorbringen. In dieser Hinsicht ist die *Angelica* allerdings ein Surrogat der ausländischen, theuren *Serpentaria*, und kann überall mit demselben Erfolge gebraucht werden, wo es bey allgemeiner Schwäche und Typhusfiebern auf eine Steigerung der Thätigkeiten in dem ganzen Organismus, und besonders in dem Hautorgan abgesehen ist. In dieser Hinsicht hat die Chinarinde ihre mannichfaltigen Surrogate, z. B. die *Cascarille*, über deren Kräfte der Herausg. sich sehr weitläuftig erklärt, und die speciellen Fälle anführt, wo sie die China sehr wohl ersetzen, ja selbst übertreffen kann. Nun geht er zu den Surrogaten der Chinarinde insbesondere über, und zwar theils in sofern sie ein zusammenziehendes, stärkendes, bitteres Mittel ist, theils in sofern man ihr specifische Kräfte, das Wechselfieber zu heilen, zuschreibt. Zuerst einige Einwendungen gegen die *hahnemann*'sche Behauptung, dass es durchaus kein Surrogat der China gebe, sondern dass sie als ein Stoff einziger Art auch nur ein Wechselfieber einziger Art heile. (*Hufeland's* Journal, B. XXIII. St. 4.) Dann folgt eine Übersicht der neuesten Meinungen über die Wirkungen der China in unserem Körper, in welchen unsere Unwissenheit über diesen Gegenstand sich auf das Bestimm-

teste ausspricht. Man hat auch zur Chemie seine Zuflucht genommen, um Chinasurrogate zu entdecken. Man meint, was ein Wechselfieber heilen solle, müsse die Mischung und die Bestandtheile der China haben. Aus diesen Gründen empfiehlt *Grindel* den rohen Kaffee als Chinasurrogat. *Piderit* behauptet, dass es Wechselfieber und andere Krankheiten gebe, zu deren Heilung die China so wesentlich nothwendig ist, dass wir sie durchaus nicht entbehren können. Als Surrogat empfiehlt er vorzüglich *Flor. Chamom.*, *Calam. arom.*, *Geum urbanum*, und den thierischen Leim. *Renard* nennt ohne besondere Auswahl gegen 100 *febrifugae*. *Consbruch* empfiehlt den thierischen Leim, *Seguin* giebt an dessen Stelle das Eyweiss. *Heller* rühmt als Surrogat eine Mischung von *Absynth.*, *Cent. min.*, *Trifol.*, *Calam. arom.* und *aromat. Pharmac. Boruss.*; *Kortum* die frischen Zwiebeln der weissen Lilie; *v. Hildebrand* die Rinde des Tulpenbaumes; *Oerstädt* den Bodensatz eines Absudes von Pfeffer mit Gallapfeltinctur versetzt, und *Faust* die Spinnweben. Der Herausgeber setzt mit Recht hinzu, dass sich wohl keins unter den angeführten Mitteln befinde, das nicht in einzelnen Fällen das Wiederkommen des Wechselfiebers gehindert hätte; denn jeder ungewohnte starke Eindruck auf den Magen, den Darmkanal, oder auf die Haut des Kranken, ist im Stande, das Wiederkommen des Wechselfiebers zu verhindern. Nicht selten bleiben diese Zufälle auch durch Eindrücke auf das Gemüth aus. Der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung bleibt uns verborgen. Ein neues Mittel gegen Wechselfieber vorzuschlagen, ist ein Leichtes. Man darf nur willkührlich nach jeder nicht ganz unwirksamen Substanz greifen, und man findet sicher irgend eine chemische Analogie, und bald auch ein Wechselfieber dazu, dessen Anfälle unter günstigen Umständen darauf verschwinden. — Den Beschluss dieses Aufsatzes macht eine Angabe der Resultate, die der Gebrauch des Arseniks gegen die Wechselfieber während der letzten Monate geliefert hat. II. *Über den Blasenstich, durch Erfahrungen erläutert*, vom Hn. Generalchirurgus *Mursinna* in Berlin. Hr. *M.* sucht durch mehrere Erfahrungen darzuthun, dass der Blasenstich überhaupt ganz unschädlich, oder doch ganz ohne Gefahr, und leicht, ohne viele Kunst, anwendbar ist; dass aber unter gewissen Umständen dieser Stich vorzüglich durch den Mastdarm, unter anderen aber über den Schaambeinen zweckmässiger sey. Er bestimmt mit vieler Genauigkeit die Fälle, wo der Blasenstich indirect ist, und Bemerkungen, die Operation selbst betreffend, beschliessen die lehrreiche Abhandlung. B. *Kurze Bemerkungen*. Erinnerungen gegen das von *Weinhold* empfohlne Mittel gegen die Flechten in seiner Schrift: „Der *Graphit*, als neuentdecktes Heilmittel gegen die Flechten. Leipzig 8." Von *Gruithuisen* haben wir eine neue Eiterprobe erhalten. Er fodert die Ärzte zu mehrerem Gebrauche des Mikroskops auf. Ihn hat sein Mikroskop ganz eigenthümliche Kennzeichen des Eiters erblicken lassen: 1) Der Eiter hat ein eigenthümliches gekörntes Ansehn; 2) zeigen sich in der Mischung des Eiters mit Wasser, der Wärme ausgesetzt, ganz andere Infusorien, als in anderen Flüssigkeiten. Sie sind im Eiter alle rundlich, mehr linsenförmig, ihre träge Lebensart beschränkt sich bloss auf ein Drehen oder langsames Fortwanken, sie ruhen die meiste Zeit, und können nur durch Umrühren des aufgetragenen Tropfens in allgemeine Bewegung gesetzt werden. In dem Schleime hingegen erscheinen ganz anders gestaltete, die Eiterthierchen wenigstens hundertmal übertreffende Infusorien, die sehr munter in der Flüssigkeit herumschwimmen. — *Welpers* neue Entdeckung eines Kennzeichens der Arsenikvergiftung verdient alle Aufmerksamkeit gerichtlicher Ärzte, so wie die von dem Herausgeber hinzugefügten, diesen Gegenstand betreffenden Fragen.

II Band. I Heft. A. *Ausführliche Abhandlungen.* I. *Neue Darstellung der Lehre von den Krisen und den Metastasen, mit Rücksicht auf die neuere Geschichte der Ansichten dieses Gegenstandes.* Der Herausg. versucht eine neue Darstellung der Lehre von den Krisen zu geben. Er tadelt mit gleicher Heftigkeit diejenigen, welche die Krisen einzig und allein in sichtbare, grobe Ausleerungen von Krankheitsmaterien, als das vermeintliche Ursächliche, setzen, als auch die anderen, welche die Krisenlehre auf die einseitige, dürftige Ansicht von Vitalität und Stimmung der Lebensthätigkeiten allein beschränken. Bey dieser Gelegenheit wird Hn. *Henke* manches kräftige, wahre, und für ihn sehr zu beherzigende Wort gesagt. Es giebt wirklich nichts Einseitigeres als *Henkes* Ansichten von der Krise. Alles dreht sich bey ihm um die leeren, und bis zum Ekel wiederholten Phrasen, Stimmung der Vitalität, Wiederherstellung normaler Vitalität und ähnliche. — Hierauf wendet sich der Vf. zu den Naturphilosophen und ihren Vorstellungsarten von den drey Dimensionen des thierischen Organismus, auf welche sie ihre Krisenlehre bauen. In der Fortsetzung dieses Aufsatzes im *II Heft*, macht uns der Herausgeber mit seinen Ideen über Krisen und Metastasen näher bekannt. Er leistet dabey auf eine *vollkommene* Erklärung Verzicht. Diese ist ihm weniger Zweck, als vielmehr zu zeigen, wie jenes Geschäft nach allgemeinen höheren Gesetzen der Natur von Statten gehe, und wie eine höhere allgemeine Idee des Lebens auch auf diesen Zweig der Medicin angewandt werden könne. — Die wichtigsten Verhältnisse des menschlichen Organismus, auf welchen sein gesunder Zustand beruht, sind folgende: 1) Die Polaritäten zwischen den einzelnen Systemen und Organen überhaupt, nach welchen sie unter einander in beständigen Gegenwirkungen und Rückwirkungen stehen. 2) Die eigenthümlichen Verbindungen der Nervensysteme unter einander. 3) Das Verhältniss der Absonderungen und Ausleerungen, die zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts in allen Productionen so wesentlich nothwendig sind. — An das Ideal einer ganz vollkommenen Gesundheit schliessen sich unübersehbare Grade und Formen von solchen Zuständen unseres Körpers, die wir seine relative Gesundheit nennen. Es zeigen sich mancherley Fehler im Organismus, und das Individuum besteht dabey in ei-

nem höheren oder niederen Grade von Vollkommenheit. In solchen Fällen sind entweder einzelne Organe auf irgend eine Art aus der normalen Reihe der übrigen herausgetreten, oder neuentstandene Bildundungen, Polaritäten, Wechselverhältnisse, Absonderungen, Ausleerungen u. s. w. haben sich in diese Reihe eingeschoben, und machen nothwendig gewordene Mittelglieder in der Kette des Lebens aus, oder endlich es bedarf zu Zeiten eintretender ungewöhnlicher Thätigkeiten in dem irritablen und sensiblen Systeme, um die unvollkommenere Harmonie relativer Gesundheit zu erhalten, sie zu gewissen Zeiten herzustellen, und gleichsam eine neue Reihe von normalen Thätigkeiten anzuknüpfen. Wie die Veränderung der Materie galvanischer Leiter und Mittelglieder die Erscheinungen ändert: so ändern auch die mannichfaltigen Abweichungen in der Mischung und Structur der thierischen Materie die Erscheinungen des Lebens; daher die unendlich mannichfaltigen Wechselverhältnisse zwischen den Systemen und Organen, die sich in den verschiedenen Graden unvollkommener Gesundheit entwickeln. So besteht ein gewisser Grad von Integrität und Gesundheit des Ganzen nach dem Verlust eines Gliedes, wohl selbst eines Eingeweides, in sofern nur dadurch jene zur Gesundheit wesentlich nothwendige Reihe nicht ganz zerrissen ist. So besteht in anderen Fällen die Gesundheit, so lange die neuen Gebilde in einer geschwollenen verhärteten Drüse, oder in einem vergrösserten Hoden nicht plötzlich aus der Reihe der übrigen Organe und ihrer Thätigkeiten herausgerissen werden, in die sie sich einmal eingedrängt haben, und in der sie unter gewissen Bedingungen zu nothwendigen Mittelgliedern geworden sind. Auf gleiche Art kann ein periodisch oder zu gewissen Zeiten eintretender Anfall von Krampf, Epilepsie, Fieber, Podagra, Blutung oder sonst einer Ausleerung, ein Hautausschlag, ein Geschwür u. s. w. in der Kette der Lebensäusserung nothwendig, und die Bedingung werden, aus welcher nachher auf immer oder auf eine gewisse Zeit eine vollkommenere Lebensform hervorgeht. — In jeder Form eines unvollkommenen Lebens ist die normale Reihe der Organe und Thätigkeiten, auf die sich die Gesundheit gründete, zerrissen, und dabey kann die relative Gesundheit nicht nur fortdauern, sondern auch unter günstigen Umständen wieder einen höheren Grad von Vollkommenheit erlangen. — Man glaube ja nicht, dass es nur auf eine *Ausleerung* ankomme, dass das neue bessere Leben einzig von der kritischen Ausscheidung oder Absetzung einer sogenannten Krankheitsmaterie abhänge. Es bilden sich in der organischen Natur neue Reihen theils von Organen und Vegetationen, theils von vitalen Thätigkeiten, die den zureichenden Grund einer veränderten Lebensform enthalten; sehr oft gehen dabey ungewöhnliche Absonderungen und Ausleerungen zwar vor: aber die ausgeleerte ist weder der erste ursprüngliche Krankheitsstoff, so wie sie jetzt erscheint, noch der alleinige Grund der erhaltenen oder wiederkehrenden Vollkommenheit des Lebens. Wir nehmen eine scirrhöse Drüse weg. In manchen Fällen hat das wenige oder gar keine Folgen für das Ganze oder in einzelnen Systemen und Organen. In anderen Fällen sehen wir plötzlich, oder nach und nach, grosse, gefährliche Folgen sich an die Exstirpation anschliessen; es bilden sich neue, in bösartige Eiterung übergehende Geschwülste, Abzehrungen, kurz die mannichfaltigsten Unordnungen. Hier war denn die exstirpirte krankhafte Vegetation ein wichtiges und zur Erhaltung der relativen Gesundheit wesentlich nothwendiges Mittelglied in der Reihe der übrigen Organe gewesen, das sich nach und nach eingeschoben hatte, und dessen plötzliches Herausreissen aus jener Reihe die unglücklichen Folgen nach sich zog. Wir sehen, dass zu manchen oft geringfügigen Verletzungen plötzlich ein Wundstarrkrampf sich gesellt. Der Grund liegt nicht, wie man gewöhnlich meint, in der Quetschung eines Nerven und in ähnlichen Dingen, sondern darin, dass die Reihe der Organe und ihrer Thätigkeiten verändert, unterbrochen, gewaltsam zerrissen wird, in welcher bis hieher der gesunde Zustand sich gründete. Der Kranke stirbt nicht an dem Tetanus, sondern dieser Tetanus ist nur ein Beweis, dass die zum Leben nothwendige Reihe der Organe und Thätigkeiten in dem Nerven- und Muskel-Systeme gewaltsam zerrissen ist, und dass diese Zerreissungen grosse Zerrüttungen in der irritablen und sensiblen Seite des Organismus nach sich gezogen hat, bey welchen das Leben nicht mehr bestehen kann. Wer an der trichomatischen Krankheit leidet, bey dem ist die normale Reihe der Organe und Thätigkeiten gestört, auf die eine vollkommene Gesundheit gegründet seyn muss. Die trichomatischen Gebilde in den Haaren treten in diese zerstörten Reihen, stellen dadurch den Zusammenhang und das Gleichgewicht bis auf einen gewissen Grad wieder her, und erhalten so eine relative Gesundheit. Reisst man ein Gebilde auf einmal aus der Reihe: so sucht die Natur dann entweder den Verlust durch eine neue krankhafte Metamorphose zu ersetzen, oder die Störung in den vitalen Thätigkeiten wird so gross, dass unter apoplektischen und anderen Nervenzufällen das Leben auf der Stelle ganz aufhört. Im ersteren Fall sehen wir, dass die Natur Drüsengeschwülste, Lungengeschwüre u. s. w. an die Stelle des Weichselzopfs setzt, und damit den Verlust desselben gleichsam zu decken sucht. Es kommt dabey gar nicht auf eine Ausleerung als Ausleerung an, und man darf nicht glauben, dass die stinkende, ölige Materie, die in den trichomatischen Massen abgesondert wird, als ursprünglicher Krankheitsstoff in dem Körper gelegen habe, dass sie von der Natur als Metastase auf die Haare abgesetzt oder kritisch auf diesem Wege herausgestossen werde, und dass die Folgen eines unzeitig abgeschnittenen Weichselzopfs daher kämen, dass nach unterbrochener kritischer Ausleerung jener Krankheitsstoff sich auf andere Theile absetze u. dgl. Die Absonderung jener trichomatischen Materie macht einen wesentlichen Theil der hier vorgehenden pathologischen Processe aus, sie steht mit den vitalen Eigenschaften der trichomatischen Haare in unzertrennlicher Verbindung, ist also allerdings ein wesentlicher Theil der Krise.

Wie nun der trichomatische Zustand überhaupt eine Krankheit ist: so kann man auch sagen, dass in dem lebenden Weichselzopfe eine Krankheitsmaterie abgeschieden werde, die als solche auch ansteckende Eigenschaften hat, und da wir mit dieser Abscheidung eine bessere Gesundheit erfolgen sehen: so ist kein Grund vorhanden, warum wir jenen Process nicht kritisch nennen sollen. — So läst sich die kritische Natur des Weichselzopfs, so wie ähnlicher Erscheinungen, unter welchen die Gesundheit sich verbessert, nicht nur nach neueren Ansichten, sondern auch in dem richtig verstandenen, nicht durch neue Schulformen verdrehten, Sinne der Alten vollkommen vertheidigen. Man muss sich nur überzeugen, dass nicht die Absonderung und Ausleerung allein, sondern dass *der ganze vitale und chemische Process* die Krise ausmacht. — Rec., der weder die Gelehrsamkeit des Vfs., noch seine Verdienste um unsere Wissenschaft verkennt, muss gestehen, dass ihm diese Darstellung der Lehre von den Krisen und Metastasen durchaus nicht genügt. Das Neue, oder dasjenige, welches der Vf. dafür ausgiebt, ist eine Composition von Redensarten aus der Schule der Erregungstheorie und der neuesten Medicin, ein bloser Formalismus, durch welchen der Gegenstand selbst auch nicht im Geringsten aufgeklärt wird. Wenn der Vf. uns die nachtheiligen Folgen des unterdrückten Fussschweisses dadurch erklärt, dass er sagt: Nicht von dem zurückgetretenen Schweisse entsteht Husten, Blutauswurf u. s. w., sondern daher, dass ein in der Kette des individuellen Lebens nothwendig gewordenes Mittelglied plötzlich aus derselben herausgerissen wurde; oder wenn er von dem nach einer Verwundung entstandenen Tetanus und dadurch erfolgten Tode sagt: Die zum Leben nothwendige Reihe der Organe und Thätigkeiten in dem Nerven- und Muskel-System ist gewaltsam zerrissen, und diese Zerreisung hat grosse Zerrüttungen in der irritablen und sensiblen Seite des Organismus nach sich gezogen, bey welchen das Leben nicht mehr bestehen kann: so fragt sich: Wissen wir nun mehr von diesem Process? haben wir nun eine gründlichere Einsicht in das Causalverhältniss der Erscheinungen? Der Vf. glaubt uns damit etwas Neues zu sagen, dass es keine Krankheit gäbe, die nicht ihre Krise hätte. Daran hat wohl auch vor ihm kein rationeller Arzt gezweifelt. Rec. fürchtet, Hr. *Henke* könnte sich derselben Waffen gegen den Vf. bedienen, welche dieser gegen ihn gebraucht hat. Durch solche allgemeine Formeln kann kein so specieller Gegenstand bedeutende Aufklärungen erhalten; und da der Vf. eine Menge besonderer Zustände als Beyspiele aufführt: so hat es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, die Realität seiner allgemeinen Ideen in dem Concreten nachzuweisen; aber die concreten Zustände dadurch zu erklären, dass er immer dieselben allgemeinen Formeln bey jedem einzelnen als Beyspiel angeführten Falle wiederholt, heisst *nichts* erklären. Statt so vieler Beyspiele wäre ein Einziges hinreichend gewesen, und der Aufsatz würde alsdann minder lang und breit ausgefallen seyn. II. *Hahnemann's neues Organon der rationellen Heilkunde.* Der Herausg. stellt *Erhard's* Bestimmung eines Organons als die richtige, und als den Masstab auf, nach welchem die *hahnemann.* beurtheilt werden muss. Als Einleitung zur Kritik giebt er eine Übersicht der verschiedenen Vorarbeiten zu dem Organon. Hierauf stellt er die wichtigsten, auf diesen Gegenstand sich beziehenden Sätze hin, und begleitet sie mit treffenden Bemerkungen. III. *Joseph Wenzels Entdeckungen organischer Fehler im Gehirn bey fallsüchtigen Personen.* Ein interessanter Beytrag zur pathologischen Anatomie von einem für die Kunst zu früh verstorbenen Manne, welcher mit einer seltenen Vorliebe und Beharrlichkeit das Gehirn solcher Personen, welche Epilepsie erlitten hatten, zum Gegenstande höchst sorgfältiger und feiner Untersuchungen machte. Er hat ganz besonders den Hirnanhang nebst der Höhle des Grundbeins, in welcher er liegt, untersucht, und das allgemeine Resultat seiner Untersuchungen war, dass sich bey Fallsüchtigen theils in jener Höhle mancherley merkwürdige Verunstaltungen, theils Desorganisationen des Hirnanhangs selbst beständig vorfanden, die auf den das Buch begleitenden Kupfertafeln dargestellt sind. Er hält sich daher für berechtigt, in diesen organischen Fehlern die eigenthümliche Ursache der idiopathischen Epilepsie zu suchen. Die Resultate jener Untersuchungen sind hier in 39 Sätzen mitgetheilt. Wir vereinigen unseren Wunsch mit dem des Herausgebers, dass diese Angaben emsig forschende, unbefangene Ärzte zu weiteren genaueren Untersuchungen dieses Gegenstandes veranlassen möchten. B. *Kurze Bemerkungen.* Das Ungewisse, Unbestimmte und Mangelhafte unserer Einsichten in die Natur und Behandlung der Hundswuth veranlasste Hn. *Harles*, ein neues wirksames Mittel gegen dieselbe aufzufinden, welches ihm das Kraut der *Datura Stramonium* zu seyn scheint, von welchem er aus folgenden Gründen die Heilung der schon ausbrechenden Hundswuth hofft. 1) Die grose Wirksamkeit des Stechapfels gegen solche krampfhafte Nervenkrankheiten, die mit der Wasserscheu in der nächsten Verwandtschaft stehen. 2) Einige merkwürdige Erfahrungen über den Nutzen der *Datura* in der Hydrophobie selbst. 3) *Hahnemanns* Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneysubstanzen. *Datura* macht eine Krankheit wie Hundswuth und Wasserscheu, also heilt sie diese auch. — Auch den Arsenik empfiehlt er aus allgemeinen Gründen gegen die Hundswuth, und vermuthet, dass sich beide Mittel, Datura und Arsenik, neben- und nach einander, oder auch mit einander in ihren eigenthümlichen Wirkungen hülfreich begegnen werden. Aber wo bleibt denn das *hahnemann*'sche Princip? fragt der Herausgeber. Arsenik macht doch durchaus keine Krankheit, wie Wasserscheu und Hundswuth! — Mit wenigen Worten folgt noch eine Angabe der von *Warnecke* erfundenen Maschine zur Einrichtung des aus dem Schultergelenk verrenkten Oberarms.

II. *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *J. V. v. Hildebrand, über den ansteckenden Typhus und die Kriegspest.* Eine Beurtheilung der trefflichen Schrift des Hn. *v. Hildebrand:* „Über den ansteckenden Typhus. Wien 1810. 8." B. *Kurze Bemerkungen.* Eine Würdigung des unsinnigen Geschwätzes über die Gicht von *Schelver*, in seinem Journal für Naturwissenschaft und Medicin. I Bd. 1 St.; — ferner einige Worte über *Gaedens* Construction und Heilart der Wechselfieber in *Gren's* Archiv für medicinische Erfahrung. 1810. I Bd. S. 132.

(*Der Beschluss folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1811.

MEDICIN.

Leipzig, b. Salfeld: *Annalen der gesammten Medicin als Wissenschaft und als Kunst*, von Dr. *A. F. Hecker* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *Übersicht der Theorieen und Heilarten des Kindbettfiebers während des letzten Jahrzehends.* Der Herausg. wählt das Kindbettfieber, um an einem recht auffallenden Beyspiele das nichtige und schädliche Bestreben der Ärzte zu zeigen, die Natur und Behandlung der Krankheiten nach jedem Schulsysteme zu bestimmen, welches bey einer und der anderen Partey herrschend geworden ist. Er fängt mit *Horn* an, welcher im Jahre 1801 zuerst die Lehre von dem Kindbettfieber nach *brownschen* Grundsätzen bearbeitete, geht dann zu den Abhandlungen und Schriften von *Michaelis*, *Winiker*, *von Hoven* und *Autenrieth* über, und schliesst die Reihe in diesem Hefte mit *Schmidtmüller*. Die Fortsetzung folgt im 4 Heft. Auch *Marcus* hat sich über diesen Gegenstand vernehmen lassen; aber auf eine sehr verschiedene Weise, je nachdem er dem Brownianismus, oder der Erregungstheorie, oder der Naturphilosophie gehuldigt hat. Den Beschluss der Übersicht macht *Boer*, der schon vor 20 Jahren über diesen Gegenstand gesprochen hat. Damals gab er ein neues Puerperalpulver aus, von dem er sagte: es hilft in den meisten Fiebern, heilt von 40 Puerperalfiebern 39. Dieses Pulver ist mit Salzen aufgelöstes, zubereitetes Antimonium. Seine neueste Abhandlung über das Puerperalfieber ist mehr wegen der darin aufgestellten Thatsachen, die der Vf. durch viele und lange Erfahrungen gesammelt hat, als wegen ihrer wissenschaftlichen Seite wichtig. B. *Kurze Bemerkungen.* Zwey neue Surrogate für Chinarinde und Opium. Das von *Molwiz* vorgeschlagene Surrogat für Chinarinde besteht aus gleichen Theilen *rad. caryophyllat.* und Kastanienschalen. Opium soll ganz ersetzt werden durch Hanf, durch den Saft der frischen Pflanze bey sehr gelinder Wärme eingedickt. Noch mehr als Bilsenkraut soll dieses Extract mit dem Opium übereinkommen, und ihm ganz gleich werden durch einen Zusatz von Safran. — Beweis von der Art und Weise, wie man in Frankreich beobachtet, dargethan durch eine im dem *Bulletin des Sciences, April* 1810, beschriebene Heilung der Lungenschwindsucht.

IV *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* I. *Ant. Portal über die Entstehung und die Folgen schwammiger Auswüchse und falscher Membranen in verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers.* Mit Zusätzen des Herausgebers. Die beiden hier gelieferten Aufsätze befinden sich im dritten Theile der *Mémoires sur la nature et le traitement de plusieurs maladies, par Antoine Portal.* Paris 1800. 8. Tom. III. Sie betreffen nicht nur überhaupt einen höchst merkwürdigen pathologischen Gegenstand, der noch wenig aufgeklärt ist, die Erzeugung neuer organischer Gebilde im menschlichen Organismus, sondern auch einen solchen, der durch die neuesten Untersuchungen über die *angina polyposa* ein besonderes Zeitinteresse gewonnen hat. Der Ursprung und die Natur der neuen polypösen, häutigen Bildungen, die wir bey dieser Krankheit in den Organen des Athemholens antreffen, sind uns noch nicht genugsam bekannt; wir kennen nicht alle Bedingungen ihrer Entstehung unter verschiedenen Verhältnissen. Vielleicht werden diese Ungewissheiten durch *Portals* Aufsätze, und durch die Bemerkungen, zu welchen sie Anlass geben möchten, wenigstens in einem gewissen Grade berichtigt. Die Abhandlung wird im 5 und 6 Heft fortgesetzt. B. *Kurze Bemerkungen.* Sie betreffen *Lucae* von den Nerven der Arterien und von dem Zellstoffe, und — *dessen* anatomische Untersuchungen des Thymus.

V *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *Allgemeine Betrachtungen über die Natur und die Behandlung der Kinderkrankheiten*, von *Formey* in Berlin. Der Vf. macht den Schriftstellern über diesen Gegenstand den gerechten Vorwurf, dass sie keine reinen und bestimmten Definitionen der pathologischen Phänomene gegeben haben, durch welche die Krankheiten des Kindesalters sich als solche charakterisiren, sondern dass sie eine grosse Anzahl von krankhaften Affectionen, welche dem Kindesalter nicht ausschliessend angehören, und in keiner Causalverbindung damit stehen, unter jener Rubrik mit aufgeführt haben. Dahin gehören die verschiedenen Arten von Pocken, die Masern, das Scharlachfieber, die Rötheln, die Wurmbeschwerden, die Epilepsie, und manche andere Krankheitsformen, welche mit dem von den Erwachsenen abweichenden physischen Zustande der Kinder in keiner besonderen ursächlichen Verbindung stehen. Unter dem Namen der *Kinderkrankheiten* muss man nur solche pathologische Zustände begreifen, welche in der eigenthümlichen physischen Beschaffenheit der Kinder gegründet sind, durch die Bedingungen, wodurch sich der gesammte Organismus in dieser Lebensperiode unterscheidet, erzeugt

werden, und in dem Erwachſenen, wo jene Bedingungen aufhören, nicht mehr erfolgen können. Dahin gehören die Bildungsfehler unmittelbar nach der Geburt, als fehlerhafte Bildung der Zunge, die Haſenſcharte, das geſpaltene Rückgrat u. ſ. w., ferner die Verhärtung des Zellgewebes, die Augenliederentzündung der Neugebornen, die hydrocephaliſchen Krankheiten, der krankhafte Zahnungsproceſs, die häutige Luftröhrenentzündung, das *millarſche* Aſthma, die Skropheln, die Atrophie, der Milchſchorf u. ſ. w. Ein anderer Vorwurf, den der Vf. den Schriftſtellern macht, iſt, daſs ſie die nothwendigen und oft normalen, durch keine ärztlichen Maſsregeln zu ſtörenden Evolutionsproceſſe in den Jahren der Kindheit von den poſitiven Krankheitsformen dieſes Alters nicht geſchieden, ſondern ſie vielmehr mit dieſen verwechſelt, und als wirkliche pathologiſche Abweichungen des Normalzuſtandes aufgeführt haben. Wie unterſcheidet man aber die Entwickelungsproceſſe und ihre Merkmale von wirklichen Krankheiten? Hiezu giebt es nur einen Weg und ein Mittel, eine ſorgfältige Erforſchung der Phyſiologie der Kinder. Der Vf. hebt einige bey der Beurtheilung der Zufälle, welchen Kinder vorzugsweiſe ausgeſetzt ſind, wichtige und intereſſante Momente heraus. Dieſe Abhandlung verdient von jedem für dieſen Gegenſtand ſich intereſſirenden Arzt geleſen zu werden. B. *Kurze Bemerkungen.* Über *Michaelis* vorgebliche Tödtlichkeit der Schutzpocken bey einem Kinde. — *Hans Goeden* das Innere des Typhus.

VI *Heft.* A. *Ausführliche Abhandlungen.* II. *Die neueſten Aufklärungen in der Lehre von der Waſſerſucht der Gehirnhölen*, von Dr. C. Der Vf. liefert von *Formeys* Abhandlung über die Waſſerſucht der Gehirnhölen einen Auszug, ſtellt das Weſentliche aus *John Cheynes* Verſuch über den acuten Waſſerkopf zur Vergleichung auf, und fügt einige allgemeine Bemerkungen hinzu. B. *Kurze Bemerkungen.* Gerechte Rüge der gemeinen Habſucht des Buchhändlers Bechtold in Altona, welcher *Cadet de Veaux* Mittel wider die Gicht in einem verſiegelten Quackſalberzettel als ein wichtiges Geheimniſs für 8 gr. ſächſ. verkauft. Dieſes Mittel beſteht darin: Der Kranke nimmt am Abend ein mäſsiges Abendeſſen zu ſich, fängt am Morgen darauf ſeine Cur an, und trinkt in Zeit von 12 Stunden 48 Gläſer (mittlere Sorte Biergläſer) warmes Waſſer, jedes Glas in dem Zwiſchenraume von einer Viertelſtunde zur anderen, ohne während dieſer Zeit etwas zu ſich zu nehmen. — Eine noch gröbere Handelsſpeculation ſoll mit folgender Schrift eingeleitet werden: Neues, ſicheres und vollkommenes Mittel wider die Gicht und Lähmung, und Unterricht über den Gebrauch deſſelben, von Dr. *J. G. Lucas.* Halle 1810. 8. Der Vf. will von ſeinem Braunkohlenöl den möglichſt gröſsten Gewinnſt ziehen, und macht daher den Geheimniſskrämer, der Arcana zu enormen Preiſen feil bietet. Er kennt nur ein Mittel, durch welches die Gicht vollkommen geheilt werden kann, und dieſes iſt das *Braunkohlenöl*, und die von ihm aus dieſem Öle bereiteten und mit anderen noch nicht bekannt gemachten Subſtanzen zuſammengeſetzten *Gichtpillen.* J. M. PF.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemieen und Contagien.* Von *Friedr. Schnurrer*, M. D. 1810. VIII u. 168 S. 8. (14 Gr.)

Der Vf. dieſer Schrift hat unſeres Bedünkens den rechten Weg gewählt, wenn er weniger die Begründung einer ſicheren Theorie der Epidemieen und Contagien verſucht, als die Zuſammenſtellung einzelner Erſcheinungen und Beobachtungen, an denen die Schriften der alten und neuen Zeit eben nicht arm ſind. Gewiſs iſt es auch zum Behuf einer künftigen Theorie dieſes Gegenſtandes von der äuſserſten Wichtigkeit, eine mit Fleiſs und Genie geordnete Sammlung der verſchiedenen vorhandenen Materialien darüber zu beſitzen. Nur würde an eine ſolche Sammlung vor allen anderen die Foderung ergehen, daſs ſie die einzelnen geſchichtlichen Facta ohne vorgefaſste Meinungen zu Gunſten irgend einer Idee vortrage, unbekümmert, welche Reſultate am Ende daraus in theoretiſcher Hinſicht gezogen werden mögen; eine Foderung, die, wie ſich im Verfolg dieſer Anzeige ergeben wird, der Vf. nicht immer im Auge behalten hat. Indeſſen, was auch von dieſer Seite betrachtet, der Schrift zum Vorwurf gemacht werden könnte, das gereicht ihr, von einer anderen Seite angeſehen, zum Lobe. Denn der Werth der Ideen, die den Vf. bey dieſer Sammlung geleitet haben, und welche der Schrift hie und da eingeſtreut ſind, ohne daſs ſich der Vf. eben darauf viel zu Gute zu thun ſcheint, ſind bey weitem höher anzuſchlagen, als der hiſtoriſche Theil derſelben, obgleich auch dieſer von vieler Beleſenheit und Beurtheilungskraft ihres Vfs. zeugt.

Unter epidemiſchen Krankheiten begreift der Vf. diejenigen, „welche in einer beſtimmten Zeit eine gröſsere Anzahl in Gemeinſchaft lebender Individuen derſelben Species zugleich befallen, und in ihrem Geſammt-Verlauf ein allgemeines, dem Verlauf der Krankheit des einzelnen Individuum, wenn ſich dieſe nicht mit dem Tode endigt, analoges Bild darſtellen." Daher Krankheiten, auf welche die letztere Beſtimmung nicht angewendet werden kann, wenn ſie auch gleich viele Individuen in einer beſtimmten Zeit befallen, nicht epidemiſche genannt werden können, ſondern den intercurrirenden beygezählt werden müſſen. Die beygefügten Belege geben dieſer Definition epidemiſcher Krankheiten einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, und es iſt der Mühe werth, daſs ſie von künftigen Beobachtern einer genauen Prüfung unterworfen werde. Von gleicher Wichtigkeit ſind die Gründe für die Identität der epidemiſchen und epidemiſch-herrſchenden, urſprünglich contagiöſen Krankheiten, ſo wie die Bemerkungen über den Einfluſs der epidemiſchen auf die zugleich herrſchenden intercurrirenden Krankheiten, über den Einfluſs einer herrſchenden Epidemie auf die geſunden Individuen, über die Dauer

und über das Vorkommen der Epidemieen in den verschiedenen Gegenden der Erde, und über die Richtung, in welcher sie sich verbreiten. Dass das Capitel von den äusseren Ursachen der Epidemieen weniger genügt, als die vorhergehenden, und mehr ein negatives als positives Resultat gewährt, davon trägt wohl mehr die Armuth des menschlichen Wissens überhaupt die Schuld, als der Vf. Indessen scheinen uns seine Gründe zur Bestreitung der Annahme, dass die Epidemieen von atmosphärischen Einflüssen bedingt werden, nicht befriedigend genug. Für einen solchen Einfluss sprechen schon die Beobachtungen, die der Vf. S. 80 selbst anführt, noch mehr aber die anderer Schriftsteller. So entstand nach *Pugnet* die Pest an verschiedenen Orten Ägyptens immer nach vorhergegangener feuchter Witterung. Von der Epidemie des gelben Fiebers zu Cadix im J. 1800 erzählt *Gonzalez*, sie habe ihren Anfang genommen nach einer ungewöhnlich starken Hitze, wobey das fahrenheitsche Thermometer im Monat August bis auf 90 Grade gestiegen, und noch durch einen trockenen, brennenden Ostwind vermehrt worden sey. In den Jahren 1762 und 1793 herrschte dieselbe Krankheit in Philadelphia nach einem sehr heissen Sommer; eben so in Cadix 1764 und zu Pensacola 1765. In Aleppo verschliessen sich, nach *Russel*, die Europäer regelmässig jedes Jahr zwischen April und Julius in ihre Häuser, um der Pest zu entgehen. Von den Blattern ist es bekannt, dass sie meistens im Frühling entstehen, den Sommer über fortwähren, und im Winter aufhören. Hat es auch zuweilen den Schein, als wenn sich die hier bemerkte Ordnung in das Gegentheil verkehre, und werden auch zuweilen Epidemieen zu einer Jahreszeit herrschend, in der es gewöhnlich nicht der Fall ist, wie z. B. das gelbe Fieber im Winter, anstatt im Sommer: so muss hier zuvörderst ausgemittelt werden, ob die Krankheit durch Importation an einen Ort gebracht worden sey, oder nicht. Ein Contagium kann sich freylich eben sowohl im Winter als im Sommer verbreiten, wenn es auf ansteckungsfähige Individuen trifft. Aber es ist hier nicht die Rede von dem Einfluss atmosphärischer Veränderungen auf die Verbreitung eines Contagiums, sondern von dem Einfluss, den diese Veränderungen auf Entstehung und Entwickelung eines solchen Contagiums selbst äussern. — Dass zuweilen mehrere Thierspecies mit den Menschen zugleich von Epidemieen befallen werden, scheint uns mehr gegen des Vfs. Meinung, als für sie zu sprechen. Oder man müsste, wollte man ihr beytreten, und annehmen, der Grund der Epidemieen sey ein subjectiver, in der Entwickelung der menschlichen Species selbst liegender, voraussetzen, der Gang der Entwickelung der thierischen Species halte mit dem der menschlichen gleichen Schritt, gegen welche Voraussetzung wohl Manches eingewendet werden könnte. Wahrscheinlicher dünkt uns eine zweyte Annahme, nach welcher die Ursachen epidemischer Krankheiten in kosmischen oder tellurischen Verhältnissen zu suchen sind, und mit welcher sich ein gleichzeitiges Zusammentreffen solcher Krankheiten mit atmosphärischen Veränderungen recht gut verträgt, da ja beide, Krankheiten sowohl als atmosphärische Veränderungen, Folge jener Verhältnisse seyn können; und wir halten es eben desshalb mit dem Vf. nicht nur für möglich, dass die Umlaufszeiten der Epidemieen, ihre Entstehung, Dauer und Aufeinanderfolge, wenigstens auf einige Zeit, mit derselben Genauigkeit vorausgesagt werden könnten, wie von den Astronomen Sonnen- und Monds-Finsternisse vorausbestimmt werden, sondern wir glauben, dass mit der Lösung jenes Problems zugleich die Einsicht in die Processe der Meteorologie so gut wie in die der Pathologie epidemischer Krankheiten eröffnet sey.

Der zweyte Abschnitt, *von den Contagien*, enthält nicht weniger richtige Resultate als der erste. Besonders zeugen die Abschnitte: *Vergleichung der Wirkungen der Contagien mit den Wirkungen der thierischen und vegetabilischen Gifte und die Verschiedenheiten dieser Wirkungen; Unterschied der Krankheiten, die durch Ansteckung entstanden sind, von solchen, die von Giften oder anderen äusseren Ursachen herkommen*, von Geist und Beobachtungsgabe ihres Vfs. Neu und sinnreich ist die in dem Abschnitt: *über die verschiedenen Arten der Ansteckung*, hingeworfene Idee von einer Ansteckung durch Sympathie in ähnlich gestimmten Organisationen ohne Vermittelung eines materiellen Ansteckungsstoffes, zu deren Bekräftigung der Vf. mehrere Beyspiele aufstellt. Wir vermehren hier die Zahl derselben durch eines, welches die Wahrheit jener Idee auf eine auffallende Weise bestätigt: Zwey junge Grafen aus Österreich befanden sich seit mehr als einem Jahre zu Braunschweig auf dem Carolino, als der dritte Bruder zu Hause in Österreich an den epidemischen Blattern erkrankte. Nach ungefähr zwölf Tagen kam die Nachricht aus Braunschweig, dass die daselbst sich befindenden zwey Brüder zur grössten und allgemeinen Verwunderung mit den Pocken befallen worden wären, da doch in jener ganzen Gegend sonst Niemand daran krank, oder sonst etwas davon zu vernehmen sey. — Übrigens hätte dieser Abschnitt wohl eine weitere Ausführung verdient. So vermissen wir ungern eine Erwähnung derjenigen thierischen Stoffe, welche als besondere Bindungsmittel des Ansteckungsstoffes dienen. Im Typhus z. B. nennt *v. Hildebrand* besonders die Lymphe als solches; dagegen ist es nach ihm Blut, Urin, Darmkoth in dieser Krankheit nicht. Ferner wäre zu bestimmen, wie lange jeder besondere Ansteckungsstoff seine Wirksamkeit behält. Nach *v. Hildebrands* Erfahrungen behält sie der Typhus drey Monate, das Scharlachfieber Jahre lang. Endlich wünschten wir die besonderen günstigen oder ungünstigen Bedingnisse zur Ansteckung, so weit darüber unsere Erfahrungen reichen, aufgeführt zu sehen. Ein kalter Mensch z. B. wird leichter angesteckt als ein warmer; feuchte Atmosphäre begünstigt die Ansteckung mehr als trockene, Dunkelheit mehr als Licht u. s. w. Auch über die Verträglichkeit eines Ansteckungsstoffes

mit dem anderen in einem und demselben Individuum hätte manches Bemerkenswerthe angeführt werden können. Von einigen derselben ist es bekannt, dass sie in einem und demselben Individuum friedlich zusammen wohnen. So beobachtete *Russel* Menschenpocken und Masern, *Maurice* Kuhpocken und Masern in einem und demselben Individuum. Dagegen bemerkte *Heberden* bey Wechselfieber und Pocken, welche zu gleicher Zeit an einem Orte herrschten, dass das Fieber bey allen Individuen nachliess, sobald die Pocken eintraten, nach ihrem Verlauf aber wieder zurückkehrte.

Der dritte Abschnitt handelt *von den Mitteln gegen die ansteckenden Krankheiten.* Mancher hier gegebene Wink verdient besondere Aufmerksamkeit. Wie lange wollen wir noch eines der neuesten und für das Menschengeschlecht wohlthätigsten Phänomene, das der Kuhpocken, müssig anstaunen, ohne dadurch zu einer tieferen Untersuchung der Contagien überhaupt und ihrer gegenseitigen näheren oder entfernteren Verwandtschaft hingetrieben zu werden? Warum versuchen wir nicht neue Combinationen der verschiedenen Contagien?

In dem ganzen Werke spricht sich übrigens ein so ruhiger, naturhistorischen Untersuchungen besonders günstiger Sinn aus, dass wir uns hoffentlich nicht irren werden, wenn wir der Wissenschaft aus diesen wenigen Bogen in dem Vf. einen Mann prognosticiren, der sie fördern wird.

Hbm.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Rostock*, b. Stiller: *Geburtshülfliche Abhandlungen*, von *E. U. Warnekros.* Erstes und zweytes Heft. 1808. 77 u. 80 S. 8. (10 gr.) Der Vf. äussert sich in den Vorreden, deren jedes Heft eine enthält, bescheiden genug; scheint auch den besseren Lehren zu huldigen: ob er aber schon Beruf zur Schriftstellerey habe? Das *nonum prematur in annum* ist auch in diesen Heften, wie in so manchen literarischen Erscheinungen unserer Tage, ganz vergessen; und so sehr Rec. mit dem Vf. einig ist, dass zum Beobachten nicht bloss häufige Gelegenheit erfodert werde: so muss er doch offenherzig gestehn, die vorliegenden Producte tragen noch zu sehr den Stempel der Unreife. 1) *Über Gesichtsgeburten.* Hier wird gleich Anfangs erfahrungslos abgeurtheilt über die verschiedene Art, wie das Gesicht eintreten könne; allerdings kann auch im geraden Durchmesser das Gesicht eintreten. Wenn der Kopf nach geborenem Rumpfe zu lange zurückbleibt: so sollen die Kinder ersticken!! (S. 16) Tragen die auf diese Art todtgeborenen Kinder wohl Zeichen der Erstickung an sich? — sind sie nicht vielmehr bleich und schlaff? — S. 17 ersticken die Kinder wieder, wenn der vorankommende Kopf zu lange eingeklemmt bleibt! Ist denn dem Vf. Apoplexie und Erstickung so ganz einerley? S. 22 heisst es bey Erzählung eines Falls von Gesichtsgeburt im wiener Geburtshause: es sey ein harter Theil im Muttermunde gefühlt, nach dem Wassersprunge deutlich Nase, Mund, Augen. Waren das nun die harten Theile, oder hatte sich der vorher mehr mit Scheitel und Stirn vorliegende Kopf erst in der Folge mit dem Gesicht herunter begeben? Darüber wird nichts gesagt; das wäre doch aber wichtig genug gewesen. Rec. erinnert sich Fälle, wo er schon wochenlang vor der Geburt durch den offenen Muttermund mehrgeschwängerter Personen Theile des Gesichts vorliegend fühlte, und die Gesichtsgeburt vorhersagen konnte. Das Kinn soll sich gegen den Schambogen angestemmt haben: Rec. bemerkte diess bey keiner Gesichtsgeburt; die Kehle, oder der Raum zwischen den Unterkieferhälften kommt an den Schambogen zu liegen. Rec. überliess auch die meisten Gesichtsgeburten mit dem glücklichsten Erfolge der Natur; wie man aber S. 24 1) die Gesichtsgeburten zu den regelmässigen zählen könne, bleibt ihm unbegreiflich. 2) *Von der Wendung im Allgemeinen und von der Wendung auf den Kopf insbesondere.* Höchst trivial. Voran eine Eintheilung der Geburten, wo der Vf. auf seine Art die vorstehende Frage des Rec. löst. Die Anzeigen zur Wendung von Seiten der Mutter sind sämmtlich nur sehr bedingungsweise zuzugeben. Eben so ist an den Gegenanzeigen Alles, ausser 4 und 5, nur mit Einschränkung wahr. §. 16 sagt der Vf., *von der Art, wie die Operation gemacht werden müsse u. s. w., erwähne er nichts, da alle Lehrbücher Auskunft geben;* als wenn das nicht auch von Anzeigen und Gegenanzeigen gälte, die wahrlich in den meisten Lehrbüchern viel vollständiger und besser angegeben sind. Die Wendung auf den Kopf soll angezeigt seyn: 1) *Wenn der Kopf in den grossen oder kleinen Durchmesser des Beckens eintreten will u. s. w.;* aber wo der Kopf schon ist, da braucht man ja nicht erst auf den Kopf zu wenden!!! 2) *Wenn das Kinn sich zur Geburt stellt.* Nun da möchte man dem Kopfe eine bessere Richtung geben; aber auf den Kopf wenden, ist hier eben so wenig nöthig. Was der Vf. von Wendung auf den Kopf vorbringt, ist, ausser einiger weltbekannten Literatur, nichts, als die historische Bemerkung, dass *Osiander* und *Flamant* sie neulich wieder vorgeschlagen, Letzterer sie gemacht habe, wovon zwey wenig lehrreiche Fälle, aus einer strasburger Dissertation übersetzt, aufgetischt werden. 3) *Von einigen Entbindungsanstalten und deren Verfassung.* Die strasburger Anstalt ist nicht mehr, was sie ehemals war, und besteht, getrennt, erstlich im Bürgerhospital für Hebammen, und zweytens in einem kleinen Gebäude im Hofe desselben Hospitals für die Zöglinge der Arzneyschule. In jedem fallen etwa jährlich 100 Geburten vor. *Flamant* soll die Zange viel zu oft anwenden. Die wiener Anstalten werden kurz beschrieben. Die pariser Privat-Anstalten und die jenaischen gleichfalls. Im zweyten Hefte: 1) *Woher kommt es, dass Geburtshelfer über den Begriff der regelmässigen Geburten so verschiedener Meinung sind.* Wenig oder gar nichts zur Sache. 2) *Die Lage des Fötus zur Geburt in den verschiedenen Zeiträumen der regelmässigen Geburt.* Wie viel eher und besser von *Boer* und *Saxtorph!* 3) *Von den Becken- und Kopf-Messern.* Trivial; übrigens und mit Recht verwerfend. Aber nirgends etwas Eigenes, Durchdachtes, Ausgeführtes. Folgende Hefte, zu denen der Vf. Lust äussert, verspart er hoffentlich, bis er sich selbst mehr bewährt haben wird; denn uns ist noch keins, ausser diesen beiden, wieder zu Gesicht gekommen.

W.

Halle, b. Gebauer: *Neues (,) sicheres und vollkommenes Mittel wider die Gicht und Lähmung*, und Unterricht über den Gebrauch desselben, von Dr. *Johann Gottlob Lucas* (,) königl. approbirtem ausübendem Arzte und Geburtshelfer zu Wettin, im Saal-Departement des Königreichs Westphalen. 1810. 108 S. 8. (10 gr.) Das hier wider Gicht und Lähmung empfohlene Geheim-Mittel besteht aus Pillen und aus dem Braunkohlenöl, wovon die Portion für 6 Thaler Conventionsgeld feil geboten wird. Diess sey genug gesagt, um anzudeuten, dass hier nicht wissenschaftliches, sondern nur mercantilisches Interesse Statt finde. Und solchen Handel treibt ein königl. approbirter Arzt und Geburtshelfer des Königreichs Westphalen?! —

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1811.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm: *Mathematische Philosophie* von *Johann Jakob Wagner.* 1811. XII und 338 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Versuch, die Philosophie durch die Mathematik zu reformiren, und jener, die so unsicheren Tritts hin und her zu wanken scheint, durch diese, die mit so fester Zuversicht auf ihrer Bahn einherschreitet, gleichsam auf die Beine zu helfen, ist schon oft gemacht worden, wiewohl auf verschiedene Weise. Bald suchte man durch Übertragung mathematischer Begriffe und Formeln auf Gegenstände der Speculation der Philosophie eine feste Grundlage zu geben, bald durch Anwendung der mathematischen Methode auf die Philosophie dieser die wissenschaftliche Evidenz mitzutheilen, die der Mathematik eigen ist. Wie man es aber auch anfing, die Philosophie mit Hülfe der Mathematik zur Wissenschaft zu erheben: immer mislang der Versuch. Philosophie und Mathematik schienen einander wie Öl und Wasser zu fliehen. So viel man sie auch unter einander rüttelte: immer sonderten sie sich wieder.

Das vorliegende Werk macht einen neuen Versuch dieser Art, wobey der Vf. nach S. IX der Vorr. nichts Geringeres im Sinne hat, als *auf dem Gebiete der Erkenntniss überhaupt eine Revolution zu bewirken, bey welcher die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaften nicht mehr bestehen kann.* Ehe wir aber von dem Inhalte des Buches Bericht erstatten, müssen wir erst anzeigen, was der Vf. selbst über Ursprung und Zweck desselben in jener Vorrede sagt. Nachdem er nämlich bemerkt hat, dass die griechischen Philosophen allesammt *eine Vermischung religiöser Ideen mit den Reflexionsformen* aussprechen, wobey das Übergewicht bald auf Seiten der Ideen, bald auf Seiten der Reflexion sey, und dass eben diese Mischung *Philosophie* heisse (?), sagt er von *Aristoteles* insonderheit, dieser hab' es bereits dahin gebracht, dass die Reflexion über die Ideen zu Gerichte sass. „Die Ideen sollten *bewiesen* werden, und diese Foderung ist *Metaphysik* (?). Daher kommt es, dass er die *Logik* so sehr betrieb und eine Vollendung der Reflexion in einem *Organon* suchte." (Beyläufig sey es gesagt, dass der Vf. hier dem Aristoteles Unrecht thut. Diesem grossen so sehr verkannten Denker, der sich mit allen Zweigen der Philosophie und der Erkenntniss überhaupt eben so sehr als mit der Logik beschäftigte, ist es nie eingefallen, diese als ein *Organon* zu betrachten und zu bearbeiten. Erst seine späteren sklavischen Verehrer hatten den sonderbaren Einfall, die logischen Schriften des Aristoteles unter dem Titel eines Organons zusammenzufassen, und dieses sogenannte Organon nicht nur als das Hauptwerk des Aristoteles, sondern auch als die Grundwissenschaft anzusehn, durch welche man alle übrigen Wissenschaften ihrer Materie und Form nach construiren könne.) Erst *Kant*, fährt unser Vf. fort, hob die Demüthigung der Ideen unter die Reflexion auf, und gab dieser und jenen ein eigenes Gebiet. Zwar befriedigte er durch seine Kategorieen die Reflexion eben so wenig, als er das Gebiet der praktischen Vernunft, das er den Ideen anwies, an sich selbst sicherte. Aber er schied doch, was seit Aristoteles eine unnatürliche und verwirrende Verbindung behauptet hatte. An die Idee dieser Scheidung soll sich das gegenwärtige Werk anschliessen. Es soll die Reflexion zur Vollendung bringen, damit sie entweder bloss dem Relativen geweiht selber vernichtet werde, oder aber aus dem Relativen sich erhebend eine würdige Gestalt des Lebendigen darstelle. Das Letzte scheint dem Vf. durch *Mathematik* erreichbar, in welcher er das innerste Wesen der Reflexion erkannt hat, worüber *Kant* noch im Dunkeln geblieben war. Er will also die Mathematik *zur organischen Gestalt* erheben, damit sie sich wieder mit den Ideen verbinde, ohne diese zu entstellen. Mit der *Auflösung der Philosophie in Mathematik* war aber nach dem Vf. nur Eins gethan, nämlich die Reflexion zu den Ideen emporgehoben; ein Anderes war noch übrig, und zwar das *Letzte:* Die Mathematik als ursprüngliche Reflexion, d. h. als *Sprache* zu zeigen. „Daher hat das vorliegende Buch eigentlich zwey Theile, deren erster, wenn man will, eine *pythagorische Mathematik* enthält, der zweyte aber, Organon überschrieben, die Mathematik in *Sprache* verwandelt. Jener erste Theil *hebt demnach das, was jetzt noch für Mathematik geachtet wird, auf;* der zweyte dagegen begründet eine Zukunft, in welcher *die Sprache selbst Mathematik und überhaupt Alles seyn wird.*"

Auf die Idee, *die Mathematik zu philosophiren (sic!)*, gerieth der Vf. während seiner akademischen Jahre in Göttingen, wo er die Mathematik nach *Kästner, Lorenz* und *Maass* ohne Lehrer studirte, und erstaunt war, hier eine Wissenschaft zu finden, die der Philosophie völlig entfremdet, doch auf Wissenschaftlichkeit Anspruch macht; denn er hatte durch *Kant* und *Fichte* die Überzeugung erhalten, dass ohne Phi-

losophie keine Erkenntnifs Wiffenfchaft feyn könne. Er verfuchte daher, einzelne mathematifche Begriffe von ihrer mathematifchen Form ganz unabhängig zu denken und zu beweifen, und als ihm diefs mit der Hypothenufe, den Parallelen und dem pythagorifchen Lehrfatze gelang, fah er im Geifte fchon das Gelingen des Ganzen, wagte fich aber noch nicht an die Ausführung, fondern liefs die Idee einer *philofophifchen Mathematik* blofs in einigen früheren Schriften durchblicken. (Ift eine *philofophifche Mathematik* wohl einerley mit einer *mathematifchen Philofophie?* Von *jener* fagt der Vf., fie habe fich ihm zur Idee eines Zahlen- und Figuren-Syftems, welchem ein gegenüber geftelltes Syftem der Dinge vollkommen entfprechen müfste, geftaltet; von *diefer* aber fagt er nichts, ungeachtet eben fie in diefem Werke abgehandelt werden follte.) Erft fpäter, fährt unfer Vf. fort, als er, die Speculation verwerfend, anfchaulich lebendige Erkenntnifs in Weltgefchichte und Naturgefchichte fuchte, fand er die Mathematik als das beide vermittelnde und organifirende Dritte, und als er in den *Figuren der Geometrie* die *Hieroglyphe* nicht mehr verkennen konnte, fand er die (in der That ganz neue) Idee, *die Mathematik überhaupt als Sprache zu fetzen.* So entftand das vorliegende Werk, welches nun eben eine fo grofse Revolution auf dem Gebiet der menfchlichen Erkenntnifs bewirken foll, dafs dabey die gegenwärtige Geftalt der Wiffenfchaften nicht mehr beftehen kann. Zwar fieht der Vf. voraus, dafs Einige es durch Schweigen, Andere durch fchiefe Berichte zu unterdrücken fuchen werden; ja es ift ihm fogar klar, dafs, wer bey der gegenwärtigen Geftalt der Wiffenfchaften alt geworden, befonders ein Mathematiker, auf die Anfichten diefes Buches nicht mehr eingehn könne, und fie, wenn fein Gemüth nicht freyer als fein Geift fey, anfeinden müffe. Allein wenn auch fein Buch nicht mitwirken follte, die Geftalt der Wiffenfchaft zu erneuern: fo könne die Palingenefie doch nicht ausbleiben, da die alten wiffenfchaftlichen Formen eben fo reif zur Zertrümmerung feyen, als es die politifchen waren. „*Künftig mufs es keine andere Wiffenfchaft geben als Sprache.*" Übrigens erklärt er noch, dafs er die *Hummeln*, welche fonft Ideen aus feinen Schriften, ohne ihn zu nennen, entlehnten, wenn fie es mit diefem Buche eben fo machen follten, züchtigen und fein Eigenthum überall, wo er es finde, vindiciren werde, welches ihm nicht fchwer fallen könne, da er den Ideen diefes Buches das *Gepräge feiner Eigenthümlichkeit* deutlich genug aufgedrückt habe.

Wir haben es für nöthig gehalten, unfere Lefer vorerft mit den Abfichten und Anfprüchen des Vfs. genau bekannt zu machen, damit fie eines Theils der neuen wiffenfchaftlichen Revolution, welche der Vf. beginnt, ihre volle Aufmerkfamkeit fchenken, anderen Theils aber, wenn fie etwa Luft bekommen follten, die Ideen des Vfs. in ihren Nutzen zu verwenden, fich wegen der den Hummeln bevorftehenden Züchtigung vor Schaden hüten mögen. Zur Beruhigung des Vfs. aber von Seiten des Rec. verfichert diefer nur noch, dafs er 1) bey der gegenwärtigen Geftalt der Wiffenfchaften noch nicht alt geworden, fondern fich in feinen beften Jahren befindet; dafs er 2) kein Mathematiker von Profeffion ift, ob er fich gleich nächft der Philofophie mit der Mathematik eifrig befchäftigt hat; und dafs er 3) von der Abficht, das Werk des Vfs. durch einen fchiefen Bericht zu unterdrücken, oder es gar aus Befangenheit des Gemüths anzufeinden, weit entfernt ift, wiewohl er fich nicht überzeugen kann, dafs fich die Philofophie in Mathematik, und beide, fo wie alle Wiffenfchaften überhaupt, am Ende gar in blofse Sprache auflöfen laffen. Ja, Rec. mufs aufrichtig geftehn, dafs ihm felbft die Idee einer *Auflöfung der Wiffenfchaften in blofse Sprache* als nichtig erfcheint, da das Sprechen wohl das Wiffen bezeichnen, aber nicht deffen Stelle vertreten kann, obgleich jetzt Viele dergeftalt über Wiffenfchaften fprechen, dafs man faft verfucht wird, zu glauben, fie *fprechen* blofs, ohne zu wiffen, was fie eigentlich *fagen* wollen. Ob unfer Vf. in die Claffe diefer Sprecher gehöre oder nicht, wird fich aus folgender Darftellung des Inhalts feiner Schrift von felbft ergeben.

I. *Von der Mathematik.* Vor aller Gefchichte ging das Menfchengefchlecht mit *Gott* um — daher die Idee der *Religion* — und fympathifirte mit der *Natur* — daher die Idee des *Zaubers.* Mit der *Sprache* und der *Gefchichte* entftand *Wiffenfchaft* und *Kunft*, jene aus der *Religion*, diefe aus dem *Zauber.* (Statt *Kunft* und *Zauber* braucht der Vf. auch die Wörter *Technik* und *Magie*, fo wie er überhaupt oft ohne Noth fremde Wörter einmifcht.) *Zahl* und *Figur* befafsten einft alles fpeculative Wiffen. Als aber das *Wort einziges Organ des Wiffens* wurde, fielen Zahl und Figur aus dem *organifchen Wefen*, in welchem fie die Welt abbildeten, in das *mechanifche*, in welchem fie noch jetzt *rechnen* und *meffen* und *Mathematik* genannt werden. (Alfo die Zahlen rechnen, und die Figuren meffen, und beide zufammengenommen heifsen *Mathematik!* In welcher Schule mag der Vf. reden und fchreiben gelernt haben? — Seit wann ift denn aber das *Wort einziges Organ des Wiffens* geworden? Es ift ja nur *Darftellungsmittel des Gewufsten*, und das *eigentliche* und *einzige Organ des Wiffens* ift die *Vernunft*, welche aber das Wort oder die Sprache nicht blofs als Darftellungsmittel brauchen, fondern auch wieder zum Erkenntnifsgegenftande machen, und dadurch ihr Wiffen felbft befördern und erweitern kann. Allein der Vf. wirft jenen Satz, fo wie alle vorhergehenden, ohne Erklärung und Beweis, als wahre Orakel- oder Macht-Sprüche, hin, um fo am Ende den Satz zu erfchleichen, dafs alle Wiffenfchaft fich zuletzt in Sprache auflöfen müffe.) Neben Wort, Zahl und Figur ehrte die alte Welt noch das *Bild*, welches aber im Laufe der Zeiten zum zufälligen Spiele oder zum Hülfsmittel für die Befchreibung herabfank. „Des *Wor-*

tes-Bedeutung ist *zwiefach*; es ist nämlich überhaupt Gestaltung im subjectiven Innern, oder es ist diese Gestaltung, wie sie durch Brusthauch und Redeorgane objectiv wird, ein Bild des inneren Wortes, welches eigentlich Urbild ist. In sich selber getrennt ist der *Begriff* des Wortes Zahl, die *Anschauung* Figur; Zahl und Figur sind aber auch wieder Wort, seitdem das *innere* Wort ein *äusseres* geworden ist". (Verstehn wir den Vf. recht: so versteht er unter dem *inneren* Worte die den Gegenstand abbildende Vorstellung, der als Anschauung die Figur, als Begriff die Zahl entsprechen soll, und unter dem *äusseren* Worte den jene Vorstellung bezeichnenden Ton. Ist es aber wohl erlaubt, gegen allen Sprachgebrauch die Vorstellung selbst ein Wort zu nennen? Und ist nicht jene *zwiefache Bedeutung* dem Worte bloss gegeben, um damit die obige Erschleichung zu bemänteln? Denn freylich kann der Vf. nun sagen: Ich verstehe unter Wörtern nicht bloss eure gesprochnen Töne, sondern die Vorstellungen selbst; und da die Sprache ein Inbegriff von Wörtern, mithin von Vorstellungen, ohne Vorstellungen aber kein Erkennen und kein Wissen möglich ist: so läuft alle Wissenschaft zuletzt auf Sprache hinaus.) Jedes Ding setzt seinen Begriff in einer Entwickelung von Zahlen, also in einer *Formel*, seine Anschauung oder Realität aber in *Linien*, welche Wahrheit auch vom sichtbaren Universum gilt. Die unendlich vielen Verhältnisse, in welchen Begriff und Anschauung durch das ewige Leben des Universums *gespielt* werden, gehn auf zwey Formen zurück, 1) den überwiegenden Begriff = *Zeit*, 2) die überwiegende Anschauung = *Raum*. (Schwerlich dürfte ein denkender Leser alles diess für etwas mehr als ein leeres Spiel mit Worten halten. Rec. wenigstens bekennt aufrichtig, keinen Sinn in diesen Worten finden zu können. Auch ist die hier gegebene Erklärung von Raum und Zeit, wenn man anders so dunkle Worte eine Erklärung nennen kann, ganz verschieden von der, welche der Vf. unlängst in seiner *Theodicee* gab. Denn da setzte er gleich im ersten Gespräche ein *positives* Princip = A, und ein *negatives* = B, und setzte dann ferner den *Raum* $= \frac{B}{A}$, und die *Zeit* $= \frac{A}{B}$. Heisst diess nun philosophiren, oder muss man es nicht vielmehr ein willkührliches Spielen mit blossen Gedankenzeichen nennen?) Begriff und Anschauung haben in der Intelligenz dasselbe Verhältniss, wie im Universum; jener ist fortschreitend, wie die Zeit, diese ruhend, wie der Raum. „Welche Formeln als Zahlen der Begriff bilde, ist Object der *Arithmetik*; welche Gränzen als Figuren der Anschauung entstehen, ist Object der *Geometrie*; beides ist *Mathematik*." Daher ist Mathematik *allgemeine Sprache* und *Schrift*, in welcher des Geistes ganze innere Natur dargelegt wird, und eben darum auch *alle Erkenntniss* ist. So lang es aber durch den unvollkommenen Charakter der Zeiten noch *Wissenschaften* giebt, ist die Mathematik für alle das *Organon*. — So weit des Vfs. Erörterung des Begriffs der Mathematik. Fragen wir nun, ob derselbe dadurch deutlicher und bestimmter als bisher geworden, ob man nach dieser Erörterung das Verhältniss der Mathematik zur Philosophie und zu andern Wissenschaften besser als bisher einsehe, ob man insonderheit nun wisse, was der Vf. eigentlich mit seiner *mathematischen Philosophie* sagen wolle: so können wir diese Fragen nicht anders als mit Nein beantworten. Wir wollen indessen den Vf. weiter hören.

II. *Arithmetik*. Seyn und Schauen sind bey einer endlichen Intelligenz verschieden; daher *zählt* sie, indem sie Momente des Seyns schauend bezeichnet. Gottes Seyn ist *Schöpfung* und das Product ein *Ding*. Die endliche Intelligenz aber *setzt* bloss, und was sie gesetzt, ist eine *Einheit*. Die ursprüngliche Einheit ist die *Welt*. Da diese selbst aus dem Schaffen hervorgeht, welches als fortgesetzte Production an die Erscheinung des Gegensatzes in dem Gesetzten gebunden ist: so sind die Glieder des Gegensatzes selbst wieder Einheiten, aber untergeordnete, und stehen unter der Form des Gegensatzes überhaupt, welches die *Dyas* ist. Aus der ursprünglichen Einheit geht also die Zweyheit hervor. In der Zwey sind Einheiten, die, als gesetzt, einander gleich sind, als entgegengesetzt aber mit + oder — bezeichnet werden. Das fortschreitende Zählen ist demnach ein blosses Setzen mit Abstraction von dem Gegensatze, und giebt keine Construction. Da aber nach dem Setzen der ursprünglichen Einheit nur unter der Form des Gegensatzes gesetzt wird, und im Entgegensetzen zugleich auch an sich gesetzt wird: so sind die Glieder des Gegensatzes Einheiten, in welchen wieder neue Gegensätze gesetzt werden können, wie in der Welt jedes Eins in *Pole* zerfällt, und jeder Pol wieder Einheit für eine neue Polarität werden kann. Hierin liegt das Wesen der *Brüche*. Denn ein Bruch ist nichts als die erste Einheit in ihren Gegensätzen verschwindend, oder alle Brüche sind Gegensätze von der Einheit umschlossen. Daher sind alle ganzen Zahlen zugleich Brüche, wenn man darauf sieht, dass sie in der Einheit gesetzt sind. „Zahlen sind Worten gleich; denn *Sprache* ist bloss die klimatisch und national gewordene Arithmetik." Auch können alle Worte gleich den Zahlen als Brüche betrachtet werden. Als ganze Zahlen erscheinen die Worte in ihrer substantiven Form, als Brüche in den Urtheilen. Ist *alle Sprache Bruchrechnung*: so sind die Functionen der Bruchrechnung auch Functionen der Sprache, und die Reduction mehrerer Brüche mit verschiedenen Nennern auf einerley Nenner ist gleich der Reduction mehrerer Gegensätze auf einen gemeinschaftlichen in der Reflexion, welche durch Worte redet. „Wie in der Sprache die Brüche sich als Worte und Urtheile darstellen: so erscheinen sie in dem physischen Seyn als einzelne Töne, Farben, Dinge u. s. w." Die Eins ist die *Substanz*, die Zahlen aber haben kein selbstständiges Seyn, sondern sind nur erscheinende Gegensätze. Im Idealen ist Eins die *Intelligenz* oder

das *Bewufstseyn*. Zwey aber ist im Realen das *Geschlecht*, im Idealen das *Erkennen*, in beiden der *Gegensatz*. Die Eins als Absolutes wird zur Zwey durch *Entwickelung*, welche die *Hälfte* der objectiven Seite des *Lebens* ist, „denn die *andere Hälfte* ist der Übergang der Zahlen in die Null = *Tod*." Die Null ist aber auch Durchgangspunct zu neuer Vielheit, also *Metamorphose*. Mit der Dyas ist die Entwickelung aller Zahlen ins Unendliche gesetzt. „Daher ist das Setzen der Zwey der *Anfang aller Geschichte*, und die Eins ist die *vorgeschichtliche Zeit* des Geschlechts - und Erkenntnisslosen." Eins mit Zwey gesetzt giebt die *Trias* oder die *Zeugung*, in welcher die Einheit, wie sie zugleich im Geschlechte lebt, gesetzt, also *Dreyeinigkeit* ist. Da aber in dieser das Geschlecht noch in der Einheit enthalten ist: so ist sie *Hermaphrodit*. „Trimurti und die ältesten Götter." Aus der Dyas und Trias entwickelt sich das Verhältniss des *Geraden* und *Ungeraden*. Die Mutter aller geraden Zahlen ist die Zwey, die aller ungeraden die Drey. „Die Zwey ist demnach selbstständige Zahl, die Drey dagegen schwebt zwischen aufgehobener Form des Seyns und neu zu gewinnender Bildung. An dieser entgegengesetzten Natur nehmen alle geraden und ungeraden Zahlen Antheil, und wenn der volle Gegensatz ein Ganzes genannt wird: so ist 2 = 1 und 3 = 1½." Ausser Zwey und Drey giebt es keine Zahl; denn das weiter Gesetzte ist ihre *Wiederholung* oder *Vermählung*. Daher sprechen sie auch den Gegensatz zwischen der in sich geschlossenen *weiblichen*, und der unentschieden schwebenden *männlichen* Natur aus. Die Zwey, unter ihrer eigenen Form wiederholt, giebt die *Vier*, in welcher die Idee einer *Potenz* gesetzt ist. Denn das Wesen der Potenz besteht in der Gleichheit der Form mit dem Inhalte. Da die Drey in der Vier keine Befriedigung findet, weil sie in derselben ihre Potenz noch nicht erreicht hat: so treibt sie über die Vier hinaus, bis sie auch ihre Potenz findet, und diess ist *Zeugung* in der lebendigen Welt. Daher liegen zwischen der Tetras und der in ihrer Potenz vollendeten Trias mehrere *unreine Zahlen*, unter welchen die *Fünf* die erste ist. Die Fünf ist aber nur als 4 + 1 von Bedeutung; als 2 + 3 ist sie ein blosses Aggregat ohne inneren Werth, weil dann weder die Zwey durch die Drey, noch diese durch jene befriedigt ist. Der Fünf entspricht daher die Figur ⁙, das unvollkommene Schema derselben aber ∴ ergänzt sich in der *Sechs* als Pyramide ⁖. Die Bedeutung der Fünf als 4 + 1 hat die Natur sowohl in der menschlichen Hand durch den Daumen als Fingeranlage und die vier vollständigen Finger, als auch bey vielen gefingerten Pflanzenblättern, die Bedeutung der Sechs aber als 4 + 2 in den Tetradynamisten unter den Pflanzen bestimmt ausgesprochen. Die Sechs als 5 + 1 bedeutet wieder nichts. Aus 4 + 3 entspringt die alte heilige *Sieben*, worin die Vier ihrer Wiederholung nahe ist. Sie hat daher als Zahl des Übergangs nicht für sich, sondern nur als Grenze proportionaler Abschnitte eines Ganzen, z. B. als Viertel des Mondlaufs, oder als Zehntel in den 70 Jahren des menschlichen Lebens, eine Bedeutung. In der *Acht* kehrt die Vier zu sich selbst zurück; sie ist also 4 + 4. Doch hat sich in ihr keine Idee offenbart, sondern sie ist nur symmetrische Form im räumlichen Schema, und wohnt daher den Krystallen bey, denen auch die Sechs innig verwandt ist. Überhaupt gehören 4, 6 und 8 als Kinder der Dyas mehr dem Raume, 3, 5 und 7 aber mehr der Zeit an, und die Drey insonderheit ist als Mutter aller ungeraden Zahlen Grundschema des Taktes, wie der Wachtelschlag lehrt. Nachdem die *Zwey* in der *Acht* auf ihre *dritte* Stufe gekommen, tritt die *Drey* in der *Neun* auf ihre *zweyte*; denn $8 = 2^3$ und $9 = 3^2$. Die Fortschreitung der Zahlen ist nun geendigt. Denn 2 und 3 sind die Urzahlen, und 4 und 9, zwischen welchen 5, 6, 7 und 8 liegen, sind die reinen Producte der Urzahlen aus sich selbst. Daher ist 4 die Zahl des vollendeten *Bestehens*, und 9 die Zahl des vollendeten *Werdens*, wesshalb es *vier Pole* giebt, und die menschliche Mutter *neun Monate* trägt. Da aber die 4 der 9 vorangeht, und sie begründet: so wird jene herrschend für alles, was über die Urzahlen hinausgeht, und die Kinder der Trias müssen der Tetras, als dem Erstgebornen, gehorchen. Daher das Gesetz: „Dass in vier Stufen sich alles vollende, und dass die Vierzahl, so oft sie auch durch die Trias und ihr Geschlecht unterbrochen wird, sich doch stets wieder herstelle." Da nun $2^4 = 16$, und $3^4 = 81$: so sind 16 und 81 die Grenzzahlen der Dinge, und *Lavoisier*, der die Bestandtheile des Wassers 15 und 85 fand, ist vielleicht nur durch einen Irrthum gehindert worden, sie als 16 und 81 zu finden. Durch diese Zahlen ist die *natürliche Zahlreihe* vollendet, in welche aber Zahlen fallen, welche gleich den unächten Zahlen 5 und 7 nicht aus organischer Zeugung hervorgegangen sind, sondern bloss die Form des Fortschreitens als ihre Mutter erkennen. Diess sind die sogenannten *Primzahlen*: 13, 17, 19, 23 u. s. w., die unvollkommensten unter allen, in der objectiven Welt durch *vorübereilende Zustände der Dinge* bezeichnet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Marburg, b. Krieger: *Lucina*. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. Herausgegeben von D. *Elias von Siebold*, grossherzogl. würzburgischem Medicinalrathe u. s. w. Sechsten Bandes 3tes Stück, in fortlaufender Seitenzahl 305 — 462 S. 8. (16 Gr.) (S. die Recension Jahrgang 1807. No. 231.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1811.

PHILOSOPHIE.

Erlangen, b. Palm: *Mathematische Philosophie*, von *Johann Jakob Wagner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Über die natürliche Zahlreihe hinaus liegen, nach Hn. *W's.* neuer Lehre, bloss Wiederholungen, die in der ersten Reihe begründet sind. Die Sprache bezeichnet diese Wiederholungen, indem sie entweder das zählende Wort wiederholt, oder auch in neuen Worten fortschreitet. Hieraus entstehen *Zahlensysteme*, die aber nur in den Worten, nicht in den Zahlen liegen. Bey einem solchen Systeme kommt es auf den Punct an, in welchem es die Wiederholung beginnt. Da diese eigentlich schon nach der Trias anfängt, indem die Tetras eine Wiederholung der Dyas ist: so ist die *Tetraktik* das *natürliche Zahlensystem*. Dagegen schliesst die *Dekadik* mit der zur Potenz erhobenen Drey, und setzt dann noch die *Zehn* als Summe der vier ersten Zahlen. Die *Null* ist der Schlussstein der Zahlensysteme. Ihre *natürliche Stelle* ist da, wo die erste Wiederholung beginnt. Sie nimmt also eigentlich den Platz der 4 ein nach folgendem Schema:

$$\begin{array}{ccc} & 1 & \\ 2 & & 3 \\ & 0 & \end{array}$$

in welchem *alle Erkenntniss der Welt und der Zahlen* abgebildet ist. Die Eins ist nämlich die *Gottheit* (§. 14 hiess es: „Die ursprüngliche Einheit ist die *Welt*; sie ist folglich auch erste Bedeutung der ersten Zahl"), die Null das *All*, zwischen welchen die *Zeit*, als das lebendige Fortschreiten aus der Involution zu der Evolution liegt. Dieses Fortschreiten aber ist vermittelt durch die Production der Geschlechter, Zwey und Drey, Gerades und Ungerades; und so ist nach obigem Schema, als Urform der Dinge, zwischen die *Gottheit* und das *All* die *Geschichte* als fortschreitendes, und die *Natur* als rückschreitendes Leben gelegt. Da ferner die Zwey das weibliche, und die Drey das männliche Geschlecht bedeutet, und da jene der Eins oder dem Urwesen, diese der Null oder dem Ende näher ist: so ist das Weibliche überhaupt tiefer und reicher, das Männliche aber höher und ärmer: wodurch die früher aufgestellte Gleichung, $2 = 1$, eine *hohe Bedeutung* erhält. Wenn man in obigem Schema an die Stelle der *Null* die *Vier* setzt: so wird diese Formel aus der *Idee* in den *Begriff* übersetzt; wenn man aber die erste Formel, welche Idee ist, in ihrer höchsten Abstraction ausdrückt: so entspringt daraus die Formel:

$$\begin{array}{ccc} & 1 & \\ - & & + \\ & 0 & \end{array}$$

woraus sich wieder folgende Sätze ergeben: Die Eins und die Null sind Indifferenzen oder Nichts, und der höchsten Realität gleich; die Qualitäten sind gleich einem + oder — der Bewegung der Eins gegen die Null oder umgekehrt; die halben Formeln, in welche die obige ganze Formel getheilt werden kann, —1+ und —0+, sind gleichbedeutend; + und — sind gleich 3 und 2, und das Negative ist eigentlich das Erste; 2 und 3 oder — und + sind die Formen der Evolution, also = *Raum* und *Zeit* u. s. w. Nach diesen Grundsätzen und in derselben Manier eines beständigen Wechselspiels mit Zahlen, Begriffen und Dingen (der Vf. selbst nennt S. 50 Rechnen, Denken und Existiren ein Raum- und Zeit-Spiel, das zwischen Eins und Null hin und her geht) wird nun über die *vier Rechnungsarten*, über *Verhältnisse*, *Reihen* und *Logarithmen*, über *Gleichungen* und *Functionen*, und über *Verhältnisse des Unendlichen* in vier besonderen Abschnitten immer fort philosophirt. Wir können aber, um für das Übrige Raum zu behalten, dem Vf. hierin mit unserer Darstellung nicht weiter folgen.

III. *Geometrie.* Der *Punct* ist für den Raum das Eins, und die *Linie* die Form, in welcher der Punct in die räumliche Reflexion eingeht. Der *Kreis* ist das All, und das Verhältniss des Punctes zum Kreise ist, wie das der Eins zur Null, an sich kein Verhältniss, sondern *Identität*. „*Jeder Punct ist zugleich Kreis und umgekehrt.*" Erst in der sinnlichen Anschauung, welche immer reflectirt ist, erscheinen beide als getrennt, jener als Mittelpunct, dieser als Umkreis. Sie sind daher zugleich *in* und *ausser* einander. Zwischen beiden liegt, wie zwischen Eins und Null, das Unendliche. Mit dem Ersten, was zwischen beide eintreten mag, entsteht ein Gegensatz, welcher für den *Raum*, als das *Quadrat der Zeit*, eine verdoppelte Linie ist. Diese Linie ist das *Kreuz*, als das reine Schema des Raums. Kreis und Kreuz vereinigt geben die alte *Hieroglyphe* ⊕, in welcher das arithmetische Schema $\begin{array}{ccc} & 1 & \\ 2 & & 3 \\ & 0 & \end{array}$ und somit der *Inbegriff aller Erkenntniss* enthalten ist. Das Kreuz gilt für die Reflexion, der Kreis für die ideale Anschauung; beide haben den *Punct* gemein, welcher *Bewusstseyn* heisst.

(Die Formel: „*Es ist klar, dass es so sey*", kommt hier sehr oft vor, und vertritt wahrscheinlich die Stelle jeder anderweiten Begründung.) Im Seyn ist der Kreis für die Welten, das Kreuz für ihre Ausgeburten gesetzt, und der von beiden enthaltene Punct ist für die Welten Mittelpunct, für die Geschöpfe Schwerpunct. Durch Kreis mit Kreuz sind sechs Reflexionspuncte gesetzt: Mittel- oder Durchschnitts-Punct, Peripherie, oben, unten, rechts und links. Punct und Peripherie sind das Erste und Absolute; oben und unten geben den *Perpendikel*, rechts und links die *Horizontallinie*, beide die zwey Dimensionen des Raums, *Länge* und *Breite*. Im Physischen ist die Länge *magnetisch*, die Breite *elektrisch*, im Idealen ist jene *vorstellend*, diese *reflectirend*. Für beide bleibt noch der ursprüngliche Punct, welcher im Physischen *Cohäsion*, im Idealen *Gefühl* heisst, das sich durch Entfaltung der geistigen Dimensionen zum *Bewusstseyn* erhebt. Die Endpuncte des Kreuzes sind Endpuncte der Evolution, und heissen *Pole*, die Arme des Kreuzes aber heissen *Radien*. Der vom Puncte ausgehende und in der Peripherie endende Radius ist die *erste endliche Linie*. Daher ist der Halbmesser = 1, aber nicht *der* Eins, die der Null gegenüber steht, sondern *der*, die in allen Zahlen gezählt wird. Der Halbmesser ist die *ursprüngliche Linie*, und als solche die *geometrische Wurzel*; Punct und Kreis aber sind eben so wenig Linien, als Eins und Null Zahlen sind. Durch das Kreuz als Schema des Raums, der auch die Zeit in sich hat, ist das absolute und relative Wesen der Dinge vollständig gesetzt. Was aber durch das Kreuz in den Kreis gesetzt ist, kann im Raume wiederholt werden. Daher lässt sich das Kreuz selbst wieder durchkreuzen, und so entsteht der *Stern*. Dieser ist geometrisch eben das, was arithmetisch die Reihe 1, 2, 3, 4 . . . ist, nämlich *Entwickelung*. Durch die Radien des Kreuzes sind in der Peripherie Puncte gesetzt, wodurch Brüche derselben, als Halbkreise, Quadranten, Sextanten u. s. w. entstehen. Diese Brüche heissen *Bogen*, und sind *Linien* (obgleich der *Kreis* keine *Linie* seyn soll). Wie der Halbmesser die erste Linie ist: so der Bogen die zweyte. Jenem entspricht die Zwey, welche auch = 1, diesem die Drey, welche auch = $1\frac{1}{2}$. In der Peripherie ist enthalten 1) der Radius, oder die Zeit, oder die Flucht aus dem Mittelpuncte; 2) die Quadratur des Radius, oder die räumliche Querlinie, oder die Sehne des Bogens; 3) die Rückkehr in den Mittelpunct, oder die Krümmung. Eine Linie, welche diese Elemente vereinigt, heisst eine *krumme*, ein Radius aber eine *gerade* Linie. Diese hat *eine*, jene *zwey* Dimensionen, welche an sich messbar sind. Aber es kommt noch ein Drittes hinzu, die unergründliche und unmessbare Einheit des Puncts. Daher ist bey den Zahlen das Ungerade = $1\frac{1}{2}$, bey den Linien das Krumme = $1\frac{1}{2} + x$, welches x keine Zahl ausspricht. Wie Gerades und Ungerades in den Zahlen einen *Geschlechtsgegensatz* bilden: so auch Gerades und Krummes in den Linien. Aber das Wesen des Weiblichen und Männlichen drückt sich in diesem Gegensatze vollständiger aus, als in jenem. Denn die gerade oder weibliche Linie ist einfach, in sich begrenzt und umschlossen, die krumme oder männliche aber ist Fragment einer Peripherie und umschliessend. Ein *Winkel* ist ein Raum zwischen zwey Radien am Kreuze, und ein *rechter Winkel*, der durch den vollen Gegensatz der Dimensionen, Perpendikel und Horizontale, bestimmt wird. Hieraus wird die Erklärung abgeleitet: „Der *Kreis* ist eine *Linie*, welche vier rechte um Einen Punct gelegte Winkel eines gleicharmigen Kreuzes umschliesst." §. 237 aber hiess es: „Dass *Punct* und *Kreis* eben so wenig *Linien* seyen, als Eins und Null Zahlen sind." Nach obiger Erklärung aber wäre der Kreis doch eine Linie; und da nach §. 210 Punct und Kreis *einerley* sind; so dass jeder Punct zugleich Kreis, und jeder Kreis Punct ist: so wäre auch der *Punct* eine *Linie*. Ferner wird §. 307 gelehrt, dass der *Kreis* auch keine *Figur* sey, weil er an sich nichts enthalte. Und doch heisst es wieder §. 381: „Der *Figuren* sind vier, erstens der *Kreis*", und zwar noch obendrein mit dem Beysatze: „der *keine Figur* und *keine Linie* ist." O heilige Logik! möchte man hier ausrufen, bitte für uns! Ein eben so grober Verstoss gegen die Mathematik kommt in der Anm. zum §. 370 vor, wo gelehrt wird, dass der Kreis *sogar* einem Dreyecke gleich sey, „dessen Grundlinie der *Durchmesser* und dessen Höhe der Radius wäre." Oder ist hier durch einen Druckfehler *Durchmesser* statt *Peripherie* gesetzt? Doch ist im Druckfehlerverzeichnisse, das weit kleinere Versehen anzeigt, nichts über ein so groses Versehen bemerkt. Nach solchen Proben von der *mathematischen Philosophie* des Vfs. wird man uns eine weitere Darstellung seiner philosophischen Behandlung der Geometrie gern erlassen. Doch können wir nicht umhin, noch einige bemerkenswerthe Erklärungen des Vfs. auszuheben. Nach §. 270 heisst *Religion* eine Reflexion, welche stets in den Punct wieder zurückkehrt, und nach §. 271 *Reflectiren* überhaupt einen Kreis auf Radien und Winkel oder auf das rechtwinkliche Kreuz bringen; eben dieses Reflectiren ist physisch ein *Organisiren*, ideal ein *Construiren*, und das rechtwinkliche Kreuz ist die *Methode*. Daher setzt der Vf. sogleich hinzu: „*Construiren* heisst *kreuzigen*." Nach §. 280 sind die *Pole der Kunst*

Poesie
Musik Malerey
Plastik

wie die *Erdpole*

Nord
West Ost
Süd

sind. Die Kreuzstellung ist nämlich in dieser mathematischen Philosophie eine Hauptsache, wesshalb wir sie auch hier beybehalten mussten. Ferner belehrt uns §. 287, dass *Sehne* und *Bogen* eigentlich *dieselbe* Linie, aber in der *Geschlechtsdifferenz befangen* seyen. Die Sehne ist nämlich *weiblich*, der Bogen *männlich*. „Die Sehne mit dem Bogen ist demnach die *natürliche Hieroglyphe der Begattung*,

oder vielmehr der „*Ehe*." Endlich erfährt man aus §. 313, dass das *ursprüngliche Dreyeck* eigentlich eine krumme Grundlinie und zwey gerade Seitenlinien habe, und dass daher im Dreyecke nicht die *Dreyzahl*, sondern die *Vierzahl* dargestellt werde, so wie es auch unrichtig sey, nur *drey Dimensionen* der räumlichen Dinge zu zählen, indem man dabey den *Punct*, als die erste und die Mutter aller übrigen, welche aber doch der *Kugel*, als der dritten Dimension, *gleich* sey, übergehe.

IV. *Organon*. Hier geht der Vf. zuvörderst von den Erklärungen aus, dass *Mathematik* die Wissenschaft der zeitlichen und räumlichen Dinge, aber nur Buchstabe, die *Philosophie* dagegen eine *willkührliche Vermischung des Geistes mit dem Buchstaben* sey; da nun der Buchstabe nicht durch sich selbst erkannt und vollendet werde: so müsse der Geist sich in ihn herablassen und ihn beseelen, und diese Beseelung heisse eben *philosophische Mathematik* oder *mathematische Philosophie*. Man sieht also, dass der Vf. diese beiden Ausdrücke als gleichgeltend betrachtet. Hierauf unterscheidet er den *Organismus* als Form des lebendigen Lebens (giebt es auch ein todtes Leben?), und den *Mechanismus* als Form seines (wessen?) todten Abdrucks, und erklärt diesen Mechanismus für die *Vollendung des Buchstabens*. Ist diese Vollendung gefunden: so beherrscht der Geist den Buchstaben, bis eine Zeit kommt, wo der Buchstabe sein Wesen ablegt und sich im Geiste verliert. „Da nun der Buchstabe das Siegel der einzelnen Dinge in ihrer Besonderheit ist: so wird, nachdem dieses Siegel zerbrochen worden, alles Ding allein Geiste gehorchen, in welchem die Idee des Ganzen ist. Dieser Gehorsam ist *Magie*, und diese wird gefunden durch *Vollendung des Buchstabens*" (also durch den *Mechanismus*). Endlich zerfällt der Vf., nachdem er bemerkt hat, dass alle Wissenschaft *subjectiv oder Wort* sey, und dass also die Mathematik in die *Sprache* zurückkehren müsse, ja dass sie selbst nichts anderes als *Sprache* sey, sein Organon in ein *Lexikon* oder eine *Topik* und in eine *Heuristik*. In dem *Lexikon* oder der *Topik* soll durch die Mathematik als Sprache die Reflexion in festen Puncten fixirt werden; die *Heuristik* aber soll eine Kunst der Wechselbestimmung seyn, durch welche für irgend ein Bekanntes das Unbekannte gefunden wird. Einen vollständigen Auszug aus beiden Theilen dieses neuen Organons zu geben, würde unsere Anzeige über die Gebühr erweitern. Wir geben daher unseren Lesern nur einige vorzüglich interessante *Aussprüche* (*oracula*) des Vfs. zum Besten. Nach §. 509 ist die erste Sprache *Schrift*, und zwar *Bilderschrift*. Auf diese folgte nach §. 510 *Buchstabenschrift*, und auf diese erst die *Tonsprache*. Die Menschen bezeichneten also articulirte Töne noch früher, als sie ihre Töne articulirten! — Nach der Anm. zum §. 512 ist es kein Zweifel, dass man Thiere dahin bringen wird, einem *Euler* oder *La Place* nachzurechnen. Da nun nach §. 50 *Rechnen* und *Denken* nichts weiter als ein Raum- und Zeit-Spiel ist, das zwischen Eins und Null hin und her geht: so ist kein Zweifel, dass man Thiere einst auch noch dahin bringen wird, dem Vf. seine mathematische Philosophie nachzurechnen oder nachzudenken. Und wer weiss, ob diese Art von Philosophie bey den Thieren nicht noch leichter Eingang finden möchte, als bey den Menschen! — Dem §. 537 zufolge ist die *Kabbala* nicht etwas Nationales und Eigenthümliches, sondern etwas ganz Allgemeines, nämlich die Wissenschaft vom Zahlensinne der Wörter, indem jedes geschriebene Wort einen zwiefachen Sinn hat, einen *topographischen*, für die in Buchstaben zerfallene Hieroglyphe, und einen *Zahlensinn*, der die Wörter als Summen vergleicht. — Aus dem ursprünglichen, oben aus der Arithmetik des Vfs. angeführten, Schema:

1
2 3
0

leitet der Vf. in dieser Topik von §. 543 an eine Menge anderer Schemate ab, die wir hier nur nach einander aufstellen wollen, wobey aber der Leser immer die bedeutsame Kreuzgestalt hinzudenken muss: oben, links, rechts, unten — Kopf, l. Hand, r. Hand, Fuss — Ich, du, er, es — Himmel, Untergang, Aufgang, Hölle — Licht, Tod, Leben, Nacht — Gott, bös, gut, Satan. Diess nennt der Vf. das *A B C der Anschauung*, woraus er für die Tonsprache die vier Vocale *a*, *e*, *i* und *o* (denn das *u* erkennt er für keinen besonderen Vocal an), und für die Musik die vier Haupttöne, *Prime*, *Terze*, *Quinte* und *Octave*, ableitet. Den vier Vocalen, als dem *weiblichen* Principe der Tonsprache, setzt der Vf. dann vier Consonanten oder Hauche, als *männliches* Princip, entgegen, nämlich *h*, *g*, *d* und *f*, aus welchen alle übrigen Consonannten entsprungen seyn sollen. — Auch für die Idee der *Schönheit* findet der Vf. §. 562 ein *Symbol* in seiner Topik, nämlich die Figur eines im Kreise beschriebenen Vierecks. Die Wellenlinie dagegen ist nach §. 563 *Hieroglyphe* der Schönheit, und zwar so, dass diese Hieroglyphe der *rhythmischen*, jenes Symbol aber der *plastischen* Schönheit entspricht. — Nach §. 568 ist das *Sechseck* Symbol der *Weiblichkeit*, der *Kreis* Symbol der *Männlichkeit*, und das *Sechseck im Kreise* Symbol des *vollen Mysteriums der Geschlechter*. Hieraus werden in den folgenden §§. die Hieroglyphen der *Begattung*, des *Gebärens* und der *Familie* abgeleitet, wobey denn auch der durch alt hebräische Tradition berühmte *Schild David's* (das Sechseck mit 6 äusseren kleinen Dreyecken, die mit jenem zusammen innerlich 2 grosse bilden) wieder zum Vorschein kommt; er ist nämlich die Hieroglyphe des *Gebärens* oder der *Mütterlichkeit*, so wie das blosse Sechseck Hieroglyphe der *Jungfräulichkeit* ist. Das Sechseck ist aber nach §. 580 auch Hieroglyphe des *Thieres*, wie das Fünfeck der *Pflanze* und das Viereck des *Minerals*. Das Achteck bedeutet in dieser Hieroglyphenreihe nach §. 582 den *Menschen*, sonst aber die *geistige Mutter* oder das *Gemüth*. Auch das *ägyptische Tau* bekommt hier seine Deutung; denn es enthält nach §. 594 die

Vereinigung des männlichen Gliedes, des Perpendikels, mit dem weiblichen, der Horizontallinie, und heifst daher *Zeugung*. In diesem Tau liegt nach §. 598 das *ganze Geheimniss der Natur*. Daher beschäftigt sich auch der Vf. fleissig mit demselben, und zeigt insonderheit, dass der Perpendikel, zur *Pyramide* gestaltet, die vollständige Hieroglyphe des *Phallus* sey. — Doch wir müssen hier abbrechen, und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, dass der Vf. in seiner *Heuristik* als zweytem Theile des Organons die beiden Probleme, a) eine Sprache zu erfinden, und b) in einer Sprache zu erfinden, zwar aufstellt, aber keineswegs auflöst, sondern bloss die Art und Weise der Auflösung nach den Principien seiner *mathematischen Philosophie* im Allgemeinen andeutet. Den Charakter *dieser* Philosophie hat übrigens der Vf. selbst sehr treffend bezeichnet, indem er §. 501 die Philosophie überhaupt für eine *willkührliche Vermischung des Geistes mit dem Buchstaben* erklärt; und eben so treffend hat er die in derselben herrschende Methode bezeichnet, wenn er §. 271 sagt, das *rechtwinkliche Kreuz* sey die *Methode*, und *construiren* heisse *kreuzigen*. Denn die Vernunft ist hier wahrlich *in optima forma* gekreuzigt! Us.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. 1) *Zürich*, b. Trochsler: *Bildliche Darstellung der Landwirthschaftsgeschäfte* und der vorzüglichsten Feld- und Garten-Früchte für die Jugend. Erstes Bändchen. (mit schwarzen und illuminirten Kupfern). 110 S. Zweytes Bändchen (mit schwarz. und illum. Kupf.). 134 S. 12. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) *Zürich u. Leipzig*, b. Trochsler: *Prämienbuch für gute Kinder*, die bald und gut lesen lernten. Mit illuminirten Kupfern. 1810. X u. 158 S. 12. (2 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Fabellese für die Jugend*. Dritte, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit illum. Kupf. 174 S. 12. (1 Rthlr. 8 gr.)

4) *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Ludewig und seine Gespielen*; oder leichte Übungen für Verstand und Herz, in Erzählungen, Geschichten von Thieren und Aufgaben für das frühere Alter, von *J. A. C. Löhr*. Mit einem Kupfer. VIII u. 198 S. kl. 8. (20 gr.)

Obgleich unter diesen vier Jugendschriften keine ganz werthlos ist: so behaupten doch, nach Rec. Urtheil, die beiden ersteren, No. 1 und 2, einen entschiedenen Vorzug. Soll aber über den besonderen Werth derselben entschieden werden: so hat No. 1 den Vorzug eines gemeinnützigeren Inhalts, einer grösseren Einheit des Unterrichts und einer zweckmässigeren Methode. Für schon etwas erwachsene Stadt-Kinder ist das Buch nützlich; auf dem Lande wird es durch die treuere Natur und durch den Unterricht der selbsterfahrnen Ältern entbehrlich. Die Kupfer sind nicht übel gezeichnet; aber grösstentheils schlecht illuminirt, besonders die Abbildungen der Getreidearten. Dagegen gewährt No. 2 eine bunte Mannichfaltigkeit, und ist, wie Rec. aus Erfahrung bezeugen kann, ein sehr angenehmes Geschenk für Kleine von 5—8 Jahren. Die Erklärungen der nicht übel gerathenen Kupfer sind der Fassungskraft der Kinder angemessen, und sind weder zu trocken, noch zu tändelnd. Die Erzählungen und Fabeln sind die eigene Arbeit des Vfs., welcher sich in der Vorrede *Moritz Engel*, Stadt-Diacon. zu Planen, unterzeichnet, und ein vorzügliches Talent zum Schriftsteller für die Jugend beurkundet. Das Savoyarden-Lied S. 85—86 zeichnet sich besonders durch Wahrheit und Naivetät aus.

An der *Fabellese* No. 3 ist in Ansehung der Auswahl wenig zu erinnern, und sie verdient der Jugend als eine lehrreiche Sammlung in die Hand gegeben zu werden. Auch ist Druck und Format gut und gefällig. Nur wäre zu wünschen, dass durch Wegschaffung der ohnediess nicht vorzüglichen, und zur Erläuterung des Textes wenig beytragenden Kupfer der Preis vermindert worden wäre. An Monsieur *Ludwig und seinen Gespielen* No. 4 hat Rec. den wenigsten Wohlgefallen, weil er nicht bloss „gern plaudert und scherzt" (S. V), sondern auch zu affectirt und gern witzig ist. Die Anekdoten aus dem Thierreiche sind noch das Beste. Die Vorrede ist in einem misslungenen Tone geschrieben. Wie sonderbar ist nicht, was Hr. *L.* S. V sagt: „Wer bist du? Einer, der, wie er hofft, schon manches gesunde Tröpflein ins Meer getragen hat — aber der eben nicht glaubt, dass man sein Trägerschild immer am Rocke führen müsse. Jedoch, für diejenigen, welche meinen, das sey unumgänglich nöthig, giebt der Titel die nöthige Auskunft!" — st —

Leipzig, b. Barth: *Denksprüche nach den Hauptwahrheiten der Pflichten und Religions-Lehre geordnet, als Hülfsmittel zur Erinnerung an diese Wahrheiten, für die oberen Classen der Bürgerschulen*, gesammelt von M. *Johann Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. Zweyte Sammlung. 1809. 136 S. 8. (8 gr.) Sollen Denksprüche an Pflichten und Religionslehren erinnern, und den Zweck erreichen, den unser Vf. erwartet: so müssen sie die Pflicht oder Religionslehre, an die sie erinnern, *kurz* darstellen, und leicht vom Verstande und dem Gedächtnisse gefasst werden können. Aber nur wenige von diesen Denksprüchen erfüllen diese Foderungen. Sie sind grösstentheils für Bürgerschulen zu hoch im Ausdrucke, ihr Verständniss erfodert oft Erklärungen, die für Bürgerschulen selbst unzweckmässig seyn würden, und sie empfehlen sich auch wenig dem Gedächtnisse. Zum Belege für dieses Urtheil will Rec. einige anführen: „No. 514. Einem grossherzigen Edeln erscheint jede Lüge in der traurigen Sclavengestalt der Feigherzigkeit und Niederträchtigkeit. No. 765. Die Macht, welche die Ordnung der Natur gründete und erhält, gab den Menschen nur Ein Gesetz der Gerechtigkeit, damit er selbst Schöpfer von Ordnung in seinem Herzen würde. No. 766:

Was nützlich ist, was glücklich macht,
Wer mag es wissen! wer vermag die Kette
Der Folgen, die nur die Unendlichkeit begrenzt,
Zu überschauen? Doch was recht und edel,
Was gut ist, das weiss jeder Sterbliche,
Denn eine höhre Hand hat's ihm ins Herz
Mit heller Flammenschrift geschrieben.
Drum thue, was dir diese Schrift gebeut,
Und frage nicht, ob es auch Nutzen bringe.

No. 846. Andächtig schwärmen ist leichter, als gut handeln. Man setzt so gerne das Wesen der Religion in einen schwärmerischen Genuss, sobald man es zu lästig findet, sich anzustrengen zur That." O. m. r.

Schwelm, b. Scherz: *Bilderbuch für die Jugend*, bestehend aus dreyzehn sauber gestochenen und illuminirten Kupfertafeln von merkwürdigen und belehrenden Gegenständen, nebst ausführlicher Beschreibung in deutscher und französischer Sprache. Ohne Jahrzahl. 107 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.) Das Buch ist zur Unterhaltung und zum Nutzen der erwachseneren Jugend bestimmt. Danach ist die Auswahl und die Beschreibung der Gegenstände eingerichtet. Das Letztere ist wohl die Hauptsache, und hier muss Rec. dem Vf. das Zeugniss geben, dass er auch bey bekannteren Gegenständen das Anziehende aufzufinden gewusst hat. Die Gegenstände selbst sind: der Hirsch, der Löwe und Tiger, der Steinbock und die Gemse, Kaffe, Thee und Zucker, ein Schiff mit vollen Segeln, die Kokospalme und der Brodfruchtbaum, das Elenthier und das Rennthier, die europäischen Singvögel, die Klapperschlange, die Brillen- und die Riesen-Schlange, Kriegswerkzeuge, Soldaten, der braune Landbär und der Eisbär, der Elephant und das Kameel. Dass man bey deutschen Kinderschriften eine französische Übersetzung jetzt gleich mitgiebt, ist ganz in der Ordnung. Die gegenwärtige nimmt sich übrigens gut gegen den deutschen Text aus. Bz.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 OCTOBER, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

London, b. Black, Parry und Kingsbury: *The dangers of british India from french invasion and missionary establishments, to which are added some account of the countries between the Caspian sea and the Ganges*, a narrative of the revolutions which they have experienced subsequent to the expedition of Alexander the great; and a few hints respecting the defence of the british frontiers in Hindustan, by *David Hopkins*, of the honourable East India Company's Bengal medical establishment. The second edition. 1809. 191 S. 8.

Bey der gänzlichen Sperre alles literarischen Verkehrs mit England, erregt die Erscheinung eines englischen Buchs aus den letzten Jahren doppeltes Interesse, welches noch dadurch sehr vermehrt wird, dass diess Buch unter diejenigen gehört, wodurch wir über die Lage der Dinge im brittischen Ostindien belehrt werden, von der wir gleichfalls in den letzten Jahren so gut als gar nichts erfahren hatten. Der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung musste nothwendig bey den mancherley Gerüchten, welche bald nach dem Wiederausbruche des Seekrieges in Umlauf kamen, über eine bevorstehende französische Expedition nach Ostindien, für Engländer vom höchsten Interesse seyn, und er ist hier mit einer seltenen Kenntniss und Gründlichkeit abgehandelt, wenn man gleich dem Vf. weniger Animosität gegen Frankreich wünschen möchte. — Mit den stärksten, triftigsten Gründen bestreitet er hier den Plan einiger eifrigen englischen Theologen, die Hindus zum Christenthume bekehren zu wollen. An nichts hängt der Indier mit so unerschütterlicher Standhaftigkeit als an der Religion seiner Väter. Mehr als einmal unterjocht, vermochten dennoch keine Bedrückungen, keine noch so grausamen Massregeln seiner Besieger, ihn je zum Abfall von seiner Religion zu bewegen. Auch ist es allerdings sonderbar, dass einige religiöse Gesellschaften in England so eifrig bemüht sind, Missionarien unter die Hindus zu schicken, während die Christen in Indien selbst grossentheils weder Geistliche noch Religionsunterricht haben; nur die europäischen Regimenter haben dort ihre Caplane, alle Civilbeamte der Compagnie, ausgenommen an den Hauptörtern der Präsidentschaften, haben dagegen keinen Geistlichen und keine Gelegenheit, religiösen Unterricht zu geniessen. Die Kinder werden nicht getauft, und die Heirathen nur durch die weltliche Obrigkeit geschlossen. Nur langsam, durch allmähliche Belehrung, glaubt der Vf., könne man hoffen der christlichen Religion unter den Hindus Anhänger zu verschaffen, und damit wird gewiss ein Jeder übereinstimmen, der diese merkwürdige Nation und die vielen missglückten Versuche kennt, welche Christen und Muhamedaner machten, die Religion des Brama zu stürzen.

Desto gefährlicher aber möchte ein solcher offenbarer Plan, die christliche Religion auf Kosten der des Brama auszubreiten, wohl obendrein zu einer Zeit erscheinen, wo Frankreich so oft den Plan geäussert hat, England in Ostindien anzugreifen. So kommt der Vf. auf den Hauptzweck dieser Schrift, nämlich die Untersuchung der Frage: in wiefern ein solcher Plan ausführbar sey oder nicht, und ob wirklich England einen Angriff in Ostindien von seinem europäischen Nebenbuhler zu fürchten habe. Der Angriff gegen Ägypten, meint der Vf., sey der erste Schritt hiezu gewesen; sey er gleich missglückt: so sey darum der ganze Plan noch nicht für aufgegeben zu achten. Auch jetzt, wenn gleich der Weg zur See gesperrt sey, stehe dagegen dem Feinde noch immer der Weg zu Lande offen. Von Dalmatien nach den Dardanellen sey die Entfernung nicht übergross. Kleinasien könne keinen Widerstand leisten; Frankreich auf der einen und Russland auf der anderen Seite könnten leicht die Pforte zwingen, dem Heere einen freyen Durchzug und alle nöthige Unterstützung zu gewähren. Von den Pässen von Cilicien, welche diese Armee nicht aufhalten würden, könne sie durch Syrien ziehen, das östliche Ufer des Nils erreichen, und so ihren Einfluss aufs Neue in Ägypten bis ans rothe Meer befestigen. Nur eine brittische Armee in Ägypten und an den Grenzen von Syrien könnte ihre Fortschritte hemmen. Die Besetzung von Ägypten von Maltha aus hat nicht viel Schwierigkeiten; eine Armee von 20,000 Mann würde dazu hinreichen, auch könnten Seapoys mit grossem Vortheile in Ägypten gebraucht werden. Ein anderer Weg, auf welchem Indien angegriffen werden, und die Engländer nicht mit gleicher Leichtigkeit den Plan der Feinde vernichten könnten, wäre der vom kaspischen Meere nach den Ufern des Indus, derselbe, auf dem bisher die meisten Einfälle in Indien erfolgten — ein Plan, welcher schon einmal durch Paul I gefasst, durch dessen schleunigen Tod vereitelt wurde. Einer der damals entworfenen Plane war, 35000 Franzosen die Donau herunter ans schwarze Meer zu schaffen, sie

dort in russische Transportschiffe einzuschiffen, und auf dem rechten Ufer des Don zu landen. Von dort sollten sie längst diesem Flusse bis nach Piati-is-bianka ziehen, dort über den Don setzen und nach der Stadt Zarizin an der Wolga marschiren. Von da würden sie zu Schiffe nach Astrakan und von dort über das kaspische Meer nach Astrabad an dem südöstlichen Ende desselben gebracht. Dort sollte ein gleich starkes russisches Corps von 35000 Mann zu ihnen stossen, und beide vereinigt durch Herat, Ferah und Kandasar gegen Attock und das Punjab rücken. In einem Zeitraume von 4 Monaten hoffte man diesen Plan ausführen zu können. Das beste Mittel, von englischer Seite die Ausführung dieses Plans zu vereiteln, würde seyn, eine Flotte nach dem schwarzen Meere zu schicken, und dort die russische Flotte sammt allen Transportschiffen zu zerstören, obgleich dieses Mittel wegen des Mangels an sichern Häfen in diesem Meere, wegen der schwankenden Politik der Pforte und der vielen Stürme, welche auf dem schwarzen Meere herrschen, manche Schwierigkeiten haben würde. In diesem Falle stände den Franzosen entweder der Weg längst der Küste des schwarzen Meeres vom linken Ufer der Donau durch die Steppen des Borysthenes, oder über Constantinopel, über den Bosporus durch die kleinasiatischen Provinzen offen, derselbe, den einst Xenophon mit seinen 10,000 Griechen nahm.

Alle Expeditionen gegen Indien wurden gegen dasselbe auf demselben Wege unternommen. Alle Eroberer, Babur ausgenommen, fanden es nöthig, die Länder zwischen dem kaspischen Meere und dem Indus, ehe sie weiter zogen, zu unterjochen, und bey den Einwohnern dieser Provinzen fanden sie den hauptsächlichsten Widerstand. Die Länge des Weges von dem südöstlichen Ende des kaspischen Meers bis zur Stadt Attock am Indus beträgt in gerader Linie 11,030, von Attock nach Delhi 587 — die ganze Entfernung von Astrabad nach Delhi kann also wohl auf 2000 englische Meilen angeschlagen werden. Auf diesem Wege, dem einzigen, auf welchem sich Wasser und Lebensmittel in hinreichendem Vorrathe finden, wäre auch der Einfall der Franzosen vornehmlich zu fürchten. Fragt sich, welche Hindernisse gegenwärtig ein französisch-russisches Heer bey einem Einfalle in Indien finden würde? Abgesehen von dem tiefen Hasse der Perser gegen die Russen: so würden die Franzosen, wenn sie vielleicht als Verbündete der Perser aufträten, die Afghanen, die zwischen Persien und Indien wohnen, und seit alten Zeiten Todfeinde der Perser sind, nothwendig unterjochen müssen, um mit Sicherheit über den Indus setzen zu können. Eine enge Verbindung mit diesem tapferen Bergvolke, dem die Engländer durch Beschränkung des Handels so leicht einen empfindlichen Schaden zufügen können, räth der Vf. seinen Landsleuten als das sicherste Vertheidigungsmittel gegen einen Angriff von Persien her an. Doch auch selbst angenommen, dass die Afghanen den Feind unterstützen: so kann der Marsch vom kaspischen Meere bis an den Indus schwerlich in weniger als 20 Wochen vollführt werden. Eine allgemeine Schlacht, von deren Erfolge das Schicksal von Indien abhängen würde, widerräth der Vf. mit Recht; dagegen aber empfiehlt er die Vertheidigung des Punjabs, wobey der tödtliche Hass der Seiks, der Bewohner dieser Gegend, gegen die Muhamedaner und ihre Kriegslustigkeit den Engländern sehr zu Statten kommen würde. Guter Sold würde leicht 50,000 Seiks unter den englischen Fahnen versammlen, ein Heer, welches zur Beunruhigung des Marsches der Feinde und zur Verwüstung der Gegenden, durch welche sein Marsch führen würde, ganz vorzüglich geschickt wäre. Attock, der einzige Platz, wo eine Armee mit Sicherheit den Indus passiren kann, müsste wohl befestigt werden, so wie ausser dieser ersten Vertheidigungslinie am Indus, noch eine zweyte und dritte am Rawee und am Setleje die Besitzungen der Compagnie sichern würden. Empörungen der Mahratten, wenn gleich unwahrscheinlich bey der geschwächten Macht dieses Volks durch wiederholte Niederlagen, könnten am besten durch die rajeputtschen Fürsten, welche schon lange auf die Macht der ersteren eifersüchtig sind, und durch eine enge Verbindung mit denselben, unschädlich gemacht werden. Vornehmlich aber haben die Engländer darauf zu sehen, sich die Liebe der Hindus vorzüglich durch Achtung gegen Religion zu erwerben; und nicht durch unzeitigen Bekehrungseifer diese Nation auf immer von sich zu entfernen.

A. H.

Göttingen, b. Röwer: *Von den Elementen des National-Reichthums und von der Staatswirthschaft nach Adam Smith.* Zum Gebrauch bey den akademischen Vorlesungen und beym Privat-Studio ausgearbeitet von *Georg Sartorius*, Hofrath und Professor zu Göttingen. 1806. XXVIII u. 268 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. hat sich bemüht, bey der Umarbeitung dieses vor mehreren Jahren von ihm herausgegebenen, mit verdientem Beyfall aufgenommenen Auszugs aus *Smith's* classischem Werk die Theorie desselben in möglichster Kürze, deutlich und treu darzustellen. Er hat daher jetzt alle ihm eigenen Ansichten, die er zuweilen in der ersten Ausgabe vermischt mit *Smith's* Ideen vortrug, gänzlich entfernt, und er wird diese dem Publicum besonders vorlegen, in einer Reihe von Abhandlungen, deren erster Theil mit diesem Auszug erschienen ist.

Unstreitig wird die Absicht des Vfs., durch sein Werk das Studium des *smithschen* Werkes zu erleichtern und zu befördern, vollkommen erreicht werden. Rec., der den Auszug genau mit dem Original verglich, darf ihn in dieser Rücksicht unbedingt empfehlen; er weiss keine Schrift, worin der Geist desselben so richtig und treffend aufgefasst wäre, und er ist überzeugt, dass Niemand, der diess Studium liebt, dieser in der That nicht leichten Arbeit seinen Beyfall versagen werde. Wenn aber der Vf. den Aus-

zug in seiner jetzigen Form auch zum Gebrauch akademischer Vorlesungen für angemessener hält, als wenn man, bey einem minder genauen Anschliessen an *Smith*, eine bessere Methode des Vortrags, eine strengere Ordnung, eine zweckmässigere Eintheilung gewählt, auch Berichtigungen und Zusätze eingewebt hätte, wo *Smiths* Ansichten irrig oder mangelhaft schienen: so kann Rec. ihm darin nicht beypflichten. Zwar verkennt er nicht den Vortheil für das eigene Nachdenken des Studirenden, der daraus entsteht, wenn er in Nothwendigkeit gesetzt wird, den Vortrag des Lehrers mit dem des Lehrbuchs zu vergleichen, um zu prüfen und zu wählen: er glaubt aber, dass dieser Vortheil bey der Mehrheit der Studirenden, auf die man doch allerdings vorzüglich dürfte zu sehen haben, bey weitem durch die Gefahr überwogen werde, Unbestimmtheit und Unrichtigkeit der Begriffe zu veranlassen.

R.

Göttingen, b. Röwer: *Abhandlungen, die Elemente des National-Reichthums und die Staatswirthschaft betreffend*, von *Georg Sartorius*, Hofrath u. Professor zu Göttingen. I Theil. 1806. VIII u. 519 S. 8.

Diese schätzbaren Aufsätze sind bestimmt, die abweichenden Überzeugungen des Vfs. von dem System des berühmten *Smith*, das er besonders in der zweyten Ausgabe seines Auszugs ganz rein dargestellt hat, besonders vorzutragen, zugleich die Bemühungen Anderer um diese Wissenschaft einer näheren Prüfung zu unterwerfen. Der Vf. hat diese Untersuchung mit eben so vielem Scharfsinn und Sachkenntniss, als Unbefangenheit und Sorgfalt angestellt: auch verdient sein angemessener Vortrag und sein guter Ton allgemeine Empfehlung. Rec. erkennt ihn daher für einen der wenigen Schriftsteller, denen man inneren Beruf, die Finanzwissenschaft zu bearbeiten, beylegen kann, und ermuntert ihn mit voller Überzeugung zur ferneren Bekanntmachung der Resultate seiner Forschungen.

Der vorliegende erste Theil enthält vier Abhandlungen. Die erste und vierte sind gegen *Adam Smiths* Vorstellung vom Werth der Dinge gerichtet, besonders gegen den von ihm aufgestellten unabänderlichen Massstab desselben, so wie gegen seine Maxime einer so gut als unbedingten und unbegrenzten Freyheit von Fleiss und Capital zu eigenem Vortheil. Die zweyte und dritte theilen die wesentlichsten Vorstellungen des Grafen *Lauderdale* mit, die den gänzlichen Umsturz der smithschen Lehre beabsichtigen, und, wenn gleich nicht frey von Irrthümern, die aus einseitigen und parteyischen Ansichten fliessen, dennoch Vieles zur Erörterung der Wissenschaft beytragen.

I. *Vom Werth und Preis der Dinge, so wie von dem unwandelbaren Massstab des ersten, nämlich der Arbeit.* Der Werth einer Sache ist dreyfach, der Productionswerth, der Bedürfnisswerth, und der Tauschwerth: alle drey müssen, ihrer Natur nach, einer sehr verschiedenen Schätzung unterworfen seyn, am meisten der Tauschwerth. Eben so ist es mit dem Preise, dem Quantum des üblichen Tausch- und und Handels-Mittels, das für die Sache im Tausche gegeben wird. Keine Sache kann gefunden werden, die einen gleichen unwandelbaren Werth und Preis behaupten könne: Geld und Getreide, die man dazu gebraucht, sind in mehreren Fällen untauglich. Auch die Arbeit kann ein solches unabänderliches Mass nicht abgeben. Der Werth des Gebrauchs und die Kosten der Hervorbringung der menschlichen Arbeit sind nach Ort und Zeit verschieden: auch ist das Vermögen verschieden, gegen eine gleiche Quantität Arbeit eine Quantität anderer werthvoller Güter einzutauschen. Die Arbeit muss also ihren Tauschwerth ändern, und alles andere, was dagegen erhalten wird, muss ihn gleichfalls ändern.

II. *Von der Sparsamkeit und der Vermehrung des Nationalreichthums durch Sparsamkeit.* S. 34. Arbeit und Sparsamkeit sind, wie *Smith* vortrefflich entwickelt, die beiden höchsten und letzten Bedingungen des Nationalreichthums: zwischen beiden ist eine stete Wechselwirkung. Bey vollkommener Arbeit, bey einer grösseren Quantität und geschickteren Verwendung derselben wird das Product grösser und vollkommener: es wird möglich, Mehreres aufzusparen, um diess wieder fruchtbar oder gewinnvoll anzuwenden, das ist, ein grösseres Capital zu sammeln. Von der anderen Seite wird durch eine grössere Sammlung nützlicher Dinge und ihre bessere und geschickte Anwendung eine bessere und grössere Quantität und Qualität Arbeit und ihres Products zu Stande gebracht. Das letzte hat Graf *Lauderdale* in seinem *inquiry into the nature and origin of public wealth, and into the means and causes of its increase* (Edinb. 1804) bestritten, und zu beweisen gesucht, der Reichthum könne nicht auf andere Art vermehrt werden, als durch die Mittel, welche ihn hervorbringen, nämlich Arbeit, Capital und Boden. Der Vf. zeigt aber sehr gut, dass diese Behauptung eigentlich auf irrigen Begriffen von dem Capital beruhe, woraus L. sophistische Anwendungen hergeleitet, um, als Oppositionsschriftsteller, dem von Pitt geschaffenen Tilgungsfonds das Verdienst zu nehmen, dass er den öffentlichen Credit aufrecht erhalte, und durch die stete Vorstellung der Möglichkeit der Tilgung der Nationalschuld wohlthätig wirke.

III. *Von dem Unterschied zwischen dem Nationalreichthum und dem Reichthum der Einzelnen im Staat, von der Vermehrung des einen, wie des anderen, den Quellen beider und ihren Verhältnissen zu einander.* S. 109. Gr. *Lauderdale* hat in dem 2ten Capitel seines ang. Werkes auf eine vorzügliche Art bewiesen, dass der Nationalreichthum nicht in dem höheren Tauschwerth der Güter, vielmehr in diesen Gütern selbst bestehe, in ihrer Tauglichkeit zur Befriedigung der Bedürfnisse, des Geschmacks, des Genusses, und in der Leichtigkeit, womit man

sich diese verschaffen könne; dass Einzelne aus der Nation bey gewissen Veränderungen des Tauschwerths der Dinge sehr bedeutend gewinnen können, während dem Ganzen, allen übrigen, oder vielen von ihnen, daraus Nachtheile erwachsen, folglich dass das Interesse Einzelner mit dem Interesse Aller oder vieler Anderer im Widerstreit seyn könne; dass durch den Wechsel zwischen Quantität und Nachfrage nicht nur der Werth einiger Sachen verändert werde, sondern auch der Werth alles dessen, was Kunst oder Natur jährlich hervorbringt. Dagegen thut unser Vf. dar, dass die zweyte Behauptung, worauf es dem Gr. *L.* vorzüglich ankommt, von ihm in einer viel zu weiten Ausdehnung genommen werde, indem er bey seiner Darstellung des Reichthums der Einzelnen vergisst, sie auch in der Beziehung auf das Ganze zu betrachten. Wenn nämlich der Einzelne durch den erhöheten Tauschwerth dessen, was er besitzt, gewinnt: so darf nicht vergessen werden, dass das bey Allen der Fall seyn kann, und dass jeder wieder bey dem Eintausch einer anderen Sache durch ihren erhöhten Tauschwerth einbüssen kann, dass im Durchschnitt aber der reelle Tauschwerth der Dinge ein gewisses Mass hat, welches dem Producenten und Consumenten gleich zuträglich ist. In dieser doppelten Beziehung muss nicht nur jeder Einzelne betrachtet werden, sondern auch jedes Volk, als ein Ganzes, in Bezug auf andere Völker; und daraus ergeben sich vielmehr fruchtbare Anwendungen für die Handelspolitik, die eben so liberal im Allgemeinen sind, als wohlthätig für die Einzelnen.

IV. *Von der Mitwirkung der obersten Gewalt im Staat zur Beförderung des Nationalreichthums.* S. 199. Die Physiokraten und *Adam Smith* stimmen darin überein, dass nächst Schutz und Sicherheit gegen auswärtige Feinde, gegen die gewaltsamen, rechtswidrigen Eingriffe in das Eigenthum im Inneren, nächst Anlegung gewisser Institute zur Beförderung des Nationalreichthums, die von dem Interesse der Privaten nicht zu erwarten wären, von der obersten Gewalt nichts gefodert werden könne und solle, als die unbedingteste Freyheit für Jeden, seine Kräfte, sein Privateigenthum nach Gutdünken zu eigenem Vortheil zu verwenden, und die daraus hervorgehende, freyeste Concurrenz. Jene gründen diess Recht auf ein unveräusserliches Menschenrecht; dieser auf die Zuträglichkeit, da ein Jeder am besten ausmitteln werde, auf welche Weise er seinen Vortheil am sichersten erreichen könne, und das Ganze aus allen Einzelnen bestehe. Allein unser Vf. zeigt gegen die Physiokraten, dass ihr Räsonnement auf unhaltbaren Gründen beruhe, und gegen *Smith*, durch eine umständliche, sehr lehrreiche Induction, dass der Einzelne, indem er seinem eigenen Vortheil nachjage, keinesweges immer den Vortheil des Ganzen befördere, und dass die oberste Gewalt daher eben sowohl befugt sey, gewisse Massregeln zu ergreifen, um den aus jenem einzelnen Streben entstehenden nachtheiligen Wirkungen abzuhelfen, als sie dergleichen Veranstaltungen zu dem nicht zu verkennenden Wohl des Ganzen ergreifen könne, und oft wirklich ergreifen müsse. Eben so sey jede unnöthige Störung eines möglichst freyen Verkehrs mit anderen Völkern nachtheilig; aber wenn Rücksichten auf eigenen Schutz und Sicherheit einträten: so wären diese und viele andere Aufopferungen aus diesem Grunde zu rechtfertigen. Daher scheine eine also bedingt angenommene Freyheit der Erwerbung und Benutzung des Eigenthums allerdings das Empfehlenswertheste zu seyn, wenn überall einmal Privat- und Erb-Eigenthum eingeführt ist. Eben so verhalte es sich mit der Mitwirkung der höchsten Gewalt zur Beförderung des Nationalreichthums, auch ausser dem geleisteten Schutz gegen auswärtige Feinde, der Rechtspflege im Inneren, und der Errichtung gewisser Institute, wenn diese Mitwirkung in gehörigen Schranken bleibt, die theils nach Lage und Umständen verschieden sind, theils im Allgemeinen bereits angegeben werden können.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Prag*, b. Widtmann: *Wichtigkeit der griechischen Sprache für vollendetere Bildung und gründliche Gelehrsamkeit, selbst noch in unseren Tagen, mit einem Blicke auf das alte classische Studium überhaupt.* Eine Rede von *Aloys Klar*, k. k. Professor des classischen Studiums, der griechischen Sprache und griechischen Philologie (!). 1806. 38 S. (6 Gr.)

Weder durch neue Ansichten, noch durch die Darstellung des schon Bekannten ausgezeichnet, verdient diese klei- Schrift nur des Eifers wegen, der den Vf. beseelt, angeführt zu werden. Ein Wort über diesen in alter und neuer Zeit so oft, nur nicht mit gehöriger Umsicht, behandelten Gegenstand wäre bey solchen Gelegenheiten, wie der Antritt einer Professur, immer erfreulich; nur müsste derjenige, der öffentlich darüber sprechen wollte, tiefere und genauere Kenntniss des Alterthums, eindringenderen Scharfsinn, und mehr Gewandheit im Ausdruck besitzen. Die Gründe, die der Vf. aufstellt, um zur Erlernung der griechischen Sprache zu ermuntern, sind die bekannten, dass Europa den Griechen seine jetzige Cultur verdanke, man daher zu den Quellen derselben zurückgehen müsse; ferner wird angeführt, dass Griechenland und seine Sprache noch grösseren Ruhm verdiene, weil durch dieselbe das göttliche, beseligende Christenthum zuerst verbreitet wäre, und die Sprache selbst den Vorzug vor den neueren habe, durch geschmackvolle Überzeugung (?), Richtigkeit und Correctheit, bey Fülle und Reichthum und Glanz der Vorstellung. — Nach Darlegung dieses Inhalts kann Rec. sich jedes weitere Urtheil ersparen. Möge der Vf., wenn er wieder als Redner oder Schriftsteller auftritt, sich genauer mit dem zu behandelnden Gegenstande bekannt machen, und weniger nach Worten haschen!

F. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 OCTOBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Göttingen, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet* von *Johann Friedrich Herbart*, Prof. der Philos. zu Göttingen (jetzt zu Königsberg). 1806. 482 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Selten ist Rec. durch ein Buch so getäuscht worden, wie durch gegenwärtiges: er hat in demselben beynahe nichts von dem gefunden, er will nicht sagen, was er billiger Weise erwartete, sondern was er nach dem Titel zu erwarten berechtigt war. Das Buch kündigt sich als eine allgemeine Pädagogik, aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet, an, also als eine allgemeine Theorie der Erziehungswissenschaft, abgeleitet aus einem Princip, welches den praktischen Zweck der Wissenschaft in sich schliesst, und die Lehrsätze derselben in ein System verbindet. Aber in dem ganzen Buche ist kein Princip aufgestellt. Dass Moralität der höchste Zweck der Erziehung sey, wird nur gelegentlich und mit Beziehung auf eine frühere Abhandlung angeführt, und durch andere Behauptungen des Vfs. sogar widersprochen. Von einer Ableitung der Erziehungswissenschaft selbst aus diesem gelegentlich angeführten Zweck findet sich keine Spur, und das Buch enthält daher auch nur ein Aggregat von allerley psychologischen, anthropologischen, moralischen und pädagogischen Bemerkungen und Rathschlägen ohne alle innere Verbindung zu einem systematischen Lehrgebäude. Die Anordnung selbst dieses Aggregats ist unlogisch. Fast kein einziger Begriff ist definirt, gehörig entwickelt und durchgeführt. Die Sprache endlich sucht absichtlich dunkle und unverständliche Ausdrücke und Wendungen, und erregt oft den Schein von neuen und tiefen philosophischen Entdeckungen, wo der Leser nach unnützer Anstrengung nichts als die bekanntesten und trivialsten Gedanken findet. Rec. wird jetzt den Leser in den Stand setzen, sich von der Wahrheit dieses Urtheils aus dem Buche selbst zu überzeugen.

Hr. *H.* fängt sein Buch mit einer Einleitung von 40 Seiten an, welche aber nicht dahin leitet, wohin jeder Leser es erwartet, nämlich nach der Quelle hin, woraus dem Titel nach die ganze Wissenschaft abgeleitet werden soll, d. i. nach dem Zweck der Erziehung, obgleich das erste Buch des Werkes diese Überschrift führt. Der Vf. geht von dem Satze aus: „Was man wolle, indem man erzieht und Erziehung fodert, das richte sich nach dem Gesichtskreise, den man zur Sache bringt u. s. w." Da aber eine allgemeine Pädagogik darstellen soll, nicht was geschieht, sondern was geschehen soll: so erwartete Rec., der Vf. würde jetzt auch den Satz aufstellen und durchführen, dass der Gesichtskreis, den man zur Erziehung bringt, sich danach richten müsse, was man wollen soll, indem man erzieht, d. i. nach dem Zweck der Erziehung. Was will ich, und was soll ich wollen? Ist das, was ich wollen soll, möglich? Und durch welche Mittel und Wege kann ich es erreichen? Diese Fragen scheinen Rec. das ganze Geschäft des Erziehers und auch die ganze Erziehungswissenschaft zu umfassen; weshalb auch alle theoretische und praktische Pädagogik von ihnen ausgehen müsste. Die richtige Beantwortung dieser Fragen würde allererst Zweck und Mittel von einander sondern, die in den ersten Grundbegriffen dieser Wissenschaft noch herrschende Unbestimmtheit heben, und den Bau eines Lehrgebäudes der Erziehungswissenschaft möglich machen. Ohne die Beantwortung jener Fragen wissen wir z. B. noch immer nicht, in welchem Verhältnisse die Begriffe von Erziehung und Unterricht (wozu der Vf. sogar noch Regierung und Zucht hinzufügt) gegen einander stehen, ob sie coordinirte oder subordinirte Begriffe, ob sie Theilvorstellungen von einem gemeinschaftlichen Ganzen, und in der Praxis gemeinschaftlich wirkende Mittel zu einem höheren Zweck sind, oder ob einer von ihnen den Inbegriff und die übrigen die Theilvorstellungen, ob einer den Zweck ausspricht, und die übrigen die Mittel bezeichnen. Welchen nachtheiligen Einfluss auch auf die ganze Anlage der vor uns liegenden allgemeinen Pädagogik und auf die Entwickelung der einzelnen Theile der unrichtige Standpunct, von welchem der Vf. ausging, und die unterlassene Erwägung und Bestimmung jener Grundbegriffe gehabt hat, wird die Recension der Abhandlung selbst beweisen.

Der Vf. tadelt hierauf, dass die Meisten, welche erziehen, vorher ganz unterlassen haben, sich für dieses Geschäfte einen eigenen (?) Gesichtskreis zu bilden, und nachdem er über *Rousseau's* Abhärtung seines Zöglings, und über *Locke's* conventionelle Erziehung gesprochen: so warnt er davor, die Erziehung bloss auf Erfahrung bauen zu wollen; er spricht aber in der Ausführung nicht *bloss* von Erfahrung im Gegensatz von etwas Anderem, und verwechselt Eine Erfahrung und die Erfahrung eines Einzelnen mit der Erfahrung überhaupt, welche jedem Erzieher wohl immer wichtig bleiben wird. Nicht minder

warnt der Vf. vor der Anwendung der neuesten Philosopheme auf die Pädagogik, und wünscht, dass die Pädagogik sich so genau als möglich auf ihre einheimischen Begriffe besinnen, ein selbstständiges Denken mehr cultiviren, sich zum Mittelpunct eines Forschungskreises machen, und der Philosophie, der dieses sogar lieb seyn müsste (?), denkend entgegenkommen möchte. Wir glauben, der Vf. hat sich hier sein eigenes Urtheil gesprochen: denn seine ästhetische Darstellung der Welt, auf welche er (S. 77) als auf das Fundament seiner Pädagogik verweiset, kann er doch auch wohl für weiter nichts, als für ein neues Philosophem ausgeben, und doch soll darauf die ganze Pädagogik gebaut werden. Ferner sehen wir nicht ab, wie der Vf. die Pädagogik, welche doch unleugbar in ihren Principien eine reine Vernunftwissenschaft ist, von der Philosophie trennen will. Wir sind der Meinung, dass sich ohne Philosophie von der allgemeinen Pädagogik gar nicht sprechen lasse, und halten die Pädagogik in ihren Principien selbst für Philosophie.

Nach einem Ausfall auf diejenigen, welche die Wissenschaft für eine Brille, und sich selbst ohne Wissenschaft für gescheid halten, giebt der Vf. eine Psychologie, in welcher die gesammte Möglichkeit menschlicher Regungen *a priori* verzeichnet wäre, als die erste, wiewohl bey weitem nicht die vollständige Wissenschaft des Erziehers an, fügt aber sonderbar genug hinzu, dass wir sie nicht besitzen, dass es noch lange währen wird, ehe wir sie besitzen, und noch viel länger, ehe wir sie von den Erziehern fodern können (?), dass er, der Vf., dagegen die Möglichkeit und die Schwierigkeit einer solchen Wissenschaft zu kennen glaube. Was hilft es denn, möchte man fragen, eine solche Psychologie als die erste (das heisst doch die wichtigste und unentbehrlichste) Wissenschaft des Erziehers anzupreisen, wenn sie noch gar nicht vorhanden ist? Warum machte sich der Vf. nicht zuvor an diese Psychologie, da er ihre Möglichkeit und Schwierigkeit kennt, welches ja schon die halbe Arbeit ist? Übrigens glauben wir, dass eine solche Psychologie weit unentbehrlicher ist zur Begründung einer allgemeinen Pädagogik, als für den Erzieher. — „Desto nothwendiger, fährt der Vf. fort, ist das, wovon ich ausging, zu wissen nämlich, was man will, indem man die Erziehung anfängt! Man sieht, was man sucht: psychologischen Blick hat jeder gute Kopf — in sofern, als ihm daran gelegen ist, menschliche Gemüther zu durchschauen. Woran dem Erzieher gelegen seyn soll: das muss ihm wie eine Landcharte vorliegen; oder wo möglich, wie der Grundriss einer wohlgebauten Stadt, wo die ähnlichen Richtungen einander gleichförmig durchschneiden, und wo das Auge sich auch ohne Vorübungen von selbst orientirt. Eine solche Landcharte biete ich hier dar für die Unerfahrnen, die zu wissen wünschen, welcherley Erfahrungen sie aufsuchen und bereiten sollen. (Wie stimmt diess mit S. 10 u. 11, wo der Vf. den Erziehern alle Lust, Erfahrungen anzustellen, benimmt?) Mit welcher Absicht der Erzieher sein Werk angreifen soll: diese praktische Überlegung, allenfalls vorläufig detaillirt bis zu den Massregeln, die wir nach unseren bisherigen Einsichten zu erwählen haben, ist mir die erste Hälfte der Pädagogik. Gegenüber sollte (?) eine zweyte stehen, in welcher die Möglichkeit der Erziehung theoretisch erklärt, und als nach der Wandelbarkeit der Umstände begrenzt dargestellt würde. Aber eine solche zweyte Hälfte ist bis jetzt ein frommer Wunsch; sowohl wie die Psychologie, worauf sie fussen musste. Die erste Hälfte gilt allgemein für das Ganze, und ich muss mir wohl gefallen lassen, diesem Sprachgebrauche zu folgen u. s. w." Rec. glaubte diese Stelle ausziehen zu müssen, weil sie uns den Zweck des Buchs angiebt, aus welchem selbst gar kein bestimmter Zweck hervorgeht, weil sie des Vfs. Definition und Eintheilung der Pädagogik enthält, und weil sie in jeder Hinsicht charakteristisch ist. Der Vf. erklärt es für höchst nothwendig, zu wissen, was man wolle, indem man die Erziehung anfängt, und beschränkt danach den Umfang und den Inhalt seines Werks, wodurch unmöglich eine allgemeine Pädagogik zu Stande kommen konnte. Rec. hält es dagegen für weit nothwendiger, zu wissen, was man wollen soll, indem man die Erziehung anfängt, und suchte daher in diesem Buche auch nichts weniger, als eine Landcharte für die Unerfahrnen, die zu wissen wünschen, welcherley Erfahrungen (wessen?) sie aufsuchen und bereiten (wem?) sollen. Denn soll eine allgemeine Pädagogik eine solche Landcharte, oder soll sie eine Theorie der Erziehungswissenschaft seyn? Die vor uns liegende ist weder das Eine noch das Andere, und der Vf. verkennt ganz sein Werk, wenn er die Unerfahrnen zu selbigem einladet.

Am auffallendsten ist aber des Vfs. Eintheilung und Definition der Pädagogik. Nach ihm zerfällt sie in zwey Hälften, in eine, welche ist und allgemein für das Ganze gilt, und in eine, welche seyn sollte, aber bis jetzt noch ein frommer Wunsch ist. Wer wird aber fromme Wünsche zu Theilungsgliedern einer Wissenschaft aufnehmen? Und warum realisirte der Vf. nicht diesen frommen Wunsch, und beschenkte uns mit dieser zweyten Hälfte der Pädagogik? Wir meinen, ein Schriftsteller, welcher ein neues Buch über eine schon viel bearbeitete Wissenschaft schreibt, müsste es sich gerade zur Aufgabe machen, das noch Fehlende zu ergänzen, und nicht das schon Gesagte mit anderen Worten zu wiederholen. Durch die Worte: *bis jetzt*, räumt der Vf. ja ein, dass es möglich sey, die Möglichkeit der Erziehung theoretisch zu erklären; dass es für die Wissenschaft höchst wichtig, ja unentbehrlich ist, wird er auch nicht leugnen; er hätte sich also ein reelles Verdienst um die Wissenschaft erworben, wenn er diese Erklärung versucht hätte. Wir fragen aber den Vf., ob wohl von einer allgemeinen Pädagogik und von einem Zweck, aus welchem selbige abgeleitet ist, die Rede seyn kann, wenn die Möglichkeit der Erziehung noch nicht erkannt ist. Und würde irgend ein verständiger Mensch ein Kind zu erziehen übernehmen, wenn er nicht überzeugt wäre, dass es überhaupt möglich sey, einen Menschen zu erziehen? Folgert die Wissenschaft und die praktische Pädagogik diese Möglichkeit etwa bloss aus der Wirklichkeit? Und schliessen beide, dass es möglich seyn müsse, Menschen

zu erziehen, weil nach der Erfahrung schon Menschen erzogen worden sind? Welche Erfahrung stellt uns denn das Factum eines vollkommen erzogenen Menschen auf? — Also aus einem abgeschlossenen Factum einer äussern Erfahrung läst sich nicht auf die Möglichkeit der Erziehung schliessen, und doch ist gewiss der Vf., so wie Rec., von der Möglichkeit der Erziehung überzeugt; beide müssen daher doch Gründe haben, aus welchen sie sich selbige *a priori* erklären können. Rec. wenigstens hat sie, und ihm fehlt daher auch diese zweyte Hälfte der Pädagogik nicht, welche er übrigens, in Verbindung mit der Erforschung des Zwecks der Erziehung, für die erste Hälfte, oder vielmehr für den *a priori* entwickelten reinen Theil der Erziehungswissenschaft hält. Des Vfs. Definition der ersten Hälfte, welche allgemein für die ganze Pädagogik gelten soll, scheint uns ein Muster zu seyn, wie man nicht definiren muss. Da sie aber der Leser bereits kennt: so überlassen wir es ihm selbst, selbige zu würdigen. Eine andere Definition der Wissenschaft, von welcher das Buch handelt, kommt im ganzen Buche nicht vor.

Die zweyte Hälfte der Einleitung handelt von der Erziehung durch den Unterricht, und enthält viele beherzigungswerthe Wahrheiten über die Bildung eines Gedankenkreises für den Zögling, über den Weg, welchen der Erzieher zu diesem Behuf einzuschlagen, und über die Mittel, welche er dazu anzuwenden hat. Zu bedauern ist es nur, dass der Vf. nicht diese Gelegenheit benutzte, das richtige Verhältniss der Erziehung zum Unterricht festzustellen. Er gesteht zwar, keinen Begriff zu haben von Erziehung ohne Unterricht, so wie er rückwärts in dieser Schrift wenigstens (?) keinen Unterricht anerkennt, der nicht erzieht (in der Vorrede zu *Dissens* Anleitung ist der Vf. ganz anderer Meinung): aber dadurch wissen wir nicht, ob er sie für Wechselbegriffe, oder ob er den einen, und welchen, für ein wesentliches Merkmal des anderen hält; ob man auch in keinem einzelnen Falle sagen könne, dass man erziehe, wenn man nicht zugleich unterrichtet, und ob es möglich sey, zu unterrichten, ohne zu erziehen. Der Vf. wird gewiss zugeben, dass eine scharfe Abgrenzung und genaue Bestimmung dieser Begriffe hier am rechten Orte gewesen wäre; aber sie findet sich weder hier, noch anderswo.

Das Werk selbst ist in drey Bücher abgetheilt. Das erste führt den *Zweck der Erziehung* zur Überschrift. Aber ohne diesen ersten und wichtigsten Gegenstand auch nur mit einem Worte zu berühren, ohne eine einzige leitende Idee anzubringen, und ohne den Theilungsgrund für die folgenden Abtheilungen anzugeben, fängt der Vf. das erste Cap., der Leser weiss nicht woher, *von der Regierung der Kinder* an. Gleich im Anfange räumt der Vf. ein, dass man darüber streiten könnte, ob dieses Capitel überall in die Pädagogik gehöre, aber er schlichtet diesen Streit nicht, und führt keine Gründe an, warum es dahin gehöre. Er meint, die Sorge für Geistesbildung, welche er Erziehung nennt, sey wesentlich verschieden von derjenigen Sorge, welche bloss Ordnung gehalten wissen will, und worunter er Regierung versteht. Aber seine Definition der Erziehung ist offenbar zu enge, und daher ist auch der behauptete wesentliche Unterschied der Regierung nicht einzusehen. Wie wenn ein Anderer die Erziehung so definirte, dass die Sorge für die Ordnung des Zöglings schon in dieser Definition begriffen wäre? Nach dem Vf. erscheinen Regierung und Erziehung als coordinirte Begriffe und als Theilvorstellungen eines Ganzen. Aber sind sie das? Und welches ist dieses Ganze? Das nachmals hinzugefügte Beywort: eigentliche Erziehung, hilft hier nicht aus; denn von einer uneigentlichen hat Rec. keinen Begriff, und der Vf. behauptet ja auch nicht den wesentlichen Unterschied der Regierung von der eigentlichen Erziehung, sondern von der Erziehung überhaupt. Nach dem Folgenden sollte man glauben, der Vf. sey der Meinung, dass das Capitel von der Regierung gar nicht in die Pädagogik gehöre, weil er sie als eine Last den Erziehern abgenommen wissen will. Da aber doch vielleicht Manchen, sagt der Vf., die sich verurtheilt sehen, mit den Kindern zu leben (welche Sprache in einer Pädagogik!), die Regierung, die den Ältern eine Last ist, noch als der angenehmste Theil ihrer Pflichten erscheint: daher möchte man dem Schriftsteller, der davon in einer Pädagogik schwiege, leicht sagen, er verstehe nicht zu erziehen (?), und daher schweigt denn auch unser Vf. davon nicht. Welche Consequenz und welche Bestimmungsgründe! — Aber der Vf. meint ferner, der Schriftsteller über Pädagogik würde sich selbst über dieses Schweigen tadeln müssen (und die Gründe?), „denn so wenig es jenen verschiedenartigen Geschäften wohl thut, wenn sie ganz zusammengehäuft werden, eben so wenig ist es in der Ausführung möglich, sie ganz zu sondern u. s. w." Das ist also der Grund, warum in einer Pädagogik von der Regierung der Kinder die Rede seyn muss? — Gleich darauf heisst es: „Eine Regierung, die sich Genüge leisten will, ohne zu erziehen, erdrückt das Gemüth; und eine Erziehung, die sich um die Unordnungen der Kinder nicht bekümmerte, würde die Kinder selbst nicht kennen. Es kann überdas nicht Eine Lehrstunde gehalten werden, in welcher man den Zügel der Regierung mit fester, wiewohl leichter Hand zu halten sich überheben dürfte u. s. w." Und doch fragen wir: soll ein so wesentlicher Unterschied zwischen beiden Statt finden? Doch soll dem Erzieher die Regierung abgenommen werden? Und wer soll denn in der Lehrstunde den Zügel halten? Wenn beide so innig mit einander verbunden sind, wie hier behauptet wird, und wenn eine ohne die andere nicht Statt finden kann und soll: warum bemüht sich denn die Speculation ohne allen Beweis selbige zu trennen? Nach unserer Überzeugung widerspricht die Absonderung der Kinderregierung von der Erziehung dem Zweck der Erziehung, und es gehört das in Ordnung halten und den wilden Ungestüm bändigen ebenfalls zur Erziehung, weil beides, so wie

Alles, was in Beziehung auf das Kind geschieht, so eingerichtet werden muss, dass es nicht dem Gemüthe und der Sittlichkeit des Kindes schade, sondern förderlich werde, und weil die Mittel dazu einzig und allein nach dem Zweck der Erziehung gewählt und angewandt werden müssen. Der Erzieher hört in allen seinen Verhältnissen zum Kinde nie auf, Erzieher zu seyn; er wird nie Polizeydiener, und lässt es nie aus der Acht, dass sein Zögling ein zur Vernunft geborner Mensch ist. Alle Massregeln, welche er anwendet, um seinen Zögling in Ordnung zu halten, unterstützt er mit vernünftigen Gründen, damit das Kind nicht aus fremdem Zwange, sondern durch eigene freye Selbstbestimmung handle. Seine Maxime muss seyn, in Allem Überzeugung und Neigung zu erwecken, und nicht bloss etwas erzwingen zu wollen. Nie wird er daher auch in der Ausübung von sich sagen können: jetzt regiere ich bloss, und jetzt erziehe ich, und jetzt thue ich beides, sondern Alles, was er in Beziehung auf seinen Zögling thut, er mag drohen, verbieten, loben, tadeln, belohnen, strafen, unterrichten u. s. w., ist Eins, ist Erziehung. Und kennt der Vf. nicht noch andere Massregeln, um seinen Zögling in Ordnung zu halten, und dessen wilden Ungestüm zu bändigen, als Drohung, Zwang, Aufsicht u. s. w. Kann diess nicht weit zweckmässiger durch Erweichung seines Sinnes, durch Rührung, durch vernünftige Überzeugung, und in der Lehrstunde durch den interessanten, lebendigen und lichtvollen Vortrag geschehen? Und sind nicht gerade dieses die stärksten Zügel in der Hand des Erziehers? So beweiset denn sowohl der Zweck, den der Erzieher beym Ordnunghalten hat, als auch die Mittel, die er dazu anwendet und anwenden kann, dass die von dem Vf. sogenannte Regierung eine in der Erziehungstheorie unrichtige, und in der Praxis unnütze, ja schädliche Absonderung von der Erziehung ist.

In dem 1 Abschnitt giebt uns der Vf. den *Zweck der Kinderregierung* an. Nach ihm ist er, ohne Anführung eines Theilungsgrundes, mannichfaltig: theils Vermeidung des Schadens, für Andere und für das Kind selbst, sowohl jetzt als künftig; theils Vermeidung des Streits als Missverhältniss an sich; theils endlich Vermeidung der Collision, in welcher die Gesellschaft zum Streit, ohne vollkommen befugt zu seyn, sich genöthigt finden würde. Aber Alles, meint der Vf., kommt darin zusammen, dass diese Regierung *keinen Zweck im Gemüth des Kindes zu erreichen hat*, sondern dass sie nur Ordnung schaffen will. Und doch fügt er unmittelbar hinzu, dass der Regierung die Cultur der kindlichen Seele dennoch gar nicht gleichgültig seyn könne. Wir finden dieses ganze Räsonnement schwankend und unbestimmt, und glauben unsere Gründe angegeben zu haben, warum wir ganz entgegengesetzter Meinung seyn müssen. In einem zweyten Abschnitte wird *von den Massregeln der Kinderregierung* gesprochen. Die erste ist Drohung, die zweyte ist Aufsicht. Hier ist uns S. 50 folgende Stelle ganz unverständlich: „Kaum darf ich es wagen, über die Aufsicht meine Meinung offen zu sagen. Ich will sie wenigstens nicht weitläuftig und nicht dringend darstellen, sonst möchten Ältern und Erzieher diesem Buche im Ernst eine hinreichende Wichtigkeit beylegen, um schaden zu können u. s. w." Überhaupt ist hier Alles so unbestimmt dargestellt, dass dadurch Niemand zu einer deutlichen Einsicht gelangt. Kaum ist die Aufsicht als das Mittel angeführt, dessen die Regierung der Kinder nicht entbehren kann: so werden auch schon so viele höchst gefährliche Folgen einer strengen Aufsicht angegeben, dass bey solcher Gefahr jeder Erzieher den Entschluss fassen wird, lieber gar keine Aufsicht zu halten, zumal da der Vf. kein Kriterium für die von ihm angeführten, so verschieden und entgegen wirkenden Arten von Aufsicht kennen lehrt, nämlich für die Aufsicht, welche sehr heilsam ist, für die wenig gefährliche in den frühesten Jahren und in kürzern Perioden besonderer Gefahr, und für die höchst gefährliche, lange fortgesetzte Aufsicht. „Für solche Fälle (einer besonderen Gefahr), die als Ausnahmen zu betrachten sind, fährt der Vf. fort, muss man die gewissenhaftesten und unermüdetsten Beobachter wählen (das findet Rec. nicht mehr wie billig; aber das Folgende vermuthet doch wohl kein Leser?) — nicht ächte (?) Erzieher, die man hier um so mehr missbrauchen würde, je weniger zu vermuthen ist, dass für sie diese Fälle Gelegenheiten seyn könnten, ihre Kunst zu üben u. s. w." Wo in aller Welt sollen denn die ächten Erzieher bessere Gelegenheiten zur Übung ihrer Kunst finden? — Mit einer gewissen Selbstgefälligkeit über den vermeintlichen neuen Weg, den der Vf. bisher gegangen war, fährt er fort: „Vielleicht nähere ich mich wieder den übrigen Pädagogen, indem ich zu den Hülfen fortgehe, welche die Regierung der Kinder sich in ihren Gemüthern bereiten muss; — Autorität nämlich und Liebe u. s. w." Diese Annäherung beweist aber deutlich genug, dass der Vf. nicht hätte sollen sich entfernen wollen; denn wenn die Regierung zum Ordnunghalten bedarf, dass das Kind Achtung und Liebe gegen den Regierer habe: so ist es ja nichts als Wortspielerey, wenn man den Regierer vom Erzieher, und die Regierung von der Erziehung unterscheiden will. Unter mehreren unerwiesenen und unerweislichen Behauptungen hören wir hier denn auch, dass die Sache der Erziehung erst anfangen kann, nachdem die Regierung fertig ist. Bis dahin mussten wir glauben, der Vf. hätte den Erziehungsweg nur der Länge nach gespalten, weil er behauptete, man könne nicht regieren ohne zu erziehen u. s. w.; hier aber erfahren wir wieder, dass er ihn der Queere nach durchschnitten hat, und dass erst die Regierungshälfte zurückgelegt seyn muss, ehe man zur Erziehungshälfte kommt. Wer kann das mit einander reimen? Hätte der Vf. doch wenigstens ein Kennzeichen angegeben, nach welchem man beurtheilen könnte, wann die Regierungsperiode beendigt ist, und man der Erziehung Platz machen muss, zumal da er im dritten Buch zu noch grösserer Verwirrung sogar die Zucht und den Unterricht noch zwischen beide stellt, so dass wir auf einander folgend Regierung, Zucht, Unterricht und Erziehung bey unserem Zögling anzuwenden haben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Göttingen, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet von Johann Friedrich Herbart* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wir übergehen die beiden folgenden Abschnitte, welche von der Regierung gehoben durch Erziehung, und von den Vorblicken auf die eigentliche Erziehung handeln, weil das in ihnen enthaltene Wahre bekannt, und das Halbwahre und Unwahre von keiner Bedeutung ist.

Zweytes Cap. *Eigentliche Erziehung*. Der Vf. will sich in den Dispüt über das zu viel Erziehen und über das gar nicht Erziehen nicht einlassen, sondern sagt: „Es fragt sich ja für uns bloss: Können wir Zwecke des künftigen Mannes voraus wissen, welche frühzeitig statt seiner ergriffen und in ihm selber verfolgt zu haben er uns einst danken wird? Alsdann brauchts keiner weiteren Gründe (wofür), wir (wer?) lieben die Kinder (wessen?) und lieben in ihnen den Menschen; — die Liebe liebt die Bedenklichkeiten nicht, so wenig als sie auf kategorische Imperative wartet." Was liegt denn nun in dieser Frage? und wie passt dazu die Folgerung, da hier von den Bewegungsgründen zur Kindererziehung gar nicht die Rede ist. Über den Inhalt der Frage selbst werden wir sogleich Gelegenheit haben uns zu erklären. Im ersten Abschnitt wirft der Vf. die Frage auf: Ist der Zweck der Erziehung einfach oder vielfach? Er spricht aber nachher nicht von einem einfachen und vielfachen, sondern von einem und von mehreren Zwecken; er hätte also auch fragen sollen, ob es einen oder ob es mehrere Zwecke der Erziehung gebe. Dieser Abschnitt, welcher das Fundament des ganzen Lehrgebäudes enthält, bedarf einer besonders scharfen Prüfung. Dass sich die Denker, wie der Vf. es ihnen vorwirft, durch das Streben nach wissenschaftlicher Einheit oftmals verführen lassen, das künstlich in einander drängen und aus einander deduciren zu wollen, was seiner Natur nach als Vieles neben einander steht, ist freylich ein schlechter Beweis ihrer Denkkraft; aber ein noch schlechterer ist es, wenn dieses Streben nach wissenschaftlicher Einheit absichtlich aufgegeben, und das, was seiner Natur nach aus einander fliesst, und Ein Ganzes ausmacht, nicht consequent behandelt und aus Einem Princip abgeleitet wird. Solche Missgriffe (nämlich die ersteren), meint der Vf., berühren die Pädagogik nicht (woher denn nicht?), aber wir glauben, letztere sollten sie noch viel weniger berühren. Der Vf. gesteht selbst ein, dass sich das Bedürfniss fühlbar mache, das Ganze eines so unermesslich vieltheiligen, und doch in allen seinen Theilen innigst verbundenen Geschäfts, wie die Erziehung es ist, in Einen Gedanken fassen zu können, aus welchem Einheit des Plans und concentrirte Kraft hervorgehe. Er meint, das Resultat, welches die pädagogische Forschung ergeben muss, um vollkommen brauchbar zu seyn, könne der Einheit nicht entbehren, und dadurch werde man getrieben, auch Einheit des Princips, aus welchem jenes Resultat erwartet wird, zu fodern und vorauszusetzen. Wir wollen dem Vf. zur Widerlegung seines falschen Schlusses nicht weitläuftig beweisen, dass er die Folge zum Grund, und den Grund zur Folge gemacht hat, weil man nicht wissen kann, dass die Erziehung ein in allen seinen Theilen so innigst verbundenes Geschäft ist, und dass das Resultat der pädagogischen Forschung Eins seyn muss, wenn man nicht vorher schon die Einheit des Princips erkannt hat; sondern wir wollen hier hauptsächlich bemerken, dass der Leser jetzt auf jeden Fall die Aufstellung und Begründung dieses Princips und die Deduction der ganzen Wissenschaft aus demselben erwartete. Aber statt dessen liest er (was gar nicht hieher gehört), dass es dabey auf Zweyerley (Dreyerley) ankomme: erstlich, ob man, wenn ja ein solches Princip Statt fände, die Methode kennt, auf Einen Begriff eine Wissenschaft zu bauen (ist denn diese Methode so unbekannt?); zweytens, ob das Princip, welches sich etwa darbietet, wirklich die ganze Wissenschaft ergiebt (thut es diess nicht: so ist es ja nicht das Princip dieser Wissenschaft); drittens, ob diese Construction der Wissenschaft und diese Ansicht, welche sie giebt, die einzige sey, oder ob es noch andere, wenn gleich minder zweckmässige, dennoch auch natürliche gebe, die man also nicht ganz ausschliessen könne. Der Vf. beantwortet aber auch diese Fragen der Methodologie nicht, sondern er benachrichtigt den Leser, dass er in einer Abhandlung, welche der zweyten Auflage seines A B C der Anschauung angehängt ist, den höchsten Zweck der Erziehung, Moralität, nach der Methode, die dort nöthig schien, behandelt habe. Der Leser, welcher damit zwar nicht zufrieden seyn kann, dass das Fundament einer allgemeinen Pädagogik in einem anderen Buche angelegt ist, hofft denn doch dort wenigstens das erwünschte Princip zu finden; aber auch diese Hoffnung wird ihm wieder benommen; denn

er lieſt S. 78 fg.: „Die Abhandlung ſelbſt kann zeigen, wie dieſer Zuſammenhang (des Problems der ſittlichen Erziehung mit den übrigen Erziehungsſorgen) doch nicht genau alle Theile der Erziehung in dem Maſse trifft, daſs wir dieſe Theile nur, ſofern ſie in dieſem Zuſammenhange ſtehen, zu pflegen Urſache hätten. Vielmehr drängen ſich andere Anſichten von dem unmittelbaren Werthe einer allgemeinen Bildung herbey, welche aufzuopfern wir nicht befugt ſind. — Demnach (?) iſt, meiner Überzeugung nach, die Betrachtungsart, welche das Sittliche an die Spitze ſtellt, allerdings die Hauptanſicht der Erziehung, aber nicht die einzige und umfaſſende. Es kommt hinzu, daſs die Unterſuchung, welche in jener Abhandlung angefangen iſt, ſollte ſie durchgeführt werden, ihren Weg gerade mitten durch ein vollſtändiges Syſtem der Philoſophie nehmen müſste. Nun aber hat die Erziehung nicht Zeit zu feyern, bis — irgend einmal — die philoſophiſchen Unterſuchungen im Reinen ſeyn werden. Vielmehr iſt der Pädagogik zu wünſchen, daſs ſie ſo unabhängig als möglich von philoſophiſchen Zweifeln erhalten werde. Aus allen dieſen Gründen (?) nehme ich hier einen Weg, der für die Leſer leichter und weniger verirrlich, für die Wiſſenſchaft mehr alle Puncte unmittelbar berührend, für das letzte Durchdenken und Zuſammenfaſſen des Ganzen aber in ſofern nicht vortheilhaft iſt, daſs immer von geſpaltenen Rückſichten etwas übrig bleibt, und an der vollkommenſten Vereinigung des Mannichfaltigen etwas fehlt."

Dieſe Stelle enthält ein auffallendes Bekenntniſs unſeres Vfs., und erklärt hinlänglich, wie in dieſes Buch ſich alle die Fehler einſchleichen konnten, welche wir oben ſchon im Allgemeinen angegeben haben. Der Vf. hat, wie wir hier ſehen, gar keinen feſten Punct, von welchem er ausgeht. Bald nennt er Moralität den höchſten Zweck der Erziehung; bald giebt er die Betrachtungsart, welche das Sittliche an die Spitze ſtellt, zwar für die Hauptanſicht, aber doch nicht für die einzige und umfaſſende Anſicht der Erziehung aus; bald behauptet er, noch andere Anſichten von dem unmittelbaren Werthe einer allgemeinen Bildung zu kennen, ohne uns mit denſelben und ihrem Verhältniſſe zum höchſten Zweck und zur Hauptanſicht, und ohne uns mit ſeiner eigenen Anſicht bekannt zu machen. Daher lernen wir auch den von ihm gewählten Weg nicht weiter kennen, ſondern wir erfahren von demſelben bloſs einige ſehr unbefriedigende Eigenſchaften. Wenn aber des Vfs. Weg für das letzte Durchdenken und Zuſammenfaſſen des Ganzen in ſofern nicht vortheilhaft iſt, daſs immer von geſpaltenen Rückſichten etwas übrig bleibt, und an der vollkommenſten Vereinigung des Mannichfaltigen etwas fehlt: ſo konnte dieſs ſchon Beweis genug für ihn ſeyn, daſs dieſer Weg für eine allgemeine Pädagogik, aus dem Zwecke der Erziehung abgeleitet, nicht der richtige ſey; denn der rechte Weg einer Wiſſenſchaft muſs keine Rückſicht weder ſpalten, noch übrig laſſen, und das Mannichfaltige vollkommen vereinigen. Auch würde ſich im Voraus beweiſen laſſen, daſs der vom Vf. gewählte Weg nicht der leichtere und weniger verirrliche ſeyn könne, wenn der Verfolg es nicht beſtätigte; denn nur der Weg, der aus der Grundidee der Wiſſenſchaft ausgeht, iſt der leichteſte, ſicherſte und alle Puncte unmittelbar berührende Weg. Übrigens ſind die Gründe, welche den Vf. dieſen unkenntlichen Weg einzuſchlagen beſtimmten, ganz unſtatthaft; denn Sittlichkeit iſt der höchſte und alſo auch der Alles umfaſſende Zweck der Erziehung. Nichts in der phyſiſchen und geiſtigen Natur des Menſchen urſprünglich Vorhandene, oder durch Erziehung Erzeugte, hat einen unmittelbaren Werth, ſondern nur in ſofern es zur Sittlichkeit beyträgt. Die Sittlichkeit beſtimmt und umfaſst daher auch einzig und allein alle Theile der Erziehung, und iſt die alleinige Urſache, warum wir dieſelbe pflegen müſſen. Daſs die Unterſuchung, die in jener Abhandlung (über die äſthetiſche Darſtellung der Welt) angefangen iſt, wenn ſie durchgeführt werden ſollte, ihren Weg gerade mitten durch ein vollſtändiges Syſtem der Philoſophie nehmen müſste, und warum ſie ihn nicht genommen hat, kann uns gleichgültig ſeyn. Mit jener Unterſuchung ſteht und fällt nicht die Sittlichkeit, die Moralphiloſophie und die Pädagogik. Wir verſtehen den Vf. ſehr wohl, und wiſſen recht gut, was er damit ſagen will: „die Erziehung hat nicht Zeit zu feyern, bis — irgend einmal — die philoſophiſchen Unterſuchungen im Reinen ſeyn werden." Indeſſen damit hat es auch keine Noth. So viel Philoſophie, glaubt Rec., beſitzen wir ſchon, um die Moralität als den höchſten Zweck der Erziehung darzuſtellen, und auf denſelben ein vollſtändiges Syſtem der Erziehung zu gründen. Wie aber der Vf., der noch keine Pſychologie, keine eigentliche Erziehungswiſſenſchaft, und hier noch keine Moralphiloſophie gelten läſst, ſich doch an eine allgemeine Pädagogik machen konnte, iſt uns freylich unbegreiflich. Bey dieſen Mängeln konnte unmöglich eine andere Pädagogik herauskommen, als die uns hier geliefert wird, und mit welcher weder diejenigen, „welche zu richten, noch welche ſelbſt eine Pädagogik aus eigenen Mitteln zu erbauen", noch welche die Pädagogik als Wiſſenſchaft zu ſtudiren „ſich berufen fühlen", zufrieden ſeyn können.

„Aus der Natur der Sache, heiſst es S. 80, kann ſich unmöglich Einheit des pädagogiſchen Zwecks ergeben" (und wie beweiſt der Vf. dieſe Behauptung?), „eben darum, weil Alles von dem Einen Gedanken ausgehen muſs: der Erzieher vertritt den künftigen Mann beym Knaben; folglich welche Zwecke der Zögling künftig als Erwachſener ſich ſelbſt ſetzen wird, dieſe muſs der Erzieher ſeinen Bemühungen jetzt ſetzen; ihnen muſs er die innere Leichtigkeit im Voraus bereiten." Wir fragen den Vf., warum denn Alles von dieſem Einen Gedanken ausgehen muſs? Bewieſen hat er weder dieſes noch den Gedanken ſelbſt, und für ein nothwendiges Vernunftpoſtulat wird er ihn doch auch wohl nicht ausgeben wollen. Rec. iſt der Meinung, daſs in dieſem Satze, den der Vf. nun im Widerſpruch mit dem beyläufig

angeführten höchsten Zweck der Erziehung als den oberſten Grundſatz der Pädagogik aufſtellt, und auf welchen er ſeine allgemeine Pädagogik gründet, nicht allein eine Unrichtigkeit behauptet, ſondern auch eine baare Unmöglichkeit gefodert wird. Wie kann der Erzieher, ohne allwiſſend zu ſeyn, wiſſen, welche Zwecke der Zögling künftig als Mann ſich ſelbſt ſetzen wird. Und zugegeben, er könnte es: ſoll denn der Erzieher ſeinen Zögling dazu machen, was dieſer möglicher Weiſe werden kann, oder beliebiger Weiſe werden will, und nicht vielmehr dazu, was er nach ſeiner Vernunftbeſtimmung als Menſch werden ſoll? Auch wenn ſein Zögling als Erwachſener ein Taſchenſpieler oder falſcher Münzer werden will: ſoll er ihm im Voraus ſchon die innere Leichtigkeit dazu bereiten? Es kann keinen unglücklicheren Gedanken geben, als dieſen, der die Zwecke der Vernunft und Sittlichkeit vernichtet, und von welchem, nach unſerem Vf., in der Pädagogik Alles ausgehen ſoll; denn lieſse ſich auch gegen ſeine moraliſche Tendenz nichts einwenden: ſo kann doch unmöglich auf ihn eine allgemeine Pädagogik gegründet werden.

Von dieſer grundloſen Behauptung, daſs aus der Natur der Sache ſich unmöglich Einheit des pädagogiſchen Zwecks ergeben könne, und von jenem Grundſatze, der ſo viele Zwecke für die Pädagogik aufſtellt, als es einzelne Individuen giebt, ſchwankt der Vf. wieder auf eine entgegengeſetzt ſcheinende Behauptung herüber. Er will nicht geſagt haben, daſs nicht das Viele der Erziehung ſich leicht Einem, oder wenigen (welche Unbeſtimmtheit!) formalen Hauptbegriffen unterordnen laſſe; er ſpricht hier aber nach einer beygefügten Note bloſs von einer logiſchen Unterordnung, und nicht von einer wiſſenſchaftlichen Deduction aus einem Princip. „Es ſondert ſich, nach ſeiner Angabe, das Reich der Zwecke des Zöglings in die Provinz der bloſs möglichen Zwecke, die er vielleicht einmal ergreifen möchte, und in die davon völlig abgeſonderte Provinz der nothwendigen Zwecke, welche auſser Acht gelaſſen zu haben, er ſich nie verzeihen könnte (iſt dieſs das Merkmal des Nothwendigen?) — mit einem Worte, der Zweck der Erziehung zerfällt nach den Zwecken der Willkühr (nicht des Erziehers, noch des Knaben, ſondern des künftigen Mannes) und den Zwecken der Sittlichkeit." Um eine bloſs logiſche Anordnung der Begriffe war uns hier aber nicht zu thun, ſondern um eine philoſophiſche Begründung des Zwecks und um eine wirkliche Ableitung der Wiſſenſchaft aus demſelben. Abgerechnet, daſs wir die möglichen Zwecke des künftigen Mannes gar nicht kennen: ſo wiſſen wir jetzt auch nicht, in welchem Verhältniſs ſie zu den ſittlichen Zwecken ſtehen, ob ſie einander ſubordinirt oder coordinirt ſeyn ſollen; wir bleiben alſo, aus Mangel an einer gründlichen und philoſophiſchen Behandlung des Gegenſtandes, gerade über die wichtigſten Grundbegriffe im Dunkeln, die zur Einheit und Beſtimmung der ganzen Wiſſenſchaft dienen ſollen.

II Abſchnitt. *Vielſeitigkeit des Intereſſe* — Charakterſtärke der Sittlichkeit. 1) Wie kann der Erzieher ſich die bloſs möglichen Zwecke des Zöglings im Voraus zueignen? Der Vf. läſst die aufgeſtellten Begriffe unerklärt und die aufgeworfene Frage unbeantwortet. Obgleich doch gewiſs jeder Leſer die bloſs möglichen Zwecke, die der Zögling künftig vielleicht einmal ergreifen und in beliebiger Ausdehnung verfolgen möchte, ſich nicht anders als in Beziehung auf einzelne Objecte denken konnte: ſo hören wir hier doch, im geraden Widerſpruche mit dem Vorigen, daſs das Objective dieſer Zwecke, als Sache der bloſsen Willkühr, für den Erzieher gar kein (?) Intereſſe habe, daſs nur das Wollen des künftigen Mannes dem Erzieher Gegenſtand ſeines Wohlwollens, und die Kraft, die urſprüngliche Luſt, die Activität Jenes für Dieſen ein Gegenſtand der Beurtheilung nach der Idee der Vollkommenheit ſey (alſo Kraft, Luſt, Activität ſoll nach der Idee der Vollkommenheit beurtheilt werden, und welches iſt denn dieſe Idee der Vollkommenheit der Kraft, der urſprünglichen Luſt und der Activität?); wir hören nun ſogar, daſs dem Vf. nicht eine gewiſſe Anzahl einzelner Zwecke (die wir nach ſeinem jetzigen Geſtändniſſe überall nicht vorher wiſſen können), ſondern die Activität des heranwachſenden Menſchen überhaupt — das Quantum ſeiner inneren unmittelbaren Belebung und Regſamkeit vorſchwebe. Sind dieſs aber nicht lauter Widerſprüche? Wie ſtimmt das eben Geſagte mit des Vfs. Grundgeſetz der Erziehung, und mit welchem Grunde kann er dieſes Quantum der inneren unmittelbaren Belebung und Regſamkeit die möglichen Zwecke des künftigen Mannes nennen, die er vielleicht einmal ergreifen und in beliebiger Ausdehnung verfolgen möchte? Gehört dieſe innere unmittelbare Belebung und Regſamkeit, ohne welche ſich ſelbſt keine Sittlichkeit denken läſst, nicht eben ſo gut, als alles Übrige, was der Vf. dahin rechnen mag, zu den nothwendigen Zwecken, und wird der künftige Mann es ſich jemals verzeihen, ſelbige auſser Acht gelaſſen zu haben? Nach mehreren unbeſtimmten Äuſserungen wird endlich S. 85 Vielſeitigkeit des Intereſſe, welche von ihrer Übertreibung, der Vielgeſchäftigkeit (ſo wird dieſe alſo definirt?), unterſchieden werden muſs, als erſter Theil des pädagogiſchen Zwecks angegeben, ohne zu beſtimmen, ob er zu der Provinz der bloſs möglichen oder der nothwendigen Zwecke gehöre. Weil aber die Gegenſtände des Wollens, die einzelnen Richtungen ſelbſt (iſt dieſs eine Appoſition?) uns keine mehr als die andere intereſſiren (iſt das wahr?): ſo wird noch, damit nicht Schwäche neben der Stärke miſsfalle (welch ein Grund! und iſt dieſs bloſs ein Grund des Hinzufügens oder der vielſeitigen Bildung ſelbſt?), das Prädicat: gleichſchwebende Vielſeitigkeit, hinzugefügt, wodurch der gewöhnliche Ausdruck: harmoniſche Ausbildung aller Seelenkräfte, erreicht ſeyn ſoll; welchen Ausdruck der Vf. deſshalb verwirft, weil er ſich eine Vielheit von Seelenkräften und eine Harmonie verſchiedenartiger Kräfte

nicht denken kann. Anstatt dass also die Pädagogiker vormals sagten: Bilde die Kräfte deines Zöglings harmonisch aus: so würde unser Vf. sagen: Bringe in deinem Zöglinge eine gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesse hervor, welches Rec. sich so übersetzt: Mache, dass er für Vieles gleich empfänglich werde. Da aber beide Sätze nicht Einerley aussagen, und ersterer eine Selbstthätigkeit, letzterer eine Receptivität des Kindes beabsichtigt: so konnte der Vf. doch nicht ohne Beweis den seinigen für den gewöhnlichen setzen. Und womit will er beweisen, dass wir das Kind für Alles gleich empfänglich und theilnehmend machen sollen? Er hätte sich an die Vielheit und Harmonie der Seelenkräfte nicht stossen sollen, da er ja so wie jeder Andere es weiss, dass deshalb nicht die Seele in mehrere Kräfte eingetheilt wird, weil zur Bezeichnung ihrer verschiedenen Functionen von einer Mehrheit der Kräfte gesprochen wird. Und wird die Sache dadurch besser, wenn er künftig anstatt von Kraftäusserungen des Gemüths von verschiedenen Gemüthszuständen spricht, z. B. von dem erkennenden und theilnehmenden Gemüthszustande? Auf keinen Fall wird die innere unmittelbare Belebung und Regsamkeit durch die gleichschwebende Vielseitigkeit des Interesse auf eine schickliche Art bezeichnet: denn jene drückt das aus, was wir formelle Ausbildung der Seelenkraft nennen; Vielseitigkeit des Interesse aber weiset offenbar auf den Stoff hin, auf welchen die Seele gerichtet, und für welchen sie empfänglich und theilnehmend gemacht werden soll. In der Folge vergisst sich auch der Vf., und spricht von Interesse und Interessen, so wie von Seelenkräften. 2) Wie soll der Erzieher sich den nothwendigen Zweck des Zöglings zueignen? Auch diese Frage wird nicht beantwortet; dagegen wird auf eine kräftige und würdige Art das Ziel der sittlichen Bildung aufgestellt. Den sonderbaren Schluss dieses Abschnitts übergehen wir, weil uns nur um das Wichtige zu thun ist. 3) Individualität des Zöglings als Incidenzpunct. Für den Zweck der Erziehung wird hier die bekannte negative Bestimmung angegeben: die Individualität so unversehrt als möglich zu lassen; von dem Incidenzpuncte aber erfahren wir nichts. 4) Über das Bedürfniss, die zuvor unterschiedenen Zwecke zu vereinigen. Der Vf. führt zwar dieses Bedürfniss an, aber er befriedigt es nicht. Wenn er sagt: „Aus Einem Puncte konnten wir unsere pädagogische Absicht nicht entwickeln, ohne den mannichfaltigen Auffoderungen, die in der Sache liegen, das Auge zu verschliessen: in Einen Punct zurückführen müssen wir denn wenigstens (warum?), was Zweck eines einzigen Plans seyn soll": so lässt sich diese falsche und mit sich selbst im Widerspruch stehende Behauptung nach dem von uns bereits Gesagten würdigen. Wer Einen Punct hat, worauf er das ganze Geschäft der Erziehung zurückführen kann, der hat auch Einen Punct, aus welchem er es entwickeln kann; denn dieser Eine Punct ist in beiden Fällen derselbe, und wird nur nach unserer verschiedenen Ansicht Anfangs- oder End-Punct. Hätte der Vf. diesen Einen Punct, d. h. den alleinigen Zweck aller Erziehung, gehörig ins Auge gefasst, und daraus die ganze Erziehungslehre entwickelt: so würde die Anlage und die Ausführung seines Werks ganz anders ausgefallen seyn. Er würde dann nicht, wie es jetzt der Fall gewesen ist, auf so verschiedene Zwecke gestossen seyn; er würde sich also auch nicht haben bemühen dürfen, selbige zu vereinigen, sondern alle jene verschiedenen und möglichen Zwecke würden sich ihm als Mittel dargestellt haben, den alleinigen höchsten Zweck der Erziehung zu erreichen. Durch die aufgeworfenen Fragen: Ist die Individualität mit der Vielseitigkeit verträglich? Wie steht die Individualität zum Charakter? Wie wird doch die Vielseitigkeit sich es gefallen lassen, in die engen Schranken der Sittlichkeit einzukriechen; und wie wird die ernste Einfachheit der sittlichen Demuth es aushalten, in die bunten Farben eines mannichfaltigen Interesse gekleidet zu werden? Dessgleichen durch die Äusserung: das Individuum ist höckerig; die Vielseitigkeit ist eben, glatt und rund u. s. w., werden die Schwierigkeiten unnütz gehäuft, aber weder hier, noch in den folgenden Abschnitten befriedigend gehoben. Des Vfs. Vortrag, der sich geflissentlich in eine affectirte Sprache kleidet, ist durchaus nicht dazu geeignet, eine deutliche Einsicht selbst in die leichtesten Gegenstände zu bewirken. Schwerlich wird daher der Leser weder die Begriffe noch die Verträglichkeit der Individualität, der Vielseitigkeit und des Charakters kennen lernen. Des Vfs. Resultat ist: „Je weiter die Individualität in die Vielseitigkeit verschmolzen ist, desto leichter wird der Charakter seine Herrschaft im Individuum behaupten."

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Leipzig, b. Barth: *Kleine Denklehre als Vorbereitung zu schriftlichen Aufsätzen.* Von M. *Johann Christian Dolz.* (Aus der dritten Auflage der praktischen Anleitung zu schriftlichen Aufsätzen besonders abgedruckt.) 1807. IV u. 78 S. 8. (4 gr.) Die Ursache, warum diese kleine Denklehre besonders ausgegeben wird, sind die vielen Veränderungen und Zusätze, welche sie in dieser letzten Auflage der praktischen Anleitung u. s. w. erhalten. Rec. hat eine Vergleichung mit der früheren Auflage angestellt, und muss dem Vf. ein rühmliches Zeugniss geben über die Aufmerksamkeit, mit welcher er diesen Theil seines geschätzten Buchs von neuem bearbeitet hat. Durchaus ist das Bestreben vorherrschend, kurz und deutlich sich auszudrücken, und das Verschiedene mit möglichster Präcision von einander zu scheiden. Wie aber der Zusatz auf dem Titel „*als Vorbereitung zu schriftlichen Aufsätzen*" zu nehmen sey, hat Rec. nicht recht klar werden wollen. So viel versteht sich von selbst, dass, wer richtig schreiben will, vorher richtig denken muss, und so ist jeder Unterricht, der das richtige Denken befördert, zugleich eine Beförderung und Vorbereitung zu guten schriftlichen Aufsätzen.

mg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet* von *Johann Friedrich Herbart* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Buch. *Vielseitigkeit des Interesse.* I Cap. *Begriff der Vielseitigkeit.* Obgleich schon in mehreren Abschnitten des ersten Buchs von der Vielseitigkeit des Interesse gesprochen worden ist: so wird doch hier erst die Definition dieser Begriffe aber auch nicht gegeben, sondern nur durch die Aufschrift versprochen. Wir erfahren von der Vielseitigkeit nichts weiter, als dass der Sprachgebrauch ihr vielleicht noch kein hinreichend scharfes Gepräge gegeben, dass Jemand statt dessen den Ausdruck Allseitigkeit vorgeschlagen habe, dass es dem Vf. vielleicht in der Folge gelingen werde, alle Hauptseiten der Vielseitigkeit vollständig aufzuzählen, dass (aus sehr unbefriedigenden Gründen) Vielseitigkeit der bezeichnendste Ausdruck sey, und dass hier das Subjective vom Objectiven der Vielseitigkeit unterschieden werde. Wenn Vielseitigkeit des Interesse erklärt werden soll: so, glauben wir, hätte erst der bestimmte Begriff (Interesse), und dann der bestimmende Begriff (Vielseitigkeit) erklärt werden müssen, aber hier ist gerade umgekehrt verfahren; daher verstehen wir auch nicht, was denn durch die Vielseitigkeit ausgedrückt und bezeichnet werden soll. Nach einer ganz unerwarteten Schilderung des Flattersinnigen heisst es auf einmal: „Jetzt ist die Entwickelung vorbereitet, 1) Vertiefung und 2) Besinnung.“ Kein Mensch sieht ein, wovon und wodurch eine Entwickelung vorbereitet ist, und wie der Vf. von der Vielseitigkeit auf diese beiden Gegenstände kommt, da er kein einziges Wort zur Einleitung und Eintheilung vorangeschickt hat. Eine Definition erwartet man wieder vergebens; denn der Vf. fertigt den Leser mit folgenden Worten ab: „Wer jemals sich irgend einem Gegenstande menschlicher Kunst (also der Natur nicht?) mit Liebe hingab, der weiss auch, was Vertiefung heisst". In der Folge wird auch von Vertiefungen und Besinnungen gesprochen. Von beiden lernen wir noch Folgendes: „Dem Vielseitigen sind viele Vertiefungen angemuthet. Die Vertiefungen schliessen einander, sie schliessen eben dadurch (?) die Besinnung aus, in welcher sie vereinigt seyn müssten.“ (Müssten? Warum sind sie es nicht? und wenn sie es sind: so schliessen die Vertiefungen die Besinnung nicht aus.) „Gleichzeitig kann das, was wir fodern (was ist das?), nicht seyn, es muss also auf einander folgen. Erst Eine Vertiefung, dann eine andere, dann ihr Zusammentreffen in der Besinnung! (Da sind sie ja denn doch gleichzeitig.) Aber es kommt noch darauf an, was die Vertiefungen ergeben werden, wenn sie zusammentreffen. (Und was ergeben sie denn?) Nimmermehr eine reine Besinnung — (weiss nun der Leser, was sie ergeben?) folglich keine wahre Vielseitigkeit. (Was also? Der Vf. sagt statt dessen) — wofern sie etwas Widersprechendes zusammenbringen.“ Rec. kann durchaus nicht einräumen, dass durch dieses ganze Räsonnement die Wissenschaft auch nur im Mindesten gewonnen habe. Ihm scheint aus allen diesen Vertiefungen, ihrem Zusammentreffen und Durchdringen in der Besinnung und der daraus entspringenden Vielseitigkeit der simple Gedanke hervorzugehen: Der Mensch muss so Viel und so gründlich wie möglich durchdenken, und dieses Gedachte in seinem Bewusstseyn zu einem geordneten Ganzen verbinden. Der Vf. will nicht eine Mehrheit von Seelenkräften gelten lassen, aber er behandelt die Vielseitigkeit, Vertiefung, Besinnung u. s. w. ebenfalls wie Kräfte, und personificirt die Thätigkeiten und Zustände des Gemüths, wodurch seine Sprache bey den leichtesten und gemeinsten Gedanken abstract klingt und unverständlich wird. Beweise hievon liefert das ganze Buch, und gleich der folgende Abschnitt, welcher Klarheit, Association, System, Methode zur Überschrift hat. Hier heisst es: „Die Vertiefungen sollen wechseln; sie sollen in einander und in die Besinnung übergehen; die Besinnung wiederum in neue Vertiefung. Aber jede für sich ist ruhend. Die ruhende Vertiefung, wenn sie nur reinlich ist und lauter, sieht das Einzelne klar. (Ist der Vf. hier nicht zu sehr in die Vertiefungen gerathen? Rec. muss es wenigstens aufgeben, ihm bis in die ruhende Vertiefung zu folgen, die, wenn sie nur reinlich und lauter ist, das Einzelne klar sieht.) Denn alsdann nur ist sie lauter, wenn Alles, was im Vorstellen eine trübe Mischung macht, fern bleibt. (Heisst das nicht, wenn sie nicht unlauter gemacht wird?) Ruhende Besinnung sieht das Verhältniss des Mehreren, sie sieht jedes Einzelne als Glied des Verhältnisses an seinem rechten Ort u. s. w.“ Jetzt folgen endlich ein paar Definitionen, denen der Vf. sonst so abhold zu seyn scheint; aber der Leser wird gewiss darüber lächeln. „Die reiche Ordnung einer reichen Besinnung heisst (—?) System; der Fort-

schritt der Besinnung ist Methode". Viele brauchen das Wort, sagt der Vf., die von der Sache nichts wissen. (Ob sie es jetzt gelernt haben, zweifeln wir.) „Das schwere Geschäft, zur Methode zu bilden, erliesse man im Grossen (?) wohl dem Erzieher; — wie unerläslich es sey, das eigene pädagogische Denken methodisch zu beherrschen, — wenn das die gegenwärtige Schrift nicht fühlbar macht: so gewinnt sie nichts über den Leser u. s. w." Rec. muss versichern, dass sie es fühlbar macht, aber nicht zum Lobe des Vfs.

II Cap. *Begriff des Interesse.* Der Begriff des Interesse soll dem Vf. entstanden seyn, indem er gleichsam etwas abbrach von den Sprossen der menschlichen Regsamkeit, indem er der inneren Lebendigkeit zwar keinesweges ihr mannichfaltiges Hervortreten, aber wohl ihre letzten Äusserungen versagte. Hat der Vf. bey diesen Worten wirklich etwas gedacht? Ausgedrückt hat er sich wenigstens so, dass wohl kein Leser etwas dabey denken kann. 1) Interesse und Begehrung. „Das Interesse steht in der Mitte zwischen dem blossen Zuschauen und Zugreifen, entwickelt sich im Zuschauen, und erhebt sich dadurch über die blosse Wahrnehmung, dass bey ihm das Wahrgenommene den Geist vorzugsweise einnimmt, und sich unter den übrigen Vorstellungen durch eine gewisse Causalität gelten macht." Auch diese Merkmale und Vergleichungen geben uns keinen bestimmten Begriff. 2) Merken, Erwarten, Fodern, Handeln. So werden die ferneren Zustände des beschäftigten Gemüths bezeichnet, aber, wie gewöhnlich, ohne allen Eintheilungs- und Beweis-Grund. Auffallend ist es, warum der Vf. das Vertiefen in Begehrungen unrühmlich nennt, da diess doch nach seiner eigenen Behauptung der Übergang zum Handeln ist. Zur Probe des Räsonnements unseres Vfs. diene hier noch folgende Stelle S. 136: „Das geduldige Interesse kann nie zu reich werden; und das reichste Interesse wird am ersten geduldig bleiben. In ihm besitzt der Charakter eine Leichtigkeit, seine Entschliessungen zu vollziehen, die ihn auf allen Wegen begleitet, ohne durch Ansprüche seine Plane zu kreuzen." Der Leser stelle nun einmal alle diese Begriffe, nämlich Vielseitigkeit, Besinnung, reine und reiche Besinnung, Vertiefung, ruhende, reinliche und lautere Vertiefung, Besinnungen und Vertiefungen, Klarheit, Association, System, Methode, geduldiges und reiches Interesse, Begehrung, Merken, Erwarten, Fodern und Handeln neben einander, und frage sich, ob er ihre Beziehung auf einander und auf das zu erziehende Subject kennen gelernt habe, und ob er alle diese Begriffe, die doch zur Erklärung der Vielseitigkeit des Interesse dienen sollen, in einen verständlichen Satz zusammenzufassen im Stande sey.

III Cap. *Gegenstände des vielseitigen Interesse.* Jedermann glaubt nun, der Vf. werde jetzt von interessanten Gegenständen handeln, da er selbst sagt: „Das Interessante ist es, was die Vertiefungen verfolgen und die Besinnungen sammeln sollen"; ferner: „Die Sphäre des Interessanten haben wir nun zu durchwandern." Er fügt aber unmittelbar hinzu: „Aber werden wir es unternehmen, die Summe der interessanten Dinge aufzuzählen? Werden wir uns in die Objecte verlieren, um in dem Katalog der nützlichen Lectionen keinen wissenswürdigen Gegenstand zu vergessen? Hier dunstet uns die schwüle Atmosphäre der Verlegenheit entgegen u. s. w." Und auf einmal lesen wir wieder: „Ein kleiner Fehler der Ansicht ist zu verbessern. Man vergesse nicht über dem Interessanten das Interesse; man classificire nicht Gegenstände, sondern Gemüthszustände." Rec. muss gestehen, dass er diese Darstellung ganz possierlich findet. Es kann hier doch nur von des Vfs. Fehler der Ansicht die Rede seyn; denn wenn er von dem Interessanten zu handeln verspricht: so kann man sich doch nichts Anderes, als einen interessanten Gegenstand, und nicht das Interesse im subjectiven Sinne, als Gemüthszustand darunter denken. Wenn man nun auch Gemüthszustände classificirt, so wie der Vf. es im ersten Abschnitt mit der Erkenntniss und Theilnahme thut: so sind Erkenntniss und Theilnahme, oder wie wir uns ausdrücken würden, der Zustand des erkennenden und der Zustand des theilnehmenden Gemüths zwar als interessante Gegenstände der Reflexion anzusehen; der Vf. spricht aber nicht von Reflexion, sondern er führt die Gemüthszustände: Erkenntniss und Theilnahme als Gegenstände von dem Gemüthszustande Interesse an. Was ist denn nun aber damit gesagt und gewonnen, und mit welchem Grunde theilt der Vf. den Gemüthsstand des Menschen in die beiden Gemüthszustände Erkenntniss und Theilnahme? Wie stehts denn mit dem dritten Gemüthszustande, Interesse genannt? Sollen jene beiden etwa die Theilungsglieder von diesem seyn? Das können sie ja aber nicht; denn sie sind ja die Gegenstände des Interesse. 2) Glieder der Erkenntniss und Theilnahme. Rec. kann sich unter dem Gliede eines Gemüthszustandes durchaus nichts denken. Und welches sind denn diese Glieder? Von dem Gemüthszustande, Erkenntniss genannt, sind es das Mannichfaltige, seine Gesetzmässigkeit und seine ästhetischen Verhältnisse, und von dem Gemüthszustande, Theilnahme genannt, sind es Menschheit, Gesellschaft, und das Verhältniss beider zum höchsten Wesen. Also die Gesellschaft z. B. ist ein Glied eines Gemüthszustandes, nämlich der Theilnahme? Rec. gesteht sein Unvermögen, darin einen Sinn zu finden. Noch verworrener wird die Sache dadurch, dass der Vf. diese Glieder als Gegenstände der Gemüthszustände aufführt; denn er sagt: Erkenntniss *des* Mannichfaltigen u. s. w., Theilnahme *an* Menschheit u. s. w. Und wie ist der Vf. denn auch zu diesen Gliedern gekommen? „Weil es nur Vielseitigkeit seyn soll, sagt er: so bemühen wir uns nicht um Theilungsgründe, bloss um reinen Gegensatz der Glieder. Man versuche, ob man ihrer mehr finden kann." Mit welchen Gründen doch der Leser immer abgefertigt wird! Warum soll es denn nur Vielseitigkeit seyn? Und ist die Art und Zahl dieser Glieder nicht ganz willkührlich angenommen? Den reinen Gegensatz und die specifische Verschiedenheit dersel-

ben sehen wir gleichfalls nicht ein. Steht das Mannichfaltige und seine Gesetzmässigkeit im reinen Gegensatz? Die Gesetzmässigkeit sagt ja etwas aus, was dem Mannichfaltigen zukommt. Eben so liegt ja der Begriff der Menschheit in dem Begriff der Gesellschaft. Wie können diese also im Gegensatz und specifisch verschieden seyn?

IV Cap. *Unterricht*. „Den Menschen der Natur überlassen oder gar derselben zuführen und anbilden zu wollen, ist thöricht; denn was ist die Natur des Menschen?" Hier verwechselt der Vf. die Natur überhaupt, und die Natur des Menschen; auch beantwortet er die aufgeworfene wichtige Frage nicht. 1) Unterricht als Ergänzung von Erfahrung und Umgang. 2) Stufen des Unterrichts. In diesen beiden Abschnitten kommen mehrere, wenn gleich nicht neue, doch beherzigungswerthe Wahrheiten vor; wobey bloss zu bedauern ist, dass der Vf. sie durchaus in seine dunkle Sprache und in seine willkührliche Abtheilung des Interesse zwängen will. Vieles von dem, was S. 150 gesagt wird, passt doch nur auf den schlechten Unterricht. Und warum stellt der Vf. dem Unterricht die Anschauung entgegen? Lässt sie sich nicht damit verbinden, und wird nicht durch jeden guten Vortrag auch die Anschauung in Anspruch genommen? Warum soll denn mit dem Unterricht Zwang verbunden seyn, und mit der Anschauung nicht? Ist's für den gegenwärtigen Fall nicht einerley, ob der Schüler zum Anschauen in die Natur oder in die Classe geht? Aber der Vf. wollte eigentlich nicht die Anschauung, sondern die Erfahrung dem Unterricht entgegensetzen. Doch auch diese stehen nicht in Opposition; denn auch die Erfahrung unterrichtet, und der Unterricht kann wieder so gegeben werden, als wenn, und dass der Schüler Alles selbst erfährt. Wozu S. 151 die Herabsetzung, und S. 154 die Erhebung des Unterrichts? — Die Resultate werden auf folgende Art angegeben: „Allgemein soll der Unterricht zeigen, verknüpfen, lehren, philosophiren. In Sachen der Theilnahme sey er anschaulich, continuirlich, erhebend, in die Wirklichkeit eingreifend." Warum er so, und nicht anders, und nicht weniger oder mehr thun und seyn soll, wird wieder nicht bewiesen, sondern es wird bloss gesagt, dass man diese Worte leicht deuten wird. Heisst das aber einen Gegenstand wissenschaftlich behandeln? — 3) Materie des Unterrichts. „Die Materie des Unterrichts liegt in den Wissenschaften. Jedermann frage sich selbst, was in seinem Wissen der blossen Erkenntniss, was der Theilnahme zugehöre." Was der Vf. aber S. 179 als Antwort anführt, enthält nicht Gemüthszustände, sondern wissenschaftliche Objecte, z. B. Mathematik. Die darauf folgende sonderbare Digression verhilft nicht zur Kenntniss der Materie des Unterrichts. Wollte der Vf. die Gegenstände des Unterrichts in Beziehung auf die von ihm gemachte Eintheilung der Gemüthszustände, d. i. auf Erkenntniss und Theilnahme, stellen: so hätte er das Charakteristische derselben angeben sollen. Aber lassen sich die Gegenstände des Wissens nach Erkenntniss und Theilnahme eintheilen? Gehört nicht alles Wissen der Erkenntniss an, und lässt sich nicht mit allem Wissen eine Theilnahme verbinden? Nach unserer Ansicht zeigt sich jetzt ganz deutlich, in welche Verwickelungen und Widersprüche der Vf. dadurch gerathen ist, dass er ohne allen Grund von der Vielseitigkeit des Interesse, überhaupt von Gemüthszuständen ausging, nach diesen auch den Unterricht classificirte, jetzt aber die Materie des Unterrichts in den Wissenschaften sucht, und auf diese die Gemüthszustände gewaltsam anpassen will. Unlogisch ist es, wenn S. 182 in dem Cap., in welchem von der Materie des Unterrichts die Rede ist, die Abhandlung über einzelne Gegenstände des Unterrichts in das folgende Capitel, welches vom Gange des Unterrichts handelt, verwiesen wird. Bis hieher haben wir von der Materie des Unterrichts weiter nichts gelernt, als dass sie in den Wissenschaften liege. S. 182 heisst es: „Der Unterricht betrifft Sachen, Formen und Zeichen." Was darüber gesagt wird, ist höchst unbefriedigend. Formen heissen S. 182 das Allgemeine, S. 186 das Abstracte, und S. 188 einzelne Merkmale, die in den Sachen bey einander sind. „Sachen sind dem Knaben nichts anderes, als die gegebene Complexion derjenigen Merkmale, die wir in der Abstraction herausheben und abgesondert betrachten"; und weiter unten heisst es: „Unglücklicher Weise ist es Niemanden, selbst nicht unseren Philosophen geläufig, Sachen als Complexionen von Merkmalen zu begreifen." So bleibt denn in der Welt Keiner übrig, dem dieses geläufig ist zu begreifen, als unser Vf. Wie konnte denn aber der Vf. sagen, dass den Knaben die Sachen solche Complexionen sind? — 4) Manieren des Unterrichts. Über diesen wichtigen Begriff, besonders wenn wir ihn mit der Methode in Vergleichung stellen, ist so gut wie gar nichts gesagt. Am Anfange heisst es: Manier ist nirgends willkommen; nachher wird die gesuchte Manier aus dem Unterricht weggewünscht; zuletzt wird wiederdiejenige Manier die beste genannt, welche am meisten Freyheit giebt innerhalb des Kreises, den die vorliegende Arbeit zu bewahren nöthigt. Was endlich der Rath sagen will: „Übrigens mache es nur immerhin der Lehrer sich selbst sowohl als den Lernenden bequem!" das begreifen wir nicht.

V Cap. *Gang des Unterrichts*. Es wird nur eine Skizze versprochen. Im vorigen Cap. handelte schon ein Abschnitt von den Stufen des Unterrichts, und hier ist ein neues Cap. mit dem Gange des Unterrichts bezeichnet. Wir glauben, dass diese beiden Gegenstände in ein Capitel gehören, weil uns der Gang auf Stufen auch ein Gang zu seyn scheint. 1) Bloss darstellender, — analytischer — synthetischer Unterricht. „Das Gesetz der darstellenden Lehrart ist deutlich angegeben: so zu beschreiben, dass der Zögling zu sehen glaube. Ganz unbestimmt aber heisst es: „Mehr auf seine eigene Kraft gestützt erreicht auch der analytische Unterricht mehr das Allgemeine." Ferner: „Indem er das Besondere, was er vorfindet, zerlegt, reicht er hinauf in die Sphäre des Allgemeinen, und indem er dieses thut, erleichtert und fördert er alle Art von Beurtheilung. Der synthetische Unterricht, welcher aus eigenen Steinen baut, dieser ist es allein, der es übernehmen kann, das ganze Gedankengebäude, was die Erziehung verlangt, aufzuführen." Die combinatorische Synthesis wird zwar für die allgemeinste Art derselben ausgegeben, aber nicht erklärt. Von dieser

gänzlich verschieden wird die eigentliche speculative Synthesis genannt, und auch von dieser nichts weiter gesagt, als dass sie auf Beziehungen beruhe. Sonderbar klingt aber der unmittelbare Zusatz: „Aber die Methode der Beziehung kennt Niemand; und die Pädagogik (kennt diese sie denn, wenn sie Niemand kennt?) hat nicht das Amt, sie vorzulegen. (Warum nicht, wenn sie schon das Amt hat, von der speculativen Synthesis zu sprechen?) — Es ist auch nicht die Sache der früheren Jahre, sich ernstlich mit der Natur zu entzweyen." Was Letzteres sagen will, und wie das hieher gehört, begreifen wir nicht. Inzwischen kommen in diesem Abschnitte mehrere treffliche Bemerkungen vor. Vorzüglich gefallen hat uns das, was der Vf. über den Unterricht sagt, welcher die Theilnahme synthetisch bilden soll. Geradezu behauptet, und mit keinen Gründen unterstützt ist dagegen das, was über den Sprachunterricht und über die Lectüre der Alten in dieser Beziehung geäussert wird. Auch kann es Rec. nicht billigen, dass der analytische und synthetische Unterricht gar nicht gegen einander gewürdigt ist, weder in Absicht der Lehrobjecte, auf welche, noch der Zeit, in welcher er angewandt werden soll. Es heisst blofs: „Der synthetische Unterricht wird früh anfangen müssen, und sein Ende ist nicht zu finden"; und S. 230: „Wird ein Erzieher zu spät gerufen: so lasse er die Griechen, so traue er überhaupt mehr dem analytischen Unterricht." Welcher Erzieher wird sich nun danach zu richten wissen?

Jetzt folgt eine combinatorische Anwendung der im vorigen Cap. entwickelten Begriffe auf den analytischen und synthetischen Unterricht. 2) Analytischer Gang des Unterrichts. Er ist in sechs Colonnen zerlegt, welche Empirie, Speculation, Geschmack, Theilnahme an Menschen, Theilnahme für Gesellschaft und Religion zur Aufschrift führen. Eben so 3) synthetischer Gang des Unterrichts. Auf beide Abschnitte müssen wir den Leser selbst verweisen, da sie keinen Auszug verstatten. 4) Über Lehrpläne. „Der Lehrplan ist die Veranstaltung dieser Gelegenheiten (nämlich wo das, was in den vorigen Colonnen vorkommt, irgend einem Unterricht beygemischt werden könne). Schwerlich wird Jemand aus dem ganzen Abschnitte lernen weder was ein Lehrplan ist, noch wie er angelegt werden soll. Es wird wieder von dem analytischen und synthetischen Unterricht gesprochen, und dabey mancher treffende Gedanke geäussert. Wenn dem Vf. aber S. 268 über die Continuität der Arbeit die erfahrensten Pädagogen der Erfahrung zu bedürfen scheinen: so verräth diess selbst Mangel an Erfahrung und an Bekanntschaft mit erfahrnen Pädagogen. Überhaupt erscheinen dem Vf. oft die gewöhnlichsten und bekanntesten Dinge so neu, als wenn sie vor ihm noch Niemand gedacht hätte; daher er sie auch mit grosser Wichtigkeit vorträgt. Z. B. „Man sollte doch wissen, dass unter allen äussern Bedingungen eines eindringlichen Unterrichts diese die erste und unerläfslichste ist (und welche denn?): *dem nämlichen Studium täglich eine Lehrstunde zu widmen!*"— Und welche wichtige Wahrheit ist denn damit verkündigt? „Sey aber der Lehrplan welcher er wolle, wenn die Gelegenheiten, die er veranstaltete, nicht benutzt werden: so ist er vereitelt." Heisst das nicht: Ein Lehrplan, der nicht angewandt wird, nutzt nichts? — Auf den letzten Seiten dieses Abschnitts kann sich der Vf. unmöglich selbst verstanden haben. „Die eitelsten aller Lehrpläne, heisst es S. 272, möchten wohl die Schulpläne seyn, welche für ganze Länder und Provinzen entworfen werden, und schon die, welche ein Schulcollegium *in pleno* verabredet, ohne dass der Scholarch zuvor die Wünsche der Einzelnen vernommen, die Vorzüge und Schwächen eines Jeden geprüft, ihre Privatverhältnisse unter einander erkundet, und dem gemäss die Berathschlagung vorbereitet hätte." Jedes Wort, möchte man sagen, verräth hier, dass der Vf. weder jemals selbst ein Scholarch gewesen und einen Schulplan entworfen, noch dass er in einem Schulcollegium darüber berathschlagt hat, noch dass er das Schulwesen überhaupt, und das Schulorganisations-Wesen insbesondere kennt, sondern dass er darüber ohne alle Kenntniss und eigene Erfahrung urtheilt. Zuvörderst hat der Vf. den Lehrplan einer Schule mit einem Lectionskatalog verwechselt, denn er sagt offenbar Dinge von ersterem aus, von denen nur einige auf letztern passen. Übrigens sind die Schulpläne für ganze Länder nicht so eitel, wie der Vf. meint, sondern im Gegentheil, es muss für das ganze Land (von wem? ist hier nicht der Ort zu bestimmen) ein allgemeiner Schulplan entworfen werden, der das ganze Schulwesen und alle verschiedenen Schulanstalten umfasst und zu Einem Ziel vereinigt, wenn das, was jedem Volk Noth thut, wenn allgemeine Menschenbildung auf Nationalität gegründet, d. h. wenn Nationalbildung durch den Schulunterricht befördert werden soll. Wie will aber unser Vf. die Schulpläne eingerichtet haben? Für jede einzelne Schule soll ein besonderer Lehrplan, und noch dazu nach den Wünschen, Vorzügen, Schwächen und Privatverhältnissen jedes Einzelnen (doch wohl Lehrers?) entworfen werden. Was würde das für ein buntschäckiger, wandelbarer Plan werden! Und wie verschieden würden dann die Lehrpläne einzelner Schulen seyn! Des Vfs. Ansicht von diesem ganzen Geschäfte ist gewiss unrichtig. Die Schule ist nicht der Lehrer wegen da, sondern sie hat ihren bestimmten Zweck in sich, es mag der Staat nach seinem Interesse oder die Nation selbst dem Zweck der Nationalbildung gemäss das Schulwesen organisiren und einzelne Schulen errichten. Es muss demnach der Lehrplan, nicht um sich den Lehrern zu bequemen, sondern der Schule und des zu erreichenden Schulzwecks wegen entworfen, und sowohl der Scholarch, als auch das ganze Schulcollegium dem Lehrplan gemäss gewählt werden. Einiges von dem, was hier und über die Erfodernisse eines Scholarchen gesagt wird, past höchstens auf die Ausführung des Lehrplans, auf die Vertheilung der Lectionen und Stunden, wo jeder verständige Scholarch auf die Fähigkeiten und Wünsche der Lehrer Rücksicht nehmen wird. Aber solche Berücksichtigungen und Modificationen gehören nicht dem allgemeinen Schulplan an, und werden von ihm auch nicht beschränkt. Das Urtheil des Vfs. über die Einmischung der Staaten in die Erziehungsangelegenheiten rührt gleichfalls daher, dass er den Plan mit der Ausführung, den Weg mit dem Wanderer verwechselt.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Göttingen, b. Röwer: *Allgemeine Pädagogik aus dem Zweck der Erziehung abgeleitet* von *Johann Friedrich Herbart* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

VI Cap. *Resultat des Unterrichts.* Als solches wird die Ausfüllung des Gemüths angegeben. I. Das Leben und die Schule. Sehr schön wird S. 288 die Gemüthslage geschildert, welche der vielseitige Unterricht zu bereiten trachtet: „In ihr ist Lebenslust vereint mit Hoheit der Seele, welche weiss vom Leben zu scheiden." II. Blicke auf das Ende der Jugendlehrzeit. Der Vf. sieht hier das Resultat des Unterrichts anstossen an das Resultat der Charakterbildung. Schon mit dem Gedeihen des wahrhaft vielseitigen Unterrichts soll für die Richtigkeit des Charakters gesorgt seyn; „etwas anderes aber ist die Festigkeit, die Härte(?) und Unverwundbarkeit desselben." Über beides will der Vf. so weit genügend sich erklären, als es ohne bestimmte Voraussetzung der Psychologie und praktischen Philosophie möglich ist. Rec. ist aber der Meinung, dass sich ohne bestimmte Voraussetzung dieser beiden Wissenschaften gar nicht genügend, so wenig über Charakterbildung, als über Erziehung überhaupt, sprechen lasse, wovon auch

Das dritte Buch: *Charakterstärke der Sittlichkeit*, eine Bestätigung liefert. I Cap. *Was heisst Charakter überhaupt?* Wir sehen nicht ein, warum Charakter durch einen figürlichen Ausdruck, durch Gestalt des Willens, und nicht lieber durch die eigenthümliche Beschaffenheit desselben erklärt worden ist. Von einem negativen Theil des Charakters haben wir keinen Begriff, weil das Ausschliessen in Rücksicht auf den Ausschliessenden, d. i. den Willen, eben so positiv ist, als das Beschliessen und das Nichtwollen ebenfalls ein Wollen (eine Kraftäusserung des Willens) ist. Von einem mangelnden Willen aber, d. i. von einem Willen, der gar nicht da ist, lässt sich auch gar nichts, weder ein Beschliessen noch ein Ausschliessen, prädiciren. Was gar nicht da ist, das kann auch keine Gestalt, folglich der mangelnde Wille auch keinen Charakter haben. 1. Objectiver und subjectiver Theil des Charakters. Der Vf. sagt: „Es ist eine alte Klage, dass der Mensch oft gleichsam zwey Seelen habe. Er beobachtet sich, er möchte sich begreifen, sich gefallen, sich leiten. Aber schon vor dieser Beobachtung, versunken in Sachen und Äusserlichkeiten, hat er einen Willen und zuweilen sehr bestimmte Charakterzüge. Diese sind das Objective, welchem das beschauende Subject durch einen neuen, in ganz anderer Gemüthslage erzeugten Willen entweder zustimmt, oder widerstreitet." Uns scheint der Vf. hier Begriffe mit einander zu verwechseln. Wir unterscheiden den Willen vom Begehrungsvermögen, und verstehen unter ersterem das Vermögen der Selbstbestimmung zum Handeln gemäss der Vorstellung eines Gesetzes. Um einem Menschen einen Willen beylegen zu können, dazu gehört, dass er zum Bewusstseyn seiner selbst und des in ihm wohnenden Vernunftgesetzes gelangt seyn muss: denn nur in und mit diesem Bewusstseyn kann er den Act der Selbstbestimmung verrichten, und ohne dasselbe wird er durch Etwas bestimmt, was nicht er selbst ist, folglich kann man auch nicht sagen, dass er es wolle. Der Mensch kann also, bevor er zur Beobachtung und zum Bewusstseyn seiner selbst gelangt ist (wo er nach dem Vf. noch in Sachen und Äusserlichkeiten versunken ist), zwar Begierden und Gewohnheiten an sich haben, aber keinen Willen, mithin auch keinen Charakter. Die dem Vf. so merkwürdig scheinende Unterscheidung zwischen dem objectiven und subjectiven Theil des Charakters hat daher nach unserer Einsicht keinen Grund. Das von ihm sogenannte Objective ist nicht, wie er meint, ein alter Wille, welchem das beschauende Subject einen neuen Willen entweder zugesellt oder entgegenstellt, sondern jenes Objective, d. h. dasjenige, was den Menschen noch vor seinem Selbstbewusstseyn als Gewohnheit oder Naturtrieb zum Handeln bestimmt, ist gerade das Gegentheil von dem, was wir Willen nennen; daher wir auch nicht von zwey Willen im Menschen, von einem objectiven und subjectiven Willen, sprechen können. Was der Vf. objective Grundlage nennt, ist doch nichts anderes, als die Beschaffenheit der Kräfte und Neigungen, in welcher der Mensch sich ohne sein Zuthun beym Erwachen seines Selbstbewusstseyns findet. Der Erzieher muss nun freylich dafür sorgen, dass nicht durch ungezügelte Triebe und schlechte Umgebungen, böse Neigungen Wurzel fassen, und die nachmalige vernünftige Willensbestimmung und Charakterbildung erschweren; aber er muss sich auch als Sittenlehrer eben sowohl an das Subjective der Persönlichkeit wenden, das Selbstbewusstseyn wecken, und seinem Zögling zu einem guten Willen verhelfen. Wer wollte hier Erziehung und Sittenlehre absondern und auf einander folgen lassen. 2. Gedächtniss des Willens. Wahl. Grundsatz. Kampf. II Cap. *Vom*

Begriff der Sittlichkeit. 1. Positiver und negativer Theil der Sittlichkeit. 2. Sittliche Beurtheilung. Wärme. Entschliessung. Selbstnöthigung. III Cap. *Woran offenbart sich der sittliche Charakter?* 1. Der Charakter als Herr des Verlangens und im Dienst der Ideen. 2. Das Bestimmbare. Was man dulden, haben, treiben wolle. Die bestimmenden Ideen. Gerechtigkeit. Güte. Innere Freyheit. IV Cap. *Natürlicher Gang der Charakterbildung.* 1. Handeln ist das Princip des Charakters. 2. Einfluss des Gedankenkreises auf den Charakter. 3. Einfluss der Anlage auf den Charakter. 4. Einfluss der Lebensart auf den Charakter. 5. Einwirkungen, welche besonders die sittlichen Züge des Charakters treffen.

So gern Rec. alle diese Begriffe, welche ihm übrigens der Psychologie und Moralphilosophie anzugehören scheinen, und welche auch hier ohne Beweis und grösstentheils in gar keiner Beziehung auf die Pädagogik aufgestellt sind, einer ausführlichen Prüfung unterwerfen möchte: so sieht er sich doch durch den Raum beschränkt, weil er über das V und VI Capitel, welche *von der Zucht* handeln, noch einige Bemerkungen machen zu müssen glaubt. Nach unserem Vf. ist Zucht, von welcher, so wie von Ziehen, die Erziehung den Namen hat, der Haupttheil der Erziehung. „Gewöhnlich, heisst es ferner, setzt man der eigentlichen Erziehung den Unterricht entgegen; ich habe ihr (was wir schon wissen) die Regierung der Kinder gegenübergestellt. Woher diese Abweichungen?" Das erfahren wir nicht, sondern wir lesen folgende schwankende und unbestimmte Äusserung: „Der Begriff des Unterrichts hat ein hervorstechendes Merkmal, von wo wir uns am leichtesten orientiren werden. Beym Unterricht giebt es allemal etwas Drittes, womit Lehrer und Lehrling zugleich beschäftigt sind. Hingegen in allen übrigen Erziehungssorgen liegt dem Erzieher unmittelbar der Zögling im Sinn, als das Wesen, worauf er zu wirken, welches gegen ihn sich passiv zu verhalten habe. Also was zunächst die Mühe des Erziehers verursacht — hier die vorzutragende Wissenschaft, dort der unruhige (?) Knabe — das gab den Theilungsgrund zwischen Unterricht und eigentliche Erziehung (wo bleibt aber Regierung und Zucht?). Die Regierung musste sich denn wohl unbemerkt in diese eigentliche Erziehung verstecken; denn zum Unterricht kann man sie doch nicht rechnen. Und so musste sie, die Ordnung zu halten bestimmt ist, unvermeidlich hier in der Pädagogik das Princip einer grossen Unordnung abgeben." Rec. weiss wahrlich nicht, was er von diesem Räsonnement denken soll. Ist das die Art, wie man Begriffe bestimmen und in ein gehöriges Verhältniss stellen soll, und ist hier der Ort, den Theilungsgrund anzuführen, nachdem die Bücher über Erziehung und Unterricht bereits abgehandelt sind? Wenn der Vf. hier in seinem eigenen Namen spricht: so verräth er offenbar ganz falsche Ansichten von den ersten Grundbegriffen der Pädagogik. Was die Mühe des Erziehers verursacht, soll der Theilungsgrund zwischen Unterricht und Erziehung seyn. Ist diess aber nicht immer der Knabe, auch wenn wir unterrichten? Der Wissenschaft wegen giebt sich ja der Erzieher keine Mühe, sondern des Knaben wegen; das Dritte also, was beym Unterricht als hervorstechendes Merkmal Statt finden soll, beruht auf einer Täuschung. Denn da nicht der Wissenschaft wegen unterrichtet wird, sondern damit der Knabe seine Seelenkräfte entwickele, damit er selbst denke, und endlich zum Wissen, so wie zu einer guten Gesinnung und zu einer besonnenen und freyen Selbstthätigkeit gelange: so liegt auch beym Unterricht der Knabe eben so unmittelbar dem Erzieher im Sinn, als bey den übrigen Erziehungssorgen. Will aber der Vf. den Vorrath von Kenntnissen, den sich sein Zögling erwirbt, durchaus ein Drittes nennen, mit welchem sich der Lehrer und der Lehrling zugleich beschäftigen: so behaupten wir, dass es alsdann bey allen übrigen Erziehungssorgen ebenfalls ein solches Drittes giebt; denn es ist einerley, ob dieses Dritte ein System von Kentnissen, oder ein System von Empfindungen, Gesinnungen oder Handlungen ist. Das Wortspiel mit der Regierung überlassen wir dem Leser zu eigener Würdigung.

S. 378 heisst es: „Es wird jetzt leicht seyn den Begriff der Zucht zu bestimmen." Und wie geschieht diese Bestimmung? „Mit der Kinderregierung hat sie das Merkmal gemein, dass sie unmittelbar aufs Gemüth wirkt (S. 49 wurde ja aber behauptet, dass die Regierung keinen Zweck im Gemüthe des Kindes zu erreichen hat?); mit dem Unterricht, dass ihr Zweck Bildung ist." Und was hat sie denn, fragen wir, mit der Erziehung gemein und nicht gemein? Man versuche nun einmal die Zucht zu definiren, und sie von der Regierung, von der Erziehung und vom Unterricht, und diese wieder von einander zu sondern. Schwerlich wird diess Jemand können, obgleich er sich schon am Ende des Werkes befindet. Doch der Vf. giebt, I. Verhältniss der Zucht zur Charakterbildung, selbst eine Definition. „Unmittelbare Wirkung auf das Gemüth der Jugend in der Absicht, zu bilden, ist Zucht." Aber durch diese Definition hat unsere Einsicht nichts gewonnen: denn wir begreifen nicht, was der Vf. hier mit der unmittelbaren Wirkung sagen will, da jede Wirkung auf das Gemüth des Anderen nur durch Mittel bewerkstelligt werden kann; wir sehen daher auch nicht ein, wie das Merkmal des Unmittelbaren die Zucht von dem Unterrichte und von der Erziehung unterscheiden soll. Noch verworrener wird die Sache, wenn wir lesen, dass die Regierung anfangen, der Zucht weichen, und diese wieder früher aufhören soll, als der Unterricht, dass die Zucht, wenn man sie über die Zeit fortsetzt, höchst nachtheilig wird, ohne dass uns die Kennzeichen, welche den Moment zu enden bestimmen, angegeben werden. II. Massregeln der Zucht. Der Vf. verspricht zwar die ferneren Unterschiede zwischen den Massregeln der Regierung und der Zucht anzugeben: aber er erfüllt nicht sein Versprechen; denn er stellt dem, was er von der Regierung sagt, nichts von Zucht gegenüber. Die Vergleichung

des Hauses mit dem Staate, woraus sich einige bedeutende Bestimmungen auf die Grade der Strafen ergeben sollen, hält Rec. nach dem, was er schon bey Gelegenheit des ersten Buches äusserte, für unstatthaft und zweckwidrig. Der Vf. sagt selbst: „Es fehlen hier die Principien (überhaupt, oder nur dem Vf.?); was ich entlehne (von wo?), suche ich in der Kürze möglichst deutlich zu machen. Man unterscheide Vergehen an sich und Vergehen gegen die Polizey des Hauses. Vergehen an sich, wo eine üble Absicht That wurde (*dolus*), oder wo durch Sorglosigkeit Schaden entstehet, während sich die Sorgfalt von selbst verstand (*culpa* zum Theil), diese Vergehen können gestraft werden, auch ohne Frage, ob eine vorhergegebene Vorschrift bekannt war. Es kommen dabey die Grade der Zurechnung in Anschlag, wobey die Regierung nur auf das, was die That vollbracht hat, Rücksicht nimmt; späterhin hat die Zucht noch auf unausgeführte Absicht zu sehen. — Die Strafen der Hauspolizey können strenger seyn, nach dem Masse der Wichtigkeit der Sache; aber hier besonders muss sich der Erzieher hüten, nichts von dem ins Gemüth greifenden Betragen einzumischen, welches allein den Massregeln der Zucht vorbehalten bleiben soll. — Es kommt dabey hauptsächlich auf den Accent der Regierung an, durch diesen muss der Knabe empfinden, dass er hier nicht als Zögling, sondern als Mensch in der Gesellschaft gehandelt hat und behandelt wird; durch diesen muss er auf seine künftige gesellschaftliche Existenz vorbereitet werden. In sofern ist eine präcise Kinderregierung zugleich ein Theil des Unterrichts. Ganz anders ist der Accent der Zucht. Nicht kurz und scharf, sondern gedehnt, anhaltend, langsam eindringend und allmählich ablassend! Denn die Zucht will als bildend empfunden seyn" u. s. w. Rec. hat nicht leicht so etwas Ungründliches und Unbestimmtes gelesen. Eine präcise Kinderregierung soll nun wieder ein Theil des Unterrichtes seyn, obgleich S. 375 mit klaren Worten gesagt wird, dass man sie nicht zum Unterrichte rechnen kann. Bey den Strafen der Hauspolizey soll der Erzieher sich hüten, nichts von dem ins Gemüth greifenden Betragen einzumischen (und warum nicht? —), um nur dieses den Massregeln der Zucht vorzubehalten. Welche willkührlichen, widersprechenden und grundlosen Behauptungen! Wir fragen den Vf., ob er selbst schon jemals versucht hat, nach dieser allgemeine Pädagogik zu erziehen, und ob es ihm z. B. schon gelungen ist, den kurzen und scharfen Accent der Regierung, und den gedehnten und anhaltenden der Zucht hervorzubringen und die charakteristischen Wirkungen von beiden an seinem Zöglinge wahrzunehmen? — Die folgenden Abschnitte charakterisiren sich auf eben dieselbe Art, wie alle vorigen, daher wir uns mit der blossen Anzeige ihres Inhaltes begnügen. III. Anwendung der Zucht im Allgemeinen. VI Cap. *Blicke auf das Specielle der Zucht.* 1) Gelegentliche — stetige Zucht. 2) Wendung der Zucht nach besonderen Absichten.

Rec. musste dieses Buch entweder gar nicht beurtheilen, oder so ausführlich, wie es jetzt geschehen ist. Dass er Letzteres wählte, dazu bewog ihn nicht die Wichtigkeit des Werkes selbst, sondern die Wichtigkeit der Wissenschaft, von welcher es handelt, und von welcher er jeden nachtheiligen Einfluss abzuwenden wünscht. Schriften, über deren Inhalt ihre Vff. auf öffentlichen Lehrstühlen Vorträge halten, machen schon aus dem Grunde eine scharfe Kritik nothwendig, weil junge Studirende nur zu leicht an die Worte ihres Lehrers glauben, folglich auch in den Schriften desselben lauter unumstössliche Wahrheiten finden, und in ihrem praktischen Leben eine unbedingte Anwendung davon zu machen geneigt sind. Wie schädlich besonders in der pädagogischen Welt eine solche Nachbeterey ist, darf Rec. wohl nicht erst beweisen; er hielt es daher für etwas Verdienstliches, die Hülle, mit welcher dieses Buch bisher bedeckt zu seyn schien, zu lüften, und es den Männern, welche die Pädagogik studiren und praktisch üben, in seiner wahren Gestalt vor Augen zu stellen.

χν.

Posen, b. Landes: *De praecipuis capitibus primae educationis per paedagogos, horumque munere.* In usum literarum studiosorum, qui in arte paedagogica tirones sunt. Scripsit *Joannes Seberinyi*, ecclesiae Protestantis Nittra-Zerdahelyensis V. D. M. 1810. 116 S. 8.

Der Vf. vorliegenden Leitfadens zum Unterricht in der Pädagogik und Didaktik erklärt sein Buch selbst mit lobenswerther Bescheidenheit für ein *Opus tirunculi, argumento quidem pulchrum et nobile, sed sine elegantia et judicii subtilitate.* Durch dasselbe wollte er denjenigen Jünglingen seines Vaterlandes, die einst als Haus- oder Privat-Lehrer angestellt zu werden wünschen, mit ihrem künftigen Berufe aber noch völlig unbekannt und der deutschen Sprache nicht mächtig sind, die ersten und allgemeinsten Grundsätze der Lehr- und Erziehungs-Kunst mittheilen, damit sie in ihrer neuen Lage doch nicht ganz ohne Rath und Trost da ständen. Für Solche mag denn allerdings diese kleine Schrift ihren Nutzen haben; wer aber schon über die ersten Elemente der Pädagogik hinweg ist, würde freylich einen mehr wissenschaftlichen Plan, eine zweckmässigere Auswahl in der Literatur und eine vertrautere Bekanntschaft mit den Fortschritten der Wissenschaft in den letzten Decennien verlangen. Die Sprache ist jedoch weit besser, als sie in lateinischen Schriften, welche aus jenen Gegenden kommen, zu seyn pflegt, und verräth ein sorgfältiges, gründliches Studium der Alten.

L. Th.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Marburg*, in der neuen akademischen Buchhandlung: *Über die Verbindung der Gymnasien mit Realschulen* (,) in einer Darstellung des Pädagogiums zu Marburg. Nebst einer Tafel des Unterrichts. 1809. 48 S. gr. 8. Eine ge-

haltvolle Schrift, die Rec. mit grossem Vergnügen gelesen hat. Bey dem exaltirten Treiben, dem unstäten Schwanken und der encyklopädischen Seichtigkeit so vieler neuerer Pädagogiker thut es uns wohl, wenn wir Männern von hellem Blick, von ruhiger Besonnenheit und von inniger Liebe für das classische Alterthum begegnen, die das Ziel aller wahren Bildung fest im Auge behalten und danach auf dem einzig sicheren Wege männlich und standhaft streben. Der Vf. vorliegenden Programms (wahrscheinlich der Prof. *Crede* zu Marburg) ist ein solcher Mann. Alles, was er über die Verfassung, die Erziehung, den Unterricht, den Lehrplan und die Disciplin des marburger Pädagogiums sagt, zeugt von einem warmen Herzen, von einem hellen Kopf und einem gründlichen Wissen. „Das glänzende Elend bunter Mannichfaltigkeit von Kenntnissen und Künsten, das dem bessern Kopfe die Studien verkümmert, und den schlechteren völlig verseichtet, das den Freyen sklavisch und den Sklaven frech macht," diess glänzende Elend entstellt jene Anstalt nicht, und das Lectionsverzeichniss prangt nicht mit einer buntverworrenen Menge von Lehrgegenständen, durch die sich manches Gymnasium das Ansehn von Gelehrsamkeit und Vielwisserey zu geben sucht, die Zöglinge aber nur zur Oberflächlichkeit, Schalheit und Arroganz führt. Immer werden und sollen es die ewigen Alten seyn, an denen die Gemüther der Jünglinge erstarken und deren Sprachen wir als das sicherste Bildungsmittel des Geistes betrachten müssen. Darum haben wir uns gefreuet, dass die Primaner des marburgischen Pädagogiums auch im Griechischschreiben geübt werden. Es ist sehr zu beklagen, dass diese löbliche Sitte durch *Ernesti's* Spott aus unsern gelehrten Schulen verbannt worden ist, und dagegen recht herzlich zu wünschen, dass auf *Wolfs, Schneiders, Buttmanns* und anderer angesehener Philologen Rath die griechischen Stilübungen allgemein eingeführt würden. Nur durch fleissiges Componiren kann man mit dem Geist und Charakter einer Sprache vertraut werden. Freylich fehlt es uns dazu noch gänzlich an einem zweckmässigen Lehrbuche (denn das *wernersche* hat gar keinen oder doch nur einen sehr beschränkten Werth); indess der Lehrer hat schon genug gethan, wenn er eine Übersetzung aus einem Originalschriftsteller nebst den dazu nöthigen Vocabeln als Exercitium aufgiebt, dann die Composition mit dem Original vergleicht und auf die möglichen Abänderungen aufmerksam macht.

Eben so hat uns der fromme, religiöse Geist, den man durch einen zweckmässigen Unterricht, durch Übungen der Andacht und durch feyerlichen Gesang in den Zöglingen zu erwecken und zu beleben sucht, überaus gefallen. Es ist nicht genug zu beklagen, und bestraft sich auch schon durch einen immer mehr überhand nehmenden Indifferentismus, dass der Unterricht in der Religion auf den meisten Schulen mit solcher Schnödigkeit behandelt und ihm wöchentlich ehrenhalber kaum ein armseliges Stündchen eingeräumt wird. — Die Winke über die Methodik des Unterrichts beruhen auf richtigen und gesunden Grundsätzen der Didaktik, und die Bemerkung: „Die Methode scheint uns nur der Buchstabe zu seyn, der erst durch den Geist des Lehrers lebendig macht" — verdient besonders zu einer Zeit Beherzigung, wo man von blossen Formen und von der mechanischen Anwendung der Methode die gänzliche Umwandlung des Menschengeschlechts erwartet. — Die Disciplin ist gut; nur will es uns nicht gefallen, dass man zweyen der zuverlässigsten und ärmsten Schüler *gegen ein gewisses Gehalt* (!?) die Besorgung polizeylicher Geschäfte, die Bewahrung der Carcerschlüssel und dgl., aufträgt. Dass diess auf die Charakterbildung der Censoren leicht einen gefährlichen Einfluss haben kann und diese in der Regel dem Neide und der Missgunst ihrer Mitschüler ausgesetzt sind, weiss Rec. aus eigner vielfacher Erfahrung. — *Schafs* Encyklopädie der philologischen Wissenschaften hätte der Vf. nicht zum Privatstudium empfehlen sollen; denn wenn sie gleich von einem Schüler *Wolfs* herrührt: so ist sie doch nicht im wolfischen Geist geschrieben. — Auch hier lesen wir die Klage, die man leider jetzt überall vernimmt, dass die Jünglinge zu früh auf die Universität eilen. Es ist nicht nöthig, auf die traurigen Folgen aufmerksam zu machen, die dieses frühzeitige Hinwegeilen von der Schule für die Sittlichkeit, Geistesbildung und für die künftige Brauchbarkeit der Jünglinge hat. Es ist ein nur zu wahres Wort, das *Herder* in seinem Briefe an Theophron ausgesprochen hat: „Kinder kommen auf die Akademie; unreife Jünglinge gehen meistens hinunter. In so kurzer Zeit lernen sie Alles; haben also nach so kurzer Zeit Alles gelernt. Und zwar *hörend* alles gelernt, ohne Frage, ohne andringenden einzelnen Unterricht, ohne Gespräch und Übung." Wann werden denn nun aber endlich die obersten Schulbehörden zur Abwendung dieses Übels kräftige Maasregeln ergreifen? Die sogenannten Abiturientenexamina helfen wenig oder gar nichts.

Was nun die Vereinigung des Gymnasiums mit der Realschule, und dieser mit einer Elementar- oder Vorbereitungs-Schule betrift: so müssen wir gestehen, dass wir eine solche Vereinigung unter vorliegenden Umständen recht sehr beklagen. Das eigentliche Gymnasium besteht aus zwey Classen, aus *Prima* und *Secunda*, die Realschule ebenfalls aus zwey Classen, *Tertia* und *Quarta*, und die Vorbereitungsschule übt in *einer* Classe die Elemente der deutschen und lateinischen Sprache, der Geographie, des Rechnens und der Naturgeschichte. Und diesen so verschiedenen, in Stoff und Form so sehr von einander abweichenden Unterricht ertheilen nur *vier* Lehrer! Häufige Combinationen, zweckwidrige Vermischung der an Kenntnissen weit verschiedenen Lehrlinge, Zersplitterung der Zeit durch Beachtung so mancher sich widerstrebender Rücksichten und Mangel an einem innern methodischen Zusammenhang der Lectionen, sind unvermeidliche Übel dieser Vereinigung. Der Vf. (der im Namen sämmtlicher Lehrer spricht) gesteht auch selbst: „Schon die Verbindung des Gymnasiums mit der Realschule ist eine Sparsamkeit, die man dem Staate schuldig ist, und erfordert alle Aufmerksamkeit und Kraft, damit beide Zwecke, der gelehrte und nichtgelehrte, sich nicht aufheben, sondern in einander greifen und sich wechselsweise unterstützen. Allbekannt sind die Ursachen dieses Übels, aber das Vermögen (,) ihm abzuhelfen (,) durchaus nicht das unsrige. Wir leiden oft mehr darunter, als billig ist." Wir müssen jedoch den Lehrern das Zeugniss geben, dass sie manche Schwierigkeiten glücklich besiegt und die vorhandenen Übel so unschädlich als möglich gemacht haben. Sollte denn aber bey dem guten Sinn der westphälischen Regierung und bey der Aufhebung mehrerer reichdotirter Schul- und Erziehungs-Anstalten nicht ein Fonds ausgemittelt werden können, aus dem für diese Anstalt wenigstens noch zwey tüchtige Lehrer besoldet werden könnten?

L. Th.

Leipzig, b. Dyk: *Empfindungslaute.* Gespräch eines Vaters mit seinen Kindern; als Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine bey dem Privatunterricht. 1804. 44 S. 8. (3 gr.)

Der Inhalt dieser kleinen Schrift ist nach der von dem Verleger hinzugefügten Anzeige aus *Hörstel's* Fibel (Braunschweig 1803) entlehnt, und soll (S. 4) „herausbringen" lehren, „welche Empfindungen durch die Selbstlaute bezeichnet werden, also zeigen, wie Verwunderung und Freude durch *a*, Zufriedenheit, Leben, Frieden und Ruhe durch *e*, Unwille, Ärger und Scham durch *ä*, Stillstand und Hemmen durch *o*, gehemmte Wirksamkeit, Gefühl von Kraftmangel durch *ö*, Spott, Unwille und schnippisches Wesen durch *i*, Frost und Kälte durch *ü*, Schmerz und Unmuth durch *u*, ausgedrückt werden." Wer den Versuch macht, nach dieser Weise die Vocale in Verbindung mit so mannichfachen physischen und moralischen Affectionen herauszulocken, wird bald bemerken, dass dazu nicht nur ein schon beträchtlicher Vorrath von Erfahrung gehöre, sondern auch ein ziemlicher Grad von Selbstbeobachtung und Phantasieübung, um dieses Erfahrne lebhaft zu reproduciren und die Empfindungsnachklänge zu erneuern. Alsdann möchte ein solcher Versuch, der verschiedene Seelenkräfte spielend anregt, einige *Spielstunden* nicht übel ausfüllen; ein grösserer Werth aber möchte darauf schwerlich zu legen seyn. Freylich ist auch dazu die Ausführung nicht fein genug gerathen. Rec. verweist nur auf das Beyspiel S. 12. Hr. *H.* gehört zu den Schriftstellern, welche Talent und Lebhaftigkeit zur Unterhaltung der Jugend besitzen, darüber aber zu sorglos für die Auswahl des Stoffs werden, und schwer zu jener heiligen Scheu, zu der „*maxima reverentia*" gelangen, die, nach Juvenals bekanntem Ausdrucke, den Kindern gebührt. — „Eine Anleitung zum Gebrauch der Lesemaschine", wovon der Titel redet, ist in diesen Blättern gar nicht zu finden, wohl aber eine von dem Verleger beygefügte Verkaufsanzeige des dazu bestimmten Apparats.

Me.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1811.

ÖKONOMIE.

Coburg, b. Ahl: *Landwirthschaftliche Vorschläge nach praktischen (?) Erfahrungen und theoretischen Grundsätzen, wie die Wintersaat zu behandeln (ist), um solche nach Möglichkeit vor dem Verderben zu verwahren*, nebst einigen anderen landwirthschaftlichen Winken, von einem Freunde der Landwirthschaft *A*****. 1804. 104 S. 8. (8 Gr.)

Die Veranlassung zu dieser Schrift gab ein Aufsatz in den coburger Wochenblättern, unter dem Titel: *Welches sind die Mittel, dem völligen Misrathen der Wintersaat vorzubeugen?* Diesen Titel fand unser Vf. wichtig, den Aufsatz aber für den Bauer zu gelehrt, und für den denkenden Ökonomen viel zu unrichtig; er will daher in dieser Schrift einige Winke zu wohlthätigen Verbesserungen geben, die Widersprüche jenes Aufsatzes erläutern, und sie durch Beyspiele widerlegen. Der Vf. schreibt sich aus Franken, und wie Rec. gesehen hat: so ist auch seine Schrift für das dasige Locale insonderheit bestimmt. Er behandelt die obige Frage eben auf keine eigene Weise, sondern er verfolgt nur die in jenem Aufsatze aufgestellten Grundsätze. Weit zweckmäsiger aber wäre es gewesen, wenn er das Ganze in Abschnitte gebracht hätte.

Nach S. 12 hatte jener Vf. folgende Ursachen des Misrathens angegeben: a) ungünstige Sommer- und Herbst-Witterung, b) ungünstige Nachwinter, c) zu späte Saatbestellung, d) nasgründige Felder, e) Aussaat von unreifem, unvollkommenem Samen, f) zu seichte Einbringung des Samens in den Boden, und g) zu seichte und unfruchtbare Erdkrume. Die ersteren zwey Ursachen, sagt der Vf., habe der Landwirth nicht in seiner Gewalt, wohl aber die letzteren; von diesen könne jedoch das Misrathen in allgemeiner Hinsicht nicht abgeleitet werden, so dass Theurung am Brode daraus entstünde, sondern es beträfe nur als eine Bestrafung den Unwissenden oder Nachlässigen. Diesen Ursachen, welche jener Vf. die *gewöhnlichen* nannte, hatte derselbe auch noch *aussergewöhnliche* beygefügt, nämlich Überschwemmungen bey Aufgehen des Winters, tiefen Schnee, in den ersten Monaten des Frühlings, anhaltende nasse Witterung zur Zeit der Einsaat und Mäusefrass. — Es ist ganz richtig, wenn vom Misrathen der Wintersaat die Rede ist, dass man die Ursachen aufsuchen muss; Rec. glaubt auch, dass Alles, was man angeführt hat, Ursachen abgeben könne: aber erkannt sind sie dadurch noch nicht. Denn unmöglich kann etwas für eine wirkliche Ursache erkannt werden, bevor nicht seine nachtheilige Wirkung erklärt und bewiesen ist. Ja diese kann nach Beschaffenheit der Lage und anderer Umstände noch sehr verschieden seyn. Erst dann, wenn man die verschiedene Wirkungsart der Ursachen richtig bestimmt hat, wird man im Stande seyn, auf eine leichtere Art auch die zweckmäsigsten Mittel zu bestimmen. Daran scheinen aber beide Vff. nicht gedacht zu haben, sonst würde mehr Ordnung und Licht auch in dieser Schrift herrschen. Denn bey dieser verkehrten Methode können sie nicht einmal die Ursachen bestimmt aufsuchen, sondern zählen ihrer nur so viel her, als ihnen willkührlich einfallen. Eben so blindlings, als die Ursachen gefunden sind, müssen dann auch die Mittel erscheinen. Und weil nun beide, ohne bestimmte Wirkung gedacht, mit einander keinen natürlichen Zusammenhang haben: so muss es freylich dem Vf. schwer, ja unmöglich vorkommen, diesem Übel zu begegnen: denn er will nicht die schädlichen Wirkungen, sondern die Ursachen aufheben, und diese sind grösstentheils seinen Kräften überlegen. Wer dagegen nicht nur auf Ursache und Mittel, sondern auf Wirkung und Gegenwirkung denkt, der wird auch in allen Fällen Mittel ausfindig machen können, die schädlichen Ursachen, wenn sie ja nicht zu heben wären, doch in ihren Wirkungen immer mehr zu beschränken. Auch beweist die neuere Geschichte der Ökonomie, dass unsere deutschen Landwirthe schon manche schädliche Ursache, die nicht aufzuheben ist, in ihren Wirkungen zu beschränken wissen.

Diese irrige Ansicht des Vfs. nun hat auch auf die Darstellung einen nachtheiligen Einfluss. Denn durchgängig springen die Ursachen mehr in die Augen, als die Mittel, die doch eigentlich den Hauptgegenstand der Schrift ausmachen. Diess kommt daher, weil der Vf. nicht der Ordnung gemäss von dem Einen zu dem Anderen übergeht, sondern weil die Mittel jedesmal neben den Ursachen bloss zufällig erscheinen. Daher sind auch die Mittel gar nicht zu übersehen, und unter einander zu vergleichen, welche allgemeiner, wirksamer oder zweckmäsiger sind. — Doch die Absicht dieser Schrift ist zu wichtig, als dass Rec. die schätzbaren Bemühungen des Vfs. verkennen sollte. Es folge daher hier noch eine Würdigung jeder einzelnen Materie.

Bey öfterer Überschwemmung an den Flüssen, wo

die Anlegung grofser Wafferdämme nöthig wäre, die jener Vf. fo, wie man fie an der Elbe hat, anzulegen gerathen hatte, bemerkt unfer Vf. S. 17, dafs die Koften meiftens fo hoch zu berechnen feyn würden, dafs fie kein einzelner Grundbefitzer, auch nicht einmal eine ganze Gemeinde tragen könnte. Daher fey es Pflicht einer Landesregierung, und nicht die Sache einzelner Individuen, für Anlegung der Dämme zu forgen. Da die Rede von Überfchwemmung der Saatfelder fey: fo frage fich, in welcher Gegend von Franken, infonderheit aber des coburger Landes, in diefer Rückficht Dämme nöthig feyen. Denn in Rückficht der Überfchwemmung der Wiefengründe gäbe es noch andere Verwahrungsmittel, als koftfpielige Dämme. Übrigens müffen dergleichen wohlthätige Anftalten nach dem Vorfchlag des Vfs. 1) unter der Direction einer von der Landespolizey verordneten Commiffion gefchehen, fo dafs die Befitzer der Grundftücke, die die Überfchwemmung betrifft, durch Fuhr- und Hand-Frohnen daran arbeiten, und die übrigen Geldkoften bezahlen müffen, oder 2) die Landesregierung läfst einen folchen Damm, oder andere zweckmäfsige Verwahrungsmittel, auf eigene Koften machen, und legt alsdann auf die Grundftücke, welche dadurch vor der Überfchwemmung gefichert werden, einen proportionirlichen Grundzins, um die Intereffen zu vergüten. Was die anderen Verwahrungsmittel anlangt: fo hat Rec. weiter keines gefunden, als dafs man bey den grofsen Krümmungen des Fluffes im Itzgrunde Durchftiche machen folle, damit die Hauptftemmungen gehoben würden, und das Waffer einen geraderen Lauf haben könne. Den Mühlen, die dabey leiden würden, fchlägt er wohlangebrachte Schleufsen vor. Rec. kann fich nur nicht überzeugen, dafs dem Übel durch die weniger koftfpieligen Durchftiche eben fowohl als durch die Dämme abgeholfen werden könne. Denn wenn der Vf. den Schaden jetzt in derfelben Gegend jedesmal über 100,000 fl. berechnet: fo fragt fich, ob nicht Dämme, die, wenn fie einmal aufgeführt find, mit wenig Koften auf ewige Zeiten erhalten werden können, von gröfserem Nutzen feyn würden. Übrigens wünfcht der Vf., dafs feine Vorfchläge aufser dem Itzgrunde auch für den Rodachs- und Baunachs-Grund angenommen werden möchten. — Bey tiefem Schnee, welcher im Frühjahre auf die bereits gefchofste Winterfaat fällt, wie im J. 1803 gegen Pfingften gefchah, will der Vf. den dazumal gegebenen Rath eines Weifen in Baiern: *„Mähet eure Saaten ab, und ihr habt die fichere Hoffnung auf eine noch glückliche Ärndte,"* nicht fo blind befolgt wiffen. Er führt Gründe an, und zeigt durch Beyfpiele, mit welcher Vorficht man zu dergleichen Mitteln fchreiten müffe; dann giebt er den Rath, dafs es in folchen Fällen nützlich feyn würde, wenn eine Landesregierung durch denkende Ökonomen die Sache unterfuchen, und deren Vorfchläge fogleich bekannt machen liefse. — Über den Mäufefrafs hat unfer Vf. den Vf. des Auffatzes in den coburger Wochenblättern recht gut zurecht gewiefen. Ein befferes Mittel hat Rec. aber nicht gefunden, als die Schonung folcher Raubthiere und Raubvögel, welche den Mäufen ftark nachftellen. — Über die anhaltend naffe Witterung des Herbftes giebt der Vf. manche treffliche Bemerkungen. Wenn er aber S. 35 jenem Vf. nicht beypflichten konnte, dafs man einen Acker, der durch die Näffe bereits zu feft geworden fey, nicht lüften, fondern den Samen nur ausftreuen und bey etwas trockener Witterung eineggen folle: fo gefchah es nur defswegen nicht, weil es wider feine Grundfätze war, *in feftem oder fchwerem Boden den Samen mit dem Pfluge, und nicht mit der Egge, tiefer in die Erde zu bringen.* Rec. will diefe Grundfätze nicht weiter in Anfpruch nehmen; allein fie laffen fich nur durch die Befchaffenheit der Witterung und des Locals alfo beftimmen; mithin leiden fie nur in fofern Anwendung, als es die Befchaffenheit der Witterung und des Ackerbodens nach feinem Ober- und Unter-Grunde zuläfst. Dafs diefes zufammen entfcheide, davon weifs Rec. aus eigener Erfahrung Folgendes anzuführen. Er hatte ein Feld zur Saat geackert, welches bereits vier Mal beftellt war, als unmittelbar darauf ein Platzregen fiel, der alles fo feft fchlug, dafs faft keine Egge mehr haften wollte. Ihm deuchte es nun, wenn er das Feld, welches einen fcharfen Untergrund hatte, zum fünften Male ackern liefs, dafs fich alle fruchtbare Feuchtigkeit in dem Untergrund verlieren würde. Er unterliefs es, und eggte blofs den Samen ein, fo gut er konnte. Zu feinem Verdrufs aber blieb die Saat immer klein, ob fie fchon dicht aufgegangen war, bis zum Frühjahr; und als alle andere in den erften Tagen des Frühlings zu grünen anfing, blieb diefe zurück. Bald darauf kam noch einiger Schnee und ftarke Fröfte, davon wurde alle grünende Saat krank. Die bisher noch todt gewefene Saat hingegen wurde durch die folgende fruchtbare Witterung geweckt, fo dafs fie bald vor der anderen hervorftach, und Rec. bekam davon eine Ärndte, die er nicht erwartet hätte. — Der Vf. tadelt ferner das in jenem Auffatz vorgefchlagene Behacken der Winterfaat im Frühjahre. Es geht freylich im eigentlichen Sinne bey unferer irregulären Saat nicht fo gut an, als bey den künftlichen Saaten der Engländer; aber ganz ungereimt klingt es nicht. Rec. hat fchon feit langen Jahren feine Wintergetreidefaaten im Frühjahre, wenn er einen warmen Regen vermuthete, mit der Egge tüchtig durchkratzen laffen, ohne der Saat Schaden zu thun, und hat davon fichtbaren Nutzen gefehen. Mit der Haferfaat hatte man es fchon lange als nützlich befunden; warum nicht auch mit der Winterfaat? Über die ungünftige Sommer- und Herbft-Witterung giebt der Vf. wieder treffliche Bemerkungen, befonders S. 39 ff. über den Kalk. Jener Vf. legte ihm folgende Tugenden bey: Bewirkung mehrerer Mürbigkeit des Bodens, höhere Temperatur, Beförderung des Proceffes der Gährung, Auflöfung der Nahrungsftoffe, eindringende Ätzbarkeit zur Aufzehrung des nicht aufgelaufenen Unkrautsfamen, und Abdünftung der überflüffigen Feuchtigkeiten. Unfer Vf. prüft fie nach einander, und zeigt,

daſs er ein Rückertianer, aber auch ein Selbſtdenker ſey. — Bey ungünſtigem Nachwinter verwarf jener Vf. die auf Erfahrung gegründete Meinung, daſs abwechſelnde Wärme und Froſt den Samen aufziehe, und verderbe. Unſer Vf. widerlegt ihn aber damit, daſs er die ſchädliche Wirkung nicht geradezu dem Froſte, ſondern der von der Kälte aufgehobenen Ackererde zuſchreibt. Rec. wundert ſich, warum der Vf. die directe Einwirkung der Kälte im Frühjahre nicht Statt finden laſſen will, da doch ſo oft an den Bäumen ſelbſt zu ſehen iſt, wie ihnen der Froſt geſchadet hat. Dürfte hier nicht das Vorurtheil zu ſtark gewirkt haben, daſs der tiefer in die Erde gebrachte Samen überhaupt wider alle ſchädliche Einwirkung des Froſtes ganz geſichert ſey? Nicht immer möchte das Auswintern der Saaten durch die Entblöſsung der Wurzeln vom Erdreich zu erklären ſeyn. Man betrachte nur den erfrornen Winterrübſen oder Raps, und man wird finden, daſs ſeine Wurzeln noch tief in der Erde ſtecken, und oft noch friſch ſind, wenn er von oben ſchon in Fäulniſs überging. Alſo leiden wohl alle dieſe Pflanzen mehr dadurch, wenn ihre vollen Saftröhren vom Froſte zerſprengt werden, ſie mögen nun flach oder tief mit ihren Wurzeln in der Erde ſtehen, und die über der Erde ſich aufhaltende Näſſe mag das Mehreſte dazu beytragen, daſs die Pflanzen vom Froſte getödtet werden. Das Trockenlegen des Saatackers iſt ein Hauptumſtand, wodurch dieſem Übel vorgebeugt wird. Dazu ſollen in Franken, wie an vielen anderen Orten Deutſchlands, die ſchmalen Beete dienen; allein unſer Vf., der davon kein Freund iſt, zeigt die Nachtheile derſelben, und beſchreibt, wie er ſelber, da er in Franken ein Gut bewirthſchaftete, die ſchmalen Beete mit glücklichem Erfolg in breite habe verwandeln können. Ihm ſcheinen aber doch die rechten Hülfsmittel zu fehlen, weil er der Lage wegen, wo das Waſſer nicht abgeleitet werden kann, die ſchmalen Beete als ein nothwendiges Übel betrachtet. Er muſs die beſſeren Schriften noch nicht kennen, aus welchen er gelernt hätte, das Waſſer da, wo es nicht durch unterirdiſche Kanäle abgeleitet werden kann, auf der Stelle zu verſenken. — Inſofern die zu ſpäte Saatbeſtellung als eine Urſache des Miſsrathens anzuſehen iſt: ſo handelt der Vf. S. 73 ff. von der gewöhnlichen Saatzeit der Winterſaat in Franken, und zeigt, wie eine gute Einrichtung zu treffen ſey, damit man mit der Beſtellung zu der beſtimmten Zeit nicht länger aufgehalten werde. Er erklärt ſich ferner theoretiſch und praktiſch wider das allzuſtarke Beſamen der Saatäcker, welches jener Vf. als ein Mittel wider das Auswintern in Vorſchlag gebracht hatte, und will nur mageres Feld ſtark, fettes aber ſchwach beſäet haben. — In Bezug auf naſsgründige Felder meint unſer Vf. S. 87, wenn die ſchmalen Beete in breite verwandelt würden, ſo würde ſich das Waſſer in der lockern Ackererde gleichmäſsig vertheilen, und ſofort leichter verlieren, als in den tiefen Furchen der ſchmalen Beete, welche öfters als Waſſerbehälter anzuſehen wären. Er beziehet ſich auf groſse Flächen von Thüringen bey Gotha, in dem Kreisamte Tennſtädt, in der goldenen Aue; auch auf Franken in Grabfeld, wo die breiten Beete eingeführt wären. Rec. beruft ſich dagegen auf des Vfs. eigenes Geſtändniſs, daſs es in Franken auch thonigen Boden gebe; denn ein ſolcher gehört eben dazu, um ſich naſsgründige Felder zu erklären. Geſetzt, daſs der Thon den Untergrund ausmache: ſo kann dieſer kein Waſſer durchlaſſen; folglich bleibt das Waſſer ſtehen. Muſs nun nicht die wenige lockere Ackererde einem Sumpfe gleich werden, der zuletzt verſauern muſs? Daſs ſich der Vf. in ſolchen Fällen noch nicht genug zu helfen weiſs, ſieht man ſchon daraus, daſs er ganz kurz über dieſen Punct weggegangen iſt. Überhaupt hat er auf den Untergrund der Saatäcker wenig Rückſicht genommen, worauf doch wegen der mehreren oder minderen Fruchtbarkeit der Pflugerde ſehr viel ankömmt. Wer weiſs nicht, daſs oft der beſte Dünger wegen des ſchlechten Untergrundes nichts helfen mag? — Wider die ſchädliche Ausſaat von unreifem, unvollkommenem Saamen weiſs der Vf. nichts einzuwenden. Nur macht er den Säemann darauf aufmerkſam, ob er kleinkörnigen oder groſskörnigen Samen ausſäe, damit er mit erſterem den Acker nicht zu ſtark, mit letzterem nicht zu ſchwach beſäe; jederzeit aber ſolle er den letzteren dem erſteren vorziehen. So urtheilt er auch ganz anders, wenn man den kleinkörnigen Samen aus einer magern Gegend in eine fette gebracht hätte. Dieſer Wechſel, ſagt er, iſt eben ſo nutzbar, als das angerathene Wechſeln der verſchiedenen Getreideſorten. Rec. hoffte, er würde hier ein zweckmäſsiges Syſtem als Mittel wider das Miſsrathen finden; aber er fand keins. Der Vf. geht vielmehr zur Widerlegung der Behauptung über, daſs eine Pflanze der anderen die Nahrung verdaulicher mache; erklärt ſich aber darüber als Rückertianer mehr theoretiſch als praktiſch. Rec. hätte auch das Letztere gewünſcht, um zu hören, was es denn wohl ſonſt für eine Beſchaffenheit mit den vorzubereitenden Früchten habe, nach welchen die Körnerfrüchte doch beſſer gerathen, als wenn ſie ihnen vorausgegangen ſind. — Gegen die zu ſeichte Einbringung des Samens in den Boden empfiehlt der Vf., in feſten und ſchweren Boden den Samen nicht mit der Egge, wie nur im lockern Boden mit Nutzen geſchehen könne, ſondern mit dem Pfluge in die Erde zu bringen, damit er nicht zu flach einwurzele, und im Frühjahre auswintere. — Wegen der zu ſeichten und unfruchtbaren Erdkrume wird nicht bey jedem Boden ohne Unterſchied das Feld tiefer zu pflügen angerathen. Den Unterſchied erklärt der Vf. richtig aus der Beſchaffenheit des Untergrundes. Darum will er mit Recht hier keine allgemeinen Regeln gelten laſſen, weil ſie ſchon vielen Schaden unter den Bauern angerichtet hätten. Indeſs hätte er doch noch erinnern ſollen, daſs zur Saat das Tiefpflügen nicht rathſam ſey. Er will die Landesregierungen darauf aufmerkſam machen, die bey ſo vielfältigen wohlthätigen Einrichtungen zur Aufklärung

die Aufklärung des Landmannes über die Agricultur noch vergessen zu haben schienen. Unseres Erachtens hängt es bey dem gemeinen Manne bloss von seiner Industrie ab, ob er aufgeklärt seyn will, da man das Beyspiel in mehreren Ländern klar vor Augen hat.

Diese Schrift ist an Materie so reichhaltig, und der Gegenstand so wichtig, dass Rec. wünscht, sie möge von denkenden und erfahrnen Landwirthen fleissig gelesen, und nach ihrem Hauptinhalt genauer untersucht werden. Denn es läst sich leicht einsehen, dass an diesen wichtigen Punct sich noch Vieles anschliessen wird.

Ks.

Leipzig, b. Rein: *Die Schweinezucht, nebst Unterricht vom Federvieh, in der Bierbrauerey, Ziegelbrennerey,* (von dem) *Kalk- und Gyps-Brennen.* Eine durch dreyssigjährige Erfahrung geprüfte Belehrung für unerfahrne Landwirthe, von *Gaudich.* 1803. 230 S. 8. (16 Gr.)

Eigentlich ist diese Schrift die Fortsetzung eines frühern und grössern Werkes, und zwar des 3 Bds. 2 Abtheilung, worin die auf dem Titelblatte angezeigten Gegenstände abgehandelt werden; mit §. 503 fängt der Unterricht über die Schweinezucht an, und endigt mit §. 552. Der Vortrag ist deutlich, aber für unerfahrne Landwirthe zu kurz, als dass sie sich daraus hinlänglich unterrichten könnten. Man vermisst darin eine Nachricht von den verschiedenen Spielarten (Varietäten) der Schweine, und wie die eine Spielart durch die andere verbessert, oder wie man sich auszudrücken gewohnt ist, veredelt werden könne. Ferner vermisst Rec. eine Belehrung, wie das den Hütungsplätzen so nachtheilige Wühlen der Schweine dadurch, dass man, wie in Schweden, die Rüssel-Sehnen kappt, einigermassen verhindert werden könne. Von dem 541 §. an handelt der Vf. die Krankheiten der Schweine und ihre Heilart ab; aber auch hier findet man nichts, was nicht schon in mehreren Schriften vorgekommen wäre. Von §. 553 an bis 562 beschäftigt sich der Vf. mit der Gänsezucht; von §. 563 bis 566 mit der Entenzucht; von §. 567 bis 571 mit der Truthühnerzucht; §. 572 bis 574 mit der Haushühnerzucht; §. 575 mit der Taubenzucht, von welcher aber nie gesagt wird, dass sie schädlich sey, und dass man bloss Mohn- oder Trommel-Tauben (Monds-, Monats- oder Trommel-Tauben) ziehen solle. Nirgends verräth der Vf. mehr, als in der Abhandlung über die Federviehzucht, dass er bey Ausarbeitung seines Werkes des Hn. *Joh. Gottl. v. Eckhart* Experimental-Ökonomie vor sich gehabt, und sie zum Theil bloss epitomirt, zuweilen auch durch Druck- oder Schreib-Fehler entstellt habe; denn S. 76 hat *v. Eckhart: krausen* statt *konusen.* Gut und ehrlich ist es, dass der Vf. §. 576 selbst anzeigt, dass er über die Poularderie die Hausmutter des Hn. Past. *Germershausen* reden lassen wolle, denn von S. 75 bis 96 ist diese Schrift wörtlich ausgeschrieben. §. 577 bis 646 handelt vom Bierbrauen. Diese Abhandlung ist die beste in diesem Theile, aber auch kein Eigenthum des Vfs., sondern aus mehreren Werken zusammengetragen; der Vf. nennt auch hie und da seine Quellen. §. 647 bis 656 von der Ziegelbrennerey, mit Holz, Steinkohlen und Torf, letzteres nach *Gilly.* §. 657 bis 666 vom Kalk- und Gyps-Brennen.

Da das Ganze aus anderen Werken zusammengetragen ist: so sind die *dreyssigjährigen* Erfahrungen keinesweges Erfahrungen des Vfs., sondern derjenigen, die er ausschrieb; indessen fehlt es dem Vf. nicht an Beurtheilungskraft, und seine Schrift kann denjenigen, welche die ausgeschriebenen Werke nicht besitzen, nützlich seyn. Die auf dem Titelblatt nicht angezeigten, aber in der Lehre vom Bierbrauen, Ziegel- und Kalk-Brennen angeführten Kupfertafeln liegen dem Exemplar des Rec. nicht bey, und werden vielleicht erst mit dem folgenden Bande ausgegeben.

g.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Würzburg* und *Bamberg*, bey Göbhardt: *Über den Gesichtspunct, aus welchem der akademische Unterricht in der Landwirthschaft, Forst- und Bergwerks-Wissenschaft zu betrachten ist, und den Unterschied dieses Unterrichtes von jenem, welcher von diesen Wissenschaften gewidmeten Specialschulen erwartet werden kann.* Bey Gelegenheit der Eröffnung seiner Vorlesungen auf der Julius-Maximilians-Universität herausgegeben von *D. Ludwig Wallrad Medicus*, ord. öff. Prof. bey der staatswissenschaftlichen Section. Erste Abtheilung. Landwirthschaft und Forstwissenschaft. 1804. 18 S. 4. (2 Gr.)

Akademische Vorlesungen über Landwirthschaft und Forstwissenschaft sind nicht vermögend, praktische Landwirthe und Forstmänner zu bilden. Dazu gehört nothwendig praktische Anweisung und praktische Übung. Theorie und Praxis läst sich aber hier nicht wohl vereinigen; denn ist der Lehrer für mehr Fächer bestimmt: so bleibt ihm unmöglich soviel Zeit übrig, um zugleich auch ein Landgut und einen Forst zu bewirthschaften. Praktische Landwirthschaftsschulen werden nur Localpraktiker, Verwalter u. dgl bilden, aber solche blosse Praktiker werden sich nie über die Sphäre des gemeinen Praktikers erheben. Der Zweck akademischer ökonomischer Vorlesungen aber liege viel höher. Sie sind unumgänglich nothwendig denen, die sich dem staatswissenschaftlichen Fache widmen, ohne selbst praktische Landwirthe werden zu wollen; sie sind ferner unentbehrlich den niedern Cameralbedienten, den Juristen; nützlich sind sie den Landgeistlichen, Schullehrern; höchst nützlich aber denen, die dereinst selbst Landwirthschaft ausüben wollen. Ein ökonomischer Garten, den der Lehrer gar wohl in seine Aufsicht übernehmen könne, landwirthschaftl. Excursionen, Vorzeigung und Erklärung ökonomischer Werkzeuge, Modelle, Kupferwerke u. s. w. würden mit den akademischen Vorlesungen zu vereinbaren seyn, und ihnen praktische Ansichten gewähren. Der Lehrer müsse dabey der genaue Controlleur aller bedeutenden Neurungen, Entdeckungen, Erfindungen seyn, er müsse sie zu würdigen wissen. die nach chemischen Grundsätzen bearbeitete Theorie der Landwirthschaft müsse er zu vervollkommnen suchen; er müsse zunächst für das Land wirken, und sich mit der Landwirthschaft seines Vaterlandes bekannt machen, auf ihre Verbesserung denken u. s. w. Diess sind die Grundlinien dieser akademischen Gelegenheitsschrift, die der Vf. auch auf die Forstwissenschaft ausdehnt, und welche Rec. durchaus zweckmässig findet. Über Bergwerkswissenschaft verspricht der Vf. sich zu einer andern Zeit zu erklären.

Λλμ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1811.

TECHNOLOGIE.

PARIS, b. Didot d. Ä.: *Mémoire sur une nouvelle machine à plonger, appellée Triton.* Précédé de quelques notions historiques sur ce sujet, par *Frédéric de Driberg.* 1811. 28 S. gr. 4. Mit 3 Kupfern. (16 gr.)

Die Kunst des Tauchens ist uralt, und nur wenig bedeuten die historischen Notizen, deren Hr. *v. D.* auf dem Titel erwähnt. Wir müssen sie hier völlig übergehen, so wie die Klagen über einen gewissen Hn. *Coëssin*, der, wie man hier lieset, als Plagiarius die Erfindung des Hn. *v. D.* an sich gerissen, und die Grundidee auf ein Fahrzeug, von ihm *Crocodil* genannt, angewandt haben soll. Das alles, wie gesagt, müssen wir hier übergehen, um für das eigentliche Thema der Schrift den Raum nicht zu beengen.

Das unendliche Meer, immer im Kampfe mit der Habsucht des Menschengeschlechts, hat seit Jahrhunderten unzählbare Schätze verschluckt; wie schön wäre es, ganze Tauchercompagnien hinabzubefehligen, und dort unten zu erobern, was ganzen Staaten hier oben so häufig fehlt! Selbst Künste und Wissenschaften würden dadurch gewinnen; wie manches Kunstwerk liegt für jene an den classischen Küsten versenkt, und wie oft schleudert nicht ein Sturm die geschriebenen Reisewerke zum unersetzlichen Schaden der Erkenntniss in den Abgrund! Doch zur Sache. Hr. *v. D.* war mit den früheren Versuchen des Tauchens und den dazu erfundenen Vorrichtungen nicht unbekannt. Gern giebt man ihm Recht, wenn er sie ohne alle Ausnahme für sehr unvollkommen hält, und wenn er diese Unvollkommenheit besonders darin findet, dass sie dem Taucher das Athmen nicht erleichtern, und ihn nicht in den Stand setzen, seinen Standort verändern und ungehindert arbeiten zu können.

Wird schon hiedurch die Erwartung des Lesers gespannt: so sind folgende Prädicate, die der Erfinder von seiner Maschine ausspricht, noch mehr geeignet, sie zu steigern: 1) der Taucher kann so lange unter dem Wasser bleiben, als er will; — 2) er kann sich so tief in dasselbe versenken, als der Druck der über ihm befindlichen Wassersäule es erlaubt; — 3) da die Maschine weder die Bewegung der Arme und Beine, noch die des Rumpfes hindert: so kann der Taucher mit Leichtigkeit arbeiten, und seinen Standpunct verändern; — 4) die Signale sind so beschaffen, dass die oben befindlichen, Acht habenden Personen in jedem Augenblick wissen können, ob der Taucher mit Leichtigkeit athmet, oder Hülfe bedarf; — 5) er ist nicht eingesperrt in die Maschine, und da diese überdiess von geringem Umfang ist: so erlaubt sie ihm den Zugang zu engen Eingängen (z. B. in versunkene Schiffe); — 6) da das Meer unten so dunkel ist: so kann der Taucher eine Laterne mitnehmen, um Hölen oder Schiffskammern zu erleuchten; — endlich 7) kostet die Maschine nur wenig, denn ihre Verfertigung ist leicht u. s. w.

Ohne Zweifel werden es die Leser dem Rec. Dank wissen, wenn er ihnen hier zunächst die Einrichtung dieses Tauchapparats so deutlich angiebt, als es ohne Kupfer geschehen kann.

Der Taucher ist mit einem blechernen *Cürass* versehen, der ihm den Rücken, vom Kreuz herauf bis in den Nacken, bedeckt, und in zwey schmalen Fortsetzungen über beide Schultern weg bis auf die Brust hinabreicht. Dass er nach der Form des Rückens getrieben seyn werde, versteht sich von selbst. Er wird mit zwey Paar Riemen an den Körper befestigt. An dem Cürass ist ein *Behältniss* (*Boëte*) angebracht, das die Gestalt einer umgekehrten Pyramide hat. Die abgestumpfte Spitze dieser vierseitigen Pyramide ist nach unten gekehrt. Die obenstehende Basis hingegen durch einen vierseitig pyramidalischen Aufsatz geschlossen. Das ganze Gefäss ist luftdicht gearbeitet, wird von dem Taucher wie ein Tragkorb vermittelst des Cürass getragen, an welchen es vollkommen befestigt ist. In diesem Behältnisse befinden sich zwey *Blasebälge*, die dazu dienen, dem Taucher die Luft zu und ab zuführen. Sie stehn vertical in dem Gefässe und machen mit ihm ein Ganzes. Um diese Bälge in Bewegung zu setzen, gebraucht der Taucher weder helfende Personen noch seine eigenen Hände oder Füsse, sondern seinen eigenen — Kopf, und zwar bey folgender Vorrichtung. Den Kopf des Tauchers umgiebt ein leichter Gürtel von Messingblech, in Gestalt einer einfachen *Krone*. Diese ruht auf zwey *metallenen Stäben*, die auf der einen und anderen Seite des Kopfs hinter den Ohren herabgehn, und auf demjenigen Theile des Cürass, der die Schultern deckt, durch Scharniere befestigt sind, so dass die Krone der Bewegung des Kopfs nach vorn und hinten hin willig nachgiebt. Ferner: Aus jenem Behältnisse, und zwar aus der oberen Spitze desselben, steigt ein kleiner *Hebel* vertical heraus. Seine Mitte ist in der Spitze des Behältnisses, vermittelst einer Vernietu g, die ihm freyen Spielraum läst, befestigt, und erhält eben dadurch seinen Stützungspunct. Das obere Ende dieses Hebels ist, vermittelst eines *Metallstabes*,

mit der Krone durch Scharniere verbunden, sein unteres dagegen steigt in das Gefäfs hinab, und steht hier in Verbindung mit den oberen Theilen der Blasebälge. Neigt bey dieser Vorrichtung der Taucher den Kopf vorwärts: so zieht er vermittelst der Krone den oberen Theil des Hebels gleichfalls vorwärts, indefs eben dadurch der untere Theil desselben zurücktritt, die Blasebälge schliefst, und folglich die Luft aus ihnen herausdrückt; neigt der Taucher dagegen den Kopf rückwärts: so öffnet er eben dadurch die Bälge zum Aufnehmen frischer Luft.

Um aber die nöthige Luft herbeyzuschaffen, und die durch das Athmen verderbte abzuführen, sind an der Maschine *vier Röhren* oder *Schläuche* angebracht. Sie sind, je nachdem die Tiefe, in der sich der Taucher befindet, geringer oder gröfser ist, einen halben bis einen ganzen Zoll im Durchmesser. Sie bestehen aus geöltem Leder, und werden innerlich von spiralförmig gebogenem Drathe in ihrer Cylinderform erhalten. Sodann sind sie mit *Klappen* (*soupapes*) versehen, deren Stellung sich ohne Kupfer nicht schnellverständlich angeben läfst. Von der Luftcirculation in dieser Maschinerie läfst sich indefs schon Folgendes sagen, was hinreichend seyn wird, um zu einer allgemeinen Vorstellung des Ganzen zu gelangen, welche Rec. hier nur zur Absicht hat. Von der Maschine gehen zwey Luftröhren *über* das Wasser hinauf, und zwey steigen aus dem unteren Theile derselben zu dem *Munde* des Tauchers. Hiedurch entsteht, vermöge der Klappen, folgende Luftbewegung. Die erste Röhre a führt die frische Luft von oben her in den Blasebalg b, dieser drückt sie durch die Röhre c unten hinaus zum Munde des Tauchers, denn sie öffnet sich in ein Mundstück, welches den Mund des Tauchers gegen das Wasser verschliefst. Aus diesem Mundstücke geht zugleich die Ausathmungsröhre d, welche die ausgeathmete Luft empfängt und in den Blasebalg e führt, wenn dieser sich öffnet. Der Blasebalg e aber ist mit einer Klappe versehen, diese öffnet sich und läfst die verderbte Luft ins Gefäfs, indem er selbst zusammengedrückt wird. Aus dem Gefäfse aber wird diese verderbte Luft sogleich verdrängt, wenn die Bälge sich ausdehnen und sodann mehr Raum einnehmen. Augenblicklich steigt sie sodann aus dem Gefäfse durch die Röhre f ins Freye hinauf.

Man mufs bekennen, dafs diese Zusammensetzung ungemein sinnreich ist, und dafs sie die Aufmerksamkeit aller derer verdient, denen die Kunst des Tauchens nahe liegt. Noch mehr fällt das Sinnreiche ins Auge, wenn man vermittelst der Kupfer die ganze, durch die inneren Klappen geordnete Luftcirculation verfolgen kann. Übrigens darf Rec. bey seinen allgemeinen Angaben Folgendes nicht übergehen. Die beiden nach oben über die Wasserfläche gehenden Röhren haben an ihren oberen Enden *Pfeifen*, so dafs sowohl die in die Röhre a einströmende Luft, als auch die aus f ausströmende immerfort durch pfeifende Töne sich ankündigt, und den wachhabenden Gehülfen deutlich zu erkennen giebt, ob die Lungen des Tauchers in regelmäfsiger Wirkung sind. In der That, eine vortreffliche Einrichtung! Dafs diese Pfeifen von Blech gemacht seyn werden, um nicht von der Näffe zu leiden, versteht sich schon von selbst.

Ferner sind die Blasebälge auf einen Inhalt von 40 Cubikzoll berechnet, weil die Lungen für jedes Einathmen ungefähr so viel bedürfen. Um dem Taucher im nöthigen Falle Licht zu verschaffen, giebt Hr. *v. D.* ihm eine gläserne Laterne, und setzt diese, damit es ihr nicht an Luft gebreche, mit der zuletzt genannten Röhre f in Verbindung. Überall zeigt sich Hr. *v. D.* auch in anderen Nebensachen als einen sehr umsichtigen Erfinder, der nichts vergifst. Namentlich sind dem Gefäfse, welches der Taucher auf dem Rücken hat, die gehörigen Beschwerungen von Bley gegeben; er selbst hat bleyerne Ringe um den Beinen; die Nase wird durch ein federndes Zängelchen geschlossen und die Ohren sind mit Baumwolle verstopft.

Um in Flüssen und Seen zu tauchen, ist weiter gar keine Anstalt nöthig; der Taucher geht vom Ufer hinab gemächlich in die Tiefe: in der See hingegen wird er vermittelst eines Kranichs (Krahns) hinabgelassen, und zwar vermittelst eines Seiles, welches zwischen den beiden oberen Luftröhren hinabgeht, und diesen zugleich zu gröfserer Festigkeit dient. Dieses Seil ist an einem Stuhle befestigt, auf den sich der Taucher setzt. Der Stuhl selbst ist specifisch schwerer als Wasser, und steht folglich auf dem Grunde des Meeres fest, wenn ihn der Taucher verläfst, um an die Arbeit zu gehen. Überdiefs ist er mit Stacheln versehen, um gegen Seethiere zu schützen, und der Taucher kann in diese kleine Festung zurückgehn, wenn er gefährliche Seethiere herankommen sieht.

Rec. hat die Schrift mit Vergnügen gelesen; ihn interessirt jeder Versuch, den die Menschheit macht, um, ihrer Bestimmung gemäfs, ihre Herrschaft über die Erde weiter zu verbreiten. Er ehrt auch den Versuch des Hn. *v. D.*; jedoch kann ihn diefs nicht abhalten, seine Bedenklichkeiten über diesen und jenen Punct zu äufsern. Er will jedoch über keinen einzigen hier geradehin absprechen, was er sich nur erlauben würde, wenn er des Erfinders Maschine praktisch untersucht und gebraucht hätte; er weifs zu gut, dafs die Studirstube nicht das alleinige Tribunal in praktischen Angelegenheiten seyn kann. Er überläfst es daher den Lesern, nach obiger Darstellung der Maschine seine Bedenklichkeiten zu erwägen.

Bedenklich ist es überhaupt, dafs Hr. *v. D.* auch nicht von einem einzigen Versuche mit seiner Maschine spricht, sondern nur im Vorbeygehen S. 27 sagt, dafs man nach seiner Beschreibung leicht eine solche Maschine ins Werk setzen könne, *soit pour répéter mes expériences, soit pour s'en servir etc.* Hat er wirklich Versuche damit gemacht: warum führt er sie nicht umständlich an? Rec. stiefs Manches auf, was sich mit wirklichen Versuchen nicht wohl zusammenreimen läfst; er wird diefs weiterhin berühren. Sodann ist in der Einrichtung dieses Tauchapparats noch Manches, von dessen Zweckmäfsigkeit sich Rec. nicht überzeugen kann.

1) Die Hauptsache besteht, nach der Angabe des Erfinders, in den *Blasebälgen*. Er will dadurch den Lungen des Tauchers zu Hülfe kommen; Rec. hingegen findet die Schwierigkeit des Athmens in beträchtlichen Wassertiefen dadurch nicht gehoben. Mehrmals war er in so tiefen Schachten, dass sich ein Taucher schwerlich je so tief in die See hinabwagen kann, und er fand das Athmen in dieser tieferen Luftschicht, bey einer gesunden, obgleich nicht starken Brust, vollkommen leicht, er bemerkte durchaus keinen Unterschied gegen das Athmen in der gewöhnlichen Luft. Ist nicht der Taucher — wohl zu merken, den Druck des Wassers abgerechnet — wenn man ihm freye Communication seiner Lungen mit der oberen Luft verschafft, ist er nicht gerade in demselben Falle mit einem Menschen, der in einem, noch dazu nicht sehr tiefen, Schachte durch zwey Luftröhren ein- und ausathmet? Würde sowohl der Eine als der Andere in dieser Lage irgend eine andere Schwierigkeit empfinden, als die, welche durch das ungewohnte Mittel der Röhren entstehen müsste? In der That ist es keinem Zweifel unterworfen, dass das Einathmen ohne alle Schwierigkeit erfolgen, dass die Luft, ungeachtet der Reibung in der Einathmungsröhre, dem Einen und Anderen mit der grössten Leichtigkeit zuströmen würde, indem der grössere Druck der vermehrten oberen Luftschichten dieses natürlich bewirken müsste. Nur das Ausathmen könnte aus eben demselben Grunde vielleicht etwas schwieriger seyn; allein doch wohl nicht so schwierig, dass es bey einer mässigen Tiefe wirklich hinderlich seyn sollte. Die Schwierigkeit des Athmens liegt bey dem Taucher, den man mit der äusseren Luft durch Röhren in Gemeinschaft setzt, vielmehr *in dem Drucke des Wassers auf seine Brust*. Mit Recht glaubt Rec. zu fragen: wird diese Schwierigkeit durch die Blasebälge des Hn. *v. D.* gehoben? — Gewiss keinesweges! Hr. *v. D.* hat daher gerade die eigentliche Hauptschwierigkeit übersehen. Ja er hat sie durch seine Maschine, im Vergleich mit der *halleyschen* oder *triewaldschen* Taucherglocke, *vergrössert*. Rec. muss diese Beschuldigung beweisen. Hr. *v. D.* leitet die Luft von obenher vermittelst des einen Blasebalgs zum Munde des Tauchers. Zwar bekömmt sie dieser allerdings schon comprimirt, jedoch nur comprimirt durch die darüber stehende Luftsäule selbst. Bey der Taucherglocke dagegen athmet der Taucher eine Luft ein, welche durch die über der Glocke befindliche Wassersäule zusammengepresst, und folglich mit dem Wasser im Gleichgewicht ist. Wer wird unter diesen gegründeten Voraussetzungen leichter athmen, der *dribergsche* oder *halleysche* Taucher, indem er die Glocke verläst und nur durch einen Luftschlauch mit ihr in Communication bleibt. Rec. weiss sehr gut, dass es hier nicht allein auf die Luft in den Lungen, sondern besonders auch auf die in der Brust- und Bauch-Höle ankomme; alles dessen ungeachtet bleibt die angegebene Differenz in der Compression der Luft gewiss nicht ohne Folge.

Hr. *v. D.* erzählt von einem englischen Taucher, *qui faisoit le sauvetage en s'enfermant dans un vêtement de peau très-forte, et qui contenoit beaucoup d'air*. Diess hat seine Richtigkeit: der Mann lebte zu Newton-Bushel in Devonshire. Er betrieb sein gefährliches Geschäft 40 Jahr, besuchte die Kammern verunglückter Schiffe, und erwarb sich dadurch Ruf und starkes Vermögen. In ihm findet Rec. den Mann, der als ächter Praktiker den richtigen Punct traf, nämlich den Druck des Wassers durch eine Bekleidung von starkem Leder — die seinen Körper, wahrscheinlich nur den Rumpf, luft- und wasserdicht umwölbte, indess sie die Glieder mit weicherem Leder verhüllte — von sich abzuhalten, und sich dadurch zugleich eine gemässigte Temperatur zu verschaffen, an die Hr. *v. D.* in seinem ganzen Memoire nicht gedacht hat, obgleich ihn sein Vorgänger *Halley* daran hätte erinnern können. Vor diesem Ehrenmanne geht der Vf. des Memoire vorbey, ohne den eigentlichen Zweck, den diese Art von Bekleidung hatte, zu ahnden — er denkt bloss an die Luft, welche in derselben enthalten war. Rec. aber zweifelt nicht, dass er sehr kräftig daran erinnert worden seyn würde, wenn er mit seinem Triton gründliche Versuche angestellt hätte.

2) Gesetzt aber, diese Blasebälge verschafften dem Taucher grosse Erleichterung — was Rec. gänzlich der Erfahrung anheim stellen will —: so bleiben sie ihm doch sehr hinderlich und beschwerlich. Sein Volumen wächst durch dieselben, und die Bewegung im Wasser wird ihm dadurch schwieriger gemacht. Ganz vorzüglich bedenklich ist die mechanische Bewegung des Kopfs, wozu Hr. *v. D.* den Taucher verurtheilt, um die Bälge in Action zu setzen. Mit Recht glaubt Rec. fragen zu dürfen: Wird diese mechanische Bewegung nicht der zum Arbeiten nöthigen, immer regen Besinnung hinderlich seyn? — Sollte es nicht zweckmässiger gewesen seyn, wenn der Erfinder diese Blasebälge über dem Wasser gelassen, ihre Bewegung den Händen des wachhabenden Gefährten übergeben und dem Taucher nur die Luftschläuche mitgegeben hätte? Rec. sieht durchaus nicht, warum sie der Taucher gerade selbst mit sich herumschleppen und in Bewegung setzen müsste, da sich die Einrichtung, wenn sie an sich nöthig seyn sollte, oben über dem Wasser eben so leicht treffen lassen muss.

3) Die Nase des Tauchers verschliesst Hr. *v. D.* durch eine kleine zusammendrückende Zange. Rec. kann diess nicht billigen. Er würde gesucht haben, sie dem Taucher offen zu erhalten, und das Mundstück so einzurichten, dass sie durch dasselbe mit den Luftschläuchen in Verbindung geblieben wäre. Jedermann sieht leicht ein, warum. Man verschliesse sich die Nase, und empfinde das Ängstliche, das damit verbunden ist. Hr. *v. D.* aber hat übersehn, dass die Nase nicht bloss Organ des Geruchs, sondern auch, und fast vorzugsweise, Organ des Athmens ist.

4) Wohlbedächtig giebt der Vf. dem Taucher eine Laterne in die Hand, weil ihn *Halley* belehrt, dass das Meer zuweilen — nämlich bey unruhiger Oberfläche des Wassers — im Grunde dunkel ist. Ehe er in-

dass die Laterne anbrennen läfst, hat er sich mit Hn. *Nicholson* (siehe dessen Journal, August 1806) abzufinden; denn dieser gesteht es dem Auge, dass sich im Wasser befindet, gar nicht zu, etwas unterscheiden zu können. Es finden sich darüber interessante Abhandlungen in *Gilbert's* Annalen der Physik, 1stes St. 1810. Diese, und des Hn. *v. D.* Laterne, veranlassten Rec., einen Versuch anzustellen: denn er hatte ehemals bey öfterem Tauchen mit offnen Augen auf das wirkliche Sehen im Wasser nicht geachtet. Er hat gefunden, dass man sagen könne: man kann im Wasser sehen und nicht sehen; man sieht im Wasser, denn die Lichtstrahlen dringen ins Auge, es ist gleichsam von einer mondscheinhellen Sphäre umgeben; aber man sieht nicht deutlich, sondern verworren. Rec. kann weiter gehn und sagen: man sieht im Wasser deutlich und undeutlich, je nachdem man sich dabey benimmt. Bey hellem Wetter, bey dem klarsten Wasser, das zugleich in völliger Ruhe ist, wird man von einem hell blinkenden Schlüssel in einer Entfernung von 5. 4, ja 3 Fuss nichts sehen. Nähert man das Auge demselben mehr: so erscheint er vergrössert und im verworrnen Bilde. Nur dann, wenn man ihm das Auge bis auf einen oder einen halben Fuss nähert, sieht man ihn deutlich, so dass man bestimmt weiss, was man sieht. Nach der Überzeugung des Rec. ergiebt sich hieraus, man müsse, um im Wasser etwas zu sehen — und zumal gar beym Lichte einer Laterne — das Auge dem Gegenstande sehr nähern und ihn genau fixiren. Wie sich das thun lassen solle bey der Bewegung des Kopfes zur Regierung der Blasebälge, sieht Rec. nicht ein. Es ist diess einer von den Puncten, die Rec. in Zweifel setzen, ob Hr. *v. D.* seinen Triton wirklich versucht habe.

5) Hr. *v. D.* zeigt allerdings, dass er seinen Gegenstand mit Umsicht behandelt, indem er auch auf die Gefahr bedacht ist, die den Taucher von Seiten gefährlicher Seethiere bedrohet, und wenn er eben darum den Stuhl durch Stacheln zu einer kleinen Festung macht. Dennoch zeigt es zugleich von zu geringer Überlegung, wenn er meint, der Taucher könne, wenn er sich von diesem Stuhle beliebig entfernt habe, *rentrer dans cette espèce de retraite, en voyant arriver des animaux dangereux.* Auf *wie weit* möchte er dergleichen Thiere im Wasser wohl sehen? Leider wohl nur erst dann, wenn der aufgesperrte Rachen dicht vor ihm erschiene. Gerade diese Stelle ist zu sprechend, als dass sie den Zweifel nicht bestätigen sollte, Hr. *v. D.* müsse mit dem Aufenthalte im Wasser vermöge seines Triton nicht sonderlich bekannt seyn. Wäre es nicht rathsamer gewesen, den Taucher selbst mit Stacheln zu bewaffnen, so weit diess, ohne ihn selbst im Arbeiten und Bewegen zu hindern, geschehen konnte?

6) Wenn Hr. *v. D.* die Ohren des Tauchers mit Baumwolle verstopfen läfst: so hat er an ein einfaches Experiment nicht gedacht, oder es vielmehr gar nicht gekannt. Eine mit gewöhnlicher Luft angefüllte Flasche wird verstopft zu einer etwas beträchtlichen Tiefe ins Meer hinabgelassen, und man findet, was sich leicht voraussehen läfst, den Stopfen etwas hineingedrückt, wenn man sie wieder zu Tage fördert. Dieses Experiment steht in vollkommener Harmonie mit einer Erfahrung, die *Halley*, obgleich nicht unter ganz gleichen Umständen, machte. Ein Taucher hatte sich, um den Schmerz zu vermeiden, den die comprimirte Luft in der Glocke in seinen Ohren bewirkte, gekauetes Papier in dieselben gestopft. Dadurch hatte er das Übel nur grösser gemacht; denn das Papier wurde ihm so in die Ohren getrieben, dass ein Wundarzt viel Mühe hatte, es wieder heraus zu schaffen. Mit dem baumwollenen Stopfen des Vfs. wird es schwerlich besser gehen. In der That ist es unbegreiflich, wie Hr. *v. D.*, wie es scheint, ältere Versuche in Erwägung ziehen konnte, ohne auf so manchen wichtigen Umstand zu achten. Abermals scheint es Rec., dass er mit seinem Triton unten im Wasser manche Entdeckung gemacht haben würde, wenn er den Gang gewagt hätte.

Rec. bricht hier ab, da alles Andere, was er noch in Erwägung ziehen könnte, von geringerer Bedeutung ist. Praktische Versuche werden entscheiden, ob die Erfindung brauchbar und durchaus zweckmässig sey. Bis diese erfolgen, ist es der Meditation wohl erlaubt, ein Wort darüber zu sagen, zumal da Hr. *v. D.* selbst und mit anständiger Bescheidenheit an die Vervollkommnung seiner Erfindung glaubt. Die Darstellung des Vfs. in der Beschreibung seiner Maschine ist mehrentheils leichtverständlich, nur in manchen Stellen ist sie es weniger, z. B. bey der Beschreibung der Luftcirculation durch die Laterne; ferner S. 26 bey der Angabe der Verlängerung der Luftröhren. Besonders zweifelt Rec. gar nicht, dass durch die Kupfer mehr hätte geleistet werden können, wenn sie mit mehr Darstellungsgabe entworfen worden wären.

yn.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Schaumburg u. C.: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniss der christlichen Religion zum Gebrauche in den Schulen der protestantischen Confessions-Verwandten in den k. k. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfasst von *Joh. Georg Fock*, Consist. Rath und Hauptpastoren an der St. Nicolaikirche in Kiel. Vierte verbess. Auflage. 1811. 190 S. 8. (9 gr.)

Erfurt, b. Keyser: *Termino-techno-neologisches Wörterbuch*, oder Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden, auch wenig bekannten einheimischen Wörter und Redensarten. In alphabetischer Ordnung. Herausgegeben von *Friedrich August Schröter.* Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. 1811. XIV u. 1051 S. 8. (3 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 OCTOBER, 1811.

MATHEMATIK.

Mainz, in Commission b. Kupferberg: *Gründliche Rechenkunst in Decimalbrüchen und anderen Zahlen zum vorzüglichen Gebrauche bey den neuen Massen und Gewichten.* Abgefasst von *Matthias Metternich*, Prof. der ersten und zweyten mathematischen Classe im kaiserlichen Lyceum zu Mainz. 1808. XII u. 174 S. gr. 8. und 5 Tabellen in Folio. (16 Gr.)

Für das Departement des Donnersbergs und seine fünf Bezirke ist diese Rechenkunst besonders bestimmt. Sie ist aus zwey Gesichtspuncten anzusehen: einmal als Anweisung zu den Rechnungen mit dem neuen zehntheiligen Meter-System; sodann in Hinsicht der angefügten 6 Tabellen zur Vergleichung der alten Masse aller Orten dieses Departements mit diesem vereinfachten Mass- und Gewichts-System. Dergleichen Anweisungen zum Rechnen nach dem Decimal-System hat die Zeit viele erzeugt; von ihnen am Schlusse.

Zuvörderst wollen wir anzeigen, wie die Vergleichungen der alten Masse mit den neuen angestellt worden sind, alsdann die mehr oder minder *bequeme* Einrichtung der Tafeln in Betracht ziehen. In §. 45 erhalten wir folgende Auskunft: „In den angehängten Tabellen sind die, in der ersten Spalte unter der Aufschrift: *„Alte Masse betragen in neuen Massen"* befindlichen Zahlen auf die folgende Weise gefunden worden: Man hat die alten Längenmasse, sowohl den Schuh als die Elle, gegen den Meter angelegt, oder mit anderen Worten: Man hat die alten Masse an den neuen abgemessen, und durch die sorgfältigste Beobachtung gefunden, wie viele Decimaltheile des Meters auf einen Schuh, und eben so, wie viele auf die Elle gehen. Der Meter, der zu dieser Absicht gebraucht wurde, war genau bis in Tausendstel (Millimeter) abgetheilt; da aber gewöhnlich auch der angelegte Schuh oder Elle mit einem der Striche nicht genau zusammenfiel, mit welchen die Abtheilungen der Millimeter angegeben waren: so wurde das unausgemessene Restchen, welches nichts anderes als noch einige Hunderttausendstel seyn konnte, nach dem *Augenmasse* geschätzt. Auf diese Art hat man gefunden, dass z. B. der mainzer Werkschuh enthielt 2915 Hunderttausendstel vom Meter (Centimillimeter). [Diess wären 0,02915; ist falsch, und muss 0,2915 heissen, d. i. 2915 Decimillimeter, wie in den Tafeln steht.] Andere Mathematiker bedienten sich bey dergleichen linearen Bestimmungen der Mikrometer, Lupen und Nanien."

„Bey der Elle wurde nun zwar der eben beschriebene Versuch gemacht; allein die Nachrichten aus den Archiven der Gemeinden gaben an, dass die Elle zwey Fuss und einige Zoll hielt, und so wurde dann die Elle aus dem Fusse auch noch berechnet, daher findet man bey manchen Orten die Elle bis ins Millionstel des Meters angegeben, weil die Rechnung diese kleineren Theile noch herausbrachte."

„Die alten Gewichte wurden auf einer sehr empfindlichen Wage mit den Gegengewichten der *verzehnfachten* (ein Provincialism, den wir, wie mehrere andere vorkommende, nicht gutheissen können) Gramme (Kilo-, Hekto-, Dekagramme) und bis auf Theile des Grammes (der Gramme), bis auf Milligramme abgewogen, man hatte nämlich die neuen Gewichte bis auf solche kleine Abtheilungen. Man nahm bald ganze alte Pfunde, bald Lothe, bald Quentchen, um den Versuch recht genau zu machen. Aus diesen Versuchen sind die Zahlen in Grammen bis auf Hundertel oder Tausendstel des Grammes gefunden worden, wieviel nämlich Gramme und dessen Theile auf das alte Pfund gehen. Auch dieses kann eine Ausmessung der alten Gewichte mittelst der neuen heissen." [Ob die alten und neuen Gewichte von einerley oder von verschiedener Materie waren, davon geschiehet keine Erwähnung, wiewohl die Dichtigkeiten ein wichtiger physikalischer Umstand bey definitiven Gewichts-Vergleichungen sind. Auch der Umstand wird nicht erwähnt, ob man die Gewichte in den Wagschaalen und diese auch gewechselt habe. —]

„Bey den Hohlmassen hat man sich der Eichung und des Abwiegens bedient. Zur Eichung bediente man sich des destillirten Wassers bey Metallgefässen, und des ungeschälten sehr gereinigten Hirsens; und zwar dieses sowohl bey Metall- als Holz-Gefässen. Aber weil die Eichung nicht genau genug gemacht werden konnte, indem die alten Masse nicht eben immer scharf gezeichnete Grenzstriche hatten, bis wohin die Anfüllung reichen musste: so bediente man sich zugleich des Abwiegens. Man hatte nämlich vorgefunden, wie viele Gramme ein Litter (Liter schreiben andere Mathematiker) voll reinen Wassers, oder von dem obigen Hirsen wog, und wenn man denn das alte Gefäss, dessen Inhalt man wissen wollte, vorher abwog, nachher aber mit

Waſſer oder Hirſen ſo weit anfüllte, als es ſein Grenzſtrich angab: ſo war es leicht, das Gewicht von Waſſer oder Hirſen rein zu haben. Aus dieſem letzten Gewichte wurde dann durch Rechnung gefunden, wie viele Litter das Gefäſs hielt; nämlich man dividirte mit der Zahl Gramme (der Grammen), die ein Litter voll Waſſer, Hirſen wiegt, in die Zahl Gramme (Anzahl von Grammen), die das eben gewogene Gefäſs vollgewogen hatte."

Placidus Heinrich und andere Meſskünſtler haben gezeigt, wiefern dieſem Verfahren im Beſtimmen der Hohlmaſse Schärfe beyzumeſſen iſt. Sollen ja durch Gewichts-Verhältniſſe die Hohlmaſse beſtimmt werden: ſo würden wir uns des Queckſilbers als Füllungsmittel, mit einigen angebrachten Vorrichtungen zur genauen Obſervation der Oberfläche deſſelben, bedienen, wodurch gröſsere Schärfe erzielt würde. Sind die Hohlmaſse reguläre Körper, als Würfel, Cylinder, abgekürzte Kegel: ſo erlangt man öfters gröſsere Genauigkeit, wenn ihr Inhalt durch Ausmeſſung ihrer drey Hauptdimenſionen geſucht wird. Hr. *M.* hat die alten Maſse in Einheiten und Decimalen des neuen Maſses, und umgekehrt ſo auch dieſe in Einheiten und *Decimalen* der alten Maſse angegeben. Wir würden den letzteren auch die Angabe in den alten Untereintheilungen beygefügt haben. Der Vf. war Mitglied jener Commiſſion, welche im Jahr 7 der Republik den Verbal-Proceſs über die Vergleichungen alter und neuer Maſse und Gewichte im Departement des Donnersbergs ausfertigte. Die Zahlen kamen aus dieſem Verbal-Proceſs in ein von der Präfectur geſtempeltes Buch (*Vergleichungen der im Departement vom Donnersberg bis jetzt gebräuchlichen Maſse und Gewichte mit den neuen republicaniſchen Maſsen u. ſ. w.*), woraus ſie denn mit Berechnung auch auf die umgekehrten Einheiten Hr. *M.* in ſeine Tabellen aufnahm.

Über die (ſonderbare) Einrichtung der 4 erſten Tabellen giebt uns S. VI u. VII der Vorrede Bericht: „In der erſten Colonne ſtehen die Gemeinden des Bezirks, nun werden in gerader Zeile rechter Hand, und zwar in der erſten Spalte, worin ſich fünf ſchmale und eben ſo viele breite Colonnen befinden, geleſen: die Vergleichungen der alten und neuen Maſse; in der zweyten Spalte (worin wiederum eine gleiche Zahl ſchmaler und breiter Colonnen iſt): die Vergleichungen der neuen und alten Maſse; wie ſie nämlich der zur Seite ſtehenden Gemeinde zukommen. Jede ſchmale Colonne gehört zu der rechter Hand zunächſt ſtehenden breitern; z. B. in der erſten Spalte gehört zu der ſchmalen, worin Schuh ſtehet (welches bedeutet ein Schuh, wie er in der nebenſtehenden Gemeinde üblich iſt), die nebenſtehende breitere, worin Meter ſteht; und in dieſer breiteren ſteht die Zahl Metertheile, die auf einen ſolchen Schuh gehen. Eben ſo gehören die Colonnen Elle und Meter, ferner Pfund und Litter (Gramme), ferner Malter und Litter zuſammen. In der zweyten Spalte gehört die ſchmale Colonne, worin Meter ſtehet, zur breitern, worin Schuh ſtehet, und beide zuſammen geben den Begriff: ein Meter macht ſo viele Schuh von der vorſtehenden Gemeinde, als die Zahl in der breitern Colonne angiebt. Hier gehören weiter zuſammen die Colonnen: Meter und Elle, und heiſst: ein Meter macht in der vorſtehenden Gemeinde ſo viele Ellen, als es die Zahl in der breiteren Colonne angiebt; ſo gehören Pfund und Gramme, dann Litter und Maſs, und endlich Litter und Malter zuſammen, und werden nach der eben gezeigten Art geleſen." Allein die Zahlen ſind ſehr ſelten, weil immer von einer Gemeinde auf *die* andere verwieſen wird, welche dieſelbe Gröſse des Maſses hat, und dieſes mühſelige Fortſuchen iſt ein Hauptfehler der Einrichtung dieſer Tabellen, und wozu dieſe Weitläuftigkeit? Man konnte entweder die Zahlen ſtatt der Orte wiederholen, oder alle Orte, welche die Einen gleichen Maſseinheiten beſitzen, unter deren Zahlengröſse geordnet, zuſammenſtellen. Hatte alſo ein Ort zwey oder mehrere Gröſsen eines Maſses: ſo befand er ſich unter jeder Gröſse aufgezeichnet; dergleichen Orte konnten auch ein beſonderes Zeichen bekommen. Freylich müſste hiebey die gewählte Einrichtung in groſser Tafelform aufgegeben werden. In dieſer tabellariſchen Ordnung wurde auch das Nachſchlagen auf gewöhnlichen Octavſeiten leichter und bequemer. Denn man vernehme weiter: „Wenn ſich in der geraden Zeile Klammern finden, hinter welchen entweder zwey oder drey Zahlen, oder zwey oder drey Orte ſtehen: ſo heiſst das: In der vorſtehenden Gemeinde ſind zwey- oder dreyerley Schuh, oder Ellen, oder Maſs, oder Malter üblich; und die gröſsere Zahl giebt das Gröſsere dieſer Maſse. Wenn ſich in einer breitern Colonne ein Strich, ſtatt einer Zahl oder ſtatt eines Ortsnamen (s) findet: ſo heiſst das: In dieſer Spalte iſt das nämliche Maſs, wie an dem Orte, welches (r) in dieſer Zeile, aber zunächſt linker Hand in einer Colonne ſteht. Z. B. auf der erſten Tabelle ſtehet für *Abbenheim* in der fünften breiten Colonne ein Strich; das heiſst: Das Malter zu Abbenheim iſt zweyerley, nämlich wie zu Alzey und zu Worms, weil Alzey und Worms in der nächſt vorigen Colonne dieſer Zeilen ſtanden. Stehen in einer breitern Colonne zwo Nullen: ſo bedeutet dieſs: es iſt nicht bekannt, wie groſs das Gemäſse ſey, welches in dieſe Colonne gehört." Tabelle V enthält Reductionstafeln in Vielfachen der alten *mainzer* Maſse in neue und umgekehrt; und zwar der Werkſchuh, Ellen, Pfunde, Lothe u. ſ. w., Malter, Ohme, Stück, Schoppen in die neuen Maſse, und dieſer in jene. Tabelle VI dergleichen Reductionen der alten und neuen Flächen-Maſse in einander. Ferner Muſter-Tabellen zu Verwandlung der Geldpreiſe für Waaren, welche in und nach *alten* Maſsen und Gewichten ausgemeſſen wurden, in Preiſe nach den *neuen* Maſsen und Gewichten ausgemeſſen. Der Form und Einrichtung dieſer Tabellen V und VI auf einem groſsen Foliobogen können wir unſeren Beyfall nicht geben. Wie viel beſſer geordnet in den ſteigenden Vielfachen konnte man nicht dieſe Reductionen in gewöhnlicher Octavform abdru-

cken! Ihr Gebrauch beym Nachschlagen würde so viel bequemer.

Dass der Vf. dem in der Rechnung *scheinbar* vollkommenern zehntheiligen Meter- oder neuen Mass- und Gewichts-Systeme durch alle Scheingründe, aus der Form der Dekadik genommen, so wie in materieller Hinsicht der Basis, das Wort reden würde, war wohl ausser Zweifel zu ziehen. Ihm, wie so vielen Mathematikern, gebricht Fertigkeit und Gewandtheit der Rechnungsformen mit und nach anderen Zahlensystemen, z. B. nach dem Zwölfzahlen-Systeme (Taunadik, mittelst zwölf Ziffern); als dass *praktische* Kunde von dem vollkommensten Rechnen und Theilen nach fortgehender zwölftheiliger Untereintheilung ihm eines Anderen, und er Andere eines Besseren belehrt haben sollte. Ausserdem war aus gleicher Unkunde das Decimal-System einmal gesetzlich gestempelt.

Wollte man diese Schrift als gründliche Anweisung zum Rechnen nach dem neuen Decimal-System betrachten: so hätten wir Vieles hie und da anzusetzen; wir können uns aber nicht auf das Detail einlassen, da uns dazu hier der Raum gebricht. Rec. ist nicht für die Erklärung der Multiplication und Division als eine wiederholte Addition und Subtraction zu gleichen Theilen. Erklärt man so, dass im Multipliciren der eine Factor den anderen wechselseitig so viel Mal nimmt, als die Einheit in ihm selbst genommen ist, und dass man im Dividiren mittelst des einen gegebenen Factors und des Factums den anderen Factor suche: so bedarf es alle der gewöhnlichen weitschweifigen Erläuterungen bey der Multiplication und Division der gemeinen, wie der System- oder Decimal-Brüche nicht; man kann Alles so dem Lernbegierigen viel kürzer und deutlicher machen. Dann siehet man ein, dass z. B. nicht bloss Divisor und Dividend gleichartige Zahlen seyn müssen, sondern dass auch Dividend und Quotient gleichartige Zahlen seyn können, und jene beiden ungleichartig.

Die letzten Decennien haben uns mehrere sehr gründliche Rechenbücher geliefert, die dem Vf. nicht bekannt geworden zu seyn scheinen; sonst würde er manches Vortreffliche in der Methode von ihnen sich angeeignet haben. Die Anfänger und Lernbegierigen bekommen gleich einen ganz anderen allumfassenderen Begriff von den System-Brüchen und einem systematischen Mass- und Gewichts-Systeme danach, wenn man sie gleich von vorn herein mit dem Einen Gesetz zweyer oder mehrerer Ziffern- oder Zahlen-Systeme, z. B. mit dem Gesetz des *Acht*-, Zehn- und Zwölf-Ziffern- oder Zahlen-Systems bekannt und *vertraut* macht, nach welchem Gesetz 10 (die höhere Einheit) aus *acht*, *zehn* oder *zwölf* (*taun*) niederen Einheiten bestehet, und worin ein und dieselbe Ziffer oder Einheit einen acht, zehn oder zwölf mal grösseren *oder* kleineren Werth ausdrückt, wie sie um eine Stelle nach der *linken* oder nach der *rechten* Hand weiter rückt oder stehet. Dann lernen sie aber freylich bey gründlicher Überlegung selbst einsehen, dass das Decimal-System nur den Schein der Vollkommenheit für sich hat. — —

Rec. würde die Stellung des Divisors vor das Divisionszeichen (:) der Verhältniss-Rechnung angemessener gebraucht haben, und z. B. a:b aussprechen mit a dividirt in b. Fortschreitende Mathematiker finden auch, dass es kürzer, anschaulicher und leichter ist, alle Sätze der gesammten Verhältniss-Rechnung, oder der sogenannten Regel Detri in Form der Gleichungen zu behandeln. Aus Gründen, welche *F. Gl. Busse* und *Werneburg* in ihren Rechenbüchern aufgestellt haben, ist Rec. wider die ausgedehnte Anwendung der sogenannten Kettenregel, und mehr für die *basedow*'sche Regel. Bey einer neuen Auflage, die wohl dieser Schrift nicht fehlen wird, wird Hr. *M.* wohl selbst auf die neuesten ähnlichen Schriften über diese Materie mehr Rücksicht nehmen, und die besseren Methoden daraus sich aneignen, auch Wörter, wie *Factumbruch* statt Factum aus Brüchen oder Bruchfactum und andere fehlerhafte ausmerzen.

▽

Carlsruhe, b. Macklot: *Jac. Fried. Maler's* u. s. w. *Algebra zum Gebrauch, hoher und niederer Schulen.* Fünfte Auflage, von *G. Fr. Wucherer*, evang. Stadt- und Universitäts-Pfarrer, auch öffentlichem Lehrer der Physik an der Universität zu Freyburg. 1810. XVI u. 296 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Diese Schrift, welche von einem unserer ersten deutschen Mathematiker, dem verewigten *Kästner*, in den göttinger gelehrten Anzeigen für ein sehr nützliches Werk erklärt wurde, bey der zweyten Ausgabe im J. 1768 von demselben mit Zusätzen und Verbesserungen versehen, an das Licht getreten ist, und nunmehr zum fünften Male aufgelegt erscheinet, bedarf weder des Lobes, noch einer Empfehlung. Der Zweck gegenwärtiger Anzeige sey daher, in Kurzem darzulegen, was in dieser jüngsten Ausgabe von dem neuen Herausgeber zum Besten des Buchs geleistet worden ist. Nach der Vorrede des Hn. *W.* läst sich Alles dieses unter folgende Hauptgesichtspuncte bringen. An 29 Stellen wurden Verbesserungen vorgenommen; an 31 Stellen finden sich Erläuterungen allgemeiner Ausdrücke durch Zahlen; an 19 Stellen sind Parallelaufgaben in Zahlen beygefügt; an 22 specielle Aufgaben wurden allgemeine Formeln gehängt, und Zusätze nebst deutlicheren Entwickelungen des Gesagten findet man an 43 Stellen. Wir haben sowohl das Veränderte in dieser neuen Ausgabe mit der vierten genau verglichen, als auch das Neuhinzugekommene auf das sorgfältigste geprüft, und müssen dem Herausgeber das Zeugniss ertheilen, dass durch seine Bemühungen, mit Ausnahme von Wenigem, das Buch an Deutlichkeit, Vollständigket und praktischer Brauchbarkeit bedeutend gewonnen habe. Zugleich hat er sich bemühet, den Text der frühern Auflage von

dem ekelhaften Überflusse der vielen Kommaten gehörig zu reinigen, und die grosse Menge der Druckfehler zu verbessern. Dieses Letzte ist ihm zwar häufig gelungen, allein eine nicht unbedeutende Menge von *neueingeschlichenen* Fehlern der Art haben sich eingefunden. Wir müssen es daher durchaus missbilligen, dass nach dem Abdrucke der Schrift diese Fehler nicht sorgfältig sind, aufgesucht, und zum Besten der Anfänger in ein Verzeichniss gebracht worden, da Jedermann weiss, wie sehr man in algebraischen Werken auf typographische Genauigkeit zu sehen hat.

Diesem allgemeinen Urtheile fügen wir noch folgende, theils kritische, theils berichtigende Bemerkungen bey. — Die Worte des verbesserten §. 37 hätten wir, grösserer Deutlichkeit wegen, lieber so ausgedrückt: Hieraus erhellet, dass es auch da, wo eine negative Grösse von einer negativen abgezogen werden soll, wieder eben so viel sey, als wenn sie in eine gleich grosse positive verwandelt, und zu dieser addirt würde. — In §. 151 sollte auf der untersten Zeile anstatt *wo* besser *worin* stehen. Auf der folgenden Seite muss man auf der 9ten Zeile v. ob. statt $+ \sqrt{f}$ setzen $\pm \sqrt{f}$. — In §. 155 S. 128, Z. 4 v. ob. muss anstatt $\frac{b^2}{2} - a$ gesetzt werden $\frac{b^2}{4} - a$. Auf derselben Seite Zeile 5 fehlt nach $y - \frac{b}{2}$ das Gleichheitszeichen. Auch hätte die Periode Z. 8 und 9: *Hier ist in* §. 151 u. s. w. bis zum Puncte ganz wegfallen können. — In §. 189 a. fehlt S. 158, Z. 13 v. ob. bey der Grösse unter dem Wurzelzeichen der Divisor 2. Ebendas. Z. 14 muss in der Wurzelgrösse statt $- 4ud$ gesetzt werden $+ 4ud$. In §. 218 muss S. 187, Z. 3 v. ob. nach $(n - 1)\, lm$ statt $-$ das Gleichheitszeichen gesetzt werden. Ebend. Z. 6 v. ob. fehlt vor $(5 - a)$ der Buchstabe l. — In §. 244. S. 213 muss Z. 5 v. u. für $\frac{a}{m}$ gelesen werden $\frac{n}{m}$. In §. 249, S. 216, Z. 3 v. unt. muss anstatt ma gesetzt werden m^2a. Auf S. 218, Z. 4 v. ob. steht $n - 1$ unrichtig als Exponent und sollte mit grösserer Schrift und tiefer dastehen. — In §. 10 des Anhangs blieb S. 285, No. 11 in der ersten Zeile der Fehler, dass es $\frac{89 + 90}{2}$ anstatt $\frac{89 \times 90}{2}$ heisst. In §. 41 a sind wir zwar mit dem Herausgeber der Meinung, für den Satz: Bey der Multiplication entgegengesetzter Grössen geben einerley Zeichen ein positives, verschiedene aber ein negatives Product, einen strengeren Beweis, als den *malerischen*, führen zu müssen. Allein die Darstellung des Herausgebers können wir an der Stelle desshalb nicht billigen, weil sie den Anfänger nicht mit der Natur dieser Rechnung bekannt macht. Die bündige *kästnerische* Beweisart hätte hier eine zweckmässigere Stelle gefunden. — In dem *ersten* Beyspiele des §. 47 fehlt in dessen vierter Zeile v. ob. nach $+$ ab die Grösse $+ b^2$. In dem zweyten Beyspiele lese man in der dritten Zeile v. ob. a^2 anstatt a. — In §. 113, Z. 8 v. ob. ist die Grösse unter dem Wurzelzeichen unrichtig ausgedrückt, und sollte heissen: $\sqrt{\frac{a^2}{4} + b}$. In §. 115, S. 92, Z. 16 v. ob. muss, anstatt der ersten Grösse, $21 : \frac{7}{3}$ gesetzt werden.

Δ.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Stuttgart*, b. Löflund: *Stereometrische Formeln nebst ihrer Herleitung zur Erleichterung praktischer Berechnungen von Körpern.* 1810. 26 S. 8. (4 Gr.)

Dieses Werkchen zerfällt in zwey Abschnitte. Der 1ste enthält die Formeln ohne Beweis in 56 Numern, auf zehn Seiten. Der 2te enthält unter eben so viel Numern die Entstehung und Herleitung. Mancher Numer sind 4, 6, 10 Zeilen, als Erläuterung; hie und da sind auch Figuren beygesetzt, um den Sinn der Deduction deutlich zu machen. In den bekannten Hauptzahlen für den Kreis sind nicht bloss die Ziffern 4,14 oder 0,785, sondern um schärfere Resultate angeben zu können, die genaueren 3,141592 und 0,785392 und die damit in Verbindung stehende Folge-Grösse angewendet. Man findet mehrere Aufgaben aufgelöst, welche in vielen Lehrbüchern der Stereometrie, die nicht unter die schlechten gehören, gar nicht berührt sind; z. B. die von der Anzahl der Breter, welche aus einem Balken sich schneiden lassen, wenn der Sägeschnitt (1:p) Zoll, d. h. $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{8}$, Zoll ... beträgt; — die von Zonen bey Kugelabschnitten, Oberfläche und Inhalt. Die Ausmessung des Inhalts von Kohlen-Meilern. — In dieser Hinsicht enthalten die so wenigen Blätter eine seltene Reichhaltigkeit. Geometer, welche sie benutzen wollen, müssen freylich Buchstaben-Rechnung kennen, und Begriffe aus den Elementen der Stereometrie mitbringen; aber zuviel wird ihnen nicht zugemuthet. Auf Differential-Rechnung wird nur in Einer Stelle hingewiesen. Wir empfehlen dieses Werkchen mit aufrichtiger Überzeugung von seinem Werth.

Ar.

Gotha, b. Becker: *Rechenbuch für Bürger- und Land-Schulen.* Von *Fr. Kries*, Prof. am Gymnasium zu Gotha. 1804. 128 S. 8. (6 Gr.) Zweyte sorgfältig durchgesehene und verbesserte Auflage. 1805, X u. 118 S. 8. (6 Gr.)

Dieses Buch enthält zwar nur die ersten Anfangsgründe der Rechenkunst, nämlich nur die sogenannten vier Species in unbenannten und benannten Zahlen, die Brüche, und die Regeldetri, bey welcher letzteren jedoch auch die sogenannte Gesellschafts- oder Alligations-Rechnung und Regula de quinque vorkömmt: allein diese Rechnungen machen doch nicht nur den ganzen Inbegriff derjenigen arithmetischen Kenntnisse aus, die dem Bürger und Landmanne zu seinem ordentlichen Fortkommen unentbehrlich sind, sondern in ihnen bestehet bekanntlich auch die Grundlage des eigentlichen wissenschaftlichen Unterrichts in der Arithmetik; und Hr. *K.* hat sie so lichtvoll und gründlich in einer deutlichen, reinen Sprache vorgetragen, und ist allen Irrthümern, in welche sonst Landschullehrer sowohl, als Lernende, besonders in den Rechnungen mit benannten Zahlen leicht verfallen, so vorsichtig begegnet, dass dieses Buch immer das beste Muster einer guten Anweisung, die erwähnten Rechnungsarten zu erlernen, bleiben wird. Aus diesem Grunde ist es auch schon mit Genehmigung des Herzogs von Gotha in den herzogl. gothaischen Landen auf den Landschulen allenthalben als Lehrbuch eingeführt worden, und es ist sehr zu wünschen, dass auch andere Regenten, nach diesem Muster in ihren eigenen Landen ein Rechnungsbuch für Bürger- und Land-Schulen besorgen lassen möchten.

V. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1811.

PHYSIK.

1) Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Meteorologisches Jahrbuch zur Beförderung gründlicher Kenntnisse von allem, was auf Witterung und sämmtliche Lufterscheinungen Einfluss hat.* Bearbeitet von einer Gesellschaft gelehrter Witterungsforscher, und herausgegeben von Dr. *Karl Const. Haberle.* Erster Jahrgang. Mit 2 Kupf. u. einer meteorologischen Charte. 1810. XXXII u. 576 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Meteorologisches Tagebuch für das Jahr* 1810, von Dr. *K. C. Haberle.* Nebst angehängten Witterungsvermuthungen des Hn. *Lamark* und eines prager Meteorologen. Mit Kupfern. 1810. XVI u. 244 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Kleiner Witterungsanzeiger für den Bürger, Landmann und jede Haushaltung,* von Dr. *K. C. Haberle.* Nach Anleitung dessen grösseren meteorologischen Tagebuchs für das Jahr 1810. 28 S. 12. (3 gr.)

4) Ebendaselbst: *Meteorologisches Jahrbuch.* Zweyter Haupttheil. *Praktische Witterungslehre.* Oder *Tagebuch der vermuthlichen Witterung des Jahres* 1811, von Dr. *K. C. Haberle.* Januar bis July. 1811. XXIV u. 180 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

5) Ebendaselbst: *Meteorologische Hefte für Beobachtungen und Untersuchungen zur Begründung der Witterungslehre;* bearbeitet von mehreren Gelehrten und Freunden der Naturforschung, und herausgegeben von Dr. *K. C. Haberle.* Ersten Bandes erstes und zweytes Stück. 1810. 1811. VI u. 208 S. 4. Diesen ist angehängt: *Tabellarische Übersicht der geocentrischen Constellationsverhältnisse für jeden Tag des 1811 Jahres.* Erste Hälfte. Januar bis Junius. XXX S. 4. (3 Rthlr. 6 gr.)

So sehr jedes Bemühen, in das scheinbare Gewirre, welches die Erscheinungen der Natur uns darbieten, mehr Licht zu bringen, unsere Aufmerksamkeit und unseren Dank verdient: so sehr ist es Pflicht, jeden Versuch dieser Art sorgfältig zu prüfen, damit nicht eine mit parteyischer Vorliebe ergriffene Hypothese uns irre leite, und blossen Traumbildern nachzujagen verführe. Hn. H's. Unternehmen, die Witterung voraus zu verkündigen, worauf er in allen vorliegenden Schriften hinarbeitet, ist unstreitig ein so schwieriges, ein so oft misslungenes, dass man nicht wohl anders kann, als besorgen, auch hier werde der unparteyische Forscher nicht völlig befriedigt werden. Doch sind wir weit entfernt, ein vorlautes Urtheil aussprechen zu wollen; wir wollen vielmehr getreu berichten, was Hr. *H.* uns giebt, und dann Gründe mittheilen, die uns bestimmen, nicht ganz mit ihm einzustimmen.

No. 1 und 2 gehören als zwey Haupttheile des Jahrbuchs 1810 zusammen. No. 1 enthält die theoretische, No. 2 die praktische Witterungslehre. In der theoretischen Witterungslehre giebt der Vf. Rechenschaft von Allem, was auf Witterung Einfluss hat oder haben könnte; man findet daher hier Astronomie, Physik und eine Menge von Dingen, die man hier eben nicht erwartet —: doch wir müssen diess im Einzelnen anführen. Rec. übergeht die Einleitung, kann aber doch die Bemerkung nicht unterdrücken, dass die ins Spasshafte getriebene Vergleichung der Witterungserscheinungen mit einem Schauspiele ihm sehr missfallen hat; ernsthafte Betrachtungen in Spässe einzukleiden, ist auf jeden Fall ein bedenkliches Unternehmen, und schreckt den Leser eher zurück, als dass es ihn anlocken sollte.

I Abth. *Astronomische Vorkenntnisse.* Man findet hier eine Menge astronomischer Lehrsätze, die zum Theil recht fasslich vorgetragen sind, und die von Manchem gewiss mit Vergnügen gelesen werden; indess ist der Vortrag nicht eigentlich systematisch, und wird keine gründliche Kenntniss der astronomischen Lehren bewirken. Im Ganzen sind diese Vorkenntnisse ganz richtig und gut abgehandelt; doch finden sich einzelne Irrthümer. So ist es z. B. §. 51 ganz unverständlich, wie man aus der Lage der Pole der Ekliptik den Standort der Sonne kann kennen lernen. §. 54 ist es unrichtig, dass den Bewohnern des Äquators die Bewegung der Sterne schneller erscheine. §. 55. Dass Kreise, unserem Meridiane parallel, auch Meridiane sind, hat Rec. nie gehört. §. 66 meint Hr. *H.*, die Vorstellung von der Gestalt der Planetenbahnen werde wegen der eigenen Bewegung der Sonne Änderung leiden —; Rec. kann hierin nicht einstimmen. §. 67. Dass die Umdrehung der Planeten um ihre Axe langsamer geschehe in der Sonnennähe, als in der Sonnenferne, passt wenigstens für die Erde nicht.

Der Vf. kommt im zweyten Abschnitte dieser Abtheilung seinem Hauptzwecke näher, und handelt von den besonderen Verhältnissen der Himmelskörper zu einander. Hier aber verfällt er sogleich §. 83 in einen merkwürdigen Irrthum; er nimmt nämlich an,

daſs alle Planeten gegen die Sonne drücken, und daſs ſie alſo bey ihrer Oppoſition auf die Erde, als zwiſchen dem Planeten und der Sonne liegend, drücken müſſen. So viel uns bekannt iſt, hat nie Jemand Beweiſe für dieſen Druck gegeben; die Hypotheſe müſste alſo erſt ganz neu und feſt begründet werden, ehe es erlaubt ſeyn wird, etwas zur Beſtimmung der Witterung daraus herzuleiten —; und daſs dieſe Begründung je Statt finden werde, bezweifeln wir gar ſehr. Eben ſo ungewiſs iſt, was Hr. *H.* ſonſt von Einflüſſen der Planetenſtände auf die Witterung ſagt; aber wir verſchieben unſere Anmerkungen auf die Stelle, wo er umſtändlich hievon handelt. Die Nachrichten von der Gröſse und übrigen Beſchaffenheit der Himmelskörper, welche jetzt folgen, gehören eigentlich kaum hieher; ſie ſcheinen im Ganzen aus guten Quellen geſchöpft zu ſeyn; aber nirgends giebt der Vf. an, wie man zu den Kenntniſſen gelangt iſt, die er erzählt, und ſo erſcheint denn jede noch ſo feſt begründete aſtronomiſche Lehre in eben dem Lichte, wie es die ſeichteſte Hypotheſe auch könnte, und der unkundige Leſer muſs bloſs dem Anſehen des Meiſters trauen. Irrthümer und ſchwache Stellen finden ſich auch hier. §. 87 ſagt Hr. *H.*, es ſey unentſchieden, ob das platoniſche Jahr von 25700 Jahren auf eine Umlaufszeit der Sonne in irgend einer Bahn hindeute —; dieſes iſt nicht unentſchieden, ſondern es iſt gewiſs, daſs das Zurückgehen der Nachtgleichen von ganz anderen Umſtänden herrührt, als von der durch *Herſchel* zuerſt entdeckten Bewegung der Sonne gegen das Sternbild des Herkules zu.

Wir heben einige dem Vf. eigenthümliche Gedanken aus, die auf ſeine meteorologiſchen Meinungen Beziehung haben. S. 106. Daſs die Sonne zur ſonnenartigen Natur veredelt iſt, leitet Hr. *H.* theils aus der Einwirkung der Planeten auf ſie, theils aus der Gröſse der Sonne her, vermöge welcher ſie mit den benachbarten Sonnenſternen in ſteter phyſikaliſch-chemiſcher Wechſelwirkung ſteht; eine Folge dieſer Wechſelwirkung ſoll die Lichthülle ſeyn. S. 108. Nicht alle Gegenden der Sonne werden von auſsen her zu gleicher Lichtabſcheidung gereizt, daher entſtehen die ungleich leuchtenden Stellen der Sonne. S. 117. Unſere Sonne befindet ſich in elektriſcher Wechſelwirkung mit den benachbarten Sonnen, und die ſtärkſte Lichtproduction findet oberhalb derjenigen Sonnengegenden Statt, welche jedesmal am geradlinigſten mit den benachbarteſten Sonnen in elektriſcher Wechſelwirkung ſtehen. Auch Kometen und Planeten wirken hierauf mit ein, und man ſollte nun Beobachtungen anſtellen über den Stand der benachbarten Fixſterne, der Planeten und Kometen, und über die gleichzeitige Lage der jedesmaligen Sonnenflecken und Sonnenfackeln. — Von dieſen Beobachtungen kann Rec. Folgendes ſicher behaupten, obgleich noch keine nach Hn. *H's.* Anſicht angeſtellt ſind. Da einerley Fixſtern von der Sonne aus immer nach einerley Richtung geſehen wird: ſo könnte die Einwirkung der Fixſterne nicht Sonnenfackeln oder Sonnenflecken bald an dieſer, bald an jener Stelle der Sonne hervorbringen, ſondern es würde immer der eine (wir wollen annehmen gegen den Sirius gekehrte) Punct mehr Neigung zur Lichtentwickelung zeigen, und ſo lieſsen ſich allenfalls Streifen erwarten, aber nicht Flecken, die bald in gröſserer, bald in geringerer Entfernung vom Sonnen-Äquator entſtehen. Etwas Ähnliches gilt für den Einfluſs der entfernteren Planeten, welche während einer Rotation der Sonne ihren Stand gegen den Sonnen-Äquator wenig ändern. Indeſs wiſſen wir wohl, daſs Hr. *H.* durch dieſe Betrachtung und durch tauſend ähnliche nicht widerlegt wird, indem der, welcher eine Hypotheſe verfechten will, und einmal beſtimmt ſich für dieſe Neigung erklärt hat, nie zu widerlegen iſt, da ſich leicht zehn und zwanzig Hülfshypotheſen finden, um jene, wenn ſie zu ſinken droht, zu unterſtützen. — S. 143 werden auch die Erdbeben als Folgen elektriſcher Wechſelwirkungen der Himmelskörper auf einander angeſehen, und es wird angedeutet, daſs die vielen vulcaniſchen Berge des Mondes wohl Folge ſeiner öfteren Durchgänge durch die von der Sonne nach der Erde gezogene geraden Linie ſeyn könnten. — S. 189. Es giebt Kometen, die ohne Kern erſcheinen; ſie ſind gleichſam zu Lichtgallerten gerinnende erſte Spuren künftiger Weltkörper, das Licht fängt an ſich zu ſcheiden von der Finſterniſs, d. h. von dem wägbaren Urſtoffe. Alle Himmelskörper hatten einen gleichen Anfang. (Wer erſtaunt hier nicht über Hn. *H's.* groſse Weisheit!) S. 195. Der Schweif des Kometen kann die Erde weder überſchwemmen noch verbrennen; kömmt aber ein genäherter Komet in Hintereinanderreihung mit dem Monde und der Erde, oder mit der Sonne und der Erde: ſo kann Trübung des Himmels entſtehen; denn es wird aus derjenigen Luft, welche verdichtet wird, Licht frey, das frey werdende Licht erhöht die Temperatur der übrigen Luft u. ſ. w. — Dieſes mag genug ſeyn, um zu zeigen, wie ſchon hier Träume an Träume ſich reihen, und Träume aus Träumen ſich erklären; denn von allen den elektriſchen Einwirkungen, von denen Hr. *H.* hier mit ſo entſchiedener Sicherheit redet, aus denen ſich Alles ſo ſchön erklären ſoll, hat bisher Niemand etwas gewuſst, und nach Allem, was der Vf. über ſie ſagt, wird Jeder geſtehen müſſen, daſs ſie noch immer Traumgebilde ſind. Merkwürdig iſt doch auch noch, daſs Hr. Juſtizrath *Schröter* hier immer als verbrüdert mit Hn. *H.* erſcheint, ſo daſs man denken ſollte, Hr. *S.* ſey ganz mit Hn. *H.* einig; da doch Rec. ganz beſtimmt aus *Schröters* eigenem Munde weiſs, daſs ihm dieſe Verbrüderung ſehr unangenehm iſt, und daſs er vielmehr gar nicht begreift, wie man ſo dreiſt ſeyn könne, ihm eine Einſtimmung mit den Wetterpropheten Schuld zu geben.

Die in dieſem Abſchnitt häufig vorkommenden Zahlenbeſtimmungen haben wir nicht beſonders verglichen, ſie ſcheinen meiſtens ſehr richtig; nur iſt es auffallend, daſs der Vf. die Entfernung der Planeten von der Sonne bis auf einzelne Meilen angiebt, da der Kenner doch recht gut weiſs, daſs wir hier Irrthümer von 1000 Meilen und mehr verſchmerzen müſ-

fen. Eine so übertriebene Genauigkeit in den Angaben sieht immer der Charlatanerie ähnlich.

II Abth. *Vorkenntnisse aus der mineralogischen Erdkunde.* Der Vf. macht hier aufmerksam auf den Einfluss des Bodens auf die Witterung. Unstreitig ist hier noch Vieles zu erforschen übrig, und jeder Beytrag, welchen der Vf. uns aus Erfahrungen liefern wird, werden wir mit Dank annehmen. Rec. kann das Einzelne, was der Vf. hier sagt, nicht mit Erfahrungen vergleichen, und also nicht gründlich beurtheilen: sehr merkwürdig aber würde es seyn, wenn es sich bestätigt, dass z. B. basaltische Berge und Berge von grossem Metallgehalte sich bey Anziehung und Verdichtung der Dünste und Wolken wirksamer als andere zeigen. Vorsicht müssen wir indess auch bey diesen Behauptungen empfehlen, da man sehr leicht irre geleitet werden kann bey Erscheinungen, wo so viele Ursachen zugleich wirksam sind. — Von dem Einflusse der Gebirgszüge auf die Witterung einzelner Länder wird hier nur wenig erwähnt; unstreitig ist er sehr wichtig, und des Vfs. versprochene orographische Charte möchte wohl weit nützlicher seyn, als alle seine Constellations-Berechnungen. Für diese ist er aber so eingenommen, dass er ganz bestimmt bey gleichen Constellationen auch gleiche Witterung voraussagt: „denn völlig gleiche Ursachen müssen auch völlig gleiche Wirkungen hervorbringen." — So ist also die ganz unerwiesene Hypothese, dass die Constellationen überhaupt die Witterung bestimmen, hier auf einmal in die Rechte der vollständigsten Souveränität eingesetzt —, und das ohne alle Gründe durch einen blossen Machtspruch.

III Abth. *Tellurische Atmosphärognosie. — Von den Luftarten, vom Wärmestoff, vom Lichtstoff, von der Elektricität.* Das freye strahlende Sonnenlicht scheine eine Verbindung der ungleichnamigen Elektricitäten zu seyn; man müsse vielleicht zwey Lichtmaterien als positive und negative unterscheiden u. s. w. Elektricität und Wärme mögen wohl aus der Lichtmaterie und einem wägbaren Stoff bestehen, letzteren aber so verdünnt enthalten, dass er uns als unwägbar scheine. — Zwey Körper, welche mit entgegengesetzten Elektricitäten auf die zwischen ihnen enthaltene Luft oder Wasser wirken, sind fähig, Luft und Wasser umzuändern; ungeachtet der grossen Entfernung, sind die Himmelskörper gross genug, um ähnliche Wirkungen auf die zwischen ihnen befindliche Luft hervorzubringen. Magnetismus ist Elektricität — dieses soll aus *Ritters* Versuchen unstreitig erhellen —, und wird durch Licht bewirkt. Überhaupt hat alle Verschiedenheit der Körper nur ihren Grund in dem ihnen beygemischten Lichte beiderley Art. — Diese und viele andere ganz neue Lehren werden hier mit einer Dreistigkeit behauptet, die in Erstaunen setzt; an Beweise ist nicht zu denken, und wer sie allenfalls fodern möchte, der wird vermuthlich ehrfurchtsvoll zurückbeben, wenn er S. 518 Folgendes liest: „Das Licht ist das Band, welches alle Theile des Universums verknüpft; wer dieses Band verkennt, der ist verblendet, der ist wahrhaft zu bedauern, denn er verleugnet das Heiligste, das einzig Wirksame in der Natur." — Leider muss Rec. sich zu den Bedauernswürdigen zählen, welche von der Existenz eines positiven und negativen Lichtes nichts wissen, und alle die dreisten Behauptungen des Vfs. nicht begreifen; aber freylich, so geht es allen denen, die nach Beweisen fragen, und nicht durch innere Kraft des Geistes selbst das Unglaubliche für wahr zu halten gedrungen werden. Dürfte Rec. nach *seiner* Ansicht etwas bedauern: so würde er sagen, dass es gar sehr zu bedauern ist, dass Hr. *H.* durch seine dreiste Darstellung unkundige Leser irre führt, welche alle diese Hypothesen, wovon auch nicht ein Pünctchen erwiesen ist, auf Glauben annehmen werden, und sich in das Labyrinth werden hineinführen lassen, welches er ihnen öffnet, und welches er ihnen so kühn als den Weg des Lebens anempfiehlt.

Wir haben aus diesem Abschnitte nur wenige der zahlreich vorkommenden neuen Lehren angeführt, und haben die mit eingemischten bekannten Wahrheiten ganz übergangen — der Raum erlaubte uns nicht, mehr mitzutheilen. Dennoch würden wir von der zweyten Hälfte (eigentlich dem 3. Capitel) dieser Abtheilung etwas umständlicher reden müssen, wenn es irgend möglich wäre, einen klaren Auszug aus des Vfs. Gedanken zu geben. In dieser zweyten Hälfte beschäftigt sich nämlich der Vf. mit den Ursachen der Veränderungen in der Atmosphäre, bey denen das positive und negative Licht wieder eine grosse Rolle spielt. Wie eigentlich das „polare Auseinandertreten des schlummernden beiderley Lichts" durch elektrisch magnetische Wechselwirkung entstehe, wird so deutlich erklärt, wie es das *obscurum, per aeque obscurum* erläutert, erlaubt. — Der Vf. nimmt an, die elektrische Wechselwirkung zweyer Körper mache desto weniger Licht aus dem Himmelsoceane frey, je *näher* diese Körper einander stehen. — Die Luft-Erwärmung wird ausser dem einströmenden Sonnenlichte vorzüglich dadurch vermehrt, wenn durch Hintereinanderreihung mehrerer Himmelskörper die Lichtabscheidung aus dem Himmelsoceane zunimmt. — Ausser diesen hypothetischen Behauptungen findet sich auch viel Gutes und Wahres in diesem Abschnitte; aber systematische Ordnung vermisst man auch hier, und daher übersieht man nicht einmal, ob der Vf. durch Gründe (möchten sie auch noch so ungenügend seyn) zu seinen Hypothesen geleitet ist, oder ob er sie bloss auf gut Glück ergriffen hat.

Aus der IV und V Abtheilung, *von der Einwirkung der Pflanzen und Thiere auf die Atmosphäre,* wollen wir nur die eine Bemerkung ausheben, dass auch die Salubrität der Luft bald durch Übermass von positivem Lichte, bald durch Übermass von negativem Lichte vermindert werde.

VI Abth. *Meteoronomie,* d. i. *Lehre von den Veranlassungen zur Naturwirksamkeit der ätherischen und atmosphärischen Massen.* Da der Vf. überall auf diesen Abschnitt verweiset: so werden wir hier etwas länger verweilen, und den eigentlichen Grund für seine Meinungen aufzufinden suchen müssen. Er sucht zuerst zu zeigen, dass aus der Verschiedenheit zweyer Urwesen, eines stets expandirenden und ei-

nes stets contrahirenden., sich nicht alles, z. B. nicht die Acidität und Alkalität, herleiten lasse; eben so wenig tauge hiezu *Franklins* positive und negative Elektricität. Weil aber, fährt er fort, Elektricität nichts anderes ist, als Licht mit etwas ponderabler Materie verbunden: so ist es nothwendig, eine zwiefache ursprüngliche Verschiedenheit des Lichts anzunehmen. [Die Beweiskraft dieses Schlusses ist wohl nicht die gröfste, da der so kühn angenommene Vordersatz gar keinen Grund für den Nachsatz enthält.] Die rothen und benachbarten Sonnenstrahlen sind oxygenisirend, die violetten und benachbarten hydrogenisirend. — In der Meteorologie ist vorzüglich die Lehre von Elektricitätserregung durch Vertheilung wichtig; denn auf ganz ähnliche Weise wird durch zwey entfernte Weltkörper in der ätherischen Flüssigkeit des Himmelsoceans die neutralisirte Mischung des beiderley Lichts zum polarischen Auseinandertreten gebracht. [Woher wissen wir denn das? — Hievon soll uns erst der folgende Jahrgang unterrichten, obgleich wir vorhin immer auf diesen sechsten Abschnitt hingewiesen wurden, und Rec. befindet sich daher in der unangenehmen Lage, den immer mehr retirirenden Autor laufen zu lassen; auch macht er sich wenig Hoffnung, dass der schüchterne Feind uns im nächsten Jahrgange Rede stehen werde.] Es folgen nun S. 504 tiefe Aufschlüsse über die ganze Natur, die wir doch zum Theil ausheben müssen. — Jede Art des Lichts strebt, sich mit der schweren Materie zu verbinden, und jedes giebt, wenn es diese Verbindung zu Stande bringt, der Materie einen bestimmten Charakter, welcher bey höheren Graden der Mitverbindung des säuernden Lichts sauer ätzend, bey höheren Graden der Mitverbindung des kalisirenden Lichts laugenhaft ätzend wird. Das zweyerley Licht strebt gleichfalls, sich mit einander zu verbinden; daraus entsteht dann bey gehöriger Proportion neutrales, weisses Licht. Hat sich eine Art von Licht mit ponderabler Materie verbunden: so zieht es die andere Art von Licht an, und bewirkt so eine gröfsere Verbindung von Licht mit dieser Materie. — Je mehr Licht in die Verbindung eingeht, desto mehr nimmt die Dichtigkeit ab, und endlich kann sogar die Materie ganz verlarvt und imponderabel werden. Der Vf. erzählt uns nun, welchen Verbindungen vorzüglich Härte und Sprödigkeit, oder welchen Dehnbarkeit eigen ist u. s. w. — Nur das hydrogenisirende Licht, vorwaltend mit bildbarer Materie verbunden, macht ponderable Körper verbrennbar. Oxygenisirendes Licht ist stärker erwärmend als hydrogenisirendes oder kalisirendes Licht. — Licht übt Druck gegen Licht aus, Licht stöfst Licht fort; ohne dieses anzunehmen, könnte man nicht begreifen, wie wir die ganze Rundung der Lichtsphäre der Sonne durchs Auge empfinden können. — Das beiderley Licht des Himmelsocean ist mit ponderabler Materie, aber in geringem Grade, belastet; eine solche Mischung nennen wir Elektricität; also ist der Himmelsocean in der That als aus neutraler Elektricität bestehend zu betrachten. Die Himmelskörper schwimmen in diesem Ocean, und es dürfte sich ausweisen, dass sie doch wirklich von dieser ätherischen Unterlage getragen werden [wo ist denn *unten* im Weltraum? — fragt Rec.], und dass der Abstand jedes Planeten von der Sonne bloss abhänge von dem Verhältniss seiner Gröfse zu seiner Dichtigkeit und von der Stärke seiner eigenthümlichen Elektricität. — Dass die Himmelskörper reichlich elektrisirt und magnetisirt sind, dafür giebt es der Belege viele. [Eigentlich wohl *gar keine;* es müsste denn seyn, dass man Hn. *H's.* Worte als *dicta probantia* (obgleich ohne allen Grund) annehmen wollte.] Das, was die Himmelskugeln aus einander hält, ist die Spannkraft des Äthers, und des aus ihm entwickelten reinen oder zu Elektricität schwach verlarvten Lichts. Der Gravitationsdruck der Himmelskörper gegen einander spannt die Elasticität des Äthers, indem er ihn momentan zusammendrückt; da aber der Äther seitwärts ausweichen kann: so ist diese Vermehrung der Elasticität nur vorübergehend, und würde die Himmelskörper nicht hindern, gegen einander zuzufallen. Ob das Zusammenfallen zweyer gegen einander gravitirender Himmelskörper dadurch gehindert wird, dass der eine, z. B. die Sonne selbst, fortrückt, sey noch unentschieden, sagt der Vf., ihm scheine aber, trotz der gebogenen Diagonale der Richtung des Falles, dennoch der gravitirende Körper, wenn es nicht bloss bey dem Bestreben zum Falle bliebe, den anderen im Fallen erreichen zu können. — [Es erhellt hieraus nicht ganz klar, ob die wahren Gesetze der Bewegung der Himmelskörper dem Vf. fremd sind; aber es hat wenigstens sehr den Anschein: denn er spricht von einer dem Gravitationsdrucke entgegenwirkenden Kraft, die man längst anzunehmen genöthigt worden, die aber bisher nicht zu erklären gewesen sey. — Eine solche Kraft hat weder *Newton* noch irgend einer seiner Nachfolger angenommen.]

Aber wir sind es müde, Sätze abzuschreiben, die doch nur dazu dienen können, es zu documentiren, dass die ganze Hypothesenreihe des Vfs. ein willkührliches Bauwerk ist, gegründet auf keine Thatsachen, bewiesen durch nichts, verknüpft bloss durch leere Worte; dass der Vf. nicht davon ausging, zu erforschen, was die Natur thue und wirke, sondern dass er uns Fabeln erzählt von einer Natur, deren Existenz wenigstens ganz unerwiesen ist. So hart es uns ist, ein solches Urtheil auszusprechen: so können wir doch nicht umhin, es laut zu bekennen, dass alle diese Hypothesen uns um keinen Schritt in der Kenntniss der Natur weiter bringen, ja dass sie von schädlicher Wirkung sind, da sie den Unkundigen mit blendendem Scheine bestechen, und sein Auge von der wahren Naturforschung ablenken. Hätte Hr. *H.* doch seine nicht geringen Kenntnisse erst zu vervollkommnen, und dann zu wahrem Nutzen der Wissenschaft anzuwenden gesucht; könnte er sich noch entschliessen, den Weg leerer Hypothesen zu verlassen, und mit freyem Geiste die Natur zu erforschen —: wie viel mehr würde er dann leisten können, und wie gern würden wir ihm Dank und Verehrung darbringen! —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1811.

PHYSIK.

Beschluss der Recension

von

Haberle's meteorologischen Schriften.

Die VII Abtheilung, *Witterungs-Beurtheilungslehre* betitelt, übergehen wir; nur eine Stelle S. 569 verdient eine rühmliche Auszeichnung. Wenn man hier lieset, wie gut Hr. *H.* die ächte Methode der Naturforschung kennt: so muss man sich wundern, dass er sie in den vorigen Abschnitten so wenig befolgte. Hätte der Vf. damit angefangen, die jetzige und vorige Witterung mit der Constellation zu vergleichen: so würden wir zwar unserer Privatansicht nach uns davon wenig versprochen haben, da der Einfluss des Uranus und der kaum sichtbaren neuen Planeten, ja selbst aller Planeten, uns wenig wahrscheinlich dünkt; aber gewiss hätten wir dieses Befragen der Natur nicht gemissbilligt. Das aber mussten wir missbilligen, dass er uns einen dicken Band voll grundloser Hypothesen darbringt, um seiner Meinung das Ansehn von theoretischer Begründung zu geben, und uns fürchten lässt, dass er uns mehrere Jahre lang mit ähnlichen Neuigkeiten behelligen werde.

Dem Buche ist eine Charte beygefügt, welche für alle Gegenden der Erde die beständigen oder auch periodischen Winde darstellt, nebst den vorzüglichsten Seestürmen. Diese Charte wird gewiss vielen Lesern angenehm seyn, da sie nach gut gesammelten Nachrichten entworfen zu seyn scheint.

Über das unter No. 2 angeführte *Tagebuch* werden wir uns ziemlich kurz fassen können. Wenn die Grundlage der *haberle*schen Hypothesen auf unsichern Stützen ruht, oder vielmehr völlig unhaltbar ist: so dürfen wir uns von dem Gebäude wenig versprechen. Die Einleitung ist recht brav geschrieben; der Vf. verspricht da, dass er selbst der erste seyn wolle, der von der Hypothese, die Witterung werde durch Constellation bestimmt, abtreten werde, wenn er einsehe, dass er sich geirrt habe. Möge er diesem Vorsatze redlich treu bleiben! — Was er übrigens hier bemerkt, dass die localen Witterungsumstände sehr beschränkter Gegenden in diesen Vorausverkündigungen nicht gemeint sind, ist einleuchtend; wir würden auch sehr zufrieden seyn, wenn Jemand nur den Hauptgang der Witterung vorauszusagen vermöchte.

Dieses Tagebuch giebt nun die Witterung für jeden Tag des Jahres an, doch spricht der Vf. hier bescheiden: es könnte wohl so seyn; der Stand des Mondes scheint diess zu bewirken u. s. w. Zuweilen finden sich an demselben Tage Gründe für ganz entgegengesetzte Beschaffenheit der Witterung, welches für die Wetterprophezeihung immer das Beste ist. — Diese Vorausverkündigungen mit der wirklich erfolgten Witterung zu vergleichen, wollen wir Anderen überlassen; der Vf. selbst hat schon bekannt, dass nicht Alles zugetroffen ist; aber da es glücklicher Weise so sehr viele Planeten und noch mehr Kometen und Fixsterne giebt: so wird man aus dem, was wir schon angeführt haben, leicht übersehen, dass sich immer Rath schaffen lässt, um Theorie und Erfahrung in Einstimmung zu bringen; man braucht ja nur zu sagen, der Einfluss der Juno oder der Vesta hat sich kräftiger gezeigt, als wir dachten, oder endlich gar, es muss noch unbekannte Planeten geben, die gerade jetzt allen anderen Einwirkungen entgegen arbeiteten. Eine Vorausverkündigung für jeden Tag zu schreiben, ist gewiss überaus kühn. Liesse sich aus den Constellationen etwas bestimmen: so würde es rathsamer seyn, zuerst nur den Gang der Witterung im Allgemeinen anzugeben, z. B. ob der Juni heiss oder kühl, trocken oder nass seyn wird. Aber auch diese Vermuthungen über den ganzen Gang der Witterung trafen nicht ein, da z. B. der Juni nach Hn. *H.* meist trübe und kühl seyn sollte, und dagegen fast immer heiter, trocken und sehr heiss war. Überhaupt scheint einzuleuchten, dass die Stellung der Sonne und aller oberen Planeten sich viel zu langsam ändert, um jemals plötzliche Änderungen der Witterung zu erklären, und dass diese nicht vom Monde allein, und auch nicht füglich von den immer noch zu langsam sich bewegenden Planeten Venus und Mercurius herrühren können, möchte auch wohl ausser Zweifel seyn. Wer also die Constellationen als Ursache der Änderungen in der Witterung geltend machen wollte, der müsste in der That erst sehr auffallende Beobachtungen anführen können, ehe er Glauben zu finden hoffen dürfte.

Am Schlusse des Tagebuches sind Hn. *Lamarks* Vermuthungen und die eines prager Meteorologen angehängt. Für den Juni hat Hr. *Lamark* wenigstens etwas gutes Wetter; aber im Ganzen ist er eben so wenig glücklich, als Hr. *H.* Der prager Meteorologe fängt gleich mit der Bemerkung an, alle Monate, nur May, Juni und November ausgenommen, würden wärmer als gewöhnlich seyn; also soll der Juni nicht wärmer als gewöhnlich seyn, da er doch auf-

fallend heifs war; indefs giebt er dem Juni doch mehr heitere Tage als die übrigen beiden Herren. — Dagegen ift er anderswo wieder defto unglücklicher. — Kurz, in allen diefen Wettervermuthungen ift eben fo wenig Sicherheit, als in der Vorausbeftimmung der Zahlen, die bey einer Lotterieziehung herauskommen werden.

No. 4 ift die Fortfetzung von No. 2, und erfcheint monatweife, um die Lefer nicht auf die Vollendung zu lange warten zu laffen. Der Vf. führt hier alle Conftellationen vollftändiger an, als im vorigen Jahre, gewinnt aber dadurch oft fo viele Beftimmungsftücke für die Witterung, dafs er ungewifs wird, welchem Einfluffe er den Vorrang einräumen foll. Seine Vermuthungen für April und Mai waren nicht eingetroffen, und er fucht im Anfang des Juli — die Lefer hierüber zu beruhigen. Da es ganz in feiner Gewalt fteht, jeder Stellung der Himmelskörper ein willkührliches Gefchäft bey Beftimmung des Wetters zu geben: fo ift diefe Correction hinterher ganz leicht, und wird Niemanden überzeugen. Die Verlagshandlung hat jeden Monat mit einem Kupfer, um die Conftellationen leichter zu überfehen, geziert, und wendet überhaupt an diefes Unternehmen mehr, als man erwarten follte. Wir wollten der wackern und verdienten Verlagshandlung gerne gönnen, dafs der Erfolg diefem Aufwande zu einiger Belohnung gereichte; aber wir können gleichwohl weder wünfchen noch hoffen, dafs die Wetterprophezeihung, fo wie fie hier erfcheint, fich viele Freunde erwerben werde, indem Jeder bald überfehen wird, dafs es der Sache an einem Fundamente fehlt, und dafs wir alle gerade eben fo gut prophezeihen könnten, als Hr. *Haberle*, fobald wir wollten.

Da uns fo eben die dresdner „Beyträge zur Belehrung und Unterhaltung" in die Hände fallen, wo Hr. *H.* die Witterung für den September vorausfagt: fo wollen wir doch noch als Anhang bemerken, dafs diefe Witterung durchaus nicht eingetroffen ift. Bekanntlich war die ganze erfte Hälfte des Septembers ohne Regen und faft ganz heiter; Hr. *H.* aber hat keinen Tag, der nicht mehr oder minder bewölkt feyn follte, und manche follten fogar Regen drohen und Regen bringen. — Diefes ift das neuefte Erzeugnifs der *haberle*fchen Unterfuchungen, und man fieht, dafs die Sicherheit feiner Beftimmungen noch nicht merklich zugenommen hat.

No. 3 ift blofs ein kurzer Auszug aus No. 2, und giebt uns zu keinen befonderen Bemerkungen Anlafs.

No. 5. Diefe Hefte find beftimmt, die Hypothefe von der Vorausbeftimmung der Witterung fefter zu begründen, zugleich aber auch, Beobachtungen zu fammeln und fie mit der Hypothefe zu vergleichen. Des Vfs. Wunfch, dafs man ihm recht viele, forgfältig angeftellte Wetterbeobachtungen zufenden möge, ift gewifs fehr zu billigen, und auch wir wünfchen ihm reiche Beyträge. Aber follte es dann nicht beffer feyn, die meteorologifchen Hefte ganz oder gröfstentheils diefen Beobachtungen zu widmen? — follte es nicht beffer feyn, manchen nicht eben gehaltreichen Abhandlungen den Raum zu verfagen, um Platz für die gewifs intereffanten Vergleichungen zu behalten, welche fich bey der Zufammenftellung diefer Beobachtungen darbieten werden? — Freylich würde es für die Unterhaltung der Lefer wohl nicht gerathen feyn, blofs trockene Beobachtungs-Regifter zu liefern: aber gewifs laffen fich, zumal für Jahre, wo man Beobachtungen von vielen Orten her hat, Darftellungen des ganzen Ganges der Witterung mittheilen, Unterfuchungen über den Grund der Verfchiedenheit der an verfchiedenen Orten Statt findenden Witterung anftellen u. f. w. Wenn der Vf. folche Vergleichungen zuerft ganz empirifch, ohne an Conftellationen und dgl. zu denken, anftellte, und in feiner fehr guten Schreibart darlegte, allenfalls dann nachher bemerkte, was ihm für die Conftellationshypothefe daraus zu folgen fcheine, und andere empirifche Refultate herleitete: fo würde er gewifs eine recht fehr nützliche Arbeit liefern, deren Früchte freylich nicht fchnell zu ärndten wären, aber doch, langfam reifend, dankbar von Mitwelt und Nachwelt würden anerkannt werden.

Da unfere Anzeige fchon fehr lang geworden ift: fo werden wir die Abhandlungen der *meteor. Hefte* nur möglichft kurz zu charakterifiren fuchen. I Stück. 1) *Über die Bewegungen der Atmofphäre und die Strömungen im Weltmeere* von *Kirchner*; — eben dem, von welchem auch die Charte im Jahrbuche No. 1 herrührte. — Die Abhandlung fängt ganz vernünftig, aber auch mit fehr bekannten Sachen an; auch was er von den beftändigen und den periodifchen Winden und ihren Urfachen fagt, ift im Ganzen recht gut, und hat unferen Beyfall: indefs dafs er S. 25 durchaus alle Winde aus Erwärmung und Erkältung der Luft erklärt, ift wohl zu entfcheidend gefprochen. Wenn er aber die Bewegung der Erde aus der Rotation der Sonne und ihrer Atmofphäre erklären will, und die feft begründete Theorie von der Bewegung der Himmelskörper umftöfst, um Raum für feine ganz unhaltbare Hypothefe zu machen: fo fieht man, dafs es ihm an richtiger Kenntnifs der Sache fehlt, und man wundert fich, wie er die gänzliche Unhaltbarkeit feiner Hypothefe nicht einfah, da diefe ja fchon eine anziehende Kraft als Urfache der um jeden Planeten verdichteten Atmofphären vorausfetzt. Ob es folche nach einem Mittelpuncte zu ftrömende Winde giebt, wie Hr. *K.* annimmt, ift wohl auch noch nicht ganz durch Erfahrung erwiefen, fo viel Wahrfcheinliches die Vermuthung fonft hat. Alles, was von Atmofphären der Sonne und des Mondes vorkömmt, ift ganz hypothetifch, und Manches, was der Vf. aus ihrer Wirkung erklärt, ift geradezu falfch. — Die Auffätze 2 bis 6 enthalten Befchreibungen von *Reifebarometern*, unter denen Hr. *H.* dem von *Kleinfteuber* in Weimar den Vorzug giebt.

Die Beschreibungen sind nicht ganz so, dass man die Einrichtung leicht übersieht. — 7) *Übersicht der Witterung zu Petersburg*, — sehr interessant, aber keines Auszugs fähig. — 8) *Über das Gefrieren des Quecksilbers in freyer Atmosphäre* von Coll. Assess. *Pansner*. — 9) *Von Deynhausen über die Spinnen als Wetterverkündiger*. Die Spinnen zeigten sich wirklich als Wetterpropheten, zumal die Winkelspinnen, die oft acht Tage vorher gutes Wetter ankündigten; indess schliesst Hr. *v. D.*, bis auf Tag und Stunde lasse sich das Eintreffen der Witterung nicht angeben. Einige der angeführten Beobachtungen sind auffallend, und könnten gar wohl zu Einwürfen Anlass geben, obgleich Hr. *v. D.* sie als beweisend anführt. Am 1 und 2 Jun. verkündigte nämlich die Thätigkeit der Winkelspinnen gutes Wetter, aber in den folgenden Tagen zogen sie sich ganz zurück; Hr. *v. D.* schloss hieraus, es werde zwischen dem 7ten und 10ten Jun. gutes, sodann aber schlechtes Wetter erfolgen, und gerade so geschah es auch. — Immer verdienen diese Beobachtungen und Bemerkungen gelesen zu werden. 10) *Über Witterungsbeurtheilungslehre und Witterungserspähungslehre* vom Herausgeber. Hr. *H.* setzt immer ein besonderes Verdienst darein, dass er die elektrische Einwirkung der Himmelskörper zuerst gelehrt, und damit den Einfluss der Constellationen erklärt habe: — uns scheint dieses kein Verdienst, weil es eine ganz unerwiesene Vermuthung ist, die nach *Ermans* Beobachtungen an der galvanischen Säule fast gar keine Wahrscheinlichkeit hat. Eben so legt er sich den Ruhm bey, bestimmt zu haben, woher die Sonne ihr Licht hat: — aber man lasse sich doch nicht bethören! — Wenn es bloss auf Worte ankömmt: so lässt sich auch das Nativitätstellen auf physikalisch chemische Grundsätze zurückführen. Übrigens wird dieser Aufsatz denen, welche des Vfs. Ansichten kennen zu lernen wünschen, mehr Aufschluss geben als das Jahrbuch; mancher Leser wird indess zu erfahren wünschen, welche unter diesen unzähligen Einwirkungen auf die Witterung denn die kräftigsten sind, und ehe Hr. *H.* diess nicht angiebt und mit Erfahrungen belegt, werden wenige Menschen, vielleicht gar Niemand, sich in so endlose Verwickelungen hineinfinden. Wenn Hr. *H.* noch immer die Einflüsse der Constellationen als wahr anerkennt: so ist es durchaus nöthig, dass er, nach Art der Astronomen, zuerst die Hauptumstände angebe, von denen die Witterung abhängt, und dann die kleineren Correctionen anbringe; sobald er sich hiezu nicht im Stande fühlt und zwischen den Tausenden von Constellationen ohne Leitstern umher irrt, wird er uns nie überreden, dass seine Vermuthungen auf guten Gründen beruhen und Glauben verdienen. — 11) *Über Witterungsregeln* nach *Pilgram*, ein Auszug aus seinem bekannten Werke. 12) *Correspondenz-Nachrichten*, die ziemlich unbedeutend sind. 13) Eine Auffoderung, die *haberle*sche Bemühung durch Mittheilung von Beobachtungen zu unterstützen.

II Stück. 1) *Die Atmosphäre in ihren Beziehungen auf den Organismus*, von Hn. Staatsrath und Leibarzt *Hufeland*. Die Abhandlung ist hier nicht beendigt. In das, was Hr. *H.* von den Ursachen der Änderung des Barometerstandes sagt, können wir nicht ganz einstimmen, obgleich wir hoffen, seine Meinung gefasst zu haben. Hr. *H.* sagt, der Druck der Luft ändere sich theils durch Veränderung der Schwere, theils durch Veränderung der Expansivkraft, „vermehrte Expansivkraft der Luft kann bey ganz unveränderter Schwere das Quecksilber im Barometer steigen machen.“ Dieses ist entweder sehr undeutlich ausgedrückt, oder irrig. Allemal wiegt die Quecksilbersäule im Barometer so viel als die ganze darüber stehende Luftsäule; versteht man also unter unveränderter Schwere der Luft das gleich bleibende Gewicht dieser Luftsäule: so ist die Behauptung unrichtig; es scheint also, als müsse man verstehen: bey unveränderter specifischer Schwere der Luft. Dieses wäre richtig; denn wenn bey gleicher Dichtigkeit der Luft die Elasticität zugenommen hat: so muss die comprimirende Last vermehrt seyn. — Wir sehen übrigens nicht ein, warum der Vf. als Ursachen vermehrter Elasticität nur Elektricität und Magnetismus nennt, und die Wärme übergeht, die doch hier eine so wichtige Rolle spielt. Die Folgerungen, welche der Vf. hieraus zieht, sind uns auch nicht ganz klar. — Manche andere hier vorkommende Bemerkungen sind gewiss sehr richtig. — Hr. *Hufeland* scheint übrigens sehr für *Haberle's* Ansichten gestimmt zu seyn. — 2) *Klimatologie des Saardepartements in Frankreich*, nach *Delamorre*. — 3) *Schneiders Beobachtungen über den natürlichen Magnetismus des weichen Eisens*. Der Vf. widerlegt eine Vermuthung des Prof. *Heller*, als ob die Mondsphasen einen Einfluss auf den Magnetismus des weichen Eisens zeigten. 4) *Beschreibung zweyer Magnetometer* v. *Haberle*. Diese Instrumente sollen dazu dienen, zu erforschen, ob der Indifferenzpunct eines in der Richtung des magnetischen Meridians befestigten Eisenstabes sich zuweilen verrückt. — 5) *Über meteorologische Beobachtungen*, von *Haberle*. Sehr richtig sagt der Vf., dass es nöthig sey, die Aufmerksamkeit auf *alle* gleichzeitig bestehenden Naturverhältnisse zu richten; — man sollte diess wirklich thun, so weit es nur möglich ist. Diesem Aufsatze ist ein Fachwerk für einzutragende Beobachtungen beygefügt, welches auch besonders in der Verlagshandlung zu haben ist. Für die Beobachtung der Geschwindigkeit des Windes scheint der Vf. gar nicht eingerichtet zu seyn, da er die Stärke des Windes nur nach unvollkommenen Schätzungen angiebt. — 6) *Über die Natur der Sonnen-Atmosphäre* von *Herschel* — ist schon aus *Bode's* astronomischem Jahrbuche bekannt. 7) *Auszug aus Schröters Beobachtungen über Sonnenflecken und Sonnenfackeln*. Hr. *Haberle* hat diesen beiden Abhandlungen einige Anmerkungen beygefügt, meistens nur, um seine Theorie von der Licht-Entwickelung aus dem Himmelsocean zu empfehlen, oder vielmehr *Herschels* Vorstellungen hienach, als nach einer fest begründeten Lehre, zu cor-

rigiren; theils aber enthalten sie auch andere Bemerkungen, und es ist z. B. die Anmerkung S. 159 nach unserer Überzeugung sehr richtig. — 8) *Über die Ähnlichkeit und Verschiedenheit des Licht- und Wärme-Stoffes* von *E. v. Knod.* — Vieles scheine dafür zu sprechen, dass Licht- und Wärme-Stoff einerley Materie sey. — 9) *Was lässt sich aus der Witterung des Winters und Frühlings für die Zukunft vermuthen?* — Beantwortet von *Pilgram.* — Auszug aus dem bekannten Werke. Am Schlusse der Abhandlung zeigt der Herausgeber, wie wenig *Pilgrams* Muthmassungen für das Jahr 1811 eingetroffen sind; — es ist in der That auffallend, wie übel sie eintreffen. Hr. *H.* könnte hierin ein Prognostikon für seine eigene Arbeit sehn. 10) *Haberle über Beurtheilung und Erspähung der Witterung.* Der Vf. macht auf das grosse Verdienst aufmerksam, welches er sich durch Aufstellung eines Grundprincips für die Meteorologie erworben habe. Schade nur, dass dieses Princip vermuthlich nichts taugt, wesshalb denn denkende Leser schwerlich einstimmen werden, wenn der Vf. so oft sagt: es ergiebt sich hieraus zur Genüge. — Da der Vf. aus den elektrischen Spannungen die Vermuthung für noch unbeachtete Störungen des Planetenlaufs schöpft: so wird den Astronomen wohl zur *Genüge erhellen*, dass diese elektrische Spannung nicht wohl existiren kann, indem wir neuer Regeln zu Berechnung der Perturbationen sicher nicht bedürfen. Der Vf. theilt dann nochmals etwas über die Einflüsse der Constellationen mit; endlich fügt er hinzu, was noch zu thun übrig sey, wohin besonders gehört, dass die deutschen Fürsten und die Nation selbst ihn auf alle Weise unterstützen müsten, theils um Beobachtungen zu sammeln, theils um für die nöthigen Arbeiten Vergütung zu erhalten. — Wir wünschten wohl, dass die Nationen Geld genug hätten, um es so mit vollen Händen hinzugeben. 11) *Antwort auf Dr. Flörke's Vorwürfe.* — 12) *Correspondenz-Nachrichten*, in welchen Hr. *H.* manche ihm gemachte Complimente hat abdrucken lassen.

Die Tabelle der Constellationsverhältnisse giebt für jeden Tag die geocentrische Länge und Abweichung aller Planeten, der Sonne und des Mondes an, wie auch Conjunctionen und Oppositionen der Körper unseres Sonnensystems unter einander und mit merkwürdigen Sternen.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK. *Osnabrück*, in der crone'schen Buchhandlung: *Fragmente der Naturlehre*, von *Johann Heinrich Niemann.* 1810. VII und 66 S. 8. (8 Gr.)

Freylich möchte der Zeitgeist gegenwärtig die Naturlehre lieber auf *Jakob Böhmens* Ideen gründen, als *Galilei's* Entdeckungen, *Newtons* Demonstrationen, und anderer berühmter Naturforscher längst erprobte Lehren, durch welche man bisher die ganze Mechanik des Himmels dem, allen Erscheinungen desselben aufs genaueste entsprechenden Calcül unterworfen und in der Chemie helles Licht angezündet hat, gehörig zu studiren. Allein so arg, wie Hr. *Niemann* in dieser kleinen Schrift über Schwere, Licht, Wärme, Rotation der Erde, Wirkung der Sonne, Bewegung der Planeten, Geschichte unseres Sonnenreichs, Theorie des Brennens, Entsäuerung, Übersäuerung, Verbindung der säuerbaren Substanzen unter sich, u. s. w. in 13 bis 14 verschiedenen Artikeln delirirt, wird gleichwohl selten ein anderer Mensch deliriren. Einige bloss *jucundi spectaculi causa* anzuführende Stellen mögen dieses Urtheil des Rec. erhärten. S. 1. „Schwehre (Schwere) kann beruhen 1stens bloss auf mechanische (mechanischer) Kraft, 2tens auf materiale (materialer) Kraft.“ S. 2. „Gesetzt der Körper A befinde sich zwischen dem Körper B und dem Erdballe; die materiale Kraft des A sey = 30, die des B = 10: so wirkt A mit 20 gegen B hin, und nur mit 10 gegen den Erdball. Wie gross daher auch die materiale Kraft eines Körpers gegen den Erdball seyn mag, so äussert er doch dadurch keinen höheren Grad der Schwehre (Schwere), als andere Körper, zwischen welchen er sich befindet, weil er mit einem vorzüglich hohen Grade dieser Kraft auf sie zurücke wirkt.“ S. 15 „Indem das Licht zwischen der gröbern Materie und den Lufttheilchen hindurchfahrend auf diese stosst (stösst), prellet (prallt) es häufig seitwärts ab; denn wenigstens die Atmosphäre ist flüssig und die einzelnen Theilchen derselben also kugelförmig.“ S. 16. „Licht kann sehr verschieden seyn, erstens in Betreff der Extensität, zweytens der Intensität, drittens der Form.“ S. 19. „Wärme durchdringt alle bekannte Substanzen, nur die Elemente nicht, welche absolut undurchdringlich sind. Sie muss also wunderbar fein seyn, wohl eben so fein, als Licht.“ S. 20. „Licht und Wärme sind nur in Hinsicht auf Intensität verschieden, und Wärme besitzt nur einen höheren Grad von Intensität, als Licht — Äther ist in seinem ungebundenen Zustande Licht, welchen Grad der Intensität er auch besitzen mag.“ S. 28. „Der Erdball ist ein Lebenssystem in einer gewissen organischen Form. Er hat röhrenförmige Gefässe, die sich von seiner Oberfläche bis zum Centrum hin mehrere Male um dieses herum winden, und sich alle unter einem sehr spitzigen Winkel, den sie mit dem Horisonte machen, gegen Osten öffnen. Durch etwa die Hälfte dieser Röhren saugt er seine Nahrung ein, und giebt sie durch die andere Hälfte verdauet wieder von sich. An den Wänden dieser Gefässe reiben sich seine Nahrungsmittel oder Excremente, und eben durch dieses Reiben wird seine Rotation von Westen gegen Osten bewirkt.“ S. 35. „Die Sonne ist die Quelle der Nahrung für den Erdball. Denn das Feuer derselben besitzt materiale Kraft für ihn. Daher wird es an seiner Oberfläche von den einsaugenden Gefässen aufgenommen, und in ihm herum bis an sein Centrum, dann durch die Ausleerungsgefässe wieder zurücke geleitet, wodurch er ernähret wird.“ S. 37. „Die Sonne reibt sich an ihrer Atmosphäre, und reisst sie dadurch nach der Richtung mit sich fort, nach welcher sie sich um ihre Axe drehet. Nun schwimmen die Planeten in der Sonnenatmosphäre: folglich werden diese von der Sonnenatmosphäre auch mit in grossen *Kreisen* um die Sonne herumgeworfen.“ S. 58. „Unsere Sonne war ehemals ein Planet, welcher um eine bereits abgestorbene Sonne *kreisförmig* herumgeworfen wurde, und zu welchem die jetzigen Hauptplaneten bloss als Trabanten gehörten. Denn da der Tod nothwendig ist: so musste jene alte Sonne einst nothwendig sterben; die Circulation ihrer Nahrung im Inneren derselben, und folglich auch ihre Rotation sowohl, als der Umwurf ihrer Planeten um sie, mussten aufhören, sie selbst aber musste in eine totale Verwesung übergehen“ u. s. w. u. s. w.

V u. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1811.

CHEMIE.

Leipzig u. Elberfeld, b. Büschler: *Der Kaffee und sein Stellvertreter*, von *C. A. Kortum*, der Arzneykunst Doctor und Bergarzt zu Bochum. 1809. 103 S. kl. 8. (8 gr.)

Der Vf. hat die Absicht, in gedrängter Kürze eine Geschichte des Kaffees in naturhistorischer, ökonomischer und ärztlicher Hinsicht zu liefern, so wie die Zubereitung mehrerer, theils schon bekannter, theils neuer Surrogate anzuzeigen, und ihre Güte zu bestimmen. — Das früheste Getränk der Menschen war das Wasser; bald wurden sie auch mit der Milch bekannt, und schon Noah wufste, dafs der Traubensaft durch die Gährung eine Flüssigkeit verschaffe, welche berauschende Eigenschaften besitze, und dafs auch andere Säfte, z. B. der Honig, durch Fermentation wohlschmeckende Getränke lieferten. Die Kenntnifs des Getreides und die Abkochungen der gerösteten Mehlfrüchte mit Wasser führten wahrscheinlich auf die Kenntnifs des Biers. Herodot und Theophrast nannten das Bier einen Wein aus Gerste, und Tacitus und Cäsar bezeugen, dafs sich ganze Nationen, besonders die alten Deutschen und Gallier, desselben zum Getränke bedienten. Man wandte zu dem Behufe geröstetes Getreide an, welches in der heiligen Schrift *Kali* (von *Kalah*, rösten oder dörren) genannt wird. (Es ist daher dieser hebräische Name mit der gleichlautenden Benennung der Potasche nicht zu verwechseln. Indefs ist sehr wahrscheinlich, dafs die Benennung der Pflanze, welche vorzüglich dieses Alkali liefert, und die man im Arabischen *Kali* nannte, von jenem Worte wegen ihrer Behandlungsart zum Behufe der Potaschenbereitung abgeleitet ist.) Es gab selbst Gelehrte, welche das Kali der Hebräer für unseren Kaffee hielten; allein sie blieben den Beweis schuldig. Dafs aber schon die Syrer aus gerösteter Gerste, die sie *polenta* nannten, einen kaffeeartigen Trank bereiteten, geht aus dem Plinius hervor. Sie wandten ihn in mancherley Krankheiten, besonders auch beym Durchfall an, und hielten ihn für magenstärkend. Die Griechen setzten diesem Getränke auch noch andere Substanzen, als Leinsamen, Coriander, Honig, Essig u. s. w., hinzu. Auch Hippokrates und Celsus empfahlen die *Polenta* oft als diätetisches und medicinisches Mittel. Paulus Aegineta, ein Arzt des 14 Jahrh., rieth die *Polenta*, mit Wein vermischt, für den Durst an. Dafs übrigens, wie Einige, und besonders Petrus della Valle in seiner Reisebeschreibung, behaupten, schon Homer den Kaffee unter dem Namen *Nepenthes* als ein Mittel gekannt habe, womit sich Helena die Schwermuth vertrieb, und welches sie aus Ägypten holen liefs, ist nicht wahrscheinlich, sondern es ist zu vermuthen, dafs diefs Opium gewesen sey. — Die erste Nation, die sich statt des gebrannten Getreides des Kaffees bediente, war die arabische. Rhases und Avicenna sollen schon im 9 Jahrh. unter dem Namen *Buncum* oder *Buncus* den Kaffeebaum beschrieben haben. Das Kaffeegetränk soll schon im J. 1517 bey den Türken, und zwar durch einen Krieg, welchen der damalige Sultan Helim mit den Ägyptern führte, bekannt geworden seyn. Gewifs ist es, dafs Prosper Alpinus, als er um das J. 1580 Ägypten bereisete, daselbst den Kaffee schon eingeführt fand, und darauf den Baum unter der arabischen Benennung *Ban*, *Bun*, *Bon* beschrieben hat. Einer alten Tradition zufolge, ist, wie Faustus Nairo, ein Maronit, erzählt, ein arabischer Ziegenhirt der erste Entdecker desselben. Indem nämlich dieser bemerkte, dafs seine Ziegen durch den Genufs der Früchte die ganze Nacht munter blieben, entdeckte er diese Bemerkung dem Vorsteher des Klosters, Namens Siadeli. Letzterer fand die Wirkung derselben bey sich bestätigt, und empfahl den Mönchen den Genufs derselben, damit sie beym Beten wachsam blieben. Noch jetzt lieben die Araber den Kaffee sehr, und nach Vesling — ungefähr 1580 — belief sich die Anzahl der öffentlichen Kaffeehäuser in Cairo schon auf 1000. Im J. 1669 wurde der Kaffee in Paris bekannt, wohin ihn Solyman Aga, Gesandter des Kaisers Mahomet IV, brachte. In England soll er ungefähr um dieselbe Zeit durch Kaufleute bekannt geworden seyn. Einige Zeit darauf wurde er bey den Holländern, und bald nachher auch bey den übrigen Nationen Europas eingeführt. Das eigentliche Vaterland des Kaffeebaums ist das glückliche Arabien, oder das Königreich Yemen, und zwar besonders die Gegend von Mocca oder Mocha, einer Stadt in der Provinz Tachame. Diefs ist der levantische Kaffee. Von hier aus führten die Holländer diefs Gewächs nach Batavia, und nach Boerhave liefs der amsterdamer Bürgermeister Witson im J. 1690 durch einen von Hoorn frische Früchte aus Arabien nach Java bringen, und bey Batavia, wo seit 1723 viele Plantagen befindlich sind, Anpflanzungen machen. Er führt den Namen javanischer Kaffee. Im J. 1719 fing man schon in Ostindien, und 1726 in Bourbon an, Kaffee zu pflanzen. Nach Surinam brachte die Frucht ein Deutscher, Namens Hansbach,

oder, wie Andere wollen, der Graf Nael im J. 1718. — De la Mothe Aigron pflanzte ihn 1722 auf Cajenne. Ein paar Jahre früher wurde die erste Kaffeepflanze durch einen gewissen Plieuse nach Martinique gebracht. Nach Europa kam die Kaffeepflanze im J. 1710 aus Java; sie wurde im amsterdamer botanischen Garten gezogen, aus welchem Witson das erste Kaffeebäumchen als ein Geschenk dem Könige von Frankreich sandte; davon kamen neue Bäume in den Kräutergarten zu Paris. — Nach der Geschichte des Kaffees geht Hr. *K.* zur Beschreibung des Kaffeebaums, der Früchte u. s. w., des Anbaues selbst über. — Wenn man Kaffee pflanzen will: so muss dazu die ganze Beere, — die den aus zweyen Hälften zusammengesetzten Kern, die Kaffeebohnen, enthält, — so frisch als möglich in die Erde gesteckt werden. Die Araber suchen dazu die gröfsten und reifsten aus, reiben sie vorher mit Asche, stecken sie dann in die umgegrabene Erde, versehen sie mit Dünger und begiessen sie fleissig. Nach 6 Wochen, oft früher, pflegt die Frucht aufzugehen. Die aufgegangenen Sprösslinge werden nach zwey Jahren verpflanzt, etwa 1 Elle tief und 5 Ellen weit von einander. Sie erfodern eine schattige Wärme; desswegen setzen die Araber gegen die Mittagsseite Palmbäume. Die Vermehrung derselben durch Ableger ist schwerer. — Dann folgt die Beschreibung der Einsammlungsart der Frucht, der Aushülsung u. s. w. — Der Unterschied der Güte des Kaffees beruhet theils auf dem Unterschied des Landes, wo er gezogen ist, theils auf der Art, wie die Frucht behandelt wird, theils auf dem Grad ihrer Reife, theils auf der mehr oder weniger sorgfältigen Aufbewahrung derselben und Verpackung beym Verschicken. Die Gröfse und Farbe der Früchte hängt auch vorzüglich von diesen Ursachen ab. Der arabische oder levantische Kaffee, welcher gelb, ins Grüne spielend, ist, ist der beste, und vorzüglich derjenige, welcher aus der gebirgigen Provinz Kusma und Dsiebi kömmt. Nach diesem folgt der ostindische und javanische Kaffee. Er ist der gröfste an Kern und von Farbe blafsgelb. Den westindischen oder surinamischen, der von mittler Gröfse und gelblicher Farbe ist, hält man für den schlechteren. Aufser diesen Sorten kennt man noch den bourbonischen, dessen Farbe sehr ins Weifse fällt; ingleichen den martiniqueschen, dessen Kern klein ist. — Röstung des rohen und Aufbewahrung des gebrannten Kaffees. — Auch die Hülsen, in der die Bohnen eingeschlossen sind, werden von Vornehmen und Reichen zum Getränk gebraucht. Man nennt solches *Café à la Sultane*, welches einen angenehmen Geschmack haben soll. Man treibt dort selbst mit diesen Früchten einen sehr beträchtlichen Handel. Die Araber wenden auch wohl die ganzen Früchte, die sie, um sie von dem anderen Kaffee zu unterscheiden, *Cahuat al Caschriat* nennen, zu diesem Behufe an. Er ist in Deutschland unbekannt, weil die Schalen den Transport, wegen ihrer leicht erfolgenden Zersetzung, nicht erleiden können. — Die Holländer in Surinam machen von dem Fleische oder Safte der frischen Kaffeefrucht mittelst der Gährung ein feuriges, wohlschmeckendes Getränk. — Bereitung des Kaffeegetränks mit Wasser, mit Milch, für sich, oder mit Gewürzen, vorzüglich Nelken, Zimmt, versetzt. Als ein vorzüglich nahrhaftes Kaffeegetränk empfiehlt Hr. *K.* das Kaffeeinfusum, mit etwas Gewürz und Eydotter verbunden; welches jedoch wegen seiner wallungerregenden Eigenschaft nicht häufig getrunken werden darf. Man macht, sagt der Vf., auch von den rohen Bohnen einen Aufguss, oder ein Decoct, und nennt denselben *Café citrin* wegen seiner citrongelben Farbe. Weil die ätherischen Theile, welche durch das Rösten der Bohnen zerstört werden, in diesen rohen Bohnen beysammenbleiben: so eignet man ihm manche medicinische Tugend bey. Er soll den Magen stärken u. s. w. Sehr gegründet ist es, dass der ungebrannte Kaffee ein treffliches Arzneymittel ist, wie besonders *Horns* Versuche mit Fieberkranken darthun. Nur Schade, dass die Kostbarkeit der Kaffeebohnen den Gebrauch sehr einschränken. — Das Decoct aber ist offenbar (bey dem ungebrannten, denn bey den gebrannten ist es etwas anders) wirksamer als das Infusum, weil sich dieses von dem ersten nicht sowohl in der Qualität der aufgelösten Stoffe, als vielmehr in den Quantitäten derselben unterscheidet. Nur am Harzgehalte, nicht aber an gummösen und schleimichten Theilen, welche letztere sich leicht auflösen, ist das Decoct reichhaltiger. Ätherische Theile enthält übrigens der gebrannte Kaffee nicht, sondern umgekehrt, im gebrannten werden sie, wahrscheinlich auf Kosten der sauren eigenthümlichen, einen der wesentlichsten Bestandtheile des Kaffees ausmachenden Substanz, gebildet, und ihnen, nicht aber dem Harze, das sowohl dem gebrannten als ungebrannten zukömmt, ist hauptsächlich der liebliche Geschmack und Geruch des gebrannten Kaffeegetränks, so wie die erhitzende Eigenschaft zuzuschreiben. Auch scheint keiner anderen Substanz, als diesem gebildeten Öle, aus dem angeführten Grunde die schlafwidrige Eigenschaft anzugehören, die demnach dem Decocte des rohen Kaffees abgeht. Die Bestandtheile des Kaffees überhaupt sind: eigenthümliche Substanz, die das Lakmuspapier röthet, gummöse Theile, Harz, concretes Öl, Wasser und fibröse Theile. Dieselben Bestandtheile, nur in einem anderen Verhältniss, finden wir in dem gebrannten Kaffee; bey ihm wird die eigenthümliche Substanz vermindert, während der Extractivstoff und die gummösen Theile wachsen. Der Gehalt an erdigen und salzigen Theilen ist sehr zusammengesetzt; denn wir finden darin: Kali, schwefelsaures Kali, salzsaures Natrum, Kalkerde, phosphorsaure Kalkerde und Eisen, Bittererde, Manganoxyd, die zusammen etwa 4 Procent betragen. — Die Frage: Ist der Kaffee gesund? hält der Vf., nachdem er sowohl die Anzahl von Ärzten angeführt hat, die für den Gebrauch desselben sind, als andere, die ihn verwerfen, für schwer zu beantworten, weil alles auf den rechten Gebrauch und den Missbrauch, den mässigen und unmässigen Genuss, die Verschiedenheit des Klima und der Natur und Beschaffenheit der Men-

schen, auf die Zeit seines Genusses u. s. w. ankomme. Cholerischen, reizbaren und empfindlichen Menschen sey er nachtheiliger, als mehr phlegmatischen, kaltblütigen und gelassenen Menschen; es verdiene überhaupt der Kaffee mehr als medicinisches, als wie ein diätetisches Mittel betrachtet zu werden. Übrigens sey er des Morgens und nach der Mahlzeit am gesundesten; kurz vor der Mahlzeit und dem Schlafengehen nicht so dienlich; in mehreren Krankheiten, z. B. hitzigen Ausschlagskrankheiten, Fleckfiebern, Frieseln, Pocken, Masern u. s. w., sey er schädlich; in den sogenannten kalten Krankheiten aber zuträglich. Kinder dürfen ihn nur schwach und mit vieler Milch vermischt geniessen. Auch müsse man kein beständiges Getränk davon machen, wenn es anders Medicament bleiben soll. Infundirter Kaffee sey besser, als gekochter; mageren Individuen sey er mit Milch, fetten ohne dieselbe am dienlichsten; die Versüfsung mit Zucker, so wie der Genuss gebackener Dinge beym Kaffeetrinken zuträglich u. s. w. — Nachdem nun Hr. *K.* ein Langes und Breites von den Wirkungen des Kaffees erzählt hat, redet er von dem starken Gebrauche desselben bey den Türken, von der Consumtion und der Ausfuhr des Kaffees; dann geht er zu den Surrogaten über. Diese sind: I. Halm- oder eigentliche Mehl-Früchte, und zwar 1) der Roggen, nicht allein unschädlicher, sondern auch nahrhafter als der ächte Kaffee. 2) Waizen, dem Roggen noch vorzuziehen. 3) Gerste, giebt ebenfalls ein gutes, jedoch minder angenehmes Surrogat, als der Roggen. 4) Hafer, vorzüglich Hafergraupen, nicht so nahrhaft, als die vorhergehenden. 5) Buchwaizen, von nicht unangenehmem Geschmack. 6) Türkischer Waizen — Mays — verhält sich wie der gemeine Waizen. 7) Spelt, Dünkel, wie der vorhergehende, angenehm und nährend. 8) Reiss, giebt, falls die Röstung nur vorsichtig geschieht, einen guten Kaffee. 9) Hirse, von keinem sonderlichen Geschmack. 10) Brodkaffee aus geröstetem Brod, ist schmackhaft und sehr nährend, so dass er die vorhergehenden Saamen noch übertrifft. 11) Fadennudeln, geben einen durch seine angenehme Bitterkeit sich vortheilhaft auszeichnenden Kaffee. 12) Sago, läfst sich nicht gut rösten, er giebt eine braune, nicht schleimichte und klebrichte Brühe, die jeden anderen Kaffee an Wohlgeschmack übertrifft. Er kann sogar ohne Zucker genossen werden, und man bedarf, um ein gutes kräftiges Getränk zu machen, keiner so grossen Menge als von dem ächten Kaffee. Um diese Surrogate noch mehr dem ächten Kaffee gleich zu machen, empfiehlt Hr. *K.*, sie nach Umständen mit etwas Butter oder einer anderen Fettigkeit, und etwas Salz und Gewürz zu versetzen. II. Hülsenfrüchte: 1) Erbsen, sehr nahrhaft, jedoch an Wohlgeschmack dem Kaffee aus Mehlfrüchten nachstehend und urintreibend. 2) Saatwicke (*Vicia sativa*), an Geschmack und Güte dem Erbsenkaffee gleich. 3) Linsen (*Lentes*), schmecken unangenehmer als die beiden vorhergehenden. 4) Faselbohnen (*faseoli*), geben ein angenehmes Getränk. 5) Saubohnen (*Vicia fabae*), geben, vorzüglich mit wenig Butter verbunden, ein treffliches Getränk. 6) Die kleine Saubohne (*faba equin. min.*), giebt einen so trefflichen Kaffee, dass sich Hr. *K.* desselben täglich bedient. Nur dem Sagokaffee allein steht er im Geschmacke nach. Auch läfst er sich mit einem kleinen Zusatze von Cichorienwurzeln bereiten. III. Kräutersaamen. 1) Saamen der Sonnenblumen, giebt keinen guten Kaffee. Eben so verhält es sich mit Melonen-, Kürbiss- und Gurken-Saamen. Den Melonensaamen verwirft Hr. *K.* wegen seines narkotischen Safts (?). 2) Saamen des Klebekrauts (*Galium Aparine*), erträglich, aber nicht nahrhaft. 3) Spargelsaamen. Hr. *K.* führt hier die Versuche des Hn. D. *Hasenbalg* an; er pflichtet demselben bey, dass der daraus bereitete Kaffee zwar nicht unangenehm schmecke, fügt aber hinzu, dass er seiner stark urintreibenden Eigenschaft halber nicht als Surrogat angewendet werden dürfe. 4) Kerne der Steinchen (*Acini*) von Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren, Weintrauben und ähnlichen Früchten, geben, gehörig geröstet, einen Kaffee im Nothfall ab. Versuche mit dem Saamen der Genista fielen nicht nach Wunsch aus. IV. Kernige Baumfrüchte: 1) Eicheln (*glandes quercus*), ist längst bekannt. 2) Ächte Kastanien, geben, besonders wenn man beym Rösten etwas Butter und Salz hinzuthut, einen sehr schmackhaften Kaffee. Die Rosskastanie eignet sich nicht zum Kaffeesurrogat. 3) Bucheckern, haben zwar einen guten Geschmack; allein Hr. *K.* hält sie für nachtheilig. 4) Süsse Mandeln, nachdem das Öl daraus ausgepresst ist. Die bitteren Mandeln sind wegen ihres betäubenden Stoffes, welcher die Blausäure ist, nicht anwendbar. 5) Haselnüsse. Die zu grosse Menge Öls, welches sie enthalten, macht sie gleichfalls zu diesem Behufe untauglich. 6) Wallnüsse, der Kaffee ist zu fett und brenzlich. 7) Pfirsichkerne, verhalten sich wie bittere Mandeln. 8) Die Frucht des Lindenbaums, giebt eine Art von Chocolade. V. Saftige Baumfrüchte: 1) Getrocknete süsse oder saure Äpfelschnitzel. 2) Getrocknete Birnschnitzel. 3) Getrocknete Pflaumen. Sie geben, gelinde getrocknet, einen nicht unangenehm schmeckenden Kaffee. VI. Wurzeln: 1) Cichorien. Hr. *K.* hält sie, anhaltend gebraucht, für nervenschwächend. 2) Die Wurzel des Löwenzahns, giebt einen nicht ungesunden Kaffee. 3) Die Graswurzeln, ersetzen gleichfalls die Cichorienwurzeln. 4) Zuckerwurzeln, von etwas widerlichem Geschmack. 5) Die Scorzonere, verdienen den Cichorienwurzeln vorgezogen zu werden. 6) Mohrrüben, geben einen lieblichen Kaffee, der vor 20 Jahren schon das Lieblingsgetränk der Damen war. 7) Pastinakwurzel, ein unschuldiger Kaffee, wie der vorhergehende. 8) Rothe und weisse Mangold, liefert, wenn man etwas Butter hinzufügt, ein gutes Getränk. 9) Runkelrüben; der Kaffee ist bekannt. 10) Kohlrüben unter der Erde, können als Stellvertreter des Mangoldkaffees dienen. 11) Rettigwurzeln, angenehm und der Gesundheit nicht nachtheilig. 12)

Erdmandeln, angenehm und der Gesundheit nicht nachtheilig. 13) Erdeicheln, Erdmäuse, Erdnüsse, kommen den Erdmandeln gleich. 14) Kartoffeln; zum Kaffeesurrogat bedient man sich der kleinen Sorten. Man wäscht sie ab, und kocht sie, jedoch nur so lange, dass sie sich schälen lassen, aber nicht aufplatzen, zerschneidet sie alsdann in Stücken, trocknet und röstet sie. Man bereitet daraus einen gesunden Kaffee. VII. Afterkaffee aus süsen Säften. Vor etwa 30 Jahren hatte Hr. *Hase*, Prediger in Pommern, einen Kaffee aus Honig — durch Verbrennen desselben — in Vorschlag gebracht. Andere nahmen dazu Zucker, oder auch gemeinen Syrup. Dergleichen Surrogate können aber kein diätetisches Getränk abgeben. — Gegen die käuflichen Kaffeesurrogate, deren Mischungen unbekannt sind, eifert Hr. *K.* mit Recht. — Das isländische Moos, mit dem er gleichfalls Versuche anstellte, gab kein erwünschtes Resultat. — Die Anzahl der den Kaffee substituirten Pflanzenkörper, sind, wie man sieht, wahrlich nicht gering — und sie sind in dieser Schrift noch nicht einmal alle angezeigt —: aber streng genommen, ist unter ihnen kein einziger vorhanden, welcher ein wahres Surrogat, d. i. eine Substanz darböte, die in ihren physischen und chemischen Eigenschaften mit dem wahren Kaffee übereinkäme. Höchstens finden Annäherungen Statt, und diess ist besonders bey einigen oben gerühmten, mit den Kaffeebohnen zusammen gebrannten, und folglich mit den gebildeten ätherischen Öltheilchen imprägnirten Substanzen der Fall. Kömmt es nur darauf an, dem Kaffee ein Getränk zu substituiren, welches nährend, der Gesundheit zuträglich und nicht zu kostbar ist: so haben wir eben keinen Mangel an solchen Mitteln, und unter ihnen steht das *hufelandsche* Surrogat, ein gut bereitetes Eyerbier, und selbst die Milch, oben an. Kann man sich aber von der langen Gewohnheit nicht trennen: so giebt es kein besseres Mittel, als die kleinen Saamen, die wir aus der Levante ziehen.

A. J.

KLEINE SCHRIFTEN.

Chemie. *Göttingen*, b. Dieterich: *Über inländische Surrogate für die China- oder peruvianische Rinde.* Von D. *Phil. Jak. Piderit*, Ober-Hofrath und Leib-Arzt u. s. w. 1809. 76 S. 8. — Auch unter dem Titel: D. *Phil. Jak. Piderits medicinisch-praktisches Archiv.* Zweyten Bandes drittes Stück. (6 gr.) Diese Abhandlung ist eigentlich nur medicinischen Inhalts; indess sucht Hr. *P.* auch die Mischung der Chinarinde und der inländischen Surrogate zu berücksichtigen, und daraus die nöthigen Folgerungen für seinen Zweck zu ziehen. Vielfältige eigene Erfahrungen, die Beobachtungen der Hnn. *Hoffmann*, *Werlhof*, *Torti*, *Sydenham*, *Richard*, *Morton*, *J. M. Lancisius*, *L. Apinus*, *Brendel*, *R. A. Vogel*, *Macbride*, *Burserius*, *Alibert* und anderer grosser Ärzte überzeugen ihn, dass in einigen Wechselfiebern und anderen Krankheiten die China das einzige und eigentliche Hülfsmittel sey, und alle Surrogate nicht hinreichen. Hr. *P.* redet hier von der China im Allgemeinen, ohne Beziehung auf die verschiedenen Arten. Die Eichen- und Weiden-Rinde, das Kraut des Wohlverley, Scordium, die Ruta, die Benedictwurzel, die Rinde des Schwarzdorns, die thierische Gallerte, und selbst das Opium können keine Stellvertreter dieser wirksamen Rinde abgeben, weil ihre Wirkungen sich theils, besonders in den mit schlafsüchtigen Zufällen verbundenen Wechselfiebern, die gewöhnlich den dreytägigen Typus annehmen, nicht bestätigt haben, theils die Mischungstheile der Surrogate denen der China nicht gleich sind. Hr. *P.* glaubt zwar auch, dass wir den eigentlich wirksamen Bestandtheil der Rinde, der, wie die Hnn. *Seguin* und *Giuseppe* annahmen, Gallerte sey, noch nicht kennen; er hält aber sehr auf einen, wie wir hinzusetzen, wohl schwerlich durch Versuche dargethanen, aromatischen Stoff in der China. — Die kräftigsten Surrogate bleiben nach seiner vieljährigen und oft erprobten Erfahrung die römischen und gemeinen Camillenblumen, und die noch neuerdings von dem berühmten berliner Arzt, Hn. *Horn*, in manchen Krankheiten so glücklich angewandte Calmuswurzel, besonders im Anfange der Fieber, wo die China noch nicht gereicht werden kann. — Nicht oft genug kann man, was schon häufig zur Sprache gekommen ist, wiederholen, dass die thierische Chemie mehr, noch weit mehr, als es geschah, cultivirt werden möge. Nur durch die glückliche Vereinigung, durch die gleichseitige Hülfe beider Wissenschaften, der Chemie und Medicin, werden wir dahin gelangen, die Wirkungsart der Mittel genauer kennen zu lernen, und nachdem die in gewissen Krankheiten wirksamen Bestandtheile der Medicamente aufgefunden sind, auch vermögend seyn, Mittel aufzufinden, die den theueren ausländischen Producten zu substituiren sind. — Die Mischungstheile der meisten, als Surrogat der Chinarinde empfohlenen Substanzen sind noch ganz unbekannt. Es dürfte daher zu wünschen seyn, dass ein geschickter Analytiker darüber vergleichende Versuche anstellen möchte.

A. J.

Technologie. *Hamburg*, b. Gundermann: *Über das Rauchen der Schornsteine, nebst sichern und erprobten Mitteln, ihm vorzubeugen oder abzuhelfen*, von *J. F. Schwienert.* 1810. 48 S. 8. (6 gr.) Diess Werkchen zerfällt in 3 Abschnitte. Was im 1 Abschnitt *von der Theorie des Ziehens der Schornsteine* gesagt wird, ist zwar dem, der mit den allgemeinen Grundsätzen der Physik bekannt ist, nicht neu, reicht aber hin, um dem Laien in diesem Fache einen möglichst richtigen und deutlichen Begriff beyzubringen. Der zweyte Abschnitt, *von den Ursachen des Rauchens*, ist offenbar nicht erschöpfend. Unter den Ursachen, welche das Rauchen befördern, sind einige gar nicht angegeben, andere wohl nicht ganz richtig. So zählt der Vf. z. B. auch das dahin, wenn die Schornsteinröhre unten weiter construirt ist, als oben; da diess nach physikalischen Gründen gerade den Zug des Rauches befördern müsste. Unter den *Mitteln gegen das Rauchen* im 3 Abschnitt thut der Vf. manchen sehr zweckmässigen Vorschlag, ob er gleich auch diese Materie nicht ganz erschöpft, und die vielfachen Ursachen schlechter Schornsteine nicht hinreichend ergründet hat. Was hier in der Kürze über die Stubenöfen gesagt wird, ist allerdings zu beherzigen. Überhaupt kann Rec. diese Schrift jedem Hausbesitzer, der von dem genannten Übel geplagt wird, als nützlich empfehlen.

H. V.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Reclam: *Aeschylos Trauerspiele* übersetzt von M. *Gottfried Fähse*. 1809. XXIV und 502 S. 8. (2 Thlr.)

Man muſs Hn. *Fähse* bezeugen, daſs sein Äschylos einen etwas antikeren Anstrich hat, als sein völlig ins Moderne gespielter Sophokles; und jedes Vorwärtsschreiten erregt Freude, selbst wenn es so geringe ist, daſs man kaum mehr als den guten Willen darin entdecken kann. Auch die jambischen Senare, denen er ehemals, nach *Manso's* Vorgange, den modernen, reimlosen Alexandriner unterschob, finden allmählich den Weg zu seinem Ohre; sie haben zum Theil ordentliche Cäsuren, und häufig den Spondeus an der rechten Region, so daſs sie in der That einmal ordentliche Senare werden zu wollen scheinen. Sie würden es vielleicht jetzt schon seyn, wenn Hr. *Fähse* die Regeln der Quantität, die doch so schwer nicht sind, endlich einmal erlernt hätte. Aber ihm ist nach wie vor jedes zweysylbige Wort, wie es der Zufall fügt, bald Pyrrhich, bald Spondeus, bald Trochäus, bald Jambus; jedes viersylbige Wort, was ein viersylbiges Wort nur seyn kann. Auf diese Weise wird ihm das Übersetzen, besonders der Chöre, sehr erleichtert; er braucht nur für die gehörige Anzahl von Sylben zu sorgen. Folgendes sollen Anapäste seyn:

Sproſsen der Kindgesegneten Meerthetis (Tethys),
Töchter des die Erd' rastlosen Gewogs
Allumwirbelnden Vaters Okeanos,
Schauet, schauet, mit welchen Banden ich hier
An der Felsenkluft zackigen
Spitz' angekeilt, leiden muſs dieser Wach
Unbeneidet Trauerschicksal.

So schlimm steht es indeſs nicht mit den Jamben; hier ist noch so ziemlich das Auf- und Absteigen der Arsis und Thesis beobachtet, und im Ganzen nur das zu tadeln, daſs nicht bloſs die schwere Thesis, sondern auch die leichte, wenn es Hn. *F.* einfällt, durch spondeische Längen dargestellt ist, und dagegen die Arsis sich manchmal mit kurzen Sylben begnügen muſs. Eine der besten Stellen ist *Sieben gegen Thebe* V. 584:

Sprachs, drehete sein (seinen) ernes (n) Schild ganz ruhig um,
Das (der) einfach war, mit keinem Sinnbild prahlete.
Denn nicht der Beste *scheinen* will er, sondern *seyn*.
Des Geistes tiefe Saatenfurchen ärndtet er,
Aus welchem lauter weise Thaten sproſsen auf.
Nur weise, tapfre Männer sende wider den,
Das rath' ich dir! denn furchtbar ist, wer Gott verehrt.

Das Original lautet:

τοιαῦθ' ὁ μάντις ἀσπίδ' εὔκηλον νέμων
πάγχαλκον ηὔδα. Σῆμα δ' οὐκ ἐπῆν κύκλῳ·
οὐ γὰρ δοκεῖν ἄριστος, ἀλλ' εἶναι θέλει,
βαθεῖαν ἄλοκα διὰ φρενὸς καρπούμενος,
ἐξ ἧς τὰ κεδνὰ βλαστάνει βουλεύματα.
Τούτῳ σοφούς τε κἀγαθοὺς ἀντηρέτας
πέμπειν ἐπαινῶ. Δεινὸς ὃς θεοὺς σέβει.

Wir fügen eine eigene Übersetzung bey:

So spricht der Seher, seinen Schild ruhvoll gefaſst,
Den erzumhüllten, dessen Rund kein Zeichen schmückt;
Denn *scheinen* nicht der beste will er, aber *seyn*,
Einärndtend Frucht vom lockren Boden seiner Brust,
Aus welchem aufsprieſst weises Raths Besonnenheit.
Ihm einen tapfern und erfahrnen Widerstand
Zu senden rath' ich. Furchtbar wer die Götter scheut!

Von den vielen im Flitterstaat prunkenden, oder in baarer Naivetät einhertretenden Stellen schweigen wir; wir kennen dergleichen schon aus Hn. *Fähse's* Pindaros.

Der Text ist, wie wir das bey Hn. *F.* gewohnt sind, meist richtig verstanden. *Ag.* V. 214 ruft Hr. *F.* das von *Schütz* verstoſsene ὀργᾷ περιόργως zurück. Es ist auch so ächt, wie *Prom.* 952 das ebenfalls verstoſsene πικρῶς ὑπέρπικρον. — Ag. 1555 versteht der Übersetzer das ἀντ' ἔργων μεγάλων von den *Groſsthaten des Agam.* gewiſs richtiger, als wie *Schütz* erklärt. — *Eum.* V. 253 folgt er *Schützes* kleiner Ausgabe:

ὁδ' αὖτέ γ' οὐκ, ἀλκὰν ἔχων, περὶ βρέτει
πλεχθεὶς θεᾶς ἀμβρότου,
ὑπόδικος θέλει γενέσθαι χερῶν.

Aber unmöglich kann οὐκ, so gestellt, zu ὑπόδικος gehören. Rec. lieſt mit *Heath* οὖν, und darauf φυγόδικος. — Für die verdorbene Stelle Eum. 629:

ἀπὸ στρατείας γάρ μιν ἠμποληκότα
τὰ πλεῖστ' ἀμείνον' εὔφροσιν, δεδεγμένη
δρύτῃ, περῶντι λουτρὰ, κἀπὶ τέρματι — — —

hat Hr. *F.* auch nichts gethan. *Bothens* ἢ φράσαι für εὔφροσιν dünkt uns vortreflich ersonnen und vertheidigt. In περῶντι scheint παρεῖχε zu stecken. — Die Emendationen des Übersetzers verrathen nicht viel kritischen Geist, aber eine lebhafte, bewegliche Phantasie.

M. D. K.

Halle, b. Hemmerde: *Anacreontis nomine quae feruntur carmina.* Textum recensuit et animadversionibus criticis illustravit *Ern. Anton. Moebius.* 1810. 196 S. 8. (16 Gr)

Nach einem Progamm zu urtheilen, welches Hr. *M.* vor einigen Jahren über diesen Dichter schrieb, ist dieses eine Arbeit, auf welche ein vieljähriger Fleiss verwandt ist. Das ganze Werk zeigt, dass *Hermanns* Bücher über die Metrik zu einer neuen Bearbeitung dieses Dichters die vorzüglichste Veranlassung gaben, indem er durchaus nach dessen Grundsätzen bearbeitet ist. Hr. *M.* kennt die vortreffliche Arbeit unseres *Voss;* aber sie kam ihm vielleicht zu spät in die Hände, als dass er darauf die nöthige Rücksicht nehmen konnte, und man sieht ihm die Verlegenheit an, in welcher er sich befindet, wenn er zwischen diesen beiden Männern entscheiden soll, indem er gern beiden Recht geben möchte, aber seine frühere Bekanntschaft mit *Hermann* ihn auf dessen Seite zieht. Übrigens zeigt das Werk von vielem Fleisse, von vertrauter Bekanntschaft mit dem Dichter, und von gründlichen Kenntnissen. Wenn wir daher einige Gegenbemerkungen aufstellen: so geschieht dieses nicht aus Tadelsucht, sondern aus reiner Liebe für die Wissenschaft.

Was die Metra des Anakreon betrifft: so liess sich wenigstens die von *Hermann* aufgestellte Anzahl beschränken, wenn auch dessen Grundsätze die einzig wahren seyn sollten (?). Denn zwischen — ⏑⏑ | — ⏑ | — ⏓ und — ⏑⏑ — | ⏑ — ⏑ ist wohl kein grösserer Unterschied, als zwischen dem Pentameter, wenn man ihn so — ⏕ | — ⏕ | — | — ⏑⏑ | — ⏑⏑ | ⏓ oder so — ⏕ | — ⏕ | — — | ⏑⏑ — | ⏑⏑ ⏓ abtheilt; oder dem Hexameter, je nachdem er die Cäsur auf der ersten Sylbe des dritten, oder des zweyten und vierten Fusses hat. Eben so sind noch mehrere Verbindungen möglich, von welchen wir aber nicht sprechen, weil wir über diesen Gegenstand bald einen vorzüglichen Metriker, den gelehrten *Ahlwardt,* werden sprechen hören. I, 6. *ἤμειψα λύρην ἅπασαν* wird sehr tautologisch *alias chordas intendi* erklärt, denn unmittelbar geht *ἤμ. νεῦρα πρώην* vorher. Es ist vielmehr von dem Tonsysteme die Rede, in welches die Lyra gestimmt wurde. Der Dichter will ein Heldenlied im höheren Tone singen, desswegen bezieht er seine Lyra mit stärkeren Saiten, und will sie in die männlichtönende dorische Tonart, die Begleiterin des Heldengesanges, stimmen. S. Athenäus Lib. 14. Lucian. in Harmon. Pind. Olymp. I. II. Die Stelle *θυρέως ἔκοπτ' ὀχῆας* ist richtig erklärt *partem januae percussit eam, ubi obice fores intus clausae sunt* (mit dem Riegel rasseln). Über die Art, die Thüren zuzuschliessen, durfte aber nicht die dürftige Angabe von *Heyne* (II, 13. 168), sondern die vollständige Erörterung von *Salmasius* (*Exercitt.* p. 652 sqq.) angeführt werden. Durch treffende Beyspiele ist gegen einen Rec. der leipziger Literaturzeitung bewiesen, dass *ὥρη* schon von Homer von Tageszeiten gebraucht wird. — IV. Dieses kleine Lied enthält mehrere Schwierigkeiten, und schon *Pauw* glaubte, dass mit dem 11ten Verse ein neues Lied beginne. Aber auch so sind noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben; denn wenn Anakreon der Vf. dieses Liedes ist: so dürfen wir bey *λωτίναις ποίαις* an *Nymphaea lotus* nicht denken, und nicht von Lotuskränzen, wie Hr. *M.* mit *Fischern* glaubt, sondern von einem Lotuslager ist die Rede. Die *Nymphaea lotus* ist als Wasserpflanze viel zu verwelklich, als dass man sie frisch aus Ägypten nach Griechenland gebracht hätte; und wäre es auch möglich gewesen: so theuer kaufte der fröhliche Dichter seine Freuden nicht. *Λωτίναι ποίαι* ist daher wahrscheinlich bloss ein Lager von frischem duftendem Klee, welcher Kühle und Wohlgerüche um sich verbreitete. Welche Art gemeint sey, lässt sich schwerlich bestimmen, da die Griechen mit dem Namen *λωτὸς* so freygebig waren, dass sie nach dem Hesychius fast alle Blumen so nannten. Vielleicht ist *λωτὸς ἥμερος* des Dioskorides gemeint. Was den Zusammenhang des Ganzen betrifft: so ist vielleicht ein gelehrter Alexandriner der Vf. dieses Gedichts, welchem ein Gemälde die Veranlassung dazu gab, worauf Eros das Leichenbegängniss des Adonis oder einer ähnlichen Person feyerte. Wie oft Gemälde zu kleinen Gedichten Anlass gaben, weiss jeder Kenner der Anthologie, und eben so wenig ist es unbekannt, zu wie vielen Gedichten der Schlüssel verloren gegangen ist, so dass wir durch Hypothesen uns den Zugang zu ihrem Verständnisse öffnen müssen. Der Plan des Gedichts wäre nach dieser Voraussetzung folgender. Der Dichter hat sich auf Myrthen und Lotus gelagert, und Eros soll ihn als Mundschenk bedienen. Aber er erblickt ihn mit der Todtenfeyer beschäftigt, und er sucht ihn von dieser, dem Liebesgotte nicht ziemenden Beschäftigung abzuziehen. In diesem Falle wäre die Scene Ägypten, und nun könnte man allenfalls *λωτίναις π.* von der *Nymphaea lotus* verstehen, und es wäre auch begreiflicher, warum Eros mit Papyrus das Kleid aufbinden soll. Selbst die Aufmunterung zur Freude *ὀλίγη δὲ κεισόμεσθα κόνις, ὀστέων λυθέντων* ist ägyptisch, indem durch ein aufgestelltes Gerippe die Gäste zur Freude unter dem Ausruf ermuntert wurden: sieh dieses, trink und freue dich; denn wenn du stirbst, dann wirst du diesem ähnlich. Herod. II, 78. — V. 2 wird *Διονύσῳ* richtig vom Epheu erklärt, welcher mit der Rose in einen Kranz geflochten werden soll. Weniger aber gefällt uns die in den Text aufgenommene Conjectur *ῥόδον οὐ φεριστόν ἄνθος*; denn die Frage ist prosaisch und kalt, und der Vocativ der gewöhnlichen Lesart kräftig und dichterisch. V. 12. *Bothe* hatte wahrscheinlich *λυρίσον* im Sinne, und er durfte eines Schreibfehlers wegen nicht so hart angesehen werden. Überhaupt sehen wir nicht ein, wozu bey dem übrigen Streben nach Kürze so oft und weitläufig gegen *Bothe* polemisirt wird, da sein Anakreon schon längst vergessen ist. Wie leicht Druckfehler unbemerkt bleiben, beweist selbst dieses Werk. Denn, um nur einige

anzuführen, S. 69, Z. 7 muss gelesen werden Pyth. VIII. S. 174, Z. 19 Matth. Gramm. 342. S. 172, Z. 30 wahrscheinlich, statt LVI, XXVI, 6, weil in der angeführten Stelle πατέω nicht vorkommt. Eben so steht S. 166 wahrscheinlich durch einen Druckfehler *myrti* statt *myrrhae;* sollte es aber kein Druckfehler seyn: so verweisen wir auf *Salmasii exercit. Plin. p.* 499. — VII, 2, wird gelesen χαλεπῶς ὁ Ἔρως βάζων; eine Conjectur, welche unseren Beyfall hat, wenn ὑακινθίνῃ με ῥάβδῳ mit ἐκέλευε συντροχάζειν verbunden und nach ῥάβδῳ ein Komma gesetzt wird. — IX. Wenn *Thomas Magister* und *Moeris* πέταμαι aus dem attischen Gebiete verdrängen wollen: so setzen wir diesen Atticisten *Porson* entgegen, welcher zu Med. Eurip. aus Gründen das Gegentheil behauptet. Übrigens gehört diese Bemerkung nicht hieher, da Anakreon den Attikern nicht beyzuzählen ist. Wichtiger ist die schon von *Barnesius* gemachte Bemerkung, dass πέτασαι kurz ist; indessen wenn eine Verbesserung nöthig ist: so wählen wir lieber die altionische Form ποτᾶσαι statt der modernen πετᾶσαι. — XX. Wenn *Degens* Verbesserung nicht genügen sollte: so würden wir lesen:

Καὶ σάνδαλον γενοίμην
Ὅπως ἀεὶ πατῇς με.

Denn da πατεῖν steht: so irrt *Fischer*, wenn er glaubt, dass die Füsse einer besonderen Erwähnung bedürften. — XXIII. Hier zeigt sich ein sonderbares Missverständniss. Hr. *M.* sagt: *Optime Brunck* παρεῖχε *pro* παρῆγε, *quod etsi Cod. Vat. habet, tamen interpretamentum vocis* παρεῖχε *videri potest. Fischer* aber: παρεῖχε *quod est in Cod. Vatic. aut interpretamentum est verbi* παρῆγε, *aut potius ab inscitia librarii profectum est.* Die Conjectur aber V. 4, θάνατος, finden wir beyfallswerth, denn der Tod ist hier personificirt; ein zum Substantiv erhobener Infinitiv hingegen drückt bloss eine Idee oder Handlung aus. Weil der Parapäon seltener im A. vorkommt: so konnte der Abschreiber leicht des Metrums wegen θάνατος in θανεῖν verwandeln. — XXIV, 1. Dass das Augment auch von den Attikern bisweilen ausgelassen werde, ist zu kategorisch behauptet. Denn *Porson* hat in seinem Euripides befriedigend gezeigt, dass in einem Theile der für diese Behauptung aufgeführten Stellen das Augment durch den vorhergehenden Vocal elidirt werde, in anderen aber die Lesart verdorben sey. Die Chöre der Tragiker, wo bisweilen das Augment wirklich fehlt, gehören nicht hieher, da es bekannt ist, dass in den Gedichten von der lyrischen Gattung der dorische Dialekt mehr oder weniger zu Grunde liegt, so wie der altionische in der Epopöe. Wenn übrigens dieses Lied von einem *homine metri et prosodiae prorsus ignaro* ausgegangen ist: so sehen wir nicht ein, warum Hr. *M.* sich der unnöthigen Mühe unterzieht, den Text in Rücksicht des Metrums zu verbessern, denn der Kritiker soll ja nur den Text herstellen, aber nicht den Schriftsteller corrigiren. Ob wir gleich dieses Lied für sehr mittelmässig halten: so lässt sich doch, glauben wir, der Dichter in Rücksicht dieses Vorwurfs vertheidigen, indem schon Andere angenommen haben, dass er durch diesen ungezwungenen Gang im Versbaue seine Sorglosigkeit beym Fluge der Zeit habe darstellen wollen. Denn wenn es dem Tonkünstler in der sogenannten Phantasie erlaubt ist, statt des strengen regelmässigen Taktes einen freyern Rhythmus zu wählen, wie der Geist des Stücks ihn fodert: warum wollen wir dem Dichter nicht eine gleiche Freyheit zugestehen, oder dürfen wir ihn nach einer neuen Theorie umwandeln? Welch einen freyen Gang wählen oft die dramatischen Dichter in den Chören, und wie sehr liebten die Alten das Malerische im Versbaue! — XXV, 1, πίνω brauchte *Barnesius* des Metrums wegen nicht in πίω zu verändern, denn das Metrum ⏑ | — — — ⏑ | — ⏓ kommt im Anakreon mehrmals vor, z. B. XV, 15. XXXVIII, 5. 7. In grammatischer Rücksicht aber verdient πίνω den Vorzug; denn zwischen dem Imperativ., Opt., Conj., Infin. des Aorists und denselben Modis des Präsens findet der Unterschied Statt, dass der Aoristus eine vorübergehende und an und für sich in ihrer Vollendung betrachtete, das Präsens aber eine fortdauernde oder öfters wiederholte Handlung bezeichnet. Übrigens sind die Anmerkungen des Hn. *M.* grösstentheils kritisch, doch kommen hin und wieder auch ästhetische vor, vorzüglich da, wo über die Ächtheit ganzer Lieder abgeurtheilt wird. Der *Index Graecitatis* ist so vollständig, dass er die Stelle eines erklärenden Commentars vertreten kann.

L.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Magdeburg*, b. Creutz: *Demosthenes erste Rede gegen Philippos von Makedonien.* Mit einigen erläuternden Anmerkungen. 1810. 23 S. 8. (3 Gr.)

Der ungenannte Herausgeber dieser kleinen, aber kräftigen, und wegen einiger unerwarteter Übergänge berühmten demosthenischen Rede giebt uns den *reiskischen* Text, ziemlich correct, wenn auch wenig elegant und mit häufig falschgestellten Accenten abgedruckt, und in sieben Capitel etwas ungleich zerfällt, mit Weglassung des ganzen Stücks, welches auf die πόρου ἀπόδειξις folgt, und allerdings, wie *Jakobs* zuerst ergründend dargethan, als eine eigene, später gehaltene Rede zu betrachten ist. Nur drey Abweichungen von der zum Grunde gelegten Recension finden wir im Text, alle drey von dem Herausgeber selbst auf dem im Ganzen empfehlenswerthen Wege verbesserter Interpunction vorgenommen; aber nur Eine, dünkt uns, mit Glück und mit Gewinn für den unsterblichen Redner. Zuerst finden wir p. 43, 3 ed. *Reisk.* mit geänderter Accentuirung und Distinction geschrieben: ἐπειδάν τι γένηται — als seyen es die Worte der Unschlüssigen, die Demosthenes redend einführe, und dann wie-

der mit den Worten: ἐπειδὰν, νὴ Δία κ. τ. λ. unterbreche. Aber es fällt in die Augen, wie kleinlich und unrednerisch dadurch die Massen des Stils ausfallen, um nicht zu gedenken, dass eine Unterbrechung *dieser Art* ganz ungriechisch ist. Auch ist die alte Abtheilung ja untadelhaft, und keiner Änderung bedürftig. Ferner p. 43, 10 werden die Worte ἀλλ' ἀσθενεῖ des Fragezeichens beraubt, und gleich mit zur Antwort auf das τέθνηκε Φίλιππος; gezogen: sehr unschicklich, weil dadurch ein charakteristischer Zug der eitler Hoffnung trunknen Athener verloren geht, die wenigstens auf die Kränklichkeit ihres furchtbaren Gegners rechnen, wenn auch die Nachrichten von seinem Tode zu früh waren. Übrigens hat auch der treffliche *Jakobs* seiner Übersetzung von dieser Stelle eine falsche Nüançe beygemischt, indem er das starke: οὐ μὰ Δία· durch „*leider* noch nicht" wiedergiebt. — Endlich ist p. 47, 19, das Fragezeichen schon nach δύναμις gesetzt, welches uns vortrefflich scheint, da allerdings *Jakobs* Übers. des οἰκείους εἶναι durch „zu Hause sitzen," bedenklich ist in Bezug auf die Worte selbst, noch bedenklicher im Zusammenhang mit dem Folgenden, wie gut gezeigt wird. — Dass der Herausgeber übrigens p. 43, 7 auf alte Autoritäten αὐτῶν für αὐτοῦ zurückgenommen, billigen wir, und schon *Reiske* hat dasselbe im *apparatus criticus* T. 10, p. 111, gerathen. — Dagegen ist aus Unkunde eines feinen Atticismus in den Anmerkungen gefehlt, indem dort zu p. 45, 13 die schon von *Reiske* verworfene Lesart ἀλλ' ἡ τῆς πόλεως ἔξαι wieder in den Text gewünscht wird, ungeachtet der Artikel, der sich überdiess nicht gut mit dem vorangehenden Plural δυνάμεις verbinden will, dieselbe Unrichtigkeit des Sinns erzeugen würde, die hier nicht mit Unrecht an *Jakobs* Übersetzung getadelt ist: über das verneinende attische ἀλλ' ἤ, das mehrere Gelehrte zum Besten gehabt hat, verweisen wir auf *Hermann* zum *Viger.* p. 778, 277, und fügen als Belegstellen aus dem *Demosthenes* hinzu: *contra Timocrat.* p. 719, 6. 731, 19, *contra Aristog.* 1, p. 790, 26, *contra Polycl.* p. 1225, 3. Προοίμ. δημηγ. p. 1441, 1. — Dass sich übrigens selbst in dieser wenig verdorbenen Rede noch manche Gelegenheit finde, von *Reiske* abzuweichen, wäre unschwer zu beweisen. Warum sind wenigstens die vielen unnützen Parenthesen beybehalten? Warum die altfränkische, nicht einmal consequent durchgeführte Schreibung der Eigennamen mit kleinen Anfangsbuchstaben?

Diese Textänderungen werden in den uneigentlich sogenannten erläuternden Anmerkungen ausgeführt. Die übrigen beschäftigen sich damit, *Jakobs* Übersetzung hie und da im Ausdruck bestimmter, selten dem Sinn nach richtiger zu machen. Da wir dem Herausgeber das Zeugniss geben müssen, nie den rechten Ton gegen einen solchen Mann verletzt zu haben: so würden wir diese Bemühung bey einem Abdruck für Schulzwecke billigen, wenn er strenger, und dabey behutsamer verfahren wäre. Denn gar Manches ist übersehen, und von dem Bemerkten wieder gar Manches unrichtig. Gleich das Erste, p. 40, 18, hat *Jakobs* durchaus richtig verstanden, nicht so unser Herausgeber, der meint, Demosthenes wolle die Nichtigkeit des zufälligen Glücks darstellen, da er vielmehr mit epigrammatischer Schärfe sagen will, es sey gut, dass die Athener bisher ihre Pflicht nicht gethan; denn hätten sie diese gethan, und wäre dabey alles so unglücklich von Statten gegangen: dann würde auch die letzte Hoffnung des bessern Geschicks dahin seyn, auf das sie nun immer noch vertrauen könnten, wenn sie anfangen wollten, ihrer Schuldigkeit, nachzukommen. Dagegen ist es richtig, p. 42, 21 das ταῦτα nicht mit *Jakobs* auf die Staaten sondern auf die zunächst vorhergehenden Äusserungen von leidenschaftlichem Hass zu beziehn. Alles Übrige scheint uns unrichtig, besonders p. 44, 15. 16, übersetzt durch: „die Zeit der Prüfung wird schon kommen (τὸ δὲ πρᾶγμα ἤδη τὸν ἔλεγχον δώσει), und dann werdet ihr Richter seyn" worin wir gar keinen rechten Sinn finden. *Jakobs* hat gleich schön und richtig übertragen. Und eben so ist zu p. 47, 14 ein modernisirender Begriff eingemischt, wenn das kräftige: εἰς τὴν ἀγορὰν χειροτονεῖτε, οὐκ ἐπὶ τὸν πόλεμον, erklärt wird: „dass sich jene Officiere bey solchen Festen wie Puppen zur Schau ausstellen mussten, um Käufer anzulocken, d. h. die Augen auswärtiger Völker auf sich zu ziehen." *Jakobs* sucht in dem εἰς ἀγορὰν, wie es scheint, nichts weiter, als eben jene festlichen Aufzüge, die auf dem Markt gehalten wurden. Wir glauben einen schärfern Gegensatz mit ἐπὶ τὸν πόλεμον darin zu erkennen, indem dem Krieg der Ort entgegengesetzt wird, wo sich der unbeschäftigte Theil der athenischen Volksmenge den ganzen Tag umzutreiben und sich in fremde Geschäfte zu mengen pflegte, aus Mangel an eigener Thätigkeit. So findet sichs zuerst beym Hesiod. opp. 29. die Spätern sind voll davon, und ebenso hat Cic. in Catil. 2, 3 das *Forum* als den Tummelplatz des geschäftlosen Müssiggangs geschildert.

Übrigens danken wir es dem Herausg., dass er durch diesen Abdruck etwas hat beytragen wollen, die unsterblichen Werke der attischen Redner zu grösserer Kunde zu bringen, als leider bis jetzt geschehen ist, und durch die übereilte, unbequeme, und übermässig theuere *reiske*sche Sammlung hat geschehen können. Freylich wird ein so gering ausgestatteter Abdruck wenig bewirken, da selbst *Wolfs* meisterhafte Bearbeitung der *Leptinea* in den Bibliotheken der Gelehrten geblieben ist. Der Eindruck muss mehr in Masse geschehen, wenn Etwas erreicht werden soll, und darum scheint uns eine mit Geist behandelte Handausgabe des *ganzen* Demosthenes eins der dringendsten philologischen Bedürfnisse. Wir wünschen darum den Rednern vor Allem einen Mann von *brunckischer* Genialität, Leichtigkeit und begeisternder Belebungskraft, der, wie *Brunck* die Dramatiker, so die Redner in ein neues, frischeres Daseyn hervorrufe: dann wird es sicher nicht an wackeren Gelehrten fehlen, die die natürlichen Mängel eines solchen ersten Gusses ausfeilen, und die Gestalt vollenden werden.

P.

SCHÖNE KÜNSTE. *Freyberg*, b. Craz und Gerlach: *Die unterbrochene Verlobung, oder Insurrectionsscenen aus Tyrol.* Ein Schauspiel in zwey Acten von *William Lampe.* 1810. 83 S. 8. (8 Gr.)

Die Tochter des Oberförsters Moser soll eben mit dem Gemsenjäger Friedrich Thalberg verlobt werden, als Andreas Hofer mit zehn Insurgenten in das mosersche Haus eintritt, und Thalberg zwingt, das Commando über hundert Insurgenten anzunehmen. Um sich dieses Wackern ganz zu versichern, wird auch Maria, die Braut, mit fortgenommen und bewacht. Ein alter Getreuer der moserschen Familie sucht zwar das Mädchen zu befreyen; sein Plan gelingt ihm aber nicht. Da kömmt zufällig ein französischer Lieutenant Beaumont, der bey Moser Quartier hatte, und auch Marien liebte, und rettet sie aus den Händen der Insurgenten. Von eben demselben wird auch Thalberg gefangen genommen, und soll als ein Insurgenten-Anführer den Tod leiden. Es wird aber erwiesen, dass er gezwungen an der Insurrection Theil genommen, und auch sein Retter ist Beaumont. — Diess sind die Hauptereignisse, um welches sich dieses Stück bewegt, das einen in der dramatischen Kunst noch unerfahrnen Vf. verräth. Alles ist nur neben einander gestellt, ohne durch ein inneres Band zu einem Ganzen vereinigt und verbunden zu seyn. Die Sprache hat wenig Bildung und Gewandtheit, und gar nichts Charakteristisches. Schon der Anfang der Vorerinnerung liess nichts Sonderliches erwarten. „Wenn, hebt diese Vorerinnerung an, wenn mit stolzem Schritt der Kriegsgott Mars Länderverheerend einherschreitet, und Tausende von Erdensöhnen der durch den Kanonendonner erschütterten Mutter Erde wiedergiebt — wenn Alles der zermalmenden Gewalt des Stärkern unterliegen muss, Wittwen und Waisen die Hände um Brod jammernd ringen; der Vater dem Sohne, der Geliebte der Geliebten den ewigen letzten Abschiedskuss auf die Lippen drückt u. s. w."

Ce.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 OCTOBER, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Aulus Persius Flaccus*. Von *Franz Passow*, Prof. am herzogl. Gymnasium zu Weimar (jetzt zweytem Director des Gymnasiums zu Jenkau bey Danzig). Erster Theil. 1809. XII u. 370 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

2) Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Des Aulus Persius Flaccus Sechs Satiren*, übersetzt mit Einleitungen und Bemerkungen von *Joh. Friedrich Wagner*. 1811. VI u. 102 S. 8. (8 gr.)

Der erste Theil der von Hn. *Passow* (No. 1) gelieferten neuen Bearbeitung des Persius enthält, ausser dem Text und der metrischen Übersetzung, blos die Prolegomenen über das Leben und die Schriften desselben und die Anmerkungen zur ersten Satire. Über den Zweck dieser Ausgabe sagt die Vorrede nichts; erst S. 154 erhalten wir darüber einiges Licht. Hr. *P.* nämlich geht mit dem Plane um, eine grössere Ausgabe des Persius zu liefern, welche er nach Verlauf einiger Jahre herauszugeben gedenkt. In derselben will er durch fleissige und besonnene Benutzung alles dessen, was seither von *Bentley*, *Casaubonus*, *Heinsius*, *Meister*, *Reiz*, *Salmasius*, *Wakefield* und Anderen, theils im Einzelnen, theils im Ganzen, für diesen römischen Lykophron, wie ihn Bayle nennt, geschehen ist, und durch Hinzufügung seiner eigenen Ansichten, welche die divergirenden Meinungen concentriren sollen, eine Ausgabe zu liefern, die alle seitherigen unentbehrlich machen soll. Die Erläuterungen von *Casaubonus* und *Meister* sollen vollständig, und die der Übrigen im Auszug mitgetheilt werden. In Hinsicht der kritischen Bearbeitung des Textes will er seinen eigenen Gang gehen, und durch Benutzung seines sorgfältig aus Handschriften und alten Scholiasten und Grammatikern theils schon gesammelten, theils noch zu sammelnden Apparats eine neue Revision des Textes liefern. S. 154. Durch die gegenwärtige Ausgabe hat Hr. *P.* keinen höheren Zweck, als Alles, was dunkel scheinen könnte, sich aller weiteren Ansprüche auf Neuheit und Originalität begebend, kurz zu erläutern, und dem Leser die Mühe anderweitigen Nachsuchens zu sparen! S. 154. Über jenen Plan wird erst nach Beendigung dieses Werks ein Urtheil möglich seyn; unterdessen begnügen wir uns bey gegenwärtigem Werke, das gleichsam ein *Specimen novae editionis* ist, nach dem Wunsche des Vfs., einige Bemerkungen darüber niederzuschreiben.

Was die Übersetzung anlangt: so können wir ihr im Ganzen unseren Beyfall nicht versagen; doch können wir ihr nicht unbedingt, wie es Hr. *P.* selbst, in allzugrossem Selbstgefühl, thut, den ersten Platz unter ihren Schwestern, namentlich im Vergleich mit der Vossischen, anweisen, weil wir gerade das, was am meisten bey dem dunkeln Persius gewünscht wird, sehr oft vermisst haben. Nicht selten muss man, um die Übersetzung zu verstehen, durchaus zuvor einen Blick in den Text gethan haben. Doch Hr. *P.* scheint mit Bedacht um jene Tugend seiner Übersetzung nicht sehr bekümmert gewesen zu seyn, da er nach S. 175 es durchaus nicht als einen Mangel einer Übersetzung des Persius angesehen wissen will, wenn sie eben so dunkel als das Original ist. Wir müssen hinzufügen, dass sie, wie es das Idiom der verschiedenen Sprachen mit sich bringen musste, das Original nicht selten an Dunkelheit übertrifft. Mit ihm darüber zu rechten, gestattet uns der Raum nicht, und wir begnügen uns, zur Beurtheilung des Commentars forteilend, dieses im Allgemeinen über dieselbe ausgesprochen zu haben, zumal da sie schon in den *heidelb. Jahrb.* eine weitläuftige Kritik erfahren hat.

Von S. 81—176 gehen die Prolegomenen über das Leben und die Schriften des Persius. Bey ersterem liegt die alte, zusammengestoppelte Biographie des alten Grammatikers zum Grunde, auf welche dann die weitere Untersuchung fortgebaut ist. Die Charakteristik des Persius und seine Parallelisirungen mit den übrigen Satirikern enthält bey der guten Zusammenstellung des schon Bekannten manche lesenswerthe Berichtigung und Bemerkung. Nur mehr Kürze hätten wir gewünscht. Zu weit geht Hr. *P.* S. 101 wohl, wenn er der frühen Einweihung des Persius in die Stoa schlechthin allen Einfluss auf seine Geistesproducte ableugnet. Die Richtung, die seine Individualität durch jene Philosophie bekam, spricht sich in der That zu deutlich sowohl im Formellen als Materiellen seiner Gedichte aus. Überhaupt scheint Hr. *P.* von einer Schwäche überfallen worden zu seyn, in welcher man diejenigen leicht erblickt, die ihren Autor zu lieb gewinnen. So behauptet er S. 108, blos um seinen Persius zum Originaldichter zu machen, ziemlich übereilt, er habe die griechische Sprache gar nicht verstanden: ohne zu bedenken, wie sehr er dadurch die intellectuelle Bildung seines Dichters, nach der Sitte der damaligen Zeit, in Schatten setzt. Glaubt denn Hr. *P.* nicht, da er ja die Gräcomanie des damaligen Zeitalters zugiebt, dass Persius, im Fall er des Griechischen nicht kundig ge-

wesen wäre, für eben so einseitig gebildet von seinen Zeitgenossen angesehen worden wäre, als wie heut zu Tage einer, der kein Französisch versteht? Und wie? sollte wohl dieser geistreiche Dichter sich den Genuss haben versagen können, aus den Urquellen alles Schönen, aus den Geisteswerken der Griechen selbst zu schöpfen? Andere Gründe übergehen wir der Kürze halber. Durch eine solche angenommene Nachahmung, welches freylich ein sehr relativer Begriff ist, wird ja nicht sein Beruf zum Dichter geleugnet, noch der Werth seiner Geistesproducte geschmälert. Eben so wenig, als wenn man annimmt, dass er seinen Vorgänger, den Horaz, nachgeahmt habe: welches Hr. *P.* S. 108 ebenfalls geradezu leugnet. Wir gestehen recht gern zu, dass des *Casaubonus Persiana Horatii imitatio* einige Einschränkung bedarf, und dass Hr. *P.* hierüber von S. 108 bis 120 viel Wahres bemerkt hat: aber Etwas muss man, wenn man unbefangen urtheilen will, doch zugeben. Spricht man beym Persius oder bey Dichtern ähnlichen Geistes von Nachahmung: so versteht man natürlich nicht ein solches unverschämtes Plagium, wie sich zuweilen bey Anderen findet (s. Burmann z. Lotichius p. 259), sondern bloss eine geistvolle und besonnene Benutzung dessen, was schon Andere vorher, entweder in demselben Fache oder anderswo, geleistet und gesagt haben, es betreffe nun Worte oder Sachen. Mangel an Originalität oder gar Geistesarmuth ist diess nicht; denn was würde denn, um nur bey den Römern zu bleiben, aus Horaz und Virgil werden? M. s. Voss zu Virgils Idyll. VI. S. 330 und zu dessen Landbau I. S. 177. Hr. *P.* scheint, was er erst leugnete, stillschweigend S. 271 u. 364 selbst zuzugestehen. — In der Aufführung der gebrauchten Hülfsmittel sollte mehr Präcision seyn.

Betrachten wir den Commentar zur ersten Satire: so beruhet sein vorzüglicher Werth auf der gewandten Entwickelung des Dialogs, der, wie bekannt, das Verständniss dieser Satire sehr erschwert. Wir sind darin Hn. *P.* mit Vergnügen gefolgt, der dadurch seine vertraute Bekanntschaft mit dem Persius trefflich beurkundet. Überdiess ist dieser Commentar so ausgestattet, dass man eher über das Zuviel, als das Zuwenig zu klagen Ursache hätte. Je aufrichtiger und reiner dieses ausgesprochene Urtheil ist: desto freundlicher wird der Vf. folgende Ausstellungen und Bemerkungen aufnehmen.

Nach vorausgegangener Einleitung zum Prolog und zur ersten Satire S. 185—205, worin er sich für die Meinung derer mit Gründen erklärt, welche, doch ohne weitere Begründung, den choliambischen Prolog bloss als Einleitung zur *ersten* Satire annehmen, folgt die Wort- und Sach-Erklärung. Hr. *P.* scheint uns aber gleich im 1 V. des Prologs den Sinn des Persius zu verfehlen, wenn er das Wort *proluere*, gegen Casaubonus, nur vom *Benetzen* der Lippen versteht; wir leugnen nicht, dass es diese Bedeutung bisweilen habe: allein die Bedeutung von unmässigem Trinken oder Ausschöpfen der Hippokrene, wie Casaubonus will, ist nicht ganz unpassend. Die Pointe der Stelle wäre dann eine übermässige Musolepsie, welche prahlerisch manche damalige Dichter vorgaben, denen sich hier Persius in einem schneidenden Contrast entgegenstellt. Eine Parodie zweyer schlechter, doch damals beliebter Gedichte können wir in den 2 ersten Versen auch nicht finden; nur bemerken wir, dass, nach dem alten Scholiasten, den wir unter dem Namen Cornutus in der venet. Ausgabe von 1499 eben zur Hand haben, Persius den Ennius berücksichtigte, *qui dixit, se vidisse in Parnasso, somniando, Homerum sibi dicentem, quod ejus anima in suo esset corpore*, und dass diese Verse (wie auch Hessel ad Ennii fragm. p. 5 vermuthet) sich noch als ein integrirendes Ganzes beym Lucret. I, 121 befinden. — Von der alleinigen Richtigkeit der Schreibart *Parnassus* für *Parnasus*, welches alle Handschriften hier haben, können wir uns nicht überzeugen. Wie sehr die Römer beym Gebrauch dieses Zischlautes schwankten, lehrt Quint. Inst. Or. I. c. 7 ed. Spald. Daher unstreitig Spanheim z. Callimach. Del. v. 93, der beide Schreibarten billigt, weit behutsamer verfährt, als Perizonius z. Aelian. V. H. VIII, 11. Heins. z. Virgil. Ecl. X, 11. Georg. II, 18 und Drakenb. z. Livius XL, 16, 1, welche behaupten, dass *Parnasus* nur bey Dichtern vorkomme. — Was die Bemerkung über *pallidus* V. 4 anlangt: so können wir Hn. *P.* darin nicht beystimmen, dass es hier als ein allgemeines, und zwar aus einem anderen Dichter genommenes, Beywort ganz müssig stehe. Eine ganz ungewöhnliche Katachrese ist es doch wohl nicht, wenn dieses Wort, auf den Mythos deutend, der Quelle Pirene gegeben wäre. — V. 8:

Quis expedivit Psittaco suum: χαῖρε!
Wer half dem Papagey zu seinem *Willkommen.*

geht, nach unserem Gefühl, durch die Verdeutschung des Worts χαῖρε, das in der obgedachten venet. Ausg. *cherae* geschrieben ist, sehr viel von dem Komischen und Satirischen verloren. Offenbar wollte hier Persius ausser dem beissenden Stich auf die gewinnsüchtigen Strebungen der damaligen Dichterlinge, die Wuth seines Zeitalters durchziehen, welchem es Galanterie schien, überall griechische Floskeln anzubringen. Die Beybehaltung des griechischen Wortes käme daher wohl der Sache näher. Scheute man sich nicht, etwas Anderes hineinzutragen: so würde etwa das französische *votre serviteur*, oder, wie *Schindler* will, *bon jour*, treffend auf die Parallele hindeuten, die man zwischen unserer heutigen Gallomanie und der römischen Gräcomanie ziehen kann. — S. 227 behauptet Hr. *P.*, gesammte ältere Ausgaben vor Pithoeus läsen V. 9 *nostra verba*, welche Wortstellung er wieder aufnahm; allein die venet. Ausg. hat *verba nostra*. — S. 228 bey *artifex sequi* hätte Bentley z. Horaz I, 1, 6 und Ruperti in Append. z. Sil. Ital. p. 175 angeführt werden können. — Von S. 231—36 hat Hr. *P.* Alles sehr fleissig über die bestrittenen Worte *nectar* und *melos* zusammengestellt, und entscheidet für *nectar*. In der venet. Ausgabe, die auch V. 13 *poëtidas* hat, findet sich *pegaseium mellos*. Es wundert uns, dass diess kein Gegner des *nectar* be-

nutzt, und ſich, den griechiſchen Urſprung nicht achtend, auf *relligio*, *relliquiae* und ähnliche berufen hat. S. 235. Z. 2 iſt wohl ein Druckfehler: Dorville und Wakef. erklären ſich noch beſtimmt *gegen* (unſtreitig *für*) *melos*.

Der Dialog, in welchen die erſte Satire eingekleidet iſt, macht gleich im Anfange groſse Schwierigkeiten; Hr. *P.* ſcheint ſie glücklicher, als ſeine Vorgänger, überwunden zu haben. Er legt mit Caſaubonus den erſten Vers dem Dichter bey, und theilt die folgenden alſo:

Interl. Quis leget haec? Perſ. Min tu iſtud ais? Nemo hercule! Interl. Nemo.
Perſ. Vel duo, vel nemo. Interl. Turpe et miſerabile!

und mit *Quare?* fährt dann Perſius fort. Unſchicklich ertheilte man ſonſt dem Interlocutor die Worte: *nemo hercule*, wodurch die Worte: *Turpe et miſerabile* aus allem Zuſammenhang kamen. Niemand wird der gewandten Abtheilung, die Hr. *P.* vorgenommen, ſeinen Beyfall verſagen können. Die ganze Stelle hat unſtreitig dadurch gewonnen! — S. 245 und 278, wo vom Attius Labeo die Rede iſt, hätte wohl Wernsdorfs Abhandlung: *de Homeriſtis Latinis*, in Poet. L. M. T. IV. P. II, nicht übergangen werden ſollen, zumal da dieſer, gerade gegen Hn. *P's.* Meinung, S. 587 annimmt, daſs dieſer Labeo ein ſehr alter Dichter ſey, der *ob vetuſta et obſoleta vocabula et aſperam dictionem* von Perſius ſpottweiſe erwähnt worden ſey. Hr. *P.* macht ihn zu einem Zeitgenoſſen des Perſius; die Wahrheit aber ſcheint ſich mehr zu Wernsdorf hinzuneigen. — Das *At* V. 8, welches Hr. *P.* aufnahm, belebt den Satz, und dieſe Partikel wird bey Einwendungen gebraucht, die, wie hier, mit Ausdruck des Unwillens geſchehen, ſ. Heinſ. z. Ovid. Heroid. XII, 1. — Der geſchickten Entwickelung der Stelle V. 9—11 geben wir gern unſeren Beyfall: allein die gehörige Behutſamkeit eines Kritikers vermiſſen wir ganz in der Behandlung des 13 Verſes, der, nach Hn. *P.*, in allen Handſchriften und Ausgaben ſo heiſst:

Scribimus incluſi, numeros ille, hic pede liber.

Sehr richtig bemerkt Hr. *P.*, daſs die Erklärung des Caſaubonus von *incluſi, quia ſecreto et libero ab arbitris loco ſcribentibus opus eſt*, durchaus nicht Genüge leiſte; geſetzt, daſs man auch *ſcribere numeros*, letzteres für *verſus* nehmend, als ſynonymen Ausdruck für *verſus* oder *carmina ſcribere, componere* anſehen könnte. Die Vulgate iſt aber auch ganz unſchicklich. Gronovius hebt das Komma nach *incluſi* auf, wodurch eine ganz ungrammatiſche Verbindung herauskommt. Schärfer ſah unſtreitig Markland, der den Vers ſo ſchreibt: *ſcribimus, incluſus numeris ille, hic pede liber*. Hr. *P.* ſtöſst an *numeris* an, behält hingegen *incluſus*, und hat den Vers ſo in den Text genommen:

Scribimus, incluſus numeros ille, hic pede liber,
Der ſchriftſtellt vom Verſe begrenzt, im freyeren Gang der.

Wir können dieſs Verfahren nicht billigen. Das Hauptbedürfniſs in dieſem Verſe, das Gleichmaſs der Glieder, iſt dadurch gar nicht hergeſtellt, und eine griechiſche Conſtruction (*incluſus numeros*) möchten wir ſchon wegen des folgenden Gliedes: *hic pede liber*, dem Perſius nicht aufdringen. Wir würden alſo lieber Marklands Conjectur, wie Hr. Naſſer, der ſie aber fälſchlich S. 83 dem Gronov. zuſchreibt, in den Text genommen haben, denn für unſeren eigenen Einfall: *ſcribimus, incluſi numeris illi, hic pede liber*, wollen wir kein Wort reden, da uns die Verbindung des Singular mit dem Plural in ſolcher Stellung durchaus nicht gefällt. Übrigens bezeichnet in dieſem Verſe Perſius ſehr maleriſch die damaligen Dichter und Redner durch das Formelle ihrer Rede. — V. 16 ſteht in der venet. Ausgabe *ſardonice*. — V. 22 überſetzt Hr. *P. vetule* gut durch *Siechling*, welches aus der Urbedeutung des Worts *vetus*, deſſen Diminutivform hier mit Nachdruck und Würze gebraucht wird, hergeleitet werden muſs. Woher aber Hr. *P.*, S. 261 beweiſen will, daſs der urſprüngliche Begriff des Worts *vetus ehrwürdig* ſey, leuchtet uns nicht ein. Wir halten es ſeiner Wurzel nach verwandt mit *victus*, das Feſtus durch *languidus, ſine vi et naturalibus privatus viribus* erklärt, und darin beſtätigt uns die vom Vf. angeführte Stelle des Terentius Eunuch. IV, 4, 21, und die Gloſſe beym Petronius C. 21; wo *vetulus* durch *exoletus* erklärt wird. Erſt alſo durch Conſequenz kommt unſtreitig dem *vetus* die Bedeutung des *Ehrwürdigen* zu. — Ob V. 20 durch die Worte *cute perditus*, die unbezweifelt einen Waſſerſüchtigen bezeichnen, die innere moraliſche Verdorbenheit, wie Hr. *P.* ſagt, und nicht vielmehr, da Perſius von V. 13 an nicht von Moralität, ſondern von ſchlechten Dichtern geſprochen hat, die windige Aufgeblaſenheit der damaligen Dichterlinge angedeutet werde, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. — Wenn Hr. *P.* V. 24 *quid* anſtatt des wahrſcheinlich von einem unwiſſenden Abſchreiber herrührenden *quo* aufnimmt: ſo treten wir ihm gern bey; doch möchten wir es nicht durch *quale* oder *quanti* erklären, ſondern, wie das griechiſche τι für δια τι, durch *cur*, *ob quid*, welches häufig, aber nicht bloſs, wie Hr. *P.* ſagt, beym Cicero, bey lateiniſchen Dichtern vorkommt, ſ. Intpp. z. Ovidius Pont. I, 1, 13 und Burmann z. Metam. V, 651 und Voſs zu Virgils Ldb. II. S. 416. — Daſs ſich Hr. *P.* gegen Naſſers höchſt unglückliche Conjectur V. 50 *numnam* für *non* erklärt, iſt brav; bey *non* für *nonne* hätte noch Burm. z. Ovid. Triſt. III, 4, 24 erwähnt werden können. Ein Druckf. iſt Zeile 9: *nach eſt*, muſs heiſsen: *nach non*. — S. 281 bey den Worten: *qui pote*, ſchreibt Hr. *P.* dem Priſcianus und Diomedes auf guten Glauben nach, daſs *pote* das Neutrum vom Adjectiv *potis* ſey. Beide berufen ſich auf dieſe Stelle des Perſius, und erklären es durch *quomodo poſſibile eſt*. Rec. weiſs zwar ſehr wohl, daſs Servius z. Virgil Aen. III. p. 766 (ed. Baſil. 1613) dieſes Wörtchen friſch weg durch alle Caſus N. Sing. declinirt; allein er hält deſſen ungeachtet das *potis*, ſobald es mit *eſſe* verbunden iſt, für nichts anderes, als ein Adverbium. Einen ſicheren Beweis dafür findet Rec. darin, weil *potis* zu allen 3 Gener. geſetzt wird, z. B. zum Maſculino Virgil. X,

er es gleich z. Valerius Flaccus l. c. verwerflich findet. Sey es, dass wir bey manchen keine Spur davon mehr entdecken: so sprechen für ihr wahrscheinliches Daseyn ähnliche Worte. Wir verweisen Hn. *P.* auf den Servius z. Virg. Aen. IV, p. 843 b. ed. Bas. und ganz vorzüglich auf eine Stelle des Seneca Nat. Quaest. II, c. 56, die Stoeber z. Manilius V, 737, p. 530 in einer gegen Bentley in dieser Sache gerichteten Note gebraucht. Dass für manche Verben zwey Conjugationsformen schon bey den ältesten Lateinern im Gebrauch waren, beweist ein Fragment des Lucilius, das Servius l. c. p. 646 anführt. — S. 348 zu *callidus suspendere* hätte noch Ruperti z. Silius Ital. in Append. p. 173 erwähnt werden können. — Die Lebensumstände des Lucilius, Kratinos und Eupolis, S. 345 und S. 352, hätten, da sie sehr viel Bekanntes enthalten, kürzer gefasst werden sollen. — Unter dem *praegrandis senex* V. 124 ist wohl Aristophanes, und nicht Lucilius zu verstehen, und *senex* als Ausdruck der Achtung anzusehen. — Die Verbindung des *pallere* V. 124 und ähnlicher Verben mit dem Accusativ ist gar nicht so ungewöhnlich, s. Burmann z. Valer. Fl. V, 520, und Ruperti z. Juvenal. VIII, 149, und X, 90. Huschke's Bemerkung, die auch Hr. *P.* nachschreibt, dass alle intransitiven Zeitwörter, die eine Leidenschaft ausdrücken, den Accusativ regieren, verdient wohl eine Einschränkung. Eine gleiche Construction findet bey den Verben z. B. *flere*, *manare* etc. Statt, s. Heinsius z. Ovid. Met. VI, 312. — Bey *si* für *an* hätte noch angeführt werden können Perizon. Animadv. Histor. p. 287 ed. Altenb. u. Schwabe z. Phaedr. IV. Fab. 8, 4. — Von S. 357 an folgt in einer drey Seiten langen enggedruckten Note ein heftiger Ausfall auf *Lenz*, wozu Hn. *P.* der falsche Gebrauch des Wörtchens *forte* Veranlassung giebt; wir haben diese Note höchst ungern gelesen! Schon oben S. 297 — 299 befindet sich eine gleiche Stelle gegen *Leis* in Leipzig, wo der Leser gleichsam der Vorsehung danken muss, dass sie diesen Mann frühe genug der Welt entrückte, ehe der Bogen aus Hn. *P's.* Händen unter die Presse kam, denn sonst hätte er mitten in diesem Commentar die schon fertige Abfertigung lesen müssen. So aber meldet Hr. *P.* dem Leser nur noch S. 298, dass er an demselben Tage, als der Bogen in die Druckerey geschickt werden sollte, erfahren habe, dass sein Gegner den Kampfplatz geräumt habe, und dass *er* daher *gern vor der höheren Hand zurücktrete!* — Solche Stellen sind ja ohne alles wissenschaftliche Interesse; und selbst jene Bemerkung über *forte* ist so trivial, dass man versucht wird, zu glauben, Hr. *P.* habe sich bloss, um seiner Leidenschaft Luft zu mamachen, dabey aufgehalten.

Der zweyte Theil hat schon, laut der Vorrede S. XI, 1810 zu Ostern erscheinen sollen. Rec. hat ihn noch nicht gesehen. Er hofft aber und wünscht, und mit ihm gewiss alle Freunde des Persius, die Beendigung dieser Ausgabe. Übrigens wäre es zur Empfehlung des grösseren Werkes unstreitig dienlicher gewesen, wenn Hr. *P.* diesen Commentar in *lateinischer* Sprache abgefasst, und dadurch noch mehr seinen Beruf zur Herausgabe des Persius bewährt hätte. Als Pedanterey wird hoffentlich Hr. *P.* diess dem Rec. nicht auslegen; der auch darin den gemeinsamen Wunsch des gelehrten Publicums auszusprechen glaubt, wenn er der grösseren Ausgabe des Persius nicht ein gleiches Schicksal wünscht. —

Das Unvollendetbleiben dieser Ausgabe und ihr in der That etwas hoher Preis veranlasste, nach Vorr. I und IV, die Herausgabe von No. 2. Hr. Dir. *Wagner* übergiebt dieses Werkchen dem Publico mit einer Bescheidenheit und Entsagung, die den Vf. schätzenswerth, und das Gute, das man in dem Buche findet, desto angenehmer und willkommener macht. Er liefert hier den ganzen Persius übersetzt, mit Einleitungen und mit Bemerkungen ausgestattet, die sich hinter jeder Satire befinden. Die Übersetzung fasste er in Jamben ab, theils weil er sich für unfähig hielt, die Eigenthümlichkeiten des Originals im Maasse und in der Zahl der Verse wiederzugeben, theils weil er überhaupt nicht glaubt, dass ein Deutscher verdammt sey, nur immer in Fesseln zu gehen und Sylbe und Buchstaben der Fremden sklavisch nachzubilden. S. Vorr. S. IV. Wenn wir uns bey einem deutschen Übersetzer der Alten über solche Grundsätze und solche Ansichten mehr als wundern: so möge es uns Hr. *W.* nicht übel nehmen. Überhaupt befremdet es uns, dass er in unseren Tagen eine Übersetzung in Jamben ausarbeiten konnte. Hätte er zuvor das scharfe, aber durchaus richtige Urtheil, das Hr. *P.* in seinem Persius Th. I. S. 168 — 71 über solche Arbeiten ausspricht, reiflich erwogen: gewiss er würde sein Unternehmen aufgegeben haben. Hr. *W.* musste es nothwendig selbst fühlen, dass die kraftvolle, gedankenreiche Kürze des Persius, welche der pathetische Gang des Hexameters so einzig erhöhet, durch die Formlosigkeit des Jambus nur in eine breite, matte Verständlichkeit zergehe, die dem sinnenden Verstand die Spannung und dem Herzen die eindringende Kraft raubt. Nicht um Hn. *W's.* Arbeit herabzusetzen, der wir gleich das verdiente Lob ertheilen werden, sondern bloss um unser Urtheil zu begründen, und zugleich eine Probe von gegenwärtiger jambischer Übersetzung dem Leser darzulegen, heben wir zwey kurze Stellen, wie sie uns gleich vorkommen, aus, und vergleichen sie mit der *Passowischen* Übersetzung. Sat. I, 30 — 35 übersetzt Hr. *W.* also:

— Ha, sieh'!
So zur Verdauung fragt beym Glase Wein
Des Romuls Enkel, was der grosse Dichter
Denn Gutes sagt; wenn einer nun der Herren,
Mit Purpur um die Schultern angethan,
Empfindsam durch die Nase schnüffelnd
Von Phyllis und Hypsipylen und andern
Dergleichen thränenvollen Phantasieen
So etwas lispelt; und mit feiner Zung'
Am zarten Gaum die Worte schmelzt. — —

Man nehme den Text zur Hand, und höre nun Hn. *Passow:*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 OCTOBER, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Aulus Persius Flaccus.* Von *Franz Passow* u. s. w.

2) Lüneburg, b. Herold und Wahlstab: *Des Aulus Persius Flaccus Sechs Satiren,* übersetzt — von *Joh. Friedrich Wagner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Weit eher hätten wir es Hn. *P.* verziehen, wenn er die sehr sinnreiche und leichte Veränderung des *heroas sensus* V. 69, wie die Vulgate hat, in *heroos sensus* aufgenommen hätte, ob wir uns gleich von ihrer Nothwendigkeit nicht überzeugen können. Zu rügen aber ist der Widerspruch, in den Hr. *P.* hier S. 290 mit seiner Behauptung S. 230 geräth. Er leugnet nämlich S. 230, dass die Römer, so wie die Griechen, zwey Substantive zusammengestellt hätten, wo das eine die Stelle des Adjectivs vertreten habe; hingegen hier, S. 290, gesteht er diesen Sprachgebrauch nicht nur zu, sondern führt auch mehrere Stellen dafür an, wozu wir noch die reichlichen Sammlungen von Ruperti zum Juvenal. XI, 94. T. I, p. 248 fügen, der aber irrt, wenn er diesen Gebrauch bloss dann zugesteht, wenn das Substantiv seiner Natur nach ein Adjectiv sey. Unzählige Stellen widersprechen ihm. Vgl. Burmann z. Propert. I, 2. 8. Sehr richtig erklärt Hr. *P.* die Stelle des Prologes V. 13 nicht nach diesem Sprachgebrauch; allein hier, V. 69, ist *heroas sensus* wohl auch unberührt zu lassen, ob sich gleich die Änderung in *heroos sensus* durch Leichtigkeit empfiehlt. Diese Veränderung hat aber schon, was Hn. *P.* entgangen ist, Casaubonus vorgeschlagen; s. p. 72, ed. Lugd. Bat. 1695: *heroas sensus pro heroos, et fortasse sic scribendum,* wobey er aus dem Statius *heroos gressu — truncare tenores* anführt. Was der Vf. ferner hiebey bemerkt: „diese Enallage des Substantivums sey bloss dann erlaubt, wenn eine Persopopöie Statt fand, oder doch gedacht werden könne", bekennt Rec., gar nicht verstanden zu haben. — Die Abtheilung der Personen in der schwierigen Stelle 92 — 106, und die Erörterung derselben, wo mit Recht *Meisters* meisterhafte Abhandlung benutzt wurde, hat unseren ganzen Beyfall; nur hätte wohl mit mehr Kürze dabey verfahren werden sollen. — V. 92 hat die venet. Ausg. ebenfalls *abdita.* Für das S. 313 über die sogenannten Reimverse bey den Alten Gesammelte und Bemerkte verdient Hr. *P.* unseren Dank; wir fügen noch hinzu Burmann z. Prop. I, 8, 11, und Schraders Emendat. c. V, p. 105. — Das Wort *resonabilis* (S. 327), als Beywort der Echo, kommt nicht bloss bey Ausonius, sondern schon bey Ovidius Met. III, 358 vor. — Dass Hr. *P.* V. 99 dem Zeugniss des Scholiasten, welcher die von Persius aufgestellten Verse dem Nero zuschreibt, mehr Glauben beylegt, als den unhaltbaren Gegengründen von Bayle und Meister, ist lobenswerth; allein eben so schwach ist der Grund, den Hr. *P.* S. 342 zur Bestätigung des Zeugnisses des Scholiasten zum Vorschein bringt. Die Fragmente der Gedichte des Nero sind zum Theil schon von Wernsdorf de Homer. lat. P. L. M. Tom. IV. P. II. p. 586 gesammelt, der hier überhaupt nicht hätte unerwähnt bleiben sollen. Als innerer Beweis für die Aussage des Glossators hätte allenfalls die ziemlich bemerkbare Ähnlichkeit dieser Verse mit dem Fragmente, das sich beym Scholiasten des Lucanus III, 261 befindet, und das, nach Oudendorp, aus dem 1 Buche der Troicorum genommen ist, angeführt werden können. Eine üppige Phantasie, und ein Hang zu verschrobener, schwülstiger Darstellung, verbunden mit einem gesuchten Wohlklang des Numerus, ist in beiden sichtbar. — S. 338, wo von der Quantität des *vide sis,* V. 108, die Rede ist, verwirft Hr. *P.* mit Recht Schneiders Änderung *in videas;* wenn er aber sagt, dass die spätere Ausbildung der lateinischen Sprache hierin eine Änderung gemacht habe: so verstehen wir ihn nicht ganz. Eine Freyheit, deren sich die Dichter des augustischen Zeitalters unbesorgt bedienen, möchten wir nicht als eine spätere Frucht ansehen. Eine ziemliche Anzahl solcher Stellen hat schon Casp. Barth. z. Gratius Cyneg. V. 461 gesammelt, wozu wir fügen Horat. II, Serm. 3, 177. Epist. I, 13, 19. Propert. I, 7, 25. Ovid. Am. II, 13, 21 (welche Stelle das beym Gratius l. c. von Burmann verworfene *fave* vertheidigen kann), Valerius Flaccus V, 595, wo Rec. sich nicht von der Nothwendigkeit einer Änderung der Vulgata, die Pius und Heinsius vornehmen, und Burmann billigt, überzeugen kann, da Valerius doch wohl mit demselben Rechte *vide* corripiren konnte, wie *vale* Virgilius Ecl. III, 79, und Ovidius I Tr. 8, 21; und nicht ohne Vorbild schrieb wohl Dionys. Cato Dist. IV, 25: „*Hoc, vide, ne rursus levitatis crimine damnes.*" Dass diese Correption, wie Hr. *P.* weiter sagt, nur bey mit dem Imperativ genau zusammenhängenden Conjunctiven Statt finde, ist ebenfalls ohne allen Beweis hingeworfen; ein grosser Theil der angeführten Stellen zeugen dawider. Am wahrscheinlichsten lässt sich dieser Gebrauch wohl aus dem ehemaligen Daseyn einer doppelten Conjugationsform erklären; wie schon Barth Advers. XXI, 20 thut, dem Burmann b. Gratius l. c. beytritt, ob

welches das Mühmchen im Arme wiegt: so steht *spes* b. Virgil Aen. 1, 556, *spes Juli* u. VI, 364 *spes surgentis Juli*, cf. X, 524. *macer* ist hier *parvus*, *pusillus*, klein, winzig, wie bey Martial. II, 6, 10 *macer libellus*, i. e. *parvus*, *exiguus* und auch bey Horat. I, Sat. 6, 71 *macro pauper agello*. Richtig übersetzt Nasser:

Hoch empor in der Hand dann haltend das winzige Knäblein.

Und sollte sich nicht eben so V. 75 *admoveam templis*, wofür Hr. *W.* wegen Cato R. R. c. 134 *obmoveam* vorschlägt, aus Virgil. Aen. XII, 171 *admovitque pecus — aris* vertheidigen lassen? — Unbezweifelt richtig erklärt Hr. *W. comitum* Sat. III, 7 von den Führern und Sittenaufsehern, die sowohl Knaben, als Mädchen erhielten; die Griechen nannten sie παιδαγώγοι u. ἀκολουθοι, die Römer auch *custodes*, s. Heinsii Introd. ad Hesiod. Op. et D. c. 6. Eben so treten wir gern der Erklärung V. 24 bey. — Die Bemerkung über *discere* ist treffend; allein die Erklärung des Worts *sudans* ist zu weit hergeholt. — Sehr scharfsinnig ist die Vermuthung, dass in 53 und folgenden Versen auf die Geschichte des Themistokles angespielt werde, der durch des Miltiades Siege und durch die Abbildung der marathonischen Schlacht, die im Pöcile, welches hier *porticus braccatis illita Medis* genannt wird, aufgestellt war, gereizt, tiefsinnig und schlaflos herumging, und sich von rauschenden Gesellschaften zurückzog. — Die Abtheilung der Verse 107 u. s. w. hat sehr viel Einnehmendes, und erleichtert das Verständniss der Stelle. — Dass Persius bey der IV Sat. nicht im Stillen an den Nero gedacht haben sollte, wie Hr. *W.* S. 56 sagt, will uns nicht recht einleuchten, am allerwenigsten aus dem Grunde, weil es gefahrvoll gewesen sey, lachende Spottschriften gegen den zu schreiben, der blutige Todesurtheile habe unterschreiben können.

In der V Sat. V. 5 denkt unstreitig Hr. *W.* richtig an die Gewohnheit der Parther, ihre Pfeile aus den Wunden herauszureissen. — Die Worte V. 37 *fallere sollers*, welche man gewöhnlich von der Kunst des Cornutus, die Weisheitslehren ins Herz des Jünglings unvermerkt einzuschmeicheln, versteht, erklärt Hr. *W.* sehr richtig so, dass *fallere*, wie das griechische λανθανειν, *unvermerkt entgehen*, *entschlüpfen*, bedeute; *regula fallere sollers* also ist eine Richtschnur, die dem leichtsinnigen Herzen der Jugend bald und unvermerkt entschlüpfen kann. — Dass sich Hr. *W.* der angefochtenen Stelle V. 73 annimmt, ist lobenswerth: richtig bemerkt er, dass man nur *quisque* für *quicunque* nehmen dürfe. Diese Bedeutung haben schon Manutius u. Lambinus erwiesen: s. Voss z. Virgils Idyll. III, 109. S. 155. und IX, 14. S. 457. Nicht genug aber können wir die Art und Weise missbilligen, wie der Vf. bey V. 112, *Nec gluto sorbere salivam Mercurialem*, verfahren ist, dem er in der Übersetzung ein ganz modernes Spiel — die Lotterie untergelegt hat. Er hält diess nach S. 78 für erlaubt, den Alten Ideen der Neueren unterzulegen, sobald solche Ausdrücke den Gedanken des Originals wiedergeben, und er ist überzeugt, dass Persius, wenn er die Lotterieen gekannt, sie gewiss hier und II, 11 nicht unerwähnt gelassen hätte! Eben so wünscht er die *veteres avias* V. 92. durch „den alten Adam" gegeben zu haben! Wahrlich! nunmehr ist ein *gnädger Herr Major* im Plautus, wie ein neuer Übersetzer desselben den *Rinderknips* zum *Windbrecher* von *Tausendmord* sagen lässt, dem Rec. weit erträglicher, als ein *alter Adam* in dem ernsten und feyerlichen Persius! Durch diese Modernisirung hat auch der Vers in der Übersetzung wenig oder gar nichts gewonnen: *Und wässert nicht der Mund beym grossen Loose?* Weit deutlicher *Fülleborn*: — *Wässert dir nicht gleich, sobald du von Profiten hörst, der Mund?* Unübertrefflich schön hat ihn *Passow* mit dem fühlbarsten Ausdruck des häufig wiederkehrenden *r* und *s* also gegeben:

Kannst verschmähend an Gold vorüber du gehn, das in Koth steckt?
Nie in gefrässiger Gier Mercurius-Speichel verschlingen?

Ob in der VI Sat. unter den Worten *egregius lusisse senes* eine Andeutung aufs Lustspiel sey, in welchem sich Bassus versucht habe, getrauen wir uns nicht zu behaupten; desto annehmlicher scheint uns die Erklärung von V. 8. Die Worte *non adeo* V. 51 nimmt Hr. *W.* richtig als Adverbium; so auch schon Hr. *Passow*. — Als brauchbare Mitgift sind dem Büchelchen Excerpte aus einer Handschrift angehängt, die sich in der Bibliothek des Klosters St. Michaelis zu Lüneburg befindet.

+ ch. +

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Breslau*, b. Korn d. Ält.: *Deutsch-lateinisches Lexikon*, worin fast alle bekannte, gewöhnliche, in Schriften und im gemeinen Leben vorkommende, deutsche Wörter und Ausdrücke, nach Möglichkeit, in allen ihren Bedeutungen, Wendungen und Verbindungen, mit tauglichen, ungezwungnen, angemessenen, lateinischen Wörtern und Redensarten übersetzt werden, von *M. Carl Ludwig Bauer*, Rector der evangelischen Gnadenschule vor Hirschberg u. s. w. *Dritte unveränderte Ausgabe.* 1806. 3076 Columnen. gr. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ein richtiger und sauberer Abdruck der zweyten sehr vermehrten Auflage dieses Buches von 1798, welches Jedermann längst als ein seinem Zwecke vollkommen entsprechendes Werk kennt, und das daher keiner weiteren Empfehlung bedarf. Eine neue Bearbeitung des Buches hätte wohl nur dessen Vermehrung, und die Vermehrung desselben eine Erhöhung des Preises zur Folge gehabt, wodurch den Jünglingen, für welche das Lexikon geschrieben ist, die Anschaffung desselben unnöthig erschwert seyn würde. Diese Rücksicht bewog den Verleger, das Werk unverändert wiederzugeben.

F — G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) St. Petersburg, b. Vf., u. Riga, b. Hartmann: *Neue theoretisch-praktische russische Sprachlehre für Deutsche, mit Beyspielen, als Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Russische, nach den Hauptlehren der Grammatik nebst einem Abrisse der Geschichte Russlands*, von Dr. *August Wilhelm Tappe*. 1810. XII u. 268 S. ohne das 120 S. starke neue russische Elementar-Lesebuch. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendaselbst: *Neues russisches Elementar-Lesebuch für Deutsche*, enthaltend Sentenzen und Maximen, Fabeln, Anekdoten, eine geographisch-statistische Übersicht Russlands, eine Komödie im Auszuge und Bruchstücke aus *Karamsins* Schriften. Durchaus accentuirt, nebst Übersetzungen, Wörtern und Phraseologieen, als zweyte Abtheilung der russischen Sprachlehre, von Dr. *August Wilhelm Tappe*. Zweyte verbesserte Auflage. 1811. 120 S. gr. 8. (12 gr.)

Der Zweck des Vfs. war, dem Anfänger und Ausländer eine allgemein-fassliche und praktische russische Sprachlehre zu liefern. In dieser Absicht benutzte er nicht nur das, was *Lomonossow*, *Rodde*, *Heym*, die petersburger Akademie, auch *Born* und *Vater*, in theoretischer Hinsicht für diese Sprache geleistet haben, sondern suchte auch dasselbe hin und wieder durch eigene und neue Ansichten zu erläutern und zu ergänzen. Allein da seine Hauptabsicht auf das Praktische gerichtet war: so sollte diese Schrift den ersten Versuch liefern, fast über jede Regel der Grammatik mehrere Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Russische mit aufzustellen. Dass der Vf. überall seinem Plane treu geblieben sey, davon fallen fast auf jeder Seite die Beweise in die Augen. Zwischen S. 2 und 3 findet man neben dem Druckalphabete ein schön in Kupfer gestochenes Schreibalphabet. Der Vf. setzt zwar die alten Benennungen der Buchstaben mit ihren Bedeutungen hin, erwähnt aber auch die neueren seit den Normalschulen in Russland eingeführten Namen, und schlägt sogar vor, statt *el*, *em*, *en*, *er*, *ess*, *ef* nach *Olivier* und *François de Neufchateau le*, *me*, *ne*, *re*, *sche*, *fe* zu sagen. Die schwierige Lehre von der Aussprache hat der Vf. deutlicher und vollständiger abgehandelt, als irgend ein Grammatiker, um die Anfänger vor der falschen Aussprache der etwas ähnlich klingenden Buchstaben zu verwahren. Und die Leseübungen von S. 15—23 sind schon ein redender Beweis, dass Hr. *T.* alles aufs Praktische berechnet habe. Denn in den beiden ersten Lectionen ist die Aussprache unter jedem Worte mit deutschen Buchstaben ausgedrückt, auch die Übersetzung, nebst einigen die Sprache betreffenden Noten, darunter gesetzt worden. In den folgenden Aufgaben verlangt zwar der Vf., dass der Anfänger selbst die russische Buchstabenschrift in die deutsche übertragen soll; allein er sucht ihn doch auf andere Art vor der falschen Aussprache zu verwahren. Weil z. B. das betonte *e* in der Mitte oft wie *jö* ausgesprochen wird: so bezeichnet er in diesem Falle es mit zwey Puncten. Auch werden die Sylben, die den Ton heben, nicht bloss in diesen Leseübungen, sondern in dem ganzen Lehrbuche, mit Accenten bezeichnet. Um den Anfängern das Verstehen des Russischen zu erleichtern, ist die Übersetzung ganz wörtlich eingerichtet. Nur einige Beyspiele und Leseübungen der altslawonischen Schrift wünschte Rec. beygefügt zu sehen. Von S. 24—30 folgt ein kurzer Abriss einer allgemeinen Sprachlehre, in welchem auch die russischen grammatikalischen Kunstwörter beygebracht werden. Die Tabelle aller Endungen in den Declinationen aller Substantive entlehnte Hr. *T.* von *Born*, suchte aber der Darstellung derselben mehr Klarheit zu geben, wodurch er sich ein wirkliches Verdienst um die schwere Declinations-Theorie erwarb. Dadurch, dass er diese und andere Tabellen auf 2 Octavseiten brachte, hat er dem Leser manche Unbequemlichkeit erspart. Die Aufgaben S. 54 ff. verschaffen dem Anfänger Gelegenheit, sich mit dem rechten Gebrauch eines jeden Casus bekannt zu machen, und durch die dem Vf. eigene Eintheilung der Buchstaben in harte und weiche werden viele Ausnahmen in der Formenlehre der Declinationen S. 39 überflüssig gemacht. Ja, es lässt sich von dem Vf. erwarten, dass es ihm gelingen werde, diese Theorie der Declinationen künftig noch mehr zu simplificiren. Die S. 104 ff. aufgestellte neue Ansicht der russischen Verba, auf die der Vf., nach seiner Versicherung, von selbst gefallen war, ehe ihm die neue russische Grammatik von *Vater* zu Gesicht kam, hat zwar mit der Theorie dieses Gelehrten Manches gemein; die Darstellung davon aber scheint Rec. noch mehr Klarheit zu haben. Daher er sich nicht enthalten kann, sie den Lesern in möglicher Kürze mitzutheilen. Es giebt, nach des Vfs. richtiger Vorstellung, in der russischen Sprache 4 verschiedene Arten von Zeitwörtern, die das Eigenthümliche ihres Wesens schon in den 4 verschiedenen Infinitiv-Endun-

gen andeuten, und welche in keiner anderen europäischen Sprache Statt finden: I. *Unbestimmte Zeitwörter*, welche nur im Allgemeinen und ohne alle besondere Bestimmung von einer Person oder Sache irgend Etwas aussagen, wie die meisten deutschen, französischen, englischen und lateinischen Verba. II. *Verba simplicia*, welche mittelst einer gewissen Endung den Begriff eines nur *einmaligen Handelns* oder *Leidens* ausdrücken, und die der russischen Sprache allein eigenthümlich (Rec. würde dazusetzen, aber doch auch in einigen anderen slavischen Sprachen nicht zu verkennen) sind. III. *Verba frequentativa*, die den Begriff eines *öfteren* oder *wiederholten Handelns* oder *Leidens* in sich fassen, und den Frequentativis im Lateinischen entsprechen. IV. *Verba perfecta*, die den Begriff der *Bestimmtheit* und der *Vollendung* in sich tragen. Tempora haben die Verba der ersten Art 3, ein Präsens, Präteritum und Futurum; die von der zweyten Art 2, ein Prät. und Fut.; die von der dritten Art nur ein Präteritum; die der vierten Art 2, ein Präteritum und ein Futurum. Da man diesen wesentlichen Unterschied nicht darstellte, wohl aber alles Formelle in den Biegungen der vollständigen Verba aufgefasst hatte: so legten alle Grammatiker die Bestimmungen der verschiedenen Zeitwörter blofs in das Tempus, und nahmen auf diese Art 8 bis 10 Tempora eines Verbum an, die doch im Grunde nur durch 4 verwandte Verba ausgedrückt werden konnten. Dafs Manches fast ganz aus der *vaterschen* Grammatik entlehnt sey, wie z. B. die Lehre von den 17 Branchen der Verba S. 116, sagt der Vf. selbst; und diefs ist ein wahrer Gewinn für diese Sprachlehre, weil dadurch die unübersehbare Menge von Ausnahmen unter eine leicht zu übersehende Regel gebracht worden ist. An Aufgaben über den richtigen Gebrauch der Verba läfst es der Vf. nicht fehlen. Die Lehre von der Bedeutung, welche die Verba durch Vorsetzung einer Präposition erhalten, wird S. 137 ff. sehr deutlich und vollständig aus einander gesetzt. S. 147 macht der Vf. eine sehr scharfsinnige Beobachtung über den Gebrauch der Verba perfecta und indefinita. Weil es nicht höflich seyn würde, Jemandem zu versprechen, dafs man etwas unbestimmt (nur im Allgemeinen irgend ein Mal) thun werde: so gebraucht man in diesem Falle da, wo es angeht, das Futurum perfectum. Aus eben diesem Grunde läfst sich nach des Vfs. Vermuthung vielleicht auch diefs erklären, dafs das Präteritum der Verba indefinita weit häufiger gebraucht wird, als das Futurum derselben. Denn Niemand kann, ohne den Schein der Ruhmredigkeit auf sich zu ziehen, sagen, dafs er etwas vollkommen gut, gewifs und bestimmt gethan habe. S. 152 werden nicht nur die Verba reflexiva und reciproca sehr richtig unterschieden, die durch Anhängung der Sylbe *sja* gebildet werden müssen, welches, wie S. 154 richtig bemerkt wird, das abgekürzte *sebja* ist, und eigentlich *sich* bedeutet, aber auch statt *mich* und *dich* gebraucht wird, sondern es wird auch angeführt, dafs einige so gebildete Verba deponensartig sind, oder bisweilen auch passivische Bedeutung haben. Um diesen vielfachen Gebrauch dem Anfänger geläufig zu machen, fehlt es nicht an passenden Aufgaben. Eben so sind die Aufgaben über den Gebrauch der Präpositionen mit besonderem Fleifse ausgearbeitet. Dafs der Vf. aus Mangel der von gebornen Russen zu erwartenden Vorarbeiten die Lehre von der Syntax noch nicht vollständig geliefert habe, sagt er selbst. Indefs hat er bey jeder Gelegenheit, die ihm die Aufgaben darboten, Manches davon beygebracht, und von S. 196 an auch die wichtigsten syntaktischen Bemerkungen selbst vorgetragen. S. 199 vermifst Rec. die Bemerkung, dafs nach dem Verbum *ich bin* auch zuweilen der Instrumentalis statt des Nominativus steht. S. 201 aber wird die dem Accusativ mit dem Infinitiv sich nähernde Construction, so wie manche griechisch-artige Wortfügung, angegeben. Bey den Vorbegriffen zur russischen Verskunst (S. 219), bey welcher die Lehre von den Accenten (S. 210) vorausgesetzt wird, vermifst Rec. doch Vieles, was in einer auf die Accente gegründeten Prosodie gelehrt werden mufs. Es ist nicht genug, dafs man weifs, welche Sylbe eines Worts den Hauptton hat, denn auch solche Sylben, die nur einen Nebenton bekommen können, müssen oft lang gebraucht werden; und stehen zwey einsylbige Wörter beysammen: so kann man ohne Anweisung nicht wissen, welches von beiden lang gebraucht werden darf. Von S. 224 an soll die Anwendung der vorhergehenden Regeln durch Übersetzung des kurzen deutschen Auszugs aus der russischen Geschichte dem Schüler geläufiger gemacht werden; und man wird ihn gewifs dieser Absicht gemäfs eingerichtet finden.

Aus dem Angeführten geht hervor, dafs der Vf. den Deutschen die Erlernung der russischen Sprache durch diese Sprachlehre gar sehr erleichtert habe; auch läfst sich aus dem überall hervorleuchtenden Bestreben des Vfs., diesem Werke alle mögliche Vollkommenheit zu geben, zuverlässig erwarten, dafs dieselbe bey jeder neuen Ausgabe noch einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen werde. Noch findet sich Rec. gedrungen, den Vf., so wie jeden Kenner der slavischen Sprachen, auf eine Beobachtung aufmerksam zu machen, wodurch das, was er S. 3 zur Geschichte der russischen Sprache beybringt, eine ganz andere Wendung bekommt. Es heifst nämlich daselbst: Die jetzige bürgerliche und allgemeine Sprache ist ein Kind der slawonischen, oder der älteren und noch jetzigen Kirchensprache Rufslands. Allein mit dieser Meinung verträgt sich die von Rec. in dieser A. L. Z. 1810. No. 42. S. 333 mitgetheilte Beobachtung, dafs die Anlage des Präteritum im Russischen viel simpler sey, als die des altslawonischen Präteritum, durchaus nicht. Auch der vom Vf. angeführte Umstand, dafs Cyrillus und Methodius schon im 9 Jahrhundert die Bibel zunächst für die Mähren und Bulgaren übersetzt haben, widerspricht der Behauptung, dafs die slawonische Sprache, deren sie sich bedienten, die damalige russische gewesen sey. Wäre dieses: so müfste man annehmen,

dass das altrussische Präteritum weit künstlicher flectirt worden sey, als das neurussische, welches nicht, wie jenes, durch besondere Endungen, sondern bloss durch Vorsetzung der Pronomina personalia vor ein Participium oder Adjectivum verbale, die 3 Personen des Singularis und Pluralis unterscheidet. Dass aber die altmährische Sprache das Präteritum fast auf eben die Art formirt habe, wie die altslawonische, läst sich wohl kaum bezweifeln, da in dem mit derselben sehr nah verwandten Böhmischen in alten Zeiten ein Imperfectum gebräuchlich war, das von dem altslawonischen Präteritum nicht sehr abwich, indem die erste Person im Sing. auf *ach*, die dritte auf *asse*, die erste im Plur. auf *achme*, die dritte aber auf *achu* ausging: eine Flexion, welche der russischen Sprache ganz fremd ist, die überhaupt der alten slavischen Ursprache weit treuer geblieben zu seyn scheint, als die künstlichere altslawonische, und die auch aus diesem Grunde dem Sprachforscher wichtig seyn muss.

Das in der Vorrede S. X versprochene Lesebuch ist noch in eben dem Jahre mit fortlaufenden Seitenzahlen (von S. 269 bis 388) erschienen, und so wohl aufgenommen worden, dass bereits die zweyte Ausgabe davon nöthig wurde, die wir hier unter No. 2 angezeigt haben. Was man in diesem *Elementar-Lesebuche* finde, lehrt schon der weitläuftige Titel. Da es, als zweyter Theil der Sprachlehre, zunächst für Anfänger und Ausländer bestimmt ist: so darf man nicht verlangen, dass es bloss classische Aufsätze von Original-Schriftstellern enthalte. Die Hauptabsicht des Vfs. war keine andere, als den Anfänger vermittelst einer unterhaltenden Lectüre mit einer grossen Menge von Wörtern und mit der Grammatik immer vertrauter zu machen, und dieser Absicht entspricht die Einrichtung vollkommen. Selbst die richtige Pronunciation der russischen Wörter wird durch die allen prosaischen Stücken beygefügten Accente gar sehr erleichtert. Dass dieser eigenthümliche Vorzug dieses Lesebuchs sehr wichtig sey, daran wird Niemand zweifeln, der die Schwierigkeit der richtigen Accentuation kennt, welche im Russischen desto gröser ist, da man von dieser Sprache noch keine eigentliche Theorie der Tonstellung hat. Daher muss man dem Vf. für die in der zweyten Ausgabe angebrachten Verbesserungen um desto mehr danken. Um das Verstehen der russisch geschriebenen Maximen, Denksprüche und Sprichwörter (S. 4—23) zu erleichtern, hat Hr. *T.* denselben eine wörtliche Übersetzung gegenübergestellt. Doch weil man, um sprechen zu lernen, in die Sprache, die man erlernt, oft und viel übersetzen muss: so giebt er den Rath, mehr aus dem Deutschen in das Russische, als umgekehrt, zu übersetzen. Auch dem 4 Abschnitte ist eine Übersetzung untergelegt, daher er ebenfalls nach dieser doppelten Methode gebraucht werden kann. Und da in demselben die wichtigsten geographischen Benennungen russisch und deutsch, accentuirt, vorkommen: so kann der Anfänger einen doppelten Nutzen daraus schöpfen. Auf die Fabeln, welche den 2 Abschnitt ausmachen, und von russischen Schriftstellern entlehnt sind, folgt ein Verzeichniss der in jeder Fabel enthaltenen Wörter. Eine grammatische Analyse, mit Beziehung auf die grammatischen Regeln, liefert Hr. *T.* nur über die erste Hälfte der ersten Fabel. Hier räth er dem Schüler, die Wörter auf der einen Seite russisch, auf der anderen deutsch abzuschreiben, um sie besser zu übersehen. Hat der Schüler auf diese Art den Sinn herausgebracht, und das Russische ins Deutsche übersetzt: so soll er die Wörter sich so geläufig machen, dass er, wenn man das russische Wort sagt, sogleich das deutsche, und im entgegengesetzten Falle sogleich das russische in den hier aufgestellten Formen angeben kann: in der That eine für jeden Anfänger höchst nützliche Übung! Auch im 3 Abschnitte folgt auf die russischen Anekdoten und Erzählungen die Erklärung der Wörter. Im 5 wird statt der sonst gewöhnlichen langweiligen Gespräche ein Bruchstück aus einer übersetzten Komödie gegeben, weil Hr. *T.* kein seiner Absicht angemessenes russisches Original kannte. Auch hier ist die Phraseologie darunter gesetzt, nicht bloss, um das Verstehen des Russischen zu erleichtern, sondern auch um diese Phrasen zum mündlichen Übersetzen aus dem Deutschen in das Russische zu gebrauchen. Nach dem Rathe des Hn. *T.* soll das Einstudiren derselben so lange wiederholt werden, bis man eine jede Lection vollkommen inne hat. Im 6 Abschnitte folgen Auszüge aus *Karamsins* Schriften mit darunter gesetzten deutschen Phrasen, und dann noch Proben einiger Gedichte, ebenfalls mit darunter gesetzter Erklärung der Wörter. In diesen sind die russischen Wörter nicht mehr accentuirt, vermuthlich weil sich der grammatische Accent aus dem Sylbenmasse leicht errathen läst. Wer dieses Lesebuch nebst der Sprachlehre, zu welcher es ein nothwendiger Pendant ist, nach der von Hn. *T.* vorgeschlagenen Methode studirt, der wird gewiss, auch ohne Lehrer, die so wichtige russische Sprache in einem ziemlichen Grade lesen, schreiben und reden lernen, und im Stande seyn, sich durch das Lesen der Original-Werke und durch den Umgang mit gebildeten Russen hierin immer mehr zu vervollkommnen.

MHP.

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Prag*, b. Sommer: *Heldengesang vom Zuge gegen die Polowzer, des Fürsten vom sewerischen Nowgorod Igor Swätslawlitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts.* In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von *Joseph Müller*, der Philos. D. 1811. VI und 82 S. 12. (6 gr.) Dieses für jetzt noch einzige slavische Heldengedicht aus so frühen Zeiten, welches für jeden Literator, besonders in Rücksicht auf die Geschichte der Poesie und Ästhetik, wich-

tig ist, verdiente allerdings von einem Kenner der altrussischen Sprache von neuem ins Deutsche übertragen, und mit philologischen und historischen Noten ausgestattet zu werden, da die erste deutsche Übersetzung desselben, die sich in den russischen Miscellen (Riga 1803) befindet, nicht aus dem Originale, sondern aus der neurussischen Übersetzung, ohne Rücksicht auf den Rhythmus verfertigt worden ist. Ja, diese aus der Urschrift selbst verfertigte Übersetzung muss nicht nur dem Deutschen, als slavisches Geistesproduct des Alterthums, sondern auch dem jungen Russen, der sich der deutschen Sprache befleissigt, als ein Hülfsmittel, in diese und mittelst derselben in seine slavische Muttersprache selbst tiefer einzudringen, willkommen seyn. In der Einleitung (S. 1—29) wird 1) die Veranlassung zur Herausgabe dieses Gedichts; 2) die Veranlassung zu dem Heldengesange selbst; 3) der geschichtliche Gang des Gedichts, vorzüglich aus den Aufsätzen, die russische Geschichte betreffend, übersetzt von *Arndt*, aus einander gesetzt. 4) Folgt die Untersuchung, wer der Verfasser sey. Diese Frage läst sich nicht historisch entscheiden. Hr. *M.* vermuthet aus der einer geistlichen Rede ähnelnden Form dieses Gedichts, und aus einigen anderen eingestreuten Winken, dass ein Geistlicher dasselbe verfertigt habe. Allein Rec. hält dafür, dass auch einem, mit der Form der Poesie unbekannten Laien diese Einkleidung, dem Charakter des damaligen Zeitalters gemäss, die schicklichste scheinen konnte. Ferner schliesst Hr. *M.* aus gewissen Worten und Redensarten, dass dieser Gesang in Klein-Russland gedichtet sey. Übrigens erklärt er diesen Naturdichter für ein nicht unpassendes Mittelglied zwischen Homer und Ossian, der sich jedoch mehr zum Homer hinneige, ohne eben mit ihm vertraut gewesen zu seyn. Diess Heldengedicht ist kein Epos im griechischen Sinne: sonst hätte der Held nicht unterliegen, auch nicht unrühmlich entweichen dürfen; auch fehlt es dem Ganzen an Haltung. Aber bey alledem kann man dem Vf. Dichtertalent nicht absprechen. 5) Was den Standpunct der Cultur des Volks anlangt: so findet Hr. *M.* in ihr den Übergang roher Naturpoesie zur Prosa. Aus dem starken männlichen, nur zu oft sich selbst zerstörenden, von jeher in Norden herrschenden Sinne erklärt er sich die kräftigen, kühnen und mitunter sogar grellen Bilder. 6) Die Sprache dieses Gedichts bildet gleichsam den Übergang aus dem Slawonischen in das Altrussische, daher sie nach Hn. *M's.* Bemerkung von Nestors Sprache schon etwas abweicht. Einige Stellen scheinen ihm fehlerhaft, aber sie liessen sich aus der nach einem einzigen Manuscript gemachten Ausgabe nicht verbessern, jedoch suchte der Übersetzer einen erträglichen Sinn herauszubringen. Aus No. 7, von den Bearbeitungen dieses Stücks, sieht man, dass es erst 1795 aufgefunden worden, und zuerst 1800 zu Moskwa mit einer Übersetzung in die jetzt gewöhnliche Mundart erschienen ist. S. 29 giebt uns Hr. *M.* eine Übersicht der einzelnen Theile des Gedichts zu einem Ganzen; dann folgt die Übersetzung des Gedichts selbst nebst einigen Noten zum Verständniss desselben, und endlich ein Anhang von historischen Anmerkungen.

Um den Leser einen deutlichen Begriff von dem Talente des alten Dichters, von der wohlgerathenen Übersetzung und der Erläuterung desselben zu geben, glaubt Rec. nichts Besseres thun zu können, als den Inhalt von No. III auszuzeichnen, und dann die dichterische Ausführung desselben in der *müllerischen* Übersetzung mit den vom Übersetzer gegebenen Erläuterungen hinzuzusetzen:

III. Die Polowzer verstärkt, erneuern den Kampf. Hauptschlacht, in der die Russen weichen, so heldenmäsig auch Wsewolod kämpft. Die Russen unterliegen endlich.

Diess drückt der Dichter poetisch also aus:

III. (Da) läuft Gsak wie ein grauer Wolf, Kontschak bereitet ihm die Spur zum grossen Don (Heerführer der Polowzer, gegen Igor geschickt). Den anderen Tag sehr früh verkündet blutige Morgenröthe das Licht (dasselbe Bild findet sich Il. XI, 52, wo Zeus aus dem Äther Thau, mit Blut gesprengt, ausschüttete); schwarze Hagelwolken entsteigen dem Meere. Wolken bedecken die vier Sonnen (wahrscheinlich 4 russische Heerführer). Aus ihnen zittern (oder brechen) hervor bläuliche Blitze, es entstand ein heftiger Donner (eins der schönsten und vollendetsten Bilder. Auf ähnliche Art donnert Zeus Il. VIII, 75; das gröste und erhabenste Bild der Art s. Il. XX, 56, wo sich selbst die Götter zum Kampfe anschicken, daher die imposanten Vorbereitungen); es regnete Pfeile vom grossen Don her. Da fing man an Lanzen zu brechen; da schlugen die Säbel an die Helme der Polowzer am Flusse Kajala beym grossen Don. O Russland! du bist nicht mehr bey Schelomen (ein russisches Dorf nach der polowzer Grenze zu)! Siehe! die Winde, Stribog's Enkel, wehen (Stribog bey den Slaven Gott der Winde. S. Popow's Kaysarow's slavische Mythologie) vom Meere her Pfeile auf die tapferen Schaaren Igors. Die Erde erbebt, trübe rinnen die Flüsse, Staub bedeckt die Felder, die Fahnen rauschen: Polowzer kommen vom Don und vom Meere, und von allen Seiten umgeben sie die russischen Schaaren. Die Dämons-Kinder (deutsche Übersetzung: Teufels-Kinder, ist wohl zu stark, da in dem slavischen *bies* nur das homerische Dämon liegt) umzäunen mit Gebrüll die Felder, die tapferen Russen aber umschanzen es (das Feld) mit ihren rothen Schilden. Du starker Auerochs Wsewolod! (Igors jüngerer Bruder. Wegen seiner Stärke wird ihm der Ehrentitel Auerochs zu Theil, so wie Hector Il. VIII, 299 ein wüthender Hund genannt wird.) Du stehest in der Schlacht, sprühest Pfeile auf die Heere; donnerst an die Helme mit stählernen Schwerdtern (*charaluzny*, als Adjectiv, setzt das Substantiv *charalug* oder *charaluza* voraus. Allein woher nahmen die Russen diess fremde Wort?). Wohin der Ochs sprang, mit seinem goldenen Helm leuchtend, da liegen heidnische Köpfe der Polowzer, mit gehärteten Säbeln gespaltene owarische Helme, von dir, du starker Auerochs, Wsewolod! Welche Bahn der Wunde, Brüder (was nehmen in solch einer Schlacht die Wunden für einen Weg, auch: wer bleibt in einer solchen Schlacht unverwundet?). Vergessen hat er Ehrenbezeugungen und Leben, die Stadt Tschernigow und den väterlich goldenen Sitz; seiner geliebten Braut, der schönen Glebowna, Gewohnheiten und Gebräuche. (Glebowna, Tochter des Fürsten Gleb Juriewitsch von Perejaslaw, war die Gemahlin Wsewolods Swätslawlitsch.)

Rec. kann zwar diese Übersetzung mit der Urschrift nicht vergleichen. Aber dass sie treu sey, läst sich aus manchen im Deutschen ganz unerhörten Tropen, z. B. mit Gebrüll die Felder *umzäunen*, und aus mancher bey uns ungewöhnlicher Anordnung der Worte schliessen, z. B. in der ausgezeichneten Stelle: Da liegen — mit gehärteten Säbeln gespaltene owarische Helme, von dir u. s. w., anstatt: mit gehärteten Säbeln von dir gespaltene owarische Helme. Ja selbst in der Überschrift kömmt eine uns fremdartige Versetzung vor. Ist aber dieses Gedicht nicht, wie Ossians Gedichte, durch den Übersetzer verschönert: so wird man dem Verfasser desselben gewiss nicht das Dichtertalent absprechen können, da ihm die poetischen Schilderungen so gut gelungen sind.

MHP.

Dortmund, b. den Gebr. Mallinkrodt: *Elementarbuch zur Erlernung der französischen Sprache.* Von *J. H. P. Seidenstücker*, Rector des Archigymnasiums zu Soest. 1811. 112 S. 8. (6 gr.) Für Anfänger, die noch nichts von der Grammatik wissen, und einen trägen oder gar keinen Lehrer haben. Auf Casus, Zeiten und Personen wird hier nicht gesehen, alles ist bloss Vocabel. Eine kleine Reihe deutscher und französischer Wörter geht voraus; dann folgt ein kurzer Aufsatz, bald in einer, bald in der anderen Sprache, zum Übersetzen. Jene Wörter müssen dabey angewandt werden. Zur leichteren Behaltung kommen die meisten Vocabeln häufig wieder vor. Reichhaltig ist weder der Vorrath von Wörtern, noch der Inhalt der Aufsätze. Jeder Lehrer kann in der grösten Geschwindigkeit ein solches Büchlein zusammenschreiben; doch hält der Unterricht nach dieser Methode nicht lange vor, wenn man es nicht auf völlige Ungründlichkeit abgesehen hat.

Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 OCTOBER, 1811.

STATISTIK.

Stuttgardt und Tübingen, b. Cotta: *Königlich-Wirtembergischer Hof- und Staats-Kalender.* 1811. Ein vaterländisches Taschenbuch. Herausgegeben von *Friedrich Lehr*, Hofrath, Lecteur-Bibliothécaire. Mit 8 Kupfern. Erster Jahrgang. Ohne Vorrede, Kalender und Genealogie 258 S. kl. 8. In einen geschmackvollen Umschlag geheftet.

Dieses neue Taschenbuch zeichnet sich vor der Sippschaft, zu der es sich gesellet, gar sehr aus, besonders durch seinen Plan. Wir finden hier weder ein Verzeichniss des Hofpersonals, noch der Staatsdiener; weder einen Auszug aus den im verflossenen Jahre promulgirten Staatsgesetzen und Verordnungen, noch Notizen über Landesverfassungen, Institute, Anstalten u. s. w., die man gewöhnlich in den Staatskalendern zu suchen pflegt; es hat mit seinen Brüdern an Höfen nichts gemein, als eine Genealogie der jetzt regierenden souverainen Häupter in Europa und ihrer hohen Familien. Sein wesentlicher Inhalt soll bestehen aus historischen, biographischen, topographischen, statistischen, natur- und kunstgeschichtlichen Aufsätzen, *ausschliessend von Wirtembergern verfasst*, und vaterländische Gegenstände behandelnd. Der Stoff, wie dessen Bearbeiter, sollen dem Vaterlande angehören. Der Gedanke ist patriotisch; und wer, wie der Herausgeber sagt, „die herrlichen Naturen, die Schwaben, und besonders Wirtemberg hervorgebracht," kennet, der muss sich zu grosen Erwartungen berechtiget halten. Diese Erwartungen werden aber noch gesteigert, wenn man in der Vorerinnerung liest: „Nicht nur die *Güte* der *Sache*, sondern eben so sehr die *Güte* der *Form*, die Schönheit des Stils, werden wir bey den Aufsätzen im Auge haben; Alles darin soll nicht allein *gut* gedacht, sondern auch, so viel als der behandelte Gegenstand nur immer erlaubt, *schön gesagt* seyn u. s. w." — Ob und wiefern die so erregte Erwartung befriedigt, ob sie es überhaupt von dem Herausgeber werden konnten, darüber sind wir den Lesern der A. L. Z. Rechenschaft schuldig.

Nach dem Kalender und der Genealogie eröffnet das Buch ein Aufsatz über *Monrepos mit seinen Umgebungen* von dem Pfarrer *Christmann.* Es ist nur eine Skizze, welche zeigt, dass der Vf. etwas Vollendeteres hätte geben können; aber so, wie sie dastehet, kann sie durchaus kein weiteres Interesse erregen, als sofern sie der erste Versuch einer Beschreibung des wahrhaft königlichen Ruhesitzes ist. Der Herausgeber verspricht „im *Verlaufe* dieses Almanachs die hier gegebenen Umrisse auszumalen, und die interessanten Ansichten in Kupfern beyzufügen." Billig hätte aber diese Skizze, in der doppelten Rücksicht des Vaterländischen wie der verheissenen *schönen* Form, von unvaterländischen Worten, wie z. B. *environs*, *vis-à-vis*, *tableaux* u. drgl., frey bleiben sollen; die *schöne* Form würde unseres Bedünkens durch *Umgebungen*, *gegenüber*, *Gemälde*, eben nicht an Reiz verlieren. — Die älteren und neueren Meister der Kunst, deren Schöpfungen Monrepos verherrlichen, sind in dem Aufsatze bloss genannt, ohne die dargestellten Gegenstände einzeln zu bezeichnen. Der Herausgeber hat sich die Mühe genommen, aus irgend einem historischen Wörterbuche Vaterland, Geburtsort und Todesjahr der merkwürdigsten unter diesen Künstlern abzuschreiben und beyzufügen, um den Kunstgenuss des Beschauers „durch irgend eine momentane Orientirung" (!) zu erhöhen. Das nicht sehr geschickt Ausgedrückte, aber Wahre in der Bemerkung möchte seine Anwendung wohl besser finden in einem vollständigen Verzeichnisse dieser Kunstwerke, oder besser noch in einem Wegweiser für die Residenz und ihre Umgebungen. Nach der Vorrede erwartet man hier höhere Dinge. II. *Der Ursprung des Hausses* (Hauses) *Wirtemberg*, von *J. C. Pfister.* Der Vf. ist als ein wackerer Geschichtsforscher seines Vaterlandes rühmlichst bekannt. Hier giebt er die Resultate seiner Nachforschungen über die im Dunkel schwebende frühere Abstammung des Regentenhauses. Scharfsinnige Combinationsgabe und reiche historische Kenntnisse sind nicht zu verkennen, und der Beytrag ist für den Gelehrten sehr interessant; allein da der Herausgeber ausdrücklich in der Vorrede sagt: „Wir schreiben nicht zunächst für den kleinen Kreis des *gelehrten*, sondern für den grösseren des *gebildeten* Publicums aller Classen," und ferner: „was sich etwa für ein vaterländisches Museum, Magazin, oder mit welchem Namen sonst diese Kindlein in die Welt geschickt werden, ganz gut eignet, passt darum nicht, und *sey es auch noch so gelehrt und belehrend zugleich*, für einen Almanach": so muss man sich wundern, gerade einen solchen, zum Voraus ausgeschlossenen Beytrag dennoch zu finden. — III. *Ausflug auf die Alp im Sommer* 1810. Ein dem Inhalte nach interessanter Beytrag zur näheren Kenntniss des gebirgreichen und schönen Landes. Wir erhalten hier nur die Be-

schreibung von vier Tagereisen, der Beschluss ist für den nächsten Jahrgang versprochen. Die Überschrift zur zweyten Tagereise: *Morgenbetrachtungen über die Alp*, ist Ziererey, von welcher der Vf., der noch ein junger Mann zu seyn scheint, überhaupt nicht ganz frey ist. Auf der Achalm wird er im Innersten ergriffen, und es wird ihm da ganz wohl *um Seele und um Leib*. — IV. *Der Antiken-Saal in Stuttgardt*. Ein allen Freunden des Schönen unbedingt zu empfehlender Aufsatz. Dieser Antiken-Saal enthält die Gipsabdrücke der grössten Meisterwerke alter Kunst. „Die Sammlung ist das Eigenthum des eben so sehr für das Gute als Schöne besorgten Kronprinzen von Wirtemberg, und war früher in seinem eigenen Palais aufgestellt. Eine zarte Vorsorge für den ungestörten und freyen Gebrauch liess sie nachher in das Wohnhaus des Hofbildhauers Prof. *von Dannecker* versetzen, wo sie zugleich unter dem Schutze des verwandten Genius steht, und unter dem belehrenden Worte des trefflichen Künstlers gesehen und benutzt wird" (S. 126). Bemerkungen über den Werth der alten Kunstwerke, über ihr Verhältniss zu der neueren Kunst, ihre Schicksale, Vervielfältigung derselben durch Gipsabgüsse, die Art, wie solche gemacht werden, der Nutzen dieser Abgüsse, — das alles ist in einer blühenden Sprache, von einem sehr kenntnissreichen Manne dargestellt. Wir können uns nicht enthalten, den Schluss dieser Bemerkungen wörtlich mitzutheilen. „Schwerlich wird aber Jemand aus dem Antiken-Saale gehen, ohne auch den Besitzer des Hauses in seiner Werkstätte zu grüssen. Wer dahin kommt, der muss sich herzlich freuen, zu sehen, wie nahe die neue Kunst und die hohe alte wiederum verwandt sind. Danneckers *Ariadne* stünde mit Ehren in dem Antiken-Saale. Sein kolossaler *Schiller* würde, von Jahrtausenden auf uns ererbt, unsere ganze Bewunderung erregen; aber als theures und getreues Bild des Dichters fodert es noch mehr: es fodert unsere Theilnahme und den innigsten Dank dem grossen Künstler, der auch die bedeutende Hülle seines Freundes unsterblich gemacht hat. Ausser diesen Hauptstücken sieht und hört man noch viel Schönes bey diesem lieben Künstler, dessen Genialität und edle Bescheidenheit gleich stark ansprechen." Der Herausgeber bezeichnet in einer Anmerkung einen Freund des Künstlers als Vf. dieses Aufsatzes, und meint, er habe über dem Freunde den Künstler vergessen, oder ihm wenigstens zu sehr in den Hintergrund gestellt. Das ist sehr wahr. In *Dannecker* ist die alte Kunst gleichsam wiedergeboren. Das verkünden seine Werke lauter und unzweydeutiger, als die Stimme der Freunde und Bewunderer des als Künstler und als Mensch gleich hochgefeyerten Mannes. Die Versicherung des Herausgebers, dass es in Ansehung der Kluft zwischen der alten und neuen Kunst „fürder keine Gefahr mehr hat, über den Abgrund *den Hals zu brechen*," — finden wir weder *gut* noch *schön* ausgedrückt. — V. *Erhöhungen verschiedener Gegenden Wirtembergs über der Meeresfläche und mittlere Temperatur derselben*, von Dr. *G. Schübler*. Ein für den Geographen und Astronomen interessanter Beytrag, — der sich aber auch besser für eine der von dem Herausgeber angezeigten Schriften passt, mit denen diess Taschenbuch nichts gemein haben soll. — VI. *Briefe über Stuttgardt und seine Umgebungen* vom *Herausgeber*. Ein Buch ist kein Schulthema, und eine Recension keine Verbesserung einer Schülerarbeit. Daher wir nur im Allgemeinen den Eindruck, den das Lesen dieser Briefe auf uns gemacht hat, aussprechen dürfen, nicht um unsere Leser warnend abzuschrecken, die 7 Briefe zu lesen, sondern umgekehrt vorausgesetzt, dass es ihnen Spass mache — einen Hinkenden auf Stelzen allerhand Sprünge machen zu sehen. Die Briefe sind an einen Freund gerichtet, der des Vfs. „Bitte um ein freundlich belehrendes Wort, damit er in Zukunft das Nichtgute gut, und das etwaige (!) Gute besser mache," schlecht erwiedert zu haben scheint. Ein Freund hätte vor allem die öffentliche Bekanntmachung verhindern sollen. Hören wir den Vf. selber. „Es sollen und wollen diese Briefe keine Topographie im strengen Sinne des Wortes geben (zu dieser giebt er Hoffnung wenn Zeit und Umstände es erlauben); sie können höchstens dem künftigen Topographen Stuttgardts hin und wieder Materialien in die Hände liefern. *Nur das Grössere, Wichtigere, Imposantere überall ist es, worauf ich ziele*." Jedoch verlangt er zwey Zeilen nachher, dass man keine weiteren und höheren Ansprüche an sie machen soll, als sie in ihrer Demuth und Selbstbeschränkung leisten wollen. — Das Krümmen und Winden über die gewaltige Schwierigkeit des Unternehmens contrastirt neckisch mit dem faden Gernwitz in den Briefen, mit dem Selbstkitzeln um zu lachen, wie mit allen den frommen Mienen, in welchen der Vf. nach Beyfall strebt. Wir meinen aber, dass selbst alle wirklich frommen Gesinnungen, alles Staunen und Bewundern der wirklichen Grösse, und alles Hinaufschrauben des Unbedeutenden zu dieser seinen Zweck verfehlen dürfte, wenn der Sprachpedanterie nicht Genüge geleistet werden kann, wenn dem Schreiber die Geübtheit fehlt, von den Regeln des Stils und der Composition einigen Nutzen zu ziehen. Auf diese erste Bedingung zur Schriftstellerey hätte der Freund den Vf. aufmerksam machen sollen. Möglich ist es aber wohl, dass der Vf. diese Bedingung auch in das Gebiet der Gelehrsamkeit setzt, die er aus keinem Buche verbannt wissen will. Wählen wir zum Beleg unseres harten Urtheils das erste Beyspiel, das uns beym Aufschlagen in die Augen fällt. S. 165 beschliesst der Vf. seinen Bericht, dass Stuttgardt sich nun 5 volle Jahrhunderte des hohen Vorzugs erfreuet, die Residenz der Landesherren zu seyn, folgendermassen: „Möge sie es fürs Erste noch 5 Jahrtausende bleiben! Die dann kommen, mögen wieder und weiter beten. Doch — — nein! damit nicht was Ernst *ist* Spass *scheine*, und ihr, die wir nennen, und ihm, *das* (!) wir nicht nennen, in dieser *Alles wandelnden Zeit*, *die Ewigkeit* vom Himmel zuerkannt werde, *wie sie es beidem hier-*

durch von unserem Herzen wird (sic!), wollen wir bitten und sagen, und darauf ein dreyfach Amen schwören: Möge unserem hochverehrten, alt und ächtdeutschen Regentenhause (das uns Gott ewig erhalten oder *mit ihm* (mit Gott?) sterben lassen möge!) die liebe Stadt Stuttgardt auch die gute Stadt Stuttgardt so lange seyn und unverändert bleiben, als ihm das Herz seiner lieben Unterthanen unverändert und unveränderlich entgegen schlagen wird! — Glauben Sie mir, dass diess Ende gut ist, so ist Alles gut, und — ich schliesse u. s. w." — Nein! wahrlich, Alles ist nicht gut. Verworrenes und fades Geschreibsel gehört zu dem Übel. — Stuttgardt hat nach dem Vf. und nach aller Reisenden Versicherung eine sehr schöne Lage, und ist seit wenigen Jahren fast umgestaltet, und von dem sinn- und geschmackvollen Monarchen von einer nicht hässlichen zu einer sehr schönen Stadt erhoben worden. Der Charakter der Lage dieser Stadt, sagt der Vf. S. 169, „ist ein Mittelding zwischen hellenischer und romantischer Natur, ich möchte wohl ein Gleichniss aus der lebenden Welt entlehnen und die ganze Natur dieser Landschaft — sey es nun das Spiel — mit dem Gesichte eines Menschen, oder, *weil es mich als Mann so näher und an sich besser angeht*, mit dem Gesichte *eines Mädchens* vergleichen," u. s. w. — S. 225. „Soll ich Ihnen mit wenigen Worten sagen, was der königliche Bauherr für Stuttgardt in der Erscheinung gethan? Auf ein anderes, schöneres Fleckchen Erde unter einem anderen, schöneren Himmel hat er es versetzt!" Andere würden die Vergrösserung einer Stadt eben nicht Versetzung nennen; allein wie die Verschönerung des Himmels über Stuttgardt zu Stande gebracht worden, — darüber wünschen die staunenden Leser gewiss mit Rec. einen näheren Aufschluss. — Von dem *Hirsch*- oder *Andreä-Bade* bey Stuttgardt, das bisher Eigenthum eines Particuliers und nicht in dem besten Zustande war, erzählt der Vf., dass es nunmehr königliches Privat-Eigenthum geworden, und zum allgemeinen Besten *verwendet* (!) werde. S. 203. „Nach der Idee seines hohen Besitzers soll es nicht bloss verbessert, sondern *neu geschaffen*, grösser und schöner gebaut, und bequemer eingerichtet werden, — ein ächt landesväterliches Werk, wofür *Ihn* Gott segne jetzt und immerdar! das sind von jenen Werken, wodurch der gekrönte Herrscher auch dem Menschen in ihm die Krone aufsetzt. Keine Zeit verlöscht die Züge solcher Thaten, denn man schreibt sie nicht auf Stein; man schreibt sie in das Herz, oder vielmehr sie schreiben, graben, sie giessen sich selbst hinein" u. s. w. Es ist hier nicht die Rede von einer wunderwirkenden Heilquelle, sondern von einem Badehause, wie dergleichen sich an vielen Orten befinden, grösser oder kleiner nach dem Verhältnisse der Einwohnerzahl. Wir haben aber diese Stelle gewiss nicht abgeschrieben, um etwa die wirklich sehr schöne Anstalt herabzusetzen, sondern weil sie uns die Entschuldigung zu enthalten scheint, dass der Vf. wenig oder nichts von den wirklich grossen, allgemeinwirkenden, und die Gesammtheit seiner Unterthanen beglückenden Regentenhandlungen des deutschen Monarchen erwähnt, die wir Ausländer zum Theil aus öffentlichen Blättern kennen; denn woher sollte der Vf. die Worte des Lobes nehmen, nachdem er allen Athem bey einem Badehause erschöpft hat? — Die zusammengetragenen ziemlich bekannten historischen und statistischen Einzelnheiten in den Briefen mögen dem Vf., wir glauben es ihm gerne, Mühe genug gemacht haben. Auch giebt er sich für einen kleinen Herkules aus. Ähnliches erinnern wir uns aus unseren Schuljahren, wo wir manche kleine schweissbedeckte Stirne bey der Arbeit gesehen, manches frohe Jauchzen nach der Vollendung gehört haben. — VII. *Charaden*, von *Hg.* (Haug?) und dem Herausgeber, in deren Auflösung man 8 Städte Wirtembergs findet. Die Kritik begiebt sich gerne ihres Rechtes bey solchen Erzeugnissen des Gernwitzes, die das Taschenbuch beschliessen, — wahrscheinlich um es dem Leser, falls er es noch nicht bemerkt haben sollte, durch den letzten Eindruck erst recht fühlbar zu machen, was es mit dem *Grossen*, *Wichtigen*, *Imposanten*, worauf der Herausgeber, seiner Versicherung nach, allein zielt, für eine Bewandniss habe.

Die Verlagshandlung hat noch selten Vorwürfe verdient über typographischen Luxus; nicht mit Unrecht hat man sich oft über das Gegentheil beklagt. Vorgefühl des inneren Unwerths hat sie wahrscheinlich bestimmt, dem Äussern dieses Taschenbuchs den reichsten Glanz zu geben, und durch sehr schönes und besonders sehr *starkes* Papier der ephemerischen Erscheinung *Dauer* zuzusichern. — Die Kupfer stellen die Bildnisse S. M. des Königs von Wirtemberg, des Kronprinzen und des Prinzen Paul K. H. vor. Rec. kann nur das Erstere beurtheilen, und er findet in den gemeinähnlichen Gesichtszügen keine Spur von dem geistreichen Ausdruck in der Physiognomie des Monarchen. Die Prinzen von Wirtemberg kennt Recensent nicht von Person. — Dafür sind aber die schönen Abbildungen des königl. Schlosses von zwey Seiten, des Grundrisses der Bel-Etage des Schlosses, der Voliere in den königl. Anlagen, und der Plan dieser Anlagen, desto ähnlicher.

Rec. hat sich verpflichtet gehalten, sein Urtheil über eine misslungene Unternehmung freymüthig auszusprechen, um so mehr da es in den cottaischen Blättern dem Vf. der Briefe über Stuttgardt der üble Dienst geleistet worden ist, ihm aufzuheften, *dass er seinen schriftstellerischen Beruf hinlänglich erwiesen habe.* Allein es ist so wenig des Rec. Absicht, dem Unternehmen an sich zu schaden, dass er vielmehr den Verleger dringend auffodert, dasselbe fortsetzen zu lassen — durch eine andere Hand. Der Plan zu diesem Taschenbuche ist sehr glücklich erdacht. Kein Theil unseres deutschen Vaterlandes bietet einen reicheren Stoff, noch geschicktere Bearbeiter zur jährlichen Mittheilung dar. Stuttgardt allein vereiniget in seiner Mitte eine Reihe von Männern, die ihren Meisterbrief längst gelöst, und also gewis-

ſermaſsen die Verpflichtung haben, das patriotiſche Unternehmen ausbilden zu helfen. Es ſind zur Empfehlung nicht der vielen Bücklinge, und noch weniger der anmaſsenden Vordringlichkeit nöthig, mit welchen der jetzige Herausgeber auftritt. Deutſchland weiſs, was es den Wirtembergern ſchuldig iſt, — und hätten dieſe noch einen Sprecher im Namen des Volks nöthig: ſo würde dieſer gewiſs nicht mit lächerlichen, pedantiſchen Floskeln auftreten, wie z. B. folgende in der Vorrede: „Was uns — wir ſagen es noch einmal, nicht in *unſerem* Namen, und noch weniger für unſere Perſon (die überall nichts damit zu ſchaffen, um ſo mehr, da *wir* kein *geborner*, nur ein *gewordener* (!) Wirtemberger ſind), ſondern lediglich im Namen der *Anderen* und *für* ſie (und unter ihnen hauptſächlich wieder für das Volk) ſo ſprechen heiſst, iſt nur edler Stolz" u. ſ. w. Wahrlich der Vf. iſt bis jetzt ſo wenig ein *gewordener* Wirtemberger im Geiſte und in der Kraft, als ein *geborner* Schriftſteller durch Anlage und Talent. *Ne ſutor ultra crepidam;* ein Lecteur bleibe bey dem Vorleſen.

P. G. L.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Die Grille.* In zwangloſen Heften von *A. von Kotzebue.* Erſtes Heft. 1811. 184 S. Zweytes Heft. 186 S. 8. (2 Thlr.)

Statt einer *Ameiſe*, die der Vf. bey einer gewiſſen Veranlaſſung, nach ſeiner *Biene*, herumwandeln zu laſſen verſprach, hat er lieber ein kleines unſchädliches Inſect gewählt, das, wie er hofft, Niemand zertreten wird. Unſchädlich freylich, aber auch gemein genug. In allen den 21 Erzählungen, Anreden und Anekdoten, wovon das erſte Heft wimmelt, ſteht für den Beleſenen nichts Neues; Hr. *v. K.* hat bey ihrer Hervorbringung ſeiner Erfindungskraft wenig Anſtrengung zugemuthet. Manches vergeſſene Wochenblatt, manches *Ana*, hat ſeine Haare und Kleien vor ihm ausſchütten müſſen. Die Ausfälle abgerechnet, die er auf einige ſeiner Antagoniſten eingeſtreut hat, ſcheint er an den meiſten fremden Federn nicht geputzt zu haben. Auch in den Druckfehlern ſucht das erſte Heft ſeines Gleichen. Nach einem derſelben, S. 89. ſollen die Deutſchen die Werkſtatt eines Malers *Atteline* nennen. S. 135 kommen *Okra's* Schriften vor. Mit dem zweyten Hefte iſt der erſte Band geſchloſſen; er iſt des erſten Hefts vollkommen würdig, auſser daſs die Druckfehler ſich vermindert haben. Mehrere Aufſätze ſind aus dem Franzöſiſchen überſetzt, einige aus dem Engliſchen. Wie weit bleiben *die redenden Taſchen* hinter den *Bijoux indiscrets* zurück! Merkwürdig iſt das *Sendſchreiben eines Garkochs* in Krähwinkel an einen Reſtaurateur in Berlin, weil darin Hr. *v. K.* dem Hn. *Garlieb Merkel* wiſſenſchaftliche Belehrungen mittheilt. Wer den *Zettel in den Tuilerieen* zweymal zu leſen Luſt hat, den muſs man den gröbſten Müſſiggänger nennen. Die *Zuſammenkunft zweyer Könige* erzählt das Benehmen von Franz I gegen Heinrich VIII, und wie ſich dieſer mit jenem boxen wollte. „Sie boxten ſich, und Franz warf ſeinen Gegner zu Boden, daſs es krachte. Heinrich wollte wieder anfangen, aber ſie wurden zum Abendeſſen abgerufen." Aus dem *Geſpräche zwiſchen einem Engländer und einem Franzoſen,* über die Seemacht beider Nationen, iſt kein Reſultat zu finden. Was *Segur* über die *Gewohnheit* ſagt, kann man unterſchreiben.

Lu.

Berlin, b. Dunker und Humblot: *Vergiſsmeinnicht. Sammlung auserleſener Stellen von griechiſchen, römiſchen, italiäniſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen, engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen Schriftſtellern, in der Originalſprache mit deutſcher Überſetzung.* Ein Taſchenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Herausgegeben von *Karl Müchler.* 1811. 242 S. 12. (20 Gr.)

Die zur Erinnerung, Belehrung und Warnung vorzüglich jüngerer Freunde hier geſammelten Stellen aus alten und neuern Schriftſtellern ſind wohl gewählt, groſsentheils auch gut überſetzt, und verdienen ihren Platz. Aus den Griechen hat der Sammler 85, aus den Lateinern 118, aus den Italiänern 34, aus Spaniern und Portugieſen 41, aus den Engländern 52, aus Franzoſen und Provençalen 56, und aus den Deutſchen 68 Sprüche aufgenommen. Für Stammbücher ſind manche griechiſche, lateiniſche und italiäniſche etwas zu lang. Andere paſſen wegen ihres individuellen Inhalts nicht hinein. Dahin gehört die ſchöne Grabſchrift von *Gay*:

Life is a jeſt, and all things ſhow it;
I thought ſo once, but now I know it,

welches ſchielend und höchſt gedehnt überſetzt iſt:

Das Leben iſt ein Spiel: das zeigt uns, was wir ſehen,
Und jeder Augenblick lehrt beſſer es verſtehen.

Daſs in manchen Sentenzen das Gewöhnliche zum tauſendſten Mal aufgetiſcht werde, würden wir tadeln, wenn es häufig vorkäme. Bey erprobter freundlicher Aufnahme des Publicums wird Hr. *M.* in der Folge vielleicht eine ähnliche Sammlung liefern, und durch ruſſiſche, ſchwediſche, däniſche, ungariſche u. ſ. w. Sprüche noch mehr Abwechſelung hineinbringen.

Lu.

Königsberg, b. Haberland: *Über das Menſchengeſchlecht und deſſen Geſchichte.* In Briefen an einen vertrauten Freund. Aus dem Schwediſchen. 1811. 85 S. 8. (8 Gr.)

Kurz, ohne mit Liebe oder Strenge bey irgend einer Periode zu verweilen, geht der Vf. die Regierungsformen einiger Griechen, z. B. von Athen und Sparta, der Römer, des Mittelalters durch, rühmt die Reformation, ſpricht von der Erfindung des Pulvers, der Buchdruckerkunſt, und der Entdeckung von Amerika. Das Reſultat ſeiner Bemerkungen beſteht darin, daſs das Menſchengeſchlecht bey den verſchiedenen Regierungsformen und allen ſeinen Anſtrengungen nur immer auf eine andere Art unglücklich geweſen iſt. Weiſer werden die Menſchen, nach ſeiner Meinung, in ihren Handlungen nicht werden: ein allgemeiner ewiger Friede gehört unter die Hoffnungen des guten Herzens auf Koſten der Vernunft. Cromwell wird als unvergleichbar gelobt; zuletzt wird die Einbildung, in dieſer Welt glücklich zu werden, beſtritten. Der Überſetzer hat das Schwediſche nicht gehörig ins Deutſche bringen können. Wir geben zwey Perioden S. 78 zum Beweiſe. „Wenn Jemand aus einem entfernten Lande, welcher unkundig in der Welt wäre, nach Europa kommen und unſere leuchtende Schauſpiele ſehen, unſere Romane und die Schriften unſerer groſsen Männer, welche früher geweſen und noch ſind, leſen, unſere Redner hören ſollte, welche ſich auf den Flügeln der Feyerlichkeit emporſchwingen, und die Tugend und Wahrheit vor der Volksmenge ausrufen: wie würde ein ſolcher nicht betroffen ſeyn! Wenn er aber mit der Verſtellung dieſer kleinen Menſchen, welche ſich einige Stunden mit Feyerlichkeit aufblaſen, um ihre Kunſt zu zeigen, näher bekannt werden würde, wie würden alsdann die hohen Begriffe von den Einwohnern dieſer Welt, welche man ſeinem Verſtande vorzugaukeln gewuſst hatte, zuſammenfallen, und ihn überzeugen, daſs alle Menſchen gleich klein ſind, ohnerachtet ſie ſich ein ungleiches Anſehen zu geben wiſſen." Die S. 76 eingeſchobenen Verſe ſind gar zu kläglich.

Chr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 OCTOBER, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Ansichten der Gemüthswelt*, von D. *Friedrich Delbrück*, königl. preuss. Geheimen Regierungsrathe, vormaligem Erzieher Ihrer königl. Hoheiten, des Kronprinzen und des Prinzen Wilhelm von Preussen. 1811. XVI u. 328 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das erste Capitel dieses Buchs führt uns zu einem Menschen, der, durch die Unfälle der Zeit gebeugt, sich nach einem Worte sehnt, das ihm, dem Lebensmatten, zur Stütze dienen könne. Er findet Trost in dem Zuruf eines Freundes: Aufwärts! Vorwärts! dessen trostreiche Kraft dem Leser durch die folgende Entwickelung kund wird. Der Gestärkte wird eingeladen zu einer *Reise um die Gemüthswelt*, diese soll jene Worte noch lebendiger und kräftiger machen; Licht und Freude sollen dem Traurigen wiederkehren, der Zwiespalt seiner feindlichen Ansichten der Welthändel soll sich in jenen Frieden auflösen, welcher höher ist als alle Vernunft, und ihn mit Kraft rüsten, in die Aufgabe der Erziehung zu den irdischen Bestrebungen des Menschengeschlechts und zu den höheren Angelegenheiten des Geisterreichs eine Einheit zu bringen, welche mit Achtung gegen die Würde unserer Bestimmung uns zu erfüllen geschickt ist. (S. 9. 10.)

Was nun der Vf. unter der *Gemüthswelt* verstehe, erfahren wir später. Ihm sind die Wahrheit, das Recht, das Grosse, das Gute, das Schöne und das Heilige ewige Ideen, die der vernünftigen Welt Leben und Bewegung geben. Denn im Bezirke derselben bewegen sich alle Kräfte und Werke des geistigen Lebens, alle Bestrebungen und Genüsse des geselischaftlichen Vereins (?), jegliche Wissenschaft und Kunst, jede Art der Betriebsamkeit und des Verkehrs. — Die Gesammtheit der Erscheinungen nun, die durch die Wirksamkeit dieser Ideen in dem geistigen Leben erzeugt werden, ist die *Gemüthswelt*. Die Art und Weise aber, dieses All, oder einzelne Zustände des Gemüths aufzufassen und darzustellen, sind *Ansichten der Gemüthswelt*. (S. 49. 50.)

Das Buch zerfällt in drey Abschnitte. Der erste enthält Betrachtungen über Zustände und Menschen verschiedener Art, welche in die Gemüthswelt einführen. Der Leser soll hiedurch gleichsam eingeweiht werden zum Eingang in den zweyten Abschnitt, der die Mittel nachweist, dem Gemüthe die ihm zugehörige Welt im Umrisse zu zeigen. Zwey Leitfäden werden hier gegeben, die Weltcharte und die Bibel. Der dritte Abschnitt endlich enthält pädagogische Versuche, den Sinn für die Gemüthswelt zu wecken.

Wir können demnach die Schrift in doppelter Hinsicht betrachten, indem wir einmal darauf sehen, wie sie, die wenigstens dem einen Theile nach eine Erbauungsschrift seyn soll, auf den Leser wirken wird; dann sie als Erziehungsbuch ansehen: denn für die Erziehung soll sie wirken; sie geht mit nichts Geringerem um, als Einheit in dieselbe zu bringen. — Rec. bekennt gleich zum Anfang ohne Hehl, dass, in der ersten Hinsicht, das Buch ihm mehr Unlust als Erbauung, in der zweyten mehr Besorgniss (auf den Fall, dass die angesponnenen Plane reifen und wirksam für die Erziehung reifen sollten), als Hoffnung gegeben habe. Er glaubt, seine Empfindung und sein Urtheil durch Folgendes rechtfertigen zu können.

Wahre Erbauung, im eigentlichen Sinn des Worts (denn *erbauen* heisst *stärken*), setzt Kraft voraus; und soll diese erbauend wirken: so muss ihr eine andere begegnen und sie empfangen; diese Kraft könnte schlummern: so soll die erstere sie wecken; geweckt aber äussert sie sich in Ruhe des Geistes. Nur von dieser mag das Einfach-grosse empfangen werden: so nämlich wird sich alles Erbauliche zeigen, wie verschiedenartig es auch seyn mag. Mannichfaltige Eindrücke verwirren, und verschiedenartige heben einander auf. — Wie wird aber eine Schrift erbauen können, die in kurzer Zeit die Seele unter hundert verschiedenen Gegenständen herumtreibt, ohne ihr Ruhe zu gestatten, nachsinnend zu verweilen? die Vieles von dem, was seit Jahrhunderten in den verschiedensten Zeiten und Ländern menschliche Gemüther erbaut hat, schwach wiederholend, in wenige Capitel zusammendrängt; und mit mancherley Sentenzen und Versen neuerer Schriftsteller durchwebt? — Da ist nicht jene Einfalt der erbauenden Kraft, da kann unmöglich die Ruhe erzeugt werden, in der das Erbauliche empfangen werden muss. — Zu Bestätigung des oben Gesagten lese man die Inhaltsanzeige von Cap. 4 und 5. „Gemüthsverwandte aus der Vorwelt. a) Eine Gruppe von Männern. Im Vordergrunde Epaminondas, Pelopidas, Agesipolis, Philippos; auf einer Anhöhe Odysseus und Platon; in Wolken Ares, Athene und Zeus; im Hintergrunde, wie vorüberwandelnde Gebilde, Washington, Melanchthon, Luther, Herrmann und Scanderbeg. b) Eine Gruppe von Frauen. Im Vordergrunde Helvia, nebst anderen Frauen ihrer Familie. Im Hintergrunde

die Freundinnen Jesu; in Wolken Stephanus, Paulus, Johannes. Cap. 5. Inwendig im Gemüth ist das Reich Gottes. Zwey Aussprüche Jesu. Philosophie und Evangelium. Fest der Pfingsten u. s. w."

Man wende hier nicht ein, das Gemüth könne sich ja, für sein jedesmaliges Bedürfniss, Einen Gegenstand herausheben und sich an ihm erbauen. Aber das Princip, aus dem die Weise, wie überhaupt erbauet werden soll, fliesst, ist falsch. Man sehe das ganze Buch durch; jede Seite wird Proben geben von diesem Herumtreiben des Gemüths, unter mancherley Gegenständen der Gemüthswelt, ohne dass das Gemüth nur bey Einem verweilen könnte, um Nahrung und Kraft ihm abzugewinnen.

Doch wenden wir uns zu dem bedeutenderen Puncte, zu der Ansicht von der Erziehung und zu den Vorschlägen für dieselbe, die dieses Buch enthält. — Aller Unterricht hat für Zweyerley zu sorgen: erstlich, dass der jugendlichen Seele Stoff gereicht werde; dann, dass sie diesen verarbeite. Erhält sie durch das Erstere Nahrungsmittel: so wird sie durch das Zweyte erst genährt, und der Geist wird in Thätigkeit gesetzt, wodurch er erst zu seinem wahren Seyn und Leben erwacht. Ein tüchtiger Meister in der Erziehungskunst wird daher, indem er zur Nahrung für seine Schüler einen angemessenen Stoff wählt, einen wahrhaft nährenden, stärkenden, immer zugleich darauf sehen, dass dieser Stoff nicht allein in der Seele niedergelegt werde (die Nahrungsmittel, die der Magen empfängt, geben dem Körper keine Kraft, wenn nicht ein Saft aus ihnen, lebendig und lebendig machend, ihn durchdringt, wenn nicht seine Organe wirksam empfangen, was ihnen zufliesst), sondern dass die Seele ihn aufnehme, sich kräftig an ihm übe, und ihn bewältigend zu ihrem Eigenthum mache. Das todte Wissen hat keinen Werth, der Geist soll gebildet werden, um weiter zu bilden; das aber kann er nur durch eigene Kraft und eigenes Leben. Das haben die Erzieher längst eingesehen. Was half es aber, dass man der Jugend so bald praktische Kenntnisse beybrachte, anwendbar für die Betrachtung des gemeinen Lebens, und für das gemeine Seyn und Wirken? — Wie, wenn man beym Unterrichte gleich auf die Einheit hinwiese, welche die Mannichfaltigkeit der Dinge im Gemüthe findet? — Dann würden die Dinge doch des Schülers eigentliches Eigenthum. Die Lehre der Religion ist dein, wenn sie Eingang in dein Herz gefunden hat; der Mann der Geschichte ist dir verwandt, wenn seine Grösse dich rührt und dich aufmerksam macht auf die Kraft Gottes, die, wie in ihm, so auch in deiner Seele wohnt; und Homers Gesänge werden dir Lehrer, mit denen du umgehen kannst, wenn sie zu deiner Empfindung sprechen, und dich für Tugend und für Menschlichkeit erwärmen. — Und so führt Alles, was der Unterricht giebt, zuletzt zu Einem Ziel, zur Gottheit hin; denn was auch immer das Gemüth anspricht, das bringt der Gottheit nahe. — Dieser Gedanke ist es, der den Vf. der vor uns liegenden Schrift erweckt hat, und diese Einheit in der Erziehung ist es, wonach er strebt.

Dass am Ende alles Wissen, wie jede Empfindung, zu der Gottheit führen müsse, wenn es ein wahres Wissen, eine wahre Empfindung war, ist keinem Zweifel unterworfen. So ist es gewiss, dass aller Unterricht dieses Letzte und Höchste vorbereiten müsse. — Aber wodurch wird das Letzte und Höchste begriffen und angeschaut? — Durch *die* lebendige Kraft im Menschen, die schon im Kinde sich zeigt, das heiteren Sinnes auf die Gegenstände um sich her blickt, und sich an ihnen, wenn auch nur spielend, ergötzt; die den ahnenden Jüngling zur Thätigkeit reizt, dass er den Durst nach Wissen stille, und auf irgend eine Weise mit seiner Erkenntniss schaffend eingreife in die Bewegung, in das Leben der Welt; die dem ausgebildeten Menschen die Ruhe, die Klarheit, die Ordnung giebt, mit der er denkt und handelt und die Gottheit anbetet, die er als Muster der Bildung sich vorhielt — durch dem *Geist*. Und der ist höher als das *Gemüth*: denn wie dieses Wort in dem vor uns liegenden Buche gebraucht wird, ist es eins und dasselbe mit *Gefühl*; das Gefühl aber ist nicht jene ächte Thätigkeit, die, strebend und schaffend, zum Höchsten empordringt. Daher, wenn der Erzieher für seinen Schüler einen passenden Stoff gefunden hat: so übe er den Geist in Thätigkeit; und vor dem Einen hüte er sich, dass er die Thätigkeit nicht in das Gefühl setze, dass er nicht voreilig den Sinn, die letzte Bedeutung des Gegenstandes dem Schüler enthülle, und, weil der Geist noch zu schwach ist, diese thätig zu finden, die rege, lebendige Empfindung dazu in Anspruch nehme. Die Thätigkeit wird erlahmen, und die Seele wird ausruhen im Genuss dessen, worauf sie sich noch kein Recht erworben hatte. Sie ahnet, das Letzte sey der Sinn, die Bedeutung; und schon in deren Besitz — wozu sich noch abmühen und mühsam Stufen steigen zu einem Ziele, das ohne Stufen erreicht ist? —

Zu einem solchen Missgriff in der Erziehung könnte eine Bildung für die Gemüthswelt führen, wie die, von der hier die Rede ist.

Die Weltcharte und die Bibel sind dem Darsteller dieser Bildungsweise gleichsam die festen Säulen, an die sich alle Bildung anlehnen soll. Der zweyte Abschnitt des Buchs giebt Fingerzeige, wie er sie behandelt wünscht. Wir geben gern zu, dass die heil. Schriften herrlich geeignet sind, in der zarten jugendlichen Seele Frömmigkeit zu erwecken und zu nähren, und das sittliche Gefühl zu beleben, wie sie auch eine würdigere Ansicht der Geschichte vorbereiten können, als die neumodigen Geschichtbücher für die Jugend diess vermögen. Das haben sie lange gethan, wie die Weltcharte, von verständigen Lehrern dem Unterricht in der Erdkunde zum Grunde gelegt, längst zu den fruchtbarsten Betrachtungen Veranlassung gegeben hat. Das Gute hiebey ist nicht neu; wohl aber könnte die neue Behandlung gefährlich werden. Denn Manches in dem Buche lässt vermuthen, es sey auch hier auf eine schnelle Hin-

führung des jugendlichen Gemüths zu der geprieſenen Einheit abgeſehen. Welch ein Abſpringen und Herumfahren muſs nicht veranlaſst werden, wenn ſo Vieles, ſo Verſchiedenartiges an Einen Gegenſtand geknüpft wird! — Freylich mag es dem jugendlichen Sinne leicht und ergötzlich ſeyn, ſo raſch über die Erde hinzufahren, und, in kurzer Zeit auf einen kleinen Raum zuſammengedrängt, das Merkwürdige der verſchiedenſten Zeiten und Örter, wie ein Spiel, zu genieſsen.

Zu ſolchen Vermuthungen hat uns beſonders der dritte Abſchnitt Anlaſs gegeben. Fürchteten wir nicht, zu weitläuftig zu werden: wir würden die kurze Recapitulation von den Unterhaltungen, die ein Lehrer, mehr als hundert an der Zahl, mit einer zehnjährigen Schülerin gehalten, herſetzen. Sie würden das Geſagte rechtfertigen. Dagegen ſey es vergönnt, die Unterhaltung eines Pädagogen mit einigen Knaben von 6 bis 12 Jahren, in gedrängter Kürze, herzuſetzen.

„Vor 14 Tagen ſpracht ihr einen Geſang über den Winter, vor acht Tagen verglichet ihr Sparſamkeit und Geiz und andere Tugenden, neulich ſannet ihr nach, warum ihr von Jugend an Fleiſs üben müſſet. Ich will über jenen Geſang reden, aber durch einen Umweg dahin kommen. — Du! wie heiſseſt du? — Wo wohneſt du? — Wo befindeſt du dich jetzt? — Wovon iſt dieſe Stube ein Theil? — Dieſs Schulgebäude? — Dieſe Stadt? u. ſ. w. — Dieſe Erde? — Ein Theil des Weltalls. — Wie wir hinaufgeſchritten ſind, laſst uns hinabſchreiten. — Das Weltgebäude führt am Ende wieder auf dieſe Stube. — Wir haben uns auf dieſer Reiſe nicht bewegt; aber unſer *Geiſt* war doch in Bewegung. — Daſs wir in Gedanken die Sinnenwelt durchwandern können, verſetzt uns in die Welt der Geiſter. — Du kannſt ſagen: ich, der Sohn eines Bürgers dieſer Stadt, Schüler dieſer Schule u. ſ. w., bin auch Bürger des Himmels, Unterthan *Gottes*. — Alles Bedeutende, was eure Lebenszeit hindurch euch traf, was euch noch treffen wird, führte auf *Gott*. — Das wiſst ihr durch Jeſu Lehre. — Dieſs Alles haben wir in dieſer Stube erwogen, die wegen der Jahrszeit geheizt iſt. — Was ſiehſt du hier? — Die Wand, das Fenſter, die Mauer; dieſe Dinge, dein Körper — welche Verſchiedenheit! — Stellt euch vier an einander, jeder das Geſicht anderswohin. Wohin ſeht ihr? — Verſetzt euch in Gedanken in die Gegend des Kirchhofs. — Dort liegt Schnee. — Hättet ihr Luſt, dort zu ſeyn? — zu ſchneeballen? — ſtill zu ſitzen? — Wegen der Jahrszeit ſchwerlich. — Über den *Winter* höret Jeſus Sirach Cap. 43, 14—22. — Nun habe ich Wort gehalten. Laſſet uns ſingen: Gott rief der Sonne: Kehre wieder u. ſ. w. — Auch in dieſem Liede iſt Gott; in ihm leben und weben und ſind wir." — Eine ſolche Betrachtung, die eine kurze Zeit füllte, und die Kinder aufmerkſam erhielt, bewies dem Lehrer, „daſs man auch Kindern gedachten Alters nicht mehr nach dem Herzen leben und unterrichten kann, als wenn man das Nahe mit dem Fernen, das Niedrige mit dem Hohen in Berührung bringt, und in ihrem Gemüthe ſelbſt den Knoten ſchürzt, worin alle Fäden der Gedanken und Gefühle zuſammenlaufen, woraus ſich denn nach und nach das Gewebe der *Gemüthswelt* entfaltet."

Was muſs man nach ſolchen Proben von der Weiſe vermuthen, nach der die Bibel und die Weltcharte als Grundlage des Unterrichts behandelt werden ſollen? — Um nicht unbillig zu ſeyn, geſteht Rec., daſs dieſe Stelle ihm gerade die anſtöſsigſte in dem Buche geweſen iſt. Aber, einen ernſten Blick auf das Ganze geworfen, hat er herzliche Freude empfunden, daſs noch viele Lehrer unſerer Tage, wenn auch nicht klare Einſicht, doch ein natürliches Gefühl, oder alte gute Sitte und Gewohnheit zu einer beſſeren, ernſteren Behandlung des jugendlichen Geiſtes führt; daſs noch vielen ein Schüler lieber iſt, der die Einzelheiten der Sprache, die ihm im Homer aufſtoſsen, unter eine Regel zu ordnen, die mannichfaltigen Begriffe, die ſich ihm bey dieſer Lectüre darbieten, zu ſondern weiſs, und es, wenn auch mit Mühe, gern thut, weil er *das* Buch einſt zu verſtehen und zu genieſsen hofft, das ſein Lehrer mit heiliger Ehrfurcht behandelt, und worin Manches ſchon zu ſeiner jugendlichen Seele ſpricht, als der, der in der Bibel und auf der Weltcharte raſch von einem Gegenſtande zum anderen fahren, jedes von beiden mit Einem Blicke überſehen kann und überall mit Anſichten bereit iſt.

Sey es erlaubt, dieſe Urtheile mit ein paar Stellen aus einem Buche zu beſchlieſsen, das herrlicher als irgend eins über Erziehung geſprochen hat, aber noch kaum von einem Erzieher genannt iſt.

„Es giebt keine ſchlimmere Anmaſsung, als wenn jemand Anſprüche an Geiſt macht, ſo lange ihm der Buchſtabe noch nicht deutlich und geläufig iſt." — „Der Sinn erweitert, aber lähmt." „Den Gipfel im Auge, wandeln wir gern auf der Ebene."

F. i. n. k.

Riga, b. Müller: *Pantheon der ruſſiſchen Literatur*, herausgegeben von *J. de la Croix*. Erſter Theil. 1806. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein groſser Gelehrter hat geſagt, Ruſsland habe keine Literatur. Hr. *de la Croix* würde ſich, wie er ſchreibt, ſehr glücklich fühlen, wenn es ihm gelänge, dieſe Meinung auch nur zum Theil zu widerlegen. Er hat zu dem Ende dieſes Pantheon angelegt, um dem deutſchen Publicum durch eine Auswahl der ſchönſten Blüthen der ruſſiſchen Literatur eine angenehme „Unterhaltungs-Lectüre" zu verſchaffen, und es zu überzeugen, daſs auch Ruſsland Schriftſteller beſitze, die „durch Originalität, Gefühl und Beredſamkeit jedes empfindſame Herz bezaubern können." Dieſs könnte vollkommen wahr ſeyn, und jener Gelehrte dennoch Recht haben. Längſt hatte es in Deutſchland Schriftſteller gegeben, die angenehm zu ſchreiben und mit Erfolg auf das Herz zu wirken ſich bemühten; und doch durfte ein groſser Gelehrter vor noch nicht funfzig Jahren die Frage aufſtellen: Haben wir eine Literatur? und verneinend antworten. Es iſt hier nicht die Rede von einer Men-

ge Schriften, sondern von ihrer Eigenthümlichkeit und Nationalität. Nicht nur die Sprache eines Volks, sondern auch sein ganzer Charakter, seine Denkart und Handelsweise, seine Höhe und Tiefe in der Cultur, die Mannichfaltigkeiten seines Gesammtlebens, seine besonderen Neigungen, Tugenden und Vorurtheile, alles dieses muss in der Literatur desselben ans Licht treten und contrastirend dastehen. So haben, der Alten nicht zu erwähnen, die heutigen Spanier, Italiäner, Franzosen und Engländer, ihre geschiedene Literatur; man erkennt jede Nation in den Werken ihrer Schriftsteller, und der Abstich ist oft grell genug. Jede hatte sich, mit Zuziehung der Alten, auf eigenem Wege ausgebildet, zu einer Zeit, wo die Einwirkung keiner anderen ihr fühlbar ward. Der deutschen wurde die Gelehrsamkeit bequem, aber ihr eigenthümlicher Geist entwickelte sich desto langsamer, je mehr von aussen auf sie gewirkt ward, je mehr man ihr, statt deutscher, fremde Vorbilder aufdrängte. Daher ist ihre Literatur zwar reicher, aber auch gemischter und charakterloser, als bey anderen. Noch diesen Augenblick kann man die Frage: Haben die Deutschen eine Literatur? bejahend oder verneinend beantworten, je nachdem man ihren Gehalt versteht. Hieraus folgt von selbst, dass man den Russen, die weit später angefangen, sich fast allzu viel Fremdes angeeignet, und noch durch keinen grossen Schriftsteller ihre Eigenthümlichkeit dargethan haben, nur in einem sehr weiten Sinne eine Literatur zugestehen könne. Aber vielleicht lenkt Hr. *de la Croix* unsere Meinung auf einen anderen Weg, vielleicht hat er lauter oder einige vollendete Meisterstücke ausgestellt, an welchen wir die Kraft des russischen Genies bewundern, und, dadurch veranlasst, der anbrechenden Morgenröthe der russischen Literatur zujauchzen sollen. Das hat er leider nicht gethan. Was er uns bringt, könnte so gut aus jeder anderen, als der russischen, Sprache übersetzt seyn; ja, an vielen Stellen ist es uns vorgekommen, als wenn ein französisches Original zum Grunde gelegen hätte. Wir zeigen die Aufsätze besonders an.

1) *Etwas über die Wissenschaften, Künste und Aufklärung.* Aus *Karamsins* Aglaja. Dem oft widerlegten Rousseau wird hier über seine Behauptung von der Schädlichkeit der Wissenschaften abermals der Text gelesen, doch grösstentheils in hohlen Declamationen, aus einem niedrigen Standpuncte. Dabey herrscht eine süssliche Blümeley des Stils, die der Würde des Gegenstandes nicht angemessen ist. „Es scheint, heisst es S. 42, als wenn die Natur oft die Wahrheit (wie der Philosoph Demokrites sagt) auf dem Grunde eines Brunnens verbirgt, bloss darum, um uns länger das Vergnügen des Suchens geniessen und ihre Schönheit am Ende desto lebhafter fühlen zu lassen. So flieht die zärtliche Daphnis, sie flieht und verbirgt sich vor dem leidenschaftlichen Palemon, um seine feurige Liebe noch mehr zu entflammen!" Man sehe doch die kokette Wahrheit! Weiterhin spricht der Vf. von dem schönen Einflusse der Wissenschaften auf das Gemüth, und fragt S. 48: „Werden uns die Tafeln der Geschichte unter den Namen von Bösewichtern wohl die Namen eines *Bako*, Descartes, Haller, Thomson, Gessner zeigen?" Von Bösewichtern? Gerade der grosse Bako war nicht viel besser. Er bewies sich niederträchtig und undankbar gegen seinen Wohlthäter Essex, mästete sich in seinem richterlichen Amte von Bestechungen, ward wegen seiner Schandthaten auf unbestimmte Frist in den Tower gesetzt, und ihm alle Ehrenzeichen abgenommen. Hr. *K.* hätte an Pope's Vers denken sollen; er nennt Bako

The wisest, brightest, meanest of mankind. —

2) *Briefe aus Ismailow's Reise durch das südliche Russland.* Sie geht über Poltawa (sonst schreibt man Pultawa) nach Cherson, und weiter in der Krimm nach Perekop, Simpheropol (Achmetschet), auf den Tschatir-Dag, bis Konstantinogorsk, am Kaukasus. Belehrend sind diese Briefe vorzüglich durch die Beschreibung der Sitten kaukasischer Völkerschaften, besonders der Tschirkassen. In Simpheropol lernt der Vf. den berühmten Pallas kennen, und entwirft ein Bild von seinem Charakter. Auch will er die Katastrophe eines unglücklichen Liebhabers erlebt haben, der sich erschoss, weil die Ältern seiner Geliebten ihm ihre Hand nicht geben, und sie nicht mit ihm entfliehen wollte. Die gerührte Mutter erzählt ihm die Begebenheit, und fängt unnatürlich genug so an: „Hier bey uns hat es der Vorsehung gefallen, Goethens Roman in Wirklichkeit zu verwandeln." — 3) *Sierra Morena.* Von *Karamsin.* Ein tragisches Ereigniss, wie man viele ähnliche in Balladen hat, in pomphaften Worten aufgestellt. — 4) *Der Kamin.* Von einer ungenannten Dame. Sie hat den Sinn für den Umgang verloren, steht allein in der Welt, und weiss sich durch Träume und Schwärmereyen ziemlich gut zu trösten. — 5) *Die Insel Bornholm.* Wieder von *Karamsin.* Eine empfindsame Erzählung, deren Fortsetzung folgen soll. Sie ist also noch nicht zu beurtheilen. — 6) *Gedanken über die Einsamkeit.* Aus *Karamsin's* Werken. Die Epikuräer in der Empfindsamkeit sollen sich bisweilen aus dem rauschenden Menschengewühl auf einmal in eine tiefe Einsamkeit versetzen; sie wird alsdann eine unbeschreibliche Wirkung auf sie machen. — 7) *Das Leben in Athen.* Immer von demselben. In dem blühenden Athen war einst Alles Genuss; der Vf. möchte gern da gelebt haben. So ging es doch wohl nicht alle Tage in Athen, wie er hier beschreibt. Schon das Gemälde von dem verurtheilten Sokrates ist unzweckmässig angebracht, und verfinstert die Scene merklich. — 8) *Meine Beichte.* Ein Brief an *Karamsin.* Diess ist in der ganzen Sammlung der einzige Aufsatz, der Nationalität athmet. Ein liederlicher russischer Graf beschreibt hier seine Erziehung, Reisen und Lebensart. Es ist ein vollständiger Taugenichts aus ihm geworden, er ist aber mit sich selbst zufrieden. In manchen Stücken mag es leicht eine Copie nach der Natur seyn, in anderen ist es zu überladen, und wird dadurch scheusslich. — Der Herausgeber verlangt, zu seiner Belehrung, in einer gründlichen Recension seine etwanigen Fehler im deutschen Stil enthüllt zu sehen; Rec. versichert ihm ohne Compliment, dass er ihm solche nicht nachweisen kann.

Lu.

Monatsregister

vom

October 1811.

I. Verzeichniss der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des October.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1811.

THEOLOGIE.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Über das Verhältniss der praktischen Theologie zur wissenschaftlichen.* Für angehende und wirkliche Religionslehrer, und zur Beförderung eines gründlichen Studiums der wissenschaftlichen Theologie. Von M. *Valentin Friedrich Baur*, Diakonus in Tübingen. 1811. 206 S. gr. 8. (16 Gr.)

Diese, mit Gründlichkeit und nüchternem Geiste abgefasste, und von vieler Belesenheit in den älteren und neueren theologischen Werken zeugende Schrift, welche uns mit Achtung gegen den Vf. erfüllte, will nicht selbst eine praktische Theologie seyn, sondern den Begriff dieser, und das Verhältniss derselben zur wissenschaftlichen gelehrten Theologie feststellen, insbesondere die *Nothwendigkeit* einer gelehrten wissenschaftlichen Bildung für den praktischen Religionslehrer darthun, und diejenigen, welche diesem Berufe sich widmen, oder wirklich in demselben sich befinden, zu dieser gründlichen wissenschaftlichen Bildung ermuntern. S. 186. Der Vf. gesteht es selbst, dass er, da gegenwärtige Schrift sich weder durch das Interesse der Neuheit, noch durch den Reiz einer tiefen Speculation empfehle, die gedachte klare und bekannte Wahrheit der öffentlichen Mittheilung für unwerth, und die Erinnerung an dieselbe für überflüssig gehalten haben würde, wenn nicht der gegenwärtige philosophische und theologische Zeitgeist, und die paradoxen Äusserungen in der Schrift: *Plan einer in allen ihren Theilen vollendeten Reformation der christlichen Kirche*, ihn dazu bestimmt hätten. Es ist immer etwas Erquickendes, wenn Jemand, mit Achtung und Liebe für sein Fach erfüllt, zu einem gründlichen Studium desselben auffodert. In dieser Hinsicht ist daher diese Schrift Religionslehrern mit Recht zu empfehlen. Sie zerfällt in 5 Abschnitte. In dem *ersten* entwickelt der Vf. den *Begriff* der praktischen Theologie historisch und aus der Natur der Sache. In dem *zweyten* zeigt er die Nothwendigkeit und Zweckmäsigkeit einer praktischen Theologie als Wissenschaft. Im *dritten* thut er das Verhältniss der praktischen Theologie zur wissenschaftlichen ausführlich dar, und stellt diese als Bedingung, Fundament und Hülfsmittel von jener auf. In dem *vierten* widerlegt er Einwürfe gegen die Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Theologie für die praktische, und im *fünften* endlich giebt er, wie er es nennt, eine Deduction der Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der gelehrten Theologie. — Da der Vf. das Bekannte gründlich und klar vorträgt, ohne eben neue Ansichten zu geben (vielmehr zeichnet sich das Werk durch Fleiss im Sammeln aus): so ist Rec. nirgends angestossen. Nur in Ansehung des Wesens und des Begriffes der praktischen Theologie kann Rec. mit dem Vf. und der gewöhnlichen Meinung nicht übereinstimmen. Die praktische Theologie ist ihm, nach S. 5, die Wissenschaft der *Materialien* des *praktischen* (d. i. nicht bloss moralischen, sondern mit den höheren und edleren Anlagen und Bedürfnissen des Menschen in Verbindung stehenden) Religionsunterrichts, des *Hauptzweckes* des Vortrags, und der *Methode*, wie jene Materialien vorgetragen werden sollen. Also eine Stoff- und Formen-Lehre des religiösen Unterrichts für Herz und Leben. Nach dem Vf. hätte eine praktische Theologie drey Fragen zu beantworten: Erstlich, *was* aus dem ganzen Umfange der wissenschaftlichen Theologie in die praktische aufgenommen werden dürfe; welches der *Hauptzweck* des praktischen Religionsunterrichts sey, und *wie* derselbe beschaffen seyn müsse. Allein eine *praktische Theologie*, die als *Logie* Wissenschaft, mithin theoretisch ist, scheint uns ein Widerspruch zu seyn, so wie praktische Religion ein Pleonasmus. Das *Object* der Theologie ist doch wohl die Religion, das Religiöse; das ewig Wahre, Heilige, Selige. Die *Art* aber, wie dieses ergründet, seine Realität dargethan wird; oder, wenn dieser Untersuchung historische Urkunden zum Grunde liegen, als Urkunden einer positiven Orts- und Zeit-Religion; die Untersuchung, was in den Thatsachen und Dogmen jener Urkunden eigentliche Religion und religiöses Moment sey; jene philosophische Ergründung und diese gelehrte Untersuchung gehört nicht zur Religion selbst, sondern zur wissenschaftlichen Theorie derselben. Ein Religionslehrer nun muss nothwendig *Theologie*, Wissenschaft des Religiösen, besitzen, und zwar vor allem rationelle, dann auch, wenn er Lehrer einer positiven Religion, z. B. der christlichen, ist, positive, um zu bestimmen, was z. B. in der Lehre von der Erlösung durch Christum, von der Rechtfertigung, den Gnadenmitteln u. s. w. religiöses Moment, oder Einkleidung und positive Darstellung derselben sey. Denn ohne diese Logie könnte er wohl als Mensch Religion *haben*, aber nicht als Lehrer um sie *wissen*. Nun könnten auch die eigentlichen Religionslehren der Theologie ohne ihre wissenschaftliche Form dargelegt werden,

in bloſser Beziehung auf den Glauben des Herzens, und als unmittelbare Thatſachen dieſes Glaubens. Dieſe von Philoſophie und hiſtoriſcher Gelehrſamkeit entkleidete Darſtellung des Religiöſen, des Göttlichen, Heiligen, Seligen wäre — nicht praktiſche *Theologie*, ſondern — *Religion*. Der Religionslehrer muſs wiſſen, was er lehren ſoll, nämlich Religion, als Angelegenheit des Menſchen, nicht für das Erkenntniſsvermögen allein, ſondern für das ganze Gemüth. Dieſe kann er aber nur lernen durch die Wiſſenſchaft des Religiöſen, die Theologie, die nur eine gelehrte ſeyn kann. Um nun zur Kenntniſs des Religiöſen, του θειου και ἱερου, zu gelangen, ſcheint uns der Religionslehrer keiner beſonderen *praktiſchen* Theologie zu bedürfen, die ihm die Materialien des Unterrichtes fürs Leben, das eigentlich Religiöſe, bezeichne, ſondern nur der Beurtheilung und Scheidung deſſen, was eigentlich religiös, und was nur gelehrter Apparat, es zu finden, oder wiſſenſchaftliche Form, daſſelbe befriedigend für die ſpeculative Vernunft darzuſtellen, ſey. Uns dünkt derjenige auf keine Weiſe wiſſenſchaftlich gebildet zu ſeyn, dem man hinterher, nachdem er die Wiſſenſchaft der Religion vernommen, noch ſagen muſs, *wovon* eigentlich die Rede geweſen. Die Frage iſt eigentlich: wie der Religionslehrer denſelben Gegenſtand, den der Theolog wiſſenſchaftlich behandelt, nach ſeiner Weiſe klar, lebendig, ergreifend, erregend, als Princip des Lebens und Handelns, behandeln ſolle. Da ſoll er nun nicht Theologie, ſondern ihren Fund, die Religion, lehren, und um das zu thun, bedarf er keiner neuen Theologie, unter dem Namen der praktiſchen. Der Vf. hätte daher nach unſerer Anſicht nicht von dem Verhältniſſe der praktiſchen Theologie zur wiſſenſchaftlichen, ſondern der Religion zur Theologie reden ſollen, wodurch ein höheres Licht über das Ganze aufgegangen wäre. Denn nach der atomiſtiſchen Anſicht der praktiſchen Theologie, als einer Auswahl der praktiſchen Materialien, denkt doch Jedermann unter den Letzteren ſich das — den ganzen Menſchen in ſeinem Seyn und Handeln intereſſirende — Religiöſe. Nach unſerer Anſicht haben die allegirten Worte *Speners* einen treffenden Sinn: *Myſticam theologiam* (das iſt die ſogenannte praktiſche) *non alia tradere, ſed aliter; non circa intellectum ſolum occupari, ſed circa univerſam animam, omnesque ejus facultates.* Aus der, wie Rec. dünkt, grundloſen Idee einer praktiſchen Theologie welche aus der gelehrten nur das Brauchbare, Allgemeinverſtändliche und Erbauliche heraushebe, entſtand eine andere, ſehr verderblich gewordene Idee, nämlich daſs der Religionslehrer *Volkslehrer* ſey, eben als ob die Religion (denn die iſt doch „das Brauchbare, Verſtändliche, Erbauliche") nur für das Volk, die Theologie hingegen für die Vornehmen und Gelehrten ſey. Das haben ſich die, die nicht unter das Volk gerechnet ſeyn wollen, gut gemerkt, und halten ſich vom Volkslehrer, der laut ſeines Titels nicht für ſie iſt, ſo entfernt als möglich. Allein die Religion in ihrer Geſchiedenheit von Philoſophie und Theologie iſt nicht Volks - ſondern Menſchen - Sache, und der Prediger nicht Volks-, Geſchlechts-, und Standes-, ſondern Menſchen-Lehrer. Wenn ein Religionslehrer auch vor einem Convent der gröſsten Theologen zu reden hätte: ſo kämen dieſe doch zu ihm nicht als Gelehrte, ſondern als Menſchen mit menſchlichen Bedürfniſſen; er könnte daher die Religion nicht anders faſſen und darſtellen, als vor dem Volke, und wenn er ſeine Kunſt verſteht: ſo müſste ſich die Religion ſeiner gelehrten Hörer, ihres Herzens und Gefühls, als lebendiges Leben, in einem Grade bemächtigen, wie ſie dieſelbe auf dem gelehrten Lehrſtuhle nie fühlten. Aber eben dieſe Kunſt, die Religion, die man in ſich lebendig und wiſſenſchaftlich hat, glücklich und belebend darzuſtellen, zu beſchreiben, dem namenloſen Sehnen, dem unendlichen Gefühle des Anderen Namen, Gehalt und Bedeutung zu geben, das iſt das Seltene, das bis jetzt mehr freye Gabe des Genius bey den Wenigen, als das Erzeugniſs von Theorie und Regel iſt. Weder Homiletik noch Katechetik ſind dieſe Kunſtlehre, die Rec. meint, die Religion religiös darzuſtellen, und durch Kunſt dieſer Seele alles Lebens den idealiſch ſchönen Körper zu geben. Ahnungen dieſer Kunſtlehre, die aber mehr die Foderungen, als die Regel derſelben ausſprechen, hat Rec. S. 160 dieſes Werkes gefunden, ſo wie die Beſchreibung des Einfluſſes eines gründlichen Studiums der Theologie auf die Gemüthsſtimmung, Zuverſicht, edles Selbſtvertrauen und heiteren Muth des Predigers S. 113 ihm vorzüglich gefiel, und die ſchönſte Empfehlung eines gründlichen theologiſchen Studiums iſt.

Mc.

Leipzig, b. Hartmann: *Apologie der Bibel in Beantwortung der Frage: Iſt der Gegenſatz zwiſchen geoffenbarter und wahrer Vernunft-Religion wirklich gegründet?* Von *Karl Gotthard Elverfeld*, Paſtor zu Appricken und Salleenen in Kurland. 1810. VI u. 218 S. gr. 8. (18 Gr.)

Die Abſicht des Vfs. iſt, eine völlige Änderung der bisherigen Anſichten von dem Verhältniſſe der geoffenbarten zur wahren Vernunft-Religion zu bewirken, da das Zeitalter bey dem Streben nach einer vermeinten reinen Vernunftreligion ſeine Tendenz zur bloſsen Privatreligion, mit Aufgebung aller Öffentlichkeit derſelben, insbeſondere für die gebildeten Claſſen, deutlich genug an den Tag lege. Ob aber der Vf. Andere mehr überzeuge, als den Rec., mag die Darſtellung ſeiner Ideen beweiſen. Schon die Stellung der Frage auf dem Titel zeigt an, daſs der Unterſchied der geoffenbarten und der Vernunft-Religion in Zweifel gezogen werde. Jeder Leſer wird ſich wundern, wie ein für ihn ſo ausgemachter Unterſchied ſo ganz entgegengeſetzter Erkenntniſsquellen, als Vernunft und Offenbarung ſind, aufgehoben und wegvernünftelt werde. Um eine Identification bei-

der Ideen zu bewirken, giebt es nur Einen Weg, den auch der Vf. einschlägt, nämlich beide Begriffe so unbestimmt als möglich zu nehmen, und beide in einem schillernden Zwitterbegriffe zu vereinigen, den unterscheidenden Verstand, als der Unendlichkeit der Religion unfähig, aus der Untersuchung zu verbannen, und beide Begriffe in dem Pleroma der intellectuellen Anschauung untergehen zu lassen. Der Vf. kündigt sich nämlich als intellectuellen Visionair an, der, nachdem er den differenzirenden Verstand nicht bloss *aus der Religion*, wie recht ist, sondern auch *aus der Untersuchung* über dieselbe, woran er sehr unrecht thut, verbannt hat, Möglichkeit und Wirklichkeit, Denken und Seyn, Begriff und Gegenstand in absoluter Einheit erblickt. S. 10, 30 u. s. w. Ob man eine solche Untersuchungsweise, wo der Verstand mit seinen logischen Denkgesetzen auf die Seite geschoben wird, wo die Nachfrage nach einem Grunde, nach einer Deduction der Ideen, als unstatthaft erscheint, indem ja die Vernunftanschauung selbst Alles in Allem begründet, metaphysische Poesie, oder poetische Metaphysik nennen solle, überläst Rec. Anderen zu entscheiden. Doch hätte der Vf. die Frage beantworten sollen, wie es doch komme, dass in der gemeinen sinnlichen Anschauung alle Philosophen übereinstimmen, in der Vernunftanschauung der übersinnlichen Welt hingegen fast jeder seine individuelle Anschauung habe, gleichsam als ob man da nicht sowohl im Gebiete der *wahren Freyheit*, als vielmehr in der Sphäre der *freyen Wahrheit* sey. — Vor allen zieht der Vf. die Möglichkeit einer *reinen* Vernunftreligion in Zweifel, indem er behauptet, nicht beweiset, dass es wohl nie eine reine Vernunftreligion gegeben habe, d. i., wie der Vf. S. 24 sie erklärt, eine solche, die gar nichts *Positives* d. h. mit der vortragenden Person in Beziehung Stehendes, auf schwache Menschen Anwendbares an sich habe. — Wer hat aber je reine Vernunftreligion oder positive Religion in *diesem* Sinne genommen? Und wie leicht wird auf solche Weise das Mischen und Spielen mit Begriffen? Schon ist die Identität der Vernunftreligion mit der Offenbarung halb fertig. Nachdem nun der Vf. seine intellectuelle Anschauung über Gott, als das ewige Urbild aller Geister, als die ewige Einheit alles Mannichfaltigen, ausgesprochen; Andere würden sagen: nachdem er seine ontologischen Ideen beweislos vorgetragen hat: zeigt er, wie nur der Geist, in dem alle Gemüthskräfte, von der himmlischen Vernunft beherrscht, wohlgeordnet sind, und im Gleichgewichte stehen, das Universum in sich aufs vollkommenste darstelle, und das vollkommene Abbild der Gottheit im Menschen sey. Nur ein solcher offenbart uns das Göttliche wahrhaft, und man kann sagen, die Gottheit spricht aus ihm, offenbart sich durch ihn. „Diess ist nicht bloss metaphorisch zu verstehen, sondern wahr und eigentlich." S. 37. Ein solcher Mensch, der als Abbild der Gottheit sich darstellt, in dem Gott in höherer Potenz wohnt, wirkt kräftiger als andere, weiss mehrere Kräfte der Natur zu beherrschen, und Gott in der menschlichen Sphäre darstellend, kann er auch Dinge verrichten, die unsere Begriffe übersteigen, wo es zu seiner Beglaubigung nothwendig ist. Um die Metapher (die aber der Vf. im eigentlichsten Sinne nimmt), dass nur der göttlichste, vollkommenste Mensch das Göttliche offenbare; und um die Apotheose der Vernunft, dass Gott selbst, als die ewige Quelle alles Lichtes und aller Wahrheit, durch die heilige Vernunft rede, um diese mystische Anthropomorphose und anthropomorphistische Mystik drehet sich das ganze Räsonnement des Vfs. Nachdem er nun noch die Nichtigkeit aller reinen Vernunftreligion dargethan zu haben glaubt, und die geoffenbarte Religion im obigen Sinne als die alleinige gepriesen hat: schliesst er diesen Theil der Untersuchung also: „Die sogenannte *reine* Vernunftreligion für menschliche Wesen, meine Freunde, ist, ausserdem, dass eine solche von Gott nicht geoffenbart seyn kann, auch unserer Vernunft, welche hohe Kraft von der Religion fodert, zuwider, und somit gewiss und wahrhaftig nichts weiter, als ein Unding." Hier muss man doch wünschen, dass der Verstand der Vernunft zu Hülfe möchte gekommen seyn, um das Verschiedene zu unterscheiden, und nicht Widersprüche auf Widersprüche zu häufen. Eine reine Vernunftreligion, die, von den Zuthaten der Phantasie und des Verstandes frey, einzig und allein aus den nothwendigen Ideen der Vernunft hervorgehet, wäre der Vernunft zuwider? Wie ist das möglich? Geoffenbart ist ja die Religion eben, wenn sie die reine Anschauung der heiligen Vernunft in solchen seltenen Gottessöhnen ist, wo alle Gemüthsvermögen im Gleichgewichte stehen, und die das vollkommenste Abbild der Gottheit sind. Nach des Vfs. Ideen kann die Religion nur geoffenbart seyn, wenn sie reines und vollkommenes Product der Vernunft, und dieses kann sie nur wieder seyn, in wiefern sie geoffenbart ist. Wenn aber das Eine ein Unding ist: so ist es ja auch das Andere.

Nachdrücklich leugnet der Vf. den Primat des Verstandes in der Religion, und es ist auch des Rec. Überzeugung, dass jenes Streben der früheren Zeit, Alles in der Religion so begreiflich als möglich zu machen, und die Religion, wie eine merkwürdige Naturerscheinung zu behandeln, alles Unbegreifliche, also auch das Ewige und Heilige für Aberglauben zu erklären, den Unglauben und die frostige Kälte gegen die Religion erzeugte. Allein die Vernunft bedarf doch des Verstandes und seiner Gesetze der Unterscheidung, der Gründlichkeit, der Consequenz in der Darstellung der höheren Weisheit, wo das Unendliche verendlicht, das Ewige verzeitlicht, das Unaussprechliche ausgesprochen wird, und wo man also in der Verstandessphäre sich befindet. Wie der Vf. ein flimmerndes Anschauen mehr liebe, als ein deutliches und bestimmtes Denken, wie er die Umrisse der Begriffe verwische, ihre Grenzen aufhebe, und so ein confuses Wesen treibe, zeigt schon der Titel. Wenn es ihm auch gelungen wäre, den Begriff der Offenbarung als einen wahren objectiven zu erweisen (obgleich Beweisen gar nicht seine Sache ist;

denn wozu die Ableitung aus Principien, wo die intellectuelle Anschauung als Allbürge da stehet?): ist denn eine Apologie der Offenbarung schon eine Apologie der Bibel? Ist die Idee der Offenbarung darum schon in der Bibel realisirt, hat diese alle diejenigen Charaktere, die in der Idee der Offenbarung liegen? Diese Charaktere der Offenbarung hätte der Vf. doch erst entwickeln, und dann historisch dieselben an der christlichen Offenbarung wenigstens nachweisen sollen. Das hat er nicht gethan; vielmehr findet man bey ihm eine Apologie des alten dogmatischen Systems der Genugthuung, der Stellvertretung, der beiden Naturen in Christo u. s. w. Ehe man diesen Ideen ein künstliches Vernunftgepräge zu geben, und sie zum Range der Vernunftbegriffe zu erheben sucht, sollte man doch erst genau untersuchen, ob sie denn auch wirklich ein historisches Fundament in den Offenbarungsurkunden haben. Sonst wird ja einer in den Adelstand erhoben, der ganz und gar nicht existirt. Wie viel mehr Licht und Klarheit würde in die Untersuchung des Vfs. gekommen seyn, wenn er Religion und Religionslehre, und das öffentliche Symbol derselben als Grundlage einer religiösen Vereinigung unterschieden hätte! Von seinem mystischen Zwitterbegriffe der Offenbarung, in welchem die Vernunftreligion der Rationalisten, und der Offenbarungsbegriff der Supranaturalisten untergehet, und der Vf. mit beiden Parteyen es verdirbt, wäre gar nicht die Rede gewesen! Hätte der Vf. das Verstandesgeschäft der Unterscheidung, Klarheit und Ordnung weniger gehasst, seine stilistische Darstellung würde vollkommener, das klar Gedachte würde klärer ausgedrückt worden seyn, die Perioden würden nicht, gleich unförmlichen Polypen, auf mehrere Seiten sich hinstrecken, wo ein Einschiebsel in dem anderen enthalten ist.

Unser Urtheil über dieses Werk ist daher in Wenigem: Eine unklare mystische Ansicht, die sich auf eine Metapher der Sprache zuletzt gründet, hat der Vf. aufgestellt, keine Idee, als nothwendiges Erzeugniss der Vernunft deducirt und gerechtfertigt. Dabey aber offenbart derselbe eine redliche Liebe zur Wahrheit und Religion, und der Schluss des Buches ist in erhebender religiöser Begeisterung geschrieben.

Mc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Kiel*, in der akademischen Buchhandlung: *Kurze Darstellung der wichtigsten Lehren des Christenthums*, ein Leitfaden beym Religionsunterricht von *C. J. R. Christiani*, Kirchenrath und Hauptpastor in Oldenburg in Holstein. 1811. 62 S. 12. (5 Gr.)

(Auch unter dem Nebentitel: *Eine Beylage zu dem schleswig-holsteinischen Katechismus.*)

Was gedachter Nebentitel eigentlich bezeichnen solle, bleibt etwas zweifelhaft; denn mit jenem schleswig-holsteinischen Katechismus hat diess Büchlein nicht viel Ähnliches: vielleicht soll er die Einführung desselben in den Schulen erleichtern. Der schleswig-holsteinische Katechismus hat bekanntlich seine grossen Mängel, denen Hr. *C.* auszuweichen gesucht hat. Dessenungeachtet eignet diese kurze Darstellung, ihres zu philosophischen Vortrags halber, sich nicht wohl zu einem populären Lehrbuche für Volksschulen. Da nun der Vf. noch eine ausführlichere Darstellung der wichtigsten Christenthumslehren im Anhange verspricht, welche wahrscheinlich für den fortgesetzten Unterricht bestimmt ist: so leuchtet Rec. die Bestimmung des gegenwärtigen Büchleins nicht ganz ein. Dass die Christenthums-Lehren in demselben frey von symbolischen und systematischen Bestimmungen vorgetragen sind, liess sich von dem Vf. nicht anders erwarten: nur scheint Rec. das richtige Ebenmass im Vortrage jeder Lehre nicht ganz beobachtet zu seyn; indem manche für die compendiarische Kürze zu umständlich ausgeführt sind, bey andern aber manche nöthige Bestimmungen fehlen. So hat z. B. das *Gewissen* zwey §§. Auch ists wohl zu einseitig gesagt §. 10, dass sich dieser innere Richter nur dann vernehmen lasse, wenn der Mensch der Vernunft zuwider handelt, da er ja auch beym Gegentheil sein Richteramt übt. Dadurch, dass die ganze Religionslehre nach folgenden *vier* Hauptgesichtspuncten: 1) *Wer bin ich?* 2) *wozu?* 3) *von wem?* 4) *was kann ich zur Erreichung meiner Bestimmung beytragen?* zu sehr auf den Menschen berechnet ist, hat manche einzelne Lehre eine zu grosse Beschränkung erfahren. — — Mit Vorsatz sündigen, und *lasterhaft* seyn, §. 35. sind doch wohl nicht völlig Synonymen!! Das *Gebet*, §. 43, ist noch wohl etwas mehr, als Verbindung des Gedankens an Gott mit allen unseren Vorstellungen, welches eher beständiges Andenken an Gott heissen möchte. Diese Lehre gehört übrigens mit unter diejenigen, die wohl noch einen § verdient hätten. Dieser kleinen Ausstellungen ungeachtet kann das kleine Lehrbuch, unter der Aufsicht eines geschickten Lehrers, für Schüler, welche schon über die Elemente hinaus sind, immer sehr brauchbar werden.

h.

Schlesswig, b. Röhss, Christiani u. Korte: *Reden der würdigen Fürstenfamilie auf Gottorf ehrfurchtsvoll gewidmet*, von ihrem dankbaren Verehrer, dem Generalsuperintendenten *Adler*. 1811. 40 S. 8. (5 Gr.)

Es ist eins der glücklichsten Verhältnisse dieser Art, in welchem der Vf. mit der edlen Fürstenfamilie lebt, welcher er diese Reden gewidmet hat; diess spricht sich dem, der diese Verhältnisse kennt, ziemlich deutlich in denselben aus. Es sind vier Gelegenheitsreden auf Veranlassung verschiedener Vorfälle in dieser Familie. 1) Bey der Confirmation der Prinzessin Caroline Louise. 2) Bey ihrer Vermählung mit dem Prinzen von Holstein-Beck. 3) Investiturpredigt bey Einführung der Prinzessin Juliane Louise Amalie als Äbtissin in Itzehoe. 4) Bey der Taufe der Prinzessin von Holstein-Beck. Umständliche Ausführungen religiöser Themen darf man freylich in solchen Reden, welche ihrer Natur nach kurz seyn müssen, nicht erwarten; auch zeichnen sie sich gerade nicht durch einen hohen Flug der Beredsamkeit aus: der Vf. redet mehr die herzliche Sprache des Lehrers und Freundes, in einer leichten gefälligen Diction, ohne in den Ton des Schmeichlers zu verfallen, mit der Würde, die dem Religionslehrer geziemt. Der ersten Rede geht ein Wechselgesang vorher, mit welchem die Handlung beginnt, nach einem bekannten neueren Liede, und ein Chor nach einem funkischen Liede beschliesst sie. Auch in den Reden ist Manches aus andern liturgischen Aufsätzen benutzt, aber Alles sehr wohl geordnet.

WRch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 NOVEMBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

Paris, b. den Gebrüdern Clament: *Droit public français* ou *Code politique, contenant les constitutions de l'Empire avec les actes, qui s'y rattachent, c'est à dire, tout ce qui constitue et règle les élections, la puissance impériale, les grandes dignités, le conseil d'état et le ministère; le sénat, le corps législatif; les autorités administratives et judiciaires; les institutions de la légion d'honneur et des majorats; la liberté des cultes:* avec carte géographique politique, et constitutions des états fédérés de la France; Coordonné par l'auteur des principes d'administration publique. 1809. X u. 749 S. 8. (8 Fr.)

Man würde sehr irren, wenn man, durch den Titel verleitet, hier ein vollständiges Lehrbuch des französischen Staatsrechts erwartete. Es sollte nur eine Sammlung aller Constitutionen, Dispositionen und Statute gegeben werden, geordnet nach der Ordnung der verschiedenen Constitutionen selbst. Alles, was aus den früheren Grundgesetzen noch praktisch war, ist beybehalten, und die Bestimmungen der späteren Gesetze sind an den passenden Stellen eingeschoben. Der *Code politique* selbst zerfällt in Bücher und Titel, von denen das erste Buch von den politischen Rechten handelt. Der erste Titel, über die Territorialeintheilung, enthält zugleich ein ausführliches Verzeichniss der bis zum Jahre 1809 vorhandenen hundert und funfzehn europäischen Departements nebst ihren Districten und Cantonen. Der zweyte Titel, von der Ausübung der politischen Rechte, handelt in mehreren Capiteln von den nothwendigen Bedingungen des Genusses der politischen Vorrechte, und von den verschiedenen Wahlcollegien, ihrer Zusammensetzung und ihren Geschäften. Im zweyten Buche wird im ersten Titel von dem gesetzgebenden Corps gehandelt, und zwar in mehreren Capiteln von dessen Mitgliedern, den Quästoren und der Administration, von der Eröffnung und dem Schlusse der Sitzungen und von der Bildung der Gesetze. Im zweyten Titel vom Senate, dessen Zusammensetzung, Präsidium, Attributen, Commissionen und innerer Administration; ferner von der Dotation des Staats, den Senatorerieen und der Verwaltung ihrer Güter. Das dritte Buch führt die Aufschrift: von der Regierung, und zwar der erste Titel von der kaiserlichen Würde und den hohen Reichswürden. In den einzelnen Capiteln dieses Titels wird von der kaiserlichen Würde und der napoleoneischen Familie, von der Erblichkeit, der Regentschaft, den hohen Reichswürden und den Grossofficieren, von dem Range und dem Cerimoniell gesprochen. Der zweyte Titel begreift unter dem unbestimmten Ausdrucke von der kaiserlichen Autorität in verschiedenen Capiteln die Lehre von der Proposition und Promulgation der Gesetze, von der inneren Administration des Staats, von den auswärtigen Verhältnissen, bey welcher Gelegenheit auch von den besonderen Räthen des Kaisers, dem grossen Conseil, dem *Conseil des ministres*, den *Conseil d'administration* und dem *Conseil privé* die Rede ist; von den Ernennungen und dem Begnadigungsrechte. Der dritte Titel handelt vom Staatsrathe, seiner Organisation und seinen Attributen; der vierte vom Ministerium; der fünfte von dem Generalgouvernement von Toskana, und der sechste vom hohen kaiserlichen Gerichtshofe. Das 4te Buch führt die Überschrift: von den politischen Instituten; der erste Titel insbesondere von der Ehrenlegion, der zweyte von den Titeln und den Majoraten. Das 5te Buch, von den constituirten Autoritäten, zerfällt in zwey Capitel: in dem ersten wird von dem administrativen, im zweyten vom richterlichen Stande gehandelt. Das 6te Buch, von der Verantwortlichkeit der öffentlichen Beamten, und das 7te enthalten auf ein paar Blättern einige allgemeine Bemerkungen.

Die Organisation der verschiedenen Culten in Frankreich macht einen eigenen Hauptabschnitt des *Code politique* aus. Es enthält derselbe die Bestimmungen, welche durch das Concordat festgesetzt waren, so wie die organischen Artikel über die Verfassung der protestantischen Kirche und des jüdischen Cultus.

Ausser dem *Code politique* von Frankreich enthält das vorliegende Werk zugleich die Constitutionen der mit Frankreich verbündeten Staaten, nämlich der Schweiz nebst der Mediationsacte, des Königreichs Italien, des Königreichs Neapel, des damaligen Königreichs Holland, Westphalens, des Herzogthums Warschau, Spaniens, und die Actenstücke, welche sich auf den rheinischen Bund beziehen. Ein vollständiges Register und eine sauber gestochene Charte von Frankreich und dem Königreiche Italien, so wie der Bestand dieser Länder im Jahre 1809 war, machen den Beschluss des ganzen Werks.

Schon die vielen Veränderungen, welche seit der Zeit, wo diess Werk erschien, sowohl in der äusseren als inneren Organisation Frankreichs vorgegangen sind, lassen hier kein vollständiges Handbuch des französischen Staatsrechts erwarten. Allein auch au-

ſserdem finden ſich in dem vorliegenden Werke mehrere nicht unbeträchtliche Lücken, vorzüglich was die Adminiſtration im engeren Sinne betrifft, von der ſo gut als gar nichts beygebracht iſt. Nichts deſto weniger iſt, bey dem bisherigen Mangel eines vollſtändigen Handbuchs des franzöſiſchen Staatsrechts, das Werk noch immer ſehr brauchbar, vorzüglich wegen der beſtändigen Nachweiſungen auf die geſetzlichen Quellen und der vielen ſehr brauchbaren hiſtoriſchen Anmerkungen, welche allenthalben eingeſtreut ſind. Sehr bequem iſt es, zugleich die Grundgeſetze aller mit Frankreich verbündeten oder von demſelben geſtifteten Staaten in einem Werke beyſammen zu haben. Wohl wäre es ſehr zu wünſchen, daſs bald deutſcher Fleiſs uns mit einem vollſtändigen Handbuche des franzöſiſchen Staatsrechts beſchenkte, wozu das gegenwärtige Werk ſo treffliche Materialien liefert. A. A.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Über Wechſelduplicate, Wechſelabſchriften und einige verwandte Gegenſtände.* Ein Beytrag zur Erörterung des Wechſelrechts. 1807. XIV u. 104 S. gr. 8, und 38 Formulare als Beylagen. (20 gr.)

Die vielen Streitigkeiten, die ſeit der allgemeinen Anwendung der Wechſelabſchriften im vorzüglichen Sinn über dieſe entſtanden ſind, entſpringen meiſt daher, daſs die Lehre von den verſchiedenen Gattungen der Wechſelabſchriften und ihrer Anwendung noch in keiner Druckſchrift vollſtändig und zuſammenhängend vorgetragen wurde. Dieſs beſtimmte den Vf. zur Herausgabe der vorliegenden Schrift, worin er den Gegenſtand nach ſeiner Erfahrung, als Kaufmann, hinlänglich erörtert, und durch die beygefügten zahlreichen Formulare ſo vielſeitig erläutert hat, daſs Rec. ſie allerdings als einen nützlichen Beytrag zur geſetzlichen Feſtſtellung der aus den Wechſelabſchriften entſpringenden Rechte und Verbindlichkeiten empfehlen kann.

Schon von den älteſten Zeiten der Wechſelgeſchäfte her war es Gebrauch, daſs in Welſchland der Zieher dem, an den er den Wechſel gab, drey Ausfertigungen zugleich einhändigte: eine ſolche Zahlbezeichnung weiſet ſchon die älteſte, der heutigen Form ſich nähernde Wechſelurkunde, datirt Mayland den 9 May 1325, die *Baldus de Ubaldis* in ſeinen Concilien (Venedig 1609) der Nachwelt aufbewahrte. Weit ſpäter wurden die Wechſelabſchriften nach ihren verſchiedenen Gattungen eingeführt, und nur allmählich erhoben ſie ſich zu mehr Kraft und Bedeutung. Weil ihnen indeſs dennoch nur ein Theil von der Kraft der eigentlichen Wechſelduplicate eigen iſt: ſo ſchickt der Vf. mit Recht das Hauptſächlichſte der Lehre von den Wechſelduplicaten voran.

Dem Käufer ſolcher Wechſel, die nicht als Sola-Wechſel bezeichnet ſind, werden ſtets auf ſein Verlangen mehrere Exemplare davon zugeſtellt, dem ganzen Inhalt nach vollkommen gleichlautend, nur daſs in jedem ausgedrückt wird, das wievielſte es ſey, und mit Anhängung einer *Clauſula conſtatoria.* Dieſs ſind die eigentlichen *Wechſelduplicate*, deren Wirkung der Vf. umſtändlich erörtert, und dabey auch das Verfahren beſtimmt, das zu beobachten iſt, wenn von dem angeblichen Verwahrer des zur Acceptation geſandten Exemplars ſolches entweder gar nicht oder nicht richtig ausgeliefert wird, und deſshalb ein Proteſt erfoderlich iſt. Sehr richtig bemerkt der Vf. dabey, daſs der Bezogene, ſobald eins der Wechſelexemplare proteſtirt worden, durchaus nicht ein an deſſen Statt nachher erſcheinendes Exemplar effectuiren müſste. Hätte nämlich einer der Intereſſenten für das proteſtirte Exemplar Befriedigung gegeben: ſo wäre dieſer keineswegs gezwungen, die von Seiten der Bezogenen bewerkſtelligte Vollziehung jenes anderen Exemplars gut zu heiſsen; alſo würde, bey einem einmal in Proteſt gefallenen Wechſel, falls die Urſache des Proteſtes aufhört, ein vorſichtiger Bezogener dennoch nur das proteſtirte Exemplar allein, oder in Verbindung mit einem der übrigen, effectuiren.

Die Wechſelabſchriften ſelbſt ſind von dreyerley Art: *gemeine*, *vidimirte*, und Wechſelabſchriften *im vorzüglichen Sinn.* Unter den letzteren werden ſolche von einem Intereſſenten des Wechſels verfertigte Abſchriften der Vorder- und Rückſeite des Wechſels verſtanden, die er unter der Erklärung, wie weit ſie Abſchrift des Originals iſt, und in weſſen Verwahrung ſich dieſes befindet, zur Indoſſirung qualificirt. Das Unvollſtändige in der Wirkung gemeiner Wechſelabſchriften, und die gänzliche Unregelmäſsigkeit der vidimirten, gaben Anlaſs zur Erfindung der Wechſelabſchriften im vorzüglichen Sinn, die überall, wo mit ihnen allein verfahren werden kann, als ein beſonderer, auf Beziehung des Originals zur Gewinnung der Acceptation und Zahlung gerichteter Wechſel anzuſehen ſind. Die dadurch zu erreichenden Zwecke ſind: das Original zur Annahme zu überſenden; ſich des Daſeyns und der Annahme des Originals zu verſichern, und letzteres vor nachtheiliger Beziehung zu ſchützen; eine verlorne Abſchrift durch eine andere zu erſetzen. Für ihre Effectuirung haben nun alle Originalindoſſenten die wechſelrechtliche Gewähr zu leiſten, deren Erſterer aber iſt auch in der Eigenſchaft eines Ausſtellers dabey verbunden. Übereinſtimmend mit dem Original erſcheinen ſie in ihrer weiteren Ausdehnung ſelbſt als Original, vereinigen ſich mit demſelben wirklich, und bilden ſo eine ununterbrochene, das iſt folgerechte Reihe von Originalgiri, welche durch die in dem, vom Traſſanten oder Ausſteller unterſchriebenen Original enthaltene Ordre im Beginnen gerechtfertigt iſt. In Proteſtationsfällen iſt mit dieſen Wechſelabſchriften und dem Original, mit welchem ſie nur einen Wechſel bilden, gleich wie mit vereinigten eigentlichen Wechſelduplicaten als mit Einem Originalwechſel zu verfahren. Der Vf. erläutert daher hier die beſonderen Proteſtfälle, wenn dem Copeyproducenten das Original nicht verabfolgt wird, weil der vorgebliche Verwahrer es gar nicht beſitzt, oder weil die Copey eine ſichtbare Unrichtigkeit zeigt; auch fügt er noch einige Bemerkungen hinzu über den Fall

wegen Nichtauslieferung des Originals, weil dieses schon bezogen ist, oder weil das Original nicht richtig ausgeliefert wird. Interventionen können bey isolirten Copeyen nur lediglich für einen Originalindossenten, und zwar einen solchen, Statt haben, der durch sein Originalgiro auch wirklich im Obligo ist.

Angehängt sind noch einige vergleichende Resultate aus den hamburger *Materialien zu einem vollständigen und systematischen Wechselrecht* (herausgegeben von *Eggers*, Kopenh. 1802), welchem für die Handelsgesetzgebung so wichtigen Werk auch der Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren lässt. R.

Halle u. Berlin, im hallischen Waisenhause: *Taschenbuch für die Gerichtsboten im Königreich Westphalen.* Von *J. H. Z. Willigerod*, Friedensrichter des Cantons Münden, Districts Cassel, Departements der Fulde. 1810. XVI u. 284 S. 8. (Als Taschenbuch (schlecht) gebunden 1 Rthlr.)

Die Ausübung der Functionen der Huissiers findet im Königreiche Westphalen noch sehr grosse Schwierigkeiten. Denn äusserst wenige unter ihnen haben nur einen oberflächlichen Begriff von der Wichtigkeit und dem Umfange ihres Amts. Die unglückliche Übersetzung des Worts *Huissiers* durch „*Gerichtsbote*", trug nicht wenig dazu bey, dass ganz verschiedene Begriffe mit einander verwechselt wurden. Jeder *Gerichtsbote* glaubte ein Recht zu haben, in seinem Amte *bestätigt* zu werden, und versicherte, schon seit vielen Jahren die zu demselben nöthigen Kenntnisse erworben zu haben. Sehr löblich war daher das Unternehmen des Vfs., durch ein, dem *Nouveau Style, ou Manuel des Huissiers* (Paris 1808. 6 édit.) ähnliches Werk, der Unwissenheit der westphälischen Huissiers zu Hülfe kommen zu wollen, da die *fischersche* Übersetzung desselben so schlecht und unbrauchbar als möglich gerathen war. Wenn jedoch der Vf. in der Vorrede äussert, dass es bisher an Formularen für alle Arten der Amtsverrichtungen der Huissiers gefehlt habe: so muss diesem Rec. widersprechen, da die Werke des Präsidenten *von Strombeck* und des Tribunalrichters *Österley* deren nicht nur in bedeutender Menge enthalten, sondern sich auch über alle Zweige der Amtsverrichtungen der Huissiers erstrecken. Auch wird ein Huissier, der seine Amtsverrichtungen gründlich kennen lernen, und nicht mechanisch ihm vorgeschriebene Formulare nachzeichnen will, jene Werke, nach Anschaffung des gegenwärtigen Buchs, nicht entbehren können, da sehr viel daran fehlt, dass man es als seinem Zwecke vollkommen entsprechend ansehen könne. Es sind nicht nur die zum Verständniss der Formulare gemachten *Einleitungen* zu wörtlich aus dem Gesetzbuche abgeschrieben, als dass sie für ungebildete Menschen für genügend angesehen werden könnten, sondern auch die Formulare selbst keineswegs *stets* dem Sinne des Gesetzes gemäss abgefasst. So z. B. ist es gänzlich falsch, wenn der Vf. S. 34, bey der Beweisführung über die Ächtheit oder Unächtheit der Privat-Urkunden, den Huissier nicht nur die *Insinuations-Urkunde* (*exploit*), sondern auch, wie es in Frankreich gesetzlich ist, *die Klage selbst* entwerfen lässt. Da der Art. 142 der Pr. Ordn. ausdrücklich von einer *Klage* auf Anerkennung einer Privat-Urkunde redet: so war nichts natürlicher, als den Art. 6, welcher bestimmt vorschreibt, wie die Klage abgefasst und von dem *Exploit* getrennt seyn muss, hier ebenfalls zur Anwendung zu bringen. Hätte der Vf. mit mehr Aufmerksamkeit die besseren westphälischen Schriftsteller über den Process studirt: so würde er solche bedeutende Missgriffe, deren es mehrere in dem Werke giebt, leicht haben vermeiden können. Das Formular zu einem executorischen Urtheile ist ebenfalls falsch. Die *Minute* (Original-Concept) wird freylich von dem Präsidenten und dem Greffier unterschrieben. Diese bleibt aber stets auf dem Greffe, so wie eine von den Parteyen unterschriebene Notariats-Urkunde stets in der Verwahrung des Notars bleibt. Die executorische Expedition enthält zwar auch den Namen des Präsidenten, aber *nur in Abschrift*. Die Original-Unterzeichnung rührt nur von dem Greffier her, der, so wie der Notar, einseitig executorische Expeditionen auszuhändigen berechtigt, und für deren Richtigkeit responsabel ist. — Die Formulare zur correctionellen Processordnung sind mangelhaft und unvollständig. Das Publicum hatte sie bereits bey weitem vollständiger und richtiger. — Rec. wünscht, dass der Vf. sein Buch nochmals, mit genauer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, revidire, um so in einer zweyten Auflage, die wahrscheinlich nicht fehlen wird, da der Nutzen eines ähnlichen Werks in die Augen fallend ist, etwas Genaueres und Zweckmässigeres zu liefern. — m —

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. Nürnberg, b. Campe: *Versuch einer neuen, reinrechtlichen Darstellung des Strafrechts und der Strafbarkeit*, als Probe einer neuen rechtlichen Darstellung des Völkerrechts. Von *J. N. Borst.* 1811. VIII u. 87 S. 8. (12 gr.) Diese Schrift zerfällt, ausser der Einleitung — welche kurze Bemerkungen über die Unzulänglichkeit der bisher als richtig angenommenen Strafrechtstheorie, besonders der bekannten *feuerbachischen* Theorie, enthält —, in 2 Abtheilungen: 1) *vom Rechte zu strafen*, und 2) *von der rechtlichen Strafbarkeit*; und die Tendenz aller hier gegebenen Erörterungen ist keine andere, als *Rechtfertigung der Wiedervergeltungstheorie*, jedoch von einer anderen Seite her, als von der gewöhnlichen. Nach der gewöhnlichen Ansicht von der Wiedervergeltung, als Rechtfertigungsgrund der Strafe und des Strafrechts, erscheint jene auf der Seite des Strafenden mehr als Übung einer *Pflicht*, als wie Handhabung eines ihm zuständigen *Rechts*. Der Verbrecher wird nach den gewöhnlichen Ansichten der Wiedervergeltungstheorie gestraft, *damit den Foderungen der Gerechtigkeit Genüge geleistet werde*; und diese Tendenz der Strafe macht ihre Zufügung allerdings mehr zu einem Act, welchen die Moral *gebeut*, als zu einer Handlung, welche die Rechtslehre *gestattet*. Mit Recht findet der Vf. diese Ansicht unbefriedigend und irrig. Seiner Meinung nach (S. 45) kennt die Moral keine Strafe; keine Vergeltung des Bösen mit Bösem. „Die reine Vernunft" — sagt er, und, unserer Überzeugung nach, nicht unwahr — „will keine Zerstörung, keinen Misslaut; reine Harmonie, lautere Liebe ist ihr Wesen. Nach ihr wird die Disharmonie nicht mit Disharmonie gehoben, ihr erscheint die Vergeltung des Bösen mit Bösem nur als eine Häufung des Übels; denn das Böse wird durch die Vergeltung nicht ungeschehen, und nicht gut gemacht; es bleibt für alle Ewigkeit bös, was Böses gesche-

hen ist.“ Die Strafe und das menschliche Strafrecht entspringen, nach dem Vf. (S. 48), aus dem *Gleichheitscharakter* des Rechts überhaupt, „indem hiedurch eine strenge Reciprocität alles äusseren Handelns der Menschen unter einander begründet wird“; (S. 49) „wer den Anderen *ungerecht* behandelt, muss sich ebenfalls von ihm ungerecht behandeln lassen.“ Das Recht oder Unrecht, welches ich gegen Andere aufstelle, muss ich nothwendig auch gegen mich kehren lassen, weil weder das aufgestellte Recht noch das Unrecht ohne den Charakter der Reciprocität gedacht werden kann —; was dann nach der Meinung des Vfs. die Wiedervergeltung als Grund des Strafrechts allerdings rechtfertigt, jedoch da alles Recht immer nur *erlaubend*, *nie aber gebietend* ist, bloss nur als *erlaubt*, keineswegs aber als *geboten*, wie es nach der oben angedeuteten gewöhnlichen Ansicht von der Wiedervergeltung, als Rechtfertigungsgrund der Strafe betrachtet, erscheint. Doch spricht sich in dieser *erlaubten* Wiedervergeltung bloss das *reine* Strafrecht aus, das (S. 50) nie ohne Verbindung mit der ausser dem Rechtsgebiete aufzusuchenden Vernunftpflicht ins Leben eingeführt und angewendet werden mag. „Das menschliche Gefühl findet eine sogenannte, strenge Wiedervergeltung fodernde Gerechtigkeit unerträglich.“ Im Begriff des Rechts liegt es zwar, dass es der Berechtigte nach Belieben gebrauchen oder nicht gebrauchen kann; der zu bestrafende Verbrecher kann auch nach Rechtsgrundsätzen weiter nichts fodern, als dass ihm kein grösseres Übel zugefügt werde, als er begangen, und dass der Massstab, welchen er selbst aufgestellt hat, nicht überschritten werde; und, diess vorausgesetzt, ist jede Erlassung der Strafe, oder eines Theils derselben, mittelst Substituirung eines kleineren Übels, *vom Gesichtspuncte des Rechts aus betrachtet*, *reine Gnade*. Aber die Vernunft kann diese Gnade nach Umständen mehr oder weniger gebieten, denn sie schreibt vor, ob, und welcher Gebrauch von dem Rechte gemacht werden soll, und hienach muss denn bestimmt werden, in wie weit jenes reine Strafrecht geübt werden darf. — Übrigens fodert der Vf. zur Begründung der Strafbarkeit einer Handlung nichts weiter, als dass sie *freywillig* sey (S. 65). Zur rechtlichen Imputation bedarf es, nach ihm (S. 70), weder der Absicht noch der Erkenntniss, sondern lediglich nur wird der *freye Wille* erfodert, jedoch unumgänglich und dergestalt, dass nicht einmal das Bewusstseyn der Identität der Handlung fehlen darf, d. h. (S. 72) der Verbrecher musste wissen, dass die Handlung, welche er unternahm, eine für seinen Nebenmenschen schädliche sey. Wusste er diess: so kommt die Frage, ob er den Schaden beabsichtigte oder nicht, in keine Betrachtung, denn (S. 75) das Verbrechen der Fahrlässigkeit, die Verletzung fremder Rechte durch freywillige Gefährdung, ist zurechnungsfähig und rechtlich strafbar, ohne alle Rücksicht auf den eingetretenen oder nicht eingetretenen schädlichen Erfolg.

Wir können und wollen nicht leugnen, dass der Vf. seine hier in ihren Grundzügen unseren Lesern vorgelegte Theorie durch manche sehr scharfsinnige Bemerkung zu rechtfertigen, und durch mühsame, zum Theil nicht unrichtige, Erörterungen über das Wesen und den Begriff des Rechts zu begründen gesucht habe. Aber bey alle dem können wir uns nicht überzeugen, dass er, was den Hauptpunct seiner Untersuchungen, die *Herstellung einer ganz befriedigenden Strafrechtstheorie*, betrifft, dadurch der Wissenschaft einen wirklichen Dienst geleistet habe. Nach unserem Ermessen lässt sich auf dem von ihm betretenen Wege die Wiedervergeltungstheorie eben so wenig genugthuend rechtfertigen, als auf denjenigen Wegen, welche zu dem Ende seine Vorgänger betreten haben. Eines Theils scheint dem Vf. bey seiner hier gegebenen sogenannten *reinen* Rechtstheorie die in der Natur der Sache liegende Bemerkung entgangen zu seyn, dass alles *Recht* an sich immer eine Norm für menschliches Handeln sey, und zwar keineswegs nur eine Norm, durch welche lediglich nur die Endpuncte der menschlichen Freyheit beym Handeln in Bezug auf die Nebenmenschen des Handelnden bezeichnet werden, sondern eine bestimmte Norm für jeden gegebenen Fall, wo vom Rechtsverhältnisse die Rede seyn mag. Die Grundsätze für die Einführung des Rechts ins wirkliche Leben müssen — wenn man, mit dem Vf., die Rechtslehre als eine selbstständige Scienz betrachtet — im Rechte, in den Bedingungen des menschlichen Dürfens, selbst gesucht werden, keineswegs aber, wie der Vf. will, in gewissen zu berücksichtigenden äusseren Umständen; oder müssen diese berücksichtigt werden: so constituirt sich gerade durch das, was nach ihnen als erlaubt und rechtlich möglich erscheint, das Recht für den gegebenen Fall selbst. Der Vf. irrt sehr, wenn er (S. 50) die Behauptung aufstellt, das Recht enthalte, als ein unbedingter Ausfluss der menschlichen Freyheit, die Erlaubniss, „vernünftig oder unvernünftig zu handeln.“ Man mag den Umfang des menschlichen Dürfens, in Beziehung auf andere Menschen, nach den Gesetzen der Sittlichkeit bestimmen, oder nach den Gesetzen der Klugheit: immer ergiebt sich kein anderes Resultat, als, dass der Mensch nichts thun *dürfe*, was er für unvernünftig anerkennt; denn ein solches *Dürfen* würde den Menschen mit sich selbst in Widerspruch bringen, das Recht also in Widerstreit mit dem Wesen der Menschheit. Doch scheint uns die ganze Frage, ob die Gesetze des Rechts auch unvernünftige Handlungen erlauben mögen, sehr unnöthig zu seyn. Etwas, was der Mensch als unvernünftig, seinem Wesen widersprechend anerkennt — so etwas kann und wird er nie wollen; ein solches *Wollen* widerstrebt den Naturgesetzen des menschlichen Willens. Die Anerkennung der Rechtmässigkeit einer Handlung setzt auf Seiten des Handelnden — denn seine Nebenmenschen mögen in tausend Fällen ganz anders hierüber urtheilen — immer das Anerkenntniss der Vernunftmässigkeit dieser Handlung voraus; was der Handelnde für unsittlich oder für unklug hält, diess kann er nie wollen, und dazu kann er sich auch nie berechtigt halten. — Anderen Theils scheint uns aber der Vf. den Beweis der Behauptung schuldig geblieben zu seyn, dass das Unrecht, das mir mein Beleidiger angethan hat, mich berechtige, ihn eben so unrecht zu behandeln, und dass aus der Annahme dieses Grundsatzes das Recht der Wiedervergeltung auf die Weise hervorgehe, wie der Vf. solches daraus abzuleiten sucht, nämlich, dass der Verbrecher rechtlicher Weise fodern könne, dass ihm vom Beleidigten kein grösseres Übel zugefügt werde, als er selbst diesem zugefügt hat. Die Handhabung alles Rechts, und des Strafrechts insbesondere, kann nie einen anderen Zweck haben, als die Erhaltung der rechtlichen Ordnung unter den Menschen als Bedingung ihrer Coexistenz, jedoch, was der Vf. übersehen hat, nie in Beziehung auf die Vergangenheit, sondern immer nur *für die Zukunft*; denn die durch ein Verbrechen einmal gestörte rechtliche Ordnung kann durch dessen Bestrafung nie in sofern wieder hergestellt werden, dass die einmal entstandene Lücke vertilgt würde: bloss darauf mag durch die Bestrafung des Verbrechens gewirkt werden, dass durch *künftige* Verbrechen keine *neuen* Lücken entstehen, und die rechtliche Ordnung *in der Folge* nicht weiter unterbrochen werde; woraus denn klar hervorgeht, dass der Zweck der Strafe, und ihr eigentlicher und wahrer Rechtfertigungsgrund kein anderer sey, als *künftige Sicherheit*, und dass sonach eigentlich, und genau betrachtet, der Verbrecher nicht um desswillen rechtlicher Weise gestraft werden könne, *weil er verbrochen, und durch sein Verbrechen die rechtliche Ordnung gestört hat*, sondern bloss um desswillen, *weil er sich durch seine That als ein Mensch angekündigt hat, von dem künftige Störungen dieser Ordnung zu befürchten sind.* Das begangene Verbrechen, um dessen willen der Verbrecher bestraft wird, ist, diess vorausgesetzt, mehr nur der *Veranlassungsgrund* der über ihn zu verhängenden Strafe, als ihr wahrer und eigentlicher *Rechtfertigungsgrund*. Freylich mag es wahr seyn, dass eine solche Deduction des Strafrechts dieses Recht und dessen Übung mehr zu einer Sache der Politik macht, als zu einem Theile der eigentlich sogenannten Rechtslehre; allein um dieser Folge willen möchten wir uns doch keineswegs zu anderen Grundsätzen bekennen, als zu den eben entwickelten. Die angedeutete Folge hat auch wirklich, bey einer genauen Analyse des Wesens der Dinge, nicht das Widerliche, das man gewöhnlich davon befürchtet; und irren wir nicht: so möchte es sich vielleicht nachweisen lassen, dass die Rechtslehre überhaupt nichts weiter sey, als eine Branche der Politik —; eine Nachweisung, die wir uns jedoch auf eine gelegenere Zeit ersparen wollen. Nur so viel glauben wir hier noch bemerken zu müssen, dass dasjenige, was der Vf. über die Einführung des sogenannten *reinen* Rechts in das wirkliche Leben sagt, diese Subsumtion selbst nicht undeutlich rechtfertigen möchte.

Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1811.

MEDICIN.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Darstellung einiger Hauptmomente aus der Heilkunde zur Bildung praktischer Ärzte* von Dr. *Karl Paulus*, praktischem Arzte zu Stuttgardt. 1811. X u. 206 S. 8. (18 Gr.)

In dieser Schrift, welcher Rec. eine passendere Aufschrift gewünscht hätte, hören wir Wenig oder Nichts, was nicht schon seit undenklichen Zeiten, in allen Lehrbüchern der praktischen Heilkunde, der Krankenpflege, der Receptirkunst, der Diätetik u. s. w. gesagt und wieder gesagt worden wäre. Keine Erweiterung ihres Gebietes, keine fruchtbare, dem Vf. eigenthümliche Idee hat hier die Wissenschaft zu erwarten. Was ja die Arbeit Verdienstliches darbietet, und was ihr für den angehenden Arzt einiges Interesse ertheilt, beschränkt sich hauptsächlich darauf, dass sie durch gedrängte Zusammenstellung der in grösseren Werken zerstreuten Materialien die Übersicht erleichtert, oder vielmehr dem Gedächtniss vergegenwärtigt, was kein klinischer Lehrer dem Lehrlinge oft und hinreichend zu sagen unterlassen wird. Zur Rechtfertigung unseres Urtheils theilen wir unseren Lesern das Wesentlichste ihres Inhaltes mit.

Nachdem der Vf. in der Vorrede das Unwesen der Sectir- und System-Sucht im Gebiete der Heilkunst, so wie die Einseitigkeit einer blinden Empirie gerügt, und den seit *Zimmermann* oft genug schon zur Sprache gebrachten Begriff wahrer, dem Arzte einzig förderlicher Erfahrung festgesetzt hat: so läst er sich in einer kurzen Einleitung mit einigen theoretischen Aphorismen, die im Grunde nur Nachhall des Zeitgeistes sind, über die dynamische Naturlehre, Organisation und Tendenz der Heilkunde vernehmen. Wer in alle diese Zweige ärztlicher Erkenntniss nicht hinreichend eingeweiht ist, ehe er das Buch zur Hand nimmt, dem werden die flüchtig und beweislos, für den Anfänger zu rhapsodisch hingeworfenen Behauptungen, vorzüglich die von der Dynamik, gewiss nicht so einleuchtend seyn, als Hr. *P.* sich einbildet. Als Belege führen wir den 5 Aphorism des 1 Cap. an, wo es heisst: „Eine Menge von Kräften zeigt sich uns wirksam nur nach ihren Theilen, und also in Ausdehnung; das heisst: es giebt eine Menge von Kräften, welche nicht als untheilbare Einheit (wie das Bewusstseyn), nicht einmal immer zugleich, als ein vereintes Ganzes, sondern theilweise nach und neben einander wirken. Diese Art von Kräften, welche ausdehnungsweise wirkt, unterscheiden wir durch die Namen Materie, Körper, körperliche Substanz, oder Selbstständigkeit, kurz materielle Kräfte." Weiter heisst es §. 6: „Eine andere Menge von Kräften wirkt als ungetheilte Einheit, sie wirkt als immer zugleich sich anstrengend, oder intensiv. So sind nach der Erfahrung alle die Operationen, welche wir im höchsten Sinne (warum nicht im gewöhnlichen Sinne?) geistige zu nennen pflegen. Alles, was im Bewusstseyn, im Denken, im Wollen vorgeht, zeigt sich als ein Vereintseyn der Kraft. Das Viele ist darin, und dadurch immer Eins." Von ähnlichem Gehalte ist das Übrige, was über Dynamik, Organisation und Leben u. s. w. gesagt wird. Überhaupt ist diese sogenannte Einleitung zu den Ansichten der Heilkunde, die gar keinen Virtuosen der Schriftstellerey verräth, der seichteste und gehaltloseste Theil der ganzen Arbeit. Aber auch die Schrift selbst ist fragmentarisch und ängstlich genug zusammengesucht, und würde einer auch nicht sehr strengen Kritik in Betreff der Ordnung der Materien sehr vielen Stoff zum Tadel geben, so viel Spielraum auch der gewählte Titel der Willkühr einräumt. Die Gegenstände, über welche sich der Vf. verbreitet, sind folgende. I. *Standpunct des Arztes in Hinsicht des von ihm zu erreichenden Zweckes.* Die Verhältnisse der Speculation und der Beobachtung, als Beförderungsmittel ärztlicher Erkenntniss, findet Rec. hier gedrängter, und durch Angabe concreter Fälle für den Anfänger fasslicher dargestellt, als in vielen anderen Werken über diesen Gegenstand. II. *Von dem menschlichen lebenden Organismus, und dessen möglichen Veränderungen in Beziehung auf Krankheit.* So weit der Vf. hier ausholt, indem er bis auf die Begriffe von Kraft, Einfluss u. s. w. zurückkehrt, die doch jeder Schüler bey dem ersten Betreten eines medicinischen Hörsaales sich eigen gemacht haben muss: so mangelhaft und unzureichend sind die über Organisation der menschlichen Natur hingeworfenen Sätze für den, der sich nicht anderswo die nöthigen Einsichten in dieses Gebiet der Erkenntniss sammelte. Man höre zum Beweise nur, was §. 6 geschrieben steht: „Wenn ein gewisses Ganzes ausdehnungsweise wirksamer Kräfte aufgelöst ist, um in andere Ausdehnungen zu wirken, so ist auch die Erscheinung der vorher gefühlten Kraft (Kraft und Materie sind bey dem Vf. identische Dinge, beide mit Händen greiflich), oder der Materie, nicht mehr dieselbe; vielmehr wird nun-

mehr eine andere Krafterscheinung, wenn gleich nicht eine andere Kraft —" u. s. w. Den Schlüssel zu diesem, wie zu der Menge ähnlicher Dunkelheiten, die der Vf. als erwiesene Thatsachen annimmt, sucht man im ganzen Capitel, ja in allen Vor- und Nachsätzen des Buches vergebens. III. *Von den äusseren Einflüssen und der Wirkung derselben auf den Organismus, besonders in Krankheiten.* Im Grunde nicht mehr noch weniger, als ein Commentar des hippokratischen Lehrsatzes, dass der Arzt seine Aufmerksamkeit nicht lediglich auf den Kranken allein beschränken, sondern auch über die gesammte Umgebung und ihre Einflüsse verbreiten soll. Commentirt findet man diesen Lehrsatz von Hippokrates selbst in seiner Abhandlung: *de aere, vita et locis*, und umfassender als bey Hn. *P.* in den Werken über Krankenpflege von *Mai, Pfähler* und Anderen. IV. *Die vier Temperamente.* Die bey jedem derselben nach den verschiedenen Stufen des Alters eigenthümlichen Krankheitsanlagen. Die verschiedenen Wirkungen der Arzneymittel auf dieselben. Unter allen Gegenständen des Buches wurde dieser von dem Vf. der grössten Aufmerksamkeit gewürdigt; doch war er mehr auf Compilation der von anderen Schriftstellern gesammelten Attribute der Temperamente, als auf eine dem Zeitgeiste angepasste Physiologie dieser organischen Verhältnisse bedacht. Denn diese ist sehr schal ausgefallen; die wahrhaft übertriebene Vereinzelung der besonderen Gemälde der Temperamente contrastirt mit der kurzen Abfertigung weit wichtigerer Gegenstände nicht wenig, und dadurch verliert sie allen Anspruch auf Allgemeingültigkeit. V. *Regeln für praktische Ärzte, zur Vorbereitung und Förderung jeder Art von Heilung.* Unter diesem etwas sonderbar klingenden Titel theilt der Vf. im Kathedertone alles dasjenige mit, was der Arzt beym Besuche des Kranken, und bey Erforschung seines Zustandes zu beobachten hat, und was dem Schüler der Heilkunde ohnehin von allen Seiten, und weit umfassender als hier, gepredigt wird. VI. *Semiotische Sätze.* Mit obigen praktischen Regeln von völlig gleichem Gehalte. VII. *Rücksichten bey Anwendung der vorzüglichsten Heilmittel.* Der Vf. begreift hierunter das Blutlassen, das Bad, Brech- und Laxir-Mittel, Klystiere, Schweiss, harntreibende und stärkende Mittel. Ein Gemisch unbestreitbarer und trefflicher, wiewohl höchst alter, und allenthalben vorkommender Lehren, in ganz gewöhnlichem Kanzeltone, mit welchem die hin und wieder eingeschalteten modernen und sublimen Schulsätze etwas auffallend contrastiren. Man höre z. B. S. 159 von der Indication des kalten Bades: „Das kalte Bad ist vorzüglich angezeigt in denjenigen fieberhaften Krankheiten, in welchen die Reaction der Gefässe zu sehr geschwächt ist, und die Mischungsveränderung der Säfte eine solche Beschaffenheit hat, dass diese die Reaction der Gefässe nicht mehr zu erwecken im Stande sind. Diess ist der Fall im höchsten Grade der adynamischen Fieber u. s. w." An unerwiesenen Voraussetzungen, die der Vf. mit eigener Dreistigkeit niederschreibt, fehlt es hier, wie an anderen Stellen des Buches, nicht. Z. B. S. 181 sagt der Vf. von dem warmen Bade: „Sein Nutzen ist gross, wo das, was den Nerven als Gefässen zukommt, in seinen Reactionen zu sehr vermehrt ist, in dem eigentlichen *Sinochus* u. s. w." Hin und wieder sollte man glauben, der Vf. wolle sich zum Lehrer für Mägde, Krankenwärter und Bader aufwerfen. Denn seine oft bis in das Abgeschmackte getriebene Kleinigkeitskrämerey, wozu ihm eines oder das andere der so häufigen Noth- und Hülfs-Büchlein für Krankenpflege den Stoff geliefert zu haben scheint, lässt sich höchstens mit einem solchen Zwecke rechtfertigen. So heisst es S. 169, wo von Klystieren die Rede ist: „Ist die Röhre eingebracht, so warte man einige Augenblicke, ehe man drückt u. s. w." VIII. *Von dem Receptschreiben und dem chemischen Verhältnisse der gebräuchlicheren Arzneykörper.* Da der Werke über das Receptschreiben so viele existiren, die diesen Gegenstand weit ausführlicher und zweckmässiger behandeln: so muss Rec. diese Arbeit des Vfs. für unnöthig erklären. Ausserdem verdienen die buntscheckigen Aufschriften der einzelnen Gegenstände in diesem sowohl als in dem vorhergehenden Capitel eine besondere Rüge; sie bieten dem Auge ein wahrhaft sonderbares Gemisch aus deutschen und lateinischen Worten dar; hier wird eine Sache (aus welchem Grunde, ist nicht abzusehen) mit lateinischem, dort mit deutschem Namen genannt, hier eine Übersetzung ins Lateinische beygefügt, dort wieder unterlassen. — Das Ganze trägt zu auffallend das Gepräge eines ersten Versuches an sich, als dass es den Beruf des Vfs. zur Schriftstellerey begründen sollte; denn hiezu geht ihm noch sehr viel an logischer und rhetorischer Gründlichkeit ab.

Δφ.

Arnstadt, b. Klüger: *Vollständige Anleitung zur Zergliederungskunde des menschlichen Körpers.* Von D. *Franz Caspar Hesselbach*, Prosector am anatomischen Theater zu Würzburg. IIten Bandes Ites Heft. Myologie. 1810. XIV und 186 S. 4. (1 Rthlr. 14 Gr.)

Diese Muskellehre ist kein trockenes Verzeichniss der einzelnen Muskeln und ihrer Insertionen, wie die meisten der bisherigen Anweisungen zur Myologie, sondern eine Darstellung der Bewegungsorgane, wie sie im lebenden Körper vorhanden sind, also in ihrer Verbindung mit Blutgefässen und Nerven. Nicht zu gedenken, wie lehrreich eine solche Darstellung dem Anfänger in Rücksicht auf die Bestimmung und Verrichtung der Muskeln ist: so wird ihm auch dadurch das Studium der Angiologie und Nevrologie unglaublich erleichtert, und er behält bey der Betrachtung des Einzelnen immer die Idee des ganzen lebenden Organismus vor Augen. Überdiess ist eine solche Ansicht von der grössten Fruchtbarkeit für den praktischen Arzt und Wundarzt, dem bey Geschwülsten oder anderen örtlichen Leiden oft sehr daran gelegen seyn muss, das Verhältniss der Gefässe und Ner-

ven zu den Muskeln recht genau und bestimmt zu wissen. So wie nun der Vf. in dieser Hinsicht die Wünsche des Rec. vollkommen erfüllt hat: so sah sich Rec. hier noch durch die Ausfüllung einer Lücke überrascht, die er schon längst bemerkt hatte, und deren Beseitigung er selbst versucht haben würde, wenn ihm nicht der Vf. zuvorgekommen wäre. Diess ist nämlich die mangelhafte Beschreibung der Flechsenmembranen, welche theils ganze Muskelparthieen umgeben, theils sich als Scheidewände zwischen die Muskeln senken, und der verschiedenen Muskelbänder. Diese Theile fanden wir hier trefflich untersucht, und ganz der Natur getreu beschrieben. Vorzüglich sorgfältig sind in dieser Hinsicht die Aponevrose des Vorderarmes und die *Fascia cruralis* mit ihren Scheidenfortsätzen und Verstärkungsbändern bearbeitet. So wie diese Gegenstände bisher nur sehr unvollkommen und zum Theil gar nicht beschrieben worden waren: so fehlt es auch noch ganz an recht guten Abbildungen (wir nehmen die gewöhnlich in den Handbüchern beschriebenen und von *Albin* dargestellten Muskelbänder aus), und doch sind diese Membranen von so grossem Einfluss auf die Wirksamkeit und Wirkungsart der Muskeln, und verdienten gewiss auch bey mancherley krankhaften Erscheinungen mehr beachtet zu werden. Bey der Beschreibung der Schleimbeutel haben wir manche in *Rosenmüllers* Ausgabe von *Monros* Werk über die Schleimbeutel angegebene vermisst, dafür aber auch manche neue noch nicht beschriebene gefunden.

Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte, von denen der erste die Beschreibung der sämmtlichen Muskeln, der zweyte die Zubereitung derselben enthält. In dem ersten Abschnitte machen den Anfang die Muskeln am Hirnschädel, dann folgen die des Gesichts, die am Halse zwischen dem Unterkiefer und dem Thorax, die an den Schläfen und dem Aste des Unterkiefers, am Unterleibe, in der Bauchhöhle, an den oberen Gliedmassen, dem Rückgrate und den Ribben, dem Steissbeine und den unteren Gliedmassen. Im zweyten Abschnitte wird, wie billig, der Anfang mit den Bauchmuskeln gemacht, und dann die künstliche Zubereitung jedes Muskels mit allen Vorsichtsregeln und Handgriffen angegeben. In dem beschreibenden Theile ist jeder Muskel seiner Lage und seinen Anfügungen nach beschrieben; dann werden die etwa vorkommenden Abweichungen vom gewöhnlichen Bau angeführt, und den Schluss macht die Anzeige der Wirkung des Muskels. Manche ungewöhnliche Anfügungen der Muskeln, die theils von Anderen, theils von Rec. nicht gar selten gefunden worden sind, hat der Vf. nicht beachtet, oder wenigstens nicht erwähnt; dagegen fand Rec. mehrere solche Abweichungen beschrieben, die er seltener oder gar nicht gefunden hat, und von denen er einige mittheilen will. So z. B. verbindet sich zuweilen der untere Theil von dem oberen Bauche der *Omohyoideus* durch einen schmalen Sehnenbündel mit dem *Sternohyoideus*. — Von dem *Sternothyreoideus* geht zuweilen ein schmaler Fleischbündel zu dem *Constrictor inferior pharyngis*, oder ein anderer neben dem äusseren Rande des *Hyothyreoideus* zum langen Horne des Zungenbeines. Die erste Zacke des *Serratus magnus* hängt zuweilen mit dem *Scalenus medius* zusammen. Nicht selten wird der *Anomalus maxillae superioris* gefunden, der von dem Zahnfächerhügel des ersten Backenzahnes kommt, genau mit dem *Depressor alae nasi* zusammenhängt, und sich unter dem Ursprunge des *Levator labii superioris alaeque nasi* festsetzt. — Zuweilen kommt auch ein *Anomalus maxillae inferioris* vor, der neben dem *Levator menti* nach aussen liegt, mit langen flechsichten Fasern von der rauhen, schmalen Fläche des Unterkiefers anfängt und an der Seite des Kinnes aufwärts zum Zahnfächerhügel des Eckzahns geht, wo er sich wieder mit flechsigten Fasern endiget. Wir finden es sehr zweckmäsig, dass der Vf. die *Musculos incisivos* und den *nasal. labii superioris* nur als Portionen des *orbicularis oris* beschreibt, und dass die beiden *Vasti* nebst dem *cruralis* als ein einziger Muskel unter dem Namen *Vastus cruralis*, dicker Schenkelbeinmuskel, aufgeführt worden sind. Den *Subcruralis* belegt der Vf. mit dem deutschen Namen: seltener Kniegelenkmuskel. Wir würden die Beyfügung „*seltener*" weggelassen haben, weil der Muskel doch, wenn man ihn nur gehörig aufsucht, nicht leicht vermisst wird. Die deutschen Benennungen sind übrigens gut gewählt.

C. T.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für Mütter über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Lebensjahren, und über die Verhütung, Erkenntniss und Behandlung der gewöhnlichsten Kinderkrankheiten*, von *Adolph Henke*, Prof. zu Erlangen. 1810. 512 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. ist als ein guter Kinderarzt bekannt, welcher die Zahl guter Schriften über die Krankheiten der Kinder, die uns die neuere Zeit gegeben hat, mit einem sehr nützlichen Handbuche vor Kurzem vermehrt hat. Die nämlichen gemäsigten, aus der richtigsten Theorie entnommenen und durch die Erfahrung bestätigten Grundsätze, eine vernünftige, von einseitiger Beschränktheit sowohl, als metaphysischen Dunkelheiten, welches beides einem rechtlichen Arzte nicht wohl ansteht, gleich weit entfernt gehaltene Erregungstheorie bezeichnet des Vfs. Denk- und Lehr-Art auch hier wieder. Er giebt jeder Mutter eine verständliche, zwar populäre, dennoch nicht triviale, aber eben so wenig poetische Auseinandersetzung der Regeln, nach welchen sie sowohl ihre Lieblinge erziehen, als die Gefahr herannahender Krankheiten in Zeiten entdecken kann. Er widmet sein Buch ausdrücklich den *gebildeten* Müttern Deutschlands, und für diese ist in der That der in demselben gewählte Ton vollkommen geeignet: herzlich und gemüthvoll, wenn er die Leiden der Kleinen schildert, fein und bestimmt, wenn er ihre Krankheiten unterscheidet und beschreibt, ernst und eindringlich, wenn er diätetische und andere Massregeln empfiehlt, den-

selben zu wehren. Das Buch zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste beschäftiget sich mit der *physischen Erziehung* der Kinder in den ersten Lebensjahren, welche der Vf. mit Recht schon während der Schwangerschaft beginnen läfst. Schwangerschaft, sagt der Vf., ist, an sich betrachtet, keinesweges, wie viele Frauen sich einbilden, ein krankhafter Zustand oder eine Krankheit, sondern eine der Natur angemessene und in der Bestimmung des weiblichen Organismus liegende *Entwickelung* desselben, welche freylich mit mancherley Störungen in den Verrichtungen des weiblichen K. verbunden ist. Besonders ist damit eine erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems vergesellschaftet. Auf diese Basis gründen sich alle Regeln, welche den Schwangern gegeben werden. Es sind ihrer nicht viele, da nur bey höchst seltenen Ausnahmen dieses Verhältnifs so verwickelt wird, dafs ein kräftigeres Zusammenwirken ärztlicher Kunst nothwendig ist. Einfach sind auch die Grundsätze, welche der Vf. über die erste Pflege der Neugebornen aufstellt. Frey von Hypothesen und noch freyer von allen theoretischen Erklärungen, welche hier gewifs am unrechten Orte würden gewesen seyn, lehrt derselbe, dafs man nur immer wenig zu vollführen habe, da die Natur gewöhnlich so viel leistet. So widerräth er z. B. alle rohen Handgriffe, durch welche die Hebammen die temporäre Verbildung des Kopfes, den spitzen Kopf, die Geschwülste in den Brüsten, die fehlerhafte Bildung des Zungenbändchens u. s. w. zur Normalität zurückzubringen suchen. Nach 6, 8, 12 Stunden läfst der Vf. das Kind zum ersten Male anlegen. Ist noch keine Milch vorhanden: so sind einige Löffel voll Camillen- oder Fenchel-Thee vollkommen hinreichend, die Zeit bis zum Eintritte der Milch auszufüllen. Wo die Mutter nicht sogleich, oder gar nicht stillen (oder das Kind keine gleich neue Ammenmilch haben) kann, läfst der Vf. mit mehreren gemäfsigten, neueren Kinderärzten den sparsamen Gebrauch gelinde abführender Säfte, Rhabersyrup mit Fenchelwasser verdünnt u. dgl. zu, und empfiehlt daneben Klystiere von Camillenthee mit Honig, Molken, Zuckerwasser u. s. w. Wo der Abgang des Kindespechs von selbst erfolgt, sey beides überflüssig. Eine Mutter, welche hinreichend Milch hat, soll dem Kinde keine andere Nahrung reichen. Die künstliche Ernährungsmethode hat der Vf. mit ganz besonderem Fleifs aus einander gesetzt. Ganz unleugbar hat sie in den vom Vf. scharf und richtig bezeichneten Fällen Vorzüge. Der Vf. empfiehlt dazu, der Erfahrung des Rec. vollkommen angemessen, zwey Theile Wasser und einen Theil abgekochte Milch. „Rohe, ungekochte Milch, welche man der gekochten hat vorziehen wollen, kann ich nicht empfehlen, sagt Hr. *H.* S. 165, indem ich häufig nach dem Genusse derselben Blähungen, Leibschneiden, Durchfälle und andere Verdauungsbeschwerden entstehen sah, welche die gekochte Milch, nach Abscheidung der vielen in ihr enthaltenen Luft gar nicht oder doch weit weniger veranlafst." Daneben räth der Vf. Brey von gutem ausgebackenem und altem Zwieback mit Wasser zerkocht, und mit feinem weifsem Zucker versüfst. Nach und nach setzt man schwache, dann stärkere Fleischbrühe und Eygelb zu, bis man endlich zu vollkommenen Suppen übergeht. Auf diese Weise geht der Vf. den schon oben gerühmten, richtigen und nützlichen Mittelweg in diesen und allen Stücken, welche die Kinderstube betreffen. Mit S. 319 fängt die Abhandlung über die eigentlichen Krankheiten der Kinder an. An ihrer Spitze stehen die *Ohnmacht* und der *Scheintod* der Neugebornen; dann handelt er von der *Gelbsucht*, der *Augenentzündung*, von *Verdauungsfehlern*, den *Krämpfen*, *Schwämmchen*, den langwierigen *Ausschlägen*, dem *Zahnen*, *Husten*, *Stickhusten*, den *Schutzpocken*, *Masern*, dem *Scharlach*, *Croup*, den *Scropheln*, *Würmern* und einigen körperlichen *Gebrechen*. Um den Lesern eine Idee von des Vfs. Ansichten zu geben, wollen wir auch hieraus Einiges ausziehen. Das *Wundseyn* sieht der Vf. als eine Beschwerde an, die in den meisten Fällen ein blofs örtliches Übel sey, an welchem auch sehr gesunde, blühende Kinder, wenn sie sehr fett, vollsaftig, und von zarter Haut seyen, nicht selten leiden. Das *Zahnen* sey an sich keine Krankheit, doch sey es gewifs, dafs mit dem Zahngeschäft eine gewisse Anlage zu Kränklichkeit und krankhaften Zufällen und eine erhöhte Reizbarkeit und Empfindlichkeit verbunden sey, so dafs alle äufseren Eindrücke in dieser Zeit eine heftigere und daher schädlichere Wirkung hervorbringen können. Der *Keichhusten* habe die Eigenthümlichkeit, dafs er meistens epidemisch herrsche, gewöhnlich nur Kinder, und sehr selten Erwachsene befalle, und sich durch Ansteckung weiter verbreite. Den *Croup* hat der Vf. zwar recht deutlich beschrieben, aber gar nichts von der ähnlichen und nicht minder gefahrvollen *krampfigen Engbrüstigkeit* (*Asthma acutum Millari*) angegeben, wahrscheinlich, weil er glaubte, die allenfalsige Verwechslung beider habe für Laien keinen wahren Nachtheil. Über die *Würmer* erklärt sich der Vf. folgendermafsen: „Manche Ältern sind sehr geneigt, jede Kränklichkeit und alle ungewöhnlichen Zufälle bey Kindern, wovon man nicht sogleich eine offenbare Veranlassung finden kann, auf Rechnung der Würmer zu setzen, gerade wie man bey kleineren Kindern alles vom Zahnen ableitet. Dieser Glaube wird auch hin und wieder wohl durch den Ausspruch des Arztes bestätiget. Diese Ansicht ist aber irrig" u. s. w. Der letzte Abschnitt, von den körperlichen Gebrechen, ist etwas mager ausgefallen. — Aus diesen kurzen, von uns gegebenen Auszügen werden die Leser ersehen, dafs wir mit vollem Rechte dieses kleine Buch allen gebildeten Müttern empfehlen können.

Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Jena, b. Frommann: *Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik.* Ein wissenschaftlicher Versuch von *Heinrich Luden* (Hofrath und Professor der Geschichte zu Jena). Erste Abtheilung. 1811. XIV u. 432 S. 8. (2 Rthlr.)

Irre geleitet durch den vielversprechenden Titel, nahmen wir dieses Werk mit ganz anderen Empfindungen in die Hand, als diejenigen sind, von welchen wir uns durchdrungen fühlen, jetzt, da wir es, nach wiederholtem aufmerksamem Durchlesen, wieder aus der Hand legen, um nunmehr unser Urtheil niederzuschreiben über seinen Werth für die Wissenschaft und für den praktischen Staatsmann, so wie über die Vortheile und die Nachtheile, welche die Menschheit zu erwarten und zu fürchten haben mag, wenn die hier aufgestellten Grundsätze und geäusserten Maximen von den Gouvernements unserer Staaten als wahr anerkannt, und in ihrer vollen Ausdehnung und Consequenz in das wirkliche Leben eingeführt werden sollten. — Wir glaubten hier eine wahre und ächte Staats*weisheits*lehre zu finden, d. h. eine den Foderungen der Vernunftgesetze ganz entsprechende Begründung und Entwickelung der Grundsätze und Maximen, zu welchen sich ein Gouvernement bekennen, und welche es möglichst festhalten, und mit der grössten Genauigkeit und Strenge befolgen muss, wenn es sich seinem wahren und eigentlichen Charakter, dem einer *vernünftigen Intelligenz*, möglichst annähern, und mit Erfolg für die Realisirung des Endzwecks wirksam seyn will, um dessen willen der Mensch nicht nur in den bürgerlichen Verein tritt, sondern den er hier immer unter allen Verhältnissen seines Lebens und unter allen Formen seiner Wirksamkeit vor Augen hat —; und dessen möglichst genaue Festhaltung und Verfolgung von Seiten des Gouvernements dem Bürgerthum im Auge jedes Menschen, der sich über sein Wesen und seine Bestimmung zu verständigen gesucht hat, ganz allein wahren Werth zu verleihen vermag. — Aber statt einer *solchen*, für jeden Menschen- und Bürger-Freund so äusserst wünschenswerthen *Weisheits*lehre, giebt uns der Vf. hier nichts weiter, als eine blosse *Klugheits*lehre, oder — wenn wir das Kind bey seinem wahren Namen nennen wollen — eine blosse *Schlauheits*lehre, nur berechnet auf den menschlichen Egoismus und seine möglichst vollkommene Befriedigung; ein System der Egoistik, hinführend zu einem ewigen Kriege Aller gegen Alle, durch welchen alle Bande zwischen Menschen und Menschen gewaltsam zerrissen werden müssen, so sehr auch die Natur der Dinge und das Wohl der Menschheit zu ihrer möglichst innigen Knüpfung hinleitet; — und eine Theorie für diess ewige Bekriegungssystem, mit strenger Consequenz durchgeführt, ganz im Geiste *Macchiavelli's*, nur weniger abschreckend, weil sie sich dem milderen Genius unseres Zeitalters und unserer mehr verfeinerten Sinnlichkeit mehr anschmiegt, als *Macchiavelli's* politische Lehren, berechnet auf die rauheren Sitten seiner Zeit, welche manche Verfahrungsweise billigten, vor der jetzt unser verfeinerter Zeitgeist zurückschreckt.

Wir müssen bedauern, dass wir über die Arbeit des Vfs. ein solches Urtheil fällen müssen; allein, wollen wir der Wahrheit huldigen, so können wir nicht anders urtheilen. Zwar sucht der Vf. seine Theorie durch die Behauptung zu rechtfertigen, oder vielmehr zu entschuldigen (S. VII), dass er hier eine Ansicht der Dinge darzustellen suche, die mit dem Leben und den ewigen Lehren der Geschichte übereinstimme. Doch es fragt sich sehr, eines Theils, ob dieser Rechtfertigungsgrund ganz richtig sey, und ob die Geschichte keine andere Art und Weise für die Realisirung des Staatszwecks, und keine anderen politischen Grundsätze und Maximen empfehle, als die hier vom Vf. empfohlenen, und als wahre und ächte Staats*weisheit* aufgestellten Lehren; und wieder anderen Theils scheint es uns noch sehr problematisch zu seyn, ob sich überhaupt aus der Geschichte, und aus dem, was sie als Folgen der menschlichen Handlungsweise in einzelnen Verhältnissen des menschlichen Lebens darstellt, ein festes und haltbares System der Politik construiren lasse. Das Studium der Geschichte ist zwar allerdings dem Politiker, dem blossen Theoretiker sowohl, als dem wirklichen Staatsmann, nie genug zu empfehlen; denn es gewährt ihm den ausgebreitetsten Nutzen. Allein dieser Nutzen ist immer bey weitem mehr negativ, als positiv. Die Geschichte zeigt den Menschen in allen seinen Verhältnissen immer nur, wie er gewöhnlich ist; keineswegs aber, wie er überall seyn soll. Die Geschichte zeigt allerdings mehr die Verirrungen des Menschengeschlechts bey seinem Streben nach der Erreichung des Endzwecks aller menschlichen Thätigkeit, als die vollkommen richtigen Wege, welche eingeschlagen werden müssen, um zu diesem, von Allen so sehnlich gewünschten, Ziele zu gelangen. Sie zeigt nirgends das Ideal, das der Politiker bey allen seinen Untersuchungen über Staaten- und Bürger-Wohl, und über die Art und Weise, es zu erzeugen, zu er-

halten und zu befestigen, unverrückt vor dem Auge haben muss: denn diess Ideal, nach dem der Mensch zwar streben, das er aber nie vollkommen erreichen mag, ist nirgends in der Geschichte gegeben, und wird auch, so lange Menschen *Menschen* bleiben, wohl nie gegeben werden; sondern, was sie dargestellt hat, und auch immer nur darstellen wird, ist nichts weiter, als die Art und Weise, wie die Gouvernements derjenigen Staaten, welche die Geschichte bis jetzt kennt, für die Einführung dieses Ideals ins wirkliche Leben wirksam zu seyn gesucht haben, oder *ihre Bemühungen, die Vernunft im Menschen zur vollkommenen Herrschaft zu erheben.* Indem aber die Geschichte weiter nichts offenbart, als nur solche Versuche, das Idealische zu realisiren, kann sie von dem Politiker immer lediglich dazu gebraucht werden, um „im Voraus mit einiger Wahrscheinlichkeit übersehen zu können, ob der von ihm eingeschlagene Weg zu seinem Ziele der richtige sey oder der unrichtige; ob er hoffen dürfe, auf ihm zum Ziele zu gelangen oder nicht. Die Geschichte ist höchstens, und am vortheilhaftesten beurtheilt, nichts weiter, als ein magischer Spiegel, der dem Politiker die Zukunft enthüllen mag, und ihn über die Richtigkeit, Zweckmäsigkeit und Ausführbarkeit seiner Plane verständigt, und auf diese Weise seine Speculationen gleichsam im Voraus bewährt. Ein durchaus befriedigender Leitstern für seine Speculationen aber ist sie nie, und kann sie ihrem Wesen nach auch nie seyn, und nie werden. Und doch ist es gerade ein solcher untrüglicher Leitstern, dessen der Politiker bedarf, wenn er das stürmische Meer der öffentlichen Verhältnisse im Inneren und Äusseren des Staats mit Sicherheit und Ruhe durchschiffen will. — Was der Vf. bey der Bearbeitung der Politik als Wissenschaft, und bey ihrer Anwendung im wirklichen Leben, der Geschichte zutheilt, diess kann bloss sorgfältigen Untersuchungen über das Wesen der Menschheit zugetheilt werden, und genauen Forschungen über den eigenthümlichen Charakter des Bürgerthums, als Mittel, um das in der Idee aufgefasste Wesen der Menschheit einzuführen in das wirkliche Leben. Die Geschichte gehört bloss unter die Hülfswissenschaften der Politik, keineswegs aber unter ihre wesentlichen Elemente und ihre Quellen, wohin sie der Vf. (S. 42) rechnet.

Weil nun unser Vf. den Menschen nimmt, so wie ihn die Geschichte giebt —, bloss wie er gewöhnlich erscheint, keineswegs aber, wie er nach den Foderungen der Vernunftgesetze seyn soll; nicht als ein vernünftiges Wesen, sondern nur als einen verständigen Egoisten —: so erscheint ihm denn auch der Mensch (S. 5) in seinen Verhältnissen gegen alle Anderen ausser ihm immer nur da stehend als ein *feindselig gesinntes Wesen*, fürchtend, in seiner Bestrebung als Einzelner von jedem Anderen ausser ihm gehemmt zu werden, und nie vermögend, diese Furcht aufzugeben, so sehr ihn auch sein, vom Vf. selbst anerkanntes, Verhältniss zur ganzen Menschheit, deren Theil er ist, an so viele Menschen als möglich anschliesst, und zur Vereinigung mit Anderen hintreibt. Nur dann ist, nach dem Vf., das feindselige Wesen des Menschen für versöhnt zu achten, nur dann kann er dem Drange der Geselligkeit, des Anschliessens an Andere, nachgeben, wenn ihm von ihrer Seite *Rechte* zugestanden sind, ein bestimmter Kreis für seine Wirksamkeit, für seine Zwecke, oder — wie sich der Vf. ausdrückt — ein bestimmter Kreis, in welchem er sich *ausleben* mag —: ein Kreis, der jedoch keine für immer bestimmten Grenzen hat, sondern dem einzelnen Menschen seine Fortentwicklung möglich lassen muss, durch stete Erweiterung und Veränderung seines Umfangs, so dass dem einzelnen Menschen *alle Zeit* die freye Auslebung möglich bleibe; und wobey, nach der Natur der Sache, weil sich der Egoismus im Menschen nie ausrotten lässt, ohne die Natur des Menschen zu vernichten (S. 5), die feindselige Natur des Menschen immer vorherrschend erscheint. „Der Gedanke der Menschheit und ihres Lebens in der Zeit" — meint der Vf. (S. 9) — „ist zwar gross uud erhaben, und daher nicht von Jedem zu fassen; den Drang der individuellen Natur hingegen fühlt der Mensch immer. So gewiss die Vernunft sich nicht selbst widerspricht, so gewiss Gottheit im Leben ist, kann keine Kraft in dem Menschen liegen, die er nicht auslebte; aber davon ist er selbst nur dann überzeugt, wenn er entweder den Gedanken der Menschheit, den Gedanken von der Einheit des Lebens, zu fassen vermag, oder wenn er einen Kreis für sein freyes Handeln findet, in welchem er keinem Hindernisse begegnet."

Diese Überzeugung mag indess der Mensch nur finden im *Staate*, dessen Zweck mit dem Zwecke des Lebens zusammenfällt (S. 11), und worunter sich der Vf. (S. 10) *eine Vereinigung von Menschen* denkt, *die unter sich eine solche Gestaltung ihrer Verhälnisse erstreben wollen, dass ihre Gesammtrechte — oder ihre gemeinsame Freyheit — mit gemeinsamer Kraft gegen jede Verletzung soll bewahrt werden, und dass ein jedes Mitglied der Sicherheit solcher Rechte, die ihm freye Auslebung gestatten, soll gewiss seyn können.* — Doch ist diese Vereinigung keineswegs so geeignet, dass sie die ganze Menschheit umfassen könnte, sondern sie mag bloss seyn eine Vereinigung mehrerer Individuen, *in welchen sich eine eigene Form der Menschheit ausspricht*, welche der Vf. nach *Jahn* (m. vgl. No. 207 u. 208 dieser Blätter) *Volksthümlichkeit* nennt. Und diese Vereinigung steht gegen alle andere solche Vereinigungen, oder gegen alle anderen Staaten (*deren es so viele geben muss, als es Volksthümlichkeiten giebt*) in demselben feindseligen Verhältnisse, in welchem ursprünglich, ohne das Recht, die Menschen standen; woraus denn folgt, dass alle solche Vereinigungen (S. 16) einander um so mehr fürchten müssen, da ihre innere Freyheit und Cultur bedingt ist durch ihre Unabhängkeit; und *dass sie sich endlich allesammt wechselseitig zu unterdrücken suchen werden, um sich nicht unterdrücken zu lassen.*

Um das Urtheil unserer Leser über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unseres oben gefällten Spruchs über die vom Vf. in dem hier angezeigten Werke aufgestellten Grundsätze und geäusserten Maximen nicht etwa durch tadelnswürdige Mittel zu unserem Gun-

ſten zu ſtimmen, haben wir die Grundbegriffe der von ihm gegebenen Staats*weisheits*lehre, und den Gang, welchen er bey ihrer Begründung genommen hat, hier abſichtlich ohne alle Bemerkungen dargelegt, und überlaſſen es unſeren Leſern, ehe ſie die fernere Rechtfertigung unſeres Ausſpruchs weiter verfolgen, ſich ſelbſt die Frage zu beantworten: ob nicht ein Staat, in deſſen Weſen ein ſolcher Geiſt der Feindſeligkeit gegen ſeine Umgebungen und die geſammte Menſchheit auſser ihm vorherrſcht, wie ihn der Vf. hier als nothwendiger Weiſe vorherrſchend darſtellt, ſich mit ſich ſelbſt und mit ſeinem Endzwecke in einen nie zu löſenden Widerſpruch bringen müſſe. Uns ſcheint wenigſtens, als ſey es durchaus unmöglich, daſs ein Gouvernement, das ſich zu ſolchen Anſichten vom Verhältniſſe einzelner Staaten gegen einander, wie ſie hier der Vf. gegeben hat, bekennt, für die Realiſirung des Endzwecks des bürgerlichen Vereins in irgend einer Beziehung etwas leiſten könne. Das Kriegs- und Unterdrückungs-Syſtem, dem es fortwährend huldigen müſste, muſs eben ſowohl die äuſsere Sicherheit eines ſolchen Staats vernichten, als die Sicherheit in ſeinem Inneren; und an irgend einige Wirkſamkeit des Gouvernements für die Entwickelung der übrigen Kräfte der Bürger, auſser ihren kriegeriſchen Talenten, iſt gewiſs nie zu denken. Rohheit und Barbarey würde das Loos eines ſolchen Staats ſeyn, und Armuth und Elend; und aller Vernunft würde es widerſtreben, ſich in den Staat zu begeben, wenn deſſen Streben nichts Anderes ſeyn ſollte, als *andere Staaten zu unterdrücken, um ſich nicht unterdrücken zu laſſen.* Der Eintritt des Menſchen in den Staat würde jenen weder zur Sicherheit führen, noch zur Ruhe, zum Frieden, zur Cultur und zu ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Vervollkommnung; zu nichts von alle dem, was der vernünftige Menſch für ſich im Staate ſucht, und um deſswillen das Sittengeſetz ihm zur Pflicht macht, den bürgerlichen Verein zu ſchlieſsen. Im Weſen dieſes Vereins würde ſich weiter nichts ausſprechen, als *eine neue Form für die Bekriegung Aller durch Alle*, wie ſie der auſsergeſellſchaftliche Zuſtand zu geben pflegt; und noch dazu eine für die Menſchheit um ſo verderblichere Form, je gröſser die Streitmaſſen werden, welche ſich durch ſolche Vereine bilden — kurz, der Staat würde in der letzten Analyſe erſcheinen lediglich als eine Inſtitution *zur Vernichtung der Menſchheit*, keinesweges aber als eine Anſtalt *zu ihrer Erhaltung und Vervollkommnung* —; wofür ihn doch ſelbſt der Vf. ausgiebt. Fodert die Vernunft den Staat für den Menſchen als ein Mittel zur Befeſtigung der wahrhaftigen Einheit der Menſchheit, ohne welche die Bildung des Menſchen zum *wahren Menſchen* durchaus unmöglich iſt; ſoll er ein Mittel ſeyn zur Förderung des Zwecks des menſchlichen Lebens; iſt er eine nothwendige Offenbarung des menſchlichen Geiſtes, dadurch nothwendig, daſs die Vernunft in Individuen, welche mit einander leben, zum Bewuſstſeyn kommt; kann der Menſch nur im Staate *Menſch* werden — wie ſelbſt der Vf. (S. 13 u. 15) zugeſteht —: ſo darf der Staat ſeine Wirkſamkeit für ſeine Zwecke nie äuſsern bloſs nach den Maximen eines verſtändigen Egoismus, ſondern lediglich nach den Foderungen des Vernunftgeſetzes. *Entzweyen* kann jener Egoismus zwar die Menſchheit und ſie *vernichten*; aber ſie *verbinden, erhalten* und *befeſtigen*, dieſs kann er nie. Das Gouvernement, welches im Geiſte des bürgerlichen Vereins und ſeines Weſens handeln will, darf in allen ſeinen Beziehungen, nach Auſsen ſowohl als nach Innen, ſich nie anders darſtellen, als in der Geſtalt einer *rein vernünftigen Intelligenz, frey von allen Gebrechen und Mängeln des ſinnlichen Menſchen*: denn nur einem *ſolchen* Weſen mag der Menſch ſein Heiligſtes anvertrauen, den Schutz ſeines Rechtsgebietes und ſeiner Freyheit; und nur ein ſolches Weſen kann mit Erfolg wirkſam ſeyn für alles das, was die Menſchheit vom bürgerlichen Vereine erwartet und von ihm fodert. Nur dann, wenn ein Gouvernement den Charakter einer ſolchen Intelligenz ſich anzueignen, und ihn nach Möglichkeit überall feſtzuhalten ſtrebt —: nur dann mag es ihm gelingen, die Vernunſt überall zur Herrſchaft zu erheben, was der letzte und höchſte Zweck des bürgerlichen Vereins iſt, die wahre und eigentliche Cultur, wonach der Menſch ſowohl im Staate als auſserhalb deſſelben ſtrebt, wiewohl er weder hier noch dort dieſs Ziel ſeines Strebens je vollkommen erreichen kann. Nicht Erweiterung des Gebietes der Sinnlichkeit iſt das, was der Menſch im Staate ſucht, ſondern Erweiterung und Befeſtigung der Herrſchaft der Vernunſt (denn bloſs damit die Sinnlichkeit nicht herrſchen möge, wird der Staat errichtet). Aber dieſer Zweck erfodert etwas ganz Anderes, als was der Vf. allen Gouvernements als erſtrebebar vorhält. Nicht um die Menſchheit zu trennen, fodert die Vernunft den Staat, ſondern um ſie zu verbinden; und fodert ſie dieſs: ſo kann das Streben jedes Gouvernements, das ſeinem weſentlichen und erhabenen Charakter treu bleiben will, kein anderes ſeyn, als den Menſchen dahin zu bringen, daſs es jenes Bindungsmittels nicht weiter bedürfe, oder daſs durch den Staat der Staat unnöthig gemacht werde: was nur dadurch bewirkt werden kann, daſs die Vernunft überall die ihr gebührende Herrſchaft übt; denn nur dann iſt die Möglichkeit einer wahrhaftigen Einheit der Menſchheit begründet, welcher die ſinnliche Natur des Menſchen ſo ſehr entgegenſtrebt, und um deren willen der Menſch auch nur allein jener Krücke, des Staats, bedarf. Bekennen ſich alle Gouvernements zu dieſer Lehre, welche ihnen nie genug gepredigt werden mag: ſo liegt es in der Natur der Sache, daſs dann alle Staaten ruhig und friedlich neben einander beſtehen können, ohne die politiſchen Kunſtgriffe, zu welchen ſie ihre Zuflucht nehmen müſſen, ſo lange nicht die Vernunft, ſondern höchſtens nur ein verſtändiger Egoismus auf den Thronen erſcheint. Der ewige Frieden, den unſere Philoſophen und Politiker auf ſo manchem Wege ſuchten, läſst ſich nirgends finden, als nur auf dieſem. Und wollen unſere Politiker für dieſen, der Menſchheit ſo wünſchenswerthen, aber freylich nie erreichbaren Frieden etwas wirken: ſo kann dieſs nur geſche-

hen durch Hinleitung aller Gouvernements zu einem den Foderungen des Charakters einer vernünftigen Intelligenz entsprechenden Benehmen bey ihrer gesammten Wirksamkeit nach Innen und nach Aussen; keineswegs aber durch solche sophistische und dem Wesen der Menschheit widerstrebende Rechtfertigungen des Egoismus, wie sie hier der Vf. gegeben hat. Das Bild der Gottheit, und zwar in ihrer möglichst reinsten Gestalt, muss den Gouvernements immer vor dem Auge schwebend erhalten werden; nicht das einer verfeinerten Thierheit, unter dem der Mensch nur als ein sinnliches Wesen erscheint, dem nichts heilig ist, was mit den Wünschen seiner Sinnlichkeit in Widerspruch kommt. Nur dann, wenn die Gouvernements im Geiste der Gottheit handeln, mag die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit aller Staaten erhalten werden; und nur dann mag allen Bürgern völlig gesichert erscheinen die vollkommen freye Entwickelung ihrer Kräfte (das *Ausleben*).

So viel über die Grundbegriffe, auf welche der Vf. seine hier aufgestellte Theorie der Staats*weisheits*lehre gebauet hat. Da der Staat seine Wirksamkeit für seine Zwecke nach einer gedoppelten Richtung hin zu äussern hat — nach Aussen und nach Innen —: so zerfällt die Politik, als Wissenschaft, allerdings in zwey Theile, so wie sie der Vf. hier behandelt. Der erste Theil bestimmt *das Verfahren der Regierungen zur Sicherung der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Staats;* und der zweyte giebt die Regeln zum *Verfahren zur Bewirkung allgemeiner Freyheit im Inneren.* Doch enthält die vor uns liegende *erste Abtheilung* unseres Handbuchs von diesem *zweyten Theile* nur die Eine Hälfte; bloss dasjenige, was die Regierung *unmittelbar* für die Förderung der Cultur thun muss (indem sie, ihren Überblick aller Staatsverhältnisse — des ganzen Staats zu anderen Staaten, der Theile des Staats zu einander — benutzend, solche Einrichtungen und Anordnungen trifft oder fördert, welche lediglich auf das Streben der menschlichen Natur nach sinnlicher und geistiger Cultur gerichtet sind). Wie die Regierung die Cultur mittelbar zu fördern habe (indem sie die Verhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, dergestalt nach dem Gange der Cultur zu modificiren sucht, dass ein Jeder die Gelegenheit, sich frey auszuleben, in voller Sicherheit benutzen, und als sein Recht von den übrigen fodern könne, welches ihm von dem Staate, d. h. durch Alle zugestanden ist), diess wird die zweyte Abtheilung lehren.

Es lässt sich nicht leugnen, dass der Vf. seine vorher gewürdigte Grundidee im zweyten Theile, in so weit er ihn hier gegeben hat, eben so consequent verfolgt und durchzuführen gesucht hat, als diess im ersten geschehen ist. Indessen dort fällt diese Festhaltung und Durchführung bey weitem nicht so in die Augen, wie hier. — Aber gerade durch diese Festhaltung und Durchführung jener Grundidee ist das System des Vfs. das geworden, was es wirklich ist —, ein System des verständigen Egoismus, bey dem aller Frieden unter Völkern und Staaten durchaus unmöglich ist. Da kein Staat dem anderen trauen darf; da jeder schon seinem Wesen nach darauf ausgehen muss, den anderen zu unterdrücken, um nicht selbst von ihm unterdrückt zu werden —: so können gewiss unsere Gouvernements nichts Klügeres und nichts Weiseres thun, als was ihnen der Vf. im ersten Theile als nothwendig und zweckmässig nicht bloss anempfiehlt, sondern wirklich zur Pflicht macht. *Wozu brauchten sie die Grenze des Gebiets ihres Nachbarstaates zu achten?* da die ruhige Benutzung eines Gegenstandes, ohne vorhergegangenes Anerkenntniss meines Benutzungsrechts von Seiten des Anderen, Niemanden ein Recht giebt; und überhaupt kein Staat ein Recht gegen einen anderen haben kann, welcher ihm dieses nicht eingeräumt hat; auch, wer etwas occupiren kann, es thun darf, und wer sich zu behaupten weiss, auch zum rechtlichen Besitze gelangen mag (S. 50). *Wozu braucht der Staat Verträge zu halten, welche er mit anderen Staaten abgeschlossen hat?* da ein Vertrag überhaupt immer nur so lange anzuerkennen ist, als er unserem Interesse gemäss ist (S. 62); und nächstdem der Staat die Bürgschaft für die Gewissheit seiner Rechte nur in seiner eigenen Kraft suchen muss, keineswegs aber im Vertrauen auf Treue und Glauben von Seiten Anderer (S. 52). Denn vom Gefühle der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Liebe, des Einsseyns mit Allen, weiss ja die Bürgerlichkeit nichts; alle Fremden sind Feinde, und zwar nicht bloss *mögliche*, wie die Gutmüthigkeit vielleicht den Ausdruck beschränken möchte, sondern *wirkliche* Feinde (S. 55). Im Wesen des Staats kann nicht die doppelte Bestrebung liegen, welche in der doppelten Natur des Menschen liegt, sondern nur die einseitige, individuelle Bestrebung (des Egoismus); und daher kann der Staat, *ungeachtet eingegangener Rechtsverhältnisse*, nicht umhin, den fremden Staaten feindlich gegenüber zu stehen, und in ihnen *fortdauernd Feinde zu erblicken*, immer geneigt, die Rechtsgrenze zu durchbrechen, sobald es ohne Nachtheil für sie selbst geschehen kann; *und zwar ohne Ausnahme*, weil der Staat seiner Natur nach weder Freunde haben, noch Freund seyn kann, wiewohl Staaten wegen eines gemeinsamen Feindes, oder auch wegen gegenseitiger Bedürfnisse als natürliche Freunde angesehen werden mögen (S. 54). *Wie wäre es möglich, dass ein Staat mit dem anderen in Ruhe und Friede leben könnte?* da seine Unabhängigkeit und die Freyheit der Bürger, welche durch jene bedingt ist, nicht gesichert seyn kann, so lange noch irgend ein *fremder Staat* neben ihm besteht, der ihm an Kraft überlegen ist; ja, so lange nur noch *mehrere Staaten, die ihre Kraft vereinigen könnten*, durch diese Vereinigung ihm überlegen wären. Der Regent muss streben, seinen Staat *übermächtig* zu machen, so dass weder ein einzelner Staat ihm überlegen sey, noch eine Vereinigung von mehreren Staaten gegen ihn möglich bleibe, deren Gesammtkraft seiner Unabhängigkeit gefährlich werden möchte; und an Rechtsverhältnisse, die zwischen seinem und anderen Staaten bestehen, kann der Regent nur in so weit gebunden seyn, als sie mit diesem Streben vereinbarlich sind, das — nach der Meinung des Vfs. — aus der Natur des Staates hervorgeht (S. 57).

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Jena, b. Frommann: *Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik.* Ein wissenschaftlicher Versuch von *Heinrich Luden* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir müssen gestehen, uns ergreift ein unwillkührlicher Schauder, wenn wir alles das Unheil überdenken, das *solche* Grundsätze über die Menschheit bringen würden, wenn sie auch nur von einem einzigen Gouvernement angenommen und verfolgt werden sollten. Möge der gute Genius der Menschheit sie vor diesem Unglücke bewahren! Wir glauben diess um so mehr hoffen zu dürfen, da wir uns nicht überreden können, dass die sophistischen Argumentationen des Vfs. irgend ein Gouverment bestimmen werden, sich solchen grundverderblichen Maximen hinzugeben, die jeden Staat, dessen Gouvernement diess thäte, mit der ganzen Menschheit in einen endlosen Krieg verwickeln müssen, und dadurch die Folgen einer solchen selbstsüchtigen Politik auf den Staat zurückwerfen, der sie befolgte. — Dass übrigens die Durchführung solcher Grundsätze und Maximen die *Bedingung der freyen Bürgerlichkeit* sey, *auf welcher die Menschheit ruht*, — was der Vf. (S. 63) wähnt, — davon können wir uns durchaus nicht überzeugen; und noch weniger können wir es begreifen, wie er sich (a. a. O.) die Behauptung erlauben mag, dass solche Grundsätze *auf Religion und Menschlichkeit ruhen.* Möchten wir in solchen Äusserungen nicht lieber Mangel an Umsicht und reifem Urtheil erkennen: so könnten wir wirklich darin nichts anderes finden, als die beissendste Verspottung und die tiefste Verachtung Alles dessen, was der Menschheit heilig ist. — Zwar sucht der Vf. das Empörende seiner Lehre dadurch etwas zu mildern, dass er (S. 63) zu zeigen sich bemüht, *der Regent dürfe seinen Staat nicht allmächtig werden lassen wollen*, weil das Streben nach der Auflösung aller Staaten in einen *Gesammtstaat* theils ein Ziel enthalte, das nie erreicht werden könne, theils gegen die Natur des Lebens sey. Doch wir begreifen nicht wohl, wie diese Argumente jene Weisung rechtfertigen mögen; und noch weniger, wie der Vf., ohne Verstoss gegen die Consequenz, überhaupt den Regierungen eine solche Weisung geben kann. Wie kann das Streben eines Staates nach der Allmacht wohl tadelnswerth seyn, wenn er in allen andern Staaten ausser ihm nur Feinde erblickt, ausgehend auf seine Unterjochung, sobald sich nur Gelegenheit dazu zeigt? Und wo gäbe es wohl ein sichereres und zweckmässigeres Mittel, sich gegen ein solches Geschick zu sichern, als in einer Auflösung aller Staaten in einen Gesammtstaat? Wenn, nach den Grundsätzen des Vfs., der Egoismus (die einseitige und individuelle Bestrebung) nothwendig im Wesen des Staats liegt: was mag es schaden, wenn auch ein solches Streben gegen die Natur des Lebens anstösst? Die Bürgerlichkeit braucht ja die Menschlichkeit nicht zu achten, und wenn das bürgerliche Leben gesichert ist: so ist es nothwendig auch das menschliche, denn auf der freyen Bürgerlichkeit ruht ja die Menschlichkeit; woraus klar hervorgeht, dass eine solche Sicherung der Bürgerlichkeit, wie sie die Herstellung eines Gesammtstaates gewähren würde, nicht nur nicht gegen die Natur des Lebens anstösst, sondern dass diess vielmehr das zweckmässigste Mittel sey, ihr ihre volle Wirksamkeit (das Ausleben) zu sichern und zu fördern. Freylich meint der Vf., zu dieser Sicherung und Förderung bedürfe es des *Kriegs* (S. 65), weil nur beym Widerstande der Mensch seine Kräfte fühlen lerne, und gemeinsame Gefahr die Menschen zu einander bringe; und damit es *Kriege* geben könne, wünscht er das Bestehen mehrerer Staaten neben einander. Allein braucht denn wohl der Mensch den Stoff und die Gelegenheit zur Übung seiner Kräfte nur im Kriege mit seinen Nebenmenschen zu suchen? Lebt er nicht in einem ewigen Kampfe mit der Natur, und giebt ihm nicht schon dieser Kampf genug Veranlassung zur Übung seiner Kräfte? — Kurz, wir mögen die Sache betrachten, von welcher Seite wir wollen, überall drängt sich uns die Überzeugung auf, das Streben nach Übermächtigkeit, das der Vf. allen Gouvernements zur Pflicht macht, sey durchaus unvereinbarlich mit dem von ihm (S. 67) empfohlenen Streben nur nach *Gleichgewicht der Macht*, und mit der jedem Regenten (S. 79) gegebenen Weisung, *seinen Staat nur so weit auszudehnen, als die Volksthümlichkeit reiche, welcher er und seine Unterthanen angehören.* Wir können in diesen Empfehlungen und Weisungen nichts weiter finden, als Einlenkungen, durch welche der Vf. den Leser mit seiner Theorie und ihrer in die Augen springenden Gefährlichkeit zu versöhnen sucht, oder Ablenkungen von ihr, um den durch sie begründeten Krieg zwischen dem Menschengeschlecht auf jede Fälle zu verewigen, weil seiner Meinung nach die Natur des Lebens einen immerwährenden Krieg unter der Menschheit fodert, als Mittel zur Sicherung und Förderung der menschlichen Kraft. Eine nach den Foderungen des Vernunftgesetzes con-

struirte, und nur durch diese Foderungen geleitete Politik mag allen Gouvernements die Achtung der Volksthümlichkeit noch so sehr empfehlen: bey der hier vom Vf. gegebenen Theorie kann von einer solchen Achtung, ohne argen Verstoss gegen die Consequenz, nie die Rede seyn. Denn mit einer solchen Achtung ist die Möglichkeit der Herstellung des vom Vf. für nothwendig erklärten Strebens aller Staaten nach Übermacht nie vereinbar, und Friede und Ruhe unter dem Menschengeschlechte überhaupt nie möglich, so lange nicht die gesammte Menschheit in Ein Volk und in Einen Staat verschmolzen ist. Nur die Vernunft auf dem Throne mag die zur Erhaltung der Natur des Lebens so nothwendige Volksthümlichkeit der verschiedenen Völker, aus welchen die Menschheit besteht, achten, keinesweges aber der Egoismus, welchen der Vf. statt der Vernunft auf den Thron erhoben wissen will.

Sitzt aber der Egoismus auf den Thronen, und nicht die Vernunft: wer möchte es wohl missbilligen, wenn jener ganz im Geiste der Theorie des Vfs. handelt, und, seinen Weisungen gemäss, sich Alles erlaubt, was als Mittel zur Beförderung seiner Selbstheit dienlich seyn mag, ohne Unterschied, die Moral oder das Recht mögen es billigen, oder nicht. Die *Politik ist ja die einzige Moral des Staats* (S. 43); jedes Mittel, welches die Politik anzuwenden erlaubt, kann eine andere Moral dem Staate anzuwenden nicht verbieten (S. 143); und wenn der Diplomatiker bey seinen Unterhandlungen mit anderen Staaten bloss *jener* folgt, ohne auf die Vorschriften *dieser* zu achten: so ist weiter nichts zu befürchten, als nur das Einzige, dass jenes so handelnde Wesen, indem es allein durch die Politik geleitet wird, an seinen Tugenden als Mensch verlieren könne, und dass ein solches Verfahren, welches die Politik verlangt, ihm auch in seinen menschlichen Verhältnissen ankleben, und hier von der Moral verworfen werden dürfte (S. 104). Ein Gouvernement mag thun, was es will: es ist recht und gut, wenn es nur dem Vortheile des Staats zusagt; und was es (aus diesem Gesichtspuncte seine Wirksamkeit betrachtet) in Rücksicht auf alle seine äusseren Verhältnisse, in Beziehung auf *Unterhandlungen mit anderen Staaten*, *Beyschaffung und Erhaltung der ihm nöthigen Kampfmittel*, *Krieg und Frieden* thun möge — darüber hat sich der Vf. ziemlich weitläuftig verbreitet, mit möglichster Festhaltung seiner oben gewürdigten Grundidee, und mit Aufführung einer Menge Beyspiele aus der älteren und neueren Geschichte, wodurch er seine hier gegebenen Instructionen zu rechtfertigen sucht, ungeachtet sie um dieser Beyspiele willen wohl kein *vernünftiger* Politiker für *gut*, *erlaubt* und *zweckmässig* anerkennen wird. Denn Arglist und Betrug lässt sich nie rechtfertigen durch Beyspiele früheres Betrugs und arglistiger Streiche der Vorzeit.

Übrigens thut es uns wahrhaft leid, dass die Untersuchungen des Vfs. durch seine Grundansicht vom Wesen des Staates eine so widernatürliche Richtung, und seine Vorschläge einen dem Wohl der Menschheit so sehr widerstrebenden feindseligen Geist erhalten haben. Dem überall in der Schrift hervorleuchtenden Scharfsinne des Vfs., und der Consequenz und Klarheit, der Begriffe sowohl als der Darstellung, hätten wir eine dem wahren Wohle der Menschheit mehr zusagende Verwendung gewünscht. Hätte er unsere Staaten genommen, nicht sowohl, wie sie meist in der Wirklichkeit erscheinen, sondern wie sie seyn sollen; wäre er mehr darauf ausgegangen, ein System der Politik zu geben, das den Foderungen der Vernunft und dem Charakter des Menschen als Vernunftwesen entspricht, als darauf, eine Theorie aufzustellen, wie der Egoismus für seine Zwecke wirksam seyn möge, ohne der Gefahr ausgesetzt zu seyn, die Folgen seiner dem Wesen der Menschheit widerstrebenden Plane und Machinationen auf sich zurückfallen zu sehen; — hätte er diess gethan: wir würden ohne Widerrede seinem Werke unter unseren älteren und neueren politischen Schriften eine der vorzüglichsten Stellen einräumen; wir würden es unbedingt haben empfehlen können, statt dass wir, so wie es jetzt da steht, mehr davor warnen, und bey dessen Gebrauch überall die möglichste Vorsicht empfehlen müssen. Unserer Überzeugung nach mögen es nur Männer lesen von gereiftem Urtheil und festen Grundsätzen, aber keinesweges Jünglinge oder angehende Politiker; und am allerwenigsten halten wir es für tauglich zu einem Leitfaden zu Vorlesungen über die Politik auf Universitäten. Würde es hiezu gebraucht: die schädlichen Grundsätze, die überall verborgen sind, könnten die ganze Generation anstecken, und nichts Traurigeres dürfte wohl der Menschheit begegnen. — Die wenigste Vorsicht, welche bey der Lectüre der hier angezeigten Schrift nöthig seyn mag, wird beym *zweyten* Theile zu gebrauchen seyn, wo — wie wir oben bemerkten — der Vf. die Regeln giebt für das *Verfahren des Regenten im Innern zur Bewirkung allgemeiner Freyheit*. Doch ohne grosse Behutsamkeit werden auch manche hier gemachte Vorschläge nicht ins wirkliche Leben einzuführen seyn; denn auch hier erscheint die mehrmals angedeutete Grundidee des Vfs. überall vorherrschend. Zuerst erscheint überall der *Bürger*, und dann erst der *Mensch*. Wenn auch der Vf. zugesteht, die Cultur des Einen sey bedingt durch die Cultur Aller, weil Keinem der Genuss, der aus seiner individuellen Thätigkeit hervorgeht, genug seyn mag, sondern er die Thätigkeit Anderer nöthig hat, so wie sie die seinige, damit Alle Theil nehmen an der Einen Cultur der Menschheit, deren Glieder sie sind (S. 210): — so macht er es dennoch (S. 211) dem Regenten zur Pflicht, dafür zu sorgen, dass die Eine menschliche Cultur, welche Er zu befördern suchen muss, zunächst den Charakter einer *eigenthümlichen Volkscultur* annehmen möge, „*damit die Bürger sich möglichst genügen, und der Staat, als Einheit aller Bürger, die möglichst höchste Selbstgenügsamkeit erlange, um in jeder Beziehung so wenig als möglich von fremden Staaten abzuhängen*, *auf welche* keinesweges gerechnet

werden kann." Aber wir müssen sehr zweifeln, ob eine *solche* Wirksamkeit des Regenten für die Beförderung der Cultur seiner Unterthanen diesen das *freye Ausleben im Staate* gewähren könne, worin — selbst nach der Erklärung des Vfs. (S. 205) — die *Glückseligkeit des Menschen* besteht, welche dieser im Staate sucht. Nicht bloss der eigenthümliche Charakter des Wesens der Menschheit widerspricht einer *solchen* Hoffnung: sondern auch die Geschichte bestätigt es überall, dass Cultur nirgends vollkommen gedeihen kann, wo man mehr auf Bürgerthum und Bürgerlichkeit hinarbeitet, als auf Menschenthum und Menschlichkeit, und wo man die Ersteren zu pflegen und zu befestigen sucht auf Kosten der Letzteren. Wir geben zwar gerne zu, dass ein *solches*, bloss *bürgerliches*, Fördern der Cultur den Bürger dahin bringe, dass dieser sich nicht die Möglichkeit denken mag, unter anderen bürgerlichen Verhältnissen seine Menschlichkeit mehr auszubilden, — was der Verfasser dadurch bewirkt wissen will (S. 212); — allein wie ein solcher Glaube diensam sey zur Förderung der Einen menschheitlichen Cultur, diess können wir durchaus nicht begreifen. Mag auch die Volksthümlichkeit einer Nation dadurch gesichert werden können, sich in *kräftiger*, *selbstständiger Eigenthümlichkeit* dadurch zu erhalten, vermag sie gewiss äusserst selten. Die Erhaltung dieser selbstständigen Eigenthümlichkeit ist nothwendig bedingt durch möglichste Annäherung an den Stand der Cultur der gesammten Menschheit; dieser möglichsten Annäherung aber ist nichts mehr hinderlich, als jener Glaube, der die Bürger eines solchen Staats zwar innigst an ihn und seine Regierung ketten kann, aber dennoch, weil ihre nationale Cultur nicht gleichen Schritt hält mit dem Stande der Cultur der übrigen Menschheit, sie zu einer Kraftlosigkeit hinführen wird, welche ihre Selbstständigkeit durchaus precär macht. — Übrigens ist es sehr leicht, mit dem Vf. (S. 216) zu sagen: „Die Regierung muss dafür sorgen, dass der Einzelne, indem er für sich selbst lebt, für den Staat lebe; dass die Objecte der Thätigkeit und die Resultate früherer Zeiten nirgends ungenutzt bleiben; dass die lebendige Kraft, wo sie sich auch findet, sich äussern möge; dass man die Arbeit gehörig vertheile, damit die Thätigkeit Aller zu einer harmonischen Thätigkeit werde; dass der Genuss, welcher der Arbeit folgt, sich gleichfalls vertheile, und Jeder so viel finde, als er bedarf; und dass auf diese Weise die Auslebung aller Einzelnen möglich, und zu einer grossen Gesammtcultur werde; — aber bey alle dem, was der Regent dafür thut, darf nie die Freyheit einzelner Unterthanen verletzt werden, sondern *was der einzelne Unterthan auf Veranlassung des Regenten unternimmt, das muss er durch eigene Wahl unternommen zu haben glauben:*" — doch äusserst schwer, vielleicht ganz unmöglich, ist die Befolgung dieser Lehren im wirklichen Leben. Und am allerschwersten zu befolgen mögen sie dann seyn, wenn das Gouvernement bey seinen Anstalten zur Förderung der Cultur auf denjenigen Zweck ausgeht, den der Vf. von ihm verfolgt wissen will. Ein Gouvernement, das vorzüglich auf Ausbildung einer eigenthümlichen Volkscultur ausgeht, muss nach der Natur der Sache bey weitem mehr eingreifen, als dasjenige, dem es nur überhaupt um Cultur zu thun ist. Ausserdem lehrt auch wirklich die Geschichte, dass mit der Zunahme ihrer Cultur die Nationalität aller Völker allmählich zu verschwinden, und Kosmopolitismus an die Stelle der Volksthümlichkeit und des Patriotismus zu treten pflege, weil jeder Schritt vorwärts in der Cultur das Volk, welches ihn thut, näher und inniger an die Menschheit anschliesst; woraus klar hervorgeht, dass ein Gouvernement, welches den vom Vf. angegebenen Zweck verfolgt, eigentlich mit sich selbst in Widerspruch komme, wenn es die Cultur seines Volks mit dem Eifer zu befördern strebt, mit welchem sie der Vf. von Jenem befördert wissen will.

Darum aber, weil der Vf. den öffentlichen Anstalten zur Beförderung der Cultur die vorhin angegebene Tendenz gegeben wissen will, erlaubt er denn auch wirklich den Gouvernements Manches, was wir ihnen nicht zugestehen möchten. Ist der Grundsatz richtig: *Der Mensch kann sich die Objecte seiner Thätigkeit und seines Genusses, nach der Eigenthümlichkeit seines individuellen Wesens, frey erwählen aus der Gesammtheit aller Objecte und aus der ganzen Sinnenwelt*, — wozu sich selbst der Vf. (S. 229) bekennt: so möchte es sich wohl keineswegs rechtfertigen lassen, wenn er (S. 285) den Gouvernements die Befugniss zugesteht, das ganze Handwerks- und Fabriken-Wesen so unter ihre Leitung zu nehmen, dass ohne ihren Willen keine Veränderung darin vorgehen könnte: welches dadurch bewirkt werden soll, dass Keinem erlaubt wäre, eine Fabrik oder Manufactur anzulegen, als in solcher Art, und in solchem Orte, und in solcher Grösse, wie die Regierung nach Berechnung der Verhältnisse des Staats im Ganzen und Einzelnen zu erlauben für gut findet; ingleichen, dass kein Handwerk erlernt werden dürfe, als nur von denen, welchen es die Regierung bewilligte, nach der vorhandenen Anzahl, der Menge der Productionen und der Grösse des Bedarfs, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit desselben berechnend; oder, wenn er (S. 299) die Regierungen auffodert, „um Druck, Unordnung, Widerstreben gegen das bestehende Recht, und Laster und Elend zu verhüten," die Vermehrung der Volksmenge stets so weit zurück zu halten, dass sie mit dem Gelingen ihrer anderen Bestrebungen für sinnliche und geistige Cultur und für die Verbesserung des bestehenden Rechts im Verhältnisse bleibe: zu welchem Ende die Regierung („weil sie nicht darauf rechnen darf, dass die Einzelnen sich nach dem Verhältnisse des Ganzen bey der Fortpflanzung richten werden") nicht nur überhaupt Alles thun soll, was möglich wäre, um diese Fortpflanzungen jenen Verhältnissen ganz gemäss zu erhalten (S. 403); sondern insbesondere auch nicht gestatten soll, dass eine Ehe geschlossen werde, ohne ih-

Erlaubniſs, welche nur dann ertheilt werden ſoll, wenn entweder nach wahrſcheinlicher Berechnung anzunehmen wäre, daſs die Kinder, die etwa, nach dem Durchſchnitte der Fruchtbarkeit der Ehen, erzeugt würden, Unterhalt und Beſchäftigung finden könnten, oder wenn die Ehe in ſo ſpäten Jahren geſucht würde, daſs gar keine Kinder mehr erwartet werden könnten. — Wir verſtehen nicht, wie der Vf. bey ſolchen Beſchränkungen des Wirkens und der Betriebſamkeit des Volks hoffen mag, die Regierung werde ihren Bürgern die Möglichkeit gewähren können, ſich frey auszuleben; und noch weniger ſcheint uns ein ſolches Regierungsſyſtem dazu geeignet zu ſeyn, das Volk ſo innig an die Regierung zu ketten, wie der Vf. daſſelbe an dieſe gekettet zu ſehen wünſcht. Solche Inſtitutionen werden den Gouvernements zwar die Liebe und die Anhänglichkeit ihrer Unterthanen rauben; aber ſie ihnen zu verſchaffen, dazu ſind ſie durchaus nicht geeignet. Hat aber das Gouvernement einmal die Liebe und Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen verloren: wie mag es für öffentliche Zwecke etwas mit Erfolg wirken? Was der Vf. hier als Mittel zur Erhaltung und Befeſtigung des wahrhaft bürgerlichen Sinnes im Unterthanen empfiehlt, führt offenbar zum Gegentheile, zur Schwächung und Vernichtung jenes Sinnes. Was der Vf. hier von den Gouvernements fodert, iſt überdieſs etwas ganz Unmögliches. Welches Gouvernement, hätte es auch die genaueſten ſtatiſtiſchen Notizen über den Zuſtand des Landes vor ſich liegen, mag wohl im Stande ſeyn, mit Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, ob dieſe oder jene Manufactur oder Fabrik, oder dieſe oder jenes Handwerk, ſich, auſser den ſchon vorhandenen, mit ausreichendem Vortheil für den Unternehmer betreiben laſſe, oder nicht? Welches kennt den Gang der Production und der Conſumtion, und ihr Verhältniſs gegen einander, mit der Genauigkeit, um ohne Nachtheile für den Volkswohlſtand in den Gang der menſchlichen Betriebſamkeit eingreifen zu können? Und in welchen Fällen mag es möglich ſeyn, bey einzugehenden Ehen den Erfolg zu beſtimmen, den die Eheluſtigen aus ihrer Verbindung zu erwarten haben? Ob ſie für ſich, und ihre künftige Familie Unterhaltung und Beſchäftigung finden können, oder nicht, und ob ihre Verbindung ſie zum Glück und Wohlſtande führen werde, oder zum Verderben und zur Armuth? Die Erörterung aller dieſer Fragen muſs die Regierung lediglich nur den Individuen überlaſſen, die ſich verbinden wollen; bloſs *dieſe* kennen ihre innere und äuſsere Kraft, auf welche hier Alles ankommt, mit einiger Genauigkeit; und irrt bey dieſer Kenntniſs ſelbſt mancher von Ihnen noch, wie mag das Gouvernement ſich einbilden, daſs es bey ſeinen Berechnungen nicht irren werde, da es ihm an aller Kenntniſs der nöthigen Daten fehlt? In gewiſſen Dingen iſt es bey weitem beſſer, das Gouvernement überläſst Jeden ſeinem eigenen Schickſale, zu dem ihn der nach freyer Wahl betretene Weg hinführt, als ein ſolches Eingreifen in das menſchliche Treiben, das den Staat in eine allgemeine Vormundſchaftsanſtalt umwandelt, und den Bürger in einer ewigen Unmündigkeit erhält, ſtatt daſs er, nach dem Zwecke des bürgerlichen Vereins, im Staate zu einem freyen ſelbſtſtändigen Weſen gebildet werden ſoll. — Und unter jene Dinge, wo ein ſolches Eingreifen durchaus nichts frommen mag, gehört gewiſs auch die Wahl unſeres Erwerbszweiges, und unſer Eintritt in das eheliche Leben. Auf keinen Fall läſst ſich wohl etwas anderes erwarten, als eine allgemeine Unzufriedenheit, wenn ein Gouvernement — nach dem Rathe des Vfs. (S. 405) — ſich entſchlieſsen ſollte, dahin zu ſtreben, daſs Ehen nur zwiſchen vermögenderen Männern und ärmeren Jungfrauen, oder zwiſchen reicheren Erbtöchtern und ärmeren Männern, keinesweges aber zwiſchen Reichen und Reichen geſchloſſen würden; oder wenn es den reichen Hageſtolz anhalten wollte, mit einem Theile ſeines Vermögens den ärmern heirathsluſtigen Jüngling zu unterſtützen. Die Erhaltung des Gleichgewichts zwiſchen den einzelnen Individuen, aus welchen der Staat beſteht, iſt auf dieſem Wege eben ſo gewiſs unmöglich, als die Erhaltung des Gleichgewichts unter den Staaten, wenn jeder ſeiner Natur nach nach Übermacht ſtreben ſoll. Auch widerſtrebt eine ſolche Erhaltung offenbar der Natur und dem Zwecke des Lebens. Was der Kraft gebührt, mag und muſs ihr werden; der von der Natur verwahrloſete Menſch hat nicht dieſelben Anſprüche, wie das Genie; und dieſes in ſeinem Emporſtreben zurückhalten zu wollen, um Jenes willen, wäre nicht möglich, ohne das Weſen der Menſchheit ſelbſt zu vernichten.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Bamberg und *Würzburg*, b. Göbhardt: *Theologiſche Zeitſchrift* in Verbindung mit einer Geſellſchaft Gelehrter herausgegeben vormals von D. *Johann Joſeph Batz*, nun von *Friedrich Brenner*. Vierten Bandes 5 und 6 Heft. 1811. Von S. 345 — 516. Fünften Bandes 1ſtes und 2tes Heft. 172 S. 8. (Jedes Heft 8 Gr.) (S. die Rec. 1811. No. 78.)

Lemgo, in der meyerſchen Buchhandlung: *Das gelehrte Deutſchland im neunzehnten Jahrhundert, nebſt Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten.* Von *Johann Georg Meuſel*. Dritter Band. — Auch unter dem Titel: *Zwölfter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutſchlandes, welcher das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Herrn Hofraths und Profeſſors Meuſel enthält.* 1811. 572 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1811.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Jena, b. Frommann: *Handbuch der Staatsweisheit oder der Politik.* Ein wissenschaftlicher Versuch von *Heinrich Luden* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die gelungenste Parthie unter allen hier vor uns liegenden Erörterungen des Vfs. sind unstreitig die Capitel, worin er die Grundsätze entwickelt hat, welche die Regierungen bey ihren Anstalten zur Förderung der *geistigen Cultur* durch *Wissenschaften, Kunst* und *Religion* zu befolgen haben. Hier hat die oben gewürdigte Grundidee des Vfs. auf seine Grundsätze und Maximen den wenigsten Einfluss geäusert; nur bey der Lehre vom Verhältnisse der Kirche zum Staate ist er einigermasen bemerkbar. Weit sichtbarer aber zeigt sich dieser Einfluss bey der Lehre von den Anstalten zur Beförderung der *sinnlichen Cultur*, abzweckend auf *Gewinnung der nöthigen Masse von einheimischen Stoffen, ihre Verarbeitung* und Beförderung des Umsatzes aller Erzeugnisse der Betriebsamkeit eines Volks durch den *Handel*. Das Streben nach Selbstgenügsamkeit, dessen Beförderung der Vf. jedem Gouvernement zur Pflicht macht, hat ihn veranlasst, den Gouvernements Manches zu empfehlen, was offenbar dem allgemeinen Wohlstande nicht zusagen, und indem es diesem nicht zusagt, die Herstellung der Selbstständigkeit der Staaten behindern möchte, welche der Vf. als Endzweck aller Politik aufgestellt hat. Auch bemerkt man hie und da die Verlegenheit, in der sich der Vf. befand, als er beide Bestrebungen seiner Politik mit einander zu vereinbaren suchte. Um den Ackerbau zu befördern, ohne dessen ausreichenden Betrieb kein Staat auf Selbstständigkeit hoffen kann, empfiehlt er (S. 239), zu verhüten, dass kein fremdes Getreide bey uns eingeführt werde (zwar nicht durch Verbote der Einfuhr, sondern blos durch Anstalten zur Hebung des Ackerbaues in so weit, dass so wenig in den Jahren des Misswachses als des Segens irgend einige Einfuhr nöthig werde); und will nächstdem, *um ohne Ausfuhrverbote dennoch nichts aus dem Lande gehen zu lassen*, von den Regenten den Überfluss des Einzelnen zusammengekauft wissen, der dann in Vorrathshäusern aufbewahrt werden soll, bis zu einer solchen Quantität, dass wenigstens die Bedürfnisse aller Bürger auf ein *ganzes* Jahr befriedigt werden können. Doch jedem aufmerksamen Leser dringt sich wohl ohne unsere Erinnerung die Bemerkung auf, dass solche Forderungen leichter gemacht, als befriedigt werden können. In Ländern, welche nicht zum Ackerbau geeignet sind, wird alle Förderung dieses Industriezweiges nicht das bewirken, was dadurch bewirkt werden soll; und in Ländern von gutem Getreideboden wird der Überfluss wohl nirgends anders abgesetzt werden können, wie im Auslande, und diesem Absatze lassen sich die vorgeschlagenen Getreidemagazine durchaus nicht surrogiren. Durch solche künstliche Mittel lassen sich überhaupt nicht die Bande zerreissen, durch welche die Natur ein Land an das andere gekettet hat; und werden sie gewaltsam zerrissen: so ist es um die Selbstständigkeit beider geschehen; das eine Volk erstickt in seinem werthlosen Überflusse, und das andere richtet der Mangel zu Grunde. Und wenn ein Volk, das sich von der Welt ausschliesst, sich zugleich das Leben verschliesst, und sich das Fortschreiten in der Cultur unmöglich macht — was selbst der Vf. (S. 231) zugesteht —: so mag dem Wohl aller Völker nichts mehr und nichts inniger zusagen, als ein *völlig freyer Handelsverkehr Aller mit Allen*, ohne auf die Bedingungen zu sehen, welche der Vf. (S. 331), im Geiste seines Systems, dabey berücksichtigt wissen will. Denn diese Bedingungen seyen vorhanden oder nicht: immer fördert ein solcher Verkehr den Wohlstand aller Völker und Staaten, welche daran Theil nehmen, unendlich; und geschieht diess: wodurch könnte wohl ihre Selbstständigkeit besser und dauerhafter gesichert werden? — Die wahre Politik besteht in einer vernünftigen Achtung der Gesetze der Natur, keineswegs aber in solchen Künsteleyen, wie die hier vom Vf. empfohlenen Masregeln sind, deren precäre Existenz selbst seine Theorie herbeyführt —: eine Theorie, welche er gewiss nicht aufgestellt haben würde, wenn ihn seine Grundansicht vom Wesen des Staats nicht irre geleitet hätte. Denn blosse Verirrung in Rücksicht dieser Elemente führte ihn dahin, wo wir ihn fanden; nicht die Verkehrtheit eines widerrechtlich gesinnten Willens, von dem wir ihn durchaus freysprechen müssen, so gefährlich auch seine Grundsätze und Maximen uns zu seyn scheinen. ZC.

Braunschweig, b. Vieweg: *Übersicht der französischen Staatswirthschaft bis zum Finanzplan für 1806*, von *Rudolph Bosse*, herz. braunschw. lüneb. Geheimen Kanzleysecretär. 1807. I Theil. XVI u. 119 S. II Theil. I Abth. XXX u. 168 S. II Abth. 168 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese, mit Geist und Sachkenntniss verfasste, und

mit Fleifs und Beurtheilung ausgearbeitete Schrift, gehört zu den lehrreichsten, die wir in neueren Zeiten in dem Finanzfach erhalten haben. Sie verdient um so mehr empfohlen zu werden, als der Vf. sich von der glänzenden Seite des Gegenstandes nicht zu übertriebenen Lobpreisungen hat hinreissen lassen, sondern das unverkennbare Gute der neuen Ordnung der Dinge auf eine Weise rühmt, die deutlich zu erkennen giebt, dafs er nicht minder gerechten Sinn habe für das, was noch zu wünschen übrig bleibt.

In dem ersten Bande schildert der Vf., nach einer kurzen Betrachtung der Finanzverfassung vor der Verschmelzung der Gallier und Franken zu einer Nation, die Staatswirthschaft unter dem französischen Königthum. Er erörtert die verschiedenen Zweige der Staatseinkünfte aus Abgaben, Regalien und solchen Einkünften, die nicht in die königl. Casse flossen, als die Abgaben der Geistlichkeit, zum Strassenbau, zur Appanage der Prinzen, städtische Gemeine Ausgaben, Gerichtskosten und Strafgelder wegen der Abgaben und die Steuern in Corsica; die Erhebungsart und Wirkungen der einzelnen Steueranlagen; die Staatsausgaben; die Finanzgewalt. Das Resultat war nach Necker auf einer gesammten Staatsausgabe von 610 Millionen Livres ein Deficit von 25 Millionen. Wie leicht liefs sich diefs Deficit bey dem damaligen Wohlstand Frankreichs heben, selbst wenn es im J. 1787 auf 115 oder 170 Mill. stieg; auf eine Art heben, die nicht im mindesten drückend, nicht einmal beschwerend war. Allein anstatt mit Nachdruck die Anschaffung dessen zu gebieten, was der Staat nöthig hatte, überliefs man sich der Willkühr und dem Wucher der Gläubiger. Anstatt Abgaben zu fodern, bettelte man um Vorschufs; statt sein Recht kraftvoll zu üben, brach man Treue und Glauben. So kam es dahin, dafs man bereits den 1 Nov. 1789 aufser den laufenden Ausgaben 557,902 Mill. Livres aufzubringen hatte. Über das laute Klagen gegen die sehr erträglichen, wenn gleich zum Theil fehlerhaft aufgelegten und fehlerhaft erhobenen Abgaben, über das wilde Toben in Worten und Werken über das Deficit stürzten die Grundsäulen des Staats zusammen. Aus den revolutionären Zerstörungen, die nun erfolgten, erhob sich eine neue Regierung, die bey einem Staatseinkommen, das im J. 1803 schon von 500 Mill., die es im Jahre 1802 trug, auf 624 Mill. Livres erhöhet war, im J. 1803 — 578 Mill., im J. 1804 — 769 Mill., im J. 1805 — 614 Mill. Livres Abgaben auferlegt hatte. Dennoch hörte man, ungeachtet mannichfaltiger Verheerungen des Nationalwohlstandes, nicht von lauten Beschwerden, viel weniger von Widersetzlichkeit, obgleich die niederen Stände der richtigen Abtragung aller Abgaben während der Revolution entwöhnt waren. Diese Folgen hat die Kraft der Regierung, jene ihre Schwäche.

Das erste Buch des zweyten Theils schildert die Staatswirthschaft unter der Kaiserregierung. Frankreich behielt unter den wildesten Stürmen seine Staats- und Macht-Einheit: die alten Fesseln und Behinderungen seiner Cultur wurden überall zerbrochen, aber auch Blut flofs überall, und die Einzelnen litten unbeschreiblich. Als Ruhe und Ordnung wieder hergestellt wurden, war das hierarchische und Feudal-System dem Militärsystem gewichen: der Adel hatte das Meiste, die Städte, vorzüglich Paris, Viel verloren, aber der Bauernstand unendlich gewonnen. Militärvorzüge und Vorrechte waren an die Stelle der Civilvorzüge und Vorrechte getreten. Aber *Napoleons* grofse Regentenkunst hat in den wenigen Jahren, die verflossen, seit der Vf. schrieb (1806), schon Viel gethan, um den Verlust zu ersetzen. Der Adel ist, wie der Vf. auch vermuthete, wieder hergestellt, in einer zuträglicheren Verfassung; für die Städte, insonderheit für Paris und Lyon, die beiden Centralpuncte, ist ungemein Viel geschehen. Die Hoheitsrechte, die Schlösser, die Forsten, die Jagden der Bourbons sind auf die Napoleoniden übergegangen; die Umgebung und Hofhaltung der neuen Herrscherdynastie ist prachtvoller geworden, als die der alten. In dem Staatsaufwand entwickelt sich durchaus ein Geist, der das Ganze nach richtigen Verhältnissen umfasst, und keinen Zweig übersieht, wenn gleich die Zeitumstände heischen, für den einen weit mehr zu thun, als für den anderen. Einleuchtend wird diefs vorzüglich aus den Abschnitten von der Departementsverwaltung in Rücksicht auf Landescultur, städtische Gewerbsamkeit und Hülfsmittel zum inneren Verkehr, und noch auffallender hat sich diefs in den folgenden Jahren offenbart. Die gesammten Kosten der Staatsanstalt, von Necker unter der königl. Regierung auf 610,860,000 Livr. berechnet, betrugen unter der kaiserl. Regierung im J. XIII 628,038,860 Fr.; aber die Kriegslandmacht, die unter jener nicht $\frac{2}{8}$ der sämmtlichen Staatseinkünfte wegnahm, erfodert unter dieser $\frac{2}{8}$, ohne die grofsen Kosten, welche die Gemeinen und ihre Cassen von dem Militär hatten, und ohne die Reservelegionen.

Das zweyte Buch befasst die Bestandtheile des Staatseinkommens: die Grundsteuer, die directe Besteuerung des beweglichen Vermögens, die *regie de l'enregistrement et des domaines*, die Zölle, die Lotterieen, das Postwesen, die *regie des droits réunis*, die Salzregie, das Münzwesen, einige kleine Gefälle. Zu den Einkünften, die nicht in den Staatsrechnungen aufgeführt werden, und den 1801 errichteten geheimen Schatz bilden, der 1805 die österreich-russische Armee besiegen half, mag der reiche Ertrag der Gewehrfabriken gehören. Der etwanige Ausfall in der Staatsausgabe wird gedeckt durch Verwandlung der Rückstände in zinsentragende Nationalschuld, deren Zinsen im Jahre 1805 — 97 Mill. Fr. betrugen; durch Verkauf der Nationalgüter, jetzt mit der gröfsten Vorsicht und weiser Sparsamkeit geleitet, mittelst der *Caisse d'Amortissement*, in gewisser Hinsicht auch zum Privateigenthum der regierenden Familie; durch Vorstandsleistungen der öffentlichen Beamten, ein Mittel, das jedoch seiner Natur nach äusserst gefährlich ist; durch Hülfsgelder von den Bundesstaaten. Die gesammte Ausgabe im Jahre 1805 belief sich mit Inbegriff der berichtigten Rückstände

von den vorhergehenden Jahren auf 794,285,282 Fr. Die Form der inneren Verwaltung ist, abgerechnet die Strenge des Militärgehorsams allenthalben, wo es Staatszwecke gilt, vortrefflich. Der Antheil, welchen die begüterten Einwohner der Departemente an den inneren Regierungsgeschäften in den Departementern durch die Bildung des Präfectur- und Departements-Raths haben, stellt den einzigen Punct dar, in welchem sich die republicanische Form für das Reich beybehalten liess, ohne der Kraft der Verwaltung zu schaden, und die einzig segenreiche Weise, wie es geschehen konnte, ohne den Stoff zu unruhigen Bewegungen zu erzeugen und anzufachen. Allenthalben herrscht Wirksamkeit und Ordnung; und die einzige Aufgabe für Frankreichs fortdauerndes Glück in dieser Rücksicht dürfte die seyn, einst bey einem allgemeinen Frieden die zahlreichen Armeen mit fester Kraft an den Chef und die Nation so zu ketten, dass aus der gänzlichen Entwöhnung von vieljähriger Weise keine bedeutende Unzuträglichkeit entstehe. R.

MATHEMATIK.

Carlsruhe, b. Macklot: *Die Grössenlehre für Realschulen populär bearbeitet* von *Gustav Friederich Wucherer*, evang. luther. Stadt- und Universitäts-Pfarrer, auch öffentl. Lehrer der Physik an der Universität zu Freyburg. Des I Theils, welcher die Zahlenlehre enthält, 3 Cursus. 1810. XVI u. 157 S. gr. 8. (16 gr.)

Es gereicht diesem dritten Cursus zum Vorzug vor den beiden ersten, dass der Vf. sich bemühte, den Fehler zu grosser Weitläuftigkeit des Vortrags, den wir in diesen Blättern 1809. No. 267 und 1810. No. 138 gerügt haben, durchgehends zu verbessern, und seiner Darstellung eine grössere Gediegenheit zu geben. Obgleich ihm dieses grösstentheils gelungen ist: so ist er doch jetzt öfters in den entgegengesetzten Fehler gefallen, indem er manches Wichtige entweder allzu kurz abgefertigt, oder gar nicht berührt hat. Zum Belege dieses Urtheils gehen wir das Hauptsächlichste des Buchs durch, und fügen, wo es nöthig ist, Berichtigungen und Anmerkungen bey.

Die abgehandelten Gegenstände sind: das Ausziehen der Quadrat- und Cubik-Wurzeln; die Verhältnisse, Proportionen und Progressionen; endlich die Logarithmen. — Wenn es S. 19 heisst: „Aus diesem erhellet: 2) dass, da das Quadrat von $10 = 100$ ist, die Anzahl der Ziffern des Quadrats jedesmal um 2 zunimmt, wenn man an die Wurzel Eine Null anhängt": so ist dieses nicht allgemein wahr, da z. B. $50^2 = 2500$, $80^2 = 6400$ u. s. w., wo die Zahl der Ziffer des Quadrats um 3 vermehrt wird. Es muss daher anstatt: *die Anzahl der Ziffern*, heissen: *die Anzahl der Nullen*. Überhaupt konnten in diesem §. 172 No. 2 und 3 wegfallen, da es hauptsächlich auf No. 1 und 4 ankömmt. — Die sinnliche Darstellung des Satzes, der die Theile des Quadrats einer zweytheiligen Wurzel angiebt, S. 24 ist belehrend für Anfänger. Eine ähnliche Versinnlichung lässt sich auch bey den Theilen der Quadrate mehrtheiliger Wurzeln vortheilhaft anbringen. — Von den drey Sätzen des §. 177 hätten sehr leicht allgemein überzeugende Gründe beygebracht werden können, anstatt dass der Vf. sich nur auf die berechneten Beyspiele bezog. — S. 26 sollten nach den Worten: *Das wirkliche Ausziehen der Wurzeln*, noch folgende stehen: *aus Zahlen von vier oder drey Ziffern*. Auch könnte hier, um die Vorschrift in No. 1 zu rechtfertigen, die Betrachtung ausgeführt seyn, dass das doppelte Product nie so viel in die linke Classe übertragen könne, als nöthig wäre, um den ersten Wurzeltheil um 1 zu vergrössern. Bey No. 3 fehlt der wichtige Fall, wo man den Quotienten dieser Division um eine oder einige Einheiten vermindern muss, um den richtigen zweyten Wurzeltheil zu erhalten. Auch sollte hier schon von dem Falle gesprochen werden, wo bey dem Wurzelausziehen ein Rest bleibt. — Die Regeln §. 180 sind alle sehr richtig, könnten aber sehr leicht auch fasslich erwiesen seyn. Bey §. 181 sollte, in Bezug auf unsere obige Bemerkung, noch Folgendes angehängt werden: Ist aber die Zahl kein vollkommenes Quadrat: so multiplicire man die gefundene Wurzel mit sich selbst, addire den Rest zum Producte, und die Summe muss die gegebene Zahl seyn. — Auch wünschten wir diess durch Beyspiele erläutert zu sehen. — Die Ursache, warum man bey der Ausziehung der Quadratwurzel auf Irrationalzahlen kömmt, ist §. 182 nicht befriedigend dargelegt, welches geschehen konnte, ohne einen tiefsinnigen Beweis darüber zu geben. — Eben diese Bemerkung gilt von §. 186, wo mit wenig Worten des Beweises hätte gedacht werden sollen, der auf der Multiplication der Brüche beruht. — §. 191. No. 2 sollte es wieder anstatt: *Die Zahl oder Ziffern*, heissen: *Die Zahl der Nullen*, denn es ist z. B. $60^3 = 216000$, wo der Cubus um 4 Ziffern, aber nur um 3 Nullen zugenommen hat. — Bey den übrigen Sätzen, von der Ausziehung der Cubikwurzeln, lassen sich zum Theil ähnliche Anmerkungen, wie die vorhergehende über die Ausziehung der Q. W., machen. — Der Beweis §. 213, dass in jeder arithmetischen Proportion die Summe der äusseren und inneren Glieder gleich ist, wird keinem Anfänger verständlich seyn. Die Proportion ist: $5 - 10 = 1 - 6$, und nun sagt der Vf.: „Um was 10 mehr ist als 5, das kömmt zur Summe der mittleren Glieder, aber eben so viel, nämlich um was 6 mehr als 1 ist, kömmt zur Summe der äusseren Glieder." Die folgende Darstellung ist fasslicher; nur sollten sowohl $5 + 5$, als $1 + 5$ in einer Klammer stehen, weil jede dieser Summen als Ein Glied anzusehen ist. §. 214 wäre kurz zu erklären, was *gleichnamige* Glieder sind. — Die Regel zur Bestimmung des letzten Gliedes einer arithmetischen Progression aus dem ersten Gliede, der Differenz und der Zahl der Glieder sollte §. 222 deutlich ausgeführt seyn. Der Vf. bezieht sich hiebey nur auf die *Erklärung* der arithmetischen Progression. Allerdings fliesst jene Regel aus dem Begriffe der arithmetischen Reihe; allein sie ist keine so *unmittelbare* Folge, dass sie für Anfänger keiner Ableitung bedürfte. Wenn der Vf. diese

Regel so darstellt: l. Gl. = 1ten Gl. + (Zahl d. Gl. — 1) × Differenz: so können wir diese verkrüppelte algebraische Darstellung nicht billigen, da sie den Anfänger für die Folge verwöhnt, und die gewöhnliche Formel: $u = a + (n - 1)\, d$, ihm in dem Alter, worin er sich befindet, gewiss keine Schwierigkeiten macht. Auch hätten wir gewünscht, dass die wichtigen und fruchtbaren Regeln §. 223, 224 und 225 aus der Formel des §. 222 *durch wirkliche Rechnung* abgeleitet worden wären, welches ein einsichtsvoller Lehrer nothwendig zu suppliren hat. Eben dieses gilt von den vier Regeln des §. 227 bis 230, welche sich aus der Formel: die Summe $= \left(\frac{\text{l. Gl.} + \text{dem 1ten Gl.}) \times \text{Z. d. Gl.}}{2}\right)$ aufstellen lassen. Führt man hier die wirkliche Rechnung nach dieser unbequemen halb-algebraischen Darstellung aus: so springt das Unzweckmässige dieser Bezeichnung Jedem in die Augen. Rechnet man aber mit der Formel: $S = (u + a)\frac{n}{2}$, um u, a, n und dann auch d zu bestimmen: so ist Alles kurz und bündig, und dabey eine lehrreiche Vorbereitungsübung zur Buchstabenrechnung. Die Beyspiele des Vfs. über diese einzelnen Fälle sind richtig und gut. — §. 236 vermisst man eine überzeugende Ursache des Verfahrens. Hier sollte auch erklärt seyn, was man das *Heben* der Verhältnisse nennt, und wann es nützlich ist. Der zweyte Absatz dieses §. enthält in den Worten: *wenn das verkleinerte Verhältniss* ...., eine kleine Unrichtigkeit, da hier nicht das Verhältniss, sondern nur dessen Glieder verkleinert werden. Von dem folgenden §. hätte wieder auf die so leicht anzugebende Ursache hingewiesen werden sollen. — Der zweyte Theil des Satzes §. 239 hätte zum wenigsten durch ein Beyspiel erläutert werden sollen. Der erste Beweis des ersten Satzes ist dem obigen (bey §. 213 bemerkten) ähnlich. — Die folgenden Sätze von geometr. Proport. §. 240 — 246, besonders die Aufgaben in §. 245 und 246, sind vorzüglich gut dargestellt. — Bey §. 247 vermisst man wieder eine rechtfertigende Ursache der Behauptung. — Die Erklärung der Regel Detri könnte deutlicher seyn; vorzüglich fehlt es an Beyspielen zur Erläuterung. Den Sätzen des §. 249 gebricht es weder an Zweckmässigkeit, noch an Richtigkeit; die Regeln für den Ansatz der Regel Detri §. 250 sind bündig abgefasst: allein ohne Beyspiele werden sie den Anfängern immer trocken und unverständlich bleiben. Warum hat der Vf. auch nicht eine einzige praktische Aufgabe zur Erläuterung der Theorie wirklich aufgelöst? Wer in einem Compendium über Elementarlehre der Arithmetik zur Verständlichkeit wichtiger Lehren *kein* Beyspiel giebt, fehlt vielleicht noch mehr gegen seine Autorpflicht, als ein Solcher, der den Vortrag mit Beyspielen überhäuft. Diesen Mangel an Erläuterung der Regeln finden wir auch §. 259, worin die Regel de Quinque, Septem u. s. f. abgehandelt wird. Die Regeln des Ansatzes sollten auch hier wieder an einigen einzelnen Fällen durchgeführt seyn. Die Kettenregel ist klar und gründlich abgehandelt, so wie auch die Ableitung der Regel zur Bestimmung des Ansatzes der Glieder in der Gesellschaftsrechnung alles Lob verdient. Auch fehlt es nicht an erläuternden Rechnungen. In der Darstellung der Gründe der Vermischungsregel, S. 119, vermissten wir den nöthigen Grad von Fasslichkeit für Anfänger. Wenn es S. 121 heisst: „Soll *Wasser* unter den Wein gemischt werden: so ist der Preis des schlechteren = 0; z. B. die Mass Wein koste 2 fl.; wie viel Wasser muss man unter 1 Mass nehmen, damit sie für 1 fl. 12 kr. vergeben werden könne“: so können wir nicht umhin zu bemerken, dass es diesem (leider oft in Compendien vorkommenden) Beyspiele durchaus an praktischer Richtigkeit fehlt. Wenn man zu 1 Mass Wein, das 1 fl. kostet, 1 Mass Wasser mischt: so wird der Vf. so wenig, als wir, für 1 Mass dieser Mischung 30 kr. geben. Das chemische Verhältniss der Mischung, und was damit zusammenhängt, hält hier nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung und Verminderung des Volumen. Der Billigkeit nach darf *nie* Wasser beygemischt werden; nicht einmal *sehr schlechter* Wein zu *gutem* Weine. — Bey der Regel des §. 266 sollte am Ende noch beygesetzt werden: *und dann diese Potenz ebenfalls mit dem ersten Gliede multiplicirt.* — Die folgenden Formeln (§. 266 bis 270) zur Angabe der einzelnen Bestimmungsstücke der geometrischen Progression sollten ebenfalls wieder durch Buchstaben dargestellt seyn. — Eine schöne Anwendung der unendlichen Reihen und ihrer Summirung befindet sich S. 138. „Man will von Basel 600 fl. postfrey nach Leipzig schicken. Sie können aber in Basel nicht frankirt, sondern das Porto muss beygelegt werden. Wie viel muss beygelegt werden, wenn der Gulden 3 kr. kostet?“ — Das Postgeld bildet hier eine unendlich abnehmende Reihe, deren erstes Glied dem Porto von 600 fl., das zweyte dem Porto vom ersten Porto, das dritte dem Porto vom zweyten Porto u. s. f. gleich ist. Hier ist gegeben das erste Glied $= \frac{600}{20}$ fl., der Exponent $= \frac{1}{20}$, und es wird nach der bekannten Formel die Summe $= \frac{\frac{600}{20} \times 20}{20 - 1} = \frac{600}{19} = 31\frac{11}{19}$ fl. Wenn der Vf. die ersten Gründe der Logarithmenrechnung nicht mit voller Strenge dargestellt hat: so verdient er wohl um desswillen Entschuldigung, da er für die niedrigste Stufe der Anfänger schrieb; indessen sollten doch die Haupteigenschaften der Logarithmen §. 274 nicht durch blosse Beyspiele dargethan werden.

Wir haben auch die kleineren Mängel dieses Buchs gerügt, nicht um den Werth dieser Arbeit zu schmälern, sondern Lehrern Anweisung zu geben, die praktische Brauchbarkeit eines Werks zu erhöhen, zu dessen Fortsetzung und Vollendung wir den Vf. ermuntern.

Δ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1811.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, b. Röwer: *Lehrbuch der philosophischen Vorkenntnisse.* Nebst einigen Aphorismen, als Disputations-Thesen zur speculativen Philosophie. Von *Friedrich Bouterweck*, Professor zu Göttingen u. s. w. 1810. XII u. 180 S. gr. 8. (16 Gr.)

„Die nächste Bestimmung dieses neuen Lehrbuchs, sagt der würdige Vf. in der Vorrede, ist, an die Stelle eines älteren zu treten, das ich vor zehn Jahren unter dem nicht glücklich gewählten Titel: *Anfangsgründe der speculativen Philosophie*, herausgab, und jetzt der Vergessenheit übergeben möchte, weil sein Inhalt noch weniger, als der Titel, dem Zwecke entspricht, um dessentwillen es geschrieben wurde." Den Charakter des Buchs wird sein Inhalt darstellen.

Zuerst eine *allgemeine Einleitung*. Die Aufgabe der Philosophie, ist das allgemeine Räthsel des Daseyns der Dinge und der Bestimmung des Menschen durch apodiktische Trennung des Scheins von der Wahrheit zu lösen, so weit es durch menschliche Vernunft, ohne Hülfe einer besonderen Offenbarung, gelöset werden kann. Die Philosophie ist Grundwissenschaft oder allgemeine Principienlehre. Sie umfasst den Begriff eines Grundes oder Princips in allen seinen Bedeutungen. In Grundsätzen sucht sie die Grundbegriffe aufzuklären, durch die sich der denkende Geist der Wahrheit bemächtigt. Diesen Grundbegriffen gemäss forscht sie nach den Grundursachen aller Veränderungen in uns und ausser uns, bis hinauf zum Absoluten, das heisst, bis zum Grunde aller Gründe, oder bis zum ewigen Urgrunde alles Daseyns und Denkens. Der gesunde Menschenverstand ist die natürliche Grundlage aller wahren Philosophie: aber für sich allein ist er beschränkt auf die Sphäre der Sinne. Das Philosophiren muss ausgehen von dem Bewusstseyn der freyesten Forschung, deren der Mensch fähig ist, d. h. der vernunftmäsigen Skepsis. Nur in sich kann der Mensch finden, was er sucht, wenn er nach Wahrheit forscht: der erste Gegenstand des Philosophirens ist also der Mensch sich selbst, und nur von der Selbstkenntniss aus kann der Philosoph mit Sicherheit zur Weltkenntniss fortschreiten. Wenn man unvorbereitet sich in die Schulen der Philosophie begiebt, geräth der Verstand leicht in die Knechtschaft von Lehrmeinungen: um die zum Philosophiren unentbehrliche Geistesfreyheit zu behaupten, muss man sich vorbereiten, durch philosophische Vorübungen und Vorkenntnisse. Philosophische Vorkenntnisse sind aber nur diejenigen, die der eigentlichen Philosophie unmittelbar den Weg bahnen, indem sie den gesunden Menschenverstand zur philosophischen Forschung wecken, und den forschenden Geist überhaupt mit denjenigen Bedingungen und Gesetzen seiner Thätigkeit vertraut machen, denen er sowohl bey dem philosophischen, als bey dem gewöhnlichen Denken unterworfen ist. Die erste Classe der philosophischen Vorkenntnisse sind die psychologischen, denn die Selbstkenntniss ist die Grundlage der Weltkenntniss. An die psychologischen schliessen sich die rein logischen an, die aber selbst einer psychologischen Einleitung bedürfen, damit man das Denken in seinem lebendigen Zusammenhange mit den übrigen Seelenkräften begreife. Rec. äussert hier den Wunsch, dass die Ansicht des Vfs. von dem logischen Studium bemerkt, und, besonders von Universitäts-Lehrern, nicht übersehen werde, was die Vorrede sagt. „Ich halte (heisst es S. VI) den Vortrag der Logik auf unseren Universitäten nur dann für recht nützlich, wenn man von der Idee der Philosophie ausgeht, durch Erläuterung dieser Idee zu den psychologischen Studien den Weg bahnt, und durch diese Studien den Geist der Selbstbeobachtung weckt, ohne welchen das eigentlich Logische im Denken sich *leicht in einen gewissen Mechanismus* verliert. Was die eigentliche Logik in der Reihe der Wissenschaften, nach dem Masstabe der Universitätsstudien, wahrhaft Gemeinnütziges hat, scheint mir überhaupt nicht von einem solchen Umfange zu seyn, dass es nöthig wäre, die gewöhnliche Anzahl der Lehrstunden in einem halbjährigen akademischen Cursus damit auszufüllen." Für Rec., der die gleiche Überzeugung hat, ist die Wahrheit des Angeführten durch neunjährige Erfahrung auf eine erfreuliche Weise bestätigt worden. Gerade durch die Verbindung der Psychologie und Logik, und durch das Übergehen oder blosse, historische Berühren alles unwesentlichen Wörter-Werks in dem Vortrage der letzteren Wissenschaft, ist es ihm gelungen, die guten Köpfe für das Wesentliche derselben zu gewinnen, und zu gründlichem Philosophiren anzufeuern, und selbst beschränkte Köpfe zu dem Bewusstseyn hinzuleiten, dass auch in ihnen einige Kraft sey, die Wissenschaft und das Leben mit Geist anzuschauen.

Grundlehren der Psychologie. Erste Abtheilung. Allgemeine Theorie der *Selbstbeobachtung.* Der Vf. hält sich streng innerhalb der Grenzen der Psychologie, und schärft wiederholt ein, dass al-

le Fragen, die nicht ganz allein durch die Stimme, die uns in der reinen Selbstbeobachtung zuspricht, beantwortet werden, aus dem Gebiet dieser Wissenschaft auszuweisen sind. Der alleinige Grund aller psychologischen Wahrheiten ist das Bewusstseyn, oder Dasjenige in uns, kraft dessen sich unser Selbst oder Ich von einer Aussenwelt unterscheidet, mit der es sich, so lange das Bewusstseyn selbst in ungestörter Wirksamkeit bleibt, auf keine Art verwechseln kann. Bloss der innere Mensch (das Reingeistige, in der Selbstbeobachtung, als immateriell, Angesehene) ist Gegenstand der reinen Psychologie: wo Relationen des inneren mit dem äusseren Menschen, der Seele mit dem Körper berücksichtigt werden, geht die Psychologie in Anthropologie u. s. w. über. Von einer *Grund*kraft weiss die Psychologie nichts. Rec. stimmt in so weit mit dem Vf. überein, dass auch er die blossen Abstracta der meisten Psychologieen für blosse *capita mortua*, und nicht für Grundkraft anerkennt. Jedoch muss auch die Psychologie eine reelle Grundkraft anerkennen, und diess ist die Seele selbst, unter der Rec., psychologisch, nichts anderes verstehen kann, als die dynamische Einheit oder Urkraft, aus welcher die inneren Thätigkeiten insgesammt, als aus ihrem reellen Mittelpunct, ausströmen. — Die einzelnen Seelenkräfte vereinigen alle Spontaneität, oder von Innen nach Aussen wirkende Selbthätigkeit, mit einer zu ihr gehörigen Receptivität oder Empfänglichkeit für Eindrücke und Anregungen von Aussen. Alle Seelenkräfte kündigen sich dem Selbstbeobachter durch die Vorstellungen an, oder durch die inneren Zustände, durch die sich der Geist von der Materie absondert, und sich selbst auf etwas ausser sich bezieht. Die geistige Individualität selbst wird in dieser Beziehung Subjectivität genannt, und Alles, worauf sie sich, als auf ein Etwas ausser ihr, bezieht, Object im eigentlichen Sinne. Vorstellungen sind der Anfang alles Wissens, aber auch alles Irrthums. Das Vorstellungsvermögen, als solches, ist noch lange kein Erkenntnissvermögen. Die Absonderung des Erkenntniss- und Begehrungs-Vermögens wird hie und da, als der höchste Gegensatz in der Psychologie, angenommen; aber höherer, und wirklich höchster Gegensatz ist der zwischen Sinnlichkeit (d. h. nach der psychologischen Ansicht, Gefühls- oder Empfindungs-Vermögen) und Vernunft. Jedoch auch durch diesen Gegensatz wird das Bewusstseyn nicht erschöpft; auch die Einbildungskraft und das Gedächtniss sind selbstständige Momente desselben. Sehr zu beherzigen ist, was S. 38 gesagt wird: „Die Psychologie nimmt den *Menschen*, wie er von *Natur ist*, und lehrt uns also, in der Beobachtung unserer Selbst, *vor* aller *Analyse* der Seelenkräfte, auf die verschiedenen *Zustände* zu merken, in welchen sich die Verschiedenheit der Seelenkräfte durch den *Streit dieser Kräfte* zuerst offenbart." Wer diesem Winke folgt, wird, bey der Trennung der Seelenkräfte für die Reflexion, nie die Einheit und Untheilbarkeit (Individualität) des Menschen übersehen, und die wahre Bedeutung der einzelnen Kräfte verstehen vermittelst der Erkenntniss ihres Zusammenhangs in und mit dem Ganzen der Menschennatur.

Zweyte Abtheilung. Theorie der *Seelenkräfte*. I. Psychologische Analyse des *Empfindungsvermögens*. Alle Sinne vereinigen sich in einem objectiven Gemeinsinne, oder Vermögen der Wahrnehmung desjenigen, was allen Eindrücken im Verhältnisse zum ganzen Organismus gemein ist. Aus diesem Gemeinsinne entspringen in der menschlichen Natur die fünf äusseren Sinne, von denen der innere Sinn wesentlich verschieden ist. Dieser ist im Menschen nicht nur Sinn der Subjectivität (welchen auch die Thiere haben), sondern auch Sinn der inneren Wahrnehmung, welche Bewusstseyn voraussetzt, und in diesem Betracht innerster Sinn, welchem vorzüglich die Gefühle des Überirdischen und Göttlichen angehören, und dem der Mensch eben so gut trauen darf, als den äusseren Sinnen. Auch die Sinne offenbaren, neben ihrer Receptivität, die Spontaneität in den Trieben. II. Psychologische Analyse des *Gedächtnisses* und der *Einbildungskraft*. Das Gedächtniss ist eine der ursprünglichen Functionen, durch die sich die geistige Receptivität überhaupt mit der Spontaneität vereinigt, und keines weges eine bloss sinnliche, oder gar todte Kraft. Die Einbildungskraft ist theils sinnlich oder animalisch, wenn sie in alleiniger Verbindung mit der Sinnlichkeit und von der Vernunft verlassen ist, theils logisch und mathematisch, dem Verstande vorarbeitend, und die mathematische Construction leitend, theils in Vereinigung mit der Denkkraft, Dichtungs- und Erdichtungs-Vermögen, oder Phantasie. Bildend kann die Einbildungskraft seyn, aber in keiner Beziehung schaffend. III. Psychologische Analyse des *Denkvermögens*. Das Denkvermögen, oder die Intelligenz, oder die Vernunft im weitesten Sinne ist das eigentliche Erkenntnissvermögen in der menschlichen Seele, oder das Vermögen, wo nicht von dem Wesen der Dinge eine befriedigende Vorstellung zu erlangen, doch wenigstens in Beziehung auf ein vorausgesetztes Wesen der Dinge die sinnlichen Vorstellungen zu ordnen und zu zerlegen. Alles gewisse Erkennen trägt den Charakter der Nothwendigkeit an sich, und alle Nothwendigkeit bezieht sich zuletzt auf das Unbedingt-Nothwendige oder Absolute, und die Vernunft ist also das Vermögen des Absoluten, oder das Vermögen, das Absolute entweder zu erkennen, oder es wenigstens in eine Vorstellung aufzufassen, die über alle anderen Vorstellungen erhaben ist. — Rec. liest die Schriften des würdigen Vfs. auch darum so gern, weil aus ihnen sichtbar ist, dass der Vf. die verschiedenen Schulen kennt, die Schule selbst mitgemacht, aber ihre Fesseln abgestreift, und sich zur Unbefangenheit und Freyheit des Geistes erhoben hat. Allein in diesen Bemerkungen über das Vernunftvermögen und anderen damit zusammenhängenden, scheint es Rec., als werde der Vf., aus Scheu, sich mit einer Schule zu berühren, die ihm zuwider ist, zu schwankend, und vergebe der Vernunft und Philosophie zu viel. Entweder ist wahre, d. h. reelle Erkenntniss möglich, oder nicht. Ist das letzte: so spre-

che man es mit dem Pyrrhoniker und Hume bestimmt aus, und gebe die Philosophie auf, und erkläre die Vernunft für blosse Imagination, da sie doch in dem letzten Fall, wenn sie nur leere Vorstellungen, ohne Wesen und Realität, giebt, in der That nichts anders ist. Wenn aber reelle Erkenntniss möglich ist: so muss es auch der Vernunft möglich seyn, das Wesen der Dinge zu erkennen, denn nur in der Erkenntniss des wirklichen Wesens der Dinge ist Wahrheit und Realität. Hat Gott selbst sein Wesen in der Wirklichkeit offenbart, so dass der vernünftige Mensch dasselbe, in seinem Innern und in der äusseren Natur, erkennen kann: wie sollte er das Wesen der übrigen Dinge verheimlicht, und der Vernunft, die *Ihn* erkennt, die Kraft versagt haben, zu erkennen, was durch Ihn und unter Ihm ist?

Logik. Logik entsteht durch Abstraction. Abstraction ist jedes freye Zurücktreten der Vernunft in sich selbst, wenn wir willkührlich und besonnen uns der Gewalt der sinnlichen Vorstellungen entziehen, sie zergliedern und ordnen, und entweder aus ihrer verworrenen Masse etwas Bestimmtes hervorheben, was wir in die Einheit des Bewusstseyns aufnehmen wollen, oder im Innern unseres Geistes selbst Kenntnisse suchen. Kurz, die Abstraction ist logische Entsinnlichung, und mit ihr fängt das logische Denken an, sofern es durch die Selbstthätigkeit des Verstandes bestimmt wird. Das Zergliedern der Vorstellungen durch Abstraction ist die logische Analysis: das Zusammenfassen dessen, was wir in der Abstraction festhalten, die logische Synthesis. Durch die Synthesis entstehen Begriffe oder Verstandesvorstellungen, und die Erkenntniss in Begriffen ist die logische Erkenntniss. Mit der Abstraction, die nicht bis zum absoluten Nichts sich verliert, und dadurch selbst zu Nichts wird, verbindet sich von selbst die logische Reflexion, oder die freye Vergleichung der Vorstellungen unter einander im Bewusstseyn, von deren Vollkommenheit besonders das Talent des hellen Kopfs und die Gabe der Urtheilskraft abhängt. Einerleyheit, Ähnlichkeit, Verschiedenheit und Widerspruch sind die vier logischen Reflexionsbegriffe, nach denen alle Synthesis, sie betreffe, was sie wolle, sich regulirt. Der Begriff des Widerspruchs verdient unter den logischen Reflexionsbegriffen eine besondere Aufmerksamkeit, weil er der negative Kanon des Denkens ist. Der Grundsatz des Widerspruchs in seiner rein logischen Bedeutung sagt nichts weiter aus, als dass wir im Denken überhaupt unseren eigenen Voraussetzungen überall treu bleiben, also Begriffe und Urtheile, die in bestimmter Voraussetzung einander aufheben, nicht auf eine Art verbinden müssen, als ob sie einander nicht aufhöben. *Zweyte* Abtheilung. Logische Theorie der *Begriffe*, *Urtheile* und *Schlüsse*; mit Klarheit, logischer Anordnung, Consequenz und in seinem eigenthümlichen, fesselfreyen Geiste trägt der Vf. hier die genannten Theorieen vor, das Wesentliche berücksichtigend, alles Ausserwesentliche zur Seite lassend. Die *dritte* Abtheilung der Logik enthält die *logische Wissenschaft* oder *allgemeine Didaktik*. Zuerst die Lehre von den Erklärungen und Definitionen, sodann vom System, und endlich von den Beweisen. Diese Abtheilung schliesst mit den Worten: „Obgleich das Allgemeine im Denken immer das Erste ist, wie die Lehre von den Begriffen und Urtheilen darthut: so ist doch die genaue Übereinstimmung des Abstracten mit der Wirklichkeit des Concreten dasjenige im Denken, was eine *erdichtete* Allgemeinheit von der *wahren* scheidet. Und die nöthige Wiederholung dieser Lehre kann das *letzte Wort der Logik* genannt werden." *O! hear him, hear him!* —

Eine Zugabe giebt einige Aphorismen, als Disputationsthesen zur speculativen Philosophie. Sie gehören in den Plan dieses Lehrbuchs, weil sie zeigen sollen, wie vieles bey der eigentlich philosophischen Speculation darauf ankommt, die Grundlehren der Psychologie und Logik vor Augen zu haben, um nicht nach Grundsätzen zu träumen und zu schwärmen, wo man denken und lernen möchte. Die letzte Thesis No. XXVIII ist diese: Das Gefühl des Absoluten wird Religion, wenn es in das Herz eindringt, d. h. sich mit den moralischen Gefühlen vereinigt; und die Religion wird zum Glauben an Gott, wenn eine unüberwindliche und unergründliche Nöthigung im Innersten des Bewusstseyns den denkenden Geist bestimmt, nicht bloss sich vorzustellen, sondern für *wahr* zu halten, dass, wie die Vernunft oder Denkkraft in uns ursprüngliche, und aus keiner anderen abzuleitende Kraft ist, durch die wir uns über alle Natur erheben, und das Absolute, als das Höchste und Ur-Wirkliche anerkennen, so auch dieses Höchste, Ur-Wirkliche und schlechthin Erste selbst, in welchem nichts entsteht und nichts vergeht, und das in Causal-Verhältnissen, als Ursache der Ursachen, und als übernatürliches Princip der Natur gedacht werden muss, nichts anderes ist, als ein Vernunftwesen, ein Geist der Geister, gleichsam das *Ur-Licht*, aus dem unsere menschliche Vernunft, wie ein Strahl, entsprungen, und als solches die Quelle aller Wahrheit in uns, und das richtende Princip aller sittlichen Güte."

J. C. G. Sch.

LEIPZIG, b. Grieshammer, PARIS, b. Nicolle, ST. PETERSBURG, b. Klostermann: *Essai sur la nature et l'origine des droits, ou déduction des principes de la science philosophique du droit* par *J. A. Brückner.* 1810. XL u. 471 S. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Die Liebe und das Studium der kritischen Philosophie auch bey Ausländern, vorzüglich bey den Franzosen, allgemeiner zu machen, war der Hauptgrund, der den Vf., nach seiner eigenen Äusserung, zur Ausarbeitung des vorliegenden Werkes bewog. Schon vor ihm hatte diess ein anderer achtungswerther Gelehrter, den wir mit Freuden gegenwärtig zu unseren Landsleuten zählen, der Hr. Professor *von Villers*, in seinem Werke: *la Philosophie de Kant*, zu bezwecken gesucht; allein seine Bemühungen hatten nicht den Erfolg, den seine seltenen Talente ihm zu versprechen schienen. Unser Vf., überzeugt, dass ein Hauptgrund der Abneigung, welche bisher die Gelehrten fremder Nationen gegen

die kritische Philosophie zeigten, darin liege, dass man ihnen zugemuthet habe, ein vollständiges System einer neuen Philosophie zu studiren, welche man im Voraus als eine solche angekündigt hatte, die eine allgemeine Revolution in der Philosophie bewirken, und alle bisherigen Systeme zerstören werde, glaubt dagegen mehr Eingang bey ihnen zu finden, und zugleich die Vorzüge der kritischen Methode auf die beste Art zu beweisen, wenn er dieselbe auf einen besonderen Zweig des menschlichen Wissens, z. B. die Moral und das Recht, anwende. Er hat sich zu dem Ende die Rechtswissenschaft gewählt. Dankbar erkennen wir die Bemühungen des Vfs., unserer Philosophie vorzüglich bey unseren überrheinischen Nachbarn Eingang zu verschaffen, und wir wünschen ihm herzlich einen glücklichern Erfolg, als bisher seinen Vorgängern zu Theil ward. Dass der Vf. französisch schrieb, ist durch seinen Zweck hinreichend gerechtfertigt, und mit Vergnügen haben wir bemerkt, wie glücklich der Vf. an den meisten Orten die Schwierigkeiten überwunden, welche ihm die französische Sprache bey einer philosophischen Materie so oft in den Weg legte. Dass hin und wieder der Sprache einige Gewalt angethan ist, würde Niemanden auffallen, der die Schwierigkeiten kennt, über abstracte Materien französisch zu schreiben, selbst wenn der Vf. Franzose wäre: um so weniger darf diess gerügt werden, da er in einer fremden Sprache schrieb.

Das ganze Werk zerfällt in sieben Abschnitte oder Sectionen, von denen aber nur die fünf letzten sich eigentlich mit der Untersuchung über die Natur und den Ursprung des Rechts beschäftigen. Der erste, welcher die Überschrift führt: Vorläufige Begriffe über die menschliche Natur im Allgemeinen, untersucht die Natur des Menschen und seine Eigenschaften, vorzüglich aber enthält er eine neue Analyse der menschlichen Vernunft, als der Quelle aller Principe; der zweyte dagegen untersucht die charakteristischen Merkmale des Menschen als eines moralischen Wesens, und bestimmt die Natur und das höchste Princip der Moralität. Mit Recht schickte der Vf. diese vorläufigen Untersuchungen voraus, ehe er an die Untersuchung des Menschen als eines juristischen Wesens ging, weil diese vorläufigen Untersuchungen die verschiedenen Tendenzen der moralischen und juristischen Gesetzgebung kennen lehren.

Mit der dritten Section beginnt dagegen die Untersuchung über die Natur und die Quelle des Rechts. Sie beschäftigt sich im Allgemeinen mit der rechtlichen Natur des Menschen. Der Vf., indem er die Idee des Rechts im Allgemeinen bestimmt, giebt zugleich die charakteristischen Merkmale des Menschen, als eines Subjects von Rechten, an, untersucht den Umfang seiner rechtlichen Ansprüche, und leitet von diesen Voraussetzungen ein höchstes und unabhängiges Rechtsprincip ab. Die folgenden Abschnitte enthalten noch eine weitere Entwickelung dieser Materie und der Folgerungen, welche sich daraus ziehen lassen. Die vierte Section beschäftigt sich dem zufolge mit der Untersuchung über den äusseren rechtlichen Zustand des Menschen, den Zustand, welcher aus den Verhältnissen entspringt, worin sich der Mensch zu anderen Wesen seiner Gattung befindet. Bey dieser Gelegenheit werden verschiedene interessante Fragen, z. B. über die Garantie der Rechte, über die Art und Weise, seine Rechte geltend zu machen, über die Collisionen und die Veräusserlichkeit derselben u. s. w., abgehandelt, und der Begriff der Gerechtigkeit entwickelt. Die fünfte Section führt die Überschrift: Von dem natürlichen politischen Zustande. Hier erscheint der Mensch im Streite mit seines Gleichen wegen seiner Rechte, er erscheint, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, im Naturzustande; seine äusseren Rechte geniessen noch keiner festen Garantie. Diese erhalten sie erst durch einen conventionellen oder gesellschaftlichen Zustand, wovon der sechste Abschnitt unter der Überschrift: Von dem Zustande der gesellschaftlichen Politik, handelt. Erst in diesem Zustande erhalten die Menschen eine feste Garantie ihrer Rechte. Bey dieser Gelegenheit werden auch die Principe fixirt, welche der Errichtung und der Organisation des gesellschaftlichen Zustandes zur Basis dienen müssen. Es wird zugleich gesprochen von der Verfassung, von den verschiedenen Zweigen der obersten Gewalt, von dem Staate und den rechtlichen Verhältnissen der Staaten unter einander. Der siebente und letzte Abschnitt endlich enthält eine Classification der verschiedenen Theile, welche die philosophische Rechtswissenschaft bilden. Es sind derselben vier, nämlich das Naturrecht, sowohl das absolute als das hypothetische, das allgemeine Gesellschaftsrecht, das allgemeine Staatsrecht, und das allgemeine Völkerrecht.

Rec. begnügt sich mit dieser kurzen Inhaltsanzeige dieser interessanten Schrift, und verweist die Leser, welchen dieselbe zu dürftig erscheinen möchte, auf das Buch selbst. Ein Werk, wie das gegenwärtige, lässt keinen weiteren Auszug zu, und die einzelnen Sätze zu prüfen und zu untersuchen, kann hier eben so wenig der Ort seyn, da sich der Vf. streng an die kritische Philosophie hält und seine meisten Sätze mit derselben stehen und fallen. Für die Brauchbarkeit des Werks hat der Vf. auf alle Weise zu sorgen gesucht. Es ist dasselbe in Paragraphen eingetheilt, eine Einrichtung, welche sowohl das Nachschlagen erleichtert, als auch in einem philosophischen Werke am leichtesten die Einförmigkeit und Ermüdung verhindert, welche nur zu leicht bey einem fortgehenden Vortrage Statt hat. Den Paragraphen sind erklärende Bemerkungen und nicht selten auch weitläuftigere Excurse über controverse Materien, die mehr oder weniger noch mit den behandelten Gegenständen verwandt sind, hinzugefügt. — Das Gesagte mag hinreichen, um einen Begriff von einem Buche zu geben, dessen Vf., auch abgesehen von der musterhaften Ausführung, schon allein wegen der Absicht, die bey der Verfassung seines Werkes zum Grunde lag, sich gerechte Ansprüche auf den Dank seiner Landsleute erworben hat.

A. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 NOVEMBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Stettin (b. d. Vf.) und Leipzig, in Commission b. Bruder: *Die Schule der Humanität.* Eine gekrönte Preisschrift von Dr. *Friedrich Koch*, königl. Schulrathe und Director des vereinigten königl. und Stadt-Gymnasiums in Stettin. 1811. X u. 143 S. 8. (1 Rthlr.)

Der sel. *Gleim*, der im Leben so gern und redlich alles Gute beförderte, und auch nach dem Scheiden von dieser Welt, wie alle Edlen, fortzuleben wünschte in Gutem, das er gestiftet, hatte den Gedanken gefasst, dass durch einen Theil seiner Nachlassenschaft nach seinem Tode in Halberstadt eine Humanitätsschule gestiftet werden solle; und um die Gebildeten und Erfahrenen seines Vaterlandes für diese Stiftung zu interessiren, und damit etwas Musterhaftes aufgestellt werde, lud er alle Kundigen ein, ihre Gedanken mitzutheilen, wie eine in Halberstadt zu errichtende Humanitätsschule, in der etwa 12 Jünglinge von zwey Lehrern unterrichtet werden sollen, am besten einzurichten sey. Über die eingelaufenen Plane sollte Hr. Geh. Rath *Eberhard* in Halle das Urtheil fällen; und für den befriedigendsten ward ein Preis von 20 Louisd'or ausgesetzt. Die Executoren des *gleimischen* Testaments foderten nun, dem Willen *Gleims* gemäss, in mehreren öffentlichen Blättern, unter anderen in der J. A. L. Z. (1805. Int. Bl. No. 74. S. 626) die Kundigen auf. Es erschienen 9 Abhandlungen. Der nun auch verstorbene *Eberhard* erkannte Einer den Preis zu, und nach Eröffnung des beygelegten Zettels fand sich, dass Hr. Director *Koch* in Stettin der Verfasser sey. Es ist das vor uns liegende Buch. Diese Preisschrift, im Jahr 1805 geschrieben, bekannt zu machen, verzögerte der unglückliche preussische Krieg. Erst das gegenwärtige Jahr vergönnte den Druck derselben. — Es ist wohl erlaubt, hier etwas ausführlicher zu seyn. *Gleims* edler, vaterländischer Gedanke verdient, dass man ihn näher betrachte; und was er hier erzeugt hat, ist fürwahr seiner würdig.

Die Fragen, auf die die Executoren des *gleimschen* Testaments Antwort verlangten, sind folgende: 1) Wie ist eine Humanitätsschule, d. i. eine solche, welche die intellectuelle, ästhetische und moralische Bildung, und insonderheit die Bildung erwachsener Jünglinge zu wohlwollenden Neigungen zu ihrem Zwecke hat, einzurichten? 2) Welche Werke der classischen Literatur sind zu diesem Zwecke zu wählen? 3) Wie müssen sie behandelt werden?

Dass diese Fragen so allgemein abgefasst sind, ohne nähere Beziehung auf die Eine zu errichtende Schule, könnte befremden. Wie dem aber auch sey, Hr. *K.* entgeht dadurch dem Vorwurfe, dass bey weitem der grösste Theil seiner Schrift sich mit *der Schule, wie sie seyn sollte*, beschäftigt; und wir erfreuen uns durch diesen Umstand einer geistreichen, gehaltvollen Schrift. Mühselig und wenig erspriesslich möchte es gewesen seyn, Fragen zu beantworten, die sich zunächst auf eine Humanitätsschule, wie die von *Gleim* beabsichtigte, bezogen hätten. Was lässt sich von zwey Lehrern thun für eine Schule, die alle Geisteskräfte des Jünglings bilden soll? — Auf eine andere Beschränkung musste Hr. *K.* mehr Rücksicht nehmen, darauf, dass die Bildung in der Humanitätsschule bey *Jünglingen* beginnen soll. — Doch lassen sich seine Gedanken über das, was der Bildung des fortgeschrittenen Alters vorausgehen muss, leicht aus dem Gegebenen entwickeln.

Die Einleitung sucht den Gedanken, der dem edlen *Gleim* die Stiftung einer Humanitätsschule eingab, klar auszusprechen. Gewiss würde *Gleim* so sprechen, wie er hier (S. 3—5) redend eingeführt wird, wenn man von ihm noch eine Erläuterung seines Planes erbitten könnte. Nur dass er mit einer Klage über unsere Zeit begleitet haben würde, was ihm hier so bestimmt in den Mund gelegt wird (S. 3): „Bildung zur Humanität nenne ich die Entwickelung aller der reinmenschlichen Anlagen, durch die der Mensch als solcher (nicht als Facultätsgelehrter, nicht als Staats- oder Geschäfts-Mann, nicht als Kaufmann oder Künstler, nicht als Bürger oder Soldat) das werden soll, was er in der grossen Menschenfamilie Gottes nach seiner Bestimmung als Mensch seyn soll." — Denn da die tausend Millionen, die unsere Erde bewohnen, unmöglich Eine Familie bilden können, sonach Völker seyn müssen und Staaten, verschieden nach der Natur der Länder und der Menschen, da das Heil und die Ruhe Vieler nur durch den Staat erzeugt werden kann, in ihm nur die Früchte der Menschheit gedeihen können —: ist es nicht zu beklagen, dass eine andere Bildung die des Staatsbürgers, eine andere die des Menschen seyn soll? dass der Jüngling in den Völkern, deren Denkmäler ihn bilden sollen, ein Bild ganz entgegengesetzter Art erblicken muss? — Er würde — da zu klagen dem Manne nur dann vergönnt ist, wenn er an die Klage die bessernde That knüpft — hinzufügen, wie es seine Absicht sey, durch die Bildung zur Humanität, durch das Studium der Alten im Stillen eine edle,

menschliche Sinnesart zu verbreiten, die vielleicht dereinst eine menschlichere Ansicht vom Staat und von Staatsbürgern, und eine Bildung zu solchen befördern könne. Denn wer vermöge vorauszusehen, ob nicht einmal plötzlich eine Krisis eintreten werde, die eine neue Ordnung der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten erzeuge? — Gewiss ist es, wie die Einleitung sagt, dass die edlere Bildung von den oberen Ständen ausgehen müsse, gewiss, dass aber in jedem Stande, in jedem Amte der Bürger erst ein gesitteter Mensch seyn soll, ehe er als Handelnder eingreift in die wirksamen Kräfte des Staats.

Den aufgeworfenen Fragen zufolge, theilt Hr. *K.* seine Schrift in 5 Abschnitte, also überschrieben: 1) Was ist Humanität? 2) Durch welche Mittel wird sie überhaupt, und wie wurde sie durch die Schulen bisher ausgebildet? 3) Welche Hindernisse stehen der Entwickelung dieses Aggregats von Tugenden entgegen? und wie können sie am besten überwunden werden? 4) Welche innere und äussere Verfassung muss eine Humanitätsschule haben? 5) Wie läst sich die Einrichtung einer Humanitätsschule für Halberstadt nach dem Wunsche des verewigten *Gleim* realisiren?

Nicht befriedigt für seinen Zweck durch die Bestimmungen, die *Kant* und *Delbrück* von dem Begriff der Humanität geben (obgleich des Letzteren Erklärung auch zu dem Gebäude, das Hr. *K.* aufzuführen denkt, eine schickliche, gute Grundlage geben würde), beginnt dieser, historisch-etymologisch den Begriff nach seinem Ursprunge zu entwickeln. — Trefflich setzt er aus einander, was *humanus*, *humanitas* bey den Römern, die uns dieses Wort geliehen, bedeute. Bey den Griechen aber findet er kein Wort, das der *humanitas* der Lateiner entspräche. Er sucht Hn. *Delbrück* zu widerlegen, der der *humanitas* die *καλοκαγαθία* der Griechen entsprechend hält, sich auf Xenophon (Mem. I, 1, 15. I, 2, 18 und 48) stützend. — Rec. wagt hier nicht zu entscheiden; auch möchte es schwierig seyn. Dass aber ein Philosoph die *καλοκαγαθία* als den Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheit, und in dieser Hinsicht entsprechend der *humanitas* der Römer betrachten konnte, scheint aus der Rede des Agathon in Platons Gastmahl zu erhellen. Hier will Agathon eine vollendete Lobrede auf den Eros liefern. Er thut es, indem er zuvörderst den Eros, menschlicher Weise, als den *καλὸν* preist, was er auf die körperliche Natur bezieht, dann aber als den *ἀγαθὸν*, welcher Begriff ihm die vier Cardinaltugenden, *σωφροσύνη*, *δικαιοσύνη*, *ἀνδρεία* und *σοφία*, aus welcher die übrigen fliessen, begreift, und so, auf ächt griechische Weise, Alles, was Leib und Seele ist und seyn kann, in die Kalokagathie zusammenfasst. Nun ist freylich Agathon, wie er durch diese Rede kund thut, kein grosser Philosoph; auch ist, was er will, keine Kalokagathie: aber giebt nicht Plato eben dadurch dieser Rede den unvergleichlich komischen Anstrich, dass er seinen Redner den herrlichsten aller Begriffe so verkehrt darstellen läst? —

Nachdem nun Hr. *K.*, der etymologischen Entwickelung des Wortes Humanität zufolge, einen dreyfachen Sinn aufgestellt hat, in welchem das Wort zu nehmen ist, nämlich als Summe aller Eigenschaften, welche den Menschen als solchen charakterisiren; als Umfang aller Kenntnisse und Bildungsmittel, welche zur Entwickelung seiner humanen Natur führen; als das Resultat jener Bildung, welche sich in Empfindungen, Gesinnungen, Handlungen, Sitten versichtbart (S. 22): so wirft er die Frage auf: Worin besteht das Eigenthümliche der Menschennatur? — In der Beantwortung dieser Frage hätte Rec. gewünscht, die höheren Anlagen des Menschen, die dem Geist allein gehören, wären, wie dem Menschen als Menschen eigenthümlich, nicht so scharf von denen der animalischen Natur gesondert worden. Gehört denn diese animalische Natur nicht auch zur Eigenthümlichkeit des Menschen? — Und wäre die ganze Erläuterung und Beantwortung der Frage nicht einfacher geworden, wenn gezeigt wäre, wie das Animalische in der Natur des Menschen durch Freyheit in eine höhere Sphäre, in die der Vernunft, gehoben werden soll? — Es würde dann nicht sowohl von einem *harmonischen Einklang* der animalischen und humanen Triebe die Rede seyn, als vielmehr von einer Menschwerdung des Thierischen, demnach von einer freyen, ungetheilten Natur. — In diesem Abschnitt herrscht überhaupt einige Verwirrung. So ist, wie behauptet wird, der Trieb zur Geselligkeit nicht der Menschennatur ausschliessend eigenthümlich; und dieser *Trieb* hätte nicht in derselben Reihe mit dem Schönheits*sinn* stehen sollen. Von dem Thätigkeitstrieb ist gar nicht die Rede. — Trefflich aber ist die Erklärung, was eigentlich Erziehung sey, was über den Zusammenhang der einzelnen Bildungen, der körperlichen, moralischen u. s. w. gesagt wird. Und die Stelle aus *Unzers* Wochenschrift über den Zusammenhang zwischen Gewöhnung und Vernunft und Freyheit ist so trefflich, und steht hier so geschickt, dass sie allein schon ahnen läst, in welchem herrlichen Geiste Hr. *K.* das Erziehungswesen, die Schule betrachtet. „Dann erst ist die Erziehung vollendet, sagt er, wenn die physischen, intellectuellen, moralischen und ästhetischen Kräfte entwickelt sind (denn *entwickelt* müssen sie werden), und so der humane Charakter des Menschen entfaltet ist.“ — Aber warum ist an dieser Erziehung zur Humanität so vorzüglich gepriesen, dass in ihr alle Individualität der Nationen verschwindet? — Soll nicht vielmehr zu jeder Zeit und überall die Bildung zur Humanität zugleich eine Bildung für das Vaterland seyn? — Das Wort *human* schliesst die vaterländische Gesinnung nicht aus. Denn jeglicher Mensch wird für ein Vaterland geboren. Es ist ein Widerspruch, dass der Mensch als Mensch der ganzen Welt gehöre.

Im zweyten Abschnitt nun wird gezeigt, wie die humanen Triebe ihre Befriedigung finden sollen durch Entwickelung und Übung der Kräfte, die sich bey jenen Trieben thätig zeigen, durch Bildung des Gefühls- und Erkenntniss-Vermögens. — Am frühesten äussert sich im Menschen das Gefühlsvermögen.

Dieses soll also zuerst gebildet werden; dann das Vermögen der Erkenntniss. Gewiss ist es Hn. *K's.* Meinung, dass mit dem ersteren begonnen, mit der Bildung des anderen aber und an demselben immerfort jenes weiter gebildet werden solle. — Unter dem vielen Trefflichen, das in diesem Abschnitte sich befindet, macht Rec. nur auf das aufmerksam, was über die moralische Weichlichkeit und die Versinnlichungssucht gesagt wird; deren jene alle edle, des Menschen würdige Thätigkeit, diese alle Empfindung für die grosse, herrliche Natur verbannt: zwey Übel, die in unserer, der Kraft so sehr bedürftigen, Zeit weit um sich gegriffen haben, und die selbst von sonst trefflichen Menschen genährt werden. Verwandt mit jener moralischen Weichlichkeit ist die zügellose, schwelgende Phantasie, welche die Denkkraft abspannt und den Sinn für die Wahrheit schwächt. Mit Kraft und Wärme wird auch hierüber gesprochen; wie denn überhaupt in der Weise, wie über die Bildung zu einem ächten, reinen Gefühle, zu Liebe für Erkenntniss und Wahrheit, zu thätiger Tugend geredet wird, sich der Mann offenbart, der einem inneren, hohen Berufe folgt, indem er den Plan zu einer Schule der Humanität entwirft. Einem solchen ist es wohl vergönnt, über die Bildungsweise zu klagen, die noch heut zu Tage in so vielen Schulen gefunden wird, die nur auf Kenntnisserwerb sehen, aber nicht zu Humanität erziehen.

Die Frage, die der dritte Abschnitt beantwortet, welche Hindernisse der Entwickelung der Humanität entgegenstehen, — hätte der obigen, wie die Humanität durch die Schulen bisher ausgebildet wurde, — vorausgehen sollen. — Das würde zu manchen fruchtbaren Bemerkungen geführt haben. — Auch kann sich Rec. nicht des Wunsches enthalten, dass der Vf. hier, wo er so wahr und bestimmt die genannten Hindernisse angiebt, ausführlicher über den verderbten Familiengeist geredet haben möchte, der vor allem der Entwickelung der Humanität hinderlich ist. Alles, was sich zum Schönen und Vortrefflichen erhebt, entwickelt sich aus einem strengen, herben Keim. Aus einem harten, engverschlossenen Samenkorn steigt die Blume, der kräftige Baum auf; der Leib des Menschen, der sich zur schönsten Gestalt entfaltet, zeigt sich früher in strengen Formen, nicht weich, wie der Unkundige das Bildsame erwarten möchte; und die Kunst des gebildetsten Volkes war in ihren Anfängen hart; den anmuthigen Gebilden des Sophokles musste der Prometheus des Aeschylus vorausgehen. So gewiss ist es, dass auch in der Erziehung nur der Ernst und die Strenge zum Guten und Wahren führt. Wo aber soll diese beginnen, wo soll sich zu dieser Strenge die erwärmende Liebe gesellen, die zu allem Gedeihen nöthig ist, wenn nicht da, wo der zu bildende Mensch geboren und erzogen wird, im väterlichen Hause? — Nur aus solcher Erziehung können Knaben erwachsen, die dem Lehrer der Humanitätsschule ein reines, für das Gute empfängliches Herz und Ernst für die Wissenschaften mitbringen. Was die häusliche Erziehung unserer Tage meistentheils giebt, das braucht nicht weiter gesagt, noch beklagt zu werden. — So ist es nun. Aber der wahre Bildner für die Humanität kann seinen Schülern Roms und Griechenlands Jünglinge vorhalten, und sie nicht bloss zur Bewunderung, sondern auch, durch Ernst und Vernunft, zur Nachahmung, wie weit diese in unserer Zeit möglich ist, führen, und so eine bessere häusliche Erziehung kommenden Geschlechtern vorbereiten. Gewiss, die segensreichste Frucht, die in einer Schule der Humanität gedeihen mag.

Wir kommen nunmehr zur Beantwortung der vierten Frage. Die Humanitätsschule wird hier in zweyfacher Rücksicht betrachtet, als Unterrichts- und als Erziehungs-Anstalt. — Was die erste betrifft: so werden als Gegenstände der Unterweisung festgesetzt: Mathematik, Naturkunde, Geschichte und Geographie, griechische und römische Antiquitäten, Philosophie, eine vorbereitende Literatur der Griechen und Römer, vor allem die classischen Schriftsteller.

Der Vf. stellt als Fundamentalgesetz für die Humanitätsschule die Behauptung auf: der Geist der griechischen Nation, der sich in ihren classischen Schriftstellern ausspricht, sey der Grundsatz der ächten Humanitätscultur, und folglich sey ihre Lectüre gerade das, was als einzige Basis bey der Fundation einer Humanitätsschule anzusehen sey. In diesem Sinne will er, dass der griechischen Sprache und Literatur nicht die zweyte Stelle, wie bisher auf den Schulen, angewiesen werde, sondern die erste.

Wir stimmen seinen Gründen mit Freude und Überzeugung bey. Gleiche Gedanken und Gründe scheinen andere tüchtige Gelehrte unseres Decenniums bewogen zu haben, ein Hauptaugenmerk auf die Methode beym griechischen Sprachunterricht zu richten. Während Einige die Tiefen der Grammatik zu erforschen streben, sorgen Andere dafür, dass auf dem einfachsten Wege die Lernenden zu den Fundamenten derselben gelangen. Hätte Hn. *K's.* Plan es mit sich gebracht, den Gang zur Humanitätsbildung zu verzeichnen, der in dem frühesten Alter betreten werden soll: er würde gezeigt haben, wie mit dem Studium der griechischen Sprache, da sie in den Schulen den ersten Platz einnehmen soll, auch der Anfang der Bildung gemacht werden müsse. — Es ist wohl nur ein Vorurtheil, dem zufolge man wähnt, im jugendlichen Alter müsse man durchaus und in Allem mit dem Leichten beginnen. Wofür im zarten jugendlichen Alter der Verstand empfänglich ist, dahin führe man es nur, aber das Mass beobachtend, ungescheut. Die Kraft wächst, wie der Gegenstand bedeutender ist, den sie bewältigt, und sie erschlafft bey geringer Anstrengung. Umfassender ist das Gebiet der griechischen Sprachformen, als das der lateinischen; aber, bey zweckmässiger Mittheilung nicht zu gross für den jugendlichen Verstand, dem das frische Gedächtniss so herrlich zu Statten kommt. Man lasse nur dem Knaben Zeit, dass er, ohne sich zu verwirren, in das ihm zugängliche Gebiet des Griechischen sich finden könne. Ein ruhiges Verweilen, ohne Un-

thätigkeit, wäre wohl nirgends so wünschenswerth als hier. — Ist nun das Verständniss für die mannichfaltigen, so consequent gebildeten Formen eröffnet, das Gedächtniss geschärft: so wird sich leicht die lateinische Sprache in die Form fügen, die einmal der Geist gefasst hat. Es wird dann noch Zeit und Kraft genug da seyn für die Kenntnisse, die in den späteren Jahren für die Wissenschaften zu sammeln sind. — Und ist nicht auch das ein schöner Gewinn, dass der jugendlichen Seele ein wohlthätiges Vorurtheil, eine Empfindung der Pietät für die köstliche Sprache der Griechen eingeflösst wird? — Wie wir hören, sind Gedanken dieser Art in einer nördlichen Erziehungsanstalt zu That und Leben geworden. Möchten wir bald von den trefflichen Vorstehern derselben sie weiter entwickelt, und die praktischen Resultate derselben dargestellt sehen!

Hr. *K.* legt den gesammten Lehrplan der Humanitätsschule auf einen dreyjährigen Cursus an, der in zwey Hälften zerfällt, wovon die erstere bestimmt ist, noch grössere Festigkeit in der Sprache zu geben, zu welcher indess grammatische Fertigkeit mitgebracht werden muss. Es folgt dann eine Aufzählung der Autoren, die in den beiden Classen der Humanitätsschule gelesen werden sollen. Möchte nur auch Hr. *K.* gesagt haben, in welcher Verbindung und Ordnung er die genannten Schriftsteller gelesen will. Sie alle zu lesen, dazu möchte nicht die Zeit, weder der Woche, noch der anderthalb Jahre des Cursus hinreichen. Diess sieht er selbst ein (S. 106). Die Mannichfaltigkeit der Autoren würde zerstreuen (m. s. S. 97). Es ist wohl nicht möglich, mit Wärme und Liebe allen den genannten Autoren sich hinzugeben; und doch wird nichts zum Eigenthum der Seele ohne diese Wärme. — Vielleicht liesse sich ein Mittelweg einschlagen. Man nehme für die ernstere Betrachtung und das längere Verweilen in festgesetzten Stunden wenige der Autoren, und zwar die, die den Grund legen zu Erbauung griechischer und römischer Welt, den Homer, Sophokles, Herodot, Thucydides, den Livius, Tacitus. Weil es aber nothwendig ist, dass der Jüngling auch Kunde habe von den übrigen, damit jene Welt lebendig vor seiner Seele stehe: so knüpfe der Lehrer an die Geschichte des griechischen und römischen Volks eine cursorisch-fragmentarische Lectüre der Autoren, wie eben die Geschichte passend auf sie führt. Mit Geschick dieses ausgeführt, wird es lebendiger als irgend etwas in jene Zeiten einführen. Denn darum ist ja besonders jenes Hellenenvolk so gross und herrlich, dass seine Schriften, sie seyen Verse, oder Prose, wahre Abbilder ihres Geistes und Lebens, gleichsam lebendige Archive, der Nation gehörig, sind. — Man erinnere sich, wie dürftig durch die gewöhnliche Darstellung einem die Geschichte jener Völker erschien, und wie einem zu Muthe wird, wenn man mit Einmal die Repräsentanten des Volks reden und singen hört. Auch gute Übersetzungen der Alten könnten hier zweckmässig Dienste leisten. — Es wäre nicht unwichtig, was hier nur im Vorbeygehen gesagt werden konnte, weiter auszuführen, und Plan und Methode (denn diese müssen vor dem Herumflattern bewahren) anzugeben; und es wird sich Ort und Gelegenheit biezu bieten.

Trefflich scheint Rec., was über die bisherige dürftige und zweckwidrige Behandlung der Classiker gesagt ist, wie über die Weise, nach der sie behandelt werden sollen, und ihren hohen Werth. M. s. besonders, was S. 107 gesagt ist. Gewiss ist es auch, dass der gute Mensch auch der gute Bürger seyn wird, und dass der, der als Grieche und Römer denkt (besser wäre gesagt, der bey Griechen und Römern in die Schule gegangen ist), in seinen bürgerlichen Verhältnissen auch als *Deutscher* handeln wird, wenn die Humanitätsbildung an ihm nicht vergebens arbeitete (S. 102. 103). Rec. erinnert an das bey Gelegenheit der Einleitung Gesagte. Der tüchtige Lehrer wird Gelegenheit genug finden, durch Griechen und Römer auf das Vaterland hinzuweisen; und wer weiss, dass das wahre Leben im Handeln besteht, wer die ächten Grundsätze von Vaterlandsliebe sich eingeprägt, wer gelernt hat, die Gegenwart zu ehren und zu benutzen, der wird immer und überall ein guter Bürger seyn. Und wo lernte er dieses Alles besser als bey den Alten? —

Vorzüglich viel rechnet Hr. *K.* bey seiner Humanitätsschule auf eigene Thätigkeit der Schüler (S. 107). Und wer wird ihm hier nicht beystimmen? — Nur in und durch Thätigkeit wird der Mensch zum Menschen, und zweckmässig thätig zu seyn, ist eine der schwersten Künste. Die Art der Selbstbeschäftigung, die Hr. *K.* hier vorschlägt, an sich trefflich und fruchtreich, wird auch den grossen Nutzen gewähren, dass der Schüler auf eine geschickte Weise in der Muttersprache sich üben wird. „Lerne dein Deutsch im Catilinarium", schreibt *Johannes Müller* an seinen Freund. Und er, der Geschichtschreiber der Deutschen, hat die Trefflichkeit dieser Lehre an sich erprobt und Anderen dargethan. Welche Kraft, welches Leben muss die Muttersprache gewinnen, wenn man sich bemüht, die nachdrückliche Kürze der Alten, das Dramatische (wenn dieses Wort gebraucht werden darf) ihrer Darstellung, die Würde und Einfalt ihres Vortrags ihr zu geben! — Und wie käme der Jüngling besser dahin, als indem er, was und wie die Alten gedacht und gesehen und empfunden, aber wieder gedacht und geschaut und empfunden, in derjenigen Sprache auszudrücken sucht, welche kindliche Pietät und eine holde Gewohnheit ihm zur liebsten und vertrautesten gemacht hat! Und dadurch wird das Deutsch nicht griechisch werden, noch lateinisch. Gedanken aussprechen in ihrer Wahrheit, Begebenheiten und Dinge darstellen, einfach, wie sie sind, die Rede ordnen, wie der Verstand gebietet, das kann, wie die alten, so jede Sprache; wie man den Sinn der Alten, ihr lebendiges Wirken, und ihren Genuss der schönen Welt in jede Zeit übertragen kann. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

Stettin, (b. d. Vf.), und Leipzig, in Commission b. Bruder: *Die Schule der Humanität.* Eine gekrönte Preisschrift von Dr. *Friedr. Koch* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den Anfang der Selbstbeschäftigung sollen, nach Hn. *Kochs* Plan, Übersetzungen der alten Dichter und Prosaisten machen. Rec. möchte diese Übung auch dem höheren Cursus angewiesen sehen. — Auf diese sollen Versuche, ausführliche Schilderungen in deutliche Beschreibungen zu verwandeln, folgen. Hat Rec. die Meinung dieses Vorschlags recht gefasst: so findet er diese Übung nicht wohl gewählt, ja nicht ausführbar. Die vier Zeitalter im Ovid sind eine poetische Schilderung; eine ordentliche Beschreibung würde nur wieder eine Schilderung geben, und diese wäre nichts, wenn nicht poetisch. Und würde man nicht dem Schüler Veranlassung geben, das *schöne* Bild, das der Dichter seiner Seele verliehen, selbst zu zerstören? — Um ihn zu deutlichen Beschreibungen zu gewöhnen, giebt es ja wohl noch andere Mittel. — Das Auswendiglernen kraft- und geistvoller Stellen aus den Classikern, wovon S. 117 geredet wird, möchte auch noch den grossen Nutzen haben, dass das Gedächtniss des Jünglings in seiner Kraft erhalten wird, und dass hiedurch, besser als durch irgend etwas Anderes, die Wendungen und Ausdrücke, die Lebendigkeit der Rede der Alten, und Parallelen, nützlich für die weitere Lectüre, dem Jüngling immer gegenwärtig sind, und zum Eigenthum gemacht werden.

Hr. *K.* würde sich immer grossen Dank erworben haben, wenn er auch über die Behandlung der Muttersprache in seiner Humanitätsschule weitläuftiger geredet hätte. Nur zu oft bleibt diese in Schulen versäumt, und von Bildung der Rede, der schriftlichen und mündlichen, haben Manche kaum einen Begriff. Hr. *K.* hätte gewiss höchst fruchtbare Bemerkungen gegeben. — Und wie wichtig ist dieser Gegenstand! — So hätten wir auch gern Mehreres über die Behandlung des Französischen und anderer neuer Sprachen gehört.

Die Executoren des gleimischen Testaments nannten in den Fragen, die sie dem Publicum zur Beantwortung vorlegten, *die Bildung erwachsener Jünglinge zu wohlwollenden Neigungen* als einen Hauptzweck der Humanitätsschule. Diese soll also auch Erziehungsanstalt seyn, nicht bloss für den Unterricht. — Aber sollte diess strenge zu scheiden seyn? — Wer Unterricht genossen hat, wie den von Hn. *K.* angegebenen, wer ihn *so* genossen hat, wie er will, der ist auch zu gleicher Zeit erzogen. Das *didicisse fideliter artes* hat einen tiefen, weitumfassenden Sinn. Darum stimmen wir ganz Hn. *K.* bey, wenn er jene Aufgabe als eine Frage ansieht, wie man den Unterricht, besonders den in den Alten vorhandenen Stoff, zur Erweckung wohlwollender Neigungen verarbeiten und die Humanität als Handlungsweise entwickeln solle? — Hr. *K.* äussert hierüber gute Gedanken, und wir stimmen ihm vollkommen bey, wenn er sagt (S. 123):

„Die Lebendigkeit, mit welcher ein mit philosophischem Geiste betriebenes Studium der Alten uns die Culturgeschichte des Menschengeschlechts in ihren verschiedenen Abstufungen aufstellt, die siegende Gewalt des Beyspiels, welches anspruchsloser und zwangloser belehrt, als Gesetz und theoretische Vorschrift, die verschiedenen Zustände und Lagen, in welchen wir einzelne Menschen und ganze Nationen erblicken, prägen dem Herzen der Jugend gewiss die Grundsätze des moralisch Guten und Schönen tief ein, und befeuern zu Nachahmung der vorgehaltenen grossen Beyspiele?"

Aber freylich muss die moralische Anwendung durch eine schonende Hand geschehen, wie auch Hr. *K.* will, und selten; man muss des Lehrers Absicht nicht erkennen. Rec. möchte schon nicht Alexander und Cäsar als Beyspiele zu grossen Ehrgeizes aufstellen, wie es S. 115 geschieht. Die Herrlichkeit dieser Grossen möchte dem Jüngling dadurch getrübt werden. Finde er in solchen Fällen selbst, was seiner moralischen Natur angemessen ist. — Das herrlichste Buch der Weisheit und Tugend bleibt der Homer, wie ja auch der griechische Knabe und Jüngling aus ihm zu Sitte, Recht und Mass gebildet wurde. Er wird dabey die jugendliche Phantasie und den Schönheitssinn erwecken und bilden, und in seiner Ganzheit und Vollendung bleiben, rein und ungetrübt.

Der fünfte Abschnitt endlich sucht die Frage zu beantworten, wie die Errichtung einer Humanitätsschule für Halberstadt nach dem Wunsche *Gleims* sich realisiren lasse? — Unbekannt mit dem, was sich auf den Ort und die dortigen Schulanstalten bezieht, aber wohl einsehend, dass zwey Lehrer kein Personal bilden können für eine Humanitätsschule der entworfenen ähnlich, beschränkt sich Rec. darauf, in wenigen Grundzügen Hn. *Kochs* Plan

anzugeben. Die Humanitätsschule soll mit der halberstädtischen Domschule in Verbindung gesetzt werden, so dass die Zöglinge jener zum Theil von den zwey besonderen Lehrern als eine Art *classis selecta*, zum Theil in den beiden oberen Classen der Domschule unterrichtet werden. Wo möglich, wohnen die Zöglinge mit ihren besonderen Lehrern in einem eigenen Gebäude. Der Rector der Domschule ist zugleich Director der Humanitätsschule, wie jene beiden Lehrer zugleich als öffentliche Lehrer der Domschule anzusehen sind, und an allen öffentlichen Verhandlungen für dieselbe Antheil nehmen.

Mit Hochachtung scheidet Rec. von dem würdigen Vf. der angezeigten Schrift, und zugleich mit der Überzeugung, der sel. *Gleim*, wenn er herabzuschauen vermag auf diese Erde, werde für seinen edlen, menschenfreundlichen Gedanken einen Theil des Lohnes auch darin finden, dass er zu einer geistvollen, den Bedürfnissen der Menschen entsprechenden, überhaupt tüchtigen Schrift Anlass gegeben hat. F. i. n. k.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Bonn, b. Simrock: *Das Blümlein Wunderschön* von *Goethe*. In Musik gesetzt und mit Begleitung des Pianoforte von *J. A. Anschütz*. 17 S. Queerfolio. (15 Gr.)

2) Bey Ebendemselben: *Air Italien avec paroles Allemandes* pour la voix d'Alto avec accompagnement de l'Orchestre composé par *J. A. Anschütz*. No. I. „Che chiedi che brami" etc. 22 S. Fol. (21 Gr.)

3) Bey Ebendemselben: *Air Italien avec paroles Allemandes* pour la voix d'Alto avec accompagnement de l'Orchestre, par *J. A. Anschütz*. No. II. „*Le spiegar potessi almeno*" etc. 27 S. Fol. Beide mit einem Clavierauszuge begleitet. (21 Gr.)

4) Bey Ebendemselben: *Marche des Francs-maçons de Coblenze*, composée par *J. A. Anschütz*. Partitur. 9 S. Fol.

5) Bey Ebendemselben: *Hymne Maçonnique. Imitation d'un Hymne Gallois*, *paroles* de Mr. *T. Ponteuil*, composé et arrangé pour le Pianoforte par *J. A. Anschütz*. 33 S. Fol. Mit den Sing-Stimmen. (1 Rthlr.)

6) Bey Ebendemselben: *Sechs Lieder* von *Goethe*, *Schiller* und *Matthison*, mit Begleitung des Pianoforte von *J. A. Anschütz*. 33 S. Queerfolio.

Wir freuen uns, hier das Publicum mit einem Componisten bekannt machen zu können, der unter unseren besseren Gesangscomponisten einen Platz verdient.

In No. 1 ist zwar, wie in den meisten Compositionen dieses trefflichen Gedichts, der zarte Blumenduft durch eine fast zu künstliche Behandlung verloren gegangen, namentlich in den Compositionen der einzelnen Blumen, wie der Nelke und Lilie, aber der Kenner zeigt sich doch auch hier in mehreren gelungenen Zügen. Nach unserer Ansicht muss das Ganze in dem Geiste eines Rondos gehalten werden, und die Sprache jeder Blume muss zwar ihren besonderen Ausdruck, ihren besonderen Grundton erhalten, während des gefangenen Grafen Klage mit leichter Abwechselung in der Begleitung immer in derselben Melodie tönt, die nur im letzteren Verse, in welchem die Pointe enthalten ist, eine überraschende, fröhlichere Wendung nimmt; aber selbst diese Melodieen der einzelnen Blumen müssen, damit eine Harmonie in dem Ganzen obwalte, der Hauptmelodie im Rhythmus so sehr als möglich entsprechen, so dass sie vielleicht wie eine ungezwungene Variation des Hauptthemas anzusehen sind. Überladungen in der Harmonie dagegen, künstlich ausgeführte Wendungen der Begleitung und Declamation geben dem Gedichte eine Schwerfälligkeit, unter welcher der zarte Gedanke erliegen muss.

No. 2 führt einen einzigen sehr gesangvollen Satz durch, wird aber wegen dieser geringen Mannichfaltigkeit angemessener mit der Clavierbegleitung als mit der Orchestrebegleitung vorgetragen werden.

No. 3 Eine für die Gesangsparthie leicht auszuführende und nicht stark besetzte Arie, welche besonders den Dilettantenconzerten und Sängerinnen, welchen bey der Fähigkeit eines geschmackvollen Vortrages Umfang der Stimme fehlt, empfohlen zu werden verdient. Der Gesang ist sehr fliessend, die Begleitung nicht gemein; Vorzüge, welche man in den neuesten Operarien, welche in den Conzerten gewöhnlich vorgetragen werden, oft vermisst. Schade, dass es dem Componisten am Texte fehlte, und dass er daher die zweyte Strophe desselben in den Adagiosatz aufnahm, wodurch die Behandlung dieser Strophe im zweyten Satze, wenigstens bey denjenigen, welchen der Text einige Bedeutung hat, ihre Wirkung verfehlt.

No. 4 ist ein deutscher Marsch, freundlich, ohne grosse Ansprüche.

No. 5 ein sehr gut geschriebenes Rondo mit Chor voll sanften Ernstes und jener gemüthlichen Feyerlichkeit, welche die besseren französischen Compositionen dieser Art auszeichnet.

No. 6 das Ausgezeichnetste unter diesen Compositionen. Der Componist hat seinen Dichter verstanden. *Schillers* Würde der Frauen, das erste und gelungenste Stück. Man muss mit Wohlgefallen dem lieblichen Flusse der edlen Melodie folgen, welche den Strophen beygelegt ist, in welchen der Dichter die Frauen preist, und kehrt trotz des langen Textes mit Sehnsucht zu ihr von der kräftigen Schilderung des männlichen Treibens zurück. Selbst *Reichardt* scheint uns diese Composition nicht erreicht zu haben. Voll origineller Fröhlichkeit und Lust ist das herrliche *Faunenlied* von *Matthison* — nur dass die sechste Zeile durch öftere Wiederholung zu sehr ausgedehnt worden, könnte getadelt werden; voll reizender, tändelnder Bewegung das durchcomponirte *Lied*

der *Nixen* von demselben. Der *Tanz der Elfen und der Gnomen*, von demselben gedichtet, dringt sich dem Ohre nicht so leicht auf, als die bekannte Composition von *Kanne*. Die Gnomen sind gut charakterisirt. Dasselbe gilt von dem durchcomponirten Gedichte *der Junggesell und der Mühlbach*. Die Melodie von *Zelter* bleibt unnachahmlich: nur sollte sie vielleicht noch eine correspondirende Strophe haben. Sehr lieblich ist der *frühzeitige Frühling* von *Goethe* durchcomponirt. Wir wünschen, dass der Componist seine Laute öfters zu den Weisen unserer ächten deutschen Dichter stimmen möge. — Der Stich aller dieser Musikalien ist gut, das Papier etwas gelb.

A . . . . s.

Berlin, b. Weiss: *Lehrreiche Erzählungen des Miguel Cervantes de Saavedra*, übersetzt von *Friedrich Sigismud Siebmann*. Erster Theil. 1810. 302 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese neue Übertragung der *Novelas exemplares* des *Cervantes* zeichnet sich vor der des Hn. *Soltau*, von welcher wir 1808. No. 209 eine Anzeige lieferten, durch das Bestreben aus, die Urschrift möglichst treu wiederzugeben, und wir würden kein Bedenken tragen, ihr unbedingt vor der älteren den Vorrang einzuräumen, wenn sie ihre Aufgabe befriedigend gelöst hätte. Diess ist nach unserem Ermessen keinesweges der Fall; sie läst noch gar Manches zu wünschen übrig, ohne welches jede Übersetzung immer nur mittelmäsig bleibt. Man kann nur wenige Seiten hinter einander lesen, ohne irgendwo anzustossen. Bald trifft man auf Stellen, die den Sinn nur halb oder ganz unrichtig wiedergeben, bald auf gezwungene oder schleppende Wortfügungen, bald auf übelklingende Wiederholungen, bald auf Sprachfehler, bald auf undeutsche Ausdrücke, bald auf Verletzungen der Treue, bald auf Vernachläſsigungen der Übergänge — lauter Übelstände, unter denen die Nachbildung zu sehr leidet, als dass die lebendige Darstellung des Originals aus ihr hervorgehn könnte. Einige Belege, die sich leicht vermehren liessen, mögen für unsere Behauptung sprechen.

S. XXIV kommt *haben* dreymal hinter einander vor, und S. XXVI *würde* zweymal, und man kann überhaupt fast auf jeder Seite bemerken, wie der Übersetzer für die schleppenden Hülfswörter eine Art von Vorliebe hat. — S. 3 ist in den Worten: — *abgefeimte, jede Gelegenheit ergreifende Diebe*, das: *corrientes y molientes à tode ruedo* nicht einmal angedeutet. *Eine von diesem Volke*. Hier fehlt das anknüpfende *nun* (*pues*), welches fast immer übersehen wird, da es doch zur Geläufigkeit der Erzählung nicht wenig beyträgt. S. 4 hinter *noch so schön* fehlt: und klug. Bey den Worten: und *der alte Raubvogel beschloss*, fehlt wieder die Anknüpfung. Im Original steht: *y asi determinò*, und so beschloss denn. — S. 5 *und vielen Gedichten* — anderen. — S. 9 *lasst die Krabbe nur herangewachsen. Krabbe* für *vapoza*; junges Mädchen, passt nicht; *Dirne* wäre wohl das Entsprechendste. — Hinter: *und sie antwortete*, fehlt: immerfort tanzend — *sin texar et bayle*. S. 10. *Sie war beständig in Furcht, man könne sie ihr entziehn und entführen*. Für das matte *entziehn* besser: unversehends rauben, *despabilar*. — S. 11. *Der ein rechter Erzpoet ist*. Hier wird für den scherzhaften Ausdruck: *un poeta de los del numero, como capitan de batallon*, nicht einmal etwas Ähnliches gesetzt; es liesse sich fast wörtlich geben durch: einer von den Dichtern, die zum Oberstab gehören. S. 24 und 27 lesen wir: *die Dame Nachbarin* — und — *die Dame Trutvantia*. Welcher Deutsche spricht wohl so für: die *Frau* Nachbarin!! u. s. w. — S. 40. *Immer wirst du mich denselben finden, der ich jetzt mich zeige*. Hier kann man jene Frage wiederholen, so wie bey dem: *was ich dich bitte*. — S. 42. Hinter *eines Unterrocks* fehlt: der nicht zwey Realen werth ist. — S. 43. *Bedenke, dass wir ein gefährlich Handwerk treiben, voller Hindernisse und peinlicher Gelegenheiten*. Das Letztere ist eine viel zu wörtliche Übersetzung des *ocasiones forzosas* — besser: *Nothfälle*. — S. 49. *Glänzendes Ordenszeichen* — rothes, *colorado* (von dieser Farbe ist das Kreuz des Sentiagsordens). — S. 52. Für: *Das ist auch kein Wunder, denn da ich viel u. s. w.*, muss es heissen: — es ist — dass, da ich u. s. w. Ebendaselbst steht: *Dass du nicht reisen wolltest, sondern dich zur Ruhe begeben, und bey deinen Ältern bleiben*. Das *dich zur Ruhe begeben*, klingt ganz so, als wenn er zu Bette gehen sollte. S. 54. *Hat etwa eine Dame geboren?* Wer spricht wohl so? — S. 58. *Du scheinst ohnmächtig werden zu wollen, denn du hast dich entfärbt* — für: so sehr hast du dich entfärbt. — S. 59. Köpfchen *klein*, ist ein Sprachfehler, so wie: Gott gepriesen und Sanct Christofel *den Riesen* — und *was an Hexerey will sterben*, ist so steif als nichtssagend. S. 62 ist zu lesen: *Hat er auch mehr Kenntzeichen* (so schreibt der Übersetzer immer für *Kennzeichen*) *als Alle, die noch vor dem jüngsten Gericht herumlaufen werden*. Von diesem wunderlichen Einfalle ist im Original keine Spur, das ganz klar sagt: *als die vor dem jüngsten Tage hergehn werden*. — S. 66. *Schnelle*, besser: Behendigkeit, und hinter *schweigen wir* fehlt: des Tages arbeiten, und in der Nacht stehlen wir. — S. 67. *Wenn sie uns tüchtig heimsucht*. Zu allgemein für: wenn sie senkrecht auf uns fällt. S. 73. *Keiner Cacao werth* — es muss heissen: keiner Cacaobohne werth. S. 75. *Dass sie bereits entschlossen wären* — beschlossen hatten. Ebendaselbst: *Preciosa war sehr glücklich, über ihren stattlichen Stallmeister so zu herrschen* — für — sie war hocherfreut, ihren — — so im Triumph zu führen. — *Als sie einstmals ihr Lager aufgeschlagen hatten, geschah es* u. s. w. Hier fehlt wieder der Übergang: Eines Tages nun, als sie — — —, begab es sich u. s. w. — S. 84. *Wenn du mich nicht wahnsinnig siehst, so kann keine andere Schilderung es ausdrücken, wozu der bittere und grausame Wahn der Eifersucht vermag, und wie schrecklich er martert*. — Dieser Satz ist so unverständlich als

undeutsch. — S. 85. *Denn Diebe meinen, es stehlen alle.* Das Sprichwörtliche des *piensa el ladron que todos son de su condicion*, ist nicht einmal angedeutet, man müfste denn die Häkchen, womit der Satz eingeklammert ist, für eine Bedeutung wollen gelten lassen! Man könnte etwa sagen: denn der Stehler sieht in Jedem einen Hehler. S. 95. *Ich hege den Wunsch*, für: ich habe den Plan. S. 105. *Am Morgen wurde die Horde abgebrochen*, undeutsch für: brach die Horde auf. — S. 136 ist zu lesen; *und du dennoch dahin gebracht bist, rührende Äusserungen des Kummers zu zeigen, so gehört nicht viel dazu, mich zu überzeugen.* — Des Übelklangs in *zeigen* und *überzeugen* nicht zu gedenken, mufs es heifsen: und du dennoch so ohne alle Fassung bist, dafs du wie ein Verzweifelnder dich gebehrdest: so mufs ich natürlich glauben u. f. w., *y con todo esto verte rendido à dar miserables muestras de tu desventura, no es macho, que imagine.* S. 137 steht: Dafs eine Welt die Ursach wissen kann, woraus es entspringt, ohne dafs sich Jemand finden *wird*, der es wagen *würde*. Das *eine Welt* ist preciös für *die ganze Welt*, und das Übrige schleppend und misklingend. — S. 138. Bis dieser sie *verläfst*, und untersuchen *läfst!* — S. 141. Sie *besitze* den vollkommensten Liebreiz. *Besitzen* mufste vermieden werden, da es nachher noch dreymal vorkommt. S. 143 steht dreymal hinter einander *wenn*. Ebendaselbst heifst es: *Louisens Ältern verhehlten die Gunst, welche Cornelio von ihr genofs* — ganz unrichtig für: sie sahen ihm die Gunst nach, — thaten, als bemerkten sie die Gunst nicht — *dissimulaban los favores.* — S. 145. Dafs mein Gesicht *schwand* und ich wie eine Bildsäule dastand. — S. 147 steht *hätte* dreymal. S. 155. *Sie befand sich zwar am Lande, aber nicht an einem Orte, wo ich sie zu Gesicht bekommen haben würde, wenn wir nicht beym Einschiffen zu gleicher Zeit an den Strand gelangt wären.* Das ist ein Galimathias, für: — — aber an einem solchen Orte, dafs ich sie nicht würde wiedergesehn haben, wären wir nicht u. f. w. — S. 156. *Da regte sich mir das Herz wieder* — für: da ward mein Herz von Neuem beklommen; *cubriòse me el corazon de nuevo.* — S. 169. Um *die mächtige Kraft der Liebe noch zu erhöhen* — für: um die mächtige Gewalt der Liebe noch mehr zu verherrlichen. *Para encarecer las poderosas fuerzas de amor.* — S. 187 wird *dafs* zweymal kurz hinter einander dreymal wiederholt. — S. 193. *Die ihn für todt hielt, und ihn lebend, so plötzlich, und voll Furcht und Schrecken, vor sich sah.* Welches Deutsch! Für: — — und nun, da sie ihn — —, von Furcht und Schrecken ergriffen ward. Ebendaselbst steht: Er näherte sich ihr *also so weit.* — S. 202 wird *recompensando con los suyos los des ecos de su muger, teniendolos solicitos y colgados de la respuesta*, sinnwidrig so gegeben: *Er vergalt die Wünsche seiner Gemahlin durch die seinigen, und wähnte diese bevorwortet und entschieden durch die Antwort* — da der Sinn ist: Er vergalt die Wünsche seiner Gemahlin mit Gleichem, und harrte mit inbrünstiger Sehnsucht auf die Antwort. — S. 204. *Die Schwierigkeit anlangend, welche darin liege, den Grossherrn zu befriedigen*, ist eine Phrase aus dem Canzleystil. — S. 209. *Und bat seine Sclaven sehr* — für: Und drang in seine Sclaven, *importuno.* — S. 238. *Es bedarf keines weiteren Stolzes und Prahlens* — für: Grofsthuns und Prahlens. — S. 239. *Fratzen* möchte in diesem Zusammenhang wohl Keiner verstehn. — S. 250. Es *sie* theuer zu stehn kommen wird, ist ein Sprachfehler. — S. 288. *Messerschnitt von vierzehn Schandflecken* — für diese Art Schandflecken haben wir ein eigenes Wort, nämlich: *Schmarre.* —

Wir bemerken nur noch, dafs zu groſser Unbequemlichkeit des Lesers dem Überſetzer es gefallen hat, die langen Erzählungen ohne alle Abſätze fortlaufen zu laſſen — und dafs an der Nachbildung der Lieder und Romanzen die Mühe und Arbeit noch zu ſichtbar ist.

Ha. Ha.

DRESDEN, b. Arnold: *Der Mädchenhüter.* Vom Verfasser des Weibes wie es ist. Zwey Bände. 1808. 388 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. hatte sich Anfangs vorgenommen, eine recht weitläuftige Recension von diesem Romane zu machen, etwa halb so grofs, wie der Roman selbst, oder doch wenigstens einen Bogen lang, und darin zu zeigen und aus einander zu setzen, wie man von Jemand sagen könne, er habe ein Weib verfasset, und zwar ein solches, wie es ist, d. h. ein wirkliches, — und wie von einem solchen Weibverfasser ein Mädchenhüter habe entstehen mögen. Aber in der Folge gefiel es ihm besser, seine Gedanken davon lieber einer eingegangenen — als einer ausgehenden Zeitschrift anzuvertrauen, des Geheimnisses wegen. Nur um über den Mangel an Urtheil in dieser Beurtheilung einige Aufklärung zu geben, und es begreiflich zu machen, wie man in einer Recension nichts von dem zu recensirenden Buche sagen könne, hält er Eines für seine Schuldigkeit zu erwähnen, nämlich, dafs er das Buch nicht eigentlich gelesen hat. Dafs er diefs aber nicht gethan, daran sind die vielen Recensentinnen Schuld, deren Augen und Herzen sich an dem Buche geweidet, und welche einen vortheilhaften Bericht davon in seiner häuslichen Recensiranstalt, damit will er sagen, in dem Zimmer seiner Frau niedergelegt haben. Nun wissen aber schon die Leser von Lafontaines und ähnlichen Romanen, was ein solches Lob sagen will, und wie ungefähr heutzutage ein Roman beschaffen ist, dem es beygelegt wird.

4 4 a X 4.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1811.

ÖKONOMIE.

Prag, b. Calve: *Ökonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.* Zeitschrift für alle Zweige der Land- und Haus-Wirthschaft, des Forst- und Jagd-Wesens im österreichischen Kaiserthum. Herausgegeben von dem ehemaligen Redacteur des patriotischen Tageblatts, *Christian Karl André*, in Brünn. 1811. Erstes bis siebentes Heft. 4. (Der ganze Jahrgang 4 Rthlr. sächs.)

Es fehlte bisher den österreichischen Staaten an einem Institute, wo die Landwirthe ihre Erfahrungen niederlegen, und sich über den Fortgang der Vervollkommnung ihres Gewerbes sowohl im In- als Auslande belehren konnten. Sollten eingewurzelte Vorurtheile ausgerottet, sollte allenthalben eine vernünftigere, dem Klima und Boden anpassendere Bewirthschaftung verbreitet werden: so that es hier, wo die Völker in Sprache, Sitten und klimatischen Wohnplätzen so sehr von einander verschieden sind, vorzüglich Noth, die Bürger dieses Staats mit der Eigenthümlichkeit bekannt zu machen, mit welcher die Landwirthschaft und die mit derselben verbundenen Industriezweige betrieben werden. Der würdige *André* hat daher durch die Herausgabe obiger Zeitschrift sich ein nicht geringes Verdienst um die österreichischen Staaten erworben, indem sie durch die Theilnahme der zahlreichen österreichischen Landwirthe und Forstmänner ein Repertorium alles Wissenswürdigen ist, was für diese beiden Wissenschaften in Ungarn, Böhmen, Österreich, Steyermark, Mähren, Schlesien, Gallizien u. s. w. geschieht. Aber auch für die Landwirthe anderer deutscher Staaten muss ein solches Journal sehr interessant seyn, da in der österreichischen Monarchie für die Verbesserung der Landwirthschaft und des Forstwesens so Vieles gethan, so manches Neue versucht und glücklich ausgeführt wird. Mit Vergnügen wollen wir daher auch diese neue Zeitschrift *Thaers* Annalen und *Sturms* Jahrbuche der Landwirthschaft zur Seite gehen sehen, und für uns Gewinn daraus ziehen. Bis jetzt sind nun sieben Hefte im Publicum erschienen, deren Inhalt immer interessanter wird, wie aus einer kurzen Darstellung und Aushebung des Wichtigsten, (der wir hier kurze Bemerkungen einstreuen wollen,) leicht in die Augen springt. Wir verweilen jedoch weniger bey dem, was schon anderwärts gedruckt zu finden, und hier wieder abgedruckt ist, als bey den Original-Aufsätzen, welche sämmtlich von österreichischen Ökonomen und Forstmännern herrühren.

Erstes oder Januar-Heft. Hier zeichnet sich zuerst in No. 2 eine *Vergleichung der hartigschen und Cameral-Methode*, ein Originalaufsatz des Herausgebers, aus. Sie geht durch mehrere Numern und Hefte fort, ohne an Gründlichkeit zu verlieren. Jedem denkenden Forstmann muss hier der Vorzug der letzteren Methode vor der ersteren einleuchten. Unbedeutender ist der Aufsatz in No. 3 *über die Hindernisse der Landwirthschaft, besonders in Böhmen*, die in dem Mangel an hinlänglich verbreiteten landwirthschaftlichen Kenntnissen, und in der allzu grossen Geringschätzung der Ökonomen, besonders der ökonomischen Beamten, gefunden werden. Indess giebt dieser Aufsatz Veranlassung zu manchen gründlicheren Erörterungen dieses Gegenstandes in den folgenden Heften, auf die wir weiterhin aufmerksam machen werden. In No. 4 wird aus der *Bibliothèque britannique* die Frage untersucht, *ob immer wieder ächte Merinos nachgekauft werden müssen, um die Feinheit der Wolle zu erhalten.* Nach D. *Parry* behält eine Thier-Raçe, welche, in was immer für einem Lande, durch 3—4 Generationen *beständig* gewisse vorzügliche Eigenschaften gezeigt hat, auch durch alle folgenden Generationen dieselben, wenn sie nur gehörig gepflegt, und in den zur Fortpflanzung bestimmten Individuen eine sorgfältige Auswahl getroffen wird; aber die hiezu tauglichsten Individuen sind diejenigen, welche die Eigenschaften, um die es zu thun ist, im höchsten Grade besitzen, nenne man sie, wie man wolle, und stammen sie her, woher sie wollen. Indessen pflichten wir doch der hier gegebenen Meinung des Herausgebers bey, dass nach und nach die Quantität der Wolle abnehme, und dass es bey dem Veredlungsgeschäft am rathsamsten sey, vorzüglich dahin zu sehen, dass man die möglichst grösste Menge Prima-Wolle erhalte, welche der spanischen an Dichtheit und Stärke, an Elasticität, Milde und Geschmeidigkeit gleich kömmt. — Zur Verhütung der Viehseuche wird in derselben Numer sehr richtig die Stallfütterung und das Räuchern mit oxygenirter Salz- oder Salpeter-Säure empfohlen. In No. 5 (No. 6 ist ein Druckfehler) verdient noch die genauere Beschreibung und Abbildung des Exstirpators Erwähnung.

Zweytes oder Februar-Heft. Man findet hier in No. 6 und 7 einen kurzen *Begriff von den Haupt-Wirthschaftssystemen*, aus dem täglichen Taschenbuche für Landwirthe auf 1811, der weiteren Verbrei-

tung werth! Ingleichen eine *nähere Prüfung der Frage: ob es vortheilhafter sey, das Holz im Walde mittelst der Säge, oder der Axt zu Brennholz zu fällen.* Ferner ist in No. 8 aus *Boguslawskys* Briefen über die Champagne und Lothringen an einen schlesischen Landwirth mitgetheilt: *Etwas über den Weinbau in der Champagne und die Bereitung des beliebten champagner Weins.* Endlich noch ein Aufsatz *über den Brand im Waizen* (in No. 9 in Beziehung auf No. 4), den der frische Dünger vorzüglich begünstigen soll; und in No. 10 eine sehr ausführliche *Anweisung zur Erzeugung des Zuckers aus dem Safte der inländischen Ahornbäume*, von D. *Bürger* in Klagenfurt mitgetheilt, und von der ständischen Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste in Kärnthen aufgesetzt. Sehr lesenswerth!

Drittes oder März-Heft. In einem Auffatz in No. 11 *über die Hindernisse der Landwirthschaft, besonders in Böhmen*, widerspricht der Vf., *F. N.* in Prag, wie er sich unterzeichnet hat, der oben in No. 3 geäusserten Behauptung, dass die ungleichen Fortschritte der Landwirthschaft in Böhmen vorzüglich in dem Mangel an ökonomischen Kenntnissen bey Beamten und Bauern, und in dem geringschätzigen Benehmen gegen die Verwalter, zu suchen sey, und macht auf mehrere andere Hindernisse einer verbesserten Landwirthschaft in Böhmen aufmerksam, welche ganz local sind, und beherzigt zu werden verdienen. So viel Vortreffliches dieser Auffatz auch enthält: so können wir doch, in einem so gelesenen Blatte, die unvorsichtige Äusserung, dass der Bauer in Böhmen lieber die Bibel, Gesangbücher u. s. w. lese, als ökonomische Schriften, nicht ungerügt lassen. — Mit Recht wird in derselben Numer die ob der ensische Ökonomie, und vorzüglich die daselbst getriebene, der bambergischen ähnliche, Obstbaumzucht, ingleichen die Waldcultur getadelt. — Unbedeutend ist die *Beantwortung der Fragen über Flachsbau in Bezug auf die gräfl. truchsessische Herrschaft Bistrau an der nordwestl. Grenze von Mähren*, vom Oberamtmann *Gerlach*. Wichtiger sind hier: *Noch ein paar Einwürfe gegen die hartigsche Taxations-Methode.* Sehr viel Treffliches und Wahres enthält auch in No. 12 die *Charakteristik eines Wirthschaftsbeamten*, von *S. W. S.* — Lesenswerth ist ferner die *Beschreibung einiger Insecten-Verwüstungen in den pilsner Forsten in den Jahren* 1808 *und* 1809, von dem Waldbereiter *P. H. L. von Lusek*, in No. 13. — Recht brav ist der Auffatz in No. 14 *über die Hindernisse der Landwirthschaft*, die der Vf. in dem Mangel an hinlänglich verbreiteten ökonomischen Kenntnissen, in der grossen Geringschätzung der Ökonomen, im Mangel an hinlänglichem Lebensunterhalte der Wirthschaftsbeamten und in der Unsicherheit ihrer Existenz für die Zukunft findet. Nur widerspricht auch Rec. der hier geäusserten Meinung, dass die mit den Universitäten verbundenen Lehrstühle der Landwirthschaft wenig leisten, weil diese sich vorzüglich auf Ausübung und Erfahrung gründe, aus dem Grunde, weil auch hier auf mehreren Universitäten jener Unterricht nicht bloss theoretisch, sondern auch zugleich praktisch ertheilt zu werden pflegt. — Die ebendaselbst mitgetheilte *vorläufige Antwort über Sommerrübsenbau* ist oberflächlich und unbefriedigend. — Interessant sind dagegen die *kurzen Entwickelungen der Verschiedenheiten der Ackerbausysteme Fellenbergs* und *Thaers* (aus der Grafschaft Glaz eingesendet). Beherzigenswerth ist auch No. 15 das *Paradies der Ökonomen*, wozu die Erde durch Baumpflanzungen auf den Rainen, an Wegen, Bachufern u. s. w. gemacht werden soll, so wie es etwa in Hoschtiz, oder Kuhländchen in Mähren ist, wo man das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden weiss. Gegen den ebendaselbst gethanen patriotischen Vorschlag zu einem Schafmarkt an unsere Güterbesitzer, dessen Realisirung allerdings zu wünschen wäre, stossen leider nur allzu viele Bedenklichkeiten auf, die nicht wohl zu beseitigen seyn möchten.

Viertes oder April-Heft. Die *Vorschläge, die Minderung der Fleischtheuerung betreffend*, No. 16 möchten wohl nicht anwendbar und zu drückend seyn. Die hier ebenfalls empfohlene *Behandlung des eingeärndteten Brandwaizens, ihn bey Kälte mit Schnee, an welchen sich der Brand hänge, zu reinigen*, möchte wohl dem gewöhnlichen Waschen nachstehen. No. 17 enthält unter andern: *Nur 12 Paragraphen über die Mängel in der Weincultur in Ungarn, ein Promemoria zum Denken, Beherzigen und Handeln für Ungarns ächte Patrioten* (von einem Veteranen in der Ökonomie). — Unerheblich ist die zweyte *Antwort auf die Anfrage wegen Flachsbau in Böhmen.* Instructiv dagegen *Anfragen über den besten Wirthschaftsbetrieb auf einem strengen Thonboden* in No. 18. — In No. 19 befindet sich ein lesenswerther Auffatz *über einige Ursachen der Theurung und Vorschläge zur Wohlfeilheit, in sofern sie von der Landwirthschaft und dem Forstwesen abhängen*, von *Schiessler*. Ingleichen *über die Viehzucht in unseren Staaten*, aus einem Schreiben des Gr. *v. Enzenberg* in Klagenfurt. Besser, sagt er hier unter anderen, weniger und gutes, als vieles und schlechtes Vieh — sehr wahr! No. 20 endlich enthält einen *Wechselwirthschaftsplan einer ungarischen Puste*, nämlich der Puste Kelletsai, welche aus 1100 Joch Gründen besteht, die einstweilen in 10 Felderschläge eingetheilt sind, in denen im ersten Jahr Erdäpfel, dann Gerste mit Klee, Klee, Waizen, Wicken, Erdäpfel, Hafer mit Klee, Klee, Korn, Erbsen oder Bohnen gebauet worden. Ausführliche Wirthschaftstabellen, welche beygefügt sind, machen Alles anschaulich.

Fünftes oder May-Heft. Hr. *Schultschick*, Amtmann in Landskron in Böhmen, beantwortet hier in No. 21 die Frage: *Ist das Melken der Mutterschafe ihrer Veredlung in der folgenden Generation nicht nachtheilig?* Es macht seinem Patriotismus Ehre, dass er jetzt, da der verheerende Krieg in Spanien so viele feine Schafe vertilgt, und also auch die Production der feinen Wolle und die Bereitung feiner Tücher vermindert, mit Wärme darauf dringt, die vaterländische Schafzucht zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen, und den bisherigen vater-

ländischen Activhandel mit feiner Wolle und feinen Tüchern zu erweitern. Aber Veredlung und Verfeinerung des Schafviehes hält er so lange für unmöglich, als der alte, nur scheinbar vortheilhafte, Gebrauch der Melkung beybehalten wird, und sucht es (No. 22 und 23 als in der Fortsetzung und in dem Beschluss dieser Abhandlung) durch die Erfahrung zu beweisen, dass eine immer gut genährte Schafheerde, *nach Abschaffung der Melkung*, auch ohne besonderen Aufwand auf die Beyschaffung der edelsten Sprungwidder, gleichsam durch sich selbst veredelt werde. Mehrere Einwendungen dagegen werden gründlich widerlegt. Um die Schafe zu veredeln und ihre Wolle zu verfeinern, bedarf es ausgewählter edler und feiner Widder, noch weit mehr aber guter Nahrung und Pflege, mit welcher sich das Melken durchaus nicht verträgt, indem es der Wolle den nöthigen Glanz, Kern, Stärke, Milde und Geschmeidigkeit (Elasticität) entzieht, und zugleich die Quantität derselben verringert. — Das Melken der Schafmütter ist aber auch den folgenden Generationen nachtheilig; das schon veredelte Schafvieh artet dadurch aus, weil es dadurch geschwächt wird. Diess bestätigt auch eine Vergleichung mit anderen Thieren. Die Vertheidiger der Schafmelkung dürfen sich hier nicht auf die Schafe des Pachters *Peschl* zu Rothensee in Niederösterreich im Viertel unterm Manhardsberg berufen, welche, ungeachtet der beständigen Melkung, einen hohen Grad der Veredlung und Verfeinerung haben, und selbst ihre Nachbarn hierin übertreffen, auch sehr schöne und kräftige Lämmer bringen. Denn bey diesem herrscht nicht nur eine verschwenderische Fütterung, sondern er hat auch schon früher die ausgewähltesten Mütter und theuersten Stöhre aus Halitsch bezogen; überdiess verkauft er einen Drittheil der Einen Monat alten Lämmer in Wien zum Schlachten. Ob aber nicht dieselbe Verfahrungsart, *ohne Melkung* wenigstens derjenigen Mütter, die ihre zur Nachzucht bestimmten Lämmer länger säugen müssen, noch mehr und schneller die Veredlung und Verfeinerung des Schafviehes bewirken würde —, das ist eine Frage, welche hier noch immer mit Recht aufgeworfen werden kann. — Ein sehr guter Praktiker setzt in derselben Numer die oben No. 19 angestellte *Vergleichung der hartigschen und Cameral-Taxations-Methode* fort, und giebt der letzteren, aus triftigen Gründen, den Vorzug. Er spricht überall aus eigener Erfahrung. — Zur Abhülfe des Holzmangels in den österreichischen Staaten schlägt der Hofrath *v. Walberg* verschiedene schnellwachsende Holzarten für jene vor. — No. 24 enthält unter anderen *Nachrichten über die fürstl. lichnowskische Schafzucht, sowohl im österreich. kaiserl., als königl. preuss. Antheile Schlesiens, um die Gegend von Troppau.* Wir wünschen, dass hier die Veredlung des Schafviehes mit derselben Sorgfalt, wie bisher, fortgetrieben werde. — Unter den merkwürdigen Ökonomen, denen eine eigene Rubrik gewidmet ist, wird des im vorigen Jahre im 74 Jahre verstorbenen sächs. Conferenzministers, Grafen *Detlew v. Einsiedel*, der seit vielen Jahren Director der königl. ökonom. Societät in Leipzig war, mit Ruhm gedacht. Seine Errichtung neuer Fabriken, vorzüglich seine Eisengussfabrik in Mückerling, welche die vollendetsten Werke in Gusseisen lieferte, so gut, als wenn sie aus England kämen, ingleichen seine Verbesserungen des Ackerbaues und der Viehzucht durch die kostbarsten Versuche und durch Herbeyschaffung der dazu erfoderlichen Hülfsmittel u. s. w. — verdienten allerdings im dankbaren Andenken erhalten zu werden. In No. 25 wird eine *Beschreibung der fellenbergischen Maschinen*; so wie sie in der zu Hofwyl angelegten Instrumentenfabrik verfertigt werden, ihrer Eigenheiten, ihres Gebrauchs und Nutzens mitgetheilt, die jedem Landwirthe willkommen seyn wird.

Sechstes oder Juny-Heft. No. 26. *Meinungen über den Brand im Waizen*, als Beytrag zu No. 4. Dem Vf. von A. stimmt auch Rec., trotz aller anderen Behauptungen, noch immer bey, dass jene Krankheit *vorzüglich* aus unvollkommenem oder unreifem Samen entstehe, und dass eben darum das Einkalken wirksam sey, so wie es auch im vorigen Jahre vor Brand sicherte. Es kömmt nur alles darauf an, dass man dieses Geschäft des Einkalkens nicht anderen Leuten überlasse, sondern selbst in eigener Person mit aller Sorgfalt verrichte. Doch ist es möglich, dass auch, wie ein Anderer hier behauptet, das sogenannte Schrapfen des Waizens (oder Särben, wie es hier heisst), besonders bey trockener Witterung, den Brand begünstige. — *Von den Hindernissen der Landwirthschaft* spricht auch hier von neuem der Graf *Enzenberg* in Klagenfurt, welchem eins der grössten Hindernisse der Landescultur der Starrsinn der Lehnherren ist, dieses Stück und kein anderes als Lehen erkennen zu wollen. In No. 28 wird Hn. *Zimmermanns Bedenken über die Wechselwirthschaft* einer strengen Kritik unterworfen, der auch wir beyzutreten uns verpflichtet fühlen. Wir übergehen die übrigen Aufsätze, um nicht zu weitläuftig zu werden, und berichtigen nur noch einen in No. 30 eingeschlichenen Irrthum des Herausgebers, dass nämlich das Einmachen und Säuern der ganzen Krautblätter in Thüringen sehr üblich sey. Nicht von den Blättern, sondern von den lockeren Häuptern (Pfuschen genannt) gilt dieses, und sie machen das in Thüringen so beliebte Kummst oder Kummstkraut aus.

Siebentes oder July-Heft. In No. 31, wo unter anderen *von der Hebung der Landwirthschaften entgegenstehenden Hindernisse* die Rede ist, thut der Vf., um der Unwissenheit der Wirthschaftsbeamten zu steuern, die beherzigenswerthen Vorschläge: 1) Der Staat solle in verschiedenen Gegenden auf seinen Besitzungen die vorzüglichsten Ökonomen anstellen, welche auf die, der Gegend angemessene, vortheilhafteste Art die Wirthschaft führten, alle neuen Versuche mit Überlegung veranlassten, und sodann aus ihren gemachten Erfahrungen die bewährt gefundenen weiter verbreiteten. 2) Solle es zum Gesetz gemacht werden, dass jeder Wirthschaftsbeamte, vor seiner Anstellung, sich von jenen, auf Staatsbesitzungen zu diesem Zwecke angestellten, vorzüglichsten Ober-

beamten in allen ökonomischen Gegenständen theoretisch und auch praktisch prüfen lasse, und nicht eher immatriculirt und angestellt werde, bis er gut bestanden habe. Welche Fortschritte würden in der Landwirthschaft der österreichischen Staaten bewirkt werden, wenn diese Vorschläge der Ausführung werth geachtet würden! — Mit Recht wird in derselben Numer das sogenannte, in ganz Oberkärnthen gewöhnliche Tasenschneitzen, oder Taxenschnatzen gerügt, dessen sich die Landwirthe in den Nadelhölzern, zum grossen Nachtheil derselben, im späten Herbste schuldig machen, um ihrem Viehe, wegen Mangel an Stroh, Streu zu verschaffen. — Einen trefflichen Aufsatz des Freyherrn *von M—y über die Hindernisse, welche der Ökonomie in Ungarn entgegenstehen,* enthält No. 32. Der Vf. nennt hier als Hinderniss der Veredlung der Landwirthschaft zuerst die auf die *Staatsverfassung* Ungarns gegründete *gleiche* Theilung der Güter, und also die immer grössere Auflösung des Ganzen in die kleinsten Bestandtheile, so dass mancher reicher Gutsbesitzer kein einziges Dorf allein, wohl aber Antheile an 20 Ortschaften besitze. Eben so nachtheilig auf Industrie muss auch das in Ungarn ebenfalls *gesetzliche Pfandrecht* wirken, d. h. der gestattete Wiederkauf der Güter nach einer bestimmten Anzahl (gewöhnlich 32) Jahre, so dass der Besitzer nach Verlauf jener Zeit seines Besitzes keinen Augenblick sicher ist. Endlich wird hier auch noch der in Ungarn gebräuchlichen Art der Bewirthschaftung gedacht, nach welcher alle Arbeiten durch Frohndienste verrichtet werden. Hiezu kömmt sodann 2) das in Ungarn, besonders für Ökonomie äusserst ungünstige Verhältniss der Population, so dass in den nördlichen, meist gebirgigen Gegenden des Reichs die übervölkerten Bewohner, aus Mangel an Nahrung, jährlich auswandern müssen, während es den südlicheren und gerade fruchtbarsten an Menschenhänden fehlt. 3) Steht die Geistescultur in Ungarn in Rücksicht auf wissenschaftliche Kenntnisse in der Ökonomie auf einer niedrigen Stufe; es fehlt am Unterrichte, mehr noch an den katholischen, als protestantischen Instituten. Endlich 4) ist auch die Bildung der ungarischen Beamten gering! — Möge die Bildungsanstalt des Grafen *v. Festetits* für angehende Beamte besser benutzt werden! Einige *Gedanken zur gründlichen Verbesserung der Viehzucht* in No. 33 sollten billig, vornehmlich von den Marchgegenden, beherzigt werden. — Aus der Nachricht über die am 4 Jul. d. J. im fürstl. schwarzenberg. Gartengebäude am Rennweg in Wien feilgebotenen, über Frankreich bezogenen, spanischen Schafe in No. 35 sieht man, dass dieselben der Erwartung der Kauflustigen nicht entsprachen, indem sie sich weder durch Körpergestalt, noch durch Menge und Feinheit der Wolle auszeichneten. — Nützlich ist noch der angehängte Anzeiger für Dienstanerbieten, Nachrichten u. s. w.

Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung dieser Zeitschrift entgegen, und freuen uns der ferneren so thätigen Unterstützung vaterländischer Landwirthe, durch welche allein dieses Institut gedeihen wird. Dass die Verlagshandlung nicht für besseren Druck und Papier gesorgt hat, obgleich eine Zeitschrift dieser Art durch viele, oft wohl des Lesens unkundige und ungeschickte, Hände zu gehen pflegt, das können wir nicht ungerügt lassen. — sch —

Meissen, b. Erbstein: *Versuch einer Classification der Wein-Sorten nach ihren Beeren.* Von M. *Christian August Frege*, Pastor in Striegnitz bey Meissen und Ehrenmitglied der kursächs. Weinbaugesellschaft. 1804. 171 S. 8. (14 gr.)

Nach so vielen Fortschritten in der Naturgeschichte, sollte nun wohl einmal die Reihe an die Weinstöcke und ihre Früchte kommen, die bis jetzt so vielfache Benennungen haben, als mancher Stock Blätter. Der Vf. will einen Anfang machen, die bisherige Verwirrung der Benennungen aufzuheben. Einigermassen hat er die Bahn gebrochen; aber noch immer nicht hinlängliches Licht verbreitet. In der Einleitung liefert er eine Monographie über die ganze Gattung *Vitis*, welche ihm den Weg zu einigen Gedanken über die Abstammung der zahlreichen Weinsorten bahnen soll. Diese Einleitung ist sehr lehrreich und mit grosser Genauigkeit abgefasst. Die Gattungen, die Arten und die Kennzeichen der Weinbeer-Sorten sind gut geordnet. Er giebt zwölf Hauptgattungen an, und behauptet, dass noch über dreyhundert Verschiedenheiten beym fruchttragenden Weinstock vorkommen. In Absicht der Blätter macht er sechs Abtheilungen, und die Form der Beere bestimmt er S. 25 nach Zollen. Die Erklärung einiger Kunstwörter beym Weinbau ist nicht ganz vollständig und richtig; wenigstens hätte angegeben werden sollen, in welcher Provinz man das eine oder das andere Wort brauche. Z. B. in Sachsen sagt man *Decken*, nicht Bedecken, wenn die Stöcke mit Erde für den Winter bedeckt werden. *Grundreben*, in Sachsen Wasserreben. Die tabellarische Übersicht der Weinsorten S. 36 ist bloss nach *Sprenger's* Weinbau, *Walther's* Traubentabelle, *Salzmann's* Pomologie, der fränkischen Sammlung und *Succow's* Botanik gemacht, und durch dieselbe ist zwar einige Ordnung bewirkt, aber die Verschiedenheit der Benennungen noch nicht gehoben worden. So sollte z. B. S. 40 beym Schönfeilner stehen, wie er an anderen Orten genannt wird, und so auch bey den übrigen Sorten. Nach der Eintheilung dieser Tabelle werden nun von S. 47 an alle die angegebenen Weintraubensorten nach ihren Classen beschrieben. Blatt, Boden, Farbe und Zeitigung wird aus den genannten Schriften angegeben. Da der Vf. selbst in Sachsen, und ein Beförderer des Weinbaues ist: so konnte er leicht bey jeder Sorte bemerken, wie sie auch hier gebauet werde, und welchen Namen sie führe. Sogar die rheinischen Benennungen fehlen sehr oft. Der beschriebenen Weinsorten sind 205. Endlich ist noch eine Tabelle nach der Zeit der Reifung angefügt. Von des Vfs. Fleiss kann man nach diesem Versuch noch manche nützliche Arbeiten, den Weinbau betreffend, erwarten. Wir wünschen aber sehr, dass er mehr auf deutsches Klima und Cultur Rücksicht nehme, und dabey eigene Erfahrung sowohl als die seiner benachbarten Freunde anwende. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 NOVEMBER, 1811.

TECHNOLOGIE.

Berlin, b. Franke: *Sammlung praktischer Erfahrungen und Beobachtungen für Brantweinbrenner, Bierbrauer, Weissbecker, Essigfabricanten, Stärkefabricanten, Farbenfabricanten, Liqueurfabricanten und Parfumeurs*, zur Beförderung und Vervollkommnung ihrer Gewerbe, so wie der Stadt- und Land-Wirthschaft überhaupt. Herausgegeben von Dr. *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, königl. Geh. Rath, wie auch Ober-Medicinalrath und Prof. zu Berlin u. s. w. *Ersten Bandes erstes Heft*, 1803, *zweytes Heft*, mit 1 Kupfer, 1804. Beide in fortlaufender Seitenzahl XVI, X, und 352 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Im vergangenen Jahrhundert sind allerdings mächtige Fortschritte in der richtigern Erkenntniss der Natur-Producte, und ihrer vollkommneren Bearbeitung für unsere Bedürfnisse, vorzüglich durch Hülfe der Chemie, gemacht worden. Allein selten kamen diese nützlichen Erfahrungen und Bemerkungen in die Hände des gewerbetreibenden Mannes, für den sie doch eigentlich bestimmt waren, und so blieben dem Ökonomen, dem von Städten entfernten Güterbesitzer, dem Landmanne, die einzelne Zweige der Gewerbskunde für ihre Rechnung betreiben, die grössten Vortheile verborgen, weil sie nicht alle jene theuren, oder in fremden Sprachen geschriebenen Werke, in welchen diese neueren Erfahrungen zerstreut anzutreffen sind, selbst lesen können. Diess bewog Hn. *H.* zur Herausgabe der gegenwärtigen Sammlung, deren gute Absicht, alles Nützliche, was sich in gedachten Werken findet, dem Publicum auf einem wohlfeileren Wege in die Hände zu liefern, gewiss Beyfall verdient. Wir theilen den Inhalt der bis jetzt erschienenen beiden Hefte nebst einigen Bemerkungen mit.

Erstes Heft. I. Erfahrungen und Beobachtungen über den Brantwein überhaupt, über die Art, die Brantwein-Destillation zu verbessern, den Brantwein zu veredeln, und ihn zur Anwendung für andere Bedürfnisse nützlich zu machen. Vom *Herausgeber*. Er spricht hier von den Mitteln, aus welchen Brantwein verfertigt werden kann, von den verschiedenen Arten Brantwein, von den Mängeln seiner Bereitung, von der Vorbereitung der Brantweinmaterialien. Dahin rechnet der Vf. das Malzen des Getreides: aber die Engländer sollen nach neueren Erfahrungen behaupten, dass gemalztes Getreide ein Fünftheil weniger Brantwein gebe, als ungemalztes; auch haben Erfahrungen in deutschen Brennereyen, wo man versuchte, lauter Malz zu brennen, dem gehofften Vortheil nicht entsprochen. Auch darin irret der Vf., dass eine gährende Maischmasse von ungemalztem Getreide leichter sauer werde, als von gemalztem. Das Malz kann die Säure nicht verhindern, sondern dieser schnellere Übergang von der geistigen zur Essig-Gährung in den warmen Sommer-Monaten entsteht bloss durch die Menge des kochenden Wassers, das zur Maische gekommen. Der Grund ist leicht einzusehen. Denn man erhält in diesen warmen Monaten seinen gehörigen Brantwein, wenn man auch ein Sechstheil Getreide weniger einmaischt, weil alsdann so viel weniger kochendes Wasser hinzukommt, das sich nun früher abkühlen kann. Der Anfang zur sauern Gährung ist bereits in der Maische befindlich, noch ehe sie einmal in die Gährung gebracht worden. Denn maischt man in den warmen Monaten eben so viel Getreide ein, als in den kühleren Monaten: so kühlt sich die Maische wegen des vielen kochenden Wassers nicht schnell genug ab, und sie wird nach der Kunstsprache schon trabensauer, ehe noch das kalte Wasser zum Anstellen mit der Hefe ihr gegeben worden. *Von der Structur der Maischbottige.* Merkwürdig sind die Versuche des Vfs., der aus dem Brantweinspülig noch so viel Brantwein gewann, dass es 3 berl. Quart auf einen berliner Scheffel Getreide betrug, wodurch bey einer grossen Brennerey, in welcher jährlich 3000 Scheffel Getreide verarbeitet werden, 33 Oxhoft Brantwein mehr gewonnen werden könnten. Rec. giebt dem Vf. völligen Beyfall, wenn er diesen Verlust an Brantwein, der im Spülig zurückbleibt, der unzweckmässigen Form der Maischbottige zuschreibt, und er freuet sich, hier die nämliche Hypothese zu finden, die er schon öffentlich mitgetheilt hat, dass die zu früh eintretende Säure in eine gährende Masse durch das Zuströmen und Einsaugen des Sauerstoffs aus der Atmosphäre befördert werde, wozu eben die Form der jetzigen Maischbottige die Veranlassung giebt. Die vorgeschlagene verbesserte Einrichtung derselben billigt daher Rec. ganz; doch lehrt die Erfahrung, dass, je mehr Brantwein aus dem Spülig gezogen wird, man desto geringeres Futter für das Vieh erhält, und umgekehrt, je weniger Brantwein gewonnen wird, desto kräftiger und nahrhafter ist das Spülig. Es würde daher erst zu berechnen seyn, ob der Verlust an der Mast, wegen des geringeren Futters, durch den

mehr zu gewinnenden Brantwein ersetzt werde. In den meisten Brennereyen richtet man sein Hauptaugenmerk auf die Mast; um diese vollkommen zu machen, verarbeitet man absichtlich einige Scheffel Getreide täglich mehr, und zwar bey der nämlichen Quantität Wasser, um nur starkes, steifes Futter zu bekommen, obschon man gar wohl weiss, dass man das Quantum Brantwein nicht erhält, das diese mehreren Scheffel geben müssten. — *Über die Form der Destillirblasen und Helme.* Der Tadel des Vfs. über die meisten jetzigen Blasen ist ganz gegründet; aber wenn er, zur Verdichtung der Dämpfe im Helm, denselben mit einer Wasserfläche umgeben haben will, worunter er den sogenannten Mohrenkopf versteht: so wundert sich Rec., wie er diese von allen praktischen Brantweinbrennern, selbst von grossen Chemikern, verworfene und offenbar nachtheilige Vorrichtung empfehlen kann! Der beste Beweis, dass diese Anstalt nichts taugt, ist der, dass man sie in allen Brennereyen, wo man sie mit grossen Kosten anlegte, längst wieder hat abschaffen müssen. Nicht im Helm, denn dieser *muss* gleiche Hitze mit der Blase haben, wenn die Dämpfe ungehindert in ihm steigen sollen, sondern in der Kühlröhre, und zwar einer Schlangenröhre, muss die Verdichtung der Dämpfe geschehen; und so billigt Rec. sehr den Vorschlag des Vfs., die Destillationen aus einem Helme mit zwey Schlangenröhren zu verrichten. — *Über die Ersparung des Brennmaterials in den Brennereyen.* Der Vf. ziehet Torf, Stein- und Braun-Kohlen der Holzfeurung vor. Dem kann Rec. nicht beypflichten. Wo man die Wahl hat, und wo letzteres im Überfluss zu haben ist, da wird man gern erstere Producte meiden, und letzteres wählen, vorausgesetzt, dass es Büchen-, wenigstens Eichen-Holz sey. Bey jenen Producten ist die Procedur langsamer, der Arbeiter wird nicht fertig, es dauert zu lange, ehe die Kohlen in Gluth kommen, und mithin kömmt in fabrikmässigen Brennereyen, wo alle Arbeit nach Stunden, Minuten abgemessen ist, der ganze Geschäftsgang in Unordnung. — *Über die Methode, den gemeinen Brantwein zu veredeln, und ihn von seinem stinkenden Fuselgeruch zu befreyen.* Es ist die bekannte *lowitz*ische Methode mit Kohlenpulver. Der Vf. schreibt den stinkenden Geruch des gemeinen Brantweins den glutinösen Theilen bey, welche im Getreide enthalten sind, und welche während der geistigen Gährung der mehl- und zuckerartigen Theile eine faule Gährung erleiden sollen. Aber Rec. ist der Meinung, dass der Fuselgeschmack blos vom Phlegma herrühret. Bey jeder geistigen Destillation ist das, was vorangeht, allemal rein am Geschmack; je länger die Destillation dauert, desto mehr nähert sich der Geschmack dem Fusel. Einen Beweis giebt eben das Kohlenpulver, es ziehet das Phlegma an sich, und reiniget nicht nur den Brantwein, sondern verstärkt ihn auch, wie das Aräometer zeigt. Aber so gute Wirkung das Kohlenpulver auch leistet: so ist dennoch des Vfs. Vorschrift, dasselbe blos mit dem Brantwein zu vermischen und dann abzuziehen, nicht anwendbar, weil der Brantwein davon eine aschgraue unangenehme Farbe bekömmt: er muss also mit dem Kohlenpulver nothwendig destillirt werden. — Den Schluss dieser Abhandlung macht eine Vorschrift, *den gemeinen Brantwein dem Coignac oder Franzbrantwein ähnlich zu machen.* Der Vf. vermischte mit Kohlen gereinigten Brantwein mit Essigäther, oder mit Weinessig, zog nun das Gemisch in einer Retorte über, und erhielt ein dem schönsten stärksten Franzbrantweine im Geruch und Geschmack gleichkommendes Destillat. Die gelbe Farbe gab er ihm durch gemahlne Eichenlohe. II. *Über den Zusatz des Hopfens bey dem Bierbrauen, und über die Ersatzmittel des Hopfens.* Von Hn. *F. C. Drechsler* in Cellerfeld. Der Vf. hat interessante Versuche mit den bekanntesten Hopfen-Surrogaten gemacht, und gefunden, dass unter allen der *Bitterklee* (*Menyanthes trifoliata*) den Vorzug verdiene. Nach Versuchen im Grossen zu Cellerfeld haben 6 Loth zerschnittene Blätter des Bitterklees, nebst ½ Himpten Hopfen, eben so viel geleistet, als 2 Himpten Hopfen, welche im Winter, und 3 Himpten, welche im Sommer zu einem Gebraue genommen wurden. Auch ohne Hopfenzusatz, bloss von 6 Loth Bitterklee, hatte man ein erwünschtes Bier bekommen. Rec. empfiehlt bey diesem, wie bey allen Surrogaten, möglichste Vorsicht, da fast alle Surrogate mehr oder weniger Unannehmlichkeiten für die Gesundheit erzeugen können. III. *Bemerkungen über eiserne und über hölzerne Brantweinblasen.* Vom Hn. Commercienr. *Neuenhahn* in Nordhausen. Mit einigen Anmerkungen vom Herausgeber. Dieser Aufsatz ist aus dem *Reichs-Anzeiger* (1801. No. 273) entlehnt. Auch erzählt der Vf. in der dritten Auflage seiner *Brantweinbrennerey* u. s. w. seinen grossen Versuch, aus einer hölzernen Blase zu destilliren, ausführlich. — IV. *Über die Darstellung einer trockenen Hefe, und die Entbehrlichkeit eines Surrogats für die Hefe überhaupt.* Vom Hn. Baron *v. Teubern* zu Cahla bey Jena. Diess ist die Hefe, die der Dr. *Seetzen* in Jever zu Schiedam in Holland kennen lernte, und im Journal für Fabrik, Handlung und Mode bekannt machte. Sehr wahrscheinlich ist das eine ähnliche, die in Deutschland schon längst unter dem Namen *Presshefe* und *Sackhefe* durch Fuhrleute verfahren und verkauft wird. Erstere ist grau, von geringerer Güte als letztere, welche weiss ist, und in langen schmalen Säcken, jene aber in Fässern, verkauft wird; beide nach dem Gewicht. — V. *Über die englische Bierbrauerey.* Eine Beschreibung der jenseit Blakfriers-Brake gelegenen grossen Brauerey, aus der Reisebeschreibung durch England, Schottland und die Hebriden, von *Faujas Saint Fond* entlehnt, welche Brauerey Erstaunen und Bewunderung erregt. — VI. *Erfahrungen und Beobachtungen über den Kleber, oder den glutinösen Theil des Weizens.* Von *Heinr. Alex. Tessier* in Paris. Eine sehr interessante Abhandlung, die keines Auszugs fähig ist. Auch *Parmentier* machte Versuche über den Kleber, die allerdings fortgesetzt zu werden verdienen. — VII. *Über die Art und Weise, dem gemeinen Brantwein*

den stinkenden Geruch und Geschmack zu benehmen. Von *Nils Nyström.* Diess geschieht durch Schwefelsäure, von welcher man 10 Loth in ¼ Kanne Wasser tröpfelt, und dieses Quantum in 15 Kannen stinkenden Brantwein giesst. Nach der Destillation desselben, bis auf die Hälfte, erhält man reinen Brantwein. Die kupferne Blase wird von der Vitriolsäure keinesweges angegriffen, weil diese mit Wasser hinreichend verdünnt ist. Allein das stinkende, brandige Wesen eines Brantweins befindet sich allemal im Phlegma, nicht im Weingeiste. Destillirt man die Hälfte davon ab: so geht der reine Weingeist allein über, das Phlegma bleibt zurück. Sollte also nicht ein jeder stinkende Brantwein auf diese Weise, auch ohne Schwefelsäure, verbessert werden können? Um das vorige Quantum an Brantwein wieder zu bekommen, müsste man denn den Weingeist mit eben so viel reinem Brunnenwasser vermischen. — VIII. *Über die gelben Möhren oder Mohrrüben, als ein neues Substitut für das Korn, um Brantwein in beträchtlicher Quantität und mit Vortheil daraus brennen zu können.* Von Hn. *J. R. Forster.* Nach Rec. Meinung müssen die hier angegeben Resultate wohl erst durch fernere Versuche bestätiget werden. Alle Surrogate zum Brantweinbrennen sind gut, nur müssen sie nothwendig so viel Brantwein geben, dass sie die Kosten bezahlen. — IX. *Beschreibung einer neuen Vorrichtung zum Abkühlen für die Brantweinbrennereyen.* Von Hn. *Joh. Gadolin,* Prof. der Chemie u. s. w. Es wäre zu wünschen, dass diese Anstalt im Grossen versucht würde. — X. *Über den Nutzen des Bitterklees als Surrogat des Hopfens beym Bierbrauen, durch die Erfahrung bestätiget.* Von Hn. *C. F. Landroeck* zu Plauen. Eine Bestätigung der Erfahrung des oben unter No. II genannten Hn. *Drechsler.* — XI. *Bemerkungen über Brantwein-Surrogate, aus welchen, ausser den Getreidearten, ein vorzüglich guter Brantwein mit Vortheil dargestellt werden kann.* Von Hn. *Peter Jonas Bergius.* Es werden hier 32 Surrogate empfohlen, die freylich in Rücksicht der Ergiebigkeit an Brantwein nicht alle die Kosten bezahlen dürften. — XII. *Über den Anbau des Hopfens.* Aus dem Englischen von Hn. Dr. *Kent.* Ein genauer und deutlicher Abriss der Cultur des Hopfens in England, mit Berechnung der Ausbeute. — XIII. *Über die Bereitung des Attars, oder des wesentlichen Rosenöls.* Von dem Herausgeber. Verschiedene Vorschriften, dieses kostbare Parfüm zu gewinnen. — XIV. *Beschreibung der Methode, wie aus den Fichtenzweigen ein brauchbares Bier verfertiget werden kann.* Von Hn. *Arendson Faxe,* dänischem Admiralitätsarzt. Von denen, die sich mit der Bierbrauerey beschäftigen, verdienen diese Vorschriften näher untersucht und geprüft zu werden. — XV. *Fernere Bestätigung, dass der Bitterklee als ein Surrogat des Hopfens in der Bierbrauerey gebraucht werden kann.* Von Hn. *Drechsler* zu Cellerfeld. Man hatte 97 Gebraue gemacht, und in kälteren Tagen ½ Himpten Hopfen, und 6 Loth Bitterklee; in wärmeren Tagen aber einen ganzen Himpten Hopfen, und 8 Loth Bitterklee angewendet. Man hatte also 166 Himpten Hopfen erspart, und da diese à 1½ Thlr. 249 Thaler betrugen, die verbrauchten 20¾ Pfund Bitterklee aber nur 3 Thaler 11 Groschen kosteten: so belief sich die Ersparung an Hopfen auf 245 Thaler 13 Pf. Sollte aber auch der Himpten Hopfen auf 14 Groschen herunterfallen: so würden dennoch 93 Thaler beym Gebrauch des Bitterklees erspart werden. Dieses Surrogat verdient also alle Empfehlung, jedoch mit der oben bey No. 2 angegebenen Einschränkung. XVI. *Zubereitung verschiedener Parfümerien,* nach der Angabe des Hn. *Alyon* in Paris. Im Auszuge, und mit Bemerkungen vom Herausgeber. Anweisungen, cöllnisches Wasser, Melissenwasser, Violenwasser, *Eau sans pareille,* Lavendelpomade, Radicalessig u. drgl. zu bereiten. — XVII. *Zubereitung verschiedener Sorten Ratafia-Liqueure.* Von Hn. *Alyon.* — XVIII. *Über die Essigbereitung.* Nebst einem Nachtrage vom Herausgeber. Verschiedene gute Anweisungen zu dessen Bereitung. — XIX. *Nachricht, wie die Indianer am Missisippi das Maismehl zubereiten.* Von Hn. *J. G. C. Blumhof.* — XX. *Über die Benutzung des bey den Stärkefabriken abfallenden Sauerwassers, an die Stelle des Essigs bey der Fabrication des Bleyweisses.* Von dem Herausgeber. In der That verdienen diese Vorschläge weitere Prüfung. — Zum Schlusse beschreibt der Herausgeber noch die in *Schottland übliche Einrichtung der Brantweinblasen,* die nun schon bekannt ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Erfurt,* b. Beyer u. Maring: *Über die mannichfaltigen Stellvertreter des Getreidebrodes im Allgemeinen und die Bereitung des weissen Rübenbrodes insbesondere,* von *Franz Anton von Resch,* kön. preuss. Landrathe, Mitglied der Akademie der Wissensch. zu Erfurt u. s. w. 1804. 3 Bog. gr. 8. (6 Gr.)

Die Veranlassung zu dieser Abhandlung gab der ehemalige Statthalter von Erfurt, nunmehrige Grossherzog von Frankfurt, welcher dem Vf. den Auftrag gab, Versuche mit nützlichen und anwendbaren Brod-Surrogaten zu machen. Der Vf. legte die Resultate seiner Bemühungen im J. 1803 der Akademie nützlicher Wissenschaften vor, und die Abhandlung wurde nicht nur der Aufnahme in die Acten, sondern auch des besonderen Abdrucks gewürdigt. Die Wichtigkeit einiger dieser Resultate bewog den Vf., dieselbe den königl. preuss. Staats-Ministern Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert und Freyherrn v. Angern mitzutheilen. Ersterer fand sie der weitern Untersuchung nicht unwerth, und theilte sie dem Staats-Minister v. Massow mit, auf dessen Veranlassung vom Armen-Directorio in Berlin mehrere Versuche damit gemacht wurden, die denen des Vfs. vollkommen entsprachen. Alle diese Versuche werden in gegenwärtiger Schrift bekannt gemacht. Zuvörderst giebt der Vf. eine kurze *Geschichte der Erfindungen über das Getreide-Mahlen und Brodbacken* von den Zeiten vor Christi Geburt, wo freylich noch viel Dunkles herrscht. Die nämliche Geschichte findet man auch wörtlich, nur mit einiger Versetzung, in *Rosenthals Kunst, Gesundheits-Brod aus Getreide-Mehl zu backen,* Gotha, 1805. 8. wo sie aus

des Hn. v. Resch Abhandlung entlehnt zu seyn scheint. Nun folgt die Anzeige verschiedener bereits bekannter Brod-Surrogate, die der Vf. aus bewährten Schriften, die er nennt, entlehnt hat, nämlich die Hirse; das Haidekorn; das welsche Korn; der Reis; das Honiggras; das Canariengras; das Kammgras; die guten Kastanien; die Ross-Kastanien; die Erbsen, Bohnen, Linsen, Wicken; der Spark; der Spinat; die Buchekern; die Kürbisse; die Kartoffeln; die Kohlrüben. Mit mehreren hat der Vf. selbst Versuche gemacht. Durch vielfältige Erfahrungen aber fand er, dass die *gemeine weisse Rübe* (*Brassica rapa*) sich am besten, sichersten und wohlfeilsten dazu anwenden lasse, in Vermischung mit Roggenmehl, ein gutes Brod daraus zu backen, und diese Versuche theilt er im 3 *Abschnitte* mit. Nach chemischer Untersuchung, gaben die Hn. *Trommsdorf* und *Buchholz* der weissen Rübe grosse Ernährungs-Fähigkeit, und behaupteten, dass das daraus gebackene Brod, wegen der grösseren Menge Eyweissstoff, welcher in der weissen Rübe mehr als im Getreide enthalten sey, auch nahrhafter als das bloss aus Roggen gebackene Brod seyn müsse. Hr. *v. R.* erhielt aus 3 Pf. Rüben und 3 Pf. Mehl 9 Pf. Brod; aus 3 Pf. Rüben und 2 Pf. Mehl 7½ Pf. Brod; aus 3 Pf. Rüben und 1 Pf. Mehl 5 Pf. Brod. Da er nun den berl. Scheffel Roggen zu 1 Rthlr. 7 Gr. 6 Pf. und einen Korb Rüben an 70 Pf. zu 4 Gr. rechnet: so kostet bey gedachten drey Versuchen das Pf. Brod im ersten Fall 2⁴⁄₁₃ Pf., im zweyten 1⅔ Pf., und im dritten Fall 1⅔ Pf. — Bey den berliner Versuchen erhielt man aus 6 Pf. Mehl und 6 Pf. Rüben 14 Pf. Brod, wovon das Pf. auf 4⅘ Pf. zu stehen kam. Aus 4 Pf. Mehl und 6 Pf. Rüben bekam man 11 Pf. Brod, kostete das Pf. 4⅘ Pf. — Aus 3 Pf. Mehl und 9 Pf. Rüben bekam man 13 Pf. Brod, kostete da Pf. 3⁷⁄₁₃ Pf. Aus 6 Pf. Mehl und 6 Pf. Kartoffeln erhielt man 14 Pf. Brod, kostete also das Pf. 5 ¹⁄₁₄ Pf. — Bey dieser Berechnung aber wurden die Rüben, die in dortiger Gegend seltener als in Erfurt sind, hoch angeschlagen, das Pf. zu 2 Pf., da hingegen da, wo der Korb von 70 — 80 Pf. 4 Gr. kostet, das Pf. noch nicht auf ⅕ Pf. zu stehen kommt: mithin würde der Vortheil der Anwendung der weissen Rüben zum Brodbacken in Erfurt grösser seyn, als in Berlin. Wir übergehen die übrigen Berechnungen des Vfs. und gedenken nur noch seiner Anwendung dieser Erfahrungen auf Militär-Ökonomie, wo sich ergiebt, dass, wenn ein Soldat täglich z. B. 1½ Pf. Brod erhält, bey diesem Rübenbrode jährlich 3 Rthlr. 3 Gr. 7 Pf. erspart werden; erhielte er täglich, anstatt 1½ Pf. Roggenbrod, 2 Pf. Rübenbrod: so würden dennoch jährlich 21 Gr. 8 Pf. erspart; und wolle man diese Ersparniss, unvorhergesehener Zufälle wegen, auf 12 Gr. für jeden Mann herunter setzen: so würde die jährliche Ersparung bey einer Armee von 260,000 Mann 130,000 Rthlr. betragen. Das sind allerdings wichtige Ersparnisse, die hinreichende Empfehlung für die weisse Rübe geben. Indess würde es nach der Meinung des Staatsraths *Hufeland* besonders darauf ankommen, ob das aus einer solchen Mischung gebackene Brod, welches zwar eben so gut sättigen würde, als das aus Getreide gebackene, auch eben so nahrhaft sey, und, fügt Rec. hinzu, ob der Magen bey diesem Rübenbrode wohl frey von Beschwerde seyn wird, da bekanntlich die weisse Rübe blähende Eigenschaften hat? — Drey Einwendungen, die gegen diese Erfindung gemacht werden können, als 1) dass der grosse Holz-Verbrauch beym Kochen der Rüben die Ersparung aufheben könne; 2) dass das Verhältniss der Feld-Wirthschaft durch den zu häufigen Anbau der Rüben gestört werde; und 3) die Fütterung des Hornviehes darunter leiden dürfte, widerlegt der Vf., und fügt noch einige neuere bekannt gewordene Brod-Surrogate bey, als: das Roggen- und Waizen-Stroh, die Hülsen des Mais, die Quecken-Wurzeln, die Eicheln. Wenn auch der Gebrauch der weissen Rüben zum Brodbacken, im gemeinen Leben zu jeder Zeit, d. h. auch in wohlfeilen Zeiten, keine Anwendung finden, sondern das Roggenbrod immer den Vorzug behalten sollte: so ist doch gewiss in theuren Zeiten, bey zu hoch gestiegenen Fruchtpreisen, die weisse Rübe das vorzüglichste und wohlfeilste Surrogat, um daraus, mit Roggenmehl vermengt, ein gutes nahrhaftes Brod zu backen.

Axx.

Berlin, b. Maurer: *Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerey und Brantweinbrennerey.* Auf Befehl der höheren Verwaltungs-Behörden ausgearbeitet, von *Johann Friedrich Dorn*, technischem Officianten beym königl. Abgabe-Departement. Nebst einem Vorbericht und einigen angehängten Bemerkungen, vom Geheimen Rath *Hermbstädt.* Mit 2 erläuternden Kupfertafeln. 1811. 66 S. 8. (12 Gr.)

Hr. *Dorn*, ein Schüler *Hermbstädt's*, hat dieses Werkchen, wie der Titel anzeigt und der Vorredner versichert, auf Veranlassung der königlichen hohen Section des Finanz-Ministerii für die directen und indirecten Abgaben ausgearbeitet, damit es denjenigen Officianten als Instruction in die Hände gegeben werde, die für die Parthie der Bierbrauerey und Brantweinbrennerey angestellt sind. — Das Werkchen zerfällt in 2 Abtheilungen; die erste handelt von der *Bierbrauerey*, die zweyte von der *Brantweinbrennerey*. In jeder Abtheilung sind die Hauptrubriken der gedachten Gewerbzweige und bey der letzten zugleich die „beste" Form der (Brennerey-) Maischbottige, der Destillirblasen, der Destillirhelme, der Kühlgeräthe, und die „beste" Construction des Blasenofens beschrieben, und die Brennereygeräthschaften durch beygefügte Abbildungen anschaulich gemacht. Rec. ist im Ganzen mit der Einrichtung des Werkchens und mit dem Vortrage des Vfs. zufrieden; wünscht aber, dass derselbe eine bessere Methode des Einmaischens und Extrahirens des Malzschrotes zur Bierwürze gegeben hätte, als sich hier §. 27 — 31 mitgetheilt findet, z. B. die, welche man in Baiern (Augsburg, München u. s. w.) und in Franken (Baireuth, Bamberg u. a. O.), wo bekanntlich die besten Biere (die Folge einer regelmässigen Extraction des Malzes) erzeugt werden, befolgt. Auch kann Rec. den Vorschlag des Vfs. (§. 38), den Hopfen nicht mit dem Malzextracte zu kochen, sondern ihn bloss mit siedend heissem Wasser zu infundiren, und das Infusum der (wahrscheinlich kalten) Würze zuzusetzen, nicht billigen, weil blosses Wasser nicht im Stande ist, alle die zur Haltbarkeit und zum guten Geschmack des Biers beytragenden (öligen und harzigen) Theile des Hopfens aufzulösen, die das mit Schleimzucker u. s. w. geschwängerte Wasser (der Malzextract) durch ein gelindes Kochen aufzunehmen fähig ist. Auch wenn man, wie der Vf. (nach *Gehlens* früher gethanem Vorschlag) will, den Hopfen mit Wasser destillirt, und das dadurch gewonnene ätherische Hopfenöl (mit etwas Zucker abgerieben) und den Hopfenextract der Würze zusetzt, erreicht man nicht, was durch ein gelindes Kochen des Hopfens mit der Würze erreicht wird. Zwar kurz, aber mit vieler Sachkenntniss hat der Vf. die Operationen des Brantweinbrennens, und die beste Form der wichtigsten, auf das Geschäft des Brantweinbrennens wesentlichen Einfluss habenden Brennereygeräthschaften beschrieben. Rec. bedauert, dass der Vf. nichts über die zweckmässige Einrichtung (Construction und Form) der Brauereygeräthe gesagt hat, denn diese sind doch wirklich noch einer grossen Verbesserung fähig. Was *Hermbstädt* in den angehängten „Bemerkungen über die (in Preussen nun eingeführte) Versteuerung der Brantweinbrennereyen durch den Blasenzins, und die Grundsätze, auf welche diese Versteuerung gestützt ist," sagt, ist zur Beruhigung und Belehrung derjenigen, auf welche die Einführung dieser neuen Brantweinversteuerung und die damit verbundenen Controllen einen gehässigen Eindruck gemacht haben.

D • • •

NEUE AUFLAGEN.

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Italienisches Lesebuch*, oder zweckmässige Übungen auf eine leichte Art die italienischen Prosaisten und Dichter bald verstehen zu können. Von *Dom. Ant. Filippi.* Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. 1810. 303 S. 8. (1 Rthlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1811.

TECHNOLOGIE.

BERLIN, b. Franke: *Sammlung praktischer Erfahrungen und Beobachtungen für Brantweinbrenner, Bierbrauer, Weissbecker, Essigfabricanten, Stärkefabricanten, Farbenfabricanten, Liqueurfabricanten und Parfumeurs* u. s. w. Herausgegeben von D. *Sigism. Friedr. Hermbstädt* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zweytes Heft. Im Vorbericht zu demselben verspricht der Herausgeber, diesem Werke einen ausgedehnteren Wirkungskreis zu geben, und noch einige andere Erwerbszweige, nämlich die Bereitung der *Malerfarben* und der *Firnisse*, darin aufzunehmen. Es ist aber, so viel wir wissen, nichts weiter davon erschienen. XXI. *Erfahrungen und Beobachtungen über die beste und sicherste Methode, den Getreidebrantwein in Franzbrantwein oder Coignac umzuändern.* Von dem Herausgeber. Über die hier abermals beschriebene und verbesserte Anwendung des Kohlenpulvers zur Reinigung des Brantweins hat Rec. bereits beym 1 Hefte einige Bemerkungen gemacht. Hier fügt er noch folgende bey: Die angerühmte Eigenschaft des Kohlenpulvers ist keinem Zweifel unterworfen; nur Schade, dass man dessen zuviel bedarf, wenn es volle Dienste leisten soll. So verlangt der Herausg. zu einem Oxhoftfasse von 180 berl. Quart nicht weniger als 33½ Pf. gepülverte Kohle. Ein solches Quantum ist nicht so leicht zu präpariren, zumal wenn die Kohle erst ausgeglühet werden soll; und welchen Raum nimmt selbiges nicht ein! Gewiss mehr als die Hälfte des Oxhoftes. Wenn nun vielleicht kaum 80 Quart Brantwein in das Fass noch hinein gehen, und von diesem zuverlässig beym Abziehen die Hälfte in den Kohlen zurückbleibt: so erhält man kaum 40 Quart gereinigten Brantwein, wozu 33½ Pf. Kohlenpulver mühsam bereitet werden mussten. Um also auf einmal und geschwind ein ganzes Oxhoft Brantwein zu reinigen, müsste man viermal 33½ Pf. = 134 Pf. Kohlenpulver vorräthig haben, und die Procedur entweder in 4 Oxhoftfässern vornehmen, oder in einem Fasse, das 4 Oxhoft hält. Im Grossen dürfte also wohl der Gebrauch des Kohlenpulvers immer vielen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Sollte man aber das Kohlenpulver nicht ganz entbehren können, wenn man bey der Destillation des Brantweins nur die Hälfte abdestillirte, wie Rec. bereits oben bemerkte, und die zweyte Hälfte durch Wasser ersetzte? Z. B. man bekommt von einem gegebenen Quantum Getreide gewöhnlich 100 Quart Brantwein; destillirt man aus diesem Quantum nur 50 Quart: so hat man einen Weingeist, der zuverlässig rein am Geschmack seyn wird, und den man nun, weil er wegen seiner Stärke nicht trinkbar ist, mit eben so viel reinem Brunnen versetzen muss. Man schreibt und klagt so viel über Fusel; aber man destillire doch weniger, und lasse das Phlegma zurück: so wird man nicht mehr über Fusel klagen dürfen. Übrigens sind die hier gegebenen drey Vorschriften, den gereinigten Brantwein durch versüsste Essigsäure zu Coignac zu veredeln, sehr zweckmässig. — XXII. *Über den Alkohol und seine Verfertigung, als ein zur Bereitung der Lackfirnisse unentbehrliches Mittel.* Von dem Herausgeber. Eine vortreffliche Erfindung, die wir dem königl. Bergassessor Dr. *Richter* verdanken. — XXIII. *Bemerkungen über die Zubereitung des Luftmalzes.* Von Hn. *Lieber.* Sehr richtig beschrieben, aber alles schon bekannt. — XXIV. *Bemerkungen über den Essig, als Beurtheilung eines darüber geschriebenen Werks.* Von Hn. *Parmentier* in Paris. Eine vortreffliche, auf Theorie und Erfahrung gegründete Abhandlung. Auch hier wird Rec. Meinung beygestimmt, dass gährende Stoffe den Sauerstoff aus der Atmosphäre an sich ziehen, und dadurch zur Bildung des Essigs ausserordentlich viel beytragen, und eben das ist der Grund, warum gährende Brantwein-Maischen so schnell in die Essiggährung übergehen, was sonst dem Verfliegen des Weingeistes Schuld gegeben wird, der doch zu der Zeit noch gar nicht vorhanden ist. — XXV. *Verbesserte Art, Stärke und Puder zu machen, nach den Grundsätzen französischer Stärkefabriken.* Die Kunst, Stärke zu machen, soll von den Einwohnern der Insel Scio oder Chios erfunden worden seyn; gewiss ist wenigstens, dass die Römer zur Zeit des Plinius von ihnen die beste Stärke erhandelten. In Schweden war das Stärkemachen erst 1643 durch Deutsche eingeführt; aber zu Halle im Saalkreise verliert sich die Entstehung dieses Gewerbes in jene alten Zeiten, wo man noch nicht gewohnt war, dergleichen Nahrungszweige aufzuzeichnen. Die hier beschriebene Methode weicht von der deutschen merklich ab, und man zieht diese Stärke der preussischen, böhmischen und sächsischen vor, weil man in diesen Landen die wahre Kunst des Trocknens der Stärke nicht zu verstehen scheint. — XXVI. *Neues Verfahren, einen guten Brantwein aus Möhren (Mohrrüben) oder Kartoffeln zu destilliren.* Dieser von Dr. *Hunter* und *Herby* aus York gemachte, und aus den Abhandlungen der königl. Gesellschaft zu Edinburg entlehnte Versuch ist der nämliche, der im 1 Heft bereits unter No. VIII von Hn. *Forster* er-

zählt ist. Daſs bey den vielen Abgängen und Überbleibseln der Möhren fünfmal mehr Vieh gemästet werden kann, als bey den Getreidebrennereyen, will Rec. gern glauben; aber es müſste zugleich auch in Anschlag gebracht werden, daſs in der nämlichen Zeit, da ein gewisses Quantum Möhren verarbeitet wird, in einer Getreidebrennerey vielleicht 5, 6mal mehr Brantwein gefertigt wird, dessen Kosten an Holz, Hefe, Brennerlohn, sich eben nicht höher belaufen, als bey den Möhren, so daſs in diesem Betracht der Brantwein aus Möhren höher zu stehen kommt, als der aus dem Getreide. — XXVII. *Über die Anwendung der Kartoffeln zum Brantwein.* Von Hn. *A. F. Gehlen.* Ganz irrig behauptet der Vf., daſs die Kartoffel ein sehr gutes Mastfutter sey, da es doch gewiſs das allerschlechteste Futter ist, wofern nicht Getreideschrot mit angewandt wird. Auch rühmt er den guten Geschmack dieses Brantweins: vielleicht hatte er noch nie guten Kornbrantwein getrunken. Daſs der Kartoffelbrantwein in der Folge sauer werde, und die Linie nicht passiren könne, das behauptet man auch von dem schiedammer Brantwein in Holland. Nur dann, wenn er unvollkommen rectificirt ist, wenn er noch zu viel schleimich-ölichte Theile bey sich führt, ist es möglich, daſs er in der Folge sauer wird: daher können die Biere nie die Linie passiren, weil sie durch keine Destillation von ihrem Schleim befreyet sind. Am Schlusse dieser Abhandlung bezweifelt der Vf., wie schon mehrere einsichtsvolle Männer, ob aus dem gemalzten Getreide wirklich mehr Brantwein gewonnen werden könne, als aus ungemalztem. Gewiſs ist, daſs der ganze Procefs, der während dem Malzen im Getreide vorgeht, noch sehr im Dunkeln liegt. Am klügsten verfahren wohl die, welche die Mittelstraſse wählen, und ihrem ungemalzten Getreide den sechsten Theil gemalztes hinzufügen. — XXVIII. *Fernere Verfahrungsart, um Brantwein aus Kartoffeln zu brennen.* Es wird hier besonders empfohlen, die Kartoffeln nicht im Wasser, sondern durch Dämpfe gar zu sieden, wozu etwa 20 Minuten Zeit erfoderlich sey, indem bey dem Kochen durch Dämpfe die schleimichten und geilen Theile der Kartoffeln sich weit eher verlören. Diese Dämpfe müſsten aus der Blase, wenn das Wasser darin zum Einmaischen gekocht würde, mittelst des aufgesetzten Helms in das gleich dabey stehende Kartoffelfaſs geleitet werden, wodurch zugleich die Feuerung zum Kochen der Kartoffeln, nach bisheriger Weise, erspart würde. Bey diesem Verfahren erhielte man aus 2 Scheffel Kartoffeln und 1 Scheffel Getreide 2 bis 3 Quart Brantwein mehr als gewöhnlich. — XXIX. *Über Anwendung und Conservation des Hopfens zum Bierbrauen.* Von Hn. *A. Fr. Gehlen.* Es wurde ein Versuch gemacht, aus 25 Pfund frischem Hopfen durch die Destillation die bitteren und auch aromatischen Bestandtheile auszuziehen, die dem Biere die nämliche Güte gaben, als die es von 25 Pf. Hopfen würde erhalten haben. — XXX. *Nachricht von einem neuen Verfahren, um Hefe zum Brauen und Backen zu verfertigen.* Von Hn. *William Mason* aus Astor in Yorkshire. Es wird bloſses Malz in Wasser gekocht, so daſs die Arbeit mit einer kleinen Menge des Absuds angefangen, dann in gleichem Grade der Wärme erhalten, und wenn die Gährung anfängt, sie durch frische Absiedung von der nämlichen Brühe befördert und vermehrt werde. Man will dadurch beweisen, daſs die Hefe nicht, wie bisher geglaubt wurde, ein eigenthümliches und unbekanntes Wesen sey, das nothwendig zur Würze hinzukommen müsse, um sie in einen gährenden Zustand zu bringen. Indeſs muſs Rec., bis auf weitere Erfahrungen, vorzüglich im Groſsen, an der vollkommnen Wirkung dieser Hefe zweifeln. — XXXI. *Noch etwas von den Ersatzmitteln des Hopfens beym Bierbrauen.* Von Hn. Dr. *Struve* in Borna. Hier gilt, was im 1 Hefte unter No. II von Rec. ist hinzugefügt worden. — XXXII. *Über die Erfodernisse eines künstlichen Gährungsmittels,* Von Hn. *A. H. D.* zu F. im sächs. Erzgebirge. Zum Backen und Brauen sind freylich die wenigsten künstlichen Gährungsmittel anwendbar. Um desto mehr wäre zu wünschen, daſs ein der Chemie Kundiger darüber weiter nachdächte. Der hier genannte Geheimniſskrämer in Hamburg heiſst nicht *Winkler*, sondern *Winter.* — XXXIII. *Bekanntmachung verschiedener Geheimnisse zur Verfertigung mehrerer angeblich wirksamer Gährungsmittel, welche seit einigen Jahren durch verschiedene Speculanten, zum Nachtheil der Börse gutwilliger und leichtgläubiger Becker, Brauer und Brantweinbrenner, für Geld feilgeboten und erkauft worden sind.* Es werden hier auf Ersuchen eines unbekannten Hn. *X.*, angeblichen Güterbesitzers in Pommern, mehrere erkaufte und der Erwartung nicht entsprochene Geheimnisse bekannt gemacht, zur Warnung für diejenigen, die diese Geheimnisse etwa Lust hätten zu erkaufen, namentlich die *winterschen* (nicht *winklerschen*, wie hier abermals steht) in Hamburg; noch andere von einem *A. S. W.* in F., und endlich das damals so viel Aufsehn machende Gährungsmittel Hn. *Kittel's* in Berlin, das von mehreren, selbst von angesehenen Männern in öffentlichen Blättern empfohlen wurde, und doch nichts taugte. Rec. kennt alle diese Mittel, die auch ihm sein baares Geld kosten, sehr gut, und muſs nur noch hinzusetzen, daſs er für die Verdienste und physikalischen Kenntnisse des Hn. *Kittel* sogleich allen Respect hatte, als dieser ihm bey dem Recepte von seinem Gährungsmittel zugleich folgende *Belehrung* übersandte: „Zur Brantweinbrennerey gehört ein gutes *mineralisches* (!) Wasser, das heiſst, nicht zu hart und nicht zu weich, dieses wird so zubereitet: der Brunnen muſs vorhero mit *alten Eisen* (!) gut versehen werden, woraus das Wasser zur Brennerey genommen wird. Dieses Wasses löset alsdann das Getreide besser auf (!), und der Brantwein wird ganz rein von Geschmack." Hr. *X.* würde vielleicht auch diese wichtige Belehrung dem Herausgeber mitgetheilt haben, wenn er sie von dem groſsen Physiker erhalten hätte. — XXXIV. *Abhandlung über den Wein.* Von dem Staatsminister *Chaptal* in Paris. Mit Anmerkungen vom Herausgeber. Ent-

hält sehr gute Regeln über den Anbau des Weins und seine Wartung. — XXXV. *Abhandlung über die Methode, aus Kürbissen und Kartoffeln Brantwein zu brennen.* Von Hn. *Karl Wilh. Fiedler.* Der blosse Abdruck einer Abhandlung, die am 2 März 1790 in der Versammlung der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt vorgelesen wurde, und 1792 bey Keyser in Erfurt, in 4, erschien, mit einem Kupfer, das eine Kartoffel-Quetschmaschine vorstellt; welches Kupfer auch hier beygefügt ist. Rec. würde manche Bemerkung über diese Abhandlung zu machen haben, wenn er nicht fürchtete zu weitläuftig zu werden. Nur diess sey ihm erlaubt: Hr. *F.* sagt: 3200 Pf. Kartoffeln und 480 Pf. Malz lieferten eine Ohme Brantwein; das sind 133⅓ berl. Quart. Da nun die 480 Pf. Malz nach allen Regeln 96 Quart Brantwein geben müssen: so erhielte man, nach Hn. *F's.* Angabe, von 3200 Pf. Kartoffeln nur 37⅓ Quart Brantwein, und das wäre wenig genug. — XXXVI. *Betrachtungen über den Hopfen und die chemische Untersuchung desselben in Rücksicht seiner Anwendung zum Bierbrauen.* Von *Karl Aug. Hoffmann,* Prof. in Weimar. Der Vf. machte sehr interessante Versuche mit thüringischen, englischen, böhmischen und fränkischen Hopfen, sowohl auf nassem als trockenem Wege, um die Verhältnisse des ersteren gegen die drey letzteren Arten kennen zu lernen. Das Resultat war, dass der fränkische Hopfen die meisten sowohl auszugsartigen als harzigen Theile besass, und also den Vorzug verdient; — in Hinsicht der auszugsartigen Theile aber käme der thüringische Hopfen jenem am nächsten, und überträffe also den böhmischen weit; in Betracht der harzigen Bestandtheile sey zwischen diesen beiden ein unbedeutender Unterschied. Solche Untersuchungen sind allerdings sehr lehrreich, besonders wenn sie deutsche Producte betreffen, deren Werth man verkannte. — XXXVII. *Bemerkungen über die Zubereitung des ächten Arraks.* Aus *Elmore's* vermischten Nachrichten. In Goa wird er aus dem Saft des Kokusbaums, und in Batavia aus Reiss und Zucker bereitet. Beschreibung des Verfahrens in Goa, welcher Arrak weniger Geist enthält, als der von Batavia. — XXXVIII. *Beschreibung einer Verfahrungsart, um eine grosse Masse von Mehl mit einer geringen Menge von Hefen oder Bärme zum Gähren zu bringen.* Von Hn. *James Stone* in London. So wie eine kleine Portion Sauerteig ein ganzes Brodgebäcke in Sauerteig verwandeln kann: eben sowohl muss auch, nach dem hier gezeigten Verfahren, ein Theelöffel voll Hefe einen ganzen Scheffel Mehl in Gährung bringen können. — XXXIX. *Auszug aus einem Bericht des Hn. Fourcroy und Berthollet über eine Abhandlung des Hn. Thenard, die Weingährung betreffend.* Die hier mitgetheilten Beobachtungen, welche dahin gingen, die Substanzen zu bestimmen, die zur Hervorbringung der Gährung erfoderlich sind, so wie die Art, wie sie auf einander wirken, und was aus dieser Wirkung erfolge, lösen das ganze Geheimniss der Gährung noch nicht auf; es bleibt ein grosses Feld der Untersuchung noch übrig. — XL. *Über die Fabrication des Grünspans in Frankreich.* Nach jetziger Weise aus Weintrestern und Kupferplatten, welche erhebliche Vortheile gegen die vorige Weise enthält. Es wäre zu wünschen, dass unsere deutschen Weinerbauer diese so leichte Methode, wozu nichts als einige Töpfe gehören, befolgten; sie würden dadurch mehr gewinnen, als wenn sie ihre Trestern den Schweinen geben. Aλx.

ÖKONOMIE.

WIEN, b. Pichler: *Abhandlung von Erzeugung, Erziehung und Mastung des Hornviehes, dann dessen Behandlung, Heilungsart und Präservativ-Mitteln;* wie auch einige nöthige Beobachtungen über diese Gegenstände. Verfasst von *J. J. Woller.* 1805. 105 S. 8. (8 gr.)

Ist Rec. je ein erbärmliches Machwerk unter die Hände gekommen: so ist es diese Broschüre. Es fehlt dem Vf. an Allem, was man von einem belehrenden Schriftsteller fodern kann, an Sach- und Sprach-Kenntniss. Triviale Wahrheiten, in deren Kenntniss unsere Bauermädchen weit besser, als der Vf., eingeweihet sind, und Sätze, die mit der Erfahrung und selbst mit der Natur im Widerspruche stehen, machen den reinen Gehalt dieses verkrüppelten Products aus. Die Überschriften der einzelnen Paragraphen vorzulegen, würde jeden denkenden Leser ermüden; Rec. hält es schon für hinreichend, hie und da einen Grundsatz auszuheben, um sein gefälltes Urtheil zu rechtfertigen. Nachdem der Vf. S. 3 von der Zeugungsbegierde des Hornviehes gehandelt hat, schlägt derselbe S. 4 vor, einen Stier nicht eher als nach zurückgelegtem sechstem Lebensjahre zum Springen, und eine Kuh vor dem fünften nie zum Stiere zu lassen. Das wäre eine saubere Wirthschaft, wenn man diesen Rath befolgen, und die Thiere bloss des Düngers wegen 6 und resp. 5 Jahre ohne eine andere Benutzung füttern, warten und pflegen wollte. Rec. weiss recht gut, dass man in der Regel das Rindvieh zu jung zur Begattung lässt, und ist überzeugt, dass für beide Geschlechter das dritte Jahr zu wählen sey; aber das oben angeführte Alter scheint ihm mit dem ersten Grundsatze der Wirthschaftslehre in Widerspruch zu stehen. S. 12 f., wo von der nutzbaren Beschneidung der Stiere und Kühe gehandelt wird, heisst es: „Wenn man einen Stier, der noch nicht gesprungen ist, in 3½ Jahre schneidet: so wird, weil er die männlichen Kräfte dadurch beybehalten hat, ein herrliches Stück Vieh daraus. Eben so wird eine Kuh, die erst zur Zeit, da sich der Begattungstrieb zeigt, geschnitten wird, ein sehr geschmackvolles Fleisch erhalten; ein solcher Stier wird ein schönes und starkes Thier; bekömmt kurze, dicke und kräftige Vorderfüsse, einen schönen und dicken Hals, etwas kürzere, aber starke und gut proportionirte Hörner, er sieht muthig und frischer aus, weil der Buhlengeist länger in seinem Körper gewirkt hat — das mag alles hingehen — er bekömmt leichter Fleisch und Fette (Fett), und lässt sich am besten mästen." Das ist, wie Rec. die Erfahrung gelehrt hat, in der Wahr-

heit nicht gegründet. S. 32 ff. zeigt der Vf. die Futtergattungen an, welche die Mastung am besten und geschwindesten befördern. Dahin gehört denn 1) die Luzerne, welche nach des Vfs. Behauptung fünf bis sechsmal *gebauet* (!) werden kann. In Rec. Gegend, wo die Cultur der Luzerne vorzüglich zu Hause ist, kann dieses vortreffliche Futterkraut in den fruchtbarsten Jahren höchstens nur viermal gehauen werden. 2) Der steuerische Klee. Was das für ein Kind der Natur sey, weiss Rec. nicht. 3) *Betta alba* (*Beta*), Mangoltkraut (Mangold). Das ist ja unser sogenannter römischer oder Beiss-Kohl, der in der Küche, nicht aber im Kuhstalle benutzt wird. 4) Hamburger Spargel, welcher ein, 1 Klafter hohes, starkes und gesundes Futter giebt, und dreymal geschnitten werden kann. Was das für ein vegetabilisches Erzeugniss ist, muss der Schäfer wissen: Rec. kann es bloss — es kömmt darauf an, ob ganz richtig — errathen. Wahrscheinlich soll es *Spergula arvensis* seyn; allein dieser wird ja nur einen bis höchstens anderthalb Fuss, nicht aber eine Klafter hoch. 5) *Foenum graecum*, heilig, oder griechisches Heu. Dieses Gewächs, eigentlich unser *Trigonella foenum graecum*, Siebenzeiten und Bockshorn, bauet ja Niemand in der ganzen Welt als Futterkraut, wohl aber als Arzneypflanze, deren starkriechender Samen theils gepulvert unter die sogenannten Drusenpulver gemengt, theils den drusigen Pferden ganz gegeben wird. 6) Stroh von den, im Winter mit Wicken gebaueten Erbsen. Wer in der Welt bauet denn im Winter Wicken und Erbsen? Beide Hülsenfrüchte sind ja rein Sommergewächse. 7) Haiden und dessen Stroh (doch wohl nicht *Erica vulgaris*, sondern wahrscheinlich *Polygonum Fagopyrum L.*), wie auch Bohnenstroh, wenn es gesund, und nicht erst — was denn? geworden, dann türkischer Waizen geschrotet, im Sommer mit frischen Wasser, im Winter mit laulichten Getränke abgebrannt, giebt gleichfalls eine der besten Mastung. Was ist das für ein Galimathias! 8) Die wilden und guten süssen Kastanien. Das wäre erst das wahre Mastfutter: denn die wilden oder Ross-Kastanien (*Aesculus hippocastanum*) frisst das Rindvieh nicht; und die zahmen, und resp. sogenannten Maronen, als Frucht der *Fagus castanea*, dürften denn doch wohl etwas zu kostbar seyn, als dass man sie den Ochsen zu fressen gäbe. 9) Türkischer Klee, französisches Raygras, englisches feines Raygras und englischer Heusamen (?), holländischer Klee mit weissen Blumen, Brennessel, Kuhfladig (?), Vogelleimnessel sammt den Beeren, besonders von den Eichbäumen, welche für das Husten vortrefflich sind, Honiggras, burgunder Rüben, Pimpernel, brabanter Kleesamen, spanischer Kleesamen. Diess alles — heisst es — sind gute Futter. Was mag hier der Vf. wohl unter englischem Heusamen verstehen? Rec. kann es unmöglich errathen. Kuhfladig soll doch wohl nicht unser bekannte Huflattich (*Tussilago farfara*) seyn? Dieses, schweren, thonigen Äckern eigenthümliche Unkraut kann doch der Vf. unmöglich als Mastfutter empfehlen? Vogelleimnessel soll wahrscheinlich die weisse Mistel (*Viscum album*), die als Schmarotzerpflanze in den Gipfeln der Bäume wächst, seyn. Diese ist wirklich als Viehfutter zu empfehlen. Dass übrigens der Vf. brabanter Kleesamen und spanischen Kleesamen aufstellt, ist Rec. unbegreiflich; denn beide sind ja eins und dasselbe, nämlich unser bekannter rother Wiesenkopfklee (*Trifolium pratense L.*). Eben so widersinnig ist es, hier die Luzerne unter einem anderen Namen noch einmal zum Vorschein zu bringen; denn der aufgestellte Monatsklee ist — wie Rec. gewiss weiss — nichts anderes, als die gute Luzerne (*Medicago sativa*). 10) Eins der besten Mastfutter — heisst es ferner — ist aber die sogenannte Waidpflanze, in der Botanik *Glastum* genannt. Dass diese Pflanze (*Isatis tinctoria L.*) als Farbegewächs, als Schaffutter empfohlen worden, ist bekannt; dass sie aber als Mastfutter fürs Rindvieh mit Vortheil verwendet werden könne, scheint Rec. nicht wohl möglich. Denn gedeihet sie: so wäre es ja Schade, sie als Futtergewächs zu verwenden, da man sie als Farbekraut mit mehr Vortheil an den Mann bringen kann; und gedeihet sie nicht: so lohnt der Werth ihres Ertrags nicht einmal den Culturaufwand.

Nachdem der Vf. sämmtliche Mastfuttergewächse vorgelegt hat: so geht er nach seiner Perceptions- und Darstellungs-Gabe das ganze Mastungsgeschäft des Rindviehes durch, liefert es endlich auf die Schlachtbank, und regalirt dann zum Schlusse noch die Leser mit einigen Curen — wie er es nennt —, welche bey dem Hornvieh mit gutem Erfolg gebraucht worden. Rec. will hier nur das erste sogenannte Rindvieh-Conservir-Recept wörtlich vorlegen. „Man nehme Alaunwurzel (wahrscheinlich Alantwurzel) sammt dem Kraute, Geisewurzel, wie auch Kielstöckwurzel, eben so Johanneskraut, Nelkenkraut, Wermuth, Kalmus, Zittwerkraut, Lungenkraut, Fenchel, Till, Wegebreite, Beerwurzel, Schwefel, Steinsalz, rohe Wagenschmier, unter einander abgerührt, und wenn das Vieh sich weidet, giebt man selben alle Tage eine Nuss grosse Portion, bis solches ganz geneset.“ *Proficiat!* —

Evπ.

NEUE AUFLAGEN.

Liegnitz, b. Siegert: *Karl August Struensee Anfangsgründe der Artillerie.* Durchaus neu bearbeitet und dem gegenwärtigen Zustande der Geschützkunst gemäss eingerichtet von *Joh. Gottfried Hoyer*, königl. sächsisch. Pontonnier-Hauptmann u. s. w. Vierte Auflage. 1809. XX u. 586 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1811.

PHYSIK.

Paris, b. Klostermann d. Sohn: *Tables barométriques portatives donnant les différences de niveau par une simple soustraction.* Avec une instruction contenant l'histoire de la formule barométrique, et sa démonstration complette par les simples élémens de l'Algèbre. A l'usage des Ingenieurs, des Physiciens, des Naturalistes et de tous les voyageurs. Par *M. Biot*, membre de l'institut. 1811. 50 S. 8, und 9 Tafeln in 4. (2 Fr. 50 Cent.)

Barometer-Tafeln, die auf 9 Quartseiten jede Höhe durch eine einfache Subtraction geben, würden zu den sieben Wunderwerken gehören, und Kennern mag der angeführte Titel ungefähr so wahrscheinlich vorgekommen seyn, wie eine Ankündigung von der Erfindung der Quadratur. Es ist unmöglich, Tafeln zu machen, die die Höhe durch eine blosse Subtraction geben, selbst wenn man ihnen eine Ausdehnung zugestehen wollte, wie die des englischen Bibelwerks — nämlich 70 Quartanten. Auch geben die Tafeln von *Biot* nur in dem Falle die Höhe durch eine einfache Subtraction, wenn 1) beide Barometerstände genau ganze Millimeter sind; wenn 2) die Summe der oberen und unteren Lufttemperatur genau ganze Grade beträgt, und wenn 3) die Wärme der oberen Quecksilbersäule der der unteren gleich ist: — ein Fall, der nie existirt. Auch ist keins unter den Rechnungsbeyspielen, die *Biot* anführt, in dem die Höhe durch eine blosse Subtraction gefunden wäre.

In der Einleitung giebt Hr. *Biot* die Gründe an, die ihn bewogen, neue Barometer-Tafeln herauszugeben. Die *lindenau*'schen Tafeln wären zwar sehr brauchbar *pour le calcul sedentaire;* aber ihr Volumen und ihr Umfang von 170 Seiten erlaubten nicht, sie auf Bergreisen bey sich zu führen, und die Höhe an Ort und Stelle zu berechnen. Hn. *Oltmanns* sey es zwar gelungen, die *la place*'sche Formel in 3 Tafeln mit doppelten Eingängen auf 14 Seiten in Folio einzuschliessen; allein ihr Gebrauch sey für diejenigen beschwerlich, welche an solche Tafeln nicht gewöhnt wären, da man viermal mit verschiedenen Argumenten in sie eingehen müsse. Zudem wären die Tafeln auf Zoll und Linien gestellt, also unbequem für einen Beobachter, dessen Barometer nach Millimetern getheilt sey. Die zweyte Auflage seiner Astronomie habe ihm die Veranlassung gegeben, die Tafeln, die er in der ersten mitgetheilt, zu verbessern, und ihnen alle mögliche Einfachheit zu geben. Er hoffe, dass ihm dieses gelungen sey; allein die Erfahrung könne nur hierüber entscheiden. — Er habe geglaubt, dass eine kleine Rechnung für Personen, die wenig an Tafeln gewöhnt wären, leichter sey, als das Aufschlagen mehrerer Tafeln. Er habe desswegen die Berichtigung für die Wärme des Quecksilbers und die für die Veränderung der Schwere im Sinne der Breite unter diese Form gebracht — (nämlich als einen Bruch dargestellt, mit dem man die Millimeter und die gefundene Höhe multiplicirt). Nachdem man die obere Quecksilbersäule durch die Differenz der Thermometer-Grade auf die Temperatur der unteren gebracht: so geht man mit der Summe der oberen und unteren Lufttemperatur (T+t) in die Tafel, welche in der Horizontalreihe alle Grade von 12 bis 42 Cent. enthalten, und in der Verticalreihe die Millimeter von allen Barometerständen, die zwischen 600 und 765 Millimeter eingeschlossen sind, welches für alle Höhen bis 2000 Metres hinreicht. Sind die Höhen grösser: so muss man noch eine Grösse hinzufügen, welche sich mit derselben Tafel findet. Dieses reicht hin bis 4000 Metres. Sind sie noch grösser: so muss man noch ein anderes *procédé* anwenden, *et le calcul n'en vient jamais plus compliqué. Telle est la forme des tables barométriques portatives que j'offre aux voyageurs instruits. Les tables qui n'ont que 8 pages en 8vo peuvent se coller sur toile comme une carte, et en les portant avec soi, on peut calculer les observations à l'instant même où elles sont faites.* Das Aufleimen möchte nun Schwierigkeiten haben, da die Tafeln auf beiden Seiten gedruckt sind; aber man sieht hieraus *Biots* Bestreben, dieselben klein zu machen; — und diesem Bestreben ist es vielleicht zuzuschreiben, dass sie sehr unbequem geworden sind, besonders bey grossen Höhen.

Dann folgt eine Abhandlung über das Höhenmessen, in der er auf die gewöhnliche Weise mit Buchstabenrechnung zeigt, dass, wenn man die Atmosphäre in eine grosse Anzahl sehr dünner, und gleich hoher Schichten theilt, dann der Druck dieser Schichten sich wie eine geometrische Reihe verhält, wenn man nach einer arithmetischen in ihnen in die Höhe steigt. Hierauf zeigt er den Einfluss der Schwereänderung aufs Barometer und den der Wärme, und der Wasserdämpfe, und kommt so auf die Formel von *La Place*. Da alle diese Untersuchungen längst bekannt sind: so übergehen wir sie hier, besonders da sie auf die gewöhnliche Weise in so krausen Formeln vorgetragen sind, dass diejenigen, welche das Höhen-

messen verstehen, wohl nicht die Geduld haben, sie zu lesen — und die, die es nicht verstehen, lernen es schwerlich aus ihnen, obschon sie 23 Seiten einnehmen. Dann kommt Hr. *B.* auf die Bestimmung der spec. Gewichte von Luft und Queckfilber — den Grundstein aller Barometermessungen. Er zeigt, dass er den Coefficienten durch Abwiegen zu 18334 Metres, und *Rammond* habe durch Barometermessungen dasselbe gefunden, nämlich 18336. (Hier widerspricht *Biot* Hn. *Daubuisson*. Dieser sagt S 471 seiner trefflichen Abhandlung im Journal von *Delamethrie* von 1810, dass *Biots* Bestimmung nur $\frac{1}{1000}$ von seiner auf dem Monte Gregorio abweiche; aber die von *Rammond* weiche um $\frac{1}{250}$ davon ab. Wenn man mit *Biots* angegebenen Gewichten die Beobachtungen des Monte Gregorio berechnet: so erhält man wirklich bis ungefähr auf $\frac{1}{1000}$ was die trig. Messung gab. Wo liegt nun der Grund dieses Widerspruchs?) Dann nimmt *Biot* die Ausdehnung für die Luft so an, wie sie *Gay-Lussac* bestimmt hat, und die fürs Queckfilber nach *Lavoisier*.

Darauf fangen S. 30 die Veränderungen an, die er mit der Formel vornehmen müsse, um sie in Tafelform zu bringen, wobey er den Coefficienten auf 18393 verändert, um keine Rechnung für die Schwereabnahme in senkrechter Richtung zu tragen. Die Formel ist dann $X = 18393^m (1 + 0{,}002837 \text{ Cos. } 2\psi) \left(1 + \frac{2.T+t}{1000}\right) \log. \frac{H}{h}$, und weicht selbst beym Chimborasso nur 4 Metr. von der genannten Formel ab.

Für den Ausdruck $1 + 0{,}002837 \text{ Cos. } 2\psi$ hat *Biot* ein besonderes Täfelchen gemacht. Der andere $18393^m \left(1 + \frac{2T+t}{1000}\right) \log. \frac{H}{h}$ ist schwieriger in eine Tafel zu bringen, da er drey veränderliche Elemente enthält, nämlich H, h und T + t. Doch läfst sich diese Schwierigkeit durch einen kleinen Kunstgriff leicht vermeiden, wenn man nämlich $\log. \frac{H}{h}$ in zwey Ausdrücke derselben Form zerlegt, nämlich $\log. \frac{0^m,76}{h} - \log. \frac{0^m,76}{H} = \log. \frac{H}{h}$. Die Tafeln enthalten in den Queerzeilen als Überschrift T + t, oder die Summe der Thermometergrade, und in den senkrechten H und h, die Millimeter. Da die Tafeln einen so kleinen Umfang haben: so können zu Zeiten Höhen und Wärmegrade vorkommen, die nicht in den Tafeln enthalten sind. Wie der Rechner sich dann zu verhalten hat, zeigt *Biot* durch eine sehr epinöse Entwickelung, die Rec. übergeht, da sie durchaus kein praktisches Interesse hat. Das Beyspiel vom Chimborasso, welches *Biot* auf diese Weise berechnet, nimmt eine ganze Octavseite ein. — Den Schluss dieser Abhandlung macht eine Tafel über die Haarröhrchenkraft, und 4 fingirte Rechnungsbeyspiele. Auf wirkliche Messungen geometrisch bestimmter Puncte hat *Biot* sie nicht angewendet. Indess scheint dieses nothwendig zu seyn, wenn man die Brauchbarkeit solcher Tafeln beurtheilen will. Diese hängt von ihrer Genauigkeit, von ihrer Bequemlichkeit und von ihrer leichten Verständlichkeit ab, und über dieses Alles kann nur die Anwendung entscheiden.

Zur Vergleichung der Tafeln wählt Rec. die Beobachtungen auf dem Monte Gregorio, welche vielleicht die genauesten sind, die bis jetzt sind angestellt worden. Damit die Freunde der Barometermessungen diese Rechnungen wiederholen können, wenn sie vielleicht glaubten, dass ein Irrthum in ihnen sey: so will er zuerst die Originalbeobachtungen anführen. Diese sind in Millimeter und in Decimalgraden.

1809.	Barometer		Wärme			
			des Queckfilbers		der Luft.	
Oct.	Unten.	Oben.	Unten.	Oben.	Unten.	Oben.
1	739.0	601,15	21,77	9,4	18.5	7,3
4	747,45	606,23	16,10	4,1	15,45	2,2
7	744,35	604,97	18,8	8,7	18,6	3,7
8	744,25	604,37	18,8	5,9	18,4	3,3
17	742,2	605.05	19.86	10,5	19,05	9,9
18	745.3	607,05	19,5	11,1	19,45	9,9
20	747,8	608,36	16,6	10,6	16,2	8,1
25	75[illegible],675	615.01	18,4	12 9	17,9	12,5
30	744,75	605.09	13,6	3,9	13,6	0,7
31	741,4	600,63	13,6	2,4	13,3	1,7

Folgendes Täfelchen enthält die Höhen des Monte Gregorio nach *Biots* Tafeln berechnet. Die mit aller Sorgfalt trigonometrisch gemessene Höhe des Berges ist 1708,4 Metres. Zur Vergleichung sind in der dritten Colonne die Höhen nach *Daubuissons* Formel angeführt.

1809. Oct.	Wetter.	Höhe nach *Biot.*	Fehler in Metres.	Höhe nach *Daubuisson.*	Fehler in Metres.
1	sehr schön	1714,9	6,5	1710,7	2,5
4	schön	1713,3	4,9	1710,5	2,1
7	schön	1714.5	6,1	1710,8	2,4
8	schön	1715,6	7,2	1711,0	2,6
17	sehr schön	1714,7	6,3	1709,1	0 7
18	belegt	1721,0	12,6	1716,2	7,8
20	Regen	1719,4	11,0	1714,6	6,2
25	sehr schön	1714,5	6,1	170[illegible],9	0,5
30	belegt	1719,0	10,6	1715,8	7,4
31	schön	1715,5	7,1	1712,7	4,3
	Mittel	1716,2	7,8	1711,9	3,5

Man sieht hieraus, dass die *biot*schen Tafeln weniger genau sind als die Formel von *Daubuisson*, und dass sie ungefähr um $\frac{1}{210}$ von der trigon. Messung abweichen. Die *lindenau*schen und *benzenberg*schen Tafeln geben die Höhe dieses Berges ungleich genauer, wie man aus folgenden Täfelchen sieht. In diesem sind zugleich dieselben Beobachtungen nach den Tafeln berechnet, die vor einigen Jahren der Lieutenant *Leuthold* auf Veranlassung des G. Quart. Meist. von *Lindener* herausgab, und die bekanntlich auf der *kramp*'schen Formel beruhen. Die trig. gemessene Höhe des Berges ist 5259,3 per Fuss.

1809. October.	Nach *Leutholds* Tafeln.	Fehler in Fuſs.	Nach *Lindenaus* Tafeln.	Fehler in Fuſs.	Nach *Benzenbergs* Schichttafeln	Fehler in Fuſs.
1	5284.7	25,4	5278.2	18,9	5260,4	1,1
4	5307,4	48,1	5274.0	14,7	5260,2	0,9
7	5322,0	62,7	5276,4	17,1	5262,8	3,5
8	5325.5	66,2	5275,8	16,5	5263,2	3,9
17	5284 7	25,4	5282,4	23,1	5258.2	1,1
18	5287 1	27.8	5296,8	37,5	5274.8	15,5
20	5268,3	9,0	5295,0	35.7	5278,1	18,8
25	5220,7	38,6	5277,0	17,7	5257,7	1,6
30	5323,0	63,7	5290,8	31,5	5278,0	17,7
31	5296,4	37,1	5280,0	20,7	5266,3	7,0
Mittel	5292,0	32,7	5282,6	23,3	5266,0	6,7

Die Fehler der *leuthold.* Tafeln rühren daher, daſs in der *kramp*'ſchen Formel, auf der ſie beruhen, bloſs die untere Temperatur der Luftſäule bey der Rechnung zum Grunde gelegt wird. Hiedurch werden alle Höhen zu groſs. Weil aber zugleich bey ihr die *de luc*'ſchen Beſtimmungen der ſpec. Gew. von Luft und Queckſilber zum Grunde liegen: ſo macht dieſes die Höhen wieder zu klein. Da *de Lucs* Normaltemperatur ungefähr um 3 Grad zu tief iſt: ſo heben ſich beide Fehler in dem Falle auf, wenn die untere Temperatur 3 Grad von der mittleren verſchieden iſt. Die *kramp*ſche Formel giebt die Höhe des Montblancs um 400 Fuſs zu groſs, weil die untere Temperatur 10 Grad von der mittleren verſchieden iſt. Rec. hielt es nicht für überflüſſig, hierauf diejenigen Liebhaber aufmerkſam zu machen, die ſich dieſer Tafeln bey ihren Barometermeſſungen bedient haben. Nimmt man an, daſs das Mittel von den zehn Beobachtungen auf dem Monte Gregorio der Wahrheit ſehr nahe liegt: ſo iſt der Fehler

der *biot*'ſchen Tafeln $\frac{1}{210}$
der *lindenau*'ſchen $\frac{1}{221}$
der *benzenberg*'ſchen $\frac{1}{770}$
und der Formel v. *Daubuisson* $\frac{1}{488}$

Das zweyte Element, von dem die Brauchbarkeit der Tafeln abhängt, iſt die Bequemlichkeit der Rechnung. Es hat Rec. geſchienen, daſs die *biot*'ſchen Tafeln durch die doppelten Eingänge und durch das viermalige Interpoliren, welches dieſes nothwendig macht, eben nicht die bequemſten ſind, beſonders wenn eine ſo groſse Höhe ſoll berechnet werden, daſs der obere Barometerſtand ſich nicht mehr in den Tafeln findet. Rec. will das 3te Beyſpiel von *Biot* hieher ſetzen, an welchem man zugleich ſieht, wie er ſich hiebey hilft.

Station supérieure / *Station inférieure*	*Hauteur du Barom.*	*Thermom. libre.*	*Thermom. du Barom.*	*Latitude.*
	$0^m,38294$	$-1,6$	$+10$	$1^\circ,45$
	$0,76200$	$+25^\circ,3$	$+25,3$	

$T + t = 23^\circ,7$ H $0,7620$ h $0^m,38294$ (1 + [illegible]) $0^m,384$

J'ajoute $\frac{1}{4}$ *de* h	0,096
	0,480
J'ajoute encore $\frac{1}{4}$ *de cette valeur* .	0,120
h =	0,660
Avec h = 0,600, H = 0,762, *Const.* = 0,608 } *et* 23,7 { *la table donné*	$1977^m,7$
+	22, 0
	1867, 1
Ajôutez encore ce terme	1867, 1
Somme	5733, 9
Correct. de latit. $\frac{1}{350}$	16, 3
Différence de niveau	5750, 2

Man ſieht, daſs *Biot* das Beyſpiel ſo gewählt hat, daſs er ganze Millimeter erhielt, und nicht zu interpoliren brauchte. Er ſagt zwar Seite 29: *Ces reductions*, nämlich die des Interpolirens, *se prennent à vue sur la table, et avec un peu d'habitude elles sont beaucoup plus faciles à exécuter qu'à expliquer.* Hierin werden ihm wahrſcheinlich die wenigſten Reiſenden beyſtimmen. Auch hielt es Rec. bequemer, für die Berichtigung des Queckſilbers eine beſondere Tafel zu haben, ſo wie er auch für die Berichtigung wegen der Breite die *lindenau*'ſche Tafel bequemer hält wie die *biot*'ſche. (Überhaupt wird man den *lindenau*ſchen Tafeln eine zu groſse Weitläuftigkeit nicht mehr vorwerfen können, wenn der Vf. bey einer neuen Auflage die Kennziffer und die beiden letzten Decimalen wegläſst, die ohnehin nicht gebraucht werden. Hiedurch werden ſie allein um $\frac{2}{8}$ kürzer. Gehen ſie zugleich nur von ganzen zu ganzen Graden: ſo bleiben ſie eben ſo bequem zum Einſchalten, und hiedurch kommt die erſte Tafel von 100 Seiten auf 20, und wird alſo 5 mal kürzer und 5 mal bequemer.)

Das dritte Element, welches den Werth der Tafeln beſtimmt, iſt ihre allgemeine Verſtändlichkeit. Man ſieht, daſs es *Biots* Beſtreben geweſen iſt, ganz populär zu ſeyn, indeſs ſetzt er doch mehr algebrai-

fche Kenntniffe voraus, als neun Zehntel der Lefer befitzen, die in den Fall kommen, folche Tafeln zu gebrauchen. Diefen giebt er am Ende der Vorrede den Rath, bis Seite 48 zu überfchlagen, und blofs 49 und 50 zu lefen, wo fie die Zahlen-Beyfpiele finden, die fie zum Modell nehmen können. Das heifst nun mit anderen Worten, fie zum mafchinenmäfsigen Rechnen zu verdammen, ohne dafs fie wiffen warum und wefswegen.

Biot fcheint es überfehen zu haben, dafs die bloſse phyfifche Betrachtung der Aufgabe zur klarften Darftellung, und zugleich zur genaueften Formel führt, und dafs man weder Algebra noch Integral-Rechnung — weder Reihen noch Logarithmen zu kennen braucht, um alle Tafeln und alle Berghöhen eben fo genau berechnen zu können, wie der gröfste Geometer, vorausgefetzt, dafs man es in der Rechenkunft bis zur Regel von Dreyen gebracht hat. Das Barometer ift eine Wage, auf welcher der Druck der Luft gegen Druck von Queckfilber abgewogen wird bey gegebener Wärme und bey gegebener Schwere. Alle Barometerrechnungen find Regula de Tri-Sätze wobey man von der Länge der Queckfilberfäule auf die Länge der Luftfäule fchliefst, die ihr das gleichgewicht hält, und die ganze Lehre gehört in der Phyfik in das Capitel, wo vom Abwiegen der Körper gegen einander gehandelt wird. — Auch fcheint *Biot* die Genauigkeit und die Leichtigkeit der Schichtmethode nicht gekannt zu haben, die freylich durch die nachläffigen Rechnungen von *Mariette* und *Rofenthal* in einen fehr üblen Ruf gekommen war.

Rec. glaubte den grofsen Verdienften, die fich *Biot* durch feine genauen Abwiegungen um diefe Lehre erworben hat, es fchuldig zu feyn, feine Tafeln ausführlich zu beurtheilen, obfchon er nicht leugnen konnte, an ihnen eine gewiffe Eilfertigkeit wahrzunehmen, und, wenn man will, auch Unvollftändigkeit. Diefe Abhandlung von *Biot* hat bey weitem nicht die Eleganz, wie die ähnliche von *Daubuiſson*, in der jede Zeile das Gepräge der Vollendung trägt. Von den lehrreichen Unterfuchungen, die *Daubuiſson* über die Fehler angeftellt hat, welchen diefe Meffungen unter verfchiedenen Umftänden unterworfen find, findet man gar nichts. Auch find keine Beyfpiele gegeben, nach denen der Laie die Genauigkeit folcher Meffungen beurtheilen könnte, und es fcheint, als wenn diefer berühmte Phyfiker fich jetzt durch feine grofse Thätigkeit hinreifsen liefs, zu viel zu unternehmen.

Zum Befchlufs fey es Rec. erlaubt, noch ein paar Bemerkungen hinzuzufügen, für die er früher keine fchickliche Stelle finden konnte.

Biot nimmt mit *Laplace* und allen Anderen an, dafs die Ausdehnung der Luft ftatt $\frac{1}{213}$ für jeden Grad R. $\frac{1}{200}$ wäre, um den Einflufs der Feuchtigkeit aufzuheben. Allein diefes ift, genau genommen, nicht richtig. Alle Luftarten und Dämpfe dehnen fich, fo viel wir bis jetzt wiffen, genau gleichviel aus, nämlich für jeden Grad $\frac{1}{213}$. Hat man nun Tafeln für trockene Luft, und die Temperatur ift 0°: fo wird durch die Veränderung von $\frac{1}{213}$ in $\frac{1}{200}$ der Einflufs der Feuchtigkeit nicht aufgehoben. Beffer ift es, dafs man ihn jedesmal nach der mittleren Feuchtigkeit des Monats corrigirt, und die Ausdehnung $\frac{1}{213}$ ungeändert läfst. Man kann fich hiefür leicht ein Täfelchen machen. Folgendes ift von *Daubuiſson* entlehnt.

Eine Luftfäule von 10000 Fufs ift bey der mittleren Feuchtigkeit des Januars um 17 Fufs Länge

des Februars	um	18	—
des März	um	20	—
des Aprils	um	24	—
des Mais	um	35	—
des Junius	um	41	—
des Julius	um	48	—
des Augufts	um	48	—
des Septemb.	um	40	—
des Octobers	um	27	—
des Novemb.	um	24	—
des Decemb.	um	18	—

Im Mittel um 30 Fufs.

Wenn man auf diefe Weife den Einflufs der Feuchtigkeit corrigirt: fo bleibt der mögliche Irrthum, wie man leicht fieht, innerhalb wenig Fufs eingefchloffen. S. 10 der Vorrede fagt *Biot*: *suivant l'idée qu'en avoit donnée M. Laplace, on a pu entreprendre d'ajouter à la longitude et à la latitude des villes, leur hauteur audessus du niveau de la mer, comme une troisième coordonnée qui achève de déterminer leur position.* Rec. wufste nicht, dafs diefe Idee von *Laplace* herrührt; er hat aber mit Vergnügen bemerkt, dafs man in Deutfchland in den befferen Geographieen fchon lange aufser der Länge und Breite zugleich die Höhe des Orts über dem Meere angiebt, z. B. in dem trefflichen Handbuche von *Ebel* über die Schweiz.

Wir befitzen alfo jetzt 4 oder 5 verfchiedene Barometertafeln, welche alle fehr genau find, und deren gröfste Fehler kaum $\frac{1}{250}$ des Ganzen ift. *De Lucs* Formel war noch bis auf $\frac{1}{50}$ des Ganzen unrichtig. — Da die Genauigkeit einer einzelnen Meffung höchftens $\frac{1}{250}$ ift: fo gilt es faft gleich, welcher Tafeln man fich bedient. Hat man aber mehrere genaue Meffungen deffelben Puncts: fo mufs man eine Wahl treffen, und Rec. würde dann diejenigen vorziehen, welche die gröfste Genauigkeit beym Monte Gregorio geben. — In Hinficht der Bequemlichkeit laffen alle Tafeln noch etwas zu wünfchen übrig, weil man noch bey allen interpoliren mufs. Und doch laffen fich auf 2 Bogen Tafeln mit einfachen Eingängen conftruiren, die mit fo kleinen Intervallen fortfchreiten, dafs man nie einzufchalten hat, und die zugleich die Aufgabe völlig fcharf löfen. Die I giebt die Reduction der Queckfilberfäulen auf die mittlere Temp., die II giebt durch eine Subtraction der Schichten die Höhe für 0°, die III giebt die Berichtigung für die Wärme durch eine Addition, die IV giebt ebenfalls durch eine Addition die Berichtigung wegen der Feuchtigkeit, und die V u. VI die wegen der Schwere in fenkrechter Richtung und in der Breite. — Hr. *v. Lindenau* hat zuerft den letztern Tafeln diefe bequeme Form gegeben, die Rec. bey der Anwendung wenigftens um viel bequemer gefunden, als die *biot*fche. Läfst man dann zugleich Modelle *en blanco* drucken, die man bey der Rechnung nur mit Zahlen auszufüllen hat: fo wird felbft der Ungeübtefte fich nicht irren. e. e. e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 NOVEMBER, 1811.

MATHEMATIK.

1) Erfurt, b. Keyser: *Mathematik für Schulen*, nach einem neuen Plane bearbeitet. Von *H. C. W. Breithaupt*, öffentl. Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Bückeburg u. s. w. I Theil, Geometrie und die dazu erfoderlichen Theile der Arithmetik. Mit 17 Kupfertafeln und einem Reisszeug. 1810. XXIV u. 399 S. 8. (3 Rthlr. 6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Mathematische Lehrmethode, nebst Auflösungen von 300 geometrischen Exempeln*, als Anhang zum ersten Theile der Mathematik. Von *H. C. W. Breithaupt*. Mit 2 Kupfertafeln. 1810. VIII u. 54 S. 8. (8 gr.)

Es gereicht Hn. *B.* zum Lobe, dass er, als praktischer Schulmann, nicht blindlings dem gemeinen Schlendrian folgt, sondern sein, durch vieljährigen Unterricht in den mathematischen Wissenschaften bewährtes Lehrtalent dazu benutzt, die Anfangsgründe der Mathematik durch einen fasslichen Vortrag den Schülern leicht begreiflich zu machen. Seine Schrift zeigt durchgehends das Bestreben, die Theorie mit dem Praktischen zu verbinden, damit, was jene im Allgemeinen begründet, bey diesem im Besonderen und Einzelnen sich wiederfinde. Theils in dieser Methode, theils auch in dem Einschieben arithmetischer Lehren an solchen Stellen, wo diese zur Darstellung geometrischer Gegenstände nothwendig sind, besteht das Eigenthümliche dieser Schrift. Ausserdem aber haben wir auch in mehreren Beweisen neue Wendungen gefunden, welche von guter Einsicht des Vfs. und von dessen praktischer Gewandtheit zeugen. Dieser erste Theil enthält eine ziemlich vollständige Ausführung der Planimetrie, ein eingeschobenes Capitel von Verhältnissen und Proportionen, und dann die Anwendung der Theorie auf das praktische Messen. Es wird hiebey kein besonderes Instrument, als Messtischchen, Astrolabium u. s. f., gebraucht, sondern Alles mit Stäben, mit der Kette und einigen anderen sehr einfachen Vorrichtungen abgethan. Der zweyte Theil soll die Rechnung mit gemeinen und Decimal-Brüchen nebst der Ausziehung der Quadratwurzel, dann geometrische Aufgaben, die sich darauf gründen, ferner Elemente der Perspective, die Stereometrie, die Lehre von Potenzen und Logarithmen, Trigonometrie und Etwas von der höheren Geometrie umfassen. Obgleich wir gegen diesen Lehrplan im Allgemeinen, besonders gegen den abwechselnden Vortrag arithmetischer und geometrischer Lehren, nichts einzuwenden haben: so müssen wir es doch missbilligen, dass der Vf. die so nöthige Rechnung mit zehntheiligen Brüchen nicht gleich zu Anfange des ersten Theils an einer schicklichen Stelle vorgetragen hat. Ohnediess setzt er die vier Rechnungsarten mit unbenannten Zahlen bey seinen Schülern voraus, woran sich die Decimalbrüche sehr natürlich angeschlossen hätten. Da alle folgenden Rechnungen über Linien und Flächen nach dem zehntheiligen Masse geführt sind: so ist die Kenntniss und Behandlung der Decimalbrüche dem Anfänger hiebey unentbehrlich. Von diesem Gebrechen abgesehen, finden wir den Plan dieses ersten Theils zweckmässig angelegt, und meist mit Besonnenheit und gutem Erfolg ausgeführt. Was wir an dem Vortrage im Einzelnen theils vermissen, theils zu verbessern haben, soll nun hauptsächlich für diejenigen, welche sich dieses Buchs als Leitfadens bedienen, dargelegt werden. S. 3. §. 2 könnte zur nöthigen Erläuterung beygefügt werden: *Diese Flächen sind selbst keine Körper mehr.* §. 3 ist das Grösserseyn eines Körpers gegen einen anderen nicht bestimmt genug erklärt. Denn wenn zwey Körper gleiche Breite und Dicke, aber verschiedene Länge haben: so ist der eine auch schon grösser, als der andere u. s. f. Die Erklärung der ebenen Fläche §. 7 ist durch *die Schärfe des Lineals* nicht geometrisch genug; warum hat der Vf. hiezu die *gerade Linie* nicht gewählt? S. 21 ist nur eine auf dem Papier *gezeichnete*, aber nicht die in dem Kopfe des Geometers construirte *Figur* erklärt. Warum nicht: eine ebene Figur ist eine durch Linien begrenzte Ebene? S. 22 muss statt: *eine Fläche* gelesen werden: *seine Fläche.* Auch sollten hier die verschiedenen Arten der Figuren durch Beyspiele erläutert seyn. S. 23, und in dem ganzen Werke, hätten wir statt *Cirkel* lieber *Kreis* gelesen. Cirkel bedeutet das Instrument, womit man Kreise beschreibt. S. 34 hätte wenigstens einigermassen erläutert werden sollen, wie man denn zwey solche gerader Linien ziehen kann, dass sie, auf jeder Seite verlängert, nie zusammenstossen. §. 17 sollte in der Erklärung des Dreyecks statt: *Fläche*, gesetzt werden: *Ebene.* §. 20. Z. 7 statt: *und alle vier Winkel gleich*, lese man: *und alle vier Winkel rechte.* S. 37 versteht der Vf. unter *Trapez* bloss die *Paralleltrapeze.* Richtiger werden beide unterschieden. Unter der Aufschrift: Über die Ausmessung gerader Linien und die dazu erfoderlichen Werkzeuge hätte der Vf. nach den theoretischen Bestimmungen auch das Praktische zeigen

sollen. Hier ist der Ort, zu erklären, was Messblöcke, Messstäbe, Messketten u. s. w. seyen, wie man gerade Linien auf dem Felde abstecken und die Grösse der abgesteckten bestimmen soll u. s. f. Diess ist um so nöthiger, da in der Folge bey dem wirklichen Messen gar nichts davon vorkömmt. Da der Vf. nur die vier Species in ganzen Zahlen voraussetzt: so hätte er sich S. 40 und 41 der Regel Detri nicht bedienen dürfen. Mit vorausgeschickter Lehre von den Brüchen wird diese Reduction viel einfacher durch die Formeln: D = 1, 2 d und d = 0, 833 ... ausgeführt. S. 45 ist in der Aufschrift das Wort *Ausmessung* unschicklich; es sollte *Congruenz* heissen. Bey den einzelnen Lehrsätzen von der Congruenz der Dreyecke können wir die Beweise des Vfs. nicht billigen. Es fehlt ihnen an Strenge, und die gewöhnlichen Beweisarten sind vorzuziehen. Der Satz §. 27: Nicht jede drey Linien bestimmen ein Dreyeck (der gut bewiesen ist), soll offenbar *vor* dem Satze §. 26 stehen, worin es heisst: Drey Linien bestimmen nur ein einziges Dreyeck. Der Beweis dieses letzteren befriedigt nicht vollkommen. Denn daraus, dass jedes Dreyeck aus drey sich schneidenden Linien besteht, folgt noch nicht unmittelbar, dass drey gegebene Linien nur ein einziges Dreyeck bestimmen. Der Lehrsatz §. 30 ist fehlerhaft ausgedrückt, und muss so lauten: Zwey gegebene Linien und ein Winkel, welcher von ihnen eingeschlossen wird, bestimmen ein einziges Dreyeck. Den beiden Beweisen des Lehrsatzes §. 33 fehlt es an gehöriger Fasslichkeit für Anfänger. S. 55 bis 81 folgen unaufgelöste Beyspiele über die Ausmessung und Aufzeichnung der Dreyecke. Da diese vorzüglich bestimmt sind, die Schüler zugleich mit der Praxis vertraut zu machen, und dazu das dem Werke beygelegte mathematische Besteck gehört: so müssen wir etwas davon erwähnen. Unser Exemplar besteht aus einem Etui von Pappe, und enthält 1) einen gestochenen, auf starkes Papier gedruckten und auf dünnes Weissblech aufgezogenen kleinen Transporteur, worauf man höchstens halbe Grade abnehmen kann. Dem unsrigen sieht man das Gepräge fabrikmässiger Arbeit unverkennbar an, und Manches muss noch an ihm verbessert werden, ehe er brauchbar wird. Auch hat er viele Rostflecken. Wenn er ohne Mängel gearbeitet wird: so ist er tauglich. 2) Einen verjüngten, auf Holz aufgezogenen Massstab, der wohl brauchbar ist, aber sehr bald verstochen seyn muss. Es sollten daher noch einige andere Exemplare (auf blossem Papiere) beyliegen, um sie dann auf das Holz ziehen zu können. 3) Einen kleinen rechten Winkel von Holz, der zweckmässig ist, so wie auch 4) das kleine hölzerne Lineal. Die übrigen leeren Fächer müssen von den Schülern mit Cirkel, Reissfeder u. s. f. ausgefüllt werden. Noch liegen drey auf Pappe gezogene Tafeln mit geometrischen Figuren bey, die zur Ausrechnung und zum Aufzeichnen dienen, und gut gewählt sind. Des Vfs. Methode für das Praktische wollen wir nun durch ein Beyspiel erläutern. Das erste Exempel §. 38 fodert, aus drey Seiten eines Dreyecks, ab = 253″, ac = 159″, bc = 292″, dieses Dreyeck aufzuzeichnen und die Grösse eines bestimmten Winkels zu messen. Zuerst lehrt er hier, mittelst eines auf einem 2 F. 2 Zoll langen und 7 bis 8 Zoll breiten Brete verzeichneten Massstabes und eines Transporteurs von 9 Zoll Durchmesser, dieses Dreyeck auf der Tafel zu construiren, und den verlangten Winkel zu bestimmen. Wenn nun die Schüler diese Erklärung begriffen haben: so lässt er sie mit ihrem eigenen Werkzeuge operiren und ähnliche Aufgaben auflösen. Dieses Verfahren finden wir sehr zweckmässig, um dem Schüler eine klare Einsicht in die Construction und das Wesen der geometrischen Figuren zu verschaffen: ein Umstand, den man bey dem gewöhnlichen Schulunterrichte nur allzu sehr zu vernachlässigen pflegt. Auf diese Weise werden nun in No. XVI durch 12 Aufgaben 94 Beyspiele über die Dreyecke, und in XVII durch 11 Aufgaben 58 Beyspiele über das Viereck aufgelöset. Bey jenen über die Dreyecke ist es gefehlt, dass noch keine Anweisung gegeben ist, die Höhen zu ziehen. Theoretisch wird diess erst unten gelehrt, und eine praktische Auflösung durch den hölzernen Winkelhaken fehlt gänzlich. Bey den Vierecken fehlt ebenfalls die Art, wie dieselben zu construiren sind. Der mündliche Vortrag muss Beides ersetzen. In der Auflösung S. 103 ist der Ausdruck: mit *beliebiger* Öffnung des Cirkels, nicht richtig, da diese Eröffnung *grösser* als der senkrechte Abstand des Puncts c von ab seyn muss. Es sollte heissen: Man nehme *unterhalb* der ab einen Punct, und beschreibe mit der geraden Linie von ihm nach c einen Kreis u. s. w. Auch ist der Durchschnitt oberhalb der ab gar nicht nöthig, da schon c gegeben ist. Der Beweis des Lehrs. 9, S. 106, ist unvollständig, so wie auch Lehrs. 10 nicht befriedigend erwiesen ist. Überhaupt ist die ganze Lehre von den Parallelen dürftig dargestellt. S. 112 sollte Zus. 3, und S. 113 Zus. 1 durch Beyspiele erläutert seyn. Die Aufgabe 17, S. 114, ist gut ausgeführt. Bey Lehrsatz 20 hätte der Vf. nach der Lehre von den Parallelen die Möglichkeit der verschiedenen Arten der Parallelogrammen zeigen sollen. Der zweyte Theil des Beweises S. 120 wird bey der gewöhnlichen Darstellung entbehrlich. Die Zus. 4 und 5, S. 125, sollten an Fig. 78 und 79 erläutert, so wie Zus. 7, seiner Wichtigkeit wegen, ausführlicher dargestellt werden. Die Auflösung S. 142 lässt sich kürzer geben. S. 151. Zus. 3 muss es heissen: Hieraus folgt, dass ein aus der Mitte der grössten Seite eines rechtwinklichen Dreyecks u. s. f. Lehrs. 33, S. 154, wird weit fasslicher auf gewöhnliche Art erwiesen. Vor §. 42 hätte als Zusatz zu §. 40 gezeigt werden sollen, wie diese zwey Tangenten gezogen werden können. Da die Auflösung und der Beweis des §. 43 schon die Richtigkeit der Aufgabe selbst voraussetzt: so muss eine andere an ihre Stelle treten. §. 44 ist die Auflösung unvollständig, der Beweis unrichtig. Von den vielen Zusätzen zu §. 51 sollten manche bewiesen seyn. Der Abschnitt XI, von Verwandlung der Figuren, ist fasslich und mit Gründlichkeit dargestellt. Desgleichen auch die folgenden

von dem geometrischen Verhältniss und der Proportion. Dem wolfischen Begriffe von der Ähnlichkeit §. 88 fehlt es an Fasslichkeit und geometrischer Schärfe. Weit zweckmäsiger wäre es daher gewesen, wenn der Vf. aus der Gleichheit der Winkel die Proportionalität der Seiten, und umgekehrt, abgeleitet hätte. Diesen Mangel fühlt man an den Sätzen §. 89 bis 95. — Die Aufgaben §. 110 und 112 sind befriedigend und schön aufgelöst. Die Aufgabe §. 111 könnte aber füglich wegbleiben. §. 118 muss nach dem Worte *viel* das Wort *gleiche* eingeschaltet werden. Da das *dritte Buch* von dem Feldmessen mit der Kette und Stäben ohne Instrumente handelt: so wäre auch hier eine schickliche Stelle gewesen, die zum Abstecken und Ausmessen der Linien nöthigen Werkzeuge zu beschreiben, und zu Auflösung dieser Aufgaben gehörige Anweisung zu geben, welches der Vf. ganz übersehen hat. Sämmtlichen Aufgaben über Höhen- und Linien-Messung fehlt es nicht an geometrischer Richtigkeit für die Theorie; obwohl sie in der Ausübung wegen des Mangels schärferer Instrumente nur mehr oder minder richtige Resultate liefern. Diesem dritten Capitel fehlt übrigens noch die Auflösung der wichtigen Aufgabe: Ein jedes gegebene Grundstück in eine verlangte Menge gleicher oder ungleicher Theile zu theilen. Die Theilung der Dreyecke und Vierecke ist in No. 4 und 5 recht gut gerathen. Den Lehrsatz 2 und 3 im *vierten Buche* beweiset der Vf. durch *wirkliche Versuche*. An solche Beweisarten muss man den jugendlichen Geist nicht gewöhnen, zumal da, wo fassliche und strenge Beweise nicht weit entfernt liegen Man fange in §. 2 nur bey dem Vierecke an, gehe von ihm zum Fünfecke, von diesem zum Sechsecke u. s. w. — Von §. 5 bis 7 sollte zuerst die Möglichkeit der regulären Polygone im Allgemeinen gezeigt worden seyn. Die Auflösung des §. 17, in den Kreis ein reguläres Zehneck zu construiren, ist zu schwer für Anfänger, da sie auf eine unreine quadratische Gleichung führt. Sowohl diese, als einige der folgenden, würden im zweyten Theile eine passendere Stelle finden. Lehrs. 35 stände schicklicher als Zus. zu §. 34, so wie Lehrs. 37 als Zus. zu §. 39. Lehrs. 42 läst sich auch sehr fasslich beweisen, indem man den Ausschnitt als Dreyeck betrachtet. — Wenn der Winkel des Abschnitts und dessen Sehne gegeben ist: so läst sich auch dessen Fläche finden. Sowohl darüber, als auch über die Art, den kreisförmigen Ring zwey concentrischer Kreise zu berechnen, hätte eine Aufgabe beygefügt werden sollen. Die folgenden Abschnitte lehren, was man in den gewöhnlichen Compendien der Geometrie nicht findet, die Verzeichnung der Spirallinien, der Schneckenlinien, der Ovale, der Eylinien und der Ellipsen, und sind, obgleich nicht zum strengen Systeme gehörig, lehrreich für Anfänger. Auch könnten sie zur Übung bey manchem den Inhalt der durch sie begrenzten Figuren berechnen. — In einem *Anhange* folgen nun noch mehrere interessante Aufgaben von Verwandlung der Figuren, die für den Anfänger gleich nützlich und angenehm sind. Den Beschluss macht ein *Nachtrag* ähnlicher Aufgaben zum 2, 3 und 4 Buche. Nicht ohne Verwunderung bemerkten wir hier das sonderbare Versehen, dass sich die Aufgaben 12, 13, 14, 15 und 16 fast wörtlich in dem Anhange befinden, nämlich 12 auf S. 364; 13, S. 370 und 371; 14, S. 366 und 367; 15, S. 368 und 369, und 16, S. 370. Sie betragen zusammen über einen halben Bogen.

Der zu diesem Werke gehörige *Anhang* (No. 2) ist für die Lehrer bestimmt. Die für gegenwärtigen Zweck wohl abgefasste Einleitung handelt von dem Nutzen der Mathematik. Darauf folgt eine Beschreibung der mathematischen Lehrmethode des Vfs, die wir schon gröstentheils kennen, und den Beschluss machen die 300 Auflösungen der geometrischen Beyspiele.

Wir ermuntern den Vf. zur Bearbeitung des zweyten Theils seines Werks, und wünschen, dass er gegenwärtige Anzeige dabey beherzigen möge. Auch empfehlen wir ihm eine sorgfältigere Correctur, damit das Druckfehler-Verzeichniss nicht, wie hier, mehr als einen vollen halben Bogen betrage. Druck, Papier und Kupfertafeln entsprechen vollkommen ihrem Zwecke. Δ.

1) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Anleitung zur Erfindung und Ausführung elementargeometrischer Beweise und Auflösungen.* Für das gründliche Studium der Geometrie auf Schulen. Von *Joh. Andreas Matthias*, Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. 1811. XXIV u. 166 S. gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln. (20 gr.)

2) Halle u. Berlin, in der Buchhandl. d. hall. Waisenhauses: *Aufgaben aus der Körperlehre. Zum Gebrauche für den Unterricht in der niederen und höheren Analysis*, von *C. L. Lehmus*, Doctor der Philosophie. 1811. IV u. 124 S. gr. 8. Mit 5 Kupfertafeln. (14 gr.)

Mit Vergnügen lernten wir den Vf. von No. 1 als einen Schulmann kennen, der, mit dem Geiste des geometrischen Vortrags vertraut, durch diese Schrift einen schönen Beytrag zum gründlichen Studium der Mathesis liefert. Er sammelte nach und nach, aus verschiedenen geometrischen Werken, einen Vorrath solcher planimetrischer Theoreme und Probleme, welche sich in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Geometrie nicht vorfinden, ordnete sie nach dem lorenzischen Grundrisse, und begleitete sie, mehr oder weniger, mit den Fortschritten seiner Schüler angemessenen Winken zur Erfindung oder zur Ausführung der Beweise und der Auflösungen. Aus diesem Vorrathe theilte er, so oft in den Lectionen eine Reihe zusammengehöriger Wahrheiten durchdacht war, seinen Schülern bald Lehrsätze, bald Aufgaben zur Ausarbeitung mit, wobey sie Gelegenheit hatten, dasjenige sogleich anzuwenden, was ihnen der Unterricht deutlich gemacht hatte. Dass diese Art, die Geometrie zu lehren, vortrefflich sey, ersieht jeder Sachkundige von selbst. Freylich setzt sie in öffentlichen Schulen bey einem grossen, meist sehr gemischten, Haufen von Schülern nicht wenig Zeit voraus,

weil auch mittelmäsige und selbst schwache Köpfe, so viel möglich, daran Theil nehmen sollen. Allein wir sind der Meinung, dass man, wenn die Lehrzeit nicht verlängert werden könnte, lieber die Menge des Lehrstoffs beschränken, als eine so zweckmäsige Methode vernachlässigen sollte, da das Wenige und Gründliche dem Vielen und Oberflächlichen bey Anfängern weit vorzuziehen ist. Wir haben des Vfs. Schrift aufmerksam durchgelesen, und gefunden, dass er seinen Plan richtig ins Auge gefasst und gut ausgeführt hat. Auch sind die Auflösungen nicht alle nach einerley Zuschnitt geformt, sondern es herrscht darin eine unterhaltende Mannichfaltigkeit. Vorzüglich empfehlungswürdig finden wir diese Methode bey dem Privatunterrichte, theils weil dieser meist an keine bestimmte Zeit gebunden ist, theils weil es der Lehrer hier nur mit einem oder einigen Schülern zu thun hat, deren Fassungskräften er dieselbe genauer anpassen kann. Um diese Anleitung auch für solche brauchbar zu machen, welche nicht, wie der Vf., nach den Elementen des Euklides, oder nach dem lorenzischen Grundrisse die Elementargeometrie studiren, ist (S. IX—XXII) eine Übersicht aller Sätze und Aufgaben aus den Elementen und dem Grundrisse gegeben, deren Kenntniss bey dem Gebrauche dieser Schrift vorausgesetzt wird. Der Vf. ist nicht bloss Compilator, sondern trägt auch bisweilen eigene Gedanken vor. Sogleich der erste § ist ein Beyspiel davon. Er giebt hier einen Beweis für den 10 Grundsatz des ersten Buchs der euklidischen Elemente, der zwar sehr richtig ist, aber lieber würden wir diesen Grundsatz also beweisen. Wenn ausser der CD auch noch CK mit AB an dem Puncte C rechte Winkel bilden könnte: so wäre x = u + o und auch x + u = o, folglich x + x + u = u + o + o, und x = o, welches dem ersten Satze (x = u + o) widerspricht. Übrigens würde, da des Euklides Erklärung vom rechten Winkel eine blosse *Worterklärung* ist, es sehr erwünscht seyn, wenn man *vor* dem Lehrsatze: Alle rechten Winkel sind gleich, den rechten Winkel selbst geometrisch construiren könnte, welches wohl möglich, jedoch nicht so leicht auszuführen scheint. Wir schliessen mit dem Wunsche, dass des Vfs. Schrift so viele Leser finden möge, als sie es ihrer guten Ausführung wegen verdient. Druck und Papier sind, gleich den 7 Kupfertafeln, recht zweckmässig gewählt.

Auch No. 2 verdient empfohlen zu werden. Sein Vf., der seit 8 Jahren als Privatlehrer Unterricht ertheilt, sammelte nach und nach manche interessante Probleme aus der Stereometrie; und da sie seine Zuhörer angenehm beschäftigten: so suchte er durch den Druck dieselben noch gemeinnütziger zu machen. Diesen Entschluss müssen wir billigen, da es entschieden ist, wie sehr eine Sammlung wohlgewählter Aufgaben den Anfänger reizt, sich immer tiefere Kenntnisse in der Theorie zu erwerben. Wir fanden in dieser Schrift 54 Probleme (durch einen Druckfehler sind die *zwey* letzten mit 54 bezeichnet) vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend, mit Präcision und Deutlichkeit entwickelt. Da sie meist nur Kenntniss der gewöhnlichen Stereometrie, Trigonometrie und Algebra, nebst etwas Wenigem von der Differential- und Integral-Rechnung voraussetzen: so sind sie immer noch für Anfänger des mathematischen Studiums geeigenschaftet, und werden für diejenigen, welche sich in der Beantwortung mancherley interessanter theoretischer Fragen üben wollen, eine lehrreiche Unterhaltung seyn. Auch der Praktiker wird manche brauchbare Formel darin finden. Um den Lesern wenigstens Einiges von dem Inhalte anzuführen, heben wir folgende Aufgaben aus, deren Entwickelung besonders wohl gerathen ist: Von einem abgekürzten Kegel und einer abgekürzten Pyramide parallel mit den Grundflächen $\frac{n}{m}$ abzuschneiden (Aufg. 11 und 12). — Den Cubikinhalt der Gewölbsteine bey Brückenbogen, welche aus mehreren Kreisbogen zusammengesetzt sind, zu bestimmen (Aufg. 24). — Den Umfang und Inhalt eines Ikosanders und Dodekanders zu bestimmen (Aufg. 29 und 30). — Den Cubikinhalt und die Oberfläche eines Bohlendachs mit ganzen Walmen zu bestimmen (Aufg. 33 und 34). — Den körperlichen Inhalt der Gewölbsteine der vom verstorbenen Geh. Rath *Gilly* im 2 Theile seiner Landbaukunst angegebenen gewölbten Decke zu bestimmen (Aufg. 47). — Den Cubikinhalt eines Fasses zu finden, a) wenn die Krümmung als conchoidisch, b) wenn sie als parabolisch, und c) wenn sie als kreisförmig betrachtet wird (Aufg. 52). — Papier und Druck sind gut, und die Zeichnungen der Kupfertafeln zur Versinnlichung der Gegenstände sehr zweckmäsig.

Δ.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Gotha*, b. Steudel: *Skizzen und Anekdoten aus dem Leben berühmter Dichter, Maler, Kupferstecher, Bildhauer und Baumeister.* 1810. 120 S. 8. (15 gr.) Planloser muss wohl nicht leicht eine Anekdotensammlung angelegt worden seyn. Die allerunbedeutendsten Namen findet man hier neben den Heroen der Kunst, und Nichtssagendes bey ächt Charakteristischem. Wie die Sammlung in wenig Tagen entstanden seyn mag: so wird sie auch in eben so wenig Tagen wiederum vergessen seyn. Noch zu bemerken ist die Entstellung der Namen, z. B. Wilhelm van de Welde st. de Velde, Pasiteres st. Pasiteles, Torrentinus st. Torrentius, Charrillus st. Choerilus u. s. w. Nur eine kleine Probe der Auswahl wollen wir noch anfügen. „Wie Rom von Karl von Bourbon (nicht Burbon) eingenommen und geplündert wurde, kam der vortreffliche Epigrammendichter Lasanora um alle sein Vermögen. Er starb vor Hunger 1527."

—r—

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: Ἀρτεμιδώρου Ὀνειροκριτικά. *Artemidori Oneirocritica;* ex duobus codicibus MSS. Venetis recensuit, emendavit, polivit, notis integris *Nicolai Rigaltii* et *Jo. Jac. Reiskii* suisque illustravit, item indices copiosos adjecit *Jo. Gothofredus Reiff*, Saxo. 1805. Tom. I. XXIV und 439 S. Tom. II. 519 S. gr. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Wir glauben die Wiedererscheinung eines alten Schriftstellers, der seit anderthalb hundert Jahren aus dem Buchhandel verschwunden war, auch abgesehen von dem Werthe desselben, unter den Denkwürdigkeiten der deutschen philologischen Literatur mit gebührender Aufmerksamkeit hervorheben, und daher zu Ergänzung unserer Annalen über diese Literatur die durch zufällige Umstände und mancherey Hindernisse verzögerte Beurtheilung des obigen Werkes nachholen zu müssen.

Artemidor ist ein wenig geachteter, sehr verkannter und vernachlässigter Autor, der selbst von Schriftstellern, welche die Allegorie und Sinnbildnerey der Alten bearbeiteten, wie Pierius v. Valeria und Winkelmann, als wäre er nur eine unreine und verdächtige Quelle derselben, meistens mit Unrecht zurückgesetzt worden ist. Allein wenn auch die Traumdeuterey, als solche, und als Zweig der Wahrsagerkunst betrachtet, wenn ein mit komischem Ernst auf Treibsande aufgeführtes Lehrgebäude dieser durch Vernunft und Erfahrung längst verurtheilten Kunst nur unsere tiefe Verachtung verdienen kann: so ist wenigstens die Unterlage und der Stoff dieser Wissenschaft, die *allgemeine Symbolik* oder *Zeichenlehre* des griechischen Alterthums, ein interessanter, achtungswerther, sorgfältiger Studien würdiger Gegenstand, und für ein weites Feld alter Allegorie von bedeutender Nutzbarkeit, dass man, anstatt den Artemidor zu verachten, vielmehr wünschen dürfte, von den im Alterthume so zahlreichen Schriften über diesen und andere Zweige der Divination, ausser ihm und Achmet, noch mehrere, vorzüglich aber die von Macrobius und Anderen angeführten Schriftsteller über die *Disciplina Hetrusca*, auf unsere Zeiten erhalten zu sehen. Es ist einleuchtend, dass die ganze Traumdeuterey der Alten auf Allegorie, auf sinnbildlicher Bedeutsamkeit aller in Träumen vorkommenden Gegenstände, auf Beziehungen zwischen zeichen und bezeichneten Objecten, zwischen Bildern und Gegenbildern, beruhete, und dass der Traumdeuter, wenn er anders für seine Kunst Zutrauen und Beyfall erwartete, keiner anderen Symbolik und Allegorie, als der gemein angenommenen, bekannten und anerkannten folgen konnte und durfte, derjenigen nämlich, welche in der Empfindungsart und dem Nationalsinne des Volks, in den Tropen und Bildern seiner Sprache, in seinen Mythen und Sprichwörtern, und in dem Gebrauche seiner Dichter, Redner und Bildner vorhanden war, und dass jene Traumsymbolik der letzteren nicht widerstreiten, oder wesentlich und in den Hauptzügen von ihr abweichen konnte. Wirklich finden sich Thiere, Pflanzen, Bäume, Gebehrden, Situationen und Handlungen in der ihnen sonst zugeschriebenen Bedeutsamkeit auch als Traumbilder im Artemidor; und wenn Artemidor selbst (*p.* 200 *Rigalt.*, 311 *Reiff.*) über den Traum eines Malers zu Korinth die Bemerkung macht, er sey aus der Ursache nicht vorbedeutend gewesen, und nicht eingetroffen, weil dieser Mann, als Maler, mit der Allegorie bekannt, und daher sein Traum nicht ein von Gott eingegebener, sondern nur ein aus seiner eigenen Seele natürlich entwickeltes Ideenspiel gewesen sey: so läst sich auch daraus abnehmen, dass die Allegorie der Künstler von der Traumsymbolik nicht wesentlich verschieden seyn könne. Kurz, eine theoretisch-praktische Abhandlung der Traumdeuterey, wie wir im Artemidor besitzen, muss eben darum, weil durchaus alle Gegenstände der wirklichen und idealischen Welt in Träumen vorkommen können, die reichste, umfassendste und vollständigste Symbolik enthalten, und, in sofern es, ausser einzelnen zerstreueten Bemerkungen der Scholiasten und weniger anderer Schriftsteller, keine anderweitige *directe* Belehrung darüber giebt, das an authentischen Documenten und Zeugnissen reichste Archiv von den unter den Griechen gangbaren Verähnlichungen und Bedeutsamkeiten der Dinge seyn. Artemidor allein bietet daher für eine Menge bisher wenig beobachteter, und von den gelehrtesten Archäologen entweder als Kleinigkeiten übersehener, oder nicht verstandener symbolischer und allegorischer Gegenstände auf den alten Bildwerken die befriedigendsten Aufschlüsse und Erklärungen dar. Überdiess giebt es noch in dem Gebiet des Alterthums ein unbemerktes und ungekanntes Gefilde reizender und lehrreicher Allegorie, auf welchem man bisher wie im Dunkeln tappte, wo A. ein sicherer, oft der einzige, Führer ist, und dessen Umfang, reizende Parthieen, Blumenfülle und mannichfalti-

ger Reichthum nur mit einem durch seine Symbolik aufgehellten und geschärften Auge übersehen und genossen werden mögen. Zwar gewähren auch die alten und neuern Sammlungen der alten Paroemieen eine sehr bedeutende Hülfe; allein die Hautquelle der Erklärung, die einzige directe und authentische, und zugleich die vollständigste Belehrung bleibt immer Artemidors Traumsymbolik, der, wie gesagt, die ganze wirkliche und idealische Welt umfaſste, weil alle Gegenstände derselben in Träumen vorkommen können.

Hr. *Reiff*, der sehr laut in das einseitige Urtheil älterer Gelehrten über die Nugacität des Hauptinhalts dieses Schriftstellers einstimmt, fand sich zwar nicht durch die höhere und würdigere Ansicht des Artemidor, aber durch dessen ihm auch von Verächtern mit Recht nachgerühmte Eleganz, Belesenheit und alterthümliche Gelehrsamkeit, und die in seinem Werke erhaltenen theils einzigen, theils seltenen, antiquarischen und mythologischen Notizen, so wie durch die Seltenheit der beiden älteren Ausgaben, bewogen, selbst Hand an diesen Autor zu legen, und entschloſs sich, eine neue Ausgabe zu besorgen. Auch ein bloſser Abdruck dieses Schriftstellers, kritisch verbessert und mit den hier zweckmäſsigen, und zum nützlichen Gebrauch des Autors durchaus unentbehrlichen vollständigen Sachregistern versehen, wäre ein dankenswerthes Geschenk gewesen. Hr. *R.* hat, ohne nach jener Ansicht des Artemidor den Zweck seiner Bearbeitung genau festzusetzen und zu bestimmen, theils mehr, theils weniger geleistet. Er erhielt zu seiner Ausgabe von dem verdienten *Morelli* zu Venedig die Lesarten zweyer auf dieser Bibliothek befindlicher, von der Hand des gelehrten griechischen Emigranten *Michaël Apostolius*, gefertigter, und bereits von *Morelli* selbst in dessen *Bibliotheca MSS. Graeca et Latina* (Bassani 1802) *p.* 153—158 charakterisirter Handschriften. Die vorzüglichste derselben, und an besseren Lesarten reichere, welche Morelli *Cod. CCLXVII* bezeichnet, und Hr. *R.* nach der Gewohnheit der Kritiker *Cod. A.* bezeichnen sollte, aber durchweg *Cod. B* nennet, füllt mehrere beträchtliche Lücken der aldinischen und rigautischen Ausgaben aus, welche aus der anderen Handschrift (bey Morelli *Cod. CCLXVIII*, bey Hn. *R. Cod. A*), oder aus einer Copie derselben abgedruckt ist, hat aber selbst am Schluſse einen beträchtlichen Defect, so daſs wir den Text von den 7 letzten Blättern der rigautischen Ausgabe bis jetzt nur aus *Cod. A* haben. Aus eben dieser Handschrift hat Hr. *R.* eine von Rigauts Ausgabe sehr abweichende Begrenzung, Abtheilung und Zahl der Capitel aufgenommen, ob er wohl bey der Eilfertigkeit, womit er die Vorrede geschrieben zu haben scheint, dieses selbst zu berichten vergessen hat, so daſs wir jetzt im ersten Buche 82 statt 85, im zweyten 70 statt 75, im dritten 76 statt 67, und im vierten 84 statt 86 Capitel zählen. Man wird daher künftig für Leser, welche nur eine von beiden Ausgaben aufschlagen können, entweder Capitel und Seite nach beiden Ausgaben bezeichnen, oder die Seitenzahl der rigautischen anführen müssen, als welche auch Hr. *R.* in seiner Ausgabe am Rande beygesetzt hat. Mit Hülfe dieser Handschriften, der Anmerkungen von Rigaut und Reiske, und der in mehreren kritischen Schriften zerstreuten Bemerkungen und Verbesserungen neuerer Gelehrten unternahm es Hr. *R.*, den auf allen Seiten von Fehlern wimmelnden Text des Rigaut zu säubern, und hienächst alles bisher über den Artemidor Gesagte in seiner Ausgabe zu vereinigen.

Der erste Band begreift den griechischen Text mit den darunter gesetzten Lesarten der beiden venetianischen Handschriften, sodann ein Verzeichniſs der Capitel nach ihren Überschriften, ein anderes von den in A. Onirokritik angeführten Schriftstellern, und ein Wort- und Sachen-Register, welches, auch in Ansehung der Realien, ganz griechisch ist, und in dieser Gestalt ein sonderbares, vielleicht einziges Seitenstück zu dem griechischen Index bey der alten römischen Ausgabe des *Eustathius ad Homerum* abgiebt. Die in Rigauts Ausgabe beygedruckte, freylich sehr fehlerhafte und vieler Änderungen und Verbesserungen bedürftige, lateinische Übersetzung des *Cornarius* fand Hr. *R.* für gut wegzulassen, *ut ne libri magnitudo nimis cresceret, atque ut sumtibus sine caussa augendis parceret.* Im zweyten Bande folgen *Nic. Rigaltii* gelehrte und sehr schätzbare *Notae*, welche aber bekanntlich nur bis zum 68 Capitel des zweyten Buchs gehen, und nur wenige einzelne Stellen betreffen, sodann *Reiskens* Anmerkungen, aus dessen *Animadversionibus in auctores graecos* abgedruckt, welche sich vorzüglich mit Verbesserung des rigautischen Textes beschäftigen, zuletzt Hn. *Reiffs Notae*, der erste fortlaufende und umfassendere Commentar, dessen dieser Schriftsteller gewürdigt wird, in welchen auch die aus anderen neueren Kritikern ausgehobenen kritischen und exegetischen Bemerkungen eingeschaltet sind. Zu wünschen wäre, daſs Hr. *R.*, dessen Anmerkungen sich so oft auf die der früheren Ausleger beziehen, wenn einmal dieſs alles wieder abgedruckt werden sollte, nach dem Muster der mehrsten Ausgaben *cum notis variorum*, die zu jedem Capitel und jeder Stelle gehörigen Noten an Einem Orte zusammengeordnet und dem Leser dadurch die jetzt sehr verdrieſsliche Mühe des Hin- und Herblätterns erspart hätte. Zu den Sonderbarkeiten dieser Ausgabe gehört auſser dem griechischen Realregister auch die wenigstens für Rec. sehr neue und auffallende Vertauschung griechischer Interpunctionszeichen mit den lateinischen, welche *höchstens* in einem für Tertianer bestimmten griechischen Lesebuche erträglich und verzeihlich seyn würde, deſsgleichen die dem Griechen aufgedrungene barbarische Höflichkeit, wenn Hr. *R.* in den Zueignungen, wo A. den Cassius Maximus und seinen Sohn anredet, ihn das Pronomen. σύ vorn mit dem groſsen Σ schreiben läſst. Die von Rigaut dem Artemidor zugegebenen und hinten beygefügten onirokritischen

Verslein und metrischen Denksprüche des *Astrampsychus* und *Nicephorus*, so wie das ebendaselbst angehängte grössere und bedeutendere Werk des *Achmet über die Traumsymbolik der Inder, Perser und Ägypter*, versprach Hr. R. in einem dritten Bande zu liefern, welcher aber nun, da der Herausgeber verstorben ist, schwerlich erscheinen wird.

Dass in dieser Ausgabe der Text an Richtigkeit und Annäherung zu seiner ursprünglichen Reinheit Manches gewonnen haben werde, lässt sich, wenn man dessen grosse Verunstaltung in beiden älteren Ausgaben, Reiskens und anderer Kritiker verdienstliche Bemühungen und aus Morellis angeführtem Katalog die Güte des von Hn. R. sogenannten *Codex B* kennet, mit Grunde voraussetzen, und wir finden es überflüssig, Beyspiele davon anzuführen, welchen man häufig begegnet. Manche glückliche und einleuchtend nothwendige Verbesserungen der Kritiker sind mit Recht in den Text aufgenommen; Hr. R. selbst hat deren nicht wenige beygetragen, und manche schwierige oder dunkele Stelle hat schon durch Veränderung der Interpunction Licht gewonnen. Was wir der Wahrheit gemäss von vielen Stellen und Parthieen des Textes rühmen müssen, wünschten wir auch von der kritischen Bearbeitung desselben im Ganzen berichten zu können; aber wir können es mit nichten. Viele von Hn. R. nicht bemerkte offenbare Fehler sind stehen geblieben; manche unnöthige vermeinte Verbesserungen, welchen man übrigens, als Vermuthungen und Vorschlägen, ihre Stelle in den Anmerkungen gern gegönnt haben würde, sind zu rasch in den Text aufgenommen; und der überflüssigen, willkührlichen, sprachwidrigen und unglücklichen Änderungen giebt es hier so viele, dass sie, neben anderen hin und wieder aufstossenden Beweisen von Eilfertigkeit, Flüchtigkeit, unkritischer Übersichtigkeit und Nachlässigkeit, eine gerechte Klage über eine neue vielseitige und bedeutende Verschlimmerung des Textes begründen. Schon die ersten Seiten des Werkes bezeichnen diesen Charakter der *reiffischen* Kritik. So ist z. B. *Seite* 1, *Z.* 4 *von unten* das Komma hinter ἀναγκαῖα beybehalten, da es, wie schon Reiske bemerkte, hinter χρεῖα stehen sollte. — Auf einen unverbesserten Fehler stösst man S. 3, Z. 7 (*S.* 3, *Z.* 8 *von unten Rigalt.*) in der Stelle: Καὶ σφόδρα διαβεβλημένων τῶν ἐν ἀγορᾷ μαντέων, οὓς δὴ προΐκτας καὶ γόητας καὶ βωμολόχους καλοῦσιν . . . . ἔτεσι πολλοῖς ὡμίλησα, wo die Genitiven nicht zu dem ὡμίλησα passen, welches einen Dativ erfodert; denn es ist eine sehr precäre Auskunft, wenn Reiske jene beiden Genitiven für absolute nehmen, und bey ὡμίλησα ein ausgelassenes oder ausgefallenes αὐτοῖς hinzugedacht wissen will. Wahrscheinlich schrieb Artemidor ἔθνεσι πολλοῖς ὡμίλησα, so dass die vorhergehenden Genitiven von diesem ἔθνεσι abhangen, *mit vielen Wahrsagerzünften, Zeichendeuterbanden*, nämlich in den Städten der gleich nachher genannten Länder (wie ἔθνος διδασκάλων, *turba magistrorum*, und ἔθνη συμφοιτητῶν, *condiscipulorum coetus s. examina*, bey Libanius T. I, p. 61, 2 Reisk.); vielleicht auch ἕδεσι ὡμίλησα, *in multis vatum sedibus et stationibus sum versatus*. Zeichendeuter, Nativitätssteller und Wahrsager standen, wie man schon aus dem Scholiasten des Horaz weiss, haufenweise auf öffentlichen Plätzen beysammen; auch waren mehrere Städte als Hauptsitze der Wahrsagerey berühmt, z. B. Telmissus in Lycien. — Zu den sinnverderbenden Änderungen gehört unstreitig das S. 4, Z. 4 (*S.* 5, *Z.* 4, *Rigalt.*) aus Cod. B vor dem ὥσπερ in den Text eingeschobene καί; denn wie unbündig und inconsequent ist nun Vorder- und Nachsatz in dem Gedanken: „*Weil* dir mein Buch unförmlich *und* (καὶ) gleichsam nicht vom Anfang anzuheben scheinen *wird*; *so* halte ichs für schicklich, auch jetzt von den ersten Gründen auszugehen"! Bleibt jenes καὶ weg, so ist der Sinn: *Da dir ein Buch wie unförmlich vorkommen muss, das, so zu reden, nicht vom Anfang anhebt: so halte ichs für schicklich, auch gegenwärtig von den ersten Gründen auszugehen.* Wenigstens hätte Hr. R. in den Worten ἐπειδὴ . . . καὶ ὥσπερ οὐκ ἀπ' ἀρχῆς γενόμενον φανεῖται σοι τὸ σύγγραμμα den Indicativ in den Optativ φανοῖτ' ἂν σοι oder φανείη ἂν σοι verwandeln müssen, *weil es dir scheinen möchte* oder *könnte*, welches auch ohne Aufnahme des καὶ anzurathen seyn dürfte. — Auf eben der Seite sollte in der letzten Zeile (*S.* 5, *Z.* 14 *v. unt. Rig.*) das unbekannte und fehlerhafte Zeitwort συμμίγειν ἰατροῖς entweder durch συμμιγεῖν oder συμμίσγειν verbessert seyn, worauf auch die Lesart des Cod. B συμμιάγειν führt, dessen Schreiber das σ für ein α mit Accent ansah. Hesychius: Συμμίσγειν, ὁμιλεῖν, συνουσιάζειν. Auch hier liess sich Hr. R. durch Reisk. Einfall blenden, der συμμίγειν für eine unedlere Wortform aus der Pöbelsprache nahm. — Ein Zug von entscheidender Wichtigkeit in der Physiognomie dieses Kritikers ist eine seltsame Anmerkung, bey der man in der That nicht weiss, ob man seinen Augen trauen dürfe, zu S. 5, Z. 8. Τὸ δὲ ὄνομα αὖ τὸ κύριον, wo Hr. R. das zweyte τὸ herauszuwerfen aus dem Grunde anräth, *quod Graeci, ubi adjectivum substantivo postponitur, articulum omittere soleant.* — Mit den ebengedachten Worten (*S.* 5, *Z.* 7 *v. u. Rig.*) hebt eine von falscher Lesart, von Einschiebsel und fehlerhafter Interpunction kränkelnde, auch von Cornarius nicht verstandene Stelle an, um welche sich Hr. R. weiter nicht bekümmert, als dass er (*Z.* 10 *von unt.*) Casaubons ganz unnöthige Verbesserung ἄγων statt ἀεὶ ὢν in den Text aufnimmt, und eine Anmerkung von Jac. de Roehr, welche diese Verbesserung bestreiten will, beyfügt. Wie mag er doch (*Z.* 10 *Reiff.*, *Z.* 4 *von unt. Rig.*) in den Worten ἀλλ' ἢ ἐφ' ὅσον μὲν u. s. w. das offenbar fehlerhafte ἢ verstanden haben, da des ἀλλ' ἢ gewöhnliche Bedeutung *nisi, nisi quod*, hier nicht Statt haben kann, und das von Knoop in der eingeschalteten Anmerkung vorgeschlagene ἦ, *profecto*, ganz leer und matt seyn würde? Nach

unserer Einsicht ist dieses ἀλλ' ἢ aus einem vor demselben und hinter ὑπνούντων stehenden, und jetzt fehlenden ἂν ἦν entstanden, und das vorhergehende ἐπεὶ in der nicht ungewöhnlichen, und selbst bey Artemidor (S. 59 *Rig.* S. 98 *Reiff.* ἐπεὶ οὐκ ἂν ἐβιβρώσκετο *alioqui non comederentur*) vorkommenden Bedeutung von *alioqui* zu nehmen, die ganze Stelle aber mit einer abgeänderten Interpunction auf folgende Art zu schreiben: Τὸ δὲ ὄνομα αὖ τὸ κύριον, οὐχὶ οἱ ὑπνοῦντες αὐτὸ ὁρῶσι πάντες, ἐπεὶ ὄνειρος ἔργον ὑπνούντων ἂν ἦν. Ἀλλ', ἐφ' ὅσον μὲν ἐνύπνιόν ἐστιν, ἐνεργεῖ, παυομένων δὲ τῶν ὕπνων ἀφανίζεται· ὁ δὲ ὄνειρος ἐνύπνιόν τε ὢν ἐνεργεῖ ἀεὶ ὢν (*quotiescunque apparet*) εἰς ἐπίστασιν προαγορεύσεως τῶν μελλόντων, καὶ μεθ' ὕπνου ἐνεργεῖς ἐπάγων τὰς ἐγχειρήσεις, ἐγείρειν τε καὶ ὁρμᾶν τὴν ψυχὴν πέφυκε κ. λ. *Was nun weiter den* anderen, hier vorzüglich in Betrachtung kommenden *Hauptnamen* ὄνειρος *betrifft: so sehen das, was er bezeichnet, keineswegs alle Schlafenden; sonst* (ἐπεὶ) *würde der* ὄνειρος *ebenfalls, wie das* ἐνύπνιον, *nur ein Werk der Schlafenden* und aus ihnen selbst erzeugt *seyn. Sondern* der Unterschied ist dieser: *inwiefern der Traum ein* ἐνύπνιον *ist, wirkt er zwar im Schlafe, verschwindet aber, sobald der Schlaf entflieht; der* ὄνειρος *hingegen wirkt theils jedesmal, wenn er sich einfindet, schon als Traumbild im Schlafe*, indem er zum *Aufmerken auf eine Vorhersagung der Zukunft weckt, theils pflegt er nach dem Schlafe, indem er hinterher noch wirksame Entschliessungen eingiebt, die Seele zu ermuntern und* zum Wirken und Handeln *zu reizen.* Die hier ausgerückte, zwar schon von Stephanus im Thes. Gr. L. nicht übersehene, aber von mehreren vorzüglichen Gräcisten und Interpreten misskannte und verfehlte Bedeutung des ἀεὶ, welche man eine *distributive* nennen könnte, findet sich unter anderen in dem Verse des Bion (Fragm. 3, 2): Μοῖσαι μοι ἀεὶ ποθέοντι διδοῖεν, d. i. *quotiescunque amore incaluero*, wie aus dem daselbst Folgenden erhellet, bey Xenophon Hist. Gr. 1, 1, §. 18: προθύμους εἶναι πρὸς τὰ ἀεὶ παραγγελλόμενα, *alacres ad omnia, quae quoque tempore juberentur*, bey Thucydides 3, 77: Τὰς ἀεὶ πληρουμένας ναῦς ἐξέπεμπον, *singulas naves, prout impleverant, emittebant.* Eben so oft wird dieses distributive ἀεὶ zwischen den Artikel und das Nomen gesetzt, z. B. τὸν ἀεὶ ὕπατον, *den jedesmaligen Consul.* — S. 7, Z. 1, (*S. 6. Z. 11 von unt. Rig.*): Εἰρήσεται μοι, τίς ὅρος καθολικὸς ὀνείρου, οὐδὲν ἀντιθέσεως δεόμενος, εἰ μὴ πρὸς φιλονεικοῦντας λέγοιτο, lässt Hr. *R.* das wahrscheinlich fehlerhafte δεόμενος unangefochten stehen, welches wenigstens, statt ἀντιθέσεως, ein Wort wie ἀντιδικήσεως oder ἀπολογίας zur Seite haben müsste. Der Sinn scheint δεχόμενος zu fodern, *eine Erklärung, welche durchaus keinen Widerspruch zulässt*; auch reimt mit eben diesem Komma das Folgende nicht genau, wo zu verbessern seyn dürfte: εἰ μὴ πρὸς φιλονεικοῦντος oder φιλονεικοῦντός του ψέγοιτο, *wenn sie nicht etwan irgend ein streitlustiger Krittler anfechten wollte.* — Ebendas. Z. 6 *von unt.* lässt Hr. *R.* sogar einen Druckfehler der rigaltischen Ausgabe μηδὲν ὑπερθεμένου τοῦ ὅστις ἐστιν ὁ διωκῶν ἡμᾶς κ. τ. λ. statt der attischen Form τοῦ (τινὸς) ὅστις ἐστιν wieder abdrucken.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Berlin*, b. Maurer: *Biographische Nachrichten über den zu Helmstädt verstorbenen Hofrath und Doctor G. C. Beireis.* 1811. 72 S. 8. (6 Gr.)

Der Sammler und Herausgeber dieser Nachrichten, die zunächst für das brandenburgische Wochenblatt bestimmt waren, ist Hr. D. *Sybel* zu Brandenburg a. d. H., der den sel. *B.* persönlich gekannt hat. Sie geben Belege und Beweise für manches Factum, das schon früher zur Kunde des Publicums gekommen: aber sie geben noch keine Erläuterungen oder Aufschlüsse. Wir führen einige der interessantesten Stücke daraus an. „Der Wille des Menschen ist allmächtig, als er von seinen Automaten und ihrer Anschaffung sprach; was ich will, das kann ich. Auch kann ich jede Sache, die man von mir verlangen mag, in Zeit von einigen Stunden erfinden. Ich habe die richtigste Logik, und sie führt mich, bey meiner tiefen Kenntniss der Natur, auf Alles." — Von der einfachen Fiber des menschlichen Körpers, die Hr. *B.* unter sein 64 Millionenmal vergrösserndes Mikroskop brachte, versicherte er, dass sie aus seiner Wade geschnitten sey. Die lieberkühnschen Präparate hatte *B.* dem Fürsten Orlow, der Commission von der russischen Kaiserin hatte, weggekauft. Der Fürst kömmt selbst zu *B.*, und will sie ihm abbitten oder abdringen. Aber *B.* antwortet: Fürst, wenn Gott selbst vom Himmel stiege, vor mich träte, und spräche: Beireis, siehe, ich will dir geben ganz Deutschland — Europa — Asia — Afrika — Amerika — die ganze Welt und alles was darinnen ist — gieb mir das Kästchen: so spräche ich dennoch: das kann ich nicht!" — Von dem berüchtigten handgrossen Diamant erfuhr Hr. D. *S.* nur, dass er unschätzbar sey, dass kein Reich der Welt ihn zu bezahlen vermöge, und er nach dem Tode des Besitzers in keines Menschen Hände kommen werde; wobey Hr. *B.* geheimnissvoll hinzusetzte: aufsteigen solle er zum Urquell, von dem er ausging; er sey das Köstlichste seines Besitzthums, und die Menschheit, die ihn (Hn. *B.*) nicht zu würdigen wisse, seiner unwerth. — Grosse Achtung verdient die ungemeine Thätigkeit, die sich *B.* zu eigen gemacht hatte. Der Schlaf war mit wenigen Stunden abgefunden, und dem Essen schenkte er kaum fünf Minuten. Etwas Backwerk, welches man immer hier und dort in seinen Zimmern fand, und eine Tasse gekochter Mohrrüben war oft der ganze Genuss eines Tages. — Es gab keine Fertigkeit, keine Kenntniss, keine Vollkommenheit, welche er nicht besass; er war ein göttlicher Reiter, ein beneideter Jäger, ein unvergleichlicher Tänzer und Voltigeur, und ein Ideal männlicher Schönheit. — Die Kunst, Gold zu machen, diese seltene Kunst, war ihm nicht fremd geblieben: Das Recept zur Goldtinctur mag man aber im Buche selbst nachlesen. Wer möchte durch Bekanntmachung desselben das Buch seiner grössten Zierde berauben?

Db.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: Ἀρτεμιδώρου Ὀνειροκριτικά. *Artemidori Onirocritica;* ex duobus codicibus MSS. Venetis recensuit, emendavit, polivit, notis integris *Nicolai Rigaltii* et *Jo. Jac. Reiskii* suisque illustravit, item indices copiosos adjecit *Jo. Gothofredus Reiff* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Das aufgestellte Bild von Hn. *Rfs.* Kritik und der neuen Gestaltung des Textes bieten schon die ersten 7 Seiten dar. Wie weit das Übrige diesem Profil entspreche, wird sich aus folgenden, nicht geflissentlich aufgesuchten, sondern, wo wir aufschlugen, gefundenen Proben beurtheilen lassen. Eine sehr unnöthige und bloss nach Laune und Willkühr vorgenommene Neuerung ist es, wenn Hr. *R.* S. 56. Z. 11 (*S.* 35. *Z.* 1 *Rig.*) das ἀναγκαῖον ὄντα τῷ ἰδόντι in ἀναγκαῖον τι τῷ ἰδόντι verwandelt, ohne einmal einen Grund dafür anzugeben; oder wusste er nicht, dass Freunde und Verwandte ἀναγκαῖοι genannt werden? — S. 98. Z. 11 (*S.* 59. *Z.* 8 *von unt. Rig.*) verändert Hr. *R.*, wie er sagt, *certissima conjectura ductus*, die Vulgata Τοῖς δὲ ἐν χειμῶνι διάγουσιν ἀγαθὰ τετήρηται in Ταύρεια δὲ (κρέα) ἐν χειμ. διαγ. ἀγ. τετ., ohne gewahr zu werden, dass die gleich nachher von A. zu Begründung seiner Deutung angeführte Homonymie des Thiers, von welchem hier die Rede ist, mit dem *Sturme* (χειμών) nicht auf den *Stier* passt; denn wer hat jemals den Sturm ταῦρος genannt? Wohl aber passt diese Homonymie auf die *Ziege*, weil αἴξ und αἴκη *Sturm* und *Windsbraut* bedeutet, und Casaubons Verbesserung Τὰ δὲ αἴγεια τοῖς ἐν χειμ. διάγ. wäre in so weit allerdings vorzuziehen. Zugegeben indess, dass A. hier in den Begriff der Homonymie, welche er als den Grund seiner Deutung angiebt, auch *allegorische Bedeutsamkeit und Beziehung* einschliessen könne, und vorausgesetzt, was allerdings wahr ist, dass der Stier in der Allegorie der Alten und in der allegorischen Mythik Bild der wilden Fluth und des wogenden Meeres (des χειμών) war: so müsste wenigstens die Verbesserung lauten Ταύρεια δὲ αἴγειά τε (κρέα) τοῖς ἐν χειμ. δ. Die Spur der ächten Lesart αἴγεια sieht man überdiess noch in der verdorbenen des Cod. B. αἰ περι α δε; denn wie ähnlich einander sind die Schriftzüge von ΑΙΠΕΡΙΑΔΕ und von ΑΙΓΕΙΑΔΕ, zumal wenn im letzten Worte der unterste Querstrich des ersten E verwischt war, und der Buchstabe nun für P angesehen wurde. — S. 153. Z. 7 (*S.* 96. *Z.* 1 *Rig.*) lässt Hr. *R.* in der Stelle: Πρόβατα, ὡς μὲν οἱ παλαιοὶ συνέχεον, λευκὰ μὲν ἀγαθά, μέλανα δὲ πονηρά, das hier ganz sinnlose, offenbar verdorbene, und desshalb von Rigaut, welcher συνέλεγον rieth, mit einem Sternchen bezeichnete Wort συνέχεον nicht nur stehen, sondern sagt noch dabey: *asteriscum ante* συνέχεον *delevi;* er erklärt also das Wort, in gläubigem Gehorsam gegen Reiske, dessen Ausdeutung gleichwohl kaum verständlich ist, geradehin für ächt. Warum sollen die Alten, wie diess Wort besagt, da *vermengt*, *vermischt*, *verwirrt* haben, wo sie gerade eine, hier von ihnen berichtete, *Distinction* machten, durch deren Verwerfung selbst A. vielmehr das *vorher Getrennte* wieder vereinigt und zusammenbringt? Rec. rieth anfänglich συνῆκαν, *wie die Alten die Sache ansahen, einzusehen und zu verstehen glaubten;* allein noch passender ist συνήχεον oder συνήχουν, *uti quidem veteres unanimi consensu prodebant, quae consona et consentiens antiquorum vox est*, oder συνῆκον, *uti conveniebat inter veteres.* So Theodoretus Histor. Eccl. II, 24 (*Opp. T. III. p.* 900 *Schulz.*) δυσωποῦντες συνήκειν (*einig zu seyn, sich zu vereinigen*) αὐτοὺς καὶ σύμφωνα ἀποφήνασθαι τῇ συνόδῳ πάσῃ. — S. 154. Z. 1 (*S.* 96. *Z.* 18 *Rig.*) heisst es vom Widder: Καὶ γὰρ ταχὺ τὸ ζῶον, eine Bemerkung, welche, so weit Rec. das Thier kennt, nicht trifft; auch würde eine dem Schafbock beygelegte Behendigkeit hier ohne Bedeutung und Gegenbild seyn. Hr. *R.* lässt sichs jedoch gefallen und schweigt; wahrscheinlich schrieb Artemidor Καὶ γὰρ παχὺ τὸ ζῶον, *starkleibig, wohlbeleibt und fett*, zumal da die hier auszudrückende Eigenschaft des Widders Bild der *Wohlhabenheit* und des *Reichthums* seyn soll. — S. 154. Z. 13 und 14 (*S.* 96. *Z.* 11 *von unten Rig.*) hat Hr. *R.* in Einer Periode zwey offenbare Fehler der Vulgata stehen lassen, deren einen schon Reiske anmerkte, den anderen aber in flüchtiger Eile übersehen zu haben scheint. Die Rede ist von den Ziegen: Οὐ γὰρ συναγελάζονται, ἀλλὰ χωρὶς ἀλλήλων νομούμεναι κατὰ κρημνῶν καὶ πετρῶν αὗται τε πράγματα ἔχουσι, καὶ τῷ ποιμένι παρέχουσιν. Statt des ungebräuchlichen und verdorbenen νομούμεναι rieth Reiske νομευόμεναι oder νεμόμεναι oder πολεύμεναι; Rec. glaubt, Artemidor habe entweder αἰωρούμεναι, *pendentes e rupibus*, oder νωμώμεναι, *divagantes, sparsim agitatae et jactatae, sparsim errantes*, geschrieben. Hesychius: Νωμῆσαι· κινῆσαι· μετενέγκαι· διανεῖμαι. Derselbe: Νώμαται· κινεῖται, und Νώματα· τὰ θρέμματα. Statt αὗται aber muss unstreitig geschrieben werden αὐταί, *sie selbst*, mit Ent-

gegenſetzung ihres Hirten. — Eine Verbeſſerung von Hn. *R.*, durch Saumaiſe und Dufresne gemacht, aber, hätte ſie auch Autorität von zehn Saumaiſen und Caſaubonen für ſich, dennoch nicht beſſer und nicht ſchlechter als eine Verbeſſerung durch Johann Ballhorn, iſt es unſtreitig, wenn Hr. *R.* S. 155. Z. 2 (*S.* 97. *Z.* 2 *Rig.*) ſtatt der Vulgata: Ἔλεγε δέ τις .... προειπεῖν αὐτῷ· ὅτι ἡ γυνή σου πορνεύσει, καὶ τὸ λεγόμενον κέρατα αὐτῷ ποιήσει, καὶ οὕτως ἀπέβη, abdrucken lieſs .... καὶ κατὰ τὸ λεγόμενον κέρατά σοι ποιήσει, καὶ οὕτ. ἀπ. Schon die Verwechſelung des σὺ mit αὐτὸς iſt nichts ungewöhnliches (S. Hoogeveen *ad Viger. Idiot.* 4, 7), und die hier befolgte Manier, in der Erzählung von den Reden eines Anderen aus der darſtellenden und wörtlich nachſprechenden Form plötzlich in die bloſs den Inhalt berichtende, oder umgekehrt aus dieſer in jene, überzuſpringen, folglich die gerade Rede mit der *obliqua*, oder die letztere mit der erſten, zu vertauſchen, iſt ächt griechiſch, den beſten Attikern und den ſchönſten Schriftſtellern eigen. Hn. *R.* hätte wenigſtens Theophraſts Stelle (Char. 2, 1) beyfallen können: ὥστε εἰπεῖν .. εὐδοκίμεις χθὲς ἐν τῇ στοᾷ· πλειόνων γὰρ .. καθημένων ... ἀπ' αὐτοῦ ἀρξαμένους πάντας ἐπὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ κατενεχθῆναι, wo Fiſchers Rückſicht auf die ſonſt bekannte emphatiſche Bedeutung des αὐτὸς ein wenig pedantiſch iſt; auch würde damit der plötzliche Ausfall in eine andere Conſtruction noch nicht erklärt ſeyn. Die umgekehrte Ordnung im Wechſel der Redeform findet ſich z. B. bey Xenophon Hiſt. Gr. 1, 1. §. 19 in dem νενικήκατε und εἰλήφατε, bey Libanius Opp. T. I. p. 58, 10 Reisk. in dem ἡγεῖσθε und δράσετε, und p. 88, 10 in dem φύγοιμι ſtatt φύγοις. Eben ſo gewöhnlich iſt die Auslaſſung des κατὰ vor dem τὸ λεγόμενον, wenn Sprichwörter, Gnomen, Apophthegmen u. dgl. angeführt werden, worüber wir uns nur auf das τὸ λεγόμενον bey Alciphron Ep. 1, 2 und auf das τὸ τοῦ Ἀριστοφάνους bey Libanius T. I. p. 83, 17 berufen wollen. Übrigens hat jene Verſchlimmerung des Textes nicht Saumaiſe zu verantworten, der *ad Tertull. de Pall. p.* 359 die Stelle nur nebenher, und offenbar bloſs aus dem Gedächtniſs, anführt, auch nicht κατὰ τὸ λεγόμενον, ſondern καὶ τὸ λεγόμενον ſchreibt. Inzwiſchen hätte Hr. *R.* das ποιήσει getroſt in ποιήσειν verwandeln mögen, welches die Conſtruction zu erfodern ſcheint. — Eine unleugbar verdorbene Stelle iſt folgende S. 100. Z. 18 Rigalt.: Οὐδὲν δὲ θαυμαστὸν, εἰ καὶ σύαγρος γυναῖκα σημαίνει. Καὶ γὰρ εἰ κακόζηλον, ἀλλ' οὖν εὑρήσεται εἰς ἐπίδειξιν, ὡς πολλάκις ἐτήρησα. Hr. *R.* glaubt ſie zu verbeſſern, wenn er (*S.* 160 *unten*) nach κακόζηλον ein Kolon ſetzt, aus Cod. B. ἀλλ' οὖν γε εἰρήσεται, und ſtatt ὡς nach Reiske ὧν aufnimmt, unterläſst aber auch hier, wie es leider ſehr oft der Fall iſt, ſich über den Sinn der Stelle gehörig zu erklären. Wie Rec. den Sinn faſſen zu müſſen glaubt, findet er darin etwas Albernes. Wie ſollte ein Traumdeuter, der allen im Traume vorkommenden Thieren eine Beziehung auf Menſchen zu geben gewohnt iſt, gerade in der Andeutung einer geilen Dirne *durch das wilde Schwein* ein κακόζηλον, d. h. etwas Gezwungenes, oder eine tadelnswerthe und der weiſſagenden Gottheit unanſtändige Nachahmung der menſchlichen Schimpfſprache, finden, und über eine ſo grundloſe Idee auch nur zwey Worte verlieren! Vielmehr ſcheint in dem ἀλλ' οὖν εὑρήσεται ein Schreibfehler zu ſtecken, und mit κακόζηλον entweder überhaupt ein *böſer Wetteifer des Weibes mit dem Schweine* nach Namen und Eigenſchaften berührt zu werden, oder auch dieſes Wort verdorben zu ſeyn. Dem zufolge laſſen ſich, bis mehrere Handſchriften eine ſichere und beſtimmtere Auskunft geben, wenigſtens wahrſcheinlichere und gegründetere Muthmaſsungen über die urſprüngliche ächte Lesart aufſtellen. Rec. glaubt folgende drey hier mittheilen zu dürfen: 1) Καὶ γὰρ εἷς [σύαγρος] κακόζηλον ἄλλον ὗν ἐρήσεται εἰς ἐπίδειξιν, ὡς πολλάκις ἐτ. *denn Eine wilde Sau wird* natürlich *eine andere ihr in Unſitte nacheifernde* ſo genannte *Sau im Bilde bezeichnen und darſtellen können, wie ich denn dieſes oftmals ſelbſt beobachtet habe;* wo εἰς ἐπίδειξιν nichts anderes wäre als ἐπιδεικτικῶς, *repraeſentando, praeſenti imagine;* oder *aperte, manifeſte,* ſo wie εἰς βάθος, εἰς τάχος, εἰς ὑπερβολὴν, für βαθέως, ταχέως, ὑπερβολικῶς. Dieſen ἄλλον ὗν bezeichnet A. gleich nachher. Den Rachzorn weiblicher Eiferſucht vergleicht auch Ovid Art. Am. 2, 373 mit des wilden Schweines Wuth. Heſychius: Σῦς, γυνή, ὗς σύαγρος. Συΐ, σύαγρῳ. Σύβας, λάγνος. Κάπραινα *eine geile Dirne.* Καπρᾶν *de femina ſubante et libidinoſa.* Κάπρος, nach Suidas, *pudendum virile,* χοῖρος *pudendum muliebre.* Auch der unreinlichen Weiber Seelen ſind nach Simonides *de mulier.* aus dem Schweine hervorgegangen. 2) Καὶ γὰρ εἷς [σύαγρος] κακόζηλος (ſtatt κακῶς ζηλῶν) Ἀδαγοῦν (oder auch Ἄδωνιν) εὑρίσκεται, εἰς ἐπίδειξιν ὧν πολλ. ἐτ. *etenim unus aliquis aper, quaſi mulier, furioſa aemulatione ipſam Attidis* (*vel Adonidis*) *formam appetere reperitur in fabulis et carminibus, idque argumento eſt iis, quae de apro ad mulierem referendo ſaepenumero obſervavi.* A. gründet ſeine Deutungen öfters auf Mythen. Ἀδαγοοὺς iſt ein ioniſch-phrygiſcher und lydiſcher Name des *Attis*, folglich aus A. Landesſprache, der von Geburt ein Ionier war, und durch ſeine Mutter aus Lydien herſtammte. S. Heſychius in Ἀδαγοοὺς, vergl. mit Arnobius adv. G. p. 159 und Euſtathius ad Odyſſ. p. 1625, 36 ed. Rom. Lange vor A. hatten ſpätere Dichter, wie Hermeſianax, das wilde Schwein aus der Fabel vom Adonis auf den phrygiſchen und lydiſchen Attis übergetragen, und Cybele galt deſshalb auch für eine Venus. S. Pauſanias 7, 17. p. 566 Kuhn. Scholiaſt. Nicandri ad Alexipharm. v. 8, und Ovids Ibis V. 510. Heſychius: Κυβήβη· ἡ μήτηρ τῶν θεῶν καὶ ἡ Ἀφροδίτη. Κακόζηλος, mit dem Accuſativ, wie das Zeitwort ζηλοῦν, verbunden, wäre eben ſo gut griechiſch, als bey Arrian *Diſſ. Epict.* 1 χρηστικὴ (ſtatt χρωμένη) δύναμις ταῖς φαντασίαις, und weiterhin τὴν χρῆσιν τὴν ὀρθὴν ταῖς φαντα-

σιαις, als bey Libanius T. 3. p. 351, 13 Reiſk. *τοῖς τὰ μετέωρα φροντισταῖς* für *φροντίζουσι*, und T. 4. p. 811, 26 *τουτονὶ τὸν τοὺς νόμους κομψὸν* für *κομψευόμενον*, *qui leges tantopere crepat*. In einem unter Theokrits Namen gehenden ſcherzhaften anakreontiſchen Gedichte (*Idyll.* 30. v. 8 *ſeqq.*) ſtellt ſich wirklich die wilde Sau, die den Adonis getödtet hatte, der Venus als ihre in denſelben verliebte Nebenbuhlerin dar; ſo wie andererſeits auch der Schluſs dieſes Gedichts, eine Dilogie mit allegoriſch-ſatyriſchen Seitenblicken, aus der vorliegenden Symbolik des wilden Schweins ein bisher verfehltes neues Licht gewinnen kann. Die ſcherzende Satire des Dichters leitet nämlich das in der bürgerlichen Welt geduldete Huren- und Bordell-Weſen von einem wilden Schweine her, das einſt die blühendſte Schönheit in der Perſon des Adonis getödtet, nachher aber doch bey der erzürnten Göttin des Reizes Vergebung gefunden, und ſich einzuſchmeicheln gewuſst hatte; *ſeit dieſer Begebenheit*, ſagt er, *ſchloſs ſich die wilde Sau* (*σῦς γυνὴ, κάπραινα, ἡ κατωφερής*), *anſtatt unter den Thieren des Waldes*, wohin ſie eigentlich gehört, *fortzuwandeln*, *an das Gefolge der Venus an; wenn ſie auf Gluth traf*, *belebte und löſchte ſie die Flammen der Liebe*, Καὶ τῷ πυρὶ προσελθὼν Ἔκαιε τὼς Ἔρωτας; wiewohl hier Ἔκναιε τὼς ἐρῶντας zu verbeſſern ſeyn dürfte, welches zum Zahn und Biſs des wilden Schweins beſſer paſst. (Die Deutung des *πυρὶ* auf erhitzte Begierde und Leidenſchaft erlaubt Zuſammenhang und Sprachgebrauch: ſo auch *ἐκ πυρὸς* bey Theokrit 2, 131 und *Κύπρις μηνίουσα πυρὸς μένει* in des Hermeſianax Elegie V. 91; Cupido ſelbſt heiſst in einem Epigramm der Anthologie *πτανὸν ψυχᾶς πῦρ*.) Andererſeits fabelte man wahrſcheinlich auch, Proſerpina, welche, nach dem Panyaſis bey Apollodor 3, 14. §. 4, den Adonis ſchon als Knaben zu ihrem Liebling erkohren hatte, habe als eiferſüchtige Mitbuhlerin der Venus das wilde Schwein gebraucht, ſich in den Beſitz des Adonis zu ſetzen, worauf, wie es ſcheint, auch die in Bions Klagliede (v. 54 ff.) der Venus zugeſchriebene förmliche Überlieferung ihres erblaſsten Lieblings an die von ihr gefürchtete und nun ſiegende Proſerpina zu deuten iſt. Demnach könnten auch die letzten Worte der vorliegenden artemidoriſchen Stelle *εἰς ἐπίδειξιν, ὡς πολλάκις ἐτήρησα* verdorben ſeyn, und urſprünglich gelautet haben [*κακόζηλος*] *εἰς ἐπίμιξιν, ὡς Πανύασις ἐν Ἡρ.* [*ἐν Ἡρακλείᾳ*] *ᾖσε*, *furioſa aemulatione Adonidis appetens congreſſum*, *quemadmodum Panyaſis in Heraclea cecinit* (*ἐπίμιξιν*, wie *ἐπιμιξία τῶν κρειττόνων*, *connubia deorum*, bey Himerius p. 632 Wernsd.). Panyaſis, der bekannte Dichter einer Heraclea, hatte, wie man aus Apollodor a. a. O. erfährt, auch die Fabel vom Adonis behandelt, und vor anderen Dichtern die Eiferſucht der beiden Göttinnen um den Beſitz des ſchönen Jünglings dargeſtellt. Heſychius: Ἠοίην· τὸν Ἄδωνιν. Πανύασις. Und wie, wenn 3) etwa gar folgendes Diſtichon eines ungenannten Dichters, etwa des Hermeſianax, in dem verdorbenen Texte begraben läge:

Καὶ γὰρ οἱ (*mulieri, Proſerpinae*) εἴκακε ζῆλον, Ἄδων'
εἴρυσε τε (oder ἔῤῥηξε τε) κάπρος,
Εἰς ἐπίμιξιν θ', ὡς πολλακίς, ἠθέρισε.

Namque deam ſimulans, ceu pellex aemula, Adonin
Abripit inque deae gaudia ſternit aper,

oder *Rupit et in divae gaud. ſtravit aper.* Εἴκακε als Perfectum von *εἰκάζειν* *aſſimilare* (*ad deae invidiam ſe compoſuit*), deſſen Endſylbe, nach mehreren analogiſchen Autoritäten bey Homer und Heſiod, auch vor einem Doppelconſonanten kurz bleiben kann; Adonis heiſst auch Ἄδων; das Wort *κάπρος* durfte A. wegen des gleich vorhergehenden *σύαγρος* weglaſſen; und übrigens paſst der Inhalt des Diſtichons ſehr gut für die jetzt defecte Elegie des Hermeſianax, wo in der langen Aufzählung von mythologiſchen Buhlſchaften und verbuhlten Klagen ſchmachtender Verliebten wahrſcheinlich die um ihren Adonis klagende Venus obenan ſtand. — Kurzſichtig und verwegen fährt Hr. *R.* abermals in die Stelle S. 161. Z. 5 *von unten* (*S.* 100. *Z.* 3 *von unten Rig.*): Κἀκεῖνο σκοπεῖν προσήκει, ὅτι ταῦτα (τὰ ζῶα) ἐξ ἡμέρων μὲν ἄγρια γενόμενα πονηρὰ ἂν εἴη, ἐξ ἀγρίων δὲ ἥμερα γενόμενα ἀγαθὰ καὶ ὠφέλιμα γίνεται, wo er ſtatt *ταῦτα* den Artikel *τὰ* in den Text ſetzt, und *ἂν εἴη* *als ein ineptum* herauswirft. Wer ſieht nicht, daſs *ταῦτα* vielmehr in *τὰ αὐτὰ* oder *ταὐτὰ* verwandelt werden müſſe, welches offenbar der Sinn erfodert? und warum *ἂν εἴη* *ineptum* ſeyn ſollte, begreifen wir nicht; der Sinn iſt: „daſs ſie *insgemein* oder *gewöhnlich* Schaden bringen." — Unkritiſche Willkührlichkeit iſt es nach unſerer Einſicht, wenn Hr. *R.* S. 183. Z. 14 (*S.* 113. *Z.* 12 *Rig.*), wo der Fichte die Bedeutſamkeit von *Kummer und Schreckniſſen*, *ἀκηδίας καὶ φόβων*, zugeeignet wird, aus Cod. B, ohne einmal einen Grund anzuführen, jene Lesart in *ἀηδίας καὶ φυγῆς* verwandelt. Die Bedeutſamkeit von *Flucht und Auswanderung* wäre, ſelbſt nach dem beygefügten Grunde, *διὰ τὸ φιλέρημον*, *weil ſie einſam wächſt*, oder *weil ſie die Einöden liebt*, geſucht und weit hergeholt. Beſſer eignet ſich die Fichte, in Anſehung ihrer düſtern Farbe, zum Symbol der Traurigkeit und der Furcht; die unter ihrem Namen gedichtete Perſon iſt daher in der Mythik die Geliebte des Pan, in ſofern er Symbol der Schreckniſſe und der Unſicherheit des verfaſſungsloſen Nomadenlebens iſt; unter ihrem Schatten, *unter den Schreckniſſen der Wildheit* und Barbarey, ſtirbt der phrygiſche Attes, oder die unter den Nomaden begonnene Regierung und Volkspflege. Da übrigens das Fortkommen der Fichte in Steppen und Sandwüſten eine keineswegs gemein bekannte, wenigſtens nicht in die Augen fallende, Eigenthümlichkeit derſelben iſt: ſo ſcheinen die Worte *διὰ τὸ φιλέρημον* verdorben zu ſeyn, und A. geſchrieben zu haben *διὰ τὸ φύλλον ἐρεμνὸν*, *wegen ihres dunkelfarbenen*, *düſteren Laubes*. — L. 2. C. 48. p. 229. Z. 2 *von unten* (*S.* 144. *Z.* 2 *Rig.*) giebt uns Hr. *R.* unter den Varianten aus Cod. B eine in dieſer Handſchrift zwiſchen den Worten Ὧν δὲ und *τις οὐκ ἄρχει* von dem Abſchreiber eingeſchobene lange und offenbar nicht hieher gehörende Stelle von 20 Zeilen, ohne

weder hier noch im Commentar sich im mindesten darüber vernehmen zu lassen, oder anzumerken, wo sie her sey und wohin sie gehöre, und man sieht deutlich, dass er es nicht wusste. Die Stelle ist aus L. IV. c. 2. p. 317 (*p.* 203 *Rig.*), wo sie *Z.* 4 *von unten* (*S.* 15 *von unten Rig.*) mit den Worten *μὲν καὶ αἱμάσσουσι* anhebt, und S. 318. Z. 6 von unt. (*S.* 204. *Z.* 10 *Rig.*) mit den Worten *εἴ μοι ἔσται τόδε* endigt. Auch hier verräth Hr. *R.* durch sein Stillschweigen darüber, dass die Stelle schon an einem anderen Orte seines Codex als Einschiebsel vorgekommen, eine Übersichtigkeit, Nachlässigkeit und geringe Vertrautheit mit seinem Schriftsteller, welche hier um so mehr theils Unwillen, theils Verwunderung erregt, weil jenes Einschiebsel nicht weniger denn 13, und darunter einige bedeutende, nun unbenutzte, Varianten und Abweichungen von Rigauts Text enthält, und, so viel diese Stelle betrifft, als ein dritter Codex anzusehen war. — S. 306. Z. 8 (*S.* 198. *Z.* 1 *Rig.*) hat Hr. *R.* in den Worten *οὐ ψιλῇ εἰκασίᾳ, ἀλλ' ἢ πεῖρᾳ . . . πειθόμενος* das offenbar fehlerhafte *ἢ* stehen lassen. *Ἀλλ' ἢ* kann, zumal nach einer Verneinung folgend, und wenn kein zweytes *ἢ* nachfolgt, nur *nisi* oder *nisi quod* bedeuten, und was soll es hier? A. schrieb ohne Zweifel *ἀλλὰ τῇ πείρᾳ*. — In eben diesem Prooemium zum vierten Buche S. 307. Z. 4 (*S.* 198. *Z.* 21 *Rig.*), wo sich A. über einen feindseligen Tadler beklagt, dem er antworten müsse (*ἦν δέ τις ἐν ἀνθρώποις Μῶμος ἀπεληλαμένος θεῶν καὶ δαιμόνων οὐκ ἀγαθὸς, ᾧ χρὴ κατὰ τὸ καρτερὸν ἐνίστασθαι*), hätte das nachschleppende *οὐκ ἀγαθὸς* herausgeworfen, oder doch als verdächtig eingeklammert werden sollen, da es nichts als Randglosse zu dem vorhergehenden Prädicat des Tadlers zu seyn scheint. — S. 154. Z. 6 *von unten* (*S.* 96. *Z.* 6 *von unten Rig.*) nimmt Hr. *R.* statt der verdorbenen Lesart *καὶ αἰγιβόταν ἀεὶ* Reiskens Emendation *καὶ αἰγίβοτον καλεῖ* in den Text auf. Besser wäre doch *ἀείδει*, zumal da dieses Verbum überhaupt *praedicare* und *celebrare* bedeutet; von ΑΕΙΔΕΙ war vermuthlich der Querstrich im Δ verwischt, und der Abschreiber, der es nun für ein aus Versehen doppelt geschriebenes *ἀεὶ* ansahe, liess das letztere weg. — (Bey L. IV. c. 1, nach Rig. c. 2., wunderte sich Rec., weder in Reiskens noch Hn. *Rss.* Anmerkungen eines Druckfehlers der rigautischen Ausgabe gedacht zu finden, der zu den sonderbarsten und ungeheuersten gehört, welche je begangen seyn mögen Zwölf Columnen oder sechs Columnen-Paare sind in dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat (*Lutetiae apud Marc. Orry* 1603), unter einander verwechselt, und auf ungehörige Seiten des Bogens *Cc* gesetzt worden, so dass man bald vorwärts 1 oder 2 Blätter überschlagen, bald rückwärts lesen muss. Aus dem Stillschweigen beider Männer schliesst Rec., dass der Fehler nicht in alle Exemplare des Buchs gekommen seyn mag.)

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Erfurt*, b. Müller: *Aemil und Elise, oder die Fahrt auf der Elbe.* 1811. 199 S. 8. (20 gr.) Ein acht und siebenjähriger Greis erzählt hier die Freuden und Leiden seines Lebens mit einer Innigkeit, mit einer Wahrheit, dass Jeder davon ergriffen und festgehalten wird. Es ist die Geschichte eines Landpredigers und seiner Familie, die man hier findet, und welche ihr ganzes Interesse mehr von der Herzlichkeit des Vortrags, als von der Sonderbarkeit der Begebenheiten erhält. Es ist rührend, überall den für das Leben und dessen Freuden dankbaren Greis zu erkennen, welcher ausrufen konnte: O es ist ein grosses, grosses Glück, alt zu seyn! Einfachheit ohne Langeweile, wie das Pfarrleben zu Kirchheim, ist der Charakter des Ganzen, und das Gefühl, das sich allen Lesern am Schlusse aufdrängen wird, ist hohe Freude, über den glücklichen Pfarrer zu Kirchheim. „Wie es so still, so freundlich unter mir liegt, sagt der Held und Vf. am Schlusse, diess kleine, liebliche Dörfchen meiner Heimath. Dort steht meine Wohnung, wo ich so viele Freuden genoss, und neben derselben der Gottesacker, und auf diesem das Stückchen Erde, wo einst mein Grab seyn wird! O sey mir gegrüsst, du Ort des Friedens und der Ruhe, sey mir herzlich gegrüsst, du Eingang zu einer besseren Welt, dort liegen sie schon zerstreut, die Bekannten und Freunde meiner Jugend und meines Alters, und ich stehe noch ganz allein, sehe ihnen nach, wandle über ihre Gräber — und werde bald auch bey ihnen seyn." mp.

Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: *Alessio.* Ein Roman. Von *J. F. Facius.* 1810. 253 S. 8. (22 gr.) Der Roman muss, nach der kurzen Vorrede des Vfs., ein redendes Gemälde seyn. So wie aber jedes Gemälde, wenn es von Verdienst und Wirkung seyn soll, nicht bloss wahr und natürlich seyn müsse, sondern auch veredelt und ausgesucht: so müsse es auch der Roman seyn. Bey aller Ähnlichkeit der Darstellung von Menschen und *Handlungen des Zeitlaufs* müsse er diese doch idealisiren. — Dieses Idealisiren ist es denn auch, worauf es hier hauptsächlich abgesehen ist. Alessio ist ein junger Mann, dem ein *idealischer Sinn* inniger Antheil seines Wesens ist, und weder eine schulgerechte Erziehung, noch jugendliche Erfahrungen haben denselben zu schwächen oder materieller zu machen vermocht. Man merkt es auch bald, mit wem man es zu thun hat: denn sein erster Entschluss ist: „das *Ideal der Resignation* durch seine Lebenseinrichtung realisirt darzustellen", und durch seine erste Erfahrung, die ihm hier zu machen vergönnt ist, dass nämlich zwischen reizender Anmuth und bloss gebildeter Schönheit ein grosser Unterschied sey, schafft sich sein Sinn nach und nach ein *Ideal von schöner Weiblichkeit*, das ihm nachher immer geblieben. Was Wunder, wenn ein so idealischer Held auch nur Ideale liebt, erlebt und sogar spricht. So weckt z. B. „eine leise Erinnerung seine in der Wiege der Liebe schlummernde Überlegung"; so ist es ihm unmöglich, „vom reinsten Äther stets umheitert, von der wärmsten Sonne umstrahlt u. s., etwas anderes zu thun, als zu leben, zu fühlen und — zu lieben": so erlaubt er der Prinzessin Nina zu hoffen, „dass die Blumenketten der Natur ihn auf einige Zeit fesseln sollen." Nur ein einziges Mal hat ihn bey seiner Idealität ein fast ingrimmisches Auffahren überrumpelt. Den auffallendsten und sichersten Beweis aber von dem idealischen Sinne, der in dem ganzen Romane herrscht, geben die gebrauchten Namen. Neben dem deutschen Helden Alessio findet sich ein deutscher Fürst Adolfo, ein Prinz Berto, ein Oheim Lamberto, ein Baron Grosso, welches aber nachher ein Piccolino wird, ein Hauptmann Mimo, ein Kindlein Guido; ferner eine Madam Lodi, ein Monsieur Rosi, ein Sohn Fernando, eine Prinzessin Nina mit ihrer Hofdame Costanza, nachher Incostanza; und endlich die Liebste Betta, mit der Nichte Rosetta, und der siebenzehnjährigen Biondetta. Die Duenna Nobile, und die schöne Lilla dürfen nicht vergessen werden. Db.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Cruſius: *Artemidori Oniroeritica*; ex duobus codd. MSS. Venetis recenſuit, — — *Jo. Gothofr. Reiff* etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Nach den bisher mitgetheilten Proben von der Kritik des Herausgebers und dem kritiſchen Werthe des von ihm gelieferten Textes, welche nebenher auch ſchon die Beſchaffenheit ſeiner Sprachkunde und Exegeſe beurkundet haben, wird man auch von ſeinen Sprache und Ausdruck betreffenden Anmerkungen, auſser demjenigen, was ihm Commentare und kritiſche Schriften berühmter Ausleger und Philologen darbieten konnten, und auſser manchen zweckmäſsigen und unzweckmäſsigen Anführungen derſelben, nichts erwarten dürfen, was nur feine Sprachgelehrſamkeit, Beleſenheit und ſelbſtſtändige grammatiſch-philologiſche Einſichten zu leiſten vermögen. Vielmehr vermiſst man hier oft Spracherläuterungen, wo ſie auch der gelehrtere Leſer erwarten dürfte, z. B. S. 37. Z. 4 *von unten*, über Περσεῖ ἀπιόντι als abſolute Dativen, welche ſo ſelten vorkommen, daſs man, da man an weit bekanntere Dinge in allen Commentaren zu erinnern pflegt, ſie nie aus der Acht laſſen ſollte, S. 222. Z. 8 *von unten* über εἰς πάντα ἀφικέσθαι *ſich in einer verzweiflungsvollen Lage befinden*, S. 263 über das ὀρτυγοτροφεῖν, und das Spiel mit dem Wachtelkampf. Statt wohl überdachter und kurz gefaſster Erklärungen, mit den erfoderlichen Citaten und mit dem Weſentlichen der Beweis- und Parallel-Stellen verſehen, ſchüttet uns Hr. *R.* oftmals ſeine Collectaneen dazu in ihrer rohen Fülle, in abgeſchriebenen langen Stellen und unnütz gehäuften Citaten, vor, und überläſst die Mühe, dieſen Wuſt zu ſichten und die eigentlich erläuternden Begriffe und Reſultate aus ihm zu gewinnen, unſerem eigenen Nachdenken. Manchen kürzeren Anmerkungen fehlt es an Zuſchnitt, Manier und Stil, an den erfoderlichen Winken über ihre Tendenz, an dem ſelbſt für die Kürze nothwendigen Grade von Entwickelung, und daher an Licht und Intereſſe; ſie tragen den rhapſodiſchen Charakter flüchtiger Bezeichnungen, abſprechender Urtheile, eilfertig verarbeiteter Collectaneen. Hier nur einige Beyſpiele. S. 2. Z. 9 *von unten* (*S.* 2. *Z.* 2 *von unt. Rig.*) ſiehet man ſich vergebens nach einer befriedigenden Anmerkung über die Worte ἀντίγραφα ἀλλήλων πεποίηνται um, welche Cornarius dunkel und unverſtändlich überſetzte *exemplaria inter ſe contulerunt*, und Reiske, wie der Zuſammenhang ausweiſet, irrig erklärte *uni alios compilarunt.* Vielmehr muſs dieſes ἀντίγραφα auf die vorhergehenden συγγράμματα ὀνειροκριτικὰ bezogen werden, und vermöge der Folge und des Zuſammenhangs bedeuten: *ſcriptorum ſuorum pugnam induxerunt*, *pugnantia inter ſe ſcripta procuderunt*, oder wenn man es auſser jener Beziehung für ſich nehmen will: *pugnantia inter ſe decreta et placita atque ſomniorum interpretamenta ediderunt;* ihre Schriften widerſprachen einander häufig, weil ſie, ſelbſt keine Kunſtverſtändigen, ihre von ihnen benutzten Vorgänger oft falſch verſtanden, und dem Wenigen, was ſie richtig aufgefaſst hatten, gewöhnlich viel Falſches aus ihrem eigenen Kopfe zuſetzten. Dieſe Bedeutung des ἀντίγραφα läſst ſich ſchon aus dem Gebrauche des Zeitworts ἀντιγράφεσθαι bey den Rednern erläutern, wo es ſo oft den Gerichtsſtreit, Einreden, Exceptionen, Gegenklagen u. drgl. bezeichnet, ſo wie ἀντιγράφειν auch bedeutet, *einem früheren Antrage oder Beſchluſſe einen neuen entgegenſetzen.* Das in der folgenden Zeile aus Cod. B von Hn. *R.* aufgenommene κακῶς iſt daher eine wahre und ſehr nothwendige Textesverbeſſerung, weil es erſt den Aufſchluſs über das Vorhergehende giebt, nämlich *wie* und *woher* die Widerſprüche unter den Schriftſtellern der Traumdeuterey entſtanden ſind. — S. 229. Z. 6 (*S.* 143. *Z.* 20 *Rig.*) iſt das nach Sinn und Ausdruck auffallende Prädicat der Rebhühner: μόνοι τῶν ὀρνίθων θεῶν σέβας οὐκ ἔχουσι, womit nothwendig eine Eigenthümlichkeit bezeichnet werden muſs, welche die Rebhühner noch unter die gehaſsten und Unglück bringenden Vögel, und ſelbſt unter die Raubvögel herabſetzt, ganz ohne Erläuterung geblieben. Rec. hält ihn für euphemiſtiſche Umſchreibung der von Ariſtoteles und Aelian in *hiſtor. animal.* und von Plinius den Männchen der Rebhühner nachgeſagten unnatürlichen Begattung und Zerſtörung der Eyer ihrer Weibchen, um ſie vom Brüten abzuhalten, und mit ihnen der Geſchlechtsluſt zu genieſsen. Ähnliche Bezeichnungen der unnatürlichen Wolluſt und Blutſchande, ſo wie aller Verbrechen gegen den Zweck der Ehe, durch die Zeitwörter ἀσεβεῖν und δυσσεβεῖν und die ihnen zugehörigen Nennwörter ſind nicht ſelten. So nennt z. B. Himerius (*p.* 70, *Wernsd.*) die griechiſche Liebe, welche er dem Epikur Schuld giebt, δυσσεβεῖς

ἔρωτας; der Hühnerhahn, der mit seinen Töchtern buhlt, heisst in der sechsten äsopischen Fabel ἀσεβὴς περὶ τὴν φύσιν; und die Vergehungen der Söhne Samuels waren, wie Theodoret (*Quaest. ad* 1 *Reg. T. I, Opp. p.* 367 *Schulz.*) sagt, keine ἀσεβήματα, sondern nur ἀδικήματα, weil sie weder in Ausschweifungen der Geilheit oder in Verletzungen der Ehe, noch in Veruntreuungen an den Opfern bestanden. — S. 214. Z. 9 ff. in Rigauts Ausgabe gehet einer schwierigen Stelle eine Klage über gewisse Schriftsteller vorher, die zur Belustigung lächerliche Traumrecepte (συνταγὰς) erdachten, welche Aesculap seinen Tempelschläfern offenbart haben sollte, worauf A. fortfährt: "Οταν γάρ τις λέγων ἢ ρεῖδων.* ζωμὸν χειμῶνι συνταγὴν δεδόσθαι τισι, δοκεῖ μοι τὰς χηλὰς * τῶν πελωρίδων ἀποκληρώσας βελτίονας ἡγεῖσθαι, καὶ πελωρίου ἐγκέφαλον, * καὶ ἀλεκτρυῶνος καὶ Ἰνδοὺς δάκνοντας κ. τ. λ. Das verdorbene Wort ρεΐδων entstand aus Νηρεΐδων, weil die zunächst vorhergehenden Buchstaben ebenfalls ν und η waren; allein diess gleichfalls unächte Νηρεΐδων war aus dem weniger bekannten Worte νηρίτων entstanden, welches höchst wahrscheinlich die ächte ursprüngliche Lesart ist. Νήριτοι aber oder νηρῖται sind eine Art essbarer und wohlschmeckender Meerschnecken, welche nach Aristoteles (*Hist. anim. l.* 4, *c.* 4) und Aelian (*Hist. anim.* l. 34, *c.* 28) sich nur im hellesten und stillesten Meerwasser sehen lassen, bey wogender See aber sich an die Seeklippen anhängen, und daher in stürmischer Jahrszeit gar nicht zu fangen und zu haben sind. Den medicinischen Gebrauch der Meerschnecken und Muscheln bescheinigen Cornelius Celsus l. 2 und c. 24 29, und Scribonius Largus c. 23 comp. 104. Das Wort χηλὰς, wenn gleich von Rigaut mit einem Sternchen bezeichnet, ist weder unächt noch mit Grunde verdächtig; statt βελτίονας ἡγεῖσθαι aber dürfte βελτίονα oder βέλτιον ἂν ἡγεῖσθαι, *meliori consilio praeire, meliora consulere,* vielleicht auch, statt des letztern Verbums ὑγιῶσθαι, als passivisches Perfectum in activischer Bedeutung statt ὑγιακέναι, zu verbessern, auch wohl καὶ ἀλεκτρ. in τοῦ ἀλεκτρ. zu verwandeln seyn. Mit diesen Änderungen wäre der Sinn der Stelle dieser: *Nam cum quis (illorum scriptorum) memorat, incubantibus quibusdam hiemante mari neritarum jusculum divinitus esse in somnis praeceptum, videtur mihi, vel si ostrearum forcipes (quae nullae sunt et cassum nomen) sortis divinae titulo commendasset, meliora sane istis consulturus fuisse* (oder *melius forte sanasse*); *item cum* πελωρίου *cerebrum praescriptum ait, gallum gallinaceum intelligens etc.* A. will sagen, wer den armen Kranken, der von ihm Mitleid und Hülfe erwarte, in lächerlichen Traumrecepten theils zum Besten habe, theils mit Räthseln quäle und der beängstigenden Gefahr von Missdeutungen und Missgriffen aussetze, handle an ihm noch liebloser und grausamer, als wenn er ihm geradezu etwas offenbar Widersinniges, oder Nichtexistirendes, z. B. *Scheeren von Meermuscheln*, verordnete. Recepte der Art, zum Spass erdichtet, seyen zum Beyspiel *Neriten - oder Meerschnecken - Suppe*, zur Winterszeit verordnet, wo notorisch solche Meerschnecken nicht zu haben sind, *das Hirn vom Hühnerhahn*, *beissende Indianer*, Pfefferkörner, weil sie schwarz sind und beissen, *Milch von der Jungfer* und *Gestirnblut*, eine Andeutung des Thaues, weil er aus dem Erdreich zu quellen scheint, und im Reife weiss ist, und weil ungebauetes oder ungepflügtes Land γῆ παρθένος genannt wird. Indessen könnte das verdorbene βελτίονας ἡγεῖσθαι auch aus βέλτιον ἂν σεσιγῆσθαι (das Letztere im activischen Sinn genommen) entstanden und das ganze Komma zu übersetzen seyn: *videtur mihi quasi ostrearum forcipes (rem vanam et nullam,* σιδηρόξυλον,) *oraculo impertire, et melius fortasse, taciturus fuisse.* Nun sehe man, wie die Stelle in Hn. *Rs.* Texte aussieht, S. 333. Z. 2 ff. "Οταν γάρ τις λέγῃ νηρεΐδων ζωμὸν χειμῶνι συνταγὴν δεδόσθαι τισί· δοκεῖ μοι τὰς χείμας [*proprie* χήμας] τῶν πελωρίδων ἀποληρώσας βελτίονας ἡγεῖσθαι, καὶ πελωρίου ἐγκέφαλον τὸν ἀλεκτρυῶνος u. s. w. Dass λέγῃ statt λέγων ἢ eine sehr unnütze Änderung und das letztere gut griechisch sey, muss jede Grammatik lehren, wozu Rec. nur noch das μᾶλλον ἔμ' ἐστὶ ψιλεῦσα aus dem ersten Verse des Ὀαριστὺς des Moschus, und das ἢν προχωρήσαντα statt προυχώρησε oder προεκεχωρήκει aus Herodian 1, 10, §. 8 anführen will. Was *Nereïdenbrühe* seyn möge, wusste Hr. *R.* vermuthlich eben so wenig, als Valesius selbst, von dem er gutmüthig diese vermeinte Verbesserung annahm, und aus einer noch trübsinnigern Ansicht der Stelle rührt das aus der Aldina und aus Cod. A aufgenommene χείμας mit Hn. *R's.* eingeklammerter und seltsam in den Text hineinsufflirender lateinischer Glosse her. Er meint nämlich, dieses χείμας habe Artemidor, kraft einer ει und η vielleicht verwechselnden Aussprache, statt χήμας (*chamas*, eine Art Muscheln, welche nach Athenäus und Eustathius kleiner und schlechter sind, als die πελώριδες) setzen können, damit der Laut des Worts auf das vorhergehende χειμῶνι anspiele, und eben diese Parechese des Worts mit χειμὼν gebe den Aufschluss über den Sinn der Stelle, *und so*, sagt er, *omnia plana ac dilucida mihi videntur*. Aber wer kann folgenden Gedanken auch nur begreifen, geschweige erträglich finden: *Wenn Jemand uns Nereïdenbrühe, als ein während des Cheimon verordneten Traumrecept, angiebt* und anempfehlen will: *so scheint er mir nur zu schwatzen und Cheimen*, oder kleine Muscheln, *für besser zu halten, als die grösseren Muscheln.* Das hier statt ἀποκληρώσας gegebene ἀποληρώσας ist obendrein noch Druck- oder Schreib-Fehler, denn Hr. *R.* wollte ἀποληρήσας geben; und selbst diese Verbesserung von Toup ist sehr unnöthig: denn ἀποκληροῦν bedeutet bey späteren Schriftstellern oft nichts anderes als ἀπονέμειν, *zueignen*, *beylegen*, *zuschreiben*, *zusprechen*, *zutheilen*, auch *auferlegen*, *aufgeben*, und ἀποκληρώσας muss hier auf den ausgelassenen Dativ, entweder τῷ θεῷ τῷ Ἀσκληπιῷ oder die Personen, denen das Heilmittel *verordnet* und *vorgeschrieben* wird, bezogen werden, zumal da bey den Sterndeutern und Nativitätsstellern ἀπο-

κλήρωσις die Bestimmung und Zusprechung eines gewissen Schicksals nach der Constellation bedeutete. S. das *Dictionar. Septemviror. in ἀποκληρόω* und ἀποκλήρωσις. —

Neben vielen solchen kritischen und exegetischen Mängeln findet man dagegen eine Menge für Leser des Artemidor sehr entbehrlicher Anmerkungen und Citate über sehr triviale und hundert Mal gesagte Dinge, z. B. S. 337 des Commentars über ἱερὰ νόσος, als Benennung der fallenden Sucht, nicht weniger denn 14 eine halbe Seite einnehmende Citate, unter welchen zuletzt sogar *Zimmermanni aureum opus von der Erfahrung* strahlt; S. 426 über das χαῖρε und ἔῤῥωσο in Briefen eine halbe Seite, welche mit ungefähr acht theils wörtlich abgeschriebenen, theils nachgewiesenen Stellen durchaus nicht mehr und nicht weniger sagt, als dass χαῖρε oder ἔῤῥωσο in Briefen gebraucht werden. Noch unnützer sind so viele aus neueren Schriftstellern wörtlich abgeschriebene, den Leser mit ihrer Leerheit äffende lange Stellen, wo nur nebenher einmal des A. gedacht wird, ohne dass sie im Mindesten zur Erläuterung der vorliegenden Sache dienten, z. B. S. 292 des Comm. eine seitenlange Stelle aus Lanzoni *de Coronis*, deren ganzer Inhalt der vorliegenden Stelle des A. durchaus fremd ist; S. 380 eine Stelle aus Hier. Aleander, weil sie doch besagt, dass auch *A.* dem Hercules ein arbeit- und mühevolles Leben zuschreibe, welches man denn so eben in dem Schriftsteller selbst gelesen hatte. Lächerlich ist insonderheit S. 390 des Comm. die Anführung bey einer Stelle des Artemidor, wo Serapis, Isis und Anubis als *rettende und Heil bringende Gottheiten* genannt werden. Nicht viel erträglicher sind manche unter den sehr häufigen Citaten aus dem N. T., welche oft bey den trivialsten Sachen mit einem *Praeclare huc facit locus* oder *Ad nostrum locum pertinet* eingeleitet werden, z. B. zu S. 217. Und was soll man zu solchen Armseligkeiten sagen, wie eine über gräcisirendes Latein des silbernen Zeitalters unlateinisch krittelnde Anmerkung S. 218 d. Comment. über die Worte οἱ περὶ ταῦτα δεινοὶ den Lesern des A. darbietet? Ein Pendant dazu ist die Anmerkung S. 332 über ὅτι, auf die wir, um den Raum zu schonen, nur aufmerksam machen können. Dass Hr. *R.* in gewissen zärtlichen Angelegenheiten seiner gelehrten Wissbegierde den Ausländern nicht recht traue, bemerkt man S. 277 d. Comment., wo er unter seinen Lesern seine lieben Landsleute, die Deutschen, wir wissen nicht, ob als die gutmüthigste, oder als die gelehrteste Nation, plötzlich in einer Parenthese auf die Seite zieht, und ihnen traulich *in vernacula* eine in die Erbsen- und Schaarbocks-Alterthümer einschlagende gelehrte Frage ins Ohr raunt, wie folget: *Paullo post dicit Artemidorus, pisa maxime bona esse gubernatoribus. — (Haben die Alten zur See sich wohl auch schon der Erbsen gegen den Schaarbock bedient, wie Cook?)* Rec. will das in seine und seiner Landsleute Deutschheit gesetzte Zutrauen durch zwey deutsche Gegenfragen erwiedern: *Werden denn etwa zur See die Steuermänner allein vom Schaarbock befallen?* und — *Warum genügt es Hn. R. nicht an dem Grunde, den Artemidor selbst von der Beziehung der Erbsen auf den Steuermann angiebt?* Braucht man mehr zu wissen, als dass der Wortlaut von πίσον, *Erbsen*, an ein Geschäft und ein Gezeug des Steuermannes, an das Anbinden (τὸ πεῖσαι) des Schiffs, an Ankertau und Haltseil (πεῖσα und πεῖσμα) erinnert?

Die achtungswertheste Seite dieses Commentars bieten noch die Erläuterungen und Nachweisungen über die Symbolik dar. Je seltener Bemerkungen und Ausführungen über Gegenstände der Art und je schwerer sie für Manchen, der ihrer bedarf, zu erforschen und aufzufinden sind: desto willkommener muss die in diesem Commentar enthaltene Anlage und Vorarbeit zu einem Repertorium über Bilder, Symbole und Bedeutsamkeiten, deren Quellen, Gründe und Veranlassungen, seyn. In mehreren dahin einschlagenden Anmerkungen von gelehrtem Gepräge ist ein weit verbreiteter und von den Reichthümern der dresdener Bibliothek unterstützter Fleiss im Aufsuchen und Zusammenstellen nicht zu verkennen; mehrere verdienen von Philologen, vorzüglich von Interpreten, dankbar benutzt zu werden, und können, auch wo sie den Kenner und Selbstdenker nicht befriedigen, als Unterlagen und Hülfsmittel zu weiteren Forschungen und eigenen Untersuchungen, nützliche Dienste leisten. Bey dem allen aber fällt es in die Augen, dass Hr. *R.* Feststellung und Erläuterung der Symbolik und deren nützliche Anwendung auf die Allegorie der Mythik und der bildenden und schönen Redekünste sich nie als einen von einem Commentator des A. fest ins Auge zu fassenden Hauptzweck dachte, und dass es ihm an den dazu erfoderlichen Studien der alten Kunstwerke und der Mythik fehlte, deren Allegorie, Sinnbildnerey und Bildersprache, so wie die Tropen der Sprache und die Sprichwörter, als beständige Parallele der artemidorischen Symbolik anzusehen sind, und gleichen Rang mit erläuternden Parallelstellen haben. Man findet daher hier weder die Bedeutsamkeiten der Sinnbilder, wo die Begriffe derselben dem flüchtigen Leser zu schwanken scheinen, genau bestimmt, und ihre bloss nach der Beschaffenheit der Träume, der mitbedeutenden Umgebungen und der träumenden Personen anscheinende Mannichfaltigkeit auf allgemeine Begriffe zurückgeführt, noch für den Leser, der sich selbst diesem Geschäft unterziehen möchte, die vollständige Nachweisung der Parallelstellen des Autors, welche theils die an mehreren Orten zerstreut vorkommenden ähnlichen oder verschiedenen Deutungen desselben Symbols dem Auge vorführen, theils auch vornehmlich die Deutungen in ihren Beziehungen und Verknüpfungen mit den vorangeschickten dazu gehörigen Theorieen darstellen sollte. Eine Menge Symbole und symbolischer Bedeutsamkeiten sind im Commentar übergangen und ohne Erläuterung geblieben; oft gehet man, was die Hauptbegriffe betrifft, ganz leer aus, während uns Hr. *R.* über Nebensachen oder sehr triviale Dinge eine Menge vorzuschütten weiss; bey vielen anderen

vermisst man wenigstens die Erläuterungen aus der Mythik und den alten Bildwerken, z. B. beym *wilden Schweine*, S. 160, aus der Fabel von Adonis, wo es schon die Alten auf *Regen und Winter* deuteten; und die Grundangaben von Bedeutsamkeit und Symbolik sind öfters, wie manchmal auch in dem Autor selbst, nur halbwahr oder durchaus unrichtig. Noch weniger darf man hier eigene Ansichten von Kunstwerken oder Anwendungen der artemidorischen Symbolik auf unbemerkte allegorische Gegenstände der Bildnerey und der Mythik erwarten. Selbst die vorhandenen Hülfsmittel, welche wir in den bekannten Werken des Grafen *Ripa* und des *Pierius Valerianus*, desgleichen in *Winkelmanns Versuch einer Allegorie für die Kunst* besitzen, erinnert Rec. sich nicht in diesem Commentar benutzt, wenigstens nicht angeführt gefunden zu haben; und die alten und neuen Sammlungen von Erklärungen der Sprichwörter sind weit weniger, als sie es verdienten, die reichhaltige frankfurter *Collectio Proverbiorum, Paroem.* (Francof. 1670 Fol.) aber gar nicht benutzt. Für die Symbolik der Bäume würde auch des jüngeren Meursius *Arboretum sacrum* manche brauchbare Bemerkung dargeboten haben. — Rec. will einige, die Symbolik betreffende Stellen ausheben. Ganz ohne Erläuterung liess Hr. *R.* die Stelle in dem Capitel vom *Kopfabschneiden* S. 67 (35 Rigalt.), wo dem Traumbilde, dass einem der Kopf abgeschnitten sey, die Bedeutsamkeit von *Entehrung, Entwürdigung und Herabsetzung* aus dem Grunde beygelegt wird, weil der Ehrlose ἀκέφαλος genannt werde. Sie wirft gleichwohl Licht auf das in der griechischen Mythik, z. B. in den Fabeln von Lityerses, dem Sohne des Midas, von Perseus und der Γοργὼ Μέδουσα, von Evenus und der Marpessa (S. Maussac. ad Plutarch. de Fluv. Opp. T. 10, p. 740 Reisk.) gedachte Kopfabschneiden, welches eben so, als die Personen selbst, allegorisch und allemal Bild von Herabsetzung, Entehrung und Beraubung des Ansehens ist. Suidas: ἀκέφαλοι, ἄτιμοι. Man vergleiche noch die *capitis deminutio* bey den Römern, und die *Kopflosigkeit der Sclaven* in der Sprache der römischen Rechtsgelehrten. Mit eben diesem Bilde lässt sich der wahre Sinn einer von den Interpreten sehr missverstandenen, beissenden Spötterey des Redners Aeschines über den Demosthenes und dessen, angeblich von ihm selbst, mit Wunden übel zugerichteten Kopf (Or. in Ctesiph. T. 3. Or. Gr. Reisk. p. 608): Ὁ γὰρ ἄνθρωπος οὐ κεφαλὴν, ἀλλὰ πρόσοδον κέκτηται, leicht so auffassen: „*Mit dem Kopfe des Menschen,* mit seiner Ehre, *wills freylich nicht viel sagen;* warum sollten er und Andere diesen Kopf eben schonen? *Aber allerley Zuflüsse und Zugänge hat er bey diesem Kopfe*", bey seiner Unehre und dem allgemeinen Glauben an seine Niederträchtigkeit und Bestechlichkeit. Das beitzende Salz dieses Spottes liegt auch in dem Doppelsinne des Wortes πρόσοδον, welches auch *coitus* bedeutet, und hier auf den auch sonst von Aeschines bezeichneten Δημοσθένης κίναιδος anzuspielen scheint. Inzwischen findet noch einiger Zweifel Statt, ob die Lesart πρόσοδον ächt, und nicht vielmehr πρόσωπον zu schreiben seyn dürfte, welches hier entweder, wie der Lateiner *os, Unverschämtheit und freche Stirn* bedeuten, oder ungefähr wie προσωπεῖον, *Larve,* zu nehmen seyn würde. — S. 103 (63 *Rig.*) konnten *Dreyfuss, Tisch* und *Bette,* als Sinnbilder des menschlichen Lebens und der Lebensumstände, sehr gut aus alten Grabsteinen und viereckigen Urnen erläutert werden, wo sie so oft über den Inschriften als symbolische Vorstellungen des Fortlebens nach dem Tode erscheinen, und insgemein für Vorstellungen von der Leichenmahlzeit gehalten worden sind; sie harmoniren nach jener Ansicht sehr gut mit manchen Grabschriften, wo des Wohllebens und des guten Essens und Trinkens nach dem Tode gedacht wird. — In eben dem Capitel sind *Schüssel* und *Schaale,* als Werkzeuge des Genusses, Symbole des *Lebens,* des *Lebenslaufs* und *Lebensschicksals,* wie es bekanntlich auch *Becher* und *Pokal* sind. Auch dieses Symbol konnte vielfache Erläuterungen aus alten Kunstvorstellungen erhalten. Eine solche ist z. B. bey Pausanias l. 1. c. 33 p. 81 Kuhn. die Nemesis mit einer Schaale in der Hand, an welcher Mohren abgebildet waren, welches Pausanias nicht zu deuten wusste, wie leicht es auch nach jener Symbolik zu deuten ist. Das Schicksal nämlich, welches die rächende Göttin, die den Übermuth und Selbstdünkel straft, dem Übermüthigen mit ihrer Schaale darbietet, ist Feindseligkeit, tückische Anschwärzung und Verfolgung von boshaften Menschen. — Zu S. 154 (96 *Rig.*), wo der Widder als Bild von Befehlsmacht, Regierung und Königthum vorkömmt, und dem *Reiten auf einem Schafbocke* die Bedeutsamkeit von *Reichthum,* vorzüglich für Gelehrte und Freunde der Beredsamkeit, zugeschrieben wird, *weil der Schafbock Vehikel des Mercur sey,* giebt uns Hr. *R.*, anstatt selbst zu denken, oder alte Bildwerke nachzuweisen, und sich an die Fabel von Phrixus und Helle zu erinnern, abermals eine lange Stelle aus des leidigen Aleanders *Tabula Heliaca,* welche zur Erklärung der Sache nichts Befriedigendes vorbringt. Mercur ist Symbol des Handels, des Geldverkehrs, und des daher erwachsenden Reichthums; diese gründen sich auf Gewinnung der edleren Metalle, auf Bergbau und Metallurgie. Nun bedeutete aber κριὸς in gewissen Mundarten, wie in der tarentinischen (S. Hesychius in Κριός), *Bergwerke* und *Bergbau.* Der Widder (κριὸς) ist daher um so mehr Bild des Geldreichthums und des damit verbundenen Ansehens und mächtigen Einflusses, weil κρείειν *herrschen* und *befehlen* bedeutet. Nach dem hetruskischen Wahrsager Tarquitius bey Macrobius (Sat. 3, 7) ist der purpur- oder goldfarbige Widder Bild von Reichthum, Wohlstand, Glückseligkeit, Familien-Ansehen und Geschlechtsruhm. Man begreift nun leicht, wie Mercur zu dem Attribut des Widders komme, und was der *von Mercur verschaffte goldfarbige Widder* bedeute, auf welchem Phrixus und Helle (s. Hesychius in Ἑλλεῖν Ἑλλήσαι), sich in die Höhe heben, und bey der wachsenden Volksmenge und Beengung des Raum oder ihrer bestimmten Opferung und Vernichtung entkommen (Apollodor. Bibl. 1, 9. §. 1).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: *Artemidori Onirocritica; ex duobus codd. MSS. Venetis recensuit — — Jo. Gothofr. Reiff* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zu S. 157 (98 *Rig.*) wird, um zu erläutern, dass der Löwe Bild von *gefährlicher Krankheit* sey, eine 12 Zeilen einnehmende Stelle aus dem Lieblingsbuche des Hn. *R.*, *Hier. Aleandri Tabula Heliaca*, hingesetzt, woraus man nichts als eine Grille von Aleander erfährt, dass Hercules eine Löwenhaut *als Abwender der Krankheiten* trage. Wie viel treffender wäre es gewesen, hier an die Abbildung des *Zukehr- oder Genesungs-Schlafes* (Ὕπνος Ἐπιδότης) in dem Tempel des Aesculap zu Sicyon (Pausan. 2, 10. p. 134 Kuhn.), wo er einen Löwen einschläferte, an das bekannte von Rondell und Tollius in des letzteren *Fortuitis* beschriebene Bild eben dieses Somnus, an die Löwin auf dem Grabe der Lais (Pausan. 2, 2. p. 115 Kuhn) — wiewohl diese auch eine andere Deutung zulässt — und an die auf Grabsteinen, Sarkophagen und Urnen vorkommenden Vorstellungen von Löwen zu erinnern. — Zu S. 159 (99 *Rig.*), wo des Wolfes Bedeutsamkeit vom *Jahreslauf* und *offenbarer* raubsüchtiger *Verfolgung* erläutert, und für die letztere Bedeutung wenigstens der gewöhnlich mit einem Wolfskopf abgebildete und in den Tribunalen zu Athen aufgestellte Heros *Lykos*, als Symbol des gerichtlichen Kampfs und des Verfolgungsgeistes, hätte angeführt werden sollen, erhalten wir wieder, wie mich auch der Stoff, zumal in der Allegorie der Mythik, nichts als eine aus Schläger *de numo Hadriani plumbeo* abgeschriebene lange lexikalische Stelle über die verschiedenen Etymologieen des Worts λυκάβας, welche nur in 2 Zeilen in den Quellen durften nachgewiesen werden, und ohnehin alle unwidersprechlich falsch sind; denn λυκάβας ist, der Wortbildung nach, nichts anderes als *Sonnenkreis* oder *Sonnenumlauf*, aus dem von Macrobius Saturn. 1, 17. p. m. 194 aufbehaltenen macedonisch-griechisch-ägyptischen, vermuthlich auch alt-pelasgischen, Worte λύκος, *Sonne* (wovon das latein. *lux* und *lucere*), und aus ἄβα gebildet, welches letztere Hesychius durch τρόχος erklärt. — Über den *Cynocephalus*, als Symbol der Betrügerey und Scharlatanerie S. 160 (99 *Rig.*), schweigt Hr. *R.* abermals, und sagt nicht einmal von dem wenig bekannten Thiere selbst das Mindeste. Es war eine ägyptische Affenart, welche man, wie wir aus Lucians Toxaris erfahren, lebendig in Tempeln, vorzüglich des Anubis, hielt, oder in silbernen Bildnissen, welche die Ausleger des Lucians und dessen Übersetzer, Gesner, irrig für Bildnisse des hundsköpfigen Anubis nahmen, um die Altäre her aufstellte. Zur Erläuterung des Symbols diente hier eine Stelle des *Querolus*, einer unter dem falschen Namen des Plautus gehenden Komödie (*S.* 49 *f. des Abdrucks hinter dem Plautus von Pareus*), wo die betrüglichen Priester, unter anderen von ägyptischen Tempelthieren entlehnten Schimpf- und Spott-Namen, auch mit dem Namen *Cynocephali* gebrandmarkt werden. (Von Verwechselung der so geschimpften Priester mit den wirklichen Thieren rührt vielleicht die fabelhafte Erzählung in Aelians Thiergeschichte L. 6. c. 10; und des Horapollo Hieroglyph. L. 1. c. 14 her, *dass diese Tempelaffen lesen und schreiben lernen.*) — Eben so wenig erfahren wir von Hn. *R.* über den *Krebs* und *Seekrebs* S. 166 (103 *Rig.*), wo jener als Symbol der Geselligkeit, des Gemeinlebens und wechselseitigen Verkehrs aufgeführt wird, dieser aber, weil er sich zu Zeiten in eine neue Schaale kleidet, Befreyung von Plagen, Errettung und Übergang zum Besseren bedeuten soll. Diess hätte Hn. *R.* wenigstens an den Seekrebs, *als Attribut des Mercur*, auf einer stoschischen Gemme *Descript. d. pierr. gravées p.* 91 erinnern sollen, welche Winkelmann im *Vers. ein. Allegorie für d. Kunst* S. 125 nicht zu deuten wusste, unerachtet die angeführte Stelle des auch von Winkelmann so sehr vernachlässigten Artemidor darüber Licht giebt. Denn Mercur ist der Bildner des bürgerlichen Menschenlebens, der Urheber des engeren Menschenverkehrs, des Gemeinlebens und der Cultur, und vielleicht spielt der Seekrebs, als ein weichschaaliges, sich verjüngendes Thier (μαλακόστρακον), auch auf seinen Namen Ἕρμης an, welcher *Erweicher* und *Errichter* oder *Gründer* und *Feststeller* bedeutet. Hesychius: Ἑρμάζει· μαλάσσει· στηρίζει. Dasselbe bedeutet der Krebs (πάγουρος) an dem Halse der ephesischen Diana, welche, wie Rec. leicht beweisen könnte, nichts anderes als das Symbol des ionischen Bundes und Staatsvereins, so wie die Mutter *Phrygia* des phrygischen Landes, Klima's, Volkes und Staats, war. — Bey Erläuterung des Satzes S. 176 (109 *Rig.*), dass Wespen *böse und grausame Menschen* bedeuten, gedenkt Hr. *R.* nicht einmal der Wespen des Aristophanes, sondern bloss eines Wespenschwarms bey Livius, von dem man nicht sieht, wie er hieher gehöre, und des Wespenschwarms im Tempel der Juno Moneta, vergisst aber

über letzteren anzumerken, dafs er wahrscheinlich, ungefähr wie die oben angeführten Mohren an der Schaale der Nemesis, die Wohlthat der Zurechtweisung, Warnung und Anleitung zur Selbsterkenntnifs, welche die warnende Göttin durch giftige Zungen böser Menschen erzeigt, bedeutet habe, zugleich aber auch, in sofern diese Juno *Warnerin*, auch Vorsteherin des Münzwesens, und in ihrem Tempel die Münze war, Sinnbild des durch das Geld unter den Menschen aufgereizten Verfolgungsgeistes und des *Effodiuntur opes, irritamenta malorum*, gewesen seyn möge. — Nach 223 (139 *Rig.*) bedeuten Oceanus und Tethys, im Traume gesehen, *das Lebensende*, welches Hn. *R.*, der auch hier schweigt, bey mehrerer Kenntnifs von alter Bildnerey und alten Kunstvorstellungen an die auf Grabmälern, Sarkophagen, Urnen und Wandgemälden in Todtengrüften nicht selten vorkommenden Vorstellungen dieser Gottheiten hätte erinnern müssen; ohne Zweifel sind sie, so wie die neben ihnen erscheinenden Meerwunder, Tritonen und Delfine, auf die Dichtung von der Überfahrt nach den Inseln der Seligen zu beziehen. — S. 225 (141 *Rig.*) ist die *Leiter* Bild des Fortwanderns, des Verreisens und der *Versetzung an einen anderen Ort*. Diese Symbolik wirft ein schönes, und, unseres Wissens, neues Licht auf das von Montfaucon *Ant. Expl. T. I. P. I. Tab.* 121. *Fig.* 1 aus Spons *Miscell. erud. ant.* beygebrachte erhobene Werk, welches in dem verkappten Amor mit der gleichfalls vom Kopf bis zum Fufs vermummten Psyche, wie Rec. an einem anderen Orte zeigen wird, die Metempsychose und die Tendenz der im Hades wohnenden abgeschiedenen Seele zur Palingenesie mit einleuchtender Klarheit darstellt, wie sehr es auch von Montfaucon, und vielleicht schon von früheren Erklärern, verkannt und misdeutet worden ist. Ein anderer Amor, oder vielleicht der Genius der Zukunft, als welche nach *A.* (*S.* 227 *Reiff.* 142 *Rig.*) durch einen *kleinen Knaben* angedeutet wird, hält, der Psyche, welche in der Unterwelt fortwandeln möchte, in den Weg tretend, ihr und ihrem Cupido eine von keinem gesunden Auge zu verkennende (aber von Montfaucon, der hier von Vermählung des Cupido mit der Psyche und von Hochzeitmahl träumte, hinter seiner Brille seltsam genug für einen *Korb mit Früchten* angesehene) *Leiter* in horizontaler Lage über den Kopf, welche hier offenbar Symbol des stufenweisen Fortgangs der Psyche und ihrer Bestimmung zum Aufsteigen in die Oberwelt und zur Rückkehr ins Leben seyn soll.

Wir wollen noch unter den antiquarischen und mythologischen Curiositäten und Anspielungen auf wenig bekannte Dinge aus den verborgeneren Winkeln des Alterthums, deren bekanntlich im A. mehrere vorkommen, und an welchen die Kritik unstreitig die Treue und die Stärke eines Herausgebers zu prüfen und zu messen befugt ist, einige ausheben, um zu sehen, wie Hr. *R.*, der selbst sehr richtig in diese Merkwürdigkeiten und Seltenheiten einen Theil des Werthes seines Schriftstellers setzt, sich mit denselben benommen habe. Manche derselben findet man nicht einmal wahrgenommen und bemerkt, geschweige verständig erwogen und belehrend erläutert; andere sind mit einer für gelehrtere Leser höchst unbefriedigenden Flüchtigkeit, mit schiefem Urtheil und dreist absprechendem Irrwahn behandelt. S. 102 (62 *Rigalt.*) wird den Granatäpfeln die Bedeutsamkeit von *Knechtschaft*, *Unterwürfigkeit* und *Abhängigkeit* zugeschrieben διὰ τὸν ἐν Ἐλευσῖνι λόγον. Diese Sage der Eleusinien bezieht Hr. *R.* mit Rigaut unrichtig auf den Granatapfel in der Allegorie des Timotheus bey Arnobius (*adv. G. L.* 5. *p.* 158 *sq. ed. Lugd. B.* 1651), welcher aus dem Blute des vom Bacchus entmannten Riesen *Agdestis* (der personificirten unbändigen Wildheit und Thierheit *der Urbewohner des Berges Agdus*, der ein Theil des Gebirges Dindymum war) entsteht, und den die Nymphe *Wohnsiedel* (Nana, von νάειν, ναίειν) in den Busen aufnimmt, davon schwanger wird, und den Attis oder die Volkspflege und Regierung, gebiert. Dieser Granatapfel war nicht Gegenstand der Eleusinien, sondern der Mysterien der phrygischen Cybele, in welchen es verboten war, *in einen Granatapfel zu beifsen*. Die eleusinische Sage betraf den Granatapfel, durch dessen Genufs die geraubte Proserpina in die Unterwelt eingebürgert ward, so dafs sie nicht wieder zurückkehren konnte. Erläuternd wäre hier die schon von Pierius Valer. *in Hieroglyphicis* gemachte Bemerkung gewesen, dafs der Granatapfel, wegen seines aus mehreren eng verbundenen Zellen zusammengesetzten Kernhauses, Symbol des *Staatsvereins und der bürgerlichen Gesellschaft*, folglich auch, wie es A. ausdrückt, der *Unterthänigkeit* und *Subordination*, war. Daher ein Granatapfel in der Hand der Juno als Herrscherin und Beschützerin der Reiche (bey Pausanias 2, 17. p. 148 Kuhn.), desgleichen auf einer Münze der Gens Volteia (in Begeri *Thes. Brand. T.* 2. *p.* 596) im Rücken der mit Fackeln vorschreitenden Ceres *Gesetzbringerin* (θεσμοφόρος), weil Staatsgesellschaft und Bürgerverein eine Folge des Ackerbaues war. Proserpina kostet den Granatapfel, dessen Genufs sie in der Unterwelt festhält, wahrscheinlich zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter Pluton und ihrer *Einbürgerung in das Reich der Unterwelt*, und der Granatapfel, welchen die vorgedachte *Nana* in den Schoofs aufnimmt, ist nichts anderes, als der in den Schoofs der *Ansiedelung*, des Anbaues und des Zusammenrückens der Nomaden, aufgenommene *engere Gesellschaftsverein*, welcher aus der durch den Weinbau bewirkten Tödtung der nomadischen Wildheit; oder, wie es der Mythus ausdrückt, *aus dem Blute des vom Bacchus seiner Mannheit beraubten unbändigen Riesen Agdestis*, hervorging. Das Verbot, in den Mysterien der Cybele *keinen Granatapfel zu zerbeifsen*, untersagte eine ominöse Handlung, und erinnerte die Mysten an die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staats und der Verfassung, deren Symbol und Vorsteherin die Mutter Phrygia war. — Eben so wenig trifft es Hr. *R.* bey der Stelle S. 155 (97 *Rig.*), dafs Eſel, im Traume gesehen, eine gute Vorbedeutung *gegen Furcht und*

Schreckniſſe ſeyen διὰ τὴν περὶ αὐτοὺς ἱστορίαν καὶ τὸν ἐν συνηθείᾳ λόγον. Er bezieht dieſes auf die Erzählung bey Xenophon *de Exped. C.* L. 2. c. 2. §. 10, wo der Herold Tolmides die durch ein plötzlich verbreitetes paniſches Schrecken in Allarm verſetzten Truppen dadurch beſchämt und beſänftigt, daſs er einen Preis auf die Anzeige ſetzt, *wer den Eſel unter ſie geſchickt habe*. Man kann doch, bey allen Muſen! dieſe Erläuterung nicht anders verſtehen, als daſs Hr. *R.* ſich einen wirklichen Eſel denke, der unter die wohllöbliche griechiſche Armee gefahren ſey, und die Überwinder der Perſer dieſsmal ins Bockshorn gejagt und in Unordnung gebracht habe. Es iſt ſehr einleuchtend, daſs A. nichts anderes meinte, als die aus Lucians *Fiſchern* und *Flüchtlingen*, und aus der 113 äſopiſchen Fabel bekannte Erzählung von dem in eine Löwenhaut gehüllten, die Cymäer gewaltig in Furcht jagenden, endlich aber entdeckten und abgeprügelten Eſel von Cyme, daſs er bey τὸν ἐν συνηθείᾳ λόγον das von den leeren Drohungen eines Feigen und Ohnmächtigen gebräuchliche Sprichwort Ὄνος εἰς Κυμαίους (*S. Eraſmi Adag. Chil.* 1. *Cent.* 3. *n.* 66 *und Cent.* 7. *n.* 12) im Sinn hatte, und daſs Tolmides bey Xenophon, auf beides ſatyriſch anſpielend, ein leeres paniſches Schrecken oder eine *allarmirende falſche Verbreitung* den ὄνος nenne. — S. 200 f. (123 *f. Rig.*) ſtöſst man auf eine dem A. eigene Eintheilung der griechiſchen Gottheiten, welche den neueren Schriftſtellern über alte Theologie und Mythologie, ſelbſt dem gelehrten Voſſius, entgangen iſt, und von allen den Eintheilungsarten, welche Banier *Götterl. B.* 1. *B.* 5. *C.* 5, zwanzig an der Zahl, aus den Alten zuſammengeſtellt hat, abweicht. Hr. *R.* läſst ſich darüber mit keiner Sylbe vernehmen, ſelbſt über die ſonſt unbekannten Gottheiten nicht, welche hier vorkommen; denn unter den *olympiſchen* Göttern wird auch das *ätheriſche Feuer*, unter den *himmliſchen* ſogar Lufterſcheinungen, die *Nebenſonnen* (παρήλια) und *Feuerbalken* (δοκίδες), desgleichen *Himmelglanz* oder *Wetterſtrahl* (Σέλας, welchem letzteren nach Pauſanias 8, 29 auch die Arkadier opferten) und die *Wolken*, unter den *Meergöttern* Θάλασσα, Κύματα, Αἰγιαλοὶ, unter den *umgebenden* Gottheiten die Φύσις τῶν ὅλων, aufgeführt. Da einige dieſer Götterweſen, z. B. Natur, Wolken, Meer, auch in den orphiſchen Hymnen gefeyert werden: ſo ſcheint zu folgen, daſs ſie entweder nicht bloſs orphiſch-philoſophiſche Gottheiten waren, wofür ſie insgemein genommen werden, ſondern auch in griechiſchen Theogonieen und den Götterſyſtemen der Theologen, wenigſtens als Lückenbüſser, figurirten, oder daſs A., vielleicht auch mehrere unter den Wahrſagern und Zeichendeutern, Orphiker waren, und in dem älteſten Götterpropheten ihrer Nation auch den Urheber und Vorſteher ihrer Zunftweisheit verehrten. Das letzte wird wahrſcheinlich, wenn man ſieht, daſs die Orphiker auch die *Geſtirne* und den *Traum* als weiſſagende Gottheiten verehrten, wie der 6 und 85 orphiſche Hymnus beweiſen. — S. 223 (139 *Rig.*) findet man unter den Gottheiten der Unterwelt die zwey wenig bekannten und ſelten vorkommenden Δεῖμος und Φόβος, den *Pavor* der Römer, und ſieht ſich auch hier bey Hn. *R.* vergebens nach Erläuterungen um. Dieſe Gottheit wurde nach Pauſanias 2, 3. p. 118 Kuhn. zu Korinth, und nach Plutarch im *Agis und Kleomenes* zu Lacedämon; jedoch am erſten Orte unter weiblicher Geſtalt und dem Namen τὸ Δεῖμα, verehrt. Aus Plutarchs *Amatorius* (*Opp. T. IX. p.* 59 *Reisk.*) erfährt man die Anekdote, daſs die Philoſophen dieſe Gottheiten nicht anerkannten, und ſie nicht als Söhne des Mars gelten laſſen wollten. Die Griechen bildeten den Φόβος mit einem Löwenkopf, wie man ihn auf Agamemnons Schilde am Kaſten des Kypſelos (Pauſan. 5, 19. p. 425) ſah. Der römiſche *Pavor* erſcheint mit aufgeſträubtem emporſtarrendem Haar auf den Münzen der Gens Hoſtilia, welche ihn, wegen ihres Namens, als ihren Schutzpatron angeſehen, oder von ihm ihr Geſchlecht abgeleitet zu haben ſcheint. Rec. glaubt ihn, bisher unerkannt, in einer von Ciampini in *Vett. Monim. Muſiv. P. I. Tab.* 32. *n.* 3, und von Bellori in *Sepulcr. et Mauſol. Rom. Fig.* 59 nach der Moſaik des Fuſsbodens eines Todtengewölbes abgebildeten Figur zu erblicken, welche Ciampini und der ihm nachbetende Lochner, der ſeinem Werkchen *Papaver ex ant. erutum p.* 161 einen Nachſtich beygefügt hat, für einen *Somnus* ausgeben, Bellori aber für einen *Prieſter der Ceres* anſah, da das aufgeſträubte Haar, der Büſchel Mohnköpfe in der einen Hand, als Symbol der *Betäubung*, und die Angemeſſenheit des Gegenſtandes für eine Todtengruft vielmehr an den *Pavor* denken laſſen; wiewohl die Stellung eines ausfallenden und angreifenden Kämpfers, (bey Bellori) die brennende Fackel, mit welcher er anfällt, der weit geöffnete ſchlaff hängende Mund, ſo wie die ſchwarze Farbe der ganzen Figur, hier auch eine ſinnbildliche Vorſtellung des *Todeskampfs (agon)* und Todesſchweiſses, wo nicht gar das wahre ächte Bild des griechiſchen *Thanatos*, ahnden laſſen. — Eine der bemerkenswertheſten und zugleich ſchwierigſten Stellen iſt S. 317 (204 *Rig.*), wo ein Geſchäft, das ein Wundarzt im Traume trieb, und das ihm zahlreiche Curen bedeutete, durch das Wort ὀμηρίζειν bezeichnet wird: Ὡς Ἀπολλωνίδης ὁ χειρουργὸς, ὀμηρίζειν νομίσας καὶ πολλοὺς τιτρώσκειν, πολλοὺς ἐχειρούργησε· καὶ γὰρ οἱ ὀμηρισταὶ τιτρώσκουσι μὲν καὶ αἱμάσσουσιν, ἀλλ' οὐκ ἀποκτεῖναί γε βούλονται· οὕτω δὲ καὶ ὁ χειρουργός. Hr. *R.* erklärt hier völlig *ex tripode*, und als ob ſich nichts anderes denken lieſse, das Zeitwort durch *Schröpfen*, und das Subſtantiv durch *Schröpfer*, ohne den mindeſten Beweis für dieſe Bedeutung zu führen oder auf einen anderweit geführten zu verweiſen, und ohne das Mindeſte von Verdorbenheit der Lesart zu ahnen, wobey er noch obendrein geſteht, daſs das Schröpfen eigentlich σικυάζειν, und die Schröpfköpfe σικύαι und σικυωνίαι genannt werden, wozu eine Stelle aus Plutarch angeführt wird. Vielleicht, daſs er in dem Gloſſarium des Papias, welches er jedoch nicht anführt, geleſen hatte *Oberos, cutis ruptura*

(wo eine Handschrift hat *Oberes, cutis ruptatus*), und etwa ein diesem ähnliches, erst in A. Zeitalter aufgekommenes, neueres griechisches Wort vermuthete. Allein Du Fresne *in Glossar. med. lat.* im Art. *Oberos* hat bereits aus den Gesetzen der Longobarden gezeigt, dass die Lesart im Papias verdorben sey, und *curtis ruptura* geschrieben werden müsse, welches *gewaltsamen Einbruch in einen Ackerhof* bedeutet. Hätte Hr. *R.* seine nagelneue, und, so viel Rec. weiss, unerweisliche Deutung wenigstens aus der Zusammensetzung und Bildung des Worts etymologisch zu beglaubigen versucht! Allein gerade das Schröpfen gehört zum Berufsgeschäft des Wundarztes, und ein Traum eines Wundarztes vom Schröpfen zu denen, welche nach A. Theorie weder göttlich noch vorbedeutend sind, weil sie nur natürlich aus der Seele des Schlafenden entwickelte Phantasieen und Vorstellungen von seinem Tagewerke und Gewerbe sind. Da sich nun mehrere Arten von blutiger Verwundung denken lassen, *bey denen es nicht aufs Tödten abgesehen ist*, wie z. B. Geisselung, Castration oder Entmannung, das Treiben mit dem Stachel: so scheint A. nicht ὁμηρίζειν, sondern θωμηίζειν oder θωμίζειν geschrieben zu haben, welches *stechen* und *geisseln* oder *peitschen* bedeutet; die erste Form findet sich in einem Halbverse eines ungenannten Dichters beym Ptolemäus Hephästion *de metr. p.* 33 (S. *das. Pauw not. p.* 124), die andere in einem von Athenäus (*L.* 12. *p.* 534 *A.*) angeführten anakreontischen Verse: Πολλὰ δὲ ἐν νώτῳ σκυτίνῃ μάστιγι θωμιχθείς. S. die Ausleger des Hesychius bey den Glossen Θῶμις· ὁ Κάνωπος, Θωμιχθείς· μαστιχθείς, und Θωμίσσει· νύσσει, wo Alberti aus dem Lexikon des Photius anführt: Θωμίζει· τῷ κέντρῳ ἐρεθίζει· καὶ τὸ μαστίζει. Der Anfangsbuchstabe von ΘΩΜΗΙΖΕΙΝ konnte, wenn der Centralstrich verwischt war, leicht für O, und deshalb das folgende Ω in seiner alten viereckigen Form leicht für ein M angesehen werden, wodurch der Übergang zu ΟΜΗΡΙΖΕΙΝ leicht ward. Merkwürdig ist es übrigens, dass das von den Lexikographen bey dem Worte ὁμηριστής bereits angeführte lateinisch-griechische Glossarium des Philoxenus das lateinische *Atellani* durch ὁμηρισταὶ χορός erklärt, vermuthlich nach einer Ähnlichkeit, welche man in Hinsicht *des Gebrauchs veralteter Sprache* zwischen den Atellanen und den Homeristen fand. (Der sehr verdorbene Artikel des Philoxenus: *Atellani.* σκηνικοί, ἀρχαιολέγαι, βιολόγοι· ὡς δὲ ὀβιδιος, ὀμηριστὴν δει τοι νυ χοροι dürfte auf folgende Art herzustellen seyn: — — ὡς δὲ ὁ Λιούιος (oder Δίβιος), ὁμηριστὴν δηλοῖ νῦν χορὸν oder δηλοῖ νυχμὸν statt des gewöhnlicheren νυγμόν, so dass die bekannte Stelle des Livius von den atellanischen Farçen gemeint wäre.) Diess führt auf den Gedanken, dass die Vulgata ὁμηρίζειν ächt seyn dürfte, und A. mit dem τιτρώσκουσι nicht eigentliche Verwundung, sondern dramatische Anstichelung oder Stichelreden und komische Spöttereyen der Homeristen meine, weshalb vielmehr das folgende καὶ αἱμάσσουσιν als verschrieben anzusehen, und durch καὶ μάσσουσι oder καὶ ἀπομάσσουσιν zu verbessern, ἀποκτείνει aber vom *Ehrenmord* zu verstehen seyn würde: *sie verwunden, und streifen* oder *sticheln* und *zapfen an* (oder *sie conterfeyen*), *wollen aber nicht tödtliche Streiche versetzen*, nicht mit Injurien die Ehre tödten. Die Wörter, welche *tödten, Tödtung* und *Tod* bedeuten, geben bekanntlich auch Metaphern für Entehrung, Erniedrigung und *bürgerlichen Tod* durch Richterspruch, Verurtheilung, censorische Strafen oder Anschwärzung und Injurien ab. So nennt Oedipus beym Sophokles (*Oed. Tyr.* 534) den Kreon seinen *Mörder* (φονεύς), weil er ihn durch den Propheten Tiresias vor dem Volke erniedrigen, und um Ehre und Thron bringen wolle. So wurden *Verurtheilte* (nach Hesych. in d. W.) χρηστοὶ genannt, welches nach Plutarch in Quaest. Gr. (*Opp. T.* 7. *p.* 173 *Reisk.* vergl. *Quaest. Rom.* 49, *ibid. p.* 173) *getödtete* und *gemordete*, so wie das homerische χραύειν *anfallen* und *umbringen*, bedeutete, und nach dem Lapidarstil in Grabschriften von *Verstorbenen*, statt μακάριος oder μακαρίτης, gebraucht wird. Hesychius Κεχρῆσθαι· πεπλῆχθαι. Über Cicero's häufige Bezeichnungen des Ehrverlustes durch die Metaphern *perire, jugulari, trucidari, mori* u. dgl. s. Abrami *comm. in Or. de Prov. Cons. c.* 5, und Grävius *ad Or. pro Quintio c.* 15. Ἀπομάσσειν *conterfeyen* aber bedeutet auch *säubern* und *mit dem Schwamme abwischen*, ἀποσπογγίζειν, und bezeichnet folglich auch ein Geschäft des Wundarztes.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Halle*, b. Kümmel: *Devalvationstabelle oder Gegeneinanderstellung der guten und devalvirten oder herabgesetzten Münzen, nach dem 30 Bulletin, mit Angabe ihres Werths in Franken und Centimen,* nach der neuesten Festsetzung d. d. Cassel den 16 April 1808. Zur schnelleren Übersicht im Handel und Wandel in Tabellen gebracht, und mit einer Belehrung über Münzen, Münzfuss, Agio und Disconto begleitet von dem Rendanten *H. G. Meyer.* 1808. 45 S. 8. (6 gr.) Ein gewöhnlicher, sogenannter Rechenknecht, in welchem man bloss die Ausrechnung des groben preuss. Courants in dergleichen Scheidemünze in Groschen und Sechsern, den Groschen zu 8 Pf. oder 50 Procent Verlust (auf 100, d. h. 150 in Scheidemünze : 100 in grob Courant = 12 : 8 = 3 : 2) in einer ununterbrochenen Stufenfolge von 1 Pf. bis 100 Rthlr. u. s. w. findet. Noch hinzugefügt ist die Reduction nach neuen französischen Francs und Centimen, und dieses ist auch das Beste des ganzen Buchs, denn die erste Ausrechnung ist gar zu leicht, und verdient den Raum nicht, den sie hier einnimmt. Die angehängte Belehrung über Münzen u. s. w. ist dunkel und hie und da irrig, das Ganze aber, so wie selbst der Titel, mit zu grosser Weitschweifigkeit abgefasst.

W + A.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: *Artemidori Onirocritica;* ex duobus codd. MSS. Venetis recensuit — — *Jo. Gothofr. Reiff* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Eine für Archäologen, so wie für kritische Leser des Statius und seiner Ausleger, gleich interessante Notiz fasst man aus der Stelle L. 5, S. 431 (269 *Rigalt.*), wo die von Macrobius *Saturn.* 1, 20 beschriebene, aus einem Löwen-, Wolfs- und Hunds-Kopf und aus Schlangengewinde zusammengesetzte Hieroglyphe, welche die Ägypter zu Alexandrien ihrem Serapis zugesellten, ausdrücklich Κέρβερος genannt und mit demselben, wie Serapis mit dem Pluton, identificirt wird, ohnerachtet sie nach Figur und Bedeutung etwas vom griechischen Cerberus sehr Verschiedenes war. Hr. *R.*, der auch hier nichts anmerkt, scheint eben so wenig von griechisch-ägygtischer Identificirung, als vom Unterschiede, zu wissen. Wie oft man auch dieses dreyköpfige Monstrum auf alten Werken neben dem Serapis antrifft: so kannte doch Rec. bisher für dessen wirkliche Verwechselung mit dem Cerberus nur das einzige deutliche Zeugniss des Porphyrius bey Eusebius *Praep. Evang. l.* 4. *c.* 23 *p.* 175 *B. ed. Colon.* und bey Theodoret *Opp. T.* 4 *p.* 777 *Schulz.*, für welche folglich diese parallelisirende Stelle des Artemidor eine bemerkenswerthe Bestätigung gewährt. Beide Stellen werfen ein von allen Auslegern bisher verfehltes neues Licht über den *Cerberus auf alexandrinischen Altären* in einer Stelle des Statius Silv. 3, 1, 112, wo alle Ausleger bey diesem Cerberus den *hundsköpfigen Anubis* dachten, und selbst der gelehrteste und scharfsinnigste unter ihnen, Joh. Friedr. Gronov (*Diatr. ad Graswink. p.* 187 *seqq.*), in seltsamer Spitzfündigkeit, dieses für eine ägyptische Gottheit vom ersten Range so erniedrigende Prädicat entschuldigen und rechtfertigen wollte. Eben daher erklärt sich in einer Stelle des *Querolus*, von welcher wir schon oben S. 346 Gebrauch gemacht haben, der Ekelname *Cerberi*, womit dort gewisse bösartige und schädliche Priester und Tempeldiener gebrandmarkt werden, und welcher, so wie die ebendaselbst zwey anderen Arten von Priestern gegebenen Schimpfnamen *anseres* und *cynocephali*, von einer ägyptischen Hieroglyphe und einem Tempelgegenstande entlehnt seyn muss; weshalb die Stelle der aus dem Statius angeführten zur Erläuterung dient. — Eine l. 5. S. 409 (257 *Rig.*) erzählte Traumanekdote lässt eine kranke Frau von nahe bevorstehender Niederkunft träumen, und dass eine sie betastende Freundin ihr vorhersage, sie werde von einem schönen Knaben entbunden werden; die Frau starb 7 Tage nachher, und „der *schöne Knabe, von dem sie geträumt hatte*, sagt Artemidor, *war der Tod*, der als Ende ihrer Leiden in der That für sie wünschenswerther seyn musste, als ein sieches und elendes Leben." Der deutsche, mit unserer Literatur nicht unbekannte Leser kann schwerlich über diese Stelle hingehen, ohne an Lessings schönen Todesgenius erinnert zu werden; und man kann denken, wie Lessing, der für seine Behauptung von dem Bilde des Todes kein einziges deutliches und treffendes Zeugniss aus alten Schriftstellern beyzubringen wusste, hätte er diese Stelle gekannt, sich mit derselben benommen haben würde. Desto mehr muss es befremden, Hn. *R.* auch hier schweigend zu finden, wo man ein belehrendes Urtheil über das Gewicht und die Beweiskraft der Stelle, in Hinsicht auf die lessingische Streitigkeit, erwartet, aber nicht einmal eine Rückweisung auf die L. 2. p. 27 (18 *Rig.*) in dem Capitel von *der Bedeutsamkeit der Schwangerschaft* aufgestellte Theorie erhält, aus welcher das angeführte Traumgesicht beurtheilt werden muss. Die Vergleichung dieser Stelle setzt es ausser Zweifel, dass nicht das Kind, welches geboren werden soll, noch weniger ein *schöner Knabe*, Bild des Todes, folglich der Tod, *als schöner Knabe gedacht*, auch nicht das Gegenbild, sondern das *Gebären* an sich und die Niederkunft, ohne die mindeste Rücksicht auf eine bestimmte und gemeinbekannte Abbildung des Todes, Bild und Vorbedeutung des *Sterbens* sey, weil nämlich in beiden Zuständen *Geist und Leben aus dem Körper entbunden wird*, und dass folglich Artemidor in der vorliegenden Stelle, mit stillschweigender Rücksicht auf die schon vorher gegebene und dem Leser noch erinnerliche Theorie, hier nur noch den Punct *der reizenden Schönheit* des Knabens erklären wolle, welchen er denn auf die *Süssigkeit und das Erquickende* des Todes deutet, wenn er auf ein langwieriges Leiden folgt. Die Stelle beweiset folglich für Lessing noch weniger als nichts, sie beweiset sogar wider ihn; denn wäre bey den Alten das Bild des Todes ein *schöner Knabe* oder Jüngling gewesen: wie sollte der Traumdeuter so ganz davon geschwiegen, und selbst da, wo er eine symbolische Beziehung der geträumten Geburt eines schönen Knaben auf den Tod erklären will, keinen Gebrauch davon gemacht haben?

Dieses ganze fünfte Buch des Artemidor ist übrigens nur eine Sammlung von Erfahrungen und Anekdoten von Träumen, welche in Erfüllung gegangen seyn, die in den ersten Büchern vorgetragene Symbolik beglaubigen, und zugleich die Anwendung der Grundsätze und Regeln der Deutungstheorie zeigen sollen. Da alle diese Traumanekdoten sich auf vorhergegangene Theorieen beziehen: so sollten diese, als erklärende Parallelstellen, im Commentar jedesmal nachgewiesen seyn, welches Hr. *R.* bey diesem Buche, wie auch sonst, fast durchgängig vernachlässigt hat, so dass man mit diesen Anekdoten allein, wie das angeführte Exempel zeigt, in Gefahr steht, halbe oder schiefe Begriffe von Symbolik und Bedeutsamkeit aufzufassen, und die zugehörige Theorie selbst aufsuchen muss. Leider ist dazu der angehängte und, wie gesagt, durchaus griechisch abgefasste *Index rerum, verborum et nominum propriorum* weit weniger brauchbar, als das reichhaltige Realregister bey Rigauts Ausgabe; er ist in Vergleichung mit diesem, welches selbst noch mancher Vermehrungen fähig wäre, an Realien höchst dürftig und mangelhaft, und, wie man deutlich siehet, auf nichts weniger, als auf nützlichen Gebrauch des Artemidor für Symbolik und Allegorik berechnet, von welchem Hn. *R.* durchaus nichts geahnet zu haben scheint. Übrigens möchte man für den Artemidor, als Quelle und Repertorium der Symbolik zum Behuf des Studiums der Allegorie betrachtet, ausser einem Realregister der *bedeutenden und bezeichnenden* Gegenstände, auch einen möglichst umfassenden und reichhaltigen Index der *bedeuteten* Begriffe und Sachen wünschen, von der Art und in der Manier gefertiget, wie derjenige, welchen man in der frankfurter Ausgabe von den Hieroglyphicis des Pierius, ausser dem hinten angehängten Sachregister, dem Werke vorgesetzt findet.

Man muss nach obigen Anführungen bedauern, den im Buchhandel so lange vermissten Artemidor durch eine Ausgabe wieder eingeführt zu sehen, welche den Foderungen, die man an einen Herausgeber dieses Schriftstellers zu machen berechtigt ist, so wenig Genüge leistet, und selbst für den wichtigsten Gebrauch, der sich von diesem Schriftsteller machen lässt, nicht einmal die seltene Ausgabe des Rigaltius, ungeachtet der hier wieder abgedruckten Anmerkungen desselben, entbehrlich macht. Eine befriedigende kritisch-exegetische, vorzüglich auf den Sachinhalt gerichtete Bearbeitung dieses Schriftstellers kann nur die Frucht eines mehrjährigen Fleisses, seltener und tiefer Studien der griechisch-römischen Symbolik nach ihrem ganzen Umfange, umfassender, reif gewordener und geläuterter Kenntnisse und Einsichten in dem Gebiete der alten Kunst, und einer von Artemidors Symbolik selbst geleiteten und geschärften, über die kleinsten Details verbreiteten, jedoch unbefangenen, und vorurtheilsfreyen Beobachtung und Beschauung der alten Kunstwerke seyn.

Fw.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Braunes u. Comp.: *Die Büste des Sokrates*, oder: *das Tribunal unserer lieben Frauen.* Ein Original-Lustspiel in vier Aufzügen von *X.* 1809. 160 S. 8. (14 Gr.)

Weil es schon oft und mannichfaltig von der Bühne herab ergötzt hat, Frauen über Männer herrschen zu sehen, besonders, wenn diese sich dabey noch einbilden, frey zu seyn, oder von jenen nur durch Feinheit und List hintergangen werden: so hat sich hier Jemand einfallen lassen, das Oberregiment der Frauen förmlich und ganz und gar zum Gegenstande eines Lustspiels zu machen, das auf eine breite, höchst redselige Weise die Schmach der Männer im Gehorsam gegen ihre Frauen zur Schau stellt, und alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet. An *einem* Ehepaare, woran wir im ersten Act schon die auffallendsten Beyspiele sehen, war es ihm nicht genug, sondern er lässt eine ganze Cohorte von solchen armen Sündern auftreten, die er statt der Charaktere nur durch verschiedene angenommene Redensarten von einander unterscheidet. Gegenüber erscheint eine grosse Gesellschaft von verdorbenen herrschsüchtigen Frauen, die er mehr durch den Ton der Stimme, in welchem sie über die gemeinsame Materie Reden halten, als durch Handlungen und Eigenheiten bezeichnet. Der angeklagte Ehemann, dessen Verbrechen darin besteht, dass er sich geweigert hat, den Cicisbeo seiner Frau zu holen, wird gebunden vor ihr Tribunal geführt, vor welchem die Büsten des Sokrates und der Xantippe als nachahmenswerthe Vorbilder aufgestellt sind, und weder sein Bittschreiben, noch die Vertheidigung seines Advocaten, noch die Hülfe seiner knieend herzukommenden Ehecollegen vermag etwas über den Strafe drohenden Richterspruch der erzürnten Schönen. Nachdem er ihr Rachegefühl durch Bonbons, welche er in den hohlen Kopf des Sokrates gelegt, ein wenig besänftigt hat, muss er sich gleichwohl bequemen, den verlangten Cicisbeo herbeyzuschaffen, wobey er sich bloss zuletzt noch die kleine Gerechtigkeit widerfahren lässt, dass er durch versteckte Devisen einer jeden die Wahrheit sagt. Ein paar Einfälle muss man loben. Die berathschlagenden Weiber laufen nämlich voll Neugierde aus einander, da es heisst: Die Chasseurs kommen, welches nachher der gefesselte Ehemann zu seiner einstweiligen Rettung benutzt, indem er beym Verhör plötzlich ausruft: Ein Mameluk, ein Mameluk! Sonst ist das Meiste läppisch und kindisch.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. 1) *Oldenburg*, b. Stalling: *Beytrag zu J. G. Schneiders griechisch-deutschem Wörterbuche.* Zur Ankündigung der Abschiedsreden von *Chr. Wilh. Ahlwardt*, des oldenb. Gymn. erstem Prof. und Rector. 1808. 24 S. kl. 4.

2) *Eisenach*, b. Müller: *Beyträge zu Schneiders griechisch-deutschem Wörterbuche.* Eine Einladungsschrift von *Franz Christoph Frenzel*, herzogl. Rathe und Dir. des Gymn. 1810. 18 S. 8.

Nach einer kräftigen Diatribe gegen den seit den letzten Decennien herrschenden Schleichhandel mit seichten Hand- und Taschen-Wörterbüchern, „von der Gewinnsucht fingerfixer Scribler erzeugt, von Dummköpfen verlegt, und von noch grösseren Dummköpfen der Wohlfeilheit wegen gekauft," namentlich gegen *Ebers* sogenanntes *vollständiges englisch-deutsches Lexikon*, wendet Hr. *Ahlwardt* No. 1 sich zu *Schneiders griechisch-deutschem Wörterbuch*, dessen ausgezeichneten Werth und bedeutenden Einfluss auf das Studium der Hellenen-Sprache in Deutschland er rein anerkennt, ohne darum die vielfachen Mängel zu übersehn, die demselben noch an gar manchen Stellen ankleben. Rec. ist durchaus einverstanden mit dem trefflichen Vf., dass kaum ein einziges, sonst ganz unbeschäftigtes Menschenleben zur Fertigung eines in allen Theilen genügenden griechischen Lexikons hinreichen würde, und darum müssen dem Sprachfreund alle vorläufigen Beyträge schätzbar seyn, zumal wenn sie, wie der gegenwärtige, durch häufig eingewebte kritische Bemerkungen über verdorbene und dunkle Classikerstellen ein mehrseitiges Interesse gewinnen.

Das *ahlwardt*sche Programm behandelt dreyzehn Wörter, sämmtlich aus dem Buchstaben Alpha, von denen folgende vier bey *Schneider* ganz vermisst werden: αἶτος, ὁ. Pindar. Ol. 3, 30. ἀμφιστρατάομαι. Ilias 11, 713. ἀνεκτέος, ὁ, ἡ. Soph. Oed. Col. 883, und ἀκοτίβατος, ὁ, ἡ. Soph. Trach. 1029. — Das Wort αἶτος, s. v. a. τέμενος, von Gregorius und Eustathius unter die dem dorischen Dialekt eigenen gezählt, aber auch von Maittaire übersehn, ist von den neueren Kritikern scharf angefochten; da aber von diesen durchaus keine philologischen Gründe beygebracht sind: so ist es ohne Zweifel kritischer verfahren, wenn man mit Hn. *A.* dem Ansehn der alten Grammatiker folgt, besonders da die pindarische Stelle nach dieser Auslegung einen vollkommen guten Sinn giebt. — Dagegen zweifelt Rec., dass man von einem Lexikographen die Aufzählung der *Adjectiva verbalia* τέος fodern, oder überall nur wünschen darf: *Schneider* scheint im Übergehn derselben consequent gewesen zu seyn, und mit Recht, da diese Wortgebilde in allen guten Sprachlehren mit unter das Paradigma begriffen werden, von welchem sie wie die Tempora zu formiren sind. Überdiess ist es unrichtig, wenn Hr. *A.* sagt, ἀνεκτέος sey gleichbedeutend mit ἀνεκτός, da doch *Buttmann gr. Gramm.* S. 207, und *Matthiä ausf. gr. Grammat.* S. 287, den Unterschied beider Formationen genügend dargethan haben. — Das letzte Wort ἀκοτίβατος aber entreisst uns der Vf. selbst wieder, indem er an jener Stelle der Trachinierinnen lieber aus dem Hesych. ἀκροτίκλαστος lesen möchte. Ohne über diese und mehrere andere Vorschläge abzuurtheilen, wodurch Hr. *A.* jener schwierigen Stelle zu helfen sucht, will Rec. doch erinnern, dass es unzweckmässig seyn dürfte, dergleichen bloss durch den Unterschied des Dialekts, übrigens ganz regelmässig umgebildete Formen besonders zu verzeichnen. Diess Alles gehörte einer, uns freylich noch ganz abgehenden dialektischen Grammatik an, und widerspricht der Idee eines Wörterbuchs. *Schneiders* ἀπρόσβατος würde also vollkommen genügen: doch hat der vortreffliche Lexikograph manche andere dialektische Form aufgenommen, die eben so wenig in sein Wörterbuch gehört hätte; und welch' eine Überschwemmung von unnützen Artikeln würde entstehn, wenn man hierin mit Consequenz verfahren wollte, welches doch nothwendig wäre, da das etwas schnellere oder schwerere Verstehn des Lernenden kein Kriterion seyn dürfte.

Drey Abschnitte des Programms sind bestimmt, von *Schneider* ohne Bedenken recipirte Wörter als *voces nihili* auszumerzen. Zuerst ἀνδαίω, Aeschyl. Agam. 315. sonst nicht weiter vorkommend, an dessen Statt der Vf. ἀναδαίοντες lesen will, weil die Stelle im Vers die Auflösung in den Tribrachys gestattet, „auch der Wohlklang durch ἀνδαίοντες weniger gewinnt, als verliert." Den letzten schwachen Grund wollen wir nicht urgiren: aber auch der erste ist nichts weniger als haltbar. Dass die dorischen Verkürzungen von ἀνὰ in αν und αμ auch bey den Tragikern; ja sogar im dialogischen Trimeter vorkommen, ist bekannt, und Hr. *A.* selbst giebt vom letzteren, seltneren Fall Beyspiele aus dem Euripides, denen Soph. Philokt. 883 beyzufügen ist. Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass diese Zusammenziehung beym Euripides oft dazu dient, dem unzulässigen Tribrachys in der dritten und fünften Stelle auszuweichen: als Troad. 1277. Elektra 868. Helena 1315. Herakleiden 271, und in der Hekabe 1270 muss, was von *Porson* und *Hermann* übersehen werden, aus eben dem Grunde ἀμμένει statt ἀναμένει gelesen werden. Aber unsere Zusammenziehung findet sich auch an Stellen, wo kein solcher metrischer Zwang obwaltet, z. B. Aeschyl. Agam. 355 θεοῖσι δ' ἀμπλάκητος εἰ μόλοι στρατὸς, wo nichts gehindert hätte, ἀναπλάκητος zu schreiben, und Eurip. Hekabe 1273 αὐτὴ πρὸς ἱστὸν ναὸς ἀμβήσει ποδί. Überdiess spricht alle kritische Wahrscheinlichkeit für die synkopirte Form, und ein sonst analogisch gebildetes Wort darum zu verwerfen, weil wir es nur ein einziges Mal lesen, kann Hn. *A's.* Meinung nicht seyn. — Desto richtiger finden wir sein Verfahren bey dem Wort ἀνθαλίσκομαι, welches *Stanley* in Aeschyl. Agam. 350 hinein corrigirt hat für αὖ θάνοιεν, wofür der Vf. sinnreich, aber ohne Noth ἀναλωθεῖεν vorschlägt. Den Sinn der gewöhnlichen Lesart hat er wohl gefasst, und das pleonastische αὖθις αὖ ist ja in der attischen Rede häufig genug, *Wolf* zu Demosth. Lept. p. 235. *Brunck* zu Sophokl. Philokt. 938. — Eben so gegründet dünken uns des Vfs. Zweifel gegen das pindarische αἰ ἀπάδις, Pyth. 1, 161, welches man auch in Aeschyl. Suppl. 101 hinein emendirt hat, und wir gestehn, dass wir mit ihm den ganzen, schlecht ausgeführten Artikel aus *Schneiders* Lexikon hinwegwünschten. Dass κροαπίδων beym Hesychios eine blosse Corruption für πραπίδων ist, liegt am Tage; auch hat es *Alberti* schon bemerkt. Ferner, wie könnte in πραπίδες die erste Sylbe kurz seyn, wenn es aus πραπίδες zusammengezogen wäre; und woher dann wieder die lange Anfangssylbe, die ἀπάδις an beiden Stellen hat? Denn der *pauw*schen Etymologie von ἧπαρ, dorisch ἆπαρ u. s. w. wird wohl Niemand beytreten mögen. Demnach ruft Hr. *A.* im Pindaros die nicht minder durch Handschr. begründete Lesart ἐλπίδας zurück, (denn die gleichfalls vorgeschlagene Verbesserung: ταχεῖαν τὰν πραπίδ' ἀστῶν hat wenig Evidenz); im Aeschylos aber emendirt er: ἄπτει πραπίδων oder auch πραπίδων δ'.

Die übrigen, unstreitig die schätzbarsten und reichhaltigsten Artikel, liefern Erweiterungen, Berichtigungen und Zusätze zu bey *Schneider* wirklich vorhandenen Wörtern. — Ἀδόκως bey Eurip. Troad. 763 wird mit Recht, aber durch nicht ganz passende Analogieen vertheidigt. Der sicherste Grund für das Wort scheint uns in dem Substantivum ὁ δόκος zu liegen, über welches man *Paulus Leopardus Emend.* 12, 24, und *Fabricius ad Sext. Empir. adv. math.* 7, 49. 8, 326 nachsehe: eben so λόγος, ἄλογος, νόμος, ἄνομος, πόρος, ἄπορος κ. τ. λ. Der Vf. vermuthet, dass unser Wort auch im Soph. Oed. Col. 249 gestanden habe, und verbessert die ganze Stelle:

κείμεθ' ἐν ὑμῖν, ὡς θεῷ, τλάμονες·
ἀλλ' ἴτε, νεύσατε τὰν ἄδοκον χάριν.
ὥς σ', εἴ σοι τι φ.

Für die aber, denen diess zu kühn scheinen möchte, lässt er Alles beym Alten, und streicht bloss χάριν, welches aber wieder supplirt werden muss. Da die Stelle bloss metrische Schwierigkeit hat: so findet Rec. die er-

sie Emendation um Vieles zu gewaltsam; an der zweyten missfällt ihm nicht nur die vom Vf. selbst eingestandene harte Ellipse, sondern auch der Trochäus zu Ende des Anapästen mit folgendem Vocal, der wohl in der Mitte des anapästischen Systems ohne Beyspiel, und gegen alle Regel seyn möchte. Allen Schwierigkeiten ist abgeholfen, wenn wir das Übrige unangetastet lassen, und τὰν ἄδοκον χάριν als Monometer, wie V. 245. lesen. — Zu ἀμείβω wird aus Orph. Arg. 914 die Bedeutung *folgen* nachgetragen, und danach Pindar. Pyth. 1. 200 μεταμείψοντας mit grosser Wahrscheinlichkeit corrigirt; an derselben Stelle, und Pind. Nem. 5, 13 soll überdiess ἄνερας für ἥρωας gelesen werden. Rec. bemerkt, dass bey ἀμείβω auch die Bedeutung *inire, ingredi* fehlt. Vgl. *Wunderlich obs. crit. in Aesch.* p. 182. — Durch mehrere Emendationen zu Aeschyl. Eum. 918. Soph. Oed. Tyr. 472. und Trach. 120, die wir übergehen müssen, und durch treffliche Sprachbemerkungen ist von vorzüglichem Werth das über ἀμπλάκητος und die verwandten Formen Gesagte. Für das Lexikon wird daraus gewonnen die Rettung des von *Schneider* voreilig verworfenen, grundächten ἀμπλάκητος, und die erwiesene Nullität der selbst von *Hermann de emend. graec. Gramm. rat.* p. 19 durch die unpassende Vergleichung mit ὄμβριμος, ὄβριμος vertheidigten Formen ohne μ, als ἀπλακεῖν, ἀπλάκητος u. s. w. — Von dem epischen ἀργεστής wird die Bedeutung *weiss, weisslich*, in Zweifel gezogen, und das homerische ἀργεστής näher bestimmt; man füge hinzu *Voss* zu Virg. Georg. 1, 460. und die Ausl. zu Horat. carm. 1, 7, 15. Wie es scheint, hat *Schneider* ἀργεστής mit ἀργηστής vermengt, welches Theokr. 25, 131 von der Farbe der Schwäne braucht. — Bey ἀρήμενος ist die homerische Bedeutung *entkräftet* angemerkt, aus der Ilias 18, 435. Über das Thema ἀρά werden gute exegetische Bemerkungen gemacht, und künftige metrische Berichtigungen versprochen, so wie an einer anderen Stelle über ποιεῖν und τοιοῦτος mit corripirter Anfangssylbe. — Endlich zu ἀφνειός wird aus Pindar. Ol. 1, 16. 7, 2. Pyth. 11, 23. Nem. 1, 22 eine besondere weibliche Form ἀφνεία nachgeliefert, und *Porsons* Bemerkung zu Eurip. Med. 822 (auch *praef. ad Hecubam. p. X. Valckenaer* zu Eurip. Phoen. p. 485, und *Lobeck* zu Soph. Aj. p. 241) gebilligt, dass die Adjectiva auf ος ursprünglich alle von dreyen Endungen gewesen seyen. Freylich ist der Gegenstand noch lange nicht erschöpft, und die Grammatiker genügen wenig; irren sogar mitunter, wie *Matthiae* S. 140, wenn er meint, die von combinirten Verben abgeleiteten Adjectiva seyen immer dreyer Endungen, wogegen z. B. διάφορος, ὑπήκοος, ἐξαίρετος, zeugen. Richtiger hat *Buttmann* p. 107 die Endung ικος als gewisses Zeichen dreyfacher Form angegeben. Dasselbe bemerkt *Schweighäuser* zum Athenäos, T. 5. p. 434 von den Oxytonis auf τακτος, und Rec. fügt die Adjectiva auf δεξιος bey. Auch ist zu bemerken, wie die griechische Sprache ihr allseitiges Zurücksinken zu dem unvollkommeneren Zustand ihrer Kindheit auch durch die wieder häufiger werdenden weiblichen Formen der componirten Adjectiva von *Nonnos* Zeit an kund giebt.

Noch müssen wir tadelnd erwähnen, dass beynah kein einziger Accent im ganzen Büchlein gesetzt ist: wünschen aber, dass auch andere Gelehrte durch dasselbe zu ähnlichen Mittheilungen mögen angereizt werden. Entschlössen sich freylich alle Herausgeber der griechischen Classiker, ihren Schriftstellern solche *Indices* mitzutheilen, wie *Damm* zum Homeros und Pindaros, und *Sturz* zum Xenophon ausgearbeitet haben: so würde die Lexikographie der hellenischen Sprache bald ihr goldnes Zeitalter feyern.

Der bescheidene Vf. von No. 2 hatte seit einem halben Jahr begonnen, in *Schneiders* griechischem Wörterbuche die fehlenden Wörter und Bedeutungen nachzutragen, die ihm bey seiner Lectüre vorkamen, und diese Nachträge, die sich täglich mehrten, dem Publicum dereinst in einem Programm darzulegen. Aber durch die schreckliche Explosion, die am 1sten September vorigen Jahres die Stadt Eisenach traf, ging auch das druckfertige Programm des Prof. *Perlet* unter, der Vf. wurde verwundet, und Hr. *Frenzel* genöthigt, an seiner Stelle das Wort zu nehmen, musste nun mit einer Arbeit hervortreten, den er wenigstens noch ein Jahr hatte widmen wollen. Kein Wunder also, wenn eine strengere Kritik hier gar mancherley nicht genugsam Geprüftes auffinden würde, wenn Manches geradezu unrichtig, Vieles ohne alle Autorität dasteht, ja vielleicht die grösste Hälfte, wenn auch nicht immer an und für sich, so doch in seiner Abgerissenheit ganz unbrauchbar bleibt für einen künftigen Lexikographen: denn eine grössere Vollständigkeit zu fodern, wollen wir uns bey einem so anspruchlosen Supplement nicht erlauben. Das leichteste Geschäft eines lexikalischen Ergänzers besteht unstreitig in dem Nachtragen ganz fehlender Wörter oder Wortformen, weil bey einiger Genauigkeit und einigem kritischen Sinn eine gewisse Belesenheit dazu hinreicht, und man nichts als kurze Nachweisung der Belegstelle fodert. Gleichwohl wird auch dadurch etwas nicht Unwichtiges erreicht, Vollständigkeit der Wortformen, und der Anfänger in der Lexikographie würde immer wohl thun, damit zu beginnen. Hr. *F.* hat indess von dieser Seite wenig geleistet, soviel auch zu thun noch übrig gewesen wäre, und er beschäftigt sich besonders mit Nachlieferung fehlender Bedeutungen. Diese sind aber so kurz, oft so unerwiesen, und meistens so ganz überflüssig, dass dadurch nichts gefördert seyn möchte. In den meisten Fällen können Supplemente dieser Art nur dann etwas frommen, wenn sie in steter Rücksicht zur Grundbedeutung gedacht werden, was Hr. *F.* nie gethan hat. Daher sind es denn auch grösstentheils nur auf der Oberfläche bleibende Übersetzungen kühnerer Dichterausdrücke, die ohne eigentliche Beziehung auf die Lexika bleiben; Epitheta, die keiner Erklärung bedürfen u. dgl.: womit wir jedoch nicht zu leugnen gesonnen sind, dass sich einzelne, recht schätzbare, aber mit Mühe herauszusuchende Beyträge vorfinden, die aber dem Lexikographen darum wenig helfen können, weil sie weder einen ganzen Schriftsteller, noch eine Familie von Wörtern ergründen: am fleissigsten sind noch Sophokles König Ödipus und Euripides Medea benutzt. Wollen mehrere Gelehrte *Ahlwardts* preiswürdigem Beyspiel folgen, in Gelegenheitsschriften, die sich wohl dazu eignen, lexikalische Beyträge niederzulegen, die von wirklichem Gebrauch seyn sollen: so ist ihnen entweder auch *Ahlwardts* geniale und üppige Gelehrsamkeit zu wünschen, die überall belehrend übersprudelt, wenn auch am Ende die Wörterbücher weniger dabey gewinnen; oder sie müssen so planmässig gearbeitet seyn, dass sie dem einstigen Lexikographen wirklich einen Theil seiner Arbeit abnehmen oder doch erleichtern. Diess kann dadurch geschehen, wenn man sich begnügt, mit gewissenhafter Treue aus Einem einzigen Autor Alles auszuziehen, was für das Wörterbuch gehört, wozu wir vorzüglich den Aristoteles, nächstdem den Julius Pollux, den Athenäos, und die Dichter Oppian und Nonnos empfehlen würden. Wichtiger, aber freylich auch schwieriger wäre es jedoch, in solchen Monographieen einzelne vieldeutige Wörter, z. B. Präpositionen, Partikeln und Pronomina, oder auch ganze Wörterfamilien nach grammatikalischer etymologischer Verwandtschaft abzuhandeln. Zu der ersten Gattung gehört *Sturz observatio philologica de nomine ἄθεος* in *Becks Comment. soc. philol. Lips.* T. 2. 1 p. 64 sq. und mehrere Pogramme desselben Vfs.; zu der zweyten *Valckenaers Diatribe: De vocibus, in quibus a dicitur ἐπίτασιν δηλοῦν*, bey *Theocr. Adoniaz.* p. 214 sq. (T. 2. p. 53 Heindf.) und *Schäfers* Sammlung der bey *Schneider* fehlenden Composita mit πολύ, zum *Dionys. Halic. de comp. verb.* p. 200 sq. Gar reichlichen Stoff würden noch geben die Heterogenea; die Adjectiva zweyer Endungen auf ος; die Quantität der Penultima in den Substantiven auf ια; die transitiven Verba mit einzelnen intransitiven Zeiten, und viele ähnliche Rücksichten.

Wir wünschen, dass das Gesagte dem verdienstvollen Vf. der kleinen Schrift, die uns zu diesen Bemerkungen veranlasste, zur Prüfung desselben veranlassen, und dass es ihm künftig nicht an Musse fehlen möge, uns mit ihm selbst genügenderen Arbeiten zu erfreuen.

F. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 NOVEMBER, 1811.

RÖMISCHE LITERATUR.

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *M. Tullii Ciceronis de natura deorum libri tres*, ex recensione Ernestiana in usum scholarum editi a *Friderico Augusto Wideburg*, in Academia Julia Carolina, dum illa fuit, eloquentiae ac poeseos Professore, paedagogii adhuc Directore. 1811. XXIV u. 150 S. 8. (18 gr.)

In dieser, für den Gebrauch bey Vorlesungen bestimmten Ausgabe des ciceronischen Werks von der Natur der Götter erhalten wir ein zum Theil schon früher erschienenes Buch vervollständigt. Hr. *W.* liess, da es bey seinen Vorlesungen an Exemplaren gebrach, vor einigen Jahren die zwey ersten Bücher mit begleitenden Noten abdrucken, und fügte auf Ansuchen des Buchhändlers, der ein vollständiges Ganzes ausgeben wollte, späterhin das dritte hinzu. Da hiebey Zufälligkeit im Spiele war: so konnte auch die Reue über manches früher Geschriebene nicht ausbleiben. Die Noten sind berechnet auf die Vorlesungen, denen sie Fingerzeige und Haltpuncte geben sollten; daher sie die wichtigsten Varianten aus den Ausgaben von Davies und Ernesti und die Erklärung der schwierigsten Stellen enthalten. Bey solchen relativen Einschränkungen war dem Vf. der Raum für weitläuftige Exposition nicht vergönnt, und er gedenkt seine Bemerkungen über diese und andere Werke Ciceros in einem besonderen Buche herauszugeben. Für Vorlesungen könnte in gewisser Hinsicht jeder Abdruck taugen, da vom mündlichen Vortrage Ergänzung und Verbesserung zu erwarten steht; auch lässt sich keine Regel voraussetzen, nach welcher noch mehr als bloss historische Angaben beygefügt werden müssten. Jeder Lehrer geht hier seiner Weise, wohl auch dem besonderen Bedürfnisse seiner Schüler nach. Wir können dagegen Hn. *W's.* Arbeit nur nach einem allgemeinen Masstab, ohne weitere Voraussetzung, beurtheilen, und daher nur bey dem stehen bleiben, was er in diesem Buche gelegentlich für Cicero gethan hat. Die Anmerkungen erläutern die geschichtlichen Puncte, und geben namentlich für die Geschichte der alten Philosophie manche Hindeutung; sie liefern in Hinsicht des Textes die für Sinn und Sprache entscheidenden Lesarten der Handschriften; sie verweilen auch bisweilen bey Sprachbemerkungen und bey Erklärung. Alles diess wird dem Leser, welchem eigentlich diess Buch bestimmt ist, nützlich seyn, und ihm das Verständniss erleichtern. Fragen darf man aber nicht, warum der Vf. hie und da nichts bemerkt, diesen oder jenen Zweifel nicht gelöst hat, weil wir uns des Vfs. Vortrag als Ergänzung und fortlaufende Erklärung hinzudenken müssen. Diese Relation schliesst ein allgemeines Urtheil aus. Darum wenden wir uns zu dem, was hier in kritischer Hinsicht neu heissen kann, und heben Einzelnes aus, was entweder des Vfs. Verfahren kennen lehrt, oder als Urtheil und Versuch einer neuen Prüfung unterworfen werden kann.

Von der durch öftere Behandlung bekannten Stelle des Eingangs: *De qua tam variae sunt doctissimorum hominum tamque discrepantes sententiae, ut magno argumento esse debeat, causam, id est, principium philosophiae esse scientiam*, handelt ein Excurs, in welchem der Vf. die Vermuthungen der Kritiker darlegt und das Urtheil beyfügt, nicht bloss das Wort *scientiam* sey corrupt, sondern auch die Worte *id est principium*, welche von einem Glossator beygeschrieben seyen, und nicht minder das Wort *causam*. Auf solcher Voraussetzung fortbauend, erhalten wir als Emendation: *Ut magno argumento esse debeat, cautam esse philosophiae scientiam, i. e. scientiam vulgari accuratiorem.* Als Beweisstelle wird Acad. IV, 47, 145 angeführt, wo nur *scientia* im bekannten philosophischen Sinne vorkommt. Doch Cicero hat nicht so geschrieben, weil er nicht konnte. Welcher Römer konnte sagen *cauta scientia philosophiae*, ohne Worte durch falsch untergelegten Sinn zu missbrauchen? *Cauta* könnte nur eine Regel der Klugheit genannt werden. Nimmer reimt sich damit *scientia philosophiae*, die, man weiss nicht, in welchem Sinne hier genommen werden soll. Das Unpassende des Gedankens und seiner Verbindung übergehen wir. Die Einwendung gegen das von Davies in einer Handschrift gefundene *inscientia*, dass die Unsicherheit der Meinungen nicht als Beweis für die Ungewissheit der Philosophie, und für die Annahme, alles Wissen sey grundlos, gelten könne, verstehen wir so wenig, als die Worte: *Non enim propter has (varias de natura deorum sententias) homines philosophari inceperunt, sed cum de hac aliisque quaestionibus dissentirent et in alia omnia irent, jam philosophabuntur.* Über die einem Glossem ähnlichen Worte: *id est principium*, ist nicht so schnell, als man gewöhnlich that, abzuurtheilen, da es Ciceros eigenthümliche Weise ist, in Definitionen diese Formel anzuwenden, oder vielmehr der Unbestimmtheit in der philosophischen Römersprache nachzuhelfen. Ernestis Scharfsinn hat sich an wenig Stellen so bewährt, wie an der, von welcher wir sprechen. — In dem Folgenden verwirft Hr. *W.* die Worte *deque his summa philosophorum dissensione certatur* mit

Gruter als Glossem. Wer mit Ciceros Schreibweise bekannt ist, wird diess nicht sogleich gestatten, und das *justo saepius* durch andere Gründe widerlegen. — In der ersten Note zum ersten Capitel giebt Hr. *W.* die Regel: *Ubi cum et tum ita connectuntur, ut illud quiddam minus, hoc quiddam majus indicet, τῷ cum in praeteritis quidem temporibus conjunctivum modum, in praesenti indicativum subjungere solet Cicero. Neque tamen haec ratio ubique sibi constat. vid. ad Div. V, 13, ubi valeant nititur Mstorum fide.* Abgesehen, dass dadurch der regellosen Willkühr freyer Lauf gestattet wird, beruht die Construction des *cum* mit Conjunct. und Indicat. bey folgendem *tum* nicht auf dem Tempus, sondern auf der Bedeutung der Partikel, und mithin auf der Fassung des Gedankens. Der Conjunctiv folgt, wenn *cum* statt *licet* steht, wobey denn *tum* einen Gedanken oder eine Sache hinzufügt, welche das Vorausgegangene dennoch an Werth oder Kraft überwiegt, ohne jenem selbst den Werth zu mindern, was durch ein darauf folgendes *tamen* geschehen würde. Daher ist der Sinn der obigen Stelle, wo *sint* richtig gelesen wird: Vieles in der Philosophie ist bisher noch nicht genug erklärt, vorzüglich schwer aber und dunkel ist die Untersuchung über die Natur der Götter. — Cap. 8, 19 *Sed illa palmaris quidem, quod etc.* Bey dieser Stelle, wo *palmaris* auf kein Vorausgehendes bezogen werden kann, schlägt der Vf. vor, entweder ein herausgefallenes Wort, *sententia*, einzuführen, oder *illa palmaria* zu lesen. Wir sehen nicht ein, was Hr. *W.* damit gewollt habe, da die Möglichkeit einer Lücke hier unerweisbar, und durch *palmaria* entweder nichts gewonnen, oder sollte es als Pluralis zu nehmen seyn, mehr verderbt wird. — Cap. 9, 21 *Sed fuit quaedam ab infinito tempore aeternitas, quam nulla temporum circumscriptio metiebatur: spatio tamen qualis ea fuerit, intelligi potest.* Hr. *W.* hat aufgenommen *intelligi non potest*, weil diess zum richtigen Sinn nothwendig sey. *Tamen* müsse nämlich entweder für *autem* oder *quamquam* genommen werden, oder die ganze Stelle: *spatio — potest* sey Glossem. Wie aber *tamen* nie für *quamquam* stehen kann: so unzureichend ist das schnelle Absprechen über Glosseme. Wir halten die Tilgung des *non* für richtig, und nehmen *tamen* nach ciceronianischem Gebrauch für *certe*, so dass *circumscriptio temporum* und *spatium*, richtig gefasst, Gegensätze bilden. — Weiter unten thut der Vf. bey den Worten: *Deinde quod ita multa sunt incommoda etc.* Ernesti offenbar Unrecht, wenn er urtheilt: *hunc locum doctissimus Ernestius, si quid video, magis impedit quam explicat;* der gelehrte Mann sah sicher das Wahre. Das Räsonnement ist: Um wessen willen sollte die Welt gebildet seyn? Nicht um der Weisen willen, da diese die kleinste Zahl ausmachen; nicht um der Thoren willen, da diese es nicht verdienen. Dann sind die Thoren auch an sich die unglücklichsten Menschen, und endlich würde weder den Weisen noch den Thoren geholfen seyn; jene müssen nämlich erst die Menge des Unannehmlichen mit dem Annehmlichen auszugleichen und diess zu mindern suchen, so dass sich nirgends reiner Genuss findet; dem Thoren aber ist nicht einmal diess möglich, sondern er bleibt von allem, auch jenem Lebensgenusse ausgeschlossen. Hr. *W.* zog die Worte *deinde quod* fälschlich auf *miserrimi*, und liess *stulti nec vitare — praesentia* von *ita multa sunt incommoda* abhängen, indem er *possint* wieder zurückführte. Ernesti hat richtig geurtheilt, und mit Grund die Ineleganz des *quod* gerügt. — Cap. 10 nimmt Hr. *W.* Ernestis Correction *animi naturam intelligentis* in den Text auf. Uns hat Davies-Vorschlag, *non intelligentes* zu lesen, um des Sinnes willen, und wegen des von Abschreibern oft begangenen Versehens bey Wiederholung der Negation (f. Görenz zu Academ. II. p. 55. 74) das Beyfallswerthe geschienen. *Intelligentes* erkläre man wie cap. 13, 33 durch *berücksichtigen, in Erwägung ziehen.* — In der Folge vertheidigt Hr. *W.* die Worte *qualia vero sint;* allein er hat nicht bedacht, dass die vorausgegangenen Worte *Atque haec quidem vestra*, richtig gefasst, einen Gegensatz verlangen, der in den obigen Worten mit Rücksicht auf das Folgende, was die Meinungen Anderer aufstellt, nicht ausgedrückt wird. — Zu Cap. 12 findet sich gelegentlich eine Emendation im Platon, die wir nur erwähnen wollen. Timaeus Vol. IX. p. 303 Bip. εὑροντα εἰς παντας λεγειν οὐ δεῖ αὐτον statt ἀδυνατον. — Zu Cap. 13 heisst es, die Stelle: *Aristoteles — multa turbat, a magistro Platone uno dissentiens*, sey ganz richtig, und Aristoteles habe ja nur den einen Plato zum Lehrer gehabt. Hier hat Hr. *W.* das Sprachgesetz ganz übersehen, nach welchem er doch selbst in der Note *uno Platone* schrieb. *Uno* kann nämlich in dem angegebenen Sinne durchaus nicht nachstehen, und ist daher ohne Zweifel verderbt, da eine Umstellung zu gewagt ist. Diess war auch Ernestis Grund, den der Vf. nicht erkannt zu haben scheint. In demselben Cap. vertheidigt er die Lesart: *Quo porro modo mundus moveri carens corpore — potest*, weil hier Vellejus, die Meinungen des Aristoteles verdrehend, absichtlich solchen Widerspruch gewollt habe. Aber *porro* ist Beweis für eine neue Argumentation, und es muss *deus* hinzugedacht werden. Handschriften werden über die Lesart entscheiden. Cap. 14 vertheidigt Hr. *W.* *usitatas perceptasque cognitiones* auf eine unpassende Weise durch die Redensart *fructus percipere i. e. colligere.* Wer möchte aber überhaupt wohl *perceptas cognitiones* für *cogn. ex usu et vulgari opinione collectas* nehmen? In der von Anderen schon versuchten Stelle Cap. 15: *tum fatalem umbram et necessitatem rerum futurarum*, will Hr. *W.* durch eine unglückliche Conjectur lesen *tum fatalem undam.* Weiter unten billigt er Buhiers Verbesserung *quae natura fluerent atque manerent*, will aber noch *atque* in *et quae* verbessert wissen, wie er im folgenden Paragraph zwischen *necessitatem appellat, sempiternam rerum futurarum veritatem*, die Copula *et* oder *ac* einschiebt. Ciceros Schreibweise läst oft zwischen Substantiven die Copula aus, und wir vermissen sie auch in dieser Stelle nicht. Warum am Ende des 15 Cap. wieder *dejungit* statt *dijungit*, was Ernesti wieder herstellte, aufgenommen worden ist,

sahen wir nicht ein, da wir oben C. 7 *qui honesta a commodis — disjungerent* aufgenommen fanden, und sich die Lesart durch Ciceros Gebrauch nicht nur rechtfertigen läfst, sondern durch ihn verlangt wird.

Wir müssen des Raumes willen einhalten, Hn. *W's.* Verbesserungen und Vorschläge nach der Reihe zu prüfen. Unsere Leser werden zum eigenen Urtheil hinlänglich vorbereitet seyn. Übergangen haben wir zwischen den ausgehobenen Bemerkungen noch einige Stellen, in welchen Hr. *W.* mit Recht den Änderungen Ernestis, welcher nur zu oft voraussetzte, Cicero müsse überall elegant geschrieben haben, widerspricht, und die alte Lesart durch Sprachgebrauch und Sinnerklärung vertheidigt, z. B. Cap. 12 *inter sese vehementer repugnantia.* Nur bey einzelnen Stellen aus den folgenden Büchern wollen wir mit wenigen Worten noch verweilen. Unbegreiflich ist es, wie II, 2, 6 vorgeschlagen werden konnte *cum e praefectura Reatina Romam venienti (Vatieno) noctu duo juvenes equis albis dixissent* statt des verdächtigen *cum* oder *in equis albis;* wie damit zur Rechtfertigung III, 5 *eos tu cantheriis albis — obviam Vatieno venisse existimas* verglichen werden konnte. II, 29. Hier ist durch Druckfehler in den Text aufgenommen: *Nec vero hoc in te unum convenit, moribus domesticis et nostrorum hominum urbanitate limato.* Dabey aber wundert sich Hr. *W.*, wie die Interpreten ohne Grund an *unum* haben Anstoss nehmen können. Doch auch Rec. ist aus Gründen, die hier zu weit abführen würden, überzeugt, dafs gelesen werden mufs: *Nec vero hoc in te convenit, unum moribus domesticis — limatum.* Der besondere, oft verkannte Gebrauch von *unus* ist derselbe, nach welchem *pro Rabir.* 9 interpungirt werden mufs: *virum, unum totius Graeciae facile doctissimum.* III, 14, 36 *Ita vultis, opinor, nihil esse animal extrinsecus in natura.* Der Herausg. schlägt vor: *nihil esse animal ex sese ipsum,* weil in der Folge steht: *Si ignis ex sese ipse animal est.* Würde aber also gelesen: dann müfsten wir geradehin eine Corruptel vermuthen. Die Worte, welche den angeführten vorausstehen: *Id quidem commune est de calido,* will Hr. *W.* dadurch vertheidigen, dafs er erklärt: *Id quidem quod dicitur de calido (eo exstincto corpora interire) verum sed commune est ceteris elementis, quibus amissis, corpora non minus intereunt, quam exstincto calore.*] Wie dieser Gedanke durch jene Worte dem Sprachgesetz gemäfs ausgedrückt werden könne, wird sich schwer begreifen lassen. Wenigstens ist *de calido* mit der Construction unvereinbar. Doch es hat überhaupt dieses Buch viele Stellen, von denen man in Hinsicht der Behauptungen kaum den Augen traut: so wunderbar sind sie hingestellt, und mit den unpassendsten Gründen unterstützt. Ein eigener Excurs spricht über II. §. 11: *vitio sibi tabernaculum captum fuisse in hortis Scipionis.* Hier vertheidigt Hr. *W.* die Lesart *tab. captum fuisse in hortos Scip.*, weil — *in* oft mit dem Accusativ auch ohne den Begriff der Bewegung construirt, und so *in aes incidere, includere in rem* gesetzt werde. So könne ja wohl *captum tabernaculum in hortos* genommen werden, da Gracchus in den Gärten hätte umhergehen müssen. Sollen wir gegen solche Argumentation ein Wort verlieren?

Dem Texte voraus geht eine Einleitung, die über den Inhalt des Buchs und seine Bearbeitungen Einiges sagt. Überschriften zeigen den Inhalt der einzelnen Untersuchungen an. Beygefügt sind einige Excurse, die sich über einzelne Stellen, auch in Hinsicht auf Geschichte der Philosophie, verbreiten. Einmal vermifsten wir den in den Noten versprochenen Excurs, zu I, 5. p. 9. Auffallend waren uns manche Urtheile, z. B. S. 142, 8/4 und ähnliche, die man schwerlich unter kritischen Anmerkungen zu Cicero's Werk hätte vermuthen sollen. H. E. D. T.

Kiel, in der akadem. Buchhandlung: *Satirische Anthologie aus römischen Dichtern,* übersetzt von *Joh. Adolph Nasser.* Erster Band. 1810. 208 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Je bedeutender und eigenthümlicher sich die Satire hervorhebt aus der chaotischen Verworrenheit der römischen Literatur: desto mehr eignete sich gerade diese Dichtungsart zu einer Beyspielsammlung, die in zweckmäfsiger Auswahl den Bildungsgang derselben anschaulich darzustellen suchte, und liefse sich eine solche in sinnvoller Verdeutschung eben so sachdienlich zusammenreihen, als in den Urschriften. Dafs gerade Hr. *N.* sich diesem interessanten, wenn auch mit mancherley Schwierigkeiten verbundenen Geschäft unterzog, dünkte uns eine gute Vorbedeutung, da er sich schon früher, durch seine Übersetzung des *Persius*, als nicht ungeschickter Anbauer dieses Feldes beurkundet hatte: ungern aber setzen wir hinzu, dafs sein Buch die billigen Erwartungen davon bey uns nicht erfüllt hat.

Zu einer Arbeit, wie die vorliegende, genügt unseres Erachtens auch das entschiedenste Übersetzergenie und Übersetzerglück allein noch bey weitem nicht: wir meinen, dafs auch eine genaue historische Kunde von der römischen Poesie überhaupt und von der Satire des weltbeherrschenden Volks insbesondere, und dafs ein zarter Sinn für das Eigenthümliche und Charakteristische jedes einzelnen Dichters dieser Gattung hinzukommen mufs: jene, um die Anlage des ganzen Werks, dieser, um die Lese aus den Werken der vorhandenen Dichter der Willkühr des Zufalls zu entreifsen, und sie einem nothwendigen Gesetz zu unterwerfen. Da Hr. *N.*, wie sich zeigen wird, die Befriedigung so natürlicher Anfoderungen überall nicht zur Absicht gehabt hat: so wäre es nicht unzweckmäfsig gewesen, in einer Vorrede den Gesichtspunct festzustellen, aus dem er seine Arbeit betrachtet haben wollte. Da wir aber nach einem solchen belohrenden Wort vergebens suchen, und das Buch selbst nicht hinreichendes Licht über seine Existenz giebt: so ist es unsere Schuld nicht, wenn wir den Mafsstab für das Geleistete zwar aus uns nehmen, uns jedoch dabey aller willkührlichen Voraussetzungen enthalten, und unsere Ansprüche auf die Natur des Gegenstandes bauen.

Der vorliegende erste Band liefert vier Satiren des

Horatius (1, 1. 1, 9. 2, 1. 2, 6), eben so viele des *Juvenalis* (3. 4. 5. 7), zwey des *Persius* (2. 3), und ein Schock Epigramme des *Martialis*. Wodurch Juvenalis seinen Platz vor dem armen Persius bekommen hat, mag Hr. *N.* selbst wissen: unangenehm aber wird es immer bleiben, die natürliche chronologische Reihe unterbrochen zu sehen, wo nichts dadurch gewonnen werden kann, und wo, um selbst die populärsten Motive nicht zu verschmähen, durch strengere Befolgung derselben dem Herausgeber keine grössere Mühe zuwuchs. Darum können wir nichts als blinde Willkühr in dieser Anordnung sehen, und der mögen wir in keiner Beziehung das Wort reden. Den Martialis in einer satirischen Anthologie vorzufinden, würde uns nicht befremdet haben: aber die Art, wie Hr. *N.* ihn auftreten lässt, befremdet uns desto mehr. Nicht genug, dass so harmloser Scherz, wie in der Grabschrift auf den Bartscheerer Pantagathos 6, 52, als satirisch gefasst wird, müssen sich selbst so durchaus sentimentale Gedichte, wie das mit Recht vielgepriesene *hoc mihi, Paete, dolet*, 1, 14, und die schöne Darstellung der um den Antistius Rusticus trauernden Nigrina, 9, 31, in die stachelbewehrte Cohorte pressen lassen, welches für den Sinn, mit welchem die Auswahl getroffen wurde, kein günstiges Vorurtheil erwecken kann. Übersehen wir nun aber noch einmal das Ganze, und fragen, was aus dieser Zusammenstellung für die Literatur gewonnen ist: so lässt uns selbst der beste Wille durchaus kein Resultat finden. Die Übersetzungen aus dem Horatius werden es sich nicht einfallen lassen, mit den vossischen zu wetteifern; den Persius hat Hr. *N.* schon früher vollständig gegeben, und wir finden nichts Wesentliches gebessert; und den Mittheilungen aus dem Martialis steht die so viel vollständigere ramlersche Sammlung an Werth mindestens gleich. Es blieben also allein die vier Satiren des noch immer als unübersetzt zu betrachtenden Juvenalis übrig, und diese Ausbeute, so umgeben, ist wahrlich sehr gering. Wir beklagen alle diese Missgriffe desto mehr, je dankenswerther eine solche Arbeit bey zweckmässiger Ausführung gewesen wäre. Hätte sich Hr. *N.* bey den drey grossen Satirikern begnügt, in denen allerdings der Gang der römischen Satire vollständig abgedrückt ist: so würden wir ihm, falls er gut ausgelesen hätte, seine Zusammenstellung gedankt haben. Da er aber nicht bey ihnen stehen bleiben wollte, wie die Auswahl aus dem Martialis und die Wahrscheinlichkeit eines zweyten Bandes bezeugt: so hätten wir vor allen Dingen eine Sammlung der besten Fragmente des *Lucilius* erwartet, die noch äusserst wenig bekannt, in der Geschichte der Poesie so bedeutend, und zum Theil sehr schön sind. Es ist zwar nicht unseres Amtes, nachzulesen, was fremde Sorglosigkeit übersehen und vernachlässigt hat; doch wollen wir zum Beweis des Gesagten, weil uns Dousa's Ausgabe nicht zur Hand ist, nur auf folgende einer Verdeutschung wohl fähige und würdige Bruchstücke verweisen: Gellius 9, 14. Lactant. divin. Instit. 5, 9. 6, 5. 6. Schol. in Juvenal. 3, 143. Non. Marcell. p. 527, 35. 672, 6. 723, 58. 725, 8. Gothofr., unzähliger anderer zu geschweigen. An den Lucilius hätte sich schicklich *Catullus* geschlossen, der seine satirische Geissel mit gar anderer Kraft zu führen wusste, als *Martialis*, dieses Ehrenplatzes also ungleich würdiger war, und nun hätte *Horatius*, aber mit ganz anderer Wahl, folgen können. Dem *Persius* hätten wenigstens die *Dirae* des *Valerius Cato*, welche eine alte, dem Servius des Aufbewahrens werth dünkende Sage schon dem Virgilius beygelegt hatte, so wie des *Ovidius Ibis* vorangehen; zweckdienlich ausgehobene Stellen aus dem *Petronius* ihm mindestens unmittelbar folgen müssen, und so wären wir weiter durch den *Juvenalis* und die Satire der *Sulpicia* zum *Martialis* gelangt. Die Gedichte der *Eucheria* und der *Marius Victor*, Einiges aus dem *Claudianus*, und endlich das Beste aus der römischen *Anthologie* hätten das Ganze zweckmässig geschlossen: denn der Aufnahme der Ἀποκολοκύντωσις hätten sich wohl manche Schwierigkeiten entgegengestellt. Manches hievon hat Hr. *N.* unstreitig schon selbst für den zweyten Band bestimmt; auf Einiges haben wir ihn vielleicht aufmerksam gemacht: aber die Hauptsache, die wohl erwogene Anlage des Ganzen, ist durch die unangenehme Planlosigkeit dieses ersten Bandes auf immer verscherzt.

Was nun die Übersetzung selbst anlangt: so ist von der des *Persius* schon in diesen Blättern die Rede gewesen (Jahrg. 1807. No. 218), und über die des *Horatius* mehr zu sagen, als dass sie einige Jahre zu spät kommt, scheint überflüssig. Die Stücke aus *Juvenalis* lesen sich recht leicht und bequem weg, so wie auch der Vers oft viel sorgliche und mühsame Politur zeigt, und Hr. *N.* wird durch sie sich einen achtbaren Namen in der Übersetzungsliteratur dieses Dichters erhalten, dessen Bearbeitung leider noch in jeder Hinsicht weit hinter dem gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft zurück ist. Schlecht zu dieser Politur passen jedoch zahlreiche *Fünffüssler*, wie

Pers. 2, 9. Jeder, doch leis in den Bart nur murmelt man dieses.

Daselbst 32. Dort aus der Wieg aufhebt, wie sie Stirn und das nasse —

(In der früheren vollständigen Übersetzung des Persius hatten beide Verse ihre gesunden und hinreichenden Gliedmassen.)

Martial. 7, 33, 1. Schmutziger ist als der Koth dir die Toga, der Schuh ist —

Auch an *Siebenfüsslern* hat es Hr. *N.* nicht wollen fehlen lassen, so

Horat. 1, 9, 41. Ob ich die Sach' aufgeb', ob dich? — Mich, mich. — Das thu ich gewiss nicht.

und 2, 6, 103. — — — — — Elfen-Bein hochroth von Purpur gefärbt und blendend der Teppich ins Aug' fiel.

Der letzte ist der ungeheueren Tmesis des Elfenbeines, der gewaltigen Corpulenz seiner einzelnen Glieder und anderer Eleganzen und Genialitäten wegen ein rechtes Muster aller Unhexameter, *quod tironum gratia monuerimus*. Auch die Epigrammen aus dem *Martialis* lesen sich meistens ganz angenehm. Da wir uns aber über das Ganze des Buches ausführlicher erklären mussten: so würde unsere Anzeige nicht ganz im rechten Verhältniss zur Wichtigkeit der Arbeit stehen, wenn wir uns auch zum Lob oder Tadel des Einzelnen weiter verbreiten wollten.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

ALTONA, b. Hammerich: *Dänisch-deutsches und deutsch-dänisches Handwörterbuch, Dansk-tydsk og tydsk-dansk Haandordbog.* Erste Abtheilung. Dänisch-Deutsch. 1811. VI und 446 S. Zweyte Abtheilung. Deutsch-Dänisch. 398 S. 8. (4 Rthlr. Druck-, 5 Rthlr. Schreib-Papier.)

Dass die dänische Sprache in Ansehung der Bildsamkeit der deutschen nichts nachgebe, beweisen die Schriften eines *Holberg, Ewald, Peter Paar, Baggesen, Tullin, Tyger Rothe, Suhm, Schöning* und Anderer. Dass sie aber in Ansehung des süssen, melodischen Wohlklangs und der dem Ideen-Gange gemässen Wortfügung vor derselben einen nicht geringen Vorzug behaupte, davon kann der unparteyische Sprachforscher schon bey der ersten Bekanntschaft mit derselben sich zur Genüge überzeugen. Schon diess gereicht der dänischen Sprache und jedem nicht verunglückten Hülfsmittel zu Erlernung derselben zur einer grossen Empfehlung. Aber noch interessanter wurde Rec. diese Sprache durch eine Beobachtung, die, soviel ihm bekannt ist, bis jetzt weder ein Däne, noch ein Ausländer gemacht hat. Er bemerkte nämlich bey Vergleichung der nordischen Sprachen, deren Anlage er kennen zu lernen Gelegenheit hatte. dass sie dieselben alle an Einfachheit übertrifft. Dieses verbürgt die Entstehungsart des Verbum, welche in dem in älteren Zeiten zugleich die Stelle des Futurum vertretenden Präsens in die Augen fällt. *Jeg elsker* ist eigentlich ein Substantivum mit vorgesetztem Personal-Pronomen, *ich ein Liebender*, d. i. *ich liebe*. Daher bleibt es auch in den übrigen Personen unverändert: *du — han elsker, du — er ein Liebender*. Im Plur. sollte es nun wohl *vi, i, de elskere, wir, ihr, sie Liebende*, heissen. Es ist auch wahrscheinlich, dass man in alten Zeiten so gesagt habe, da ja noch jetzt von *jeg er, ich bin*, im Plur. *vi ere, wir sind* u. s. w., gebräuchlich ist. Dass man hernach auch im Plural *vi elsker* sagte, wird Niemanden befremden. Zwar gebraucht der feyerliche Redner im Plur. dafür sogar *vi, i, de elske*. Käme diese Form schon in alten Denkmälern vor: so müsste man daraus schliessen, dass die alten Dänen, so wie die Hebräer und viele andere Völker, z. B. die *Malayen*, auch ein aus dem Personal-Pronomen und dem Infinitiv zusammengesetztes Tempus gehabt hätten. Die schwedische Sprache hat, trotz ihrer nahen Verwandtschaft mit der dänischen, sich schon manche Abweichung von der ganz einfachen Anlage der nordischen Ursprache erlaubt. Denn statt *du er, du bist*, und st. *vi, i, de ere, wir sind, ihr seyd, sie sind*, sagt der Schwede: *tu äst, wi äre*, oder auch *wi ärom, i ären*, und *the äro*. *Aest* verräth eine Annäherung an das gothische *is, du bist*, und in *ärom* ist die Endung des gothischen *sijum, wir sind*, unverkennbar. Doch *älska, lieben*, hat im Schwedischen im Präsens im ganzen Sing. *älskar*; und in der 3 Person des Plur. *the älska* ist der Infinitiv sichtbar. Der Ursprung der Endungen in den beiden ersten Personen des Plur. aber, *wi älske, i älsken*, lässt sich nicht errathen. Das Isländische, das Einige für die älteste nordische Sprache gehalten haben, behält zwar im ganzen Singul. des Präsens das Substantivum *elskar* unverändert bey; allein im Plur. hat es nicht nur in der ersten Person das *m*, sondern auch in der zweyten das *d* aus dem gothischen *th* in *sijum* und *sijuth* angenommen. Aber noch weiter entfernt sich von der Simplicität einer Ursprache das Gothische, in welchem im Präsens die 3 Personen im Singul. *sokja*, oder *sokjan, sokjis, sokith* oder *sokaith*, und die 3 Personen im Plur. *sokjam, sokith* oder *sokid, sokjand* lauten; und alle diese Endsylben, die der ersten Person ausgenommen, deren Übereinstimmung jedoch im Verbum *im, ich bin*, nicht zu verkennen ist, kommen, mit dem Samskrdamischen überein, ein offenbarer Beweis, dass das Gothische von dem Samskrdamischen, das Dänische aber von der Mutter desselben, von dem Medischen, oder Alt-Persischen, abstammt, folglich unter allen erwähnten nordischen Sprachen die älteste seyn muss, und, aller Ähnlichkeit der Wörter ungeachtet, weder von dem Altdeutschen, noch von dem Isländischen, noch auch von dem Gothischen abgeleitet werden darf. Die in feyerlichen und obrigkeitlichen Schriften gebräuchliche Art, das Passivum auszudrücken: *jeg vorder* oder *bliver elsket, ich werde geliebt*, verräth zwar eine Nachahmung des Deutschen; allein das Dänische würde derselben nie empfänglich gewesen seyn, wenn man nicht in der Ursprache *jeg elsket* hätte sagen können. Auch spricht die andere Art, das Passivum so, wie das Reciprocum, auszudrücken, für das hohe Alterthum dieser Sprache. Denn man darf nur an den Infinitiv des Activum *elske* ein *s* hängen: so hat man den Infinitiv des Passivum. Und obgleich in den Grammatiken, welche Rec. um Rath zu fragen Gelegenheit gehabt hat, kein Wink von der Entstehungsart dieses *s* gegeben wird: so ist es ihm doch nicht zweifelhaft, dass dieses *s* aus *sig* entstanden sey. Denn z. B. aus *glaede sig, sich erfreuen, erfreut werden*,

ter für einerley halten, da doch das erste Verbum *sich verrathen*, die zweyte Redensart *sich der Gefahr aussetzen* bedeutet. Aus eben dem Grunde würde der Deutsche in Gefahr seyn, *Nacktheit* durch *Blussel*, die Schaam, auszudrücken, da dieses Wort bey dem deutschen Worte *Blösse* gleich nach *Nögenhed* steht, ohne ein Merkmal, dass beide Wörter in Ansehung der Bedeutung ganz verschieden sind. Für den Dänen freylich war ein solches Merkmal nicht nöthig. Dass aber der Vf. hier bloss diesen berücksichtigt habe, davon zeugen schon die eingestreuten Bemerkungen in dänischer Sprache, welche dem Deutschen ganz entbehrlich sind. Z. B. bey *An* heisst es: *„An, Praep. som styrer Dativ og Accusativ, den förste paa Spörgsmaalet: hvor? den sidste paa Spörgsmaalet: hvorhen? I dansken forklares det ved: i, paa, hos, af, over, til, om efter indtil. Des bruges ogsaa som Adverbium."* Übrigens ist diess deutsch-dänische Wörterbuch für den Dänen eben so brauchbar eingerichtet, als das dänisch-deutsche für den Deutschen. Auch hier werden die gemeinen oder veralteten Ausdrücke von den gewöhnlichen sorgfältig unterschieden; auch hier ist das Bestreben des Vfs. nach Vollständigkeit sichtbar. Daher findet man hier manches Wort, das man in anderen Wörterbüchern vergebens sucht. Freylich vermisst man auch manche Wörter; z. B. gleich S. 1. *Abärgern*, *Abbeitzen:* aber darüber darf man sich nicht wundern, da die mit *Ab* zusammengesetzten Verba fast unzählig sind. In Rücksicht der angegebenen Bedeutungen scheint diese Abtheilung nicht so reichhaltig, als die dänische. Zur Probe kann der Artikel *Bloss* dienen. *Bloss*, Adj. o, Adv. *blot*, *nögen*, *bar*; *blot*, *kun*, *alene*, *ene*; (sich bloss geben, *röbe sig*, *saette sig ud for Farer*;) *aaben*. Blösse, die, *Blothed*, *Nögenhed*, *en*; *Blussel*, *Skam*, *en*. Rec. findet das hier Gesagte völlig richtig; nur ist ihm nicht bekannt, dass das deutsche *bloss* auch *aaben* (offen) bedeute. Zwar sagt der gemeine Mann an dem Orte, an welchem Rec. lebt: die Thüre ist *los*, aber nicht, sie ist *bloss*. Überdiess wird der Däne hier manche ihm unerklärbare deutsche Redensart vermissen; z. B. *den Blossen schlagen*, *Blösse geben*, im eigentlichen und uneigentlichen Verstande, und Jemanden *in seiner Blösse darstellen*. — Die angezeigten Druckfehler betragen sowohl in der ersten, als in der zweyten Abtheilung 12 Seiten. Und da diese allerdings den Gebrauch des Werkes erschweren: so tritt Rec. dem Rathe des Vfs., sie vor dem Gebrauche zu verbessern, bey; doch kann er sich nicht überzeugen, dass es in Altona schwer sey, einen der dänischen Sprache kundigen Corrector zu finden, der denen, die diess Wörterbuch gebrauchen wollen, die ihnen zugemuthete Mühe hätte ersparen können. Doch das Bestreben des Vfs. nach Vollkommenheit lässt hoffen, dass dieses Werk in einer zu erwartenden neuen Ausgabe nicht nur von allen Druckfehlern befreyt, sondern auch in jeder Rücksicht verbessert erscheinen werde.

MHP.

Gotha, b. Ettinger: *Englische Chrestomathie mit einer grammatischen Einleitung und einem Wörterbuche von Friedrich Ludwig Andreas Regel*, Professor am Gymnasium zu Gotha. 1810. IV und 516 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Herausgeber dieser Chrestomathie übernahm nach *Jakobs* Abgange den Unterricht in der englischen Sprache auf dem Gymnasio zu Gotha, und dieses veranlasste ihn, ein eigenes Lehrbuch dafür zu veranstalten. „Denn, sagt er in dem Vorberichte, das treffliche *ideler*'sche Handbuch, welches mein Vorgänger gebraucht hatte, war vergriffen; und da mir, ausser dem Preise, der die Kräfte der meisten Studirenden übersteigt, besonders auch der Umstand die Beybehaltung desselben widerrieth, dass es immer noch das weit drückendere Bedürfniss eines Wörterbuchs (der Sprachlehre gar nicht zu gedenken) übrig lässt: so glaubte ich durch eine *wohlfeilere* Sammlung vermischter, durch ihren Inhalt selbst anziehender, englischer Aufsätze, mit den nöthigen Paradigmen und einem Wörterbuche versehen, etwas nicht Überflüssiges zu unternehmen." Wirklich hat sich der Herausgeber um die jüngeren Freunde der englischen Sprache durch diese Sammlung nicht wenig verdient gemacht. Die Aufsätze gehen stufenweise von dem Leichten zum Schwereren fort, sind von dem mannichfaltigsten Inhalte, und durchaus auf das zweckmässigste aus den besten Musterschriften der Engländer gewählt. Auch das angehängte Wörterbuch ist so vollständig, als bey einer so beschränkten Bogenzahl es nur erwartet werden kann. Die Grundlinien der Grammatik sind kurz und bündig angegeben; nur einige bedürfen einer genauern Bestimmung. Ungern vermisste Rec. jeden Wink über die Aussprache, welche doch für Anfänger das Wichtigste ist. Auch wäre es wohl nicht unzweckmässig gewesen, wenn der Accent bezeichnet worden wäre, nicht auf einsylbigen Wörtern, oder um durch denselben, wie es bey einigen Ausgaben des Vicar geschehen ist, zugleich die Aussprache anzudeuten, sondern einzig und allein auf mehrsylbigen Wörtern, weil in der englischen Sprache richtige Betonung von so grosser Wichtigkeit ist, und die Anfänger hier so äusserst leicht irre gehen.

Rw.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. Quedlinburg, b. Ernst: *Aussprache derjenigen französischen Wörter, welche von den Regeln der gewöhnlichen Aussprache abweichen.* Ein Beytrag zur Erleichterung des Studiums der französischen Sprache. 1810. 62 S. 8. (4 Gr.)

Ein vollkommenes Stümperwerk, ohne Einleitung und Vorrede. Wir wollen nur die erste Seite betrachten, um uns ganz zu überzeugen. Sie lehrt uns, *Abhorrer* und *abject*, *abohre* und *abschäckt* aussprechen, übersetzt *accroire* durch *bereden*, *accroître* durch *vermehren*, giebt bey *adomption* keine Aussprache an, und macht noch andere Schnitzer. So geht es auf den folgenden Seiten weiter. Warum lassen sich denn auch die Verleger mit Schülern ein?

Ie.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1811.

GESCHICHTE.

Jena, in der akad. Buchhandlung: *Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte.* — Vier öffentliche Vorlesungen, welche Professor *Luden* in Jena seinem ersten Vortrage der deutschen Geschichte 1808 vorausgeschickt hat. (Anzusehen als Mspt. für Zuhörer und Freunde.) 1810. 104 S. 8. (8 Gr.)

An die Reihe der deutschen Gelehrten, welche der Umsturz der bisherigen Reichsverfassung zu einer freyeren nationellen Ansicht und Darstellung der deutschen Historie geführt hat, schliesst sich auch der Vf. gegenwärtiger Vorlesungen an. Da sich aber seine Schrift nicht bloss von dieser Seite, sondern noch ausserdem durch viele wahre und gut gesagte Bemerkungen auszeichnet: so glaubt Rec., dass eine gedrängte Angabe ihres Inhalts den Freunden vaterländischer Geschichte nicht ohne Interesse seyn wird.

Der Zweck des Vfs. war nicht, seinen Zuhörern einige methodologische Winke über die Art und Weise mitzutheilen, wie die deutsche Geschichte aus ihren Quellen geschöpft und zweckmässig dargestellt werden müsse, sondern sie „auf den Standpunct zu stellen, auf welchem sie die Geschichten Deutschlands zu betrachten haben, und sie in diejenige Gemüthsverfassung zu setzen, mit welcher sie dieselben allein würdig betrachten können." In dieser Absicht eröffnet Hr. *L.* seine erste Vorlesung mit der Darstellung des allgemeinen rein menschlichen (intellectuellen und moralischen) Interesse der Historie überhaupt, und des näheren und zarteren Interesse der deutschen Historie, als der vaterländischen, insbesondere. Bey aller Gemeinschaft und Einheit des Menschengeschlechts in dem, was zum Gattungscharakter der Menschheit gehört, offenbart sich dennoch das allgemeine Leben in allen Menschen auf eigene Weise. So hat auch ein jedes Volk seine besondere Eigenthümlichkeit, die sich in allen Beziehungen seines Lebens in seinem Denken und Fühlen wie im Handeln zu erkennen, und seiner Verfassung, seinem Rechte, selbst seiner Religion, Wissenschaft und Kunst ein bestimmtes, leicht unterscheidbares Gepräge giebt. In diesem, jedem Volke eigenthümlichen, Geist, Sinn und Streben liegt seine Selbstständigkeit und zugleich seine Nationalfreyheit. Alles, was nicht zu diesem Geiste passt, was diesem Sinn widerspricht und den eigenen Willen gewaltsam niederdrückt, fremde Gewalt und Willkühr, das ist dem Charakter einer Nation wie ihrer Freyheit und Selbstständigkeit gefährlich und Verderben bringend. Wenn nun aber in der Aufrechthaltung des Nationalcharakters, des Herrlichsten und Grössten, was ein Volk besitzen kann, der Ruhm, die Freyheit, die Achtung bey anderen Völkern, ja selbst die Cultur eines Volkes begründet ist: so fodert die Pflicht wie die Ehre eines jeden einzelnen Stamm- und Volks-Gliedes, dieses Eigenthümliche seiner Nation (die reine ächte Nationalität ist ja noch überdiess in jedem Volke etwas durch die Natur selbst Eingeprägtes, mithin sehr Achtungswerthes) nicht nur in sich selbst auf das Bestimmteste auszuprägen, sondern auch um sich her zu verbreiten und auf das kommende Geschlecht fortzupflanzen. Das allein ist wahrer Patriotismus, den Nationalcharakter seines Volks lebendig ergreifen, und in das ganze eigene, innere und äussere Leben übertragen. Um aber diesen, den eigenthümlichen Geist des Volks, wie er ist, war und wurde, wie er in dem steigenden Leben der Nation, durch den Zusammenfluss von mancherley Schicksalen immer eigenthümlicher sich gestaltete und bestimmter fixirte, richtig und allseitig aufzufassen: dazu ist kein anderer Weg, als das Studium der Volksgeschichte. (Sie allein ist im Stande, zu zeigen, was in dem Wechsel des Schicksals vieler Jahrhunderte *beharrlich*, was in allen äusseren Veränderungen, in den Perioden der Überspannung wie der Abspannung, in den Zeiten der Ruhe und des wachsenden Wohlstandes, wie in den Epochen des Schreckens, der Barbarey und Verwirrung *unvertilgbar* blieb, das Bleibende und Bestehende der Denkart wie der praktischen Richtung: — den Charakter.) Daher hat auch jedes originelle und gebildete Volk der alten und neuen Zeit, so lange es sich selbst achtete, seine Geschichte mit Eifer cultivirt und studirt, und nur eine entartete Nation, die, undankbar gegen die Verdienste der Altvordern, bloss sich und die Gegenwart vor Augen hat, die keinen Drang in sich fühlt, den kommenden Geschlechtern das Gedächtniss seiner Thaten hinter sich zu lassen, kann den Sinn für die vaterländischen Geschichten schwach werden oder gar untergehen lassen, wie diess der Fall mit den Römern in den Zeiten des Verfalls ihrer Herrschaft und ihrer Sitten war. Aber auch die Deutschen unserer Zeit trifft mit Recht der Vorwurf der Gleichgültigkeit gegen die vaterländische Historie, wenn sie auch in Hinsicht auf Denkart und Sitten keinesweges mit den spätern Römern in eine Classe gestellt zu werden verdienen.

Die Ursachen dieser Gleichgültigkeit gegen die Geschichte des Vaterlandes werden nun in der *zweyten* Vorlesung bestimmter angegeben; es wird bemerkt, dass diese Vernachlässigung der Nationalgeschichte von den Gebildeten der Deutschen, und besonders von ihren Gelehrten ausgegangen sey. Das wissenschaftliche Streben derselben habe überhaupt bey seiner transscendentalen und idealischen Tendenz die Erfahrung, das Gegebene und Historische zu sehr vernachlässigt, und durch die einseitige Richtung auf das Allgemeine sey die nationelle Beziehung der Thätigkeit verloren gegangen; über dem unaufhörlichen Sinnen nach dem, was da seyn könnte und sollte, habe man das, was ist, übersehen, über dem Geklingel mit leeren theoretischen Formeln den praktischen Geist verloren; man habe eben so sehr auf den Kathedern und Kanzeln durch überspannte Strenge und Schärfe der Moralgesetze (?!), als auf der Bühne und in der Gesellschaft durch das in Schutznehmen der Fehler des sogenannten guten Herzens gefehlt. Das Spielen mit blossen Begriffen *a priori* in den Untersuchungen über den Ursprung, die natürlichen Rechte und über die höchsten Zwecke der Staaten, habe einen dem Patriotismus höchst nachtheiligen Kosmopolitismus hervorgebracht, und die neuere und neueste Philosophie, alles Nationale für unwesentlich und für eine wandelbare Bildung der Zeit erklärend, habe diesen Sinn unterstützt und weiter verbreitet. In dem Schulunterricht habe man über der Menge und Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände nicht zur Historie des gemeinen Vaterlandes kommen können, und auf Universitäten nicht National-, sondern Reichs-Geschichte gelehrt, nicht um die deutschen Jünglinge mit deutschem Geist zu beseelen, sondern bloss um ihnen die laufenden Normen des deutschen Staatsrechts verständlicher zu machen. Auch die Humanisten hätten über den Vorzügen der Griechen und Römer nur allzu häufig die unserem Volke eigenthümlichen Eigenschaften, die wir nicht von den Griechen und Römern geerbt, übersehen, und so sey, anstatt dass man das Gute und Schöne, welches von diesen Völkern zu uns gekommen, dem Vaterland hätte aneignen sollen, auch durch sie der Deutsche seinem Vaterlande fremder geworden. Ein schönes kräftiges Wort, wie durch alle diese und mehrere ähnliche Veranlassungen, durch Trägheit, Sorglosigkeit und andere Unterlassungssünden, der deutsche Staat, in seinen Grundfesten erschüttert, endlich zusammenstürzte, beschliesst diese Vorlesung.

In der *dritten* geht Hr. *L.* fort auf die Schilderung der Grundzüge des National-Charakters der Deutschen, wie er sich von dem Anfang ihrer Geschichte gleichmässig bis auf die jetzige Zeit geäussert, um darzuthun, dass der Verfall des deutschen Reichs keinesweges, wie der Verfall des römischen, durch den Verfall der Sitten und eingerissene Laster herbeygeführt worden, und dass die Deutschen nicht, wie die Römer, ihr Schicksal verdient haben. Vielmehr habe ihren innern Kämpfen unter sich und mit dem König „die Idee zum Grunde gelegen, die Möglichkeit eines freyen Lebens sich zu erhalten," und diese sey aus der ursprünglichen „Widerstrebung der deutschen Nation gegen Sclaverey und Unterdrückung aller Art" hervorgegangen. Nur sich selbst habe der Deutsche angehören wollen, und desshalb eben so ernstlich die innere Übermacht seiner Könige als fremde Herrschaft von sich gewiesen, eben dadurch aber auch mehr als jedes andere neuere Volk seinen alten Volkscharakter unversehrt und aufrecht erhalten.

Im Verfolg der *dritten*, so wie in der folgenden *letzten* Vorlesung, zeigt nun der Vf. in einer kurzen Übersicht der Geschichte des Reichs und der Nation, wie zwar jene Idee die Deutschen vor innerer Unterdrückung gesichert, aber zugleich auch auf den verderblichen Wahn geführt habe, dass Einheit der Macht mit der Freyheit im Einzelnen unverträglich sey. Durch diesen Wahn bethört hätten, sie ihren Königen, indem sie ihnen bloss die Gewalt nehmen wollten, ihnen selbst ihre alte Freyheit zu rauben, zu gleicher Zeit die Macht entzogen, die deutsche Kraft gegen den Übermuth und die Eingriffe benachbarter Mächte in die Angelegenheiten des Reichs mit Nachdruck zu gebrauchen, und, durch die zweckmässige Benutzung der Gesammtkraft deutscher Nation, diese selbst in dem Selbstgefühl ihrer *Grösse* und Stärke, die Auswärtigen in Furcht und *Respect* zu erhalten. So sey das deutsche Volk, gleichsam zur schwächenden Zertheilung prädestinirt, nie zur Einheit des Willens und der Kraft gekommen, obgleich hie und da auch lichtere Perioden der Geschichte, wie die Zeiten Rudolphs von Habsburg, bewiesen hätten, dass es ihm nicht an der Anlage fehle, sich zu einem Nationalsinn zu erheben. In den letzten Jahrhunderten habe die durch die Reformation veranlasste religiöse Spaltung die Bande, welche bis dahin noch die einzelnen Stämme des Volks zur gemeinsamen Deutschheit verbunden, vollends zerbrochen, Misstrauen an die Stelle des alten Glaubens an die Nation gesetzt, und die Protestanten zu einer Partey gegen die katholischen Reichsstände und gegen den Kaiser selbst gemacht. Das politische Resultat der Reformation, der auf den 30jährigen Krieg erfolgte westphälische Friede, habe endlich die Trennung vollendet, die Macht des deutschen Königs gesetzlich bis zur Nichtigkeit beschränkt, und dafür die einzelnen kleinen und grösseren Stände des Reichs zu völliger Landeshoheit und kraftloser Souveränität erhoben. Bald darauf gab die bis ans Kindische grenzende Vorliebe deutscher Höfe zu französischen Manieren und für die Sprache der galanten Nachbarn der alten gediegenen einfachen Deutschheit einen neuen Stoss. Mehrere der angesehensten deutschen Fürsten gelangten auf die Throne ausländischer Reiche, und benutzten ihren Einfluss, als deutsche Reichsstände, oft genug zum Vortheil ihrer Erbreiche und zum Nachtheil des deutschen Vaterlandes. Die Eifersucht zweyer der mächtigsten unter ihnen, Österreichs und Preussens, erschütterte endlich vollends die Grundfesten der deutschen Constitution; die kleineren Stände schlossen sich an diejenige der genannten beiden

Mächte an, von welcher sie den meisten Schutz für den Augenblick zu erwarten, oder am wenigsten Beeinträchtigung zu fürchten hatten. An die Erhaltung der gemeinen Sache des deutschen Reichs, der alten Ordnung, der gemeinschaftlichen Freyheit durch vereinigte Kraft und vereinten Willen wurde nicht gedacht, und so zerfiel die Maschine von selbst in Trümmer, als die Stützen brachen, auf welche die Deutschen, sich selbst verlassend und verrathend, ihr Heil gebaut hatten.

Diess ist der Hauptinhalt dieser Vorlesungen, deren Lectüre Rec. jedem Deutschen, den das Vaterland und dessen Schicksal interessirt, um so getroster empfehlen kann, da auch ihr Ton und Ausdruck sich im Ganzen durch Simplicität und Würde, an mehreren einzelnen Stellen durch Kraft und Herzlichkeit auszeichnet. Nur einige wiederkehrende Lieblingsworte, wie z. B. in Thaten und Leiden *sich ausleben*, und ein paar ähnliche Ausdrücke wünscht Rec. aus der sonst ungekünstelten Sprache des Vfs. hinweg. Auch möchte er Hn. *L.*, der sich in diesen Vorträgen als einen besonnenen und gerechten Beurtheiler der Begebenheiten unserer Tage charakterisirt, vor allen dergleichen zu allgemeinen und zu schneidenden Urtheilen und Aussprüchen warnen, wozu ihn z. B. S. 8 sein Eifer für die Historie, S. 93 seine Vorliebe für die *vaterländische* Sprache und Cultur, verleitet zu haben scheint. Es gab Zeiten, wo der philosophische und theologische Enthusiasmus fast allen Sinn für Erfahrung und Geschichte verschlang, ohne dass man von ihnen behaupten kann, dass sie gleichgültig gegen Leben und Bildung gewesen, und durch eine solche Gleichgültigkeit zur *Geistlosigkeit* und *Bestialität* herabgesunken wären. Es fehlte ihnen bloss der Sinn für eine allseitige harmonische und humane Geistescultur. So kann auch keine der ausgebildeten Nationalsprachen im Allgemeinen eine *fade* genannt werden. Auch die Sprache unserer gallischen Nachbarn hat ihre eigenthümlichen Schönheiten und Vorzüge, die selbst auf die gesellige Bildung unserer Muttersprache einen nicht zu verkennenden Einfluss gehabt haben, und mit dem Nationalcharakter des Volks, deren Eigenthum sie ist, aufs innigste verbunden erscheinen. Dass aber dieses Nationale, das sich durch die Sprache am vernehmlichsten ausspricht, an anderen Völkern, wie an uns selbst, etwas Hochachtungswürdiges sey: diess hat der Vf. selbst bemerkt. — Die S. 59 aufgestellte Bemerkung: *alle Völker* Europa's verdanken ihre Gesetze und Rechte und den Grund ihrer *ganzen* gesellschaftlichen Verfassung den Deutschen, bedarf einer sehr grossen Einschränkung. Abgesehen von den slavischen Völkern, auf welche dem grössten Theile nach, und zwar erst in neueren Zeiten, die westeuropäische Cultur, aber nicht bloss der Deutschen, sondern auch der Franzosen und Britten einwirkte, gilt sie nicht einmal von den süd- und west-europäischen Völkerschaften, unter welchen zur und kurz nach der Zeit der Völkerwanderung neue Reiche von deutschen Völkern errichtet wurden. Schon die Absonderung, in welcher die Ost- und West-Gothen, am längsten die Franken, von den unterworfenen Römern lebten; der Umstand, dass die rohen Deutschen den civilisirten Unterjochten keine besseren Gesetze und gesellschaftlichen Einrichtungen geben konnten, als die waren, welche diese bereits hatten; der Vortheil, den die deutschen Könige dabey fanden, die neuen Unterthanen nach der alten hergebrachten Norm der römischen Statthalter zu regieren, da die Deutschen auf ihren Alloden frank und frey sassen; endlich die Unbekanntschaft jener Zeiten mit der neuen Sitte, unterworfene Völker auf Unkosten ihrer wohlhergebrachten alten Rechte und Freyheiten, durch Aufhebung ihrer Güter, durch Unterdrückung ihrer lang gewohnten Gebräuche denen gleich zu machen, die längst nichts mehr zu verlieren hatten; wo man, unbekannt mit dem gewaltsamen Aufdrängen fremder Gesetze, unerbetener Einrichtungen und Wohlthaten, das Amalgamiren der Stämme und das Einnationalisiren der Zeit überliess: alles diess macht es sehr unwahrscheinlich, dass die Deutschen ihre ursprünglichen und eigenthümlichen Verfassungsformen auf die von ihnen bezwungenen Völker Europa's übergetragen, oder dass die Sitten der uncultivirten Eroberer auf die Umänderung der geselligen Verhältnisse, der schon civilisirten Italiäner, Gallier und Spanier einen bedeutenden Einfluss gehabt haben. Im Gegentheil lehrt die Geschichte, dass die meisten der siegreichen deutschen Stämme früher schon, als ihre Gebräuche einheimisch werden konnten, sich selbst unter den zahlreicheren Eingebornen verloren, so wie die deutschen Könige immer lieber das ihnen vortheilhaftere römische Recht, als das deutsche Herkommen, das ihre Gewalt beschränkte, begünstigten.

Eben so wenig kann Rec. die S. 21 vorgetragene Behauptung unterschreiben, dass in dem sinkenden Rom auch der Sinn für die Geschichten früherer Zeit sich abgestumpft habe. Gerade aus dieser Periode haben wir ja die meisten Beyspielsammlungen aus den besseren Zeiten der römischen Republik, die meisten Epitomatoren und nicht wenige historische Sammler, welche grösstentheils die alten Geschichten wiederholen. Man erwärmte sich in dem öden traurigen Alter des Staats durch die Rückerinnerung an dessen vormalige Blüthe und an die Thaten der jugendlich aufstrebenden Nation.

Noch wünscht endlich Rec., der Vf. hätte bey der Betrachtung des Verfalls des deutschen Reichs und der Ursachen seines gegenwärtigen Schicksals mehr, als geschehen ist, auf die Kehrseite des deutschen Nationalcharakters Rücksicht genommen, da das Schicksal der Völker, wie der Individuen, doch immer grösstentheils in ihrem Charakter liegt. Diese Fehler des deutschen Nationalcharakters waren um so mehr hervorzuheben, da sie einzeln und zusammen gewiss noch verderblicher auf den Zustand des Vaterlandes gewirkt haben, als „der Eine ungeheure Irrthum, dass der Mensch etwas seyn könne, ohne zu einem Volke zu gehören." Sie äusserten sich auch dann, als die Grossen des Reichs nichts von ihrem

König für ihre Freyheit zu fürchten hatten. Schon im Beginnen des deutschen Wahlreichs, unter der Regierung Ludwigs des Kindes, mithin gerade zu einer Zeit, die für die Erweiterung und Befestigung der Freyheiten und Anmaſsungen der Groſsen des Reichs so günstig, wie nicht leicht eine spätere, war, offenbarten sie sich auf eine Weise und in einem Grade, daſs auch der kalte Beobachter sich nicht des Unwillens erwehren kann. Dieser letzte unglückliche Sprösling des carolingischen Stammes in Deutschland war, nach einigen Unglücksfällen, aller Auffoderungen und Bitten ungeachtet, nicht im Stande, die mächtig und reich gewordenen Grafen zu vereinten Anstrengungen gegen die verheerenden Einfälle der Magyaren zu bewegen. Man lieſs das Reich nach allen Richtungen von diesem unbändigen Feinde plündern, man schämte sich nicht, ihm einen jährlichen Tribut zu bezahlen, und lieſs es geschehen, daſs der junge bedauernswerthe König endlich, um nicht selbst dem barbarischen Volke in die Hände zu fallen, sich nach Regensburg flüchtete, und dort vor Gram sein Leben endigte. Eine bis an Schlaffheit und Trägheit grenzende Langsamkeit, eine kränkelnde Bedenklichkeit auch dann und da noch, wo nichts mehr zu bedenken ist, wo die offene Gefahr *ad oculos* demonstrirt, was zu thun ist, überhaupt Mangel an eigenem schnellem Entschluſs, an festem Willen und an Energie in der Ausführung und Durchführung genommener Maſsregeln: das sind National-Untugenden, welche unser Vaterland schon oftmals hat büſsen müssen. Aber das Glück der Deutschen war, daſs sie sich in den früheren Zeiten mehr, als jedes andere benachbarte Volk, ausgezeichneter Könige und Kaiser zu erfreuen hatten, die da wuſsten, was sie wollten; und alles nahm in kurzer Zeit eine bessere Wendung, wenn ein König an die Spitze trat, der den Vasallen einen Willen machte, das Volk elektrisirte, und durch seinen Geist und Muth Leben und Gelenkigkeit in die schwerfälligen Glieder des deutschen Körpers brachte. Wohl kann der Deutsche gehen, aber er muſs getrieben werden.

Doch Rec. schlieſst diese ohnediess schon zu ausführlich gewordene Anzeige mit dem Wunsche, daſs der für das Vaterland so warm fühlende Vf. sich mit vaterländischem Geist und Sinn der Geschichte des Vaterlandes vorzüglich widmen, und da die Zeit vorüber ist, wo man über den fast unübersehbaren Formen des deutschen Reichsstaats die Nation aus dem Gesichte verlor, mit deutschem Fleiſs seine Kraft auf die Bearbeitung einer Geschichte deutscher Nation concentriren möge, die, verfaſst mit offener Wahrhaftigkeit, mit strenger Gerechtigkeit und praktischem Geist, ein Spiegel werde des Lebens unserer Väter, den Enkeln zur Erweckung, zur Lehre und zur Warnung. Rec. kennt die Gröſse des Unternehmens, kennt die Schwierigkeiten, welche dem Geschichtschreiber der Deutschen mehr als dem Geschichtschreiber eines jeden anderen Volks im Wege stehen, weiſs, daſs ein solches Werk die vereinte Thätigkeit eines langen Menschenlebens in sich fasse; aber Hr. *L.* kennt auch schon den Lohn, der in der Wiederholung des Lebens eines Volks liegt, das so lange und edel, so männlich und so brav gelebt, und das auch jetzt noch nichts von der inneren und frischen Quelle seines Lebens verloren hat. Die Liebe des Vaterlandes und des Volks nimmt in dem Maſse zu, in welchem wir tiefer in seine Geschichte und Charakter eindringen, und giebt hinwiederum Stärke und Muth zur Ausdauer bey mühsamen historischen Forschungen. Wer aber seinem Volk durch die That oder durch Lehre zur Ermannung und Erhöhung des Lebens aufhilft, des Gedächtniſs und Name bleibt, und wirkt im Segen, unvergänglich.

e.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *St. Gallen*, b. Huber u. Comp.: *Meisteriana*, oder *über die Welt und den Menschen, über Kunst, Geschmack und Literatur u. s. w.*, von *Leonard Meister*. 1811. XVI u. 478 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.) Ein 68jähriger Greis, der noch gern mit seinen Zeitgenossen im Zusammenhange bleiben möchte, liefert uns hier allerley Gedanken und Ansichten, so gut er sie zu geben vermag. Es ist kein alter Mann nach Horazens Schilderung, sondern vielmehr frohmüthig und umgänglich; neue Ideen finden Eintritt bey ihm, ob er gleich gern von vergangenen Zeiten spricht, ohne eben ihre Wiederkehr zu wünschen. Ein groſser Theil seiner Verbindungen ist aufgelöst, er führt ein einsames Leben; dieſs nöthigt ihn vorzüglich, sich mit dem Publicum zu beschäftigen. „Nicht jede Einsiedeley, schreibt er S. 147, ist eine ägyptische, nicht jeder Einsiedler ist ein Sanct Anton. Wenn ich auch das Talent nicht habe, Schweinheerden zu treiben oder den Fischen zu predigen: so geh' ich darum nicht müſsig; wenn ich auch die Wildniſs nicht zum Lustgarten umschaffen kann: so pflücke ich doch zuweilen selbst in der Wildniſs einzelne Blümchen, oder ich mache unter dem Gewürm und Geflügel einige Beute." Hn. *M's.* Bemerkungen sind theils moralisch, theils politisch, theils historisch, theils artistisch. Viele sind das Resultat seines Selbstdenkens, viele ihm aus seiner reichen Belesenheit in alten und neuen Sprachen zugeflossen. Doch können wir nicht leugnen, daſs das Ganze ein wunderliches Gemisch abgiebt, daſs er oft, ohne den Leser zu warnen, von Einem aufs Andere geräth, und in diesen Kennzügen dem alten Montaigne zu vergleichen ist, dem er doch nicht an Naivetät, wohl aber an Herzlichkeit und Gutmüthigkeit beykommt. Rec. hat in diesem Buche zu seinem Vergnügen interessante Nachrichten von berühmten Schweizern angetroffen, mit deren meisten der Vf. vormals in engeren Verhältnissen gestanden hat. Seine Verse erregen keine Aufmerksamkeit. Den Beschluſs macht eine kleine Fehde mit dem Vf. einer Kritik des 4 Bandes von Hn. *M's.* helvetischer Geschichte im Morgenblatte. Er weiset seinen Richter zurecht, und endigt mit einem biederen Handschlage.

Chr.

Leipzig, b. Cnobloch: *Neue englische Vorschriften, vorzüglich für junge Leute, die sich der Handlung widmen wollen*, in XII Blättern. 1811. in gr. 4. (16 gr.) Der Zusatz: „für junge Leute, die sich der Handlung widmen wollen", findet bloſs in den beiden letzten Blättern seine Erklärung und Entschuldigung, wo ein Wechsel und eine Auffoderung, den Wechsel einzuziehen und dem Aussteller gutzuschreiben, vorgeschrieben ist. Übrigens ist auch bey diesen Vorschriften, die sich durch gute Züge im Ganzen, Verhältniſsmäſsigkeit im Einzelnen, und durch einen von Hn. *Heinrich Brose* besorgten, reinlichen Stich empfehlen, alles wie gewöhnlich.

k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 27 NOVEMBER, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Praktisches Handbuch für Reisende durch Europa und Nordasien.* Enthaltend eine Anleitung zum zweckmäſsigen Reisen, Angabe der Post- und Reise-Routen, Maſse, Gewichte, gangbare Münzen, statistische Abrisse der vornehmsten Staaten und ein topographisches Wörterbuch aller namhaften Städte und Orte, zu welchen Hauptstraſsen führen, von M. *J. R. W. Beck.* Zwey Theile mit einer Post- und Reise-Charte von Europa. 1810. 336 S. Das topographische Handwörterbuch von 1809 im Anhange enthält 242 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

2) Wien, b. Rötzl und Kaulfuſs: *Neuestes Postreisebuch durch ganz Europa* von *Anton Lenz,* k. k. oberstem Hofpostamts - Officianten. 1810. 514 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die weitere Ausdehnung des ersten vor dem zweyten Werke in Ansehung des Inhalts drückt schon der Titel aus, aber noch mehr, als der Titel, besagt sie das Werk selbst. Denn No. 2 beschränkt seine Ansicht meistens auf Wien als Mittelpunct, No. 1 hingegen breitet sich über alle Hauptbestandtheile von Europa aus, und ist fast in allen Angaben so richtig, als No. 2 in den der erbländisch-österreichischen Posten. Der Vf. von No. 1 ist selbst in den weniger besuchten Theilen von Europa zu Hause, und nicht wenig Freude hat uns die Kunst gemacht, womit er sich seinen Hausrath anzueignen und ihn zu mustern versteht, eine Kunst, die in jeder Hinsicht, es betreffe die Ökonomie, Ordnung, Auswahl, oder Zweckmäſsigkeit, Stellung und Vollständigkeit, ihn unter den Schriftstellern in diesem Fache für die Gegenwart (mancher Fehler ungeachtet) auszeichnet. Der Vf. sah viele Orte und Länder, Wege und Posten da, wo man sie sehen muſs, und da er seine Nachrichten gröſstentheils aus eigener Ansicht an der Stelle sammelte, und zum Theil die besten literarischen Hülfsquellen benutzte: so war er im Stande, viele seiner Vorgänger zu ergänzen und zu berichtigen. Kein Theil der Bedürfnisse des Reisenden ist seiner Aufmerksamkeit entgangen, in sofern unter Reisen nur die des Nutzens und des Vergnügens verstanden werden. In der ersten Beziehung belehrt und bereichert er den Reisenden mit den zu diesem Zwecke nöthigen Kenntnissen, und für das Vergnügen sorgt er dadurch, daſs er auf reizende Gegenden, auf Anstalten für den Künstler, und Alles aufmerksam macht, was den ästhetischen Sinn interessiren kann. Dem Plane des Verlegers gemäſs sollte das Handbuch so compendiös seyn, daſs es jeder Reisende, selbst der Fuſsgänger, ohne sich zu sehr zu belasten, bey sich führen könnte, und dann doch wieder so vollständig, daſs nichts ausgelassen seyn dürfte, was sich in gröſseren Werken zerstreut findet; es sollte auſserdem zu dem neuesten politisch-geographischen Zustande von Europa passen, und eine leichte Übersicht gewähren. So schwer diese Foderungen zu erfüllen sind, da die Kürze die Vollständigkeit, und diese jene benachtheiligt, und da das Verhältniſs, worin die Anfertigung eines solchen Handbuchs theils zur gegenwärtigen Zeit, theils zu der verschiedenen Individualität der Reisenden steht, die Auflösung der verwickelten Aufgabe noch mehr verwickelt: so hat doch der Vf. diesen Foderungen meistens entsprochen. Mit der Einleitung, wiewohl sie eine beträchtliche Erweiterung der von Reichard in seinem *Guide des voyageurs* und seinem *Passagier* angegebenen Reiseregeln enthält, können wir am wenigsten zufrieden seyn. Er setzt darin die Erfodernisse zu einer Reise, wenn sie Nutzen oder Vergnügen gewähren soll, aus einander, und bringt sie unter folgende 6 Rubriken: 1) *Zeit und Muſse.* 2) *Ein gesunder Körper.* 3) *Ein ruhiges heiteres Gemüth.* 4) *Geld.* 5) *Kenntnisse, Weltklugheit und Erfahrung.* 6) *Bequemlichkeit.* Ohne unsere Erinnerung sieht man aus diesen Angaben schon, daſs die Erfodernisse zur Antretung einer Reise nicht von den auf der Reise geschieden, daſs die allgemeinen Begriffe nicht bestimmt aufgefaſst sind, und daſs mehrere derselben einer näheren, theils erweiternden, theils einschränkenden Erklärung bedürfen. Der Vf. hat diese letztere zwar auch hie und da in der weiteren Entwickelung nachgetragen; so sagt er z. B. bey No. 2, daſs es Reisen gäbe, die dazu dienten, eine wankende Gesundheit zu befestigen und eine gesunkene Lebenskraft zu heben; allein so verwandt diese Numer mit der gleich darauf folgenden (ein ruhiges heiteres Gemüth) ist: so wenig hat er auf den Zweck, die Herstellung einer verlornen Heiterkeit, Rücksicht genommen. Und wie viele Regeln stehen nicht ganz an ihrem unrechten Orte? Wer sucht wohl die Regel: Man vermeide Charlatane und Marktschreyer, unter der Rubrik No. 2 (Ein gesunder Körper)? Wer die Regeln: Man spreche in fremden Ländern so wenig wie möglich von Religion und Politik; man schmeichle der Eigenliebe der Menschen dadurch, daſs man Jeden über das befragt, was ihm am bekanntesten und wichtigsten ist, unter der Rubrik: *Heiterkeit des*

Geistes? Beide gehören mit den meisten anderen, die hier vorkommen, der Lebensklugheit an; und wenn sie darunter vorgetragen würden: wer könnte dann wohl die Schmeicheley als Vorschrift brauchen? wer selbst sich einer Unwahrheit bedienen, z. B. oft vom Wiederkommen in den Gasthöfen zu sprechen, um weniger zu bezahlen?

Einige Regeln weiss man nicht zu deuten. Z. B. wird man in Städten mit Gewalt beraubt:, so setze man dem Räuber nicht nach, aus Furcht, in einen Hinterhalt zu gerathen. Viel zu gross sind auch die Kenntnisse und Fertigkeiten, die der Vf. dem Reisenden nothwendig macht, z. B. die Kenntniss der Verfassung des Landes, der Cultur, Industrie, Polizey, der Sitten, Sprache, der Wege — das alles kann man ja durch Reisen erst kennen lernen wollen, und wofür die Nothwendigkeit der Schnellschreibkunst, der Kenntniss der Pferde-Arzney, der Witterungslehre? Was sollen die hier mitgetheilten Vorschriften sagen: Man suche einen interessanten Briefwechsel anzuknüpfen, neue Entdeckungen und Ideen umzutauschen; auf Bibliotheken frage man vorzüglich nach Katalogen, nach Alterthümern mehr, als nach Curiositäten? Und dann ist der Reiseapparat so gross, dass darüber dessen kleiner vergessen ist, nämlich Stahl, Stein, Schwamm und Schwefel. Die diätetischen und medicinischen Vorschriften mag Rec. nicht alle unterschreiben.

Nach dieser Einleitung giebt der Vf. einige allgemeine Notizen *von Europa überhaupt*. Hier hätten statt der *verschiedenen* Angaben über Flächeninhalt, statt der Religionen, die in Europa herrschen, statt der regulären Truppen-Anzahl wohl passendere Gegenstände gewählt werden können, z. B. Klima, Temperatur, Flüsse, Production. Unrichtig ist die Behauptung, dass Europa ganz Amerika beherrsche; und wie verliert sich der rheinische Bund unter die Königreiche? In der Literatur würde Recens. den *Voyageur* von Madame de Genlis und Fick's Taschenbuch eben so wenig anführen, als andere weit wichtigere Hülfsbücher verschweigen. *Von Deutschland*, wovon das 1 Capitel nach diesen Prämissen handelt, sind die Masse, Gewichte, Münzen, Postwesen, Reiserouten (181 nach allen Richtungen), die Wasserreisen auf dem Rhein von Mainz bis Coblenz, auf der Donau von Regensburg nach Wien, die Reisen ins Gebirge, als Harzreisen, die Reise ins Riesengebirge, und dann die Reisen in die Bäder (Carlsbad, Pyrmont, Töplitz), die Charten, allgemeine und besondere Werke, meistens sehr genau und richtig angegeben. Die allgemeine Einleitung hätte eine strengere Revision nöthig gehabt. Z. B. nicht ganz Magdeburg gehört zu Westphalen, am wenigsten Erfurt; Österreichs Länderbestand ist nur bis auf 1807 bestimmt, und wie wenig ist der Productions- und Industrie-Geist der Deutschen gewürdigt! Die Angaben, meistens nach Grellmann, sind veraltet. Die Reiserouten sind zuerst aus dem Mittelpunct von Leipzig aus genommen, und dann alphabetisch, meistens nach dem gothaischen Taschenbuch, mit untergelegten Notizen und Rückführungen auf das topographische Wörterbuch geordnet. Bey der Harzreise hätte der Vf. Gottschalks Reise in den Harz 1808 noch anführen sollen — ein Werk, das gewiss unentbehrlich ist. Die Beschreibungen einzelner Städte, S. 165, bedürfen einer Ergänzung und Berichtigung, besonders in den Artikeln Augsburg, Erfurt, Frankfurt an der Oder, Göttingen, Magdeburg, Prag, Weimar, Wien. Das 2 Cap., die *Schweiz*, ist vorzüglich gut bearbeitet, und dabey Coke's *Travels*, Meiners, Meister, Ebel, Zschokke, die prosaischen Schriften der Frau von Brun und die malerische Reise von Reichard; wie Chambrys *voyage pittoresque*, benutzt worden. Das 3 Cap. enthält *Italien*, wo die Wege aus Deutschland, der Schweiz und Frankreich, die dorthin führen, passend zusammengestellt, und zugleich die neuesten Veränderungen angegeben worden sind. Auch hier ist kein Punct, der von einiger Bedeutung seyn könnte, übersehen worden. Das 4 Capitel *Frankreich*. Hier wünschten wir Peuchet und die *description statistique* in der allgemeinen Einleitung besser benutzt. Das *Itinéraire de l'empire*, wonach die Reiserouten geordnet sind, hat seit 1806, von welchem Jahre es der Vf. zu Rathe gezogen hat, manche Veränderungen erlitten. Mehrere Wege, andere Routen traf Rec. besonders im mittäglichen Frankreich an. Im 5 Cap. *Spanien*, würde Alexandre La Borde's *Itinéraire descriptif de l'Espagne* (Paris 1808) und Fischers Einleitung über das Reisen in Spanien, in seinem neuen allgemeinen und vollständigen Wegweiser (Leipzig 1809), mehr Lücken ausgefüllt haben. 6 Cap. *Portugal*, theilt das Nöthigste mit; das Vollständigere ist erst von der nahen Zukunft zu erwarten. 7 Cap. *Grossbritannien*, meistens nach *Reichard*. 8 Cap. *Holland*, vorzüglich fehlte hier Nemnich. 9 Cap. *Dänemark*, nach Thanrup, Coxe und Küttner; und 10 Cap. *Schweden*, nach Arndt und Acerbi. Warum führt der Vf. hier Ehrmanns neueste Kunde der nordischen Reiche als brauchbar an, ohne die neueste Kunde von Grossbritannien bey diesem Reiche zu nennen, welche letzte alle bisherigen Arbeiten von Ehrmann übertrifft, und woraus der Vf. im 7 Cap. Vieles ergänzen konnte. Das 11 Cap. *von Russland*, hebt sich vor den anderen noch mehr durch Bestimmtheit, Pertinenz und Vollständigkeit hervor. Mit Recht hat er aus dem Staatennekrolog die Auferstandenen in das Reich der Lebendigen zurückgeführt, und im 12 Cap. dem *Herzogthum Warschau* eine eigene Rubrik geschenkt. Zur Strafe, dass der Vf. den polnischen Kaffee und die Wege so sehr lobt, sollte er jetzt auf den Knüppeldämmen nur einmal über Posen nach Warschau reisen, und an diesem Hauptorte den starken Cichorien- und Eichel-Kaffee trinken. Der Minister Talleyrand brachte zwischen Kostrzyn und Wrzesnia einen ganzen Tag zu, um 2 Meil. fortzukommen. Das letzte Capitel, *Ungarn*, *Croatien*, *Siebenbürgen* und *der Weg nach Constantinopel*, ist das schwächste und gehaltleerste. Denn ausser dass die Einleitung mager ist, so sind die sechs Routen von Ofen nach Wien, von Pressburg nach Wien, von Pressburg nach Ka-

schau und Tokay, von Ofen nach Semlin, von Ofen nach Temeswar und Hermannstadt, und die einzige Reiseroute nach Konstantinopel über Semlin, Belgrad, Nissa, Sophia, Adrianopel, Silistria, Kutzuck, Scheckmeze ein Beweis, dass der Vf. es für räthlich hielt, zu schliessen, um nicht weitläuftiger zu seyn. Gern hätten wir dieses letzte Capitel mehr erweitert gesehen; nicht nur die Proportion zu den übrigen Capiteln, sondern die Sache foderte es; und warum schied der Vf. die österreichischen Posten nicht von dem Wege nach Konstantinopel, und warum gab er den königl. preussischen Posten kein eigenes Capitel?

Leicht könnte man dem Vf. in Beurtheilung des angehängten topographischen Wörterbuchs Unrecht thun. Z. B. in *L* fehlen von *La* bis *Le* allein folgende beträchtliche, oder sonst merkwürdige Orte und Städte: *Laach*, ehemalige Abtey im Rhein- und Mosel-Departement, und ein Dorf daselbst, wo guter, weisser Wein wächst, *Laak, Laland, Laber*, königl. bairischer Marktflecken, *Labes*, Stadt in Hinterpommern, *Labiau*, *Lachen* in der Schweiz, *Ladbergen, Ladenburg, Ladoga See*, und *Stadt*, *Lähn*, *Langersdorf*, im Ruhrdepartement, *Lagos*, in Algarvien, *Lahn*, mit Allem, was unter diesen Artikel gehört, *Lahr, Lambece, Lanciano*, *Landeck*, *Landescron*, *Lanerek*, in Schottland, *Langesheim*, *Langenau*, *Langenberg*, *Langenburg*, das vielfache *Langendorf*, *Langenthal*, im Canton Bern, *Langheim, Laredo*, *Laubach*, *Laucha*, *Lautenbach an der Vorbach*, *Lauenburg*, *Lauenstein, Laufen*, im Salzburgischen und Wirtembergischen, *Lauingen*, *Lautenburg*, *Lautenberg*, *Lautenstein*, *Lautereck*; und nach diesem Beyspiele würde man in allen Buchstaben viele Lücken finden. Allein da er nur eine kurze Beschreibung aller derjenigen Orte liefern wollte, zu denen Hauptstrassen und Postrouten führen: so muss man billig diesen Gesichtspunct festhalten. Doch bleibt dessenungeachtet noch eine nicht unansehnliche Leere, und man kann, wenn man den Zweck des Reisehandbuchs berücksichtigt, doch noch immer fragen: Warum sollen nur gerade diese Orte und Gegenden, wozu Hauptstrassen und Postrouten führen, aufgezählt werden? Da der Vf. Seen, z. B. den *Lago maggiore* u. s. w., aufgenommen hat: warum schliesst er andere Seen, merkwürdige Flüsse, ganze Landschaften, Departements u. s. w. aus? Über kleine Differenzen mag Rec. nicht rechten. Z. B. der *Lago maggiore* ist nach ihm 13, nach Rec. 15—16 Meilen lang. Ihn macht überdiess der rothe Wein bey Cafa berühmt. In Lamballe fehlt die dort gefundene Siegel- und Bolus-Erde; in *Laon* die Segeltuchfabriken, die Kathedralkirche; in *Lauchstädt* und *Langenschwalbach* die Bestimmung der Quellenarten; *Lausanne, Lauban an der Queis* enthalten mehrere Merkwürdigkeiten u. s. w. Allein diese Rügen sollen dem Werthe des Werkes keinen Eintrag thun; vielmehr können wir es, besonders dann, wenn in einer zweyten Auflage diese Fehler einigermassen verbessert sind, jedem Reisenden bestens empfehlen.

No. 2 beschreibt 1048 Postrouten, die alle von Wien aus laufen, ohne für Bequemlichkeit und Unterricht des Reisenden anders Sorge zu tragen, als dadurch, dass die Entfernungen der Orte meistens richtig angegeben sind. Daher ist auch weder die Beschaffenheit der Wege ausgedrückt, noch von den Gasthöfen und Merkwürdigkeiten eines Orts oder einer Landschaft etwas gesagt. Das alphabetische Register in der Einleitung dient dazu, in den verschiedenen Reiserouten das Orientiren zu erleichtern.

H. P. E.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer d. J.: *Reise in Holland im Jahre* 1806. Aus dem Französischen. I Bd. Mit 21 Kupfern. 1808. S. 223. S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Das Original dieser Reise, dessen Anzeige sich durch Zufall verspätet hat, erschien 1807 bey E. Maaskamp zu Amsterdam unter dem Titel: *Voyage par la Hollande fait dans l'année* 1806. I Tom. Es sollte drey Bände enthalten; Rec. kennt nur den ersten, und zwar nicht im Original, sondern in der vorliegenden Übersetzung von Dr. *Bergk*, und auch diese ist ihm jetzt erst zugekommen, nachdem er einzelne Auszüge daraus in einigen Zeitschriften gelesen hatte. Das Publicum entschied zu Gunsten des Vfs., und man kann ihm auch wohl das Verdienst, einige interessante Parthieen von mehreren Seiten beobachtet zu haben, und das Beobachtete treu nach den Eindrücken wiederzugeben, nicht streitig machen; allein man muss ihm das weit grösere Verdienst gänzlich absprechen, unbefangen, gründlich und tief zu beobachten, und das Beobachtete mit Gewandtheit, Ökonomie, Präcision und Reinheit darzustellen. Schon der Zweck lässt sich nicht gehörig aus dem Inhalte auffassen, da die Vorrede fehlt, die ihn bezeichnen könnte. Er scheint Alles in seinen Kreis ziehen zu wollen. So sagt er in dem Briefe an seinen Freund: „Ich werde meine Wanderungen so lange fortsetzen, als es mir meine Geschäfte erlauben, und Ihnen von Zeit zu Zeit das Merkwürdigste aus meinem Tagebuche mittheilen, das ich über Alles, was ich sehe und höre, zu halten gedenke." Er behauptet sogar S. 26, dass für einen Reisenden, der gern Beobachtungen anstellt, *Alles* interessant sey, dass er sich nicht das Geringste entgehen lassen müsse, und dass er (der Verf.) deswegen noch gestern seine Blicke auf zwey grosse Kastanienbäume geheftet habe; und dennoch beschränkt er sich, wenn man diesen Band zur Grundlage der Beurtheilung der folgenden nimmt, mehr auf Darstellung der Sitten, Gebräuche, Trachten, des Betragens und Verhaltens der Einwohner, selbst der Physiognomie, als auf die der Lage und des Zustandes des Landes, mehr auf einzelne Ansichten der Städte (Amsterdam und Utrecht in diesem Bande) und ihre Prachtgebäude, als auf die gegenseitige Beziehung des Ganzen zu seinen Theilen, und auf die Provinzen. Sein Werk sollte daher nicht den unbestimmten Titel: *Reise durch Holland* (das Titelblatt sagt in Holland), sondern den der Beobachtungen auf einer Reise führen, da der Titel Reise zu mehr berechtigt, als der Verfasser gegeben hat. Gern würde man von dem Süsslichen und Affectirten wegsehen, z. B. Plutus be-

herrscht hier die Direction der Schauspiele; selbst würde man Saalbader-Geschwätz, wie folgendes, gern verzeihen: *Ob Peters des Grossen Nachfolger, besonders die ehrgeizige Katharina* (die er bey Gelegenheit der Hütte Peters des Grossen erwähnt), *allenthalben seinen Spuren gefolgt sind, ob sie den ächten Geist der Bildung fortgepflanzt haben, ob sie im Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts in ihrem Volke Menschenliebe erregt haben? diese Fragen will ich nicht entscheiden.* Allein die öfteren Wiederholungen, die Prolixität, und die Widersprüche, das Unzusammenhängende im Vortrage, das selbst die Briefform nicht verstecken kann, die Sprünge und gezwungenen Übergänge schmälern die Eindrücke, die das viele Gute, das uns der Vf. mittheilt, verbreiten könnte; und wie beschränkt scheint er nicht in seiner Beurtheilung, wenn er z. B. eine Feuersbrunst mit einem Brande des Ätna (S. 162) vergleicht, oder die Coquetterie von der Cultur der Wissenschaften und Künste ableitet! Wie beschränkt in seinen Kenntnissen, wenn er alle Vorzüge der Welt, Alles, was Kunst und Wissenschaft betrifft, in Amsterdam, als in einem Mittelpuncte, vereinigt findet, während er noch überdiess die Glasmalereyen in der alten Kirche (S. 88) tadelt, dass ihnen Geschmack und Wahrheit fehle, ohne welche beide Eigenschaften, wie er hinzusetzt, die Kunst nichts wäre! Und während er von der Gesellschaft *Concordia et libertate* sagt, dass sie die neuere Philosophie nicht schätze, weil sie lieber das Erworbene erhalten, als Neuerungen nachlaufen will! Überhaupt erhebt er den Holländer über alle Völker der Erde, selbst über die Deutschen, denen er Kriecherey und Stolz vorwirft. Den Grund hievon findet er sogar in dem Klima und in der ehemaligen politischen Verfassung. Eben so ist er von der Grösse des nautischen Genies der Holländer fest überzeugt, weil die spazierenden Personen meistens von Fahrzeugen sprechen, die Benennungen derselben wissen, und sich von der Bauart, Lenkung und Zurüstung der Schiffe unterhalten. Es fällt ihm, da er die Nüchternheit der Holländer preist, nicht einmal ein, dass er S. 75 an allen Strassenecken Bier- und Brantwein-Häuser findet. Der Vf., wahrscheinlich ein Holländer, der sich in dem Französischen dieses Werks (das nach der Versicherung des Übersetzers voller Fehler seyn soll) versteckt, scheint mit ihm seinen ersten Ausflug zu machen. Eine Inhaltsanzeige ist überflüssig, obgleich sie hier fehlt; sie läst sich meistens aus den beygegebenen theils schwarzen theils colorirten Kupfern errathen. Sie sind folgende: Das Rathhaus zu Amsterdam; die Stadt von der Seite des Y; das Hotel der Gesellschaft *Felix meritis;* das Schauspielhaus; Michael de Ruiters Mausoleum in der neuen Kirche; Peters des Grossen Hütte; das Dorf Broeck im Waterland; das Innere der Börse von Amsterdam; der Fluss Vechte; die Stadt Utrecht; die Pyramide von Zeist; das Landhaus Trompenburg. Die übrigen Kupfer enthalten verschiedene Trachten. Das Titelkupfer stellt den König von Holland Ludwig Napoleon dar. Die interessantesten Artikel betreffen die Nachrichten von den verschiedenen Gesellschaften, *Concordia et amicitia, Felix meritis, Doctrina et amicitia, der Harmonica-Gesellschaft,* von dem Museum, und von dem auch durch Luzac hinlänglich bekannt gewordenen Dorf Broeck. Die Übersetzung ist mittelmässig; die Vorrede von dem Übersetzer konnte füglich in so weit wegbleiben, als er von den Holländern schwatzt.

H. P. E.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Das Chamounithal am Fusse des Montblanc. Ein Wegweiser auf der Reise durch dasselbe.* Von *Friedrich Gottschalk*, herz. anhalt-bernburgischem Rathe. 1811. 148 S. 12. Mit einem Kupfer. (16 Gr.)

Die nämlichen Vorzüge der Genauigkeit und Treue, der Ökonomie und Allseitigkeit, der Angemessenheit und Bestimmtheit, der Anspruchslosigkeit und des Interesse, welches die von dem Vf. herausgegebene *Harzreise* charakterisiren, sind auch diesem Wegweiser eigen. Es hat wirklich Noth, gerade einen solchen Führer zu haben, der so wenig belästigt, und so sicher leitet. Die meisten Anleitungen, die wir zu der Reise in und durch dieses seit 1741 entdeckte Thal haben, sind entweder ohne Interesse, oder zu einseitig, oder nicht angemessen genug, oder zu weitläuftig. Der Vf. hat nicht nur an Ort und Stelle selbst gesehen, und die vorzüglichsten neueren und älteren Werke, als *Berthauts von Berchem Itinéraire de la Vallée de Chamouni* (1805); *Pictets nouvel Itinéraire des Vallées autour du Montblanc* (1806); *Bourrits Itinéraire de Geneve* (1808); *Ebels Anleitung auf die nützlichste und genussvolleste Art die Schweiz zu bereisen,* (1810); die Reisen von *Saussure* und *Beaumont* benutzt, sondern auch kunsterfahrene Männer zu Rathe gezogen. Die geringe Seitenzahl und das kleine Format beweisen schon, dass er nicht für Naturhistorie und Geologie schreiben wollte; allein, wenn er auch nur auf den Genuss der schönen Natur, die sich hier mit dem Erhabenen auf das Innigste einigt, Rücksicht zu nehmen scheint: so hat er doch selbst für den Geologen und Botaniker, in Andeutungen hinlängliche Winke gegeben, sich näher durch die Natur und die vorhandenen naturhistorischen Werke zu unterrichten. Allgemeine Bemerkungen für Reisende in dieses Thal, die sehr zweckmässige Belehrungen enthalten, gehen den verschiedenen Reiseplänen, die sich auf 18 oder 5 bis 6, oder auf weniger Tage Aufenthalt beschränken, vorher. Jeder Tag hat seine eigene Station, von Genf bis Bonneville, von Bonneville bis St. Martin, von St. Martin bis Chamouni. Dann folgen allgemeine Notizen über das Thal, über den Ort Chamouni und den Montblanc, und hierauf die Reise auf den Montanvert und das Eismeer, zum Gletscher des Bois und zur Quelle des Arveiron, auf den Chapeau, auf den Buissonsgletscher, auf den Berg Beven, den Berg Croix de Flegére, auf den Col de Balme und nach Martigny, nach Bex, Evian, und zurück nach Genf. Überall sind die Neben- und Seiten-Wege, die Nothwendigkeit und Namen der besten Führer, die Mittel zur Sorge für Speise, Trank und Kleidung, die Gasthöfe, Ruhepuncte, die geographischen, statistischen, historischen Notizen, die Aussichten, meistens richtig, angegeben. Die versprochene Charte fehlt, und gern hätte man dafür das Kupfer: der Wasserfall von Nant d'Arpenas, entbehrt.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 NOVEMBER, 1811.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Jena, in der crökerschen Buchhandlung: *Beyträge zur Belebung des religiösen Sinnes in Predigten, grösstentheils mit Hinsicht auf die bisherigen verhängnissvollen Zeiten*, gehalten von Dr. *J. G. Marezoll.* 1811. IV u. 698 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Es war der Zweck des verdienstvollen Vfs. dieser Predigten, zu Belebung des religiösen Sinnes die gegenwärtigen verhängnisvollen Zeiten zu benutzen. So sagt er selbst in der Vorrede zu den Predigten. Gewiss ein würdiger Zweck, den jeder Geistlicher unserer Tage sich setzen sollte. Soll *diese* Zeit, eine Zeit der Zerstörung, des Wandels, der Trübsal und der Lehre, unbeherzigt vorübereilen, ohne dass der Mensch fühlend und denkend sie betrachte, und in seinen Busen greife und seinen Geist fest mache in dem Wandel auf Erden? — Daher ist es jedes Geistlichen heiligste Pflicht, seiner Gemeinde in's Herz zu reden, in welcher Zeit sie lebt, und ihr das Verständniss zu eröffnen über die Gegenwart. Niemand kann dieses besser als er.

In diesem Sinne wohl hat Hr. *M.* die vor uns liegenden Predigten gehalten, und für ein grösseres Publicum niedergeschrieben. Er lebt an einem Orte, der ihm häufige ausserordentliche Gelegenheiten darbot, die Schicksale der Zeit zu Gegenständen religiöser Vorträge zu machen. — So finden wir hier treffliche Themata für diesen Zweck. Wir führen nur einige aus den 19 Predigten an, die diese Sammlung enthält. I. Die friedliche Stimme der Religion bey dem schreckensvollen Getümmel des Kriegs. Gehalten am 26 Oct. 1806, als am ersten Sonntage, wo (in Jena) wieder öffentlicher Gottesdienst seyn konnte. Der Text ist: 1 Petr. 5, 6—11, vortrefflich gewählt, da diese Stelle so leicht und so wahr die Hauptpuncte darbietet, die an einem solchen Tage zu beherzigen waren, und zu Trost und Erbauung gereichen konnten. — So sind die Texte der übrigen Predigten meistens reichhaltig und passend. — III. Gott gross und anbetungswürdig im Kriege; über Psalm 46, 9—11. Bey der Einweihung der Haupt- und Pfarr-Kirche zu Jena, deren Inneres bey der Schlacht ganz zerstört wurde. (Nur dass an diesem Tage mehr Freude in dem neuen Tempel hätte wohnen sollen, als diese Predigt ausspricht!) VIII. Über den Verfall der Religion. Text: Maleachi 3, 13—18. Am Busstage 1808. — XI. Die Ansichten des Lebens; über Psalm 90, 10. Am Neujahrstage 1809. — XV. Der Kampf des Weisen mit dem Schicksal; über 2 Tim. 4, 7—8. — XVI. Die Pflicht, sich mit der bösen Zeit zu versöhnen; über Ephes. 5, 15—20.

Die Predigtweise des Vfs. ist bekannt genug. Eine reine, gebildete Sprache, logischrichtige Entwickelung und ruhige Darstellung finden sich auch in diesen Predigten. Doch kann Rec. nicht verbergen, dass ihm der Ton derselben nicht von der Art scheint, dass er erbauend auf eine grosse gemischte Gemeinde wirken könnte. Es fehlt die Lebendigkeit, die den Zuhörer zum Folgen und Verstehen zwingt, die Eindringlichkeit, die Salbung im edleren Sinne des Worts. Auch ist die Sprache nicht die ächte der Predigt; dem Gebildeten, wie dem Ungebildeten, ist sie doch zu nüchtern, dem letzteren darum oft unverständlich. „Eine religiöse Stimmung des Gemüths — eine religiöse Ansicht der Dinge, ein religiöser Charakter" (S. 71) — das versteht er nicht; die weit reicheren, tieferen Worte der Bibel, die solche Gedanken ausdrücken, sind ihm viel verständlicher. — So lange die Bibel der Gemeinde die Ideen gab, und der Prediger in der Sprache der Bibel diese weckte und lebendig machte: so lange gab es eine Sprache, den Gebildeten und Ungebildeten gleich verständlich.

Mehrere Predigten handeln hier von dem Verfall der Religion und des religiösen Sinnes; wie so viele Predigten unserer Tage davon handeln. Doch hat Rec. noch nicht gefunden, dass eine Predigt recht eindringlich über die Unheiligkeit unserer Zeit geredet hätte, die alle Stützen des frommen Lebens, von einer bedächtigeren Zeit in die Flüchtigkeit, den Wechsel des Lebens gestellt, hinsinken lässt. — Wie viel fromme Gedanken lassen sich an die heiligen Schriften knüpfen, wenn diese, wie sonst, ein heiliges Kleinod der Familie wären und als solches gebraucht würden! Wie viel vermöchten nicht Hausandachten und die Feyer wichtiger bedeutungsvoller Tage! — Wie viel liesse sich anknüpfen an Begräbniss und Taufe! — Ist nicht der Sinn für Gemeinden fast verschwunden dadurch, dass solche Feyern nicht mehr Feyern der Gemeinde sind? —

Möchte es doch die Sorge der Geistlichen seyn, von heiliger Stätte herab solche Stützen des religiösen Sinnes wieder zu gründen! — Das ist nicht unausführbar. Der Mensch, auch der leichtgesinnte, sehnt sich am Ende doch nach einem Halt, nach etwas Gewissem, Bestehendem. Dadurch würde der Geistliche am besten für den religiösen Sinn der Familie sorgen. Und woher soll der religiöse Sinn wieder auf die Erde kommen, wenn er nicht aus dem Schooss der Familie ausgeht? wo ja Alles gepflegt werden muss, was der Menschheit Segen und Freude bringt? — nn.

Berlin, b. Amelang: *Die weise Benutzung des Unglücks. Predigten,* gehalten im Jahre 1809 u. 1810 von *R. Eylert,* kön. Hofprediger u. kurmärkischem Consistorialrathe. 1810. 413 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auch diese 26 Predigten haben ganz den Charakter früherer ähnlicher Arbeiten des als ascetischer Schriftsteller rühmlich bekannten Vfs. Daher wird zu ihrem Lobe nicht viel hinzuzusetzen nöthig seyn. Je mehr sie zeitgemäss waren, da sie gehalten wurden: um so tiefern Eindruck müssen sie gemacht, und um so mehr Nutzen müssen sie gestiftet haben. Dass auf die Zeitumstände nur hingedeutet wird, hat des Rec. vorzüglichen Beyfall. Viele Prediger scheinen zu glauben, nur solche Vorträge seyen zeitgemäss, worin die Begebenheiten des Tages geradezu erwähnt, wohl gar nach ihren einzelnen Theilen weitläufig geschildert werden; allein diess ist oft eben so unpolitisch, als wider die Würde der Kanzel. Was der Vf. darüber in der Vorrede (S. V) sagt, verdient daher besonders ausgehoben zu werden: „Ohne die Begebenheiten des Tages, als solche, zur Sprache zu bringen, habe ich mich bemüht, die tiefen und schmerzhaften Eindrücke, welche sie in ihrer angreifenden Härte und in ihrer zerstörenden Gewalt überall ohne Ausnahme machten, religiös zu benutzen, und sie mit dem Glauben an Gott und Jesum, mit den Aussprüchen der heil. Schrift und den Erinnerungen des Gewissens in eine ernsthafte Verbindung zu bringen. Denn obgleich die flüchtigen Erscheinungen der vorübereilenden Zeit und die Erfolge einer wandelbaren, von aller Moral so oft verlassenen Politik durchaus nicht in die öffentlichen religiösen Zusammenkünfte der Christen gehören, wo das Heilige und Bleibende das Gemüth zu einer besseren, unsichtbaren und höheren Ordnung der Dinge erheben soll: so würde doch der christliche Religionslehrer die Zeichen der Zeit nicht verstanden, die Sprache der Vorsehung im Gange grosser und erschütternder Weltbegebenheiten nicht vernommen, das erhabene Muster der Lehrweisheit seines grossen Meisters noch nicht begriffen haben, wenn er mit Stillschweigen und gänzlichem Übergehen dessen, was in der Aussenwelt geschieht, was jedes menschliche Herz so tief bewegt, und das Leben in seinen edelsten und zartesten Bestandtheilen angreift, nur immerfort die allgemeinen Glaubens- und Sitten-Lehren des Christenthums, ohne Rücksicht auf Zeit, Ort und Bedürfnisse, vortragen wollte." Wie wahr, gewiss und schön gesagt ist das alles! Rec. möchte hinzusetzen, dass ja eben darum immer neue Predigten gehalten werden sollen, weil ältere nie ganz den jetzigen Zeitumständen angemessen seyn können, und dass man nur gedruckte herlesen lassen dürfte, wenn alle für alle Umstände passten, und nicht vielmehr jeder Ort und jede Zeit eigene verlangten. „Aber die Grenzlinie ist hier, wo der Vf. S. VII eben so wahr fortfährt, sehr fein und zart gezogen: sich mit festem und leichtem Schritt so auf derselben zu erhalten, dass man in Benutzung und Anwendung der Zeitbegebenheiten doch immer in dem höheren Gebiete der Religion bleibt, und zu jenen nur herabsteigt (hinabsteigt), um desto kräftiger zu diesem zu erheben, ist eine Aufgabe, deren Lösung besonders bey einem gemischten Publicum, wo es so leicht ist missverstanden zu werden, und wo man so gerne Auslegungen und Anwendungen macht, an die der Redner nicht dachte, ihre grossen Schwierigkeiten hat." Der Vf. hat sie trefflich gelöst, und Rec. wünschte, dass viele unserer Prediger, die so gerne local und temporell reden wollen, ihn darin sich zum Muster nehmen möchten. — Die Mischung des Zeitgemässen und allgemein Beherzigungswerthen in diesen Vorträgen, wird bewirken, dass man sie auch dann noch gern lieset und darin Erbauung findet, wenn die Ereignisse, die sie veranlasst haben, vergessen sind, indem sie eine leichte Anwendung auf andere ähnliche Umstände leiden, die immer wieder vorkommen; und so wird der Vf. auch durch diese Sammlung seinen Ruhm als eines vortrefflichen Kanzelredners, und selbst seinen Einfluss bleibend erhalten. Wegen des Titels könnte Rec. mit dem Vf. rechten. Denn man findet hier weder Alles, was zur rechten Benutzung der Leiden gehört, abgehandelt, noch haben alle hier gesammelten Predigten darauf Beziehung. Diess aber soll nur bemerkt werden, um etwas mit dem Inhalte dieser Vorträge selbst bekannt zu machen. Darüber, was zu thun ist, damit das Unglück nicht eine Reizung zum Bösen werde, ist wenig oder nichts gesagt; und doch, mag man noch so viel Rühmens von den Vortheilen der Leiden für die Bildung zur Tugend machen: immer ists gewiss, dass sie eben so leicht und vielleicht noch öfter zur Sünde verführen, daher sie auch in der Bibel Versuchungen heissen; und Prediger müssen vielleicht noch mehr vor den Gefahren warnen, welchen die Tugend unter dem Druck der Widerwärtigkeiten ausgesetzt ist, als den Nutzen schildern, den die religiöse und moralische Bildung daraus zieht. An sich sind die Unannehmlichkeiten der Erde nicht eben Hülfsmittel der Tugend, sie werden es nur durch die Art, wie der Mensch sie betrachtet, annimmt und gebraucht. Er muss sich darin beruhigen und erheitern, und in sofern gehören die 3 Predigt hieher: Seyd fröhlich in Hoffnung, und die 6: Wir wissen nicht, was im Irdischen uns gut ist (welcher Satz wohl etwas näher hätte bestimmt werden sollen). Er muss das Gute bedenken, das er auch unter den Leiden noch durch Gottes Güte hat, und daher konnte die 12 Predigt am Ärndtefest: Über die sich immer gleichbleibende Güte, womit Gott in der Natur für uns sorgt, hier ihren Platz haben. Er muss seine Seele sammeln, daher stehen Ermunterungen zur Einkehr in uns selbst bey dem Geräusche einer unglücklichen Zeit (worin nur auf die unglückliche Zeit zu wenig Rücksicht genommen ist) an ihrem Ort (7 Pr.). Er mag durch einen religiösen Naturgenuss sich zu stärken suchen (9, 10, 11 Pr.), zum Christenthum, insonderheit zur Bibel seine Zuflucht nehmen, wozu er durch die 13 und 14 Predigt, zum Theil auch durch die 17 (wie erscheint uns bey den Erschütterungen und Umwälzungen irdischer Reiche das Reich, das Jesus auf Erden stiftete) ungemein kräftig erweckt werden wird. Er muss der Tugend sich befleissigen, und dazu wird er

durch die beiden trefflichen Schilderungen des frommen Mannes zur Zeit des Unglücks (1 Pr.) und der leidenden Tugend (18 Pr.), auch zum Theil durch die des sterbenden Christen nach dem Muster Jesu (19 Pr.) ermuntert werden. Alles das sagt aber nicht sowohl, wie das Unglück, als vielmehr was im Unglück zu benutzen sey. Die 8 Pr.: Über die zarte Sorgfalt, die wir frommen Rührungen schuldig sind, würde etwas mehr von dem Ersteren angeben, wenn ausgeführt wäre, wie das Unglück fromme Rührungen hervorbringt. Die 2 Pr.: Wir haben viel gewonnen, wenn wir durch das Unglück der jetzigen Zeit genügsamer geworden sind, und die 16: Das Unglück der jetzigen Zeit ein Beförderungsmittel der Selbstständigkeit, sind, strenge genommen, fast die einzigen, welche, wenn etwas benutzen so viel heisst, als aus der Sache selbst Vortheile ziehen, die man sonst vielleicht nicht haben würde, wohl eigentlich das auf dem Titel angegebene Thema ausführen helfen. Wer sieht aber nicht, dass noch gar vieles dazu Gehörige fehlt? — Wie dem aber sey: so wird man Alles, was uns der Vf. hier gegeben hat, mit vielem Danke annehmen, und mit Freude und Nutzen lesen, selbst auch die übrigen Vorträge, die in noch entfernterer oder gar keiner Beziehung mit dem stehen, was der Titel erwarten lässt. Die letzte Rede z. B., bey der Confirmation einiger gebildeter Töchter aus dem höheren Stande, wird nicht leicht Jemand ohne eine recht innig fromme, starke Rührung lesen können, und sie muss die Handlung selbst, bey der sie gehalten worden, nicht nur feyerlich rührend, sondern auch bleibend erwecklich gemacht haben, und die 15 Pr.: Wie die Männer beschaffen seyn müssen, die das Beste der Stadt mit glücklichem Erfolge befördern wollen (vor der Wahl der Stadtverordneten gehalten), kann ein Muster seyn, wie solche auf bürgerliche Angelegenheiten Bezug habende Vorträge mit religiöser Weihe zu verfertigen sind.

Soll übrigens Rec. noch etwas tadeln: so sey es erstlich bey der sonst sehr logischrichtigen Anordnung des Ganzen die oft zu grosse Anzahl der Theile, die zuweilen auf wenigere hätten zurückgeführt werden können, und dann bey dem fast musterhaften Kanzelstil die zu häufigen Apostrophen und Prosopopoeieen, die nach Rec. Urtheil in christlichen Predigten nur sehr selten seyn sollten. Rec. wünscht wenigstens, dass angehende Prediger *hierin* den Vf. nicht nachahmen, wenn sie ihn auch sonst in allem Übrigen zum Muster nehmen wollen. Dfr.

Breslau, b. Max u. Comp.: *Predigten*, gehalten und herausgegeben von *Daniel Krüger*, fürstbischöflichem Schulen- und Seminarien-Inspector, Domprediger der Kathedralkirche. 1810. I B. 243 S. II B. 247 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese zwey Bände enthalten 26 Predigten; und wenn das Urtheil einsichtsvoller und unparteyischer Männer über dieselben nicht abschreckend ausfällt: so soll nach der Erklärung in der Vorrede noch ein dritter Band folgen. Vielleicht also beschenkt der Vf., der an seinem Orte ein beliebter Prediger zu seyn scheint, und gewiss viele Aufmunterung verdient, uns noch mit mehreren Kanzelvorträgen. Ein Sporn für Rec., seine Beurtheilung so zu fassen, dass sie zugleich für den Vf. lehrreich werde, indem sie zuerst die Vorzüge hervorhebt, dann aber ihn auch auf einige Fehler aufmerksam macht, die er in der Folge leicht vermeiden wird, bey deren Vermeidung aber er auf dem Wege ist, ein vorzüglicher Kanzelredner zu werden. Der Vf. würde sich auch unter protestantischen deutschen Predigern auszeichnen; unter katholischen aber, wo die trefflichen noch weit seltener sind, werden ihm wenige gleich kommen. Man kann ihn seinen Amtsbrüdern in vielen Stücken als Muster empfehlen. Die Themata sind gemeinnützig und interessant; die Veranlassungen, welche die Kirchenfeste geben, sind gut benutzt: doch ist bloss auf das hingewiesen, was für alle Christen wichtig ist, nur an zwey oder drey Orten hat Rec. eine besondere Rücksicht auf Katholiken gefunden. Selbst in der Predigt am Fronleichnamstage, wo sonst wohl gegen Protestanten controvertirt werden musste, spricht der Vf. von der Verehrung des Altar-Sacraments so, dass wir nichts dagegen haben können. Er nimmt freylich (und wer könnte ihm das verdenken?) die Ceremonieen seiner Kirche (wenn er sie zuweilen Beobachtungen nennt: so ist das wohl ein etwas verfehlter Ausdruck) in Schutz; aber er will, dass sie Bedeutung haben sollen. Man sieht, er will, wie er als katholischer Prediger soll, das Gefühl seiner Zuhörer besonders ansprechen; und indem er dieses Gefühl nur durch solche Ideen erweckt und belebt, welche die Vernunft billigt: so werden protestantische Prediger ihn darin eher nachahmen, als tadeln können. Besonders verdient wohl bemerkt zu werden, dass er selbst von den Kreuzzügen, von denen einige neuere protestantische Prediger mit hoher Verehrung und Begeisterung zu reden beginnen, weil ihre Unternehmung, und Vieles, was darin geschah, von Liebe zu Jesus Christus und von Hingebung des Sinnlichen für das Übersinnliche zeuge, mit Bedächtigkeit redet. S. 239. Th. II heisst es: „Der kriegerische Geist der Vorwelt verschwisterte sich mit einer *religiös scheinenden* Sehnsucht nach dem Besitze des Landes, wo der heiligste Lehrer der Menschheit in beyspielloser Entbehrung und Entsagung gelebt hat. Ein blutiger *Krieg* sollte den Händen der Mohamedaner jene Stätte entreissen, wo der eben so kraftvolle, als sanftmüthige Heiland der Welt am Kreuz zwischen Gott und Menschen *Frieden* gestiftet hat. Die Vorstellung von der Verdienstlichkeit eines solchen Unternehmens begeisterte auch Ludwigs (es ist von dem Gemahl der heiligen Elisabeth die Rede) lebhafte Einbildungskraft, und konnte ihn bestimmen, seine nächsten und heiligsten Gatten-, Vater- und Regenten-Pflichten über dem Kampf und der Wiedereroberung des heiligen Landes zurückzusetzen.“ So wahr und gemässigt spricht der Vf. fast überall. Dabey ist in seinen Vorträgen viel Ordnung, und die Sprache ist mehrentheils herzlich, edel und zuweilen schön.

Doch wir dürfen bey den vielen Vorzügen, die diese Reden auszeichnen, auch der Mängel nicht vergessen, die sich hie und da eingeschlichen haben.

Zuerst hat Rec. etwas gegen einige Themata zu erinnern. Der Satz: Der Zweck des Lebens ist mehr werth als das Leben selbst, scheint als Thema einer Kanzelrede zu sententiös ausgedrückt. Einfacher und verständlicher würde es z. B. so lauten: Man muss das Leben nicht um sein selbst, sondern um der grossen Absicht willen lieben, wozu es uns gegeben ist, oder: Das Leben hat einen höchst wichtigen Zweck. Der Hauptsatz der 4 Predigt des 1 Bandes: Wie wir leben sollen, um unserer Geburt Ehre zu machen, hat entweder nur für diejenigen Interesse, die durch ihre Geburt besondere Vorzüge haben, und müsste in diesem Falle eingeschränkter ausgedrückt seyn, oder er ist einerley mit dem, wie wir unserer menschlichen Würde Ehre machen sollen. So nimmt ihn der Vf. Dass aber der letzte Ausdruck viel richtiger, als der erste sey, wird Jeder fühlen; und wenn auch das Fest der Geburt Mariens den Vf. verleitet hat, den Hauptsatz so auszudrücken: so entschuldigt diess nicht, theils weil er ein anderes Thema hätte wählen, theils weil er eine andere Verbindung des gewählten mit der Absicht des Festes leicht hätte finden können. Wenn der Vf. in der 7 Predigt des 1 Bandes einige Mittel angeben will, des Lebens froh zu werden: so ist es zwar wahr, dass Viele dieses sehr wenig verstehen, und daher wohl der Belehrung des Predigers bedürfen; es ist auch wahr, dass Religiosität uns des Lebens recht froh werden lässt, welches allerdings auch ein gutes Kanzelthema abgiebt. Allein nach Rec. Gefühl heisst es doch die Kanzel herabwürdigen, wenn man sie als eine Stätte betrachten lehrt, wo man des Lebens sich zu freuen lernen soll; wenigstens gehört nichts weiter dahin, als was die Religion zu dieser Freude am Leben beyträgt, und es hätten daher nicht im Allgemeinen einige Mittel angegeben werden sollen, des Lebens froh zu werden, sondern nur diejenigen, welche das Christenthum dazu anbiete. Vielleicht scheinen diese Erinnerungen Manchem unbedeutend; Rec. aber ist es wichtig, in diesem Beyspiele theils die Grenzen dessen, was auf der Kanzel vorgetragen werden kann, einigermassen bemerklich zu machen, theils zu warnen, dass man nicht, indem man nach Neuheit der Materie strebt, diese sogleich gefunden zu haben glaubt, wenn man, vielleicht etwas spielend und schief, im Ausdruck derselben etwas geändert hat. Ob übrigens die Beförderung eines frohen Lebens als Zweck des Religionslehrers, oder nur als Folge seines Geschäfts, angesehen werde, diesen Unterschied wird hoffentlich Niemand unerheblich finden. An einigen dieser Vorträge ist weiter zu tadeln, dass die Verbindung des Textes mit dem Thema sehr lose ist. Je mehr der Vf. Freyheit hatte, Text und Materie zu wählen: um so enger hätte er beides sich an einander anschliessen lassen sollen. Aber wie entfernt ist z. B. der Text Luc. 21, 29. 30: Sehet an den Feigenbaum u. s. w., von dem Thema: Wie man seines Lebens recht froh werden könne! Wie entfernt Luc. 2, 33: Sein Vater und seine Mutter verwunderten sich u. s. w., von der Andeutung der veränderten Ansichten beym Anfang und beym Schlusse des Jahres! Wie Joh. 16, 22: Ich werde euch wieder sehen u. s. w., von der Warnung, die sanfteren Gefühle der Menschlichkeit vom rauhen Zeitgeist nicht ersticken zu lassen (gegen welches Thema noch Manches zu erinnern wäre)! Ordnung, Darstellung und Sprache hat Rec. Beyfall; jedoch darf er auch einige Verstösse dagegen nicht ungerügt lassen. Wenn z. B. in der vorletzten Predigt des 2 Bandes die würdigste Feyer des Todes Jesu in ein gerührtes, dankbares, zu grossen Entschliessungen begeisterndes und wohlthätiges Andenken gesetzt wird: so hätte wohl aus dem zweyten und vierten Stücke kein besonderer Theil der Predigt gemacht, sondern gesagt werden sollen, dass dieses Andenken rührend und zu grossen Entschliessungen, sonderlich der Dankbarkeit gegen Jesum und der Wohlthätigkeit gegen den Menschen, begeisternd seyn müsse. Denn sofern Dankbarkeit gegen Jesum eine Empfindung ist, gehört sie zur Rührung; sofern sie Gesinnung ist, muss der Entschluss dazu bey der Todesfeyer Jesu geweckt werden; und der Ausdruck: wohlthätiges Andenken, ist offenbar verfehlt. Denn soll es Entschliessungen zur Wohlthätigkeit erwecken: so darf kein neuer Theil der Predigt daraus gemacht werden; soll es mit Ausübung der Wohlthätigkeit gegen Mitmenschen begleitet seyn: so hätte das deutlicher angezeigt werden sollen. In Rücksicht der Darstellung bleibt der Vf. oft zu sehr beym Allgemeinen, sonderlich in den Anfängen der Predigten, worin er oft zu weit ausholt. Wie langweilig ist z. B. der Anfang der 1 Predigt im 2 Bande! Wird der Zuhörer das so allgemein Gesagte sogleich, wie er es hört, wahr finden? Hat er Zeit genug, es als wahr und wichtig zu bedenken? Sollte nicht lieber in einem einzelnen Beyspiele die Sache klar gemacht werden? Und nun — warum jene ganze Tirade in dieser Predigt? Sie konnte ohne Schaden ganz fehlen. Einigemal wird man auch die Ausführung des Thema tadeln müssen. Wenn z. B. die heilige Achtung für gute, alte Sitten und Gebräuche empfohlen, aber kein Merkmal angegeben wird, diejenigen alten Sitten, die gut sind, zu erkennen: so muss man urtheilen, dass der Vf. ganz vergeblich geredet habe. Denn wer wird gestehen, dass er gute alte Sitten nicht achte? Jeder hält die, die er nicht mehr achtet, nicht mehr für gut. — Die Sprache ist im Anfange der 3 Pr. des 1 Bandes, sonst eben nicht, zu blumenreich. Einige verfehlte Ausdrücke, ausser den schon bemerkten, werden Vf. und Leser, auch ohne Hinweisung, noch auffinden. Einen Verstoss S. 58, wo die aus dem Buche der Sprichwörter genommene Redensart des Apostels Paulus: *Feurige Kohlen auf Jemandes Haupt sammeln*, ein Ausdruck Jesu heisst, erwähnt Rec. bloss um unserer jungen Prediger willen, die, mit der Bibel wenig bekannt, oft, ohne eine Concordanz nachzuschlagen, einen Ausspruch einem biblischen Verfasser zuschreiben, der ihn nicht hat, was freylich nie gelobt werden kann.

Dfr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 NOVEMBER, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Almanach für's Theater* 1812, von *Aug. Wilh. Iffland.* Mit 3 Bildnissen. 384 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

2) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1812. *Der Liebe und Freundschaft gewidmet.* Mit 18 Kupfern. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Amsterdam u. Leipzig, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Urania. Taschenbuch für Damen auf das Jahr* 1812. Mit 12 Kupfern. LXII u. 320 S. 8. (2 Rthlr.)

4) Darmstadt, b. Heyer u. Leske: *Rheinisches Taschenbuch für das Jahr* 1812. Mit 10 Kupfern. 314 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *Almanach von Iffland* (No. 1) verbreitet viele nützliche Belehrungen und Erinnerungen über die dramatische Kunst, eingekleidet in einen kleinen Roman, der Geist und Herz auf eine so anziehende Weise beschäftigt, dass er auch nach den strengsten Regeln der Kunst, so weit er jetzt vollendet vor uns liegt, nichts zu wünschen übrig lässt. Es ist *das Leben des Souffleurs Leopold Böttger*, dem er nach dem Beyspiele der älteren spanischen und italiänischen Erzähler, die auch alles, Person, Stadt und Ort, bestimmt bey Namen nennen, einen solchen Schein der Wirklichkeit zu geben weiss, dass man in der Täuschung nicht unterlassen kann, zu fragen, ob sich solches nicht wirklich zugetragen habe. Es herrscht darin bey grosser Einfachheit ein gehaltener, gemessener Ton, mit bedeutungsvollen Worten und Hinweisungen, wie das von einem guten Dramatiker am ersten zu erwarten steht, und zugleich mit einer Herzlichkeit, die ganz den deutschen Sinn des Vfs. charakterisirt, wobey vielleicht nur weniger Thränen zu wünschen wären. Dieser kleine, noch unvollendete Roman nimmt den grössten Theil des Taschenbuchs ein; das Übrige ist diessmal unbedeutend. Sehr nöthig scheint die Erinnerung wegen der genauen Haltung der Theaterproben; aber was der Vf. über den bloss verständigen Vortrag sagt, ist sehr unvollständig und unbefriedigend, weil die verschiedenen Fälle nicht gehörig erörtert, und das Wahre vom Falschen in einer solchen Foderung nicht deutlich gesondert und zur Erkenntniss gebracht ist. Es wäre ja entsetzlich, wenn nur irgend ein Theater auf den Gedanken kommen sollte, die Empfindungen einer handelnden Person in den Worten bloss mit den Lippen zu sprechen! Welch ein gefühl- und charakterloses Publicum müsste nicht eine solche Angewöhnung voraussetzen! — Den Schluss macht ein Bericht über verschiedene Bühnen, das Personal und die aufgeführten Stücke betreffend.

No. 2. *Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft* erfüllt seine schöne Bestimmung diessmal ganz vorzüglich, indem es in einer grossen Mannichfaltigkeit von Erzählungen und Gedichten bald für eine ernstere, phantasiereiche und gemüthvolle Unterhaltung, bald für Erheiterung sorgt, und so den Stimmungen nachgeht, worin sich liebende Herzen etwa befinden mögen. Die niedlichen Tabellenkupfer stellen die Monate in verschiedenen Scenen ihrer Beschäftigungen und Vergnügungen dar, und daneben giebt der Ausleger in Versen einige Gedanken und Einfälle zum Besten, die er an die Gegenstände anzuknüpfen sucht. Der *Tanz* von *Gramberg* eröffnet die Unterhaltung mit sehr lieblichen Bildern und einer anmuthigen Sprache, die aber in Distichen noch besser zum Gegenstande passen würde. Die Erzählung von *St. Schütze: Erste Liebe treue Liebe*, ist romantischer Art. Dadurch, dass eine nahe Erscheinung allmählich aus entfernteren Ereignissen hergeleitet wird, bekommt das Ganze den Schein eines Räthsels, das die Aufmerksamkeit spannt. — Ernst und an das Tragische streifend ist die folgende Erzählung nach *Bondello* von *Beauregard Pandin: Liebe aus der Ferne*, die in einem periodischen, gediegenen Stil durch einen grossen Wechsel äusserer Geschichtlichkeit angenehm unterhält, wenn sie auch weniger in das Innere der Charaktere blicken lässt. — *Der Zögling der Liebe*, von *Fr. Kind*, versetzt uns in ein romantisches, magisches Halbdunkel mit lieblichen Lichtstreifen, worin wir der in das gewöhnlichere Leben hinführenden Entwickelung zwar mit Neubegier, aber, lieber an den Täuschungen hangend, fast ungern folgen. — *Charlotte von Ahlefeld* hat in der orientalischen Erzählung: *Die Fusstapfen des Löwen*, ihren Gegenstand, der nicht viel äussere Veränderung darbietet, mit einer erhabenen Einfachheit, und doch in einer blühenden Sprache recht würdig behandelt. Bey diesem gleichsam ringenden Wetteifer der Dichter tritt *Luise Brachmann* in der Erzählung: *Der Zauber der Tugend*, bescheiden zurück, indem sie nur in ganz gewöhnlichen, häuslichen Verhältnissen verweilt, und hier gewiss ist, die Liebe des gutmüthigen Lesers zu gewinnen, und auf sein Herz zu wirken. Der kleine Aufsatz: *Die Familie Süss und Sauer*, von *Lindner*, enthält gute Bemerkungen, die, aus der Erfahrung richtig aufgefasst, in einer launigen Schilderung wiedergegeben sind. —

Langbein hat mehrere Gedichte der Unterhaltung gewidmet, die durch Geist und Laune, und durch eine kraftvolle, correcte Sprache gefallen. *Fr. Kind* lockt mit schwelgerischer Phantasie in mancherley Liebesscenen, und wir betrachten vorzüglich *die Schlummernde* mit vielem Vergnügen, obgleich das Bild dazu mit einer mangelhaften Zeichnung der erregten Erwartung nicht ganz entspricht. Unter den Gedichten von *St. Schütze* heben wir die *Braut im Walde*, das etwas von der Anmuth einer Waldlandschaft an sich trägt, und *das deutsche Weinlied* wegen seiner Herzlichkeit aus. Sonst verdienen das *Künstlerherz* von *L. Brachmann, Kunstweihe* von *C. Schreiber*, und ein Gedicht *zur Hochzeit einer Schauspielerin*, das in seiner Leichtigkeit leise an *Goethen* erinnert, noch einer besonderen Erwähnung. Die Kupfer, wenige ausgenommen, gereichen dem Taschenbuche zur vorzüglichen Zierde. —

No. 3. *Urania* enthält Vielerley von sehr verschiedenem Werthe. Den Vorzug geben wir darin den Beyträgen von *Fouqué*. Das Gedicht: *Warnung*, ist sinnvoll und tief gedacht. Die Erzählung: *Ixion*, erregt auf eine geisterhafte Weise dunkle Schauer. Demnächst setzen wir ein grösseres Gedicht von *Fr. Kind: das Geheimniss*, von anziehendem Inhalt und malerisch-kraftvoller Schilderung. Dass ein Aufsatz von *Jean Paul: Selbstrauung*, sehr reich an hohen, genialen Einfällen ist, bedarf keiner besonderen Versicherung; weniger mit Gelehrsamkeit überladen würde die Kirchenrede noch ergötzlicher seyn. Der *Dichterberuf* von *Zimmermann*, mehr rednerisch als philosophisch abgefasst, möchte doch die Poesie durch eine überwiegende praktische Verwendung leicht in die Gefahr einer zu grossen Beschränkung setzen, obgleich von ihrer Bestimmung sehr würdig gesprochen wird. Zwey Elegieen von *Karl Streckfuss* haben mehr den Reiz der äusseren Malerey als des inneren Gefühls. Eine artige Kleinigkeit ist das Gedicht von *Helmina: Das Mädchen und die Welle*, so wie auch die *Harfenspielerin* von *Aug. Wilh. Schlegel*. Die *Scenen aus dem Pastor Fido* von Demselben möchten aber hier, aus dem Zusammenhange gerissen, wenig Theilnahme finden. Der *Mondstein und der Stadtschreiber*, eine Erzählung von *Apel*, ist burlesker Art, ermangelt aber bey der komischen Höhe der ernsten Tiefe, d. h. die Sonderbarkeiten sind nicht tief genug aus der menschlichen Natur geschöpft, und beruhen nur auf einer flüchtigen Annahme der Phantasie. *Die Rechtssache* von *Laun* ist von geringer Erfindung, doch nicht ohne Interesse. Ergötzliche Leichtigkeit hat das *Neujahrspiel* von *H. C. Dippold*. Die Vergleichung zwischen *Kant* und *Hamon* von *Reichardt* wird man gern lesen; die allgemeine *Standrede* von *Weisser* nicht unwillig aufnehmen: aber schwerlich an der *Reise um den Tisch* von *Spiritus Asper* Wohlgefallen finden. Wenn der Vf. unter anderen sagt: Amor, sende mir den *Zephyr* der humoristischen Laune: so deutet er schon damit an, was ihm fehlt. *Etwas über Seume* von *Wilhelmine Spazier*, den Lesern gewiss willkommen, macht den Beschluss. Die acht Kupfer, welche Scenen aus *Goethes* Wahlverwandtschaften darstellen, zeigen einige gelungene Gesichter; vier, die pantomische Attitüden der Madame Hendel-Schütz wiedergeben, sind sauber und erwecken Interesse. Drey Abhandlungen von *Falk* dazu sind wenigstens geistreich, wenn sie auch ihren Gegenstand nicht erschöpfen und philosophisch befriedigen. Bey seinem Bestreben, das Schicksal in den Wahlverwandtschaften zu zeigen, fällt dem Rec. ein anderer Kritiker ein, der mit demselben Hinblick auf Vortrefflichkeit den Zufall darin aufzählte. So verschieden sind die Ansichten!

No. 4. *Das rheinische Taschenbuch* liefert gleichfalls einige Kupfer zu den Wahlverwandtschaften, die aber gänzlich misslungen sind. Wie viele Figuren sind nicht gleich im ersten gegen den Gedanken, der durch das schwebende Glas ausgedrückt wird, verschwendet! Schöneren Anblick gewähren vier beygefügte Landschaften. — Nach einer Genealogie der regierenden Häupter in Europa geht der eigentlichen Unterhaltung eine Reliquie von *Schiller* vorher, die in einem gelegentlich verfertigten Brautliede besteht, und vorzüglich wegen des schönen Schlusses allerdings der Mittheilung werth war. Dabey wird bemerkt, dass die Verleger geglaubt hätten, in diesem Falle von ihrem angenommenen Grundsatze, nur historische Aufsätze und romantische Darstellungen in ungebundener Rede aufzunehmen, einmal abweichen zu dürfen; woraus man zugleich die Absicht und den Plan für dieses Taschenbuch ersehen kann. Zwey historische Aufsätze: *Züge aus dem Leben Ludwigs des Vierten oder Heiligen*, Landgrafen von Thüringen, von *K. L. Justi*, und: *Margaretha von Provence*, Königin von Frankreich, von *Cäcilia*, geben auch mit den wenigen flüchtigen Zügen eine eben so angenehme als nützliche Lectüre, und am liebsten möchte vielleicht der deutsche Leser bey dem ersten verweilen. — Den übrigen Raum des Buchs füllen *kleine Romane und Erzählungen*, die sich fast alle an geschichtliche Vorfälle und Begebenheiten anknüpfen. *Fragment eines Briefes* von *R.* enthält eine kurze, unglückliche Liebesgeschichte, die noch mehr durch Mannichfaltigkeit der Scene und durch allmähligen Fortgang die Aufmerksamkeit fesseln und befriedigen würde. Etwas skizzenhaft ist auch der folgende, aus der sächsischen Geschichte entlehnte Aufsatz von *Fr. Kind: Die Dame am Brunnen*, doch nicht ohne Interesse. Am ausführlichsten ist *die Seereise* von dem *Verf. der Heliodora*, worin drey Liebesgeschichten auf *eine* zurückgeführt werden. Der Erzähler hat nur das Auffallende darin, z. B. wie die drey Reisenden nach Mittheilung ihrer Geschichte auf einmal ihre Geliebte in einer und derselben Person erblicken, nicht romantisch und geschickt genug in der Vertheilung des Colorits behandelt, so dass es den gehörigen Eindruck machen, und auch im Leser die angenehme Verwunderung erregen könnte, wozu die Geschichte ganz den Stoff darbietet, wenn nicht vielleicht auch der Grund der zu geringen Wirkung darin liegt, dass er die Charaktere zu flüchtig behandelt, und nicht die Aufmerksamkeit des Lesers genug für sie gewonnen hat. Bey dem allen ist die Erzählung doch unterhaltend. — *Berghems Prüfungen* von *G. L. Rau* ist Anfangs anziehend, aber ungleich

im Fortgange und nicht immer glücklich in den Motiven. — Das geistreiche Mährchen von *Weisser*: *Der Kobold*, würde noch mehr an zauberischem Reiz gewinnen, wenn es von einer gröfseren Milde der Phantasie umschwebt würde. L. W.

Berlin, b. Hitzig: *Taschenbuch für das Trauerspiel und Lustspiel.* Mit Musik, schwarzen und ausgemalten Kupfern. Erstes Bändchen. 1810. 174 und 132 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

Aus einer Nachricht des Verlegers erfahren wir, dafs ihm der kotzebuesche Almanach dramatischer Spiele die Idee zu diesem Taschenbuche gegeben habe. Wie jener periodisch Nachspiele, so soll dieses Trauer- und Lust-Spiele liefern. Darstellbarkeit soll bey der Aufnahme der zu gebenden Stücke vorzüglich berücksichtigt werden. Das erste Bändchen enthält zwey dramatische Dichtungen. Die erste heifst: *Die Katakomben*, Trauerspiel von *Karl Wolfart*. Die eigentlichen Helden desselben sind die Christen zu Nero's Zeiten. Ihr Heldenthum ist ein christliches; es besteht in Leiden. Ihre Tugenden sind Geduld, Standhaftigkeit, und Vertrauen auf den Erlöser. Aber sie unternehmen nichts; und was etwa von ihren Anführern, als solchen, noch unternommen wird, geht hinter der Scene vor, wird nur erzählt, ist nicht entscheidend. Diese Unthätigkeit schwächt das Interesse, ja zerstört es. Nur der Christ, nicht der Mensch, kann Antheil daran nehmen. Der Dichter würde mit seinem Thema nicht weit gekommen seyn, wenn er nicht das Interesse des ganzen römischen Staats hineingeflochten hätte. Aber da ist wieder kein Held, mit dem wir handeln, für den wir zittern können. Denn Galba, der erst am letzten Ende des Stücks im Triumphwagen ankommt, und als Imperator begrüfst wird, ist uns während des Stücks so gut als unbekannt; und den abscheulichen Nero, der vor unseren Augen immer Unsinn und Unheil anrichtet, wünschen wir ehestens los zu seyn, und wundern uns über die Feigheit der Römer, wie sie den uns schon so Unerträglichen so lange ertragen mögen. Geschildert ist er indessen ganz der Rolle gemäfs, die wir ihn in der Geschichte spielen sehen. Ob die Aufgabe gleich nicht sehr schwer war: so müssen wir doch den Vf. loben, dafür, dafs er nie den historischen Gesichtspunct aus den Augen verlor, und das schlaffnervige Ungeheuer sich bis zum Tode gleich bleiben liefs, seine Kunstwuth mit eingerechnet. Auch hat er seinen zweyfaltigen Stoff so künstlich bearbeitet, dafs man in keiner besonderen Scene den Mangel an Interesse spürt; die Situationen, die Äufserungen der Charaktere halten sowohl die Neugier als die Empfindung immer warm. Die Bühne wird nicht, wie bey manchen französischen Meisterstücken, mit declamirenden Vertrauten und hohlen Selbstgesprächen ausgefüllt, um dessen Zeit zu einer Begebenheit zu lassen, die nachher erzählt auf die Breter gebracht wird. Auch ist das Schicksal der in den Katakomben eingeschlossenen Bekenner des Glaubens mit Roms und Nero's Schicksalen untrennbar verbunden. Dazu kommt die edle Sprache des Dichters, die sich den Gegenständen wohl anschmiegt, nie sinkt, nie lyrisch wird. Selten windet sie sich bis zum Unverständlichen, wie in der Stelle, S. 27, Nero spricht:

Wenn ich dem Volk den Muttermörder singe,
Auch keine Wimper, die den Cäsar meint,
Dafs *er* mit mir die Bühn' nicht auch betrete,
Dann Angstgestöhn statt Saitenspiel ertöne,
Wenn er die Rollen plötzlich tauschen will,
Und, statt durch sich das Volk sich selbst am Volke
Belustigend, ein blutig Spiel beginnt.

Die zweyte Dichtung ist von *J. L. S. Bartholdy*, und heifst: *Der Liebe Luftgewebe*, ein Lustspiel. Es ist das Gemälde eines kleinen müssigen Hofes, wo die Herren und Damen vor lauter Wohlseyn nichts zu thun haben, als sich durch Liebe und Eifersucht unruhig zu erhalten, um ihr Blut nicht gefrieren zu lassen. Jeder liebt, und wird geliebt, nur nicht von dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit; die höchsten Personen ausgenommen, die ihre Herzen auch feilbieten, und nichts als kalten Respect dafür heimtragen. Keiner gelangt zur Befriedigung seiner Wünsche, und das Stück endigt mit der Verabschiedung ihres allgemeinen Rathgebers, der, wie billig nach dem Weltlaufe, dafür bestraft wird, dafs ihn seine Gönner und Gönnerinnen in ihre Angelegenheiten gemischt haben. Dieser Rathgeber und Wirbel des ganzen Hofes ist Harlekin; aber nicht der gemeine Zauberbube und Possenreifser, sondern ein feiner Weltmann, der, da er mit heterogenen Menschen leben mufs, für sich keine Nahrung findet, und den Anderen deswegen die Schüsseln nach ihrer Laune vollgiefst. Nach S. 16 ist er

Ein Fremder, doch bekannt mit Stadt und Hof,
Doch selber sich so Keinem recht vertrauend,
Dienstwillig und gefällig Jedermann,
Und ohne Lohn bereit zu Rath und That,
Die zweyten Rollen wählend aus Geschmack,
Ein Freund der Künste und der Künstler Freund,
Dazu ein wenig neckend, unbeständig
Und kalten Bluts, wie jenseit der Gebirge.

Alle Plane, Anstalten und Feyerlichkeiten verunglücken durch das ganze Lustspiel, aus welchem Niemand getröstet hervorgeht, als die Dummen, das Volk, das in den letzten Auftritten mit auf das Theater gelassen wird, sich an den Sonderbarkeiten nicht satt sehen kann, nichts von den Vorgängen begreift, und da es bemerkt, dafs der spöttische Abschied manierlich genommen wird, sich einbildet, es sey eine *Comédie larmoyante* gespielt worden, und im Chor zu singen anhebt:

Allen ward der Abschied schwer,
Gaben tiefer Rührung Zeichen.
Auch mein Herz fühl ich erweichen,
Und um wie die Herrn zu scheinen,
Wollen wir ein Tutti weinen.

Für ein grofses gemischtes Publicum ist dieses originelle Lustspiel nicht geschrieben. Der darin herrschende Scherz ist nur der artigen Welt fühlbar; der schärfste Spott vergifst nie, in welcher Umgebung er sich äufsert. Dafs der Dichter, bey dem reizenden Stoffe, immer vor der Grenzlinie der Carricatur geblieben ist, verdient Bewunderung. An einem Hofe aufgeführt, würde das Stück wie überzuckerter Wermuth schmecken, und schwerlich würden die Zuschauer, wie Hamlets Onkel und sein Gefolge: Licht! Licht! Licht! rufen. — Die beiden Ku-

pfer bestehen aus einem Neroskopfe, und den drey Masken, Arlechino, Pantalon und Brighella, die der Verleger nach Puppen zeichnen liess, die in Italien ausdrücklich als Vorbilder des Maskencostüms verfertigt worden. Der Druck ist sauber.

Wst.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, in Comptoir für Literatur: *Ist das schöne Geschlecht auch wirklich das Schöne* (schöne)? Allen Schönen gewidmet von *Adolph* Freyherrn *von Seckendorf*. 1810. 60 S. 8. (10 gr.) Nein, sagt Hr. *v. S.*, das schöne Geschlecht ist nicht das schöne. Eine unbegreifliche Behauptung, die eben so viel sagt, als: das weibliche Geschlecht ist nicht das weibliche. Da wir den Vf. eines unauflöslichen Widerspruchs geziehen haben: so wäre die Recension hier fertig, wenn uns nicht eine billige Rücksicht auf die Wichtigkeit der Materie nöthigte, mehr die Sache, als die Worte, ins Auge zu nehmen, und die Schale fahren zu lassen, um den Kern zu gewinnen. Hr. *v. S.* hat sich sowohl in der Überschrift, als in vielen Stellen des Buchs, etwas — *cavalièrement* ausgedrückt. Wenn er so schreiben will: so können wir es nicht hindern; er hat ein besonderes Publicum, das ihn schon verstehen wird. Dass es das unsere nicht ist, dafür dürfen wir ihn nicht belangen. Der Satz steht demnach so: Das weibliche Geschlecht wird mit Unrecht das schöne genannt; nämlich in der Entgegenstellung mit dem männlichen. Das männliche ist das schöne. Alle Völker und Sprachen haben bisher geirrt; und da man den Irrthum bekämpfen muss, er erscheine, in welcher Gestalt er wolle: so ist es Pflicht, sich der Sache des armen niedergedrückten männlichen Geschlechts anzunehmen, und das weibliche nach diesem das hässliche zu nennen. Doch kann das nur unter der Bedingung geschehen, dass uns Hr. *v. S.* von der Richtigkeit seines Satzes überzeugt hat. Er tritt wie ein biederer Ritter mit gutem Bewusstseyn auf, „welches ihm auch den Muth giebt, seinen Namen zu nennen, und sich keineswegs hinter Anonymität zu verstecken, ihn auch hoffentlich vor der Gefahr sichert, sich das schöne (weibliche) Geschlecht zum Feinde zu machen; welches Schicksal er sich für keinen Preis in der Welt, in keiner Station seines Lebens, bereitet wissen wollte." O! wenn das sein ganzer Muth ist: so steht sein Handel sehr übel. Wir sind gewiss, wenn er uns Männer zu dem allgemeinen Entschlusse bringt, den Weibern das Prädicat der Schönheit abzunehmen: so wird die Rache des hässlichen Geschlechts ihn tausendfach treffen, wenn er nicht mit der Zauberwaffe der höchsten Gleichgültigkeit dagegen gerüstet ist. Da wird er erst das Fürchterliche in dem Charakter seiner Feindinnen erkennen, und entweder um Gnade flehen, oder eigensinnig beharrend unter Schmerzen ausrufen: Hab' ich nicht Recht? Kann das fürchterliche Geschlecht wohl das schöne seyn? Es kann ihm nichts helfen, dass er denjenigen „zur literarischen Fehde auffodert, der ein grösserer Verehrer des weiblichen Geschlechts, als er selbst, seyn zu wollen behauptet." Handlungen zeigen den Mann, nicht Bittworte. Wer den Damen die Krone der Schönheit raubt, kann ihr Verehrer nicht seyn, hat keine Gunst von ihnen zu gewarten. Es kann ihm nichts helfen, dass er sich in seinen vierziger Jahren noch für gefährlich hält, und sogar „mit einer Probe, doch in allen Ehren, zu Befehl stehen will." Jetzt zu seinen Beweisen.

Er wettet zehn gegen eins, dass, wenn man den schönsten Mann neben das schönste Weib stellt, und alte und junge Weiber zu Schiedsrichterinnen annimmt, wem (wen) sie hübscher finden, die Damen dem schönen Mann den Preis zuerkennen werden. Die Wette wäre nicht einfältig, und der Gewinn ziemlich sicher. Wie aber, wenn man Männer zu Schiedsrichtern setzte? Da müsste Hr. *v. S.* wohl bezahlen. Mit dem Wetten ist es also nicht gethan; wir wollen bessere Gründe. Es folgen einige. Weil die Weiber eitel sind: so nimmt der Mann sie schmeichelnd durch die Versicherung ihrer Schönheit gefangen, und bestimmt sie, seinen Wünschen nachzugeben; daher mag wohl das weibliche Geschlecht das Prädicat der Schönheit erhalten haben. Der Vf. gesteht indessen, diess nicht für gewiss behaupten zu können; er meint nur so. Jetzt definirt er das Schöne. Es soll seyn „die Zusammenstimmung des Mannichfaltigen zu einer auf die Sinne wirkenden wohlgefälligen Einheit;" welche öfter bey dem männlichen, als bey dem weiblichen Geschlechte angetroffen werde. „Da wir bey den (dem) männlichen Geschlechte mehrere (n) einzelne (n) Schönheiten begegnen, warum wollen wir diesen (m) Geschlecht (e) nicht die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass es das schönere sey?" Jetzt soll die Mehrheit entscheiden; der Satz bekommt ein anderes Gestell. Aber wie ist die Wahrheit auszumitteln, da, wie der Vf. mit Recht fürchtet, die Damen sich keiner allgemeinen *Landrevue* unterwerfen werden? Er weiss Rath. Man stelle sich in den grösseren Städten an die Thüren der Schauspielhäuser, Ball- und Concert-Säle, in kleineren Städten und Dörfern an die Kirchthüren. Unter den vielen wird man, wie er meint, kaum 2 oder 3 hübsche, zu geschweigen schöne, Mädchen bemerken. Von da gehe man auf die Wachparade, und sehe die schönen Männer an. Oder, weil doch beym Militär schon Auswahl Statt gefunden hat, stelle man sich vor die Hörsäle der Professoren, und „man wird kaum so viele hässliche Studenten finden, als man dort hübsche Mädchen gezählt hat." Er geht noch weiter, indem er vorschlägt, „die angenommene *sittsame* Maxime, dass die Jünglinge die Bewerber machen, und die erste Erklärung vorbringen müssen, ganz wegfallen zu lassen." Was die Mädchen sich da für Körbe holen würden! Auch vergisst er die längere Dauer der männlichen Schönheit nicht. Wenn er aber auch die Grösse der Männer in Anschlag bringt, und sogar das Thierreich durchmustert, um die Schönheit der männlichen Geschöpfe daraus zu beweisen: so verwechselt er die Begriffe. Der männliche Schmetterling, der männliche Käfer ist schöner, als die weiblichen Arten; das heisst bunter, geputzter, mit mehr Anhängseln versehen. Unter den Wilden herrscht noch etwas Ähnliches, bey uns Europäern gerade das Gegentheil. Zwar haben unsere Damen, seit *Rousseau*, *Salzmann* und anderen Neidharten, angefangen, sich, wie man es nennt, natürlicher zu kleiden, aber nicht zu ihrem Vortheil. Denn erst von dieser Zeit an erfrecht man sich, Angriffe auf ihre uralten Vorrechte zu machen. Kehre wieder, du bescheidene, galante Zeit der Reifröcke, Schleppen, der Schnürbrüste, hohen Lockengebäude, Federbüsche und Haubenthürme! Das war die Zeit des weiblichen Triumphs, da zitterte die Ehrfurcht der Männer, da war Annäherung schon eine Gnade, da ward ein vermessener Handkuss knieend abgestattet. Damals bändigte die Gegenwart einer voll angezogenen Dame die rohen männlichen Zungen, mit ihrem Fächer regierte sie das Gespräch. Damals war sie *schön* durch den *Schein*, die Sprache selbst erkannte ihr das Prädicat zu. Nie hätten die Damen sich überreden lassen sollen, Griechinnen zu werden. Ja, wenn sie ihre deutschen Männer hätten zu Griechen umwandeln können!

Es wäre nicht zu wünschen, dass sich eine deutsche Frau (Verstand, Witz und Scharfsinn spricht der Vf. den Weibern nicht ab) der Sache ihres beleidigten Geschlechts annehmen, und das Prädicat der *Stärke*, welches die stolzen Männer sich zueignen, genauer untersuchen möchte. Wir würden erschrecken, wenn wir sähen, wie Viele unter uns mit Recht schwach, hinfällig, furchtsam, zaghaft, kriechend, mattherzig genannt werden müssten. Wie nachgiebig, demüthig und niedergeschlagen erscheinen so viele Männer vor ihren Oberen, ihren Widersachern, ihren — Weibern! Wie vertrauensvoll, keck, ihrer Sache gewiss, treten dagegen die Frauen eben dieser Männer auf! Und doch würden wir es für grosse Schande halten, wenn wir nach geschehener Untersuchung als das schwache, kraftlose, feige Geschlecht sollten gestempelt werden. Und doch hätten wir es zu fürchten. Denn selbst in der Syllogistik kommen wir gegen die Weiber zu kurz. Unsere Kategorieen sind nicht die ihrigen; sie kämpfen wie die Parther, und siegen fliehend. Also lieber nicht weiter disputirt. Der Handschuh des Hn. *v. S.* werde nicht aufgenommen, und die Sache vertuscht. Wir beharren bey dem erschlichenen Prädicat des starken, und lassen den Weibern die Ehrenzeichen des schönen Geschlechts. Sollte nichts desto weniger irgend ein Mann durchaus schön, und mit seiner Schönheit gefährlich seyn wollen: so mag Martial über ihn absprechen:

Bellus homo et magnus vis idem, Cotta, videri:
Sed qui bellus homo est, Cotta, pusillus homo est.

Lu.

Monatsregister

vom

November 1811.

I. Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1811.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Vogel: *Für Prediger.* Eine Zeitschrift zur Belebung der Religiosität durch das Predigtamt, herausgegeben von Dr. *Heinr. Aug. Schott*, ordentl. Prof. der Theol. in Wittenberg, und M. *Heinrich Wohlrath Rehkopf*, Pred. in Globig bey Wittenberg. Erster Band. 1811. Erstes Heft 112, zweytes Heft 128, drittes Heft 138 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diese neue Zeitschrift kündigt sich als eine erweiterte, auch auf andere Länder berechnete, Fortsetzung des *Predigerjournals für Sachsen* an, das jetzt sechs Jahre bestanden, und auch ausserhalb des ihm bestimmten Wirkungskreises eine freundliche Aufnahme gefunden hatte. (Vgl. Jen. A. L. Z. 1805. No. 288). Die Herausgeber versprechen, den auf dem Titelblatte angegebenen Zweck noch näher und fester im Auge zu behalten, als es in jenem Journal geschehen ist, und denken ihn dadurch zu erreichen, dass sie theils Abhandlungen liefern, wodurch diejenigen Kenntnisse, Gesinnungen und Geschicklichkeiten geweckt werden können, welche dem Prediger zu dieser Absicht nöthig sind, theils Nachrichten mittheilen, um ihm Thatsachen bekannt zu machen, die er zu dem Ende wissen muss, und die seine Amtserfahrung und Amtsklugheit befördern können.

Wenn es nun in jetzigen Zeiten wohl nöthig ist, dass Prediger, welche religiöse Gesinnungen in ihrem Kreise befördern sollen, die Bibel, sowohl in den Originalsprachen, als in der Übersetzung, fleissig lesen, und davon in ihren Vorträgen einen häufigen und zweckmässigen Gebrauch machen: so werden die in diesem ersten Bande vorkommenden Abhandlungen *über die Quellen der Bibelscheu* vom Conf. Assessor *Heidenreich* zu Merseburg (I u. II Heft) und *über den Gebrauch der Bibel, besonders der neutestamentlichen Bücher*, vom Super. M. *Seyffarth* in Herzberg (III Heft) hier an ihrer rechten Stelle seyn. Wenn christliche Religionslehrer wahre und würdige Vorstellungen von ihrem Amte und dessen Zwecke haben müssen: so wird die *Beantwortung der Frage, welches die schriftmässige Lehre vom Amte der Schlüssel sey*, vom Gener. Super. *Brescius* zu Lübben (St. I u. II), so wie die Untersuchung *über das Erziehungsrecht der Kirche* vom Pred. *Hecht* hier sehr willkommen seyn. Was Hr. Pred. *Warmholz* über den *Schaden* sagt, *der in der jetzigen Zeit aus dem öfteren Wechsel der Katechismen entsteht* (St. II), verdient auch sehr beherzigt zu werden. Die Abhandlungen *über den Werth und Gebrauch des Historischen in der Religion* (St. II), *über den Geist und Zweck der Erbauung* vom Prediger *Voigtländer* (St. III), werden viel wirken können, Prediger dahin zu bringen, dass sie ihre Amtsgeschäfte mehr im Geiste des Christenthums verrichten, eben daher aber auch wahrer Religiosität dadurch mehr beförderlich werden. Wenn die Klage, dass die Predigten so wenig Nutzen schaffen, wie (St. II) geschehen, erwogen wird: so kann dadurch der nöthige Muth der Prediger gestärkt werden. Was *über die Hindernisse* gesagt wird, *warum jetzt auf unsere studirende Jugend christlich religiöse Motive so wenig wirken* (St. III), und so sehr wahr und beherzigenswerth ist, kann dazu dienen, dass zur Vorbereitung und Bildung solcher Prediger, wie sie seyn sollen, noch etwas Anderes und Besseres geschieht, als wir uns rühmen können. Denn, was hilft es doch, wenn wir gute Exegeten, geschickte Kirchenhistoriker, scharfsichtige Philosophen zu Predigern haben, aber nicht christlich religiöse Männer? Der Aufsatz: *Die Kirche als der Wirkungskreis des heil. Geistes* von *Voigtländer* macht den kirchlichen Verein so wichtig, wie ihn wohl jeder Christ und christlicher Prediger sich denken sollte, wie er aber noch selten gedacht wird. So sind fast alle Abhandlungen, welche die Herausgeber in diesen Band aufgenommen haben, eben so lesenswürdig, als zweckmässig. Der christlich religiöse Geist, der darin wehet, wird viele Herzen ansprechen, und gewiss nicht ohne Segen seyn. Die Vff. erkennen es, dass Religiosität nicht ohne Gefühle seyn könne; aber sie vergessen auch nicht, dass diese Empfindungen von der Vernunft gebilligt, und durch den Verstand geleitet werden müssen, und erhalten sich gleich ferne von dem Mysticismus, der wieder einigen Eingang finden will, und von der kalten Verstandesreligion, deren sich viele Theologen bisher rühmten.

Nur in der ersten Abhandlung des Hn. Pred. *Voigtländer: Die Kirche als der Wirkungskreis des heil. Geistes*, hätte Rec. mehr Deutlichkeit und Auseinandersetzung der Begriffe gewünscht, besonders auch darum, dass hier Grundsätze des Protestantismus und Katholicismus unterschieden bleiben, und nicht letztere empfohlen werden. Bey der, *über den Wechsel der Katechismen*, möchte die Erinnerung an ihrer Stelle seyn, dass dieser Wechsel doch nothwendig ist, wenn die bisher gebrauchten Lehrbücher schlecht sind, und man, wie der Vf. selbst urtheilt, noch keines hat, welches dem Ideal eines guten Katechismus

entspricht, aber doch das Bessere dem Schlechteren vorziehen muss. Die Gefahren, welche der Vf. ahnet, scheinen auch vermieden werden zu können, wenn man die jetzigen Lehrbücher nicht auswendig lernen lässt, wozu sich die wenigsten eignen, und wenn die, welche man gebraucht, keine gar zu auffallenden Verschiedenheiten haben. Die Abwechselung selbst kann dazu dienen, dass die Einsicht allgemeiner werde, das Christenthum bestehe nicht in Worten, sondern in der Kraft; und *dagegen* wird auch der Vf. schwerlich etwas haben, dass mehrere in einem Geiste geschriebene Katechismen für verschiedene Subjecte, oder für einerley Schüler in verschiedenen Lehrcursen gebraucht werden, welches Jange für nothwendig erachtet worden ist, und immer werden muss.

Wenn Hr. *Hecht* in dem Aufsatz *über das Erziehungsrecht der Kirche* Strafen für diejenigen nöthig hält, die von den Anstalten der Kirche nicht rechten Gebrauch machen, und die Prediger von dem Rechte, diese Strafen zu verhängen, ganz ausschliesst: so möchte doch gegen beide Behauptungen viel einzuwenden seyn. Der Kirche wird zwar ein Erziehungsrecht nicht abgesprochen werden können: aber sie muss immer bedenken, dass Erwachsene anders als Kinder, Gelehrte anders als Ungelehrte, zu behandeln sind, ja, dass ihr Zweck immer nur auf dem Wege der Überzeugung, wenigstens der Meinung und Freyheit, nie des Zwanges oder der Gedankenlosigkeit, erreicht werden soll. Wenn bürgerliche Nachtheile mit Verachtung der kirchlichen Institute verbunden seyn sollen: so darf diese Verbindung wenigstens nie unmittelbar, höchstens nur durch die Meinung der Menschen, Statt finden. Durch die Wahrheit, und allenfalls durch die Meinung, müsste die Kirche überhaupt nur regieren, und durch nichts weiter. Kirchenvorsteher müssten nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet seyn, einzelnen Menschen, ihre Vorgesetzten ausgenommen, privatim oder in Gegenwart Mehrerer über die Verachtung kirchlicher Anstalten Vorstellungen zu thun, sie vor sich zu fodern, ihnen Verweise zu geben; weiter aber dürfen sie nicht gehen. Wirken diese nicht: so haben sie das Ihrige gethan, und müssen den Erfolg der Freyheit eines Jeden und der Vorsehung überlassen. Nur dazu muss Jeder angehalten werden können, dass er diese Belehrungen anhören muss, und dem, der sie im Namen der Kirche thut, nicht unanständig begegnen darf. Wenn aber an diesem Rechte der Prediger keinen Antheil haben soll: so ist zu erwarten, dass es bald gar nicht und nie recht werde geübt werden, indem Andere weder das nöthige Interesse an der Sache, noch auch die gehörige Geschicklichkeit dazu so, wie dieser, haben werden. Dagegen aber ist zu erwarten, dass alle äusseren Religionshandlungen wieder sehr gewöhnlich werden, wenn ein Kirchenvorstand, aus Gliedern der Gemeinde gewählt, mit dem Prediger die Aufsicht über die Kirchengenossen hat, bemerkt und anzeigt, wer es an äusserer Religiosität ganz oder grossentheils fehlen lässt, und dann der Prediger beauftragt wird, einem solchen Gliede erst einigemal privatim, und dann, wenn dieses nicht hilft, vor den Presbytern über sein Betragen in der Wahrheit gegründete Vorstellungen zu thun, die angehört werden müssen. Man wird solche Besuche oder Vorfoderungen scheuen, und die Meinung von der Wichtigkeit der Sache wird bald wieder allgemein werden. Die wenigen, die hier als Eximirte betrachtet werden können und müssen, werden theils solche Vorstellungen nicht nöthig haben, da sie selbst wissen, was wahr und gut ist, theils aber werden sie sich doch auch bald nach dem grossen Haufen richten müssen. Ein unerlaubter Zwang aber findet dabey gar nicht Statt, indem durchaus kein bürgerlicher Nachtheil damit verbunden werden muss, wenn Jemand die Ermahnungen und Verweise vor dem Presbyterium angehört hat, aber sich nicht danach richtet, und die Kirche bleibt in ihren Grenzen, indem sie nur lehrt und ermahnt, aber aufhören würde, eine äussere Gesellschaft mit äusseren Rechten zu seyn, wenn nicht auch Jemand gezwungen werden könnte, ihre Ermahnungen anzuhören. Mühe wird es kosten, auch nur diese Kirchenordnung einzuführen; um so weniger verdienen die Vorschläge des Vfs., welche gewiss nicht angenommen werden, Berücksichtigung.

Der Vorschlag des Hn. *Seiffart über die Organisation des Schulwesens, wie sie seyn sollte*, (St. I), scheint nur etwas entfernt in den Plan der Herausgeber zu gehören; er verdient aber wohl erwogen zu werden, wenn gleich die Idee besonderer Schulen für künftige Professoren und gelehrte Schullehrer, wenn darunter nicht Seminarien für solche, die schon die allgemeine gelehrte Bildung erhalten haben, in späteren Jahren aber sich diesem besonderen Geschäfte widmen, verstanden werden, chimärisch zu seyn scheint.

Die Rede des Hn. *M. Menzmann am Grabe einer Frau, welche an den Folgen einer Verbrennung mit entzündetem Liquor gestorben*, ist zwar nach guten Grundsätzen ausgearbeitet, hat aber nichts Hervorstechendes, und es ist nicht zu wünschen, dass mehrere solcher homiletischen Arbeiten diesem Journal einverleibt werden.

Die *Nachrichten*, welche einen grossen Theil dieser Zeitschrift ausfüllen, haben, die auch mit darunter befindlichen Recensionen ausgenommen, ausser *Sachsen* wenig Interesse und könnten kürzer gefasst seyn. Rec. findet keine, die er etwa hier auszuziehen und so zu allgemeinerer Kunde zu bringen wünschte. Immer aber verdient die Zeitschrift, wenn sie sich, wie von den würdigen Herausgebern zu hoffen ist, ihrem Geiste treu erhält, fortgesetzt und in und ausser Sachsen gelesen zu werden, indem der grosse und würdige Zweck derselben gewiss durch sie befördert werden wird. Dfr.

LEIPZIG, b. Barth: *Memorabilien für das Studium und die Amtsführung des Predigers.* Herausgegeben von Dr. *Heinrich Gottlieb Tzschirner*, ord. Prof. der Kirchen- und Dogmen-Geschichte auf der Universität zu Leipzig. I Band. 2 Stück. 1811. IV und 225 S. gr. 8. (18 Gr.)

Wenn dieses viel versprechende periodische Werk (S. die Recens. des ersten Stückes 1810. No. 277) schon bey dem zweyten Stücke die Abänderung des Planes erlitten hat, dass nicht mehr drey Stücke des Jahres

zu bestimmten Zeiten, sondern nur dann erscheinen sollen, wenn der Herausgeber in dem Besitze brauchbarer Materialien sich befindet: so ist dieses theils ein Geständniss, dass Memorabilien in jedem Fache etwas Seltenes seyen, theils eine Verbesserung des Planes, welche die Leser zu der Erwartung berechtigt, dass sie, wenn nicht *multa*, doch *multum* empfangen sollen. Vor allen ziehet in diesem Stücke die Aufmerksamkeit des Lesers an die Fortsetzung und Vollendung der gehaltreichen Abh.: *Kritik der dogmatischen Systeme, welche in der protestantischen Kirche gefunden werden.* Der zweyte Abschnitt enthält die dreyfache Kritik der dogmatischen Systeme; nämlich eine *logische*, welche das System, als solches; eine *hermeneutische*, welche den Inhalt, und eine *ethische*, welche das Verhältniss der Systeme zu dem moralischen Zweck der Kirche untersucht. Um auf diese merkwürdige Abhandlung aufmerksamer zu machen, geben wir einen gedrängten Auszug, bey welchem wir vorzüglich zur Absicht haben, den Gang des Vfs. zu bezeichnen. *Logische Kritik.* Nachdem der Vf. die Requisite einer solchen Kritik festgestellt hat, nämlich ein deutliches und bestimmtes, zureichendes und begründetes Princip, und consequente Durchführung desselben: so zeigt er, dass nur zwey Systeme in Ansehung des allgemeinen Grundsatzes die logische Kritik aushalten, das *biblische* und *rationalistische*, wovon das erstere rein historisch auf Offenbarung gegründet, das andere dagegen historisch - philosophisch ist. Nur wird mit Recht erinnert, dass bey dem letzteren das Princip nicht constitutiv, sondern regulativ seyn müsse. In Ansehung der Consequenz halten die Kritik nicht aus die *biblisch-synkretistischen* Systeme, wie das *biblisch-symbolische*, das *biblisch-philosophische*, wo man zwar die höchste Autorität der Schrift anerkennt, bey einzelnen bestimmten Lehren aber verläst. Hier auch eine Kritik der Accommodationslehre. Ferner bestehen nicht in der Kritik das *eklektische* und *eudämonistische* System, deren Principien unbestimmt, unzureichend, und unbegründet sind; ferner das *idealistische* der Identitätsphilosophie, und das *ethisch-hermeneutische*, welches die kantische moralische Interpretation zum Princip hat, weil beide der Offenbarung einen ihr fremden Sinn aufdringen. Probehaltig bleiben also allein das *rein-biblische*, und das *ethisch-kritische* System, welches letztere die Idee der Sittlichkeit als die Norm zur Beurtheilung der gegebenen christl. Glaubenslehren behandelt. — *Hermeneutische Kritik* (der Vf. schreibt hermenevtisch und doch eudämonistisch!). Diese Kritik untersucht, ob das gewählte Princip eine reine Auffassung des Sinnes heiliger Schriften gestatte, oder zu einer Abweichung von demselben nöthige. Auch hier wird gezeigt, dass das bibiblisch-*symbolische* System diese Kritik nicht aushalte, welches besonders an der Trinitätslehre, der Erbsünde, der göttl. Natur Christi, der Hypostasis des πνευμα ἁγιον etc. nachgewiesen wird: ferner halten diese Prüfung nicht aus alle rationalistischen Systeme mit constitutiven Principien, z. B. das idealistische, ethisch-hermeneutische: so dass auch hier nur das rein-biblische und ethisch-kritische System als probehaltig bleibt. Die *ethische* Kritik untersucht drey Fragen: 1) Giebt es Systeme, welche durch ihre Tendenz die Sittlichkeit hindern? 2) Welche Systeme enthalten die Grundsätze, welche als nothwendige Bedingungen der Erreichung des kirchl. Zweckes betrachtet werden müssen? 3) Läst sich darthun, dass eines dieser Systeme von zweyen den kirchlichen Zweck mehr begünstige als das andere? Hier verdient das freymüthige und ernste Urtheil des Vfs. eine Auszeichnung, wie allein das *idealistische* System durch seine Tendenz den Zweck der Kirche hindere. Denn abgesehen davon, dass die Naturphilosophie (ist nur ein *Theil* der idealistischen Philosophie, nicht das Ganze derselben. In der Logik, Metaphysik der Natur u. s. w. ist auch nicht die Rede von moralischer Bestimmung) keine moralischen Vermögen und moralische Bestimmung des Menschen anerkenne, diesen nur als eine nothwendige Erscheinung des Absoluten ansehe, keinen heiligen Regierer, sondern nur ein lebenschwangeres Universum, und keine persönliche Unsterblichkeit zugebe: so hindere den Zweck der Kirche die poetische Mystik derselben, welche das Unendliche und Göttliche nicht gläubig ergreifen, sondern unter allerley Bildern schauen, und den Menschen zum Anschauen Gottes und der Vereinigung mit ihm erheben will. Überdiess zeichne diese Philosophie sich aus durch eine Überschätzung der Gebräuche, und Herabsetzung der Lehrvorträge, so wie die Freunde dieser Philosophie einen ceremonieenreicheren, durch Kunst verschönerten Cultus (Katholicismus) fodern. (Auffallend ist es dagegen, wie Hr. Prof. *Winter*, ein Katholik, in seiner Liturgie nach dem Beyspiele Christi und seiner Apostel *Sparsamkeit* und *Nüchternheit* der Gebräuche fodert, weil ihre Überladung nur zerstreue, und sittliches Verderben gebäre.) Der Vf. hätte die religiöse Tendenz der idealistischen Philosophie auch geradezu mit Heidenthum bezeichnen können. Die ethische Prüfung bestehen abermals nur das rein-biblische und das ethisch-kritische System. Von diesen beiden giebt der Vf. im 3 Abschnitte eine vergleichende Zusammenstellung, wobey auf die Abweichung und Übereinstimmung, Gründe und Schwierigkeiten beider Systeme gesehen wird. Die Abhandlung verdient eine besondere Bekanntmachung, wobey es wohl ein neues Verdienst wäre, wenn der Vf. noch in *homiletischer* Hinsicht die Nachtheile der falschen Systeme zeigte und mit Beyspielen belegte. II. *Über* (die) *zweckmässige Anwendung der historisch-psychologischen Interpretation auf der Kanzel, namentlich bey Vorträgen über die Verrätherey des Judas Ischarioth.* Vom Mittagsprediger *Goldhorn* in Leipzig. Diese Abhandlung, welche die Idee des Hn. D. *Paulus* im dritten Theile seines Commentars über den Judas vertheidigt, dass seine Verrätherey eine unglückliche Speculation sey, Jesum zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen, hat uns wegen ihrer Ungründlichkeit und ihres unklaren Hin- und

Her-Redens gar nicht befriedigt. Wie viel hätte die Abhandlung gewonnen, wenn der Vf. sich und seinen Lesern die Grundsätze der psychologischen Interpretation, ihre Gültigkeit und Zulässigkeit, und insbesondere die beschränktere Anwendung derselben für den Prediger klar gemacht hätte! Dann hätte er zugleich ein Beurtheilungsprincip gehabt, ob und in wiefern die *paulus'sche* Hypothese psychologische Interpretation, oder psychologische Dichtung sey. Einen historisch-psychologischen Grund kann Rec. nicht finden, der mit einem Scheine der Nothwendigkeit zu *Paulus* Hypothese führt. Dass der Eigennutz und die Habsucht des Ischarioth, diese *kalte* Leidenschaft, sein *schnelles*, *ungestümes* Verfahren nicht erkläre, hat Rec. schon lange, auch auf der Kanzel, gesagt. Aber auffallend war es dem Rec., hier den Zweifel zu finden, ob Geiz und Habsucht überhaupt charakteristische Eigenschaften des Judas gewesen seyen, eines Menschen, dem das Heiligste für Geld feil war, der die verruchten Worte aussprechen konnte: was wollt ihr mir geben, so u. s. w. Bey aller dieser Eigennützigkeit des Judas kann doch Rec. bey demselben weder einen tief angelegten, weit hinaussehenden Plan, noch eine so schwarze Bosheit finden, sondern eine zornige Leidenschaftlichkeit, die schnelle Rache in der Leidenschaft beschliesst, und auf der Stelle ausführt. Als die Folgen seiner raschen That sich weiter erstrecken, als er es glauben konnte: klagt er nicht über verfehlte Speculation und Unklugheit, sondern über verübtes Unrecht, gerade wie ein Mensch, der in der Leidenschaft handelte. Der Raum verstattet es nicht, unsere Idee gehörig zu entwickeln; daher nur das Resultat. Rec. kann bey Judas weiter nichts finden, als eine zornige, rachsüchtige Aufwallung aus beleidigtem Ehrgefühl, der seine Rache auf eine solche Weise nimmt, dass die ältere Leidenschaft der Habsucht zugleich mit befriedigt werde. Nur indem die Habsucht nicht die herrschende, sondern bloss die associirte, begleitende Leidenschaft ist, wird es erklärlich, dass Judas mit so Wenigem zufrieden war. Für zurückgesetzt, der Verachtung blossgestellt, an seiner Ehre gekränkt konnte Judas sich halten. Das seelenloseste Geschäft hatte er; keiner der ehrenden Aufträge, wie an Petrus u. s. w., ergehet an ihn. In Bethanien bekömmt er einen öffentlichen Verweis, selbst vor weiblichen Zeugen, dass er, der Rechner, eine Edelthat nicht zu schätzen wisse. Unmittelbar mit diesem Vorfall verbindet Matthäus 26, 14 und Marcus 14, 10 den Gang des Judas zu den Hohenpriestern, als die *Veranlassung* des verrätherischen Gedankens. Dieser Gang konnte Jesu nicht unbekannt bleiben, und aus diesem geheimen Umgange mit seinen Feinden, so wie aus dessen Mienen und Betragen, konnte der grosse Menschenkenner des Judas Vorhaben leicht errathen. Sollte er nicht auch der Gegenstand geheimer Sticheleyen von Seiten der Übrigen gewesen seyn? — Bey dem Osterlamm wird er durch das σὺ εἶπας öffentlich als der Verworfene bezeichnet, *und nach dem Bissen*, wodurch er wenigstens dem Johannes und Petrus als Verräther bezeichnet wurde, die gewiss mit Abscheu ihn anblickten, *fuhr der Teufel in sein Herz*. Joh. 13, 17. Was in Bethanien in Judas Seele anfing, das wird jetzt vollendet. Dort Anfang der Wehen, hier die Geburtsstunde der schwarzen That. Ganz zu Schanden gemacht, ergreift ihn stürmische Wuth; er kann das Ende der Mahlzeit nicht abwarten; er ist in Hitze, er stürmt von dannen, um Alles schnell zu ordnen. — Nur auf rasche Thaten, die in der Leidenschaft beschlossen, in unbesonnener Hitze ausgeführt werden, folgt bey wiederkehrender Ruhe und Überlegung eine eben so schnelle und tiefe Reue. Eben so feurig, wie im Handeln, erscheint Judas auch in seiner Reue, dass, nachdem alle Versuche, Jesum zu retten, misslangen, er lieber sterben will, wenn sein Freund nicht leben soll, und sein Selbstmord hat etwas Erhaben-Tragisches. Für den Prediger hat die psychologische Vermuthung viel Interesse, dass Judas wahrscheinlich mit den Gegnern Jesu Umgang, Bekanntschaft hatte, dass Jesus dieses merkte, und daher Kenntniss von seinem Vorhaben besass. Joh. 13, 26. III. *Über die Kunst zu predigen*. Aus dem Französischen des Predigers *Reybaz* zu Genf, übersetzt vom Condiaconus *Adam* zu Ulm. Dieser Aufsatz ist nichts weniger, als ein Memorabile, und Belehrungen über diesen Gegenstand, Enthüllungen der Kunst des Predigers, möchten wohl am wenigsten von Übersetzungen aus dem Französischen zu erwarten seyn. — IV. *Die Katechese am ersten Adventssonntage*, gehalten vom Vicedirector *Dolz*. Ein schönes organisches Ganzes bilden hier Aufmunterung, Gebet, Anrede und die Katechese über das Thema: *Das Feyerliche der Zeit, die mit dem heutigen Tage beginnt*. Die Kunst, die psychologische Natürlichkeit, und die anscheinende Leichtigkeit, mit welcher dieser treffliche Katechet hier den Begriff und das Gefühl des Feyerlichen in der kindlichen Seele erweckt, erinnerte den Rec. an jene feyerlichen Stunden, wo er einst voll Andacht unter den Zuhörern desselben in der Freyschule zu Leipzig sass, und so oft der Lehrenden und Lernenden mit Entzücken sich freute. Aufs neue hingerissen in jenen Kreis, und mit heilig-feyerlichen Gefühlen überrascht wurde Rec., als er in dieser Katechese las, wie Hr. *Dolz* seine Kinder zum Schlusse auch noch vorbereitete auf das Feyerliche, und die würdige Feyer des folgenden Tages, *des vierten Jubiläums der leipziger Universität*. Glücklicher konnte die Seite, von welcher, und der Ton, mit welchem dieser feyerliche Tag Kindern zu einem frohen, feyerlichen Dankfeste gegen Gott gemacht werden kann, nicht getroffen werden, als es hier von Hn. *D.* geschehen ist. Es thut wohl, die Lectüre dieser Katechese mit einem freudigen Blicke auf Leipzigs ehrwürdige Pflegerin der Wissenschaften zu beschliessen; und man kann hier wohl sagen: Auch aus dem Munde der Kinder hast du dir Lob bereitet!

Mc.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1811.

JURISPRUDENZ.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Handbuch der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde.* (Auf einem zweyten Titelblatte: *Handbuch des gemeinen deutschen peinlichen Rechts.*) Von D. *Karl August Tittmann*, königl. sächs. Hof- und Justiz-Rathe in Dresden. IV Theil. 1810. X u. 861 S. gr. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit diesem vierten Theile, welcher, wie Hr. *T.* es ausgedrückt hat, den theoretisch-pragmatischen Theil der Strafrechtswissenschaft und Strafgesetzkunde, oder, nach der gewöhnlichen Art zu sprechen, den Criminalprocess enthält, ist das Werk beschlossen. Dasselbe Lob, welches Rec. (1810. No. 178 und 179) den früheren Bänden ertheilt hat, darf auch diesem Bande nicht versagt werden. Genaue Bekanntschaft mit den Fortschritten der Wissenschaft in den neuesten Zeiten, verhältnissmässige Vollständigkeit in Anführung der verschiedenen Meinungen über die einzelnen Gegenstände, fast immer mit richtiger Auswahl in Aufnahme der vorzüglicheren Lehre, Klarheit in der Darstellung sind die Vorzüge dieses Werkes. *Mittermaiers* angefangenes Handbuch des peinlichen Processes und *Stübels* nunmehr vollendetes Criminalverfahren in den deutschen Gerichten, mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Sachsen, in 5 Bänden, haben von Hn. *T.* noch nicht benutzt werden können. Letzteres Werk würde ihm eine reiche Ausbeute neuer Ansichten und Ideen gewährt haben, mit welcher nunmehr erst eine künftige neue Auflage ausgestattet werden kann, die vorliegendes Werk wohl erleben wird, wenn schon selbst für Bücher dieser Art das goldene Zeitalter in Deutschland entflohen ist.

Der Vf. wollte nach der Vorrede auch auf die neuere Strafverfassung im Königreiche Westphalen Rücksicht nehmen. Indess beschränkt sich das, was hierüber vorkommt, auf einzelne Noten und Nachweisungen, welche, zusammengenommen, nicht einmal eine oberflächliche Ansicht des dort üblichen Verfahrens gewähren, und zu einer fruchtbaren Parallele zwischen dem Alten und Neuen nicht hinreichenden Stoff darbieten. Rec. sieht ein, dass dieser Zweck, bey der grossen Verschiedenheit des gemeindeutschen und des westphälischen Processes, ohne eine bedeutende Ausdehnung des Werks nicht erreicht werden konnte. Allein er glaubt doch, dass der Vf. entweder mehr geben, oder lieber diesen anderswoher erzeugten Sprössling, als einen in seinem Wesen dem gemein-deutschen Stamme im alten Sinne des Worts ganz fremdartigen Zweig, hätte unbeachtet lassen sollen.

Bey der Ordnung, in welcher die einzelnen Theile auf einander folgen, ist wohl Manches willkührlich. In vielen anderen Fällen collidiren die Gründe, einer gewissen Lehre diesen oder jenen Platz anzuweisen, so mit einander, dass die Entscheidung, wo eigentlich das Übergewicht ist, höchst schwierig wird. Rec. will also hierüber, zumal da Hr. *T.* in der Hauptsache den gewöhnlichen Weg eingeschlagen hat, mit Ausnahme eines einzigen Puncts, schweigen. Eigenthümlich ist es nämlich dem Vf., aber nach Rec. Meinung keineswegs zu billigen, dass er erst nach der Lehre von der Versendung der Acten von den einzelnen Beweismitteln spricht. Das Widernatürliche hievon leuchtet sofort ein, und dürfte durch den Übergang §. 788, dass es bey dem Urtheilsspruche auf die Gewissheit ankomme, welche sich dem Urtheilssprecher über die Schuld und Unschuld des Angeklagten aus den Acten darbiete, keineswegs hinreichend gerechtfertigt werden. Die Entwickelung der *Natur* eines jeden Beweismittels muss nothwendig vorausgehen, und hiemit die Beurtheilung der *Wirkung* oder der *Beweiskraft* desselben, sowohl nach allgemeinen Grundsätzen, als nach den in den positiven Gesetzen hierüber vorkommenden besonderen Vorschriften, in unmittelbare Verbindung gesetzt werden. Nunmehr erst kann davon die Rede seyn, was der Richter bey *Aufnahme* dieses Beweismittels zu beobachten hat. Hr. *T.* hingegen hat §. 761 ff. von der Abhörung der Zeugen, von der Verbindlichkeit zur Zeugenaussage, der Person des Zeugen u. s. w. gehandelt, und erst weiter unten §. 817 ff. von dem Beweise durch Zeugen, den Erfodernissen eines Zeugen, den fähigen und unfähigen u. s. w. Der Urkunden ist in dem Titel: Von dem Verfahren zur *Erforschung* des Straffalles und seines Urhebers, gar nicht besonders gedacht. Sie kommen erst im 2 Titel bey dem Verfahren zur *Beurtheilung* und *Entscheidung* des Straffalles §. 814 ff. unter den übrigen Beweismitteln vor, wo beyläufig mit angeführt wird, wie der Richter zu verfahren habe, wenn Urkunden vorhanden sind. Eben so folgt nunmehr erst die Lehre von den Anzeigen und deren Beweiskraft.

Jetzt noch einige einzelne Bemerkungen, besonders eine über eine von dem Vf. vertheidigte Lieblingsidee. Hr. *T.* will nämlich *den heillosen die ge-*

funde Vernunft fesselnden Satz (eigene Worte des Vfs.) stürzen, dass in Strafsachen auf die einmal erfolgte losssprechende oder mildere Sentenz kein härteres Urtheil, keine sogenannte *reformatoria in durius*, erfolgen könne. Lieblingsidee des Vfs. nennen wir sie, weil er selbige bey aller Gelegenheit, und zwar, wider seine sonstige Gewohnheit, mit einiger Leidenschaftlichkeit ausspricht; z. B. §. 667. Not. t. §. 705. Not. b. §. 778. Not. r. §. 784. Not. y. §. 859 und Not. w und x. §. 862 und Not. l und w. §. 864. Allein Rec. ist der Überzeugung, dass die von dem Vf. vertheidigte Lehre weder theoretisch richtig, noch weniger praktisch brauchbar sey.

Im Civilprocesse streiten sich zwey Individuen mit einander, von welchen wenigstens der Beklagte Unterthan des Staats ist. Der Staat entscheidet *als Dritter* zwischen diesen Parteyen durch die dazu angeordnete richterliche Behörde. Hier ist es der Natur der Sache angemessen, dass jedem Theile das Recht frey stehe, den Ausspruch einer noch vorhandenen höheren Instanz zu suchen. Aber dieses passt nicht auf das peinliche Verfahren, am wenigsten auf das in der Form des Untersuchungsprocesses. Es giebt in selbigem keine Gegenpartey des Angeschuldigten. Der Staat ist es nicht, und kann schon um deshalb nicht dafür gehalten werden, weil vernünftigerweise *Partey* und *Richter* *niemals* in einer Person vereinigt seyn können. Woher käme denn dem Staate das Befugniss, Recht zu sprechen, wenn er wirklich Kläger wäre? Er ist es aber auch in anderer Hinsicht nicht. Im Civilprocesse macht der Kläger eine bestimmte Anfoderung. Der Richter erkennt sie ihm freylich nur dann zu, wenn er beweiset, aber die Foderung des Klägers an sich ist unbedingt. Bey einer angestellten Untersuchung hingegen ist es nicht der Zweck des untersuchenden Richters oder des Staats, den Inculpaten zu bestrafen, sondern nur die Wahrheit zu erforschen. Die in den Gesetzen dem Richter ausdrücklich vorgeschriebene Pflicht ist es, dasjenige eben sowohl aufzusuchen, was zu des Angeschuldigten Vertheidigung gereicht, als dasjenige, was zu seiner Überführung dient. Was er thut, unternimmt er im Namen des Staats. Wie möchte also dieses die Thatsachen für und wider mit gleicher Unparteylichkeit untersuchende Subject als Gegenpartey des Angeschuldigten betrachtet werden? Ist endlich Alles untersucht: so wird nunmehr im Namen des Staats erkannt, ob ein Strafgesetz, und welches verletzt worden sey. Ein solches Urtheil kann niemals den Staat selbst graviren. Er ist es ja, der es durch seine Behörden ausspricht. Nur derjenige, wider welchen erkannt ist, kann Aufhebung oder Milderung der Strafe verlangen, und das nächste Urtheil hat es bloss mit der Statthaftigkeit oder Unstatthaftigkeit dieses Gesuchs zu thun. Von dem Civilprocesse kann hiebey kein Schluss auf das Verfahren in Criminalsachen gemacht werden. Beiden liegen sehr verschiedene Maximen zum Grunde, wie der Vf. §. 668 richtig bemerkt hat. Etwas ganz Anderes ist es, wenn der Richter die Grenzen der ihm vom Staate ertheilten Gewalt überschritten und nichtig verfahren hat. Er hat z. B. das in den Acten untersuchte Hauptverbrechen ganz übersehen, hat ein Gesetz unangewendet gelassen, nicht weil er es aus Gründen für unanwendbar auf den gegenwärtigen Fall hielt, sondern weil er es gar nicht kannte. Hier ist nicht von einer *reformatoria in deterius* die Rede, sondern von Ertheilung eines ersten Urtheils, nachdem das frühere von der höchsten Behörde cassirt worden war. Selbst nach französisch-westphälischem Rechte tritt die Wirksamkeit des Cassationshofes nur dann ein, wenn ein klares Gesetz des einfachen der neueren Zeit allein angehörigen Codex verletzt worden ist. Wo das gemeindeutsche Recht in seiner jetzigen Verfassung besteht, ist die Wirksamkeit eines Cassationshofes nicht wohl denkbar. Wie würde sich jetzt, fragen wir den Vf., ein Dikasterium ausnehmen, das *allenthalben* nach dem Buchstaben und Geiste der Carolina und der in mehreren einzelnen deutschen Ländern, zum Theil selbst in Sachsen, bis auf diesen Augenblick nicht ausdrücklich aufgehobenen peinlichen Gesetze aus dem 16 Jahrhunderte erkennen wollte? Unter den Augen der Regierungen hat sich ein milderer Gerichtsbrauch gebildet, der freylich, wie jedes nicht geschriebene Gesetz, etwas Schwankendes hat. Aber diesem in den Weg treten, ohne zugleich einen neuen, dem Geiste der Zeit angemessenen Criminal-Codex zu geben, hiesse das 16 Jahrhundert wieder zurückrufen. Was soll endlich, selbst die Existenz einer vollständigeren Criminalgesetzgebung vorausgesetzt, die doch immer noch Raum die Fülle zu abweichenden Erkenntnissen lassen wird, ja lassen muss, in der Praxis daraus werden, wenn die Lieblingsmeinung des Vfs. sich Eingang verschaffte? Wie lange sollen die Inculpaten im Gefängnisse schmachten, und, bald verurtheilt, bald losgesprochen, bald dem Tode, bald nur dem Zuchthause bestimmt, die Entscheidung erwarten? Die Facultät zu X. hat den Angeschuldigten in Ermangelung mehreren Verdachts absolvirt, weil zwar sehr viel Verdacht wider ihn, aber doch kein vollständiger Anzeigen-Beweis vorhanden war. Aber der Ankläger, der Fiscal, der untersuchende Richter denkt anders. Er wagt noch einen Gang, um sich des Inculpaten zu entledigen, und siehe da, der Schöppenstuhl zu Z. findet, dass mehr als halber Beweis vorhanden sey, und verurtheilt ihn zu einer ausserordentlichen Strafe. Die nochmalige Defension kann man dem Angeschuldigten nicht verweigern, der schon ein Urtheil für sich hat, und wirklich das dritte Dikasterium stellt das erste Urtheil wieder her. Was dem Inculpaten Recht ist, ist dem vermeinten Gegner, dem Staate, billig. Ein viertes Urtheil zieht wieder die Ansichten des Schöppenstuhls zu Z. vor. *Per varios casus, per tot discrimina rerum* wandelt endlich der Inculpat ins Zuchthaus, und der Sachkundige wird ermessen, welcher Zeitraum während eines solchen Verfahrens verfloss. Selbst das natürliche Gefühl empört sich dagegen, auf solche Weise den Angeschuldigten zum Balle des Schicksals, gleichsam zum Gegenstande einer rechtlichen Speculation

zu machen! Der Satz: Jeder muſs die Strafe leiden, die er durch ſeine That verwirkt hat, muſs mit einem anderen Erfahrungs-Satze verbunden werden, nach welchem die Handlungen des Menſchen oft in einer ſolchen Verwickelung erſcheinen, daſs es für das blöde Auge des menſchlichen Richters ungemein ſchwer iſt, zu beſtimmen, ob überhaupt, und welche Strafe nach dem Geſetz verwirkt ſey. Dann ſtöſst man auf die verſchiedenſten Anſichten ſelbſt ſachkundiger Männer. Dem Staate aber bleibt nichts übrig, als nach dem Grundſatze zu handeln, nach welchem jedes moraliſche Weſen handeln ſoll: es iſt beſſer Unrecht leiden, als Unrecht thun. Alſo beſteht die einmal ausgeſprochene mildere, an ſich nicht nichtige Sentenz, ohne daſs ſie wegen ihrer Milde in Anſpruch genommen werden könnte. Dieſelben Anſichten gelten auch von den verſchiedenen Milderungsgründen. Der Angeſchuldigte hat ein Recht darauf, daſs ſie alle berückſichtigt werden. Hat der Staat durch ſeine Behörden ausgeſprochen, daſs das Verbrechen noch nicht ganz vollbracht geweſen ſey (welche Frage oft auf der Spitze ſteht), und alſo die Strafe des vollendeten Verbrechens nicht, ſondern bloſs die des Verſuchs Statt finde, oder daſs der Thatbeſtand nicht in hinreichende Gewiſsheit zur Anwendung der höheren Strafe gebracht worden, oder daſs wegen der Jugend des Inculpaten die Strafe zu mildern ſey: ſo muſs es dabey bewenden. Der Richter, welcher auf geführte Defenſion erkennt, kann den Ausſpruch des vorigen zum Nachtheil des Angeſchuldigten nicht aufheben. Zeigen ſich alſo wirklich neue, vorher unbeachtet gebliebene Milderungsgründe von Erheblichkeit: ſo können ſie, bey Abfaſſung des zweyten Erkenntniſſes, nicht um deſshalb übergangen werden, weil nach der Meinung des das zweyte Urtheil abfaſſenden Gerichts das Verbrechen vollbracht geweſen iſt u. ſ. w. Man wende nicht ein, daſs Gründe überhaupt nicht rechtskräftig werden könnten. Jeder Grund enthält zugleich ein Urtheil, eine Entſcheidung über einen gewiſſen Satz in ſich. Die Wörter z. B.: jedoch in Betracht, daſs der Diebſtahl noch nicht vollbracht geweſen, der Thatbeſtand nicht in hinreichende Gewiſsheit geſetzt worden iſt, ſind Gründe und Entſcheidungen zugleich. Ob ſie der formalen Sentenz inſerirt, oder beſonders beygefügt worden ſind, möchte der Natur der Sache nach gleichviel gelten, wenn nur gewiſs iſt, daſs die Herabſetzung der Strafe wirklich auf dieſem oder jenem Grunde allein beruhte. Durch die Anwendung dieſer Grundſätze wird die Sicherheit des Staates auf keine Weiſe gefährdet, ſobald nicht unwiſſende und leichtſinnige Richter zu Gericht ſitzen. Wären dergleichen irgendwo vorhanden: ſo entferne man ſie. Aber man gerathe wegen einzelner Fälle unter tauſenden nicht auf Ideen, welche zu weit gröſseren Übeln führen würden. —

Zu den exorbitanten, dem Miſsbrauche ſehr unterworfenen Behauptungen gehört die §. 679. Not. a, daſs bey *jedem* mit Störung der öffentlichen Ruhe verbundenen Ungebührniſſe, *ſey es auch noch ſo klein und eine noch ſo geringe Strafe zu erwarten*, die Verhaftung ſofort eintreten könne. Es läſst ſich dieſe Ausnahme mit den von dem Vf. ſonſt ſorgfältig dargeſtellten Grundſätzen über die Verhaftung keinesweges vereinigen. Eben ſo wenig möchten wir mit ihm §. 682. Not. a behaupten, daſs der Gefangene immer durch ſeine Schuld ſich in dieſes Verhältniſs gebracht habe, und daraus Folgerungen ziehen. Oft iſt es bloſs Zufall. Das §. 784 ohne alle Einſchränkung Geſagte wird von unbeſonnenen oder ſportelſüchtigen Inquirenten oft gemiſsbraucht werden. Wer wird es billigen, wenn z. B. bey einem bereits eingeſtandenen Capital-Verbrechen der Richter eine Menge von dem Verbrecher zugleich mit verübte kleine Diebſtähle ängſtlich unterſucht und Eide ohne Zweck zur genauen Feſtſtellung des Thatbeſtandes ablegen läſst, wie nur zu oft zu geſchehen pflegt!

§. 793 und 853 eifert der Vf., wie ſchon in den früheren Bänden mehrmals geſchehen iſt, wider die von ihm ſogenannte Möglichkeitstheorie, welche in den neueren Zeiten „in manchen Köpfen gewüthet habe und wider alle geſunde Vernunft ſtreite." Eine Theorie der Art, wie ſie der Vf. darſtellt, iſt dem Rec. bey ſeiner ſonſt guten Bekanntſchaft mit der Theorie und Praxis des Criminalrechts ganz unbekannt geblieben. Wohl aber ſind ihm einzelne Fälle vorgekommen, wo es ihm ſchien, als habe man, wegen gewiſſer aus den Acten entnommener Umſtände, das Verhältniſs zwiſchen Urſache und Wirkung für einigermaſsen ungewiſs gehalten, wo ſelbiges Andere, vielleicht mit mehr Rechte, für ganz unbezweifelt würden angeſehen haben, weil ſie jenen Umſtänden keinen hinreichenden Einfluſs zuſchrieben, um das Cauſalverhältniſs zweifelhaft zu machen. Das wäre aber keine neue Theorie, ſondern bloſs die unvermeidliche Verſchiedenheit menſchlicher Anſichten! Auch übereilt ſich der Vf. ſelbſt in ſeinem Eifer für die gute Sache, wenn er §. 854. Not. g meint, es ſey um ſo gleichgültiger, ob denjenigen, der von einem Anderen ins Waſſer geſtoſsen worden, während der Zeit des Hineinſtoſsens der Schlag gerührt haben könne, „*weil* der Menſch, wenn ihn auch nicht der Schlag gerührt hätte, doch hätte ertrinken müſſen." Freylich die bloſse Möglichkeit, daſs der ins Waſſer Geſtoſsene nicht ertrunken, ſondern ſchon vorher am Schlage verſtorben ſey, kann nicht berückſichtigt werden. Aber würde es einigermaſsen wahrſcheinlich (weil z. B. der Hineingefallene augenblicklich wieder herausgezogen wurde und doch todt war), daſs der Tod nicht die Folge der Handlung des Thäters geweſen ſey: ſo bleibt die von Hn. *T.* gebrauchte Inſtanz ganz unzuläſſig. Derjenige, der einem Todten, welchen er für lebendig hielt, das Herz durchbohrt, iſt kein Mörder; eben ſo wenig der Stoſsende in dem gegebenen Falle, weil die Natur der Vollbringung ſeiner böſen Abſicht zuvor kam. So lange die Geſetze, und zwar mit vollem Rechte, was auch bey einzelnen Fällen dawider angeführt werden möchte, die That nicht als vollbracht ahnen, wenn die Vollbringung auch nur durch einen bloſsen Zufall verhindert wurde: ſo lan-

ge wird es einzelne, wenn schon seltene, Fälle geben, wo der Verbrecher der verwirkten vollen Strafe entrinnt, weil besondere, zufällig eingetretene Umstände verhindern, mit Gewissheit zu beurtheilen, ob die verbrecherische Handlung, oder die ihr zuvorkommende Natur, den tödtlichen Ausgang herbeyführte. Ein diesem Bande beygefügtes Register über das ganze Werk erhöht die Brauchbarkeit desselben.

K. W.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Beyträge zum Behuf einer neuen Criminal-Gesetzgebung.* Von Dr. *Benjamin Friedrich Pfizer*, königl. wirtembergischem Ober-Tribunal-Rath. 1810. X u. 102 S. 8. (12 Gr.)

Wenn man sich unter Beyträgen zum Behuf einer neuen Criminalgesetzgebung alles dasjenige denkt, was ein Gesetzgeber bey Entwerfung der Strafgesetze brauchen kann: so ist der Titel der vorliegenden Schrift allerdings passend. Mit eben dem Rechte können dann aber auch Compendien, Handbücher u. s. w. Beyträge zur Criminalgesetzgebung genannt werden. Denn die wenigen Bemerkungen über Sprache und Form eines Criminalgesetzbuches, auf den letzten *vier* Blättern, abgerechnet, enthalten die Beyträge des Hn. *Pfizer* nichts, was das Gesetzgebungsgeschäft unmittelbar anginge. Von S. 3 an wird von dem Princip des Criminalrechts gehandelt, wobey der Vf. insbesondere über die Wiedervergeltung als ein solches Princip spricht. Das, was er *gegen* dasselbe bemerkt, ist treffend und gelungener, als was über die Theorie des psychologischen Zwanges gegen *Gönner* gesagt wird. Von S. 26 an werden folgende *fünf* Corollarien aufgestellt und ausgeführt. I. Nur gewisse Übel — sind ein Gegenstand der Criminalgesetzgebung. II. Jede Strafe ist als ein Übel nur in sofern rechtmäsig, insofern sie ein Mittel, und zwar ein nothwendiges Mittel ist, um grösere Übel zu verhüten. S. 31. III. Auch in dem Fall, wenn von der Strafe als einem nothwendigen Übel Gebrauch gemacht werden muss, darf nur dasjenige Mass von Übel, das durch den Endzweck der Criminal-Gesetzgebung gerechtfertigt wird, gewählt werden. S. 42. IV. Dasjenige Strafübel, das durch den Endzweck der Criminal-Gesetze gerechtfertigt wird, darf aber nicht nur, sondern muss gewählt werden. S. 45. V. Je gröser die Gefahr ist, welche aus rechtswidrigen Handlungen für den allgemeinen Rechts-Zustand entsteht: desto stärker muss das Gegenmittel — die psychologische Territion — seyn, um den menschlichen Willen von jenen Handlungen zurückzuhalten. S. 52. Der Vf. giebt bey No. I die Grenzlinie zwischen den Criminal- und Polizey-Gesetzen im Ganzen richtig an, wenn er die Vergehungen, welche keine Rechtsverletzungen enthalten, von dem Gebiete der Criminalgesetze ausschliesst. Es ist nur nicht einzusehen, warum er dabey nur solche Rechtsverletzungen verlangt, durch welche der *allgemeine Rechtszustand* gefährdet wird; und da die Rechtsverletzungen, welche eine solche Wirkung haben, nicht näher bezeichnet sind: so kann man sich nicht erklären, wie ein Diebstahl über fünf Goldgülden den allgemeinen Rechtszustand in Gefahr setzen solle. Über die Beziehungen der Strafgesetze auf die Immoralität spricht der Vf. S. 29 u. f. zu sehr im Allgemeinen ab. In gewissem Masse können sie allerdings Statt finden; auch hat es zur Zeit noch Niemand getadelt, dass die positiven Gesetze den Vatermord mit härterer Strafe bedrohen, ungeachtet der Grund davon nur grössere Immoralität des Mörders ist. — Bey dem IIten Corollarium sagt der Vf. manches Gute über die Zurechnung der in der Gemüthsbewegung verübten Verbrechen. Er bemerkt dabey sehr richtig, dass die Gemüthsbewegung in der Regel nur bey kleineren Verbrechen entschuldigen könne, weil die Erkenntniss des Unrechtes grösserer Rechtsverletzungen so leicht durch keine Gemüthsbewegung aufgehoben werde. Es hätte jedoch hiebey noch der Fall berücksichtigt werden sollen, wo die That auch bey dem Bewusstseyn der Unrechtmässigkeit wegen der Gemüthsbewegung Entschuldigung verdient, wie z. B. bey dem Menschen, der den Mörder seines Blutsverwandten, seiner Braut, Frau u. s. w. in der Hitze tödtet. — Die Ausführung des V Corollarium beschäftigt sich zum *grössten* Theile mit der Lehre von den culposen Verbrechen. Der Vf. setzt den Grund aller *culpa* nach S. 81 in einen Willensfehler. Rec. hält es dagegen für die Gesetzgebung am interessantesten, mit *Tittmann* (Handbuch des peinl. Rechts. Th. I. §. 102 u. f.) die Strafbestimmungen hiebey nicht bloss, wie sonst, nach dem Zusammenhange der Handlung mit ihrem Erfolge, sondern auch nach dem Grunde oder der Ursache der *culpa* zu geben, und in letzter Rücksicht vermeidliche Unwissenheit, Unbesonnenheit, und Unbedachtsamkeit, den unvermeidlichen Irrthum und die Fahrlässigkeit zu unterscheiden. — Was der Vf. S. 95 u. f. über die Sprache und Form eines Criminalgesetzbuches sagt, ist nicht von Belange. Gewissermassen ist es nur eine kurze Kritik des *österreichischen* Gesetzbuchs in dieser Beziehung.

Je weniger übrigens bey dieser Schrift Geist und Scharfsinn vermisst wird: desto mehr ist zu bedauern, dass sich der Vf. nicht auf solche Fragen eingelassen hat, welche den Strafgesetzgeber unmittelbar interessiren, und zur Zeit weniger erörtert worden sind, als die hier berührten, z. B. ob die Anwendung der ordentlichen Strafe von dem Eintritte des schädlichen Erfolges abhängig zu machen, oder schon dann für zulässig zu erklären sey, wenn der Thäter nur Alles für denselben gethan hat, was in seinen Kräften stand; ob und was auf den Fall zu bestimmen sey, wenn der Angeschuldigte der That nicht überwiesen, derselben aber doch höchst verdächtig ist u. dgl. m.

Gr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1811.

MEDICIN.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Über die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilung des schwarzen Staares.* Eine von der Gesellschaft der Ärzte und Wundärzte zu Amsterdam des Preises würdig erkannte Abhandlung von Dr. *Dieterich Georg Kieser*, Physicus und Brunnenarzt zu Northeim, der königl. westphäl. Societät zu Göttingen Correspondent u. s. w. 1811. 175 S. 8.

Unter den traurigen Krankheiten, bey welchen der Mangel einer bestimmten und richtigen Kenntniss der Grundursachen des Übels und der daraus entspringende höchst ungewisse Heilplan den Arzt so oft wie den Kranken in seinen Erwartungen täuscht, steht ohne Zweifel das unter dem Namen der Amaurose bekannte Augenübel oben an. Zwar gelang es dem Fleiss eines deutschen Mannes, über das Wesen und über die Heilmethode des schwarzen Staars zuerst einige brauchbare Beobachtungen zu sammeln. Betrachten wir aber Alles, was *Richter* in seinen classischen Werken über diese Krankheit Neues und Schönes sagt, genauer: so ist es doch nichts als eine Sammlung tauglicher Bruchstücke, ein Chaos, das wohl dem späteren Bearbeiter dieses Gegenstandes viele nicht unwichtige Beyträge liefert, das aber bey Ausübung der Kunst schon aus dem Grunde nicht Stich halten kann, weil ihm eine genaue, erfahrungsmäsige Sonderung der einzelnen Fälle und der, für dieselben passenden Heilmethoden abgeht. Seine Nachfolger waren bis jetzt nicht im Stande, diesen Mangel zu ersetzen; alle aufgeklärteren Ärzte sahen das Dürftige in Hinsicht der Pathologie und Therapie dieser Krankheit mehr oder minder ein, und *Joseph Beer* zu Wien schloss sogar das Capitel von der Amaurose aus seinen Vorlesungen mit dem Zusatze ganz aus, dass er seine Zuhörer nicht mit gewagten Hypothesen und einem auf dieselben gegründeten Heilverfahren zu hintergehen gemeint sey.

Hr. *Kieser*, durch frühere Arbeiten bereits rühmlichst bekannt, hat in gegenwärtiger Monographie das Räthsel zu lösen unternommen. Er hat die Sache mit ausgezeichnetem Scharfsinn und Fleiss bearbeitet. Ob aber durch seine Arbeit das technische Verfahren bey Behandlung der Amaurose bedeutend vorgeschritten sey, wagt Rec. nicht geradezu zu bejahen. Die ärztliche Behandlung dieser Krankheit wird, wie bisher, noch grosen Schwierigkeiten ausgesetzt bleiben. Auch mit den theoretischen Ansichten des Vfs. über diese Krankheit ist Rec. nicht ganz einverstanden, wie die nähere Anzeige deutlich beurkunden wird.

Im Jahr 1805 gab die amsterdamer Gesellschaft der Ärzte und Wundärzte eine Preisfrage über die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilungsart der Amaurose auf. Hr. *K.* sendete gegenwärtige Abhandlung an dieselbe ein, sie wurde aber, da die Preisfrage nur für holländische Ärzte bestimmt war, nicht zur Concurrenz zugelassen; doch äusserte die Gesellschaft durch Hn. P. *Bonn* den Wunsch, dass die Schrift, die man allerdings des Preises für würdig erkannt hätte, durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden möchte. — Hr. *K.* giebt sie daher 5 Jahre nach ihrer ersten Abfassung, bedeutend umgeändert und verbessert, heraus.

Nach einem allgemeinen, sehr scharfsinnigen Räsonnement über Anlage zur Krankheit, Krankheit und einige andere pathologische Ansichten, geht der Vf. S. 27 zur Definition der Amaurose über. — Sie ist diejenige Krankheit, welche die Theile des Auges, die am unmittelbarsten die Function des Sehens erzeugen, also Lichtempfindung hervorbringen, befällt, und ihren Sitz in der Retina und Choroidea hat. — (In sofern jede Definition zu tadeln ist, die mehr in sich schliesst, als der eigentliche Begriff der vorliegenden Sache enthalten sollte: so gilt dieses auch von der gegenwärtigen. Es giebt gewiss noch weit mehrere Krankheiten der Retina und der Choroidea, als die des blosen Erlöschens der Lichtempfindung in denselben. Und diese zu der Amaurose rechnen zu wollen, ist gewiss sehr falsch. Eine vollständige oder theilweise Amaurose gesellt sich zwar öfters zu denselben; aber darum gehören jene Krankheiten doch nicht in die Rubrik der Amaurose. Letztere tritt, sobald sie erfolgt, mehr als Wirkung derselben auf. Rec. will nur die *scotomata*, die *muscas ante oculos volitantes* erwähnen, die so oft von einer krankhaften Einwirkung des Gefässsystems auf den Sehnerven und die Markhaut entstehen, oft lebenslang ohne alle weitere Gefahr für das Auge fortdauern, und als eine Krankheit eigener Art wohl von der Amaurose gesondert zu werden verdienen.)

Hr. *K.* führt eine doppelte Art der Amaurose auf (S. 40). — Die erste Art ist nur die Anlage zur Krankheit, die hier in einer über die Schranken der normalen Form des Lebens hinaus ausgebildeten Vitalität der Retina und des Sehnerven besteht, und die dadurch die Function dieses Organs stört. Die Objecte werden vor zu hellem Lichte nicht gesehen. Mit erhöhter Sensibilität der Retina ist nothwendig

verminderte Irritabilität der Choroidea verbunden. Diese Verletzung und Aufhebung der Gesichtsfunctionen wegen partiell erhöhter Ausbildung der Retina ist nun die Amaurose mit erhöhter Sensibilität und verminderter Irritabilität. — Die zweyte Art der Amaurose — wo dieses Übel als wirklicher Krankheitsprocess auftritt, — zeigt ein partiell und über die normale Sphäre des Lebens ausgebildetes Blutsystem des Auges, wodurch die subjective Seite desselben, das Nervensystem des Auges, leiden muss, und minder ausgebildet erscheint. Dadurch entsteht Disharmonie des Lebens, mithin Blindheit. — (In der Angabe des Causalmoments dieser zweyten Art hat, nach Rec. Überzeugung, Hr. *K.* ganz Unrecht. Er hat zwey Arten der Amaurose in Eine Gattung zusammengezwängt, die von einander sorgfältig zu unterscheiden sind. Wäre die Überlegenheit der Irritabilität über die Sensibilität des Auges die alleinige Ursache dieser zweyten Gattung der Amaurose: so müssten ihr nothwendig Zeichen erhöhter Thätigkeit des Blutsystems jederzeit vorausgehen, und sie begleiten. Diese fehlen aber bey der Amaurose, wo nur ein reines Absterben der Sensibilität des Sehnerven und der Retina vorhanden ist, gänzlich. Denn es giebt offenbar eine Art des schwarzen Staares, wo bloss die Sensibilität erlischt, ohne dass die Irritabilität gesteigert wäre. Es giebt aber auch eine zweyte Art desselben, wo die irritabeln Gebilde des Bulbus in ihrer Vitalität gesteigert sind, wo durch diese Steigerung derselben allein die Sensibilität der Retina unterdrückt, und endlich erschöpft und vernichtet wird. Besonders ist dieses der Fall bey den Amaurosen, die nach unterdrückten Blutflüssen, beym Rheumatismus u. s. w. entstehen, wo das Gefässsystem durch erhöhte Action die Thätigkeit der Retina unterdrückte, und dadurch die Gelegenheitsursache des amaurotischen Übels wurde. Dieser dritten Gattung hat Hr. *K.* allein Erwähnung gethan, hat sie als die zweyte Art der Amaurose aufgestellt, ohne an den reinen Sensibilitätstod des Sehorgans zu denken, der lediglich und allein in sich selbst und ohne Zuthun der irritabeln Gebilde des Auges erfolgt. Hier zeigen sich zwar die irritabeln Gebilde des Auges unverletzt, sie sind aber nicht erhöht, auch sonst in ihren Actionen von dem Normalgrade nicht abweichend, mithin ganz schuldlos an der bestehenden Schwäche der Sensibilitätsgebilde. Die erste Gattung der Amaurose, geht, sich selbst überlassen, früher oder später in die zweyte Gattung über.) — S. 50 und 51 tadelt Hr. *K.* mit Recht die Sonderung der Amblyopie von der Amaurose, da Amblyopie nichts anders ist, als der anfangende schwarze Staar, in welchem die einzelnen Symptome allmählich hervortreten.

Von S. 32 an giebt Hr. *K.* eine vergleichende Geschichte der Symptome beider Arten der Amaurose. — Die erste, die mit vermehrter Sensibilität als Anlage zur Amaurose erscheint, zeigt als Praedisposition eine allgemeine grössere Empfindlichkeit des ganzen Organismus und des Auges insbesondere, z. B. jugendliches Alter, schwächlichen Körperbau, blonde Augen, sanguinisches Temperament, reizbarer Puls, Neigung zum Durchfall und Schweiss, leicht erfolgendes Thränen, ein mattes, schwimmendes Auge, weichliche Erziehung, Skropheln, Nervenfieber, langer Aufenthalt an dunkeln Orten, wodurch das Auge sensibler gemacht wird. Mit dem Beginnen zeigt sich die Krankheit als Amblyopie. Die Gegenstände sind deutlicher, schärfer begränzt, alles ist in hellerem Lichte; — späterhin zeigt sich alles in einem weissen hellen Nebel, der zuletzt die Objecte verwischt. Die Objecte lösen sich in Licht auf, und der Kranke sieht nichts vor zu hellem Lichte. Dazu tritt Schmerz im Auge bey hellerem Lichte, häufiges Thränen, und die Kranken suchen unwillkührlich das Dunkle. Oft sind die Objecte mit einem farbigen Strahlenkreise umgeben, und alle hellen Ränder der Gegenstände haben prismatische Farben. Hiezu kömmt oft noch das Doppeltsehen. — Bey geringer Anstrengung des Auges sind die Gegenstände neblich, bey grösserer Anstrengung fliessen sie in einander, bekommen farbige Ränder, und werden noch undeutlicher. Sieht der Kranke eine Farbe: so kömmt ihm diese immer heller vor, als sie wirklich ist. Schwarz erscheint braun oder roth, gelb weiss, weiss dagegen unerträglich glänzend weiss. Der Kranke sieht oft, besonders des *Morgens*, helle Flammen, Sterne, Blitze, und zwar *bey jeder* schnellen Bewegung des Auges. Diese Erscheinung bleibt oft noch in dem höchsten Grade der Amaurose übrig. — Auf den Abend und gegen die Nacht sehen die Kranken etwas besser. Alle Objecte erscheinen ihnen grösser. Die Iris ist gewöhnlich sehr beweglich und oscillirend. Die Conjunctiva des Bulbus ist mehr oder weniger aufgelockert und zu leichten Entzündungen geneigt. Die Augenmuskeln sind in beständiger Thätigkeit, richten besonders das Auge mehr nach unten, und die Kranken scheinen dann etwas auf der Erde zu suchen. Die Augenlieder sind ferner sehr empfindlich, oft in krampfhaftem Zustande, die Secretion der meibomischen Drüsen erhöht, und die Thränenabsonderung vermehrt. — Der Schlaf des Kranken ist, bey öfterer Neigung dazu, kurz, leise und unruhig, der Puls weich und klein, und die Secretionen des Körpers werden leicht profus. Gewöhnlich zeigen sich dabey auch die Symptome der Hypochondrie. — Nach Mitteln, die die Energie des Körpers temporär erheben, befinden sich die Kranken etwas besser. Eben so schafft temporäre Hülfe das Augenbad mit kaltem Wasser. Die Anwendung des Galvanismus erzeugt eine weit stärkere Lichtempfindung. Gewöhnlich befinden sich die Kranken bey trübem und kaltem Wetter besser, leiden dagegen mehr bey heiterem Wetter, bey Sonnenschein und starker Wärme.

Die zweyte Gattung der Amaurose zeigt in der Praedisposition geringere Empfindlichkeit des ganzen Körpers und des Auges insbesondere. Sie erscheint gewöhnlich in späterem Alter, bey grösserer Thätigkeit des Blutsystems, bey zuerst erscheinender und bey plötzlich gestopfter Menstruation, bey plötzlich

gestopftem Hämorrhoidalfluss, bey kurzem, unersetztem, robustem Körperbau, dem sogenannten habitus apoplecticus, bey schwarzen oder braunen Augen, cholerischem oder phlegmatischem Temperament, langsamem vollem Puls, bey Neigung zur Verstopfung, bey einem trockenen, hellen, starren Auge, dem Genuss nahrhafter Fleischspeisen und berauschender Getränke, bey wohlgenährten Bonvivants, bey Gewöhnung an sehr helles Licht, und bey vorausgegangener Amaurose des ersten Grades. — Verläuft die Krankheit langsam: so zeigt sich ebenfalls im Anfange Amblyopie, aber mit verminderter Reizbarkeit des Auges gegen das Licht. Der Kranke sieht alles dunkler, wie in grauen Nebel gehüllt. Dieser nimmt in der Folge zu, und die Begrenzung der Objecte geht im Nebel verloren. Die Objecte lösen sich im Dunkel auf, und im höchsten Grade sieht der Kranke vor Dunkelheit gar nichts. Helles Licht verschafft Erleichterung des Sehens. Auch bey dem stärksten Lichte entsteht kein vermehrter Thränenfluss, und überhaupt ist das Auge mehr trocken als feucht. Schmerz im Auge und in der Augenbraunengegend ist selten zugegen, er ist dabey mehr drückend und dumpf, besteht mehr in dem Gefühl der Eingenommenheit des Kopfs. Die Begrenzung der Gegenstände ist nicht regenbogenfarbig, sie ist undeutlicher, dunkler. Durch grössere Anstrengung des Auges werden sie deutlicher gesehen. Alle Farben erscheinen dunkler, weiss ist gelb, roth braun, braun schwarz. Es erscheinen auch dunkle Gestalten vor dem Auge, wohin die *scotomata*, der *visus reticularis* und *muscarum*, so wie die *amaurosis dimidiata*, gehören. Man will ferner bemerkt haben, dass die Retina in der Mitte zuerst unempfindlich werde, mehr noch als die Ausbreitung derselben im Umkreise. Gegenstände, die sich zur Seite befinden, sollen daher die Kranken eine Zeit lang etwas besser sehen, als die, welche sich gerade vor ihnen befinden. — Des Morgens und des Vormittags sehen die Kranken besser, schlechter gegen Abend und des Nachts. Alle Objecte erscheinen ihnen kleiner. Die Pupille ist mehr oder minder erweitert, die Iris in ihren Bewegungen träge, langsam und zuletzt ganz unbeweglich. In einzelnen Fällen, wo die Ciliarnerven länger unverletzt bleiben, als die Retina, bleibt trotz der vollkommenen Blindheit die Iris vollkommen beweglich. Bey ganz veralteten Amaurosen wird die erweiterte Pupille oft perpendicular-oval. Die Augenmuskeln sind in ihrer Bewegung träg und langsam; daher ist das Auge oft starr oder auch wohl nach oben gerollt, und die Kranken halten dann gewöhnlich auch den Kopf nach oben und hinten. Die Augenlieder sind trocken, träg in ihren Bewegungen, und die Secretion der meibomischen Drüsen hat sich gemindert. Das Auge ist ebenfalls gewöhnlich trocken. — Dabey zeigt sich Trägheit und Torpor des ganzen Körpers, tiefer und soporöser Schlaf, harter, langsamer, voller Puls, trockne Haut, Neigung zur Verstopfung, wenig Durst u. s. w. — Das Gesicht schwindet, wenn die Luft trübe, regnicht und schwer ist; bey heiterem Wetter aber wird es besser. — Zu dieser zweyten Classe gehören auch alle Amaurosen, welche temporär und oft nur auf Augenblicke entstehen. — Nur selten findet man alle diese Symptome in ihrer Gesammtzahl an einem Subjecte (S. 74). Die Amaurosen der zweyten Classe werden weit öfter beobachtet, und ihre Dauer ist beständiger, als die der ersten Art, welche bey längerem Verlauf jederzeit in die zweyte übergehen muss. — Die Kennzeichen einer veralteten, und mithin unheilbaren, Amaurose sind besonders folgende. Das Auge hat etwas Todtes in seinem Blick, ist entweder starr, oder irrt unstät umher, ist oft eingefallen, kleiner, blässer, thränt gar nicht, die Augenlieder sind halb geschlossen, der Kranke schielt, richtet das Auge immer nach oben, die Pupille hat einen grauen, grünlich-weisslich-bläulichen Schein, der tief im Auge liegt, und eine materielle Veränderung der Retina andeutet. (Hier wird gewiss oft die reine, veraltete Amaurose mit dem Glaukom verwechselt. Rec. hat schon mehrere *partielle*, *anfangende* Glaukomen gesehen, die mit vollständiger Vernichtung des Sehvermögens gepaart waren, wo die Verdunkelung des Glaskörpers sehr tief im Auge sich zeigte, mithin die Diagnose für den Uneingeweihten überaus schwierig war. Hier giebt denn freylich die nach den Augenwinkeln verlängerte Pupille eine nähere Deutung auf die Gegenwart des Glaukoms.)

S. 83 geht Hr. *K.* zur Aetiologie der Amaurose über. Die allgemeine Ursache derselben ist ein Abweichen des Sehorgans vom normalen Verhältniss nach seiner subjectiven oder objectiven Seite, wodurch Missverhältniss der Sensibilität und Irritabilität des Auges entsteht. Die allgemeine praedisponirende Ursache des Übels findet sich in einem ausser dem Normalverhältniss mit dem übrigen Organismus bestehenden Missverhältniss des Auges. — Die besondere Aetiologie der beiden Classen beruht auf der oben angeführten Disposition des Organismus zu einer oder der anderen Gattung derselben, zu welcher nun die ursächlichen Momente oder Gelegenheitsursachen hinzutreten. Diess Letztere sind bey der ersten Art (S. 89) besonders ein steter Einfluss eines hellen Lichtes und fortdauernde übermässige Anstrengung des Auges, schädliche Dünste fürs Auge, häufiges Weinen und alle Affectionen, die das Auge sensibler machen, Krankheiten mit erhöhter Sensibilität des Auges. — Der Übergang der ersten Gattung zur zweyten geht dann vor sich, wenn in dem hellen Nebel, in dem flammenden Schein des Auges allmählich schwarze, an einer Stelle fixirte Puncte oder Streifen erscheinen, die dann langsamer oder schneller zunehmen, und allmählich den hellen Schein so verschlingen, dass nun tiefes Dunkel das Auge bedeckt. Die ursächlichen Momente der zweyten Art sind gewöhnlich in einen engeren Zeitraum zusammengedrängt, der Verlauf der Krankheit ist schneller (S. 96). Zu ihnen gehören besonders mechanisch durch Druck auf den Sehnerven dessen Action suspendirende Ursachen, übermässige Dehnung des Sehnerven beym Exophthalmos, hoher Grad des Hydrophthalmos und

des Hypopiums, sehr vergrösserten Umfang der Krystallinse, wahrscheinlich auch die Wunden der Augenbraunengegend, sobald sie Amaurose erzeugten, — alle Einflüsse, die die Sensibilität des Auges mittelbar oder unmittelbar verändern, Narkotika aller Art, bittere Mittel, Quassia, Ammoniakgummi, Bleymittel, heftige Augenentzündungen, heftige Nervenfieber, plötzliche Einwirkung eines hellen Lichts, — ferner alle Congestionen des Bluts, welche als Krankheitsmomente auftreten, gastrische Reize u. s. w. — (Dass hier eine Sonderung dieser Ursachen nach den zwey Arten der Amaurose Statt finden müsse, die Hr. *K.* mit Unrecht in der zweyten Gattung als eine einzige zusammenstellt, versteht sich aus dem oben Gesagten. Die Ursachen nämlich, welche diese angebliche zweyte Gattung der Amaurose erzeugen, bilden ebenfalls zwey Classen, diejenige, die allein die Sensibilität depotenzirt, und die, welche die Irritabilität exaltirt, und durch das Vorherrschen derselben das Erlöschen der Sensibilität zur Folge haben muss.)

S. 103 ff. folgt die Prognose des schwarzen Staars. Langsamer schreitet die Amaurose mit erhöhter Sensibilität des Auges vor sich, schneller ist der Verlauf der zweyten Gattung derselben, die oft augenblicklich, oft in wenigen Stunden entsteht. Der schwarze Staar mit vermehrter Sensibilität ist schwerer, der mit erhöhter Irritabilität leichter zu heilen. (Über die Amaurose, wo allein die Sensibilität daniederliegt, wo sie allein erloschen ist, und die Hr. *K.* S. 107 unter der Art zu begreifen scheint, wo die Sensibilitätserlöschung nach vorausgegangener erhöhter Sensibilität entstand, ist ohne Zweifel am schwersten zu heilen. Hier findet sich die höchste Depotenzirung der Sensibilitätsgebilde, hier muss nothwendig die Prognose am ungünstigsten seyn. — Je schneller der Verlauf des Übels, desto schneller kann auch die Heilung erfolgen; je geringer der Grad der Amaurose, desto leichter ist die Heilung derselben. Die Prognose ist ferner glücklicher, wenn die Personen vorher gesund, nie an Augenschwäche oder allgemeiner Schwäche litten. Sind die ursächlichen Momente des Übels zu entfernen: so ist auch das Übel weit leichter zu heben. — Rec. tritt allen diesen Behauptungen mit der Überzeugung bey, dass besonders die Amaurosen am heilbarsten sind, wo vorherrschende Irritabilität mit übrigens normaler und gesunder Reproductionskraft des ganzen Körpers das Übel plötzlich und schnell erzeugt hatten. —

S. 115 ff. giebt Hr. *K.* die Heilung der Amaurose an. Die Amaurose mit erhöhter Sensibilität erheischt Mittel, die dieselbe herabsetzen und die Irritabilität erhöhen. — Anhaltende Verminderung des Lichteinflusses auf das Auge, die desto mehr Statt finden muss, je empfindlicher das Auge des Kranken ist, und die am besten durch das eigene Gefühl des Kranken bestimmt wird; — Minderung oder nach Befinden der Umstände gänzliche Vermeidung aller Anstrengungen des Auges, — eine nährende, stärkende Diät, Vermeidung aller Leidenschaften; ein etwas wärmeres Halten des Körpers und des Auges, sorgfältige Vermeidung der Erkältung, — der Gebrauch narkotischer Mittel, die man nach der Individualität des Kranken anwendet, und mit rein bitteren Mitteln und einigen Gummiarten, die specifisch auf das Auge wirken, versetzt. Bey allgemeiner Nervenschwäche passen besonders stärkende Arzneyen, China, Kalmus, Gentiana, Stahlmittel. — Als örtliche Mittel gebraucht man solche, welche die Sensibilität herabsetzen, und das kalte Augenbad, sobald es nur plötzlich und auf kurze Zeit das Auge berührt. — Zu Anfang der Cur passen jederzeit mehr flüchtige Mittel; späterhin erst geht man zu fixen über, und lässt die metallischen Arzneyen die Cur beschliessen. Besonders muss dieses bey sehr hoch gesteigerter Sensibilität Statt finden, wo die flüchtigen sehr lange Zeit in kleineren, aber öfteren Dosen anzuwenden sind. — Je sensibler das Auge und der ganze Körper ist, in desto *grösserer* Entfernung von demselben sind die örtlichen *Mittel* anzuwenden. Leicht kann bey Vernachlässigung dieser Regel die erste Art der Amaurose in die zweyte mit erschöpfter Sensibilität übergehen. Ist das Auge sehr empfindlich: so sind die örtlichen Mittel eine Zeitlang ganz zu unterlassen. — Ist das Auge mehr der Sitz der erhöhten Sensibilität: so passen mehr örtliche Mittel; zeigt sich dagegen mehr die Sensibilität des ganzen Körpers erhöht, und reflectirt das Auge dieselbe mehr oder minder: so sind mehr die inneren, allgemeinen Mittel zu empfehlen. — Sind endlich unterdrückte Ausschläge oder andere krankhafte Secretionen die Ursache: so müssen diese vorerst wieder hergestellt werden. — Ist die hohe Sensibilität des Auges die alleinige Ursache, warum bey jedem Krankheitsreize, der auf den übrigen Körper wirkt, gleich das Auge mit leidet: so passen besonders künstliche Geschwüre, Fontanelle u. s. w., weil sie ein anderes, weniger wichtiges Organ sensibler machen, und somit das Missverhältniss der Sensibilität des Auges zu dem übrigen Organismus wieder ausgleichen. Dieselben müssen auch bey der Amaurose, die durch metastatische Übel erzeugt wurde, angewandt werden.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Berlin*, in Commission b. Schöne: *Welches sind die Ursachen des in unseren Zeiten bey verheiratheten sowohl als unverheiratheten Frauenzimmern so häufig vorhandenen weissen Flusses, und welches sind die sichersten Mittel, dieses Übel sowohl zu verhüten, als auch gründlich zu heilen?* Von einem praktischen Arzte. 1810. 48 S. 8. (4 Gr.)

Ein elendes Machwerk, das bloss den Zweck hat, Käufer an die Bude des Buchdruckers Rabe in Hamburg zu locken, der mit den sogenannten *vegetabilischen Confortativ-Medicamenten* des Vfs. seinen Handel treibt. Nhhm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1811.

MEDICIN.

Göttingen, b. Dieterich: *Über die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilung des schwarzen Staares.* Von Dr. *Dieterich Georg Kieser* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Bey der zweyten Art der Amaurose ist die Sensibilität des Auges zu erhöhen, die Irritabilität zu vermindern. Hier passt — Vermehrung des Lichts, die bey sehr hohem Grade der Amaurose bis zu dem Gebrauch des Brennglases erhöht werden darf; mäsig vermehrte Anstrengung des Auges; — wo Congestionen des Bluts nach Kopf und Auge Statt fanden, ist kühleres Halten des Auges und des Kopfes indicirt; — Einreibungen von flüchtigen Mitteln, ätherischen Ölen, Kantharidentinctur in die Augenbraunen- und Stirn-Gegend, der Dunst des Salmiakspiritus an das Auge geleitet, Waschen der Gegend um das Auge mit spirituösen Mitteln, aromatische Augenwasser, — Vesicatoria hinter die Ohren gelegt, oder ein Streifen derselben um das Auge, — *vesicatoria perpetua* oder andere reizende Pflaster in die Nähe des Auges, — Fontanelle auf den *processus mastoideus*, im Nacken, auf den Arm, Vesicatoria ebendaselbst, die man lange Zeit in Eiterung erhält, Senfpflaster auf die Waden u. s. w. — Plötzlich eintretende Amaurosen nach unterdrückten habituellen Blutungen werden oft augenblicklich durch örtliche oder allgemeine Aderlässe, Schröpfen des Nackens und die gewöhnlichen für die Herstellung jedes einzelnen Blutflusses bestimmten Mittel geheilt. Ist die Bindehaut dabey sehr mit Blut überfüllt: so nützen oft Scarificationen derselben. — Niesemittel und aromatische Dämpfe in die Nase gezogen, sind besonders dann sehr wirksam, wenn während des Verlaufs der Krankheit das Gefühl eines starken Schnupfens vorhanden war, und der Kranke besonders über Trockenheit des Kopfs und über Dumpfheit der Nase klagte. — Innerlich passen bey sehr starken, robusten Personen Brech- und Purgir-Mittel, erstere besonders bey plötzlich entstandenen Amaurosen nach heftigen Leidenschaften, Ärger, Schreck, — allmählich abführende ausleerende Mittel, — die Ekelcuren — und zu Erhöhung der gesunkenen Sensibilität die ammoniakalischen Arzneyen, die flüchtigen und scharfen Öle, Moschus, Kastoreum, die Tinctur des Cajennepfeffer, Phosphor und Kantharidentinctur in kleinen Dosen, die schmuckerschen Pillen, — Heilung der allgemeinen Krankheit, wenn eine derselben vorhanden war und die Amaurose verursachte, — Elektricität, Galvanismus u. s. w. — Je unempfindlicher das Auge und der übrige Organismus ist: desto stärkere Mittel, desto grössere Dosen derselben werden von nöthen seyn. — Oft ist sehr schwer zu unterscheiden, zu welcher Gattung die Amaurose gehört, z. B. wenn gerade der Übergang der ersten Art oder der Anlage zu der zweyten Statt findet. Dann ist jederzeit in Hinsicht der Cur der Mittelweg zu befolgen. — Rec. kann den Wunsch nicht bergen, dass Hr. *K.* seine Therapie der Amaurose mit einer Zahl instructiver Krankengeschichten möchte ausgestattet haben, wie dieses *Richter* in seinen *Observatt. chirurgg.*, wo er von der Amaurose handelt, mit so grossem Vortheil gethan hat.

Von S. 154 an sagt Hr. *K.* Einiges über die so oft misslungene Heilung der Amaurose. Die Ursachen derselben sind besonders Mangel der physiologischen Kenntnisse des Auges bey den gewöhnlichen Augenärzten, — fehlerhaftes Regimen des Lichts, besonders bey der Amaurose mit erhöhter Sensibilität des Auges, — Vernachlässigung der ersten Stadien des Übels, besonders Sonderung der Amblyopie von der Amaurose, — Schwierigkeit bey Hebung der Anlage der Krankheit und der ursächlichen Momente derselben. — Dieser letzte, mit Fleiss und Scharfsinn ausgearbeitete Abschnitt verdient der Nachachtung der Ärzte besonders empfohlen zu werden.

β. ξ. τ.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Die Keratonyxis, eine neue gefahrlosere Methode, den grauen Staar zu operiren,* nebst einigen Operationsgeschichten von *Wilhelm Heinrich Julius Buchhorn*, Dr. der Medicin und Chirurgie zu Magdeburg. 1811. 16 u. 80 S. 8. (9 gr.)

Diese Abhandlung bietet eine der wohlthätigsten Erscheinungen in dem Gebiete der neueren Augenheilkunde dar. In einem Zeitalter, in welchem zur Bereicherung und Ausbildung dieses Zweiges der praktischen Heilwissenschaft so unendlich Viel gethan und geleistet wurde, wie in dem jetzigen, gab es dennoch einige Fälle des grauen Staares, welche durch die bisherigen Operationsmethoden entweder gar nicht oder nur unter höchst zweifelhafter Prognose beseitigt werden konnten. Diese sind es nun, für die Hr. *B.* ein höchst wohlthätiges Verfahren in seiner neuen Operationsmethode des Hornhautstiches erfunden hat. Das alte Sprüchlein: dass das Wahre und Gute allein es ist, das auf längere Zeit sich in dem Gebiete des Wissens und Wirkens behaupten könne,

während die leidigen Producte der Phantasie früher oder später der Vergessenheit entgegenwandeln, — hat sich auch an unserer Keratonyxis als wahr bewiesen. Schon ist die Zahl der Augenärzte nicht mehr gering, die sie üben, die an ihrer Ausbildung mehr oder minder gearbeitet haben. Rec. kann hier aus Erfahrung sprechen. Er hat die Keratonyxis mehrmals mit Glück vollzogen, und glaubt sie daher mit Grund empfehlen zu können. Freylich hat die Anwendung derselben ebenfalls ihre Grenzen, die vielleicht enger sind, als die Erfinder dieser Operation wähnen dürften. In vielen Fällen ist die Ausziehung der Linse, in anderen wieder die bisherige Methode der Umlegung derselben, dem Hornhautstich vorzuziehen, — und die Unterscheidung in den einzelnen Fällen, welche Methode gerade für den Kranken passen müsse, ist es, was den rationellen Augenarzt von dem triviellen Staarstecher unterscheidet.

Hr. *B.* liefert zuerst eine kurze Geschichte der Operationsmethoden des grauen Staares. *Weinholds* Staarnadelscheere mindert nach Hn. *B.* die bey der Depression vorhandene Gefahr nicht im Mindesten (und, setzt Rec. hinzu, vermehrt sie noch aus mehreren wichtigen Gründen, wenn man auch nicht das complicirte Wesen des Instruments, und die fast unmöglich richtige Handhabung desselben bey der Operation berücksichtigen wollte). — *Pott* und *Gleize* brachten zuerst das Verfahren in Aufnahme, bey welchem man die vollständige Wiederherstellung des Gesichts der Auflösung der Linse überläst. *Conradi* befolgte denselben Weg, und mehr oder minder auch *Scarpa.*

Hr. *B.* stellte zuerst 1806 einige Versuche an Thieren an, und darauf gestützt, erfand er nun die Keratonyxis. Er beschrieb sie in seiner Inauguraldissertation:

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *De Ceratonyxide, nova cataractae aliisque oculorum morbis medendi methodo chirurgica. Cum tabula aenea.* 1806. 4. (6 gr.)

Hr. Prof. *Langenbeck* war es vorzüglich, der die Keratonyxis durch seine eigenen Erfahrungen unterstützte, indem er durch einige Abänderungen des Verfahrens zur grösseren Ausbildung derselben beytrug. — Die Keratonyxis oder der Hornhautstich besteht bekanntlich darin, wenn man mit einer eigenen Nadel die Hornhaut des Auges durchbohrt, um an den inneren Theilen desselben irgend eine Operation zu unternehmen. Hr. *B.* hofft, dass sie auch in der Operation der künstlichen Pupillenbildung sich werde mit Vortheil anwenden lassen. (Nach Rec. Dafürhalten würde dieses der einzige Fall bey Ausübung der Koretodialysis seyn. Allein auch hier würde der Operateur aus Mangel an Raum in der vorderen Augenkammer mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Hn. *B's.* Nadel zur Keratonyxis ist eine verkleinerte scarpaische Depressionsnadel (S. 9). Ihre Spitze muss sehr scharf, ihre Seiten schneidend seyn. (Nach Rec. Erfahrung ist die scarpaische Nadel ein höchst unvollkommenes Instrument, und der gewöhnlichen geraden, und mit einer Lanze versehenen Nadel weit nachzusetzen. Sie ist zu dick, zu unförmlich, läst sich aus dieser Ursache weit schwerer einschieben, und muss, besonders wenn sie hinter der Hornhaut eingestochen wird, dem Auge ausserordentlich wehe thun. Ihre Krümmung ist ferner zu stark, und bey der gewöhnlichen Reclination der Linse läst sie sich nach Einbringung der Spitze nicht gut drehen, ohne dass auf einer Seite die Kapsel der Linse zerrissen, auf der anderen die Regenbogenhaut gezerrt und gedrückt werde.) — Das Ausfliessen der wässrigen Feuchtigkeit während der Operation ist ganz unschädlich. — Eine Vorbereitungscur wendete Hr. *B.* nie an. Vor der Operation erweitert er jederzeit die Pupille durch das Eintröpfeln einer Auflösung des Bilsenkrautextractes. Bey der Operation zieht der Gehülfe das obere Augenlied mit den Fingern in die Höhe. Die Spitze der Nadel wird so gegen die Hornhaut gerichtet, dass ihre Convexität dem Operateur, ihre Concavität dem zu operirenden Auge zugewandt ist. Der Punct des Einstichs in der Hornhaut ist unbestimmt, und richtet sich nach den verschiedenen Arten des Staares, und nach dem verschiedenen Bau der Augen. Nicht leicht durchsticht Hr. *B.* die Cornea in einer kleineren Entfernung als der einer Linie von ihrem Umfange, weil sonst leicht die Iris Schaden leiden könnte. Selbst durch den Mittelpunct der Hornhaut kann man ohne Gefahr stechen, weil keine Narbe zurückbleibt. — Nach Rec. Meinung kommt hier Alles darauf an, ob das Instrument gut geschliffen, gehörig spitzig und scharf ist. Ist dieses der Fall: so bleibt nie eine Narbe. Sobald aber das Instrument stumpf und rostig ist: so erfolgt eine Entzündung und Vereiterung der Stichwunde, und wo diese eingetreten, kann man eine Verdunkelung der Stelle des Einstichs wohl kaum vermeiden. — Nach dem Einstich fliesst ein Theil der wässrigen Feuchtigkeit des Auges neben dem Instrumente aus, worauf die Pupille in Etwas zusammfährt. Der Operateur richtet dann die Spitze der Nadel gegen den Kataract, geht durch die Pupille, dringt in die Linsenkapsel ein, und zerreisst dieselbe möglichst nach allen Richtungen. Ist der Staar flüssig: so fliesst die Masse sogleich aus, und trübt den *humor aqueus* durch ihre Beymischung. Die Kapsel wird dann durch einen leichten Druck auf ihren oberen Theil in den Boden der hinteren Augenkammer versenkt. (Rec. zweifelt, ob dieser letztere Handgriff so leicht und so bestimmt auszuführen sey, besonders da die wässrige Feuchtigkeit getrübt ist, und der Operateur aus dieser Ursache nicht sehen kann, wohin er drückt. Rec. hält nach seiner Verfahrungsart diesen Handgriff für überflüssig, und überläst die Entfernung der also zerstörten Kapsel jederzeit der Resorption.) — Ist der Staar breyartig, bröcklich: so zerstört Hr. *B.* ihn so sehr, als es ohne Schaden der Iris geschehen kann, versucht einige Stücke in die vordere Augenkammer zu ziehen, und überläst Alles der Natur der Auffaugung. — Harte Staare, die nicht zerstückelt werden

können, legt er um. Nach Vollendung dieser Handgriffe zieht er die Nadel aus dem Auge, worauf gewöhnlich noch etwas wäſsrige Feuchtigkeit nachfolgt. Der Verband des operirten Auges ist der gewöhnliche. Oft öffnete Hr. *B.* 5—6 Stunden nach der Operation an demselben Tage das Auge, und nachher täglich ein oder auch mehrere Male. Einige Tage nach der Operation läſst er die Heftpflaster weg, aber noch ein Tuch (an dessen Stelle Rec. lieber eine über das Auge herabhängende Compresse anrathen würde) über dem Auge tragen, und das Auge im Helldunkel verweilen, bis es sich mehr an das Licht gewöhnt hat.

Bey 40 Operirten sah Hr. *B.* 7mal Entzündung. (Eine Zahl, die doch nicht recht für die Gefahrlosigkeit dieser Methode sprechen dürfte, da sogar bey einer gehörig verrichteten Extraction, jener weit gefahrvolleren Methode, die Iritis seltener eintreten muſs, als bey einem unter sechsen.) Bey 3 Augen war die Resorption noch nicht gehörig beendigt. Bey einem Auge, wo eine bloſse Kapselverdunkelung mit sehr derber Textur vorhanden war, zeigte sich die Keratonyxis ohne Erfolg, und nur die Extraction vermochte die Kapsel zu entfernen (S. 17). — S. 23 ff. stellt nun Hr. *B.* die Fälle der Kataracte auf, bey denen er die Anwendung der Keratonyxis für vortheilhafter zu erklären sich bewogen findet: 1) Bey weichen, flüssigen Staaren, wo die Keratonyxis fast augenblicklich hilft. 2) Bey angewachsenen Staaren, wo Niederdrückung sowohl wie Ausziehung ohne Erfolg seyn würden. (Rec. findet hier, indem er Hn. *B.* gänzlich beytritt, den Fall, wo die schmidtische Koretodialysis überflüssig wird. Bekanntlich gestanden selbst *Adam Schmidts* Gegner ein, daſs bey einer mit der Iris verwachsenen Kataracte die Koretodialysis das einzige Mittel sey, das Gesicht wieder herzustellen. Man sehe hierüber *Benedicts* Abhandlung *de pupillae artificialis conformatione* (Lips. 1810), in dem Abschnitt *de coretodialysi*, wo Alles weitläuftig aus einander gesetzt ist. — Allein nun finden wir, daſs in diesen Fällen, wenn nur die Kataracte nicht zu hart ist, die weit gefahrlosere Keratonyxis die Koretodialysis überflüssig ersetzt. — 3) Beym Staare der Kinder. Rec. hat bereits 7jährige Kinder durch die Keratonyxis mit dem besten Erfolge operirt. 4) Beym angebornen Staare, in sofern derselbe gewöhnlich flüssig ist. 5) Bey Personen mit sehr tiefliegenden Augen und enggespaltenen Augenliedern. 6) Bey Personen, die nur auf einem Auge blind sind. (Dieses ist aber nach Rec. Erfahrung nicht uneingeschränkt wahr. Nur die qualitative Beschaffenheit des Individuums und der Kataracte muſs die Methode bestimmen. Beide Augen müssen ohnediess verbunden werden, und so lange das Licht meiden, bis die Gefahr der Iritis vorüber ist. Rec. sah aus zu zeitigem Gebrauch des nichtoperirten Auges nach der Keratonyxis eine sehr gefahrvolle gichtische Augenentzündung entstehen.) 7) Bey schwächlichen und zu Convulsionen geneigten Subjecten. Rec. fügt noch die Individuen hinzu, die an gichtisch-rheumatischer Constitution leiden, wo das Ciliarsystem des Auges schwach, und mithin zu dem Eintritt einer gefährlichen Iritis mehr oder minder disponirt ist. 8) Wenn eine ältere Methode bereits unglücklich ausfiel. 9) Bey Personen, die man dem ungewissen Erfolg der übrigen Methoden nicht aussetzen will und darf. — Denn die Keratonyxis, wenn sie auch nicht gelingt, kann doch öfterer wiederholt werden.

Ob aber, wie Hr. *B.* (S. 28) behauptet, die Umlegung harter Staare durch die Keratonyxis so leicht sey, bezweifelt Rec. sehr. Zu der glücklichen Umlegung eines Staares gehört schlechterdings, daſs, sobald er umgelegt und in den Glaskörper versenkt ist, noch ein mehrmaliger Druck der Nadel auf die umgelegte Linse dieselbe in ihrer neuen Lage erhalte. Dieses kann man wohl bey der bisherigen Reclination vollziehen, nicht aber bey dem Hornhautstich. Denn hier würde durch die Nadel, die doch durch die Pupille hindurch den Druck vollenden müſste, der innere Rand der Regenbogenhaut nicht ohne die gröſste Gefahr der Entzündung gedrückt und gequetscht werden.

Sehr treffend und genau giebt Hr. *B.* S. 32 ff. die Verhältnisse an, unter denen die Auffaugung der zerstörten Linse und Kapsel mehr oder minder unterbrochen und aufgehoben wird. — S. 33 stellt er eine für die Keratonyxis sehr vortheilhafte Vergleichung derselben mit der Depression und Extraction an, rügt die Gefahren, denen bey der Depression der Ciliarkörper und die Choroidea durch den Einstich bloſsgestellt werden, die Unsicherheit der dabey vorkommenden Handgriffe; alles Nachtheile, von denen freylich die Keratonyxis ganz befreyt ist. Bey der Staarausziehung erwähnt er die Gröſse der Verletzung durch den Hornhautschnitt, den Zutritt der Luft zu dem Auge, die Ausdehnung der Iris durch den austretenden Staar u. s. w. — Den Beschluſs dieser nützlichen und classischen Abhandlung bilden endlich von S. 53 an mehrere erläuternde Operationsgeschichten der Keratonyxis.

β. ξ. τ.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Wien*, b. Kupffer u. Wimmer: *Dringendes Wort über die jetzige gefahrvolle Kinderkrankheit, die häutige Bräune oder den Croup*; an Ältern, denen ihre Kinder am Herzen liegen, und (an) Wundärzte auf dem Lande, wo keine Ärzte sind. Von *Emanuel Wolfgang Wallich*, der Arzneyk. Doctor und prakt. Arzte. 1811. 60 S. kl. 8. (10 gr.)

Rec. wünscht, zum Heil der armen Kleinen, mit der Anzeige dieses Schriftchens noch zeitig genug zu kommen, um Jeden, der hierin Belehrung zu finden glaubt, vor dem Ankaufe desselben zu warnen. Denn wehe den Wundärzten auf dem Lande, die es sich beykommen lassen, nach den hier ertheilten Vorschriften eine so schreckliche und gefahrvolle Krankheit zu heilen, und wehe den guten Ältern, welche die ärztliche Pflege ihrer am Croup daniederliegenden Kinder solchen Menschen anvertrauen! Daſs Hr. *W.* eine sehr edle Absicht hatte, wollen wir gern glauben; nur müssen wir be-

kennen, dass er, nach vorliegender Probe zu urtheilen, keinesweges der Mann ist, in dessen Händen die populäre medicinische Schriftstellerey wohlthätig für das nichtärztliche Publicum werden könne, am wenigsten, wenn es einen Gegenstand gilt, der in vielen Fällen schon von Seiten des Arztes vielfältig geübten Blick und grossen Scharfsinn in der Beurtheilung erfodert. Überhaupt ist sehr zu bezweifeln, dass alle die Schriften, welche seit einigen Jahren erschienen und den Nichtärzten zur leichteren frühzeitigen Erkenntniss des Croups dienen sollten, den grossen Nutzen gestiftet haben, den man beabsichtigte. Wie gering ist die Zahl derer, welche dieselben ihrer Aufmerksamkeit würdigen, und das sind grösstentheils nur ängstliche, für der Ihrigen Wohl zärtlich besorgte, vielleicht auch durch schon erlittenen Verlust tief gebeugte Ältern, denen durch solchen medicinischen Unterricht nur neue Angst und Unruhe bereitet wird, und welche nun überall die fürchterliche Krankheit wittern, wo ein blosser Katarrh im Anzuge ist, anderer unausbleiblicher Folgen nicht zu gedenken. Ist es wahr, dass jetzt weniger Kinder am Croup sterben, weil der Laie jetzt frühzeitiger des Arztes Hülfe sucht: so hat man es wahrlich nicht den *öffentlichen* Belehrungen über die Gefahr des herannahenden Übels zu verdanken. Noch tadelnswerther wird ein solches Unternehmen, wenn, wie in vorliegender Broschüre geschieht, auf ärztliche Individuen zugleich mit Rücksicht genommen ist. Wann wird man sich einmal überzeugen, dass Schriften, für Ärzte und Nichtärzte zugleich bestimmt, nothwendig nicht anders als voll Mängel und Gebrechen seyn müssen! Mögen sie auch noch so sorgfältig ausgearbeitet seyn: so werden sie dennoch für den einen Theil zu viel, für den anderen zu wenig enthalten, und besonders in dem Laien, der bey seiner vorherigen Unbekanntschaft mit dem Gegenstande seinem Arzte unbeschränktes Vertrauen schenkte, eine Halbwisserey und ein Meistern des ärztlichen Verfahrens nach unverdauten therapeutischen Sätzen veranlassen, wodurch er sich selbst alle früher genossene Seelenruhe raubt, und dem Arzte nicht selten seine ganze Kunst verleidet. Man denke sich nun das grosse Ziel, das unser Vf. sich steckte! Durch die Herausgabe einer kurzen, deutlichen Beschreibung des Croups, seiner Geschichte, Zufälle, Ursachen, seiner guten und schlimmen Zeichen, sollen Ältern, sogar Mütter, wie er sich ausdrückt, in den Stand gesetzt werden, diese schnell tödtlich werdende Krankheit baldigst zu erkennen; den Landwundärzten sollte besonders der letzte Abschnitt gewidmet seyn, in welchem von den in den verschiedenen Zeiträumen der Krankheit anwendbaren Heilmitteln die Rede ist, aber nur im Allgemeinen, denn von jenen sey mit Recht zu fodern, dass sie die Art und Weise der Anwendung, die Menge und Wahl derselben genau kennten. Wohl dem Lande, das solche Landwundärzte besitzt! — Was die Ausführung dieses Planes anlangt: so konnte sie kaum schlechter gerathen, als es wirklich der Fall ist. Schon Einiges wird zum Beweise hinreichen. Die Definition der häutigen Bräune ist die alltägliche: eine Entzündung, welche ausschliesslich die innere Fläche des Kehlkopfs und einen Theil der Luftröhre, zuweilen bis in die Luftröhrenäste, selbst befällt, wobey sich (was aber erst ein paar Seiten später beyläufig erwähnt wird) eine hautähnliche Masse bilden will, oder schon gebildet hat. Bey der Beschreibung der Zeichen und des Verlaufs ist, so wie im ganzen Büchelchen, nur auf den Fall gesehen, wo ein sonst gesundes, starkes, vollblütiges Kind von der Krankheit befallen wird, und selbst in Bezug auf diesen einzigen Fall sind die Zufälle so unrichtig und verworren geschildert, dass schwerlich ein Arzt das Übel danach wird richtig beurtheilen können. Alles Übrige, vorzüglich was über die Unterscheidung von ähnlichen Krankheitsformen gesagt ist, hat gleichen Werth. Der Abschnitt von der Heilung verdient aber eine besondere Erwähnung. Der Heilplan wird nach drey Zeiträumen bestimmt, und besteht in Folgendem: 1) Abhaltung und wo mögliche Verminderung der Entzündung. Das Hauptmittel ist „örtlicher Aderlass, wo möglich durch Blutigel und in der Nähe des Kehlkopfs, wodurch allen ferneren Gefahren vorgebeugt wird, denn das eigentlich Tödtende, die Haut, kann nun nicht mehr entstehen"!! Dann Halb-Fussbäder oder Bähungen von warmem Wasser mit Asche, Essig, Senfmehl u. s. w., Blasenpflaster, Klystiere. Alles ohne vernünftige Indicationen hingeworfen. 2) Verhütung der Absetzung oder wenigstens der Verdickung der sogenannten gerinnbaren Lymphe, wenn die Entzündung fortschreitet. Hier wird ohne Unterschied das Quecksilber zum inneren und äusseren Gebrauch empfohlen; über die Menge des innerlich anzuwendenden lasse sich aber im Allgemeinen Nichts (?) bestimmen, der Wundarzt müsse ein medicinisches Handbuch nachschlagen, denn „setzte man die Gabe her: so könnte sich doch ein Nichtarzt herbeylassen, dieses heroische Mittel anzuwenden; das übrige Verfahren bleibt genau, wie im ersten Zeitraume"!! 3) Wegschaffung der Lymphe, wenn die Entzündung und die Verdickung der Haut nicht verhütet werden konnten. Daher schleimauflösende, auswurfbefördernde Mittel in grosser Menge, aber bloss namentlich aufgeführt, zur beliebigen Auswahl für Landwundärzte. Dass Brechmittel nicht fehlen, kann man sich denken. — Der Stil ist äusserst nachlässig, und von den unzähligen Druckfehlern sind nur die unbedeutendsten angezeigt, die gröbsten muss der Leser selbst verbessern. D. E. H.

Riga, b. Müller: *Briefe medicinischen Inhalts(,) geschrieben an und für gebildete Nichtärzte.* 1808. 145 S. 8. Die Erscheinung dieser Briefe fällt noch in eine Zeit, wo *Browns* hellaufflammendes Genie so viele Köpfe entzündet hatte, und wo Jeder glaubte etwas Rechtes zu thun, wenn er gleich einem Apostel oder Kreuzesritter an der Sache des Glaubens thätigen Antheil nähme, und ein gläubiges Häuflein unter sein Fähnlein versammelte. Diese geräuschvolle Zeit ist nunmehr vorüber, hat aber, wie jede Revolution, gute und schlimme Folgen zurückgelassen. Unter die schlimmen gehört die, dass der Nichtarzt, der damals auch *die brownsche* Taufe erhielt, nun noch strenge auf seine damals eingesogenen Glaubens-Artikel hält, und dadurch oft seinem Arzt und sich selbst den richtigen Gesichtspunct bey Beobachtung seiner Krankheit verrückt. Eingedenk nun des Nachtheils, welchen zu frühe Mittheilung medicinischer Systeme an Laien in der Folge nothwendig nach sich ziehen muss, kann Rec. überhaupt alle dergleichen populäre Schriften, welche jene zum Zweck haben, nicht billigen. Übrigens ist von einer Darstellung der Erregungstheorie, wie sie in den angezeigten Briefen gegeben worden ist, jener gerügte Nachtheil am wenigsten zu erwarten, denn das Ganze hat so wenig Würze und Geist, dass der Nichtarzt wohl ohnehin nicht lange dabey verweilen wird; wie es denn aber auch gewiss vergebliche Zeit und Mühe verschwendet seyn würde, sich daraus eine wahre Über- und Einsicht jener Theorie verschaffen zu wollen, welche hier durch den guten Willen des Vfs., sie dem gemeinen Menschenverstande näher zu rücken, gerade noch unverständlicher und ungeniessbarer geworden ist. — Druck und Papier dieser Briefe sind schön. Hbm.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Series formularum medicarum,* secundum indicationes therapeuticas dispositarum. Edidit D. *Guil. Godofredus de Ploucquet*, Prof. med. Tubing., O. C. W. Eques. 1811. VIII u. 76 S. 8. (8 gr.) Der klinische Arzt muss im Verschreiben der Arzneyen so bewandert seyn, dass er je nach Verschiedenheit der Umstände bald dieses bald jenes Mittel, bald diese bald jene Form desselben, in Bereitschaft habe, wenn eine oder die andere gerade im gegebenen Falle keine Anwendung findet. Hierüber ist man mit dem würdigen Vf. leicht einverstanden. Auch lässt sich die Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit der hier gegebenen Arzneyformeln für minder geübte und erfahrene Ärzte, deren Gedächtniss bisweilen einer schriftlichen Nachhülfe bedarf, nicht ablengnen. Aber, möchten wir fragen, hat denn der Vf. bey der Herausgabe dieser Receptsammlung nicht an jene Raubbienen gedacht, welche sich so gerne bey solchen Magazinen einfinden, um Nahrung für ihren Curschlendrian und für ihre Stümperey zu holen? und überwiegt dann nicht der Nachtheil, den sie auf solche Weise für die Kunst und für die Kranken bringt, bey weitem den Vortheil?

Hbm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

DEN 6 DECEMBER, 1811.

PHILOSOPHIE.

LANDSHUT, b. Krüll. *Leitfaden für Logik und Metaphysik*, von *D. Friedrich Köppen*, königl. baier. wirkl. Hofrath, und Prof. zu Landshut. 1809. VI u. 104 S. 8. (8 gr.)

Zu welcher Classe von Philosophen der Vf. gezählt seyn wolle, legt er schon in der Vorrede dar. „Wir schweigen (sagt er darin S. V) von den unerfreulichen Betrachtungen, zu welchen Deutschlands neueste Weisheit reichlichen Stoff darbietet. Mit den grossen Entschlüssen zu Thaten sind auch die grossen Gegenstände der Philosophie untergegangen. Statt ihrer verkünden ungeweihete Seher in räthselhaften Sprüchen das leichte Geheimniss eigener Thorheit. Denn sie meinen, um nicht zu reden, wie das Volk, müsse man rasen. Männliche Achtung und Freude werden zu kindischem Staunen und Ergötzung. Die Würde der Gedanken verwandelt sich in überspannte Worte und Bildersucht, das ernste Geschäft der Philosophirenden wird zum beliebigen Spiel wechselnder Einfälle. Diess sollte anders seyn in der deutschen Nation, deren Tiefe und ursprüngliches Gewicht des Charakters uns zur Erwartung des Anderswerdens berechtiget." Sehr wahr und treffend! Ob aber nicht vielleicht der würdige Vf. den Anfang und das Hineinkommen in die Philosophie, oder das Abkommen mit mancherley Gegnern, sich zu leicht mache, wird der Verfolg zeigen. *Philosophie* ist ihm die Wissenschaft von den (letzten) Gründen alles *Wissens* (warum nicht auch *Seyns?* Doch darauf kann mit Recht geantwortet werden, dass das *Wissen* auch das *Seyn* in sich schliesst). Erkenntniss ist ein Unding, ohne *Persönlichkeit.* Diese wird zur Erkenntniss und Demonstration vorausgesetzt. Sie *demonstriren* wollen ist ein verkehrtes Unternehmen. (Soll das so viel heissen: Es sey von unmittelbarer Einsicht, dass unser Geist *eine besondere* und *eigene Substanz* sey: so fürchten wir den eben erwähnten Vorwurf, dass der Vf. sich die Sache zu leicht mache. Soll es aber nur so viel heissen: Unter *Ich*, welches in allem Denken vorkömmt, wird *gedacht* ein gewisses *Eins*, worauf das Mannichfaltige der Empfindungen und Gedanken, mit einem Worte, der Vorstellungen, oder auch anderer Zustände, bezogen, als darin verbunden gedacht wird: so ist diess unmittelbarer Einsicht. Aber das ist nur *die Einheit des Bewusstseyns*, nicht die Einheit der Substanz, nicht *diejenige Persönlichkeit*, welche man gegen *Materialisten* und *Spinozisten* beweisen muss. Dass das Erste die Meinung des Vfs. sey, geht aus S. 12 — 14 und aus dem Ganzen hervor. Denn dort heisst es: Mit der Anerkennung unserer selbst, als eines vernünftigen Wesens, ist zugleich *unmittelbar* eine Beziehung auf ein *Ausser uns* gegeben. Wir stellen es uns entgegen, als *Welt.* — Dieser mit unserem persönlichen Daseyn gegebene Gegensatz zwischen *uns* und *Ausser uns* ist ausgedrückt durch *Seele* und *Körper.* Also ist mein *Körper* ausser mir, und der Vf. muss es sonach als eine *unmittelbare Wahrheit* betrachten, dass unser Geist vom Körper unterschieden sey. Es ist gewiss dem scharfsinnigen Vf. der Unterschied nicht unbekannt zwischen dem *Ausser uns* im *empirischen Sinne*, d. i. dem, was als ein Ausser- und Nebeneinander — (im Raume) erscheint, welches der *Idealist* selbst nicht leugnet, und dem *Ausser mir* im *transcendenten Sinne*, d. i. dem, was von mir, und allen meinen Vorstellungen unterschieden, getrennt und abgesondert, auch ausser meinem Bewusstseyn vorhanden seyn soll, welches der Idealist leugnet, welches also nicht von unmittelbarer Evidenz ist, nicht *gesehen*, nicht *gefühlt*, nicht *angeschaut* wird. Mit der Erläuterung dieses Gegensatzes, heisst es nun ferner, und der Beziehung zwischen Uns und der Welt (also bedarf diess doch einer *Erläuterung*) beschäftige sich die Philosophie. Im Wissen unterscheide sich das Denken und das Gedachte. Alles Philosophiren nehme mit der Unterscheidung des *Subjectes* und Objectes seinen Anfang. Und der Vf. nimmt ein ursprüngliches Vermögen dieser Unterscheidung an. Alle philosophischen Systeme, wenn sie auch diesen Unterschied zu erklären trachten, und denselben nicht für *ursprünglich* annehmen, können doch ohne dieselbe, und ohne die Wechselbegriffe von Subject und Object nicht philosophiren. (Ganz richtig! Auch der Idealist unterscheidet Subject und Object, aber auf seine eigene Art). Das reine Auffassen des *ursprünglichen Dualismus* zwischen *Object* und *Subject* und ihrer Wechselbeziehung ist dem Vf. *philosophische Anschauung*, die Beziehung eines einzelnen Objectes auf das Subject *sinnliche Anschauung*. Rec. bekennet, sich in diesen Unterschied nicht finden zu können. Alle Anschauung ist individuell, und also *sinnlich.* Das Unterscheiden *des Subjectes und Objectes überhaupt* ist kein Anschauen, sondern ein Denken. Es sind Begriffe. Und Rec. sieht nicht ein, wie man den Idealisten mit der Verweisung auf jene philosophische Anschauung befriedigen will.

Ueber den Unterschied der *Logik* und *Metaphysik*

erklärt sich der Vf. §. 10 so: Abgesehen von allem Inhalte des Gedachten stehen die Gedanken im Denken in einem gewissen Verhältnisse zu einander. Die Ordnung und Regel dieses Verhältnisses bilden die Sphäre einer besonderen Wissenschaft, der *Logik.* Mit dem Wesen und der *Realität* des *Gedachten,* mit dem Verhältnisse desselben zum Denken beschäftige sich die *Metaphysik.* Die Logik schränkt er auf die Lehre von *Begriffen*, *Urtheilen* und *Schlüssen* ein, S. 21, und unterscheidet davon die von *Kant* sogenannte *Methodenlehre*, d. i. die Untersuchung, in wieferne die Anwendung der Regeln der Logik zur Erweiterung und Berichtigung der Wissenschaften dienen könne.

Der Begriff ist eine Einheit objectiver Merkmale. (Soll der *Begriff* von *einer einzelnen Vorstellung* unterschieden werden: so musste man noch hinzusetzen — *eine Einheit*, *welche noch auf mannichfaltige entgegengesetzte Art bestimmlich ist.* Nach dem Leisten der Kategorieen werden auch die Begriffe nach ihrer *Quantität*, *Qualität*, *Relation* und *Modalität* betrachtet. Der *quantitative* Unterschied der Begriffe beruht auf der Mehrheit der Merkmale, der Grösse der *Comprehension*, oder *Intension*, wie es Einige nennen. Denn selbst die *extensive Grösse*, der Umfang, wird durch die Grösse der Comprehension bestimmt, und steht mit dieser in umgekehrtem Verhältnisse. Aber wie kann der Vf. S. 29 von *einfachen Begriffen* reden? Unter *Qualität* der Begriffe wird hier verstanden der verschiedene Grad der Klarheit und Deutlichkeit. *Relation*, in Ansehung *des Inhaltes* der Begriffe, ist Einerleyheit, Widerstreit, Ähnlichkeit, Verschiedenheit, in Ansehung des *Umfanges*, Subordination, Coordination. Nach der *Modalität* sind dem Vf. auch die Begriffe *möglich*, *wirklich*, oder *nothwendig.* Etwas gezwungen fällt in diesem letzten Stücke die Anwendung der Kategorieenmethode aus. Nirgends hat Hr. *K.* des Unterschiedes *analytischer* und *synthetischer* Sätze auch nur mit einem Worte gedacht. Sein Begriff eines Satzes oder Urtheils: Er entstehe, wenn man die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mehrerer Begriffe *in gewissen Merkmalen*, worauf ihre Verwandtschaft beruhe, mit Worten ausdrücke, passt nicht auf synthetische Sätze. Eben so passt das, was S. 33 von allen Sätzen gesagt wird, nur auf *kategorische* Sätze, obgleich Einige die Bedingung des hypothetischen Satzes das Subject, die Aussage das Prädicat, und die Andeutung der Folge die *Copulam* zu nennen pflegen. So erschöpfen auch §. 34 die *Ausschliessungs-* und *Einschränkungs-Sätze* nicht die ganze Gattung der versteckt zusammengesetzten (*exponibeln*) Sätze. Die sogenannten *unmittelbaren Schlüsse* oder Folgerungen rechnet der Vf. nicht zu den Schlüssen, und Rec. macht ihm darüber eben so wenig einen Vorwurf, als dass so vieles unnütze scholastische Spielwerk ganz übergangen ist. Allein dessenungeachtet ist die Syllogistik, nach seiner Überzeugung und Erfahrung, für den Anfänger zu kurz abgefertigt. Der Unterschied zwischen *Paralogismus* und *Sophisma* ist nicht dem Redegebrauche gemäss erklärt. Auch in der *Methodenlehre*, so viel Gutes sie in der Kürze enthält, vermisst Rec. gar manchen, dem Anfänger auf seiner wissenschaftlichen Laufbahn unentbehrlichen Unterricht. Wenn es S. 43 zu Ende heisst: Weil jeder Beweis ein Wahres voraussetzt: so ist leicht einzusehen, dass eine Kette von Beweisen sich nicht selbst zu schliessen vermag; kein Grundsatz könne *als der höchste* bewiesen werden, weil Beweise nur durch Voraussetzung eines höheren Grundsatzes möglich sey; Über die Wahrheit am Anfange lehre die Demonstration Nichts: so ist zwar richtig, dass man *die Wahrheit* eines Grundsatzes, welcher ein *höchster* oder *letzter* seyn soll, nicht beweisen könne, man müsste denn mit dem Worte *Beweiss* spielen, und darunter nur das Bewusstseyn irgend eines Grundes verstehen, warum man so urtheile, so dass auch *identische* Sätze bewiesen werden können. Und da braucht der Grund kein anderer und *höherer Satz* zu seyn. Aber man kann doch von irgend einem Satze, aus Vergleichung desselben mit dem Begriffe eines höchsten Grundsatzes, einsehen und beweisen, dass er ein solcher sey. Und was versteht man unter einem *höchsten Grundsatz?* Denkt man sich darunter einen einzigen Satz, aus welchem alle anderen hergeleitet werden sollen, welchem alle anderen subordinirt sind: so gesteht Rec. von einem solchen nichts zu wissen. Nennt man aber *höchsten Grundsatz* einen *jeden von unmittelbarer Einsicht*, d. i., wo ich zur Einsicht der Richtigkeit des darin ausgedrückten Verhältnisses der Begriffe *keine Mittelbegriffe, Zwischensätze, Schlüsse*, nöthig habe (primitive, indemonstrable, intuitive Sätze, wie sie *Leibnitz* nennt): so giebt es dergleichen mehrere, bey welchen die Kette des Beweises sich schliesst, und des Skeptikers *εκβαλλων εις το απειρον* ist gar nicht furchtbar.

Das Gebiet der *Metaphysik* liegt höher, als das logische. Metaphysik ist eine Lehre vom Unbedingten über das Bedingte, (in welchem Bedingten die Logik einordnet und beygeordnet). Zur Darstellung metaphysischer Lehren liegt ein doppelter Weg vor uns. Entweder werden die dogmatischen Systeme nach ihrem Wollen und Vollbringen geprüft, und das Resultat dieser Prüfung (ein skeptisches, oder ein anderes) angegeben; oder es wird das ewige Thema aller Philosophie hingestellt, und der Kreislauf gewiesen, in welchem diese Systeme darüber wiedergekehrt sind, und wiederkehren müssen. Der Vf. wählt den letzten Weg. Vorher aber handelt er vom *philosophischen Erkennen* und *Wissen.* Dieses unterscheidet sich von dem Wissen in andern Wissenschaften dadurch, dass diese sich nicht um das Ende ihres relativen Wissens bekümmern, *welches Ende* gerade der Gegenstand philosophischer Untersuchung wird. Das relative Wissen endet 1) im *Besondern*, in der *Wahrnehmung, Anschauung.* Philosophie (Metaphysik) beschäftiget sich mit dem Wesen der Anschauung und Wahrnehmung. Der Anschauungen Richtigkeit und Wahrheit ist *unbeweisbar.* Die Wahrheit derselben, Realität, Nicht-Rea-

lität, durch Vergleichung mit dem Object (Dinge an sich), worauf sie sich beziehen, entscheiden wollen, ist unmöglich. Eben so wenig entscheidet die *subjective Empfindung des Anschauenden* über Realität und Gewissheit. (Aber worin soll denn die *Wahrheit der Anschauungen* bestehen? Darüber wünschte man wohl etwas Bestimmteres zu lesen. Denn nur das ist unmittelbar gewiss, dass wir diese Anschauungen haben. Aber es fragt sich, ob diesen Anschauungen, z. B. des äusseren Sinnes, auch Etwas *entspreche*, was *ausser uns ist im transscendentalen Sinn*, und *wie* es ihm entspreche (nicht eben als Copie dem Original). Soll das auch von unmittelbarer Evidenz seyn? Dass diess die Meinung des Vfs. sey, ist aus dem, was vorher bemerkt worden, klar. Und doch soll die subjective Empfindung des Anschauenden über Realität und Gewissheit derselben nicht entscheiden können). An den Objecten der Anschauung treffen wir ein Mannichfaltiges der qualitativen und quantitativen Beschaffenheiten an. Die Philosophie trachtet nach einem Wissen der Elementarbeschaffenheiten; woraus sich vielleicht alle übrigen Qualitäten herleiten lassen. Da nun die Totalität der Objecte, welchen qualitative und quantitative Verhältnisse zugeschrieben werden, Natur heisst: so beziehen sich jene Untersuchungen auf die Principien *der Naturphilosophie*. Die *atomistische Naturphilosophie* sucht die *Qualitäten* aus blosser *Quantität* (extensiver) zu erklären. (Man muss hier den reinen Atomismus des *Leucipp* und *Demokrit* nehmen.) Denn manchmal nennt man einen Jeden der seinen Grundtheilen, eine gewisse *Grösse* und *Figur* giebt, einen *Atomisten*, wenn er gleich, wie *Anaxagoras* seinen Homöomerien diesen Grundkörperchen, auch noch andere ursprüngliche Qualitäten giebt. *Der dynamische Naturphilosoph* denkt seine Principien nicht als Atomen, sondern als Kräfte. Die verschiedenen Kräfte werden zurückgeführt auf eine Grundkraft, die *unendliche Productivität* genannt, deren gradueller Unterschied das Wesen der besonderen Kräfte ausmacht. Er sucht also ebenfalls die Qualitäten aus dem graduellen Unterschied (*intensiver Grösse*) ihrer Actionen herzuleiten, und, wie er sich rühmt, auf solche Weise *die Natur zu construiren*. Wie aus der Seele geschrieben, ist Rec. das, was über die hohen Einbildungen so mancher dynamischen Naturphilosophen mit der grössten Evidenz gesagt wird. §. 51—54. Rec. ist auch Dynamiker, aber solcher Anmaassungen war er nie fähig. Das relative Wissen endet 2) bey der Abstraction *im Allgemeinsten*. Das Princip *dieses Generalisirens* nennen wir *Geist*, und so kommt der Vf. auf die *Philosophie des Geistes*. So wie das Bestreben der Naturphilosophie ist, alle Qualität auf Quantität zurückzuführen: so ist das Bestreben der Philosophie des Geistes, die Vernunft zu *mechanisiren*, d. i. für den Verstand begreiflich zu machen. Aus einem *Quantum* von Trieben, Tendenzen, Thätigkeiten, soll das *vernünftige Individuum construirt* werden. Vernunft und Materie, Geist und Natur *erscheinen* zwar ihrer Qualität nach verschieden, wie *freyer Wille* und *physische Kraft*. Sie werden aber gleich gesetzt *im absoluten Seyn*, in der *Identität des Subjectiven* und *Objectiven*. Ihre qualitative Verschiedenheit wird durchaus wieder aufgehoben. Daher ists auch gleich viel, ob man das Absolute *Vernunft* oder *Natur* nennt. Beide Worte bezeichnen ein und ebendasselbe. Das Absolute aber tritt aus einander, als *Objectives* und *Subjectives*. Dasselbe Absolute erscheint als Object und als Subject, nur in jenem mit einem Mehr der Objectivität, in diesem mit einem Mehr der Subjectivität. In diesem Mehr oder Weniger soll die erscheinende Qualität des Subjects und Objects bestehen, welche an sich identisch sind. Man will also auch hier die qualitative Verschiedenheit in eine quantitative verwandeln. Weil das absolute Identitätssystem den qualitativen Unterschied zwischen Geist und Natur aufhebt: so wird auch dadurch, diess ist das Urtheil des Vfs., die Würde der Vernunft und Freyheit, der Tugend und Religion aufgehoben. Das Hauptthema der Philosophie des Geistes ist *Persönlichkeit, Freyheit*. Die Persönlichkeit besteht nicht in einer blossen Identität des Bewusstseyns, welche die aus Verhältnissen mechanisch entstandenen Triebe und Begierden begleitet, sondern in dem Bewusstseyn einer *Selbstthätigkeit*, welche Triebe und Begierden bestimmt, formgebend ist, und daher nicht die Form eines andern seyn kann. Diese unabhängige Selbstthätigkeit ist vernünftig, und heisst *Wille*. Diese absolute Selbstthätigkeit des Willens lässt sich nicht deutlich erkennen, ihrer *Möglichkeit* nach, obgleich ihre *Wirklichkeit* sich *unmittelbar* im Bewusstseyn darstellt, und durch die That beweist. In wieferne diese Selbstthätigkeit dem sinnlichen, an Verhältnisse gebundenen Daseyn des Menschen entgegensteht, und sich über dasselbe erhebt, heisst sie *Freyheit*. Diese besteht also in einer Unabhängigkeit des Willens von der Begierde. Sie ist eine durch sich selbst bestimmte Ursache von Handlungen. Daher auch alle vernünftigen Wesen ihrem Willen eine innerliche Allmacht beylegen. Freyheit wird, nach dem Vf., als das Erste, Ursprüngliche von jedem Wissen und Wollen vorausgesezt. Erkenntniss lässt sich nicht auflösen in ein *bloss passives Empfangen von Aussen*. Und der *Wille* macht unbedingte Anfoderung auf Ehre und Würde, unabhängig von jeder besonderen Natur des Individuums. Dadurch allein ist Tugend, sittliche Grösse in der Menschheit möglich und wirklich worden. *Freyheit* ist eine *erste, unvermittelte, uns allein wahrhaft bekannte Kraft*. Soll daher ein Erstes, Unvermitteltes, Absolutes, der Natur und ihren Erscheinungen zum Grunde gelegt werden: so ist es eine freywirkende Intelligenz. Daher der Glaube an Gott, als *einen Geist*. Und so kommt der Vf. auf Theologie und Religion. Wir zeichnen nur Eins aus: *Religion* ist Liebe Gottes, Liebe des Überirdischen. — Gleichwie jedes Thier seinen besonderen Instinct nicht verleugnet: so *ist des freyen Wesens Instinct die Religion*. Im Wesentlichen ist die Philosophie des Vfs. die des Hn. *Jacobi*. Und wer noch nicht verstanden hat, was es heissen soll: *das Element alles* philosophischen Wissens sey *Glaube*,

oder mit anderen Worten des Hn. *Jacobi:* das Princip aller Erkenntniss sey *Offenbarung*, und zwar *eine wahrhaft wunderbare:* der kann es vom Vf. §. 62—64, besonders aus der Anmerkung zu §. 63 lernen. Nämlich: Es wird uns *offenbar*, durch unvermitteltes Zeugniss der Sinne und der Vernunft, die Erkenntniss der Natur (einer Aussenwelt), die Erkenntniss Gottes, und die Erkenntniss unserer selbst, als vernünftig sinnlicher Wesen (also Freyheit, Persönlichkeit). Wir *begreifen* nicht, wie diese Einrichtung gemacht seyn mag: der Ursprung aller Erkenntniss ist also *ein Wunder* für den *Begriff*.

Der letzte Abschnitt: *Geschichtlicher Kreislauf der philosophischen Systeme*, ist eine concentrirte Geschichte der *griechischen* und der *neueren deutschen Philosophie*, und zeugt von einem Manne, der in den Geist derselben eingedrungen ist. Die griechische Philosophie, wo die *platonische* dem Vf. die einzige ächte und wahre ist, begann mit *Naturphilosophie*, und endete mit *Skepticismus*. (Aber *Antiochus* gab doch allen Zweifel auf, und suchte die alte Akademie mit Aristoteles und Zeno zu vereinigen.) Die *Deutschen* wurden durch *Skepticismus* zur Prüfung erweckt, und endeten mit *Naturphilosophie*, und zwar in dem *absoluten Identitätssystem*. Fragt man, welches wohl ferner der Weg sey, den die Philosophie nehmen werde: so prophezeiht der Vf. ein Zeitalter der *Schwärmerey*, und statt der inhaltslosen Verstandesdialektik ein *inhaltsloses, phantastisches Träumen*. Weil die Naturphilosophie keine Elemente für wahre Tugend und Religion besitzt, da sie das All vergöttert: so gestaltet sich aus ihr eine Idololatrie, welche sich entweder mit geheimer poetischer Beschaulichkeit begnügt, oder nach etwas Äusserem trachtend, in der *Mythologie* und im *Dogma* §. 61 ihre Beurtheilung findet. N. c. m. e.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Mein erster Versuch zur Belehrung und Unterhaltung guter Kinder*, von *Sophie Meier*, Vorsteherin des Frauenzimmer-Instituts in Aurich. Mit 1 Kupfer nach *Ramberg*. 1810. VIII u. 174 S. 8. (12 gr.) So wenig Rec. geneigt ist, der Schriftstellerey der Damen das Wort zu reden: so kann er doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass gerade diess Fach, wohin der gegenwärtige Versuch gehört, von geschickten Müttern und Lehrerinnen fleissiger bearbeitet würde. Denn von wem liesse sich eine genauere Kenntniss der kindlichen Bedürfnisse erwarten, als von Müttern und Erzieherinnen, die ihre Pfleglinge von den ersten Jahren an Schritt vor Schritt begleiten, sie in jeder Lage beobachten, und jedes ihrer moralischen und physischen Bedürfnisse kennen und befriedigen zu lernen Gelegenheit haben? Wer ist sorgfältiger und scharfsichtiger im Beobachten, als die Frauen, denen auch die kleinsten Umstände, die, dem Anscheine nach zwar unbedeutend, auf die Erziehung der Kinder oft den nachtheiligsten Einfluss haben, nicht entgehen? Wer endlich ist geschickter, den Sinn für häusliche Tugenden zu wecken, als das Weib, dessen Leben und Weben ganz auf das häusliche Glück und auf das innere Wohl der Familie gerichtet ist? Schon um desswillen also würden wir die Besorgniss der Verfasserin, ihr Unternehmen möchte Verwunderung, vielleicht auch Tadel verdienen, für ungegründet erklären, wenn auch der Versuch nicht so gut ausgefallen wäre, als er es wirklich ist. Ihre Absicht war die der meisten Jugendschriftsteller, durch Belehrung der Jugend nützlich zu werden, und vorzüglich ihnen moralische Vollkommenheiten lieb und wünschenswerth zu machen, und sie hat ihren Zweck vollkommen erreicht. Ohne besondere Hauptabtheilungen liefert sie Erzählungen, Gespräche und ein Schauspiel. Die Erzählungen, sämmtlich moralischen Inhalts, fesseln durch einen leichten und gefälligen Vortrag, und durch eine lebendige Darstellung der Gegenstände, die immer aus dem Kreise der Kinder genommen sind. Selbst die nöthigen Zurechtweisungen finden durch die sanfte, liebreiche Sprache, die der Vfin. eigen ist, leichten Eingang. Nur wünschten wir, dass sie an manchen Stellen etwas gedrängter geschrieben, hin und wieder weniger moralisirt, und besonders mehr Beyspiele gut gearteter Kinder aufgestellt hätte, da die jungen Leserinnen, wenn sie sich in jeder Geschichte von einem darin gerügten Fehler betroffen fühlen, nur allzu leicht einen Widerwillen gegen das Weiterlesen bekommen, und sich, statt zum Guten aufgemuntert, durch zu häufigen Tadel niedergeschlagen fühlen. Die Gespräche zwischen der Mutter und ihren drey Töchtern über die Sinne und über den menschlichen Körper empfehlen sich durch Deutlichkeit, und durch eine herzliche vertrauliche Sprache. Das dem ersteren angehängte Gedicht: *die Sinne*, ist selbst nicht ohne poetischen Werth. Dem letztern sind drey, auf dem Titel nicht genannte, Kupferstiche beygefügt, welche das Geripp eines Kindes von der vorderen und hinteren Seite, so wie den inneren Bau des Menschen darstellen. *Das Weihnachtsfest*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, ist nach einer Erzählung von *Berquin* bearbeitet. Die Handlung ist einfach, die Charaktere gut gezeichnet, nur Karl scheint hin und wieder zu ernst und verständig, und das Ganze ist zu sehr auf Rührung angelegt. Das Titelkupfer ist weit feiner und sauberer, als man sonst in Kinderschriften zu finden gewohnt ist. Xpu.

Leipzig, b. Tauchnitz: *Warnungstafeln.* Oder die Gefahren der jugendlichen Unbedachtsamkeit bey Spielen und Zeitvertreiben auf 24 (illum.) Kupfertafeln dargestellt. Ohne Jahrzahl. VI und 100 S. (1 Rthlr. 8 gr.) Die Idee, der unbedachtsamen Jugend Warnungstafeln in die Hände zu geben, verdient Beyfall und ist hier im Ganzen gut ausgeführt. Indess wünschten wir, dass der Vf. dieser Erzählungen die jungen Leute, welche als handelnde Personen darin aufgeführt werden, nicht immer ungestraft davon kommen liesse. Warnender würden diese Tafeln nach unserm Gefühl geworden seyn, wenn der Ausgang mancher Geschichten schlimmer ausgefallen wäre. Auch hat sich der Vf. dadurch einen unnöthigen Zwang aufgelegt, dass er nach dem Alphabet von jedem Buchstaben Eine Geschichte liefern wollte. Denn darum hat er einige Erzählungen aufgenommen, für welche warnendere Vorstellungen und Geschichten hätten stehen können, z. B. die, welche überschrieben sind *die Nachteule*, *der Undank*, *der Ygel*. Wir hätten an deren Stelle lieber Warnungen wider das Trinken nach Erhitzung, wider Unvorsichtigkeit mit Pferden, bey Gewittern, beym Genuss von Näschereyen u. s. w. gelesen. Endlich scheint der Vf. auch bisweilen etwas zu hoch für die Fassungskraft der Kinder zu sprechen. So heisst es gleich in der Vorrede: „Glücklicher ist der, welcher nicht bloss dem (den) sinnlichen Gelüsten nachläuft, nicht ihren Genüssen fröhnt! Kann er doch mit den sinnlichen Vergnügungen den Geist in Verbindung setzen; kann er doch in die Sinnlichkeit den Geist hineintragen und das Sinnliche zum Geistigen erheben." Welcher acht- oder zehnjährige Knabe wird das richtig verstehen? Eben so möchte es wohl mit folgenden Ausdrücken seyn: die Hoffnung der Ungestraftheit beflügelte ihren Muth — ein Künstler, der statt der Menschen- und Thierkräfte die Kräfte der Elemente in Anspruch nahm — alles war in wogender Bewegung, statt: alles tanzte. Der böse Genius, der über sie waltete, brach los. — Auch nutzen solche Ausfälle nichts in Kinderschriften, wie S. 36: Eines Tages waren sie mit ihrer gnädigen Mama — denn die Knaben waren adelicher Abkunft u. s. w.

Dieser Bemerkungen ungeachtet können wir dieses Büchelchen als eine nützliche Kinderschrift empfehlen. Auch sind Druck, Papier und Kupfer gut. 7. 4. 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 DECEMBER, 1811.

PÄDAGOGIK.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Historische Nachrichten über die Errichtung der Universitäts-Töchterschule in Göttingen.* Von *J. Phil. Tresfurt*, Superintendenten der Inspection Göttingen ersten Theils und erstem Prediger an der St. Johanniskirche in Göttingen. 1806. 156 S. kl. 8. (10 gr.)

Eine wohleingerichtete Schule für die Töchter der gebildeten Stände gehört unstreitig zu den wohlthätigsten Anstalten, die der Staat seinen Bürgern schenken kann, und sie ist seiner Aufmerksamkeit, seiner Unterstützung, seines Schutzes eben so werth, als die höheren Unterrichtsanstalten mit ihren Sternwarten, Bibliotheken, botanischen Gärten, Hospitälern u. s. w. Freylich scheint man diess, selbst in der neuesten Zeit, noch nicht einsehen zu wollen; man möchte lieber, von Seiten des Staats, die Sorge für die zweckmässige Einrichtung und Erhaltung der Schulen, und vor allem der Mädchenschulen, einzelnen, für das Gute innig erwärmten, patriotisch gesinnten Männern, oder wohl gar den jetzt meistentheils verarmten Gemeinden überlassen. Der Nachtheil, der aus diesen verkehrten Ansichten hervorgeht, ist unbeschreiblich gross, und liegt leider fast überall nur zu sehr am Tage. Einzelne *Erziehungshäuser*, wie die zu *St. Denis* und *Ecouen*, oder zu *Kauffungen* und anderswo, helfen dem angedeuteten Bedürfnisse nicht ab, zumal da sie den Foderungen bey weitem nicht ganz entsprechen, die ein *deutscher* Pädagog mit Recht an solche Anstalten zu machen Ursach hat. Wenn nun schlechterdings nicht geleugnet werden kann, dass der Verfall der Sitten und der Religiosität in allen Jahrhunderten von den höheren Ständen ausgegangen ist, und sich von diesen immer nach und nach den übrigen, den *mittleren* und den *niederen* Ständen, mitgetheilt hat — eine schmerzliche Erfahrung, die unser Zeitalter fast mehr, als irgend ein anderes, bewahrheitet —; wenn nicht geleugnet werden kann, dass die Welt dem weiblichen Geschlechte in den Händen liegt, dass dieses Geschlecht durch der Liebe sanfte Gewalt auf das männliche so kräftig einwirkt, dass der erste und gewöhnlich einflussreichste Theil der Erziehung das Werk der Mütter ist: so sollten die Staaten und ihre Verweser auch mehr als je darauf bedacht seyn, durch wohleingerichtete Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten für die Mädchen, und für die der *gebildeteren Stände* vor allem, den von uns entflohenen besseren Geist der *alten Zeit* wieder herbeyzuführen, und auf diese Weise das wahre Wohlergehen der aufblühenden und der künftigen Geschlechter dauernd zu begründen. In einer Stadt und auf einer Universität, wie *Göttingen*, würde eine wohlorganisirte Schule für die *Mädchen* der *gebildeteren* Stände vorzüglich wünschenswerth, und in ihren Folgen höchst segensreich seyn. Wenn sich dort eine Schule befände, in welcher Verstand und Geist der Mädchen, allseitig und tief, doch nie auf Kosten ächter Weiblichkeit, nie auf Kosten des Herzens ausgebildet würden; wenn in derselben alles darauf berechnet wäre, das Herz des aufblühenden Mädchens gegen die Gefahren des jugendlichen Alters und des Orts, gegen die Gefahren des Zeitgeistes zu waffnen, und für das Heilige, Göttliche und Ewige dauernd zu begeistern; wenn in derselben das Mädchen die das Leben erheiternden, beglückenden, und in einem Zeitalter, wie das unsrige ist, durchaus nothwendigen Kunst- und Erwerbs-Fertigkeiten gründlich, und über das Mittelmässige hinaus, bis zur Annäherung an das Vollkommene, erlernte; wenn eine solche Schule sich durch eine dem weiblichen Geschlechte angemessene disciplinarische Verfassung auszeichnete: welcher Segen müsste durch eine Musteranstalt der Art über die Häuser und Familien, selbst über ferne Gegenden, verbreitet werden! Zur Einrichtung einer solchen Schule würde ein ansehnliches Personal von tüchtigen Lehrern und Lehrerinnen, ein heiteres, geräumiges Gebäude und ein trefflicher Schulapparat vorzüglich nöthig seyn. Männern des reiferen Alters, ausgezeichnet durch Kopf und Herz, müsste man die intellectuelle Bildung der Mädchen, edlen, trefflichen Frauen, oder gereiften, durch Einsicht und holde Weiblichkeit sich auszeichnenden Töchtern den Unterricht in weiblichen Handarbeiten und die Disciplin, im Verein mit jenen edlen Männern, anvertrauen. Süsse, seichte, geschwätzige junge Herren, vor allem Studenten, junge, der Erziehung selbst noch bedürftige Demoisellen müssten, als Lehrer und Lehrerinnen, auf das sorgfältigste von einer solchen Anstalt entfernt, und das *odi profanum vulgus et arceo* hier mehr, als irgendwo, angewandt werden.

Mit diesen Ansichten nahm Rec. die vorliegenden Blätter zur Hand, und er fand sich, nach einer sorgfältigen Durchlesung derselben, in seinen Erwartungen sehr getäuscht. Die Universitäts-Töchterschule zu Göttingen entspricht, in der hier dargestellten

Form, den Foderungen durchaus nicht, die der Pädagog in unseren Zeiten an eine solche Schule zu machen berechtigt ist, und sie scheint so ganz das Erzeugnifs der Noth, wir wollen nicht sagen, der mercantilischen Speculation, zu seyn. So ist in der Wohnung des Hn. Sup. *Trefurt* nur ein einziges Zimmer für die Schule eingerichtet worden, und in demselben werden die gröſseren und kleineren Mädchen zu einer und derselben Zeit, und zwar in verschiedenen Gegenständen, unterrichtet!! Ein einziger, noch sehr junger Mann, Hr. *Dorsch*, ehemals Seminarist zu Hannover, ist als Hauptlehrer für die meisten Unterrichtszweige angestellt worden!! Ein Schreib- und Zeichen-Lehrer, und zwey Lehrerinnen in weiblichen Handarbeiten, wovon eine Gehülfin bey dem Unterrichte in der französischen Sprache ist, stehen Hn. *Dorsch*, der den zuletzt genannten Unterricht gleichfalls ertheilt, zur Seite. Nach S. 117 hat Hr. Sup. *Trefurt* den in einer jeden Mädchenschule wichtigsten Unterrichtszweig, nämlich den Unterricht in der christlichen Religions- und Sitten-Lehre, in fünf wöchentlichen Lehrstunden selbst übernommen; wir haben indeſs von sicherer Hand gehört, daſs dieser Unterricht längst schon Hn. *Dorsch* übertragen worden ist. Also ein junger Mann, der selbst noch, wie wir wissen, in den Stunden seiner Muſse den theologischen Vorlesungen der Professoren beywohnt, ertheilt den gröſseren und kleineren Mädchen Unterricht in Religion und Moral!! Ein solches Unwesen sollten die würdigen Vorsteher der Universitäts-Töchterschule durchaus nicht dulden. Junge Männer, die vollends noch Studenten sind, sollten in keiner einzigen Mädchenschule Unterricht ertheilen, am wenigsten aber in Religion und Moral. Dieser Unterricht sollte stets in den Händen edler Männer des reiferen Alters seyn. Rec. ist, auf seinen Amtshalber unternommenen Schulreisen, leider oft genug Zeuge von dem Unfuge gewesen, den junge, unbärtige Lehrer in den Religionsstunden treiben. So hörte er unlängst in einer Mädchenschule von einem jungen Lehrer eine sogenannte Katechisation über das *künftige Leben*, nach Anleitung des mit Dogmatik reichlich angefüllten hannöverschen Landeskatechismus. Mit seichter Geschwätzigkeit suchte man die Mädchen des reiferen Alters von der Wahrheit der in jenem Büchlein über das künftige Leben enthaltenen Sätze zu überzeugen; hinterdrein aber kramte der junge Mann Alles aus, was er von den Grundsätzen der kritischen und der allerneuesten Philosophie inne hatte, regte in den aufmerksamen Mädchen den Geist des Zweifelns an, und stieſs unvermerkt Alles über den Haufen, was er, nach Anleitung des hannöverschen Katechismus, so eben zu beweisen gesucht hatte!! Rec. könnte aus seiner Reisechronik noch mehrere ärgerliche Auftritte der Art mittheilen, wenn es der Raum dieser Blätter erlaubte. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Noch mögen uns einige Bemerkungen über den Inhalt und die Form der vorliegenden *Nachrichten* vergönnt seyn! Die *Vorerinnerung* enthält von S. 1 bis 10 einige Bemerkungen über Entstehung und Fortbildung der Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht. Sie sind sehr flüchtig auf das Papier geworfen. *Zobels Briefe über die Erziehung des Frauenzimmers*, *Sulzers Anweisung zur Erziehung der Töchter*, die, im Jahr 1787, auf deutschen Boden verpflanzte vollständige *Anweisung zur weiblichen Erziehung in einer Reihe von Briefen; André über die Bildung der Töchter*; die *Briefe über die weibliche Erziehung*, im Journale für deutsche Frauen, von deutschen Frauen geschrieben, und vor allem *Schwarz Grundriſs einer Theorie der Mädchenerziehung* sollen über die Bildung des weiblichen Geschlechts die beherzigenswerthesten Ansichten und Ideen in Umlauf gebracht haben. Wer mit der Literatur dieses Zweiges der Pädagogik vertraut ist, wird leicht einsehen, daſs hier wichtige und unwichtige Schriften, in der buntesten Zeitfolge, neben einander gestellt sind. *Niemeyers* Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts, und *Stuve's* bekannter Aufsatz über die Nothwendigkeit der Anlegung öffentlicher Töchterschulen sollen uns Deutschen das Bedürfniſs wohleingerichteter öffentlicher Lehranstalten für die weibliche Jugend von Tage zu Tage tiefer und sehnsuchtsvoller haben empfinden lassen. Dieſs ist freylich wahr; allein es hätte auch bemerkt werden sollen, daſs die durch *Rousseau* in Umlauf gebrachten trefflichen Ideen über Erziehung, und über die Erziehung der *Töchter* besonders, Musterschulen aller Art, auch Töchterschulen, veranlaſsten; daſs jene Ideen in der Schweiz durch edle Männer am frühesten verwirklicht wurden, und daſs in Deutschland *Basedows* menschenfreundliche Bemühungen auch auf die Verbesserung der öffentlichen Bildungsanstalten für die Töchter wohlthätig wirkten. S. 11—42 folgt ein Aufsatz mit der Überschrift: *Erste Idee und bestimmter Plan der Errichtung einer Töchterschule für die weibliche Jugend aus den gebildeteren Ständen in Göttingen.* Er enthält, wie es sich von Hn. *T.*, als einem erfahrenen Schulmanne, nicht anders erwarten läſst, mehrere der Beherzigung werthe Winke über Bildung und Unterricht des weiblichen Geschlechts. In dem Aufsatze, S. 43—68, welcher *von der wirklichen Eröffnung der Universitäts-Töchterschule in Göttingen* handelt, lasen wir, zu unserem Befremden, S. 50 Folgendes: „Eine praktische Anleitung zum eigentlichen *kunstmäſsigen* Singen ertheilt man absichtlich nicht, und eben so absichtlich beschränkt man jene Übungen wöchentlich auf *eine einzige* Lehrstunde, in welcher man noch überdieſs mehrere Zwecke vereinigt!! Auf die Art wird eines Theils die pflichtmäſsige Rücksicht auf die körperliche Gesundheit unserer Schülerinnen nicht vernachläſsigt, indem, nach mehreren traurigen Erfahrungen, das eigentliche kunstmäſsige Singen für das zartere weibliche Alter höchst nachtheilig werden kann, und anderen Theils (*wird so*) der Werth dieses Talents für die heranwachsende Tochter mit dem Werthe desjenigen, was sie sonst sich zu eigen zu machen und zu erlernen hat, gleich von vorne herein in ein richtiges Verhältniſs gesetzt"!!

Wir bedauern herzlich, dass Hr. *T.* über das *kunstmässige Singen* in den Mädchenschulen so einseitig urtheilt. Wir wissen freylich recht gut, dass der Lehrer des kunstmässigen Gesanges in Mädchenschulen, in einem *gewissen* Alter, nicht gerade, wie Hr. *T.* sagt, in dem zarteren, sondern vielmehr noch in dem der Reife sich nähernden, die nöthige Vorsicht zu beobachten hat; allein darum und aus anderen, von Hn. *T.* angeführten, eben so unerheblichen Gründen jenen Unterricht aus den Mädchenschulen verbannen zu wollen, halten wir für unweise und thöricht. Ein *Lindner*, ein *Nägeli* und *Pfeifer* unterrichten Mädchen des zarteren und reiferen Alters in Menge, ohne ihre Gesundheit zu gefährden. Dem Unterrichte im kunstmässigen Singen gebührt in jeder Mädchenschule einer der ersten Plätze, und wer jemals an einer Stunde der Art in der neuen Bürgerschule zu *Leipzig*, unter *Gedike's* trefflicher Direction, bey *Lindner* Theil genommen hat, der wird, wenn er anders für das Schöne und Gute Sinn und Gefühl hat, und den Einfluss des Gesangs in die Weckung und Belebung der Gefühle für das Schöne und Gute kennt, eilen, um diesem Unterrichtszweige in unseren Schulen Bahn zu machen. — In den skizzirten *Entwürfen* S. 80—101, welcher sich Hr. *Dorsch* bey der in der Universitäts-Töchterschule zum ersten Male angestellten Prüfung bediente, haben wir die Lehrweisheit, die stets auf die *Bedürfnisse des weiblichen Geschlechts* bey dem Unterrichte in der Religion, in der *Geographie*, Geschichte u. s. w. Rücksicht nehmen sollte, oft vermisst, und in dem Entwurfe über die Wahrheit: „*Es giebt eine göttliche Vorsehung*", hat uns die Zerspaltung und Zerstückelung der Hauptwahrheit, und besonders des Begriffes *Erhaltung*, durchaus nicht gefallen wollen. Der Totaleindruck, den eine solche Wahrheit, besonders eine Wahrheit des *Glaubens*, auf das Gemüth des Mädchens machen sollte, geht dadurch verloren. Ein *Blumenbach*, ein *Zimmermann* u. A. würden sich übrigens des Lächelns wohl nicht enthalten können, wenn sie mit der oft so breiten Geschwätzigkeit eines Katecheten aus dem hannöverschen Seminar den S. 82 aufgestellten Satz beweisen hörten: „es geht keine von den verschiedenen Gattungen und Arten von Geschöpfen auf der Erde unter"!! Übrigens ist der Stil des Hn. *T.* oft sehr schwerfällig, und man merkt demselben nur zu sehr an, dass der Vf. sich sehr fleissig mit Abfassung von *Rescripten* und *Amtsaufsätzen* verschiedener Art beschäftigt haben muss. Wir könnten unser Urtheil mit Stellen aus der *Schlussrede bey der feyerlichen Einweihung der Universitäts-Töchterschule* und sonst noch belegen, müssen aber des Raums schonen. Die in dieser Rede S. 145 aufgestellten Gedanken über den Einfluss wohleingerichteter öffentlicher Schulen in die *moralische Erziehung* der Mädchen haben uns freundlich angesprochen, und wir stimmen denselben völlig bey.

Möchten doch die von uns hingeworfenen Bemerkungen überall, besonders von weisen und einsichtsvollen Staatsmännern, beherzigt werden! Möchte man namentlich bey der bevorstehenden Organisation des Schulwesens im Königreiche Westphalen sein Augenmerk auch auf die in einzelnen Departementen und Districten höchst kläglichen Elementarschulen, und vorzüglich auf die verwaisten, grösstentheils noch gar nicht vorhandenen Mädchenschulen richten, und denselben eine wirksame Unterstützung nicht versagen! Ai — πς.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Der neue deutsche Schulfreund*, ein nützliches Hand- und Lese-Buch für Lehrer in Bürger- und Land-Schulen. Herausgegeben von *H. G. Zerrenner*. Ein und zwanzigstes Bändchen. 1811. 122 S. 8. (14 gr.)

Dieses Bändchen beginnt mit der Beantwortung der Frage: „Woher kommt es, dass so viele Kinder auf dem Lande, selbst an Orten, wo sie einen recht guten Unterricht geniessen, dennoch so wenige Fortschritte in nützlichen Kenntnissen und Fertigkeiten machen, oder nach einigen Jahren das in der Schule Erlernte grösstentheils wieder vergessen?" Der Vf., Hr. Rector *Opitz* in Frohndorf, findet einen Hauptgrund in der unverständigen Behandlungsart der Kinder von Seiten der Ältern, welche sich vorzüglich auf die falsche Ansicht gründet, die sie vom Schulunterrichte überhaupt und einigen Lehrgegenständen insbesondere haben, wodurch die Kinder theils dem Unterrichte über Gebühr entzogen werden, theils ganz unvorbereitet zu demselben kommen, und wodurch die Wirksamkeit desselben gehemmt wird. Der häusliche Fleiss, auf den so viel ankommt, fällt unter diesen Umständen weg, so wie auch der Sinn für andere Unterstützungen des Schulunterrichts, z. B. das Anschaffen zweckmässiger Lehr- und Lese-Bücher u. s. w. Die Abhandlung ist mit vieler Sachkenntniss und warmem Eifer für die gute Sache geschrieben. — Der 2 Aufsatz, vom Hn. Pred. *Reinhold*, enthält einige Bemerkungen gegen des Hn. D. *Münters* Anweisung für Lehrer und Schullehrer-Seminarien (in Guths-Muths neuer Bibliothek 1809). In der zweyten Bemerkung wird der Behauptung widersprochen, dass der Landschullehrer kein eigentliches Handwerk treiben solle. Hr. *R.* sagt hierüber manches wahre Wort; aber die Sache behält immer ihre zwey Seiten, und die Umstände müssen den Ausschlag geben. Dass es aber für einen Landschullehrer und für sein Geschäft immer besser sey, ein Handwerk, als den Weinhandel zu treiben, wie Hr. *Schlez* will, ist auch Rec. Überzeugung. — Die dritte Abhandlung ist von Hn. *Woltmann* in Göttingen, und untersucht die Frage: „Welchen nachtheiligen Einfluss eine falsch geleitete Ehrliebe und Gewinnsucht auch auf den Zustand des Schulwesens gehabt haben und zum Theil noch haben." Am Schlusse des Aufsatzes werden einige gute Regeln mitgetheilt, sich gegen den schädlichen Einfluss der Ehrliebe und Gewinnsucht zu sichern. — Einige Gedanken über Wörtererklärungen oder Begriffsentwickelungen, nebst einigen Beyspielen in katechetischer Form, von Hn. *Opitz*, nehmen die vierte Stelle unter den Abhand-

lungen ein. Die Beyspiele behandeln die Begriffe: Urtheilen, Urtheil, Urtheilskraft und Schliessen. Der Vf., welcher schon durch seine Worterklärungen in katechetischer Form bekannt ist, hat hier abermals sein Talent in Entwickelung von Begriffen bewährt. Er weiss das Einzelne gut und leicht zusammenzustellen, um ein Ganzes daraus zu bilden. — Die Katechisation über die Ärndte, von Hn. *Käselitz*, welche den Gedanken ausführt, dass diess gegenwärtige Leben mit dem zukünftigen in der Ewigkeit in der genauesten Verbindung stehe, wie Saat und Ärndte, macht mit den früher gegebenen ein Ganzes. Der Vf., so wie seine Geschicklichkeit im Katechisiren, sind aus den vorigen Stücken des Schulfreundes hinlänglich bekannt. — Wir wünschen diese den Landschullehrern so nützliche Zeitschrift einen ununterbrochenen Fortgang, und immer so gute Mitarbeiter, wie in diesem Stücke. E—d.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Carlsruhe*, b. Müller: *Deutsch(e), lateinisch(e) und französische Schreibübungen*, zum Gebrauch der obersten Ordnung aller Mittelschulen in dem Kurfürstenthum Baden. Herausgegeben von *Joseph Aloys Mathey*. 24 S. 4. Mit kurfürstl. bad. gnäd. Privilegio. (20 gr.) Diese Schreibübungen enthalten nicht, wie man nach dem Titel vermuthen könnte, eine Anleitung zu deutschen, lateinischen und französischen Stilübungen, sondern kalligraphische Vorschriften mit deutschen, lateinischen und französischen Buchstaben. Es sind 23 Seiten, wovon 15 der deutschen, und 8 der lateinischen und französischen Schrift bestimmt sind. Zur Fractur- und Kanzley-Schrift werden bey den deutschen Vorschriften 6 Seiten angewendet, so dass für die Currentschrift nur 9 Seiten bleiben, und von diesen ist für den Schreibschüler nur die Hälfte brauchbar. Denn Hr. *M.* giebt Vorschriften mit Currentschrift, die von der Rechten zur Linken steht, und die andere Hälfte der Vorschriften enthält eine Currentschrift von der Linken zur Rechten. Der noch ungeübte Schüler darf sich aber nur an einerley Art der Schriftzüge halten, wenn er eine gute Handschrift sich erwerben will. Es bleiben daher nur 4 oder 5 Seiten allgemein brauchbar. Übrigens verdienen diese Vorschriften in Rücksicht ihres sauberen und feinen Stiches alles Lob.

O. m. r.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Praktische Anleitung zum richtigen Denken und Urtheilen.* Von *August Schramm*, ordentlichem Professor der Naturgeschichte, Naturlehre und griechischen Sprache auf dem königlichen Gymnasio zu Leobschütz u. s. w. 1811. 102 S. 8. (6 gr.) Über den Werth der Verstandesübungen beym öffentlichen Unterrichte kann im Grunde nur Eine Stimme herrschen. Wer könnte etwas verwerfen, was der Beförderung der Humanität so dienlich ist? Nur über die Art und Weise, wie solche Übungen anzustellen sind, kann man allenfalls getheilter Meinung seyn. Dass sie aber desswegen zu verwerfen seyen, wie Hr. *S.* in der Vorrede anführt, weil es zu schwer falle, eine grössere Anzahl von Schülern dabey in gespannter Aufmerksamkeit zu erhalten — das ist ein Grund, der gegen die Sache gar nicht Statt finden kann, da diess mehr von der Ungeschicklichkeit des Lehrers, als von der Sache selbst herrührt. Diese praktische Anleitung selbst besteht aus Unterhaltungen oder Unterredungen eines Lehrers mit einem Knaben über verschiedene Gegenstände, welche besonders geeignet sind, das Nachdenken zu reizen. Auch sind die Dinge immer so gestellt, dass es keinem Lehrer schwer fallen kann, sie zu gebrauchen, obschon sie in der gegebenen Form nicht immer würden gebraucht werden können. Sie zeigen doch, welchen Weg der Lehrer einzuschlagen hat, um zu seinem Zweck zu gelangen, und enthalten auf wenig Seiten viel Materialien. Wir können sie daher Jugendlehrern empfehlen. Bf.

Neubrandenburg, b. Korb: *Einige Gedanken über Bürgerschulen und den in denselben zu ertheilenden zweckmässigen Unterricht, mit besonderer Rücksicht auf die neubrandenburgische, mit der sogenannten lateinischen verbundene Bürgerschule.* Eine Einladungsschrift . . . von *F. Wendland*, Subrect. an der Stadtschule zu Neubrandenburg. 1804. 45 S. 8. Der Vf. betrachtet den Unterricht mehr nach seinem Inhalt, als nach seiner Form. Über jenen sagt er, zwar durchaus bekannte, aber doch gute und wahre, seinem Publicum vorzüglich angemessene Sachen in einem anspruchlosen Tone. Was er von der Methode berührt, gäbe wohl zu einigen Erinnerungen Anlass, namentlich das, was von der Methode des Religionsunterrichts gesagt wird. Überhaupt finden wir zu wenig Spuren von einer genauen Unterscheidung der menschlichen und der bürgerlichen Bildung, so wie des formellen und des materiellen Zwecks der Unterweisung.

Cldz.

Berlin, b. Hitzig: *Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung*, von *Caroline* Baronin *Fouqué*. Eine Weihnachtsgabe. 1811. 117 S. kl. 8. (12 gr.) Alles, was die Weisheit der jüngsten Zeiten dargeboten hat, Schönes, Anmuthiges und Besonderes in Worten, Redensarten und Ansichtsweisen, das findet man in dieser Weihnachtsgabe, nicht ohne künstlerischen Sinn, zierlich zusammengestellt für die Denkerinnen unter dem weiblichen Geschlechte, um ihnen ihr eigenthümliches Wesen ehrenvoll aufzuschliessen. Hat es Unmenschen gegeben, welche den Schönen die Würde der Menschheit absprachen: so hat sich hier für dieselben eine Erlöserin und Retterin gefunden, die sie erhebt und selbst vergöttlicht. So wie die weibliche Bestimmung hervorgeht aus Naturgesetzen, und also eins ist mit der Ordnung der Dinge: so bleibt auch ihr Wesen Liebe und ihr Schaffen ewige Religionsübung. Eingeboren und von der Natur eingebildet ist den Frauen das Mass aller Verhältnisse, sowohl in Raum als Zeit, und wie sie in gemessenen Schwingungen die Bahn ihrer Wirksamkeit durchlaufen, werden sie fähiger, die aller Wesen zu würdigen. In der Religion fühlen die Frauen die Bedeutung der Welt, und im Gefühl wird ihnen das Verständniss, so dass sie nicht nur in dunkler Ahndung oder im hingebenden Glauben den Zusammenhang der Dinge instinctartig annehmen, sondern dass sie ihn im Lichte erhöhten Gefühls wahrhaft schauen. — Es giebt nichts in der Natur, was die Frauen nicht betrachten, oder nicht betrachten dürften; aber sie sollen es nur auf ihre Weise und mit dem Auge schauen, das gewohnt ist, nichts Einzelnes, als für sich bestehend, und als Zweck der Betrachtung, sondern stets in Beziehung und Zusammenhang zu sehen. Das heisst, dass sie nicht Astronomie, Länderkunde, Weltgeschichte, überall keine beschlossene und begrenzte Wissenschaft isolirt kennen, und sich einer derselben ausschliessend widmen, sondern sie alle, als so viele Richtungen göttlicher Herrlichkeit, im Allgemeinen über- und durchschauen sollen, sich dabey stets in Mitten der Rückströmungen einzelner Erkenntnisse haltend, als dem Gleichgewichte, welches das Wesen innerer Harmonie ist. — Wer sollte auf solche Art gebildete, einer solchen Bestimmung nachlebende Frauen nicht der höchsten Ehre werth halten! Möchten doch recht Viele durch diese trefflichen Briefe sich für ihren schönen Beruf begeistern! Ci.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Gotha, b. Herausgeber: *Holzschnitte alter deutscher Meister in den Original-Platten*, gesammelt von *Hans Albrecht von Derschau*, als ein Beytrag zur Kunstgeschichte herausgegeben und mit einer Abhandlung über die Holzschneidekunst und deren Schicksale begleitet von *Rudolph Zacharias Becker*. Erste und zweyte Lieferung mit deutschem und französischem Text. 1808 und 1810 in gr. Fol.

(Die erste Lieferung enthält nebst 50 S. Text etwa 88 grosse und kleine Holzschnitte, die zweyte Lieferung 12 S. Text und etwa 138 Holzschnitte verschiedener Grösse. Jede Lieferung kostet im Pränumerations-Preis 15 Rthlr. sächs.)

Durch einen glücklichen Zufall und fortgesetzten Sammler-Fleiss gelangte Hr. *v. Derschau* in Nürnberg zu der sehr zahlreichen, ja man kann wohl behaupten in ihrer Art einzigen Sammlung geschnittener Holz-Platten, von denen jetzt Hr. Hofr. *Becker* in Gotha Abdrücke herausgiebt, und sich dadurch, sowie durch die begleitende Abhandlung, ein unbestreitbares grosses Verdienst um die deutsche Kunst und ihre Geschichte erwirbt. Sämmtliche Blätter der beiden bis jetzt erschienenen Lieferungen sind in fünf Classen geordnet, von denen die erste Classe 10 Stücke Incunabeln enthält, das heisst, solche Blätter, zu denen die Stöcke wahrscheinlich noch vor Albrecht Dürers Zeit geschnitten sind. Freylich darf man hier weder Zartheit der Ausführung, noch eleganten Stil und Formen suchen, denn die Kunst in Deutschland, zumal das eben erfundene Holzschneiden, war etwa um die Mitte des 15ten Jahrhunderts noch in einem rohen Zustand; indessen ergötzen doch einige dieser Blätter durch Einfalt und biedere Treuherzigkeit: ein Kalender, welcher vom Jahr 1439 seyn soll, ist an sich merkwürdig, und verdient überdiess noch wegen des reinlichen Schnitts beachtet zu werden. Von der zweyten Classe, unter welche die Werke bekannter guter Meister des 16 Jahrhunderts gebracht sind, finden sich in beiden Lieferungen überhaupt 70 Numern, denen die ehrenwerthen Namen Albrecht Dürer, Hans Burgkmair, Hans Schäuflein, Lukas Cranach, Hans Springinsklee, Ehrhard Schön, Albrecht Altorfer u. a. m. zur hinreichenden Empfehlung dienen werden; die meisten haben auch in der That grosses Verdienst, und manche können sogar für Meisterstücke gelten. — Blätter, mit Monogrammen unbekannter Meister versehen, machen die dritte in 24 Numern bestehende Classe aus, bey deren Betrachtung Kunstfreunde sich gar oft veranlasst sehen, über die Lückenhaftigkeit der deutschen Kunstgeschichte zu klagen, die von so manchem wackern tüchtigen Künstler uns nicht einmal den Namen und die Herkunft aufbewahrt hat. Die vierte Classe ist aus 26 Holzschnitten unbekannter Meister ohne Zeichen zusammengesetzt, unter denen aber No. 4. 9. 12. 13. 15. 16. 17. 19. 20. 22. 23 u. 24 von der besten Art sind. Die fünfte Classe endlich enthält 12 Blätter von sehr grossem Format, worunter sich vornehmlich zwey Kapital-Stücke No. 5 das Abendmahl und No. 7 die Auferweckung Lazari, beide von Hans Schäuflein, vortheilhaft auszeichnen. Wir tragen kein Bedenken, solche zu den allervorzüglichsten Holzschnitten zu zählen. Ihre Figuren haben sämmtlich eine gefällige naive Grazie, ungemein viel Geist, richtigen Ausdruck. Die Drapperieen sind löblich, die Zeichnung musterhaft und die Ausführung sehr schön. Eine Kreuzigung No. 3 hat ebenfalls grosse Verdienste, und soll nach dem Entwurf des Giorgione geschnitten seyn. Die erste Classe ausgenommen, könnten wir aus allen vier übrigen noch eine ganz ansehnliche Reihe Blätter namhaft machen, welche sich durch treffliche Eigenschaften der Erfindung, wie auch des Schnitts, empfehlen. Viel Günstiges liesse sich zumal über einige allegorische Darstellungen sagen, die sittliche Beziehung haben; auch Albrecht Altorfers Arbeiten sind alle nicht allein sehr zart ausgeführt, sondern mit wahrem Dichtergeist erfunden. Allein wir wollen uns auf Specialanzeigen von Verdiensten einzelner Blätter nicht weiter einlassen, weil die Leser aus dem bereits Angeführten den Werth des ganzen Werks wohl ahnden können.

Im Vorbericht der ersten Lieferung erzählt der Herausgeber, auf welche Weise Hr. *v. Derschau* seine Sammlung alter geschnittener Holz-Platten zusammengebracht; es wird sodann über die Natur des Holzschnitts in Vergleich mit dem Kupferstich geredet, die verschiedenen Arten und Manieren der Holzschneidekunst betrachtet, ferner eine kurze Geschichte derselben mitgetheilt, begleitet von dem Verzeichniss der in dieser Lieferung enthaltenen Holzschnitte.

Im Vorbericht der zweyten Lieferung erhebt sich der Herausgeber gegen die von Hn. *Adam Bartsch* zu Wien in seinem *Peintre-Graveur* geäusserte Meinung, dass die berühmten Künstler des 16ten Jahrhunderts niemals selbst in Holzschnitten, sondern höchstens nur auf die mit ihren Monogram-

men versehenen Holz-Platten gezeichnet hätten. In der That möchten wir des Hn. *Bartsch* Behauptung nicht vertheidigen, denn man bemerkt in allen Holzschnitten, welche Albrecht Dürers, Hans Schäufleins, Albrecht Altorfers u. s. w. Zeichen führen, so viel Geist und Ausdruck, dass dieselben ohne Bedenken für eigenhändige Werke der genannten Meister dürfen gehalten werden. — Auch dieser Lieferung ist ein ausführliches Verzeichniss ihrer Holzschnitte beygegeben. W. K. F.

Dresden, in der waltherschen Hofbuchhandlung: *Die Malerey der Griechen, oder Entstehung, Fortschritte, Vollendung und Verfall der Malerey.* Ein Versuch von *Johann Jakob Grund*, Prof. an der Malerakademie zu Florenz. Erster Theil 1810. Zweyter Theil 1811. Beide zusammen in fortlaufender Seitenzahl XVI u. 784 S. 8. (3 Rthlr.)

Nie hat Rec. sich mehr in Verlegenheit befunden, sein Urtheil über ein Buch öffentlich abzugeben, als bey dem gegenwärtigen der Fall ist. Denn er begegnete einer Menge Stellen, den Gang der griechischen Kunst und ihre Eigenschaften betreffend, welche mit seinen Ansichten unmöglich in Übereinstimmung zu bringen sind; hingegen traf er aber auch auf manche andere, welche die Aufmerksamkeit der Künstler, so wie der Alterthumsforscher, in hohem Grade zu verdienen scheinen. Hieher gehört unter anderen fast das ganze funfzehnte Capitel: *Erscheinung der Malerey in der Enkaustik*, S. 292 — 310. Auch im zwey und zwanzigsten, so wie im drey und zwanzigsten Cap., S. 439 — 475, wird grossentheils verständig über die enkaustische Malerey gesprochen. Vornehmlich hat uns die S. 462 u. 463 versuchte Erklärung der bekannten dunkeln Stelle beym Plinius von dem vierfach wiederholten Farbenauftrag am Ialysus des Protogenes wohlgefallen. — Ob die im 28 Capitel S. 548 — 564 abgehandelte sogenannte Griffel-Enkaustik, wo nämlich die mit Wachs versetzten Farben stückweise aufgetragen, und sodann mit dem warmen Griffel in einander verschmolzen werden sollen, wirklich von den Alten geübt worden, und ob sich deutliche Nachrichten darüber erhalten haben, überlassen wir Gelehrtern zur Entscheidung. Die Stellen, welche Hr. *G.* zum Behuf seiner Meinung anführt, setzen die Sache noch nicht hinlänglich ins Klare; ja wenn sie auch deutlicher sprächen: so begriffe man dennoch kaum, wie die weisen Künstler des Alterthums sich auf eine so schwierige widerspenstige Behandlungsweise einlassen mochten. Aus dem Wenigen, was berührt worden, sehen unsere Leser, wie viel sie von dem Werk überhaupt zu erwarten haben. Jedem, der sich für die Kunst interessirt, zumal für die alte, darf dasselbe nicht unbekannt bleiben. Ist gleich der Vortrag weitschweifig, und stösst man oft auf gewagte, vielleicht auch wohl unrichtige Angaben: so wird man wieder, wie oben schon erwähnt, durch manche sinnreiche Erklärungen und verschiedene angeführte, wenig benutzte, aber darum nicht weniger merkwürdige Stellen alter Autoren schadlos gehalten. — y — H.

Dortmund, b. den Gebrüdern Mallinckrodt: *Der Dom in Cöln.* 1810. 1ster Heft mit 2 Kupfern vom Professor *Thelot* und X S. Beschreibung. Fol. (1 Rthlr. 12 gr.)

Von einem so merkwürdigen Gebäude wie die Domkirche zu Cöln haben auch minder gute Abbildungen eine günstige Aufnahme zu gewarten, als Vorläufer der grossen und vortrefflichen, welche, wie wir hören, von einer andern Seite bald an das Licht treten sollen. Freylich hätte man in dem gegenwärtigen Heft (deren schwerlich mehrere folgen dürften) gerne mehr gesehen als den Grundriss und die Vorderseite, wie sie nicht ist; auch allenfalls gewünscht, dass die den beiden Kupfertafeln beygegebene Beschreibung weniger von Smeatons Leuchtthurm, den Pyramiden in Aegypten, den Bergwerken auf dem Harz und in Sachsen handeln, hingegen etwas mehr Nachricht von dem Dom in Cöln ertheilen möchte. An der höchst abgeschmackten, angeblich aus *Baggesen* abgeschriebenen Stelle, welcher diesen Dom ein Epos von Steinen, eine shakespearsche Tragödie, König Lear von Steinen aufgeführt, zu nennen beliebte, werden sich hoffentlich wenige Leser erbauen. Sie wäre zur Ehre des Dichters, so wie zur Ehre des Verfassers der angezeigten Beschreibung, besser weggeblieben. W. K. F.

Dresden, b. Arnold: *Anleitung, den menschlichen Körper, besonders aber den weiblichen, nach seinen verschiedenen Abweichungen nach Grundsätzen zu kleiden und zu verschönern.* Ein Handbuch für die, welche Damenkleider, Schnürleiber und Beinkleider u. s. w. verfertigen wollen, von *J. S. Bernhardt*, Damenschneider. Erster Theil. 1810. 112 S. u. 19 Kupfertafeln. Zweyter Theil. 1811. 120 S. 3 Tabellen u. 6 Kupfertafeln. 8. Kupfertafeln und Tabellen haben grösseres Format und sind eingeschlagen. (3 Rthlr.)

Der ehrbare Meister, der hier als Schriftsteller auftritt, giebt in der Einleitung bescheidentlich zu verstehen, dass es uns noch an einem Werk gefehlt habe; Herren- und Damen-Kleider nach Grundsätzen richtig zu zeichnen (würde besser heissen zuzuschneiden). Er bemerkt sodann, wie an einem, nach herrschender Mode und allen Regeln der Kunst und des Geschmacks entworfenen Kleide der Kenner zwar das Schöne leicht auffinde, allein das rechte Wesen, die Kunst des Schnitts, könne doch nur der Meister beurtheilen. S. 11 u. 12 wird geklagt, dass junge Leute, welche die Kunst des Kleidermachens erlernen wollen, sich zu wenige Schulkenntnisse erworben haben; und das Wenige, was sie noch von der Schule her wissen, grösstentheils während ihrer Lehrjahre wieder vergessen. Einem Schneider, wie er seyn sollte, sind, nach der Meinung unsers Vfs. Schreiben, Rechnen und freye Handzeichnung be-

sonders nothwendig; auch mit dem Gebrauche des Cirkels, des Winkelmasses und des Lineals muss er nicht unbekannt seyn. Aus dem, was weiter folgt, geht hervor, dass ein solcher auch noch etwas Anthropologie, Anatomie und Mathematik gebrauchen kann. Vielen mag dieses vielleicht ärgerlich, andern hingegen spasshaft scheinen; wir aber müssen nach Billigkeit melden, dass, sowie Meister Bernhardt aus den Tiefen der Wissenschaft sich zu der gewohnten Oberfläche seines Handwerks erhebt, er ganz vernünftig wird, und, in soferne wir nach unsern freylich beschränkten Einsichten in die Kunst des Kleidermachens recht zu urtheilen vermögen, sehr brauchbare Anweisungen mittheilt. Sie betreffen im ersten Theile besonders Kleider für wohlgewachsene weibliche Körper. Im zweyten Theile handeln die 5 ersten Abschnitte S. 1—58 von Bekleidung fehlerhafter, oder missgewachsener weiblicher Körper; der 6te, 7te, 8te und 9te Abschnitt aber S. 60—119 vom männlichen Körper und dessen Bekleidung.

—y—H.

Berlin u. **Leipzig**, b. Salfeld: *Journal für Kunst und Kunstsachen, Künsteleyen und Mode.* Zweyter Jahrgang. 1811. Januar bis Julius. Jedes Heft enthält 4 Bogen gedruckten Text und alle zusammen 21 zum Theil illuminirte Kupfertafeln. (D. Jahrg. 8 Rthlr.)

Was man in dieser Zeitschrift zu suchen habe, ergiebt sich aus dem Titel derselben; auch haben wir über ihren Inhalt und ihre Einrichtung schon in den Anzeigen von Stücken des ersten Jahrganges (Jen. A. L. Z. 1810. N. 300) das Erfoderliche berichtet. Hinsichtlich auf Mannichfaltigkeit und Wahl der Aufsätze scheinen die gegenwärtigen Stücke vor denen des ersten Jahrganges Vorzüge zu besitzen, und mögen den Lesern grossentheils eine angenehme Unterhaltung gewähren. Im Januarstück fanden wir jedoch unter dem Titel: *Gesammelte Früchte für Künstler und Dilettanten*, einen Aufsatz, vor welchem wir warnen müssen, weil ein darin gegebenes Recept, alte Ölgemälde zu reinigen u. s. w., wenn es angewendet werden sollte, das Verderben der Gemälde bewirken müsste.

Unter den Kunst- und Mode-Artikeln, welche die zum Theil illuminirten Kupfertafeln darstellen, sind manche, ja die meisten, von gutem Geschmack und aus diesem Grunde der Empfehlung werth.

—y—H.

Wien, b. Doll: *Élite d'Epigrammes et Madrigaux* des meilleurs Poètes français depuis Marot jusqu'à nos jours; précédée d'un traité de la versification française comparée à la versification allemande, à l'usage des Allemands, par *Antoine Stein*, Professeur de Philologie à l'université (de Vienne). 1811. 359 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

In der kurzen Abhandlung über den Unterschied der französischen und deutschen Versification, welche Hr. *St.* seiner Sammlung französischer Sinngedichte hat vortreten lassen, nimmt er an, dass unter vielen Deutschen, die die Sprache unserer westlichen Nachbaren verstehen, und sie, mit gewissen Einschränkungen, gleichsam als ihr Eigenthum zu behandeln wissen, wenige sind, die gerne französische Verse lesen. Diese Unlust, meint er, rühre von der Unkunde der Deutschen in den Gesetzen der französischen Metrik her. Er hat sie also in eine poetische Werkstatt führen, und ihnen etwas von dem Getriebe der Harmonie zeigen wollen; nicht um französische Dichter aus ihnen zu machen, sondern um sie in den Stand zu setzen, die Schönheiten jener Harmonie fühlen, und poetische Werke beurtheilen zu lernen. Rec. stellt sich die Sache anders vor. Der Deutsche pflegt so geringe Schwierigkeiten eben nicht zu scheuen, als mit der Erlernung der französischen Versification verbunden sind. Dass er selten in diesem Fache bewandert ist, kommt mehr daher, dass ihm die französischen Verse im Ganzen kein rechtes Vergnügen machen. Sie sind ihm zu weich, zu zahm, zu kraftlos. Der französische Dichter spielt und tändelt mit den Musen; der deutsche will ihre Gunst geniessen. Er will, wie Klopstock sagt, sein männlich Herz viel lieber fühlen, als spielen. Er lächelt zwar mitunter den Artigkeiten, feinen Wendungen, witzigen Abfertigungen und Galanterieen des Franzosen gefällig zu; er findet es in manchen Zweigen des Niedlichen fast unmöglich, es ihm in seiner Sprache gleich zu thun: aber diese Bewunderung, diese Theilnahme wird ihm bald kalt und gleichgültig. Man weiss ja, dass die Deutschen nie schlechter gedichtet haben, als zu der Zeit, da sie sich die Franzosen zum Muster nahmen. Hierin muss wohl die Ursache zu suchen seyn, warum so wenig Deutsche die Regeln der französischen Versification kennen. Sie sind dessenungeachtet wissenswürdig, und Hr. *St.* nimmt sich die Mühe, sie zu lehren. Sein Unterricht ist indessen nur auf die ersten Anfänger berechnet. Was er von dem Mangel der Quantität in den Sylben sagt, ist richtig; sie muss erst durch Kunst hervorgezwängt werden. „*Car toute élévation ou appui paroît rendre longue la syllabe sur laquelle il repose.*" Dass man im Französischen keine Verse in den Sylbenmassen der Alten machen könne, ist bekannt. Doch haben vormals Manche, die die widerstrebende Natur ihrer Sprache nicht einsahen, dergleichen gemacht. Kaum kann man sich etwas Ametrischeres denken, als folgende Zeilen, die im J. 1556 von *Et. Pasquier*, „*célèbre auteur*", geschrieben worden sind. Es sind elegische Verse, worin Hexameter und Pentameter abwechseln.

Rien ne me plait si non de te chanter, servir et orner,
Rien ne te plait, mon bien, rien ne te plait que ma mort.
Plus je requiers, et plus je me tiens sûr d'être refusé,
Et ce refus pourtant point ne me semble refus.

Die Sammlung selbst enthält 600 Epigramme und Madrigale, ausgesucht unter den besten, die die Franzosen seit 250 Jahren gedichtet haben. Wir

müssen uns denken, daſs Hr. *St.* die Werke aller französischen Epigrammendichter aus diesem langen Zeitraum vor sich gehabt habe. Wir dürfen seine Auswahl nicht schlecht oder geschmacklos nennen; doch meinen wir, es müsse eine bessere leicht möglich seyn. Ausser daſs viele der aufgestellten Stücke nicht französischer Erfindung, sondern aus der griechischen Anthologie, aus Catull, Martial, Auson u. A. genommen sind; herrscht in zu vielen nicht die scharfe Pointe, der überraschende Witz, der das Wesen eines Sinngedichts ausmacht. Daſs unter den Sinngedichten einer Nation, bey welcher sich die Männer so gern in ein Verhältniſs mit dem andern Geschlechte stellen, mehrere als Muster aufgezeigt werden müssen, die sich bloſs auf die Galanterie beziehen, war billig; für den Zweck einer solchen Sammlung ist aber die Menge zu groſs geworden. Besonders tadelt Rec. die Aufnahme solcher, die eine gemeine Wahrheit mehr predigen, als aufblitzen lassen. Von dieser Art ist No. 137, welches zugleich das Verdienst der Länge hat.

Je songeais cette nuit que de mal consumé,
Côte à côte d'un pauvre on m'avait inhumé.
Moi qui ne puis souffrir ce fâcheux voisinage,
En mort de qualité, je lui tins ce langage:
Retire-toi, coquin, va pourrir loin d'ici,
Il ne t'appartient pas de m'approcher ainsi.
Coquin! me répond-il d'une arrogance extrême:
Va chercher tes coquins ailleurs, coquin toi-même.
Ici sont tous égaux, je ne te dois plus rien;
Je suis sur mon fumier comme toi sur le tien.

Noch unerwarteter sind in einer solchen Sammlung platte Grobheiten ohne Witz, wenn gleich mit überraschenden Wendungen. Von dergleichen Dichtungen hat *J. B. Rousseau* einige Proben geliefert. Z. B. No. 130 *la femme:*

J'ai depuis peu vu ta femme nouvelle,
Qui m'a paru si modeste en son air,
Si bien en point, si discrète, si belle,
L'esprit si doux, le ton de voix si clair,
Bref, si parfaite et d'esprit et de chair,
Que si le ciel m'en donnait trois de même,
J'en rendrais deux au grand diable d'enfer,
Pour l'engager à prendre la troisième.

Dvl.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Voſs: *Wasch- Bleich- Platt- und Näh-Buch*, oder Anleitung zum Zeichnen und Numeriren der feinen Wäsche nach der englischen Manier, von *Joh. Friedrich Netto.* Wohlfeile Ausgabe zum Unterricht. 1811. Mit 7 Kupfertafeln u. 4 S. Text. Kl. Quer-Fol. (1 Rthlr. 6 gr.) Der Text ist in acht Capitel abgetheilt. Das erste derselben handelt vom Einkauf der Leinewand, des Tischzeugs, der baumwollenen und andern weissen Zeuge. Das zweyte von der Behandlung des Tisch- und Bett-Zeugs, der leinenen und baumwollenen Zeuge und der mit türkischem Garne durchwebten Leinwand beym Waschen. Das dritte vom Bleichen der Wäsche und der dabey nöthigen Vorsicht. Das vierte vom Stärken, Appretiren und Einsprengen, als Vorrichtungen zum Platten. Das fünfte vom Platten, Glocken und Glätten. Das sechste vom Zuschneiden und Berechnen der Wäsche. Das siebente vom Nähen über Stepperey-Aufsätzen, Einreihen, Säumen, Hohlnädeln, Ketteln u. s. w. Das achte vom Zeichnen und Numeriren der Wäsche. Hierauf folgen die Erklärung der Kupfertafeln und ein Anhang. Wir sind überzeugt, daſs wirthschaftliche Frauenzimmer manche brauchbare Nachricht in diesem Werk finden werden. Die Kupfer enthalten neben einigen alltäglichen Desseins, wie z. B. Tafel No. 6 vorkommen, weit mehrere, die recht niedlich und empfehlenswerth sind. — y — H.

Leipzig, im Industrie-Comptoir: *Vieh-Studien nach der Natur, als Übungsblätter für Thierzeichner*, von *C. G. E. Dietrich*, berühmtem vormaligem Hofmaler. Auf Stein von *Chr. Otto.* 1stes Heft. 12 Blätter. Quer-Fol. (1 Rthlr. 12 gr.) Sauber sind diese Blätter gearbeitet, und, außer daſs hie und dort vielleicht den kräftigsten Strichen noch ein wenig mehr Nachdruck zu wünschen wäre, scheint uns die lithographische Behandlung an denselben vollkommen gelungen. Hingegen begreift man kaum, warum in einem Werke, welches dem Titel gemäſs zur Übung für Thierzeichner bestimmt ist, die Vorbilder nicht von einem bessern Meister, als *Dietrich* in diesem Fach war, gemacht worden. Denn bey aller möglichen Achtung für *Dietrichs* Kunstverdienst können die Thierfiguren in seinen Gemälden zwar für leidliche Staffage, aber keineswegs für musterhaft an sich gelten. W. K. F.

Leipzig, b. Voſs: *Original-Desseins für die neue Stickerey in Pettinets, Filoche und Spitzengrund; bestehend in Kanten, Bordüren, Mäschen und Blümchen*, von *Joh. Friedrich Netto.* Wohlfeile Ausgabe zum Unterricht. 1811. Groſs-Quer-8. Der Titel sagt die Wahrheit; denn in der That ist der Preis von 9 Gr. sehr billig für 6 Kupferstiche, von denen jeder ein paar niedliche Stickmuster enthält. Zwey Blätter Text, worin kurze Anweisung zu der sogenannten Pettinet-Stickerey ertheilt wird, sind noch überdieſs als eine nützliche Zugabe zu betrachten. — y — H.

Leipzig, b. Voſs: *Die neueste Kunst-Stickerey mit Original-Desseins nach dem jetzigen Geschmack*, von *J. F. Netto.* Wohlfeile Ausgabe zum Unterricht. 1811. Mit 6 Kupfertafeln u. 8 S. Text. gr. 4. (12 gr.) Auf jeder Kupfertafel finden hier die Stickerinnen zwey Muster zu groſsen Kanten für Shawls, Redingots, Sammtkragen u. d. gl., welche meistens angenehm in's Auge fallen. Der vorgeheftete Text handelt vom Aufzeichnen der Stickmuster auf die Tücher, vom Sticken selbst und von den Appreturen zu Tuch, Kasimir, Kalmuck und Sammet; zuletzt folgt die Erklärung der Kupfertafeln. — y — H.

Leipzig, b. Hinrichs: *Victorin der Soldatensohn.* Abentheuer aus der neuesten Zeit; herausgegeben von *Julius Pim.* 1810. 184 S. 8. (22 gr.) Rasch, wie die Begebenheiten der neuesten Zeit selbst, drängen sich auch diese Abentheuer aus der neuesten Zeit auf einander. Ein sonderbares Ereigniſs folgt auf das andere, aus einem Lande ins andere, selbst über „des Weltmeers unendliche Bahn" treibt das ewig wechselnde Schicksal den Soldatensohn, giebt und nimmt, stürzt und hebt, verwirret und löset auf, ganz wie es ihm in solchen Schriften geziemet. Das aber ist das Ausgezeichnete in Victorins Schicksal, daſs er, was er suchte, nicht gefunden hat, nämlich Glück durch Frauenliebe; aber das gefunden, was er nicht gesucht, das jedoch nach seiner Äuſserung nicht weniger köstlich ist, als jenes — stillen Frieden in der Seele und Herrschaft über sich selbst, die stark geworden im Kampfe. Heil dem wackern Victorin! Was übrigens den Herausgeber betrifft: so ist von ihm so viel anzumerken, daſs er im Sommermonat 1809 an der W — gelebt hat, sich bisher nach seinem ältesten Kinde, (wie die Morgenländer) genannt, und, um das leidige Ridicul zu vermeiden, dieses Büchlein mit folgenden Worten in die Welt gesandt hat: „Hinaus in die Welt, Knabe, eine Art von *Masque de fer!*" Da stehen wir armen Recensenten nun und lauren ängstlich auf die Enthüllung der *Masque de fer!* Der Himmel gebe, daſs es noch vor Victorins Austritt aus dem Lande der Erinnerung geschehe! — a —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Über Spittler als Historiker.* Von Dr. *G. J. Plank.* 1811. 58 S. 8. (6 gr.)

Der sel. *Spittler* gehörte als Mensch, als Gelehrter und als Schriftsteller zu den seltenen Wesen, die einen Jeden, der sich ihnen und ihren Werken mit reinem Sinne und einiger Anlage, neben dem Sichtbaren auch das Unsichtbare, den Geist, zu würdigen, nähert, auf eine eigene ungewöhnliche Art afficiren; bey welchen man, ohne noch eigentlich zu wissen warum, es gewahr wird, dass man sich in den Regionen eines Geistes höherer Art befindet, in den Regionen eines Geistes, der auf sich selbst ruhet, und aus sich selbst hervorgegangen ist. Was sein Mund aussprach, was seine Feder niederschrieb, und wie er es aussprach, wie er es niederschrieb, Alles kündigte an, dass hier eine höhere seltenere Kraft herrsche und wirke. Wie diese Kraft, an und für sich ein Geschenk der Natur, gerade in dem Gebiete, welches *Spittler* eigentlich angehörte, und durch dessen Bearbeitung er hinwiederum der Natur und der Ewigkeit angehört, sich bildete und veredelte, wie sie wirkte und zur schaffenden Kraft wurde, das will in diesen wenigen Blättern der geistreiche, gelehrte, edle Mann verkündigen, welcher als Jüngling und als Mann einen grossen Theil seines äusseren und inneren Lebens mit *Spittlern* gemeinschaftlich und in seltener Innigkeit durchlebte, und als einer der ersten — wer würde gegen uns auftreten, wenn wir sagten, als der Erste — auf dem Felde da steht, das sein edler Freund viel zu früh, und, so viel man bis jetzt weiss, nicht erst an seinem Todestage, den 14 März 1810, verliess. Bloss den Gelehrten, den Historiker will der tiefblickende Mann, der aus eigener Erfahrung das Gebiet mit allen seinen Untiefen und Klippen kennt, auf welchem *Spittler* wirkte, uns geben. Die Geschichte seines inneren Lebens soll — so sagen die letzten Worte dieser Blätter — ein Heiligthum für seine Freunde bleiben. Wenn dieses für die Welt zwar sehr zu bedauern ist: so wird doch ein Jeder, der so glücklich war, diesem geistreichen Mann äusserlich und innerlich nahe zu seyn, und sich des Trefflichen, das auf so vielfache Weise an ihm war, und von ihm ausging, zu erfreuen, dem die Lebendigkeit des Geistes, die Freundlichkeit des Herzens, der ganze Reiz dieses herrlichen genialischen Wesens, dessen Nähe man nicht verlassen konnte, ohne etwas von ihm gelernt, durch ihn auf etwas geleitet worden zu seyn, lebhaft vor der Seele steht, es dem Vf. im Stillen Dank wissen. Denn Alles, was gegeben werden könnte, würde dem nicht genügen, der ein näherer Zeuge seines Seyns war. Man würde wohl einen trefflichen, seltenen Mann in dem Bilde finden; aber man würde doch *Spittlern*, wie er war, nicht finden, und für den Eingeweiheten würde gar leicht Entweihung seyn, was Verherrlichung seyn sollte. Seltene Menschen müssen im Geiste und Gemüthe derer, die sie gekannt, fortleben, *forma mentis aeterna, quam tenere et exprimere non per alienam materiam et artem, sed tuis ipse moribus possis.*

Was *Spittlern*, so hebt unser Vf. an, als vorzüglichen Historiker auszeichnet, war eben das, was ihm dazu machte, weil es zu sehr trefflichen Anlagen, zu einem höchst scharfen geistigen Auge, zu einem eben so feinen Gefühl, zu einem eben so leichten Fassungs- als gesunden Beurtheilungs-Vermögen, ohne welches er nicht *der* Historiker geworden wäre, hinzukam. Dieses war: er legte es früh auf den *gelehrten* Geschichtsforscher an, fing mit dem gelehrten Forschen und Sammeln in dem weiten Gebiete der Geschichte an, und verband damit zu gleicher Zeit ein eifriges Studium der Philosophie in ihren älteren und neueren Formen. Manche von der neueren historischen Schule werden zwar in seinen Schriften wenig davon gewahr werden, denn in ihnen ist ja keine Spur vorhanden von einer metaphysischen Tendenz, von einem Hinstreben auf das Ewige und Absolute, von dem Herausführen der Ereignisse aus einem selbstgeschaffenen Mittelpunct, kurz nichts von allem dem, wodurch die Geschichte entstellt, und ganz von dem Punct, wohin sie in der Reihe menschlicher Kenntnisse gehört, und von welchem aus sie bearbeitet werden muss, verrückt wird. Aber durch dieses Studium der Philosophie erhielt sein Geist eine Bildung, die ihn in den Stand setzte, das *Wahre* in der Geschichte, — die Grundlage — und nicht nur dieses, sondern auch das Wissenswerthe, das der Aufbewahrung Würdige, das in jeder Art Grosse und Edle, das Belehrende und Erhebende glücklicher aufzuspüren, verständiger zu ordnen, treffender darzustellen. — Dieses soll neben dem Erforschen der wichtigen, grossen Wahrheiten aber auch das Studium der Philosophie und das Philosophiren bewirken, und soll dem Geiste Richtung und Kraft geben, die vorhandenen Kräfte erhöhen, ihn auf einen höheren Standpunct, als ihn das Materielle zu ge-

dem das ganze Gebiet so gut wie neu, und dem überhaupt das Denken etwas Ungewöhnliches ist, Sprache und Stil für affectirt hält. Übrigens war *Spittler* für Sprache und Stil gar nicht sehr sorgsam. Die Thätigkeit des Geistes war bey ihm zu sehr auf den Gegenstand gerichtet, die Ideen strömten ihm zu sehr zu, als dass es ihm möglich gewesen wäre, auf die Form so aufmerksam zu seyn, als Schriftsteller es seyn können, die weniger eigene Ideen, ja nicht einmal eigene Worte zu Tage fördern. Aber wahr ist es, Alles, was er schrieb, trug das Gepräge seines Geistes, also das Gepräge eines edlen, gebildeten Geistes, und er war zu stolz, durch etwas anderes als durch Geist glänzen und wirken zu wollen. — Dieses ist daher auch das Charakteristische seiner Schriften, sie sind voller Strahlen des Geistes. Auch seine grosse Gelehrsamkeit legte er nur durch das Medium seines Geistes, durch einzelne Worte, und in Andeutungen an den Tag. Alle andere gelehrte Ostentation vermied er mehr, als gut war. Es schien ihm unwürdig, durch eine so unsichere Weise, als die des Citirens von Büchern ist, seine grossen literarischen Kenntnisse zu beurkunden. Auch vermied er, der nur für die gebildeten Classen schreiben wollte, Alles, was für Pedanterie gehalten werden konnte. Doch kam er hierin selbst von Manchem zurück, da er sah, wie von mehreren Seiten diese Methode gemissbraucht wurde. Einen grossen Werth setzte er in die Entdeckung und Aufräumung neuer Quellen für die Geschichte. Zwar wusste er recht gut, dass es ein grösseres Verdienst ist, ein bekanntes Factum in ein wahreres und treffenderes Licht zu stellen, als ein neues Factum zu entdecken; er wusste ferner recht gut, dass Zufall und Glück hier am meisten, und viel mehr als Scharfsinn ihr Spiel treiben: aber er hatte es sich so tief eingeprägt, ein gelehrter Geschichtsforscher müsse auf Entdeckung ausgehen, und etwas zu der grossen vorhandenen Masse hinzuthun, dass er immer umherblickte, ob seinen Vorgängern nichts verborgen geblieben sey, und er zeichnete sich die Stelle, wo am wahrscheinlichsten noch Etwas zu finden sey, mit so vielem Scharfsinn aus, dass es ihm nicht selten gelang, den rechten Ort zu entdecken. — Dieses Streben nach neuen Entdeckungen, war überhaupt eine Folge des Widerwillens, den er daran fand, bloss das Vorhandene, Aufgefundene zu bearbeiten, und höchstens in neuer Einkleidung wiederzugeben. Wie sehr verschieden sind daher seine Arbeiten, auch der Materie nach, von anderen ähnlichen Arbeiten, selbst auch da, wo man, wie z. B. bey den compendiarischen Entwürfen der Kirchen- und Staaten-Geschichte, glauben sollte, dass eine grosse Verschiedenheit der Materien gar nicht Statt finden könne! Wie Vieles ist nicht in diesen Büchern was dem Vf. derselben eigenthümlich angehört, oder doch aus solchen Quellen geschöpft worden ist, an welche vor ihm Keiner von denen, die dem Publicum ähnliche Arbeiten gaben, sich hielt! Wahrlich, wenn man dieses alles zusammennimmt, wenn man erwägt, welche Anstrengungen es gekostet, ehe der Mann dahin gekommen, wo er stand: so kann man ohne Wehmuth nicht daran denken, dass er von der Bahn abtrat, ehe ihn noch der Herr der Geister davon abrief. Wie gross auch das seyn mag, was ein einzelner Geschäftsmann auf einem Posten, wie ihn *Spittler* dreyzehn Jahre vor seinem Tode betrat, auch unter völlig günstigen Umständen zu wirken vermag: wie gering ist es gegen das, was ein so vorbereiteter Mann in dem Gebiete und für das Gebiet der eigentlichen Wissenschaft hätte schaffen, wirken und stiften können! Was würde *Spittler*, der in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Laufbahn sich für eine Ausbildung zum universellen Historiker *vielleicht*, für Verbreitung seines Namens *gewiss zu viel* mit Untersuchungen beschäftigte, die von einem so kleinen Umfang als eingeschränkten Interesse waren, der auch selbst in der Folge noch, wie so viele Aufsätze in dem historischen Magazin beweisen, seine Kraft höchst speciellen Gegenständen widmete, der Welt haben werden können, wenn er auf der so tiefeindringenden und fruchtbaren Grundlage fortgebauet hätte, die er in einer von seinen letzten Arbeiten, in dem Entwurfe der Staatengeschichte, sich selbst gelegt hatte, wenn er belehrt und gereift durch und in der Zeitgeschichte das genauer untersucht, entwickelt und ins Grosse ausgeführt hätte, wozu er nur erst den Saamen ausgestreut, die *prima stamina* gezogen hatte! Wahrlich, Viel müssen wir entbehren, dass Geister, wie *Spittler* und *Johannes von Müller* — an den man, wenn von *Spittlern*, dem Historiker, die Rede ist, oftmals, sey es auch nur um des Verschiedenartigen willen, erinnert wird — sich verleiten liessen, von einer Bahn, für welche sie sich mit unendlicher Anstrengung gebildet, die sie mit Weisheit gewählt hatten, hinwegbringen und auf einen Schauplatz ziehen liessen, auf welchem, wie die Erfahrung lehrt, Männer, in denen kein Funke des Geistes ist, der sie beseelte, mit eben so vielem Erfolg und eben so vielem Nutzen wirken können, und auf welchem so selten für denjenigen wahres Glück und Befriedigung zu finden ist, der die Wissenschaften um ihrer selbst willen mit heiligem Eifer getrieben hat, und für den es etwas Höheres als das gemeine Treiben des Weltmenschen giebt. — Der Name des Mannes, der zu diesen Betrachtungen Veranlassung gegeben hat, wird Rec. wegen der Ausführlichkeit seiner Anzeige entschuldigen.

.†.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Halle*, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Freudenblicke in die Zukunft.* Ein Geschenk nach den Zeitbedürfnissen. Von *Sam. Christoph Wagener.* 1811. 131 S. 12. (8 gr.) Diese Freudenblicke sind eine Sammlung von Aussprüchen weiser und berühmter Männer aller Zeiten, in Prosa und in Versen, über Tod und Unsterblichkeit. Sie folgen nach den Namen der Vff. in alphabetischer Ordnung. Wer sie lieset, kann sich die Freude machen, sie nach den verschiedenen Ansichten zu ordnen. Dass übrigens diese Sammlung auf nichts weniger als auf Vollständigkeit Ansprüche mache, beweiset schon die geringe Seitenzahl.

2 × 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

1) LEIPZIG, b. Göschen: *Johann von Müller, der Historiker.* Von *A. H. L. Heeren.* 1809. 92 S. 8. (8 gr.)

2) BERLIN, b. Hitzig: *Johann von Müller,* von *Karl Ludwig von Woltmann.* 1810. LXXI u. 518 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Wenn in guten Zeiten, die des Egoismus Schlange nicht vergiftete, ein Mann der Nation, der sein Volk liebte und von ihm geliebt ward, der Grosses sann, dachte, that, nach ruhmwürdigem Leben zu seinen Vätern versammelt ward: da klagte die Nation, und gedachte seiner grossen Verdienste, nicht der Flecken zuerst, die auch an gediegenem Golde wohl haften. Kein wahrhaft gesittetes Volk hatte öffentliche Todtengerichte. Nehmt die Werke in Wissenschaft und Kunst, und was äusserlich gethan worden, und richtet darüber mit rechtem Gericht. Aber heilig sollen wir halten das Gedächtniss ehrwürdiger Menschen, die kaum von uns geschieden sind. Man öffnet die Todten nicht öffentlich vor dem Auge der Welt; eine tiefbegründete, heilige Scheu leitet auch den Anatomen, stillverborgen sein Werk zu treiben. Und an die unantastbare Ehre, an das innere Heiligthum, das nicht begraben werden soll, an das, worüber Keiner der Mitlebenden Richter ist, dürfte, während wir noch weinen über den Verlust, das psychologisch-anatomische Messer sich wagen? — Hass und Verfolgung aller Schlechtigkeit; aber Schonung denen, die edel waren und frey!

Viele haben zum Gedächtniss unseres *J. v. M.* gesprochen. Die absichtlich verspätete Anzeige der beiden obgenannten Werke lege Zeugniss ab, dass nicht die Stimmung des Augenblicks, weder in Liebe noch in Hass, nicht ein leicht aufgeregtes Gefühl, sondern besonnene Prüfung unser Urtheil bestimme.

No. 1. *Heeren,* der sich selbst die Meisterschaft in der Geschichte errungen, stellt uns *Müller'n,* den Historiker, dar. Er weiht „das Opfer, seinen Manen gebracht" der historischen Classe der königl. Akademie der Wissenschaften in München, der *M.* auch angehörte.

Es könnte ungenügend und mangelhaft scheinen, einen grossen Mann nur von Einer Seite darzustellen, weil dadurch das Ganze selbst einseitig ausfallen möchte: Aber diess ist kein Vorwurf gegen unseren Vf. Wenn er *Müllern* als Historiker schildert: so stellt er, mit ächthistorischem Sinn, in ihm uns dar, was das wesentlichste Object seiner Geschichte seyn muss. Nur da, wo das Leben sich zerstreut und vereinzelt, wo der Mensch heut dieser, morgen ein Anderer ist, wo der Mensch sich absondert von dem Gelehrten, der Staatsmann, den Talent oder Neigung zum Historiker macht, sich nur da als Historiker zeigt, wo er forscht oder componirt, nicht aber, wo das Leben, wie alle seine Erscheinungen, einen vollständigen Cyclus, ein tüchtiges Ganzes bildet, wo im Gelehrten der Mensch, im Staatsmann der Historiker, und umgekehrt, überall hervortritt, kann die Schilderung der Haupttendenz des Lebens einseitig erscheinen. Bey *J. M.* zumal ist die Haupttendenz seines Lebens, die des ächten Historikers ganz offenbar; was er sann, versuchte, erstrebte, that, war alles mit dieser Haupttendenz innigst verbunden, Und das ist's eben, was den grossen Mann macht, dass sein Leben von einer grossen, universalen Idee durchdrungen, Ein grosses Ziel hat, nach dem alle seine Kraft ringt, Ein Centrum, um das sich alles Streben, Bemühen und Handeln bewegt, dass er, was er ist, in dieser Beziehung und vollständig ist. Daher kann der grosse Mann den kleinen Geistern leicht einseitig erscheinen, weil diese, mit dem eitlen Dünkel seltener Vielseitigkeit, in gediegener, concentrirter Kraft leicht Beschränktheit sehen.

So klein, ihrem Umfang nach, Hn. *H's.* Schrift ist: so reichen Stoff giebt sie zu weitläuftigen Verhandlungen. Die Art und Weise des Vfs., die Gründlichkeit und Strenge seiner Forschung und Darstellung, dürfen wir als bekannt und anerkannt voraussetzen; was zu seinem Lobe gesagt werden könnte, bedarf hier vieler Worte nicht: wir beschränken uns daher bloss auf den inneren Gehalt dieser Schrift.

Nach wiederholtem Lesen entstand die Frage: ob wir durch diese Schilderung ein anschauliches Bild des Historikers gewonnen, den er uns abbilden wollte? Denn das ist doch die erste, gegründetste Foderung an ein historisches Werk, dass es, es möge nun ein umfassenderes Ganzes, oder nur Eine Begebenheit, Einen Mann begreifen, uns sein Object so darstelle, dass alle einzelnen Züge Ein Ganzes bilden, und dieses Ganze wahrhaft anschaulich werde. Daraus ergiebt sich sehr bald, ob der Darsteller selbst mit sich einig, ob das grosse Bild, das er der Welt, sey es nur im Umriss, oder in der ganzen Lebensfülle, hinstellen wollte, in seiner Seele vollendet gewesen. Je weniger willkührlich diese Fode-

rung erscheinen kann, je weniger sie gemein hat mit den leeren Speculationen über die Historie, kraft deren nicht die Darstellung aus dem Gegebenen, dem wahrhaft Geschichtlichen, sondern, durch eitle Construction, die Geschichte selbst geschaffen werden soll: desto freymüthiger dürfen wir bekennen, dass gegenwärtige von Meisterhand gezeichnete Darstellung in dieser Hinsicht uns nicht ganz befriedigt. Sie enthält viel schönes Einzelnes; aber diess schliesst sich nicht zu einem vollständigen Ganzen, und gewährt nicht die Anschauung der ganzen Individualität des Gegenstandes.

Der Titel: *Johann von Müller, der Historiker,* verspricht nicht bloss Züge aus dem Bilde desselben, nicht bloss einzelne Betrachtungen und Reflexionen *über J. M.*, als Historiker, sondern eben eine vollständige Darstellung seiner ganzen Individualität, unter dieser Kategorie. Aber die Schrift selbst ist weit mehr oratorisch als historisch, und dürfte, nicht ohne Grund, eher für einen Panegyricus, als für eine geschichtliche Darstellung gehalten werden. Wir würden sie den vormals, besonders bey der alten französischen Akademie, gewöhnlichen *Eloges* beygesellen, wenn sie nicht, bey allem rednerischen Schmuck und ihrer lobpreisenden Tendenz, doch von historischem Sinn und Geist erfüllt, treu in der Forschung und Darstellung, ohne täuschende Überredungskunst, kraftvoll und eindringend, über jene unhistorische Gattung sich hoch erhübe. Es verkündet sich darin ein sehr ernstes Streben, den grossen und würdigen Gegenstand, der eines zweydeutigen Elogium nicht bedurfte, mit deutscher Unbefangenheit und Treue zu schildern; und wenn die Liebe und Verehrung des Trefflichen den ruhigen Forscherblick bisweilen trübte, und leicht zuviel *versöhnen* mochte, wenn hie und da mehr Beredsamkeit, als einfache Darstellung sich ausdrückt: so tritt doch unverkennbar auch das Einzelne aus innerer warmer Überzeugung hervor, und hat eine, nicht zu verschmähende, subjective Wahrheit.

Es war des Vfs. Absicht, *M.* darzustellen, wie er *war*, und *ward*. Beides liess sich in der That nicht füglich von einander absondern. Die *Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund* (Tübingen b. Cotta), und *M's Selbstbiographie* (Lowe's Bildnisse etc. 1 Heft. Berlin 1806), waren die Quellen. Wie *M. ward?* Das lässt sich daraus allerdings, wenigstens zum Theil, abnehmen. Was er aber *war?* Was er durch seine Bildung geworden? Darüber entscheiden seine Werke, als die sicherste Quelle, und dass Hr. *H.* diese vollkommen kannte, erhellt überall. Neuerdings haben wir freylich in beider Hinsicht noch bedeutend gewonnen, durch die Erscheinung von *M's Briefen* ins älterliche Haus und an den Bruder, in denen der reine, treue, aufstrebende Jüngling, der gereifte, wirkende Mann recht klar vor Augen liegt, und durch die 24 Bücher „*allgemeiner Geschichten*“, die, wie fragmentarisch und unvollendet sie sind, doch zu den bedeutendsten literarischen Erscheinungen, zumal im Fach der Geschichte, gehören. Davon konnte in dieser Schrift noch nicht Gebrauch gemacht werden. Auch zeigen sie freylich, wie wir mit fast wehmüthigem Gefühl erkennen, mehr was der Mann, der als Jüngling schon *so* das grosse Ganze des Lebens der Völker und der Menschheit ansah, es *so* fasste und darstellte, was er hätte werden, leisten können, wenn das spätere Schicksal ihn nicht auf vielverschlungenen Lebenswegen geführt, und köstliche Jahre mit anderen Arbeiten ausgefüllt hätte, als was er wirklich *war*, da er uns entrissen wurde.

Hr. *H.* suchte in jenen erst genannten Quellen die Züge seines Gemäldes; aber er fand darin auch Manches, was Andere anders ansehen und deuten würden. Mit einem rühmlichen Wohlwollen und grosser Vorliebe für den ehrwürdigen Menschen, den er in seinem Werden und Seyn darstellen wollte, ergreift er jeden schönen bedeutenden Zug, und webt ihn dem Ganzen ein; weil aber, „*ubi plurima nitent*“, ungern das minder Preiswürdige bemerkt wird: so übergeht er diess, oder sieht es in der freundlichen Gestalt des Übrigen, und so erscheint denn fast Alles schön und nachahmungswerth. Das ist Sache des Panegyrikers. Der Historiker soll zwar nicht gerade Flecken und Gebrechen aufsuchen, und diese herausheben; aber es gebührt ihm Strenge, sicherer Blick, der auch das Einzelne durchdringt, und in seiner Sphäre würdigt, zumal da, wo er nicht bloss referirt, sondern auch den Grund der Erscheinungen zu enthüllen versucht.

In dieser Hinsicht verräth gegenwärtige Schrift doch wohl einige Befangenheit, zu grosse Geneigtheit, Alles zum Besten zu kehren. Wenn z. B., um nur Eine anzuführen, als die Quelle des Enthusiasmus, mit dem *M.* erst über *Tacitus*, dann über *Cäsar* urtheilt, sein unbestechlicher Wahrheitssinn gepriesen wird, den auch wir nicht verkennen: so mögen wir uns doch nicht bergen, dass, wenn *M.* dann wieder fast mit gleicher Vorliebe und gleichem Enthusiasmus von *Guicciardini*, *Davila*, *Macchiavelli*, *Montesquieu* spricht, darin nicht bloss jene Tugend, auch nicht bloss eine rühmliche Empfänglichkeit für alles Schöne, sondern auch, und vielleicht eben so sehr, die leichte Beweglichkeit seines Gemüths sich verkündet, das von dem *Neuen* leicht und tief ergriffen, neue Bekanntschaften, in Schriften, wie im Leben, mit unwiderstehlichem Wohlwollen, aber auch mit allzubereitwilliger Vorliebe, aufnahm, was, an sich nicht unlöblich, doch dem Historiker gefährlich ist, so wie es im Leben manchen Irrthum, häufig Inconsequenzen erzeugt. Dadurch erklärt sich auch manche, sonst schwer zu deutende Erscheinung in seinem Leben und seinen Schriften. So sehr *M.* deutsche und schweizerische Nationalität liebte, sie sich anzueignen, und in sich zu bewähren suchte: so unverkennbar ist an ihm jener französische Nationalzug, der, wenn er bisweilen liebenswürdig erscheinen mag, doch weit häufiger Schwäche, als Stärke, zur Begleitung hat. Und wie das Äussere lebendig auf ihn einwirkt:

o wird eben, dieses allzusehr berücksichtigt, die Form vor allen ausgebildet, und selbst die Bildung des Gemüths zur Wissenschaft oder zu einem realen Zweck gewinnt überwiegende Förmlichkeit. Wenn es aber scheinen sollte, dass jene leichte Empfänglichkeit und Beweglichkeit das Leben um so vielseitiger, die Form um so reicher und mannichfaltiger machen müsse; so sehen wir dagegen nur Einseitigkeit daraus hervorgehen, aus dem einfachen Grunde, weil, wer von Allem zu leicht ergriffen wird, seine Individualität nie so rein ausbildet und bewahrt, dass sie, ohne Gefährde, alle Lebensverhältnisse eigenthümlich und frey gestaltet, und sonach als den Grundtypus seiner gesammten Erscheinung wohl eine Manier, aber nicht einen Charakter sich aneignet. Die Manier aber ist immer einseitig und beschränkt; bloss der gediegene Charakter ist vielseitig und frey.

So wenig aber der Mangel an einem fest entschiedenen Charakter in *J. M.* geleugnet werden kann: so konnte doch die mit jener Beweglichkeit des Gemüths gewöhnlich verbundene Einseitigkeit nicht in ihrer ganzen Beschränktheit in ihm hervortreten. Denn er hatte früh eine entschiedene Richtung auf Ein groses Ziel gewonnen; seine Seele war durchdrungen von der Herrlichkeit desselben, und gewöhnte sich früh, auch das Mannichfaltigste seines Strebens, seiner Erfahrung, die ganze Ausbeute seiner Studien, auf jenes Eine zu beziehen. Dadurch war ihm ein fester Mittelpunct gesichert, an den er sich halten konnte, auf den seine lebhafte Seele Alles bezog, und für den er, wenn die Fülle des Stoffs ihn nicht überwältigen sollte, früh denselben strenger verarbeiten lernte. Das Geschichtsstudium, das die Seele seines Lebens wurde, gab ihm frühzeitig Ernst und Besonnenheit, um sein bewegliches Gemüth wenigstens vor Leichtsinn zu bewahren, und seine früheren Umgebungen, selbst die Würde seines Vaterlandes und sein früherwecktes Interesse dafür, eine eifrige Wissbegier und strenges Studium wirkten kräftig dazu mit. Und doch ist er von einer Manier nicht frey geblieben; ein Charakter, der neben ihr sich gestalten wollte, und dessen Grundlage sich aus seiner Geschichtforschung und Geschichtschreibung verkünden, kam, wie wir der Wahrheit treu, mit inniger Achtung eines grosen Verdienstes, doch bekennen müssen, nicht zu Stande. Daher ist er selbst in seiner, sonst schönen Nationalität von jener Einseitigkeit nicht frey, die dem Charakter des ächten Historikers entgegensteht, und es hat sich vielfältig bewährt, was irgendwo von ihm gesagt worden, dass er in seiner Geschichte wohl oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeschichte thue, seltener aber die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers betrachte. Weltbürger aber, im edelsten und reinsten Sinne des Wortes, nicht nach der unächten Bedeutung des Kosmopolitismus unserer Zeit, soll allerdings der Historiker seyn, nicht bloss erfüllt von lebhaftem Interesse für das Menschliche in allen Völkern, zu allen Zeiten, wie es *M.* in der That war, sondern auch durchdrungen von unbefangener Würdigung der wahrhaften Individualität aller Erscheinungen, aller Völker und Zeiten. So mächtig nun neue Erscheinungen und Bekanntschaften auf *M.* einwirkten, und seine Ansichten modificirten: so kehrt doch überall die Eine Manier wieder, mit der er das Verschiedenartigste behandelt; und so wahr es seyn mochte, was er in einem Briefe an *Bonstetten* sagt, dass, nachdem er den Abulfeda gelesen, er die Schweiz mit anderen Augen ansähe: so war doch schon in dieser frühen Zeit, da er seinen Brief schrieb, in der Art, wie er sah, mehr die künftige Manier, als der Charakter, entschieden.

Diese Manier ist denn auch in seinen späteren historischen Werken überall sichtbar. Sehen wir nur, um dabey zunächst zu verweilen, auf die Form seiner Darstellung und die Sprache: so ist hier eben die Manier, zwar eine ihm eigenthümliche und ausgezeichnete, aber doch einseitige und beschränkte, und das vorherrschende Studium und die Ausbildung der Form unverkennbar. Dass die Form und die Sprache für jede Wissenschaft, zumal für die Historie, eines sehr ernsten und eindringenden Studiums bedarf, — wer möchte das leugnen? Aber je tiefer dasselbe ist: desto minder wird es in der Darstellung selbst, durch geistlähmende Förmlichkeit, sich verkünden; vielmehr offenbart es sich in der freyen Gewalt über die Sprache und die Form, die der lebendigen Idee und Ansicht leicht und lebendig sich anschliesst. So freye Gewalt über Sprache und Form sich zu erwerben, ist unserem *J. M.* nicht gelungen, so ernstlich er auch danach strebte; er ward ihr unterthan und dienstbar. Davon zeugen seine Werke; nur in einigen der kleineren, unter denen besonders die vortrefflichen „*Reisen der Päpste*" zu nennen sind, bewies er, welcher Vollendung er auch hierin fähig war, wenn er nicht früh, in dieser Hinsicht, eine falsche Richtung genommen hätte, von der er sich nicht losreissen konnte, noch wollte.

Betrachten wir sein groses, leider unvollendet gebliebenes Werk, dem er seine schönste Kraft, seinen reichsten Eifer weihte, in dem er sich wahrhaft als Meister bewährt, seine *Geschichten der Schweiz:* — welche herrliche Ausbeute von allem Schönen, das die Geschichte bieten kann, finden wir hier, wie umfasst und würdigt sein scharfer Blick das Kleine und das Grose, wieviel ist gesammelt, geordnet, sinnvoll angelegt, mit unermüdetem Fleiss und mit Liebe ausgeführt, wie einzig und preiswürdig steht das Ganze da! Die Geschichte des kleinen Landes und der wenigen Tausende seiner Einwohner, wie erscheint sie hier so bedeutend, als Bild des ganzen Menschengeschlechts! Und welches Interesse müsste sie bey Allen erzeugen, welche mächtige, herrliche Einwirkung auf die Mitwelt dürfte man von ihr erwarten! Aber hat sie denn wirklich so ergriffen und gewirkt, wie man seiner Anlage nach von ihr erwarten durfte? Und wenn, wie offenbar, diess nicht der Fall ist: liegt nicht der Grund davon in der Beschränktheit der Darstellung,

durch die, als durch den Körper, der Geist erst durchdrungen, ausgedrückt und verstanden wird? Hat nicht eben die Form, soviel Aufwand von Studium sie verräth, Viele zurückgescheucht vom Lesen und Durchdringen des grossen Werkes, und wenn man freymüthig antworten wollte auf eine freymüthige Frage: wie Viele, oder vielmehr wie Wenige unserer Landsleute, die nicht eben ihr Beruf dazu trieb, mögen wohl die 5 Bände der Schweizergeschichte, einmal, oder gar mehrmals, ganz durchgelesen haben? — Dass Manche, zu denen Rec. sich wohl rechnen darf, sie früh mit grossem Enthusiasmus ergriffen, später, wiederholt, mit steigender Bewunderung studirten, das wissen wir: doch bis zum Herzen der *Nation* ist sie nicht gelangt.

Aber ist denn die Darstellung nicht kräftig, gediegen, präcis, streng? *Das* allerdings; aber nicht einfach, nicht frey, und um es ganz zu sagen, nicht *treu*. Besteht die Einfalt historischer Darstellung nicht bloss in Vermeidung fremder, anderen Sphären entnommener, Ausdrücke, poetischer, rhetorischer, philosophischer Formen und Bezeichnungen, — die *M.* mit Recht hasste —, sondern auch, und wesentlich, in der ungekünstelten Combination des Einzelnen, und dem leichtesten Gewand, das unmittelbar an den Geist des Factum sich anschliesst, mehr enthüllt, als verhüllt, in treffend bedeutendem, nicht ausmalendem, in gewähltem, nicht gesuchtem Wort, das lichtvoll die Erscheinung, als Ausdruck der Idee, abbildet: so finden wir diese Einfalt in *M's.* Werken nicht. Und ist *Freyheit* der Darstellung jene Gewalt über das Material und die Sprache, kraft der, aus lebendiger Anschauung, wie durch des Künstlers Hand das Bild in Zeichnung, Colorit und Perspective, so durch den Griffel der Geschichte das Bild der Zeiten sich unmittelbar gestaltet, wo nirgends das Bemühen, bald den Stoff, bald die Sprache zu überwältigen, und beiden ein nothwendiges Gleichgewicht zu setzen, allzu sichtbar hervortritt; ist endlich *Treue* der Darstellung — ihre, wie der Geschichte überhaupt, höchste Zierde — nichts anders, als die rechte Darstellung jeder Erscheinung in das ihr gebührende Licht, dass nichts um der Schönheit des Worts, sondern um der rechten Anschauung der Sache willen ausgeführt, nicht die Form als Form, sondern als die nothwendige Form für diese Erscheinung ausgebildet ist: so erkennen wir auch diese Freyheit und diese Treue, wenigstens in ihrer höchsten Vollendung, an seiner Darstellung nicht. Offenbar ist häufig minder darauf gesehen, wie der Ausdruck leicht und treffend der Sache sich anschliesse, als wie die Darstellung, in der einmal angenommenen Form und Manier, fortschreite. Diess verräth sich selbst in der strengen Präcision des Ausdrucks. Man lobt diese an *M.*, und wirklich hat er es darin zu einer, für uns Deutsche, seltenen Virtuosität gebracht. Eine Zeile von ihm sagt oft unendlich mehr, als ganze Seiten anderer Schriftsteller. Aber bey gerechter Bewunderung dieser Gewandtheit im treffenden und gedrängten Ausdruck dürfen wir doch nicht bergen, dass diese Kürze häufig nicht ohne Affectation ist, und den reinen Eindruck der Geschichte stört und trübt. Einmal verräth auch sie zu sehr das Studium, die Künsteley, und dann wird öfters die Klarheit und Leichtigkeit der Darstellung dieser Kürze aufgeopfert. Sie ist keine ursprüngliche, sondern dem Genius fremder Sprachen nachgebildet, dem der vaterländischen nicht ganz gemäss; sie will zu Viel sagen in zu wenigen Worten; sie erschwert daher das Studium eines sonst vortrefflichen Werkes, und verkümmert den reinen Genuss durch das Manierirte. Es ist immer ein Irrthum, Kürze als das Erste zu suchen; das nächste Gesetz ist Klarheit, und jene ist nur dann schön und wahr, wenn sie mit dieser sich verbindet. Sparsamkeit ist eine edle Tugend auch in Worten; aber in allzugrosse Kargheit ausartend, verliert sie ihr schönes Gepräge, und der Wortgeiz ist eine eben so grosse Sünde als Wortverschwendung, die bisweilen noch anmuthiger erscheinen kann. Freylich haben wir öfter Veranlassung, gegen diese, als gegen jene zu eifern, und als Gegensatz der unerträglichen Breite ist *M's.* Kürze sogar verdienstlich; aber die wahre Vollendung ist sie nicht.

Hr. *H.* bemerkt sehr richtig, dass die historische Darstellung von Imagination und Gefühl belebt seyn, dass aber der Historiker eine Herrschaft über sie auszuüben verstehen müsse. Wie ihm nun nicht entgehen konnte, dass *J. M.* diess nicht immer vermochte: so durften wir wenigstens eine Andeutung davon erwarten. Gewiss ist jene leichte Beweglichkeit des Gemüths, das reizbare Gefühl *J. M's.* seiner Darstellung sehr gefährlich gewesen. Da nun dazu noch eine gefährliche Manier sich gesellte, und *J. M.* ein übergrosses Gewicht auf die Rede legte: so darf seine Darstellung keinesweges als durchaus musterhaft gepriesen werden. Jene Äusserung in einem seiner Briefe, die Hr. *H.* selbst heraushebt, über die Kunst zu reden, hat noch eine andere, minder günstige Seite, als die ist, welche gepriesen wird. „Dieser Rousseau zeigt mir eine innige, sehr grosse, nicht genug von mir bedachte Wahrheit, — die grosse Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu *reden*. — — Von der Völkerwanderung bis auf *Erasmus* hat man gestammelt; von *Erasmus* bis auf *Leibnitz* geschrieben; von *Leibnitz* und *Voltaire* bis hierher raisonnirt: so will denn ich *sprechen!*" — Abgesehen von der offenbaren Unwahrheit der zweyten Hälfte dieses Ausspruchs, der, als zufällige Äusserung eines freundschaftlichen Briefes so ernstlich gar nicht gemeint seyn konnte, zumal da *M.* ja selbst frühere und spätere Schriftsteller auch wegen ihrer Darstellung gepriesen, — erscheint er als ein sehr bedeutender Zug zur Charakterisirung des eifrigen Mannes, als Schriftstellers. Schon dass dieser *Rousseau* die grosse Wahrheit ihn lehrte, war dem *Historiker* gefährlich. Denn aber ist auch die Kunst der Rede des *Jean Jacques* wahrlich kein Muster für den *deutschen Geschichtschreiber*; und wiewohl *J. M.* sich nicht nach ihm bildete: so ist doch sein Einfluss auf ihn nicht ganz zu verkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension
der
Schriften von Heeren und Woltmann über Johann von Müller.

Rec. hat seine Überzeugung freymüthig ausgesprochen. So innig und wahr seine Verehrung unseres grossen Historikers ist: so hielt er doch diese Freymüthigkeit um so mehr für Pflicht, weil die Darstellungsweise *Johann v. Müllers* auf deutsche Geschichtschreibung überhaupt einen mächtigen, sehr folgereichen Einfluss gehabt hat. Denn *J. M.* war der erste wahrhafte Historiker in deutscher Zunge, gleich weit von blosser Chronikenschreibung und bloss gelehrter Geschichtenerzählung sich entfernend; er war der Erste, der den Deutschen durch ein lebendiges Vorbild die hohe Kunst historischer Darstellung enthüllte, auf dieselbe hinleitete, für sie erweckte. Sein Verdienst ist es, dass die schon früher bewährte, gründliche, fleissige und gelehrte Geschichts*forschung* der Deutschen auch eine ächte Geschicht*schreibung* zu werden begann; und grossentheils durch *ihn* gebildet, dürfen jetzt deutsche Historiker schon wagen, sich den grossen antiken Mustern und den Geschichtschreibern der edelsten neuerer Völker beyzugesellen. Vor ihm hatten wir in Wahrheit noch keine ächte Geschichte in deutscher Sprache; seit *er* schrieb, ist viel geschehen. Darum wird er unsterblich unter uns seyn, so lange deutsche Art und Kunst, die deutsche Sprache als eine Nationalsprache und deutsche Literatur nicht von Barbarey verschlungen wird. Wenn aber auf der anderen Seite sein Einfluss minder günstig war: so trifft der Tadel mehr die Lebenden, als den hohen Todten. Denn das *imitatorum servum pecus* ists, das diesen Tadel veranlasst. Begeisterung für ein grosses Vorbild, Nacheiferung in dem, was an ihm vortrefflich ist, gebührt den Jünger in jeder Wissenschaft und Kunst. Alle Nachahmung aber ist geistlähmend, und die Nachahmung einer Manier muss noch manierirter und verderblicher werden. Und so ists geschehen. Seit man *J. M's.* Vortrefflichkeit anerkannte, da wollte die grosse Schaar der jungen Historiker eben so darstellen und schreiben wie er. Selbst die Besseren haben sich davon hinreissen lassen, und es droht uns die Gefahr, endlich gar nur diese eine, einförmige, beschränkte und — falsche Darstellungsweise in deutschen Geschichtsbüchern zu finden. Darum gebührt es uns, warnend das Fehlerhafte des Originals selbst aufzustellen.

Nach diesen Bemerkungen dürfen wir die Vorzüge der *heerenschen* Schrift mit desto mehr Unbefangenheit rühmen. Schön und eindringend ist gezeigt, wie *J. M.*, was er der Wissenschaft wurde, durch seine Liebe für dieselbe ward; wie diese Liebe in ihm, wie in allen genialen Menschen, ursprünglich, früh durch günstige Umgebungen genährt, durch Studium gebildet, sich schon an dem Knaben durch einen Versuch in Forschung und Composition bewährte. Die Art seines Unterrichts und seiner Studien auf Schule und Universität, seine Lehrer und sein Umgang, und der Einfluss alles dessen auf *M.*, werden in treffenden Zügen dargestellt. Eben so sind auch die Einwirkungen seiner späteren Verhältnisse auf seine Bildung zum Geschichtschreiber wenigstens angedeutet. Belehrend für den Jünger in der Geschichtskunst wird die Art seiner Quellenforschung und seiner Studien entwickelt, und dabey gut gezeigt, wie sein Sinn für praktische Staatskunst, seine Richtung auf Politik, seine Kenntniss des Geschäftsganges, ferner seine unveränderliche Vorliebe für die Alten, dieser Umgang mit den Todten, seine fast wunderbar fleissige Lectüre, die Anordnung und Benutzung derselben, mehr und mehr ihn zum Historiker gebildet hat. Welche Schriftsteller *M.* am meisten lieb gewonnen — unter den Alten vorzüglich *Thucydides*, *Polybius*, *Tacitus*, — wie diese ihm Vorbilder geworden, ist nicht übersehen; aber, wie schon oben bemerkt wurde, keineswegs genügend ihr Einfluss auf *J. M.* enthüllt.

Darauf versucht Hr. *H.* zu zeigen, was *J. M. war.* Seine reine Ansicht vom Wesen der Geschichte, seine Wahrheitsliebe, — auch im Verhältniss zu seinem Patriotismus, seine Strenge im Anführen der Belege und Beweise, seine Verdienste in Anordnung, Behandlung und Belebung des Stoffs, werden ausgezeichnet. Der Vf. erkennt auch an, dass *M's. Schweizergeschichte* weniger *ganz* gelesen worden, als man meint; aber dass der Grund davon nur in dem Stoff, nicht, wie wir gezeigt haben, in der Art der Darstellung liege, das wird er schwerlich vertheidigen können. Dass *M.* wirklich in dem Grade, wie Hr. *H.* meint, die Geschichte der Schweiz mit universalhistorischem Blick angesehen, möchte ebenfalls schwer zu beweisen seyn. Wir haben uns hierüber, so wie über manches Andere, was wir hier nicht einzeln herausheben dürfen, in unseren obigen Erörterungen erklärt. Sonst sind der wahren, tiefeindringenden und sinnvollen Ansichten und Aussprüche in diesem Werke so viele, dass wir es den Jüngern deutscher Geschichtforschung und Geschichtschreibung als ei-

nen köstlichen Schatz, der Viele bereichern kann, empfehlen, damit sie sehen und lernen!

Was die *woltmannische* Schrift (No. 2) anlangt: so bekennt Rec., dass er kaum eine ähnliche Arbeit mit grösserem Unmuth gelesen hat, als die erste Hälfte derselben. Indess soll uns diese Empfindung nicht den Blick beengen und trüben gegen das unverkennbar Wahre und Gute, das sich darbeut. Zu den Verehrern *J. M's.* gehören auch wir; nicht zu den befangenen und parteyischen, wie wir in Obigem gezeigt zu haben glauben. *Amicus Plato, magis amica veritas.* Weil übrigens Hr. *v. W.* sich darauf beruft, dass er *M.* persönlich gekannt, ihm vertraut gewesen, — wie auch dessen Briefe an ihn beweisen: so hält Rec. nicht für überflüssig, zu bemerken, dass auch er durch persönliches freundliches Verhältniss, durch mehrjährigen treuen und herzlichen Briefwechsel dem zu früh Entrissenen verbunden war. In der Hinsicht darf er denselben Beruf fühlen, über Hn. *v. W's.* Werk, wie über den entschlafenen Freund, seine Stimme abzugeben.

„*Johann v. Müller* von *v. Woltmann.*" Manche haben, durch diesen Titel veranlasst, eine *Biographie* erwartet, die vollständig das ganze Leben des Mannes enthüllte; Andere ein dem *heerenschen* ähnliches Werk, eine Darstellung, wie *M.* sich bildete, zu dem, was er im Angesicht unserer Nation *ward*, und was er als öffentlicher Mann *war!* Aber Hr. *v. W.* giebt noch weit mehr. Er bildet uns den ganzen Mann, wie er äusserlich und innerlich war oder gewesen seyn könnte, mit allem Ernste ab; er construirt einen *J. M.*, nicht ohne Benutzung von wirklichen Thatsachen und Erfahrungen, aus der Idee heraus, die er an die Spitze stellt, und die zugleich der Grund der umgekehrten Pyramide ist, die darüber hinschwankt, nicht mit der Spitze in die heitere Luft bescheiden aufstrebend, sondern mit der breiten Seite den Himmel stürmend. Weit besser wäre der Titel: *J. v. M. durch v. W.* Denn wahrlich, der arme *M.* hat *durch* dieses Fegfeuer der Oberwelt gehen müssen, ohne eben verklärt herauszukommen, vielmehr blutroth, als ein warnendes Zeichen.

Als Todtenrichter tritt Hr. *v. W.* hier auf. Wir wollen nicht fragen, wer ihn dazu berufen hat. Er hat selbst diesen Beruf in sich gefunden, und es könnte nur die Frage seyn, ob auch das Publicum diesen Beruf in ihm anerkenne. Dass seine vertraute Bekanntschaft mit *J. M.*, unverkennbarer Scharfsinn, auch historisches Talent ihn dazu fähig machten, ist nicht zu leugnen; ob er aber auch, was nicht minder erfodert wird, reinmenschliches Wohlwollen genug, ob er Unbefangenheit und ungetrübten Blick mit dazu gebracht habe, das dürfen wir nicht bloss bezweifeln, sondern schlechthin verneinen. Sein Werk liegt vor uns als entscheidendes Zeugniss.

Unwillen erregt zunächst die Eile, mit welcher der Vf. sein Werk zu Tage förderte. Was konnte ihn bewegen, so rasch und unsanft in die doch wohl gerechte Klage um den edlen Todten einzustürmen? War, wie doch er selbst nicht bergen kann, *J. M.* eine schöne Natur, ein lebendiger Geist, unserem Volke ein glorreiches und preiswürdiges Bild aufstrebender und veredelter Menschheit: warum denn so eilig und vorwitzig den Schleyer lüften, und die edle, hohe Gestalt nackt und entblösst hinstellen, und das zu einer Zeit, da es uns mehr, als je, Noth thut, das Grosse in unserem Volke zu suchen und zu ehren, und den Glauben an deutsche Kraft und Liebe, und deutsches Streben und Wirken, heilig zu bewahren? Und bedarf nicht auch das freyeste Gemüth der Zeit, um sich, in Liebe oder Hass, von dem Irdischen zu läutern, von den eigenen Augen erst den Schleyer abzuziehen, und, wie alle Geschichte nur das wirklich Vergangene sich aneignet, erst nach besonnenem ruhigem Rückblick in die Vergangenheit zu einer historischen Darstellung sich zu bereiten? Und endlich, wie konnte Hr. *v. W.* so ganz vergessen, dass, als er schrieb und drucken liess, die Acten über *J. M.* noch lange nicht geschlossen waren, und dass, bevor dieses zu Stande gebracht worden, kein Richter Spruch und Urtheil fällen darf! Schon vor Erscheinen seines Werks waren uns noch unbekannte Arbeiten *J. M's.* versprochen; er, der Freund, der Vertraute des Entschlafenen, musste ja auch wohl wissen, dass Manches noch rückständig sey, was zur Vollendung seines Bildes förderlich und unentbehrlich war.

Aber noch höher steigt die Indignation, wenn man sieht, wie weit er gegangen. Bis in das innerste Heiligthum, wo jedem Menschen die Penaten seiner Individualität stehen, und nur das eigene Selbstbewusstseyn Priester und Richter ist, in dieses geheime Dunkel, dahin der Historiker, der nur das *Offenbare* sucht und findet, nicht vordringt, in die verborgenen Tiefen der Seele, den innersten Grund der Erscheinungen, wagt der übermüthige und verwegene Blick sich. Rec. schweigt davon, weil er schon zu Anfang dieser Anzeige, nicht bloss ein individuelles, zufälliges Gefühl, sondern seine lebendigste Überzeugung davon ausgesprochen hat.

Der gerechte Unwille gegen Hn. *v. W's.* Versuch wird, wenn's möglich wäre, noch vermehrt durch seine Affectation der Freundschaft für den, den er dem Übermuth und Muthwillen preis giebt. Schon in der Vorrede, in der er sich voraus gegen manche Angriffe zu verwahren sucht, nennt er ihn wiederholt seinen Freund, und im Werke selbst provocirt er gerade bey den härtesten Stellen, bey den feindseligsten Äusserungen, auf seine Freundschaft für den Geschmähten. Von welcher Art diese Freundschaft gewesen, ist uns nun kein Geheimniss mehr! Uns empört der Missbrauch so heiliger Namen, und die Freundschaft, ohnehin in diesen selbstsüchtigen Zeiten ein Phönix auf Erden, wird auf solche Weise völlig ein leerer Schall. Schmäht man denn öffentlich vor aller Welt das, was man liebt, und mag auch das strengste Gerechtigkeitsgefühl selbst da, wo es zu sprechen berufen ist, unbarmherzig alle Blössen des Freundes aufdecken?

Übrigens erklärt der Vf. selbst: „es wandle uns immer eine Scheu an, die ganze Individualität eines Menschen bey seinem Leben der Welt aufzudecken"; aber wahrlich auch in der „Befugniss zu einem Gericht über die Todten" muss eine heilige Scheu, ein

untrügliches Gesetz walten. „Man richte nicht eher, sagt er ferner, als bis die Acten geschlossen sind.“ Nun aber waren, wie wir gezeigt, wenig Monden nach *Müllers* Tode die Acten noch nicht geschlossen; warum also richtet er?

Wenden wir uns nun nach diesen Erörterungen zur Betrachtung des Werks selbst, bemüht, auch das viele Gute, Wahre, Treffende zu erkennen und auszusprechen, das es enthält. Der Vf. beginnt mit dem bedeutenden Satze: „In *J. M.* hatte die Natur die Anlage zu einem grossen Manne gemacht, doch ihren Plan nicht ausgeführt!“ — Somit ist das Resultat der ganzen Darstellung an die Spitze gestellt, und schon in der Vorrede macht er auf die hier beobachtete Methode, die er, wie es scheint, dadurch empfehlen will, aufmerksam. Rec. kann sie nicht billigen. Denn wiewohl in der Seele des Darstellers, bevor er die Darstellung beginnt, schon das Ganze vollendet, und also auch das Resultat gewonnen seyn muss: so ist doch für den Hörer und Leser gerathener, erst die Sache zu geben, und dann entweder ihn das Resultat selbst ziehen zu lassen, oder auch wohl zum Schluss es auszusprechen. Bey philosophischen Untersuchungen stehe die Idee, die das Princip des Ganzen ist, an der Spitze; alles Folgende bewähre sie; und wenn sie rechter Art ist, so wird das Anfangsprincip auch das Endresultat seyn. Ganz anders bey historischen Darstellungen, wo wir nicht eine subjective Ansicht, sondern eine objective Anschauung fodern. Hier soll der Leser ganz unbefangen zur Betrachtung des Objects, des Gegebenen, hinzutreten, und der Darsteller soll ihm nicht im Voraus den Blick trüben, oder ihn bestimmen wollen, mit welchem Auge er das Ganze sehen solle, oder nicht. Alle historische Darstellung ist Enthüllung lebendiger Erscheinungen aus lebendigen Ideen; aber die Geschichte soll weder im Ganzen, noch im Einzelnen, auf philosophische Weise aus Ideen *construirt* werden. Den Historiker erfülle die Idee, die er durchdrungen; aber er spreche sie nicht als ein theoretisches Princip aus, sondern lasse sie aus seiner Darstellung gerade so hervortreten, wie sie im Leben in der Erscheinung hervortrat. Hat er recht und gut, nach dem Leben, dargestellt: so muss endlich das Resultat von selbst sich ergeben, und der verständige Leser wird die Idee finden. — In gegenwärtigem Falle scheint überdiess das Hinstellen des Resultats an die Spitze des Werks gar sophistisch und listig. Man möchte glauben, der Vf. habe, wohl fürchtend, dass man schwerlich ihm in seiner Darstellung selbst beystimmen werde, eben darum gleich mit einem imponirenden Machtspruch zwingen wollen, dass man durchaus nur aus *seinem* Standpuncte das Leben ansehe, das er abbildet. Diese Methode achten wir denn billig keineswegs empfehlungswürdig.

Weil nun aber dieser Gedanke, den der Vf. als ein sehr glückliches Aperçu anzusehen scheint, einmal da steht: so ist nur die Frage: ob er wahr sey. Rec. leugnet es. Selbst abgesehen von seiner Beziehung auf *J. M.*, ist er schon an sich weder logisch noch historisch wahr. Die grossen Männer werden zwar *geboren*, aber nicht als Männer; das Talent, das Genie ist eine gute Gabe, ihre Bildung und Vollendung, wodurch der Plan erst ausgeführt wird, fällt der Freyheit anheim.

Was an sich unwahr ist, kann auch in Beziehung nicht wahr seyn. Jener Gedanke ist ein Einfall des Hn. *v. W.*, nicht ein Princip oder Resultat der Darstellung *J. M's.* Zwar meint er, dass selbst in der Anlage, im Talent von Natur *M.* nicht zum grossen Mann geschaffen gewesen, weil seine Einbildungskraft und sein Verstand nicht seinem Gemüth entsprochen. Diese Disharmonie aber hat Hr. *v. W.* im Werke selbst keineswegs darzuthun vermocht, so sehr er sichs angelegen seyn liess; denn absprechen ist nicht beweisen. Wir sind gar nicht geneigt, mit ihm darüber zu streiten, ob und in wiefern *J. M.* ein grosser Mann gewesen; der Begriff ist zu relativ. Die besten unserer Nation haben *J. M.* einmüthig für einen der Ersten unserer Zeit erkannt; und das ist genug. Und gehört zur Grösse eine Virtuosität in irgend einem Zweige des Lebens, und, damit wir strenger bezeichnen, ein durch ungemeine Tugenden und Kräfte ausgezeichnetes Leben, das sich auch äusserlich durch die That bewährt: so ist wahrlich der Plan zu einem grossen Manne in *J. M.* nicht unausgeführt geblieben.

Nach diesem ersten Irrthum spricht der Vf. ein goldenes Wort aus, von dem wir nur wünschten, dass es, wenn einmal ein Resultat voranstehen sollte, recht umfassend in dem Werke ausgebildet wäre. „Sein Gemüth war überschwenglich, und in seinem Herzen war sein Genie!“ Zwar wird der reine Eindruck dieses Ausspruchs durch das gleich Nachfolgende wieder getrübt; aber seine Wahrheit leuchtet dem, der *J. M.* kannte, sicher ein. Die Genialität des Herzens aber steht dem Beruf zum Historiker gewiss nicht entgegen, weil es undenkbar und unerhört ist, dass zu einem so ausgezeichneten Gemüth, das ja wahrhaft nicht blosse sogenannte Herzensgüte ist, sich ein gemeiner Verstand und eine kalte Einbildungskraft gesellen könne. Wohl vereinbar ist damit jene allzu leichte Beweglichkeit des Gemüths, von der wir oben geredet haben, und die dem Historiker allerdings gefährlich ist. Daher kam es, dass *J. M.* etwas, was dem ächten Historiker unentbehrlich ist, entbehrte: *den Geist ächter Kritik*, die sich nicht bloss in der Erforschung des Einzelnen, sondern im ganzen Wesen der Geschichte darstellt, und sich nicht bloss auf das Studium der Quellen, und die Erforschung der Facten, sondern auf die Durchdringung des innersten Lebens des Historischen bezieht. Diese höhere Kritik, die sich zu der niederen gesellen muss, ist nicht blosser Scharfsinn, den *M.* oft auf glänzende Weise zeigte: sie ist die Durchdringung des innersten Geistes der Erscheinung, die bloss als solche den Blick nicht befangen darf. Aber die Genialität seines Herzens erhielt in *M.* die stets offene Empfänglichkeit für alles Ächt-Menschliche; das Schöne zog ihn mächtig an, das Schlechte und Häsliche stiess seine reizbare Seele, wo er es durchdrang, entschieden zurück. Diess zu finden, leitete ihn ein ursprünglicher und ausgebildeter Takt, ein oft vielleicht dunkles Bewusstseyn; aber er war wenigstens fähig, abzubilden, was so mächtig seine Seele bewegte. — Seine Phanta-

sie war nicht so arm, wie Hr. *v. W.* anzunehmen scheint; sie war regsam, offen, lebendig, aber freylich mehr unstät und anregbar, als beharrlich und aus sich selbst anregend, oft nur ahndend, wo Klarheit nothwendig war. Wenn Hr. *v. W.* meint, sie sey seinem Gemüth nicht gewachsen gewesen: so finden wir sie diesem vielmehr ganz entsprechend, ja beide in seinem Wesen harmonisch, beide sich gegenseitig anregend, bestimmend. Denn jene Lebhaftigkeit, mit der er, was ihn anzog, ergriff, war eben sowohl in seiner Phantasie, als in seinem Gemüth gegründet, und jener Enthusiasmus, dessen er so fähig war, ist überhaupt nicht ohne Lebendigkeit der Einbildungskraft.

Daher konnt' er sich gar wohl auch zum *Ideal* erheben, so entscheidend auch der Vf. ihm diess abspricht. Schon als aufstrebenden Knaben, mehr noch als feurigen Jüngling, erfüllte ihn die Idee seines Berufs in all ihrer Herrlichkeit, und sein ganzes Leben hindurch ist die Sehnsucht und das Bemühen, sein grosses Ziel zu erreichen, in ihm nie erkaltet. Und nichts Gemeines war, was er wollte. Die Idee einer vollendeten Geschichte, und des wahrhaften Historikers, war sie nicht das hohe Ideal, das sein Leben fort und fort begleitete? Ja, dieses Ideal ging recht aus der Mitte seines Bewusstseyns, aus dem innersten Gefühl seines grossen Bewusstseyns hervor, und dass es nicht metaphysisch construirt war, nicht über die Grenzen des Seyns hinausging, das rühmen wir an ihm, dem Historiker, der auf das Wirkliche gerichtet seyn soll. Eben die historische Tendenz seines Lebens, frühes Studium, zeitige Versuche in Forschung und Darstellung gaben dem Jüngling schon eine Sicherheit seines Strebens, das über die geträumten Ideale des Jünglingsalters zu realeren Ansichten sich erhob, ohne darum das Ideal zu verlieren. Auch sein Vaterland und dessen Flor, die politischen Verhältnisse der Staaten sah er schon früh aus einem historischen Gesichtspuncte an; und wenn man eben darum ihn des Ideals unfähig achtet: so ist gerade *das* an ihm zu rühmen, dass in ihm auch dieses dem Wesen seines Berufs entsprach.

So können wir dem Vf. auch darin nicht beystimmen, dass *J. M.* zur Abstraction sich nicht erheben gekonnt. An sich ist die Abstraction keineswegs das höchste Organ für die Wissenschaft, noch minder für die Kunst; sie ist weit mehr für die Theorie, als für die Wissenschaft selbst, die mehr ist, als Theorie; das Lebendige und das wahre Seyn der Dinge durchdringt sie nicht, sondern bleibt immer nur in der Sphäre der Einzelnheiten, die eine höhere Kraft erst als organische Glieder des Ganzen im Ganzen anschaut. Wollten wir in dieser Beziehung etwas an *J. M.* ausstellen: so wäre es vielmehr das, dass er vor zu vieler Abstraction und Reflexion oft nicht zur reinen Anschauung gelangte. Sonst aber war er nie blos an die Erscheinung gebunden, sondern suchte das innere Leben derselben, ihre Idee; und dass ihm diese nicht überall entgangen, zeigt seine Darstellung.

Seinen Verstand erkennt Hr. *v. W.* zwar über das Gewöhnliche erhaben, aber ihn nicht dem Gemüth gewachsen. Uns scheint das Wahre daran das zu seyn, dass er, bey der allzu leichten Beweglichkeit seines Gemüths und seiner Phantasie, durch seine empfindliche Reizbarkeit oft der ruhigen Betrachtung und Beobachtung, der strengen Wahrnehmung entzogen ward, und so allerdings bisweilen vom Schein der Dinge sich blenden liess. Der erste Eindruck eines Gegenstandes war denn auch oft bleibend, und hinderte ihn, klar zu sehen. Wo er aber ruhig zu forschen vermochte, da zeigte sich sein klarer und eindringender Verstand. Auch ist nicht zu verkennen, dass, wie überhaupt oft die erste, ursprüngliche Ansicht die richtigste und wahrste ist, und das Gefühl auch in der Historie, wie im Leben, oft sicherer entscheidet als der Verstand, die erste, oft nur ahndende Ansicht, die sein Gemüth sich von einem Object gewann, nachher durch besonnenere Erwägung bestätigt ward, und der Verstand auch da wirksam war, wo er minder thätig schien. Sehen wir überdiess, wie feinsinnig er oft das Rechte und Wahre ergriff, wie geschickt er zerstreute Data zu combiniren verstand — die eine Seite der Combinationsgabe ist aber unmittelbar an den Verstand gebunden —, wie er Einzelnes in seine rechte Beziehung zum Ganzen zu setzen wusste, wie sicher oft sein Urtheil, wie klar seine Begriffe von den Gegenständen waren: so erscheint auch *sein Verstand* sehr ausgezeichnet. Wollten wir dazu noch an sein praktisches, an sein Geschäfts-Leben erinnern: so könnte nicht verkannt werden, welchen ungemeinen Verstand er auch da oft bewährte. Sein Buch über den *Fürstenbund* darf wohl auch wenigstens ein sehr verständiges Werk mit allem Recht heissen. Ferner das glückliche Auffinden der Quellen, ihre Erforschung und Benutzung, und was auch Hr. *v. W.* S. 123 anerkennt, das richtige Messen ihres Werthes, der Vortheil, den er aus allem zog, was sich darbot, auch selbst der ganze grosse Apparat von Gelehrsamkeit, den er sich erwarb, legen sie nicht ein untrügliches Zeugniss von seinem seltenen Verstande ab? Endlich der helle Blick, mit dem er aus Vergangenheit und Gegenwart in die Zukunft sah, und diese ausdeutete; seine schwüle Ahndung des Falls der Staaten in den genfer Unruhen; seine Bewegung und Unruhe beym americanischen Kriege und Josephs II Unternehmungen — (wovon der Vf. S. 92. 94. 95 redet); nicht minder seine fast mehr als ahndende Voraussicht dessen, was Frankreich drohe, und was als unheilverkündende Schicksalsvögel die französischen Encyklopädisten unbewusst andeuteten, und was wir dann mit eigenen Augen gesehen; seine wahrhaft historische Ansicht von der beginnenden französischen Revolution, die weit minder, als bey Anderen, auch klugen Männern, den Blick ihm trüben und seine Ansicht verwirren konnte; und wenn wir noch etwas, was zu seiner Zeit am meisten befremdete, herausheben wollten — seine Vertheidigung des Papstthums, die er als Historiker und Politiker weit mehr, denn als Freund des edlen Kurfürsten von Maynz, übernahm: ist das nicht alles redender Beweis eines glänzenden Verstandes? —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER, 1811.

LITERATURGESCHICHTE.

Beschluss der Recension der
Schriften von Heeren und Woltmann über Johann von Müller.

Ob wahr sey, was Hr. *v. W.* ferner vorbereitend aufstellt, dass von Kunst und Wissenschaft in *J. M.* stets nur eine dunkle Ahndung obgewaltet, wagt Rec. nicht zu entscheiden. Das Wesen der historischen Wissenschaft war ihm gewiss klar, von ihm tief und lebendig ergriffen; und ihr treu durch sein ganzes Leben, hat er für dieselbe gewirkt und sie gefördert, wie Wenige. Tief erkannte er ihre hohe Bedeutung, ihren Umfang und ihre Grenzen, ihren ächten Gehalt, ihr Verhältniss zum Leben. Da nun offenbar die einzelne Wissenschaft nicht vollständig und in ihrer ganzen Bedeutung durchdrungen werden kann, wenn nicht die Anschauung und der Geist der Totalität der Wissenschaft ergründet, und sie in ihrer höchsten Idee in der Seele aufgegangen ist; *M.* aber seine Wissenschaft in so seltener und eigenthümlicher Vollendung darstellte: so möchte man wohl annehmen, dass er auch von Wissenschaft überhaupt mehr als eine dunkle Ahndung gehabt habe. Am wenigsten war ihm vielleicht das Verhältniss zwischen Philosophie und Geschichte klar in der Theorie, wie er denn öfter *Metaphysik* und *Geschichte* fast feindlich einander entgegenstellt, und alles Speculative und Philosophische überhaupt *metaphysisch* nennt. So wie aber das Genie auch darin sich zeigt, dass es unmittelbar in der Sphäre seines Berufs das Gesetz für das Verhältniss desselben zu anderen Zweigen des Lebens findet und gleichsam durch einen fast wundersamen Takt befolgt, ohne eben theoretisch darüber mit sich im Klaren zu seyn: so hat auch *J. M.* die Geschichte gebildet, und durch sie die Wissenschaft gefördert, ohne theoretisch sich Rechenschaft von allen ihren Beziehungen geben zu können.

Von dem, was der Vf. über *M's.* Körperbau sagt, und wie auch dieser seine geistige Individualität, nach der Ansicht des Hn. *v. W.*, ausgedrückt habe, was ziemlich scharfsinnig, aber auch fast seltsam dargestellt ist, finden wir keinen Beruf zu sprechen. Bey dem Obigen aber wollten wir länger verweilen, weil diess die Grundlage der ganzen Darstellung ist.

Was das Einzelne betrifft: so mögen wir uns am wenigsten bey der Charakterentwickelung *J. M's.* aufhalten. Über die Verwegenheit derselben haben wir genug gesagt. Wie der Mangel an Frauenliebe eine Hauptseite seiner Wissenschaft verhüllt habe, hat Hr. *v. W.* mit Scharfsinn, und nicht ohne Wahrheit dargethan. Weitläuftig ist von seiner Freundschaft zu *Bonstetten*, und dem Geist seiner Freundschaft überhaupt von S. 11 — 50 geredet. Über die innern Bedingungen der Bildung *M's.* wird von S. 100 — 110 viel Wahres bemerkt; Vieles aber auch, was wir hier nicht weiter bestreiten mögen, zum Theil auch schon in dem Obigen berücksichtigt haben.

Wohler ward Rec., als er endlich bis S. 112 vorgedrungen war, und von da an begleitete er den Vf. gern bey seinen Erörterungen. Der unverkennbare Scharfsinn, der sich auch in dem ersten Theile des Werks zeigt, ist schneidend in seiner Schärfe; hier wieder, bey aller Strenge, die wir nicht hassen, wahrer, erfreulicher. Hier erst beginnen auch die eigentlichen Ansichten von *Historie* und *Politik*, mit Beziehung auf *J. M.* entwickelt. Über *Notiz*, Datum und Factum, Thatsache, Begebenheit, Ereigniss, — das Wesen derselben und ihr Verhältniss unter einander, gute Bemerkungen! *M's.* Sammler- und Forschungs-Eifer, Fleiss und Gelehrsamkeit werden gerühmt; auch sein frommer historischer Sinn, im Gegensatz gegen den historischen Aberglauben, und im Verhältniss zur Kritik, ist nicht unbemerkt gelassen. Gern zeichnen wir auch die Erörterungen über das Verhältniss der *Metaphysik* zur *Geschichte* (S. 129 f.) aus, wiewohl manches Einzelne irrig erscheinen mag, dessen Untersuchung uns zu weit führen würde. Wahr ist das gute Wort über die philosophische Bildung der antiken Historiker, und die Nothwendigkeit und das Bedürfniss derselben für den neuen (S. 136). Wahr ferner, was über den Einfluss des philosophischen Geistes auf die Verbindung des Einzelnen zu einem Ganzen, und wie ohne ihn ein Nebel auf der Darstellung liege; was über das natürlich-metaphysische Genie, und die unerlässliche Nothwendigkeit des Studiums; nicht unwahr auch, was von *M's.* dunklem Hass der Metaphysik gesagt wird. Jenes besonders sind goldne Worte zu rechter Zeit, weil wir von der gefährlichen Verirrung der deutschen Jugend in die Gebiete leerer und fruchtloser Speculation, und von der, in Kraft derselben, geschmiedeten sinnlosen Constructionen des Historischen, schon einen eben so verwerflichen Übergang zur Verschmähung aller Philosophie und aller philosophischen Bildung eintreten sehen. Schon möchte man manchen jungen Historiker erinnern, erst sich selbst und seinen Geist philosophisch zu bilden, ehe er es wagt, den Geist der Zeiten und Völker, den nur der freye Geist durchdringt, darzustellen! — Über eine Gesetzgebung für Geschichtforschung und Geschichtschreibung (von S. 147) gute Ansichten. Das Wesen der historischen Kunst ist in seinen Zügen angedeutet, die Begren-

zung und der Mittelpunct der Darſtellung ſinnvoll erörtert; minder klar und durchdringend, was von der Einheit des Standpuncts für den, der darſtellt, und den, der aufnimmt, gelehrt wird. Am wenigſten können wir dem beyſtimmen, daſs der Mangel an Notizen ſo bedeutenden Antheil an dem Mangel an groſsen Hiſtorikern habe. Der Grund davon liegt, wie der Vf. ſelbſt nicht verkennt, gewiſs tiefer. Vortrefflich wird ferner entwickelt, wie bey der Geſchichtſchreibung der ganze Menſch vonnöthen iſt, wie ſie ſchlechthin nicht ohne Genie möglich ſey. Überhaupt iſt auf die Geſchichtſchreibung groſse und eindringende Aufmerkſamkeit gewendet, und man darf, wenn man auch nicht in Alles einſtimmen kann, doch die Wahrheit dieſer Erörterungen im Allgemeinen nicht verkennen.

Scharfſinnig iſt die Vergleichung der Darſtellung *J. M's.* und der des *Tacitus*, und wenn auch *M.* hier etwas in Schatten geſtellt wird: ſo nimmt man doch an der ganzen Unterſuchung gern Theil. Auch iſt der Vf. hier am treueſten und gründlichſten; die einzelnen Bemerkungen werden durch beſondere Beyſpiele belegt. Wie *Tacitus* ſein Werk beginnt, wie *M.*; wie tiefbedeutender bey Jenem der Anfang erſcheint, als bey dieſem; wie dort kein Wort müſsig, zufällig, alles wohlerwogen, nothwendig, wie hier gerade ein weſentlicher Geſichtspunct ganz mangele, — das hat der Vf. gründlich zu zeigen verſucht, und es iſt wenigſtens nicht ganz miſslungen. Auch hat er ſehr einleuchtend dargethan, wie z. B. *Tacitus* Gemälde von Judäa *M's.* Beſchreibung des berner Oberlandes übertreffe. — Tief aus dem Weſen der hiſtoriſchen Darſtellung ſind die ſchätzbaren Bemerkungen über *Schlachtgemälde* in der Geſchichte geſchöpft (S. 194), und was über die Beſchreibung des Locals geſagt wird, iſt unbeſtreitbar. Einfach und ſinnvoll iſt denn auch die Anwendung auf *J. M's.* Schilderungen. Die Analyſirung der von *M.* beſchriebenen Schlachten von *Sempach*, *Morgarten*, *Laupen* (die als eine ganz beſonders gelungene Darſtellung ausgezeichnet wird), der drey Schlachten Karls des Kühnen, und der bey *Murten*, gehört unſtreitig ſelbſt zu den gelungenſten Parthieen des Buchs, und es leitete dabey eine klare Idee. — Von S. 221 an iſt die Rede von *M's.* Vermögen zu hiſtoriſcher Menſchen-Darſtellung, das der Vf., wie ſich nach ſeinen früheren Erörterungen wohl erwarten lieſs, nicht ausgezeichnet findet. Daſs er, ſchon als *Schweizer*, wegen dieſer Nationalität in ſolcher Hinſicht nichts Vorzügliches vermochte, iſt wohl nicht ſtreng zu urgiren. Was aber über Charakteriſtiken überhaupt, über ihren Platz in der Geſchichte, und über das Verhältniſs der ältern und neuern Hiſtoriker in dieſer Hinſicht mit guten Gründen behauptet wird, dem wird man um ſo mehr, auch in Beziehung auf *J. M.*, beyzuſtimmen geneigt, da der Vf. nicht unterlaſſen hat, durch eine ſtrenge Entwickelung der von *M.* gelieferten Charakteriſtiken *Ludwigs* XI und *Karls* des Kühnen ſeine Anſichten zu bewähren.

Abſprechender erſcheint der Vf. wieder von S. 265 an, wo von *M's.* Sprache die Rede iſt. Unſere obigen Erörterungen ſtimmen zum Theil zwar mit den hier mitgetheilten überein, nur daſs wir *M.* nicht alles Verdienſt auch in dieſer Hinſicht abſprechen können. Was über Excerpiren, und, bey der Darſtellung, über Citiren der Quellen bemerkt wird, zeigt oft von einem feinen Blick. Gleichwohl müſſen wir dem Weſen der neuern Geſchichtſchreibung gemäſs achten, auch beym Einzelnen die Quellen zu citiren, wiewohl vielleicht auch zweckmäſsig einem geſchloſſenen hiſtoriſchen Werke ein gelehrter Apparat, für die, die ihn ſuchen und brauchen, beygefügt werden mag. Daſs *M.* durch zu viele, oft völlig müſsige und unnöthige Citate den reinen Eindruck der Darſtellung ſtört, iſt nicht zu verkennen. Von S. 283 — 287 hat der Vf. nach „vielfachem Tadel" ſein Lob zuſammengedrängt. Dieſs iſt denn freylich vielfach modificirt, eingeſchränkt und bedingt.

Müller als Politiker wird von S. 288 dargeſtellt. Wir enthalten uns hiebey, ins Einzelne zu gehen, zumal der Vf. dabey ſelbſt flüchtiger iſt. Das Reſultat iſt, daſs er auch darin nie mit ſich einig, nie aufs Reine gekommen, wogegen denn doch zu bemerken iſt, daſs er nie ohne feſte Geſichtspuncte für die Weltbegebenheiten geweſen, und ſelbſt in einer viel verworrenen Zeit, den leitenden Faden durch das Labyrinth nur auf Momente verloren hat.

Endlich gedenkt der Vf. noch der verhängniſsvollen letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Berlin. Wir können nicht ohne Wehmuth darauf zurückblicken, und ſchweigen davon. Verkennung hat ihm dort ſeine Tage getrübt, und es iſt nachher nie wieder ganz Friede in ſeiner Seele geworden. Man verdamme nicht den Edeln, ehe man ihn ganz durchſchaute. Man hat bitter die Umwandlung ſeiner Anſichten nach dem Einrücken der Franzoſen in Berlin getadelt. Auch dieſe Umwandlung war nicht unmotivirt, und nicht ſo ganz Verwandlung. Hr. *v. W.*, der um dieſe Zeit ihn öfter ſah, verantworte vor ſich ſelbſt die Strenge, mit der er ihn richtet. Rec. aber glaubt hier ſeine Scheu, etwas von den vertrauteren Mittheilungen *J. M's.* öffentlich bekannt zu machen, überwinden zu müſſen, und giebt, in Beziehung auf den letzten Theil des Werkes von Hn. *v. W.*, folgendes Bruchſtück eines von *M.* im May 1807 an ihn gerichteten Briefes.

„Ich hatte nicht im Wahn preuſſiſcher Siege gelebt; nicht das trübte ſo meinen Blick. Aber mehr erwartete ich doch von den Deutſchen, liebte den zuerſt gefallenen Helden als Freund, und trauerte um den ſo ſchnellen Beweis, daſs der groſse König wirklich ſo früh, und ſo durchaus, wie einer der plutarchiſchen Helden, aufgehört habe. Nicht, ja nicht, als hätt' ich univerſalhiſtoriſch verzweifelt: Ich fühle, ich ſehe, daſs der Übergang nothwendig iſt: unſere geiſtloſen Formen, unſere Täuſchungen muſsten aufhören, und eine Ordnung der Dinge, welche entwickelnder und alſo gröſser, ſchöner, genuſsreicher werde, iſt, ohngeachtet alles widrigen Scheins, mir ſehr wahrſcheinlich. Ich beruhige mich in dem oberſten Genius, der ſeit Jahrhunderten mehr der Mittel als je zuvor bereitet hat, auf daſs die Menſchheit nie wieder allenthalben von dem erreichten Grad ihrer Bildung zurückſinken könne. Man muſs nur ſich zuſammennehmen und empor halten, ſich ermuntern, die Geiſtesgegenwart nicht zu verlieren, und die Liebe des Guten und Schönen wie ein heiliges Feuer, durch eine Schaar von Liebenden umgeben, vor den Stürmen bewahren u. ſ. w."

Als Beylage hat Hr. *v. W.* ſeinem Werk 12 Briefe von *J. M.* an ihn zugegeben, ein ſchönes Zeugniſs von der Innigkeit, mit welcher *J. M.* Jahrelang den Hn. *v. W.* behandelt hat.

Wir aber wünſchen, daſs dieſe Blätter beytragen

mögen, unbefangener unseren *J. M.* zu würdigen, und sein Andenken unter uns in Ehren und in Segen zu erhalten.

K
L.

Sulzbach, b. Seidel: *Lobschrift auf Johann von Müller den Geschichtschreiber.* Gelesen in der kön. Akad. der Wissenschaften zu München von *Friedrich Roth*, D., kön. baierschem Oberfinanzrathe und Mitgliede der Akademie. 1811. 46 S. 8.

Erfreulich ist der Anblick, dass zu einer Zeit, wo mehrere zum Theil bedeutende Stimmen sich gegen den Werth der historischen Werke des verewigten *Johann von Müller* erheben und ihre Sprache durch Beweise aus seinen Schriften stützen, doch immer eine Mehrzahl sich findet, welche, der in früherer Zeit tief eingeprägten Vorliebe und dem hinterlassenen Eindrucke folgend, zwar in der *allgemeinen Geschichte* das Unvollständige des Quellenstudiums zugestehet, bey dem Hauptwerke desselben, *der Geschichte der Eidgenossenschaft*, eine durch zu sehr entfaltetes Detail erwachsene Ermüdung, eine überkünstelte Originalität der Sprache, einigermassen zuzugeben sich genöthigt sieht, aber dieser Vorwürfe ungeachtet dem angefochtenen Manne den Lorbeer als originellem deutschem Geschichtschreiber darreicht, und ihn unmittelbar an die Muster des griechischen und römischen Alterthums zu reihen sucht. Ein eigenes bisher nicht hinlänglich abgewogenes Verdienst muss daher in seinen Schriften liegen, welches die allgemeine Vorliebe der Vorwürfe ungeachtet festzuhalten weiss.

Dieses Verdienst entwickelt nach Rec. Gefühl meisterhaft mit Wärme und tiefem Blicke der Vf. dieser Schrift. Als Lobschrift hat er sie bey der kön. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, dafür, erklärt sie auch der Titel des gedruckten Aufsatzes; nicht das kritische Kunsturtheil soll der Aufsatz über die Werke des edeln Schweizers sprechen, diess behält sich die Nachwelt vor; des Mannes Trefflichkeit soll er schildern, nach einzelnen unverkennbaren Vorzügen und nach den Verhältnissen der Zeit, in welchen er lebte, „dem es zu besonderem Ruhme gereichen muss, dass er in solcher Zeit ein solcher Mann geworden ist.“ Nie befand er sich in einer unabhängigen Lage; schon war er zu Ehren gekommen, und doch musste er häufig seinen Unterhalt erst noch suchen, ihm einen bedeutenden Theil seiner Zeit aufopfern; Geschäften musste er sich widmen, welche seinem Geiste ihrer Natur nach oft fremd, oft widerstrebend waren; fünfmal änderte sich innerhalb 30 Jahren bey ihm gänzlich Wohnort und Lage. Und doch blieb sein ächter Beruf: „das grosse Amt des Geschichtschreibers,“ gleich unverrückt dem Jünglinge und dem Manne; es blieb ihm fest das Streben nach Wahrheit und der Muth bey den abwechselnden Lagen, das zu sagen, was er als Wahrheit aufgefunden zu haben glaubte, den Zeitgenossen aus den Geschichten der Voreltern Winke zur Erhaltung oder Wiederherstellung der alten Würde zu geben. Nicht bloss Fleiss und Scharfsinn, die unerlässlichen Gehülfen des Geschichtsforschers, waren sein Eigenthum, „sondern zugleich der Muth, um bis in die Enden des Wissens einzudringen, dahin öfters unbetretene Wege zu versuchen; des Muthes Schwester, die Beharrlichkeit, bey unerwarteter Schwierigkeit und nach oft unbelohnter Bemühung; die Mässigung, die, immer den Zweck vorhaltend, weise beschränkt und vor reizenden Ausschweifungen bewahrt; die Überlegung, welche das Wesentliche nicht nur bezeichnet, sondern es aufsuchen und entdecken lehrt; ja die Gerechtigkeit, die Hass und Vorliebe entfernt, die Wahrheit allein ehrt, und die Aufmerksamkeit auf alles nach dem rechten Masse vertheilt.“ So entwirft mit Wahrheit, Gefühl und Wärme Hr. *R.* im Allgemeinen *Müllers* Vorzüge. Dass er berechtigt ist, ein Urtheil zu fällen, beweiset schon diese ausgehobene Stelle; sie nebst der Menge einzelner in den Vortrag verwebter Züge, welche wir hier nur andeuten können, bezeugen den eifrigen Leser des gelobten Mannes, eigenes Eindringen in das Wesen der Geschichte, und einen körnigen gedrängten Stil, welcher zuweilen dem tief versteckten Ausdrucke *Müllers* sich nähert. Er vertheidigt diese Schreibart des Schweizers, weil das Vermögen unserer Muttersprache, theils durch Wiederherstellung alter, theils durch Bildung neuer Worte, theils durch mannichfaltig neue Wortfügung vermehrt worden ist. „Rasch, gedrängt, volltönig, tief, ist seine, meist den Römern nachgebildete Wortfügung; und verletzt nicht das ursprüngliche Recht der deutschen Sprache, tritt nur kühn dem Herkommen entgegen u. s. w.“ Ob man dem ursprünglichen Herkommen einer Sprache ungestraft entgegen arbeiten dürfe, ob nicht der Versuch, lateinische Wortfügung unserer Sprache aufzudrängen, *Müllers* Schriften schwerer geniessbar macht, auch von ihm selbst nur in der Schweizergeschichte, vielleicht zu seinem eigenen Schaden, angewendet wurde, ob nicht eine Spielart von gesuchter Originalität im Hintergrunde liege, wird Hr. *R.* mit manchem Leser *Müllers* auszukämpfen haben. Doch er entledigt sich dieses Kampfs durch die Äusserung S. 41: „Unberührt bleibt, was an *J. M.* getadelt werden mag, weil nicht eine Prüfung seiner Schriften beabsichtigt wurde, sondern frohes Andenken an sein vielfaches Verdienst.“ Welcher Leser wird nicht mit ihm übereinstimmen, wenn er auch die Herrlichkeit des Mittelalters nicht anerkennen sollte, welches gewiss *J. M.* in ungleich glänzenderem Lichte hingemalet hat, als es der leidenden Menschheit jenes Zeitalters scheinen konnte.

Doch zur Parteylichkeit lässt sich der Bewunderer von *Müllers* Verdiensten nicht verleiten, sein Scharfblick sieht und seine Lobrede spricht schonend aus das Fehlerhafte, welches die Nachwelt an der Geschichte der Eidgenossenschaft schwerlich verkennen wird: den Mangel hinlänglicher Einheit; die überschwengliche Häufung der Noten, von welchen die gehaltvolleren in den Text verarbeitet werden, viele der übrigen aber dem Werke unbeschadet wegbleiben konnten. „Der Gleichgültigkeit entgehend, ist er manchmal zu allzugrosser Theilnahme hingerissen. — Sein Vortrag wechselt nicht genug, und schwebt zuweilen höher, als er sollte; nähert sich zu sehr dem

Dichterischen dadurch, dass er, rein darstellend, Sagen in einer Reihe mit dem Wahren, und ohne sie als Sagen zu bezeichnen, vorbringt. Endlich ist die Sprache nicht ganz edel, manchmal üppig, anderswo steif, herb, schroll und sogar finster." Diese sehr gegründeten, den unbestochenen Blick des Vfs. bezeugenden Bemerkungen treffen aber vorzüglich nur den Vortrag der Schweizergeschichte, wo er, um grösseren Eindruck zu bewirken, öfters absichtlich erkünstelt ist. *Müllers* übrige Schriften, seine Briefe sprechen in einem ungleich natürlicheren einladenden Tone; wenige Leser erkennen in dem weitabweichenden blühenden Stile den *Johann von Müller* als Verfasser sehr vieler Recensionen von wichtigen historischen Werken in der Jenaischen Allgemeinen Literat.-Zeitung. — Wenige Verehrer von *Müllers* Vorzügen werden diese Lobschrift ungelesen lassen; durch kritische Hinweisungen auf das Empfehlungswürdige und durch leises Bezeichnen des Tadelhaften leistet sie mehr, als der Titel verspricht. Vd. Hg.

Nach dieser weitläuftigen Beurtheilung der Hauptschriften, welche *Joh. Müllers* Andenken geweiht sind, wird von folgenden theils bekannteren, theils kleineren, eine kurze Anzeige genügen:

1) Leipzig, b. Göschen: *Johannes Müller* oder *Plan im Leben nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung.* Drey Reden von D. *Karl Morgenstern*, russisch-kaiserl. Hofrath, ord. Professor der Beredsamkeit u. s. w. an der kais. Universität zu Dorpat u. s. w. 1808. VI u. 122 S. gr. 8.

2) Marburg, in der akad. Buchh.: *Johann von Müller.* Eine Gedächtnissrede, gehalten im grossen Univers.-Hörsale d. 14 Jun. 1809 von D. *L. Wachler*, C. R. u. Prof. in Marburg. 1809. IV u. 70 S. 8.

3) Marburg, b. Krieger: *Rede zur Gedächtnissfeyer Johann von Müller's*, gehalten am 14 Jun. 1809 im grossen Auditorium zu Marburg von *C. Rommel*, Prof. zu Marburg. 1809. 23 S. 8. (3 gr.)

4) Halle, in d. Waisenhausbuchh.: *Memoria Joannis Mülleri*, V. C., Pot. Guestphaliae Regis in re publ. gerenda consiliarii, et institutionis publicae supremi directoris. Academiae Fridericianae Halensis auctoritate scripsit *Christ. Godof. Schütz*, Hist. liter. et eloquent. Prof. 1809. 32 S. 4. (8 gr.)

5) Göttingen, b. Dieterich: *Memoria Joannis de Müller*, viri summi, in consessu Societ. reg. scient. Gotting. inter desideria lugentium celebrata. Interprete *Chr. G. Heyne*. D. x Junii 1809. 12 S. 4.

Die Reden des Hn. Hofr. *Morgenstern* (No. 1) wurden noch bey *Müllers* Lebzeiten gehalten. Dorpats studirenden Jünglingen an dem grossen Mann ein Muster der Nachahmung aufzustellen, ist ihr würdiger Zweck, welcher durch geschickte Aushebung der Hauptmomente aus dessen Leben, durch eingewebte fruchtbare Betrachtungen, sowie durch den warmen eindringenden, nur zuweilen etwas affectirten, Vortrag glücklich erreicht worden ist. Die *erste* Rede enthält solche Züge zu *Müllers* Charakteristik, welche sein siegreiches Streben der Verknüpfung des Mannichfaltigsten zur Einheit Eines Lebenszwecks offenbaren. Man kann Alles, was man ernstlich will! Diess war sein Wahlspruch, den er schon als Jüngling im Leben befolgte, und mit welchem er als Mann und als Geschichtschreiber den Grundsatz vereinte, durch die Erfahrung der vergangenen Zeit sich im Labyrinthe der Geschichte leiten zu lassen, für die europäische Freyheit zu leben, und für die Völker zu denken. — In der *zweyten* Rede wird, in Beziehung auf das Bücherlesen, das *Multa, non multum* empfohlen, und besonders über die Wahl und Benutzung der *classischen Schriftsteller* sehr gute, aus eigener Erfahrung abgezogene Bemerkungen gemacht. Diese Rede wünschen wir vorzüglich in die Hände junger Studirender, um sie vor Flachheit und Beschränktheit, welche oft sogar den Schein einer Polyhistorie annimmt, zu bewahren. Beiden Reden (denn die *dritte* gehört nicht zu dem Zweck dieser Anzeige) sind literarische und historische Bemerkungen beygefügt, von mannichfaltigem Interesse; darin auch S. 87 ff. zwey ungedruckte Briefe Schillers an Kant.

No. 2 stellt in einer wohlausgearbeiteten Declamation *J. M.* als Gelehrten, als Schriftsteller und als Menschen dar. Wer, ohne grössere Schriften gelesen zu haben, das Leben und die Hauptzüge des Verewigten kennen zu lernen wünscht, wird in dieser Rede Befriedigung finden. Angehängt ist die vom Minister *Simeon* an *J. M.* Grabe gehaltene französ. Rede, und *Mitscherlichs* schon bekannte (s. Intell. Bl. 1809. N. 45) Elegie.

No. 3, auch eine Rede, steht der eben genannten weit nach, sowohl im Umfange des Stoffes, als in der Darstellung. Man findet hier nichts als Gewöhnliches, und auch dieses nicht durch den Reiz der Darstellung gehoben.

No. 4 ist ein schönes Denkmal akademischer Beredsamkeit, wie man sie auch bey den heutigen Professoren derselben nicht eben oft anzutreffen pflegt. Der Inhalt ist zwar nur auf *Müllers* Verdienste als Geschichtschreiber beschränkt; Cicero's bekanntes Urtheil über die Erfodernisse eines Historikers (*de Orat.* II, 15) ist gleichsam der Text zu dieser *Memoria*. Aber die Diction ist gediegen, kräftig, volltönend; und gern übersieht man einige matte Übergänge, einige Wiederholungen der Gedanken, auch einige der Worte in denselben Perioden, wiewohl dem schönen Colorit dadurch Eintrag geschehen ist. Für uns haben die lateinischen Programme des Hn. S. vorzüglich ihrer ausgezeichneten Einkleidung und Darstellung halber, immer so grosses Interesse gehabt, dass wir bey dieser Veranlassung den Wunsch nicht zurückhalten können, der würdige Vf. möge sie bald selbst in eine vollständige Sammlung vereinigen.

No. 5 scheint ein extemporirter Vortrag in der göttinger Societät zu seyn. Nicht ohne Theilnahme vernimmt man den ehrwürdigen Greis, wie er sich der vielen Mitglieder der Societät sowohl, als der Universität, welche vor ihm dahin schieden, mit Wehmuth erinnert; gern glaubt man ihm, dass *J. M.*, wäre er nicht durch äussere Umstände behindert worden, auch für Göttingen weit mehr geleistet haben würde: aber man hört beym Lesen dieser frommen Betrachtungen nicht auf zu wünschen, dass doch der Vf. dem Ganzen, wenn er es auch nicht fruchtbarer und lehrreicher machen wollte, wenigstens mehr Haltung gegeben, und das zu nachlässig Gesprochene nicht mit derselben Nachlässigkeit und Incorrectheit dem Drucke überliefert haben möchte.

ß.

dass die Frist der Beendigung weit hinausgesteckt ist, dass der Vf. auf eine geraume Zeit Leben, Gesundheit, Lust und Muth behalten muss. Im widrigen Falle würde wohl ein Fortsetzer nicht schwer zu erkaufen seyn; aber wer steht uns dafür, dass er seinem Vorgänger genau nachtreten, nicht nach eigener Laune verengen oder erweitern würde? Dass übrigens, wenn Alles nach Wunsch gelingt, der Liebhaber der Geschichte noch unbefriedigt bleiben, und weite Lücken auszufüllen haben wird, geht schon aus unserer gedrängten Darlegung des Plans hervor. Was in der Geschichte dunkel heisst, bleibt ausgeschlossen. Keiner Sage, keiner Mythe soll erwähnt werden; also keines Blicks in die Urwelt, keines Glaubens, keines Anfangs von Religion. Grosse Nationen der Vorzeit, deren Geschichte nicht in ihrer Sprache überliefert worden, werden nur angeführt, in sofern sie den europäischen Eroberern zur Kunde kommen. Diese und andere damit verwandte Betrachtungen verhindern den Rec., der Unternehmung überzeugt hold zu seyn, und sich, so viel an ihm ist, dafür zu verwenden. Eine ganz andere Gestalt gewinnt die Sache, wenn man den Hauptplan ausser Acht lässt, und die Arbeit vom ersten bis zum zehnten Bändchen als einen blossen Auszug aus *Mitford* ansieht. Denn das ist sie, nichts mehr als das. Rec. hat das erste Bändchen ganz, und aus den folgenden verschiedene interessante Capitel durchgelesen, um die Schreibart und den Zusammenhang der erzählten Begebenheiten zu beobachten. Der Auszug liest sich wie ein Original. Zwang und Verlegenheit in der Verbindung der verschiedenartigen Stoffe werden nicht sichtbar. Immer wird bloss erzählt oder berichtet; auf historische Kritik, auf Beweise des Behaupteten, auf Anführung der alten Schriftsteller lässt sich der Abkürzer wenig ein. *Mitford's* Werk ist selbst dem gelehrten Kenner der griechischen Geschichte höchst wichtig wegen der genaueren kritischen Untersuchungen und Abhörung mehrerer Meinungen; zumal im Deutschen, wo man *Eichstädts* Zusätze dabey benutzen kann. Seinem Zwecke gemäss, hat der Abkürzer alles Umständliche weggelassen, und ohne weiteren Fingerzeig die Verbesserungen des deutschen Bearbeiters in den Text aufgenommen, wann sie rein historisch sind. Zuweilen fügt er eine unbedeutende Anmerkung hinzu, z. B. dass Castor und Pollux die Zwillinge im Thierkreise vorstellen. Was er für eine Ausgabe des Originals vor Augen gehabt habe, wissen wir nicht. Nach einer Anmerkung zu urtheilen, die er über die Eichel macht, die, wie bekannt, das erste Nahrungsmittel der uncultivirten Griechen abgegeben haben soll, muss ihm eine verstümmelte Ausgabe zu Theil geworden seyn. In der unserigen (*third edition*, London, 1795) findet sich unter dem Texte eine lange Note über den wahren Begriff von *acorn, glans, βάλανος*, die uns Aufklärung genug giebt, dass wir uns darunter eben nicht durchaus die Frucht der gemeinen Eiche zu denken haben. Und doch fängt Hn. *B.* seine Anmerkung über die Worte: *Les Grecs ne vivoient, dit-on, que de glands*, so an: *L'auteur partage une opinion très-accréditée, mais qui n'en est pas moins une erreur*; und lehrt uns im Verfolg mit eigenen Worten, was er mit andern aus *Mitford* hätte entlehnen können. Doch verstärkt er seinen Beweis durch Anführung des Wortes *Juglans*, i. e. *glans Jovis*.

Das erste der zehn Bändchen endigt bey dem Anfange der Verhältnisse Griechenlands mit Persien; das zweyte mit dem Ausgange des persischen Kriegs; das dritte geht bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges, der im vierten, fünften und sechsten forterzählt wird. Im sechsten liest man seine Beendigung, und die Vorgänge in Athen unter den dreyssig Tyrannen. Das siebente geht bis auf den Rückzug der Zehntausend, das achte bis an die Feldzüge des Agesilaus, das neunte bis auf das Emporkommen der Thebaner, und das zehnte bis zur Auflösung des alten griechischen Staatenbundes. In einem Nachberichte belehrt uns der Übersetzer, dass seine griechische Geschichte, in sofern sie sein zu nennen ist, nicht über 16 bis 18 Bände hinausgehen wird. Er fördert die Arbeit unglaublich schnell; denn die gedachten 10 Bändchen sind innerhalb 6 Monaten erschienen. Das 11te und 12te enthalten einen Theil der Geschichte von Griechenland, von der Schlacht bey Mantinea bis zum Tode Alexanders des Grossen, von *Gillies*. Philipps und Alexanders Thaten werden erzählt, bis über den Tod des Darius hinaus. Drey kleine Charten sind zur Erläuterung beygelegt. Eine zeigt das europäische, die zweyte das asiatische Griechenland, die dritte die Bahn des Rückzugs der Zehntausend, und das Theater der Züge Alexanders.

Dl.

Leipzig, b. Vogel: *Historisches Bilderbuch für die Jugend, enthaltend Vaterlandsgeschichte.* Neuntes Bändchen. Mit Kupfern. 1809. 414 S. Zehntes Bändchen. M. K. 1811. 343 S. 8. (Beide Bändchen 4 Rthlr. 12 gr.)

Noch immer werden so viele historische Bücher für die Jugend geschrieben, die der meisten Eigenschaften, die solche Bücher haben müssen, entbehren. Wenn solche Bücher mit Kupfern geziert sind: so glaubt man schon einen Haupttheil dessen, was man von Jugendschriften fodern kann, geleistet zu haben. Aber sehr oft sind diese Kupfer nicht gut gezeichnet und gestochen, oder die Gegenstände, die sie darstellen, sind unzweckmässig gewählt. Man bildet z. B. auf kleinen Kupfertafeln grosse Scenen, als Schlachten, Belagerungen u. s. w. vor; man wählt Gegenstände, die nichts Charakteristisches haben. Die Erzählung, die diese Kupfer begleitet, ist sehr oft den Foderungen, die man in Ansehung der Auswahl und des Vortrages machen kann, gar nicht angemessen. Zu den Werken, welche diesen Vorwurf der Kritik verdienen, gehört auch das vor uns liegende. Das 9te Bändchen erzählt die Geschichte des dreyssigjährigen Kriegs seit der Regierung Ferdinands III., und setzt sodann die Geschichte bis zur Schlacht bey St. Gotthard fort. Die Auswahl der Begebenheiten verräth wenig historische Kunst. Die Begebenheiten stehen (z. B. S. 8) zu we-

nig in einem anderen, als chronologischen Zusammenhange. Die Erzählung verbreitet sich oft über kleinliche Umstände, als die zeitungsmäsige Angabe von einem in einer Festung gefundenen Vorrathe von Kriegs- und anderen Bedürfnissen (S. 42); sie lässt sich zu sehr auf politische Unterhandlungen ein; sie erwähnt so mancher Kriegsvorfälle, die nicht bedeutend sind. Da doch vaterländische (das heisst deutsche) Geschichte den Gegenstand der Erzählung ausmachen soll; so kann man nicht begreifen, wie Karl Gustavs Übergang über den gefrornen Belt, eben desselben Belagerung Kopenhagens, ingleichen das Treffen bey St. Gotthardt, in einer deutschen Geschichte vorkommen kann. Der Vortrag erinnert nicht selten an das *Theatrum Europaeum* oder an ein ähnliches Geschichtbuch. Im 10ten Bändchen, in welchem die Geschichte Deutschlands unter Leopold I noch nicht geendigt ist, erscheint Auswahl und Erzählungston auch nicht zweckmäsiger. Der Letztere ist oft zu deductionsmäsig, wie z. B. S. 22. Der Krieg, den Ludwig der XIV mit der Republik Holland führte, die Ermordung der de Witt, Karls II von England Kriegshändel mit den Holländern, gehören in keine Geschichte für die deutsche Jugend. Dagegen fehlt so Manches, was die Erzählung für dieselbe interessant gemacht haben würde, als eine Schilderung der traurigen Folgen des dreyssigjährigen Kriegs, eine reichhaltigere Darstellung der Culturgeschichte. Die Kupfer, die meistens einen bessern Text verdienten, stellen zuweilen Land- und See-Treffen (z. B. das 6te im 10 Bändchen, das 12te im 9 Bändchen) und andere solche sehr zusammengesetzte, durch nichts Hervorstechendes ausgezeichnete Begebenheiten vor. Jg.

ERDBESCHREIBUNG.

KÖNIGSBERG, b. Degen: *Einleitung in die Wissenschaft der reinen Geographie für Erzieher, Lehrer und gebildete Ältern zur Vorbereitung auf den Gebrauch des Lehrbuchs der reinen Geographie für Schulen;* von *H. Gottl. Hommeyer,* königlich-preussischem Hauptmann und Lehrer der Mathematik bey der Kriegsschule zu Königsberg in Preussen. 1811. 72 S. 8.

Die meisten Lehrbücher der Geographie sind nicht geeignet, einen anschaulichen Begriff von einem Lande, von einem Erdtheile, von der ganzen Erde, zu geben. *Gatterer* war der Erste, der die Erdkunde zur Wissenschaft erhob. Seitdem haben wir manchen schönen Beytrag zur wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie bekommen; seitdem ist über die geographische Lehrart Manches geschrieben worden: aber Keiner von denen, die sich diese Lehrart zum Gegenstande wählten, hat, wie der Vf. der gegenwärtigen Schrift, über dieselbe so tief nachgedacht, hat das bereits Bekannte und Geübte so gut zusammengestellt. Den Begriff der reinen Geographie bezieht Hr. *H.* auf die Darstellung der natürlichen Gestalt des Landes, das einem Staate zugehört. Diese Darstellung ist, wegen der unaufhörlichen Veränderungen, welche die Natur und die Menschen in der Gestalt eines Landes hervorbringen, genau genommen, nicht möglich; diese Veränderungen sind jedoch, im Ganzen betrachtet, nicht so bedeutend, als dass eine reine Geographie nicht möglich wäre. Diese reine Geographie, die sich mit der natürlichen Darstellung eines Landes beschäftigt, hat das Terrain (die Landfläche), die Centralpuncte der Übersicht, die Landschaft, den Landesbezirk, das Land, zum Gegenstande. Die wesentlichsten Stücke in dem Charakter einer Landfläche sind die Erhabenheiten des Bodens, die sich selten verändern, oder die Höhenzüge. Die an den beiden Seiten eines jeden, auf dem grossen Höhenzuge entspringenden Landstromes bis zum Meere sich ausdehnenden Erhabenheiten heissen Höhenarme. Eine von dem grossen Höhenzuge bis zum Meere sich ausbreitende, von zwey Höhenarmen eingeschlossene und von einem Landstrom durchschnittene Landfläche ist ein Stromgebiet. Die Höhenarme an beiden Seiten eines Flusses sind Höhenzweige. Das von zwey derselben eingeschlossene Land ist ein Flussgebiet. Die Scheidewand des zwischen zwey benachbarten Landströmen befindlichen, bis an die Mündung beider Ströme sich ausdehnenden Höhenarmes bildet eine Küstenhöhe. Aus dem grossen Höhenzuge einer Landschaft gehen, an einigen Stellen, Höhenzweige ab, die Anfangs blosse Höhenarme sind, weiterhin aber eine Halbinsel, das heisst eine beynahe ganz vom Meere umgebene Landstrecke, durchziehen, sind Haupthöhenarme. Eine jede, entweder an allen, oder an den meisten Seiten vom Meere umgebene Länderfläche ist gleichsam mit einem Netze von zusammenhängenden Höhenzügen überzogen, und dieses Netz soll das Höhensystem der Länderfläche genannt werden. Die Höhen, auf welchen mehrere Gewässer ihre Quellen haben, sind Landhöhen. Über den ästhetisch-geographischen Charakter der Geographie drückt sich der Vf. S. 28 recht schön aus, so wie überhaupt die ganze Schrift eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung der geographischen Literatur ist. Jg.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. Berlin, b. Amelang: *Klio, ein historisches Taschenbuch,* von *F. P. Wilmsen.* Erster Jahrgang. Mit Kupf. 1811. 324 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Bücher von dieser Art finden schon der Kupfer wegen ihre Liebhaber, und dieses Taschenbuch ist mit zwey schönen, von *Wolf* gezeichneten, und von *Meno Haas* gestochenen Kupfern geziert. Der Text, der sie begleitet, hat die Lebensgeschichten von C. J. Cäsar, Karl dem Grossen, und Karl XII zum Gegenstande. Sie sind nicht aus den Quellen geschöpft, und selbst mit der Wahl der neueren Führer kann man nicht immer zufrieden seyn. Bey dem Leben Karls d. Grossen ist *Jänisch, Posselt, Dippoldt* benutzt. Den letztern hat der Vf. aber nicht sorgfältig genug studirt. Chlodowigs Söhne, heisst es S. 196, bezwangen die tapferen Burgunder; aber nicht auch die Thüringer? Die Sachsen sollen (nach S. 205) schon Pipin dem Kleinen Tribut bezahlt haben, und die Baiern bis auf Karl d. Grossen ihre Selbstständigkeit behauptet haben. Wittekind (sagt der Vf.) wollte lieber den Tod, als fränkische Unterjochung; so lange er lebte und wirkte, war der Krieg noch nicht beendigt. S. 237 werden von den Slawen in Böhmen die Wenden unterschieden; gehörten denn die Letzteren nicht zu den Slawen? Die meisten Beweise historischer Unkunde liefert Cäsars Lebensgeschichte. Die Auswahl und die Zusammenstellung der Begebenheiten entspricht den Vorschriften der historischen Kunst nur wenig. Die Erzählung nimmt auf den Boden, auf welchem die Begebenheiten sich ereigneten, zu wenig Rücksicht; sie breitet sich zu sehr über Kriegsvorfälle aus. Der Vortrag ist übrigens lebhaft genug.

Jg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1811.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Breslau, b. Wilh. Korn: *Durchflug eines Humoristen durch Deutschland, die Schweiz und das südliche Frankreich*, von *D. R.* 1811. 429 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Königsberg, b. Degen: *Mein Unterwegs von Danzig über St. Petersburg nach Neapel.* Herzensergüsse an einen Jugendfreund vom pilgerenden Erasmus. I Band. 1810. 332 S. II Band. 1811. 400 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Reisebeschreiber der neueren Zeit lassen sich in Hinsicht des Ursprungs in drey Classen theilen: die erste hält sich an den Stoff, die zweyte an die Form und Darstellung, die dritte an beide zugleich; die erste muss sich mehr der Wissenschaft, als der Kunst, die zweyte mehr der Kunst, als der Wissenschaft, die dritte beiden zugleich weihen. Die Cultur unseres Zeitalters und das veredelte Bedürfniss verlangen von den Priestern aller drey Classen, wenn sie Beyfall finden wollen, eine höhere Weihe. — Viele Reisebeschreiber, die das Aufsuchen des Stoffes als undankbar und glanzlos ansahen, haben das Gedeihen ihres Ruhms von der Darstellung erwartet. *Uno adversante deo, fert deus alter opem*, war ihr Motto. Einige unter ihnen, die den Einfluss der Philosophie auf die Läuterung des Stoffs und die Bezeichnung der Grenzen nicht misskannten, dehnten die Gesetzgebung der Philosophie über die ganze Darstellung aus; Andere begnügten sich mit dem Ausdrucke ihrer Ansicht, und trugen die vorhandenen Materialien, ohne tiefe Untersuchung ihres Grundes, nach den flüchtigen Eindrücken und nach ihrer Empfindungsweise vor. So entstand aus dem Objectiven, was jene hinein, und aus dem Subjectiven, was diese heraustrugen, eine andere Classe von Reisebeschreibern, die man die Philosophicanten und die Manieristen nennen könnte. Zu diesen letzteren gehören in gewissem Sinne die Humoristen. Seit *Yorik* durch seine Genialität, *Thümmel* durch seine Originalität so viel Beyfall erhielten, liessen Mehrere, durch diesen Köder versucht, sich zu humoristischen Reisedarstellungen verleiten. Sie glaubten Alles gethan zu haben, wenn sie ihr Ich als den Hauptcharakter hervortreten liessen, die ganze Sinnenwelt bunt unter einander warfen, und (man erlaube uns hier *Jean Pauls* Worte aus der Vorschule der Ästhetik) recht viel Farben auf den Exponenten der Endlichkeit auftrugen, ohne zu bedenken, dass der Humor über das unter einander geworfene Chaos, gleich wie am jüngsten Tage, göttlich Gericht hält, und dass er das Erhabene umkehrt, wie das Endliche durch den Contrast mit der Idee vernichtet. — Der Humorist No. 1 und der Herzensergiesser No. 2 haben den beschauenden und dichtenden Theil des Humors unter den Verhältnissen der Dinge zu wenig lebendig erhalten, und zu wenig verstanden, die Absonderung zu formen und zu beseelen, das Entfernteste zu verbinden, und das Kleinste und Zufälligste zu beschwichtigen.

Den Vf. von No. 1 begünstigten die muntere Stimmung seiner Seele, die volle Anlage des Herzens und das Glück der langen und interessanten Reise, ein guter Humorist zu seyn. Ihm erschien Alles im Rosenlichte, so lange ihm die Sonne schien: aber 10 Jahre war sie ihm verfinstert; er litt an Steinschmerzen, nur dann und wann brach sie durch die finsteren Wolken. Frohsinn und Heiterkeit kehrten nach und nach zurück. Er merkt selbst, dass er den Hang hat, oder vielmehr oft gezwungen wird (S. 211), Alles unter einander zu werfen, und seinem Freunde einen wahren Potpourri vorzusetzen. „Den Kopf voll Mancherley, sagt er, komm' ich nach Hause; wenn ich mich hinsetze, um auf dem Papier Etwas zu ordnen: so werde ich alle Augenblicke unterbrochen. Bald geht mir das Feuer aus; bald jagt mich der Rauch aus dem Zimmer; ich friere oder ich schwitze; niemals bin ich in der ruhigen Stimmung, worin man über seine Gedanken unumschränkt gebietet, und sie an einander reiht, wie man will. Aber man muss auch nicht immer seinen Sonntagsrock anlegen, wenn man seinen Bruder besucht, an den ich schreibe.“ Er verbindet sich (S. 10), ihm treu und ehrlich, wenn auch mit lachendem Munde, Alles mitzutheilen, was er gedacht und gefühlt, was er durch seine edlen Sinne aufgefasst habe, und zwar in der Ordnung und Unordnung, in der er es auffasste; er will sich mit ihm unterhalten von der schönen Natur, von der Menschen Genie, Thun und Wesen, ja von Chloen und der Weinflasche, jedoch in allen Ehren; und da ein kleiner Ärger für ihn oft so gut ist, wie ein Schlaftrunk (S. 15); da selbst eine Flasche trefflichen Ungerweins ihn für die hingeschwundenen Ideale jener Welt, die ihm sonst die Quelle reinster Freuden war (S. 26), zu entschädigen vermag (S. 150): so hätte es dieser Simmung, worin er mit Hamlet fühlt, dass der Mensch nichts Besseres thun kann, als lustig seyn, gelingen können, das humoristische Leben in sich aufzunehmen. Aber an der Grenze blieb der Vf. stehen, und entfernt, die

heiteren Farben des Luftigfeyns zu erhöhen, und in der Individualität feiner perfönlichen Verhältniffe unter dem Spiele und Treiben der Welt mit dem ganzen komifchen Maskenapparate aufzutreten, verfehlt er faft immer den Gefichtspunct, oder weifs ihn nicht feftzuhalten, weil ihm der poetifche frey und philofophifch gebildete Geift abgeht. Z. B. auf der Reife von Bafel nach Genf fährt er im Poftwagen, und theilt die kraufen Unterredungen der Paffagiere mit, ohne etwas Anderes, als den Wirrwarr in der Erzählung, fühlen zu laffen. In Genf unterhält ihn die Armee von Stiefelputzern (wie er die Decroteurs nennt), das zahlreiche Efelsperfonale und der Janhagel auf feinen Spatziergängen, die Unterhaltung felbft lernt man nicht kennen. Zu Lyon fieht er für fechs Sous die *Académie des Singes et Chiens*, lauter Doctoren verfchiedener Facultäten mit Hut und Kragen, die eine geiftreiche Pantomime fpielen. Der Theolog verkauft taube Mandeln; der Jurift plaidirt um eine Nufs, gewinnt fie, nimmt den Kern heraus, und giebt feinem Clienten die Schaale; der Medicus fteht mit verbundenem Auge und einem Stocke vor einem Bette, worin zwey Perfonen, die Natur und Krankheit, liegen, er fchlägt blindlings zu, und trifft die Natur. — In diefer nackten Erzählung, worin die Sache, nicht die Erzählung, einnimmt, ift keine Spur von humoriftifcher Subjectivität.

Die Anlage feines Herzens wäre ebenfalls den Humor günftig; denn mit liebevoller Herzlichkeit ergiefst er fich über alle Gegenftände, die er ergötzlich findet. Die Gegenwart geht in allen Geftalten an ihm vorüber, ohne ihn zu einer leidenfchaftlichen Heftigkeit zu verleiten. Die fchroffen Seiten der Erdregierung und die der Regierung einzelner Staaten, fo wie die Handlungen einzelner Menfchen, werden flüchtig berührt, und es fcheint faft, als wenn der Vf. auf feiner Hut war, um keinen Hafs wurzeln zu laffen. So fragt er z. B. bey Lützen, wo er fich einen Hemmfchuh kaufen wollte, ob die Ruffen von den Deutfchen oder die Deutfchen von den Ruffen die edle Dreiftigkeit gelernt haben, für einen Hemmfchuh einen Louisd'or zu fodern. — In Fulda nahm man ihm zweymal das Thorgeld ab. Auf die Frage: wem gehört Fulda? erhielt er die Antwort: wir find noch nicht vergeben. — Hufs hätte, fagt er S. 423, den Ausgang der Fehde zu Conftanz vorausfehen können; denn wer den Fürften der Finfternifs in den Stand der Nothwehr fetzt, der darf fich auf den Panzer des Rechts allein nicht verlaffen. Und doch fprechen diefe Beyfpiele nicht einen Zug humoriftifcher Individualifirung von perfönlichen Verhältniffen aus.

Die Reife geht von Leipzig über Erfurt, Fulda, Frankfurt, Bafel, Yverdun, Genf, Lyon, Avignon, Nimes, Montpellier, Toulon, Hyeres, Niza, Bern, Zürich, Conftanz, Augsburg, Nürnberg — ein fruchtbares Feld, um alle Seiten des Humors ins Spiel zu fetzen; aber leer an diefem Ertrage. Was der Vf. durch den Humor nicht ift, ift er oft durch das Intereffante der mitgetheilten Nachrichten. Wir rechnen hieher Mehreres, was er von Avignon, Nimes, Marfeille aus der Schreckenszeit, und was er von Hyeres erzählt. Der Conducteur, der dem Vf. den Ort wies, wo fein Herr erfchoffen war, antwortete auf die Frage: was thaten Sie? — Ja reifsen fie einmal dem blutdürftigen Tiger das Lamm aus dem Rachen!! In Nimes fchnitt ein vierzehnjähriges Mädchen nach Robespierres Falle dem furchtbaren Roland, der ihren Vater gemordet hatte, den Leib mit der Scheere auf, und rifs die Eingeweide mit den Zähnen heraus; der Priefter, ein Menfch wie Roland, ertheilt jetzt noch den apoftolifchen Segen. — Die bisherige Vorftellung von Hyeres wird fehr herabgeftimmt. Die Stadt, obgleich jung, aber fchon fehr verfallen, hat viele eingeriffene Gebäude, enge, fchmutzige, finftere Gaffen. Sie gewährt faft gar keine gefellfchaftliche Unterhaltung. Auch für die nothwendigften Bequemlichkeiten des Lebens ift fchlecht geforgt. Sie hat nicht einmal einen Stiefelputzer aufzuweifen, und feit Smollet fich hier vom Spleen curiren liefs, und die Engländer das Völkchen übermüthig machten, mufs man handeln, wie mit Juden. Liederlichkeit und Schmutz find an der Tagesordnung. Noch habe ich, fagt der Vf., nicht einmal eine Scheere erhalten können. Man mufs allein in feinem Zimmer fpeifen. In der Apotheke erhält man, aufser hoffmannifchen Tropfen, *Vitriol*elixir und Laudanum, gar nichts. Es fehlt an einer *Ecole secondaire*, und der ganze Unterricht wird von einigen Schulmeiftern beforgt, die nichts weiter als Schreiben, Lefen und Rechnen können. In Toulon fagte man dem Vf. fchon, in Hyeres würde er kein Buch bekommen, und felbft der Katalog in Toulon enthielt den abgefchmackteften Mifchmafch von Büchern. Kants Philofophie ftand neben dem *Pied de Fanchette*. Die Temperatur der Luft ift in Hyeres fehr veränderlich. Sie fteigt und fällt faft alle Stunden um 2 bis 3 Grad. Es ift oft fehr kalt.

Aber nicht alle Notizen find von gleichem Werthe. Wenn er den Charakter der Leipziger an dem Anfpruch auf Gefchmack, einem ziemlich höfifchen Tone, einer kleinen Marotte für ein blendendes Äufseres, an einer ftarken Nüançe vom leichten Sinne und einem entfchiedenen Hange zum feinften Epicureismus leicht erkennt, und doch den alten Luxus noch immer den nämlichen nennt: fo möchte man das Letztere mit dem Erfteren nicht verträglich finden. Dafs der köfner Berg die ganze Ebene beherrfche, und defswegen die Schlacht vom 14 Oct. 1806 verloren ging; dafs 20000 Leichen auf den Feldern lagen; dafs man an Erfurt gar nichts verliere, wenn man durch daffelbe im Schlafe fahre; dafs die Poften im Fuldaifchen eine Domaine find; dafs man in Frankfurt am Mayn nicht 10 Schritte thun könne, ohne von einer Priefterin der Verführung angehalten zu werden; dafs der Münfter zu Freyburg das fchönfte Denkmal der gothifchen Baukunft fey; dafs die hängenden Spiegel an allen Fenfterpfoften zu Bafel durch Sittfamkeit, Häuslichkeit und Neugierde veranlafst wären u. f. w., find Thatfachen, denen man mit gleichem Rechte widerfprechen kann, als folgenden Reflexio-

…en und Räsonnements. Die beste innere Welt kommt doch aus der thierischen Natur des Menschen. — Die Natur hat dem feurigen Bewohner des Mittags den langsamen Esel und das noch trägere Kameel, dem Norden das Rennthier zugesellt, denn der Franzose und das Rennthier hätten sich im entgegengesetzten Falle zu Tode gejagt, und der Lappländer und Esel wären nicht von der Stelle gekommen. — S. 242 will er die philosophische Facultät in zwey heterogene Theile, strenge und schöne Wissenschaften, zerlegt, und unter den ersteren die Mathematik, Physik, die philosophischen Disciplinen, unter den letzteren Sprachen, Literatur, Poetik, Rhetorik, Geschichte und Geographie begriffen wissen. — Mein Gott, ruft er einmal aus: wie mag doch die Hundeswuth (der Blutdurst der Schreckensperiode) auf das *aufgeklärteste* und *gesittetste Volk der Welt* (die Franzosen) fallen! und doch ärgert er sich S. 257, dass Dumas bey der Einweihung der von Chaptal geschenkten Büste die grosse Nation die aufgeklärteste nennt. — Die Bemerkung S. 62, dass, seit die Kirche nicht mehr keltert, die edelste Gabe des Himmels in die Hände der Wucherer, Weinhändler oder Weinverfälscher gefallen sey, unterschreibt Rec. mit voller Überzeugung, und wegen der Wahrheit dieser Bemerkung mögen *bankbrüchiger* Kaufmann statt Banquerotteur, *erfällt* statt einfällt, die ewigen Wiederholungen von der Lästigkeit der Kamine ungerügt bleiben.

Der Vf. von No. 2 ist durch die Fülle eines warmen Herzens, das in ihm herausdrängt, und durch die vielfachen Kenntnisse, die er theils in der Welt, theils in Büchern, besonders Journalen, gesammelt hat, durch die eine Art Wuth, sich vernehmbar zu machen, hochfliegender geworden, als es ihm sein Gefieder erlaubte. Wahrscheinlich hat ihn Jean Paul am meisten verdorben, ohne dass Jean Pauln dieses zum Vorwurf gereicht. Er will nach seiner Erklärung keine regelrechten Abhandlungen statistischen, topographischen, politischen Gehalts geben (Rec. will ihn auch danach nicht beurtheilen), sondern bloss denjenigen interessiren, dem mehr an der interessanten Individualität des peregrinirenden Weltbeschauers selbst, an den rein aufgefassten, nach keiner Schule gemodelten und unbefangen dargelegten Ansichten des geselligen und intellectuellen Lebens liegt, und dem es hauptsächlich gegeben ist, dem Vf. in seinen oft lyrisch kühnen Digressionen und Absprüngen zu folgen, und seine, oft nur in einem leisen Worte angespielten, sinnesschweren und folgereichen Ergüsse einer kosmopolitisch-gefühlvollen gedrückten Brust zu deuten versteht. — Das Alles möchte gut und zweckmässig seyn, wenn der Vf. sich auch nur in den lyrisch kühnen Digressionen und Absprüngen, in den mit einem leisen Worte angespielten Gedanken verständlich machte, ja wenn er sich nur selbst verstände; aber kaum hat er *das Steckenpferd der Ideale bestiegen* (seine Worte), *als es wild aufbäumend über den Horizont des matt beengten Daseyns mit ihm hinaus courbellirt, und er sich ernst fühlt nach dem ersten Steckenpferdstritte*, sich aber wieder erholt, *eine frische Prise aus der unschätzbaren Dose des munteren Humors nimmt, und — doch ohne sträflichen Leichtsinn — dem Fatum ein Kniepschen schlägt.* Ob es Rache des Fatums ist, dass es den Vf. in Grammatik und Logik, in Wort und Ausdrucke, in Sinne und Verstande, in Urtheil und Geschmack verfolgt, lassen wir dahin gestellt seyn. Am besten lassen sich wenigstens hieraus folgende schöne Sachen erklären: Die respective wohlachtbaren Flügelmänner des Kothurns der jetzigen Geschmacksepoche; der Schytenherr legte seine wampigen Backen in Lachfalten; der obligate Kanonendonner; der Telegraph zuckt eine Depesche in 12 Minuten die Distanz von 60 Ml.; Maynz, der Hauptzahn in den drey Zahnreihen blöckenden Festungsrachen des neuen Kaiserthums, gegen Germaniens Überreste geöffnet; das Markarcheschiff zu Frankfurt, welches sich durch sein noachitisches Kribli Wibli charakterisirt; Carlsruhe, der reguläre Fächer aller Fächerchen; der in Sirien mitgefochtene General Menou residirt im Pallaste der emigrirten Könige von Sardinien; die die Gleichheitswuth erfahrene Königsgruft zu Turin erinnerte mich an die Worte eines pomerellischen Bauers, die Todten ruhen zu lassen; den Knoten alexandermässig entknötern; die den gewaltigen Prätendenten Wallenstein ein für allemal den sprödesten Korb gegebene, doch gegen andere spätere martialisch begehrliche Anti-Seladons nicht so wacker ausgedauerte Schöne Stralsunds; das erzbodische Reich; das Vaterland des Confucius China; der Schmarozer magnetisirende Casserollendampf der lüsternsten Residenzküchen (Petersburg) hatte mir *tout d'un coup* ins Geruchsfrontispiz und durch die Nervensympathie in die mit ihm alliirte Nachbarschaft gekitzelt; das Hinabschlucken eines Brods, wie backoflichen Bissens lang; die magengehorsamlichen Füsse unter den Tisch stecken; damit du nicht argwohnst, ich wollte dir Hocus Pocus Husch in jene Irwischsümpfe hineinhurlebuschen, und somit so voreilig einen banditischen Vorgeschmack von dem buschklapperischen Anfalle einimpfen; der Biergeograph Johann Hübner; consternirst surprennirende Vehemenz; Träume, die mich einbeidelpopeiten; ich setzte mich auf Meister Pechdraths Rappen; der sich bequemte Prätendent; die hahnebüchenen Kuhfussschulterer statt Soldaten; Gelbwammes (Postillions) — Peitsche; deine meiner geschwätzigen Zungenmühle immer rasches Herzblut zupumpende Fragepassion. Rec. hat mit unsäglicher Mühe beide Bände durchgelesen, und nur eine kleine Mustercharte von den sogenannten Sprüngen, Gedankenspänen und Culbets des Vfs., und seiner von ihm selbst so getauften humoristisch gigantischen Phantasie, wie der excentrisch hochgestellten Ansicht, gegeben. Er würde diese auch mehr verkürzt haben, wenn der Vf. nicht in der Vorrede zum zweyten Theil sich der Theilnahme freute, die der erste gefunden haben soll — und doch ist dieses alles unbedeutend gegen ganze Stellen, die der Raum nicht gestattet, hier als Probe anzuführen. Unter so vielen, die auf jedem

Bogen vorkommen, führen wir nur eine der kürzesten an: *Mir deuchte es hinlänglich, nur noch den vierten und fünften Akt von Essex zu sehen* (der Vf. spricht von Hamburg); *denn Schröder (der in glücklich ländlicher Ruhe feyernd, die stets wechselnde und dennoch in Hinsicht des Barometers immer eine gleichförmige Temperatur athmende Weltoriginalbühne copirenden Schaubühne der beiden, scheinbar im Janusköpfchen tragenden, und trotz den heterogenen Maskengesichtchens doch innig sympathesirenden Huldinnen, zu deren verherrlichendem Dienste er, wie ein Eckhof-Fleck, ein Jarik Iffland, auserwählt schien, zu frühe den dramatischen Mantel Königs Lear der deutschen Muse zurückgegeben, die nun einen neuen Atlas für ihn suchen muss, aber ihn schwerlich im umfassendsten Sinne unter den respective wohlachtbaren Flügelmännern des Kothurns jetziger Geschmacksepoche finden dürfte) — Ach Schröder beseelt ja die Bühne nicht mehr.* — Weit toller ist die Note I Th. S. 89, und doch sind Stellen, wie nachfolgende, ganz dazu geeignet, die volle Achtung für den Vf. wieder zu gewinnen, zu erwecken und zu erhalten, wenn sie nicht so selten wären. — Der Geist der Anstalt auf dem Mont Bernard, obgleich sie nur mit Hunden zu thun hat, ist der reinste in der Christenheit. — Dann hat die Schulweisheit ihr Ideal an dem Menschen vollendet, wenn das Moralprincip so praktisch geworden oder so organisirt ist, wie das gesunde Befinden des Magens derjenigen, die nicht wissen, wo er ihnen sitzt. — Bey Gelegenheit der Luftfahrt des Prof. Jungius zu Berlin erzählt er die bekannte Anekdote von K. Napoleon, wie er als Jüngling bey einer Luftfahrt zu Lyon die heftigste Begierde geäussert habe, in die Aigle-Regionen zu steigen. „Die Idee zu jedem Ausserordentlichen, setzt er hinzu, schlug zweifelsohne schon in der Brust des Kindes, in welchem Alter er vielleicht, ein zweyter Herkules, in der Wiege Schlangen überwunden hätte; übrigens seitdem Napoleon durch das ihm so individuell heroisch angeeignete, und im gleichen Grade nicht wieder zu entäussernde Gewicht der goldenen und eisernen Krone, der diamantenen Scepter und Degengriffe, wie le Regent, sich anschliesslich an das zur Beherrschung qualificirte Element der Erde von den huldigenden Millionen gekettet fühlt, kann derselbe wohl kein Behagen zu diesem Emporflug mehr haben."

Am Ende der Vorrede zum zweyten Theile unterschreibt sich der Vf. E — S. B — ns — t. zu B — n. b. D — g.

H. P. E.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Riga*, b. Deubner und Treuy: *Geschichte Russlands seit der Gründung des Staats bis auf die gegenwärtige Zeit*, von *Ch. H. Benken*, Oberlehrer am k. Gymnasio zum Riga. 1811. 270 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) *Lomonossoff* gab uns bloss die alte Geschichte bis zum Jahre 1054, *Treuer* reicht nur bis zum Stolbovischen Frieden 1617, *Christoph Schmidt* nur bis Katharina II, und *Schlözer* würde ebenfalls, wenn auch die Vorsehung sein Leben länger gefristet hätte, seine unvollständige Geschichte von Russland weder beendigt, noch alle die Mängel, die man ihm vorwerfen kann, verbessert haben. Der Vf. nahm daher von dem Mangel eines brauchbaren, bis auf die gegenwärtige Zeit reichenden Handbuchs die Veranlassung, diese Geschichte Russlands sowohl für den Unterricht am Gymnasium als für Selbstbelehrung zu entwerfen. Die vorerwähnten Geschichtschreiber haben freylich kein Handbuch bis auf die gegenwärtige Zeit (1810—1811) geliefert, noch liefern können; allein als ein Compendium wäre ein Abdruck der Geschichte Russlands aus *Spittlers* Entwurf der Geschichte europäischer Staaten (gesetzt auch dass die Ergänzung von 1793—1811 von einer nicht spittlerischen Hand angesetzt wäre) immer besser gewesen. Hr. *B.* erzählt ohne Interesse, ohne Wärme, ohne Geist. Ihm schwebt fast nirgends die hohe Ahnung vor, dass die Geschichte *dux et magistra vitae* sey, und in dieser Hinsicht ein eben so keusches Gemüth bey der Bearbeitung, als Stetigkeit dieses Gesichtspuncts erheische. Statt dessen aber hat der Vf. sich durch einen politischen Dogmatismus leiten lassen, der von dem Glauben ausgeht, dass alle Untugenden der Regenten und Regentinnen nicht zur vaterländischen Geschichte gehören; er erscheint hier oft durch die Gewalt eines höheren hinter ihm mit der Knute stehenden Wesens erschreckt, das ihm warnend zuruft: schreib politisch dogmatisch, oder: das will der Freund der Wahrheit — Alexander nicht, der zu gut weiss, und der es ernstlich will, dass die Geschichte sich nicht an sich selbst versündigen soll. Übrigens wird uns der Vf. bey näherer Überlegung zugestehen, dass eine Geschichte zum Leitfaden bey dem Unterrichte keine Geschichte zur Selbstbelehrung zugleich seyn könne. — Dass er die Geschichte der Regenten und Regentinnen zur Geschichte des Reichs macht, will Rec. unbeachtet lassen, weil doch zuletzt bey einer geschickten Wendung die Geschichte des Reichs aus jener in ihren Hauptzügen gebildet werden kann, und die Regenten und Regentinnen oft die chronologischen Stützpuncte, auch Meilenzeiger dieser sind. — Dass aber dem Vf. das Geschick zu dieser Verwandlung abgehe, beweist jede Seite. Auch hätte er auf Genealogie Rücksicht nehmen sollen.

Dns.

Erdbeschreibung. *Berlin*, b. d. Gebr. Gädike: *Handlungsreise, besonders für Jünglinge, zur Kenntniss der Industrie und des Handels der Staaten.* Herausgegeben von *S. G. Meisner.* II Theil. 1811. 228 S. 8. (18 gr.) Enthalten Nordamerica und Schlesien. Nur der bereitete Vorrath an Materialien kann eine solche Verbindung erklären. Bey Nordamerica liegt *Michaux* Reise in das Innere der nordamericanischen Freystaaten zum Grunde. Die Rubriken hat Hr. *M.* zu sehr gehäuft, und dennoch zu wenig ausgeführt; auch hätten ältere und neuere Nachrichten verglichen und benutzt werden sollen. *Volney, Ebeling, v. Zimmermann, Perin du Lac, Archenholz, Priest* sind zwar citirt, aber man findet wenig Spuren davon. Es ist übertrieben, wenn er glaubt, dass alle Kosten, die auf die Urbarmachung der Ländereyen in Vermont und den angrenzenden Staaten verwendet werden, dadurch zu ersetzen sind, dass man aus den verbrannten Bäumen Pottasche verfertige, und dass die Menschen bloss für diese Pottasche das Land urbar machen. Eben so übertrieben ist das Lob über die Regierungsverfassung und Verwaltung. Es wird selbst dem Nordamericaner fremd klingen, wenn er hört, dass nirgends, wie bey ihm, das Gesetz den Menschenrechten eine stärkere Brustwehr gegen Gewalt und Tyranney gewähre; dass nirgends bürgerliche Freyheit gegen jeden Angriff mehr gesichert sey u. s. w. — Die Reise durch Schlesien soll nach einem Manuscript bearbeitet seyn. Sie ist leicht und fasslich, beschränkt sich aber fast allein auf Breslau, Schmideberg, Hirschberg, Liegnitz, Gleiwitz, und enthält ausser Handelsangaben wenig Bedeutendes.

H. P. E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Longos des Sophisten Daphnis und Chloe.* Griechisch und deutsch durch *Franz Passow.* 1811. LXXXVI u. 358 S. 12. (2 Rthlr.)

Ein nettes Büchlein mit schönem Druck auf weissem Papiere, das den modischen Käufern, in deren Duodezbibliotheken man jetzt das ganze Alterthum, wohlfeilen Kaufs, scheint einführen zu wollen, gewiss willkommen seyn wird. Wir wenden uns nach Innen, und wollen die Betrachtungen niederschreiben, auf die uns das Lesen des Büchleins geführt hat, absehend von dessen Kleinheit, und wohlbedenkend, dass in ihm eine volltönende Stimme spricht. Hr. *Passow* hat sich den anerkannten Ruhm erworben, dass er in seinen Urtheilen frey und offen gesprochen, und mit einer nicht gemeinen Kraft in der Rechtfertigung des Guten, wie im Kampfe gegen das Gemeine, durchzudringen sich bemüht habe: darum wird er es im Voraus gut heissen, und, die Sache im Auge, uns danken, wenn auch wir, die in keiner andern, als wissenschaftlicher Beziehung zu ihm stehen, und, wie er, das wissenschaftliche Streben gerne geläutert und rein sähen, unumwunden aussprechen, was sein Werk sey, und wohin sein Beginnen führe. Wir achten aber überhaupt jedes Streben in Gedanken und Urtheile, welches aus sich selbst hervortritt, und mögen zugleich auf die Bedingungen, die es sich in der Persönlichkeit setzt, wohl Rücksicht nehmen, obgleich ein unbeschränktes, freyes im höheren Grade erfreut und ergreift. Darum richtet sich der Blick mit Recht auch auf das Persönliche, das einem Werke anklebt, und zieht diess zur Würdigung; darum haben auch wir vor dem Bilde, das der Vf. aus eigener Selbstbeschauung als das Seinige hervorhebt, verweilt, und die Vorrede mit Aufmerksamkeit gelesen. In ihr liegt sprechender Beweis.

Hr. *Passow* tritt, wiewohl er schon einige Bücher geschrieben hat, hier, wie er S. IX selbst sagt, in seinem ersten jugendlichen Versuche philologischer Behandlung auf, und man muss in einem solchen Manne, der, wenn auch berufen, Jüngeren ein Vorbild zu seyn, doch noch selbst anerkennt, dass das Ziel hoch gestellt, und die Annäherung noch gering sey, auf diesem Puncte die Bescheidenheit und das Urtheil besonnener Selbstschätzung ehren. Wenn aber dieses Urtheil ohne alle Consequenz einzeln da steht, und wenn es sogar im Contrast mit seinem Gegentheil erscheint: da wird der Zweifel auch an der vorgefassten guten Meinung nagen, und Vieles als Folie betrachtet wissen wollen. Weit entfernt von jeder, selbst scheinbaren Härte, deuten wir den Grund hievon als eine Selbsttäuschung, die weniger eine Rüge verlangt, als die Bitte veranlasst, der Getäuschte möge sich bewahren und zu retten suchen, damit er nicht an sich irre werde, und mit Larven zur Kurzweile spiele. Es stellt sich aber im vorliegenden Buche Vieles so dar, dass dem Leser wohl zu verzeihen ist, wenn er es als Selbstgefälligkeit und Anmasung deuten möchte, und es schmerzt, die bessere Kraft an solche Unwahrheit hingegeben und von ihr unterdrückt zu sehen. Indem der Vf. nur zu oft seine Persönlichkeit hervordrängt, scheint es, als sey er bedacht, alle Seiten besonders, um der mannichfaltigen Täuschung willen, ins blendende Licht zu setzen. Wer so selbstvertrauend seine Meisterschaft bekennt, leistet im Versprechen das Beste und Meiste, da denn nirgends ein sicherer, fester Schritt zu finden ist. Der Mann der Wissenschaft hasst jedes pretiöse Compliment, mit dem sich in unseren Tagen neue Helden zum Dienst der Wissenschaft zu drängen pflegen, weiss den vollen Ton zu deuten, mit dem jene sich als Retter und Beseliger ankündigen, ohne es jemals werden zu können. Das eigene Urtheil ist dann gewöhnlich, wie hier, ohne sicheren Abschluss der Regel, auf ein *Vielleicht*, auf *Etwa* und *Scheinen* gestützt, wenn es dagegen, auf Fremdes gerichtet, dreist und rücksichtslos über Bemühungen Anderer abspricht. Sobald aber solches Absprechen und Tadel nicht fern von eigenen Fehlern steht, da wird die Waffe des Spottes und Hohns leicht zum schadenden Kinderspielzeug. Dass wir hierin nicht irren, mögen, ehe wir zum Buche selbst kommen, einige Urtheile des Vfs. beweisen. Über *Engel* lesen wir S. XVIII der Vorrede (die *Beck* in den *Actis semin. reg. Lips. prooemium convicii atrocitate parum commendatum* nennt): *Wer wird nicht an überall zerstreuten Hexametergliedern, besonders an den zahllosen hexametrischen Ausgängen am Ende der Sätze, die weiland viel gepriesene Prosa des Philosophen für die Welt erkennen, der, ein täppischer Todtengräber, anderen Philosophen eine Grube grabend, selber zuerst hinein gerieth?* Über *Wiggers* S. LV: *In Vorreden erhaltene Kritiken zu kritisiren, ist allerdings durch literarische Hunde, zu denen wir als neuestes uns zu Gesicht gekommenes Exempel einen rostocker Biographen des Sokrates zählen, ein fast verrufenes Geschäft.* Diess sind freylich passende Seitenstücke zu den Denkmälern, die wir des Vfs. Lehrern, *Döring* und *Lenz*,

anderwärts aufgestellt fanden; doch scheint der Vf. zu jung, um *Engel* im persönlichen Verhältniss, wie diese Männer, gekannt zu haben, und ein anderer Muth kühlt sich an jenen. *Engels* Schriften aber scheint der Vf. nicht gelesen, dessen Verdienste nicht durchschaut zu haben, so wie er sein eigenes Buch, in welchem sich die hexametrischen Ausgänge auf jeder Seite finden, wohl nicht wiedergelesen hat. Wie oft er *Schneidern* in den lexikograph. Nachträgen Unrecht gethan, und ihm zu wissen aufgebürdet hat, was dieser nicht wissen konnte, zeigte sich im *Musäus*; und auch im *Longus* finden sich Beyspiele. Doch man füge zu dem Angeführten eine andere Art von Urtheilen hinzu. Einige Nachträge zu der Übersetzung des *Musäus* schliesst der Vf. also: *Hiermit glaube ich gut gemacht zu haben, was gegen den Text des Musäos gesündigt worden, und zugleich, hoffe ich, sind alle Schwierigkeiten des Dichters aufgehoben.* Vielleicht glaubt der Vf., auch für *Longus* eine neue Epoche herbeygeführt zu haben: denn wer kann seine Sprache anders deuten, die nur einem Meister geziemte. So heisst es S. XL: *Wie es aber nicht bloss dem Jünger, sondern auch mitunter dem Meister ergeht, wenn er ein Werk nach Verlauf einiger Zeit wieder prüft, so ist es auch mir gar natürlich mit manchen Stellen ergangen.* Wer ist hier der Jünger, wer der Meister? Doch das ganze Buch und sein Ton ist merkwürdig, da sich Selbstgefälligkeit auffallend in prunkenden Worten abspiegelt, und sich oft das Zagen der Schwäche in die Sprache des Absprechens verliert. Wir wenden uns zur Sache.

Gewöhnlich begnügten sich Übersetzer, nur ihre Arbeit, die Verdollmetschung, abdrucken zu lassen: der Vf. aber folgt einer neueren Weise, den Original-Text als Beylage beyzufügen, ein Verfahren, welches man nur bisweilen, nicht bey allen Schriftstellern, gut heissen kann, da kein Philolog und kein Sprachkundiger die Übersetzungen vom *Longus*, *Chariton* u. s. w. lesen wird, der Nichtgrieche aber den Text als unbrauchbar zur Seite legt. Doch es giebt eine Mittelgattung, die auf Krücken einherschleichenden Dilettanten, denen auch einige Hülfe zu reichen ist, damit sie sich im Spiel des Scheins gefallen mögen. Hr. *P.* scheint in der Verbindung des Textes und der Übersetzung eine Rechtfertigung für sich selbst zu suchen, dass er nämlich mehr als blosser Übersetzer, auch Philolog sey. Er hat aber das Buch überhaupt „*mehr dem Freund als dem gelehrten Kenner des Alterthums*" bestimmt. Wie aber leicht vorauszusetzen war, dass dieser hier nicht viel gewinnen würde: so war eben so begreiflich, dass der sogenannte Freund den Werth der zur Kritik und Sprachforschung gehörigen Bemerkungen gar nicht anerkennen würde. Als Rechtfertigungsgrund, warum *Longus* gewählt worden ist, giebt der Vf. S. VII an: „Wir glauben, dass derjenige, dessen früheste Jugend nicht mit dem Mark des Alterthums gekräftigt und veredelt wurde, den aber ein wohlverstandenes Bedürfniss reiferer Jahre von selbstgebildeter Weltansicht zurückzieht zu dem Versäumten, rückwärts eingehen muss durch die Spätlinge hellenischer Anmuth in ihr Allerheiligstes, wenn es ihm um etwas höheres zu thun ist, als um historische Kunde im gewöhnlichen Sinn." Wir wollen nicht missdeuten, und diesen Grund, als einen subjectiven betrachtet, auf den Vf. beziehen: aber sonderbar finden wir den Eifer fürs allgemeine Wohl, mit dem man sich also bemüht, diejenigen, denen der Zeit nach die Zurüstung abging, in die offene Halle einzutreten, wo möglich Eingang durch das Hinterpförtchen zu verschaffen, und wohl zu bewähren, dass aus jedem Klotze eine Herme geschaffen werden könne. Dennoch ist es menschlich gedacht, dem Schwachen durch eine ihm passende Nahrung, dem Lahmen durch Nachhinken Hülfe zu leisten. Ein subjectiver Grund reihte sich für den Vf. an den vorigen, und durch ihn gewinnt er volle Rechtfertigung. „Obgleich das ernstere Studium der classischen Welt billig von ihren vollendetsten Werken begonnen wird, weil gerade die erste Bildungsepoche als die empfänglichste und bildsamste der reinen Geistesnahrung bedarf: so scheinen uns doch die Erzeugnisse von niedrigerem Rang vorzüglich geeignet, um an ihnen einem grösseren Kreise seine ersten jugendlichen Versuche in philologischer Behandlung darzulegen, und was hier mit noch ungeübter Hand zur Wiederherstellung des Textes nach unserem Gefühl gewagt werden durfte, obgleich wir uns rein erhalten zu haben glauben von tändelnder Willkühr und kindischem Verbesserungskitzel, würde, an einem heiligeren Haupt versucht, schon Frevel dünken." Diess alles mag wahr seyn; allein um des Wenigen willen, das Hr. *P.* für *Longus* gethan, bedurfte es nicht der Entschuldigung auf Kosten des Schriftstellers, den er wenigstens dazu für gut genug hält, dass der *pruritus* einer jugendlichen Kraft an ihm getilgt werde. Übrigens darf der nicht gar bescheidene Ton, das *Wir* u. dgl. nicht auffallen, da zu des Vfs. Versuchen einer seiner Schüler, Hr. *Göttling*, das Seinige beygetragen hat. Beruhigt wird man durch den Aufblick in die Zukunft, in welcher der Vf. an sich „einen Künstler" verheisst, „der sich erkühnen wird, den edeln Marmor zu behandeln, und durch den Stoff selbst seiner Arbeit entschiedenen Anspruch auf Unvergänglichkeit zu geben." Rec. beklagt, dass ihm von Schicksal nicht vergönnt zu seyn scheint, diese goldene Zeit voll Licht und Kraft zu erleben, wenn nicht etwa der Zufall sie schnell herbeyführte, wie er blitzähnlich in dem Vf. die Ansicht über das Wesen der Übersetzung aufgehellt hat.

Die Anordnung des Buches ist, dass auf die Vorrede, welche ausser Bekenntnissen noch Nachträge enthält, der Text folgt, dann die Übersetzung, endlich kritische Noten, mit beygefügtem Register der von *Scheider* im Longus übersehenen Wörter. Der Text ist, wie S. XXXIX besagt, aus der *Schäferschen* Ausgabe abgedruckt, und „*nur selten* hat ihn Hr. *P.* nach zweyten Bemühungen seines Urhebers selbst oder nach anderen Philologen, oder nach seinem eigenen Urtheil verlassen." Die Anmerkungen sollen darüber Auskunft geben. In diesen aber soll nach

. L. Alles, was nicht mit Hn. *P's.* Namen bezeichnet ist, von seinem Freunde *Göttling* herrühren; nun t aber nichts mit dessen Namen bezeichnet, und das 'remde mit dem Eigenen vermischt worden: daher nan die Anmerkungen als das Werk der vereinten 'reunde ansehen muss. Es enthalten dieselben zugleich Auszüge aus *Villoison's* Bemerkungen, die ier ganz an unrechter Stelle, man weiss nicht, für velche Art Leser, stehen und planlos zusammen gelesen sind; denn mit gleichem Rechte hätten *Schäfers* zum Text gehörige Bemerkungen *in usum elegantiorum* *ominum* übersetzt und beygefügt werden können. Missdeuten könnte man leicht, als hätten *Villoisons* Autorität und Scharfsinn durch solches örtliches Verhältniss auf die neu eingestreuten Bemerkungen überfliessen sollen. Doch wir betrachten diese im Einzelnen. Zu I, 1 wird bemerkt, der Solöcismus in νομίσαις οὐ πόλιν ὁρᾶν möge sich noch bestreiten lassen. Wodurch? Diess sollen die schon von *Matthiä* (griech. Gramm. S. 724) zusammengestellten Gewährsmänner *Hermann* und *Heindorf* aussagen. Diess iber brauchte nicht erst bemerkt zu werden; vielnehr hätte in Rücksicht gezogen werden sollen, dass lie Stellen bey *Heindorf* ganz verschieden von der m Longus befindlichen sind, und dass es *wirklich* *bestimmte* Regeln giebt, nach welchen ἂν ausgelassen werden kann. Uns würde die Sache hier zu weit abführen. I, 3. ἔπειτα δ' αἰδεσθεὶς ist nach *Villoison* in den Text genommen. Hr. *Schäfer*, der wahrscheinlich die Correctur des Buches besorgte, hat ich nicht enthalten können, unter die Note zu setzen: „Hätte nicht geschehen sollen. Vgl. meine Melet. crit. I, p. 61." I, 4. λίθοις ἐπεποίητο. *Bast's* Zweifel an diesem Gebrauch des Dativs wird dadurch zurückgewiesen — dass die *Masse erste Bedingung* les Bildwerks sey, und dieser Dativ nicht sehr von lem abweiche, von welchem *Matthiä* Gramm. S. 543 handle. Welche Gründe! *Matthiä* spricht vom Dativ, der beym innern Beweggrund einer Handlung (φόβοισι, ἀπειρίᾳ) Statt hat. Es liegt aber der Grund dieses Gebrauchs, von welchem *Schäfer* noch ein Beyspiel im Index lieferte, in einer Verwechselung des Stoffs und des Instruments, als werde das Werk durch enen zu Stande gebracht. Dass aber dieser Gebrauch *nicht durchaus der späteren Gräcität* angehöre, wie Hr. *P.* behauptet, zeigt Odyss. 19, 563. αἱ μὲν γὰρ κεράεσσι τετεύχαται, αἱ δ' ἐλέφαντι. — I, 4. Ἡ ὤα τοῦ ἄντρου τῆς μεγάλης πέτρας ἦν τὸ μεσαίτετον. Hr. *P.* referirt in einer Note die Versuche von *Mitscherlich*, *Wyttenbach* und *Toll*, und gesteht — dass r sich hier nicht herausfände. Bald darauf hat er n ἐκ δὲ τῆς πηγῆς ὕδωρ den von *Schäfer* zu vorschnell ausgestossenen Artikel wieder aufgenommen, velcher That, an einem blossen Einfall ausgeübt, nochmals in der Vorrede Erwähnung geschieht. Ganz unpassend wird dabey Theocrit. VII, 137, wo der Artikel aus anderem Grunde nicht fehlen kann, angeführt. Die folgende Note ist ebenfalls gegen einen Einfall *Schäfers* gerichtet. — I, 10. Nach οἴνου etzt Hr. *P.* ein Kolon, welches wohl gesetzt werden kann, aber, wie selbst die Übersetzung durch ihr Komma zeigt, nicht nothwendig gesetzt werden muss. Inconsequent aber verfährt Hr. *P.*, wenn er I, 27 vor καὶ αἱ βόες und I, 26 vor καὶ προφάσεως Kommata setzt, und sich dessen noch rühmt. Die Stelle I, 27 ist der I, 10 ganz gleich. — I, 11. Λύκαινα τρέφουσα σκύμνους νέους. Die Vff. der Noten hielten νέους für ein Glossem und kaum für griechisch, bis Hr. *Erfurdt* ihnen das Unstatthafte zeigte. Es wendet aber Hr. *P.* gegen das angeführte νέον βρέφος in der Vorrede S. XLI ein, dass βρέφος überhaupt als Wort der Anrede Älterer an Jüngere gebraucht werde, das Wort σκύμνους hingegen den Begriff des Erwachsenen bestimmt ausschliesse. Welch ein Beweis! Euripides sagt Cyclop. 205: νεόγονα βλαστήματα, Homer Od. λ, 446: νύμφη νέη. — I, 12. Weil *Longus* für *Ausdrücke* des *Thucydides Vorliebe hege* (?), wäre wohl statt πρόσοψις zu lesen πρόοψις. Welch ein kritischer Grund! Als ob πρόοψις ein Eigenthum des Thucydides wäre! Thucydides braucht aber selbst πρόσοψις statt πρόοψις IV, 29. S. *Abresch.* Dilucid. p. 401 und *Gottleber* zur Stelle. — I, 23. Der copulativen Partikeln wegen hat Hr. *P.* die Worte τερπνὴ δὲ ποιμνίων βληχὴ vor den Satz γλυκεῖα — ὀδμὴ gesetzt, so wie er die Worte δειναὶ — διώκοιντο nach κλάδοις einrücken will. In Hinsicht der ersten Stelle wussten die Vff. nicht, dass καὶ sich an μὲν wie δὲ anschliesst, und also hier μὲν — καὶ — δὲ soviel ist als μὲν — δὲ — δέ. Vgl. III, 10. *Sturz* Lex. Xenoph. s. v. μὲν. Auf den zweyten Einfall scheint Hr. *P.* selbst nicht viel zu legen, weil er in der Vorrede von Schwierigkeiten, die er nicht aufzulösen wisse, spricht; denn, sagt er, folgt man der Conjectur *Wyttenbachs* ἐπὶ πολὺ μὲν πόνον εἶχε: so begreift man nicht, warum Chloes Beschwerden beym Gerinnenmachen der Milch erwähnt werden, da sie doch natürlich beym Melken viel grösserer Störung durch die Fliegen ausgesetzt war. Wir begreifen dagegen nicht, wie die Fliegen nicht beym letzteren Geschäfte mehr Last verursachen sollten. Nun aber emendirt Hr. *P.* ἔτι πολὺν μὲν χρόνον εἶχε πηγνῦσα τὸ γάλα, d. i. sie brauchte noch lange Zeit, und versetzt wie oben. Sollen wir gegen eine solche Emendation noch sprechen? Als Grund der Versetzung wird noch der Optativ εἰ διώκοιντο angeführt, da er an seiner gewöhnlichen Stelle *andeuten* (?) würde, Chloe habe sich bey ihrer Arbeit ruhig beissen lassen. Unbegreiflich ists, wie diess alles bey vorauszusetzender Kenntniss der grammatischen Regeln geschrieben werden konnte. Am Schlusse vermuthet der Vf. sehr wahr, dass all sein Bemühen wohl fruchtlos sey; nur kommt die Schuld des unklaren Gedankens nicht dem Longus, sondern dem Erklärer zu. I, 27. Πείθονται οἱ θεοὶ καὶ ποιοῦσι τήνδε τὴν ὄρνιν ὄρειον ὡς παρθένον, μουσικὴν ὡς ἐκείνην. *Schäfer* protestirte mit Recht gegen jede Änderung. Hr. *P.* emendirt ποιοῦσι τήνδε τὴν ὄρνιν ὄρειον καὶ μουσικήν, ὡς παρθένον ἐκείνην. Wie unnöthig es sey, hat ihm schon *Erfurdt* gesagt. I, 29. Hiezu wird διδάξασθαι, in activer Bedeutung, von der *Schäfer* handelte, eine *sel-*

tene Form genannt. Bey den Attikern ist dieser Gebrauch nicht ungewöhnlich, sondern häufig und bekannt. S. *Hemsterhus.* zu Aristoph. Plut. p. 4. — I, 31. Hier und II, 21 schreibt Hr. *P.* ἐλεινά statt ἐλεεινά nach *Porsons* Bemerkung *Praef. ad Hecub. p.* 8. I, 32. Weil ἄνθη zweymal steht: so wird es von Hn. *P's.* schneller Feder gestrichen. Rec. hat vor langer Zeit ἀνθεῖ verbessert, was er jetzt auch von *Erfurdt* vorgebracht sieht. In dem Folgenden wird ἀναστάντα von Hn. *P.* in πρόβατα verwandelt, doch ist die Reue schon in der Vorrede ausgesprochen, wo er doch auch für diese sich wieder neue bereitet; denn vor ἀναστάντα müsse noch πρόβατα eingeschaltet werden, weil — man höre! — τὰ μὲν sonst auf nichts anderes bezogen werden könne, als auf τὰ δὲ πάντα. Vor diesen Worten steht: τὰς αἶγας καὶ τὰ πρόβατα. II, 2 wird interpungirt: Τότε δὲ, κύνες, weil τοτὲ δὲ nicht zu der sprichwörtlichen Rede gezogen werden dürfe. Wer in aller Welt hat jemals diese Verbindung besorgt? II, 3. ὅσ' ὧραι φέρουσι, πάντα ἔχων ἐν αὐτῷ. Hr. *P.* will diese Lesart, bezogen auf Philetas, gegen *Schäfer*, der richtig hier den Garten verstand und daher ἐν αὐτῷ las, vertheidigen, bedenkt aber nicht, dass dann mit dem Participium ἔχων das vorausgehende ἐξεπονησάμην zu verbinden, und dass diese ein Solöcismus ist. Dennoch wird die Verbindung vertheidigt, weil hier — der Aoristus in der bekannten Bedeutung einer öfter wiederholten Handlung zu nehmen sey. Hatte denn Hr. *P.* noch nicht gefunden, dass der Aoristus nicht *jedes* Pflegen, sondern diess nur in einer besondern Beziehung, nämlich *in einem einmal vorgekommenen Fall* ausdrückt, dass dazu ἐξεπονησάμην nicht taugt, und dass die Participialconstruction nicht also Statt haben kann? II, 5. Dass *Villoisons* Einfall τοῦ πάντων πατρὸς χρόνου unnöthig und gewagt sey, hat schon *Wyttenbach* erklärt, aber matt bleibt doch die Vulgata. II. 34. Hr. *P.* interpungirt: τὸ ὄργανον νοεῖ καὶ τοὺς καλάμους, κηρῷ συνδήσας ἀνίσους; wahrscheinlich gut. Da aber die Structur die Worte τοὺς καλάμους κ. συνδήσας ἀνίσους engverbunden verlangt, ἀνίσους wegen Mangel des Artikels nicht blosses Epitheton seyn kann, κάλαμοι hier nicht Pfeifen (wie die Übersetzung besagt), sondern Röhre sind, und νοεῖ nur auf die Erfindung des Instruments bezogen werden muss: so ist der Zweifel an der Ächtheit des oft eingeschobenen καὶ leicht und begründet. III, 6. Παίδων δὴ πανταχοῦ σιωπή. Hr. *P.* nimmt *Jakobs* Emendation auf: ᾄδειν δεῖ· πανταχοῦ σιωπή. Diese Worte sind aber entweder beziehungslos (wie sie es in der Übersetzung sind), oder als Gegensatz mangelhaft, da dann Ἀλλὰ oder δὲ hinzukommen müsste. Die richtige Lesart kann durch wenige Änderung und Zertheilung eines Wortes hergestellt werden. III, 10. „Τίς οὖν σοι γίγνομαι;" „Μέμνησό μου" Μνημονεύω, νὴ τὰς Νύμφας. So liess Hr. *P.* nach *Wyttenbachs* Anregung drucken, da vorher die Worte τίς — μου dem Daphnis in den Mund gelegt wurden, eine Änderung, „*durch die er sich wirklich Verdienst um Longus erworben zu haben glaubte.*" Schon aber hat *Erfurdt* durch seine Bedenklichkeit Hn. *P.* zur Flucht ins Gefühl, durch welches er nun entscheiden will, bewogen. Erstlich muss γένωμαι gelesen werden, wie *Wyttenbach* richtig verlangte; dann aber wird freylich von Hn. *P.* übersetzt: Wie soll ich dir das danken? — Gedenke meiner! — allein ganz falsch. Daphnis sagt nämlich: Deinetwillen tödte ich die armen Amseln. Was aber gelte ich dir nun? (Das ist: Möchte ich dir doch dadurch Etwas seyn!) Gedenke mein! Die Frage liess eine Entscheidung erwarten, allein ohne diese abzuwarten, schliesst Daphnis, ohne weitere Bindung, sogleich die Bitte an. Über τίς in dem Sinne des versteckten Wunsches, *utinam aliquis.* S. *Schäfer* zu Soph. Oed. Colon. 1100. — III, 16. λάβα. „Im Gefühle des Unschicklichen und Fremdartigen habe ich das Wort gestrichen, da *Schäfers* Conjectur δῆθεν nicht genügt und — ich *nichts besseres weiss.*" III, 16. Statt εἰσελθὼν schreibt Hr. *P.* συνεισελθών, was unnöthig ist. Der Gebrauch ist unserm deutschen: *Komm in den Wald*, statt: *komm mit*, gleich. Auch war der absolute Gebrauch des συνεισελ. zu beweisen. — III, 79. αὐτὴν σοι παρασχεῖν. Hr. *P.* corrigirt ταύτην, was ohne allen Grund geschieht und bey dem, aus der Ferne herbeygezogenen Object unstatthaft ist. Die Übersetzung fasst es richtig: Sobald du sie beredet hast, sich dir hinzugeben. Αὐτὴν gehört zu πείσης und bey dem Worte παρασχεῖν sollte ein anderer Infinitiv (wie in μὴ παρέχοντος ἵππου δύνασθαι ἀναβαίνειν bey Xenophon) folgen, der aber durch einen wohl bekannten Euphemismus ausgelassen wird. — III, 34. πεπαίνοντος ἡλίου. „Die Zusammenstellung mit den Horen und der Tyche macht den grossen Vocal nöthig." Diess soll heissen: man schreibe Ἡλίου. Nun aber wird in dieser Stelle keineswegs Helios mit der Tyche zusammengestellt, sondern es heisst, dass die Zeitigung unter der Sonnenwärme geschehen sey, also — —. IV, 13. Die Worte: μετὰ δὲ — μακρὸν möchte Hr. *P.* lieber nach ἡδυνήθη stellen, weil dann die Erzählung mehr Zusammenhang gewinne. Wie Vieles liesse sich auf diese Weise im Longus umstellen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

BESONDERE ABDRÜCKE.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Über die Cultur der Brüche durch Urbarmachung, nebst Beschreibung der dazu zu gebrauchenden nutzbarsten Wiesenpflanzen.* Von *George Plathner.* Mit 1 Charte und 2 Tabellen. 1811. 103 S. 8. (14 gr.) (Aus den Annalen für die Landwirthschaft und das Landwirthschafts-Recht, herausgegeben von *Heinrich Stenger* und *George Plathner*, I Bande 2 Hefte, besonders abgedruckt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 DECEMBER, 1811.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Vogel: *Longos des Sophisten Daphnis und Chloe.* Griechisch und deutsch durch *Franz Passow* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Ἐπὶ τῷ κατέχειν ὧδε υἱόν. So will Hr. *P.* IV, 20 statt ὡς υἱόν schreiben. Wir verstehen jene Worte nicht, da sie ganz ungriechisch sind. Kannte Hr. *P.* nicht die Composition von ὧδε, nicht wenn der Artikel fehlen könne und stehen müsse? Doch das Ende krönt das Werk. Diess nämlich ist *Alles*, was nach den obigen Verheissungen für den Schriftsteller geschehen ist, in welchem, wenn wir Alles genau betrachten, das Haltbare auf die Schreibart ἐλεινά, und höchstens auf das Kolon I, 10 zurückgeführt werden muss. Denn was sich ausser dem von uns Aufgeführten in den Noten befindet, sind Auszüge aus *Villoisons* Anmerkungen und Nachträge aus *Schäfers* Schriften, wo jedoch wieder Manches nachzutragen seyn wird, z. B. die Widerrufung des Artikels I, 21 im Index an der Odyssee S. 70, über τριβίοις III, 30 ad Gregor. Corinth. p. 1037. Die Herausgeber hätten weiser gehandelt, wenn sie den Text, sollte er einmal gedruckt seyn, nach *Schäfers* Recension beygefügt, die Noten dagegen, da sie so sehr wenig Neues enthalten, ganz weggelassen hätten. Vielleicht aber rechnen sie auch darauf viel, dass hier zuerst das neuerdings aufgefundene Fragment am gehörigen Orte eingeschichtet worden ist. Allein auch hier wollte es nicht ganz glücken. Ein Programm von *Eichstädt* hat erst neuerlich eine richtige und genaue Abschrift des Fragments geliefert, und gezeigt, dass diess sehr verunstaltet in die Hände des Herausgebers gekommen ist. In der Vorrede werden Bemerkungen über die Lesarten mitgetheilt, bey denen Hr. *Bekker* gewiss unverschuldet des Vfs. Autoritätsglauben auf sich gezogen hat. Wir verweisen auf das genannte Programm überhaupt, insbesondere was dort über einzelne Kritiken gesagt worden ist.

Die Übersetzungskunst ist dem Vf. *der höchste Gipfel, die endliche, neues Leben entzündende Blüthenkrone aller philologischen Wissenschaften.* Ist diese Blüthe *endlich:* so bleibt ihr Endziel Tod und Verwesung, so wie in jeder *Blüthenkrone* mehr taube und fruchtlose Blüthen, die mit dem nächsten Tage abfallen, gefunden werden. So weit stimmen wir ein. Rec. hat früherhin selbst auf diesem Gebiete, vielleicht auch nicht unglücklich, gearbeitet; aber ein solcher Dünkel ist ihm nie beygekommen, noch ist er auf der vermeintlichen Höhe von dem Schwindel befallen worden, der die neuesten Übersetzer nicht zu verlassen scheint. Die *Hemsterhuise*, *Valckenaere* und Andere sind Thoren gewesen, wenn sie im lebenslänglichen Streben nicht eine Ahndung von dem höchsten Gipfel ihrer Wissenschaft gehegt haben! Und wie soll der neueste Übersetzer des Aristophanes beurtheilt werden, der die Veranlassung zu seinem Meisterwerke in einer Krankheit nachweist, und, wenn auch die aus tiefer Kenntniss alter Sprachen hervortretende Übersetzung ehrend, sich nicht in den Nimbus einer geträumten Höhe verliert. Hr. *P.* fürchtete Widerspruch, da jeder Schulknabe zum eigenen Verständniss Übersetzungen schreibt, und mancher Mann seine schon auf der Schule gemachten Verdollmetschungen späterhin drucken lässt, und da hingegen, nach richtiger Annahme, eines jeden Philologen Schwangesang eine Übersetzung seyn sollte. Diess aber beseitigt er durch ein duftendes Bild: „So lange der Morgenduft noch alle Gegenstände der Erde verhüllt, glaubt man darum so leicht, gleich mit den ersten Schritten zu erreichen, was uns die aufgehende Sonne höherer Erkenntniss in weiter, oft unerreichbarer Ferne zeigt.“ So selbst in Morgennebel befangen, schrieb Hr. *P.*, nach seinem Geständnisse, seine früheren und diese Übersetzung, die er auf einmal, ins Licht getreten, verwünscht. Denn plötzlich — während des Druckes — begegnete ihm einer unserer Alterthumsforscher (wer und wo, ist nicht genannt), der ihm Klarheit in seine Dunkelheit gezaubert hat. Jahrzehende, gelobt er, verstreichen zu lassen, bevor er neue Versuche in diesem Gebiet wage. Ob das Publicum unterdessen solche Versuche vermissen werde, wird es selbst beantworten. Es gereuet ihm nicht, das Ziel, dem er nachzustreben nie ablassen werde, im Voraus bestimmt zu haben. Guter Gott! was wird diess für eine goldene Zeit seyn! Rec. fleht hier wiederholend sein Schicksal um mehr Lebenstage an; denn wenn während der kurzen Zeit eines Abdrucks solche Erleuchtung möglich war: so hat man im Jahrzehende wahre Theophanieen zu erwarten. Über die Übersetzung selbst bedarf es eigentlich unseres Urtheils nicht, da der Vf. von ihr und von sich gesteht, „*dass er selbst zweifele an seinem ächten inneren Beruf zu vorliegender Verdeutschung des Longos, die ihm jetzt eine zu früh vom Baum gebrochene Frucht scheint.*“ S. LI sagt er, dass die wäh-

rend des Drucks vernommene Nachricht von einer Übersetzung durch *Jakobs*, früher empfangen, ihn unwiderruflich bestimmt haben würde, diese ganze Arbeit in seinem Pult zu behalten. „Ich denke, setzt er hinzu, man wird es als meine reine Überzeugung betrachten, wenn ich meine Übersetzung jetzt (das ist nach wenigen Monaten) als ein unnützes und nur zu bald der Vergessenheit preiszugebendes Buch anerkenne, dem höchstens der mitgegebene Text ein kurzes Daseyn fristen kann." Wir würden ungerecht gegen den Vf. und sein Bekenntniss seyn, wenn wir die Wahrheit in allem diesem nicht anerkennten, und erst durch Aufzählung vieler einzelner Beyspiele zeigen wollten, was sich bey dem vorauszusetzenden Glauben des Vfs. im Allgemeinen kurz bestimmen lässt. Welche die Grundsätze seyen, nach welchen der Vf. eine Übersetzung beurtheilt wissen will, wird zwar aus der Vorrede nicht deutlich, die, wenn auch von Mancherley und in vielen Worten, doch nirgends mit Bestimmtheit und Klarheit spricht; allein dem Freystrebenden, als welcher der Vf. anerkannt zu werden sucht, liegen die allgemeingültigen Foderungen vor. Was die rhythmische Nachbildung der Perioden (um mit dem, was der Vf. selbst bekennt, anzuheben) betrifft: so macht er bey seiner Übersetzung keine Ansprüche darauf; allein wir möchten diese Lossagung nicht bloss auf die Form der Wortdarstellung beschränken, sondern geradezu behaupten, auch das, was sich in des Schriftstellers Denken als individuell charakterisirt, sey verfehlt. Das blosse Verständniss war bey Longus allerdings keine grosse Aufgabe; allein schwerer, das Flache und Bedeutungslose, bey welchem das Wort *Einfalt* doppelsinnig wird, die oft affectirte Naivetät, ohne Poesie und ohne das bey der reinen Naivetät vorauszusetzende Geniale, nachzubilden. Der Mangel, welcher sich in dieser Hinsicht an des Vfs. Übersetzung zeigt, ist Bürge für die bessere Natur. Daher konnte es aber nicht fehlen, dass der Übersetzer oft in eine Art von Breitheit und Mattheit verfiel, die im Original wenigstens durch die Vollwichtigkeit der griechischen Sprache verdeckt wird. Was aber dem Vf. noch mehr Hinderniss bot, war die ihm mangelnde Gewandtheit in der Darstellung, und man bemerkt überall die Gewalt, die er sich anthun musste, um, den Fesseln seiner Individualität entnommen, über zwey zu vereinende Idiome Herr zu werden. An Wörterkenntniss ist hiebey nicht zu denken; aber dem Vf. geht die tiefere Durchdringung der griechischen Sprache und ihrer Bedeutung, auf der anderen Seite Kenntniss des deutschen Sprachgebrauchs und Einübung einer natürlichen, nicht manierirten Darstellungsweise ab. Dadurch ist oft Ausdruck und Tendenz fern vom antiken Charakter. Ohne Vieles aufzuführen, was sich tadeln liesse, mögen nur wenige Puncte diess beweisen, wobey wir gerade solche Beyspiele wählen, die zum Theil ins scheinbar Kleinliche fallen, diess aber nur scheinbar. II, 3. Φιλητᾶς ὁ πρεσβύτης ἐγώ. *Philetas, der alte Philetas bin ich.* Die nochmalige Wiederholung des Namens ist falsch, da der Artikel bey dem Epitheton bloss als dem nachgesetzten stehen musste, und keine weitere Kraft hat (S. *Schäfer* zu Gregor. Corinth. S. 1048). II, 30. *Er sank leblos an ihr nieder. Kaum bewegte er sich noch bis zur wohlbekannten Buche, als ihm von Chloes warmen Küssen und Umarmungen Besinnung wiedergekehrt war.* Diess kann auf die verkehrte Folgerung führen, als sey der leblos Hingesunkene noch bis zur Buche gekrochen. Aber im Griechischen steht Anderes: λειποθυμήσας κατέπεσε. Μόλις δὲ ἔμβιος ὑπὸ τῆς Χλόης φιλούσης καὶ ταῖς περιβολαῖς θαλπούσης γενόμενος, ἐπὶ τὴν συνήθη φηγὸν ἔρχεται. — I, 19. ἐντεῦθεν δὲ ἀρξάμενος ἐνέβαλε λόγον περὶ τοῦ τῆς Χλόης γάμου. *Nachdem er so eingeleitet hatte, brachte er das Gespräch auf Chloes Verheirathung.* Falsch; denn ἀρξάμενος (zu welchem öfterer ἀπὸ gesetzt wird) drückt nichts anderes aus, als *vor allem, vorzüglich.* Wenig scheint den Vf. die Bedeutung des vielbesagenden Partikelreichthums der Griechen gekümmert zu haben, denn er ist in der Wahl der entsprechenden deutschen nicht sorgsam. II, 1. Ἀμελήσαντες οὖν καὶ ὁ Δάφνις καὶ ἡ Χλόη τῶν προβάτων *darum verliessen auch Daphnis und Chloe ihre Schafe.* II, 2. Εὔχοντο δὲ δὴ ταχέως παύσασθαι τὸν τρυγητόν. *Bald aber verlangte sie, die Weinlese geendet zu sehen.* II, 8. Σχεδὸν τοῦτο ἐστιν ὁ ἔρως. *Das alles gleicht der Liebe.* Ἐνθεώτεροι δή. *Voller des Gottes anjetzt.* III, 10. ὡς ἐγένετο ἡμέρα, κρυὸς μὲν ἦν ἐξαίσιον, καὶ αὔρα βόρειος ὑπέκαε πάντα. *So kam der Tag heran, die Kälte war übermässig, und der Nordwind verbrannte Alles.* An vielen Stellen der Übersetzung kämpft die Treue mit den Fesseln der Ungewandtheit, und es muss dann geschehen, dass die Rede matt oder breit wird. Auffallend schwer wird dem Vf. die Auflösung der griechischen Participialconstruction, so wie ihm die glückliche Treffkraft für das Congeniale zweyer Sprachen abgeht, und er daher oft auch den besonderen Ausdruck verfehlt. III, 3. ὁ μὲν δὴ Μηθυμναίων καὶ Μιτυληναίων πόλεμος ἀδόκητον λαβὼν ἀρχὴν καὶ τέλος, οὕτω διελύθη. *Also endete die Fehde zwischen den Methymnäern und Mitylenäern, nachdem sie eben so unerwartet beygelegt als entstanden war.* II, 2. Τότε δὲ, κύνες, φασὶν, ἐκ δεσμῶν λυθέντες ἐσκίρτων. *Wie, nach dem Sprichwort, die Hündlein springen, wenn man sie vom Seile löst, so hüpften die beiden damals.* II, 30. διηγεῖται καὶ αὐτὸς ὅσα εἶδεν, ὅσα ἤκουσεν· ὅτι, μέλλων ἀποθνήσκειν, διὰ τὰς Νύμφας ἔζησε. *Er erzählte auch alles, was er gesehn, alles, was er gehört hatte, und dass er, da er im Begriff gewesen zu sterben, durch die Nymphen beym Leben erhalten sey.* I, 19. μόσχον — μηκέτι γάλακτος δεόμενον, *ein schon von der Kuh entwöhntes Kalb.* Manche Ausschmückung, die hier aufhört es zu seyn, ja widerlich wird, rührt von der Verlegenheit der Wahl und dem ängstlichen Haschen nach dem passenden Ausdruck her. II, 4. ξανθὸς ὡς πῦρ, *goldlockig wie leichte(?) Flammen.* II, 8. Ἀμελοῦσιν ἴσως καὶ ἡμεῖς ἠμελήκαμεν. *Eben so sorgen sie um nichts, und auch*

ir sorgen schon lange um nichts mehr. II, 12. Die Methymnäer machten ein kleines *Schifflein flott*, und gehen dann auch mit diesem *Schifflein vor Anker*. ακὸν μὲν ἐποίουν οὐδὲν wird übersetzt, *ohne jedoch* en geringsten Unfug zu stiften. II, 1. ἤδη δὲ τῆς πώρας ἀκμαζούσης, *da der Herbst schon seine höchste Reife erreicht hatte*. Warum nicht: *Da der Herbst in seiner Blüthe stand?* Wie unbeholfen und ungeübt der Vf. oft in der Übertragung ganzer Gedankenreihen und deren Verbindung erscheint, läſst ich, wenn nicht weitläuftige Auszüge gemacht werden sollen, durch das ganze Buch selbst nachweisen. Die einzelne Aufführung dient zu nichts. Bisweilen giebt der nicht berücksichtigte Doppelsinn Anlaſs zu Miſsdeutungen, ja er spielt ins Lächerliche. II, 1. μὲν ληνοὺς ἐπεσκεύαζεν, *der Eine bediente die Keltern*, was heiſsen würde: *er kelterte*. Der Sinn ist: r richtete die Keltern zu. Bald darauf: *Dieser bemühte sich um eine kleine Hippe*, statt: er beschäftigte ich mit einer Hippe. III, 23. *Schneller als der Gedanke fliegt, ohne getrunken oder gegessen zu haben, eilte er nun zu Chloen.* Nicht enthalten kann sich der Vf., Modernes dem Antiken beyzumischen, und durch Ausdruck und Wendung dem Alterthümlichen fremden Schmuck aufzulegen. II, 2. Καί τις τῶν ἐρασυτέρων καὶ ἐφίλησε, καὶ τὸν Δάφνιν παρώξυνε τὴν δὲ Χλόην ἐλύπησεν. *Eine der Verwegensten küſste ihn sogar, und wie sie im Daphnis flüchtige Sehnsucht erregte*, so betrübte sie Chloen. II, 11. *Schwelgend im Entzücken des Kusses.* III, 3. ἐπεπήγει δὲ κρύσταλλος, *es umstarrte sie Eis*. II, 3. ἐς τροφήν, *um zu naschen*. 8. κρύος μὲν, *zwar es schauert*. Doch, verfolgten wir auch das Einzelne noch weiter: so wäre es fruchtlose Mühe, da der Vf. sein Urtheil über diese Übersetzung selbst ausgesprochen hat, und uns der besonderen Aufzählung der Fehlgriffe überhebt. *Wolf* zählt (in der Vorrede zum Aristophanes) unter anderen Arten von Übersetzern auch solche auf, die sich vornehmer gebärden, doch oft so starr und ungeschmeidig ihre todten Häupter emporstrecken, daſs nur der sich daran vergnügt, der von den Urbildern genug mitbringt, um auch durch die umgekehrte Tapete gern zu schauen; andere fühlen sich dadurch nichts weniger als angezogen zu eigener Bekanntschaft mit den in der Vorrede gepriesenen Vorbildern. Wie charakteristisch!

Angehängt ist ein Verzeichniſs der im Longus vorkommenden Wörter, welche *Schneider* im Wörterbuche übergangen hat, in die Vorrede aufgenommen ein Verzeichniſs der von *Schneider* übergangenen heterogenischen Formen. Wie Hr. *P.* bey ähnlichen Nachträgen im *Musäus* oft voreilig *Schneidern* Unrecht gethan, hat der Rec. des Buchs gezeigt; auch hier fehlen nicht Beyspiele. So soll *Schneider* die männliche Form ὁ ἄριστος *übersehen* haben, wenn diese auch erst von *Bast* im *append. ad epist. crit.* aus einem handschriftlichen Etymologicum vorgebracht worden ist. Überhaupt aber sieht man leicht ab, wie diese Nachträge entstanden, und wie sie nicht aus Lectüre der Alten, sondern aus *Indicibus* zusammengetragen worden sind; denn es werden *einzig nur* die Heterogenen aufgereiht, die *Fischer ad Velleri gramm.* und *Matthiä* gesammelt hatten, diese aber durch eine Reihe von Citaten aus Registern und kritischen Schriften bekräftigt. Doch alles dieſs ist im Tone des ersten Finders also vorgetragen, daſs man auf den Ton gar nicht rathen kann, in welchem verhältniſsmäſsig einmal *Schäfer*, *Bast* und Andere ihre reichen lexikographischen Sammlungen bekannt machen sollen. — Weit entfernt von jeder Art Miſsdeutung, wünschen wir dem Vf., dessen Talente wir hochachten, in einem unbefangenen minder selbstgefälligen Streben wiederzufinden; seine Kraft verdient die freye, edle Entwicklung, und auch der Wille fehlt nicht, sondern wird nur durch Selbsttäuschung irre geleitet; diese aber hat er vor Allem zu beseitigen.

υ. λ. ο.

KLEINE SCHRIFTEN.

Alte Litteratur. *Berlin*, b. Maurer: Κέβητος Θηβαίου πίναξ. *Cebes des Thebaners Gemälde mit einigen Anmerkungen und einem erklärenden Wortregister zum Gebrauch für Schulen herausgegeben* von *Martin Heinrich Thieme*, Conrector und Lehrer am grauen Kloster in Berlin. Zweyte durchaus verbesserte Auflage. 1810. XII u. 96 S. kl. 8. (6 gr.)

So sehr sich des Cebes Gemälde durch seinen moralischen Inhalt und leichten ächt-griechischen Ausdruck zur Lectüre für Anfänger in der griechischen Sprache eignet: so sehr verdient diese Ausgabe desselben, wegen ihrer kritischen und typographischen Correctheit, und wegen ihrer zweckmäſsigen Bearbeitung, für Schüler, welche die ersten Elemente schon erlernt haben, zum häuslichen Studium sowohl als zum Schulgebrauche empfohlen zu werden. Die neue Auflage hat bedeutende Vorzüge vor der im J. 1786 erschienenen, und darf in Correctheit die Vergleichung mit der verbesserten Ausgabe von *Joh. Schweighäuser* (Straſsburg 1806) nicht scheuen. Wenn wir die *schweighäuserſche* Interpunction zum Verständniſs leichter finden: so empfiehlt sich diese Ausgabe dafür durch eine richtigere Accentuation und durch die hinzugefügten vortrefflichen Erläuterungen. Nicht also, um den neueren Bearbeiter dieser Ausgabe zu tadeln, sondern aufmerksam zu machen auf die kritischen Verbesserungen, welcher der Text, seiner häufigen Berichtigungen ungeachtet, noch hin und wieder ermangelt, setzen wir einige Lesarten her, in welchen wir der genannten *schweighäuserschen* Ausgabe den Vorzug geben, nicht verkennend die mehreren, worin wieder gegenwärtige Auflage den Vorzug behauptet. Besonders finden sich darunter die Lesarten der ersten der von *Schweighäuser* verglichenen pariser Handschriften, z. B. S. 4 extr. δύναται für δύναιτ' ἂν, welches die griechische Sprache in der Verbindung mit ἴσασι oder richtiger οἴδασι, vergl. S. 54 init., schwerlich zuläſst. S. 7 init. hat τοῦτο für τουτὶ weniger Nachdruck, als daselbst erfodert wird, und S. 8 med. giebt ἐὰν μή τις συνῇ für das *schweigh.* ἐὰν μέν τις μὴ συνῇ einen falschen Sinn, da hier nicht das latein. *nisi*, sondern *si non* auszudrücken war; da ferner συνῇ nur von σύνειμι, nicht von σύνιημι abstammen kann. S. 12 init. hätte τῷ ἤθει nicht verdrängt werden dürfen durch τῷ εἴδει, welches auch im Wortregister fehlt; und weiter unten muſste, wie über-

all, selbst nach der Bemerkung im Wortregister, πλάνος für πλάνη stehen. S. 14 med. erfodert der Zusammenhang ἐρῶ τούτους für ἐρῶ τοῦτο, und S. 19 verstöfst πάνθ᾽ ὅσα, und dann wieder πάντα ὅσα gegen die Gleichförmigkeit. Πάνυ γε S. 20 med. und 57 extr. ist blofse Conjectur: an der letzten Stelle hat *Schweigh.* ἔστι ταῦτα, an der ersten dem Stile des Cebes angemessener ὁρῶ für das vorherige καὶ μαλα. S. 25 init. darf παιδείαν nach dem zweyten ἀληθινὴν nicht ausgelassen werden; man würde sonst ὁδὸν ergänzen. S. 25 init. steht nach μένει in allen Handschriften noch ἐν τούτοις. Für Περιπατητικοὶ S. 24 init. hat *Schweigh.* richtiger Περιπατικοί. S. 27 extr. ἐπὶ τῆς πέτρας ist wohl nur Conjectur für das unrichtige ἐπὶ τῆς πέτραν. Die erste der von *Schweigh.* verglichenen pariser Handschriften hat dafür ἐπὶ τῇ πέτρᾳ. S. 33 extr. u. 34 init. muss es heifsen: τὴν Ἄγνοιαν καὶ τὸν Πλάνον, ὃν ἐπεπώκει παρὰ τῆς Ἀπάτης, vgl. S. 14 init. u. 40 init. S. 34 med. ist χορὸν falsch accentuirt χόρον, und S. 36 med. für ἐστεφανωμένη falsch gedruckt ἐστεφανομένη. Ebendaselbst ist die bessere Ordnung αἱ ἄλλαι Ἀρεταὶ πᾶσαι, und gegen die aus *Schweigh.* gröfserer Ausgabe aufgenommene Lesart νενικηκέτα hat *Schweigh.* in der kleineren Ausgabe wieder die Lesart aller Handschriften und Ausgaben vor *Villebrun* τοὺς νενικηκότας vertheidigt. S. 39 extr. hat *Schweigh.* richtiger ἠπίστατο für ἐπίστατο, und S. 44 init. ist der Accent und Spiritus über ουτοι vergessen, wofür *Schweigh.* überdiess besser liest Οὗτοι δὲ, ἔτανι. S. 47 init. hat *Schweigh.* für das zweyte πιστεύειν besser νομίζειν, und dann ἀσφαλὲς εἶναι für ἀ. ἔχειν. Weiter unten τὰς παρ᾽ αὐτῆς δόσεις für τὰς ἑαυτ. δόσ. Die letzten Worte am Schlusse von καὶ ἀνεῖλεξ bis ᾠήθην hat *Schweigh.* gar nicht. Kann man endlich προὐπάρχοντα für προϋπάρχ. schreiben, wie wir es S. 48 und im Wortregister finden?

F — G.

Zwickau, gedr. b. Höfer: *Animadversiones quaedam in primae Persii satirae initium:* quibus viro praecell. ampliss. dociss. *Tobiae Hempelio*, Conf. Zwiccav. et Lycei, quod hic reperitur, insp. longe meritiss. natalem diem — pie congratulantur ordinum trium priorum Lyc. Zwicc. cives, interprete *Car. Frid. Adamo Beier*, Lyc. alumno. 1809. 16 S. 8.

Obgleich diese anspruchlose Schrift von ihrem Vf. keinem gröfseren Kreise bestimmt ist, als dem auf dem Titel genannten: so verdient doch wohl jedes frühzeitige Streben nach einem würdigen Zweck, wo es zumal mit so rühmlicher Bescheidenheit auftritt, öffentliche Anerkennung; Dank aber der vortreffliche Mann, der, ein ächter Lenker der ihm anvertrauten Jugend, in dieser bey guter Zeit den edeln Sinn der Humanität anzuregen und auszubilden weifs.

Liefs sich auch nicht erwarten, dafs der jugendliche Vf. die grofsen Schwierigkeiten, die gerade den Eingang zu den Satiren des dunkelsten römischen Dichters umlagern, und an denen sich schon Meister und Jünger mit zweifelhaftem Erfolg versucht haben, ein für allemal hinweg räumen würde: so muss ihm doch zugestanden werden, dafs er manche der hier obwaltenden Hindernisse und Bedenklichkeiten durch seine fleifsige, und wohlüberdachte Ausführung als wirkliche Schwierigkeiten unwidersprechlich dargestellt hat; und nur gemeine Blödsichtigkeit kann das höchst Verdienstliche darin verkennen. Besonders auszeichnen müssen wir überdiess die kurze, aber verständige Zurückweisung des *königschen* Einfalls; in der ersten Satire seyen durch Schuld der Abschreiber zwey Gedichte ganz verschiedenen Inhalts zusammengeknetet: eine Hypothese, die der Bequemlichkeit sehr zu Statten käme, wenn sie sich nur mit den Gesetzen gesunder Kritik vereinbaren liefse; auch die Conjectur *adspexti* für *adspexi* im 10 Verse, die diese ganze Stelle dem Gegenredner, dem *vetulus* v. 22, zutheilt, ist keineswegs zu übersehen, und sie zeigt mindestens einen neuen, noch nicht betretenen Weg der Erklärung, der leicht der richtigere seyn dürfte.

Seit dem Erscheinen dieser kleinen Schrift ist des Vfs. Name abermals an gar ehrenvollem Ort, in der classischen Ausgabe des *Cicero de legg.* durch seinen Lehrer *Görenz*, genannt, zu welcher er den sehr brauchbaren Index ausgearbeitet hat. Wer sich eines solchen Führers und Freundes rühmen darf, — auch vorliegender kleinen Schrift hat der treffliche Mann einige Worte des Rathes und der Ermunterung beygefügt — von dem erwartet man für die Zukunft mit Recht etwas Ausgezeichnetes.

F. P.

Breslau, b. Grafs u. Barth: *M. Accii Plauti Captivi et Menaechmi.* E recensione Gronovii cum varietate lectionis et notis perpetuis in usum scholarum accommodavit *Carolus Adolphus Menzel*, Gymnasii Elisabethani apud Vratislavienses Professor et Collega Primarius. 1811. XVI u. 171 S. 8. (16 gr.)

Die Absicht, nach welcher dieser neue Abdruck zweyer plautinischen Komödien besorgt worden ist, und der Geist, mit welchem diess geschehen, wird durch die in der Vorrede dargelegten Gedanken offenbar. Der Herausgeber spricht erstlich Einiges zum Lobe des alten Komödiendichters, um dadurch sein Unternehmen zu rechtfertigen. Dann sagt er, wie er bedacht gewesen, bey diesem Buche die Sittenreinheit der jungen Leser zu sichern, und die Schwierigkeiten durch Zusammensetzung eines Commentars aus *Lambins*, *Gruters* und Anderer Noten hinwegzuräumen. Die Varianten habe er in diess Schulbuch zur Einübung des kritischen Scharfsinns beygefügt. So liefert er den Abdruck an mehreren Stellen castrirt. Da der Vf. für Jünglinge schrieb, die Latein verstehen: so werden diese sonder Zweifel auch die Vorrede lesen, und dann steht Rec. für die Versicherung, dafs Jeder, lüstern gemacht, suchen wird einer vollständigen Ausgabe des Plautus habhaft zu werden, um die ausgestofsenen Obscenitäten, die durch Verdammung in volleres Licht gesetzt werden, recht genau zu beschauen. Man ist längst einig, dafs solches Verfahren mehr schadet als nützt, dafs man durch solche Verdeckung nicht bessert, sondern zur Aufdeckung reizt, und dafs die Alten durchaus nicht die Menschen sind, an denen man moralische Executionen vollführe. An dem unkeuschen Verhüllen, an dem moralischen Kopfschütteln mit Ach und Aber, wie es *Herder* nennt, nimmt der unschuldige Jüngling das erste Ärgernifs. Was die Noten enthalten, mag eine Probe zeigen. Zum Prolog der ersten Komödie beginnen sie also: 1. *Hos quos. Horum, quos videtis stare hic captivorum duorum, alterius, quem ego ostendo vobis, scil. Tyndari, Hegio senex, qui hic habitat, pater est.* 2. *Illi pro illic.* 3. *Vos. Vertit se Prologus ad Actores, ut qui fabulae exitum nossent.* 5. *Serviat suo sibi patri. Est genus loquendi e Graeco usurpatum, ubi usitatissimum est, haec pronomina redundare, ut etiam in Germ. sermone familiari. Fit tamen, ut inde augeatur vis pronominis simplicis ac si dicat auctor: suo ipsius patri.* 8. *Surpuit, surripuit.* 9. *In Alide. Elide, Achaiae oppido.* — — 27. *Hic, Hegio.* 30. *Inde, ex Elide.* 32. *Filio dum parceret. Filio dummodo consuleret.* 33. *Reconciliare, recuperare. Quaestoribus. Quaestores urbani etiam manubias et praedas hostium vendebant.* 39. *Fert imaginem.* [illegible]*bduit personam.* Diefs Wenige wird genug seyn. Sch[illegible]n, die noch nicht wissen, dafs *sis tu* für *si vis tu* steht, d[illegible]s *sobrie* oft durch *considerate* erklärt werden muss u. dgl., ist Plautus nicht passend; dieser aber bedarf anderer Art erklärender Unterstützung, als wir sie hier fanden. Zu was unter solchem Kram die Aufzählung der Varianten diene, wo nirgends ein ächtes kritisirendes Urtheil leitet, und wo alles Andere leichter als plautinischer Geist erkannt wird, mag schwer zu bestimmen seyn.

H. E. D. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1811.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Bibliothèque françoise pour la jeunesse plus avancée ou Choix de lectures intéressantes tirées des meilleurs ouvrages anciens et modernes.* 1809. Cahier I. X u. 132 S. Cah. II. VI u. 207 S. Cah. III. IV u. 188 S. 8. (1 Rthlr. 22 gr.).

So sehr die Zahl der französischen Lesebücher sich täglich mehrt: so fand der Herausgeber doch hier noch eine Lücke auszufüllen. Lesebücher für Kinder von 8 — 12 Jahren, sagt er, giebt es in Menge: sie sind entweder bloss für den ersten Elementar-Unterricht bestimmt, und werden, wenn man die ersten Kenntnisse der Sprache daraus geschöpft hat, bey Seite gelegt; oder sie beabzwecken neben dem Sprachunterrichte zugleich die Bildung des Geistes und Herzens, und der geübtere Knabe, in dem sich schon Geschmack an Lectüre zu offenbaren anfängt, kehrt zu ihnen gern und um desto öfterer zurück, je zweckmässiger sie das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Unter den Schriften der zweyten Classe empfiehlt der Herausgeber mit Recht *Berquins* Werke; sein *Ami des enfans* und seine *Magasins* sind eben so anziehend als gehaltvoll. Wenn aber derselbe für die erwachsenere Jugend ein ähnliches Werk vermisste, und daher durch die gegenwärtige *Bibliothèque* einem dringenden Bedürfniss abzuhelfen glaubte: so findet Rec. diesen Mangel weder so gross, noch das Bedürfniss so dringend. Denn wollen wir von den in den letzten 20 Jahren erschienenen französischen Lesebüchern für die reifere Jugend nur die besseren hier aufführen: so möchte uns der Raum dadurch ziemlich beengt werden. Und sind denn überhaupt Magazine und Chrestomathieen für die erwachsenere Jugend so etwas Wünschenswerthes? Unseres Erachtens können wir vielmehr uns Glück wünschen, dass dieselben noch nicht zu der ungeheueren Zahl angewachsen sind, als die Elementar- und Kinder-Schriften. Denn durch nichts wird das gründliche Studium einer Sprache mehr gehindert, durch nichts der erwachsene Jüngling von dem Ziele, das er sich vorgesteckt hat, mehr abgelenkt, als durch das lange Klebenbleiben an dergleichen verschiedenartigen und charakterlosen Bruchstücken. Wer einst als Gelehrter auf allgemeine Bildung Anspruch machen will, dem ist es darum zu thun, den Genius der französischen Sprache zu studiren, den Gang und den eigenthümlichen Charakter dieser Literatur kennen zu lernen, und diese Kenntniss schöpft er besser und reiner aus der Quelle selbst, als aus abgeleiteten Bächlein. Ein geschickter Lehrer wird ihm also frühzeitig die besten Prosaiker und Dichter der Franzosen in der gehörigen Stufenfolge selbst in die Hand geben, und er wird jenen Mangel, wenn er ihn ja gefühlt haben sollte, leicht vergessen. Den meisten Jünglingen freylich ist es bloss um die Sprache als Sprache zu thun. Das in jeder Lage gefühlte Bedürfniss, französisch zu lesen, zu sprechen und zu schreiben, treibt sie zum Studium derselben. Ihnen ist es genug, mit dem Materiellen der Sprache bekannt zu werden, und sich durchs Lesen eine mechanische Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck zu erwerben, ohne eben tief in den Geist der Litetur eindringen zu wollen. Nach dieser beschränkten Ansicht wählen sie gewöhnlich nur solche Bücher zur Lectüre, die ihren künftigen Berufsgeschäften näher liegen, und für einzelne Fächer, wie z. B. für den Kaufmann, ist, dünkt uns, gar reichlich gesorgt. Eine dritte Classe endlich erlernet das Französische nicht als Geschäfts-, sondern als Umgangs-Sprache, als ein nützliches Erfodерniss für jeden Gebildeten. Nicht auf den engen Kreis ihres künftigen Berufs eingeschränkt, machen sie Anspruch auf allgemeinere Bildung, glauben diese in der grösstmöglichen Menge nützlicher Kenntnisse zu finden, und suchen ihr Heil hauptsächlich in solchen Schriften, aus welchen sie neben der Sprachkenntniss zugleich die meisten und nützlichsten Real-Kenntnisse erlernen können. Für diese sind Encyklopädieen, Chrestomathieen und Bibliotheken erwünscht, und diesen empfehlen wir die gegenwärtige *Bibliothèque* als eine nützliche und angenehme Unterhaltung.

Das Werk soll nach der Vorrede alle Gegenstände umfassen, welche der Fassungskraft der Jugend angemessen und für sie interessant seyn kann, Naturgeschichte, Geschichte, Geschichte der Kunst, Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker der Erde, Poesie. Besonders soll dafür gesorgt werden, aus neuen, seltenen und kostbaren Werken das Gute, Nützliche und Interessante auszuheben. Dagegen bleibt Alles, was bloss Vergnügen, vielleicht gar auf Kosten der Entwickelung des Verstandes, zum Zweck hat, mit Recht ausgeschlossen. Wir sehen, der Herausgeber hat seinen Plan ziemlich weit angelegt; allein er hat seine Auszüge mit Besonnenheit und Einsicht geordnet, und in das Ganze soviel als möglich Einheit zu bringen gesucht. Dass zu grosse Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit der Gegenstände die Leser mehr zerstreut und an

Flüchtigkeit gewöhnt, ist eine gegründete Bemerkung, die den Jugendschriftstellern nicht dringend genug ans Herz gelegt werden kann. Der Herausg. ist diesem gewöhnlichen Fehler französischer Lesebücher glücklich entgangen; er hat sich in jedem Hefte lieber an Ein Land halten wollen, als die fremdartigsten Sitten und Gebräuche verschiedener Völker und Gegenden in bunter Reihe neben einander zu stellen. Eine Übersicht des Inhalts wird den Leser von der Zweckmäſsigkeit des Werkes überzeugen.

Cah. I. *Notices intéressantes sur l'Egypte.* Diese für die erwachsene Jugend wirklich interessanten Notizen füllen den gröſsten Theil des Stücks (S. 1—107), und enthalten das Wesentliche von dem, was man aus Reisebeschreibungen über Ägypten weiſs. Der Herausg. hat seine Quellen nicht genannt: ein Mangel, den er in den zwey folgenden Heften selbst zu verbessern für gut fand. Über die Pyramiden hat der Herausg. nichts aufgenommen, weil sie schon oft beschrieben worden und weil die detaillirten Beschreibungen aus gröſseren Werken alles (?) Interesse verlieren und nicht einmal verständlich sind, wenn sie nicht durch Kupfer verdeutlicht werden. Eben deſswegen findet man auch nichts von den Ruinen der übrigen alten Monumente. Aber gerade diese Gegenstände haben für die Jugend so vielfaches Interesse und für das Studium des Alterthums so mannichfaltigen Nutzen! S. 108. *Variétés.* Hier bloſs eine Erzählung: *Le Pauvre et son chien*, aus *Tristarm Shandy.* S. 113. *Poésies.* 3 Gedichte von *Mancini-Nivernois*, und 4 Stücke aus Virgils Landbau, von *de la Raux* übersetzt. Daſs der Herausg. hier gröſstentheils Übersetzungen aufgenommen, und daſs er statt der Übersetzung von *Delille* die von *Raux* gewählt hat, billigen wir nicht, da es hier nicht auf das Studium des Virgil, sondern auf das Studium des Genius der französischen Sprache und Literatur ankommt.

Cah. II. 1. *Détails curieux sur l'Indostan.* S. 1—148. Einige dieser Nachrichten sind aus *de Grandpré Voyage dans l'Inde et au Bengale;* andere, besonders die über die Mythologie und die Religion der Hindou, aus *Sonnerat Voyage aux Indes orientales;* noch andere, wie z. B. über die Poesie, wobey sich auch einige poetische Stücke aus dem Samscrit und dem Malabarischen übersetzt finden, aus der Reise von *Paulin de St. Barthélemy;* noch andere endlich aus *Le Gentil Voyage dans les Indes.* Die Nachrichten sind nach den Materien bald aus dieser, bald aus jener Reisebeschreibung ausgehoben, ziemlich ausführlich, und gut geordnet. Unter dem Titel: *Variétés*, theilt der Herausg. *Les deux Souris*, eine Fabel; *la Veillée*, eine Idylle von Mad. *Petigni Le Sexpers;* dann *Ver-Vert*, ein Gedicht in 4 Gesängen, und einige Stücke aus Ovids Metamorphosen, übersetzt von *Desaintanges*, mit.

Cah. III. 1) *Notices sur le Japon* (S. 1—99), aus den Reisen von *Kämpfer*, *Thunberg* und der *Histoire générale des voyages* gezogen. 2) *Lettre du Roi Stanislas Leszinski à la Reine de France sa fille* (S. 100—155), die merkwürdige Geschichte seiner Flucht von Danzig enthaltend. 3) *Le cheval d'Espagne* von *Florian.* 4) *L'héritier malheureux* und *Le Bouquet et les Etrennes* aus den *Contes moraux* von *Imbert.*

Wenn der Herausg. auch in der Folge das *Multum* eben so sehr als das *Multa* berücksichtigt; wenn er besonders darauf bedacht ist, aus neuen, seltenen und kostbaren Werken das Gute und Nützliche auszuheben, und bey den *Variétés* immer mehr auf originelle und nicht zu bekannte Stücke sein Augenmerk richtet: so darf er auf eine günstige Aufnahme der Fortsetzung rechnen. Nur sorge er dabey für bessere Correctur. Die zahlreichen Druckfehler sind im angehängten Verzeichniſs bey weitem noch nicht alle angeführt.

Xρμ.

ÖKONOMIE.

ERFURT, b. Hennings: *Die deutsche Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange*, nach den neuesten Erfahrungen bearbeitet von einer Gesellschaft praktischer Ökonomen, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Johann Volkmar Sickler* III Band. Auch unter dem Titel: *Deutschlands Gartenschatz nach der Grundlage des ältern reichardschen Gartenschatzes*, mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen praktischer Gärtner und Landwirthe bereichert und bearbeitet von *D. F. K. L. Sickler*, und herausgegeben von *Joh. Volkmar Sickler.* Dritter und letzter Band. Mit Kupfern. 1805. VIII u. 346 S. — IV — VII Band. Auch unter dem Titel: *Deutschlands Feldbau*, nach den neuesten Entdeckungen und Erfahrungen praktischer Landwirthe bearbeitet und bereichert von *Ernst Heinrich Göring*, und herausgegeben von *Joh. Volkmar Sickler.* I Band. Mit 1 Kupfer. 1804. XIV u. 396 S. II — IV Band, bereichert und bearbeitet von *Joh. Friedrich Wolstein.* Diese drey Bände auch unter dem dritten Titel: *Die Kunst, ohne alle Anleitung Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Hunde und das sämmtliche Federvieh, so wie die Bienen, Seidenwürmer u. s. w. selbst zu erziehen, warten, füttern und ihre Krankheiten erkennen und heilen zu lernen.* Bearbeitet von *Joh. Friedr. Wolstein*, Thierarzt und Ökonomen, und herausgegeben von *Joh. V. Sickler.* I Band 1805. XIV u. 214 S. II Band 1806. XIV u. 288 S. III Band 1806. XVIII u. 342 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Die zwey ersten Bände dieses Werks liegen auſser der Grenze unserer Zeitung. Der dritte Band enthält den gesammten Obstbau, nämlich im 1 Abschnitt die allgemeinen Regeln zur Erziehung und Wartung der Obstbäume; die verschiedenen Methoden, sie zu vermehren, zu veredeln, durch Ausläufer, durch Wurzel-Zertheilung, durch Ableger, Schnittlinge, Wildlinge, durch Kernschulen; die Verpflanzung der Kernreiser; vom Baumwachs; Oculiren, Pfropfen,

opuliren; Wartung der Baumschule; Lage und oden eines Obstgartens; vom Versetzen der jungen äume; Anpflanzung auf Triften und Ländereyen; on Zwergbäumen, als Spalier-, Pyramiden-, Kesl-Bäume; Regeln, diese zu schneiden; Baumschnitt er besonderen Obstarten; Obstorangerie nach *Diel*, . s. w. Im 2 *Abschnitt* wird von der Behandlung der Art Fruchtbäume insbesondere, so wie von den bstsorten, welche besonders angebauet zu werden erdienen, gesprochen. Die Ordnung ist folgende: ernobst, der Apfelbaum, seine Behandlung, Bechreibung von 92 Sorten Sommer- und Winter-Äpfeln, immtlich aus dem deutschen Obstgärtner; der Birnaum, seine Behandlung, Beschreibung von 98 Soren Sommer-, Herbst- und Winter-Birnen, ebenfalls us dem deutschen Obstgärtner; 6 Sorten Quitten. — teinobst, der Kirschbaum, seine Behandlung, Bechreibung von 39 Sorten Kirschen; der Pflaumenaum, seine Behandlung, Beschreibung von 28 Soren Pflaumen; der Schlehenbaum, der nicht *Prunus ylvestris*, sondern *Prunus insiticia* nach Linné heisst, . Sorten hievon; der Pfirschbaum, seine Behandlung, Beschreibung von 11 Sorten Pfirschen, sämmtlich aus lem deutschen Obstgärtner; der Aprikosenbaum, Bechreibung von 7 Sorten Aprikosen; Mispeln, 3 Soren. Dann Schaalenobst, als Mandeln, 6 Sorten; Vallnüsse, 10 Sorten; Kastanien, 3 Sorten; Maulbeerbaum, 3 Sorten. Ferner obsttragende Sträucher ind Stauden, als Haselnüsse, 8 Sorten; Cornelius irsche; Johannisbeere; Stachelbeere; Erdbeere, 10 Sorten; Himbeere, 6 Sorten; Berberisbeere, 7 Sorten. Weiter, vom Abnehmen, Aufbewahren and wirthschaftlichen Gebrauch des Obstes, als Welken, Prunellen aus Zwetschen; Obstwein aus Äpfeln, Birnen, Stachelbeeren, Johannisbeeren; Obstessig; Birnsaft; Birnmuss; Zwetschenmuss; Kirschsaft; Himbeersaft. Dann von den Krankheiten der Bäume and Mittel dagegen; Beschädigung der Bäume und Mittel dagegen. Den Schluss macht ein monatlicher Baumgartenkalender. Wir haben zwar keinen Mangel an sehr guten pomologischen Schriften; aber gleichwohl ist das gegenwärtige Werk keinesweges überflüssig, besonderes da es aus dem Gesichtspuncte eines Theils der Landwirthschaft bearbeitet ist. Der Vf., Hr. Dr. *Sickler*, ein Sohn des berühmten Vfs. des deutschen Obstgärtners, hat sich auch schon als guter Pomolog gezeigt; er hat zugleich die neuesten and besten Werke bey seiner Arbeit benutzt, besonders *Christ* und den gedachten deutsch. Obstgärtner; and seine Schrift musste um desto mehr an Güte and Brauchbarkeit gewinnen, da er sie unter der Aufsicht seines würdigen Vaters herausgab. Rec. empfiehlt sie daher allen Freunden der deutschen Landwirthschaft, die sich eine gründliche Kenntniss vom Obstbau erwerben wollen. Die dabey befindlichen 3 Kupfer stellen Garten-, Oculir-, Copulir-Messer, Sägen, Pfropfeisen, Baumhacken, Baumspaden u. d. gl. Werkzeuge vor, so wie die Form der Fruchtreiser zum Oculiren, Pfropfen, und die Art und Weise, sie dem Stamme einzuverleiben.

Der 4 Band eröffnet, wie Hr. *Sickler* in der Vorrede bemerkt, ein abgesondert für sich bestehendes Werk, welches sich mit der Darstellung des Feldbaues im engeren Sinn beschäftigt, da die drey ersten Bände bloss Anweisungen zum vortheilhaften Gartenbau enthielten. Aus dieser Ansicht erklärt er, wie von manchen Gegenständen der Landwirthschaft, z. B. vom Erdboden, vom Dünger u. s. w., hier abermals die Rede sey und seyn müsse; dass aber selbst die Besitzer des 1sten Bandes der deutschen Landwirthschaft oder des Gartenschatzes diese Capitel um so mehr mit Nutzen lesen würden, da sie hier viel vollständiger als dort abgehandelt worden seyen. In wiefern sich dieses so verhält, kann Rec. nicht entscheiden, da er jene beiden ersteren Bände nicht bey der Hand hat, um eine Vergleichung anstellen zu können. Dieser 4 Band der *deutschen Landwirthschaft*, oder der 1 Band von *Deutschlands Feldbau*, handelt vom Erdboden, von der Bearbeitung des Ackerbodens durch den Pflug, die Egge und Walze; von den Unkräutern und ihrer Vertilgung; vom Dünger und seiner Anwendung; von den gewöhnlichen Arten des Fruchtwechsels, als der Koppelwirthschaft, Dreyfelderwirthschaft, Stallfütterungswirthschaft, englischen Wechselwirthschaft; von der Saatbestellung; vom Anbau der Getreidefrüchte, Hülsenfrüchte; von der Ärndte; vom Dreschen, Reinigen, Aufbewahren der Früchte; von Öl gebenden Gewächsen; von Gewürzpflanzen, als Hopfen, Anis u. s. w.; Färbekräuter; Handelsgewächse, als Tabak, Schwarzkümmel u. s. w.; vom Wiesenbau; von künstlichen Gras- und Futter-Kräutern. In allen ist vorzüglich die in Thüringen gewöhnliche Cultur des Bodens und der Gewächse beschrieben, doch aber auch Rücksicht auf den Feldbau anderer Länder, und besonders Englands, genommen worden, so dass ein Jeder in Stand gesetzt wird, durch die Vergleichung seiner eigenen Wirthschaft mit anderen das Nützlichste und Anwendbarste sich eigen zu machen. Die Felderbse, von der S. 218 gesprochen wird, ist nicht *Pisum arvense*, sondern *Pisum sativum*. Das zu diesem Bande gehörige Kupfer stellt vor *Cook's* Säemaschine, und eine Jätemaschine. — Der 5 Band oder der 2 Band von *Deutschlands Feldbau*, oder auch der 1 Band von *Wolfsteins Kunst Pferde, Rindvieh* u. s. w. *zu erziehen*, handelt bloss von der Pferde- und Rindvieh-Zucht. Unter den vielen S. 212 empfohlenen Mitteln wider das Auflaufen des Rindviehes, worunter auch, wie gewöhnlich, das in den Händen der Unwissenden so gefährliche Instrument, der Trokar, nicht vergessen worden ist, vermisst Rec. gerade das allerwirksamste, nämlich das von den Franzosen erfundene Mittel mit ungelöschtem Kalk, das nun schon in mehreren ökonomischen Schriften verbreitet ist.

Der 6 Band der *deutschen Landwirthschaft*, oder der 3 Band von *Deutschlands Feldbau*, oder auch der 2 Band des *wolfsteinischen Werks*, hat die Schafzucht zum Gegenstande.

Der 7 Band der *deutschen Landwirthschaft*, oder

der 4 Band von *Deutschlands Feldbau*, oder auch der 3 Band von *Wolstein's Werke*, handelt von der Schweine-, Ziegen-, Kaninchen-, Esel- und Maulthier-, von der Hühner-, Truthühner-, Tauben-, Gänse- und Enten-Zucht; dann von der Mastung und den Krankheiten des Federviehes. Rec. erlaubt sich bey diesem Bande einige Bemerkungen. Die S. 32 angerühmte Eichelmast giebt zwar den Schweinen ein festes Fleisch, aber keinen Speck; um diesen zu erlangen, muss nothwendig mit Getreideschrot die Mast beendiget werden. Zuchtsauen, oder überhaupt Schweine, die nicht sobald geschlachtet werden sollen, dürfen gar keine Eicheln zum Futter bekommen, allem Zucht- und Arbeits-Vieh ist lauter Eichel-Fütterung äusserst gefährlich, es ist der Weg zu ihrem Tode. Nur dann sind Eicheln diesem Vieh unschädlich, wenn man mit Erdmast, oder mit anderem Futter, wäre es auch nur Gras, abwechselt. Diese schädliche Wirkung der Eicheln entsteht aus ihrer anhaltenden und zusammenziehenden Kraft; überhaupt sind sie ein äusserst hitziges Futter. S. 37 wird empfohlen, den Schweinen zur Beförderung der Mast alle 14 Tage *Antimonium crudum* zu geben. Aber daraus entsteht der grösste Nachtheil für die Mast. Giebt man diess Mittel den Schweinen während der Mast: so greift es sie dermassen heftig an, dass sie um 14 Tage zurücktreten. Nur Anfangs derselben ist diess Mittel von guter Wirkung, um Magen und Gedärme der Schweine zu reinigen. S. 38 wird die Regel gegeben, den Schweinen Anfangs der Mast nur dünnes Spülich, ohne Trebern, zu geben, in der Folge aber immer dicker Futter, zuletzt bloss die dicken Trebern. Das ist gerade umgekehrt; Anfangs der Mast muss man ihnen dickes, steifes Futter, lauter Trebern geben, um Magen und Gedärme zu erweitern; im zweyten Theil der Mast wird es mehr verdünnt, und im dritten und letzten Theil giebt man ihnen bloss dünnes Spülich. Giebt man ihnen jetzt dickes: so saugen sie das dünne heraus, und lassen die Trebern liegen. S. 76 wird behauptet, dass Pfeffer und gesalzene Brühe den Schweinen tödtlich wären. Ersteres, so wie die vorhergehende verkehrte Vorschrift der Mast, sagt immer ein Schriftsteller dem anderen nach. Aber es ist falsch, dass Pfeffer tödte; vielleicht kam einmal ein Pfefferkorn einem Schweine in die Luftröhre, es erstickte, und sogleich machte man den Pfeffer zu Gift. Auch gesalzene Brühe ist nicht schädlich, vielweniger tödtlich, sie ist vielmehr den Schweinen überaus zuträglich. Man streuet ja denselben während der Mast, und um sie zum Fressen zu reizen, ganze Hände voll Salz auf das Futter, so wie es bey anderem Vieh gebräuchlich ist. S. 304 wird auch das in mehreren Schriften enthaltene Mittel beygebracht, die Gänse, um sie zu mästen, schwebend in der Luft aufzuhängen, die Augen zu verblenden, und die Ohren mit Wachs zu verkleben. Ein solches marterndes Mittel, durch welches man sich an dem armen Vieh versündiget, müsste ewig vergessen bleiben, und nie öffentlich bekannt gemacht werden. Rec. muss gestehen, dass er alle in diesen Bänden abgehandelten Theile der Landwirthschaft, worüber freylich nichts Neues gesagt werden konnte, da schon viele unserer besten Schriftsteller darüber geschrieben haben, gleichwohl sehr zweckmässig bearbeitet gefunden hat, und dieses Werk keineswegs überflüssig ist, weil die Vff. in gedrängter Kürze aus sehr guten Quellen schöpften, nämlich aus *Beckmanns* Landwirthschaft, *Eckardts* Experimental-Ökonomie, *Germershau* ens Ganzem der Schafzucht, aus *Schäffer* die Egelschnecken der Schafe, *Ploucquet* Veredlung der Wolle, *Thaer* englische Landwirthschaft, ferner aus *Hastfer*, *v. Steindel*, *Benckendorf*, *Gotthard*, *Rohlwes*, aus den ökonomischen Heften und anderen Schriften. Vorzüglich, und zum Theil auf eigene Erfahrung gegründet, scheint Rec. die Schafzucht bearbeitet zu seyn. Αλκ.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Dortmund*, b. den Gebrüdern Mallinckrodt: *Neue französische Gespräche für Deutsche.* Zur Beförderung eines richtigeren und geläufigeren Ausdrucks im Französischen. Nebst einigen nützlichen Anhängen. *Zweyte* verbesserte u. vermehrte Ausgabe. 1811. 188 S. 8. (10 gr.) Eine Sammlung kurzer Sätze und Redensarten, aus welchen der Anfänger die Schicklichkeit und Unschicklichkeit vieler französischer Ausdrücke mit Bewusstseyn beurtheilen lernen, und danach seine eigene Diction bilden soll. Ohne Lehrer wird er aber nicht weit kommen. Denn es sind zwar Beyspiele genug hier zusammengetragen, die Gründe aber nur hie und da angegeben. Besondere Aufmerksamkeit hat der Vf. den Participien geschenkt, und die dahin gehörigen Regeln aus *Domergue* und *Caminade* gezogen. *Une livre, argent de Lubec,* für: eine Mark Lübisch, dürfte wohl keinen Kaufmann befriedigen, und missverständlich seyn, da eine Mark Lübisch Banco ungefähr zwey Livres in französischem Gelde beträgt. Js.

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Neues Lehrbuch für Deutsche, zur leichten, schnellen und gründlichen Erlernung der französischen Sprache.* Unterrichtsbuch für Schulen von M. *J. C. Vollbeding.* 1811. 64 S. 8. (4 gr.) Welcherley Schülern diese vier Bogen nützen sollen, ist nicht zu ermessen. Der Vf. scheint sich solche gedacht zu haben, die noch nicht französisch aussprechen, und dabey doch so viel Latein können, dass man ihnen die Ableitung der Wörter jener Sprache aus dieser zu zeigen im Stande ist. Dergleichen Schüler gab es vormals wohl, wo alles Bestreben in den Gymnasien auf die Auslegung der römischen Classiker gerichtet war, jetzt aber nicht mehr. Wer noch zu lernen hat, dass „einfache Vocale durch *einen* Buchstaben bezeichnet, und auf einmal ausgesprochen werden", der ist nicht fähig, die Ableitungen des französischen *Bouson* von dem lateinischen *Baso*, von *coudre* (nähen) aus *cudere* (schmieden), von *miner* (untergraben) aus *minari* (drohen) einzusehen, wenn sie auch wirklich richtig wären. Noch wunderlicher muss es dem Anfänger dünken, wenn er gar aus dem Celtischen, z. B. Harnisch, *harnois*, aus *Hairnache* (Eisenwerk), celtisch, deriviren soll. Das Schriftchen ist also noch unbrauchbarer, als es wohlfeil ist. Js.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER, 1811.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Nürnberg, b. Wittwer: *Über das Hauptgesetz der deutschen Rechtschreibung und über die Sprachfehler baierischer Schriftsteller.* Von D. *Johann Christian Siebenkees.* 1808. 160 S. 8. (12 gr.)

Durch die früheren Versuche einiger Engländer und Franzosen, *Voltaire's*, z. B., die veralterten Schreibformen ihrer Sprachen mit denen der Aussprache, die im Verlaufe von mehreren Jahrhunderten von jenen ganz abgewichen, wiederum auszugleichen, wurden nur auch in Deutschland zuerst die Schriftsteller, denen unsere Sprache schon eine fast gänzliche Wiedergeburt verdankte, und nachher selbst etliche Sprachforscher entzündet, auch der Schreibung unserer Sprache endlich dasselbige Heil wiederfahren zu lassen. Freylich waren die Deutschen, anderen Völkern sehr ungleich, auf einen staatisch mächtigen Vereinigungspunct, dessen Sprachformen allen Landschaften zum Gesetze dienten, niemals bedacht gewesen. Deshalb bemühte sich denn fast jeder Verbesserer, die völkerschaftliche Schreibung immer nur nach der Sprachweise seines Orts oder Landes, allen anderen antrotzend, zu modeln; auch hatten dieselben nie feste Begriffe, weder von dem Gegenstande, noch von dem Umfange und den Zwecken der Schreibung, daher sie denn bald Formen veränderten, die gar nicht in jenes Gebiet gehörten, bald Mittel gebrauchten, die dem Zwecke der Schreibung ganz widersprachen. „Die Sprachlehre", sagte *Adelung* im Lehrgebäude I, 117, „zerfällt in zwey Haupttheile, die Fertigkeit (?), richtig zu reden, Orthologie oder Rechtsprechung im weitesten Sinne, und in die Fertigkeit, richtig zu schreiben, Orthographie oder Rechtschreibung. Die Orthographie lehret (II, 656), wie eine Sprache und ihre einzelnen Laute mit den in derselben angenommenen Schriftzeichen richtig geschrieben werden müssen; die Grammatik oder Sprachlehre hat es bloss mit der (Form) Richtigkeit des Ausdrucks zu thun." Gleichwohl kam *Adelung* mit Abgrenzung der beiden Theile niemals aufs Reine; denn sogar in den letzten Ausgaben der Sprachlehre für Schulen wirrete er zu häufig noch die Schreiblehre in die Lautlehre hinein, und in jene nicht bloss wiederum diese, sondern auch oft die Lehre der Ableitung und der Wörterformung, z. B. ob man spreche und schreibe: *eräugnen* oder *ereignen*, *vierte* oder *vierte*, *billich* oder *billig*, *adellich* oder *adelig* u. s. f. Eben so das Heer seiner Schüler. Manche Schreiblehrer des 16 und 17 Jahrhunderts hatten sogar beynahe das ganze Gebiet der eigentlichen Grammatik, selbst die Zweifelsfälle der Prosodie, in die sogenannte Orthographie einverkammert; ja, noch vor Kurzem bekam Rec. ein handschriftliches, ziemlich beleibtes Werk über Orthographie zur Beurtheilung, welches nicht bloss die Declinationen und die Conjugation in aller nur denkbaren Weitläuftigkeit abhandelte, sondern auch die Lehren der Fügung und der Stellung der Wörter. Auf diesem Wege könnte man endlich die ganze Grammatik, die ohnediess schon den meisten unserer Schulmänner weit unbeliebter ist, als die Orthographie, durch diese noch entbehrlich machen. Hr. *S.*, der nirgends uns darüber belehrt, was er alles unter Orthographie befasse, wiewohl dieses für Jeden, der das Hauptgesetz derselben darzustellen unternimmt, ganz unerlässlich ist, folgt zum Theil, von *Adelung* abgehend, jenen Alten, indem er z. B. beweiset, man habe zu schreiben: er *ist*, und nicht er *isst* oder *is*! *Augen*, *Bein*, *Fleisch*, *nicht* u. s. f., nicht aber *Ogen*, *Been*, *Fleesch*, *nischt*; indem er ferner untersucht, ob zu schreiben sey: er *weiss* oder er *weist*; *leipziger* Lerchen oder *leipzger*; *eräugnen* oder *ereignen*; *fünfzehen* oder *funfzehen*, *Gerichtbarkeit* oder *Gerichtsbarkeit*; er *begann*, *rann*, *schwamm*, *sann* u. s. f., oder er *began* — — *san*; ob man unterscheiden müsse *für* von *vor*, *wieder* von *wider*, und Hundert ähnlicher Gebilde, über die grösstentheils schon längst entschieden ist. Orthographie ist ihm demnach nicht etwa bloss Schreiblehre, die Lehre vom richtigen Gebrauche der Schreibzeichen, sondern, wie bereits den älteren Latein-*) und den Deutsch-Lehrern, die Casuistik der ganzen Grammatik. Würde man nun auch nicht einwenden, einer Casuistik der Grammatik müsse erst eine vollständige kritische und philosophische Sprachlehre vorausgehen: so müsste man doch bemerken, dass diese so ungemessene Ausdehnung des Worts, von dem Gebrauche der vorhandenen Schreibzeichen auf die Richtigkeit der gesammten, selbst der schwierigsten Sprachformen, eben so unphilosophisch sey, als verwirrend und nachtheilig für die ganze Sprachwissen-

*) *Quintilian.* I, 7: Ὀρθογραφία, — — *recte scribendi scientia.* — — *Cujus ars non in hoc posita est, ut noverimus, quibus quaeque syllaba literis constet* (*nam id quidem infra grammatici officium est*), *sed totam, ut mea fert opinio, subtilitatem in dubiis habet* etc. Und darauf untersucht er denn, ob man zu sagen habe: *puerei* oder *pueri*, *furei* oder *furi*; *pictai vestis* oder *pictae*; *maximus* oder *maxumus*; *dicam*, *faciam* oder *dicem* u. s. f.

schaft. Denn wenn die vollständige Grammatik, mit ihren Genossinnen und Unterthanen, den Lehren der Abstammung, der Laut- und der Wörter-Formung u. s. f., schon Alles das erschöpft, was sie soll: so muss ja die Orthographie entweder ganz nutzlos die einzelnen Lehrsätze und Einzelheiten jener nur nachlallen; oder sie muss sich vernünftiger mit dem Gebiete der Schreibzeichen, einem Felde, dessen grossen Umfang und Fruchtbarkeit leider kein Einziger unserer sogenannten Rechtschreibelehrer noch jemals geahnet hat, begnügen. Freylich gebrauchten schon die älteren Griechen jenes Wort in einem so weiten Sinne; besonders aber, noch gegen unsere Zeiten, die meisten Lateinlehrer, wie *Aldus Manutius*, *Tortelius*, *Nemius* u. A., die alles Formliche, folglich auch die richtige Quantität der Sylben, darin untersuchten. Als nämlich, unter dem Römerjoche, die niedere und verderbte Sprache die edlere der Griechen zu verdrängen drohete, fanden diese kein Rettungsmittel mehr übrig, als der besten ihrer Mundarten eine Dictatorschaft zu übertragen, und alle Sprachformen, die von den in jenen Meisterwerken gebrauchten etwa abwichen, als die richtige Schriftform verfehlend, ganz zu entgültigen; und als man nun späterhin, bey dem Wiederaufleben der Wissenschaften, das alte Latein von den zahllosen Verunstaltungen durch die Mönche säuberte: so konnte und durfte man auch, für eine todte Sprache, keine andere Wortform als ächte Sprach- und Schrift-Form mehr annehmen, als die vollgültige Beweise ihres alten Adels, aus den Blüthezeiten des Lateins, aufzuzeigen vermochte. Doch unpassend war es vielleicht, dass *Quintilian* den zu weiten Begriff auf seine noch lebende Sprache übertrug; und noch unpassender, dass die Deutschlehrer, anstatt nun alle Theile ihrer Sprache, besonders die noch immer ganz vernachlässigte Wortformungslehre, gründlich zu untersuchen, und zugleich nach einem wissenschaftlichen Vereinigungspuncte zu streben, jenen Begriff sogar noch mehr erweiterten, und den alten Irrthum verewigten. Doch untersuchen wir vielmehr, den alten Begriff in seinem ganzen Umfange hier beybehalten, was denn Hr. *S.* geleistet.

Adelungs Hauptgesetz bestreitend, behauptet er richtig mit *Fulda:* „Die Aussprache, als in allen Landschaften abweichend, und in keiner ganz richtig, kann nicht das Hauptgesetz der Orthographie seyn. Die neuerischen Schreibsysteme *Klopstock's*, *Mätzke'ns*, *Hemmer's*, *Krüger's* u. A., die vornehmlich auf die Aussprache sich gründeten, sind daher verwerflich. Etymologie muss dem Gebrauche weichen, sobald dieser allgemein und nicht mehr zweifelhaft ist; auch die Analogie geht dem gewissen und fest bestimmten Sprachgebrauche nie vor. Demnach kann Aussprache das Hauptgesetz der Rechtschreibung nicht ausmachen (S. 44), sondern der allgemeine heutige Schreibgebrauch, welcher nur da, wo er zweifelhaft ist, durch Herleitung und Analogie berichtigt werden kann." Wir erhalten also mit dieser Gesetzgebung nichts Neues, sondern nur das, was schon Andere, beynahe mit denselben Worten, gelehrt, z. B. *Rust* in der Abhandlung von der deutschen Rechtschreibung 1773: „der beständige Gebrauch der Gelehrten (d. i., wie er meint, der kundigen Schriftsteller), mit steter Rücksicht auf Etymologie, Analogie und Aussprache"; *Pölitz* allgem. deutsche Sprachkunde 1804, S. 274: „1) Sprachgebrauch der besten und vorzüglichsten Schriftsteller; 2) Analogie für die Bildung der Wörter"; *Kruse* Anweisung zur Orthographie 1807: „der allgemeine Schreibgebrauch" u. s. w. Auch in dem Übrigen giebt Hr. *S.* nichts Neues, sondern meist nur *Adelung's* Erklärungen und Sätze, z. B. über Analogie, Befugniss des Sprachlehrers, Sprachgebrauch u. s. f.; ja er schenkt beynahe die ganze *adelungische* Orthographie, nur mit Ausnahme von zehen und etlichen Wörtern S. 46, die er anders geschrieben wünscht, wie *echt*, lieber *ächt*, weil entweder er an der Richtigkeit derselben zweifelt, oder weil der allgemeine Gebrauch eine andere Schreibung beliebt. Doch, neu oder alt: ist denn diese Gesetzgebung auch vollständig und richtig? Vollständig gar nicht: denn der Vf. hat weder bestimmt, ob denn, bey streitigem Gebrauche, die Analogie vor der Etymologie und der Aussprache entscheide, oder diese vor jener, ob ferner dem Wohllaute eine Stimme gebühre; noch hat er, obschon es *Adelung* mit Grunde versucht, die nähere Etymologie von der entfernten gehörig unterschieden. Richtig eben so wenig: denn wie könnte ein Gebrauch — heisse er nun Gebrauch einer Landschaft, der besten Schriftsteller, oder anders —, als die Erscheinung in einer Zeit, wohl je ein Gesetz werden für die Erscheinungen der Zeit? Ist Sprache nicht Werk des Zufalls und der blinden Willkühr: so muss es doch ein unwandelbar Höheres geben, das jeden Gebrauch —, der ja, wie Hr. *S.* S. 36 selbst eingesteht, sich immerfort ändert, — ewig beherrschet, und über alle Zweifelsfälle desselben untrüglich entscheidet. Ob endlich die Schreibung nicht noch andere Zwecke habe, ausser bloss das Gehörte darzustellen (S. 5), daran ist gar nicht gedacht. Müssen nun, schon wegen dieser Gesetzgebung, Hn. *S's.* Entscheidungen über die Formrichtigkeit der Wörter sehr unzuverlässig werden: so werden sie dieses dadurch noch mehr, dass er so oft die edelsten Formen, wären sie auch philosophisch und sprachkundlich die besten, gewöhnlich nur darum verwirft, weil sie *Adelung* einst, als zu seiner Zeit entweder noch nicht, oder nicht mehr im Gebrauche, verworfen, z. B. *zween*, *zwo*, *zwey*, *eräugnen*, *fünfzehn*, *fodern* für *fordern*, die (Frau) *Wolf* für *die Wolfin*, und wenn auch die ersten Schriftsteller, wenn selbst *Goethe*, *Herder*, *Klopstock*, *Schiller*, *Voss*, *Wieland* u. A., deren Sprachgebrauch Hr. *S.* gar nicht beachtete, dergleichen Formen schon längst in die edlere Sprache eingeführt hätten. Von Männern, wie diese, ihrem Sprachgebrauche und ihren sich widerstreitenden Sprachformen sagt überhaupt Hr. *S.* uns niemals ein Wörtchen; um so mehrere aber von den älteren, meist vergessenen Deutschlehrern, und ihren ehemals

bestrittenen Zweifelgebilden, von *Prasch*, *Heumann*, *Megalissus*, *Frisch*, *Froeyer*, *Steinbach*, *Töllner*, *Gottsched*, den leipz. krit. Beyträgen, greifswald. krit. Versuchen, *Aichinger*, *Popowitsch*, *Braun*, *Mätzke*, *Hemmer*, *Fulda* u. A.; auch etlichen Rechtslehrern, *Moser*, *Pütter*. Von den Sprachschriften seit 1788 verglich er, ausser den *Beyträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache*, 1796, keine einzige mehr, am wenigsten irgend eine sprachphilosophische. Gilt es nun, über eine streitige Form zu entscheiden: so heisst es entweder: „Einen Unterschied will *Adelung* zwischen *nebelicht*, dem Nebel ähnlich, und *nebelig*, Nebel enthaltend, machen, welchen aber der allgemeine Gebrauch nicht unterstützt"; wodurch denn über jede neue und gute Unterscheidung, schon bey ihrer Geburt, der Stab gebrochen werden kann. Oder, noch öfter, er stellt die Meinungen der Sprachlehrer, ohne eigene und höhere Gründe, wie in ein Mosaik zusammen, wobey denn der Leser immer ungewiss bleibt, welche Form die richtige sey; oder endlich, er enscheidet, und in einzelnen Fällen noch gut, nach Abstammung und Analogie, z. B. über *Karfreytag*, *Karwoche*, wo er die oberdeutsche Redensart „*Kar* (Genugthuung) und *Abtrag thun*", sehr passlich uns nachweiset. Die meisten Bemerkungen des Vfs. waren indess für die Jahre 1787 und 1788, wo einige derselben bereits im Journ. von und für Deutschland erschienen, wirklich sehr passend; doch für das Jahr 1807, wo die bekannte Preisaufgabe über die beste deutsche Grammatik sie wieder ins Leben zauberte, kömmt mindestens die Hälfte derselben um beynahe zwanzig Jahre zu spät.

Was von der ersten Hälfte des Werkleins gilt, dasselbe gilt leider auch von der zweyten, nämlich von den S. 57 verzeichneten Sprachfehlern (warum denn nicht hier Orthographiefehlern?) der baierischen Schriftsteller. „Was wider den guten Sprachgebrauch anstösst, ist ein *Sprachfehler*. Der gute Sprachgebrauch ist das, was man Hochdeutsch nennt, — die Schriftsprache der besten neueren Schriftsteller." Denn da der Vf. in das Innere der Sprache nur selten eingeht, und dabey zugleich mit den neueren Grossschriftstellern unserer Völkerschaft in gar keiner Bekanntschaft steht: so ist er immer gezwungen, obschon er S. 75 bis 85 die *adelungischen* Irrsätze über Kleindeutsch gewisser Landschaften recht wacker bestreitet, sich meist auf Beweise veralteter Namen, gemeiniglich *Adelungen*, zu berufen, und also die edelsten und richtigsten Geforme, wenn sie auch unentbehrlich und allgebräuchlich wären, als unanalog und ungebräuchlich zu verwerfen. So lehrt er z. B. nach *Adelung*, das oberdeutsche Mittelwort der Nothwendigkeit, *die zu besorgende Gefahr*, diese dem lateinischen Participe auf *ndus* nachgeahmte Form (?) „sey bloss den gemeinen Mundarten *zu überlassen*", da sie gegen alle (!!) Analogie anstosse. Man müsse dasselbe umschreiben, z. B. „die *zu verpflegenden Armen*, durch: die Armen, welche *zu verpflegen sind*; die *vorzuschützenden Privilegien*, durch: welche man vorschützen möchte (?)." „*Zu überlassen*, *zu verpflegen sind*", sind ja doch augenscheinlich, wenn auch die Sprachgeschichte darüber nicht näheren Aufschluss gäbe, eben dieselben Participe; und wer uns nun lehren wollte: „die Declination der Adjective ist unphilosophisch: der *gute Mann*; man muss darum sagen: der *Mann, welcher gut ist*": der würde durch seine Unphilosophie die Sprache gar nicht verschönern. So missverbessert Hr. *S.* den *Geschichtkündiger*, d. i. Geschichtforscher, in einen *Geschichtkundigen*; die rückbezüglichen *alldort*, *allwo* —, entstanden aus *als dort*, *als wo*, — in *dort*, *wo*; die *Beschau* in *Schau*; die *anderen*, *ersteren*, *oberen* u. s. —, die doch, in der feyerlichsten Dichtung sogar, von *Voss* und Anderen vorgewählt werden, — in *andern* — — *obern*; den *Eindrang*, den *Empfehl*, den *Erlaub*, ohne Rücksicht auf geänderte Bedeutung, in das *Eindringen*, die *Empfehlung*, die *Erlaubniss*; das *Bedeutniss*, das *Bedingniss*, in die sehr verschiedene *Bedeutung*, *Bedingung*; Jemanden *verlustigen*, d. i. in *Verlust* setzen, in *verlieren* (!); die *Wesenheit* in das *Wesentliche*; Jemanden in die Unkosten *verfällen* (das alte schöne Gegenwort von *verfallen*) in *verurtheilen*; *inner* in *innerhalb*; die schöne, auch von *Goethe* u. A. gebrauchte Fügung: „er hat *der Erste* gesündigt", erklärt er für einen baierösterreichischen Latinismus. Sollte nun dieser rechtslehrerische Antibarbarus, der noch die Abweichungen der baierischen Schriftsteller nicht zum Drittheil erfasset, jemals Gesetzesansehen erhalten: so müssten auch unsere Schriftsteller des ersten wie des zweyten Ranges, ein *Goethe*, *Kosegarten*, *Voss*, *Wieland* u. A., als die grössten Barbaren erscheinen, bloss weil sie Formen und Geforme gebrauchten, die der rechtskundige Hr. *S.* als ungewöhnlich bezeichnete. Befremdlich ist nur, dass Hr. *S.* so ganz ohne Arg, aus den Beyträgen zur Ausbildung u. s. w., eine Anzahl Todesurtheile über einzelne Wortformungen zusammentrug, ohne zu ahnen, dass noch endlich Hr. *Campe* mindestens einen Theil seiner vormaligen, oft gar zu unreifen Urtheilssprüche im Wörterbuche entgültigen werde, wie z. B. über die von Zeit- und Orts-Partikeln geformeten Adjective: *dortig*, *dasig* u. a.: über *angesichts*, über die sehr vernünftige Steigerung des Wortes *möglich*, die Hr. *S.* sogar für einen Unsinn erklärt. Auch liefert er nur selten einen Beweis, dass er die Sprachregeln völlig gekannt, und danach die abweichenden Formarten der baierischen Mundart ganz aufzufassen vermocht habe. „*Manchen* Wörtern", lehrt er z. B., „giebt man in Baiern im Plural ein *en*, anstatt *e*: der *Dienern*, der *Kindern* u. s. w.", wiewohl *Heynatz* bereits bestimmter gelehrt hatte: „allen Genitiven der Mehrzahl." „*Manche* Verbe werden in Baiern nach der ersten, der regulären Art. conjugirt, ob sie gleich zur zweyten gehören: *aufhaltet*, *erwachset*, er *lasset*, für *aufhält* — *lässet*;" anstatt zu lehren: „alle Verbe der sogenannt irregularen Conjugation, deren zweyter und dritter Person die Schrift den Umlaut ertheilt, bleiben in Baiern ohne diesen: er *haltet*, er *fangt* u. s." „*Folgende* Imperfecte der baierischen Schrift-

steller sind wider den hochdeutschen Sprachgebrauch: *angebete*, *geschehete*, *erscheinete*, *sehete*, für *angäbe — sähe*;" anstatt zu bemerken: die sogenannt irregularen Imperfecte des Conjunctivs werden in der Volkssprache der Baiern fast *alle* geregelt: *denkete*, *laufete*, *gengete* u. s., für *dächte — ging*. Wir dürfen demnach, unserer Pflicht für das Beste der Sprache gemäss, diesen Antibarbarus nicht eher zum Gebrauche empfehlen, als bis sich ein Kundiger entschliesst, durch einen kritischen Anhang dazu denselben fürerst zu berichtigen. Was wir indessen loben müssen, ist die geschichtliche Darstellung der Sprachverbesserungen in Baiern S. 57 bis 74; die Bestreitung des *adelungischen* Alleindeutsch S. 75 bis 84; und, nächst manchen einzelnen Schreibberichtigungen, die S. 154 versuchte Ausmärzung der gar unnöthigen Latinismen des veralterten Kanzleystils. Erfreulicher noch ist das Versprechen des Vfs., „ein Wörterbuch zur Erklärung der baierischen Gesetze und Urkunden zu liefern," da wir vielfältige Gelegenheit zu der Überzeugung fanden, dass in diesen Gesetzen ein Heer von Wörtern noch vorkommen, die unsere Schriftsprache wesentlich bereichern würden. Künstliche Ableitungen würde Hr. S. in diesem Werke wahrscheinlich nur selten versuchen, weil mindestens die hier gegebenen, z. B. *einzeln* von *einseln*, eigentlich von Hn. *Wolke* entlehnt, *sothaner* von *sodann*, — richtiger doch von *so gethan*, d. i. *so beschaffen*, — und die Behauptung S. 99, „das Imperfect sey immer die Wurzel," die gerechten Erwartungen nicht wenig schwächen könnten.

Als Unrichtigkeiten im Ausdrucke dürfte man schliesslich dem Vf. wohl nur folgende anrechnen: „und *Popowitsch nebst anderen haben* nicht durchgedrungen", S. 31; „diese Regel *lauft* gegen die Sprache", S. 50; „*aufgestossen* sind", S. 53; „*Jahrzehend*" S. 70, und doch S. 68 *Jahrzehent*. Das Äussere des Werkchens ist ohne Tadel. —ar.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. *Wien*, b. Degen: ام (القرى) القرى, *Mekka, die Mutter der Städte der mohammedanischen Religion.* Beschrieben von *Andreas Magnus Hunglinger*, Maler und ordentlicher Lehrer der Zeichenkunst. 1804. 4. Nebst einer 2 Fuss 9 Zoll langen, und 1½ Fuss hohen in Kupfer gestochenen Abbildung jener Stadt.

Die Entstehung, den Zweck und den Inhalt dieser Schrift können wir nicht besser, als mit den eigenen Worten des Vfs. angeben.

„Die erste getreue Abbildung der Stadt Mekka," sagt er, „nämlich das Urbild dieser gegenwärtigen, hat ihr Daseyn im J. 1791 vermuthlich den Bemühungen des Hn. *v. Muradgea d'Ohsson* zu verdanken. — Man verkaufte dieselbe besonders zu Constantinopel in seinem Palais während seines dortigen Aufenthalts als königl. schwedischer Gesandter. Dieses Bild erhielt wegen seiner Sonderbarkeit (!), wie auch wegen seiner getreuen Darstellung, nicht nur bey Muselmännern (!), die ihre Wallfahrten mit der Stadt und (den) Gegenden um *Mekka* bekannt gemacht hatten, sondern auch bey Fremden von allen Nationen den ungeheucheltesten (ungetheiltesten) Beyfall, so, dass bald nach seiner Erscheinung schon ein grosser Mangel an Exemplaren sich zeigte." Schon im J. 1798, als der Vf. selbst in Constantinopel war, konnte er kein Exemplar mehr davon auftreiben. Vor etwa 2 Jahren indessen überschickte ihm ein solches ein Kunsthändler aus Pera, mit der Bitte, ihm gegen sehr annehmliche Bedingungen einen Nachstich desselben zu besorgen. Indessen konnte er erst jetzt Zeit gewinnen, diesen Wunsch zu erfüllen. Wie er dabey verfuhr, wollen wir von ihm selbst hören. „Ich wählte mir, sagt er, zu diesem Zwecke einen geschickten und fleissigen Kupferstecher, gab dem Bilde mehr Proportion, mehr Vollkommenheit und Haltung im Licht und Schatten, besetzte die Hauptgegenstände mit Numern, und unter das Bild die nöthigsten Namen in ihrer Landessprache." Die ursprünglich dieser zum Grunde liegende Abbildung ist auch in 2 Theile von *d'Ohsson's Tableau de l'Empire Othoman* befindlich, sie ist aber kleiner, als die gegenwärtige, von einer anderen Ansicht aus und freyer bearbeitet, und nicht von dem geschickten *Varin* gestochen.

Endlich sagt der Vf. noch S. VIII seiner Vorrede: „Man erwarte in dieser Beschreibung keine Data, die im Stande wären, den Geographen, den Alterthumsforscher, den Statistiker und Politiker zu befriedigen. Ich liefere bloss Geographie (Topographie), fabelhafte und durch Tradition fortgepflanzte Erzählung der wesentlichen sowohl, als kleineren Gegenstände der mohammedanischen Religionsgebräuche zu Mekka, und eine kurze Beschreibung der jährlichen Karavane oder Wallfahrt (!) von Kahiro, als der vorzüglichsten, nebst ihren Religionsübungen u. dgl." — Übrigens hat der Vf. sich fast drey Jahre selbst in der europäischen und asiatischen Türkey aufgehalten, daher er glaubt, seine Leser würden um so mehr Vertrauen dazu fassen, dass das, was er hier sagt, „in dem Munde der Türken herrschende, lebende Wahrheit sey." Im Ganzen hat der Vf. geleistet, was er verspricht, und das ist wohl die genügendste Empfehlung seiner Schrift und der zu ihr gehörigen Abbildung. — z —

PHILOLOGIE. *Berlin*, b. Weiss: *Lections- und Übungs-Tafeln für die ersten Anfänger in der lateinischen Sprache, enthaltend die Declinationen der Substantiven, Adjectiven und Pronominum, die Conjugation des Hülfsworts esse, und die vier regulären Conjugationen mit ihrem Deponens.* 1809. 142 Tafeln in Quer-Octav. (18 gr.)

Es war zu erwarten, dass der Einfall mit den Vorlegeblättern sich auch weiter als auf die Übungen in der deutschen Sprache ausdehnen würde. Hier haben wir einen Versuch erhalten, durch dergleichen Blätter die Schüler mit den gewöhnlichen Declinationen und Conjugationen bekannt und vertraut zu machen. „Sie liefern denselben in Absicht der Declinationen eine mässige Lection zum Auswendiglernen; veranlassen sie zu einer schriftlichen Nachahmung des Schema; und üben sie auf eine dreyfache Art im richtigen Gebrauche der Casuum, indem sie einige gegebene deutsche Wörter im rechten Casu lateinisch ausdrücken, dann vorgelegte deutsche Fragen mit einem lateinischen Worte und gehörigen Casu, und zuletzt kleine deutsche Sätze lateinisch übersetzen müssen, wobey ihnen Alles, bis auf den zu gebrauchenden Casus (Casum), den sie selbst aufsuchen müssen, angegeben worden ist. Was die Conjugation betrifft: so findet der Schüler, auf den dazu bestimmten Tafeln, zuvörderst ein leichtes Stück zum Auswendiglernen; es wird ihm sodann aufgegeben, nach dem vorstehenden Schema ein paar Tempora von zwey oder drey Verben schriftlich nachzuconjugiren; und endlich wird von ihm verlangt, sich im Gebrauche der Temporum dadurch zu üben, dass er gewisse leichte deutsche Sätze richtig lateinisch auszudrücken sucht." Die Tafeln sind für diese angegebenen Zwecke recht gut eingerichtet, und werden besonders in Schulen, wo man mehrere Classen von Schülern zugleich beschäftigen muss, mit Nutzen gebraucht werden können. Nur hätten zur Ersparung des Raums die Übungen fürs Gedächtniss wegbleiben können, da der Schüler doch bald eine Grammatik haben muss. Auch die äussere Verfassung ist bequem, sowie Papier und Druck schön. Ce.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 DECEMBER, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Shakspeare's dramatische Werke*, übersetzt von *Aug. Wilh. Schlegel.* Neunter Theil, erste Abtheilung. 1810. 210 S. 8. (1 Rthlr.)

Nicht ohne Schüchternheit gehen wir an die Beurtheilung des dritten Richard, den der vorliegende Band des *schlegelschen* Shakspeare enthält. Es wäre freylich ein Leichtes, die Regeln einer solchen Übersetzung aufzustellen, und eben so leicht, des Übersetzers grosse Verdienste in Befolgung derselben ins Licht zu setzen. Aber jenes ist in unsern Zeiten, wo fast Jeder hierüber im Reinen ist, überflüssig geworden; dieses dagegen ist für *den* mislich, der gleich Anfangs sich als Mitwerber um den Preis ankündigen zu müssen glaubt: denn in seinem Munde wird ein hohes Lob zum versteckten Selbstlobe werden, kann ein bescheidenes leicht Kälte scheinen. Mit welcher Liebe, ja anfänglicher Bewunderung — bis sich diese bey zunehmender Kraft in ruhige Anerkennung auflöste — wir stets die *schlegelschen* Übersetzungen aufnahmen, beweiset unsere Vorrede zum Othello, mehr noch unsere eigenen Übersetzungen, zumal die spätere, reifere des Macbeth, in denen der wackere Meister seine Grundsätze wiederfinden muss. Jetzt unternehmen wir, unser Urtheil zu sagen, und nicht im Allgemeinen bloss, sondern auch im Einzelnen, und zugleich unseren Beruf dazu zu bescheinigen. Wahrlich ein schwieriges Geschäft! Wir glauben es noch am erspriesslichsten auszuführen, wenn wir einen Theil der *schlegelschen* Übersetzung neben der unserigen, ohne Lob, ohne Tadel, den Richtern des Vaterlandes vorlegen, die dann entscheiden mögen, ob der Einfluss der Fremde auf *Schlegel* oder sein erloschener Eifer es dem Rec. möglich machte, eine, beym Streben nach Treue und Lebendigkeit so abweichende Übersetzung zu liefern, wie sie beym Hamlet wohl kaum möglich gewesen wäre. In unserer Übersetzung war es Vorsatz, *alles* durchaus Güte der *schlegelschen* beyzubehalten, und nicht durch das kleinliche Anderesmachen zu verderben; aber auch an *Alles*, was einer Verbesserung fähig schien, unsere versuchende Hand zu legen; so, dass sie also kein Wort enthält, das nicht mit Bedacht dasteht, und wenigstens ein treues Bild unserer eigenthümlichen Ansicht gewährt.

A. W. Schlegel.

Ein Zimmer im Thurm.

Clarence und *Brakenbury* treten auf.

Brak. Wie sieht eur Gnaden heut so traurig aus?
Clarence. O ich hatt' eine jämmerliche Nacht,
Voll banger Träume, scheuslicher Gesichte!
So wahr als ich ein *frommer* gläub'ger Christ,
Ich brächte nicht noch eine Nacht so zu,
Gölt' es auch eine Welt beglückter Tage:
So voll von grausem Schrecken war die Zeit.
Brak. Was war eur Traum, Mylord? Ich bitt' euch, sagt mir.
Clarence. Mir däucht', ich war entsprungen aus dem Thurm,
Und eingeschifft, hinüber nach Burgund,
Und mich begleitete mein Bruder Gloster.
Der lockt' aus der Cajüte mich, zu gehn
Auf dem Verdeck; von da sahn wir nach England,
Und *führten* tausend schlimme Zeiten *an*
Vom Kriege zwischen York und Lancaster,
Die uns betroffen. Wie wir schritten so
Auf des Verdeckes schwindlichtem Getäfel,
Schien mir's, dass Gloster strauchelt', und im Fallen
Mich, der ihn halten wollte, *über Bord*
In das Gewühl der Meereswogen *riss.*
O Gott! wie qualvoll schien mir's zu ertrinken!
Welch grauser Lerm des Wassers mir im Ohr!
Welch scheuslich Todesschauspiel vor den Augen!
Mir däucht', ich sah den *Graus* *) von tausend Wracken,

*) Graus ist zweydeutig: das *Schreckliche?* oder das *Zergrauste,* Kleingeriebene?

Recensent.

Ein Zimmer im Tower.

Clarence und *Brakenbury* treten auf.

Brak. Wie sehn eur Gnaden heut so traurig aus?
Clar. O, ich hatt' eine jämmerliche Nacht,
Voll banger Träum' und häslicher Gesichte!
Nein nie, so wahr christgläub'ger Mann ich bin,
Möcht' ich verleben solche zweyte Nacht,
Und gölt' es eine Welt beglückter Tage;
So voll von grausem Schrecken war die Zeit.
Brak. Was war eur Traum, Mylord? Ich bitte, sagt.
Clar. Mir däucht, ich war gebrochen aus dem Tower,
Und eingeschifft, zu steuren nach Burgund,
Und mich begleitete mein Bruder Gloster,
Der mich aus der Cajüte gehen hiess
Auf das Verdeck; dort blickten wir gen England,
Und sprachen tausend schwere Stunden durch,
Die in den Kriegen Yorks und Lancasters
Uns heimgesucht. Wie wir so wandelten
Auf schwindlichtem Getäfel des Verdecks,
War mirs, ob *) Gloster strauchelt', und im Fallen
Mich, der ihn hielt, hinabriss, über Bord,
In das Getümmel der empörten Fluth **).
O Gott, welch eine Qual war's, zu ertrinken!
Welch Graungetös der Wasser mir im Ohr!
Welch garstig Todesschauspiel vor den Augen!
Mir däucht', ich sah wohl tausend grause Wracke,

*) *Gleich ob* ich Übelthat vollbracht. *Opitz.* Alles freut sich, *ob* flösse der Himmel selber zur Erde. *Kleist.* *Eben ob* nichts wäre geschehn. *Goethe.*

**) *Into the tumbling billows of the main.*

Schlegel.

Sah tausend Menschen, angenagt von Fischen;
Goldklumpen, grofse Anker, Perlenhaufen,
Stein' ohne Preis, unschätzbare Juwelen,
Zerstreuet alles auf dem Grund der See.
In Schädeln lagen ein'ge; in den Höhlen,
Wo Augen sonst gewohnt, war eingenistet,
Als wie zum Spotte, blinkendes Gestein,
Das *buhlte* mit der Tiefe schlamm'gem Grund,
Und höhnte die Gerippe rings umher.
Brak. Ihr hattet Mufs' im Augenblick des Todes,
Der Tiefe *Heimlichkeiten* auszuspähn?
Clar. Mir däuchte so, und oft strebt' ich den Geist
Schon aufzugeben; doch die neid'sche Fluth
Hielt meine Seel', und liefs sie nicht heraus,
Die weite, leere, freye Luft zu suchen;
Sie würgte mir sie im beklommnen Leib,
Der fast zerbarst, sie in die See zu speyn.
Brak. Erwachtet ihr nicht von der Todesangst?
Clar. O nein, mein Traum fuhr nach dem Leben fort.
O, da begann *erst meiner Seele* Sturm! *)
Mich setzte über die *betrübte* Fluth
Der grimme Fährmann, den die Dichter singen,
In jenes Königreich der ew'gen Nacht.
Zum ersten grüfste da die fremde Seele
Mein Schwiegervater, der berühmte Warwick.
Laut schrie er: „Welche Geifsel für Verrath
Verhängt diefs düftre Reich dem falschen Clarence?"
Und so verschwand er. Dann vorüber schritt
Ein Schatte wie ein Engel, helles Haar
Mit Blut besudelt, und er schrie laut auf:
„Clarence ist da, der eidvergefsne Clarence,
Der mich im Feld' bey Tewksbury erstach!
Ergreift ihn, Furien! nehmt ihn auf die Folter!"
Somit umfing mich eine Legion
Der *argen Feind'*, und heulte mir ins Ohr
So gräfsliches Geschrey, dafs von dem Lärm
Ich bebend aufwacht', und noch *längst* nachher
Nicht anders glaubt', als ich sey in der Hölle:
So schrecklich *eingeprägt war mir* der Traum.
Brak. Kein Wunder, Herr, dafs ihr euch drob entsetzt;
Mir bangt schon, da ichs euch erzählen höre.
Clarence. O Brakenbury, ich that alles diefs,
Was jetzo wider meine Seele zeugt,
Um Eduards halb; — und sieh, wie lohnt ers mir!
O Gott, kann dich mein innig Flehn nicht rühren,
Und willst du rächen meine Missethaten,
So übe deinen Grimm an mir allein!
O schon' mein schuldlos Weib, die armen Kinder! —
Ich bitt' dich, lieber Wärter, bleib bey mir;
Mein Sinn ist trüb', und gerne möcht' ich schlafen.
Brak. Ich will's, Mylord; Gott geb' euch gute Ruh!
(*Clarence* setzt sich zum Schlafen in einen Lehnstuhl.)
Leid bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft Nacht zum Morgen und aus Mittag Nacht.
Nur Titel sind der Prinzen Herrlichkeiten, (?)
Ein äufsrer Glanz für eine innre Last;
Für ungefühlte Einbildungen fühlen
Sie eine Welt rastloser Sorgen oft.
So dafs von ihren Titeln niedern Rang
Nichts unterscheidet als des Ruhmes Klang.
Die beiden *Mörder* kommen.
1 *M.* He! wer ist da?
Brak. Was willst du, Kerl? wie bist du hergekommen?
1 *M.* Ich will Clarence sprechen, und ich bin auf meinen Beinen hergekommen.
Brak. Wie? so kurz ab?
2 *M.* O Herr, besser kurz ab, als langweilig. — Zeige ihm unsern Auftrag, lafs dich nicht weiter ein.
(Sie überreichen dem Brakenbury ein Papier, welches er liest.)
Brak. Ich werde hier befehligt, euren Händen
Den edlen Herzog Clarence auszuliefern.

*) Wir meinen, der *Sturm für die Seele* bilde einen Gegensatz zu der *Angst des Körpers vor dem Tode.*

Recensent.

Wohl tausend Mann, von Fischen angenagt;
Goldklumpen, grofse Anker, Perlenhaufen,
Stein' und Juwelen, unschätzbar an Preis,
Verstreuet ringsum auf dem Grund der See.
Theils lagen sie in Schädeln; theils in Hölen,
Wo Augen einst gewohnt, war eingeschlupft,
Wie trotz den Augen, funkelndes Gestein,
Das äugelt' in des Abgrunds tiefen Schlamm,
Hohn grinsend den Gerippen weit umher.
Brak. Blieb so viel Mufs' euch in der Todesstunde,
Zu späh'n, was ingeheim die Tiefe birgt?
Clar. Mir däuchte, ja; und oft bestrebt' ich mich,
Die Seele wegzuhauchen; doch die Fluth
Hielt neidisch sie, und liefs sie nicht hinaus,
Das weite Leer der regen Luft zu suchen;
Nein prefste sie in den beklommnen Leib,
Der fast zersprang, ins Meer sie auszuwürgen.
Brak. Erwachtet ihr nicht von der Todesangst?
Clar. O nein, mein Traum fuhr nach dem Leben fort.
O jetzt begann der Sturm für meine Seele!
Mich schiffte durch die schwermuthsvolle Fluth
Der grimme Fährmann, den die Dichter singen,
In jenes Reich der ewig düstern Nacht.
Zuerst dort grüfste mich, den fremden Geist,
Mein hoher Schwäher, der berühmte Warwick.
Laut rief er: „Welche Geifsel für Verrath
Verhängt diefs dunkle Reich dem falschen Clarence?"
Und so verschwand er. Hierauf schritt heran
Ein Schatten, Engeln gleich, das lichte Haar
Mit Blut besudelt, und laut schrie er auf:
„Clarence ist da, der eidvergefsne Clarence,
Der mich im Feld' erstach bey Tewksbury!
Greift, Furien, greift! nehmt ihn auf eure Folter!"
Stracks, schien mir's, fuhr ein Heer verruchter Teufel
Um mich herum, und heulte mir ins Ohr
So gräfsliches Geschrey, dafs von dem Lerm
Ich zitternd aufwacht', und noch lange Zeit
Nicht anders glaubt', als ich sey in der Hölle:
So schrecklich war der Eindruck meines Traums.
Brak. Kein Wunder, Herr, dafs Schauder euch ergriff;
Mir graut schon anzuhören, was ihr sagt.
Clar. O Brakenbury, diefs hab' ich gethan,
Was nun klar wider meine Seele zeugt,
Für Eduards Sach'; und sieh, wie dankt er's mir!
O Gott, kann nicht mein brünstig Flehn dich sühnen,
Und willst du rächen meine Missethat,
So schütte deinen Grimm auf mich allein!
Schon' — ach! — mein schuldlos Weib, die armen Kinder! —
Ich bitt' dich, lieber Wärter, bleib bey mir;
Mein Herz ist schwer, und gerne möcht' ich schlafen.
Brak. Ich will's, Mylord; Gott geb' euch gute Ruh.
(*Clarence* schläft auf einem Lehnstuhl ein.)
Gram bricht die Zeiten und der Ruhe Stunden,
Schafft aus Nacht Morgen und aus Mittag Nacht.
Der Fürsten Titel sind zum Prunke nur,
Ein äufsrer Glanz für eine innre Last;
Statt ungefühltes Tandes fühlen sie
Oft eine Welt rastloser Kümmernifs.
Darum sind hoher Rang und niedre Stufe
Sich völlig gleich, verschieden nur im Rufe.
Die beiden *Mörder* kommen.
1 *M.* He! wer ist hier? *)
Brak. Was willst du, Bursche? und wie kamst du her?
1 *M.* Ich will Clarence sprechen, und ich kam her auf meinen Beinen.
Brak. Wie? so kurz ab?
2 *M.* O Herr, besser kurz ab, als langweilig. — Zeig' ihm unsern Auftrag, sprich nichts weiter.
(Sie überreichen Brakenbury ein Papier, welches er liest.)
Brak. Mir wird hierin befohlen, eurer Hand
Den edlen Herzog Clarence auszuliefern.

*) In der folgenden Scene suchten wir den lebendigen Ausdruck der lakonischen, rauhen und barschen Mörder zu erreichen.

Schlegel.

Ich will nicht grübeln, was hiemit gemeint ist,
Denn ich will schuldlos an der Meinung seyn.
Hier sind die Schlüssel, dorten schläft der Herzog.
Ich will zum König, um ihm kund zu thun,
Dafs ich mein Amt so an euch abgetreten.

1 *M.* Das mögt ihr, Herr; es wird weislich gethan seyn. Gehabt euch wohl. (Brakenbury ab.)

2 *M.* Wie? sollen wir ihn so im Schlaf erstechen?

1 *M.* Nein, er wird sagen, das war feige von uns, wenn er aufwacht.

2 *M.* Wenn er aufwacht! Ey, Narr, er wacht gar nicht wieder auf bis zum grofsen Gerichtstag.

1 *M.* Ja, dann wird er sagen, wir haben ihn im Schlaf erstochen.

2 *M.* Die Erwähnung des Wortes Gerichtstag hat eine Art *Gewissensbiss* in mir *erregt*.

1 *M.* Was? Du fürchtest dich?

2 *M.* Nicht ihn umzubringen, dazu hab' ich ja die Vollmacht; aber verdammt dafür zu werden, wovor mich keine Vollmacht schützen kann.

1 *M.* Ich dachte, du wärst entschlossen.

2 *M.* Das bin ich auch, ihn leben zu lassen.

1 *M.* Ich gehe wieder zum Herzog von Gloster und sag' es ihm.

2 *M.* Nicht doch, ich bitte dich, wart' ein Weilchen. Ich hoffe, diese *fromme Laune* soll übergehn; sie pflegt bey mir nicht länger anzuhalten, als derweil man etwa zwanzig zählt.

1 *M.* Wie ist dir jetzt zu Muthe?

2 *M.* Mein Treu, es steckt immer noch ein gewisser Bodensatz von Gewissen in mir.

1 *M.* Denk an unsern Lohn, wenn's gethan ist.

2 *M.* Recht! er ist des Todes. Den Lohn hatt' ich vergessen.

1 *M.* Wo ist dein Gewissen nun?

2 *M.* Im Beutel des Herzogs von Gloster.

1 *M.* Wenn er also seinen Beutel aufmacht, uns den Lohn zu zahlen, so fliegt dein Gewissen heraus.

2 *M.* Es thut nichts, lafs es laufen; es mags ja doch beynahe kein Mensch hegen.

1 *M.* Wie aber, wenn sichs wieder bey dir einstellt?

2 *M.* Ich will nichts damit zu schaffen haben, es ist ein gefährlich Ding, es macht einen zur Memme. Man kann nicht stehlen, ohne dafs es einen anklagt; man kann nicht schwören, ohne dafs es einen zum Stocken bringt; man kann nicht bey seines Nachbars Frau liegen, ohne dafs es einen verräth. 'S ist ein verschämter blöder Geist, der einem im Busen Aufruhr stiftet; es macht einen voller Schwierigkeiten; es hat mich einmal dahin gebracht, einen Beutel voll Gold wieder herzugeben, den ich von ungefähr gefunden hatte; es macht jeden zum Bettler, der es hegt; es wird aus Städten und Flecken vertrieben als ein gefährlich Ding, und jedermann, der gut zu leben denkt, verläfst sich auf sich selbst und lebt ohne Gewissen.

1 *M.* Sapperment, es sitzt mir eben jetzt im Nacken, und will mich überreden, den Herzog nicht umzubringen.

2 *M.* Halt den Teufel fest im Gemüth und glaub' ihm nicht; es will sich nur bey dir eindrängen, um dir Seufzer abzuzwingen.

1 *M.* Ich hab'ne starke Natur, es kann mir nichts anhaben.

2 *M.* Das heifst gesprochen wie ein tüchtiger Kerl, der seinen guten Namen werth hält. Komm, wollen wir ans Werk gehn?

1 *M.* Gieb ihm eins mit dem Degengriff übern Hirnkasten, und dann schmeifs ihn in das Malvasierfafs im nächsten Zimmer.

2 *M.* O herrlich ausgedacht! und mache ihn so zur Tunke.

1 *M.* Still! er wacht auf.

2 *M.* Schlag zu!

1 *M.* Nein, lafs uns erst mit ihm reden.

Clar. Wo bist du Wärter? Einen Becher Weins!

1 *M.* Ihr sollt Wein genug haben, Herr, im Augenblick.

Clar. Im Namen Gottes, wer bist du?

Recensent.

Ich will nicht grübeln, was damit gemeint,
Denn ich will schuldlos an der Meinung seyn.
Hier sind die Schlüssel; seht, dort schläft der Herzog.
Ich will zum König, um ihm kund zu thun,
Dafs ich also mein Amt euch übertrug.

1 *M.* Ihr mögt, Herr; das heifst klug gehandelt. Gehabt euch wohl. (Brakenbury ab.)

2 *M.* Was? sollen wir ihn stechen, wie er schläft?

1 *M.* Nein, er wird sagen, das war feige von uns, wenn er aufwacht.

2 *M.* Wenn er aufwacht! Ey, Narr, er wacht gar nicht wieder auf bis zum grofsen Gerichtstag.

1 *M.* Ja, dann wird er sagen, wir stachen ihn im Schlaf.

2 *M.* Das Wort Gerichtstag erregt mir eine Art von Gewissensangst.

1 *M.* Was? Du fürchtest dich?

2 *M.* Nicht ihn zu tödten, dazu hab' ich ja Vollmacht; aber verdammt zu werden, wovor keine Vollmacht mich schützen kann.

1 *M.* Ich meinte, du wärst entschlossen.

2 *M.* Das bin ich, ihn leben zu lassen.

1 *M.* Ich geh' wieder zum Herzog von Gloster, und sag' ihm das.

2 *M.* Nicht doch, wart' ein wenig. Ich hoffe, dieser mitleidige Schauer soll vorübergehn; er pflegt nur so lange zu währen, als einer zwanzig zählt.

1 *M.* Wie fühlst du dich nun?

2 *M.* Mein Treu, so ein Bodensatz von Gewissen ist noch in mir.

1 *M.* Denk' an unsern Lohn, wenn's gethan ist.

2 *M.* Komm, er stirbt; den Lohn hatt' ich vergessen.

1 *M.* Wo ist dein Gewissen nun?

2 *M.* In des Herzogs von Gloster Geldbeutel.

1 *M.* Wenn er also den Beutel öffnet, uns den Lohn zu zahlen: so fliegt dein Gewissen heraus.

2 *M.* Macht nichts; lafs es gehn; ist doch kaum einer, ders halten mag.

1 *M.* Wie wenn's zu dir umkehrt?

2 *M.* Ich bemenge mich nicht damit, es ist ein gefährlich Ding; es macht einen zur Memme. Man kann nicht stehlen, so verklagt es einen; man kann nicht fluchen, so hemmt es einen; man kann nicht bey seines Nachbars Frau liegen, so verräth es einen. 'S ist ein blödes', verschämtes Gespenst, das einem Aufruhr macht in der Brust; es füllt einen voll von Bedenklichkeiten; es zwang mich einmal, einen Beutel mit Gold wiederzugeben, den ich von ungefähr fand; zum Bettler macht es Jeden, der's hegt; es wird verjagt aus Städten und Flecken als ein gefährlich Ding; und Jeder, wer gut leben will, vertraut auf sich selbst, und lebt ohne es.

1 *M.* Wetter, es ist mir eben jetzt am Ellbogen, und redet mir zu, den Herzog nicht zu tödten.

2 *M.* Fafs den Teufel ins Herz, und glaub' ihm nicht; es will sich bey dir einschieben, nur um dich seufzen zu machen.

1 *M.* Ich bin starker Natur, es vermag nichts bey mir.

2 *M.* Gesprochen wie ein franker Kompan, der seinen Ruf ehrt. Komm, machen wir uns dran?

1 *M.* Gieb ihm eins auf den Hirnkasten mit dem Schwertgriff, und dann wirf ihn ins Malvasierfafs im nächsten Zimmer.

2 *M.* O köstlicher Einfall! und mach eine Tunke aus ihm.

1 *M.* Still! er wacht.

2 *M.* Hau zu.

1 *M.* Nein, lafs uns plaudern mit ihm.

Clar. Wo bist du, Wärter? Einen Becher Wein!

1 *M.* Ihr sollt genug haben, Herr, sogleich.

Clar. In Gottes Namen, wer bist du?

Schlegel.

1 *M.* Ein Mensch, wie ihr seyd.
Clar. Doch nicht, wie ich bin, königlich.
1 *M.* Noch ihr, wie wir sind, bürgerlich.
Clar. Dein Ruf ist Donner, doch dein Blick *voll Demuth.*
1 *M.* Des Königs ist mein Ruf, mein Blick mein eigen.
Clar. Wie dunkel und wie tödtlich sprichst du doch!
Eur Auge droht mir; warum seht ihr bleich?
Wer hat euch hergesandt? weswegen kommt ihr?
Beide. Um, um, um —
Clar. Mich zu ermorden?
Beide. Ja, ja.
Clar. Ihr habt, mir das zu sagen, kaum das Herz,
Und könnt drum, es zu thun, das Herz nicht haben.
Was, meine Freunde, that ich euch zu nah?
1 *M.* Dem König thatet ihr zu nah, nicht uns.
Clar. Ich söhne mich noch wieder aus mit ihm.
2 *M.* Niemals, Mylord; drum schickt euch an zum Tod.
Clar. Erlas man euch aus einer Welt von Menschen
Zum Mord der Unschuld? Was ist mein Vergehn?
Wo ist das Zeugniss, welches mich verklagt?
Was für Geschworne reichten ihr Gutachten
Dem finstern Richter ein? Den bittern Spruch,
Wer fällt' ihn zu des armen Clarence Tod?
Eh mich der Lauf des Rechtes überführt,
Ist, mir den Tod zu drohn, höchst widerrechtlich.
Ich sag' euch, wo ihr hofft auf die Erlösung
Durch Christi theures Blut, für uns vergossen:
Begebt euch weg, und legt nicht Hand an mich!
Die That, die ihr im Sinn habt, ist verdammlich.
1 *M.* Was wir thun wollen, thun wir auf Befehl.
2 *M.* Und er, der so befahl, ist unser König.
Clar. Misleiteter Vasall! Der grosse König
Der Kön'ge spricht in des Gesetzes Tafel:
„Du sollst nicht tödten." Willst du sein Gebot
Denn höhnen und ein menschliches vollbringen?
Gieb Acht! Er hält die Rach' in seiner Hand,
Und schleudert sie aufs Haupt der Übertreter.
2 *M.* Und *selb'ge* Rache schleudert er auf dich,
Für falschen Meineid und für Mord zugleich.
Du nahmst das Sacrament darauf, zu fechten
Im Streite für das Haus von Lancaster.
1 *M.* Und als Verräther an dem Namen Gottes
Brachst du den Eid, und dein verrätherisch Eisen
Riss auf den Leib dem Sohne deines Herrn.
2 *M.* Dem du geschworen hattest Lieb' und Schutz.
1 *M.* Wie hältst du Gottes furchtbar Wort uns vor,
Das du gebrochen in so hohem Maass?
Clar. Ach! wem zu lieb that ich die üble That?
Für Eduard, meinen Bruder, ihm zu lieb.
Er schickt euch nicht, um dafür mich zu morden;
Denn diese Schuld drückt ihn so schwer wie mich.
Wenn Gott gerochen seyn will für die That,
O *dennoch* wisst, er thut es öffentlich;
Nehmt nicht die Sach' aus seinem mächt'gen Arm;
Er braucht nicht krumme, unrechtmäss'ge Wege,
Um die, so ihn beleidigt, wegzuräumen.
1 *M.* Was machte dich zum blut'gen Diener denn,
Als, hold erwachsend, jener Fürstenspross,
Plantagenet, von dir erschlagen ward?
Clar. Die Bruderliebe, Satan, und mein Grimm.
1 *M.* Dein Bruder, unsre Pflicht, und dein Vergehn
Berufen jetzt uns her, dich zu erwürgen.
Clar. Ist euch mein Bruder lieb, so hasst mich nicht!
Ich bin sein Bruder, und ich lieb' ihn treu.
Seyd ihr um Lohn gedungen, so kehrt um,
Und wendet euch an meinen Bruder Gloster;
Der wird euch besser lohnen für mein Leben,
Als Eduard für die Zeitung meines Todes.
2 *M.* Ihr irrt euch sehr, eur Bruder Gloster hasst euch.
Clar. O nein! Er liebt mich, und er hält mich werth.
Geht nur von mir zu ihm. *Beide.* Das woll'n wir auch.

Recensent.

1 *M.* Ein Mann, wie ihr.
Clar. Doch nicht, wie ich bin, königlich.
1 *M.* Noch ihr, wie wir sind, bürgerlich.
Clar. Dein Wort ist Donner, doch dein Blick ist niedrig.
1 *M.* Des Königs ist mein Wort, der Blick mein eigen.
Clar. Wie dunkel und wie tödtlich redest du!
Eur Auge droht mir; warum seht ihr blass?
Wer hat euch hergesandt? weswegen kommt ihr?
Beide. Um, um, um —
Clar. Um mich zu morden?
Beide. Ja, ja.
Clar. Ihr habet kaum das Herz, mir das zu sagen;
Und habt gewiss das Herz nicht, es zu thun.
Was, meine Freunde, that ich euch zu Leid?
1 *M.* Zu Leid? nicht uns, dem König thatet ihr's.
Clar. Ich werde noch wohl ausgesöhnt mit ihm.
2 *M.* Niemals, Mylord; bereitet euch zum Tod.
Clar. Seyd ihr berufen aus der weiten Welt
Zum Mord der Unschuld? was ist mein Vergehn?
Wo ist der Augenschein, der mich verklagt?
Was für Geschworne gaben ihr Erkenntniss
Dem düstern Richter? oder wer entschied
Mit herbem Spruch des armen Clarence Tod?
Bevor mich überführt der Lauf des Rechts,
Den Tod mir androhn, ist höchst widerrechtlich.
Ich sag' euch, wo ihr auf Erlösung hofft
Durch Christi Blut, das für uns Sünder floss,
Begebt euch weg, und legt nicht Hand an mich;
Die That, die ihr im Sinn habt, ist verdammlich.
1 *M.* Was wir thun wollen, thun wir auf Befehl.
2 *M.* Und er, der uns befahl, ist unser König.
Clar. Missleiteter Vasall! Der grosse König
Der Kön'ge schrieb auf seine Tafel so:
„Du sollt nicht tödten." Willst du diess Gebot
Verspotten, und ein menschliches vollziehn?
Gieb Acht! denn er hält Rach' in seiner Hand,
Zu schleudern auf das Haupt dem, der verbrach.
2 *M.* Und diese Rache schleudert er auf dich,
Für falschen Meineid und für Mord dazu;
Du nahmst das heil'ge Sacrament darauf,
Den Kampf zu kämpfen für Lancaster's Haus.
1 *M.* Und als Verräther an dem Namen Gottes
Brachst du den Eid, und dein Verrätherstahl
Entriss das Herz dem Sohne deines Herrn.
2 *M.* Dem du geschworen Huld und treuen Schutz.
1 *M.* Wie magst du Gottes schwer Verbot uns nennen,
Da du es brachst in solchem Übermass?
Clar. Ach! wem zu lieb that ich die böse That?
Für Eduard, meinen Bruder, ihm zu lieb.
Nicht sendet er euch, mich darum zu morden;
Denn dieser Sünd' hat er so Theil, wie ich.
Will Gott gerächet seyn für diese That,
O wisst es doch, er thuts vor aller Welt;
Nehmt nicht die Sach' aus seinem mächt'gen Arm;
Er braucht des Abwegs nicht vom graden Recht,
Um auszurotten, die sich aufgelehnt.
1 *M.* Wer machte dich zum Diener denn des Bluts,
Als jener zarte, holdaufblühende Prinz,
Plantagenet, gemordet sank durch dich?
Clar. Des Bruders Lieb', und Satan, und mein Grimm.
1 *M.* Dein Bruder, unsre Pflicht, und dein Vergehn
Berufen uns jetzt her, dich abzuthun.
Clar. Ist euch mein Bruder lieb, so hasst nicht mich;
Ich bin sein Bruder, und ich lieb' ihn sehr.
Seyd ihr um Lohn gedungen, kehrt zurück,
Und sprecht bey meinem Bruder Gloster vor;
Der wird euch besser lohnen für mein Leben,
Als Eduard für die Zeitung meines Tods.
2 *M.* Ihr irrt euch sehr, eur Bruder Gloster hasst euch.
Clar. O nein, er liebt mich, und er hält mich werth.
Geht nur zu ihm von mir. *Beide.* Das wird geschehn.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER, 1811.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Unger: *Shakspeare's dramatische Werke*, überfetzt von *Aug. Wilh. Schlegel* u. f. w.

(*Beschluss des im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Schlegel.

Clar. Sagt ihm, als unser edler Vater York
Uns drey gesegnet mit siegreichem Arm,
Und herzlich uns beschworen, uns zu lieben,
Gedacht' er wenig der getrennten Freundschaft.
Mahnt Glostern daran nur, und er wird weinen.
1 *M.* Mühlsteine, ja, wie er uns weinen lehrte.
Clar. O nein! verläumd' ihn nicht, denn er ist mild.
1 *M.* Recht!
Wie Schnee der Frucht. — Geht, ihr betrügt euch selbst;
Er ist's, der uns gesandt, euch zu vertilgen.
Clar. Es kann nicht seyn; er weinte um mein Unglück,
Schloss in die Arme mich, und schwor mit Schluchzen
Mir eifrig meine Freyheit auszuwirken.
1 *M.* Das thut er ja, da aus der Erde Knechtschaft
Er zu des Himmels Freuden euch erlöst.
2 *M.* Herr, söhnt euch aus mit Gott, denn ihr müsst sterben.
Clar. Hast du die heil'ge Regung in der Seele,
Dass du mit Gott mich auszusöhnen mahnst,
Und bist der eignen Seele doch so blind,
Dass du, mich mordend, Gott bekriegen willst?
Ach Leute! denkt, dass, der euch angestiftet
Die That zu thun, euch um die That wird hassen.
2 *M.* Was soll'n wir thun? *Clar.* Bereut, und schafft eur Heil.
Wer von euch, wär' er eines Fürsten Sohn,
Vermauert von der Freyheit, wie ich jetzt,
Wofern zwey solche Mörder zu ihm kämen,
Bät' um sein Leben nicht? So wie ihr bätet,
Wärt ihr in meiner Noth. —
1 *M.* Bereun? das wäre memmenhaft und weibisch.
Clar. Nicht zu bereun ist viehisch, wild und teuflisch.
Mein Freund, ich spähe Mitleid dir im Blick;
Wofern dein Auge nicht ein Schmeichler ist,
So tritt auf meine Seit' und bitt' für mich.
Rührt jeden Bettler nicht ein Prinz, der bittet?
2 *M.* Seht hinter euch, Mylord.
1 *M.* (ersticht ihn) Nehmt das und das; reicht alles noch nicht hin,
So tauch' ich euch ins Malvasierfass draussen.
(mit der Leiche ab.)
2 *M.* O blut'ge That, verzweiflungsvoll verübt!
Gern, wie Pilatus, wüsch' ich meine Hände
Von diesem höchst verruchten sünd'gen Mord.
Der *erste Mörder* kömmt zurück.
1 *M.* Wie nun? was denkst du, dass du mir nicht hilfst?
Bey Gott, der Herzog soll dein Zögern wissen.
2 *M.* Wüsst' er, dass ich gerettet seinen Bruder!
Nimm du den Lohn, und meld' ihm, was ich sage;
Denn mich gereut am Herzog dieser Mord.
(ab.)
1 *M.* *Nicht ich;* geh, feige Memme, die du bist! —
Ich will in einem Loch die Leiche bergen,
Bis dass der Herzog sie begraben lässt;
Und hab' ich meinen Sold, so will ich fort;
Diess kommt heraus, drum meid' ich *diesen Ort.*
(ab.)

Recensent.

Clar. Sagt ihm, als unser hoher Vater York
Uns drey mit Siegerarme segnete,
Und herzlich uns beschwur zu steter Liebe,
Da ahnt' er wenig diesen Freundschaftsbruch.
Erinnert Gloster dran, und er wird weinen.
1 *M.* Mühlsteine, ja, wie er uns weinen hiess.
Clar. O bitte, lästr' ihn nicht, denn er ist mild.
1 *M.* Recht!
Wie Schnee im Herbst. — Geht, ihr betriegt euch selbst;
Er ist's, der uns gesandt, euch hier zu tödten.
Clar. Es kann nicht seyn; er weint' um mein Geschick,
Schloss in die Arme mich, und schwur mit Schluchzen,
Auswirken woll' er meine Lossprechung.
1 *M.* Nun ja, das thut er, wenn er euch erlöst
Vom Erdenjoch zur Himmelsseligkeit.
2 *M.* Söhnt euch mit Gott aus; ihr müsst sterben, Herr.
Clar. Hast du die fromme Regung in der Seele,
Dass du mit Gott mich auszusöhnen mahnst,
Und bist für *deine* Seele doch so blind,
Dass Krieg mit Gott du suchst durch meinen Mord?
O Freunde, denkt, er, der euch angereizt
Zu dieser That, wird um die That euch hassen.
2 *M.* Was soll'n wir thun? *Clar.* Bereut, und schafft eur Heil.
Wer von euch, wär' er eines Fürsten Sohn,
Getrennt von Freyheit, wie ich jetzo bin,
Wenn so zwey Mörder, wie ihr seyd, ihm kämen,
Bät' um sein Leben nicht? So wie ihr bätet,
Wärt ihr in meiner Noth. —
1 *M.* Bereun? — Ha! das ist memmenhaft und weibisch.
Clar. Und nicht bereun, ist viehisch — wild und teuflisch.
Mein Freund, ich spähe Mitleid dir im Blick;
O, wenn dein Auge nicht ein Schmeichler ist,
Tritt her zu mir, und sprich ein Wort für mich;
Ein Prinz, der bettelt, rührt den Bettler selbst.
2 *M.* Seht hinter euch, Mylord.
1 *M.* (ersticht ihn) Nehmt das und das; reicht alles diess nicht hin,
So tauch' ich euch ins Malvasierfass draussen.
(ab mit der Leiche.)
2 *M.* O blut'ge That, verzweifelt ausgeführt!
Gern, wie Pilatus, wüsch' ich meine Hände
Von diesem höchst verruchten, sünd'gen Mord.
Der *erste Mörder* kömmt zurück.
1 *M.* Wie nun? was meinst du, dass du mir nicht hilfst?
Bey Gott, dein Zögern soll der Herzog wissen.
2 *M.* Wüsst' er, dass ich des Bruders Retter war!
Nimm du den Lohn, und meld' ihm was ich sprach;
Denn mich gereut es, dass der Herzog sank.
(ab.)
1 *M.* Mich reut es nicht; geh, Memme, die du bist! —
Die Leiche berg' ich jetzt in einem Loch,
Bis dass der Herzog sie begraben lässt;
Und hab' ich meinen Sold, dann fortgeeilt;
Denn diess kommt aus, drum länger nicht geweilt.
(ab.)

Diese Probe wird hinreichend seyn, das Verhältniss des *schlegelschen* Richard zu dem unsrigen anzugeben, den wir 1806 in der Vorrede zum Othello versprachen. Mögen wir uns noch oft begegnen, und jeder des anderen Werk zur Ehre Shakspeare's, und zu eigener Trefflichkeit benutzen! Wir haben vor einem Jahre *Schlegels* halb zürnende Ankündigung vernommen, und uns drob gefreut; denn solcher Zorn ist schön, menschlich, erquickend, aufmunternd.

Bey Gott! bey Gott! du Trotziger, ich muss!
So gelt' es denn! Sieg gelt' es, oder Tod!
Denn wisse! Keinem Knaben sprichst du Hohn,
Der seine ersten Waffen schwankend prüft.
Straff sind die Sehnen meiner Jugendkraft;
Ich bin gewandt zu ringen; meinem Arm
Ist Phöbus goldnes Schwerdt ein Halmenspiel;
Des Fernhintreffers Silberbogen weiss
Ich wohl zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll — — —
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn?
So gelt' es denn! Sieg gelt' es oder Tod!

So sang *Bürger*, und fühlt *Schlegel*. Unerschreckt, wie der Sänger, den es galt, antworten wir:

Lass uns beide das heilige Lied des göttlichen Shakspeare
Unserem Volke singen; wir lieben den Göttlichen Beide.

Keiner werde besiegt; keiner siege!

J. H. V.

1) Wien, b. Hoffmeister: *Drey leichte Clavier-Sonaten*; componirt von *Ign. Pleyel.* 1 u. 2 Heft. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Ebend.: *Rondo favorit pour le Clavecin ou Pianoforte* par *Ign. Pleyel.* No. 1 u. 2. (16 gr.)

3) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *III Airs variés pour le Forte-Piano* par *Ignace Pleyel.* (16 gr.)

In allen diesen Werken spricht sich das Eigenthümliche der allgemein bekannten Manier des Vfs. sehr deutlich aus. Das Sangbare und Gefällige seiner Melodie, sein gewöhnlicher, zwar nicht merklich verwickelter, sondern ganz planer, aber dabey sehr abgerundeter Periodenbau ist in denselben eben so unverkennbar, als der Gang seiner nur sehr selten tief eingreifenden Harmonie. Kurz, es würde jedem Künstler oder Dilettanten, der die älteren Werke dieses Tonsetzers kennt, nicht schwer fallen, zu entscheiden, dass diese angezeigten Kunstwerke Ausflüsse der *pleyelschen* Muse sind, wenn sich der Vf. auch nicht auf dem Titelblatte genannt hätte.

No. 1 ist absichtlich für solche Anfänger bestimmt, die noch keine merklichen Fortschritte im Notenlesen, oder im Spiel *a prima vista*, gemacht haben. Dieses Werk behauptet durchgehends den Charakter des Angenehmen und leicht Dahinfliessenden. Jede Sonate desselben besteht nur aus zwey Sätzen, die nicht weitläuftig ausgeführt sind. No. 2 und 3 erfodern zwar etwas mehr mechanische Fertigkeit; dessenungeachtet sind sie (so wie überhaupt beynahe alle, sowohl fürs Clavier, als auch für andere Instrumente gesetzten Tonstücke des Vfs.) so beschaffen, dass sie, wie man zu sagen pflegt, sehr leicht in die Finger fallen. Daher werden auch diese Werke allen solchen Clavierspielern sehr willkommen seyn, welche die Clavierstücke eines Mozarts, oder anderer mehr in die Saiten greifender Tonsetzer, nicht bezwingen können.

— o —

1) Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *XIV Variations pour le Fortepiano, Violon et Violoncelle,* composés par *Louis van Beethoven.* Oeuv. 44. (1 Rthlr.)

2) Ebend.: *X Variations pour le Clavecin ou Piano-Forte, sur le Duo: La stessa, la stessitsima etc.* del' Opera Falstaff, osia le tré Burle. Comp. par *Louis van Beethoven.* (12 gr.)

3) Wien, b. Hoffmeister: *VIII Variations pour le Clavecin ou Pianoforte sur l'Air: Ist denn Lieben ein Verbrechen u. s. w.* Comp. par *Fran. Jaq. Freystädtler.* (16 gr.)

4) Ebend.: *XII Variations pour le Clavecin ou Pianoforte sur l'Air: Im Arm der Liebe ruht sichs wohl u. s. w.* Comp. par *F. J. Freystädler.* (16 gr.)

5) Ebend.: *XII Variations sur une Menuet de l'Opera Don Juan, pour le Pianoforte.* Comp. par *F. Freystädtler.* (12 gr.)

6) Ebend.: *Thema avec Variations pour le Pianoforte et Flute.* Compos. etc. par *Fr. Starke.* (12 gr.)

7) Wien, b. Weigl: *Variations pour le Clavecin ou Pianoforte sur l'Air de l'Opera Romeo et Giulietta par Crescentini.* Comp. par *F. A. Neumann.* (12 gr.)

Obgleich die beiden unter No. 1 und 2 angezeigten Werke von *Beethoven* nicht unter die vorzüglichsten gerechnet werden können, die dem Publicum von diesem genialischen und fleissigen Tonsetzer bekannt worden: so ist dennoch in denselben weder seine Originalität, noch seine meisterhafte Behandlung und Ausführung des Satzes zu verkennen. Besonders zeichnen sich beide Werke dadurch vor vielen anderen seiner Arbeiten aus, dass in denselben das Harte und Bizarre vermieden ist, und dass die Farben nicht so grell aufgetragen sind, wie in vielen seiner Kunstwerke. In No. 1 sind Violine und Violoncell nicht durchgehends bloss begleitend gesetzt, sondern die Violine enthält in der dritten, das Violoncell aber in der vierten Variation den Hauptgesang, so wie sich beide in der eilften Variation in denselben theilen. Der Vortrag der Clavierstimme erfodert nicht die ausgezeichnete mechanische Fertigkeit, welche die mehresten *beethovenschen* Clavierstücke voraussetzen. Diese Variationen werden daher solchen Clavierspielern um so willkommener seyn, die sich gern mit dem Vortrage der Werke dieses Componisten versuchen wollen, ohne die Fertigkeit zu besitzen, die zu den mehresten seiner fürs Clavier gesetzten Tonstücke nothwendig ist. No. 2 erfodert, besonders in der linken Hand, einen merklich höheren Grad von

Fertigkeit. In diesem Werke zeichnet sich in Hinsicht auf kunstmäsige Behandlung des Thema die achte Variation, in Hinsicht auf glückliche und lebhafte Phantasie aber die letzte besonders aus.

Die übrigen angezeigten Werke können zwar weder in Hinsicht auf meisterhafte Behandlung des Satzes, noch in Rücksicht auf glückliche Phantasie, den *beethovenschen* an die Seite gesetzt werden; dessenungeachtet gehören sie keineswegs unter das schlechte Machwerk in dieser Gattung. Die vorzüglichsten sind No. 3, 4 und 5, von welchen ohne Zweifel den Liebhabern dieser Gattung der Tonstücke No. 5 am willkommensten seyn möchte, weil in demselben der Vf. eine bekannte Lieblings-Mennet des Publicums zum Thema gewählt hat. Die von dem Vf. über dieses Thema gesetzten Variationen sind so beschaffen, dass das Thema in allen Variationen hervorstechend und kenntlich bleibt. Ein Erfodernifs, welches bey dieser Gattung der Tonstücke um so weniger vernachläffigt werden darf, weil das Vergnügen, welches sie ihrem Zwecke gemäss gewähren sollen, bloss aus dem Gefühle der Ähnlichkeit des wiederkehrenden Hauptsatzes hervorgeht. Die siebente Variation in No. 5, und die vierte in No. 4 sind in eine etwas zu veraltete Notenfigur eingekleidet.

Ohne etwas besonders Hervorstechendes zu enthalten, empfehlen sich dennoch No. 6 und 7 durch fliessende Melodie und durch Mannichfaltigkeit der Form des wiederkehrenden Hauptsatzes.

Ubrigens sind alle diese angezeigten Werke bloss für solche Clavierspieler geeignet, die sich schon einen sehr merklichen Grad von Kunstfertigkeit auf dem Instrumente erworben haben. — o —

Wien, b. Weigl: *Musique du Ballet Bacchus et Arianne* pour le Pianoforte. Composée par Mons. *Tadè Weigl*, Maitre de Chapelle des Théatres Imp. et Roy. (4 Rthlr.)

Bey der Herausgabe der Musik eines pantomimischen Ballets, es erscheine in vollständiger Partitur, oder nur in einem Clavierauszuge, sollte der Vf. nicht unterlassen, denjenigen detaillirten Plan des Werks, der gewöhnlich bey der Aufführung desselben an der Casse verkauft wird, seinem Werke vordrucken, oder der Musik die Abtheilung und den Inhalt der Scenen und die Namen der handelnden Personen beyfügen zu lassen, weil ohne diese Anzeige die einzelnen Sätze des Kunstwerks ihren Zusammenhang unter einander für alle diejenigen verlieren, die nicht Gelegenheit gehabt haben, der Vorstellung des Kunstwerks beyzuwohnen. Ein solches ohne Beyfügung seines detaillirten Planes dem Publicum übergebenes Ballet gleicht einer demselben übergebenen Opermusik ohne Text, deren Herausgabe ohne Zweifel von Jedermann für Unsinn anerkannt werden würde. Der Vf. des angezeigten Ballets hat diese Vorsicht aus der Acht gelassen; daher läst sich bey diesem Kunstwerke nicht bestimmen, in wiefern er die aus dem Gange der zum Grunde gelegten Handlung hervorgehenden Empfindungen richtig dargestellt habe, oder in wiefern ihm das Durchhalten der Charaktere der handelnden Personen gelungen sey oder nicht.

Bey diesem Werke ist der Mangel der Anzeige des Plans und der in jeder Scene zum Grunde liegenden Handlung um so mehr zu bedauern, weil sich in demselben nicht allein manche hervorstechende Gedanken offenbaren, sondern auch deswegen, weil die mehresten einzelnen Theile desselben viel Charakteristisches enthalten, dessen Zusammenhang durch diesen Mangel bey der Privatunterhaltung gröfstentheils verloren geht. — o —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. 1) *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Quatuor pour deux Violons, Alto et Basse.* Dédié à S. A. Royal Monseig. le Prince *Louis Ferdinand de Prusse* par *P. Rode.* (20 gr.)

2) Ebend.: *Polonoise pour le Pianoforte*, comp. par *P. Rode.* (8 gr.)

3) Wien, b. Hoffmeister: *Air varié pour le Violon avec Accomp. d'un second Violon, Alto et Basse*, par *P. Rode.* (8 gr.)

Ob sich gleich unter den früher bekannt gewordenen Werken des Vfs. einige befinden, deren Anlage sich durch einen höheren Grad von Originalität auszeichnet, als in dem zuerst angezeigten Quatuor: so findet man dennoch unter allen seinen allgemein beliebten Werken kein einziges, welches besser ausgeführt, und in welchem der Charakter jedes einzelnen Satzes bestimmter ausgedrückt und fester durchgehalten wäre, als in diesem Quatuor. Es ist aus Es dur gesetzt, und beginnt mit einem Moderato (Viervierteltakt) von ernsthaft angenehmem Charakter. Dieses Moderato ist in Hinsicht auf die Wirkung, die es, gut vorgetragen, hervorbringt, der gelung[illegible] Satz des ganzen Tonstücks. Ihm folgt ein gesangreiches [illegible]o adagio aus B dur im Zweyzweyteltakt, welches nach Verhältniss des Werthes seiner Anlage etwas zu kurz ausgeführt ist. Den Beschluss macht ein Rondo im Tempo di Polacca, in welchem sich das Pathetische mit Grazie verbunden sehr fühlbar ausspricht.

Die beiden übrigen oben angezeigten Tonstücke sind zwar von minder beträchtlichem Werthe, dessenungeachtet behaupten sie sich als Werke eines denkenden Tonsetzers. — o —

1) *Wien*, b. Weigl: *Potpourri für das Fortepiano.* 5 Hefte. (Jedes Heft 8 gr.)

2) Ebend.: *Potpourri für die Flöte.* 1 Heft. (8 gr.)

3) Ebend.: *Journal amusant pour deux Flûtes*, contenant toutes les pièces les plus favorites tirées des Opéras, Ballets et d'autre Composition très recherchée de tout genre. (1 Rthlr.)

Das erste dieser Werke enthält Ouverturen, Märsche, Balletstücke und Arien aus solchen Opern und Balleten beliebter Tonsetzer, die dem gröfseren Publicum noch nicht durch einen Clavierauszug bekannt gemacht worden sind. Der Herausgeber hat gröfstentheils solche Sätze ausgewählt und in Clavierauszug gebracht, die theils für Anfänger, theils für solche Dilettanten geeignet sind, denen an leichten und gefälligen Unterhaltungen am Claviere mehr, als an dem Vortrage brillanter Sätze und an Vervollkommnung mechanischer Kunstfertigkeit gelegen ist.

No. 2 hat den nämlichen Inhalt wie No. 1, nur mit dem Unterschiede, dass hier die Tonstücke für zwey Flöten arrangirt sind.

Das unter No. 3 angezeigte Werk hat, wie auch schon

der Titel zeigt, mit den vorhergehenden gleiche Einrichtung, unterscheidet sich jedoch dadurch, dass die Wahl der in denselben enthaltenen Tonstücke für Flötenspieler von grösserer Fertigkeit berechnet ist. — o —

1) *Leipzig*, b. Hinrichs: *Six Sonates faciles, agréables et progressives pour deux Flûtes*, à l'usage de Commençans, comp. par *G. H. Köhler*. (20 gr.)

2) *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Nouveaux Divertissements pour une Flûte traversière seule avec un Violon ad libitum*, comp. par *G. H. Köhler*. Cahier I. II. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) *Wien*, b. Weigl: *XVI Variations pour la Flûte avec accompag. d'un Violon, Viole et Violoncelle concertant*, composées par Mr. l'Abbé *Ant. Matauschek*. (16 gr.)

Alle diese Werke haben unter sich dieses gemein, dass sie sich weder durch eine originelle Anlage, noch durch eine besonders hervorstechende Ausführung auszeichnen. Übrigens gefallen sie vermittelst ihrer fliessenden und angenehmen Melodie. No. 2 und 3 empfehlen sich den Liebhabern der Flöte zugleich dadurch, dass sie brillante Passagen enthalten, deren Ausführung mit keinen besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist. — o —

1) *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Deux Sonates pour le Pianoforte*, comp. par *Louis van Beethoven*. Oeuv. XIV. (1 Rthlr.)

2) Ebend.: *Grande Sonate pour le Pianoforte*, comp. et dédiée à Mad. *Bartocozzi*, par *J. L. Dussek*. Opera 43. (20 gr.)

3) Ebend.: *Sonate a quatre Mains pour le Fortepiano*, comp. par *Jos. Wölfl*. Oeuv. 17. No. 1. (16 gr.)

4) Ebend.: *Trois Sonates pour le Pianoforte avec accomp. de Violon et Violoncelle*, comp. et dédiées à S. A. Imp. Madame la grande Duchesse *Marie*, par *F. H. Himmel*, Maitre de Chapelle de sa Maj. le Roi de Prusse. Opera 16. (2 Rthlr. 16 gr.)

Alle diese Sonaten gehören unter das Vorzüglichste, was nach Mozarts Tode in dieser Gattung der Tonstücke dem Publicum bekannt gemacht worden ist. Die besonderen Eigenheiten der hier vereinten Tonsetzer sind allen solchen Clavierspielern, welche die Tonstücke dieser Meister vorzutragen im Stande sind, schon aus den früher erschienenen Werken derselben zu bekannt, als dass es nöthig seyn sollte, sich hier auf eine Zergliederung derselben einzulassen. — o —

1) *Leipzig*, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Ouverture de l'Opéra Lodoiska pour le Fortepiano*, par *Cherubini*. (8 gr.)

2) *Wien*, b. Weigl: *Ouverture de l'Opéra Les confidences pour le Pianoforte*, par *Nicolo*. (12 gr.)

3) Ebend.: *Ouverture de l'Opéra Le Baiser et la Quittance pour le Pianoforte*, par *Kreutzer*. (10 gr.)

Der unter No. 1 angezeigte Clavierauszug der *Ouverture* von *Cherubini* enthält alles Wesentliche der vollständigen Partitur, was in einem spielbaren Auszuge für ein Clavierinstrument gegeben werden kann. Die Ausführung der beiden übrigen Werke erfodert zwar weniger mechanische Fertigkeit; ob aber auch bey diesen alles Hervorstechende der Partitur in den Clavierauszug übergetragen worden ist, kann Rec. deswegen nicht bestimmt entscheiden, weil ihm der Besitz der Partituren dieser Werke mangelt. — o —

1) *Leipzig*, b. Hinrichs: *Sechs Gesänge am Fortepiano*, componirt und dem durchl. Prinzen von Menschikoff gewidmet von *J. D. Georgi*. (20 gr.)

2) Ebend.: *Douze nouvelles Danses pour le Pianoforte*, par *J. D. Georgi*. (8 gr.)

Ohne Zweifel wäre dem Vf. die musikalische Hülle der unter No. 1 angezeigten Lieder besser gelungen, wenn er sich dabey durchgehends, so wie bey dem Liede S. 6, des gewöhnlicheren syllabischen Ausdrucks bedient hätte, statt in die melismatische Form und Wortwiederholung einzugehen, wodurch sich hauptsächlich die Melodie der eigentlichen Arie von der des Liedes unterscheidet. Das Lied von *Goethe* an Lina ist z. B. durch diesen gedehnten Ausdruck und durch die Verschiedenheiten der dabey gebrauchten Taktarten und Bewegungen zu sehr verzerrt. Dabey ist der Ausdruck dieser Gesänge zu oft durch ein Accelerando oder Tardando überzärtelt. Besser sind dem Vf. die 12 Tänze gerathen, bey welchen er in dem gewöhnlicheren Geleise geblieben ist. — o —

1) *Leipzig*, b. Hinrichs u. Lehmann: *Sonate facile pour le Clavecin ou Fortepiano avec accomp. de Violon*, comp. par *B. G. Rösler*. No. 1. (12 gr.)

2) *Wien*, b. Weigl: *Trois petites Sonates faciles et progressives pour le Fortepiano*, comp. par *Schweitzar*. No. I—III. (2 Rthlr.)

Clavierspieler, die zu wenig Fertigkeit besitzen, um die tiefer geschöpften und mit mehr Kunst ausgearbeiteten Tonstücke dieser Gattung vertragen zu können, und denen daher auch gemeiniglich mehr an einer leicht fasslichen und fliessenden Melodie, als an einer starken Verwickelung des Satzes gelegen ist, werden diese Sonaten nicht ohne angenehme Unterhaltung und ohne Befriedigung aus der Hand legen. — o —

Wien, b. Weigl: *Trois Quintetti pour Flûte, Violon, deux Altos et Violoncelle*. Composés par les Frères *Andreas* et *Bernard Romberg*. (5 Rthlr. 15 gr.)

Sowohl diese Quintette selbst, als auch die besonderen Vorzüge, die sie vor so vielen anderen Kunstwerken dieser Gattung mit Recht behaupten, sind seit ihrer Erscheinung schon zu bekannt geworden, und ihr vorzüglicher Werth ist im Publicum schon zu allgemein entschieden, als dass wir eine Zergliederung desselben für nöthig finden sollten. — o —

Leipzig, b. Hoffmeister u. Kühnel: *Serenate pour le Fortepiano et Flûte* (ou Violon), par *Louis van Beethoven*. (1 Rthlr.)

Ursprüglich ist diese Serenate für Flöte, Violine, Viole und Violoncell gesetzt, und von einem Unbekannten fürs Clavier arrangirt und mit Zustimmung des Vfs. herausgegeben worden. Rec. hat die Originalausgabe nicht bey der Hand, und kann daher nicht bestimmen, in wieferne dieses Arrangement derselben geglückt sey oder nicht. — o —

Dresden, b. Arnold: *Vollständige Anleitung, allen Fingern beider Hände zum Clavier- und Pianoforte-Spielen in kurzer Zeit gleiche Stärke und Gewandtheit zu verschaffen, vermittelst mehrerer Tabellen, die nach der Combinationslehre verfertigt sind, und alle Fälle vollständig angeben.* — Ein ergänzender Beytrag jeder Clavier- und Fortepiano-Schule, von D. K. C. F. *Krause*. 12 Bog. in Querfolio. (1 Rthlr. 8 gr.)

So wenig geleugnet werden kann, dass Anfänger durch die von dem Vf. in diesen Tabellen vorgeschriebenen Übungen in kurzer Zeit den Vortheil gewinnen können, bey der Verschiedenheit der Notenfiguren, und bey der Verschiedenheit des Vortrags derselben, allen Fingern beider Hände eine gleiche Stärke und Gewandtheit im Anschlage der Tangenten zu verschaffen: eben so wenig werden die mehresten angehenden Clavierspieler geneigt seyn, sich der dabey zum Grunde gelegten äusserst trockenen Übung zu unterwerfen, die bloss aus der Intonation der Töne einzelner Notenfiguren besteht, die unter sich keinen melodischen Zusammenhang haben. Daher würde der Vf. seinen Zweck eher erreicht haben, wenn er die zu diesen Übungen nöthigen Figuren, in kleine Tonstücke eingekleidet, vorgeschrieben hätte, wenn er dabey auch genöthigt gewesen wäre, auf einen Theil der in seinem Werke enthaltenen Mannichfaltigkeit der Notenfiguren Verzicht zu thun. — o —

Druckfehler. In No. 239. S. 121. Z. 23 von unten statt *Erkenntniss* lies *Erdkenntniss*. S. 122. Z. 5 von oben st. *unten so dunkel* l. *unten oft dunkel*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 DECEMBER, 1811.

PHYSIK.

Hannover, b. den Gebrüd. Hahn: *Darwins Abhandlungen und Bemerkungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände*, aus dessen *Batanic garden* gesammelt, geordnet, übersetzt und mit Bemerkungen begleitet von *G. E. W. Crome*, d. Arzneygel. Doctor u. s. w. Zweyter Theil. Physik und Chemie. Physikalische Erdbeschreibung. Astronomie. 1810. 392 S. kl. 8. (1 Rthlr.)

Im Ganzen können wir nicht anders, als unser, früher in diesen Blättern (J. A. L. Z. 1811. N. 91) gefälltes Urtheil über den Werth des Originals und der vorliegenden Übersetzung bestätigen. Indessen will es uns doch vorkommen, als sey der Vf. in diesen Fächern, besonders in der Mineralogie, mehr zu Hause, als in der organischen Naturlehre; wenigstens scheint dieses theils aus der grösseren Zahl der Bemerkungen, theils aus dem minder Ausschweifenden der Gedanken, theils aus der mehreren Rücksicht, welche auf die Meinungen Anderer genommen wird, zu erhellen. Neues haben wir indessen, im Verhältnisse des Ganzen, nicht viel gefunden, hie und da wiederholt der Vf. sich auch. — S. 12 ist vom Brunnen des Hiero in den Minen zu Chemnitz die Rede: es soll aber Brunnen des Heron heissen. S. 29 heisst es: die brennbaren Körper, z. B. Metalle, Schwefel u. s. w., beständen vermuthlich aus Phlogiston, in Verbindung mit einem anderen, noch unentdeckten Stoffe. Der Übersetzer will diesen Antheil des Phlogistons zugeben, wenn man sich unter selbigem den Kohlenstoff denke, nicht aber, wenn man das Phlogiston als einen eigenen, allen brennbaren Körpern zum Grunde liegenden Stoff betrachte. Wer aber hat das Phlogiston jemals anders, als in der letzten Beziehung, genommen? — S. 32 — 34 kommt viermal Beccari vor, es soll aber Beccaria heissen. — S. 50 wird von den feurigen Ringen auf Weideplätzen geredet, worunter die Kreise von höherem und geilerem Grase verstanden werden. Diese aber heissen sonst *fairy rings*, Hexenringe. *Darwin* schreibt sie den cylindrischen Strömen von Elektricität von 2 bis 10 Ellen Durchmesser zu, welche aus Gewitterwolken sich in die Erde senken, indem sie die Luft an dieser Stelle verdrängen und beym Eindringen in den Boden nur im Umkreise, wo sie mit der Luft in Berührung bleiben, das Gras verbrennen, welches danach stärker und lebhafter wieder hervorschiesse. Aber woraus erhellet, dass die Elektricität in Gestalt solcher Cylinder herabströme? Und wie erklärt der Vf. den Umstand, dass diese Ringe alljährlich weiter werden? Weit besser hat daher *Wollaston* in den *Philos. Transact.* von 1807 die Hexenringe aus dem kreisförmigen Wachsen gewisser Schwämme, vermöge immer weiterer Ausdehnung ihres wurzelartigen Wesens von Einem Puncte aus, erklärt. — S. 60 vermuthet der Vf., dass die magnetische Polarität der Erde von ihrer Axendrehung herrühren möge. Setze man voraus, dass Wärme Elektricität und Magnetismus Flüssigkeiten von verschiedener Schwere sind, unter denen die Wärme, die schwerste und der Magnetismus die leichteste sey: so müsse bey der schnellen Umwälzung der Erde die Wärme am meisten über der Linie, der Magnetismus an den Polen, die Elektricität aber in der Mittelregion zwischen beiden sich anhäufen. Allein der Übersetzer bemerkt mit Recht, dass wir nach unseren jetzigen Erfahrungen diese Flüssigkeiten durchaus als imponderabel zu betrachten haben. — S. 74 Ctesebes soll Ctesibius, S. 81 Cornel. Drebelle aber, Cornel. Drebbel heissen. — S. 86 wird eine permanente Auflösung des Wassers in Luft angenommen, daher es z. B. komme, dass bey einer Frostkälte doch Schnee und Eis auf den Dächern sich vermindern. Diese Meinung hat gewiss viel Wahrscheinliches, besonders wenn man hinzunimmt, was der Vf. S. 90 vermuthet, dass die Elektricität an dieser luftförmigen Auflösung einen grossen Antheil haben möge. Der Übersetzer indessen ist dieser Meinung nicht; er hält es für unstatthaft, dass eine Auflösung des Wassers anders als bey einer Temperatur von 16 — 20° R. durch den freyen Wärmestoff vor sich gehe. — S. 133 trägt der Vf. seine geologischen Gedanken vor, die mit denen von *Büffon* und *de Luc* übereinkommen, und in den Werken dieser Naturforscher ausführlicher, und mehr mit Gründen unterstützt, zu finden sind. S. 145 nimmt er zur Erklärung der innern, eigenthümlichen und sich immer gleich bleibenden Wärme der Erde ein Centralfeuer an. Wenn er aber auch die warmen Quellen als Wirkungen und die Vulcane als Schornsteine desselben betrachtet: so möchte sich Vieles dagegen einwenden lassen. Nach S. 150 soll (wir erfahren nicht, ob als Ursache, oder als Wirkung dieses Centralfeuers) eine flüssige Masse sich im Mittelpuncte der Erde befinden. Ein Theil dieser Flüssigkeit sey Eisen, welches, da es zum Schmelzen stärkere Grade der Hitze als Glas und als andere Metalle erfodere, fest bleibe, und, indem es

seinen Ort in der flüssigen Masse öfters verändere, Ursache der Declination der Magnetnadel sey. Eine wahre Leiter von Hypothesen! — S. 161. Der Feuerstein und Kieselsand werde gebildet aus Kalkerde und einer hypothetischen Säure, die der Vf. Kieselsäure nennt, und durch die Zersetzung vegetabilischer und thierischer Körper entstanden glaubt. Er erklärt hieraus, wie Feuerstein in Kalkerde und Sand auf dem Boden der See, so wie in Lagen, welche augenscheinlich auf dem Meeresgrunde gebildet sind, vorkomme. Auch die Flussspathsäure soll ihren Ursprung im organischen Reiche haben. Vergebens aber sieht man sich nach Beweisen für diese Behauptungen um. — S. 190. Die Abwechselung der Steinkohlenlagen in Gebirgen mit Lagen von Gestein komme von den Selbstentzündungen und Verbrennungen der Moräste, welche entweder unvollkommen und unterbrochen oder vollkommen gewesen. Im ersten Falle sey Kohle, Bitumen und Schwefel gebildet, im letzten aber seyen nur die feuerbeständigen Theile: Thon, Kalk und Eisen, zurückgeblieben, wobey einiger Kalk sich mit der Kieselsäure verbunden und erzeugt, oder mit dem Thon zum Mergel zusammengetreten sey. — S. 196 Die Entstehung der Kalkgebirge sey (mit *Büffon*) den Überresten der Schaalthiere zuzuschreiben: denn die Bildung der Kalkerde scheine ein animalischer Process zu seyn, dessen Fortgang wir an uns selber und an anderen thierischen Körpern stets wahrnehmen, und sehr wahrscheinlich sey es, dass der thierische Schleim diese Bildung der Kalkerde einleite. — S. 222. Aus der Erscheinung, dass Eisenfeile mit Hülfe eines kleinen Siebes auf Papier getragen, unter welchem sich ein Magnet befindet, sich in concentrischen Kreisen mit leeren Zwischenräumen anhäuft, erklärt der Vf. die regelmässigen Lagen und concentrischen Schichten, die man an den Kugeln von Eisenstein bemerke, und in deren Mittelpuncte man oft ein solides Kernstück antreffe. Er hält die Polarität des Kernstücks nicht ohne Grund für die Ursache dieser Erscheinung, und vermuthet, dass die eisenhaltigen Gebirgslagen auf eben die Art der Polarität des Erdballs ihren Ursprung verdanken mögen, welcher Gedanke allerdings eine weitere Ausführung verdienet. — S. 254. Die Niederschlagung des Wassers aus der Luft und Entstehung der Quellen auf Bergen leitet er theils von der zunehmenden Kälte, theils von der grösseren Verdünnung der Luft, theils von dem Stosse her, den die Dünste erleiden, indem sie auf ihrem Zuge an die Bergspitzen anprallen. Wir glauben, dass diese letztere Ursache, wegen der äusserst geringen Schwere der Dünste, keinen Betracht verdiene, obschon der Vf. sich hiebey auf den Umstand beruft, dass hervorragende Gegenstände, z. B. Bäume, bey feuchter Nebelluft die meiste Nässe niederschlagen. Vielmehr scheint eine andere Ursache hier vorzügliche Rücksicht zu verdienen, nämlich die durch hervorragende Gegenstände, besonders durch Bäume und bemooste Berggipfel, abgeleitete Elektricität, welche die Feuchtigkeit der Luft aufgelöst, und wenn sie schon zu Dunst verdichtet worden, noch schwebend erhält. — S. 276. Statt dass die Nationen dieses Erdballes sich durch Kriege einander aufreiben, räth der Vf. ihnen, die ungeheuren Eismassen des Nordens mit vereinten Kräften in den südlichen Ocean zu schaffen. Durch Auflösung dieses Eises nämlich würden die tropischen Gegenden abgekühlt, unsere Winter aber vielleicht für ein oder zwey Jahrhunderte milder werden. — S. 282. Die Erscheinung, dass das Wasser auf gewissen Gegenständen, z. B. auf Kohlblättern, die Form runder Kügelchen bildet, sey nicht etwa aus einem öligen Überzuge der Blätter, sondern aus der Glätte und dadurch vermehrten Repulsivkraft ihrer Fläche zu erklären. Der Übers. ist der Meinung, dass auch der Mangel an einsaugenden Poren auf der oberen Blattseite daran Schuld seyn möge, welche Vermuthung aber gewiss ungegründet ist. — S. 286. Über die Winde hat der Vf. eine ganz besondere Theorie. Er nimmt an, dass nur zwey ursprüngliche Winde existiren, der Nordwind und der Südwind; alle anderen seyen nur „Beugungen und Zurückprallungen" von diesen. Um nun den Ursprung jener Hauptwinde zu erklären, nimmt er an, dass sowohl unter der Linie, als an den Polen ungeheure Portionen Luft, welche er auf $\frac{1}{25}$ der ganzen Atmosphäre berechnet, verschwinden und wieder erzeugt werden können: er beweiset dieses damit, dass das Barometer, welches z. B. bey einem Nordostwinde mehrere Wochen hindurch einen sehr hohen Stand hatte, bey eintretendem Südostwinde oft um einige Zolle fällt. Diese Entstehung von Luft geschehe vermuthlich durch Zersetzung des Wassers mit Hülfe der Wärme, welche an den Polen durch die Erstarrung wässeriger oder salziger Flüssigkeiten frey werde; die nämliche Wirkung finde unter der Linie durch die starke Einwirkung des Sonnenlichtes Statt. Andererseits scheine das Verschwinden einer Luftmasse die Zusammentretung von Sauer- und Wasser-Stoffgas in Wasser, oder die Verbindung des Azots mit einer anderen Basis anzuzeigen. Da indessen diese Wirkungen sehr zweifelhaft seyen: so müsse man befürchten, „dass in den nördlichen und südlichen Polarcirkeln ein, den Naturforschern bis jetzt unbekannter Bär oder Drache wohne, der oft plötzlich $\frac{1}{25}$ unserer Atmosphäre verschlingt, oft eben so plötzlich wieder von sich giebt, und man müsse es von diesem oder einigen künftigen Zeitaltern erwarten, dass sie lernen, ein Ungeheuer zu besiegen und zu zähmen, welches dem Menschengeschlechte so grosse Dienste erweisen könnte." Wir enthalten uns aller Anmerkungen über diese seltsame Theorie, die sich dem Leser von selbst darbieten werden, und bemerken nur noch, dass der Vf. aus der veränderten Richtung dieser Nord- und Süd-Winde durch die Drehung der Erde, durch Gebirge und durch entgegenkommende Luftströme die verschiedenen Winde und ihre Eigenthümlichkeiten zu erklären sich bemüht hat, wobey wiederum den Hypothesen ein recht freyes Spiel erlaubt worden ist. —

S. 348. Um die feurigen und wässerigen Lufterscheinungen zu erklären, nimmt derselbe drey Regionen der Atmosphäre an, eine unterste, die aus gemeiner Luft, eine mittlere, die aus einer verdünnten Luft, nämlich dem in Luftform aufgelösten Wasser, und eine oberste, die aus Wasserstoffgas bestehe. In der untersten befänden sich die Wolken und Gewitter, in der zweyten die Sternschnuppen, welches nach dem Vf. Blitze sind, die diesen Raum durchfliegen und durch den Eindruck, den sie im Auge zurücklassen, einen blos scheinbaren Lichtschweif haben. In die dritte und oberste Region, oder vielmehr an die Gränze dieser und der mittleren, versetzt der Vf. die Feuerkugeln und Nordlichter. Aus der Umwälzung der Erde um ihre Axe und aus der dadurch erregten Centrifugalkraft erklärt er, warum das unterste, schwerste Stratum der Atmosphäre oder die gemeine Luft unter dem Äquator am höchsten, an den Polen aber am niedrigsten ist; weiter schliesst er daraus, dass die oberste Schicht, das Wasserstoffgas, sich an den Polen anhäufen, zwischen den Polen und der Linie aber auf jeder Seite eine Stelle seyn müsse, wo jene Lage von Wasserstoffgas endiget; er erklärt hieraus, warum das Nordlicht und Südlicht vom Pole ausgehen, und nur bis auf eine gewisse Entfernung von demselben gesehen werden. — Am wenigsten Werth haben die astronomischen Gedanken, welche den Beschluss des kleinen Werkes ausmachen. T.

B O T A N I K.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Allgemeines Blumen-Lexikon*, oder *Beschreibung aller bis jetzt in Deutschland bekannten in- und ausländischen Gartenblumen und Ziergewächse, mit Anweisung zu ihrer Behandlung.* Für Gartenliebhaber, nach alphabetischer Ordnung bearbeitet von *Theodor Theuss.* Erster Band. A—G. (*Abelmoschus* bis *Grewia.*) Mit (sieben) Kupfern. 1811. LXXVI u. 592 S. Zweyter Band. H—Z. (*Haemanthus* bis *Zygophyllum.*) 1811. 646 S. gr. 8. (5 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. wollte Blumenfreunden und Gärtnern ein Werk in die Hände geben, in welchem sie nicht nur die Namen und botanischen Bestimmungen der in Deutschland bekannten Zierpflanzen kennen lernen, sondern auch über den ästhetischen Werth und die Cultur derselben Belehrungen finden könnten. Zu dem Ende hat er, in Absicht auf botanische Bestimmung der Gattungen und Arten, die Schriften von *Willdenow* und *Dietrich* zum Grunde gelegt, und in ästhetischer Hinsicht die Prachtwerke eines *Jacquin*, *Andrew's*, *Curtis* u. A. m. benutzt, welche ihm die weimarische Bibliothek darbot.

Die Einleitung enthält in gedrängten Auszügen aus den vorzüglichsten Gartenschriften mancherley gute Vorschläge und Regeln, die beym Pflanzenbaue zu berücksichtigen nöthig sind, und den Blumenfreunden in zweifelhaften Fällen Belehrungen gewähren. S. LXVII redet der Vf. von dem Pflanzenhandel und von den Kunstgriffen, deren sich die Pflanzenhändler in Ansehung der ungleichen Preise der zu verkaufenden Gewächse bedienen, und wodurch die Käufer oft in ihren Erwartungen getäuscht werden. Ganz richtig wird bemerkt, dass eine ältere Pflanze, die bald Blumen trägt, um einen höheren Preis als eine jüngere verkauft werde, wobey man aber zu riskiren habe, dass ein altes Exemplar durch das Abnehmen der zur Vermehrung dienenden Zweige gleichsam entkräftet worden sey, und dem Zwecke der Anpflanzung nicht vollkommen entspreche; es wäre also besser, in solchen Fällen junge Pflanzen um billige Preise zu kaufen. Um nun die Blumenliebhaber von den verschiedenen Preisen der Pflanzen zu unterrichten, hat Hr. *T.* die Preise in denen Verzeichnissen, welche ihm die Gärtner zugesandt haben, mit einander verglichen und bey den meisten abgehandelten Gewächsen die Gärten angezeigt, in welchen dieselben käuflich zu haben sind. So kauft man z. B. *Stapelia geminata* bey *Wendland* in Herrenhausen für 12 Gr., und in dem Garten zu Belvedere (bey Weimar) à 1 Rthlr. 8 Gr.; *Stapelia picta* bey *Wendland* à 12 Gr., zu Belvedere à 2 Rthlr. 8 Gr.!! Dass *Wendland* diese Pflanzen unter richtigen Namen führt, und den ästhetischen Werth derselben zu bestimmen versteht, unterliegt wohl keinem Zweifel; man kauft also hier die wahren Pflanzen um billige, und dort, vielleicht unter falschen Namen, um sehr hohe Preise. Das neue Verzeichniss von Hn. *Seidel* in Dresden hätte Hr. *T.* sorgfältiger benutzen sollen; dann konnte er sich überzeugen, dass auch *Seidel* die Stapelien im Glashause überwintert. Die Anordnung der zweckmässigen Gartengebäude, Gewächshäuser und Treibbeete hat Hr. *T.* gut ausgeführt, und die Beschreibung derselben durch Abbildungen anschaulicher zu machen gesucht,

So sehr wir in dieser Hinsicht mit des Vfs. Auszügen zufrieden sind: so müssen wir, in Betreff der botanischen Bestimmung und Beschreibung der Pflanzen, recht sehr bedauern, dass er die allermeisten Gewächse, welche in diesem Lexikon abgehandelt sind, im lebenden Zustande nicht einmal gesehen, noch weniger cultivirt hat, und daher auch die Schriften, welche er zu seinem Zwecke benutzte, nicht gehörig beurtheilen und vergleichen konnte. — Nicht um zu tadeln, sondern blos um Hn. *T.* zu zeigen, dass wir sein Buch aufmerksam gelesen haben, wollen wir nur bey einigen Bemerkungen stehen bleiben, die sowohl dem Vf., als dem Käufer zur Belehrung dienen können. Von einem Schriftsteller, der sich auf Beschreibung der Pflanzen einlässt, darf man mit allem Recht eine genaue Kenntniss der botanischen Kunstsprache fodern; aber Hr. *T.* hat diese Foderung nicht befriedigt. Z. B. In allen botanischen Handbüchern finden wir bemerkt, dass die Schote mit einer Scheidewand (*Dissepimentum*) versehen ist, und sich dadurch von der Hülse unterscheidet: gleichwohl hat Hr. *T.* an mehreren Orten die Schote mit der Hülse verwechselt. So heisst es bey *Lathyrus:* „oberer Fruchtknoten, der zur zweyklappigen Schote wird",

und bey *Cheiranthus*: „der Fruchtknoten wird zur zweyklappigen Hülse"; bey *Galega* und *Genista* soll die Hülse schotenförmig, und bey *Coronilla* sogar gefiedert seyn!! Von den Saftwerkzeugen und den Afterblättern hat Hr. *T.* keine klaren Begriffe, wenn er bey *Aquilegia* und *Asclepias* sagt: „an den Blumenboden befestigte Honigbehälter oder Afterblätter." Die Afterblätter sitzen aber nicht in den Blumen, sondern am Grunde der Blattstiele. Sodann sind die Kennzeichen der Gattungen oft sehr oberflächlich und noch überdiess unrichtig angegeben. 1 Band S. 346 heisst es: „*Cobaea.* Einblättriger fünftheiliger Kelch. Einblättrige, glockenförmige Blumenkrone. Fünf Staubfäden und ein Staubweg (.) Drey bis fünffächrige, vielsamige Capsel." Durch diese dürftige und fehlerhafte Beschreibung könnte der Anfänger in der Botanik leicht verleitet werden, die *Cobaea* für eine Art der Gattung *Convulvulus* zu halten; deswegen hätten die Kennzeichen der Gattung *Cobaea* richtiger so angegeben werden sollen: Einblättriger, fünfspaltiger, fünfeckig-geflügelter Kelch. Einblättrige, glockenförmige Blumenkrone; ein fünfeckiges Nectarium, den Fruchtknoten umgebend; fünf niedergebogene Staubfäden und ein Griffel mit dreyspaltiger Narbe. Eine umgekehrt eyförmige, dreyfächrige, vielsamige Capsel, mit geränderten Samen. Bey mehreren Gattungen fehlen die Hauptkennzeichen gänzlich. So hätte z. B. bey *Lilium* die Nectarfurche in den Kronenblättern und die gitterförmige Öffnung der Capsel, bey *Hesperis* die gabelige Basis der Narbe, und bey *Justicia* der einfache oder doppelte Kelch angezeigt werden sollen; bey *Stachytarpheta*, dass der Fruchtknoten in die Spindel der Ähre eingesenkt sey. Dagegen hat Hr. *T.* bey manchen Gattungen Kennzeichen angegeben, die gründliche Botaniker nicht kennen; er will z. B. bey *Lantana* einen fünfzähnigen Kelch und eine in fünf Abschnitte getheilte Krone gesehen haben u. s. w.

Was die Charakteristik der Arten betrifft: so müssen wir unsere Bemerkungen hierüber noch mehr einschränken, um die Grenze dieser Blätter nicht zu überschreiten. Die Arten der Gattungen: *gladiolus*, *Ixia* und *Moraea*, hat Hr. *T.* nach *Curtis* bot. Mag. charakterisirt, ohne die besseren und richtigeren Beobachtungen und Beschreibungen von *Vahl* (*Enum. pl.*) zu berücksichtigen; dadurch sind aber mehrere Irrthümer in der Angabe der Diagnosen und Synonymieen entstanden, und auf diese Weise manche Pflanzen unter verschiedenen Namen doppelt aufgeführt und beschrieben. Z. B. *Ixia aristata Thunb.* und *I. grandiflora De l. Roche* sind keineswegs zwey verschiedene Pflanzen. Desgleichen *Ixia aristata Sneev.* und *I. filiformis Venten.* *Ixia villosa Ait. Kew* ist von *I. villosa Sneev* sehr verschieden; die letztere ist *I. rubro-cyanea*, welche der Vf. schon S. 96 beschrieben hat. *Gladiolus ringens Andr.* und *G. punctatus Jacq.* gehören nicht zu *G. recurvus L.*, sondern zu *G. carinatus.* Zu *G. plicatus L.*, gehört *G. flabellifolia De l. Roche.* Im zweyten Bande S. 120 ist sogar die Gattung *Lapeyrousia Thunb.* mit *Lapeyrousia Curtis* verbunden und hier nochmals *Ixia corymbosa* unter den Namen: *Lapeyr. corymbosa* beschrieben!!! *Eranthemum pulchellum*; welches Hr. *T.* in den besten botanischen Schriften nicht findet, ist *Ruellia varians Venten. Hort. Cels.* 46. Auch findet sich eine Abbildung in *Sprengels* Gartenzeitung und in *Andrew's bot. Repos. t.* 88, welches schöne Werk Hr. *T.* benutzt zu haben versichert. Hieraus erhellt, wie wenig man des Vfs. Worten, und noch weniger seinen botanischen Beobachtungen trauen darf. *Celsia urticifolia* hat glatte Staubfäden, und gehört deswegen nicht zu dieser Gattung, sondern zu *Hemimeris.* *Melaleuca obliqua Hortul.* ist *M. styphelioides Willd.* Rec., der keine der grössten Pflanzensammlung besitzt, könnte doch leicht eine beträchtliche Anzahl lebende Exemplare vorzeigen, die nach Hn. *T's.* Meinung in Deutchland noch sehr selten oder gar nicht vorhanden seyn sollen. — *Renealmia exaltata* vegetirt in dem botanischen Garten zu Halle, und *Renealmia nutans*, welche dieses Lexikon ebenfalls als eine sehr seltene Pflanze aufzählt, finden wir in den meisten botanischen Gärten in Deutschland unter dem Namen: *Zerumbet speciosum.* *Justicia formosa* und *J. superba* sind keine neuen, noch weniger zweifelhafte Arten, sondern schon längst in unseren Gärten bekannt; die erstere, nämlich *Justicia formosa*, hat Willdenow in *Enum. plant.* beschrieben, und die zweyte ist *J. quadrifida Vahl* (*J. coccinea Gavan.*). Manche Zierpflanzen sind sehr kurz, und mehrere ganz gemeine Gewächse zum Überfluss weitläuftig abgehandelt. Etwas auffallend ist es, dass der Vf. bey einheimischen Pflanzen, z. B. bey *Genista tinctoria*, *Centaurea montana etc.*, hinzufügt: „sie dauert unsere Winter im Freyen aus." (!!!) Genug, man sieht aus den vorhergehenden Bemerkungen, dass dieses Lexikon, so weit es sich über Bestimmung und Beschreibung der Pflanzen verbreitet, eine Compilation voll Unrichtigkeiten und Verwirrung ist. Rec. glaubt daher, dass es besser gewesen wäre, wenn Hr. *T.* bloss die Namen der Pflanzen angezeigt, die Gärten, in welchen die Zierpflanzen käuflich abgelassen werden, bemerkt, und endlich den Leser auf die, in der Einleitung empfohlenen Culturmethoden hingewiesen hätte; dann konnte er etwas Originelles liefern, und das Ganze in Einen Band fassen.

Die beygefügten Kupfertafeln, welche verschiedene Abbildungen von Gewächshäusern, einer Anlage für Wasserpflanzen, Numerhölzern und Blumentöpfen enthalten, sind aus dem A. D. Garten-Magazin entlehnt.

— g —

BESONDERE ABDRÜCKE.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Kleines Lesebuch zur Veredelung und Belebung des Lesetons in Volksschulen.* Einzeln abgedruckt aus dem Denkfreunde, einem Lesebuche in Volksschulen, von *Joh. Ferdinand Schlez.* 1811. 64 S. 8. (3 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26. DECEMBER, 1811.

GESCHICHTE.

Paris, b. Collin: *Histoire des premiers temps de la Grèce, depuis Inachus jusqu'à la chute des Pisistratides; pour servir d'Introduction à tous les ouvrages qui ont paru à ce sujet: avec des tableaux généalogiques des principales familles de la Grèce, par M. Clavier,* Juge en la Cour de Justice Criminelle séant à Paris. 1809. 1 Partie. 60 und 336 S. und 8 Bl. genealogische Tabellen. 2 Partie. 359 S. und 102 S. Register. 8. (5 Rthlr.)

Eine Darstellung der Veränderungen in dem Zustande der Griechen in Rückficht auf die Bildung des Volksgeistes, der Staatskunst, Entstehung des Wohlstandes und des Handels, der Wissenschaften und Künste, auf die Verfeinerung der Lebensweise u. s. w., wird man um so mehr versucht von einem Werke unter obigem Titel zu erwarten, da nicht allein diese Rücksichten überhaupt die wichtigsten in der Geschichte sind, sondern da auch gerade die Geschichte des griechischen Volks vor anderen einer solchen Behandlung werth ist, da endlich bereits Mitford und Gillies den Bearbeitern der griechischen Geschichte ein so rühmenswerthes Beyspiel gegeben haben. Darum ist es des Rec. erstes Geschäft, anzuzeigen, dass solche Darstellungen nicht der Gegenstand des vorliegenden Werkes sind. Es enthält nur eine Erzählung der Begebenheiten, am meisten eine Erläuterung der Genealogieen griechischer Helden und Fürsten. Hielte es Rec. nicht für seine Pflicht, die Eigenthümlichkeit des Vfs. so viel möglich herauszuheben: so würde er vermeiden, das hart klingende Urtheil auszusprechen, dass in dieser Beschränkung Hr. *C.* fast die ihm passendste Behandlungsweise gewählt zu haben scheine; denn wer z. B. sagt, dass ihn *ernstere* Beschäftigungen von der Geschichtschreibung abhalten (Vorr. S. 49), wer von den Schriften des Plato, als von einer *philosophie discoureuse et de pure spéculation*, verächtlich spricht (Th. 2. S. 299), dem ist doch wohl das innerste Heiligthum der Geschichte und der griechischen Welt nicht aufgeschlossen. — Eben durch jene Beschränkung aber hat sich freylich Hr. *C.* in den Stand gesetzt, mit einer solchen Genauigkeit die einzelnen Thatsachen zu erörtern, als zuvor noch nicht geschehen ist, und in dieser Hinsicht ist sein Werk für das genaueste Studium der griechischen Geschichte sehr wichtig, wenn es auch in der Vorrede S. 45 zu viel gesagt seyn möchte, dass es unentbehrlich sey für Jeden, der eine andere Bearbeitung der griechischen Geschichte mit einigem Nutzen lesen wolle.

Dass ein solches Werk nicht ohne emsiges Studium der Quellen, oder vielmehr nur aus den Quellen habe geschrieben werden können, ergiebt sich von selbst. Doch möchte Rec., da er manche gewiss nicht absichtlich weggelassene Nachrichten und Citate vermisst hat, wohl behaupten, dass Hr. *C.* nicht alle alten Schriftsteller mit eben der Vollständigkeit benutzt habe, wie den Apollodor, zu dem er Bemerkungen hat drucken lassen, und besonders den Pausanias, von dem er mit Vergleichung der Manuscripte auf der pariser Bibliothek eine Übersetzung verfertigt hat, welche aber wegen der jetzigen Lage des Buchhandels noch nicht im Druck erscheint. Diese Übersetzung ist die eigentliche Veranlassung zu dem vorliegenden Werke.

Was die historische Kritik des Vfs. betrifft: so wollen wir zuerst seine in der Vorrede darüber aus einander gesetzten Grundsätze kürzlich mittheilen. Die Hauptsache dessen, was er dort (S. 12 u. f.) sagt, beruht darauf, dass die Dunkelheit in der ältesten Geschichte der Griechen bey ihren eigenen Geschichtschreibern, worüber Thucydides und Varro ausdrücklich klagen, nicht sowohl aus dem Mangel an Nachrichten zu ihrer Zeit, als daraus entstanden sey, dass die Griechen theils, weil bey der grossen Zersplitterung ihrer Stämme früher wenig allgemein wichtige Begebenheiten sich ereignet, mit geringem Interesse, und übrigens mit wenig Kritik, die Geschichte bearbeitet haben, theils dass sie, seitdem alle Griechen sich Hellenen genannt, zu einer falschen Ableitung aller Stämme von jenem einem Stamme sich hätten verleiten lassen. Wir wollen nicht leugnen, dass es möglich sey (was Hr. *C.* nun weiter zu meinen scheint), aus Quellen, die mittelbar durch unkritische Schriftsteller uns überliefert worden sind (wie die Bruchstücke vielleicht uralter Denkmale in manchen griechischen und römischen Schriftstellern), doch durch neue Kritik Glaubwürdiges herauszufinden. Allein erstens können wir doch in den meisten und wichtigsten Puncten nicht auf die Quellen der alten Geschichtschreiber zurückgehen, sondern die Schriftsteller selbst bleiben bey weitem zum grössten Theil unsere letzte Quelle; und zweytens kann es ja nicht fehlen, dass eben wegen der Sorglosigkeit und des Mangels an Kritik der Geschichtschreiber, wie sie ihnen Hr. *C.* im Ganzen vorwirft, auch die von ihnen uns überlieferten Bruchstücke älterer Stellen wieder einigermassen verdächtig werden.

Noch einen Grund führt der Vf. (Vorr. S. 37) für die Glaubwürdigkeit alter Nachrichten an, die Übereinstimmung in dem synchronistischen Zusammentreffen der Genealogieen verschiedener Häuser. Allerdings ist diess von Wichtigkeit; allein ausserdem, dass Manches doch nur von den griechischen Sammlern derselben durch Vergleichung zusammengeordnet seyn mag, finden sich denn doch auf der anderen Seite auch genug Widersprüche in den Genealogieen sowohl derselben, als verschiedener Familien. — Mit diesem Zutrauen hat Hr. *C.* auch wirklich in der Regel jede Nachricht der Alten, gegen die er nicht einen offenbaren Widerspruch gefunden hat, als historisch wahr gegeben; die einzelnen Thaten mythischer Personen werden rein historisch genommen; die Ableitung der Völkerstämme nach den bekannten Genealogieen wird im Allgemeinen anerkannt u. s. w. Rec. ist überzeugt, dass gerade die allgemeinen Züge in der Geschichte der Bildung, der Staatskunst, des Handels und Verkehrs, also eben das Wichtigste in der griechischen, auch der ältesten, Geschichte durch Zusammenstellung der vielen einzelnen Thatsachen mit historischer Zuverlässigkeit dargestellt werden können. Aber dass Hr. *C.* die einzelnen Begebenheiten der ältesten Zeit mit aller Schärfe und Genauigkeit zu bestimmen bemüht gewesen ist, wundert uns um so mehr, da er selbst in seiner Schrift mit grossem Fleisse viele einzelne Angaben alter Schriftsteller durch Vergleichung anderer Nachrichten zurückgewiesen hat, also schon dadurch über die Glaubwürdigkeit solcher Erzählungen überhaupt hätte bedenklich werden können. — Nach allem diesem ist es kaum nöthig, das Urtheil auszusprechen, dass das vorliegende Werk nicht sowohl zur Berichtigung der Ansichten von der griechischen Geschichte in ihren Hauptzügen viel beyträgt, als wegen Beleuchtung einzelner Nachrichten, und der vollständigeren Sammlung derselben, Aufmerksamkeit verdient.

Die Erzählung geht ohne alle Eintheilung ununterbrochen fort. Diese Unbequemlichkeit ist dem allgemeinen Überblicke der Geschichte um so hinderlicher, da auch die Anordnung der Begebenheiten nicht vortheilhaft ist. Im ersten Theile sind die Genealogieen der Hauptfaden der Erzählung. Daher theils nicht das Wichtigste im Vordergrunde steht, theils auch dem Synchronismus Abbruch geschieht, z. B. Cekrops und Kadmus erscheinen erst, nachdem schon mehrere Geschlechter bis auf den trojanischen Krieg hinabgeführt sind. Und auch in dem zweyten Theile sind die Begebenheiten nach einem, wie uns dünkt, nicht eben scharf ausgesonnenen Plane hingestellt. Eine ausführliche Übersicht zu geben, halten wir für unnöthig; und eben so wenig sind wir im Stande, auf eine nur einigermassen vollständigere Anzeige dessen einzugehen, was uns Aufmerksamkeit und Lob, oder Berichtigung zu verdienen scheint. Wir wollen bloss einige wichtigere Puncte ausheben, und dabey zugleich den Hauptgang der Erzählung kurz andeuten.

Den Anfang macht Inachus und seine Nachkommenschaft, nicht allein in dem Staate zu Argos, sondern wie sie sich auch über andere Gegenden verbreitet haben sollen. Es verdient gelesen zu werden, wie der Vf. (S. 2 u. f.) die Spur von phönicischen Abkömmlingen verfolgt, welche über Kreta und die cykladischen Inseln nach Griechenland gekommen, und Telchinen in Sicyon, Leleger in Lakonien und Messenien, und Kureten in der Gegend des Parnasses genannt worden seyn sollen. Doch weil nach Moses die Phönicier nicht lange vor Abraham an die Küste des mittelländischen Meeres gewandert seyen: so könne ihre erste Verbreitung nach Griechenland nicht viel über Inachus hinauf geschehen seyn, der in das Jahr 1830 v. C. gesetzt wird. Eben so ist lesenswerth, wie der Vf. (S. 8—19) nicht nur aus Sprache, Schrift, Religion, sondern besonders auch aus der Staatsverfassung (vornehmlich aus der beschränkten Gewalt der Könige) und der Neigung zum Seewesen zu erweisen sucht, dass die Griechen phönicischer, nicht ägyptischer Abkunft seyen. Darauf beschränken sich aber auch die Untersuchungen über die erste Bevölkerung Griechenlands überhaupt. — Bey den Sagen von Inachus (Enak, ἄναξ, nach Hn. *C.*) wünschten wir, dass der Vf. das Daseyn eines Menschen dieses Namens nicht so unbezweifelt angenommen hätte: denn in den von ihm selbst (S. 20) angeführten Stellen des Akusilaus, Plato und Pausanias (womit noch Dionysius aus Halikarnass Ant. rom. I, 11 zu vergleichen ist) wird Phoroneus als der Anfang griechischer Geschichte betrachtet, und Pausanias (II, 15, 5) sagt, es sey schon von alten Schriftstellern behauptet worden, dass es keinen Menschen Inachus gegeben habe. Eben so wenig können wir dem Vf. beystimmen, wenn er (S. 7 u. 13) sagt, dass Inachus wahrscheinlich aus Phönicien gekommen sey, weil er der Sohn des Oceanus genannt werde, dieser aber das äussere, den Griechen nur durch die Phönicier bekannte Meer bedeute. Bey Homer ist der ὠκεανός gewöhnlich nichts anderes, als überhaupt das weite Meer, vorzüglich als Grenze des Horizonts oder der bekannten Erde. Vielleicht ist aber die bey Homer Od. XI, 638 und bey Hesiodus Theog. 242. 265. 282. 959 vorkommende Bedeutung eines Flusses (ὠκεανοῖο ῥοάων) die älteste, welches Diodor I, 12. 19. 96 durch den Nil erklärt (bey Hesiodus Theog. 215 liegen die Gärten der Hesperiden jenseits des Oceanus); wo aber Götter und Heroen vom Oceanus abgeleitet werden, ist es wohl am natürlichsten von einem Elemente der Erzeugung zu verstehen, wie schon Plato das homerische ὠκεανόν τε θεῶν γένεσιν erklärt. — S. 25 (u. 238) wird, gegen die gewöhnliche Ableitung des achäischen Stammes von einem Sohne des Xuthus, die Nachricht des Dionysius aus Hal. vorgezogen, dass die drey Enkel des pelasgischen Jasus, Pelasgus, Achäus und Phthius, aus dem Peloponnes nach Thessalien gewandert seyen, und dort die nach ihnen genannten Staaten gestiftet haben. Allerdings stimmen mehrere Umstände mit dieser Erzählung zusammen. — In der Geschichte des Danaus (S. 26 u. f.) hat der Vf. genauer, als sonst geschehen ist, von den

wahrscheinlichen Folgen seiner Einwanderung gehandelt. Ausser den Fortschritten in der Cultur durch Verbreitung ägyptischer Kenntnisse (indem die Ägyptier den Phöniciern in Vielem überlegen gewesen), glaubt Hr. *C.* auch, dass wahrscheinlich Danaus die Menschenopfer abgeschafft habe, welche, wie man aus dem Stillschweigen des Moses schliessen könne, damals in Ägypten nicht mehr in Gebrauch gewesen seyen (denn dass früher in Ägypten Menschen geopfert worden, welches Herodot leugnet, soll man unter anderen aus den jetzt von den Franzosen gefundenen Gemälden erkennen). — S. 35 u. f. wird zu erweisen gesucht, dass das Königreich Arkadien nicht von einem Sohne der Niobe, sondern erst zu des Danaus Zeiten von Gelanor, der sich auch Pelasgus genannt, gestiftet worden, und dass der Ursprung der Pelasger nicht in Arkadien zu suchen sey. In der That ist es, wie der Vf. bemerkt, nicht wahrscheinlich, dass die Pelasger, welche als ein seefahrendes und einigermasen cultivirtes Volk schon sehr früh erscheinen, aus einem Lande abzuleiten seyen, das nicht an der See liegt, und zu allen Zeiten die rohesten Bewohner gehabt hat.

Die Genealogie der Familie des Inachus wird S. 43 u. f. durch die Geschichte Deukalion's und seines Geschlechts unterbrochen. Über diesen wichtigen Punct, von dem Ursprunge des hellenischen Stammes, hat der Vf. eigenthümliche Ansichten, die wir deshalb nicht übergehen zu dürfen glauben. Zuerst soll Deukalion aus dem Peloponnes herstammen, denn sein Vater Prometheus habe in der Gegend von Olympia über Telchinen geherrscht: welches man daraus schliessen könne, dass des Prometheus Bruder, Atlas, in Arkadien (wovon ehedem Elis ein Theil gewesen) geherrscht haben solle, dass der Schauplatz mehrerer Begebenheiten des Prometheus und seiner Familie in den Peloponnes gesetzt werde, und dass Prometheus nach Äschylus (Prom. V. 197 u. f.) um die Einführung des Jupiterdienstes (dessen vorzüglichster Sitz Olympia gewesen) besonderes Verdienst gehabt habe. Es ist schwer, und bleibt am besten Jedem überlassen, über die Zulänglichkeit solcher Gründe zu urtheilen; allein es ist wohl nicht zu billigen, dass in einer so vollständigen Geschichte die bekannte Meinung von der Abkunft des Prometheus aus Scythien (nach Pausanias IX, 25, 6 aber war er aus dem Geschlechte der Kabiren in Böotien) ganz übergangen worden ist. Ferner werden die Eroberungen Deukalion's und seiner Nachkommen in Thessalien ganz oder grösstentheils von dem Vf. in Zweifel gezogen. Wir müssen aber dabey erinnern, dass erstens der einzige dafür angeführte Grund, nämlich der Schutz, den später Akrisius, ein pelasgischer Abkömmling, zu Larissa gesucht haben soll, ganz unerheblich ist; zweytens hat der Vf. über die Eroberungen und die Herrschaft Deukalion's und seiner Söhne in Thessalien bloss Herodot und Dionysius aus Halik. angeführt, und die anderen Stellen, z. B. aus Hekatäus und Hesiodus in einem Scholion zum Apollonius IV, 266, Diodor V, 61, Strabo IX, 5, 6, T. III. p. 589 ed. S. übergangen. Nach Hn. *C.* soll bloss der Staat des Gräkus dem Hellen unterwürfig geworden seyn, weil es an einigen Stellen (Palmer Graec. ant. descr. L. I. c. 2 hat deren weit mehrere gesammelt als Hr. *C.*) heisse, dass Hellen den vormaligen Gräciern den Namen Hellenen gegeben habe.

Zu der Nachkommenschaft des Äolus gehört auch Orpheus, den unser Vf. (S. 73 u. f.) als einen der wichtigsten Puncte in der Culturgeschichte der Griechen darstellt. Die Göttergeschichten Homer's und des Hesiodus sollen vom Orpheus erfunden worden seyn, um die immer noch fortdauernde Spaltung zwischen den Anhängern der verschiedenen religiösen Systeme zu heben (mit Bezug auf die Vorstellung Freret's, nach welcher jene Theogonie nichts anderes ist, als die Geschichte drey verschiedener religiöser Systeme, so dass z. B. Uranus, Kronus und Zeus derselbe Gott, Ge, Rhea und Here dieselbe Göttin ist, nur nach verschiedenem Cultus). Der Vf. hat nämlich die gewiss zu billigende Meinung, dass nach der Art, wie Homer die Götter einführt, sein System, das er als bekannt vorauszusetzen scheint, nicht, wie Herodot glaubt, erst seine Erfindung seyn könne. Aber das halten wir für nicht erwiesen, dass die Secte der Pythagoräer von Orpheus ihren Ursprung habe. Denn was die von Hn. *C.* beiden gemeinschaftlich zugeschriebene geheime Lehre betrifft, dass nämlich die insgemein angebeteten Gottheiten nur für den gemeineren Verstand erfundene Symbole der Naturkräfte wären: so möchte diese wohl bezweifelt werden können, und der Vf. hat keine einzelnen Zeugnisse dafür angeführt. Dass schon Orpheus die Seelenwanderung gelehrt habe, folgt aus der vom Vf. dafür angezogenen Stelle (Plato Cratyl. T. I. p. 400) durchaus nicht. Ferner, wenn wir auch nach Plato (de leg. T. II. p. 782) glauben wollen, dass Orpheus sich der Fleischspeisen enthalten habe (anders ist wohl das horazische *victu foedo deterruit Orpheus* zu deuten): so ist bekanntlich dieser Umstand von den Pythagoräern selbst noch sehr zweifelhaft. Und bey der Nachricht aus Proklus, dass Pythagoras in die geheimen Lehren des Orpheus eingeweiht worden sey, bemerkt der Vf. selbst, wie wenig man auf die Zeugnisse der Neuplatoniker über Orpheus und Pythagoras bauen könne.

Auf das Geschlecht des Hellen folgt (S. 93 u. f.) das seines Bruders Amphiktyon, und dann (S. 98 u. f.) das des Atlas, des Bruders des Prometheus. Von diesem geht der Vf. (S. 107) wieder zurück auf den zu dem Geschlechte des Inachus gehörenden Pelasgus, der für den Stifter des arkadischen Königreichs ausgegeben wird. Und von diesem Stamme geht er (S. 116) über zu der Geschichte von Attika und Böotien. In der Geschichte des Cekrops (S. 117 u. f.) wünschten wir bemerkt, dass der Sage von seiner Abstammung aus Ägypten doch von Einigen widersprochen wird, indem er bey Apollodor III, 14, 1 und Clemens aus Alexandrien S. 320 D. Sylb. ein Ureingeborner (αὐτόχθων) genannt wird. — Herodot's Nachricht, dass die Verehrung des Neptun aus Libyen

zu den Griechen gekommen sey, wird aus dem griechischen Namen Ποσειδων oder Ποσειδᾶν (*qui abreuve la terre*) nicht glücklich widerlegt; denn wenn auch diese griechische Ableitung des Worts gegründet wäre: so ist bekannt, und der Vf. selbst (Th. I. S. 33) bemerkt es, dass die Namen fremder Götter bey ihrer Einführung mit griechischen vertauscht worden sind. — Dass auf Erysichthon Kranaus gefolgt sey, wird bezweifelt, weil nach Herodot die Bewohner von Attika schon vor Cekrops Kranaer genannt worden sind; aber so müsste man ja auch z. B. alle späteren Könige des Namens Pelasgus verwerfen, weil der Name Pelasger uralt ist? — Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung (S. 130. 280), dass der Krieg des Minos gegen Ägeus zur Abstellung der athenischen Seeräuberey unternommen, und dass die 7 Jünglinge und 7 Mädchen alle 9 Jahre nicht als Tribut, sondern als Geiseln nach Kreta geschickt worden seyen. — Die für die Geschichte des ältesten Verkehrs nicht ganz unwichtige Erzählung Herodot's von Lykus, des Ägeus Bruder, von dem Lycien seinen Namen haben soll, lässt sich wenigstens nicht aus dem hier angeführten Grunde verwerfen, dass Lycien schon lange vorher den Griechen bekannt gewesen sey, woraus ja nicht auch folgt, dass es schon früher den Namen gehabt habe. — Dass Kadmus (S. 138 u. f.) von den Phöniciern, als welche damals auf dem höchsten Gipfel ihres Glücks gestanden, ausgesandt worden sey, um durch eine Colonie den Handel zu vermehren, kann man wohl kaum annehmen, da sich nicht leicht Spuren von engerem Verkehr zwischen Theben und Phönicien in den folgenden Zeiten finden werden. Unsere Leser kennen wahrscheinlich J. v. Müller's (Werke Th. I. S. 40) entgegengesetzte Vermuthung, dass Kadmus vor den Waffen Josua's geflohen seyn möge.

S. 151 knüpft der Vf. wieder die Geschichte der Könige von Argos an, wobey auch S. 170 u. f. die thebanischen Kriege erzählt werden. Dann kehrt er S. 180 u. f. zurück auf einen anderen Zweig der Nachkommen des Danaus, Perseus und sein Geschlecht, besonders Hercules. Die Annahme, dass dieser seine Kriege gegen andere griechische Staaten unternommen habe, um dem Reiche Argos die ihm vermöge der von den Phöniciern entlehnten Grundsätze über die Verhältnisse zwischen den Colonieen und ihren Mutterstaaten gebührenden Vorrechte zu erhalten, ist eine doch gar zu gezwungene, aber dem Vf. eigenthümliche Erklärungsweise. (Denn eben so leitet er z. B. in der Vorrede S. 47 den Vorrang der Dorier bis auf die Perserkriege daher, dass ihre Könige Nachkommen des Hercules, also aus der rechtmäsigen alten Herrscherfamilie zu Argos, der Metropolis des ganzen Griechenlandes, gewesen seyen.) Über den Argonautenzug hat der Vf. eigenthümliche Ansichten. Der ihm untergelegte Zweck, die Hindernisse zu heben, welche dem Handel im Pontus Euxinus durch die dortigen rohen Völker verursacht worden, folgt wenigstens aus der angeführten Stelle (Diod. Sic. IV, 40) ganz und gar nicht. Dass mehrere Schiffe gewesen, ist wahrscheinlich. Hercules soll nach mehreren Stellen Anfangs der Anführer gewesen seyn, Jason aber, als das Haupt der Äolier, eine Spaltung verursacht haben. Kastor und Pollux werden von Hn. *C.* ganz von der Theilnahme am Zuge ausgeschlossen, weil ihre Schwestern, Helena und Klytämnestra, zur Zeit des trojanischen Krieges in der Blüthe der Schönheit gewesen. — Übrigens lässt sich der Vf. weder von der ungeheuren Menge der dem Hercules zugeschriebenen Thaten, noch von dem fabelhaften Tone, in welchem das Meiste erzählt ist, noch von der Unwahrscheinlichkeit, welche die ihm beygelegten Eroberungen, z. B. Trojas, Spartas, Pylus u. s. w., durch Zusammenstellung mit der Unbedeutenheit seines Staates zu Tiryuth und mit der Vertreibung seiner Söhne erhält, — kurz durch nichts lässt sich der Vf. abhalten, fast Alles als historisch wahr zu geben, und nur das Wenige zu verwerfen, wogegen er einen offenbaren Widerspruch findet. Ja es wird sogar S. 207 die Existenz eines tyrischen Hercules (ein ägyptischer wird gar nicht erwähnt) geleugnet, bloss weil Herakles ein ächt griechischer Name sey; als ob nicht die Griechen hätten eine phönicische Gottheit mit einem griechischen Namen nennen können, so wie die Römer die griechischen Götter allezeit bey den römischen Namen nennen. Die merkwürdigen Stellen Arrian's (Exp. Alex. II, 16. 24), so wie die des Pausanias V, 25, 7 über den tyrischen Hercules scheint Hr. *C.* ganz zu übersehen, innerer Gründe für die Annahme desselben zu geschweigen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Geschichte des Grafen Egmont*, von *August Bercht*. Nebst *Beschreibung der Jubelfeste der Universität Leipzig*, vorzüglich des 4 Dec. 1809, von *Hans Karl Dippold*, der Philos. Dr. 1810. 70. XXX u. 42 S. 8. (16 gr.)

Einfach und der Würde des Gegenstandes angemessen ist die Darstellung, welche Hr. *B.* von dem Leben und den Thaten des auch von *Goethe* gefeyerten *Egmont* gegeben. Mit unverkennbarem Fleisse ist das Einzelne zusammengelesen aus Franzosen und Spaniern, Niederländern und Italiänern, und mit anspruchsloser Einfalt durch den Faden der Zeit an einander gereihet. Auch ist der Vf. bescheiden, und wünscht, diese kleine Biographie, bey der er keinen Vorgänger, selbst nicht dem Namen nach, gefunden, nur als Skizze zu betrachten. — Hn. *Dippolds* Beschr. der Jubelfeste geben einige Nachrichten von der *historischen Gesellschaft* voraus, die durch ihn gestiftet worden. Der erste Zweck dieses Instituts sind reinhistorische Darstellungen, die, so weit es jedes Mitgliedes anderweitiger Beruf und Zeit zulassen, aus den Quellen geschöpft werden. Die hier angezeigten Arbeiten der Gesellschaft zeugen von Eifer und gutem Geiste. Die Beschreibungen der früheren Jubelfeste, so wie des neuesten, sind ausführlich und bis auf die Kleinigkeiten genau, was gar nicht unwichtig ist, da sich in ihnen der Geist der Zeit oft deutlicher, als in anderen Dingen, der Nachwelt ausspricht.

Bg.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 DECEMBER, 1811.

GESCHICHTE.

Paris, b. Collin: *Histoire des premiers temps de la Grèce, depuis Inachus jusqu' à la chute des Pisistratides* etc.; par M. *Clavier* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

An die Geschichte der Herakliden schliesst sich S. 236 u. f. die des Pelops. Da die Herkunft des Pelops nicht unwichtig ist: so wäre eine Sammlung der einzelnen Nachrichten darüber zu wünschen gewesen. (Herodot VII, 8, 3. VII, 11 leitet ihn aus Phrygien her, Pindar Olymp. I, 37. (cf. Schol.) IX, 14, Pausanias V, 1, 5 und Tacitus Ann. IV, 55 aus Lydien, Diodor IV, 73 aus Kappadocien.) Insbesondere hätte bemerkt zu werden verdient, dass nach Athenäus (L. XIV. p. 625 F.) und Tacitus a. a. O. dem Pelops auch eine Colonie Lydier und Phrygier gefolgt seyn soll. Den ausdrücklichen Nachrichten von einem bedeutenden Ansehn des Pelops widerspricht Hr. *C.* darum, weil er nicht einmal den arkadischen König habe bezwingen können. Dieser Grund ist gewiss nicht zureichend; wir wollen es aber unseren Lesern überlassen, zu urtheilen, ob nicht der Annahme des Vfs. auch die Ausbreitung der Herrschaft der nächsten Nachkommen des Pelops aus Elis bis über einen Theil von Argolis, vielleicht bis nach Megara, einigermassen zu widersprechen scheine.

Von S. 248 an bis zu Ende des ersten Theils wird die Geschichte des trojanischen Krieges mit den meisten der Begebenheiten vorgetragen, welche Dichter und Mythographen erzählen. Wir glauben dabey bloss einen einzelnen Punct nicht übergehen zu dürfen, der für die griechische Geschichte von Einfluss ist. Achilles, dessen Genealogie S. 263 (so wie die ältere Geschichte Kretas S. 275) einverwebt ist, soll König der Pelasger in Thessalien gewesen seyn. Da aber bekanntlich bey Homer gerade die Bewohner von Phthia, wo Achilles herrschte, allein Hellenen genannt werden, und da nach allen Nachrichten schon Hellen vorzüglich über Phthia die Herrschaft erlangt haben soll: so scheint uns, bey dem Gegensatze zwischen Hellenen und Pelasgern, dieser letztere Name auf die Unterthanen des Achilles keineswegs anwendbar. Der Name des pelasgischen Argos thäte nichts, auch wenn es zu des Achilles Gebiete gehört hätte, denn dieser Name könnte, so wie sehr spät der von Pelasgiotis, noch von alten Zeiten her dem Lande geblieben seyn, obgleich seine Bewohner längst hellenisirt worden. Allein bey genauerer Betrachtung der Stelle Homer's darüber (Il. II, 681) muss man bezweifeln, dass Achilles Herr des pelasgischen Argos genannt werde. Übrigens bezeichnet dieser Name nicht, wie man bey Strabo (VIII, 6, 5. T. III. p. 215 ed. Sieb.) liest, ganz Thessalien, sondern vielmehr einen einzelnen Staat in Thessalien, wie man auch aus Strabo selbst V, 2, 4. T. II. p. 127 und VIII, 5, 5. T. III. p. 584. 585. Sieb.) lernen kann. Es war nämlich auch nach den Eroberungen der Hellenen in Thessalien ein Stamm Pelasger daselbst unabhängig geblieben, von dem wir lesen, dass gegen die Zeiten des trojanischen Kriegs die Böotier verdrängt wurden. (Diod. Sic. XIX, 53. Strabo IX, 2, 3. T. III. p. 391 Sieb.)

S. 323 u. f. hat der Vf. sich bemüht, zur genaueren Bestimmung der Zeit des trojanischen Kriegs beyzutragen. Er sucht durch Zusammenstellung mehrerer Genealogieen, die alle ein fast ganz gleiches Resultat geben, zu beweisen, dass, wenn man allemal auf drey Geschlechtsalter hundert Jahre rechnet, die Einnahme Trojas nicht höher hinaus, als 1100 Jahre vor unserer Zeitrechnung, gesetzt werden könne. Der Vf. hat dabey allerdings für sich, dass theils so viele Genealogieen in ein Resultat zusammentreffen, theils, wie er mit Recht behauptet, wenn man auf die Unsicherheit der Berechnung eines Menschenalters Rücksicht nimmt, doch wohl dasselbe eher kürzer als länger angenommen werden kann.

Der *zweyte Theil* beginnt mit den Eroberungen der Herakliden und Dorier im Peloponnes. Doch wird die Erzählung derselben schon S. 14 durch Nachrichten über die Versammlungen der Amphiktyonen unterbrochen. Diese sollen nach Hn. *C.* ursprünglich, und zwar schon seit Amphiktyon, zu Thermopylä gehalten worden seyn, und erst gegen die Zeit der dorischen Niederlassung auf dem Öta auch die Aufsicht über den Apollotempel zu Delphi erhalten haben, denn die Stiftung dieses Tempels selbst und des Orakels wird irgend einer dorischen Colonie zugeschrieben. Wir gestehen, dass wir den vornehmsten Grund dieser Vermuthungen, nämlich die vorzügliche Verehrung des Apollo bey den Doriern, nicht für zureichend halten. So waren es ja unter andern auch gerade Ionier, welche zu Ehren des Apollo die aus dem homerischen Hymnus auf diesen Gott und aus Thucydides (III, 104) bekannten, den amphiktyonischen ähnlichen, Versammlungen auf Delus hielten. (Denn die Vermuthung des Hn. *C.* (S. 82), dass Delus früher von Doriern besetzt gewesen sey,

beruht wieder nur auf demſelben Grunde, daſs Apollo der Dorier Gott geweſen, und widerſpricht anderen Nachrichten.) Und daſs bey den Doriern erſt Orpheus den Apollodienſt eingeführt habe, iſt wenigſtens nicht mit Sicherheit zu erweiſen. Die von dem Vf. (nach Sainte Croix) angenommene Meinung, daſs die Verſammlungen der Amphiktyonen keinen anderen, als einen religiöſen Zweck gehabt haben, iſt nicht die unſerige: allein wir müſſen dieſen Punct hier dahin geſtellt ſeyn laſſen, weil die Erörterung deſſelben ohne eine weitläuftige Darſtellung nicht möglich iſt.

An die von S. 29 an fortgeſetzte Geſchichte der doriſchen Eroberungen im Peloponnes knüpfen ſich S. 45 die griechiſchen Niederlaſſungen in Klein-Aſien, doch nur als eine Abſchweifung von dem Gange der Geſchichte. Weil in Homer's Verzeichniſſe der griechiſchen Schiffe keine ioniſchen genannt werden, und weil in der Ilias XIII, 685 das Beywort ἑλκεχίτωνες mehr auf die aſiatiſchen Ionier, als auf europäiſche, beſonders im Kriege, zu paſſen ſcheine: ſo vermuthet Hr. *C.* (S. 52), ſowohl daſs dieſer Vers ein ſpäterer Zuſatz aus einem anderen Gedichte ſey (wofür aber der Zuſammenhang der ganzen Stelle nicht ſpricht), als auch, daſs der Stamm der Ionier bis zu ihrer Niederlaſſung in Aſien unbedeutend geweſen ſeyn möge. Wir hätten übrigens wenigſtens bemerkt zu ſehn gewünſcht, wie, ungeachtet atheniſche Königsſöhne die Anführer waren, und ungeachtet ſo viele Staaten an der Wanderung Theil nahmen, dennoch die Ionier aus dem Peloponnes in der Übertragung nicht allein ihres Namens, ſondern auch anderer Eigenthümlichkeiten auf die anderen vorherrſchend waren, welches man nicht ſowohl aus Herodot's (I, 145) Bemerkung, daſs ſie nach dem Beyſpiele ihrer vormaligen Verfaſſung auch in Aſien 12 Staaten ſtifteten, ſondern vornehmlich daraus erkennt, daſs ſie zu gemeinſchaftlichen Zuſammenkünften einen Tempel des *helikoniſchen* Neptun erbauten, deſſen Verehrung aus Helice (in dem Lande der Ionier im Peloponnes) entlehnt war. (Herod. I, 148. Diod. Sic. XV, 49. Strabo VIII, 7, 2. T. III. p. 292. 293 ed. Sieb. Pauſan. VII, 24, 4.) — Zu einem Beyſpiele, wie ſehr der Vf. zuweilen das Wichtigere vernachläſſigt, während er ſich lange bey weniger Wichtigem aufhält, kann die S. 62 in noch nicht 5 Zeilen beendigte Erzählung von der Verwandlung der Königswürde zu Athen in ein Archontat dienen, wobey nicht einmal bemerkt iſt, daſs die Würde des Archon erblich blieb, und daſs die Beſchränkung vorzüglich in der Rechenſchaft beſtand, die der Archon von ſeiner Verwaltung geben muſste (ἀρχὴ ὑπεύθυνος); und eben ſo wenig findet ſich etwas über die Urſachen jener Veränderung.

Von den Wanderungen nach Aſien an wird in zwey Perioden die Geſchichte der einzelnen Staaten der Reihe nach erzählt. Die erſte Periode (S. 92 u. f.) geht bis auf die Beendigung des erſten meſſeniſchen Krieges. — Aus der Erzählung von Lykurg heben wir die Vermuthung (S. 123) aus, daſs die Sorge für Beförderung der Bevölkerung und der Ehen, und für Unterdrückung der Knabenliebe der Grund geweſen ſeyn möge, warum bey den Spartanern ſowohl auf gewiſſe Weiſe eine Gemeinſchaft der Weiber, als auch öffentliche Enthüllung der weiblichen Reize und die zur Verſchönerung des Körpers beytragende Gymnaſtik auch des weiblichen Geſchlechts eingeführt worden ſey. Dagegen wird die Duldung der Knabenliebe auf Kreta aus der Abſicht erklärt, der gar zu groſsen Bevölkerung Einhalt zu thun.

Die beiden meſſeniſchen Kriege ſind S. 152 und 232 mit aller Umſtändlichkeit erzählt, ohne daſs nur mit einem Worte die Glaubwürdigkeit dieſer Nachrichten unterſucht würde, welche zu einem recht auffallenden Beyſpiele von der Unzuverläſſigkeit der einzelnen Thatſachen aus der älteren griechiſchen Geſchichte dienen können. Pauſanias hat, wie er ſelbſt (IV, 6) verräth, keine anderen Hauptquellen über die meſſeniſchen Kriege gehabt, als den Dichter Rhianus (aus den Zeiten des Ptolemäus Energetes) und den proſaiſchen Geſchichtſchreiber Myron, von dem er ſelbſt ſagt, daſs er, wie überhaupt, ſo beſonders in der Geſchichte des meſſeniſchen Krieges, bewieſen habe, wie wenig es ihm darauf ankomme, Unwahrheiten zu erzählen. So widerſprechend waren ja auch die Nachrichten, daſs nach Myron ſchon im erſten meſſeniſchen Kriege der ſpartaniſche König Theopompus, durch den doch, nach Tyrtäus, die Spartaner Meſſenien erobert haben ſollen, von Ariſtomenes, dem Helden des zweyten Krieges, erſchlagen worden ſeyn ſollte; die Thaten des Ariſtomenes, nach Rhianus nicht weniger glänzend, als die des Achilles, waren in der Geſchichte des Myron nur beyläufig erwähnt. Hieraus erhellt nicht nur, wie wenig Zuverläſſigkeit die Nachrichten des Pauſanias über jene Kriege geben, die wir doch faſt nur aus ihnen kennen; ſondern auch, je mehr wir dem Pauſanias eine ſorgfältige Aufſuchung der Quellen zutrauen, deſto verdächtiger werden zugleich die mit ihm übrigens nicht durchaus übereinſtimmenden zerſtreuten Nachrichten anderer Schriftſteller, da jener nichts Gewiſſeres aufgefunden hat. Wir glauben nach allem dieſem, daſs des Pauſanias Erzählungen von den einzelnen Begebenheiten der meſſeniſchen Kriege mit nicht gröſserem, oder vielleicht mit geringerem Zutrauen zu ihrer Wahrheit in der Geſchichte behandelt zu werden verdienen, als die einzelnen Ereigniſſe in der Ilias und Odyſſee. — In dieſer Epoche wird auch S. 211 eine Überſicht der griechiſchen Colonieen in Italien und Sicilien ſeit Önotrus und Peucetius eingeſchaltet. Wir wollen aus dieſer Erzählung ein Beyſpiel wählen, daſs es der Vf. mit den Beweiſen nicht immer ſtreng nimmt. Ihm iſt der Name der ſabiniſchen Stadt Cures, deren Bewohner ſich natürlich Cureten nannten, eine „hinlängliche Anzeige" von der Abſtammung der Sabiner aus Kreta, von den Kureten.

Mit S. 230 beginnt die Geſchichte der Begebenheiten von dem zweyten meſſeniſchen Kriege an bis auf die Vertreibung des Hippias. Wir wollen eine

Irrthum nicht übergehen, weil er gerade aus dem Schriftsteller zu verbessern ist, den Hr. *C.* am genauesten studirt hat. Es wird nämlich (S. 291) angenommen, dass wahrscheinlich (Nachrichten habe man gar nicht darüber) die zehnjährigen Archonten nicht aus den Nachkommen des Kodrus vorzugsweise gewählt worden seyen. Hier ist also übersehen, dass Pausanias (IV, 3, 5, wo übrigens δεκαετῆ statt δεκάτην zu lesen ist) gerade das Gegentheil sagt.

Ein sehr vollständiges Register gewährt den grossen Vortheil, dass dieses Werk zugleich als ein reiches Repertorium gebraucht werden kann.

T. T.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Carlsruhe, b. Macklot: *L. F. F. Freyherrn von Wernecks gemeinnützige Entdeckungen und Beobachtungen im Gebiete der praktischen Forstwissenschaft für Forstmänner, Cameralisten, Hüttenvorsteher, Professionisten und Holzhändler.* Herausgegeben von *C. P. Laurop*, grossherzogl. bad. Oberforstrath, und Director eines Forstinstituts. I Th. Mit einem Kupfer. 1811. 211 S. 8. (18 gr.)

Hr. Oberjägermeister *v. Werneck*, in welchem wir einen sehr thätigen und kenntnissreichen Forstmann verehren, sandte dem Hn. Oberforstrath *Laurop* zwey Abhandlungen für die Annalen der Forst- und Jagd-Wissenschaft zu; weil sie aber für diese Zeitschrift zu gross waren: so beschloss Hr. *L.*, sie mit Genehmigung des Vfs. besonders herauszugeben. Die erste, über die Verkohlung der Hölzer und die aus ihnen erzeugten Kohlen mit besonderer Rücksicht auf ihren Gehalt an Kohlenstoff, umfasst die gegenwärtige Schrift, und die zweyte, über den wahren körperlichen Gehalt einer Scheiterklafter, die Zahl der Scheite, die sie enthält, und über den Verlust am körperlichen Gehalt, den sie binnen einer gewissen Zeit durch das Schwinden der Scheite erleidet, wird im zweyten Theile folgen. Der erste Gegenstand ist für den praktischen Forstmann von grosser Wichtigkeit, weil nur nach dem Verhältnisse des Brennstoffs der Preis des Brennholzes bestimmt werden sollte, und er ist noch immer nicht so bearbeitet, wie er bearbeitet zu werden verdient. Zwar hat schon längst Hr. *Hartig* die Brennbarkeit mehrerer Holzarten durch ihre Wirkungen auszumitteln gesucht, indem er bestimmte, wie viel Wasser durch eine gleiche Menge Holz bey gleichem Barometer- und Thermometer-Stande verdunstete; indessen dieses Verfahren ist unsicher, weil eine schnelle Entwickelung des Feuers ganz anders als eine langsame wirkt. Hr. *v. W.* suchte bey seinen Versuchen vorzüglich auszumitteln, wie viel die Holzarten beym Verkohlen an Gewichte und an Umfange verlieren, welcher Grad von Hitze und wie viel Zeit zu einer guten Verkohlung nöthig ist; das specifische Gewicht der verschiedenen Arten von Holzkohlen, und wie viel Salpeter durch die Kohlen zersetzt wird. Durch den Verlust des trocknen Holzes beym Verkohlen lässt sich die Quantität des Flammenfeuers, und durch die Zersetzung des Salpeters die Menge des Glühefeuers ausmitteln, welches in demselben enthalten ist. Indessen nach unseren Versuchen lässt sich das letztere eben so gut bestimmen, wenn man die genau abgewogene Kohle unter der Muffel einäschert, und dann den Rückstand von Asche auf einer guten Probierwage wiegt. Je mehr eine Kohle am Gewichte beym Einäschern verliert, und je weniger Asche zurückbleibt: desto grösser ist die Menge des darin befindlichen Kohlenstoffes. Wenn der Vf. darüber klagt, dass er Anfangs bey einerley Holzarten in Hinsicht des Gewichts und der Güte der Kohlen sehr verschiedene Resultate erhalten habe: so liegt nach unserer Meinung der Grund darin, dass bey seinen Verkohlungsprocessen die Einwirkung der Luft nicht ganz ausgeschlossen war, und wir würden deswegen die Verkohlung in beschlagenen Retorten, welche mit Wasser gesperrt sind, vorziehen. Dieses war wohl auch der Grund, warum *Frenzel* in seiner Chemie für Forstmänner sagen konnte, dass ihm alle Verkohlungen mit ganz verschiedenen Holzarten gut gerathen wären. Deswegen wollen wir aber die gemeinschaftliche Verkohlung verschiedener Holzarten auf keine Weise empfehlen: denn bey der Verkohlung in Meilern darf die Einwirkung der äusseren Luft nicht ganz ausgeschlossen werden; manche Holzart verkohlt früher als die andere, und selbst einige Kohlen verbrennen leichter als andere. Während also einige Holzarten noch im Verkohlen sind, werden die Kohlen von anderen schon verglühen. Das Buch muss von denjenigen, welche diese Gegenstände interessiren, ganz gelesen werden; indessen theilen wir den Lesern die Resultate von dem wichtigsten, nämlich die Quantität des Kohlenstoffs in den verschiedenen Kohlen, mit, wobey zu bemerken ist, dass der Vf. die Menge der angewandten Kohle nach dem Gewichte bestimmte. Buche (*Fagus sylvatica*) enthält Kohlenstoff = 97,914. Traubeneiche (*Quercus Robur*) 72,871. Sommereiche (*Quercus pedunculata*) 72,871. Hainbuche (*Carpinus betulus*) 82,981. Birke (*Betula alba*) 73,016. Ahorn (*Acer pseudo-platanus*) 81,377. Eschen (*Fraxinus excelsior*) 81,519. Elsebeere (*Crataegus torminalis*) 66,450. Vogelbeerbaum (*Sorbus aucuparia*) 60,497. Ulmen (*Ulmus campestris*) 77,381. Erlen (*Betula alnus*) 44,434. Aspen (*Populus tremula*) 50,886. Linde (*Tilia europaea*) 54,343. Gelbe Weiden (*Salix vitellina*) 58,173. Weisse Weiden (*Salix alba*) 58,691. Saalweiden (*S. caprea*) 64,576. Unächte Akazie 66,915. (Man sieht hieraus, dass Hr. *Medikus* von dem Brennnutzen dieser Holzart zu viel versprochen hat.) Kiefer (*Pinus sylvestris*) 78,803. Fichten (*Pinus abies Linn.*) 69,009. Weisstanne (*Pinus picea L.*) 68,819. Diese Versuche sind grösstentheils mit Stammhölzern angestellt, welche in einem niederen und guten Boden wachsen; aber er begnügte sich mit diesen nicht, sondern er dehnte seine Versuche auch auf Stammhölzer auf erhabenen Ebenen, auf Stangen und Strauchhölzer, auf Bäume,

die aufser dem Safte gehauen, und entweder ganz, oder halbtrocken, oder noch völlig in ihrem grünen Zustande waren. Möchte es doch dem Vf. gefallen, zu diesen Abhandlungen noch eine über die Taxation des Brennholzes auszuarbeiten! Freylich muss hiebey auch das Flammenfeuer in Anschlag kommen, und da das Holz nicht nach dem Gewichte, sondern nach dem Masse verkauft wird: so würde zu diesen Untersuchungen der Calorimeter von *Lavoisier* am schicklichsten seyn, und es müsste untersucht werden, wie viel Eis durch gleich grosse Stücke Holz beym Verbrennen geschmolzen würde. Indessen findet man in *Frenzel's* Chemie für Forstmänner auch andere Methoden angegeben, welche dieses theure Instrument entbehrlich machen, aber etwas mühsamer sind, und weitläuftigere Rechnungen erfodern. L.

Leipzig, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Conversations-Lexikon*, oder kurzgefasstes Handwörterbuch für die in der gesellschaftlichen Unterhaltung aus den Wissenschaften und Künsten vorkommenden Gegenstände mit beständiger Rücksicht auf die Ereignisse der älteren und neueren Zeit. *Nachträge.* Zweyter und letzter Band. 1811. 548 S. 8. (9 Rthlr.)

In No. 46 und 47 des gegenwärtigen Jahrgangs dieser Blätter ist das, mit dem zweyten Bande der Nachträge beendigte, Lexikon ausführlicher angezeigt und gewürdigt worden. Es besteht also aus 8 Bänden zusammen, die zwey Bände der Nachträge mit eingerechnet. Rec. fährt fort, die wichtigsten und längeren Artikel anzugeben, und einige kurze Bemerkungen beyzufügen. Es sind folgende: Marcellus, Masinissa, Maske, Kaiser Maximilian I., der bairische Kurfürst desselben Namens, Maria v. Medicis, Mithridates, Moreau, Moskau (die Stadt), Napoleon, Neapel (neuere Ereignisse), Nelson (Horatio), Nordamerika (Zusätze), Orden, Paoli, Papst, Paris (Merkwürdigkeiten), Paswan Oglu, Patkul, der peloponnesische Krieg, Penn (Wilhelm), la Peyrouse, Pitt, Polen, Portugall, Potemkin, Preussen, Pugatschew, der Rheinbund, Richard Löwenherz, v. Rochow, Rodney, Graf v. Rumford, Russland (neuere Verhältnisse), die Sonne (Flecken, Finsterniss), Spanien (spätere Vorfälle, Successionskrieg), Sulzer, Taurien, Toskana, Toussaint-Louverture, die Türkey (neuere Begebenheiten), Ungarn, Union (besonders die ehemalige deutsche), Venedig, Villars, Vitellius, Vossius (Isaak), Wahrsager (Wahrsagekunst), Walpurgis, Westphalen, Whaabys (Nachträge), Whitefield, Wirtemberg, Wolsey, Wurzburg, v. Zimmermann (der Ritter) und Zins. Ausser diesen, meist historischen und geographischen, findet man viele kleine Artikel, die grösstentheils dem Alterthum und der Technik gewidmet sind. Von der Flüchtigkeit im Arbeiten können wir den Vf. noch nicht lossprechen; auch ist ihm die Geschwätzigkeit und das Anfuhren unwichtiger Umstände geblieben. Über Mack will er nicht absprechen, weil er noch seine Ehrenrettung erwartet. Dass der altdeutsche Mannus einen Adam oder Noah bedeuten solle, ist längst verjährt. Eine Mark soll eine Art von Gewicht seyn, *wegen* des darauf befindlichen Stempels; man kann nichts Dürftigeres lesen, als diesen Artikel. Maximilians Vater kann nicht Friedrich V heissen; er war unter den deutschen Kaisern der dritte, höchstens der vierte, wenn man den österreichischen Gegner Ludwigs V von Baiern mitzählen will. Der Methodisten giebt es, nach einer 1798 angestellten Zählung in Grossbritannien und Westindien, 172,000. Die Morabiten sind wohl keine anderen, als die besonders aufgeführten Marabuts; es wird aber nicht einerley von beiden gesagt. Das Musstheil wird nicht von adelichen Wittwen allein gebraucht. Die Einwohner der vereinigten Staaten von Nordamerika sind zwischen 6 und 7 Millionen angegeben, die Staatsschuld i. J. 1807 auf noch nicht 68 Mill. Dollars. Der Betrag des Fischfangs in Norwegen giebt 1,203,000 Thaler. *Poltron* scheint der Vf. von *poltern* abzuleiten, wenn er schreibt: „es sey ein feigherziger Polterer, der bloss mit dem Munde prahlt, aber eine feige Memme ist." Etwas Ähnliches hat Rec. in einem bekannten Buche über die Naturgeschichte gefunden. Der Poltron aber poltert nicht. Das Wort wird richtig von *Pollex truncatus* hergeleitet, und bedeutet in seinem ersten Begriffe einen Raubvogel, dem man die Nägel der Hinterkrallen abgeschnitten hat. Ob vordem viele Sprotte aus England nach Norddeutschland gekommen sind, bezweifelt Rec.; die jetzt dort bekannten kommen grösstentheils aus Kiel. Schwerlich hat sich der bekannte Baron von Tott an die 80 Jahre in der Türkey aufgehalten. Übrigens hat der Vf. sein Versprechen gehalten, dass er mit den historischen Nachrichten nicht über das Jahr 1808 hinausgehen wolle. Cht.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Berlin*, b. Hayn: *Der neue Anekdotenfreund.* Eine Sammlung von kleinen Erzählungen, Schwänken, Anekdoten, Einfällen, Epigrammen u. s. w. Herausgegeben von *K. Müchler.* Erstes Hundert. 1810. 176 S. (12 gr.) Zweytes Hundert, 1811. 152 S. (8 gr.) Drittes Hundert, 1811. 128 S. kl. 8. (8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Neuestes Vademecum.* Eine Auswahl der witzigsten Anekdoten und sinnreichsten Einfälle. Gesammelt von *Z. Morgenstern.* 1811. 240 S. 12. (16 gr.)

Anekdoten sind von jeher eine beliebte Waare gewesen; und dass sie es noch seyn müssen, beweiset Hr. *Hayn*, der es gerathen fand, neben Hn. *Müchlers* neuem Anekdotenfreunde auch noch ein Vademecum zu verlegen. Rec. meinet auch, dass es jetzt die rechte Zeit für dergleichen Werke sey, um sich an kleinen Geschichtchen für die Betrachtung der grossen Geschichte zu erholen. Auch haben ihm für diesen Zweck beide Sammlungen so ziemlich zugesagt, die *müchlersche* aber mehr, als die *morgensternsche*, die der alten, allbekannten Anekdoten und Einfälle zu viele aufgenommen hat, z. B. No. 12. 16. 23. 31. 194 u. f. Dabey hat die *müchlersche* noch den Vorzug, dass man grösstentheils auf bekannte Namen stösst. Ab.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER, 1811.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Valade: *Tables de Multiplication.* A l'usage de MM. les Ingénieurs employés au Cadastre de la France et de MM. les Directeurs des Contributions, chargés de la vérification des opérations arithmétiques des Ingénieurs. Approuvées par S. E. le Ministre des Finances. 1805. 500 S. 4. (15 Fr.)

Dieses nützliche Werk erleichtert die Katastralarbeiten von Frankreich in einem hohen Grade, weil es das ganze Rechnungswesen fabrikmäsig macht. Es enthält alle Producte für alle Zahlen bis 500. Oben über jedem Blatte steht ein Factor in der Mitte. An der Seite läuft der andere von 1 bis 50 herunter. Jedes Blatt ist in zehn Colonnen getheilt, welche als Überschrift die dritte Stelle des Factors enthalten. In diesen Colonnen finden sich denn die Producte. Z. B. S. 187 steht 187 in der Mitte. Diese Zahl soll mit 238 multiplicirt werden: so sucht man in der ersten Colonne 23, und dann horizontal fort, bis man in die 8te kommt, wo denn 44506 als Product der beiden Zahlen steht. Sollte 187 mit 2385 multiplicirt werden: so kann man dieses mit den Tabellen, ohne weiter zu blättern; man sucht zuerst 2300 × 187, indem man an die Zahl 230 × 187, die sich in den Tabellen findet, noch eine Null hängt. Dann sucht man 85 × 187, und addirt beides. Dieses geht immer noch geschwinder als das gewöhnliche Multipliciren. Sind aber beide Factoren grösser als 500: dann kann man die Multiplication zwar auch mit den Tafeln verrichten; aber das doppelte Aufschlagen erfodert mehr Zeit, als das Multipliciren, und in dem Falle befolgt man besser die gewöhnliche Methode.

Die Tafeln sind auf sehr schönes Papier gedruckt und zugleich sehr correct. Nur 4 Druckfehler sind hinten bemerkt. Überhaupt muss man sich wundern über das gute feste Papier, worauf in Frankreich alles gedruckt wird, und über die wohlfeilen Preise. Diese Multiplicationstafeln sind sehr bequem eingerichtet zum Aufsuchen. Alle senkrechten Colonnen sind mit Linien gesondert, und die horizontalen durch Zwischenräume, welche immer zwischen drey Reihen Zahlen sich finden. So viel Rec. weiss, sind diese Multiplicationstabellen die einzig brauchbaren, die jetzt existiren. Für den praktischen Feldmesser sind sie von einem unendlichen Nutzen. Man weiss, wie beschwerlich für die Landmesser die Berechnung vom Inhalt der Figuren ist, — wie viele Fehler sie hiebey machen, und wie viel unangenehmes Nachrechnen sie nöthig haben. Mit diesen Tafeln geht es sehr leicht. Ihr Rechnungsregister ist in Folio und in Colonnen eingetheilt. In der ersten ist die Figur aus freyer Hand gezeichnet, so wie sie in Dreyecke und Trapezien für die Berechnung zerlegt ist; alle Dreyecke und Trapezien sind mit Buchstaben a, b, c, d, e u. s. w. bezeichnet, und jeder Basis und Perpendikel ist die Länge in Meter und Decimeter beygeschrieben. In die zweyte Colonne werden nun die Grundlinien, und in die dritte die Perpendikel geschrieben. Eine Flurcharte von 100 metrischen Morgen hat in grossem Ackerlande gewöhnlich 150 Stück, und diese sind etwa in 600 Dreyecke und Trapezien zerlegt. Hat der Landmesser nun die 600 Grundlinien und die 600 Perpendikel eingeschrieben: so nimmt er die Tabellen zur Hand, und schreibt in die vierte Colonne die 600 Producte hinter einander. Dann addirt er sie, und schreibt in die fünfte Colonne den Inhalt, nachdem er vorher alle Summen mit 2 dividirt hat. Damit Dreyecke und Trapezien auf dieselbe Weise berechnet werden können: so wird von letzteren nicht die mittlere Höhe, sondern die Summe von beiden eingeschrieben, und damit die Landmesser sich nicht irren, indem sie oft den Perpendikel und die Basis halbiren, und oft keines von beiden: so ist es Vorschrift, dass sie nichts halbiren, als am Ende die Summe des Stücks. Weil 100 Quad. Meter 1 Ruthe ist: so haben sie nur zwey Decimalstellen abzuschneiden, um die Ruthen zu finden. Und weil 100 Ruthen 1 Morgen machen: so haben sie auch hier weiter keine Division. Auf diese Weise ist in Frankreich Alles vereinfacht und erleichtert, und der Landmesser muss schon deswegen wenigere Fehler begehen, weil er weniger Gelegenheit dazu hat. Und dieses ist das Einzige, wodurch man genaue Messungen erhalten kann, dass man alle Vorschriften sehr speciell und zugleich sehr einfach macht — (von der Begrenzung der Parcellen an bis zur Ausfertigung der Flurcharte), um alle Gelegenheit zu fehlen den Landmessern zu benehmen. — Bey dieser Einrichtung rechnen sich die Landmesser nicht stumpf; nur etwa alle zehn Exempel haben sie eins zu multipliciren, wo beide Zahlen grösser als 500 sind.

m. n. o.

PARIS, b. Didot: *Tables des logarithmes pour les nombres et pour les sinus, avec les explications et les usages principaux pour l'Astronomie, la*

Gnomonique, la Géométrie, la Navigation, la Géographie, la Physique, l'Art militaire, l'Architecture, l'Arpentage, la Statistique et les Rentes, par *Jérôme de La Lande*, ancien Directeur de l'observatoire. Edition stéréotype. 1808. (50 Sous.)

Von diesen kleinen, äusserst bequemen Logarithmen hat Didot hier wieder eine neue Auflage veranstaltet. *La Lande* und *La Caille* gaben sie zuerst 1760 heraus. 1802 wurde sie zuerst Stereotyp. Sie haben nur sechs Stellen, weil dieses hinlänglich ist, wenn man die Winkel nur bis auf Minuten berechnet, und die Zahlen nur bis auf 4 Stellen. Auf zehn Seiten der Vorrede hat *La Lande* die Vorzüge dieser kleinen Tafeln, in Hinsicht der Bequemlichkeit und der Zeitersparung, entwickelt. Weil sie nur bis 10000 gehen: so gebrauchte er nur ein Zehntel des gewöhnlichen Volumens; und weil er nur die Minuten anwandte: so konnte er Alles weglassen, was sich auf Secunden bezog. Dann folgt auf 40 S. eine Erklärung der Logarithmen, nebst einer Anwendung auf die im Titel genannten Künste und Wissenschaften. Diese ist nicht stereotyp, damit sie nach den Wünschen des Publicums vermehrt und vermindert werden kann. Endlich folgen dann die kleinen Tafeln selbst, äusserst elegant gedruckt. Das Format der Tafeln ist $3\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $2\frac{1}{2}$ Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Man kann, wenn der Buchbinder sie hart beschneidet und schlägt, sie wie eine Tabatiere in die Westentasche stecken. Dieses sind wahre *Tables portatives*. m. n. o.

Paris, b. Didot: *Tables portatives de Logarithmes, contenant les Logarithmes des nombres depuis 1 jusqu'à 108000, les logarithmes des sinus et tangentes de seconde en seconde pour les cinq premiers degrés, de dix en dix secondes pour tous les degrés du quart du cercle, et suivant la nouvelle division centésimale, de dix-millièmes en dix-millième; précédées d'un discours préliminaire sur l'explication, l'usage et la sommation des Logarithmes et sur leur application à l'Astronomie, à la Navigation, à la Géométrie pratique et aux Calculs d'intérêts.* Suivies de nouvelles tables plus approchées et de plusieurs autres utiles à la recherche des longitudes en mer; par *François Callet*. Edition stéréotype. 1808.

Von diesen vortrefflichen Tafeln hat Didot wieder eine neue Auflage zu dem äusserst geringen Preise von 12 Fr. veranstaltet. Das Papier ist fest und der Druck äusserst scharf. Bey langem Gebrauche ermüden sie daher die Augen mehr, als die stumpfen Zahlen in den *vegaschen* und *schulzischen* Tafeln. Im Jahr 1795 brachte Didot nach vielen vergeblichen Versuchen diese Tafeln zu Stande. Die Typen sind bey diesem grossen Format an einander gelöthet, bey den kleinen werden die Platten gegossen, und nachher auf der unrechten Seite abgedreht. Die, welche Rec. bey Didot in der grossen Gallerie sah, waren ungefähr 2 bis $2\frac{1}{2}$ Linien dick. Die Composition ist ein Geheimniss, und, so freundlich Didot auch gegen Fremde ist, die ihn besuchen: so wollte er doch von diesen keine verkaufen. (Seine Druckerey ist jetzt nicht mehr in der Gallerie. Seit der Zeit, dass die Bogen durchbrochen sind, die vom Carrouselplatze an die Seine führen, ist seine Druckerey Rue Thionville. Das Local, wo sie sonst war, ist mit abgebrochen worden.) In einer Einleitung von 118 S. erklärt *Callet* den Gebrauch der Logarithmen und ihre Anwendung auf Astronomie und Schiffahrt. Dann folgen die Tafeln für die Zahlen, für die trigonometrischen Linien, nach Nonagesimal- und nach Centesimal-Theilung. Den Beschluss machen einige Hülfstafeln für nautische Rechnungen. Das Format dieser *Tables portatives* ist 8 Zoll hoch, 5 Zoll breit und 2 Zoll dick; ihr Gewicht ungefähr 3 Pfund, also zum Nachtragen doch ein wenig unbequem. Indess ein Geometer, der beide, die von *La Lande* und von *Callet*, besitzt, kann jene für die vorläufigen Rechnungen auf dem Felde gebrauchen und sie immer bey sich führen; die von *Callet* hingegen zu Hause lassen und sich ihrer nur bey den feineren Rechnungen bedienen. Beide Tafeln haben den grossen Vortheil, dass sie ohne Fehler sind. Rec. hat die Zahlen nachgesehen, die in den ersten Auflagen noch fehlerhaft waren, und zu seiner nicht geringen Freude gefunden, dass alle diese Fehler in dieser Auflage verschwunden waren. Diesen grossen Vortheil entbehren alle anderen logarithmischen Tafeln, und die aus deutschen Officinen sind weder so schön, noch so correct, noch so wohlfeil wie die pariser. Die grossen Tafeln von *Vega* kosten z. B. 36 Livres. Sie sind zwar grösser als die von *Callet*, aber bey weitem nicht so schön, weder im Druck noch im Papier; und da sie nicht stereotyp sind: so können sie natürlich nie fehlerfrey werden. Bey jeder neuen Auflage werden die alten Fehler corrigirt, und statt deren wieder neue hineingemacht. Bey jeder neuen Auflage von Didot werden hingegen immer die alten Fehler corrigirt und keine neuen hineingemacht, und so wird das grosse fast unglaubliche Problem gelöst, — so viele Millionen Zahlen fehlerfrey darzustellen. So viel Rec. weiss, finden sich jetzt in den *calletschen* Logarithmen schon seit mehreren Jahren keine Fehler mehr. m. n. o.

Saalfeld, b. Wiedemann: *Anleitung zum praktischen Rechnen, zum Gebrauch der Jugend sowohl, als anderer Liebhaber der Rechenkunst.* In zwey Theilen. Erster Theil, die Elemente oder die vier Species in ganzen und gebrochenen Zahlen. Zweyter Theil, Anwendung derselben auf die gewöhnlichsten Fälle des menschlichen Lebens durch die Kettenregel. 1810. XXVIII u. 284 S. 8. (16 gr.)

Die Vorrede ist mit: „Saalfeld den 10. März 1810 *M. W. F. Windorf, Diakonus*," unterschrieben. Der Vf. zeigt sich allerdings in dieser Schrift als einen fertigen *praktischen* Rechner; und die Gabe, der Jugend sich deutlich und fasslich zu machen

wollen wir ihm nicht absprechen. Allein von eigenen Schülern und Freunden sollte man sich nicht bestimmen lassen, das für eigenen Privatgebrauch Aufgeschriebene und Ausgearbeitete auch drucken zu lassen. Man sollte sich zuvörderst mit dem bekannt machen, was etwa in neuerer Zeit von anderen Rechen-Künstlern oder von vorzüglichen Pädagogen geleistet worden. — Vertraut mit der Literatur, würde der Vf. gewiss nicht die Kettenregel so unbeschränkt statt aller anderen Regeln angepriesen; er würde, vertraut mit der basedowschen Regel, und den Methoden unserer neuesten Pädagogen, den Gebrauch der Kettenregel sehr eingeschränkt und bedingt haben, weil sie oft zu falschen Ansätzen verleiten kann, und nicht darunter, wie in seinem 2 Theil, jede einfache und zusammengesetzte Rechnung begriffen und bezogen haben. — Wir fragen Hn. *W.*, ob der §. 5 richtige und scharfe Begriffe aufstellt. „*Zahlen* sind Worte, durch welche wir die Menge zählbarer Dinge ausdrücken. Die Zeichen der Zahlen nennt man Ziffern." *Zahlen* sind Begriffe von gewissen Mengen von Einheiten (Dingen), sie werden durch Ziffern *sichtlich* und durch Worte hörbar symbolisirt oder gesinnbildet. §. 21. „Addiren heisst den Inhalt mehrerer Zahlen in einer Summe angeben." Im Addiren besonderer Zahlen bringt man die getrennte Summe mehrerer Anzahl-Einzelnheiten unter *Einen* Zahlenausdruck als Symbol. S. 13 hätte Hr. *W.* nach *Busse* den Anfänger lehren sollen, Anfangs die höheren Einheiten in der Summe einer addirten Säule nicht einstweilen im Sinne zu behalten, sondern sie sogleich in einer nächst tieferen Reihe unter die höheren Stellen links hinzuschreiben, und diese so entstehenden 2 bis 3 Reihen unter einander zuletzt in eine Summe zu bringen. Ein ähnliches Verfahren muss *anfänglich* beym Multipliciren im Hinsetzen der einzelnen Producte Statt finden. — Bestimmter als §. 24 erläutert man das Subtrahiren als das Ausdrücken des Unterschiedes oder der Differenz zweyer (ungleicher) Zahlen durch *Eine* Zahl. Auch ist es nicht gut, sich in Bürgerschulen der Worte *Minuens* und *Minuendus* statt *Subtractor* und *Subtrahend* zu bedienen, da man doch des Wortes Subtrahiren sich zu bedienen nicht überhoben ist. Gleich verwerflich ist es, zu sagen, dass man *eins* bey den höheren Einheiten *borge*; man nimmt eine Einheit wirklich (und borgt nicht bloss), und *wechselt* sie in ihre niederen Einheiten *um* und *aus*, um die hier vorhandene grössere Anzahl abziehen zu können.

Da Hr. *W.* seinen Schüler doch eine Menge sogenannter Rechenvortheilchen (welche oft zu Spielereyen verleiten können) im Multipliciren und Dividiren mit diesen oder jenen Zahlen lehrt: so wundert es uns, dass er jene wirklich praktischen Vortheile, wenn man zwey Zahlen, um wenige Einheiten von einer runden Zahl verschieden, zusammen zu multipliciren hat, nicht erwähnt. Wir finden bey dem Capitel von den Brüchen nichts von der Multiplication und Division zweyer Brüche — nichts von der Regel, den grössten und kleinsten General-Nenner *vieler* oder mehrerer Brüche *mit einem Male* zu finden; nichts von der Verwandlung der gemeinen Brüche in Decimalbrüche und umgekehrt, nichts von der Rechnung in und nach diesen. Solche wichtige Theile der Rechenkunst sollten doch wahrlich heut zu Tage in keinem Rechenbuche fehlen, welches Anspruch auf ein Schulbuch machen will. Die Beyspiele mögen alle recht praktisch gewählt und erläutert seyn, nur sollten sie wenigstens beyläufig den systematisch entwickelten Rechengesetzen und Regeln zur Erläuterung dienen; das wissenschaftliche Denkenlernen im und am Rechnen, das ist es, was die Lehrer bey der Jugend mit bezwecken sollten.

ℚ.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK. *Paris*, b. Courcier: *Annuaire présenté à S. M. L'empereur et Roi par le Bureau des Longitudes.* Pour l'an 1811. 176 S. 12. (1 Fr.)

Diese Schrift hat eine gewisse Wichtigkeit, theils wegen ihres gediegenen Inhalts, theils wegen der berühmten Männer, die an ihr Theil nehmen. Das Büreau der Meereslänge, welches sie von Amts wegen ausser der *Connoissance de temps* herausgiebt, besteht jetzt aus den beiden Grafen und Senatoren *La Grange* und *La Place* (als Geometer), ferner aus den Astronomen *Delambre*, *Messier*, *Bouvard* und *La Lande neveu*. *Bougainville* ist als alter Seefahrer, *Buache* als Geograph, *Caroche* als Optiker angestellt. Baron *von Prony* ist ausserordentliches Mitglied. *Burckhard*, *Biot*, *Arago* und *Poisson* sind Adjuncten.

So wie die *Connoissance de temps* für Astronomen und Seefahrer bestimmt ist: so ist das *Annuaire* für die Gebildeteren und Wohlunterrichteten des grösseren Publicums. Sein Zweck ist, nützliche mathematische und astronomische Kenntnisse, die fürs Leben bestimmt sind, im Leben zu verbreiten.

Zuerst kommt ein zweckmässiger Kalender, der für jeden Tag Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, so wie ihren Durchgang durch den Meridian enthält. Dann Auf- und Untergang der Planeten für den 1, 11 und 21 jedes Monats. Dann folgt ein Aufsatz über die Zeit, über ihr Mass und den Kalender; ein Auszug aus dem *Système du Monde*, von *La Place*. In Deutschland möchte man wohl mit folgender Definition der Zeit, die an der Spitze dieses Aufsatzes steht, nicht ganz zufrieden seyn: *Le tems est pour nous l'impression qui laisse dans la mémoire, une suite d'événements dont nous sommes certains que l'existence a été successive.* Aber wie kommen wir auf den Begriff des Successiven?? Dann folgt ein Aufsatz über die höchsten Fluthen, die im J. 1811 Statt finden werden. Dieses ist jetzt ein Lieblingsthema in Paris, seit *La Place* die Theorie von Ebbe und Fluth bearbeitet hat, und man drückt sich oft so aus, als wenn jetzt dieses Alles erst erfunden sey. *L'état actuel des sciences rend cette annonce facile puisque nous sommes parvenus à connoître la cause et les loix de ces phénomènes.* Wenn Rec. nicht irrt: so war *Newton* schon vor 100 Jahren *parvenu à connoître la cause et les loix de ces phénomènes.* *La Place* mag die hohen Fluthen mit seinen genaueren Elementen vielleicht um ein paar Zoll genauer bestimmen können, als *Newton* es konnte; allein dieses ist so unbedeutend bey einem Phänomen, das so sehr vom Winde abhängt, dass an einem Tage, wo *La Place* eine

hohe Fluth nach der Theorie vorhersagt, — vielleicht gar keine Statt finden, wenn der Wind entgegen ist — und an einem anderen Tage kann eine sehr hohe seyn, wenn der Wind mit der Fluth kommt. Das ganze Phänomen der Fluth ist in offener See nur etwa 3 Fufs; — blofs die Lage und Form der Küsten, und vorzüglich die Richtung des Windes machen sie oft um 20 bis 30 Fufs hoch, — und völlig unabhängig von aller Theorie der Anziehung. Die höchsten Fluthen sind den 24 Febr. und 25 März: die mittlere Höhe der Fluth = 1 gesetzt, ist die erstere 1, 11, und die zweyte 1, 13; — in offener See sind sie also, wenn der Wind stille ist, 4 bis 5 Zoll höher, wie die gewöhnlichen Fluthen.

Hierauf folgt ein Aufsatz über die neuen Masse. Wieder ein Auszug aus dem *Système du Monde*, von *La Place*. Dann folgen drey schön geschriebene Aufsätze vom Senator Grafen *Garnerin*: über Gold und Silber, als Waare und als Münze; über die Wechsel, und über Papiergeld. Im folgenden Aufsatze wird die Lehre von der Wahrscheinlichkeit entwickelt, und auf bekannte Fälle des täglichen Lebens angewandt, als z. B. Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer in Frankreich, und deren Anwendung auf Leibrenten und Wittwencassen.

Von einer Million Menschen, die geboren wird, leben

am	Ende	des	ersten	Jahres	nur	noch	767525
—	—	—	10ten	—	—	—	551122
—	—	—	20sten	—	—	—	502216
—	—	—	30sten	—	—	—	438183
—	—	—	40sten	—	—	—	369404
—	—	—	50sten	—	—	—	297070
—	—	—	60sten	—	—	—	213567
—	—	—	70sten	—	—	—	117656
—	—	—	80sten	—	—	—	34705
—	—	—	90sten	—	—	—	5830
—	—	—	100sten	—	—	—	207
—	—	—	105ten	—	—	—	16
—	—	—	110ten	—	—	—	0

Den Beschlufs macht eine kleine Astronomie unter dem Titel: *Notice sur le système du Monde*. In dieser sind die neuen Planeten mit angeführt; im Kalender fehlen sie, so wie auch in der *Connoissance de temps*. — Es wäre zu wünschen, dafs unsere Nachbarn an der Seine auch einmal einen neuen Planeten entdeckten; — es würde unterhaltend seyn, die Freude zu sehen, die sie darüber hätten, und wie sie jede Gelegenheit benutzen würden, um *de notre planète* zu sprechen. Ein berühmter französischer Astronom meinte zwar, die neuen Planeten wären blofs ein *objet de curiosité*, und die pariser Astronomen wären noch mit zu vielen anderen Arbeiten beschäftigt gewesen, als dafs sie Zeit gehabt hätten, einen zu entdecken. — Allein wir sind überzeugt, dafs, wenn sie einmal einen entdecken, sie bey jeder Gelegenheit davon sprechen und versichern werden, dafs dieses ein *fait* sey, *pour toujours mémorable dans les fastes de l'Astronomie françoise.*

Zum Beschlufs dieser Anzeige will Rec. noch ein paar Bemerkungen über Frankreichs Bevölkerung und über sein Massystem hinzufügen, Man kann die Bevölkerung Frankreichs jetzt zu 41 Millionen annehmen. Vor der Vereinigung von Holland und den neuen deutschen Departements war sie 38 Mill. 80,448. Da die Geburten sich zur Bevölkerung verhalten wie $28{,}\frac{1528}{10000}$: so werden jährlich ungefähr 1 Mill. 446000 geboren. Von diesen leben im 20 Jahre noch 711678. Da sich die männlichen Geburten zu den weiblichen verhalten wie 21 zu 20: so sind hievon 365984 Jünglinge. Wenn also die Conscription 80000 Mann ist: so braucht noch nicht der vierte Waffenfähige zu marschiren. Frankreich unterhält in Hinsicht seiner Bevölkerung vielleicht unter allen Staaten von Europa die wenigsten Truppen.

Über das Massystem ist so viel gestritten worden, dafs man wenig Neues darüber sagen kann. Die Einführung allgemeiner Masse ist sehr wünschenswerth. Sie würde sehr erleichtert worden seyn, wenn man Grundmasse gewählt, die den alten bekannten sehr nahe gekommen wären; z. B. statt des 3 Fufs grossen Meters einen von 1 Fufs grofs. Dann hätte man ferner statt der unverständlichen griechischen Benennungen die alten beybehalten müssen. Eben so gut, wie man jetzt sagt: so viel englische Zoll, hätte man dann sagen können: so viel neue franz. Zoll, und keine Verwirrung war zu befürchten; denn wenn man jetzt von Zoll spricht: so mufs man auch immer dabey bemerken, welche man meint. — In dem Aufsatze von *La Place* über die neuen Masse heifst es (S. 52): *L'angle droit est la limite des inclinaisons d'une ligne sur un plan et de la hauteur des objets sur l'horizon: d'ailleurs, c'est dans le premier quart de la circonférence, que se forment les sinus et généralement toutes les lignes que la trigonométrie emploie et dont les rapports avec le rayon ont été reduits en tables; il étoit donc naturel de prendre l'angle droit pour l'unité des angles et le quart de la circonférence pour l'unité de leur mesure.* — Dieses scheint nicht ganz richtig ausgedrückt zu seyn. Die bekannte Definition von der Entstehung eines Winkels und eines Kreises ist: *Wenn sich eine Linie so in einer Ebene bewegt, dafs ein Punct in ihr unbewegt bleibt: so entsteht ein Kreis; die Neigungen gegen ihre erste Lage sind Winkel, deren Mafs die zwischen ihnen beschriebenen Kreisbögen sind.* Wenn der ganze Kreis durchlaufen ist: so ist die Linie wieder in ihrer ersten Lage, und man kann den Winkel, dessen Mafs der *ganze* Kreis ist, einen *ganzen* Winkel nennen. — Ausser dem Bogenmasse werden auch noch gerade Linien zum Masse der Winkel gebraucht, als die Sehnen, die Sinus, die Tangenten u. s. w. Da man nur gerade Linien mit der geraden Linie des Radius, der den Kreis beschrieben, vergleichen konnte, — nur Gleichartiges mit Gleichartigem: — so wurde in der Dreyeckmefskunst der Gebrauch dieser geraden Linien allgemein, und man berechnete Tafeln, in denen man für jeden möglichen Winkel die Gröfse seiner trigonometrischen Linien fand, die seiner Sehne, seines Sinus, seiner Tangente u. s. w., die des Radius = 1 gesetzt. Aber *die Gröfse* der Linie bestimmt nicht allein den Winkel, auch ihre Lage mufs man kennen, ob sie bejaht oder verneint ist, und ob die Linie mit dem Winkel wächst oder abnimmt. Sind Gröfse, Lage, und Zu- oder Abnahme von einer trigonometrischen Linie bekannt: dann kennt man auch den Winkel, dem sie allein zugehören kann. Bey der Entstehung des ganzen Winkels kommen alle möglichen trigonometrischen Linien vor; bey der Entstehung des rechten Winkels nur ¼ der trigonometrischen Linien. Unsere Tafeln sind aber so gedruckt, dafs bey ihnen nur ⅛ der trigonometrischen Linien vorkommt. Dieses ist, um Raum zu ersparen. Da sie Sinus und Cosinus, Tangenten und Cotangenten enthalten: so wiederholt sich mit dem 45 Grade *die Länge* der Linien, und es wäre überflüssig, sie doppelt drucken zu lassen. — Ob die Linie + oder — sey, und am Wachsen oder am Abnehmen, das sagen die Tafeln nicht, sondern überlassen dieses dem Rechner, jedesmal aus anderen Umständen zu beurtheilen. — Es scheint demnach von den französischen Geometern eine Einseitigkeit gewesen zu seyn, dafs sie den rechten Winkel zur Einheit nahmen, und nicht den ganzen Winkel oder den ganzen Kreis, denn nur dieser enthält alle Grade, und jener alle trigonometrischen Linien. — Sie haben hiezu vielleicht Gründe gehabt, wie Dr. Luther, dafs er *pater noster* mit Vater Unser übersetzte. — Allein die französische Kreistheilung hat nun das Unbequeme mit der alten, dafs bey allen astronomischen Rechnungen wieder ein Unterschied ist zwischen Zeitsecunden und Bogensecunden, und in jedem Dreyeck, in dem der Äquator und ein Meridian vorkommt, hat der französische Geometer zweyerley Bogenmafs, in dem einen ist der Kreis in 4000000 Sec. getheilt, und im anderen in 100000. Hätte man den Tag = 1 und den Kreis = 1 gesetzt: so wäre dieser lästige Unterschied weggefallen.

m. n. o.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1811.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, in der arnoldischen Buchhandl.: *Sämmtliche Schriften* von *Gustav Schilling*. Erster Band. 1810. 277 S. Zweyter Band. 208 S. Dritter Band. 191 S. Vierter Band. 167 S. Fünfter Band. 174 S. Sechster Band. 165 S. Siebenter Band. 158 S. Achter Band. 191 S. Neunter Band. 199 S. Zehnter Band. 175 S. Eilfter Band. 167 S. Zwölfter Band. 196 S. Dreyzehnter Band. 286 S. Vierzehnter Band. 174 S. Funfzehnter Band. 167 S. 8. (15 Rthlr.) Der 12te bis 15te Band wird auch besonders verkauft, unter dem Titel: *Erzählungen* von *Gustav Schilling*. 4 Theile. 1811. 823 S. 8. (4 Rthlr.)

Rasch, wie die Einbildungskraft des Vfs., fliegt seine Feder. Er hat seit wenigen Jahren mit wundersamer Leichtigkeit eine solche Menge Romane in die Welt geschickt, dass ihre Aufzählung schon einen Katalog ausmacht. Ob sie alle, gefeilt, wie sichs versteht, in die sämmtlichen Schriften aufgenommen werden sollen, oder ob Hr. *Sch.* diese Ehre nur seinen vorzüglicheren Sachen aufbehalten habe, davon benachrichtigt uns keine Vorrede, die doch bey keiner Ausgabe der sämmtlichen Werke eines Schriftstellers fehlen sollte. Bey einem so schnellen Verfahren ist nichts natürlicher, als dass er seine Ideen und Entwürfe weder reif werden lassen, noch in alle ihre Verhältnisse verfolgen kann. Rec. ist kein fleissiger Leser der *schillingschen* Romane; aber das Nachlässige, wie das Frische, des ersten Wurfs hat er in allen bemerkt, wie sie ihm vorgekommen sind. Sich auf sein ergiebiges Talent stützend, ist der Vf., bey dem ersten Ausfluge seiner Helden und Heldinnen, weder um ihr Schicksal, noch um ihre innere Entwickelung und Ausbildung bekümmert. Er gebietet herrisch über ihr Werden, und läst die Laune der Umstände walten. Auf diese Art zeichnet er freylich den lichtlosen Gang des Lebens vieler Menschen nach, in deren Geschichte der Zufall die Hauptrolle spielt, und kein vorbedachter Plan das Ganze zusammenzuhalten scheint. Er giebt das Seichte und Flatterhafte der menschlichen Tugenden der Verachtung preis, und zeigt an immer wiederkehrenden Beyspielen', welch eine Tyrannin die Gewalt der Sinnlichkeit sey, dass sie überall das Scepter führe. Aus diesen Ingredienzen aber wird dem Gemüthe des Lesers keine Theilnahme, kein Eifer, keine Freude bereitet. Es ist weder das Verdienst der Bestrebungen seiner Personen, noch die Beständigkeit ihrer Grundsätze, noch die Reinheit, Wahrheit und Consequenz ihres Betragens, was sie ans Ziel führt. Dieses Ziel befindet sich da, wo es dem Vf. gut gedäucht hat, aufzuhören. Dann versetzt er die Geschöpfe seiner Einbildungskraft in den Ruhestand, nachdem er sie lange genug im Irrgarten des Schicksals und der Leidenschaften hat herumtreiben lassen. Matt gejagt sind freylich die meisten, und ihnen mag eben kein neuer Trieb erwachsen, die Wildbahn eines wüsten Lebens abermals zu versuchen. Doch glücklich sind sie nicht geworden, weil sie sich in ihren letzten Zustand nicht durch die Bewegung eigener innerer Kräfte, sondern durch einen günstigen Stoss der schaukelnden Zufälle geschwungen haben; weiser auch nicht: denn die Thorheit begleitet sie bis an die äusserste Station ihrer Bestimmung. Wenn der Vf. Gerechtigkeit hätte üben wollen: so müsste bey weitem die Mehrzahl seiner Helden in ihrem Elende versunken seyn. Aber er läst die Hauptpersonen gerne leben; nur einige Figuranten fallen hin, wann er sie nicht länger brauchen kann. Auch hierin hält er es mit der grossen Natur, die, wo sie gedeihen oder verdorren läst, auf die Verdienstlichkeit ihrer Sprösslinge keine Rücksicht nimmt. An Musterbilder, an Charaktere von Bestand und Energie hat er sich nicht gewagt; seine Geschöpfe sind weniger kennbar durch Eigenthümlichkeit und sittliche Grundzüge, als an ihren Namen und Schicksalen. Wir zweifeln nicht an dem Vermögen des Vfs., seinen Charakteren mehr Würde zu geben; doch ist wohl bey seiner grossen Geschwindigkeit wenig Hoffnung dazu.

Da sein Hauptthema die Gewalt der Sinnlichkeit ist, und er also die Menschen vorzüglich von ihrer schwachen Seite zu zeigen hatte: so muss das weibliche Geschlecht bey ihm eine fast überwiegende Rolle spielen. Von der Natur und dem Werthe der Weiber hat er ziemlich türkische Begriffe; roh, wie er sie empfangen, stellt er sie dar. Er musste zwar, des Contrastes wegen, auch tugendhafte Frauen einmischen; doch sind diese selten, langweilig und ungesucht. Die übrigen sind neugierig, eitel, wollüstig und verbuhlt; mehrere herrschsüchtig, falsch und boshaft obendrein. Wer seine Kenntniss der Weiber aus Hn. *Schillings* Gemälden schöpfen, und sie zur Richtschnur seines Betragens im Leben annehmen wollte, der könnte nicht anders, als diese Schlangen ewig fliehen, sich wenigstens vor jeder unauflöslichen Verbindung mit ihnen verwahren. Höchst wenige seiner Erzählungen, deren doch eine solche Menge ist, kann man in gemischter Gesellschaft vorlesen. Sie sind nur

für das Cabinet, wo sie der Jüngling liest, sich an dem munteren Gewühl ergötzt, seine Phantasie weidet, und mit tiefer Geringschätzung gegen das Geschlecht hinlegt, das der Lohn seines Fleisses werden, das sein Glück einst krönen soll. Wenn man die Abhandlung des geehrten *Villers* über die Art, wie die deutschen Dichter die Liebe behandeln, praktisch, wie Diogenes jenen, der die Bewegung leugnete, widerlegen wollte: so dürfte man nur auf unsern Vf. verweisen, dessen Stil und Kunst in anderem Betrachte gewiss nicht zu den undeutschen gerechnet werden können. Doch, was hierüber zu sagen ist, wird sich weiter unten gelegentlich anbringen lassen. Wir zeigen jetzt an, was wir gefunden haben.

Den ersten Band füllt: *Das Weib wie es ist;* eine Erzählung, die mit Recht allen Schriften des Vfs. vorangeht, weil in ihr gleichsam sein Glaubensbekenntniss über jenes Geschlecht niedergelegt ist. Um das Ideal der Weiblichkeit, Emma genannt, gehörig zu prüfen, und ihr keinen Raum zur Verstellung zu lassen, wird sie in die Nothwendigkeit eingeklemmt, einem von zwey interessanten Männern ihre Hand zu geben. Diese sind: ein junger, kraftvoller, armer Commis ihres Vaters, und ein ältlicher, herzvoller, reicher Officier. Jenem hat sie ihre Neigung zugesagt, dieser überrascht sie durch seine vortheilhafte Bewerbung. Sie schwankt zwischen beiden, und hält es im Ganzen nur mit dem Anwesenden. Denn der Commis, der ihre Sinne fesselt, muss verreisen. Selbst wie sie sich entdeckt, und diesen dem Officier vorzieht, ist sie mehr durch die Lage der Umstände, als durch freye Wahl, dazu genöthigt. Bis hieher fühlt der Leser noch Mitleid mit ihrem unsicheren Herzen; schwankend, wie sie selbst, möchte er sie oft dem Major gönnen. Da sie aber, nach der Hochzeit mit dem Handelsdiener, um eines prächtigen Shawls willen ihre Ruhe opfert, und beynahe aus den Schranken der Zucht getreten wäre: so fängt die Verachtung gegen sie an, die Oberhand zu gewinnen; eine Verachtung, wodurch uns der Vf. nur zu oft im Verfolge unserer Behanntschaft mit seinen Personen, die uns lieb geworden sind, abkühlt. Dass Alles am Ende gut ausläuft, ist weit mehr Werk des Zufalls, als moralischer Kräfte. Indem uns Hr. *Sch.* sein Weib, wie es ist, geben wollte, hat er uns zugleich seinen Mann, wie er ist, dazu geliefert. Jenes ist schwankend, eitel, störrisch und wollüstig; dieser ist fest, stolz, anmasend und auch wollüstig. Statt ihn zu bewundern, wie er die ihm abgetretene Braut von den Händen eines Adelichen, aus Bürgerstolz, nicht annehmen will, verwundern und empören wir uns vielmehr über ihn. Unter die Menschen, wie sie sind, gehört der Major nicht. Es ist ein Major, wie er seyn sollte, das heisst, eine Carricatur von Edelmuth. Eben so übertrieben ist Herr Wilsen, Emmas Vater, als niederträchtiger Geizhals. Zum Grunde seiner Erzählung hat der Vf. folgende Sätze gelegt, die auch als Motto davor stehen: Man ergründet die Weiber nicht, weil sie sich selbst nicht kennen lernen. Gelegenheit weckt ihre Gefühle, und entscheidet über sie. Kleinigkeiten leiten ihre Entschlüsse in Halssachen, und das Auge ist immerdar der Rathgeber ihres Verstandes.

Im zweyten, dritten und vierten Bande finden wir eine Erzählung: *Die Ignoranten* überschrieben. Zwey junge Leute von Stande, Bruder und Schwester, kommen aus Herjedalen in Schweden nach Deutschland. Sie sind ganz unwissend in allen Regeln der Convenienz, bloss im Christenthum unterrichtet, und halten alle Menschen für Brüder und Schwestern. Neu ist ihnen jede Spur im Reiche der Leidenschaften und Laster. Sie werden auf mancherley Weise hintergangen und gemissbraucht, bis sie des abscheulichen Lebens in Deutschland überdrüssig werden, und wieder in ihre einsame Heimath ziehen, wo sie unerwartet ihr längst gewünschtes Glück finden. Ihre Abenteuer erzeugen sich aus mannichfaltigen, oft sehr unwahrscheinlichen Verwickelungen, Thorheiten, Irrthümern und Schandthaten. Die Menschen, mit welchen sie in Berührung kommen, sind unbesonnen, niederträchtig und boshaft. Der junge Schwede ist zwar gutherzig und ehrlich; seine Wahrnehmungen aber und daraus erfolgenden Handlungen gehen über die zulässige Einfalt hinaus, werden zu Dummheit. Eine Satanität, wie der Vf. seiner blutjungen Comtesse Lina angestrichen hat, ist nicht in der Natur. Und was soll man zu dem grundnärrischen, beynahe viehischen General sagen, der, als reicher Onkel der gräflichen Familie, mit welcher sich der Schwede verschwägert hat, über ihr Wohlseyn entscheidet? Den hätte kein Caligula zum General gemacht. Wir wollen nur eins der Spässchen anführen, die schockweise von seinem Honigmunde fliessen. „Gustav traf im Garten auf den Oheim, Lina stellte ihn als ihren Schwager vor. Weiss schon, brummte dieser, sind der Schwede, der Comtess Pathchen entführt hat. Weiss alles. Kamen weit her, von der Welt Ende. Ihr Kammerdiener erzählte meinen Leuten davon. Der Nordpol ist Ihr Landsmann, *n'est-ce pas?* Den möcht' ich sehen. Die Polen sind hochstudirt und gute Reiter." Er will gern einen Orden tragen. Seine hässliche Tochter, ein Muster von Tugend und Klugheit, schreibt zu dem Ende an den Landesfürsten, dass er der Eitelkeit ihres Vaters nachsehen, und ihm seinen Orden schicken möge, und versichert den Zweifelnden, „der Fürst werde, kraft der Achtung, die sie ihm abgewonnen habe, sichs zur Freude machen, die kecke Hindeutung durch Übersendung seines, ziemlich werthlosen, Ordens zu erwiedern." Wo ein solcher Fürst nur zu finden seyn mag! Der schönen Schwedin, die sich übrigens still genug verhält, gehen auch unzarte Worte von den Lippen, wie folgende gegen einen Cornet, der nicht um sie, sondern um eine ihrer Freundinnen wirbt: „Die Soldaten hab' ich lieb. Sie sind die sprechenden Sinnbilder der Männlichkeit, und was männlich ist, ist schön. Ein kleiner, weibischer, würdeloser Mann kommt mir vor, wie der erste Strumpf, den ich strickte. Selbst der Tante drang er ein Lächeln ab. Ich schämte

nich seiner, und warf ihn der Katze nach. Aber sie dauern mich recht. Sie haben nichts Strumpfariges; mit Ihnen wollt' ich durch jeden Wald reisen." Dass die Fürstin an der lieben Einfalt etwas Behagen findet, und sich ein Viertelstündchen mit ihr unterhält, ist einigermasen in der Ordnung; aber nur in Utopien setzt es eine so innige Liebe, so viele Thränen und herrliche Geschenke. Unter mindern Unwahrscheinlichkeiten und nicht so gehäuften Zwischenfällen, würde das Bild beider, besonders des männlichen *Ingénu*, treffender hervortreten.

Was die vier folgenden Bände einnimmt, ist ein Roman, *der Liebesdienst*, worin sich zwey Helden und verschiedene Heldinnen tummeln. Tummeln, sagen wir mit Fleiss; denn es ist nicht Rast noch Ruhe darin. Alles ist auf Reisen, alles einander entfremdet; nichts als Irrung und Zwiespalt. Wenn man nur einsähe, was die Leute wollen, warum sie so argwöhnisch sind, sich einander so missfallen. Adler und Raimund sind herzliche Freunde, wohlwollend, verständig, mit dem Leben bekannt. Dieser verlangt von jenem als Liebesdienst keine Kleinigkeit; A. soll der Gemahl scheinen, und R. will es seyn. Der rechtschaffene A. hält sein Versprechen pünctlich, und der erst so zutrauensvolle R. wirft ohne Grund Eifersucht und Argwohn auf ihn. Verliebt in jede Schürze, bringt er sein Wort bey der jungfräulichen Gertrude an, und bleibt mit ihr im Noviciate stehen, bis die Eifersucht ihm wieder ein Blendwerk vormacht, und er im Huy aus Verdruss Minetten heirathet; eine Person, die weit mehr Kraft und Ehetugenden hat, als der mürrische Raimund, der ihr zwar gleich entläuft, aber bald von ihr eingeholt, und, wie sichs gebührt, mit dem Stabe Sanft behandelt wird. Er verdiente keine bessere, nicht einmal eine so gute Frau. Doch wird seines Trübsinns kein Ende. Er glaubt sich zur Tragung übermässiger Lasten so lange verdammt, bis er nach einer harten Katastrophe zufällig mit Gertruden zusammentrifft, und der Ihrige werden darf, weil Minette durch Noth in einen Zustand gerathen ist, der eine Ehescheidung dringlich macht. Wir erfahren zwar aus der Feder des Vfs., wie gut es ihm in der neuen Ehe ergangen; aber wir glauben ihm nicht. Denn er hat seinen windschiefen Raimund mit Gewalt glücklich machen wollen; solch ein Thor aber wird es nie. Adler hingegen, nachdem er seine ihm sonderbar aufgehalsete Frau durch Fügung der Najaden los geworden, umkreiset den halben Erdball, und kommt als vollendeter Weltmann zurück, um ein Fräulein zu heirathen, das er als Kind in einem hohlen Baume schlafend gefunden und gerettet hatte. Er steht, als strenge Wort haltender Mann, seinem Freunde Raimund, dem flatterhaften Hasen, contrastirend gegenüber. Sein endliches Glück ist verdienter; doch gethan hat er auch nichts dazu. Wenn wir irgend einer Erzählung des Hn. *Sch.* den Vorzug geben wollen: so geben wir ihn dem Liebesdienste. Er hat viele Situationen und Auftritte in derselben dem Leser sehr ergötzlich gemacht; und ungeachtet der Mängel des Ganzen, herrscht in den Theilen viel Stärke der Schilderungen, satirische Nachahmungen des Lebens und Munterkeit der Scenen darin.

Der neunte und zehnte Band enthält *die schöne Sibylle*. Diese ist einfacher und weniger verwickelt, als die übrigen grösseren Erzählungen, fällt auch mehr ins Weinerliche, als man an des Vfs. anderen Romanen gewohnt ist. Die tugendhafte Sibylle ist weicher, verliebter Natur; der Halbgott Bruno erweiset ihr viel Ehre, sie zu der Seinigen zu wählen. Der Hofrath ist ein Ungeheuer von Falschheit und Liederlichkeit. Der Elende ist des Daseyns nicht würdig; und kein Leser wird Hn. *Sch.* dafür danken, dass er, das ungerechte Schicksal spielend, nach Bruno's Tode, den verhassten Hofrath zum Gipfel seiner Wünsche gelangen lässt.

Zeugniss von der geübten Darstellungsgabe, aber auch von der Bitterkeit des Spottes, den der Vf in seiner Gewalt hat, giebt der eilfte Band. Dem Titel nach soll der Inhalt *Bagatellen* in sich fassen. Es werden wahrhaftig keine *Peccatula*, sondern die gröbsten *Peccata* gegen die Politik und Humanität vorgelegt, indem ein Theil des inconsequenten Heerzugs der Deutschen gegen die französischen Republikaner i. J. 1793, vor, bey und nach der Einnahme von Maynz, darin vorkommt. Das unbeschreibliche Elend des campirenden, fechtenden und verwundeten Soldaten; Noth, Drangsal und Verderbniss jeder Art, die der Krieg nothwendig und zufällig mit sich führt, stehen in leichten treffenden Farben da, und erschüttern unaufhörlich das an solche Greuel nicht gewöhnte Gemüth. Die vielen begangenen Missgriffe und Verkehrtheiten der Führer von beiden Seiten sind scheinbar nur flüchtig hingeworfen; doch drängen sich die gräslichsten Wahrheiten durch die Hülle hervor. Man fühlt, dass die ganze Schilderung das Werk eines Augenzeugen seyn müsse, der sich Anfangs zwar, als einziger Contingentsmann der patriotischen freyen Reichsstadt Eulenhausen, den Lesern zum Gelächter preisgiebt, im Verfolge aber, als erfahrner Lanzknecht, in seiner komischen Rolle nicht behaupten mag. Als Sachse, hat er die Tapferkeit und Treue seiner Landsleute gerechtfertigt.

Die vier letzten Bände gehören zusammen. Sie enthalten kleinere *Erzählungen* in 4 Theilen. Im ersten findet man: *Wie ich ward und was ich ward;* der Beschluss folgt im zweyten. Es sind die zum Theil sehr drolligen Begebenheiten eines armen Burschen, den das Schicksal zuerst ein wenig hart erzieht, und am Ende durch eine Frau glücklich macht, nachdem er, nicht ohne Scandal, von einer weiblichen Hand in die andere gegangen ist. Von dem *Appendix*, oder den kurzen Bemerkungen auf langwierigen Berufswegen, haben wir den versprochenen Beschluss nicht im zweyten Theile angetroffen. Der Vf. macht eine Reise von Hochkirch in der Oberlausitz durch Schlesien nach Polen. „Silesia erscheint, dem Nachbar gegenüber, wie Aspasie neben dem Cyniker, der aber wiegt dafür die Charis selbst im Schoosse. Die Polin ist die Glorie ihres Landes.

und der Entschädigungsengel für eine Unzahl von Entbehrungen." Die polnische Wirthschaft in ihrem Judenschmutze wird bis zur eckelhaftesten Anschauung aufgestellt. Der Vf. geht bis Danzig. Den 2ten Theil füllen, ausser dem Angeführten, der *Störenfried*, in welchem weibliche Neugierde und Phantasterey die Hauptrolle spielen; und der *Gallapfel*. Schade, dass auch in diesem ganz eigenthümlich erfundenen Mährchen so viel Indelicatesse vorherrscht. Die beiden kleinen Romane im 3ten Theile sind auf eine sonderbare Art entstanden. Eine literarische Gesellschaft schickte Hn. *Sch.*, um seine Geduld und seine Gewandtheit zu prüfen, zwölf Wörter zu, die er als Überschriften zu eben so vielen Capiteln einer Erzählung nehmen, und ein Ganzes daraus bilden sollte. Es waren Wörter, wie: Jahrmarkt, Kammerfenster, Podagra, Fledermaus u. dgl. Der Vf. war nicht zufrieden, eine Erzählung daraus zu verfertigen; er hat zwey niedliche, durchaus von Inhalt verschiedene Romänchen erfunden, worin jene zwölf Aufgaben als Überschriften und im Text angebracht sind. Sie heissen: *Gott lebet noch*, und: *Seele, was verzagst du doch?* Das erste wenigstens ist allenthalben vorlesbar. Unter den Erzählungen des 4ten Theils ist: *die Särge*, tragisch-zärtlichen Inhalts; die zweyte: *der böse Feind*, zeigt eine Julie auf, die wider ihre Neigung verheirathet, und durch einen verständigen Ehemann glücklich wird; den Beschluss macht ein *Nachtisch*, der aus meistentheils neuen, witzigen Anekdoten besteht, worunter folgende den schonungslosen Juvenal charakterisirt. „Eine alternde, putzsüchtige Schauspielerin fragte den Theaterdichter, welchen sie kurz vorher gröblich beleidigt hatte: Sagen Sie mir, was ist denn eine Xenie? Aus dem Stegreif erwiederte dieser:

Lustig flattert der Shawl in dem Arm der geschmückten Hermine;
Wollt' es die Mode, sie trüg' also das Hemd in der Hand."

Schonungslos nannten wir eben den Vf., und als solcher erscheint er in allen seinen Schriften. Feigenblätter malt er nicht gern; sanft sind seine Pinselstriche nicht. Er hatte sich nicht vorgenommen, ein Paradies voller Seligen, entzückt zum Himmel aufschwebende Engelchöre zu schildern. Sein Fach ist auf den niederen Erdenstaub, in den wunderlichen Geberdungen seines eitelen Zusammenschwellens, eingeschränkt. In dieser Region bewegt er sich frey; Einige sagen, zu frey, und Rec. mit ihnen. Um sich jeder Miene von Pedanterie zu enthalten, und seine Leser durch nichts als lebensvolle Darstellungen zu ergötzen, tritt er, der Schöpfer seiner Helden, ihrer Thaten und Unthaten, nie selbst zwischen ein, giebt nie Beyfall oder Missbilligung zu erkennen. Wie seine Personen ohne Moralität, so scheint er ohne Moral zu seyn. Der gereifte Leser von Erfahrung und Weltkenntniss macht seine Bemerkungen selbst, ohne dass ihm der Autor die nützlichen Lehren und gottseligen Gedanken vordictirt. Er hat nicht für unbärtige Jünglinge geschrieben. Um diese von der Berührung der magischen Tafeln abzuscheuchen, wünschte Rec. einen Talisman zu besitzen; der Vf. hat zum Anlocken mehr als genug gethan.

Eine Sonderbarkeit hat Rec. an ihm bemerkt, deren Anzeige nicht fehlen darf, damit man ihn nicht der Unachtsamkeit zeihe. Der Vf. geht manchmal aus dem ungebundenen Gange der Prosa heraus, und schreibt ganze Perioden und halbe Seiten fort in Jamben, ohne desswegen die Zeilen abzusetzen. Hie und da gewinnt die Diction dadurch an poetischer Form, oft scheint es bloss Laune zu seyn. Rec. hat einige solche Stellen gesammelt, und setzt sie, zugleich als Beyspiele der Schreibart des Hn. *Sch.*, her. „Schon freyte er seit Jahr und Tag vergebens um Gertruden. War's Folge der Verschmähung, war's Ahnung meiner Lage, genug, er kündigt mir das Capital. Mich wandelt die Verzweiflung an; Gertrude sieht den Harm, der mich verzehrt, sie lockt mir das Geständniss ab. — Mit einem Sprunge war er neben ihr, der Postknecht aber fuhr, des Sprunges unbewusst, im scharfen Trabe fort. — Genug, du stiehlst dich fort, schickst mir den schwarzen Caffee auf mein Zimmer, und siehst mich erst am Abend wieder. Der Abend ist des Ehstands Rose. Des Abends also schadet die Verdauung nicht? Bey mir wird ja des Mittags nur gegessen. Ah! schon ein Machtgebot! So will es, wer sein Wohlseyn liebt. Um zehn Uhr sag' ich dir die gute Nacht. Das ist zu früh. Zu spät vielmehr. Dann gehst du in dein Kämmerlein. Ein Stubenmädchen schläft bey dir. Ein Mädchen? Ey, wozu?" — So fällt er auch, mitten in der natürlichsten Prosa, ins Gewundene und Künstelnde. Z. B. „Francesco's Gestalt entsprach seinem Stande, und sein Gemüth der Abkunft von Roma's Thätern." Noch müssen wir, um unserer Pflicht völlig Genüge zu thun, anführen, dass wir, ungeachtet seiner übrigen Aufmerksamkeit auf Reinheit und Schönheit der Sprache, *Damis* st. Tamis, *krell* st. grell, *Küchelchen* st. Kügelchen, angetroffen haben. Auch schreibt er Schillern den Sprachfehler *umrungen*, st. umringt, nach. Bey aller seiner grossen Hochachtung für den berühmten Dichter, darf Rec. dieses nicht ungerügt lassen, da ihm dieser irrige Ausdruck schon in verschiedenen neueren Schriften aufgefallen ist. Die sündige Magdalena kommt häufig vor; Hr. *Sch.* nennt sie immer *Magdala*.

Wst.

Jena, gedruckt bey Karl Schlotter.

Monatsregister

vom

December 1811.

I. Verzeichniss der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Decembers.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Nachrichten u. Anzeigen.

